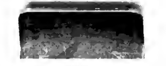

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



<36618247240014

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Vierter Jahrgang.

Monat Januar bis Juni.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1831.



Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Monat Januar bis Juni 1831.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 1. 1 Januar 1831.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

Von Dr. Hermes.

Mächtige Völker sind untergegangen, nachdem sie den Kreislauf ihrer geistigen Entwickelung vollendet hatten; blühende Reiche und Staaten sind gestürzt worden, sobald die Elemente der Lebenskraft verbraucht waren, die allein ihr Fortbestehen sichern konnten; aber davon, daß eine große in kräftigem Aufstreben begriffene Nation in dem Augenblicke, wo sie eine neue Stufe ihres politischen Lebens erreichen will, nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch kleinliche Unterhandlungen und unwürdige Intriken ihrer Selbstständigkeit beraubt und gleichsam durch einen bloßen Federstrich aus der Reihe der Völker ausgestrichen worden wäre, davon ist in der Geschichte der alten und neuen Zeit nur ein Beispiel bekannt — die Theilung und der Untergang von Polen.

Wenn wir unsern Blick auf die politischen Verhältnisse unseres Kontinents richten, so muß es uns auffallen, daß der europäische Osten, wie er seiner Lage nach Europa mit Asien verbindet, so auch in der Gestaltung seiner Oberfläche den Uebergang von dem einen Welttheile zu dem andern macht. Wie im benachbarten asiatischen Norden dehnen sich hier weite Flächen von der Ostsee bis zum schwarzen Meere und von der Oder bis zum Eismeere aus. Die höchste Erhebung dieses unermeßlichen Flächenraumes, der an Größe das ganze übrige Europa übertrifft, beträgt nirgend über 1000 Fuß; und wenn im Westen gewaltige Gebirgsmassen vielfache Abtheilungen des Bodens bilden, welche die Völker von einander sondern und jedem seine bestimmten Grenzen anweisen, so scheinen diese grenzlosen ununterbrochenen Flächen im Osten schon von der Natur dazu bestimmt, einem einzigen großen Volke zum Spielraum zu dienen.

Hier hatte in der ältesten Zeit das Weltreich der Ostgothen seinen Sitz. Schon damals waren slavische Stämme dem Scepter desselben unterworfen; aber erst, als die Kraft der Gothen durch die Hunnen gebrochen worden und als ihre kriegerischen Schaaren nach dem römischen Westen abgezogen waren, gelang es den Slaven eine selbstständige Macht zu begründen. Zwei große Völkerschaften saßen hier, nur durch die Wüsten geschieden, die gegenseitige Furcht oder Barbarei unangebaut ließ, neben einander; die Polen näher der europäischen, die Russen der asiatischen Grenze, beide jedoch in Sprache, Sitten und Verfassung in gleichem Maße dem Orient angehörig, aus dem sie später als alle anderen Völker der Westwelt nach Europa einwanderten.

Beide standen noch auf jener Stufe der Bildung, wo das Bewußtseyn des Menschen von jedem äußeren Eindruck beherrscht wird: Ihre Religion war der einfachste Naturdienst, ihre Verfassung — die aus den einfachsten Verhältnissen der Familie hervorgehende patriarchalische, nach welcher die Häupter der Stämme eben so unumschränkte Gewalt über ihre Angehörigen, als der Vater über seine Kinder, übten. Bei beiden Völkern war die große Masse leibeigen und willenlos den Geboten eines zahlreichen Adels unterworfen: nur zeigte sich ein bedeutender Unterschied, den wir als den Ausgangspunkt betrachten müssen, aus welchem sich der so verschiedene Nationalcharakter und die eben so verschiedene äußere Geschichte beider Völker entwickelte. Bei den Polen war der Adel frei, selbstständig, souverän, nur so weit es das gemeine Beste erforderte oder sein eigener Wille gestattete einem gemeinsamen Oberhaupte, dem König, unterthan; die Verfassung war daher, sobald man den Adel oder die freie Bevölkerung allein in Betracht zog, eine rein demokratische. In Rußland war der Adel eben so knechtisch, als ihm der leibeigene Bauer, der Willkür eines Fürsten unterworfen, vor dessen Befehlen jede andere Gewalt schwieg; und die Verfassung der Russen war daher ein durch die Aristokratie nicht gemildert, sondern nur dauernder begründeter und organisirter Despotismus.

Vorherrschende Sinnlichkeit war wie bei allen orientalischen Nationen die gemeinschaftliche Grundlage des Nationalcharakters der Polen, wie der Russen; aber während die Knechtschaft den russischen Adel feig, demüthig, kriechend und hinterlistig machte, wurde der polnische durch die Freiheit stolz, ehrenhaft, tapfer, übermüthig, herrisch und aufbrausend. Der russische Edelmann kannte kein höheres Glück, als durch unbedingte Hingebung sich die Gunst seines Herrn zu verdienen; der Pole strebte nach Ehre, Ruhm und Auszeichnung, und jeder Weg, der diese versprach, wurde mit Feuer verfolgt.

So wie durch diese verschiedenartige Ausbildung der Verfassung und des Nationalcharakters, so wurden bald beide Völker auch äußerlich durch Annahme einer verschiedenen Religion von einander entfernt. Der Unterschied zwischen den Völkern des Occidents und des Orients hatte schon in den ersten Jahrhunderten die Spaltung des Christenthums in die orientalische oder griechische und in die oc-

eidentalische oder lateinische Kirche veranlaßt; und als diechristliche Religion allmälig sich auch über den slavischen Osten verbreitete, traten die durch Lage und Gesinnung dem Occidente verwandten Polen der lateinischen, die dem barbarischen Orient treu gebliebenen Russen der griechischen Kirche bei; was zu einer Zeit, wo die Verbindungen der Völker nicht von politischen, sondern fast immer nur von religiösen Beziehungen ausgingen, zwischen beiden Völkerschaften eine unübersteigliche Scheidewand erheben mußte.

Der Verkehr, in welchen Rußland durch das Bekenntniß des griechischen Kultus mit Konstantinopel trat, trug, wo möglich, noch dazu bei, den dumpfen Aberglauben und die rohe Barbarei zu verstärken, zu dem das Christenthum in diesen Gegenden herabsank. Das byzantinische Kaiserthum hatte durch asiatischen Despotismus längst die letzten Funken griechischen Geistes erstickt; und indem der barbarische Glanz, der von der alten Größe allein zurückblieb, den rohen Völkern des slavischen Ostens als das Ideal irdischer Herrlichkeit erschien, mußte er sie für jedes höhere Streben, welches der Blick auf den Westen hätte erwecken können, unempfänglich machen. Den Polen wurden dagegen durch die nahe Berührung, in welche ihr Glaube sie mit Rom und dem lateinischen Abendlande versetzte, hundert Wege eröffnet, auf denen sie an dem Kampfe, der in dem westlichen Europa zwischen Licht und Finsterniß auszubrechen anfing, theilnehmen und sich der erwachenden Kultur und Civilisation ihrer gesitteteren Nachbarn anschließen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Humboldts neuester Reise. *)

1. Die mittelasiatischen Bergsysteme.

Die Vulkane sind wegen der beständigen Verbindung zwischen dem Innern des im Zustande der Flüssigkeit oder der Schmelzung begriffenen Erdballs und der feine gehärtete und oxidirte Oberfläche umgebenden Atmosphäre, worauf sie hinweisen, so wie wegen ihres unverkennbaren Zusammenhangs mit der Ursache der Steinsalzlager, mit den kleinen vulkanischen Kegeln (salses), die bei ihren Ausbrüchen Schlamm, Naphta, nicht-respirable Gase, manchmal sogar, aber nur auf kurze Zeit, Flammen, Rauch und Steine (bloes von sich speien, mit den Mineralquellen, den Erdbeben und der Emporhebung von Bergmassen — ein Gegenstand von so hoher Wichtigkeit in Bezug auf Alles, was die Beobachtung der Natur betrifft, daß sie nicht bloß den Geologen, sondern jeden Freund der Naturkunde im weitesten Sinn dieses Worts interessiren müssen. Nachdem Hr. Leopold von Buch in seinem großen Werk über die kanarischen Inseln die bald in isolirten Gruppen um einen Centralvulkan, bald in fortlaufenden Reihenfolgen vorkommende Lagerung der Vulkane mit ausgezeichnetem Talent beleuchtet hat; so mag freilich meine gegenwärtige Denkschrift, sofern es sich darin bloß um die lokalen vulkanischen Erscheinungen des mittlern Asiens und Südamerikas, und deren große Entfernung vom Meer handelt, worüber ich einige bis jetzt noch wenig bekannte Beobachtungen zu sammeln Gelegenheit hatte, von untergeordneter Bedeutung seyn; da man jedoch über die Beschaffenheit des geheimnißvollen Verkehrs der in Thätigkeit befindlichen Vulkane mit den benachbarten Meeren überhaupt noch so gar Wenig weiß, so macht ein Vulkan, dessen unerwartete Existenz in dem Innern eines Continents man erfährt, immerhin auch als lokales Phänomen auf mehrfaches Interesse Anspruch.

Auf der Reise, welche ich im Sommer 1829 mit meinen Freunden den HH. Ehrenberg und Gustav Rose in Nordasien bis über den Ob hinaus machte, brachte ich auf den Grenzen der chinesischen Dsungarei, zwischen den Forts Ust-Kamnogorsk, Buchtarminsk und Choni-mailach *) einem chinesischen Vorposten im Norden des Sees Dsaisang, auf der Kosakenlinie der kirgisischen Steppe **) und an den Küsten des kaspischen Meers gegen sieben Wochen zu. In den wichtigen Stapelörtern Semipolatinsk, Petropanlovski, Troitzkaia, Orenburg und Astrachan gab ich mir alle Mühe bei den vielgereisten Tataren — unter Tataren verstehe ich, wie die Russen, nicht die Mongolen, sondern Leute von der türkischen Familie, Bucharen und Taschkendi's — Erkundigungen nach den mittelasiatischen Ländern in ihrer Nähe einzuziehen. Reisen nach Thurfan, Achsu, Chotan, Jerkend und Kaschmir ***) sind sehr selten; desto häufiger die nach Kaschgar, nach dem Land zwischen dem Altai und dem nördlichen Abhang der himmlischen Gebirge (Thian-schan, Mussur oder Bokda oola), wo Tschuguitschak †), Korgos und Guldscha oder Kura, fünf Werste von den Ufern des Ili, sich befinden, nach dem Chanat Chochand, Buchara, Taschkend und Schersaves (Schehr-Sebs) im Süden von Samarkand. In Orenburg, wo man jedes Jahr Karawanen von mehreren tausend Kameelen anlangen, und die verschiedensten Völkerschaften auf dem Markthof repräsentirt sieht, hat Hr. von Gens, Vorstand der asiatischen Schule und der Kommission für Grenzstreitig-

*) Diese Denkschrift des berühmten Naturforschers beeilen wir uns unsern Lesern vollständig in die Hände zu geben; wie sie, von Klaproth mit Anmerkungen bereichert, in den „neuen Annalen der Reisen" am Schluß des vor. J. in Paris erschienen ist. Nach den wenigen Bruchstücken, die bis jetzt von der vielbesprochenen Reise nach Mittelasien — meist in Briefen an den französischen Akademiker Arago — ins Publikum gekommen waren, konnte man sich auf eine vielfache wissenschaftliche Ausbeute Rechnung machen. Diese Hoffnung geht jetzt in Erfüllung.

*) Im Kirgisischen heißt dieser Vorposten der Chinesen am Irtisch Koschtuba.

**) Eigentlich die Steppe der Chasaken oder Kaisaken.

***) Ich besitze mehrere Itinerarien aus diesen verschiedenen Ländern; sie werden eine ansehnliche Zugabe zu der kleinen Anzahl derjenigen bilden, welche durch die HH. Wolkov und Senkovski im Journal asiatique und durch Baron Meyrendorfs Reise von Orenburg nach Bochara bereits bekannt sind.

†) Auch Tschugtschu. In den offiziellen Schriften der Chinesen heißt die Stadt Tarbachatai und die Kirgisen der Nachbarschaft nennen sie Taschtawa. Es ist ein im J. 1767 unter dem Namen Suitsing Tsching errichteter chinesischer Grenzposten; die Stadt hat Wälle und die Behörden und Inspektoren der Grenze haben darin ihren Sitz. Die Besatzung besteht aus 1000 chinesischen und 1500 mandschu'schen und mongolischen Soldaten mit einem Kommandanten und mehreren Oberoffizieren und bildet eine Art Militärkolonie, indem sie das Land baut und das zu ihrem Unterhalt erforderliche Getreide selbst erzeugt. Die Mandschu's und Mongolen kommen vom Ili dahin und werden jedes Jahr abgelöst. (Klaproth.)

keiten mit den Kirgisen der kleinen Horde, seit zwanzig Jahren eine Masse wichtiger Materialien zur Geographie des innern Asiens gesammelt. Unter den zahlreichen Reisejournalen, welche Hr. von Gens mir mittheilte, las ich folgende Bemerkung: „Auf dem Weg von Semipolatinsk nach Jerkend, bei dem See Ala-kull *) oder Aladinghis, ein Wenig nordöstlich vom großen See Ballaschi, **) in welchen der Ili sich ergießt, sahen wir einen hohen Berg, der vormals Feuer gespien hat. Noch jetzt verursacht der Berg, der sich als eine Insel im See erhebt, heftige Stürme, welche die Karawanen sehr belästigen; deßwegen opfert man im Vorbeigehen dem alten Vulkan einige Schafe."

---

*) Das Wort Ala-kul oder lieber Alak-kul bezeichnet im Kirgisischen „scheckiger See." Die Kalmücken der Nachbarschaft nennen seinen östlichen Theil, welcher der größere ist, Alak-tugul, d. i. See des scheckigen Stiers; ein Berg, der aus dem See hervorragt, trennt diesen Theil von dem westlichen, welcher den kalmückischen Namen Schibartu cholai, d. i. kothiger Golf, trägt. Sonst hieß dieser See auch Gurghenoor, d. h. Brückensee. Ich fand ihn zuerst angezeigt auf der von dem Artilleriekapitän Iwan Unkovski $17^{22}/_{23}$ verfertigten Karte des Contaischalandes (Cungtaidzi bei den dshungarischen Kalmücken), wobei Angaben des Großcontaischa und anderer Kalmücken und Kosaken benützt sind. Der See ist darin richtig südlich vom Berg Tarbagatai gesetzt, führt den Namen Alak tugul und empfängt die Flüsse Kara-goi, Urer (?) und Imil; auch die warmen Quellen im Osten davon sind bezeichnet. Es ist falsch, wenn unsere Karten zwei durch einen oder mehrere Kanäle vereinigte Seen aus diesem See machen. (Klaproth.)

**) Danville nennt ihn Palcati-nor (Balchaschi-noor bedeutet im Kalmückschen einen ausgedehnten See, Klapr.), und Pansners Karte giebt ihm eine Länge von $1\frac{3}{4}$ Gr. An den Ufern des Irtisch hörte ich die asiatischen Kaufleute ihn Tengis nennen. Tengis heißt auf Türkisch Meer: aktenghis, weißes Meer. Voyage à Astrakhan von Graf J. Potozki 1829 Th. 1, S. 240. Klaproth, Memoires relatifs à l'Asie. Th. 1, S. 108; Ala tenghis mer bariolée.

(Schluß folgt.)

Litterarische Chronik.

Wallachische Volkslieder.

(Bruchstück aus einem Tagebuche.)

Das Studium der Volkspoesie entfaltet ein neues interessantes Blatt in der Charaktergeschichte eines Volkes. Denn sie ist es, welche uns die Nation von der idealen Seite kennen lehrt; sie ist das Echo der Naturklänge, die, durch den edlen Geist der höheren Poesie belebt, sich vielfach gestaltend und verklärend, ihren geheimen Zauber segnend ausströmen lassen. Wuk Stephanowicz hat durch seine serbischen Volkslieder die Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Europa erregt; manche Blicke wandten sich unwillkürlich nach dem düstern Norden, und bald überzeugte man sich, daß die heilige Flamme der Poesie auf schneebedeckten Felsen und unter einem ewig umwölkten Himmel nicht verglühe, sondern daß ihr Alles belebender Odem auch die schwermüthigen Herzen der Nordländer mit heiliger Gluth durchhauche. Noch mancher kostbare Edelstein liegt in den tiefen Schachten der karpathischen Urgebirge vergraben; noch manche duftende Blume blüht und verblüht auf den gesegneten Fluren der Bukowina ungesehen, unbeachtet, sehnsüchtig dem Augenblick entgegen harrend, da auch ihre Sonne sich heben und deren Strahl Blume und Stein mit leuchtenden Farben beglänzen wird.

Euch Allen, die, wie ich, durch diese Gegenden mit fühlendem Herzen gewandelt, möge diese Skizze eine freundliche Rückerinnerung seyn — denn eine Skizze ist es nur, ein kleiner Tropfen aus einer klaren, reichen Quelle. Doch ein Tropfen ist auch willkommen, wenn er aus solcher Quelle geschöpft wird.

Die wallachische Sprache, wie sie durch die ganze Bukowina gesprochen wird, ist eine Tochter der lateinischen. Der Umstand, daß die Wallachen sich der slavischen Buchstaben bedienen, erregte manche Zweifel an dieser Verwandtschaft der lateinischen und wallachischen Sprache; doch alle Gründe dieser Art ließen sich leicht widerlegen. Schon der Umstand, daß die Wallachen sich seit undenklichen Zeiten Rumeni und ihre Sprache lingua rumanesca benennen, und die auffallende Aehnlichkeit beider Sprachen scheint jeden Zweifel zu benehmen. Ueberdieß ist bekannt, daß die Moldau, zu der die Bukowina früher gehörte, und die Wallachei römische Kolonien waren. Die Verbindungen, in denen sie mit den Ungern, Illyriern, (von welchen sie die Schriftzeichen zu ihrem Gottesdienst entlehnten), Griechen und Türken standen, bereicherten ihre ursprünglich äußerst arme Sprache mit vielen neuen Ausdrücken. Durch Zartheit und Wohlklang ausgezeichnet, scheint sie zum Gesang geschaffen, und was die Süße und Weichheit anbelangt, kann sie fast der italienischen an die Seite gestellt werden. Das Volk fühlt es, und sehnt sich beständig nach Sang und Klang. Kaum erscheint ein neues Lied, so durchtönt es mit Blitzesschnelle das ganze gottgesegnete Land (Bogdama, wie die Wallachen es nennen), und dieselben Lieder, die bei der Begleitung der Guitarre von den glühenden Lippen einer reizenden Moldauerin sich ergießen, ertönen sehnsuchtsvoll bei den melancholisch-schmelzenden Hornakkorden in den niedern Hütten der Bauern, auf kahlen Felsenspitzen und öden Steppen, beim matten Scheine des aufsteigenden Halbmondes, oder verklingen im Rauschen nordischer Stürme. Die meisten dieser Lieder sind Erzeugnisse des romantisch-poetischen Geistes des gemeinen Volks, vor Allem der Hüter der Gestüte und Heerden. Unter freiem Himmel werden Lieder der Liebe gedichtet, und der Anblick majestätischer Naturscenen weckt den Funken der Poesie und facht ihn zur Flamme an. Wenn mit dem herannahenden Winter die Hirten mit den Heerden in die häuslichen Umzäunungen zurückkehren, bringen sie gewöhnlich einen reichen poetischen Schatz mit. Viele dieser Lieder verdanken ihren Ursprung der glühenden Phantasie geistreicher und gebildeter Bojarinnas; so ist das herrliche Lied Dzywa cjasu disparceri von der Fürstin P.... eines der schönsten Liebeslieder aller Sprachen. Liebesklagen sind der gewöhnliche Gegenstand ihrer Poesie; doch auch wichtige, auf seine politische Existenz Bezug habende Ereignisse begeistern den sangslustigen Wallachen mit dichterischem Feuer. So hat man manches schöne, kräftige Lied aus den Zeiten des Aufstandes des wallachischen Hospodars Brankowan, und das zarte, düstere Lied der fliehenden Hetäristen: Nuy, nuy, nuy nedesadi nuy kann als Seitenstück zu der himmlischen Hymne des Thessaliers Riga: *Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων* angesehen werden. Die höchst einfachen Melodien haben einen eigenthümlichen Reiz; sie bewegen sich meistens in Molltönen in einem feierlichen Rhythmus sehnsuchts- und empfindungsvoll. — Die Zinganer, diese Kinder Ostindiens, die ausgebreitetste Kaste der Hindu's, überall wuchernde Sprößlinge, die bald an den Ufern des Nils als Zauberer und Almi's, bald am Ganges als Seiltänzer und Bajaderen, bald in Egypten als Schlangenanbeter erscheinen, sind auch hier in überaus großer Anzahl. Die von ihnen selbst verfaßten Melodien tragen sie mit ungemeiner Geschicklichkeit und Empfindung vor. Der Name eines Angelo, Georgi und Suczawa ist weit und breit in der Bukowina bekannt. Die Instrumente, mit denen sie sich beim Absingen der Stanzen begleiten, sind Violinen, Papagenopfeifen und eine Art Guitarre, auf der sie mit einem Federkiel spielen. Sind Musik und Poesie die Grundakkorde in der Seele, die bei einzelnen Individuen wie bei ganzen Nationen in so mannichfaltigen Abwechselungen hervorströmen, so sollen wir auch diesen Tönen der Natur ein aufmerksames Ohr leihen; mit ihrer Hülfe sollen wir bis zur Quelle dringen, aus der sie so reich hervorsprudeln. Dieser Gesang, so einfach und monoton er erscheinen mag, ist stets als ein heiliger Naturhymnus zu betrachten. Fehlt auch dem Gesange des Nurdens die Gluth und Frische des Südens, so ist die Sehnsucht darnach um so rührender ausgesprochen.

Es war während eines kurzen Ausflugs nach den segenreichen Fluren der Moldau und Bukowina im Spätherbste des Jahres 1828, wo ich die gegenwärtige Skizze entwarf. Bis jetzt aber war ich noch nicht so glücklich, in das Land wieder zu gelangen.

Wie oft, wenn die Mondscheibe den Rücken schneebedeckter Karpathen

mit blassem Schimmer übergoß, horchte ich dem Liede eines einsamen Wanderers, der durch die öde Haide in der Stille der Nacht dahintrabte! Wie oft in dem dunkeln Schatten des düstern Eichenwaldes in T......, oder am wärmenden Feuerheerde in der Höhle einer Zinganenfamilie versenkte mich das geisterhafte Trillern einer alten Schvir in trübes Sinnen! Die schauerliche Erzählung des Griechen in der Cafferia zu Batuschan war von fernen, schwermüthig fallenden Guitarreakkorden begleitet.

Vermischte Nachrichten.

Das Jahr beginnt in Tübet, wie in China, mit dem Monat Februar, welcher der erste Frühlingsmonat ist. Während den drei ersten Tagen sind alle Geschäfte eingestellt, und man macht sich gegenseitig Verehrungen mit Thee, Wein, Früchten rc. Am zweiten Tag giebt der Dalailama in seinem Palast auf dem Berg Botala ein großes Gastmahl, zu welchem er alle tübetanischen und chinesischen Beamten einladet. Während des Mahls führen zehn buntgekleidete Gaukler, die mit Aexten und Hellebarden bewaffnet sind und Schellen an den Füßen haben, einen kriegerischen Tanz auf, dessen Bewegungen sich nach dem Ton von zehn Zimbeln richten, die von zehn Musikern geschlagen werden. Die Musiker haben die nämliche Tracht wie die Gaukler. Am folgenden Tag stellen die Bewohner der Provinz Djang allerlei Voltigirübungen an, wobei sie sich eines mehrere hundert Schuh langen Seils von Leder bedienen, das vom Tempel Botala bis an den Fuß des Gebirgs herabgeht. Auf diesem Seil klettern die Gaukler, die man voltigirende Geister nennt, mit einer außerordentlichen Behendigkeit, wie die Affen, auf und nieder. Auf der höchsten Höhe angelangt, thun sie einen hirschledernen Panzer um die Brust, strecken Arme und Füße von sich, und fahren mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit hinunter.

An einem bestimmten Tage versammeln sich die Lama's sämmtlicher Klöster in dem Tempel der Stadt H'Lassa, welche eine Stunde östlich von Botala liegt, und für den Mittelpunkt von Tübet gilt. Die ganze Priesterschaft begiebt sich hierauf zu dem Dalailama, welcher von einer Bühne herab das Gesetz auslegt. Die Tübetaner aus den entferntesten Gegenden strömen zu dieser Ceremonie herbei, und alle Straßen sind mit andächtigen Wanderern bedeckt. Diejenigen, welche dem Dalailama ihre Aufwartung machen, erscheinen mit Gold, Perlen und andern kostbaren Gegenständen auf dem Haupt, und bieten ihm dieselben knieend dar. Geruht er sie anzunehmen, so breitet er seinen Fächer aus, oder legt die Hand drei Mal auf das Haupt des Gläubigen, der, von dieser Gunst entzückt, sich glücklich preist, daß der Gott auf Erden ihn seiner Segnungen gewürdigt.

Am 15 des ersten Monats wird das Innere des Tempels zu H'Lassa mit unzähligen Lampen erleuchtet, die man auf mehreren Reihen von Platten herumstellt. Die Lampen sind sehr künstlich aus gekuetetem Mehl verfertigt, und mit Figuren von Menschen, Drachen, Schlangen, Vögeln rc. verziert. Die ganze Nacht, welche die Beleuchtung dauert, wird der Zustand des Himmels und der Atmosphäre aufmerksam beobachtet; man untersucht, ob das Licht der Lampen mehr oder weniger glänzend ist, und aus diesen Zeichen macht man sich die Rechnung auf ein fruchtbares oder unfruchtbares Jahr.

Drei Tage darauf wird über drei tausend Mann Musterung gehalten, die drei Mal den Tempel umziehen. So oft sie das südliche Ende des Tempels erreichen, werden Kanonen abgefeuert, in der Absicht, die Dämonen zu verjagen. Der Gebrauch der Artillerie ist in China weit älter, als man sich gewöhnlich vorstellt; die größten Geschütze in H'Lassa schreiben sich aus dem achten oder neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Am dreißigsten Tag des zweiten Monats feiert man ein eigenthümliches Fest, welches die Austreibung des Bösen heißt. Eine Person, die als Fürst der Dämonen figurirt, färbt sich die linke Wange weiß, die rechte schwarz, hängt ein Paar große, grüne Ringe in die Ohren, und tritt in diesem Aufzug vor den Lama, welcher den Dalailama repräsentirt. Er spricht zu ihm: „In den fünf geheimnißvollen Elementen giebt es keine Leere; Alle, so gefallen, können nicht gereinigt werden." Da der vorgebliche Dalailama diesen Satz leugnet, so sucht Jeder von ihnen die Wahrheit seiner Ansicht darzuthun; endlich entschließen sie sich, das Loos entscheiden zu lassen. Sie nehmen Würfel; der Dalailama wirft drei Mal sechs und der Fürst der Dämonen jedes Mal ein As; was nicht anders seyn kann, weil sein Würfel auf allen sechs Seiten bloß ein As, der des Dalailama dagegen immer die Zahl sechs hat. Der Dämon, bestürzt über seine Niederlage, ergreift die Flucht, und Priester und Volk verfolgen ihn mit Pfeilen, Flinten- und selbst Kanonenschüssen. Endlich gelingt es ihm, sich in eine Höhle zu verbergen, wo er für mehrere Monate Lebensmittel findet, und nicht eher hervorkommt, als bis er den ganzen Vorrath aufgezehrt hat. Diese Ceremonie geht um einen Tag einem nicht minder seltsamen Fest voraus, welches den ganzen dritten Monat dauert, und unserm Karneval entspricht. Man nennt es die Entdeckung des Schatzes, weil man bei dieser Gelegenheit die Reichthümer des Tempels zu H'Lassa und die verschiedenen Idole auf Botala zur Schau stellt. Die Lama's, als Engel, Teufel, Tiger, Leoparden rc. verkleidet, machen drei Mal die Runde um den Tempel; worauf sie vor dem Hauptgötzen stehen bleiben, ihn begrüßen und um ihn herumtanzen, indem sie ihm zu Ehren Lieder absingen.

*

Bekanntlich nimmt Schottland in wissenschaftlicher Beziehung einen hohen Rang in Europa ein; es besitzt besonders mehrere ausgezeichnete gelehrte Gesellschaften, die von Zeit zu Zeit ihre Forschungen durch den Druck bekannt machen. Als die wichtigsten dieser Vereine nennen wir: 1) die königl. Gesellschaft, gestiftet im Jahre 1779, und bestätigt durch einen königl. Freibrief vom Jahre 1783. Es sind von ihr bis jetzt 10 Bände in Quart erschienen; 2) die Gesellschaft für Alterthumskunde, gestiftet im Jahre 1780; ihre Memoiren 2½ Bände in Quart; 3) die wernerische Gesellschaft für Naturgeschichte, gestiftet im Jahre 1808; ihre Memoiren 10 Bände in Oktav; 4) die medicinisch-chirurgische Gesellschaft zu Edinburgh, gestiftet im Jahre 1821; ihre Memoiren 5 Bände in Oktav; 5) die hochländische Gesellschaft, gestiftet im Jahre 1784; ihre Memoiren 8 Bände in Oktav; 6) die caledonische Gesellschaft für Gartenbau; ihre Memoiren 8 Bände in Oktav.

*

Das Taubstummeninstitut zu Hartwell in Connecticut steht unter der Leitung von Thomas Gallandet, welcher neun Aufseher oder Lehrer unter sich hat. Es wurden seit Gründung der Anstalt 205 Zöglinge aufgenommen; 160 waren wieder ausgetreten und 145 befanden sich am 1 Mai v. J. noch daselbst. Von 279 Zöglingen kamen 116 taubstumm zur Welt, 155 verloren das Gehör durch Krankheiten oder Zufall, und von den übrigen wußte man die Ursache nicht. Jene 279 Zöglinge gehörten 247 Familien an, wovon 67 mehr als einen Taubstummen, 29 deren zwei, 4 deren drei, 7 deren vier, 4 deren fünf, 2 deren sechs und 1 deren sieben zählten. Die Direktoren kannten bloß zwei Beispiele, wo Vater und Mutter zugleich mit diesem Uebel behaftet waren. Ein Vater hatte zwei und ein anderer vier taubstummen Kindern das Leben gegeben. Die Kosten der Anstalt beliefen sich im Jahre 1829 auf 22,979 Doll. 57 Cents, und die Einnahmen auf 23,141 Doll. 85 C. Das Kostgeld ist 150 Doll. Im Jahre 1828 bewilligte der Staat Connecticut 1500 und im Jahre 1829 2000 Doll. Massachusetts giebt jährlich 6,500 Doll., und die Staaten Maine, New-Hampshire und Vermont liefern gleichfalls Beiträge.

*

Bei Gelegenheit des Gerüchtes von einer Kontrerevolution in Frankreich, welche von Hoolyrood aus eingeleitet werden sollte, und wobei ein Fräulein Bourmont, die sich auf der Insel Jersey befinde, zur Mittelsperson diene, bemerkt das englische Hofjournal, dieses Gerücht sey nicht ohne Wahrscheinlichkeit, da es dem Exkönig nicht an fremden Geldzuschüssen fehle. So habe derselbe vor Kurzem von einem großen nordischen Monarchen 180,000 und später wieder 80,000 Rubel erhalten. Auch lege sich Karl X jetzt wieder den Königstitel bei, und betrachte seine Abdankung, da die Bedingungen davon nicht angenommen worden, für ungültig; der Herzog von Angoulême hingegen spreche diesen Titel für sich oder den Herzog von Bordeaux an; diese verschiedenen Prätendentschaften veranlaßten kleine Familienzwiste u. s. w.

*

Die brasilische Regierung hat die Aufnahme neuer Klosterbrüder verboten, weil die Klostergüter nach dem Ableben der gegenwärtigen Besitzer dem Staat zufallen sollen. Um dieses Gesetz zu umgehen, lassen die Klöster Novizen aus Europa kommen; daher ein brasilischer Deputirter ein neues Gesetz vorgeschlagen hat, nach welchem jeder Mönch, der in Brasilien ausgeschifft wird, als eine Waare von 1000 harten Piastern an Werth angesehen, und einem Einfuhrzoll von 24 Proc. unterworfen werden soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 2. 2 Januar 1831.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung.)

In der That sehen wir während des ganzen Mittelalters in dem Zustande von Polen und dem der germanischen und romanischen Staaten keinen wesentlichen Unterschied. Ueberall befand sich die große Masse der Nationen in der tiefsten sittlichen Entwürdigung und in gleich drückender, geistiger wie politischer Sklaverei; alle politische Macht war in den Händen eines zahlreichen und kriegerischen Adels, alle geistige Bildung in den Händen der Geistlichkeit, die sich dem Volke durch ihren Beruf eben so sehr entfremdete als der Adel durch die Geburt. Aber während in dem übrigen Westeuropa zwischen diesen beiden herrschenden Ständen und den gehorchenden Leibeigenen ein dritter Stand sich erhob, der Stand der Bürger in den Städten, die bald dem Adel seine politische, so wie dem Klerus seine geistige Macht streitig machen, blieb der gesellschaftliche Zustand, der bei allen übrigen Völkern durch eine neue Ordnung der Dinge verdrängt wurde, in Polen permanent. Bei den Deutschen, wie in allen den Staaten, die durch sie auf den Trümmern des Römerreiches gegründet wurden, war die Freiheit der ursprüngliche Zustand, an dessen Stelle nur durch gewaltsame Unterdrückung Sklaverei gesetzt werden war; immer hatten sich hinter den Ringmauern der Städte, im wilden Gebirg oder in unzugänglichen Sümpfen noch einige Spuren der alten Freiheit erhalten, die nur der Ruhe und der Pflege bedurften, um sich schnell zu neuer Kraft zu entwickeln. In Polen dagegen war die Knechtschaft vor der Freiheit; Städte gab es in dem ganzen Lande nicht, außer den wenigen, die von fremden Ansiedlern gegründet wurden; und der Gebrauch, den der Adel von seiner Gewalt machte, ließ das Volk den von den Vätern her gewohnten Druck weniger hart empfinden.

Hunderttausend souveräne Herren hatten ein unermeßliches Gebiet unter sich vertheilt, in welchem Millionen Sklaven für sie arbeiteten und dagegen ihrerseits durch sie gegen fremde Unterdrücker beschützt, in ihren Bemühungen zur Verbesserung des Anbaus unterstützt, und im Falle der Noth ernährt wurden. Jeder dieser Herren achtete sich dem andern gleich, empfing von Niemand Befehle und waltete in seinem Bezirke nach Willkür. Alle zwei Jahre versammelten alle sich, wohlbewaffnet, zu Pferde, im freien Felde, um die Angelegenheiten des Reiches zu berathen und die Beschlüsse zu fassen, die dem Besten desselben am Dringlichsten wären. Da aber jeder dem andern gleich war und keiner von dem andern Befehle zu empfangen hatte, so war zu jedem Beschlusse der gefaßt werden sollte, vollkommene Einstimmigkeit erforderlich. Fand auch nur ein Einziger einen von allen andern gebilligten Beschluß seinen Interessen oder den Interessen des Ganzen nachtheilig, so hatte er das Recht, alle Verhandlungen der Versammlung ungültig zu machen, indem er nur zu erklären brauchte: nie pozwalam, ich will nicht. So wie dieses Wort ausgesprochen wurde, war die Versammlung aufgelöst; und da dieselbe erst nach einem Zwischenraume von zwei Jahren wieder gehalten werden durfte, so war bis dahin jeder Beschluß derselben ausgesetzt. So außerordentlich dieses Vorrecht auch bleibt, so war dasselbe doch weniger gefährlich, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte; denn wer hätte es gewagt, in einer Versammlung von hunderttausend Bewaffneten der allgemeinen Meinung zu widersprechen, wenn er nicht eines zahlreichen Anhanges gewiß war? Und in diesem Falle war es ohne Zweifel besser den Gang der Verhandlungen völlig aufzuheben, als die Gemüther durch Fortsetzung derselben noch mehr zu erhitzen, und es am Ende auf einen blutigen Kampf ankommen zu lassen, dessen Ausgang, wie das Glück sich auch gewandt haben möchte, für das Ganze immer gleich verderblich seyn mußte.

An der Spitze der Nation stand — durch die freie Wahl des versammelten Adels — ein König, der auf der Reichsversammlung den Vorsitz führte und außerhalb derselben, von einem Senate, dessen Mitglieder er aus dem Adel wählte, unterstützt, die Angelegenheiten des Reiches besorgte. Im Kriege führte er den Oberbefehl über das Heer, zu welchem auf das erste Aufgebot jeder Edelmann in Person zu stoßen verpflichtet war; im Frieden war seine Thätigkeit größtentheils auf die Ausübung des obersten Richteramtes beschränkt, indem er von Provinz zu Provinz reiste, um in allen Civil- und Criminalfällen, bei denen Edelleute betheiligt waren, Recht zu sprechen. Als Heinrich von Valois von den Polen zum König gewählt worden, klagte er, der von der Würde eines Fürsten freilich andere Vorstellungen hatte, unwillig: „Les Polonais n'ont fait de moi qu'un juge." So beschränkt indessen die Macht des Königs bei der unbegränzten Selbständigkeit des Adels auch erscheinen muß, so war mit derselben doch eine Prärogative verbunden, die es dem überlegenen Talente leicht machte, seine Gewalt so weit auszudehnen als Dieß mit der allgemeinen Freiheitsliebe nur immer sich vertrug.

Von uralten Zeiten waren der Krone weitläufige Gebietsstrecken als unveräußerliches Eigenthum zugetheilt, und es stand dem König frei, diese Güter nach Gutdünken zu verleihen, weßhald dieselben auch „das Brod der Wohlverdienten" genannt wurden; indem man voraussetzte, daß die Wahl des Fürsten nur auf Männer fallen könne, die sich durch ihre Verdienste dieser Auszeichnung würdig bewiesen hätten.

Wenn diese Macht auf der einen Seite dem Haupt des Staates hinreichende Mittel darbot, sich einen seiner erhabenen Stellung angemessenen Einfluß zu verschaffen, so war auf der andern Seite ein Mißbrauch, welcher der Freiheit hätte gefährlich werden können, nicht zu besorgen. Das ausgedehnteste Bestechungssystem konnte immer nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Nation angewendet werden; und bei dem ersten Schritte ungesetzlicher Gewalt war man daher sicher, daß hundert Stimmen sich erhoben, die Rache und Genugthnung verlangten. Auch war dieser Fall in den Gesetzen nicht vergessen. Sobald der gewöhnliche Rechtsweg nicht zureichte, eine Verletzung der Verfassung abzuwenden, war es die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes zu einem allgemeinen Aufstande aufzufordern. Die Edelleute jeder Provinz traten dann zu einem Bunde zusammen, welcher eine Konföderation hieß und von Stund an innerhalb der Grenzen seines Bezirks alle bürgerliche und militärische Gewalt in sich vereinigte. Die Konföderationen der verschiedenen Provinzen zusammen bildeten die Generalkonföderation, die in dem ganzen Reiche eine wahre Diktatur übte. Ihre Beschlüsse wurden nach Stimmenmehrheit gefaßt, und wer sich denselben widersetzte, wurde als Feind des Vaterlandes betrachtet. Jede andere obrigkeitliche Macht verstummte; und selbst der König war während der Dauer einer Generalkonföderation seiner Würde entkleidet. Nur bedurfte Alles, was durch eine Konföderation geschah, sofern es auch nach der Auflösung derselben gesetzliche Kraft behalten sollte, der Bestätigung einer regelmäßigen Reichsversammlung, damit der Grundsatz der Einstimmigkeit, welcher die Grundlage der ganzen polnischen Verfassung ausmachte, nicht außer Augen gesetzt würde.

Zu einer Zeit, wo die Bildung der europäischen Völker noch in ihrer Kindheit, wo die Bedürfnisse und Genüsse des geselligen Lebens noch so einfach waren, daß ein mäßiger Grundbesitz jede Anforderung befriedigte, besaß diese Verfassung Kraft genug, um das Reich, welches durch so lose Bande zusammengehalten wurde, allen Nachbarstaaten gefährlich zu machen. Von der Elbe und Saale bis an die Düna und unter die Mauern von Moskau waren die Waffen der Polen gefürchtet; und es konnte den Fürsten dieses stolzen Volkes kaum als Uebermuth gedeutet werden, wenn sie sich vermaßen, dem mächtigen Kaiser der Deutschen, den das ganze Abendland als Oberhaupt anerkannte, die Spitze zu bieten. Aber in den unaufhörlichen Kriegen, die damals alle Staaten des europäischen Westens zerrütteten, bildete sich eine Kriegskunst, der die rohe Tapferkeit des polnischen Adels nicht gewachsen blieb; diese leicht bewaffneten flüchtigen Reiterschaaren vermochten gegen die schweren Geschwader der von Kopf bis zu Fuß gepanzerten Ritter nicht das Feld zu behaupten; so gingen allmälig an die Deutschen die Ufer der Saale, der Elbe und zuletzt auch der Oder verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Humboldts neuester Reise.

(Schluß.)

1. Die mittelasiatischen Bergsysteme.

Die Nachricht von einem Vulkan, die aus dem Munde eines Tataren herrührte, welcher im Anfang dieses Jahrhunderts reiste, vielleicht aus dem Munde Seyfulla Seyfullin's, der sich seit dem Monat Dezember 1829 wieder in Semipolatinsk befindet, nachdem er mehrere Mal in Kaschgar und Jerkend gewesen, erweckte bei mir ein um so lebhafteres Interesse, als sie mich an die brennenden Vulkane des innern Asiens erinnerte, wovon wir den gelehrten Forschungen der HH. Abel Remusat und Klaproth in der chinesischen Literatur die erste Kunde verdanken; eine Kunde, die wegen der vom Meer entfernten Lage dieser Vulkane so viel Verwunderung veranlaßte. Kurz vor meiner Abreise von St. Petersburg erhielt ich durch die Gefälligkeit des Hrn. von Klosterman, kais. Polizeidirektors zu Semipolatinsk, nähere Aufschlüsse, die derselbe von Bucharen und Taschkendis hatte: „der Weg von Semipolatinsk nach Kuldscha beträgt 25 Tagreisen; man passirt die Berge Alaschan und Kondegatay, in der Steppe der Kirgisen der mittlern Horde, die Ufer des Sees Sawandkull, die Berge Tarbagatai in der Dsungarei, und den Fluß Emyl; ist man über diesen, so vereinigt sich die Straße mit der von Tschugultschak nach der Provinz am Ili. Von den Ufern des Emyl bis zum See Ala-kull sind es 60 Werst, und die Entfernung des Sees von Semipolatinsk schätzen die Tataren zu 155 Wersten. Er liegt rechts von der Straße; seine Ausdehnung ist 100 Werst von O nach W. Mitten in diesem See erhebt sich ein hoher Berg, Aral-tubé genannt. Von da bis zu dem chinesischen Posten zwischen dem kleinen See Janalasch-kull und dem Fluß Baratara, *) an dessen Ufern die Kalmücken lagern, rechnet man 35 Werste."

Vergleicht man das Reisejournal von Orenburg mit dem von Semipolatinsk, so bleibt kein Zweifel, daß der Berg, der nach der Ueberlieferung der Eingebornen, folglich in historischen Zeiten, Feuer gespien hat, die kegelförmige Insel Aral-tubé **) sey. Ist nun aber auch die Lage dieser Insel und ihre Beziehung zu den von den HH. Klaproth und Abel Remusat nicht aus europäischen Reisebeschreibungen, sondern mit Hülfe alter chinesischer Werke entdeckten Vulkanen im Norden und Süden des Gebirgs Thian-schan ausgemittelt, so dürfte es doch nicht unzweckmäßig seyn, eine Darstellung der Geographie jener Gegend beizufügen. Ja ich halte eine solche Darstellung für um so nothwendiger, als die bis jetzt erschienenen Kar-

---

*) Genauer Boro tala gol, d. h. der Fluß der grauen Ebene. Der Fluß läuft nicht von O nach W und ergießt sich nicht in den Alak tugul, wie Pansners Karte angiebt; sondern im Gegentheil er läuft von W nach O, und mündet in den Chaltar usik noor, auch Bulchatsi noor genannt. (Kl.)

**) Im türkisch-kirgisischen Dialekt Insel (toube), Hügel (aral). Im mongolisch-kalmückischen aral-noor Inseln-See; die Inselgruppe in der Wolga bei Jenotaievsk tabun-aral, die fünf Inseln. Die Chalchamongolen brauchen statt des reinmongolischen Wortes Oola, das türkische Wort dybe, um Bay zu bezeichnen. Vrgl. Klaproths kirgisisch-mongolisches Vokabularium in den Memoires relatifs à l'Asie Th. 3, S. 350 f.; Asia polyglotta S. 276 und Atlas S. XXX; Reisen des Grafen J. Potozki, Th. 1, S. 55.

ten in der Bestimmung der Lage der Bergketten und Seen in der Dsungarei und in dem Land der Uigurs von Bisch-Balik zwischen dem Tarbagatai, dem Ili und dem großen Thian-schan im Norden von Aksu so äußerst mangelhaft sind. In Erwartung von Klaproths trefflicher Karte von Mittelasien, welche den danville'schen Atlas ergänzen wird, verweise ich die Leser nicht auf die Karten von Arrowsmith, welche die Bergsysteme sehr schlecht zeigen, sondern auf die von Berthe 1829, Brué oder noch lieber auf die Klaproths in der „Asia polyglotta" und den „historischen Gemälden von Asien," vornehmlich aber auf die kleine Karte von Mittelasien in den Mémoires relatifs à l'Asie (Th. 2. S. 362.)

Der mittlere und innere Theil Asiens, der weder einen unermeßlichen Bergknäul noch ein fortgehendes Plateau darbietet, wird von O nach W von vier großen Bergsystemen durchschnitten, welche einen augenscheinlichen Einfluß auf die Bewegungen der Völker ausgeübt haben: sie sind der Altaï, der sich im Westen in den kirgisischen Bergen endigt; der Thian-schan, der Kuen-lün und der Himalaja. Zwischen dem Altai und dem Thian-schan trifft man die Dsungarei und das Thalbecken des Ili, zwischen dem Thian-schan und dem Kuen-lün die kleine oder vielmehr die hohe Bucharei oder Kaschgar, Jerkend, Chotan (oder Yü-thian), die große Wüste (Gobi oder Scha-mo), Thurfan, Chamil (Hamo) und Tangut, d. h. das nördliche Tangut der Chinesen nicht zu verwechseln mit Tübet oder Si-fan; endlich zwischen dem Kuen-lün und dem Himalaja das östliche und westliche Tübet mit H'Lassa und Ladak. Will man diese drei Plateaus zwischen dem Altai, Thian-schan, Kuen-lün und Himalaja durch drei Alpenseen andeuten, so kann man dazu den Balkaschi, Lop und Tengri (Terkirinor bei Danville) wählen; sie entsprechen den Plateau's der Dsungarei, Tanguts und Tübets.

Eine Sonntagsmesse im Schlosse der Tuilerien.

Kaum haben Karl X und sein Hof die Tuilerien verlassen, so dringen die frische Luft und das helle Licht der Publicität reinigend und beleuchtend in die geheimsten Kammern und Winkel des Schlosses, und lassen die Spuren erscheinen, welche der Geist der Räntesucht und der Heuchelei vergebens zu umhüllen versuchte. Man geht bereits in Paris damit um, eine Reihe von Skizzen dem Druck zu übergeben, worin die bedeutendsten Personen des Hofs und tausend sich täglich wiederholende Ereignisse mit so viel Genauigkeit, als mit Geist und Scharfsinn geschildert werden. Der Reihe nach sehen wir die höchsten Staatsbeamten auftreten, die Damen der vornehmen Gesellschaft, die Bischöfe, die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie u. s. w.; und gründlich genug lernen wir die ganze Reihe jener unersprießlichen Kleinigkeiten kennen, womit man das bodenlose Faß der Danaiden, die lange unendliche Zeit, zu füllen bemüht war. Der Verfasser hat im Innern der Tuilerien gelebt und war seit lange ein aufmerksamer Beobachter. Zur Probe aus seinem Werke giebt die Gazette littéraire die Schilderung einer Sonntagsmesse und der Aufführung eines Schauspiels im Schlosse der Tuilerien. Wir beschränken uns auf Mittheilung der ersteren, da unsere Leser bemerken werden, daß sie mit Beschreibung der Messe zugleich die einer Komödie erhalten.

An allen Ecken und zu allen Seiten der Kapelle saßen Damen. Sie erwarteten die königliche Familie und plauderten einstweilen, wie im Zwischenakt eines Schauspiels. So thaten auch die Männer. Man lachte, spazierte auf und ab und begrüßte sich. Vor dem Getöse war kein Wort zu verstehen. Die Musiker der Kapelle in ihrer vergitterten Loge oberhalb des Altars, der königlichen Tribune gegenüber, gaben vollends dieser Versammlung das weltlichste Gepräge, indem in gewaltigster Verwirrung der Töne die Einen ihre Gangstücke probirten, die Andern ihre Instrumente stimmten. Unter all diesen Leuten trieb sich der Obrist der Leibgarde, L......., mit der Miene eines Festgebers umher. Da von ihm die Vertheilung der Eintrittskarten ausgeht, so lächelten ihm die Damen beifällig zu; und Er, ein Notizenbuch in der Hand, spazierte von Einer zur Andern, labte sich an ihren Danksagungen und bemerkte sich die herkömmlichen Einladungen. Dieser ehrliche Mann galt damals für einen der Eifrigsten bei Tafel in der ganzen Hauptstadt. Sein Kopf ist klein, sein Körper lang und hager, sein weißes Haar trägt er glatt abgeschnitten, sein Mund hat Etwas von dem eines Windspiels. Wie bei den Personen im Theater Seraphin kommt sein Gesicht nur im Profil zum Vorschein. Wenn er grüßt, so überläßt er seine langen Arme ihrem natürlichen Gewicht, und Dieß giebt dann ihnen das Aussehen, als ob sie mit einem dünnen Faden an die Schultern angemacht seyen.

Man postirte vier Leibgardisten um den Altar; stellte zwei in die königliche Loge, und garnirte die Seiten umher mit diesen Statisten. Die beiden dienstthuenden Gardisten der Kapelle (gardes de la manche) schritten hinter einer spanischen Wand gravitätisch hervor. Ihre prachtvolle Tracht zog Aller Augen auf sich. Sie trugen ein weiß taffetnes Oberkleid, unter dessen reichen Stickereien einige goldene Sonnen, einige azurne Wappenschilde — mit silbernen Lilien und Fähnlein verschiedener Farben bedeckt — glänzend hervorstrahlten. Ein Hut a la Henri IV, eine steife grobfaltige Krause, seidene Strümpfe und Atlasschuhe vollendeten ihren Anzug. Ihre Waffen waren mit Sammt ausgeschlagene und mit goldenen Nägeln verzierte Hellebarden. In solchem Aufzuge schritten sie vorwärts, und nahmen Stellung auf zwei kleinen Maroquinkissen zu beiden Enden der königlichen Loge.

Nicht ohne Erstaunen erfuhr ich, daß einer dieser Herren in der Vorstadt St. Antoine das Handwerk eines Goldschlägers treibe. Eine Werkstätte im vierten Stock, eine Mütze von Seehundsfell, eine gemeine Sprache und eine Beischläferin, dieß Alles war bei ihm zum schönsten Ganzen vereinigt. An seiner Stelle hätte ich in meinem weißen Schleppmantel dafür gehalten, in der pomphsten Unbeweglichkeit eines ausgestopften Pfaus mein Leben in Zucht und Ordnung hinbringen zu müssen.

Diese Gardisten der Kapelle sind im Grunde ganz gewöhnliche Leibgardisten, die jedoch zur Erhöhung des Glanzes am königlichen Hofe ganz besonders angestellt werden. Dafür beziehen sie jährlich 2 — 500 Franken mehr als die Andern. Bis auf das Kopfschütteln sind ihre Geschäfte dieselben, wie die des steinernen Gastes im vorletzten Aufzuge des Don Juan.

Endlich nahte der große Augenblick, wo der König die Kapelle betreten sollte. Unser Obrist der Leibwache stand auf der Lauer. Plötzlich schritt er bis an das Geländer der königlichen Loge vor, beugte sich nach Außen, und die Hand auf die Stickerei des karmosinirten Sammets gestützt, rief er mit lauter Stimme: „der König!" Alsbald zerrissen die schneidenden Töne der Querpfeifen unser Ohr, und wild und seltsam wirbelten die blau bemalten Trommeln der hundert Schweizer. Ich glaubte mich unter einen Haufen Karaiben versetzt, der, zum Kampfe ziehend, auf Todtenknochen pfeift und auf ausgespannten Thierfellen raset und lärmt. Einer meiner Gefährten, gleichfalls ein Neuling, fragte mich, ob die Messe mit einem Bärentanz anfangen werde? Dieses Getrommel, nebst einem manchen andern nicht weniger tollen Gebrauche, soll sich noch aus den Zeiten Franz I herschreiben. Ich sehe wohl, man hat Nichts vergessen, selbst nicht die Zeiten der Autodafe's.

Der Hr. Dauphin trat mit großen Schritten in die Kapelle ein, und Dieß nöthigte ihn, zuweilen stille zu stehen und sich umzusehen. Einige Hofleute vermutheten, er habe Etwas zu bemerken oder ihnen irgend einen Befehl zu ertheilen, und näherten sich deßhalb Sr. königl. Hoheit; die Hoheit aber setzte sie in einige Verlegenheit, indem sie ohne Weiteres den Rücken ihnen zukehrte. Jetzt erschien der König, von zwei Kardinälen begleitet, die mit salbungsvoller Mischung von Ehrgeiz und Wohlwollen das Gefolge des Hrn. Dauphin begrüßten. Das Rauschen seidener Kleider verkündete die Ankunft der Prinzessinnen. Die Frau Dauphine nahm sich mit ihren mächtigen Federn stattlich aus. Sie warf der Versammlung einen Blick zu, worin das Gefühl ihrer Würde und die Festigkeit ihres Charakters sich aussprachen; doch wollten Andere Anderes darin bemerken. Der König nahm in Mitte der Loge zwischen ihr und dem Hrn. Dauphin Platz. Zur Rechten des Letzteren setzte sich die Frau Herzogin von Berry. Die Hofleute ordneten sich im Hintergrund der königlichen Familie. Ehe der König niederkniete, begrüßte er die Versammlung. Dieß that auch der Hr. Dauphin, doch mit weniger Geschicke, indem er den Kopf in die

Höhe reckte und etwas mit den Augen blinzelte; nach dieser Anstrengung fing er an, mit den beiden Fingern der rechten Hand sich im Gesicht zu trommeln. Die Frau Dauphine machte ihre Verbeugung mit ernster Miene und gesenktem Blick; die Herzogin von Berry lächelte, verneigte sich leicht und grüßte mit dem Fächer. Diese erhabenen Personen geruhten sodann, sich auf die Knie niederzulassen, und die Messe fing an.

Kaum mochte ich glauben, einem Gottesdienst beizuwohnen. Das waren Seufzer, Krümmungen und schmachtende Töne; man hätte meinen sollen, die heiligen Männer wären einer Ohnmacht nahe, was aber zum Glück nicht der Fall war. Ein junger Diakonus zeichnete sich durch seine gottesfürchtige Fuchsschwänzerei besonders aus: er schlug die Augen nieder, streckte den Hals aus, und verneigte sich wie eine Dame. Ohne sein pinselhaftes Gesicht hätte man die Tadellosigkeit seiner Sitten wohl in Zweifel ziehen mögen. Von dem dürren Priester an, der die Messe las, und mit seinen feurigen Augen, seiner weißen Inful, seinem goldenen Kreuz und seiner beweglichen Miene an irgend einen heidnischen Opferpriester erinnerte, bis auf die Chorknaben, die in farbigen Strümpfen und schweren Schuhen am Altar auf und nieder trabten, sprachen und murmelten diese kirchlichen Personen sämmtlich in etwas gemeinem Dialekt.

Ich stand am ersten Sitz vor der Gallerie zur rechten Seite. Hinter mir plauderten und äugelten zwei ziemlich hübsche, aber etwas bürgerhafte junge Mädchen. Die königliche Familie war ihnen noch nie zu Gesicht gekommen; sie sahen daher fortwährend auf sie hin, und drückten laut genug ihr Erstaunen und ihre Bewunderung aus: „Ei die schönen Diamanten! Die zierlichen Blumen! Die wundervollen Federn! Eben schnupft der König!“ Die Eine von ihnen stellt sich auf die Zehen, um den König schnupfen zu sehen; der König schnupft, und sie läßt sich wieder herunter mit so lautem Athemzug, daß das Echo schier vom Deckel der Tabaksdose widerhallte. Jetzt fing die Andere an: „Aber betrachte doch nur den Dauphin! es muß ihn irgendwo jucken. Sieh nur, wie er sich mit dem Leib am Geländer reibt! Warum er nur immer hin und her rutscht? Aha! jetzt fängt er an zu singen.“ „„Stille!““ sagte ich nun, dieses Geschwätzes müde, und sie wurden endlich still.

In diesem Augenblick ließen die Sänger der Kapelle eine so herrliche Hymne hören, daß ich ganz Ohr war. Dasselbe war bei den übrigen Anwesenden der Fall. Alles Geflüster hatte ein Ende. Jeder horchte entzückt auf, und alle Augen wandten sich nach dem goldenen Gitter hin, aus welchem die harmonischen Töne hervorquollen. Bei dem Entzücken, das aus den halb erhobenen Augen der Frauen sprach, schien es, als ob Engel über unsern Häuptern schwebten. Gleich meinen Nachbarinnen, war ich außer mir. Ich sah den Himmel offen, den Himmel, wie man ihn mit vierzehn Jahren sich malt: Blumenkränze schlangen sich hin und wieder durch die Wolken des Weihrauchs; Engel in glänzenden Gewändern spielten, auf goldenen Stühlen ruhend; am Ufer eines Baches, unter mächtigen Cedern, einen Palmenzweig oder eine Lilie in der Hand, gingen Jungfrauen auf und nieder, wie sie die heilige Liebe einem Raphael offenbart hat. Wie reizend mir in diesem Augenblick der katholische Gottesdienst erschien mit seinen Tönen, seinen Düften, seinen Bildern, seinen prachtvollen Gewändern!

Der Gesang schwieg, und urplötzlich fiel ich aus diesem Himmel herab. Die weltlichen Blicke meiner Nachbarinnen wurden so dringend, daß ich endlich meine Stellung veränderte, und hierdurch Gelegenheit bekam, die Herren in der königlichen Loge etwas schärfer in's Auge zu fassen.

Vor allen Andern bemerkte ich den Nuncius des sehr heiligen Vaters; ich sah ihn, und seine violetten Strümpfe, seine einwärts gekehrten Füße, seine etwas glotzigen Augen, worin jedoch ein volles Maß priesterlicher Umsicht sich abspiegelte. Er war umringt von einigen ausgetrockneten, trübseligen Gestalten mit tief gerunzelten Stirnen. Darunter befanden sich einige Militärpersonen, die sich überzeugt hatten, daß es ohne die Hülfe des Sakristans um ihre Beförderung geschehen sey; sie hielten dicke schwere Gebetbücher in der Hand.

Hr. von Damas-Crux, auf den Teppich niedergekniet, die Hände gefaltet und auf einen Stuhl gestützt, bewegte den Kopf in der Art der hölzernen Chinesen, die man bei den Theehändlern sieht, und murmelte lateinische Worte, die er wie heiße Erbsen zwischen den Zähnen herumwarf. Drei Hofleute, in glänzenden Kleidern, betrachteten ihn mit kaltem unverwandtem Blick.

Der kleine Kardinal von la Fare hatte hinter der Dauphine Platz genommen, und drehte sein scharlachrothes Gesicht, mit dem ganzen Ausdruck seiner schmeichlerischen Leutseligkeit, dann und wann nach dem König hin. Er hat graue Augen, gebogene Nase und etwas verschränkte Beine, womit er ganz keck auftritt.

Der Großalmosenier, in seinen seidenen Mantel gehüllt, warf die Lippen auf, und hielt sein steifbackenes Gesicht in der unbeweglichsten Ruhe.

Ihm zur Seite murmelte ein Kanonikus von Saint-Denis vor sich hin. Er sah blaß aus, hatte Hängbacken und Dachsbeine. Da er für seinen Jammer über der Asche todter Könige bezahlt wird, so schien er erstaunt, sich in Gegenwart eines lebenden Königs und außerhalb jener engen Gewölbe seiner gothischen Kirche zu befinden.

Nicht weit von der Eingangsthüre zur königlichen Loge standen Hr. von Villèle und der Marschall Lauriston. Der Letztere stellte den Mund, als ob er ein Stückchen pfeifen wolle, und klopfte sich von Zeit zu Zeit auf den Bauch. Man hat lange Abhandlungen geschrieben, um uns von den Verdiensten dieses ergötzlichen Gesellen zu überzeugen; in Wahrheit aber ist er nicht besonders geistvoll, und ein lebendiges Beispiel, wie viel das Schicksal zu Gunsten der Mittelmäßigkeit thun kann.

Ueber die Rolle, die Hr. v. Villèle gespielt, ehe er Abgeordneter und Minister geworden, möge man von mir keine Auskunft verlangen. Unter den Anhängern der Kaiserregierung hat man ihn, so viel ich weiß, niemals bemerkt, und die Republikaner vom alten Felsen, wie groß auch ihre Neigung für ausgezeichnet häßliche Gestalten seyn mochte, sind wohl nie in Versuchung gekommen, ihm die Sorge für ihre Angelegenheiten zu übertragen.

Unwissend und halsstarrig, ein herzloser Redner und ein würdeloser Staatsmann, brachte ihn erst die Restauration zu Ehren. Ein unruhig beweglicher Geist malt sich beständig in seinen Zügen, welchen noch die lange Nase, die verkniffenen Schweinsaugen und die gallichtgelbe Gesichtsfarbe den entschiedenen Ausdruck der Tücke und Hinterlist verleihen. In seiner Bewegung ist er so einförmig als im näselnden Ton seiner Rede. Er hält den Körper gerade, den Kopf gesenkt, und schreitet hastig und nachdenklich einher. Wenn er, während seiner Ministerschaft, durch den Saal der Garden ging, warf er ihnen von unten rechts und links einige lauernde Blicke zu. Sie sagten ihm nach, daß er den Teufel, den er aus der Hölle gestohlen, auf den Schultern trage, und sich darum fürchte, von ihnen bemerkt zu werden. Schon der Anblick seiner Züge giebt den Auserwählten des Jesuitismus zu erkennen, den Verfechter der gegenrevolutionären Ideen, den schlechten Bürger; kurz den Mann, dessen Sturz der lebhafteste Wunsch eines ganzen Volks werden mußte. Und dennoch hat sich dieser Minister dem Krieg gegen Spanien widersetzt, und die Reduktion der Rente in Vorschlag gebracht; so wahr ist es, daß es dem Menschen so wenig gegeben ist, die äußersten Gränzen des Unsinns, wie die der Vollkommenheit zu erreichen.

Notiz.

Nach Berichten eines Reisenden kommt die im Plane gewesene Brücke welche Venedig mit dem festen Lande verbinden sollte, nicht zu Stande. Die Schwierigkeiten scheinen unüberwindlich befunden worden zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 3. 3 Januar 1831.

Aus Humboldts neuester Reise.

2. Das System des Altai.

Der Altai umgiebt die Quellen des Irtisch und des Jenisei oder Kem; im Osten heißt er Tangnu, zwischen den Seen Kossogol (Kusukul) und Baikal sayanisches Gebirg, weiterhin wird er zum hohen Kentai und zum daurischen Gebirg, endlich im Nordost schließt er sich an den Jablonnoi-chrebet (Aepfelberg), an den Chingchan und an die Aldanketten an, die sich längs dem Meer von Ochotsk hinziehen. Die mittlere Breite seiner Verlängerung von Osten nach Westen fällt zwischen 50 und 51° 30′. Ueber die Geographie des nordöstlichen Theils dieses Systems zwischen dem Baikal und den Städten Yakutsk und Ochotsk können wir von den Talenten und dem Eifer des Dr. Erman, der diese Gegenden durchreiste, mit Nächstem befriedigende Aufschlüsse erwarten. Der eigentliche Altai erstreckt sich kaum über einen Raum von sieben Längengraden; aber wir begreifen unter dem Namen System des Altai *) alle die Gebirge im höchsten Norden, welche die große Masse der Hochländer des innern Asiens umschließen, einmal weil die einfachen Namen sich leichter dem Gedächtniß einprä-

*) Hiezu von Klaproth aus der großen Kais. Geographie von China folgende Beigabe:

Beschreibung der Provinz Tarbagatai. Der Berg Altai liegt im NO der Stadt Tarbagatai (Tschugutschak); er beginnt mit dem Berg Bibsi dabahn in der Statthalterschaft Tschin si fu (oder Barkul), geht an dem Kurtu dabahn (dieser ist 100 [?] Li nordwestlich von dem Gurbi dabahn und bildet mit ihm eine Kette; der Chara Ertsis [Irtisch] entspringt an seinem westlichen Abhang) vorbei und windet sich dann schlangenförmig weiter. Seine östlichen Firsten sind die höchsten und steilsten. Er ist die Krone aller Berge der Nordprovinz (d. h. der Provinz im Norden des Thian-schan oder himmlischen Bergs). Im Osten dieser Kette befindet sich das alte Land der Chalcha, im Westen das der Dsungar. Im J. 1755 wurde ein Mandarin hingeschickt, um den Geistern des Gebirgs zu opfern. Dieser Brauch wird seitdem jedes Jahr wiederholt.

Beschreibung des Landes der Chalcha. „Der Berg Altai ist der Kin-schan der Alten (im Chinesischen Goldberg); er liegt im Norden des Flusses Tes und verbreitet sich über einen Raum von 2000 Li. Er ist so hoch, daß er an die Milchstraße stößt, und daß der auf seinen Gipfeln aufgehäufte Schnee selbst im Sommer nicht schmilzt. Er ist das ansehnlichste von allen Gebirgen im NW. Sein höchster Gipfel ist im NW des Sees Ubsa-noor. Mehrere Arme, darunter vier Hauptarme, lösen sich von ihm ab. Der eine geht gerade gegen N, längs dem Lauf des Ertsis, in das russische Reich hinein; der nordöstliche nördlich am Fluß Tes hin 1000 Li weit; der dritte welcher sich mit dem Berg Tangnu-oola verzweigt, läuft Anfangs östlich, dehnt sich aber dann in nordöstlicher Richtung bis zu dem nördlichen Abhang des Chang-gai und im Norden bis zu der Selengaa aus; mehr als 100 Li südlich entsendet er einen Zweig, der sich nachher auch nach O kehrt, Ulan gom oola heißt, und im N den See Kirghis-noor umgiebt; im SO ist der Berkinak kotei oola, und im O der Berg Angghi oola (auf den Karten Ungghu oola); seinem südlichen Abhang entströmt der Fluß Kunggbgol, seinem nordöstlichen der Uchai-gol; noch nördlicher ist der Berg Malaga oola, an dessen östlichem Fuß die Quellen des Bourgassutai gol (gol im Mongolischen Fluß) sind. Im NO sind die hohen Gebirge, deren südlicher Abhang den Flüssen, woraus der Chara gol entsteht, das Daseyn giebt. Die Kette geht hierauf nordöstlich, erreicht den nördlichen Abhang des Changgai und folgt den Flüssen Chatun-gol und Tamir. Ein andrer Arm des Altai richtet sich südlich und macht ununterbrochen verschiedene Schwenkungen. Von seinem westlichen Abhang ergießen sich die Flüsse Narin-gol, Churtsin-gol, Chalioolu-gol, Kest-gol, Bordsi-gol, Chaba-gol, Kiran-gol, Chara Ertsis-gol und Cho Ertsis-gol, von seinem östlichen Abhang der Kargira gol und Chobsu-gol. Der Gebirgszug dreht sich nun ostwärts; hier ergießen sich von seinem nördlichen Abhang der Bujantu-gol, von seinem südlichen Abhang der Bula Tsinggbil-gol und der Dschaltai-gol (auf den Karten Arktai-gol). Im O ist der Schwanz des Bergs Altai (auf den mandschu'schen Karten Altai alin dube; dube der Schwanz, der äußerste Punkt einer Sache); im SO der Taischiri Oola. Weiter südöstlich zerfällt das Gebirg in zwei Arme, welche sich gleich zwei schwarzen Wolkenlinien um die Sandwüste legen. Der östliche Arm heißt Kuk sirk oola und reicht nordöstlich bis zum Bayan oola; der südliche Duté dabahn, dann Butai oola, wo an seinem westlichen Fuß die Quelle des Tugurik-gol, weiter gegen SO Burkan oola und Chongor abdirgan oola; seine Höhen laufen noch einige tausend Li fort, und durchschneiden die Sandwüste, wo sie den Namen Arban choyor batscha chada (die zwölf Felsen von Datscha) führen; noch weiter gegen SO ist der Gurban saitan oola, gegen S der Nom chon oola und wieder gegen SO der Urgalhen oola. Die Kette endigt mit dem Berg Kuk Chararung oola. Im Süden des Theils der Kette, welcher Chong gor abdirgan oola genannt wird, sind die Berge Kuitabené oola, Baichongor oola und Dschalatu oola, welche an den Jtatu oola stoßen; 80 Li südlich von dem letztern rückt der Thian schan von Westen in verschiedenen Abbeugungen gegen SO vor, und tritt mehr als 1000 Li in die Sandsteppe hinein. Im O der Kette ist noch der Berg Chorgoru oola, der mit dem Segun Chaldschan oola zusammenhängt; dieser erstreckt sich 200 Li nördlich bis an den Kuk Chararung oola. Mehr südlich kreuzen alle diese Berge die Sandsteppe und

gen, und dann weil der Altai den Europäern wegen seines Reichthums an edeln Metallen, indem er einr jährliche Ausbeute von 70,000 Mark Silber und 1900 Mark Gold liefert, am Besten bekannt ist. Der Altai, im Türkischen und Mongolischen so viel als Goldberg (alta - in, *) oola) ist übrigens keine Bergkrttr, dir ein Land abscheidrt, wie der Himalaya, der das Plateau von Tübet begrenzt und nur gegen den Indus hin, wo das Land virl niedrer liegt als auf der andern Seite, sich jäh abdacht; die Ebenen um den See Dsaisang und zumal die Steppen um den See Balkaschi erheben sich sicherlich nicht über 300 Klaster über den Meeresspiegel.

Ich vermeide es absichtlich, bei den Nachweisungen, dir ich im W und S des Altai, in der Stadt Zmeinogorsk, in Ridderski und Syrianovski gesammelt habe, mich des Namens „kleiner Altai" **) zu bedienen — eines Namens, der den asiatischen und russischen Bewohnern jener Landschaften fremd ist, mit welchem aber die Geographie die mächtigen Gebirgsmassen zwischen drm Narym, den Quellen der Buchtorma, der Tschuia, dem See Teletskoi, der Bia, dem Schlangenberg und dem Irtisch oberhalb Ust-kamenogorsk, somit das Gebiet des russischen Sibiriens zwischen 79 und 86° Län. ö. Par. und zwischen 49° 30′ und 52° 30′ Br. bezeichnen; dieser kleinr Altai, an dessen äußerster Grenze, drm sogenannten Vorgebirg Kolywano-Woskresensk, man Granit, Porphyr, trachytisches Gestrin und edle Metalle findrt, ist wahrscheinlich in Bezug auf Ausdehnung und absolute Höhe weit beträchtlicher als der große Altai, dessen Lagr und Existenz als Schneegebirg beinahe noch problematisch sind. Arrowsmith und mehrere neuere Geographen, die den von ihm willkürlich gewählten Maßstab zur Richtschnur nehmen, verstehrn unter dem großen Altai eine imaginärr Fortsetzung des Thian-schan, dir sich im O nach Chamil (Hami), einem berühmten Rebenland, und nach der Mandschustadt Barkul (Ischin-si-fu) verlängert und im NO zu den östlichen Quellen des Jenisei und dem Berg Tangnu. Durch die Richtung der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Orchon und des Aral-noor, eines Steppensees ***), so wir durch dir unglückliche Gewohnheit überall hohe Bergketten zu bemerken, wo Wassersysteme sich trennen, wurdr dieser Irrthum verursacht. Will man auf unsern Karten einen großen Altaï beibehalten, so muß man diesen Namen einer Folge von Bergen beilegen, die eine geradr entgegengesetzte Richtung, †) nämlich von NW nach SO, haben, und zwischen dem rechten User des obern Irtisch, und dem Jek-Aral-noor oder dem See der großen Insel, unsern Gobdo Choto, liegen.

(Schluß folgt.)

---

vereinigen sich in der Kette Gardschan (chinesisch In schan) 500 Li nördlich von der Krümmung des Huang ho, der dort das Land Ordos umgiebt." Man sieht, daß die Chinesen, indem sie die Richtung des großen Altai von NW nach SO anzeigen, ihn beinahe mit dem Thian schan zusammen treffen lassen.

*) in ist die Form des Genitivus bei den Mongolen. Vrgl. Klaproths Mémoires relatifs à l'Asie. Th. 2 S. 582.

**) Lebeburs Reise. Th. 1 S. 271. Th. 2. S. 114.

***) In Gobdo-choto, in der Nähe von Tschunguugan sch. einem Buddhatempel.

†) Parallel mit der Kette des Changai, welche sich zwischen dem Jek-Aral-noor der Dsungarei und dem mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge Tangnu hinzieht und sich südöstlich nach der alten mongolischen Stadt Kara Chorum wendet. Klaproths Asia polyglotta S. 146. (Hiezu fügt Klaproth selbst Folgendes: „Der Berg Changai oola liegt im N der Quelle des Orchon, 1000 Li rechts von der Stadt Ning hia in Schensi und 500 nordwestlich von Unggbin muren. Seine Gipfel haben eine sehr ansehnliche Höhe. Die Kette, ein Ast des von NW kommenden Altai, reicht im O bis zu den Flüssen Orchon und Tula und deren Zuflüssen und wird der Kente von Chinggan. Von diesem Aste trennt sich im W ein Zweig unter dem Namen Kuku Dabahn; derselbe umgiebt die obere Selengga und alle ihre Zuflüsse, die in ihnen entspringen und verlängert sich 1000 Li in das russische Gebiet. Der Orchon, der Tamir und ihre Zuflüsse entspringen gleichfalls in dieser Kette und vermuthlich ist sie identisch mit dem Gebirg, welches die alten Chinesen Yan schen schan nannten."

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung.)

Im Westen zurückgedrängt, wandtr Polen seine Kraft um so ernstlicher nach dem weniger wehrhaften Osten; und nach manchen blutigen Kämpfen und verheerenden Kriegszügen wurden im 15 Jahrhundert nach einander die ausgedehnten Provinzen Rothrußland, Lithauen und Preußen mit der polnischen Krone vereinigt. Aber während man auf diese Wrise den äußern Umfang und dir Macht des Rriches vermehrte, entwickelten sich zugleich auch dir Keime, aus denen allmälig sein Verfall und Untergang hervorgehen sollte. An die Stelle der allgemeinen Reichsversammlungen traten jetzt, da dirselbrn durch dir weite Ausdehnung der Grenzrn immer schwieriger wurden, dir Versammlungen der Landboten oder der Abgeordneten der verschiedenen Provinzen; und nur in srltenen wichtigen Fällen wurde noch der gesammte Adel zu einer allgemeinen Versammlung einberufen. Auf dem Reichstage des Jahres 1467, auf welchem sich zum ersten Male die Abgeordneten der Provinzen versammelten, kam die Ordnung auf, die seitdem ohne wesentliche Veränderungrn bis zu dem Ausgange der Freiheit Polens fortbestanden hat. Der Grundsatz der Einstimmigkeit, drr auf den allgemeinen Versammlungen gehandhabt wurdr, galt auch hier; und man bedachte nicht, daß derselbe jetzt eine völlig verschiedene Bedeutung annehmen mußte. So lange der Einzelnr nur in seinem eigenen Namen oder in dem seiner Familie sprach, hütetr er sich wohl, durch unüberlegten Widerspruch den Haß und die Verwünschung der Nation auf sich zu laden; anders war Dieß, sobald er als Abgeordnrter riner zahlreichen Partei, riner ganzen Provinz auftrat. Diese gab ihren Repräsentanten bestimmte Vollmachten, von denrn jene nicht abwrichen durften, wenn sie nicht auf der nächstrn Provinzialversammlung den Tod fürchten wollten; so geschah es, daß die Reichstage nicht sowohl dir Interessen des Ganzen, als die der einzelnen Provinzen repräsentirten; und mehr als einmal wurden die unbilligsten Forderungen durchgesetzt, weil einzelne Abgeordnete die Gewährung derselben zu der Bedingung machten, unter der sie den übrigen Beschlüssen der Versammlung ihre Zustimmung gaben. Zwar fehlte es nicht an rinsichtsvollen Vaterlandsfreunden, welche dir nachtheiligen Folgen eines solchen Zustandes der Dingr erkannten; doch vermochten ihre Vorstellun-

gen Nichts über die eifersüchtige Freiheitsliebe der Menge, die in der Einstimmigkeit das sicherste Bollwerk ihrer Rechte sah.

Ungeachtet der absoluten Gleichheit, die unter allen Mitgliedern des Adelstandes herrschte, hatten im Verlaufe der Zeit einzelne Familien, theils durch weise Sparsamkeit, theils durch die Gunst des Hofes oder durch die Anknüpfung von Verwandtschaften einen Reichthum und eine Macht erworben, die sie über die Mehrzahl der übrigen um so höher erhoben, als diese durch die fortgesetzte Theilung und Zersplitterung ihres Vermögens zum Theil zu der drückendsten Armuth herabsanken. Während einige Großen unermeßliche Schätze anhäuften und auf ihren Schlössern ein Heer von Bedienten und tausende von bewaffneten Söldnern unterhielten, sah der adelige Besitzer eines kleinen Bauernhofes sich genöthigt, mit eigenen Händen das Feld zu bestellen und das ganze Jahr hindurch die außerordentlichsten Entbehrungen zu ertragen, um bei den Versammlungen seines Standes in anständiger Tracht zu Pferde erscheinen zu können; das Einzige, was diesen niederen Adel den ersten Familien des Reiches gleich stellte, war das liberum veto. Die Stimme des geringsten Edelmannes war, sobald er allein das Recht besaß, sich den Beschlüssen der ganzen Versammlung zu widersetzen, von gleicher Wichtigkeit mit jener des reichsten Starosten — wie die Inhaber der Krondomänen genannt wurden — und bei mehr als einer Gelegenheit vereitelte die Hartnäckigkeit eines armen Landedelmannes die feinsten Intriken, welche die großen Herren anspannen.

Alle Nachtheile, die nothwendig mit einer so eigenthümlichen Verfassung zusammenhingen, wurden weniger fühlbar, so lange die Königswürde in dem durch seine Talente so sehr, als durch seine Macht und seinen Namen ausgezeichneten Hause der Jagellonen blieb. Der Einfluß, den dieses Fürstenhaus besaß, war so groß, daß das Wahlrecht, nach welchem der polnische Adel das Haupt des Staates ernannte, allmälig ganz zu erlöschen drohte, als der Stamm, der unter den außerordentlichsten Beschränkungen sein Ansehen dennoch von Jahr zu Jahr zu erweitern gewußt hatte, erlosch. Das Jahr 1573, in welchem Polen durch den Tod des letzten Jagellonen seine Wahlfreiheit zurückerhielt, bezeichnet den Anfang der Periode, während welcher dieses Reich von seiner alten Größe zu immer tieferer Ohnmacht und endlich zu der zügellosesten Anarchie herabsank. Unter der Regierung Stephan Bathory's, den langwierige Kriege abhielten, in den Provinzen das Richteramt zu üben, wurden zuerst jene großen Tribunale errichtet, die seitdem statt des Fürsten das Recht verwalteten und alle fünfzehn Monate durch Wahl erneut wurden. An dieser Wahl nahm der gesammte Adel des Königreiches Theil; und der ärmste Edelmann konnte, sobald er zum Deputirten bei dem Tribunale seiner Provinz ernannt worden, für die Dauer desselben nicht bloß der Gleiche, sondern auch der Vorgesetzte des mächtigsten Großen werden. Unter demselben Fürsten wurden nach dem Vorgange der Nachbarstaaten die ersten stehenden Heere eingeführt, das eine für das Königreich Polen, ein anderes für das in seiner Verwaltung von Polen getrennte Großherzogthum Litthauen; aber der Befehl über diese Kriegsmacht wurde nicht dem König, sondern zwei Kronfeldherren anvertraut, die der König, nachdem er sie einmal erwählt hatte, nicht wieder absetzen durfte. Und um jeder Gefahr, die dennoch von dieser Seite vielleicht für die Freiheit hätte erwachsen können, zum Voraus zu begegnen, beschloß man den Sold dieser Truppen nicht einmal für allemal durch eine bestimmte Anweisung zu sichern, sondern bei jedem Reichstag aufs Neue von der Bewilligung der Abgeordneten abhängen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Französische Humoristen.

Moeurs politiques au XIXme siecle par Alexis Dumesnil. 2 Voll. Paris, Achille Desauge 1830.

La fin du monde, Histoire des tems presens et des choses à venir, par Rey-Dusseuil. Paris, Eugene Renduel 1830.

Wenn wir von französischem Humor sprechen, so verstehen wir darunter nicht jene fantastische Olla potrida, welche man in Deutschland so nennt. Bis zu diesen grillenhaften Spielen der Phantasie hat es der französische Romanticismus noch nicht gebracht und wird es wahrscheinlich so bald nicht soweit bringen, vielleicht weil den Franzosen unser poetischer Geist fehlt, vielleicht auch, weil sie ein öffentliches Leben besitzen, das allein ihrem Dichten und Trachten eine mehr praktische Richtung giebt. Was überdieß nicht eben beiträgt, die Franzosen zu starken Humoristen in unserm Sinn zu machen, ist die gleichmäßige Durchdrungenheit von gewissen Ideen der Zeit, welche in Frankreich herrscht; die Charaktere erhalten dadurch eine zu allgemeine Form, und das individuelle Gepräge geht ihnen verloren; wo aber der Dichter in der Wirklichkeit keine Zerrbilder vorfindet, geräth er nicht leicht in Versuchung, sie poetisch zu produciren. Jenes Heer von Raufbolden, Marquis, Roués, Kupplern und Lakaien, welches Paris vor der Revolution mit seltsamen Gestalten bevölkerte, ist nicht mehr und hat einer Bevölkerung von ehrbaren, gewerbsamen und tapfern Bürgern Platz gemacht, die meist ziemlich vernünftige Leute und somit ein unergiebiger Stoff für die Einbildungskraft sind. Gewiß war Voltaire ein ausgezeichneter Humorist, gewiß war es Diderot, wenn er auch Nichts geschrieben hätte, als Rameau's Neffen, wenn anders Schriftsteller, welchen geistreicher Spott, feiner Scherz und überraschender Witz in hohem Grade zu Gebot stehen, in jene Kategorie gesetzt werden dürfen, und nicht einmal ein Element des Humors, das wir so gerne als ein deutsches Erbstück betrachten, das Gemüth, möchten wir ihnen, zum Mindesten dem Letztern von ihnen, absprechen. Es ist überhaupt ein lächerliches Paraderon, die Franzosen hätten kein Gemüth! Eine Nation, wo Hunderttausende hinter dem Leichenwagen eines einfachen Bürgers in ernster Rührung herziehen, wo dem Wort Freiheit eine so mächtige Kraft inwohnt, daß es nur ausgesprochen zu werden braucht, um Millionen zu den Waffen zu rufen, wo eines geachteten Mannes Rede hinreicht, der ungestümsten Volksbewegung Ruhe zu gebieten — eine solche Nation wäre gemüthlos?! Ihre Erregbarkeit zur Begeisterung beurkundet ihre Gemüthlichkeit. Nur sind sie allerdings nicht vorzugsweise gemüthlich, denn das Herz läuft nicht gleich mit dem Kopf davon, wie es anderswo den Gemüthlichen zu ergehen pflegt.

Alle Schriftstellerei bekommt ihren Impuls von der Gesellschaft, die des einsamen Denkers, der die Resultate seiner mühsamen Forschungen wenigen vertrauten Freunden mittheilt, wie die des dramatischen Dichters, der sich unmittelbar an das Volk wendet und in seinem Beifall die höchste Belohnung findet. Wo daher auf das Haus die Gesellschaft sich beschränkt, wird die Schriftstellerei mehr Familienstücke, wo sie sich in den Staat erweitert, mehr Nationalstücke liefern. Betrachten wir das wissenschaftliche Leben in Frankreich und in Deutschland, so sehen wir gleich diesen Unterschied. Wer bekümmert sich bei uns um die Arbeiten unserer gelehrten Gesellschaften und Akademien? Es sind lauter Privatangelegenheiten, woran nur die Familie der Gelehrten Theil nimmt; das große Publikum ist ausgeschlossen oder schließt sich selbst aus; jene Dinge gehen es Nichts an; es versteht die Sprache nicht, worin sie verhandelt werden und verspürt auch wenig Lust, dieselbe zu erlernen. Ganz anders bei den Franzosen: hier giebt es keine Frage in Wissenschaft und Kunst, welche nicht vor das Forum der öffentlichen Meinung gebracht und vor demselben der vielseitigsten Kritik unterworfen wird. Auf diese Weise hat sich denn auch die französische Nation jene allgemeine Urtheilsfähigkeit angebildet, wodurch sie zur Ehre der Hegemonie unter den civilisirten Nationen der Welt berechtigt wird. Sind auch die Elementarunterrichtsgegenstände unter der Masse der Engländer und Deutschen mehr verbreitet, als unter den Franzosen, so haben diese

vor beiden das Humanitätsgefühl und die Charakterwürde voraus, welche die schönste Frucht eines Staatssystems sind, worin dem Volk ein größerer Antheil an der Berathung der öffentlichen Interessen eingeräumt ist; eine Frucht, die nicht geerntet werden kann, solange die Mündigkeitserklärung des Volkes nicht erfolgt. Darum muß aber auch Alles, was in Frankreich in irgend einer Gattung zu Tage gefördert wird, mehr oder weniger eine politische Farbe an sich tragen. Dieser politische Anstrich ist ohne Zweifel der Hervorbringung reiner Kunstformen in Werken der Einbildungskraft nachtheilig; die indeß bei einer so lebendigen Nation auch nicht ausbleiben werden, wenn die Zeit ihren Gährungsprozeß ein Mal bis auf einen gewissen Grad durchgemacht haben wird. Dagegen findet der Humorist und Satiriker in einer so beengten Periode vielfache Anregung.

Wir haben zwei Werke zur Vergleichung gewählt, welche die verschiedenen Seiten des jetzigen Frankreichs so ziemlich vollständig repräsentiren. Alexis Dumesnil, Anhänger der alten Dynastie, also des regressiven Systems, ist dabei ein zu ehrlicher Mann, als daß er gegen die Fehler seiner Partei blind wäre. Während er daher das in mancher Hinsicht schwankende Benehmen der Liberalen rügt, während er die Tugend Moreau's und Georg Cadoudal's preist, neigt er sich doch wieder vor der Charaktergröße Lafayette's, spricht er mit Entzücken von dem Geist Barrères, erkennt er an, daß bei den Jakobinern oft die besten Eigenschaften mit der unbarmherzigsten Politik sich vereinigten, verweilt er mit Liebe bei so manchen Zügen von Herzensgüte in dem Privatleben Napoleons. Kurz, es geht ihm, wie so Vielen seiner Partei, sein Herz hängt noch an alten Erinnerungen, und er hält sich selbst noch für den Mann der alten Zeit; während, ohne daß er sich Dessen selbst bewußt wird, sein Geist ihn bereits mitten in die Bahn der Bewegung hineingerissen hat. Nach den Julustagen fallen ihm die Schuppen von den Augen, und er gesteht es in einem Anhange zu seinem Werke, daß er künftig ganz dem neuen Frankreich angehört. Durch diese doppelte Richtung in Alexis Dumesnil's Kopf und Herz, die ihn gleichsam im Schweben zwischen den beiden entgegengesetzten Parteien erhält, bekommen seine Charakterschilderungen einen Ausdruck von Unbefangenheit und Wahrheit, der überall unwillkürlich hervorbricht. So gewinnt seine Negativität, seine Ironie, sein Unmuth, sein Spott ein sehr positives, synthetisches Resultat.

Mehr auf der Antithese dagegen bleibt Rey-Dussenil stehen; er hat nicht die tief-historische Auffassung von Jenem, welcher eine ganze Zeit malt; aber er ist ein interessanter Skizzenzeichner. Ein Magistrat mit der dreifarbigen Leibbinde, der unter Ludwig Philipp mit demselben Eifer verurtheilt, wie unter Karl X; ein Bonapartist, dem Napoleon über einen Gott geht, der sich aber zufrieden giebt, wenn man ihn nur anstellt; ein Kämpfer aus den Julustagen, dieß Mal kein Handwerker, mit nackten Armen und dem Mund voll grober Flüche, sondern ein Stutzer mit der Reitpeitsche von dem Boulevard de Gand, der seine Freunde bittet, sie möchten vergessen, daß sie ihn im Feuer gesehen, weil man ihn sonst für einen Faktionsmann halten könnte; ein junger Doktrinär, neugebackener Staatsrath, Meister in der Kunst, eine historische Thatsache zu zergliedern, eine Idee durch das Streckwalzwerk zu treiben, einen Begriff zu handhaben, bis ins Unendliche zu zertheilen, zu beweisen, daß die Dinge so hätten kommen müssen, weil sie so gekommen seyen, d. h. ein Prophet der Vergangenheit, der aber aus Bescheidenheit seinen Einfluß in der Gegenwart nicht geltend macht, und es verschmäht, mit seiner idealen Rede in die Wirklichkeit herab zu steigen; ein Saint-Simonist, der in dem artigen Koncertsaal der Straße Taitbout vor einer Versammlung predigt, in der man die naive Glaubenseinfalt des jungen Neophyten, die träumerische Kontemplation des Eremiten, den wilden Trotz des Märtyrers, die stille Sammlung des Betbruders, die verständige Kühnheit des politischen Bekehrers bemerkt und nur eine gewisse christliche Tugend, Demuth genannt, vermißt; ein Nationalgardist, eine Art konstitutioneller Janitschar, in dessen Gesicht der Kampf zwischen martialischem Ernst und natürlicher Gutherzigkeit sich spiegelt, und der bei jeder Gelegenheit aus allen Kräften ruft: wir haben genug Freiheit, wir brauchen Ordnung; diese und andere Personen werden uns von Rey-Dussenil in passenden Gruppirungen gezeigt. Wir begleiten ihn dann auf einem Ausflug durch Europa. In Italien findet er unter andern Namen dieselben Parteien, die er in seinem Vaterland zurückgelassen hat: Klubisten, Freunde der Ordnung, Republikaner die Fülle, ein Paar Saint-Simonisten und einen halben Doktrinär; von Spanien scheidet er wieder, da Valdez an der Spitze seiner Vierhundert einem Pöbel die Freiheit schenken will, der sie nicht will. In England langweilt er sich eine Woche; er begiebt sich nach den preußischen Rheinprovinzen; hier macht man Napoleon's aus Stroh, und führt sie im Triumph umher; er mag diesen Unfug nicht länger ansehen und durchreist Sachsen, Hessen, Würtemberg, Bayern; überall hört er von den Einwohnern die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Anhänglichkeit an eine Ordnung der Dinge, die sie gern (?) umstürzen möchten; denn, fügt er hinzu, les peuples sont aussi hypocritiques que les rois. Seit drei Wochen lebt er ruhig in Wien; er glaubt sich in einem irdischen Paradiese und beginnt mit dem Absolutismus sich zu versöhnen, als eines Morgens ein sechs Fuß hoher Unger bei ihm eintritt und ihm artig den Befehl der Polizei ankündigt, das Land zu räumen; man hatte ihn Abends zuvor mit einem des Liberalismus verdächtigen Studenten plaudern gesehen. In der Verzweiflung reist er nach Rußland; aber er kommt nur bis an die Grenze und wird zurückgewiesen, da man seinen Paß nicht in der Ordnung findet. Indessen nimmt ihn ein Officier bei Seite und sagt zu ihm: „Soyez tranquille, cela ne durera pas longtems; nous comptons avant peu sur le cholera morbus et sur un changement de dynastie.“ So unterhält der Verfasser seine Leser auf wirklich mitunter sehr launige Weise. Sein Zweck ist, wie er in der Vorrede zu erkennen giebt, die Literatur der Politik zu Hülfe zu rufen.

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich hat sich in einem fremder Militärzucht unterworfenen Lande eine Thatsache ereignet, die bereits ihre Früchte getragen hat.

Der Prinz Generalissimus, von einem Adjutanten begleitet, reitet unerwartet an einem Wachtposten hin, der sogleich ins Gewehr tritt. „Wo ist der Officier?“ fragte er. Dieser eilt mit einem Papier in der Hand herbei. „Warum sind Sie nicht auf Ihrem Posten?“ „Prinz, ich war in einem Laden, Schreibmaterial zu dem nöthigen Rapport zu kaufen.“ „Wie, Sie wollen noch räsonniren; man züchtige ihn mit Ruthenstreichen.“ „Ich bin Edelmann, Prinz, man kann mich nicht schlagen; man wird nicht.“ „Das soll sich gleich zeigen.“ Der junge Mann, kürzlich von der göttinger Universität zurück, wo er mit Auszeichnung seinen Studien obgelegen, wird entkleidet und schmählich gegeißelt. Sich sträubend, sinkt er unter den heftigsten Konvulsionen zu Boden. „Es thut Nichts,“ rief der Prinz; „er ist noch verzärtelt, haut zu!“ Doch das Volk sammelt sich bei diesem gehässigen Schauspiele. Sein Murren und der stets wachsende Andrang drohen Gefahr. Der Begleiter sagt ihm leise einige Worte ins Ohr, und im Galopp sprengen sie durch die Menge zum Palaste. Dort von innern Vorwürfen aufgeregt, sendet der Fürst seinen Kammerdiener, sich nach dem Zustande des Mißhandelten zu erkundigen. Dieser kehrt zurück, ohne die Wahrheit gestehen zu wollen. „Rede, Spitzbube, wie hast Du ihn gefunden?“ „Sehr leidend, E. k. H.“ „Man schicke ihm meinen Arzt.“ Bei seiner Rückkunft von Fragen gedrängt, bestätiget der Arzt des Ersteren Aeußerung. „Sehr leidend, E. k. H.“ „Aber Was heißt Das, sehr leidend, vielleicht einige Tage zu Bette?“ „Er hat nicht zwei Stunden mehr zu leben, E. k. H.“ Der Prinz setzt sich sogleich zu Pferde, und von einem zahlreichen Gefolge begleitet, eilt er selbst an des Kranken Bette. Er verschwendet Entschuldigungen und bietet jede Genugthuung an, im Voraus bereit, sie zu bewilligen. „Alles, was ich verlange,“ antwortete der junge Mann, „ist, daß Sie mich von Ihrer Gegenwart befreien und ruhig sterben lassen.“ Einige Minuten später hatte er aufgehört zu leben. Der Courrier français erzählt diese Anekdote.

•

Auf die zehntausend Mann, welche das englische Ministerium auszuheben beabsichtigt, will man nicht das gewöhnliche Militärsystem anwenden. Die Uniform soll blau seyn, ohne weitere Verzierung als drei starke weiße Federn auf der Mütze, damit man die Leute bei Nacht besser bemerke. Eine goldene Tresse vorn auf dem Rock und auf den Aufschlägen wird die Officiere unterscheiden. Artilleriestücke werden einen Theil der Bewaffnung der neuen Mannschaft ausmachen. Es scheint, man wolle in England Etwas wie eine Nationalgarde einführen; da Dieß aber ein französisches Institut ist, so scheut man sich dem Kind gleich den rechten Namen zu geben, und so sind diese zehntausend Mann wahrscheinlich nur ein Versuch, der eine Veränderung des gesammten Militärsystems vorbereiten soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 4. 4 Januar 1831.

Kaukasien. *)

1. Ansicht von Georgien. Russische Eroberung.

Georgien, oder (wie die Russen und mit ihnen die Eingebornen selbst es nennen) Grusien ist eine große, reiche und mit den herrlichsten Naturgeschenken gesegnete Ebene, die ohne viele Mühe spendet, was zum Bedürfniß und zum frohen Lebensgenuß gehört. Die schöne Witterung fängt früh an, und dauert bis in den November. Die Mandeln blühen schon im Februar, die Granaten im Juni und die Pfirschen, Pflaumen, Feigen, Kirschen und Aprikosen fangen im Mai an zu reifen. Wird die Erde gehörig gewässert, so bringt sie alle Arten von Getraide, Früchten und Gartengewächsen in Ueberfluß hervor. Das Brod kann man nirgend besser und wohlfeiler, das Obst nirgend reifer und köstlicher finden. Keine europäische Gegend erzeugt schmackhaftere Aepfel und Birnen, keine asiatische herrlichere Granaten. Die Weinreben wachsen wild am Boden hin, oder ranken sich an den Bäumen hinauf, und tragen ohne die geringste Wartung und Pflege die schönsten Trauben, so daß wenige Stöcke bisweilen eine ganze Familie ein Jahr lang mit Wein versorgen. Kurz auf der ganzen Erde giebt es vielleicht kein Land, wo es sich so angenehm leben läßt, als in Georgien. Kein Land (Hellas etwa ausgenommen) war aber auch von alten Zeiten her durch seltsame Sagen und Erzählungen, in ein heiliges Dunkel und den Schleier der Wunder gehüllte Mythen, berühmter, als Georgien, das alte Iberien, Kolchis **) 2c. 2c. Hieher that Jason, der Anführer der Argonauten, seinen ersten abenteuerlichen Heldenzug, um das goldene Vließ zu erobern. Hier war das Vaterland der Medea; hier war es, wo Prometheus zur Strafe, daß er das Feuer vom Himmel entwendet hatte, vom Jupiter an den Kaukasus (Elbrus) geschmiedet wurde. Man wird also hier ganz in die Welt der altgriechischen Mythologie, in das Zauberland der Feerei versetzt, und wandelt beinahe überall auf klassischem Boden.

Die ersten Versuche der Beherrscher Rußlands, in Georgien festen Fuß zu fassen, geschahen im Jahr 1586, da Feodor Iwanowitsch einen Agenten hinsandte, welcher den Beherrscher Kachetiens bestimmte, Rußlands Oberherrschaft statt der persischen anzuerkennen, wogegen dieser das — freilich nicht erfüllte — Versprechen erhielt, gegen alle fremde Einfälle beschützt zu werden. Schach Abas der Große von Persien schien Nichts dawider zu haben. Dieses Schutzbündniß wurde im J. 1620 unter dem Zaar Michael Feodorowitsch und im J. 1752 von dem kartalinischen Zaar Teymurab und dessen Sohne Heraklius mit der Kaiserin Elisabeth erneuert. In dem Türkenkriege von 1769 bis 1774 zog das erste russische Kriegsheer unter dem Grafen Totleben dahin. Im J. 1783, nach der Eroberung der Krim, erwachte zuerst das ernstliche Bestreben, sich des Kaukasus und der an demselben liegenden Länder zu bemächtigen, und der Zaar Heraklius von Georgien, welcher sich dem persischen Joche längst gern entzogen hätte, kam Rußlands Wünschen entgegen. Am 24 Juli 1783 ward zu Georgiewsk in der Statthalterschaft Kaukasien ein neuer vom Zaar Heraklius nachgesuchter Unterwerfungstraktat unterzeichnet, nach welchem er sich unter russischen Schutz begab, worauf die Kaiserin Katharina II zum andern Mal Truppen einrücken ließ. Persien dachte nicht eher als im J. 1795 daran, diesen Abfall zu rächen. Es brach deßhalb ein Krieg mit dieser Macht aus, und im J. 1796 erfolgte der dritte Heereszug der Russen unter dem Grafen Valerian Subow nach Georgien, um das Land kräftig

*) Vrgl. Tableau historique, géographique, ethnographique, et politique du Caucase et de ses provinces limitrophes entre la Russie et la Perse, par M. Klaproth. Paris et Leipsic 1827.

**) Die Eingebornen nennen den westlichen Theil des Landes Kartweli (das Kartalinien der Europäer), den östl. Theil aber Kacheti. Bei den Persern und andern Orientalen heißt es Gurdshistan (Land des Kur), Gurgistan und Gurdschi, woraus die Russen Grusien gemacht haben. Die Armenier nennen es Urastan oder Wrastan. Alle diese Namen aber kennen die Einwohner selbst nicht. Man theilt es in Ober- und Unter-Iberien. Ober-Iberien zerfällt a) in Kartalinien, b) in Kachetien. Unter-Iberien enthält a) Imiretien (Imirette) b) Mingrelien, c) Gurien. Ober-Iberien grenzt gegen Norden an das Hochgebirge des Kaukasus, wodurch es von Tscherkassen geschieden wird, gegen Osten an Dagestan und Schirwan, gegen Süden an Persisch- und Türkisch-Armenien, gegen Westen an Türkisch-Iberien und Imiretien, ist über 1500 Quadr. Meilen groß und enthält gegen 550,000 Einwohner. Unter-Iberien hingegen grenzt nördlich an kaukasische Gebirgsvölker, östlich an Grusien oder Ober-Iberien, südlich an türkische Provinzen, und westlich an das schwarze Meer. Zu Unter-Iberien gehört auch die Landschaft Achalzich, welche die Russen in dem vorigen Kriege zuletzt von den Türken erobert haben; wo, obgleich die Einwohner beinahe alle Mohammedaner sind, ein griechischer Bischof und eine kathol. Mission sich befinden. Die ganze Provinz enthält etwa 800 Q. M. mit 220,000 Einwohnern.

gegen die Perser zu vertheidigen. Katharinens Tod im Herbst 1796 unterbrach den Krieg eine Zeit lang, und die russische Armee verließ nach einigen errungenen Vortheilen diese Gegenden. Aber die Perser und innere Unruhen tobten nunmehr desto ärger in denselben, bis der Sohn des im J. 1798 verstorbenen Heraklius, Zaar Georg XIII, die Regierung ganz zu Gunsten Rußlands niederlegte und Georgien dem Kaiser Paul übergab, nach dessen Tod Alexander I es förmlich durch seine Truppen in Besitz nehmen, und die Provinzial-Verfassung darin einführen ließ, wobei jedoch auf alte Gesetze, Sitten und Einrichtungen, so wie bei Besetzung der Aemter und Gerichtsstühle besonders auf die Rechte der eingebornen Fürsten und des Adels Rücksicht genommen ward.

Seit dieser Zeit ist Georgien eine russische Provinz. Da es aber so viel als Nichts hieß, darüber zu herrschen, wenn man nicht auch in den Besitz der Länder rechts und links bis ans kaspische und schwarze Meer kam; so wurde ungesäumt zur Eroberung Dagestans, Schirwans und des Chanats Karabags geschritten. Der Krieg mit der Pforte gab Veranlassung, die Festungen am schwarzen Meere wegzunehmen, welche auch nicht, wie doch im Friedensschlusse von 1813 stipulirt war, wieder zurückgegeben wurden. In dem letzten Kriege kam nun die Eroberung der Festungen Anapa und Pothi hinzu. Der im J. 1813 ebenfalls mit Persien abgeschlossene Friede vollendete die Besitznahme des Kaukasus auch in Osten, und so fehlte, das Ganze abzurunden nur noch, daß der Lauf des Araxes im Süden die Gränze bildete; daher ließ man sich im neusten Frieden Eriwan abtreten. Bis jetzt gewähren aber alle diese Besitzungen so wenige Einkünfte, daß Rußland noch jährlich zwei Millionen Rubel in Silber *) zusetzen muß, um eine Armee von 40 bis 50,000 Mann daselbst zu unterhalten, die zum Theil aus Strafregimentern besteht, wenigstens von Offizieren kommandirt wird, welche man zur Strafe hinschickt; daher Georgien auch von Manchen das südliche Sibirien genannt wird.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung.)

Während durch diese Beschränkungen der königlichen Gewalt alle Einheit in der Verwaltung verloren ging, wurde zu gleicher Zeit auch die Einigkeit in der Gesinnung, die jetzt die einzige Schutzwehr gegen die Auflösung aller Bande der Gesellschaft war, durch Einwirkungen der verschiedensten Art untergraben. Zuerst wurde Dieß offenbar in den Religionsstreitigkeiten, welche bereits zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts den Verlust eines großen Theils der Ukräne zur Folge hatten und das Geheimniß der Schwäche Polens an den gefährlichsten Feind des sinkenden Reiches verriethen.

Die Freiheitsliebe war so tief in dem Nationalcharakter der Polen gewurzelt, daß zu einer Zeit, wo der greulichste Fanatismus das ganze übrige Europa zerriß, es in Polen allein Jedermann freistund, sich zu jeder Religion zu bekennen, welche ihm beliebte. Christen, Juden und Mohammedaner wohnten friedlich neben einander; die Litthauer behielten, als sie zum Christenthume übertraten, eine Menge heidnischer Gebräuche bei, und die Unterwerfung von Rothrußland, wo der griechische Kultus eingeführt war, wurde besonders dadurch erleichtert, daß man dieser Provinz ohne Schwierigkeit die vollkommenste Religionsfreiheit zugestand. Auch die Reformation fand in Polen zahlreiche Freunde, ohne daß dadurch die allgemeine Eintracht gestört worden wäre. Als man im Jahre 1573 eine allgemeine Revision der Verfassung vornahm, erhielt die Glaubensfreiheit gesetzliche Anerkennung, indem die versammelten Herren es als eine Thatsache eingestanden, daß sie in Bezug auf ihre religiösen Ueberzeugungen verschiedener Meinung wären (inter nos dissentientes de religione), zugleich aber sich gegenseitig versprachen, der Religionsverschiedenheit wegen niemals den geringsten Haß gegen einander zu hegen oder den geringsten Unterschied in ihren bürgerlichen Rechten Statt finden zu lassen.

Ein großer Uebelstand war bei diesem Vergleich übersehen worden. Ungeachtet der völligen Gleichheit, die zwischen den verschiedenen Religionsparteien festgesetzt wurde, war doch in der That der Katholicismus bei allen Vorrechten einer Staatsreligion geblieben. Der katholische Klerus allein wurde durch seine Bischöfe auf den Reichstagen vertreten; er allein behielt alle die Reichthümer und Rechte, die er von der Nation zu einer Zeit empfangen hatte, wo dieselbe noch ungetheilt der katholischen Kirche angehörte. Und da gerade im sechzehnten Jahrhundert die Hierarchie alle Kräfte aufbot, um die ihr entschlüpfende Herrschaft über die Gewissen der Völker zu behaupten, so konnte es nicht fehlen, daß sie bei den zahlreichen Hülfsmitteln, die ihr in Polen zu Gebote standen, die Religionsfreiheit in immer engere Gränzen zurückdrängte. Zuerst gelang Dieß in Bezug auf die griechischen Religionsverwandten, indem sechs griechische Bischöfe unter der Bedingung, einige Ceremonien ihrer Kirche beibehalten zu dürfen, der Verbindung mit dem Patriarchen zu Konstantinopel entsagten und sich der Autorität des Pabstes unterwarfen. Eine geringe Anzahl von Edelleuten, die sich zu demselben Kultus bekannten, folgte diesem Beispiel; aber die niedere Geistlichkeit, welcher die griechische Kirche die Ehe gestattet, fand es hart, dieses Sakrament entbehren zu sollen. Das Volk stand auf der Seite seiner Hirten, und als die römische Kurie — zum Beweise, wie wenig ihr an dem Glauben oder der Disciplin liegt, sobald sie nur der Herrschaft gewiß ist — in diesem wichtigen Punkte nachgab, war die Erbitterung bereits so weit gediehen, daß unter den kriegerischen Bewohnern der Ukräne ein allgemeiner Aufstand ausbrach. An den Wasserfällen des Dnieper hatten entflohene Leibeigene aus den benachbarten polnischen und russischen Provinzen eine Republik gebildet, die, durch Seeraub auf dem schwarzen Meere bereichert, unter dem Schutze Polens allmälig zu einem mächtigen Staat erwuchs; hier war der Mittelpunkt der Empörung. In Blut und Brand wurde diese erstickt; aber das Volk der Räuber, die Kosaken, warfen sich seitdem den Russen in die Arme und wurden, wie sie früher die tapfersten Vertheidiger Polens gewesen waren, so jetzt seine unversöhnlichsten Feinde.

Noch schlimmere Folgen zog der Abfall der deutschen Städte in Livland nach sich, die sich, als die Schwertritter diese Provinz nicht länger gegen den Andrang der Russen zu behaupten vermochten und

*) Es gelten und cirkuliren in allen diesen Ländern bloß Gold- und Silbermünzen, da das russische Papiergeld noch nicht eingeführt ist, die dortigen Völker auch Nichts davon wissen wollen.

dieselben daher an Polen abtraten, lieber dem protestantischen Schweden unterwarfen, als sie einem Lande angehören wollten, wo die gesetzliche Glaubensfreiheit von dem Einfluß der römischen Kirche täglich größere Gefahr zu befürchten hatte. Die Polen, um einen Eroberungskrieg zu vermeiden, wählten Siegmund, einen schwedischen Prinzen zum König, der, auch in Schweden bereits als Thronfolger anerkannt, ihnen versprach, die Städte Livlands an Polen zurück zu geben. Kaum hatte indessen Siegmund den schwedischen Thron bestiegen, als er wegen seiner fanatischen Anhänglichkeit an den Katholicismus aus seinem Erbreich vertrieben ward. Ein blutiger Krieg zwischen Polen und Schweden war die Folge; und je unglücklicher in demselben die polnischen Waffen waren, um so heftiger entbrannte der Haß gegen eine Religion, welche als die Ursache dieses Unglücks betrachtet wurde. Der Name der Dissidenten, der ursprünglich allen Religionsparteien auf gleiche Weise eigen war, wurde jetzt auf die von der katholischen Kirche getrennten Sekten beschränkt und erhielt dadurch eine gehässige Nebenbedeutung; der König schwur nicht mehr, den Frieden inter dissidentes zu erhalten; sondern cum dissidentibus, und Das, was Anfangs rechtliche Gleichstellung war, wurde allmälig eine Duldung, die bald in wahren Druck ausartete.

(Fortsetzung folgt.)

St. simonianische Predigt.

In Mitte der Trümmer des alten europäischen Staatengebäudes läßt sich nicht verkennen, daß auch für die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse, für die Erweckung eines frischen religiösen Lebens, zahlreiche Keime zerstreut sind. Was die Politik willkürlich verbunden oder getrennt hatte, Das sondert oder vereinigt sich jetzt, wie es die natürlichen Interessen der Völker gebieten; und durch alle künstlichen Hemmungen bricht der mächtig gewordene Geist der Nationen sich Bahn und schafft sich die gebührenden Formen. Auch die Formen des religiösen Lebens werden sich in ihrer ferneren Entwickelung dem Volksleben inniger anschließen und mehr und mehr zu Nationalkirchen sich ausbilden. Wie es aber die Aufgabe jedes Staates ist, die gemeinsamen Bedürfnisse der Nation zu erkennen und zu verfolgen, und zugleich jede lokale Eigenthümlichkeit, die mit jenen nicht in Widerspruch steht, frei sich entfalten zu lassen; so wird auch die Volkskirche nur den gemeinsamen Ausdruck der religiösen Ueberzeugung festzuhalten sich bemühen, und innerhalb dieses weiten Kreises die freieste Mannichfaltigkeit in Ausbildung und Aeußerung der religiösen Ansichten gestatten. Ehe wir zu dieser natürlichen Mannichfaltigkeit unter der Form der nationalen Einheit zu gelangen vermögen, scheint es ein Bedingniß der Zeit zu seyn, daß vorerst die bestehenden kirchlichen Verhältnisse mehr und mehr sich auflösen. Wir sehen bereits die einzelnen Hauptkirchen in eine immer größere Menge von Sekten zerfallen; wir finden die größte Menge dieser Sekten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche — ohne den Ballast historischer Vorurtheile — einem natürlich-freien Triebe sich überlassen und uns daher den allgemeinen Bildungsgang des Menschengeschlechts in kirchlicher Beziehung nicht weniger, als in politischer, zu bezeichnen scheinen. Unter den neuesten in Europa entstandenen Sekten dürften die der Saint-Simonianer in Paris und der Universalisten in London, welche, mit entschiedenster Verwerfung aller historischen Ueberlieferungen, in der Kirche die Opposition der äußersten Linken repräsentiren, eine besondere Beachtung und nichts Weniger als jene Geringschätzung verdienen, womit sie die Verfasser der dogmatisch-zunftmäßigen Gottesgelahrtheit zu behandeln geneigt sind. Von den Grundsätzen dieser beiden Sekten war schon Mehreres in diesen Blättern die Rede. Um unsere Leser in den Stand zu setzen, auch der ferneren Entwickelung ihrer Lehre folgen zu können, theilen wir von Zeit zu Zeit einiges Weitere mit, und geben zunächst den nachstehenden Auszug aus einer am 6 December vor einem glänzenden und zahlreichen Auditorium zu Paris gehaltenen saint-simonianischen Predigt. Der Prediger, Hr. Barrant, machte tiefen Eindruck auf die Versammlung, die zu mehreren Malen in lauten Beifall ausbrach.

Der Gegenstand der Predigt war die Vergleichung des Priesterthums der verflossenen Zeit mit dem der Zukunft, wobei jedoch nur der jetzige katholische Klerus ins Auge gefaßt wurde. Sie sollte den wesentlichen Unterschied des Einen und Anderen aufweisen, und hierdurch zeigen, daß man mit Unrecht vor dem Ausdruck Priester zurückschrecke, dessen sich auch die Schüler St. Simons zur Bezeichnung der Vorsteher ihrer neuen Gesellschaft bedienen. In folgender Stelle, die mit den Zeichen allgemeiner Uebereinstimmung aufgenommen wurde, sucht der Prediger den Standpunkt und die Richtung der christlichen Priester zu schildern:

„Apostel des Friedens und der Liebe, stellt sich der christliche Priester der noch gottlosen menschlichen Gesellschaft gegenüber, um sie den Geboten seiner Lehre zu unterwerfen. Ohne Unterschied verschwendet er sein Wissen an alle Menschen, so wie er selbst den Rang, welchen er einnimmt, nicht den Vorrechten der Geburt verdankt. Nicht indem er die Erde berührt, sondern indem er sie verächtlich von sich stößt und die Sinnlichkeit mit seinem Fluche trifft, schöpft er zu neuem Kampfe immer neue Stärke. Getrennt von den übrigen Menschen, und ohne andere Familie als die heilige Miliz, der er angehört, verdammt er zwar das Weib nicht mehr zur Sklaverei, wohl aber zum Schweigen und zur Einsamkeit, damit nicht durch den Klang der Stimme und den Glanz der Schönheit das Heilige entwürdigt werde. Er wähnt sich erhaben über die Menschheit durch den steten Kampf, womit er die zartesten Gefühle zu unterdrücken genöthigt ist. In seiner schwarzen Hülle, welche unter der blassen Stirn die geheimnißvolle Gluth seiner Augen greller hervorglänzen läßt, scheint er von einem neuen Leben Besitz ergriffen zu haben, und maßt sich an, die Gesellschaft zu beherrschen, mit demselben Rechte, womit die Seele den Körper beherrscht. Aber diese Gesellschaft ist selbst noch der Sinnlichkeit unterthan, und er kann sie nur zum Gehorsam zwingen, indem er mit dem Bannstrahl sich waffnet; er muß sein Gesetz der Liebe unter den Schutz des Fluches stellen. Nicht mehr wird auf seinen Altären das Blut der Opfer vergossen; aber für seinen der Sühne bedürftigen Gott fordert er Thränen, und Buße, und die Unterdrückung der süßesten Regungen, ja die unschuldigste Lust scheint ihm ein Verbrechen gegen das Gebot der Reue und Zerknirschung. Wenn er dann zum Lohne eines langen Lebens der Prüfung auf das Versprechen einer ewigen Seligkeit hinweist, so zeigt er sie am Rande eines furchtbaren Abgrunds, wo die Thränen und das Zähneknirschen der Verdammten die unversöhnliche Rache seiner Gottheit bezeugen. Diener eines Gottes der Liebe, läßt er nur Drohungen aus seinem Munde vernehmen; Diener eines Gottes des Friedens, lebt er mit der Gesellschaft in ewigem Kriege; Diener eines Gottes der Demuth, tritt er die Kronen der Könige unter seine Füße; Diener eines Gottes der Wahrheit, verfolgt er auf krummen Wegen das Ziel seiner Herrschsucht; Diener eines Gottes, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, herrscht er über diese Welt, um sie zu bekehren; und wie er zur Erfüllung des Gebots seiner Religion zu ewigem Widerspruche sich verdammt sieht, so fühlt er auch in sich selbst den furchtbaren Kampf zwischen dem Gott, den er predigt und dem Teufel, den er leichter verdammt, als überwindet. ....“

(Schluß folgt.)

Brief eines Priesters zu Marseille an den Abbé L....

Bei der versuchten Ausmistung des ultraroyalistischen und ultramontanischen Augiasstalles in Frankreich sind zahlreiche Dokumente zum Vorschein gekommen, welche das versteckte Festhalten des Klerus an verjährten Vorurtheilen wiederholt bezeugen, und die Unversöhnlichkeit der alten Kirche und des neuen Staats klar genug vor Augen legen. Unter vielen anderen Belegen geben wir zunächst den nachstehenden alsbald nach der Krönung Karls X geschriebenen Brief eines marseiller Priesters. Er ist ohne Zweifel an den berufenen Abbé Lamennais gerichtet, an denselben, der noch jetzt in der neuen Zeitschrift l'Avenir unter etwas veränderter Form mit dem alten Eifer sich bemüht, den absterbenden Grundsätzen und Formen seiner Kirche für einige Zukunft das Leben zu fristen.

Marseille den 24 Oktober 1825.

Mein Herr, die Bekanntschaft mit Ihren Werken hat mir, wie jedem

unverdorbenen Geist, ein unbegränztes Vertrauen in Ihre Einsichten eingeflößt, und ich wage daher, mir über einige Punkte Auskunft zu erbitten.

1) Die Krönung des Königs ist in meinen Augen das unbegreiflichste Ereigniß in der ganzen Geschichte unserer heiligen Kirche. Ich erblicke darin eine seltsame Vereinigung ehrwürdig alter Gebräuche und jener verruchten Systeme unsers Jahrhunderts. Ich sehe eine liberale Constitution am Fuß der Altäre eines Remigius und Chlodowig beschwören; ich sehe katholische Bischöfe, die sich an der Stelle des alten, gegen Vernichtung der Ketzerei gerichteten, Krönungseids jenen unerhörten neuen Schwur leisten lassen, und ich erblicke zugleich ketzerische Prediger, am erzbischöflichen Sitze von Rheims versammelt, um die Bewilligungen, die man ihnen zusichert, zu vernehmen. In der That, ich glaube stets einen bösen Traum zu haben, wenn ich daran zurückdenke; und ehe ich noch Etwas von der Anwesenheit protestantischer Pfarrer wußte, sogleich als unser Hr. Pfarrer, den ich in einer kleinen Hülfskapelle vertrete, mir die Ordonnanz über das Te Deum mittheilte, erklärte ich demselben ehrfurchtsvoll, daß ich diese Hymne in meinem Gewissen für eine Gotteslästerung halten müsse. So wurde in Mitte des glänzendsten Viertels der Stadt Marseille das vorgeschriebene Te Deum nicht abgesungen, was keineswegs für mich die unangenehmen Folgen hatte, die ich davon befürchtet. Sollten Sie es nicht für passend halten, gegen einen Unbekannten Ihre Ansichten über die Krönung selbst auszusprechen, so haben Sie wenigstens die Gefälligkeit mir zu bemerken, ob ich wirklich, wie einige ehrenwerthe Priester mich versichern wollten, in meiner Weigerung zu weit gegangen seyn sollte.

2) In jedem vorkommenden Falle verweigern wir öffentlichen Sündern das christliche Begräbniß; und ich darf wohl hinzufügen, daß unser frommer Bischof dieser Ansicht völlig beystimmt, und daß sich kürzlich sein Neffe sehr energisch ausgesprochen hat, um einigen vergeßlichen Leuten diesen Grundsatz ins Gedächtniß zurückzurufen. Es war damals von einem Fall die Rede, wo sich Jemand offenkundig eine Beischläferin hielt und in dem Hause seiner Mitschuldigen verstarb. Bei dieser Gelegenheit legte ich den zwei ausgezeichneten Priestern, welchen ich meine kirchliche Erziehung verdanke, folgende Fragen vor: „Was ist zu thun, wenn ein notorischer Besitzer von Emigrantengütern zum Genuß des heiligen Abendmahls sich meldet, oder wenn er Taufpathe werden will, oder endlich wenn er plötzlich stirbt? Ist nicht der ungerechte Besitz der Güter des Hrn. Herzogs oder des Hrn. Grafen ein noch viel öffentlicheres Aergerniß, als ein Konkubinat seyn kann? Und der Art. 7 der ewigen Charte vom Berg Sinai, ist er etwa nicht so gewiß, als der Art. 6 der obengenannten Charte?" Dieß waren meine Worte. Die Antwort lautete: „Es ist nicht ausgemacht, ob nicht der Besitzer mit dem Eigenthümer sich verständigt hat; Sie müssen also zu seinen Gunsten vermuthen." Kann aber denn ein Verbrechen vor Gott und vor seiner Kirche, quae non judicat de internis, anders gesühnt werden, als durch öffentliche Buße und Ersatz? Und ferner, da jetzt das Gesetz über die Emigrantenentschädigung hinzugekommen ist, sollten wir etwa hienach unser Benehmen anders einrichten müssen?

3) Aus dem wohlseligen Liguorio habe ich im Kapitel über die nächste Gelegenheit zur Sünde ersehen, daß Nachsicht in diesem Punkte für Grausamkeit zu achten ist. Für eine christliche Frau ist nun aber ein unchristlicher Mann ohne Zweifel die nächste Veranlassung zur Sünde, theils in Betreff ihrer religiösen Pflichten, theils in Betreff der Erziehung ihrer Kinder, theils und vorzüglich auf ....*); woraus ich schließe, daß eine christliche Tochter keinen anderen Mann heirathen darf, als einen Rechtgläubigen, oder einen ehrlich dummen Sünder, einen schwachen Tropf, den die Frau zu beherrschen im Stande ist; also mit andern Worten, daß es ihr nicht erlaubt seyn kann, sich mit einem Mann vom gewöhnlichen Schlage zu verehelichen. Diese Ansicht empörte einen geachteten und mit Recht bei uns angesehenen Priester. Er beschränkte die Ausschließung auf die entschieden Gottlosen, die nach seiner Meinung daran zu erkennen sind, wenn sie z. B. sagen: „dieses Mädchen soll ja nicht glauben, wenn wir einmal verheirathet sind, daß ich sie dann noch wie früher die Fromme werde machen lassen" rc. rc. Er stützt sich auf den Text: sanctificatur vir infid. permult. fid., der mir hier ganz falsch citirt scheint. Ich glaube nämlich, daß noch in ganz anderen Fällen eine Frau an ihrem Manne einen schlechten Gesellschafter finden kann, und da alle schlechte Gesellschaft verboten ist, so gilt Dieß wohl noch viel mehr für eine Verbündung auf Lebenszeit.

4) Schließlich was den Wucher betrifft, wie kann ich die Gültigkeit des Circulars Benedikts XIV mit den Darlehen vereinigen, wie sie in einer Handelsstadt, gleich der hiesigen, so häufig vorkommen? Können Sie die gewinnsüchtige Absicht eines Individuums, das, ehe es mir Geld vorstrecke, entschlossen ist, dasselbe nicht unverzinslich herzugeben, bloß nach dem Begriff von lucrum cessans beurtheilen? Welche halten Sie für die beste unter den zahlreichen Abhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand? Etwa die von Pagès, von Lyon? Auch über diesen Punkt wünsche ich sehr, Ihre Ansicht kennen zu lernen.

Sie verzeihen mir meine Unbescheidenheit, wenn es etwa unbescheiden seyn sollte, einen so kräftigen Vertheidiger der Wahrheit um Rath zu fragen. Beten Sie für mich, ich beschwöre Sie darum, Sie, der Sie einen so edlen Unwillen gegen dieses Jahrhundert der Ruchlosigkeit offenbaren und einen Charakter, der so unabhängig von allen Vorurtheilen ist, die uns unterjochen. Bitten Sie Gott für mich um die geistliche Kraft, deren ein Kirchspielspriester in unsern Tagen so sehr bedarf. Ich fürchte zu Denen zu gehören, die müde des Kampfes sind und die Sie mit so kräftigen Zügen schildern. Die Trägheit, die man mir so oft unter dem schönen Namen der Mäßigung predigte, würde mir bequem genug scheinen; und zuweilen schwanke ich zwischen den Mustern unserer Heiligen und einer unbegreiflich verführerischen Gewalt, von der ich täglich Zeuge seyn muß. Ich habe die Ehre rc. rc.

B. D. Bruchérie,
Priester und Vicar von St. Victor, an der St. Hieronymuskapelle zu Marseille.

Steinkohlen.

Die Kohlenbergwerke in Frankreich sind nicht so ausgedehnt als die in England, vielleicht nur, weil die Nachfrage nicht so stark ist; denn die natürlichen Hülfsquellen, welche Frankreich in dieser Hinsicht besitzt, sind sehr bedeutend. Man zählt in Frankreich vierzig Departemens, in welchen es Kohlen giebt; aber an manchen Orten werden die Minen bloß theilweise bearbeitet, und von manchen Minen läßt sich bloß sagen, daß sie Kohlen enthalten. Aus 236 Minen werden gegenwärtig 10.000.000 metrische Centner gewonnen; diese kosten die Unternehmer 12.000.000 und die Abnehmer zum Mindesten 40,000.000 Fr. Vor wenigen Jahren noch war der Verbrauch weit geringer. Frankreich erreicht jedoch hierin England noch lange nicht; in England schätzt man 75.000.000 metrische Centner, welche jährlich aufgehen. Von dem Kohlenbedarf Frankreichs liefern die Minen von St. Etienne und Rive de Gier drei Millionen Centner, mittelst 11 Dampfmaschinen, 6 hydraulischer Maschinen, 70 Maschinen, die durch Pferde in Bewegung gesetzt werden, und 1100 Arbeiter. Der größere Theil der Kohlen ist von sehr guter Qualität und in Schmieden und Gasmanufakturen brauchbar. Drei Millionen Centner kommen aus den Minen des nördlichen Frankreichs, in welchen 9 Dampfmaschinen, 16 Maschinen anderer Art, 7 Wasserpumpen und 1500 Arbeiter beschäftigt werden. Die Kohle wird hauptsächlich in Ofen gebraucht. Die vier übrigen Millionen liefern die Minen von Littry, Carmeaux Creuzot, Champagne und Ronchamps. In den beiden letztern Gegenden ist der Kohlenbau im Zunehmen begriffen. Ergiebiger würde der Ertrag der Minen im Innern und im Süden von Frankreich seyn, wenn nicht die Transportschwierigkeiten den Absatz beeinträchtigten; daher bleibt eine Menge Kohlen in den Departemens Aveyron, Gard, Loire u. s. w. unberührt, und so geht wohl $^1/_{10}$ des Ganzen verloren. Belgien ist reich an Kohlen und verführt deren noch nach Frankreich. Die Minen von Mons, Lüttich und Charleroi — 350 an der Zahl und mit 20.000 Arbeitern — werfen jährlich gegen 12.000.000 metrische Centner guter Kohlen ab *).

*) Hier findet sich ein unleserliches Wort.

*) Deutschland im Ganzen betrachtet besitzt nicht viel Kohlenbergwerke; an einigen Punkten ist jedoch der Ertrag sehr groß; Schweden besitzt deren bloß in Scanien; Norwegen und Rußland, wie es scheint, gar keine (vielleicht, daß man wegen des Ueberflusses an Holz noch nicht ernstlich nachgesucht hat); Italien einige wenige in den Apenninen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 5. 5 Januar 1831.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung.)

Während auf diese Weise die Eintracht, auf welche doch die ganze Verfassung berechnet war, zerstört und eine mächtige Partei gebildet wurde, die jedem fremden Feinde den Eingang in ein durch inneren Zwiespalt zerrissenes Reich bahnte, wurde auf der andern Seite Alles vernachlässigt, was wenigstens den äußern Schein der Kraft und der Würde noch hätte behaupten können. Hier suchte die Regierung einen Einfluß, den ihr die Gesetze nicht einräumten, zu erlisten, dort der Adel das ohnedieß bereits nur zu sehr gesunkene Ansehen der Regierung noch tiefer herabzusetzen. Die Truppen erhielten keinen Sold, und das Heer war daher in einem so elenden Zustande, daß es selbst den undisciplinirten Banden der Russen nicht mehr die Spitze zu bieten vermochte. Das einzige Vertheidigungsmittel, welches Polen übrig blieb, war das allgemeine Aufgebot, das indessen durch seine ungeregelte Tapferkeit den Mangel an Kriegszucht und Kriegskunst nicht ersetzen konnte. Verdeckt wurde diese Schwäche eines seinem Flächenraume und seiner Einwohnerzahl nach so bedeutenden Reiches eine Zeit lang durch die glänzenden Thaten Sobieski's, des Retters von Wien, so wie überhaupt durch die ausgezeichneten Eigenschaften, welche die Freiheit und der ununterbrochene Kampf widerstreitender Interessen erweckten; aber auch dem Blödsichtigsten mußte sie offenkundig werden, als nach dem Tode Sobieski's ein kleiner deutscher Fürst, der Kurfürst August II von Sachsen, es wagen konnte, durch ein Truppenkorps von 10,000 seine Wahl zum König in Polen zu erzwingen, während 80,000 polnische Edelleute versammelt waren, die seinem Nebenbuhler, einem französischen Prinzen, den Vorzug gaben.

Zum Unglück für Polen fiel dieser äußerste Verfall seiner Macht in die Zeit, wo Rußland durch den außerordentlichen Geist eines Mannes plötzlich von der niedrigsten Stufe der Wildheit zu einer barbarischen Größe emporstieg, der es leicht geworden wäre, auch einen weniger wehrlosen Nachbar zu erdrücken. Wie in Polen durch die Freiheit alle Kräfte zersplittert waren, so waren in Rußland durch die Sclaverei alle Kräfte vereint; und es kam daher hier nur darauf an, den richtigen Gebrauch dieser Kräfte zu finden, um Alles zu erreichen, was durch die rohe äußere Gewalt erreicht werden kann. Der unglückliche Feldzug am Pruth setzte den Entwürfen Peters des Großen für den Augenblick Schranken; eine ausdrückliche Bedingung des Friedens verlangte, daß Rußland sich auf immer jeder Einmischung in die Angelegenheiten Polens enthalten solle. Bald wurde indessen von Polen selbst russische Vermittelung angerufen, da die Gewaltthätigkeiten der sächsischen Truppen des Königs einen allgemeinen Aufstand veranlaßt hatten und beide Parteien, der Hof und die Konföderation, aus Furcht vor einander nicht wagten, die Waffen niederzulegen, ohne durch fremden Schutz gesichert zu seyn. Bei dem Tode Augusts des Zweiten machte Rußland zuerst seine ganze Ueberlegenheit geltend, um für die Zukunft in Polen jene Stellung einzunehmen, die es seitdem ohne den geringsten Rechtsgrund oder auch nur den Schein eines Rechtsgrundes mit kurzen Unterbrechungen bis auf diese Stunde behauptet hat.

Stanislaus Leszinsky, ein polnischer Edelmann, der, von dem schwedischen Karl XII unterstützt, schon gegen August II an der Spitze einer mächtigen Partei aufgetreten war, und der Sohn Augusts II, August III, bewarben sich um den erledigten Thron. Für den erstern war Frankreich und die ganze polnische Nation; 60,000 Edelleute riefen ihn in regelmäßiger Wahlversammlung zum Könige aus; nur ein Einziger der Anwesenden widersprach, und auch dieser, durch die allgemeinen Bitten gerührt, nahm seinen Widerspruch zurück. Da erschien ein russisches Heer an der Grenze, rückte in Polen ein, drang, ohne einen Feind zu sehen, bis an die Weichsel, deren Ufer ein Häuflein polnischer Truppen zu vertheidigen suchte, trieb eine geringe Anzahl Edelleute, zum Theil in Ketten, in einem Wirthshause zusammen, ließ von denselben August III zum König erwählen und zwang die Nation, indem sie ganz Polen mit Feuer und Schwert verwüstete, ihn als ihren rechtmäßig erwählten König anzuerkennen.

So ohnmächtig war Polen, daß es dieser Mißhandlung statt der Waffen kaum Klagen entgegen zu setzen hatte. Zwar bildeten sich in allen Provinzen Konföderationen, die für ihr gutes Recht zu streiten entschlossen waren; auch wurden über die sächsischen Reiter, die sich den Russen angeschlossen hatten, einige kleine Vortheile erfochten; aber die russische Infanterie brauchte sich nur zu zeigen, um jeden Widerstand aus dem Wege zu räumen. „Dreihundert Russen," sagt ein gleichzeitiger Bericht, „haben in diesem Kriege nie vor dreitausend Polen den Rücken gekehrt." Die hartnäckige Vertheidigung von Danzig, in dessen Mauern Stanislaus Leszinski selbst eingeschlossen war, bildete eine ehrenvolle Ausnahme, die aber auf

die Wendung des Kriegsglücks im Ganzen keinen Einfluß haben konnte und nur zum Beweise diente, daß nicht Mangel an Tapferkeit, sondern an Disciplin, die Schuld trug.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Humboldts neuester Reise.

2. Das System des Altai.
(Schluß.)

Im Süden des Narym und der Buchtorma, welche das begrenzen, was man den kleinen russischen Altaï nennt, ist der ursprüngliche Sitz der türkischen Stämme — der Ort, wo Disabul, Großchan der Thu-chiu am Ende des VI Jahrhunderts einen Gesandten des Kaisers von Konstantinopel empfing. *) Dieser „Goldberg" **) der Türken und Chinesen (kinschan) hieß auch Ek-tagh und Ektel, welche Namen wahrscheinlich eine ähnliche Bedeutung haben. Wie man behauptet, giebt es mehr südlich, unter 46° Br., ungefähr dem Meridian von Pidschan und Turfan eine hohe Firste, die im Mongolischen Gipfel des Altaï (Altaïn-niro) heißt. Einige Grade noch südlicher, wo dieser große Altaï sich mit den Bergen Naiman-ola vereinigt, finden wir einen Querrücken, der sich von NW nach SO erstreckt, und den russischen Altaï mit dem Thian-schan im N von Barkul und Hami verbindet. Es ist hier nicht der Ort zu entwickeln, wie das auf unserer Halbkugel so verbreitete Bergsystem von nordwestlicher Richtung in den Steinlagen ***) in dem Zug der des Alpen von Alghin, der hohen Steppe Tschuja, der Kette des Jyiktu, welche der Culminationspunkt †) des russischen Altaï ist,

*) Klaproth's Tableaux historiques de l'Asie S. 117. Mémoires relatifs à l'Asie Th. 2, S. 388.

**) Man weiß nicht bestimmt, ob der Name Goldberg, welches der Altaï im S. des Narym und der gegenwärtigen russischen Grenze führt, seine Entstehung den Gräbern in den Thälern am obern Irtisch verdankt, worin die Kalmücken noch jetzt Gold finden, oder ob der Goldreichthum des nördlichen Theiles des an seinem Ende sogenannten kleinen Altaï, in dessen höhern Regionen besonders auch ansehnliche Silberminen vorkommen, auf den sogenannten großen Altaï jenen Ruf des Goldreichthums übertragen hat. Der Zusammenhang der beiden Gebirgsmassen konnte selbst den uncivilisirtesten Völkern nicht entgehen. Der kleine Altaï durchschneidet den Irtisch bei Ust-Kamenogorsk; dieser Fluß, den wir beschifften, füllt gleichsam eine ungeheure Bergspalte — einem offenen Erzgang — zwischen Buchtarminsk und Ust-Kamenogorsk aus. In diesem länglichten außerordentlich engen Thal fanden wir den Granit über thonigen Schiefer verbreitet. Die Eingebornen erzählten dem Dr. Meyer, daß im SO die Narymberge mittelst des Kurtschum, des Dolenkara und des Saratan mit dem großen Altaï sich verketten. Als ich in der Mitte des Monats August in Krasnojarskoi, einem Kosakenvorposten mit Aufnahme der Azimuthe der benachbarten Berge beschäftigt war, gewahrte ich deutlich im SO zwischen den Zwillingsgipfeln des Tsulutschoko hindurch den mit ewigem Schnee bedeckten Tagtau in der chinesischen Mongolei, folglich in der Richtung des großen Altaï.

***) Ledebur, Meyer und Bunge. S. die sehr interessante Reise in den Altai, Th. 1, S. 422.

†) Dieser Punkt, welcher uns durch die kühnen Ausflüge des Hrn. Bunge in den Altaigebirgen bekannt geworden, hat wahrscheinlich eine beträchtlichere Höhe als der Pik Nethou (1787 Toisen), der höchste Gipfel der Pyrenäen. Der Jyikt (Gottesberg) oder Alas-tau (im Kalmückischen der kahle Berg) liegt auf dem linken Ufer der Tschuja und ist durch den Argut von den gigantischen Säulen von Katunia getrennt. Der höchste Punkt des russischen Altaï, dessen Höhen man bis jetzt barometrisch maß, aber noch nicht durch entsprechende Beobachtungen konstatirte, ist eine Quelle auf dem kleinen Berg Koksun: sie liegt 1615 Toisen über dem Meer.

in den schmalen Thalspalten, worin der Tschulischman, der Tschuja, die Katunia und der obere Tscharisch fließen und endlich in dem ganzen Lauf des Irtisch von Krasnojarskoi (Krasnaia Jarki) bis Tobolsk sich beurkundet.

Zwischen den Meridianen von Ust-Kamenogorsk und Semipolatinsk, zwischen der 59 und 50 Parallele, verlängert sich das System der Altaïgebirge von O nach W mittelst einer Kette von Hügel und niedern Bergen, 60 geographische Meilen (15 auf den Gr.) weit in die kirgisische Steppe hinein. Diese in Bezug auf Weite und Erhebung nicht bedeutende Verlängerung bietet ein großes geognostisches Interesse dar. Eine kirgisische Bergkette, welche, wie es nach den Karten scheint, unter dem Namen Alghidin Tsano *) und Alghidin Schamo eine ununterbrochene Verbindung zwischen dem Ural und Altaï herstellt, existirt nicht. Fünf bis sechshundert Fuß hohe Hügel, Gruppen kleiner Berge, die wie der Semi-tau bei Semipolatinsk sich auf einmal 1000 bis 1200 Fuß über die Ebene erheben, täuschen den Reisenden, der nicht gewohnt ist, die Unebenheiten des Bodens zu messen. Aber nicht minder merkwürdig ist der Umstand, daß diese Gruppen von Hügeln und kleinen Bergen sich mitten aus einer Spalte erheben, welche die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Saras im S der Steppe und denen des Irtisch im N **) derselben ausmacht — einer Spalte, die bis zum Meridian von Swerinagolovskoi auf einer Strecke von 16 Längengraden in gleicher Richtung sich fortzieht; aus dieser Spalte entspringen dieselben Lagen unvermischten Granites, die nicht einmal einen Uebergang zu dieser Gebirgsart darbieten, derselbe Thonschiefer und dieselbe Grauwacke, die, in Verbindung mit Dia-

*) Klaproth fügt hiezu aus der Reise von Bardanes in den kirgisischen Steppen bei: „Die von den Russen Alghinskoechrebet, Ayághinskoechrebet benannten Berge führen bei den Kirgisen den Namen Dalai kamtschat. Sie beginnen im N des Sees Naurtun-kul, entsenden von ihrem nördlichen Abhang die Quellen des Kintul und Baganak, Zuflüsse auf der linken Seite des Ischim, und endigen bei den Quellen des Kairakly und Karasu, die ebenfalls dem Ischim angehören. Auf dem südlichen Abhang entspringen die Flüsse, welche den kleinen Turgai und den Kara turgai bilden. Diese Kette ist ein Theil der Verlängerung der Gebirge der Dsungarei, wodurch diese mit dem Ural zusammenhängen. Es ist Dieß eine an verschiedenen Orten von ungeheuren geneigten Flächen durchbrochene Kette; sie zeigt nirgend Spuren von großen Erdrevolutionen und ist überall bewohnt; jedoch sind der Eremen, wo die Quelle des Ischim, und der Boguli tanga tau sehr hoch und enthalten tiefe Abgründe. Noch mehr flacht sich die Kette bei den Quellen des Tobol ab; sie gleicht daselbst einer wellenförmigen Hochebene, und heißt das große Gebirg (oulou tau). In der Nähe des Sees Naurlunkul bilden die Vorsprünge wenig geneigte lehmige Ebenen bedeckt, mit Kalkschiefer, Sandstein, Gips, Alabaster und hartem Thon. Das Gebirg selbst ist dort ziemlich hoch und zum Theil mit Wald bewachsen."

**) Eigentlich gelangen nur wenige Flüsse, wie die Tschaganka, der Tundук und der Ischim in den Irtisch; die andern wie die Ulenta und die große Nura, welche nördlich fließen, verlieren sich in den Seen der Steppe; der Tschui und der Surasu, welche südlich fließen, erreichen den Sihun oder Syr Darja nicht.

lesen, Augite von Porphyr und Schichten von Jaspis, so wie kompakte und körnig gewordene Uebergangssteine, in sich schließen; endlich dieselben metallischen Substanzen, die man in dem kleinen Altaï trifft, in dem die Spalte ihren Anfang nimmt.

Ich beschränke mich unter diesen Metallen folgende zu nennen: 1) ½ Gr. östlich von dem Meridian von Omsk den silberhaltigen Bleiglanz des Kurghan-tagh, den Malachit und das Rothkupfererz, nebst der Dioptase des Altyn-tubé (Goldhügels) in der Steppe; 2) im W des Meridians von Petropaulovski, unter der nämlichen Parallele *) mit dem Altyn-tubé, das silberhaltige Bleierz der Quellen des Kara turgaï oder vielmehr des Kantscha bulgané Turgaï, welchen im J. 1814 eine von dem Obristlieutenant Theofilatiev, und dem Genieoffizier Gens **) befehligte Expedition durchforschte. Man bemerkt auf der Grenze der Wassergebiete des Altai und des Ural (49 und 50° Br.) ein Bemühen der Natur, durch unterirdische Kräfte eine Bergkette aufzustoßen; eine Erscheinung, die mich lebhaft an jene in dem neuen Kontinent von mir nachgewiesene Höhenlinie (lignes d'exhaussemens, seuils, arêtes de partage, lignes de faites) erinnerte, welche die Anden mit der Sierra de Parime und den Bergen Brasiliens verbindet und unter 2 und 3° n. Br. und 16 bis 18° süd. Br. die dortigen Steppen oder Llanos durchkreuzt. ***)

Allein die unzusammenhängende Kette niederer Berge und Hügel von krystallisirtem Gestein, in welcher das System des Altaï sich nach Westen verlängert, erreicht nicht das südliche Ende des Ural. Gleich den Anden zieht sich dieses Gebirg als eine lange Mauer von Norden nach Süden, und birgt auf seinem östlichen Abhang Minen in seinem Schoß; unter dem Meridian von Sverinogolovskoi aber, wo die Geographen die alghinischen Berge hin zu verlegen pflegen, von deren Namen die Kirgisen von Troitsk und Orenburg Nichts wissen, bricht es plötzlich ab, und hier beginnt eine merkwürdige Gegend voll kleiner Seen. Die Unterbrechung der Höhen dauert fort bis zum Meridian von Miask, wo der südliche Ural im Osten der kirgisischen Steppe (unter 49° Br.) die Kette von Mughodschar, die sogenannten Bukanblitau-Hügel *), entsendet. Diese Gegend, welche die Gruppe des Bal-kul (51° 30′ Br.), und des Kum-kul (49° 45′ Br.) begreift, verräth nach der sinnreichen Idee des Hrn. von Gens eine ehemalige Verbindung zwichen dem See Aksakal, der den Turgaï und den Kamischlol-Jeghis aufnimmt, und dem Ural. Es ist ein Wasserstreifen, den man nach Nordost, bis über Omsk hinaus, zwischen dem Ischim und Irtisch, quer durch die Steppe von Baraba, wo die Seen so zahlreich sind **), dann gegen Norden jenseits des Ob bei Surgut durch das Land der Ostiaken von Berezov bis zu den sumpfigen Gestaden des Eismeers verfolgen kann. Die alten chinesischen Sagen, von einem großen bittern See im Innern Sibiriens, durch den der Jeniseï geflossen, stimmen gut zu den Resten dieser Erweiterung des Ural und des kaspischen Meeres auf der Nordostseite. Die Steppe von Baraba, die ich auf dem Weg von Tobolsk nach Barnaul sah, wird durch den Anbau immer mehr trocken gelegt und die Ansicht Klaproths ***) rücksichtlich jenes großen bittern Sees findet sich durch die an Ort und Stelle angestellten geognostischen Beobachtungen mehr und mehr bestätigt. Als ob die Chinesen den alten Zustand unserer Erdoberfläche geahnt hätten, nennen sie die Salzebene im Süden des Thian-schan, welche die Oase von Hami umgiebt, das ausgetrocknete Meer (han hai). †)

*) Die handschriftlichen Karten, welche mir Hr. von Speranski, vormaliger Generalgouverneur von Sibirien, mitzutheilen die Gefälligkeit hatte, setzen Karkarali, die neue russische Ansiedlung im O dieses metallischen Gebirgs, unter 49° 10′ Br. Die Dioptase, welche diesen Bezirk berühmt macht, die jedoch auch auf dem westlichen Abhang des Ural entdeckt worden, hat in Rußland den Namen Aschirite erhalten, von Aschirka, nicht einem Kosaken, sondern einem Taschkender. Dr. Meyer verdankt man die ersten geognostischen Untersuchungen in der kirgisischen Steppe zwischen Semipolatinsk, Karkarali und Altyn-tubé.

**) Diese Offiziere hatten Hrn. Menchenin, Mineningenieur, jetzigen Oberhüttenverwalter, bei sich, welcher auf Befehl der Regierung uns nach dem Altaï und Ural begleitete. Der Bezirk, in welchem diese Bleimine liegt, wurde gleichfalls durch die Expeditionen von Rabokov und Evanghin im J. 1816 und von Artiuchov und Tafaiev im J. 1821 durchforscht. Der letztere, gegenwärtig Kapitän bei dem Korps der Ingenieure zu Orenburg, hat in der Nähe der Bleiminen (4[illegible]° 12) eine Reihe Circummeridianhöhen der Sonne beobachtet, die ich durch den Druck bekannt zu machen gedenke, wenn sie noch einmal berechnet seyn werden. Dieß ist vor der Hand der einzige astronomisch bestimmte Punkt in der ganzen kirgisischen Steppe zwischen dem Irtisch, der Kosakenlinie am Tobol und der Parallele der Mündung des Sihun, d. h. auf einem Raum von 24,000 Lieues, der folglich zweimal so groß als Deutschland ist.

***) Tableaux géognostiques de l'Amérique méridionale. Voyage aux régions équinoxiales. Th. III, S. 190, 240 Quartausg.

*) Die handschriftlichen Karten der beiden Expeditionen des Obrists Berg (1825,26) nach der kirgisischen Steppe und dem östlichen Ufer des Ural, bei dem kais. Generalstab in St. Petersburg.

**) Zwischen Tara und Kainsk.

***) Asia polyglotta S. 232. Tableaux historiques de l'Asie S. 175.

†) Klaproths Memoires relatifs à l'Asie S. 542, Auszüge aus der 150 starken Encyklopädie des Kaisers Changhi.

St. simonianische Predigt.

(Schluß.)

„Kann man uns jetzt noch beschuldigen, das christliche Priesterthum von Neuem beginnen zu wollen — uns, die wir statt eines rein geistigen Gottes einen lebendigen Gott verehren, der zugleich Geist und Körper ist, einen liebenden, weisen und starken Gott? Nein, alle Priester der Vergangenheit sind gestürzt mit den Altären, auf welchen sie ihren Weihrauch streuten. Bis heute zeigt uns die Geschichte nur eine lange Reihe von Kämpfen: der Gewerbfleiß konnte sich nur entwickeln, um unterdrückt, die Wissenschaft nur, um Unterdrückerin zu werden; selbst die christliche Liebe vermochte die rohe Gewalt nur im erbitterten Kampfe zu überwinden; überall wurde der Aufschwung der menschlichen Fähigkeiten durch die Nothwendigkeit eines ewigen Widerspruchs niedergehalten, und die Menschheit, die in einer ewig wiederkehrenden Reihe von Versöhnung und Zwietracht zwischen Religion und Politik sich entwickelte, trug das Wort **Krieg** auf ihrer Stirn geschrieben. Lassen wir den Kampf und Widerspruch, und mit ihnen jene Priester der Vergangenheit hinter uns liegen. Hüten wir uns jedoch, ihnen zu fluchen. Auch durch den Krieg haben sie die Fortschritte der menschlichen Gesellschaft gefördert! Wenn aber die Menschheit in unsern Tagen, ein schöneres Geschick vor Augen, ihre Fähigkeiten frei und vollständig zu entwickeln trachtet, so wird sie kein Priester einer abgestorbenen Vergangenheit, sondern ein Priester der Neuzeit, von frischem Leben erglühend, von Hoffnung, von Glaube und Liebe erfüllt, zu jener noch unbekannten Aera des Friedens, des Ruhms und der Freiheit geleiten."

Zum Schluß noch folgende Stelle:

„Ihr wisset wohl, daß es die Selbstsucht ist, die Euch trennt und Euch verzehrt: Ihr seyd die ersten, die Ihr Euch dessen anklagt, und so oft ich

von dieser Kanzel herab die Selbstsucht als die stets offene Wunde der heutigen Gesellschaft bezeichnete, bemerkte ich wohl, wie man im ganzen Umfang dieses Kreises die Wahrheit meiner Worte erkannte und fühlte. Vielleicht aber wart Ihr allzustrenge gegen Euch selbst? In einer Zeit, wo noch der Kanonendonner der Juliustage in unsern Ohren widerhallt; in einer Zeit, wo Frankreich stolz auf die erst errungene Freiheit bereit ist, die Ausforderungen des rückschreitenden Europa anzunehmen, und als edler Vorkämpfer der Zukunft die Vergangenheit in jenen alten Dynastien zu stürzen, die ihm ihre Unterthanen gefesselt zuführen, damit sein Schwert ihre Fesseln zerhaue; in solcher Zeit, da es edelmüthig die Sache aller Völker vertritt, möget Ihr doch der Selbstsucht Euch anklagen? Fürwahr, Ihr kennt noch die Aufopferung, aber nur die Aufopferung zur Zerstörung der Vergangenheit. Ihr kennt die Begeisterung, aber nur die der Vernichtung und des Umsturzes; Ihr habt eine Religion, aber nur die des Kampfes. Was Euch gebricht, und Ihr fühlt dieß wohl, ist die Religion des Friedens, des Schaffens, der Ordnung, des Fortschreitens, und in diesem Sinne klagt Ihr Euch mit Recht der Selbstsucht an. Euer Herz aber sagt Euch hundert Mal: diese Selbstsucht ist immer die schlimmste Feindin des Menschen! So waget denn, eine neue Liebe zu hoffen; denn ich sage, vermeßt Ihr Euch, Eure Gegenwart verewigen zu wollen, mit ihrer Zwietracht, mit ihrer Absonderung, mit ihren bitteren Schmerzen, so wollt Ihr ein Utopien gründen, das Utopien der Verzweiflung. Das ist der Traum, den Ihr nie zu verwirklichen vermögt; das ist das Wahnbild, das Ihr vergebens zu erreichen strebt. Gott der Liebe, Gott der Hoffnung, Gott der Fortschritte, ich schwöre in deinem heiligen Namen! Und Ihr selbst, Ihr stoßt ja in jedem Augenblicke diese Gegenwart von Euch, die Euch bedrückt; Ihr verlaßt sie ohne Wiederkehr. Und wohin geht Euer Weg? Ihr wißt es nicht. Unruhe und Mißtrauen reißen Euch fort; dahin und dorthin, und Eure Bahnen durchkreuzen sich. Darum thut Euch Noth, daß ein neues Ziel, das im Stande ist, Euch zu vereinigen, endlich Euch offenbart werde. Es ist so süß, verwandten Herzen zu begegnen und sein Leben in Anderer Leben zu fühlen, im Schooße eines Vereins, wo Alle von Jedem geliebt werden, wo Jeder von Allen geliebt ist. Sie ist so werth des allgemeinen Beifalls — diese Zukunft, in welcher die Menschen, zu einer einzigen Familie vereinigt, für die Erhöhung des sittlichen, des geistigen und des leiblichen Wohls der zahlreichsten und der ärmsten Klasse in gemeinsamem Streben bemüht sind ꝛc. ꝛc.

Vermischte Nachrichten.

Vor einigen Wochen wurde in Paris Karls X Privatkeller verkauft. Er bestand aus 7000 Bouteillen ausgesuchter Weine. Die Versteigerung bot eine merkwürdige Scene dar. Alle Classen der Gesellschaft, vom Fürsten bis zum Landmann, vom Erzbischof bis zum schlichten Handwerker fanden sich hier repräsentirt, begierig diese Genüsse des Königthums zu kosten, und sich einen Begriff von dem Geschmack eines königlichen Kenners zu bilden. Welche Moral liegt in dem Verkauf eines solchen Kellers, aus dessen Erlös die Privatschulden eines entthronten Monarchen bezahlt werden sollen! Da lag kaiserlicher Tokaier, ein Geschenk des Kaisers von Oesterreich an Napoleon den Eroberer von Wien; da lagen schlanke langnackige fünfzig Jahr alte Flaschen — sie enthielten Constantia und waren durch das Recht des Sieges aus dem Besitz des Stadthouders in die Hände des Kaisers der Franzosen übergegangen; Ludwig XVIII waren sie durch das Recht der Legitimität, Karl X durch das Recht der Erbfolge zugefallen, und Ludwig Philipp läßt sie an den Meistbietenden — gleichviel ob König oder Hofmann, Prinz oder Pair — verkaufen; da lag einiger alte Setuval, eine Verehrung aus der Zeit des Traktats von Badajos von Don Miguels Mutter an Lucian Bonaparte, Botschafter der französischen Republik; da lag endlich ein Rest aus den Tagen der Marquisin von Pompadour, syracuser Muscateller vom J. 1750, welcher den durstigen Zügen des Ueberwinders von Italien entgangen war, nachdem er vordem vielleicht das erkaltende Liebesfeuer Ludwigs XV hatte anfachen müssen. Wer will diese beiden letzten Flaschen Champagner; die eine rührt noch von dem Feste der Thronbesteigung Ludwigs XVIII, die andere von der Krönung Karls X her? Alles, was von diesen glänzenden Ceremonien noch übrig ist, um fünfzehn Franken! Fünfzehn Franken! Giebt niemand Mehr? Fort, fort! Dort dem Mann mit der gestickten Jacke und dem ledernen Schurzfell — es ist ein Hufschmid, der morgen Hochzeit hält! O vanitas vanitatum!

Am 9 December führte der Herzog von Sussex als neuerwählter Präsident der k. Gesellschaft in London zum ersten Mal den Vorsitz. Se. k. Hoheit erschien in einem schwarzsammtnen Hofkleid, mit drei Brillantsternen auf der Brust. Nachdem die gewöhnlichen Geschäfte vorüber waren, hielt der Prinz eine Rede an die Gesellschaft, worin er für die ihm erwiesene Ehre dankte und versicherte, er würde Alles thun, was in seinen Kräften stünde, um Kunst und Wissenschaft zu fördern. Sein Haus, fügte er hinzu, lasse er gegenwärtig ausbessern, sobald dieß aber geschehen, solle es jedem Mitglied wie überhaupt jedem wissenschaftlich gebildeten Mann offen stehen, und er gedenke abwechselnd Mittwoch Vormittags und Abends die Herren bei sich zu sehen. Wer ihm nicht das Vergnügen schenken könne, mit ihm zu frühstücken, auf dessen Gesellschaft zähle er wenigstens Abends von halb 8 bis 11 Uhr. So wird also künftig die Wohnung des Herzogs von Sussex einen neuen literarischen Vereinigungspunkt in London darbieten.

In England ist zwar das Sprichwort: „Der Schulmeister geht herum." das man gegenwärtig bei allen Gelegenheiten hört; allein die Lage der Schulmeister scheint noch keineswegs glänzend. Seit 1798 besteht eine Gesellschaft zu Unterstützung Bedürftiger aus dieser Klasse, die am 4 Dec. ihre Jahressitzung hielt, worin die Rechnungen vorgelegt wurden. Die Ausgaben in den letzten zwölf Monaten betrugen 358 Pfd. St.; diese kleine Summe mußte für zwei und fünfzig Fälle ausreichen!

Im vorigen Herbst sind die Schiffe Adventure und Beagle von ihrer Expedition an den südamerikanischen Küsten, wohin sie im J. 1826 ausgelaufen waren, nach England zurückgekehrt. Sie haben die Aufnahme der Küsten vom Golf St. Georg im atlantischen bis zum Golf von Pennas im stillen Meer, mit Einschluß des Archipels von Feuerland und der Inseln auf der Südwestküste, glücklich vollendet. Der Hauptzweck scheint die Untersuchung der maghellanischen Straße gewesen zu seyn, um auszumitteln, ob Schiffe nicht lieber diese Straße einschlagen als das Cap Horn umsegeln sollten. Kapitän King, der die Expedition leitete, fand die Berichte der Spanier der Wahrheit sehr nahe; eine Bemerkung, die von den hydrographischen Arbeiten dieser Nation im Allgemeinen gilt. Die Befahrung der maghellanischen Straße aber dürfte nicht sowohl wegen gefährlicher Klippen, wie man früher glaubte, als wegen der starken darin herrschenden westlichen Strömung selten anzuempfehlen seyn. In Bezug auf die Fahrt um das Cap Horn, das Kapitän King als eine Region der Stürme, Kälte und Regen — als ein wahres Cabo tormentoso — schildert, bestätigt sich Lord Ansons Ansicht nur mit der Ausnahme, daß dieser die Straße Le Maire zu passiren abräth, und dagegen vorschlägt, man solle östlich von Feuerland bis zu 60 oder 61° südwärts segeln, ehe man eine westliche Richtung nehme. Allein da bekanntlich in dieser Breite meist West- und Südwestwinde wehen, so hat ein Schiff, das sich näher an das Land hält, den Vortheil, wenn es den Westwinden unten am Cap begegnet, daß es den Augenblick abwarten kann, wo der Wind nach Norden umschlägt. Die zahlreichen Einfahrten auf der Südwestküste wurden alle genau durchforscht; bei dieser Gelegenheit entdeckte man zwei ausgedehnte Salzwasser, Otway und Skiring genannt, welche fast den ganzen Continent durchschneiden. Die verschiedenen Buchten erstreckten sich überhaupt tief ins Land hinein und endigten sich in Thälern, die von prachtvollen Gletschern bekränzt waren. Der größte Theil des Landes um den Golf von Pennas ist niedrig und flach, und nicht besser als ein Morast. Kapitän Fitzroy auf dem „Spürhund" (beagle) nahm Feuerland und das berühmte Vorgebirg in Augenschein, auf welchem er zum Andenken seiner Anwesenheit eine 12 Fuß hohe steinerne Säule errichtete. Außer einer Menge naturhistorischer Gegenstände, welche die südamerikanischen Sammlungen auf den englischen Museen bereichern werden, brachte die Expedition zwei Männer nebst einem Knaben und Mädchen aus Feuerland mit. Man will sie in England in allerlei nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen und dann in ihr Vaterland zurücksenden, damit sie das Erlernte ihren Landsleuten mittheilen können. Diese Personen waren zuerst als Geisel zurückbehalten worden, da einige Seemänner, denen die Eingebornen ihr Boot stahlen, an der Küste zurückbleiben mußten, bis sie sich einen kleinen Nachen erbaut hatten. Die Expedition verlor seit ihrem Abgang aus England vier Offiziere und sieben Matrosen durch den Tod.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 6. 6 Januar 1831.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung.)

Kein Unglück vermochte den Stolz des polnischen Adels zu brechen. Als im Jahre 1636 der Reichstag gehalten ward, auf dem ganz Polen sich dem sächsischen Fürsten unterwarf, den fremde Truppen in das Land geführt hatten, wurde zugleich ein Gesetz angenommen, welches die Todesstrafe gegen Jeden erkannte, der während eines künftigen Zwischeneeiches fremde Truppen in das Land zöge. Aber so wenig das Unglück die Polen zu demüthigen vermochte, eben so wenig vermochte es, sie zu belehren. Statt die Ruhe des Friedens zu benutzen, um durch Vermehrung des Heers, durch Verbesserung der Verwaltung und durch Abstellung der wesentlichsten Mängel der Verfassung dem Reiche eine Achtung gebietende Stellung zu geben, überließ man durch die Gefahrlosigkeit des Augenblicks eingeschläfeet, jede Vorsorge der Zukunft. Die Regierung August III war eine vollkommene Anarchie. Der Fürst, zu teäge, nur die Sprache des Landes zu lernen, hielt seinen Hof in Dresden und eeschien in Polen nur, wenn die Eröffnung des Reichstages nach den Gesetzen unumgänglich seine Gegenwart erforderte. Nach einigen Sitzungen, in denen unter großem Tumult Nichts beschlossen wurde, nöthigte das nia pozwalam eines Landboten die Versammlung sich aufzulösen; und so wnede untee der dreißigjährigen Herrschaft Augusts III die Nation fünfzehn Mal versammelt, um eben so oft wieder unverrichteter Dinge auseinander zu gehen. Die unbedeutendsten Vorwände waren hineeichend, zu diesem Resultate zu führen. Der König von Preußen, Friederich Wilhelm I, erzählte: als er einst einen Reichstag zu vereiteln wünschte und seine Anhänger in geringer Zahl keinen schicklichen Voewand dazu zu finden wußten, habe er in den polnischen Gesetzen geblättert und sey endlich auf ein altes Verbot gestoßen, niemals irgend eine Angelegenheit bei künstlicher Beleuchtung zu verhandeln. Er schrieb sogleich seinen Freunden, sie sollten eine Sitzung bis zum Einbruch der Nacht zu verlängern suchen und dann Lichter bringen lassen. Dieß geschah. Die Lichtee wurden gebracht. Da entstand ein fuechtbaeer Aufruhr; Alles eief: „Die Gesetze wäeen veeletzt, die alte Ordnung der Reichsveesammlungen wäre gebrochen; und in diesem Tumulte protestirte ein Landbote gegen die Gültigkeit einer Versammlung, wo die Gesetze so ungescheut hintan gesetzt würden.

Von allen Fortschritten, die Europa in seiner geselligen Bildung, in den Wissenschaften des Kriegs und der Verwaltung machte, hatte Polen nur den Luxus angenomman, der die letzten Hülfsmittel dee Nation verzehrte. Der Adel verkaufte, um mit der sinnlosen Verschwendung der Großen gleichen Schritt halten zu können, seine Waffen und seine Pferde; der aeme Bauer wurde, da die gewöhnlichen Einkünfte seines Gutsherrn nicht mehr ausreichten, um dieselben zu vermehren, durch die Last der Frohnen zu Boden gedrückt. Die Staatsämter wurden auf offenem Markte feilgeboten; und wenn bei dieser allgemeinen Veewirrung dennoch der Friede im Innern und die öffentliche Sicherheit ungestört blieb, wenn man von keinen Verbrechen höete, die begangen, von keinen großen Rechtsverletzungen, die verübt worden, so war Dieß für Polen nur um so beklagenswerther, weil es die verblendete Menge in dem Wahne bestärkte, daß ihre Verfassung unverbesserlich sey und ihe Zustand Nichts zu wünschen übrig lasse.

Wenige fühlten, daß ein Staat, dessen Existenz bei seiner anerkannten Wehrlosigkeit von der Willküe seiner Nachbarn abhing, unmöglich glücklich seyn könne; aber leider waren auch diese Wenigen in der Wahl der Mittel, die sie füe nothwendig hielten, um die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu sichern, getheilt. Zwei mächtige Parteien fingen an sich zu bilden, von denen die eine nur in der Erweiterung, die andere gerade entgegengesetzt nur in noch geößerer Beschränkung der königlichen Gewalt alles Heil sah. Beide wollten, um Einheit in die Beschlüsse des Reichstages zu bringen, das liberum veto abgestellt wissen; aber die Einen, an deren Spitze das mächtige Haus Potozli stand, wollten der Krone auch den letzten Rest der vollziehenden Gewalt – das Recht der Gnadenverleihung — entziehen, und dasselbe gleich der eichterlichen Gewalt einer von dem Adel ausgehenden souveränen Behörde anvertrauen, wodurch das Reich in eine förmliche Aristokratie verwandelt worden wäre; die Anderen, und an ihrer Spitze die nicht wenigee mächtige Familie dee Czartoriyski, beabsichtigten alle Einschränkungen, welche die Vorrechte der Krone allmälig erfuhren, aufzuheben, den Thron erblich zu machen und die Macht der hohen Beamten, so wie den Einfluß der Großen so tief herabzusetzen, daß die Monarchie von ihree Eifersucht keine Gefahr mehr zu befüechten gehabt hätte.

Von diesen beiden Systemen war ohne Zweifel das erste dasjenige, welches dem Geiste dee Nation am Meisten zusagte, indeß das andere

den äußeren Verhältnissen, deren Berücksichtigung nicht versäumt werden durfte, mehr entsprach. Wie würde das despotische Rußland, wie würden Oesterreich und Preußen eine Abänderung der Verfassung, welche einer völligen Aufhebung der königlichen Gewalt gleichkam, geduldet haben? Und welchen Widerstand vermochte Polen dem Willen dieser Mächte, sobald derselbe sich entschieden aussprach, entgegen zu setzen? Die Verstärkung der königlichen Gewalt war daher in der That das einzige Rettungsmittel, welches unter diesen Umständen übrig blieb, und den Czartoriyski wäre der Ruhm vorbehalten gewesen, die Wiederhersteller der alten Größe Polens zu werden, wenn die Opposition der Aristokratie, so wie ihr eigener Ehrgeiz sie nicht zu einem Schritte gedrängt hätte, den sie zu spät als verderblich für ihre Plane erkannten.

Während des siebenjährigen Krieges hatten hunderttausend Russen als Verbündete des Königs Augusts III Polen in allen Richtungen durchzogen; auch nach dem Frieden blieb eine Abtheilung dieses Heeres in Polen zurück, und die Absicht, in welcher Dieß geschah, konnte keinem Zweifel unterworfen seyn, wenn man sie unter den nichtigsten Vorwänden alle Anstalten zu einem dauernden Aufenthalte treffen sah. Der Hof, der nach dem Verluste und der Verwüstung Sachsens seine Zuflucht nach Warschau genommen, befand sich hier in so knechtischer Abhängigkeit von St. Petersburg, daß er es nicht wagte, den Abgeordneten der Provinzen, die sich über die Verheerungen der russischen Bundestruppen beklagten, nur Audienz zu geben. Schon durfte in ganz Polen Nichts ohne russische Zustimmung geschehen; in St. Petersburg wurden die Starostien verkauft, welche die polnische Krone zu vergeben hatte; nach St. Petersburg richtete die Blicke, Wer Großes zu erreichen hoffte. Auch die Czartoriyski hatten es nicht versäumt, Verbündungen am russischen Hofe einzuleiten, die durch den zufälligen Umstand, daß es ihrem Abgesandten, dem jungen Grafen Poniatowski, gelang ein Liebesverständniß mit der Großfürstin Katharina anzuknüpfen, bald eine Bedeutung erhielten, die ihnen von dieser Seite die kräftigste Unterstützung zusicherte. Bei einem ländlichen Mahle, an welchem mehrere junge Polen Theil nahmen, hatte die Großfürstin erklärt, daß sie ihren Geliebten ihnen einst zum König geben würde; und obwohl durch die Zurückberufung Poniatowski's Jahre lang von ihm getrennt, ließ ihre weibliche Eitelkeit sie auch auf dem Throne diese Zusage nicht vergessen.

Als August III starb, bestimmte der allgemeine Wunsch der Nation den Kronfeldherrn Branizki zu seinem Nachfolger, einen würdigen Greis, der nach dem Zurücktreten der Potozki als das Haupt der republikanischen Partei betrachtet wurde. Die Czartoriyski, die schon bei den Wahlen zu den Gerichtshöfen überall zurückgedrängt worden, hatten für die Königswahl keine besseren Aussichten. Da bewirkte ein russisches Heer, das unter den Mauern von Warschau sein Lager aufschlug, Was weder dem Golde, noch der Verführung, weder Drohungen noch Versprechungen gelungen. Auf einem Reichstage, der nach allen Formen der Gesetze bereits aufgelöst war, und an welchem von dreihundert Landboten nur achtzig Theil nahmen, wurden die Gegner der Czartoriyski für Feinde des Vaterlandes erklärt, und am 7 September 1764 rief eine Versammlung, welche statt des gesammten polnischen Adels nur ungefähr drei oder vier tausend Personen bildeten, den Grafen Poniatowski unter dem Namen Stanislaus August zum König von Polen aus.

Daß dieser Fürst nie etwas Anderes als ein blindes Werkzeug von Rußland seyn konnte, war nach den Umständen seiner Wahl auch von dem Kurzsichtigsten vorauszusehen; nur er selbst und seine Freunde die Czartoriyski waren verblendet genug, den Namen der königlichen Macht mit der Gewalt zu verwechseln. Leichtsinnig, schwach und schwankend in seinen Entschlüssen, obwohl nicht ohne Empfänglichkeit für das Edle und in vorübergehenden Augenblicken der großartigsten Begeisterung fähig, hatte er die Abschaffung der Mißbräuche, von welchen immer alles Unglück seines Volkes ausging, so wie die Einführung einer geordneten Verwaltung für eine leichte Sache gehalten; als aber auf dem Reichstage, den er ganz für sein Interesse gewonnen glaubte, ein unerwarteter Widerspruch sich erhob und seine wichtigsten Vorschläge statt mit Beifall mit allgemeinem Unwillen aufgenommen wurden, erkannte er seine Täuschung. Er wurde ohnmächtig auf seinem Throne; und jede Hoffnung, die Vaterlandsliebe und Ehrgeiz bisher ihm vorgespiegelten, war von dieser Stunde an für ihn vernichtet.

Der russische Hof, der ihn auf den Thron erhoben hatte, besaß auch die Macht, ihn von demselben herabzustürzen. Bei dem ersten Versuche, den er machte, sich von dieser schimpflichen Abhängigkeit zu befreien, war die Erklärung des russischen Gesandten, daß seine Kaiserin Poniatowski ihren Schutz entzöge, hinreichend, ganz Polen gegen den einer freien Nation mit Gewalt aufgedrängten Herrscher zu bewaffnen. Binnen weniger als acht Tagen hatten über sechzig tausend Edelleute eine Akte unterzeichnet, durch welche sie der Generalkonföderation beitraten, die unter russischem Schutze sich zu Radom versammeln sollte. Fürst Radziwil, der erbittertste Feind des Königs, durch die Czartoriyski aus seinem Vaterlande vertrieben, und seiner Güter beraubt, war zum Voraus zum Marschall der Konföderation bestimmt, und es blieb Stanislaus August, der seinen Hof verlassen, und seine Gewalt selbst von seinen Dienern nicht mehr anerkannt sah, keine andere Wahl, als der Krone zu entsagen, und wehrlos den ganzen Haß seiner Feinde über sich ergehen zu lassen, oder in jede Bedingung zu willigen, die Rußland ihm als den Preis seines Schutzes setzte. Kaum war das Letztere geschehen, als ein russisches Heer, welches durch falsche Märsche seine Bestimmung verbarg, sich Radom näherte, diese Stadt, in welcher die Marschälle der verschiedenen Provinzialkonföderationen sich bereits versammelt hatten, besetzte, und die Konföderirten zwang, statt Poniatowski der Krone verlustig zu erklären, ihn vielmehr als das Haupt ihrer Konföderation anzuerkennen, und sich damit zu begnügen, alle die alten Mißbräuche in der Verwaltung und Verfassung, die er abgeschafft, wieder zurückzurufen und die Aufrechthaltung derselben unter russische Garantie zu stellen.

Polen war durch eine Garantie, welche sich auf diese Weise ankündigte, in der That bereits in eine russische Provinz verwandelt; der Reichstag hatte nichts Anderes zu thun, als die Gesetze anzunehmen, die ihm von St. Petersburg zugesandt wurden; wer den Gehorsam verweigerte, wurde als Rebell verhaftet, und nach Sibirien geschickt; und als die Erbitterung und Verzweiflung einer geringen Anzahl entschlossener Männer endlich die Waffen in die Hand gab, erweckte die rechtmäßigste Selbstvertheidigung ihrem Vaterlande

nur neue Gefahren und neue Feinde. Von allen europäischen Mächten nahmen sich bloß die Türken, die freilich durch jede Vergrößerung Rußlands zunächst bedroht waren, von Frankreich gereizt, der unglücklichen Polen an. Oesterreich und Preußen sahen nicht ohne Besorgniß den asiatischen Koloß, dem Peter der Große Leben und Bewegung gegeben hatte, in das Herz von Europa vordringen; von einer Vereinigung gegen denselben hielt indessen die gegenseitige Eifersucht sie zurück; und als die Niederlagen der Osmanen das Schicksal Polens entschieden, zogen sie es vor, die Beute, statt sie dem Sieger gewaltsam zu entreißen, mit ihm zu theilen.

Bereits in der Mitte des Jahres 1770, ehe noch die geringste Verabredung mit Rußland oder Preußen Statt finden konnte, hatte Oesterreich die Ausführung des ungroßmüthigen Entschlusses begonnen. Dem Fürsten Kaunitz, dem Schöpfer der österreichischen Politik, gebührt die Ehre, zuerst das Beispiel einer Gewaltthätigkeit gegeben zu haben, mit der selbst die Reunionskammern Ludwig XIV und die Arrondirungen Napoleons kaum verglichen werden können. Ohne Angabe eines Grundes, ja selbst ohne alle vorläufige Anzeige rückten österreichische Truppen, von Civilbeamten und Feldmessern begleitet, in Polen ein, und nahmen eine ausgedehnte Gebietsstrecke in Besitz, indem sie dieselbe für einen Theil von Ungern erklärten. Katharina II, die bei allen Bedrückungen, welche sie sich in Polen erlaubte, doch Anstand nahm, in einem befreundeten Lande mitten im Frieden Eroberungen zu machen, glaubte sich jetzt vollkommen berechtigt, hinter Oesterreich nicht zurück zu bleiben. Von ihr ging, da sie sah, daß sie den Besitz des Ganzen nicht erwarten dürfe, der Plan zu einer förmlichen Theilung aus, der von Oesterreich und Preußen mit gleicher Bereitwilligkeit aufgenommen wurde.

Die größte Schwierigkeit, welche der Vollziehung dieses Planes noch entgegen stand, nachdem man sich einmal verständigt hatte, einen friedlichen Nachbarn zu berauben, war — nicht etwa einen Rechtsgrund zu finden, der diese Handlungsweise beschönigt hätte — sondern die Grenzen zu bestimmen, wie weit jede der drei vereinigten Mächte ihre Hand ausstrecken sollte. Der Satz, welcher die Grundlage des ganzen Theilungstraktates bildete: „Daß Jeder nehmen möge, Was ihm am Besten gelegen sey," war doch am Ende etwas gar zu unbestimmt; aber die Mißhelligkeiten, welche hierdurch veranlaßt wurden, schlugen immer nur zum Nachtheile Polen's aus, da Jeder, der seinen Länderappetit vielleicht nicht ganz befriedigt fühlte, nur etwas weiter um sich zu greifen brauchte, um Alles reichlich nachzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein hochwürdiger Pater Jesuit an seinen Superior.

Hochwürdiger Pater Provincial!

Mit großem Vergnügen habe ich Ihren Brief vom Ende verflossenen Monats gelesen. Sie glauben nicht, wie sehr ich über die Nachricht entzückt war, daß Sie in Ihrem Asyl zweckmäßig sich eingerichtet haben und daß Sie von Gott mit allen Annehmlichkeiten des Lebens begnadigt worden sind. Ihre Kost ist, wie ich sehe, so trefflich, als Sie dieselbe nur wünschen können; und Ihr neues Local wird der Bosheit keine Gelegenheit geben zu sagen, daß unsere Brüder gezwungen seyen, sich mit einem ungeeigneten Zufluchtsorte zufrieden zu stellen. Uebrigens habe ich mich sehr gehütet, diese Einzelheiten anderen als durchaus sicheren Leuten mitzutheilen. Unsere Freunde reden vielmehr verabredetermaßen von Verbannung und von Verfolgung, und unter Denen, die wir die Unschuldigen heißen, giebt es Viele, welche von Mitleid durchdrungen sind über eine Reise, welche sich doch zum großen Vergnügen all unserer Pilger geendigt hat. Damit der Wille Gottes geschehe, hat er, um die Erfüllung unserer frommen Plane vorzubereiten, gestattet, daß man Sie für unglücklich halte; und zu gleicher Zeit hat er Ihnen Freude und Erholung bewilligt, um Sie im Voraus für die Opfer zu belohnen, deren Sie sich zu seinem Ruhme nicht weigern würden, hätte es ihm nöthig geschienen, Sie dieser Probe zu unterwerfen. Von meiner Seite, mein hochwürdiger Vater, muß ich Sie über die Art beruhigen, wie wir hier behandelt werden. Obgleich diejenigen unserer Freunde, welche zu unserm Vortheil die gefährliche Waffe der Presse handhaben, ihre Anweisungen von Ihnen empfangen haben, könnten Sie doch nach der Wärme und der hinreißenden Kraft ihrer Rede glauben, daß ihr Eifer durch schwierige Umstände noch höher gespannt worden sey. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall. Alles geht so sanft als möglich. Ich weiß nicht, wie wir es anfangen sollen, um unsere Feinde aus ihrer Toleranz herauszubringen; übrigens machen unsere lebhaften Klagen unser Publikum glauben, daß wir wahrhaft bedrängt sind.

Sie stellen sich nicht vor, mein hochwürdiger Vater, in welche Verlegenheit unser thätiger Eifer für das schwierige Werk zuweilen durch einige Geistlichen geräth, die über ihre wahren Pflichten noch keineswegs hinlänglich aufgeklärt sind. Wenn das Domine salvum gesungen werden sollte, so mußte ich auf die einfachsten Grundsätze zurückgehen, um den Pfarrern meines Sprengels begreiflich zu machen, daß ihr Gewissen ihnen gestatte, die Kraft dieses Gebets auf unsern geliebten Sohn in J. C. zu übertragen, auf Heinrich V. von Gottes Gnaden alleinigen König von Frankreich. Wenige von ihnen konnten sich verstehen, das Wort „Philippum" auszusprechen. Diese öffentlichen Restriktionen sind eben so schädlich als unsere geheimen Vorbehalte von Nutzen seyn können. Gott wird ihnen wohl die Gnade anthun, sie darüber besser aufzuklären. Ich rede nicht von Denen, welche durchaus das Gebet verweigern, weil Sie ihnen dieß gerathen hätten, um im Stande zu seyn, einige Beispiele gewissenhaften Widerstands aufweisen zu können. Die zeitige Anerkennung unsers heiligen Vaters, des Pabstes, ist sehr gelegen gekommen, um Einige zur Unterwerfung zu veranlassen; indem ein längerer Aufschub sehr unnütz gewesen wäre; und wir werden hienach unsere ergebensten Bischöfe sich äußerlich mit den Grundsätzen der Revolution verbünden sehen. Man wird Alles gehörig einleiten, damit Dieß ganz natürlich erscheine Ueberdieß haben uns die Gallikaner, die zum Unglück zahlreich genug sind, wider Willen unsern Weg vorbereitet; wir werden mit klugem Schweigen ihnen nachfolgen. In Kurzem wird im geistlichen Gebiete Alles die äußerliche Form der Unterwerfung angenommen haben. Mögen unsere Feinde sich täuschen lassen! Ich habe zu Gott die feste Hoffnung, daß er unsere Gebete erhören wird.

Meine drei Beichtkinder aus der Deputirtenkammer habe ich so gut als möglich benutzt. H. B...., der nie den Mund aufthat und zu Nichts taugte, als den Schluß der Diskussion zu verlangen, konnte uns nicht mehr vom geringsten Nutzen seyn Ich habe ihn deßhalb den Eid verweigern lassen, und selbst seinen Abdankungsbrief geschrieben. Der arme Mann ist jetzt auf sein Landhaus verbannt, wo seine Frau viel Langweile hat. Ich habe ihr indessen versprochen, daß sie den nächsten Winter in Paris zubringen könne. Hr. F. ist kaum bedeutender, als sein Kollege. Es ist mir jedoch gelungen, ihn eine Rede voll Schmerz und Hingebung halten zu lassen, die ihm Hr. M. verfaßt hatte. Er hat sie sehr schlecht vorgetragen; aber für die große Menge, welche die Rede nur gedruckt kennen lernt, hat Das Nichts zu bedeuten. H. C. endlich, der meine eigentliche Hoffnung war, wußte sich sehr fein dem linken Centrum anzuschließen. Alle Welt glaubt an seine Bekehrung. Uebrigens ist er nicht der Einzige, der — wie man sagt — seine schwarzen Kugeln gebleicht hat; und diese Herren haben schon Ursache, nachsichtig gegen einander zu seyn. Seit dieser Zeit hat er uns bereits manchen Dienst geleistet. Er ist bei allen vorbereitenden Verhandlungen und giebt uns Nachricht davon; und überdieß weiß er mit viel Takt jede Ungeschicklichkeit unserer Feinde zu unterstützen. Wenn Sie Zeit haben, hochwürdiger Vater, und es nicht für unpassend halten, wollten Sie nicht an H. C... ein Glückwünschungsschreiben erlassen?

Auch in Bezug auf das Volk ist unsere Thätigkeit nicht ohne Einfluß geblieben. Es ist fast wunderbar, wie wir der Reihe nach die Handwerksleute fast aller Klassen aufgewiegelt haben. Sie wissen übrigens so gut, wie ich, hochwürdiger Vater, daß dieß Alles nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Es galt, einige Unruhen bis zum entscheidenden Augenblicke zu unterhalten. Mit Ungeduld erwarte ich, bis Sie mir das letzte Signal geben; wenigstens werden wir dann von diesem Zwang befreit, der uns so drückend ist. Ich besonders, der ich die Rolle eines Gemäßigten zu

spielen habe, ich fühle mich auf der Folter, seit ich jeden Tag aus dem Munde der geachtetsten Männer die revolutionären Grundsätze nicht bloß anhören, sondern auch anscheinend billigen muß. Sie wissen jedoch, hochwürdiger Vater, daß ich einzig für die Interessen unserer heiligen Kongregation besorgt bin. Ach! Wer hatte besser, als wir, die Unfähigkeit des gestürzten Königs erkannt! Gleich Ihnen billige ich von Grund meines Herzens Alles, was sich darüber sagen läßt, da ich wohl weiß, daß man hievon nie genug sagen kann. Zum Unglück sind seine armen Adligen nicht klüger als er. Wir stehen an der Spitze einer kläglichen Partei; und wenn wir von ihrer Verblendung Nutzen ziehen, um uns ihrer als Werkzeuge unserer Absichten zu bedienen, so haben wir auch andererseits viele Tölpeleien wieder gut zu machen. Unsere Marquis und unsere Gräfinnen der Vorstadt St. Germain wüßten nicht zwei Tage lang unserer Rathschläge zu entbehren. Gott aber hat sie nicht anders gewollt, damit sie gelehrige Werkzeuge seiner demüthigen Diener seyn möchten.

Ich wage zu hoffen, hochwürdiger Vater, daß die Berichte meiner wachsamen Mitbrüder alle meine Mittheilungen werden bestätigt haben. Der Gesellschaft und Ihnen, der Sie der würdige Repräsentant derselben sind, zu dienen, Dieß ist, wie Sie wissen, in meinen Augen das beste Mittel, mein Glück zu machen. Schließlich bitte ich Sie, mich ferner mit Ihrem Wohlwollen zu beglücken, und flehe Gott an, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Ihr unterthänig ehrfurchtsvollster Bruder

A......, ex Soc. J.

P. S. Unsere Steuern gehen besser ein, als die der Regierung. Mit Ungeduld erwarte ich Ihre Befehle in Bezug auf Vincennes und Luxemburg, wenn Sie dafür halten, daß hierdurch irgend eine günstige Aenderung herbeigeführt werden könnte.

Indien und die ostindische Kompagnie *).

In allen Zeiten wurden die Indier unterjocht. Welche bewaffnete Macht sich die Eroberung dieser Gegenden vorgenommen hatte, sie erreichte leicht dieses Ziel. Aber nie hat eine politische Gewalt Einfluß auf die Civilisation und die Gebräuche der Bewohner ausüben können. Der Glaube Brama's hat der Wuth und Grausamkeit des Mohammedanismus getrotzt, und widerstand auch später der Verbreitung christlicher Lehre.

Kaum ist ein halbes Jahrhundert verflossen, als sich noch mehrere Nationen in dieses ungeheure Gebiet theilten; jetzt ist England alleiniger Besitzer. Die Königin Elisabeth bewilligte im Jahre 1600 einer Kompagnie von Kaufleuten das Monopol für den Handel mit Indien. Diese Gesellschaft unterlag mancherlei Schicksalen. Nach dem Jahre 1783 hatte sie die Rivalität der französischen Kompagnie nicht mehr zu befürchten, und nun begann sie die Ausführung ihrer längst beschlossenen Eroberungsentwürfe. Die sieben und zwanzig Jahre bis 1810 reichten hin, sie auf den Kulminationspunkt ihrer Macht zu erheben, und eine Reihe von Ereignissen zu entwickeln, die jeden Glauben übersteigen würden, wenn sie nicht vor unsern Augen vorgegangen wären. Um jene Zeit erlitt der die Kompagnie begründende Akt einige gesetzliche Modifikationen, namentlich in der Einsetzung eines Amts der Gegenrechnung **) (Board of controll), wodurch die Regierung des Mutterlandes eine Oberaufsicht über die Verwaltung dieser Kaufherren ausübt, und später in der Freigebung des Handels nach Indien, so daß das Monopol sich jetzt auf den chinesischen Handel beschränkt. Allein ist auf diese Weise gleich die merkantilische und politische Souveränität der Kompagnie in gewisse Grenzen gewiesen, und hat sie sich auch durch ihre Eroberungssucht in eine unermeßliche Schuldenmasse gestürzt, so bleibt doch der Besitz einer Herrschaft über hundert Millionen Unterthanen immer noch eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums sowohl für ihre Agenten als für England überhaupt, und wiegt die finanziellen Verlegenheiten, in die sie zuweilen als Korporation geräth, bei Weitem auf.

Der Tod Heider Aly's im Jahre 1782; der Friede mit Frankreich im Jahre 1783, welcher dieser Nation nur wenige Faktoreien auf der Halbinsel ließ; der Friede mit Tippo Saib i. J. 1784 endlich, waren die Grundlagen jener beispiellosen Herrschaft. Die Politik that das Uebrige. Mochte das Parlament der Kompagnie jede Eroberung untersagen, und ihr nur das Kriegsrecht für die Selbstvertheidigung zugestehen, oder für die Fälle, wann die Rechte ihrer Bundesgenossen zu beschirmen und zu unterstützen wären; nichtsdestoweniger vergrößerte sie von Jahr zu Jahr ihr Gebiet, und wenn sie keinen Fürsten entthronte, so erwarb sie sich wenigstens Vasallen, und in dem einen oder dem andern Fall kam sie nie zu kurz.

Die Zügel der Regierung sind jetzt in den Händen eines General-Gouverneurs vereinigt. Er ist das Haupt und der Regent aller englischen Besitzungen auf der Halbinsel. Von ihm empfangen die Präsidenten ihre Befehle. Zu allen Civil- und Militärstellen ernennt ein Direktorial-Hof; dieser Hof wählt selbst die Befehlshaber der Armee und die Statthalter der Präsidentschaften; dem König steht bloß die Präsentation der Kandidaten und die Abberufung dieser hohen Beamten zu. Die Kompagnie hat eigene Institute, worin sie die für die Civilverwaltung bestimmten jungen Leute erziehen läßt. Sie müssen zuvor die Sprachen der Hindu's, Malabarisch und Persisch, erlernen, ehe sie angestellt werden können. Dann steigen sie nach und nach zu den ersten Aemtern empor. Dasselbe geschieht mit denjenigen Individuen, welche sich der militärischen Laufbahn oder der Marine widmen wollen. Auch für Genie und Artillerie ist ein besonderes Kollegium in England errichtet. Dieses umfassende Patronatrecht bietet den Direktoren die vortheilhafteste Gelegenheit, junge Leute von Familie in Dienst zu bringen und sich dadurch die ersten Häuser zu verpflichten.

(Schluß folgt.)

*) Aus dem Werke: „Die englisch-ostindische Expedition nach Egypten, von dem Grafen Noe, Pair von Frankreich. Paris 1826.“

**) Die Kompagnie muß jährlich eine ausführliche Rechnung ihrer Einnahmen und Ausgaben dem Parlament vorlegen, nebst einer Uebersicht ihres Schuldstandes. Die Staats- und Verwaltungsrechnungen müssen von jenen des Handels getrennt geführt werden.

Besuch bei O'Connell.

Ein elegant gekleideter Bedienter, erzählt im englischen Hofjournal ein vornehmer Fremder, welcher bei Daniel O'Connell einen Besuch machte, erschien mit einem silbernen Leuchter in der Hand und öffnete eine Seitenthüre, welche zu einem Gemache führte, in welchem ich mich mitten in einem Zirkel von fünfzehn bis zwanzig Personen sah, die an einer langen Tafel beim Desert saßen. Ein Mann von hohem Wuchs und angenehmem freundlichem Aussehen erhob sich und trat mir entgegen. Er entschuldigte sich, daß er mich um diese Stunde nicht mehr erwartet hätte, stellte mich seiner Familie vor, die aus mehr als der Hälfte der Gäste bestand, und geleitete mich dann nach dem Zimmer, in welchem ich die Nacht zubringen sollte. Mein Cicerone war O'Connell selbst. Am nächsten Morgen hatte ich alle Gelegenheit, ihn mit Muße zu beobachten. Im Ganzen übertraf er meine Erwartungen. Sein Aeußeres ist anziehend, und es liegt darin ein Ausdruck von natürlichem Wohlwollen, verbunden mit einer gewissen Nachdenklichkeit und Festigkeit in seinen Zügen, die sehr für ihn gewinnt. Er besitzt vielleicht mehr Ueberredungskunst als ächte Beredsamkeit, und seinem Gespräch merkt man etwas Studirtes an; sieht man ihn indeß in seiner entschlossenen Haltung, wenn er mit seinen Beweisen auftritt und mitunter seinen Witz spielen läßt, so kann man ihm nicht leicht widerstehen. O'Connell hat Mehr von einem napoleon'schen General an sich als von einem dubliner Advokaten, und diese Vergleichung wird noch durch den Umstand näher gelegt, daß er bewunderungswürdig französisch spricht; was er seiner Erziehung in den Jesuitenkollegien zu Douai und St. Omer zu danken hat. Er ist aus einer alten Familie, welche wahrscheinlich in vergangenen Zeiten einen hohen Rang in der Gesellschaft einnahm; ja seine Freunde gehen soweit, daß sie ihn von einer Königin von Kerry abstammen lassen. Seinem Ansehen als Volksmann kommt dieser angebliche Nationaladel ohne Zweifel sehr zu Statten. So weit ich bemerken konnte, ward er von den Mitgliedern seiner Familie mit einer Art von religiöser Ehrfurcht behandelt. Als ein Fünfziger ist er, trotz seiner flächsenen Perrücke, noch gut erhalten. Er schien mir von unmäßigem Ehrgeiz. Die Natur hat ihm diejenigen Eigenschaften verliehen, wodurch er sich zu einem Parteihaupt eignet, einen bewunderungswürdigen Ton der Stimme, gute Lungen und eine dauerhafte Konstitution. Dabei zeichnet er sich durch einen schnellen und scharfen Verstand aus, und seine Kenntnisse, auch außer seinem Fach, sind nicht unbedeutend. An seiner Manier kann man nur vielleicht tadeln, daß es ihr zuweilen an Würde gebricht, und daß sie eine zu starke Dosis von Eigenliebe verräth.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 7. 7 Januar 1831.

Kaukasien.

2. Klima, Anbau, Einwohner.

Das **Klima** ist sehr warm, zuweilen heiß und drückend schwül, folglich für Ausländer nicht immer zuträglich, obgleich an sich nicht ungesund, wenn man sich erst daran gewöhnt hat, und in seiner Lebensordnung regelmäßig verfährt. Kommt aber zu der ungewohnten Hitze am Tage, und zu der Kühle in der Nacht noch eine unvorsichtige Lebensweise, zumal der Genuß der schönen, aber den Magen zu sehr kühlenden Südfrüchte, so ziehet man sich leicht hitzige Fieber zu. Durch Mäßigkeit und Enthaltsamkeit werden sie vermieden, und die Gesundheit bleibt ungefährdet. Durch den gewaltigen Kaukasus ist Georgien vor den Stürmen des rauhen Nordwindes gesichert, so wie es im Süden der milderen Luft Asiens ausgesetzt ist. Die Vegetation ist daher hier weit kräftiger, treibender und blühender, als in allen andern Ländern des russischen Kaiserstaates; der Sommer zwar heiß, aber doch nicht so brennend als in den kaukasischen Steppen, und wird öfters durch Bergluft abgekühlt, die von den Schneegipfeln des Kaukasus herwehet. Der Herbst ist angenehm, der Winter kurz, obgleich zuweilen ziemlich strenge, und Schnee und Eis, die den Kaukasus verhüllen, eine gewöhnliche Erscheinung. Der Horizont ist fast beständig heiter, unumwölkt und in das reinste Azurblau gekleidet, das nur bisweilen durch Gewitter- und Regenwolken auf einige Stunden getrübt wird.

Der **Anbau des Bodens** wird in Georgien noch sehr vernachlässigt. Dennoch wächst bisweilen eine solche Menge Getraide, daß es an Händen fehlt es einzuernten. Der Winterwaizen trägt nicht selten fünfzigfach. Aber die Menschen sind zu träge, als daß sie auf die Bearbeitung der Felder vielen Fleiß verwenden, daher sie sich oft genöthigt sehen, Lebensbedürfnisse aus Armenien einzuführen. Die Gegenstände des nothdürftigen Ackerbaus sind Hirse, Mais, Gerste, Sommer- und Winterwaizen, bucharische Hirse und das Gom der Grusier (holcus bi color), eine Art Honiggras; hin und wieder auch etwas Reis und Tabak. Bedeutender ist der **Garten-, Obst- und Weinbau**. Die Gärten der Grusier sind nicht groß, auch sieht man außer Zwiebeln, Kohl, Wirsing und einigen andern Gemüsarten wenig vorzügliche Gewächse darin; dafür aber desto mehr Melonen, Arbusen, *) Gurken und Flaschenkürbisse. Spargel wächst überall wild, und ist dennoch sehr wohlschmeckend. Von Baumfrüchten sieht man in den Gärten Pfirschen, Aprikosen, Mandeln, Birnen, Feigen und Granaten; in den Wäldern Aepfel, Kirschen, Pflaumen, Wallnüsse, Lampertsnüsse, selbst Oliven. Der **Wein** ist ein Hauptprodukt, und man hat mehrere vorzügliche Arten desselben, er würde indessen weit besser seyn, wenn man die Stöcke nicht zu sehr wässerte, um größere Trauben und mehr Most zu erhalten, und wenn man ihn, Statt in Schläuchen, in Fässern verführte, weil er von jenen immer einen Thrangeschmack annimmt; auch hat er den Fehler, daß er sich nicht lange hält. Mit der Kultur des Maulbeerbaums und der Seide beschäftigen sich vorzugsweise die Armenier.

Die **Viehzucht** wird mit mehr Fleiß betrieben als der Ackerbau, weil sie weniger Mühe macht. Sowohl großes als kleines Vieh ist in Menge und gleich gut vorhanden; das Pferd ist leicht, dauerhaft und dem persischen ähnlich. Man hält hier und da Kameele, viele Büffel und gemeines Rindvieh; die hiesigen breitgeschwänzten Schafe geben vorzügliche Wolle und die Ziegen langes und sehr feines Haar. Unter dem Geflügel sind Perlhühner und Enten häufig. Die Bienenzucht wird stark getrieben, und liefert vielen herrlichen Honig und Wachs, könnte aber doch noch ausgebreiteter seyn. Wildprät, sowohl zum Genuß, als zu Pelzwerk, giebt es in Menge, auch Fasanen; ferner viele Schakale, auch Bären, Wölfe, Füchse, Antilopen, Schlangen, Skorpionen; aus dem Mineralreiche Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, auch Silber und Gold; man gewinnt Salpeter, Salz, Schwefel, Vitriol, Auripigment und Steinkohlen, und findet mancherlei edle Steinarten, als Jaspis, Onyx, Achat, Karniol, Opal, Hyacinth, Krystall, Porphyr, Lasurstein, Alabaster, Marmor, auch Mineralquellen. Der Kur, der Hauptfluß des Landes, und das nahe kaspische Meer enthalten viele und mancherlei vortreffliche Fische. Bei Salian in Schirwan fällt der Kur ins kaspische Meer. Die Berge sind Arme des Kaukasus.

Außer den eingebornen **Grusiern** leben hier **Armenier, Perser, Turkomanen, Ossetiner, Lesgier**, auch **Griechen** und **Juden**, und neuerdings **Russen**.

Die **Grusier** sind die zahlreichste und mächtigste unter den kaukasischen Völkerschaften, ein Urvolk ihres Landes. Ihre Geschichte geht bis auf Darius zurück, ist aber mit vielen Sagen und Fabeln verwebt. Sie sind von großem und schlankem Wuchse, ohne durch Magerkeit oder zu vieles Fett verunstaltet zu werden, und nach den

*) Eine besonders schöne Art vollsaftiger Wassermelonen, die ein röthliches, überaus liebliches Fleisch haben.

Tscherkessen der wohlgebildetste Menschenstamm auf Erden, so daß man unter ihnen nur selten ein häßliches Gesicht antrifft; ja die Frauenzimmer übertreffen an Schönheit, Reiz und Grazie noch die Tscherkessinnen; daher auch die Großen in der Türkei und in Iran ihre Harems vorzüglich mit ihnen bevölkern. Sie haben von Natur alle vielen Geist und herrliche Anlagen, werden aber in der Erziehung verwahrlost, und bei dem Mangel an Schulen ist die Unwissenheit groß und allgemein; ja selbst von ihren Patriarchen, Bischöfen, Priestern und Mönchen läßt sich Wenig erwarten. Eben so schlecht steht es um ihren moralischen Charakter. Tücke, Falschheit, Hinterlist, Verrätherei, Stolz, Haß gegen den Beleidiger, Undankbarkeit, Völlerei sind ganz gemeine Laster. Sie besitzen eine unglaubliche Unverschämtheit im Leugnen Dessen, was sie gesagt oder gethan haben, im Erdichten nie geschehener Dinge, und im dreisten Fordern von Sachen, zu welchen sie gar kein Recht haben. In ihrem Groll und in ihrer Rache kennen sie keine Grenzen, und der Sinnlichkeit fröhnen sie ohne Maß und Ziel. Hievon machen selbst ihre Geistlichen keine Ausnahme, und es fällt Niemanden auf, so wenig als in Petersburg und Moskau, einen Priester berauscht, oder mit seiner schönen Sklavin freundlich kosen zu sehen. Wie darf man sich aber über diese Sittenlosigkeit wundern, da der Verlust der Unabhängigkeit, der harte Druck von Räubern und Eroberern und der beständige Kriegszustand auch den besten Nationalcharakter zu Grunde richten mußten? — Wundern muß man sich vielmehr, daß im Allgemeinen noch immer ein edler Sinn bei ihnen durchschimmert und daß sie noch manche Tugenden ihrer Vorfahren bewahrt haben, z. B. die Gastlichkeit, welche sie indessen mit den meisten Völkern des Kaukasus theilen, Abhärtung, Muth, Reinlichkeit, Freiheitsliebe ꝛc. ꝛc.

Die Sitten und Gebräuche der Georgier sind nach den persischen gemodelt; auch herrscht persische Bauart und Kleidertracht. Die Landleute wohnen in leichten Blockhäusern, gewöhnlich von 2 oder 3 Stockwerken, dorfweise zusammen. Das unterste Geschoß hat eine große Kammer für gemeinsame häusliche Geschäfte, zur Bearbeitung der Baumwolle, des Krapps, des Weins; die obern dienen zu Wohnungen. Die Dächer sind entweder mit Ziegeln oder mit Thonplatten gedeckt. Zehn, zwanzig bis dreißig solche Häuser machen ein Dorf aus. Fast jede Familie hat ihre Obst-, Küchen- und Weingärten, so wie ihre Felder, um sich her; daher sind viele Dörfer sehr weitläuftig. Die nach Legistan zu liegenden Dörfer haben, zur Abwehr der räuberischen Lesgier, jedes einen steinernen Thurm, in dessen unterem Stock die Weiber und Kinder mit der Habe und dem Vieh in Sicherheit gebracht werden, während die Männer von oben herab den Angriff zurückzuschlagen suchen. Größere Dörfer haben 2, 3 — 4 solche Thürme; auch findet man häufig Warten. In Kartalinien stehen die Häuser einige Fuß tief in der Erde, neben denselben die Viehställe; in Imiretien sind die Wohnungen von großen ummauerten oder sonst gut verwahrten Hofplätzen umschlossen. Im Allgemeinen ist aber die Bauart schlecht, und man bleibt, weil man es einmal so gewohnt ist, lieber in elenden Hütten, ehe man sich zu einer Veränderung entschließt. Selbst die Vornehmern und Reichern, ja sogar der Adel, wohnt nicht viel besser, und doch sind sie dabei so stolz als hausten sie in Palästen. So war es in der Vorzeit nicht. Zerstörte Städte, Schlösser und Dörfer sind noch jetzt redende Zeugen von dem früheren Wohlstande, ehe das Volk in entnervende Knechtschaft versank, worin der Despotismus seiner Fürsten unter dem Einfluß des Auslandes es erhielt. Noch jetzt sind die Bauern dem Adel erbunterthänig; doch, was sonst geschah, daß sie Wochen und Monate lang umsonst arbeiten mußten, daß ihre Kinder, besonders die Mädchen von den Gutsherren geraubt und außer Landes verkauft wurden, darf jetzt nicht mehr vorkommen; die russische Regierung hat ein Gericht angeordnet, das die Unterthanen vor der Willkühr ihrer Obern schützt. Sie schätzen sich daher auch sehr glücklich, unter russischen Scepter gekommen zu seyn. Indessen herrschen doch noch immer viele Mißbräuche. Von den Einkünften des Landes kommt, wie schon bemerkt worden, Nichts nach Rußland; Alles wird zur Unterhaltung der Besatzungen, zur Aufmunterung des Gewerbfleißes, zur Beförderung und Verbesserung der Viehzucht, des Acker-, Seiden- und Weinbaues, so wie zur Herstellung der zerstörten Ortschaften verwendet; ja die Krone schießt noch jährlich 2 Millionen Silberrubel zu. Es haben sich auch schon manche armenische und persische Familien aus den benachbarten türkischen und persischen Provinzen nach Grusien übergesiedelt; daher vermehrt sich, besonders in der Hauptstadt Tiflis, die Volks- und Häuserzahl mit jedem Jahre. Alle Einwohner, die Juden allein ausgenommen, sind militärpflichtig. Der Adel und die Magnaten stehen an der Spitze der aus ihren Gebieten gezogenen Truppen, und einer aus ihrer Mitte führt den Oberbefehl. Diese Herren, unter welchen auch Fürsten sind, die sich Knäsen nennen, machen vielen Aufwand, führen einen glänzenden Staat, und leben zum Theil mit einem wahren persisch-orientalischen Luxus, während ihre armen Leibeigenen in tiefem Elende schmachten.

Die herrschende Religion ist die orthodox-griechische nach grusischem Ritus. Die Grusier nahmen schon zu den Zeiten Konstantins des Großen die christliche Religion an und blieben beständig dem Christenthum zugethan, wenn auch zuweilen einige Personen, selbst Zaare, und einige Grenzdörfer, sich zum mohammedanischen Glauben wendeten. Die kirchliche Oberaufsicht führt der Katholikos (Exarch von Grusien), bisher gewöhnlich ein Prinz des zaarischen Hauses. Er hat seinen Sitz in der Hauptstadt Tiflis und ist Mitglied der dirigirenden Synode in St. Petersburg. Unter ihm stehen 12 Erzbischöfe, Bischöfe und Metropoliten, 13 Archimandriten, 11 Mönchsklöster grusischer und 2 griechischer Konfession; alle sind durch Landgüter reich dotirt. Nonnenklöster giebt es nicht. Der Kirchen sind im ganzen Lande nahe an 3000; der größere Theil derselben aber befindet sich durch persische Verwüstungen in einem kläglichen Zustande, ist zerstört, oder ganz verlassen. Man trifft auch hin und wieder in abgelegenen Gegenden Einsiedeleien, in welchen einige Mönche ein beschauliches Leben führen. Die grusischen Christen hegen noch vielen Aberglauben und ihre Priester stehen bei ihnen in großem Ansehen; doch sind beide sehr duldsam gegen Andersglaubende, und in Tiflis stehen mitten unter 16 orthodoxen Kirchen 13 armenische, 1 katholische und 3 persische Bethäuser (Metschets). Seit 1723 sind katholische Missionäre im Lande und in Tiflis besitzt diese Kirche ein Franziskanerkloster mit einer Kirche. Die Armenier, welche beinahe den vierten Theil der Einwohner Grusiens ausmachen, und den ganzen Handel des Landes in den Händen haben, sind ihrer Kirche treu geblieben. Die Turkomanen sind Mo-

hammedaner und haben ihre Imams. Die Juden sind auch hier wie überall ihrer alttestamentlichen Religion treu geblieben, und nähren sich vom Schacher.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung.)

Polen, das bisher einen Flächenraum von 13,000 Q. M. gehabt hatte, verlor durch die Theilung des Jahrs 1772 beinahe ein Drittheil seines Umfanges. Rußland nahm einen Strich von 1972 Q. M. in Besitz, der sich längs seinen Grenzen von den Quellen der Wilia bis zum Niemen und von den Quellen der Beresina bis zum Dniep erstreckte, — ein Gebiet, dessen Oberfläche an Größe dem Königreiche beider Sicilien gleichkommt. Das Manifest, welches diesen Schritt begleitete, zählte die Opfer auf, die Rußland der polnischen Nation gebracht habe, da seit vielen Jahren die Ruhe in Polen nur durch die russischen Heere erhalten worden sey, und machte darauf aufmerksam, daß eine kleine Entschädigung für so viele Großmuth nicht unangemessen seyn dürfte. Oesterreich begnügte sich mit einem Theile des rechten Weichselufers, der 1280 Q. M., also nicht einmal ganz so viel als das jetzige Königreich Bayern betrug; als Grund wurden im Allgemeinen alte Ansprüche angegeben, die bei dem dermaligen Zustande von Polen nicht länger aus den Augen gesetzt werden könnten. Preußen erhielt den kleinsten Antheil, nämlich nur 631 Q. M., oder das polnische Preußen, das, nicht ganz so groß, aber bei Weitem fruchtbarer und bevölkerter als das Königreich, überdieß das letztere mit den wichtigsten Provinzen der Monarchie, von denen es bisher getrennt war, verband. Den Werth, den Preußen auf diese Erwerbung legte, kann man nach der Mühe beurtheilen, die es sich gab, dieselbe zu rechtfertigen: „Seit Jahrhunderten, behauptete Friederich der Große, sey Polen im ungerechten Besitz beträchtlicher Gebietstheile von den Herzogthümern Pommern und Neumark; es sey daher nicht mehr als billig, daß er zurücknehme, was seine Vorfahren widerrechtlich verloren hätten, und zur Schadloshaltung für den so lange entbehrten Genuß dieser Landschaften füge er denselben natürlich einen Theil der angrenzenden polnischen Provinzen hinzu."

Vergebens protestirte Stanislaus August gegen eine Ungerechtigkeit, der er keinen Widerstand entgegen zu stellen vermochte; die Besitznahme der Provinzen, welche die drei Mächte sich zugeeignet hatten, wurde vollzogen, und um mit dieser schmachvollen Verletzung des Völkerrechts auch noch den Hohn zu verbinden, wurde die gemißhandelte Nation gezwungen, jede Gewaltthat, die ihr widerfahren war, selbst gut zu heißen. Auf dem Reichstag, der zu diesem Zwecke berufen ward, fanden sich nur von einer geringen Anzahl von Provinzen die Abgeordneten ein; russische Truppen hielten den Versammlungsort besetzt; endlich vermochte die Ueberzeugung, daß ein solches Verfahren an und für sich die Gültigkeit ihrer Beschlüsse aufhebe, die Mitglieder der Versammlung, einen Ausschuß zu ernennen, der die Ansprüche der drei Mächte genehmigte und die neuen Grenzen annahm, auf welche Polen durch dieselben beschränkt worden war.

Die nächste Folge, welche die Losreißung so beträchtlicher Gebietstheile für Polen haben mußte, war nach dem ersten Schrecken, der schon den Untergang des Ganzen vor Augen sah, die richtige Erkenntniß der Schwäche und der Ohnmacht, zu der widersinnige Gesetze die Nation herabgewürdigt hatten. Das übermüthige Vertrauen, welches die edelsten Kräfte in verderblichem Parteikampf verschwendete, war gebrochen; und allgemein wurde das Bedürfniß einer durchgreifenden Verbesserung gefühlt, welche das gesammte gesellschaftliche Leben von seiner Wurzel bis in seine höchsten Zweige hinauf umgestaltete. Der Umstand, daß die große Masse des Volkes, welche die Grundlage des Staatslebens bildet, von dem Genusse aller Bürgerrechte ausgeschlossen war, hatte sich durch die Gleichgültigkeit gerächt, mit der sie unter eine fremde Herrschaft überging, und die Willkür, welche die Verfassung dem Adel verstattete, hatte es selbst diesem einzelnen Stande unmöglich gemacht, seine ganze Kraft gegen den auswärtigen Feind zu vereinigen. Die Millionen Sklaven, welche bisher ohne alles Interesse für das Vaterland gewesen waren, durch die Gewährung der Freiheit allmälig auf eine höhere Stufe zu erheben, und die unbegrenzte Adelsmacht so weit zu beschränken, daß sie einer gesetzmäßigen Ordnung unterlag, waren daher die beiden Aufgaben, deren Lösung sich als die erste unerläßliche Bedingung für jede Restauration von Polen darstellte.

Wohl fühlten die benachbarten Mächte, wie gefährlich der sarmatische Riese werden könnte, sobald er, seiner Fesseln entbunden, der lange erduldeten Schmach gedächte; und die Vorschläge, welche sie auf den ersten Reichstagen nach der Theilung zu einer neuen polnischen Gesetzgebung machten, hatten daher sämmtlich keinen anderen Zweck, als den Zustand der Anarchie zu verewigen; aber die Vaterlandsliebe, die um so feuriger erwachte, je näher die Gefahr war, wußte auch die verderblichsten Maßregeln zu ihrem Vortheile zu benutzen, und langsam und unbemerkt bereitete sich — mitten unter den Spähern der mißtrauischen Feinde — eine Veränderung vor, welche in dem Verlauf weniger Jahre die polnische Nation aus dem Zustand gesetzloser Rohheit in die Mitte der europäischen Civilisation versetzen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Volksgeist in Frankreich.

(Korrespondenz.)

Lyon den 22 November 1830.

Nach einem dreitägigen Aufenthalte hat heut der Herzog von Orleans unsere Stadt verlassen, um noch bei Bourgoin und Grenoble die Nationalgarde der Dauphiné zu mustern. Gewiß ist seit der Rückkehr Napoleons von Elba kein Fürst mit gleichem Jubelruf empfangen worden, vielleicht war selbst Napoleons Einzug nicht so gefeiert. Die abgequälten Empfangsfeierlichkeiten, als der Herzog v. Angouleme zur Musterung der algierer Landungstruppen nach Toulon eilte und durch hiesige Stadt kam, konnten als wahre Satire gelten. Denn Jeder, welcher aus Gesellschaftsinstinkt und aus gutmüthiger Gewohnheit etwa ein Lebehoch erschallen lassen wollte, ward durch die Furcht zurückgeschreckt, von dem größern Theil des Publikums ausgelacht zu werden. Als Lafayette im Spätsommer vorigen Jahres nach dem Sturz des Ministeriums Martignac den Siegeszug der öffentlichen Meinung durch das Dauphiné machte, war die Freude des Volkes schon eine ganz andere, obschon sich zu viel Bitterkeit gegen die Regierung in die dem Freiheitshelden bewiesene Verehrung mischte. Dieser Tage war der Jubel unbegränzt, und das Herz konnte sich ungehindert Luft machen; und wie hat es Solches gethan: Schon am Tage der Ankunft des jungen Prinzen waren von den ferneren Ortschaften des Rhonedepartements die Nationalgarden eingetroffen und einquartiert worden. Bagagewägen

mit Fleisch und Brod beladen. Marketenderinnen und Zubehör waren im Gefolge der kriegerischen Truppen. Es ist darin, wenn man will, etwas Spielerei oder vielmehr eine gewisse Poesie. Denn die Rückerinnerungen vergangener glorreicher Zeit leben in den französischen Veteranen, wie die der Universitätsjahre in den greisen Staatsbeamten Deutschlands. Mit ihnen vermischen sich die Träume einer kriegerischen Jugend. Der Prinz erschien, musterte im Einzelnen einen Theil der Nationalgarden und empfing am selben Abend die Deputationen, Behörden und Kollegien. Der Franzose will einmal Worte und geistreiches Erfassen des Augenblicks, wo der Deutsche sich mit einem freundlichen Gruße und einem treuherzigen Händedrucke begnügt. Daher war auch der Prinz gezwungen, auf die an ihn ergangenen Anreden seine rhetorische Klasse in praxi zu repetiren und er hat mehr als Dieß gethan, und somit seinem College Ehre gemacht. Mehr aber als seine Reden nahm sein freimüthiges Wesen, sein feiner Anstand und seine frische Jugend alle Herzen ein. Es machte um so größern Eindruck bei den Lyonern, daß der Prinz immer nur von seinem „Vater" sprach, je mehr die jämmerliche Etiquette der abgeschiedenen Familie, selbst auf der Reise nach Cherbourg, noch in frischem Andenken ist. Der Morgen der Musterung erschien, und nun erst zeigten sich die großen Massen der Nationalgarden von Stadt und Land; jene in ihrer prächtigen Tracht und Rüstung, diese in dem zum Theil noch kriegerischeren Ansehen. Die Bergbewohner von Tarare, die Uferbewohner des Rhon und der Saone, Weinbauer, Schiffsleute, Steinbrecher in ihren kurzen grünmanchesternen Jacken oder den kurzen graublauen Röcken, ganz im Schnitte der weiland deutschen Röcke — alle diese Leute sprachen in ihren kräftigen Zügen aus, man könne auf sie rechnen, wenn's Noth thue. Ihrer Haltung sah man's an, daß die napoleon'sche Schule noch immer gute Frucht trägt. Das Marsfeld liegt auf der angespülten Halbinsel Perrache zwischen Rhon und Saone. Die letzten steilen Anhöhen erheben sich unfern mit Gärten, Weinbergen, Landhäusern und Thürmen, auf denen die Telegraphen spielen; die hochgelegenen Vorstädte Lyons schauen über die enormen Steinmassen der Stadt weg und durch die Pappelallee am Rhon erblickt man in Nebelferne die lange eisige Gebirgskette der Alpen. Hier versammelten sich die 4000 Mann Nationalgarde, alle bewaffnet und zum größten Theile uniformirt unter der ausgesuchtesten Musik und einer Anzahl von Trommeln. Jede Gemeinde hatte einen oder zwei Tambours und eine prächtige Fahne. Mehrere unter diesen stammten noch aus der Revolutionszeit, ja eine vom Jahre 1789. So wenig unter Napoleons Reich als unter der Herrschaft der Bourbonen waren sie zum Vorschein gekommen; die neue Zeit brachte sie mit den alten Erinnerungen ans Licht. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit führte die junge Artillerie ihre Begrüßungssalve aus, während die Maire's der Gemeinden den Herzog empfingen. Nach der Vertheilung der Fahnen ritt der junge Prinz durch die Reihen. Das Hochrufen theilte sich von Kompagnie zu Kompagnie mit und rollte also ununterbrochen fast stundenlang fort. Alle Welt war über den Jüngling entzückt, der unter diesem Rausch doch immer seine Besinnung und für jedes Außerordentliche ein offenes, wiewohl bisweilen in Freudenthränen schwimmendes Auge behielt. Die alten narbigen Hauptleute mit dem Ehrenkreuze auf der Brust und unter der Pike ergraut, fühlten sich nicht beleidigt, ihm ihre Aufwartung zu machen. Denn ihre Wünsche und Hoffnungen für ihr Vaterland hefteten sich an den neuen Herrscherssproß. Es ist nicht übel eine solche freiwillige Unterwerfung zu sehen; auch sind Das keine Zeichen, die für den Ausbruch eines Vulkans sprechen, wie Frankreich wohl mehrfach genannt worden. Mit dieser Musterung stand der am folgenden Tage stattgefundene Ball nicht gerade in Widerspruch, vielmehr diente er als Ergänzung zur Kenntniß des französischen Charakters. Wo sich der Deutsche bei Gesang und Trunk begeistert, da spricht und tanzt der Franzose und schickt sich inzwischen zur That an. Sind es nicht dieselben Franzosen, welche leider, ach leider! auch unsere deutschen Frauen zum Gegenstande ihrer Eroberungen machten, und nach Cairo neuerdings die rossinische Musik, nach Algier die Gallopade verpflanzt haben? Ein Enkel Henri's IV, des diable à quatre, muß auch seine Schule der Galanterie zeigen, und auch darin bestand der Prinz sein Examen. Der hohe Gast wurde umringt und so eng eingeschlossen, daß er nur unter den Tänzen einen Raum zum freien Athmen gewann. Das neue noch unvollendete Theater war zu diesem Tage eigens ausgeschmückt. Unter dreißig Wimpeln, welche die Namen der Schlachten von Valmy und Jemappes bis Navarin und Algier trugen, bewegte sich eine Masse von 3 – 4000 Menschen und ordnete sich dennoch zu Contretänzen und Walzern, so gut es sich thun ließ. Der Prinz tanzte mit vielen Damen, und wurde mit Händedrücken, mit den wärmsten Versicherungen der Anhänglichkeit, mit Versprechungen wenn das Vaterland es fordere, ihm in den Tod zu folgen, überall begleitet. Er überhüpfte keinen Tanz, und kehrte nach mehrstündigem Aufenthalte in diesem Kreise erst nach Mitternacht in sein Hotel zurück. Gestern als am Sonntage machte der Prinz eine Wasserfahrt auf der Saone, besuchte aber vorher zu Fuß (ein den Lyonern ganz unbekanntes und mit großem Beifall aufgenommenes Benehmen) die Veterinärschule. Auf der Insel Barbe feuerte er mit eigener Hand (denn er war in der Kleidung eines Kanoniers) die Kanone ab, und bestand auch dabei seine Probe, ohne zu zucken. So wie er in St. Etienne die Geistlichkeit nicht annahm, bevor sie das salvum fac regem in der Messe gesungen hatte, eben so wenig nahm er den Besuch des hiesigen Erzbischofs an, der als ein eifriger Gegner der Revolution bekannt ist, und seit den Tagen des Julius nicht sein Zimmer verlassen hat, weil er sich vor dem Rauschen des Freiheitswindes fürchtet. Der Bischofshof mag auch dem Prinzen aus seiner Kindheit nicht angenehm seyn; denn man erzählt, daß bei der Durchreise des jetzigen Königs durch Lyon derselbe sich im Bischofshofe aufhielt und während der Tafel seinen etwas unruhigen Sohn (den jetzigen Herzog von Orleans) zwischen drei Lehnstühlen nach hiesiger Landessitte in Pönitenz stellte. Diese Geschichte, die schon gleich nach der Restauration ausnehmend gefiel, wird aufs Neue als ein Beweis einer verständigen bürgerlichen Erziehung mit Beifall erzählt. Ueberhaupt hat diese Reise des Prinzen eine große Wichtigkeit für die jetzige Regierung Frankreichs. Nicht allein, daß sich das Herrscherhaus durch das einfache und schöne Benehmen des Thronerben viele Freunde und Anhänger erwirbt; es fühlt sich bei dieser Vereinigung der Nationalgarden das Volk in seiner ganzen Kraft und gewinnt eine Zuversicht, die beim Kriege von irgend einer Seite her sich fühlbar machen würde. Je mehr dem Geiste Spielraum gegeben wird, desto furchtbarer wird Frankreichs physische Stärke. Der Handelsstand sieht in dieser Anschließung an das neue Königthum eine Garantie für die innere Ruhe, und somit einen Hoffnungsstern für seine Speculationen. Auch der Süden, der vielleicht am Wenigsten ruhig ist, wird in dieser Aeußerung des Volkswillens unserer Gegend eine Aufforderung mehr finden, sich mit Zuversicht unter Ludwig Philipps dreifarbiges Banner zu sammeln. Des Fürsten Beispiel im Entsagen der eingewurzelten Vorurtheile hat Viele in sich gekehrt. Alle Welt ist zum Freimuth aufgefordert, die Heuchlerzunft vernichtet. Die alten langgewohnten Kniffe und Betrügereien, welche mehr als je sich unter der gefallenen Regierung vermehrt hatten, können fürder nicht mehr gelten. Nepotismus und Autoritätsdünkel die Beamtenzunft nicht mehr vergiften. Kampf von oben herab gegen das Vorurtheil und Verbreitung eines sittlichen Geistes von unten herauf werden beide zum Heil Frankreichs wirken.

Neue politische Novelle.

Unter dem Titel „der Premier" kündigt das englische Hofjournal die bevorstehende Erscheinung einer politischen Novelle an, die wahrscheinlich Aufmerksamkeit erregen dürfte. Der Held ist ein verstorbener Minister, dessen Porträt sehr kenntlich gezeichnet sey. Unter dem Gewand der Dichtung werden einige merkwürdige Wahrheiten ans Licht gezogen, im Zusammenhang mit den außerordentlichen Intriken, die gespielt wurden, um die Erhebung dieses berühmten Individuums zur Premierschaft zu verhindern und die nachmals einen nur zu glücklichen Erfolg hatten, um ihr edles Opfer ins Grab zu hetzen. Die angesehensten Staatsmänner der Zeit treten in diesem Drama redend und handelnd auf. Besonders soll das Publikum über die wahre Beschaffenheit der vermeintlichen Unabhängigkeit in dem Verhältniß zwischen Kabinet und Presse, Whigs und Tories ꝛc. überraschende Aufschlüsse erhalten und zwar nicht in abstrakten, sondern in lebenden Beweisen. Auch die ausgezeichnetsten literarischen Charaktere hat der Verfasser in den Rahmen seines großen satirischen Gemäldes eingefügt. Die Hauptpersonen sind: Canning, Liverpool, Wellington, Peel, Eldon, Melville, Lowther, Becket, Lushington, Brougham, Mackintosh, Burdett, Coleridge, Herries ꝛc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 8. 8 Januar 1831.

Der Feldzug der spanischen Konstitutionellen. *)

Mit dem Sturz der alten Dynastie in Frankreich hatte der Despotismus in Spanien seine Hauptstütze verloren. Natürlich glaubten die spanischen Patrioten diesen Zeitpunkt benützen zu müssen, um einen Versuch zur Befreiung ihres Vaterlands zu machen, wozu sie denn auch ohne Verzug ihre Anstalten trafen. Die innern Unruhen, welche damals die carlistische Partei auf der Halbinsel unterhielt, trugen nicht wenig bei, die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in ihnen zu vermehren. Unglücklicherweise herrschte aber unter den Flüchtlingen selbst nicht diejenige Einigkeit, welche bei den geringen Mitteln, die ihnen zu Gebot stunden, den Erfolg allein sichern konnte. Man muß nämlich wissen, daß sie in zwei Parteien — Freimaurer und Communeros — zerfallen, von denen die erstern die intellektuelle, die letztern die numerische Ueberlegenheit besitzen. Die angesehensten Namen unter den alten Kortesmitgliedern, Don A. Arguelles, Don C. Valdez, Graf Toreno, Martinez de la Rosa, Calatrava, Cuadra, Galiano Isturiz ꝛc., unter den Generalen Mina, Espinosa, Placensia, Castellar, Butron, Lopez Banos ꝛc., kurz von der Aristokratie des Standes und der Bildung alle Diejenigen, welche liberale Ansichten hegen, gehören den Freimaurern an. Die Communeros, mit Torrijos, Palarea, Gurrea, Vigo und F. Valdez an der Spitze, sind von neuerm Datum, und durch ihre Heftigkeit und ihre Ungeduld ausgezeichnet. Sie waren es denn auch, welche hauptsächlich auf eiligen Losbruch drangen.

Man schritt daher sofort zu Bildung einer provisorischen Junta, die aus Isturiz, Vadillo, Calatrava und Sancho bestand, und in Bayonne ihren Sitz aufschlug. Jetzt fragte sich, welcher von so vielen tapfern und erfahrenen Anführern sollte die Oberleitung der verschiedenen Korps bekommen, mit denen man den Angriff beginnen wollte? Die allgemeine Stimme entschied sich für Mina, und er wurde gewählt. Keine Wahl konnte gerechter seyn; auch abgesehen von den außerordentlichen Verdiensten dieses Generals, seinen erprobten militärischen Talenten, seiner strengen Mannszucht, seiner vollendeten Klugheit und seiner nie verlegenen Entschlossenheit in schwierigen Lagen, schon der Name Mina wirkte als ein Zauber — ein Name, der nicht bloß in Spanien, sondern auch im Ausland nicht anders als mit hoher Achtung genannt wird. Man erwartete, daß der Bestellung Mina's zum Oberkommando die andern Anführer gerne beipflichten würden; allein Dieß war nicht bei allen der Fall. Während Espinosa, Placensia, Butron und andere Generale freudig den neuen Obergeneral begrüßten, widersetzten sich andere, und entschlossen sich auf eigene Faust zu handeln, unter diesen Obrist Valdez, Pablo und Vigo. Umsonst wurden Unterhandlungen mit ihnen angeknüpft, um sie für die gemeinsam einzuleitenden Maßregeln zu gewinnen; jede fernere Berathung, worauf Mina mit den Uebrigen antrug, jeder Aufschub schien ihnen bloßer Zeitverlust. Wahrscheinlich waren sie des feindseligen Benehmens des Unterpräfekts zu Bayonne, der seine üble Laune an den Konstitutionellen auf alle Art ausließ, überdrüßig und wollten nun eben um jeden Preis voranmachen. Wie Dem auch sey, am 15 Oktober drang eine Abtheilung Konstitutioneller unter dem Kommando eines Anführers in dem Interesse Torrij's und der Communeros in Spanien ein.

Obrist Don Francisko Valdez ist ein Offizier von seltener Kühnheit, dabei ein begeisterter Freund der Freiheit, und von äußerst reinem und ehrenhaftem Charakter. Bei seiner ungemeinen Thätigkeit und der noch frischen Erinnerung an seinen Triumph in Tarifa konnte es ihm nicht an einem zahlreichen Gefolge von Anhängern fehlen, die das Kriegsglück mit ihm zu theilen bereit waren. Aber war Dieß für ihn ein Grund zur Weigerung unter einem Mann wie Mina zu dienen? Diese unselige Entzweiung unter den Konstitutionellen bahnte jeder Intrike den Weg und, wie voraus zu sehen, ermangelten die Feinde der spanischen Freiheit nicht, die Schwierigkeiten zu vervielfältigen, welche die Thorheit der Patrioten selbst geschaffen hatte. Aus den bedeutenden Geldmitteln, womit man Personen, die keineswegs unbedingtes Vertrauen verdienten, ausgerüstet sah, so wie aus gewissen Umtrieben, wovon verlautete, läßt sich schließen, daß die Tapferkeit und Ergebenheit der spanischen Royalisten nicht allein es war, was das Fehlschlagen des Versuchs der Konstitutionellen veranlaßte. (Fortsetzung folgt.)

*) Wir geben, sagt das Monthly Magazine, dem wir diesen Artikel entlehnen, einen merkwürdigen Bericht von den Thaten der spanischen Patrioten. Ihre Abenteuer würden sich in einem Roman nicht übel ausnehmen. Die Flüchtigen waren zu schwach. Was sollen zweitausend Mann ohne Reiterei und Artillerie, wenn es gilt ein Königreich über den Haufen zu werfen? Die Patrioten müssen warten. Sie haben noch Nichts verloren; ihre Zeit wird sicherlich kommen. Die menschliche Natur wird sich zuletzt gegen die grobe Tyrannei dieses Priesterregiments erheben; dann wird der Ruf an sie ergehen und sie werden nothwendig, volksthümlich und unwiderstehlich seyn!

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung)

Um die königliche Gewalt vollkommen auf Nichts zurückzuführen, schuf Rußland einen hohen Rath, dem das wichtigste Vorrecht der Krone, die Verleihung der Staatsdomänen übertragen wurde. Allein die Räthe wandten ihre Macht, statt zu der Verminderung des Ansehens der Krone, zu der Vermehrung desselben an, indem sie dem Einfluß der hohen Reichsbeamten Schranken setzten, die in ihrer selbstständigen Stellung mehr als ein Mal ihren Königen die Spitze boten. Weil das liberum veto als die Hauptquelle alles Unheils in Polen erkannt worden, erzwang Rußland die beständige Beibehaltung desselben. Aber gerade dadurch wurde dieser alte Mißbrauch so verhaßt, daß er einer gesetzlichen Abschaffung kaum noch bedurfte, da der Landbote, der sich erlaubt hätte, die Verhandlungen des Reichstages durch hartnäckigen Widerspruch zu unterbrechen, in Gefahr gewesen wäre, durch den allgemeinen Unwillen das Leben zu verlieren. Auf dem Reichstage des J. 1776 wurden die ersten Versuche gemacht, durch zweckmäßige Gesetze die Lage des Landmanns zu verbessern und durch Ertheilung bedeutender Vorrechte an die Städte einen unabhängigen Bürgerstand zu gründen. Auch die Verbesserung des Kriegswesens wurde nicht vergessen, da an der Unzulänglichkeit des veralteten Heerbannes Niemand mehr zweifeln konnte. Nur stand hier das wesentliche Hinderniß im Wege, das vielleicht jeden Fortschritt am Meisten aufhielt: Die Schwierigkeit, ein freies Volk von der Nothwendigkeit der Einführung eines regelmäßigen Abgabensystems zu überzeugen. Nach vieljährigen Kämpfen ward endlich auch dieses Hinderniß überwunden. Am 6 Oktober 1788 wurde der Reichstag eröffnet, der von seiner ungewöhnlichen Dauer gewöhnlich der vierjährige, von seiner entscheidenden Thätigkeit der konstitutionelle genannt wird. In einer der ersten Sitzungen übergab der Bevollmächtigte Preußens eine Note, in welcher diese Macht, beinahe mit offener Bezeichnung Rußlands, der polnischen Nation ihren Schutz gegen jede fremde Bedrückung zusagte; *) Preußen, so lange mit Rußland verbunden, war durch die Vergrößerungssucht Katharina's II für sich selbst besorgt geworden und erkannte jetzt in der Unabhängigkeit Polens die sicherste Schutzwehr für seine eigene Unabhängigkeit. Der Antrag zu einem Bündniß zwischen Preußen und Polen wurde, ungeachtet des durch frühere Treulosigkeit erweckten Mißtrauens, mit Enthusiasmus aufgenommen. Bald darauf wurde eine Vermehrung der Armee bis auf hundert tausend Mann beschlossen, um die nöthigen Geldsummen zur Errichtung und Erhaltung dieses Heeres aufzubringen, bestimmte man die Hälfte des Einkommens allen Starostien, ein Fünftheil von den Gütern der Geistlichkeit und ein Zehntheil von denen des Adels für diesen Zweck; die ersten Bedürfnisse des Augenblicks befriedigte ein Anlehen von dreizehn Millionen polnischen Gulden, das in Amsterdam gemacht wurde; von allen Seiten gingen freiwillige Geschenke in den königlichen Schatz ein; der lithauische Adel bot das Doppelte seiner Steuern; Graf Stanislaus Potozki hatte sich selbst auf eine Summe von 300,000 polnischen Gulden jährlich geschätzt, und ein warschauer Banquier machte einen Vorschuß von 100,000 Dukaten ohne Zinsen.

Die Nachgiebigkeit, welche das petersburger Kabinet bewies, indem es Maßregeln, die offenbar nur gegen Rußland gerichtet waren, nicht den geringsten Widerstand entgegensetzte, erweckte den so lange niedergedrückten Nationalstolz zu neuem Muth. Immer heftiger wurde die Sprache des Reichstags, immer kühner wurden die Schritte, die er für die Herstellung und Sicherung der Freiheit that. Der hohe Rath, durch welchen Rußland der exekutiven Gewalt den letzten Schein der Macht entreißen wollte, wurde aufgehoben; entehrende Strafen trafen einen polnischen Großen, der sich durch Gold für das russische Interesse hatte erkaufen lassen; die russischen Truppen, welche seit achtzig Jahren Polen als ihr Eigenthum betrachteten, wurden gezwungen, die polnischen Grenzen zu räumen. Rußland durch einen Krieg mit der Pforte und bald durch einen zweiten mit Schweden beschäftigt, wagte es nicht, Ansprüche, für welche es keinen anderen Rechtsgrund aufzuweisen hatte, als die Gewalt, auf die Gefahr eines neuen Kampfes hin zu behaupten, dessen Ausgang mindestens sehr zweifelhaft gewesen wäre; denn schon war das Bündniß zu Schutz und Trutz, welches Preußen dem Anfangs noch unentschlossenen polnischen Reichstage antrug, abgeschlossen worden, und einem anderen Bündniß zwischen Polen und der Pforte mangelte nur noch die Ratifikation. Der Schein der Großmuth, welchen Rußland annahm, konnte die wahren Beweggründe seiner Politik nicht verbergen, auch wurden zu derselben Zeit, wo der russische Gesandte in Warschau sich in Betheurungen des Wohlwollens und der Theilnahme erschöpfte, die Versuche entdeckt, welche russische Emissäre in den östlichen Provinzen Polens machten, mit Hülfe der griechischen Geistlichkeit das Landvolk aufzuwiegeln. Das Einzige, was Rußland unter diesen Umständen auf dem Reichstage gewinnen konnte, war, daß seine Anhänger die allgemeine Vorliebe für die alten Formen der Verfassung benutzten, um die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und dadurch die beabsichtigte Restauration der Verwaltung bis zu einem Zeitpunkte zu verschieben, wo die russische Macht nicht mehr durch andere Besorgnisse getheilt würde.

So schwach auch die Partei war, welche das Interesse einer fremden Macht oder den eigenen Vortheil der Freiheit des Vaterlandes vorzog, so bot derselben doch die bestehende Verfassung zu viele Hülfsmittel dar, als daß der Plan, den sie mit der hinterlistigsten Schlauheit verfolgte, nicht vollständig hätte gelingen sollen. Erst als der Friede von Werela und die Verhandlungen von Galacz die Streitigkeiten Rußlands mit Schweden wie mit der Pforte beigelegt hatten; als von mehreren befreundeten Höfen die Nachricht einging, daß eine neue Theilung Polens im Werke sey, erkannte man die Nothwendigkeit einen schnellen Entschluß zu fassen; und am 3 Mai 1791 wurde mit einer Mehrheit, von welcher die geringe Anzahl der Gegner kaum der Erwähnung werth erscheint, eine Konstitution angenommen, welche mit einem Schlage alle die seit Jahrhunderten eingewurzelten Mißbräuche, die bisher die edelsten Kräfte des Staats zersplittert, vernichtete, und einer großen, nur

*) Note des preußischen Gesandten v. Buchholz, übergeben zu Warschau am 12 Oktober 1788. — Le roi offre également à la sérénissime république son alliance et renouvellement des traités que subsistent entre la Prusse et la Pologne. S. M. croit pouvoir lui garantir son integrité aussi bien que toute autre puissance et elle fera tout ce qui dependra d'elle pour préserver l'illustre nation polonaise de toute oppression étrangère.

durch innern Zwiespalt unmächtigen Nation die Aussicht auf eine neue ruhmvolle Entwicklung eröffnete.

Freudetrunkenheit erfüllte alle Gemüther; jede Gefahr, jeder Parteihaß war in diesem Augenblicke vergessen; alle Vorurtheile, alle Vorrechte, welche der neuen Verfassung zuwider liefen, wurden willig dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer gebracht; auch die fremden Mächte, eine ausgenommen, sahen mit Vergnügen ein tief zerrüttetes, aber edles Volk durch unerwartete Ermannung sich dem Untergange entziehen; Preußen erklärte wiederholt, *) daß diese glückliche Revolution, welche Polen endlich eine weise und regelmäßige Verfassung gegeben habe, seinerseits die aufrichtigste Zustimmung fände: nur eine geringe Anzahl von Verräthern in russischem Solde wagte es, die alte Anarchie zu beklagen und der neuen Verfassung den Vorwurf zu machen, daß die Regierungsform, welche sie einführe, keine monarchische, sondern eine despotische und ihre Annahme das Ende der polnischen Freiheit sey.

Die einzige Wirkung, die dieser Vorwurf, von dieser Seite, hervorbrachte, war, auch die Schwankenden von der Vortrefflichkeit einer Regierungsform zu überzeugen, welche den Freunden Rußland's Besorgniß einflößte; auch bedurfte es nur eines Blicks in die Verfassungsurkunde, um jeden Angriff dieser Art in seiner ganzen Nichtigkeit zu erkennen.

Die römisch-katholische Religion war die erste Bestimmung, ist und bleibt Nationalreligion; alle andere Religionen sind geduldet und stehen unter dem Schutz des Staates; nur darf Niemand, der sich zu der katholischen Kirche bekennt, zu einem andern Glauben übertreten und muß der König immer der herrschenden Kirche angehören.

Die Quelle aller Gewalt im Staate ist der Wille der Nation, die indessen das Recht der Gesetzgebung dem Reichstage überträgt, welcher wie bisher aus dem König, dem Senat und den Abgeordneten oder Landboten zusammengesetzt und in zwei Kammern, die der Senatoren und die der Landboten, getheilt ist. In der Kammer der Landboten, deren Mitglieder auf den Provinziallandtagen gewählt werden, wird über alle Gesetzvorschläge, über das Budget, über Verträge mit fremden Mächten und über Krieg und Frieden entschieden. Unter mehreren Vorschlägen werden die der Krone zuerst berathen. Die Kammer der Senatoren, in welcher der König den Vorsitz führt, besteht aus den Bischöfen, den Palatinen oder Statthaltern der Provinzen, den Kastellanen oder Distriktsbefehlshabern und den Ministern. Die Kammer der Senatoren hat das Recht, alle Gesetzvorschläge, welche die Kammer der Landboten genehmigt hat, entweder anzunehmen, wodurch dieselben sogleich gesetzliche Kraft erhalten, oder ihre Annahme bis auf den nächsten Reichstag zu verschieben, auf welchem diese Annahme jedoch bei Erneuung des Vorschlages nicht verweigert werden kann. Bei allen Beschlüssen in beiden Kammern entscheidet die einfache Stimmenmehrheit und die Nothwendigkeit der Stimmeneinheit ist für immer aufgehoben.

Der Reichstag wird alle zwei Jahre versammelt, außer in dem Falle eines auswärtigen Krieges, innerer Unruhen oder einer anderen dringenden Gefahr, die eine außerordentliche Versammlung nothwendig macht.

Die exekutive Gewalt ist dem König und dem Staatsrathe, in welchem die Minister des Königs sitzen, übertragen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Note des preuß. Gesandten vom 16 Mai 1791: Se. Majestät der König von Preußen habe ihm befohlen, de temoigner — combien il avoit éprouvé de satisfaction, en apprenant l'heureuse revolution qui avoit enfin donné à la Pologne une constitution sage et reguliere. Eigenhändiger Brief des Königs von Preußen vom 23 Mai in Bezug auf die polnische Nation: Je me felicite d'avoir pu contribuer au maintien de sa liberté et de son independance, et un de mes soins les plus agreables sera celui d'entretenir et d'affermir les liens qui nous unissent. Note vom 21 Juni: Le roi de Prusse tient toujours pour un devoir qui lui est doux, d'assurer de nouveau que fidele à ses obligations, il aura toujours particulièrement à cœur de remplir celles qui, l'année precedente, ont eté contractées avec lui

Bemerkungen über Taganrog, Kiertsch und deren Umgebungen in der Krim. *)

Die Stadt Taganrog, durch den Tod Alexanders I auf lange Zeit in den Annalen Rußlands berühmt, liegt auf einer hohen Landzunge, die sich in's azowische Meer erstreckt (unter 47° 12' 3'' nördl. Br. und 56° 19' 30'' östl. L.). Der Hafen hat einen guten Ankergrund und giebt den Schiffen zu jeder Jahreszeit sichern Schutz gegen die Stürme. Außer den neuangelegten Werken, welche die Stadt umgürten, wird sie noch von einer Citadelle vertheidigt, in welcher die Hauptkirche erbaut ist. Außerdem enthält sie zwei oder drei Kirchen, einen geräumigen Markt mit großen Magazinen, ein Seelazareth und eine Bevölkerung von 10,000 Seelen. Taganrog war ein armseliges tatarisches Fischerdorf, als Peter der Große, entzückt von der Schönheit des Klima's und in Rücksicht der überaus günstigen Lage zum Handel, 1696 beschloß, dort eine Stadt zu gründen. Die Unfälle des Feldzugs von 1711, und der ihm am Pruth aufgezwungene Friedensschluß verzögerten die Ausführung der ausgedehnten Plane des Czars. Unter der Regierung Katharina's II wurden sie wieder aufgenommen, doch mit Ernst erst unter Alexander betrieben. Dieser Fürst gab der Stadt eine Bank, eine Quarantäne-Anstalt mit einer Sanitäts-Kommission, und einen Gouverneur. Handel und Industrie nahmen bald einen größern Schwung; die einheimische Bevölkerung vermehrte sich auf eine erstaunliche Weise; fremde Kaufleute bürgerten sich in der neuen Kolonie ein, und die Seemächte schickten Konsuln, den Handel und die Schifffahrt ihrer Unterthanen zu beschützen. Man sah sich genöthigt, die Anlagen der Stadt zu erweitern, und neue Kaufhäuser zu erbauen, deren Kosten über zwei Millionen Rubel betrugen. Diesen schnellen Flor verdankte die Stadt ohne Zweifel ihrer glücklichen Lage an der Ausmündung des Don und in geringer Entfernung von der Wolga. Kein Hafen des schwarzen Meeres verband diese Vortheile. Die fremden Schiffe ziehen diesen Hafen allen übrigen am schwarzen Meere vor, bei der Gewißheit des Absatzes und der Gegenladung. In den letzten zehn Jahren überstieg die Einfuhr 60 Millionen Rubel, die Ausfuhr 40. Wenn die Verbindungen Rußlands mit Iran, Turkestan und den diesen zunächst liegenden Gegenden Asiens noch erweitert werden, wie durch die alljährlichen Gesandtschaften, durch die sowohl für die diplomatischen als Handels-Interessen in diesem Welttheile bestellten Agenten zu erwarten steht, kann Taganrog eine der ansehnlichsten Städte, ein Centralpunkt im Süden des Reichs werden und zur Waarenniederlage des Nordens und Ostens dienen.

Was das unmittelbare Gedeihen der Stadt am Besten befördern kann, wäre die Verbindung der Wolga und des Dons durch einen schiffbaren Kanal, der schon früher projektirt wurde. **) Bis jetzt kommen die nach

*) Aus dem Reisejournal der HH. v. Leuven und Villeneuve, im Journal des sciences militaires.

**) Zu dieser Verbindung waren zwei Mittelkanäle nöthig, welche die beiden nicht sehr entfernten Flüsse Kamyschenka und Ilowla vereinten; der erstere mündet in die Wolga, der andere in den Don. Beträchtliche Arbeiten waren zum Theil schon angefangen, aber, wie dieses in Rußland so häufig geschieht, auch bald wieder aufgegeben. Es bedarf nur der Ernennung eines neuen Gouverneurs oder eines andern öffentlichen Beamten, um eine

Taganrog bestimmten Fahrzeuge die Wolga herunter bis Dubowka, von wo die Waaren nach Kaschalinskaja an die Ufer des Dons zu Land verführt werden. Der Zwischenraum dieser beiden Orte beträgt 60 Werste (8½ deutsche Meilen). Von hier geschieht der weitere Transport zu Wasser bis Rostow und von da auf größeren Fahrzeugen vollends bis Taganrog. Oft erreichen die Barken von Rostow selbst den Hafen und werden dann zerlegt und als Brennholz theuer verkauft. Noch unlängst bot die Gegend dem Anblick eine endlose Steppe dar, wo das Auge ohne Ruhepunkt ermüdet umherschweifte, und wo bloß Nomadenvölker ihre unzählbaren Heerden Hornvieh waideten. Jetzt ist der größere Theil angebaut, und statt der beweglichen Lager sieht man Meierhöfe und Dörfer, die mit Mauern umgeben sind. Doch außer einigen Fruchtbäumen, welche die Regierung längs den großen Straßen pflanzen ließ, hat noch kein Strauch Wurzel gefaßt. Zerstreut in diesen einförmigen Räumen finden sich hie und da Sandhügel oder Steinhaufen, muthmaßlich von Menschenhänden errichtet, wo der Sage nach einst Tatarentempel standen. Die Ausbeute, welche Nachgrabungen abwarfen, waren einige schlecht aus Stein gehauene Götzenbilder, unförmliche Ueberreste eines hohen, aber ungebildeten Alterthums, die heute noch als Wegsteine der militärischen Grenzen dienen. An einigen Punkten fanden sich auch noch Spuren alter unregelmäßiger Befestigungen. Doch vergebens sucht der Wanderer einen Wald, eine Pflanzung, die, wie sie der Landschaft Zierde, ihm Schatten und Ruhe gewährt. Kein Stamm, kein Wurzelstock liegt auf dieser Fläche, der schließen ließe, daß es vordem hier anders gewesen. Das von felsichten Ufern und gefährlichen Untiefen umschlossene azowische Meer ist den heftigsten Stürmen ausgesetzt. Selten verfließt ein Jahr, wo nicht zehn bis zwölf Fahrzeuge zu Grunde gehen. Die russische Regierung hat daher der Schifffahrt einen großen Dienst erwiesen, indem sie an den gefährlichern Stellen Leuchtthürme erbauen ließ, so daß die Schiffbrüche künftig seltener werden müssen. Der beträchtlichste dieser Leuchtthürme steht am Kap Bielosoriskaia, 120 Werste von Taganrog.

(Schluß folgt.)

Indien und die ostindische Kompagnie.

(Schluß.)

Die Landmacht der Kompagnie beläuft sich ungefähr auf 200,000 Mann aller Waffen; die Seemacht auf 20,000. Kaum wird ein Fremder eine genaue Uebersicht der Streitkräfte dieser regierenden Gesellschaft erlangen. Obgleich ihr Besitzstand nur temporär ist und das Privilegium alle dreißig Jahre erneuert werden muß, so ist es doch nicht glaublich, daß der Freibrief jemals ganz zurückgenommen wird; denn wie wollte man, um nur Eines zu erwähnen, der Kompagnie nur das von ihr angeschaffte Kriegsmaterial zurückerstatten, das von besonderer Güte und dessen Masse nicht zu berechnen ist? Die Truppen der Kompagnie sind auf's Beste disciplinirt und gekleidet. Die Armee ist immer bereit in's Feld zu ziehen; die Eingebornen (Sipoys), woraus sie zum Theil besteht, sind auf europäische Weise eingeübt, und wetteifern in Muth und Kaltblütigkeit mit europäischen Kriegern; sie sind der Regierung sehr ergeben, die sie mit Pünktlichkeit bezahlt und selbst für die Familien Sorge trägt, wenn die Männer über die Grenzen rücken. Ausschließlich werden die Truppen von europäischen Officieren befehligt. Außer dieser Macht giebt der König von England der Kompagnie noch ein Korps von 50,000 Mann in Sold, wovon jeder Mann die Kompagnie jährlich 100 Guineen kostet. Die Sipoys sind theils der mohammedanischen, theils der Religion der Hindu's zugethan. Jeder trägt die besondere Auszeichnung der Kaste, welcher er angehört. Dieser Religionsunterschied, der bei andern Sekten gewöhnlich in tödtliche Feindschaft ausartet, erregt hier nicht die mindeste Unruhe. Entspringt daraus auch eine gewisse Eifersucht, so ist sie ganz friedlicher Natur und dient nur zur Sicherheit der gesetzlichen Macht. Wenn ein Komplott je vorkäme, so würde ein Theil den andern bewachen und die Ausführung verhindern. Die Regierung von Madras beschloß im Jahre 1809, der Armee gewisse pekuniäre Vortheile zu entziehen, was allgemein mißfiel. Die europäischen Officiere verabredeten sich, den Widerruf dieser Maßregel zu verlangen. Die Regierung beharrte darauf. Jene setzten sich nun mit Gewalt dagegen und versagten den Dienst. Vorstellungen, die gemacht wurden, fanden keinen Eingang. Ein Regiment weigerte sich, Theil an der Expedition zu nehmen, die man eben gegen die holländischen Besitzungen auf den Molukken-Inseln vorbereitete. Man wendete sich an die Sipoys, deren Officiere aber, im Einverständnisse mit den andern, ebenfalls den Gehorsam aufkündeten, wodurch die Regierung in eine schwierige Lage versetzt war. Glücklicherweise scheiterten die Meuterer an der Treue der Soldaten, die sich auf keinen ihrer Plane einließen, sondern immer die Regierung davon in Kenntniß setzten. Die königlichen Truppen wurden herbeigerufen, die Kompagnieofficiere mehrerer Abtheilungen festgenommen und sogleich durch königliche ersetzt. Die Strenge der Gesetze, nach welcher man Einige bestrafte, führte die Uebrigen bald zur Ordnung zurück; und eine Insurrektion, welche den Umsturz der obersten Gewalt befürchten ließ, diente sonach zu ihrer größeren Befestigung. Dieses Resultat verdankte die Regierung bloß ihrer milden Behandlung der Sipoys.

Nichts gleicht der Schönheit indischer Befestigung und dem reinlichen Zustand, in welchem man sie hält. Geräumig, dauerhaft und geschmackvoll, vereinigen sie Alles in sich, was zu einer leichten Vertheidigung und dem Wohlseyn des Soldaten beiträgt. Madras besonders ist ein Muster in dieser Art. Beschützt von einer Reihe zusammenhängender Werke, beherrscht von wohlausgerüsteten Forts, kann es dem lebhaftesten Angriffe widerstehen und den zahlreichsten Armeen Trotz bieten. Die sogenannte schwarze Stadt, eine halbe Stunde vom Meeresufer entlegen, verstärkt diese Werke noch mehr. Die Natur selbst scheint einen Theil der Vertheidigung von Madras übernommen zu haben. Die Annäherung der Küste ist den europäischen Booten unmöglich; sie sind gezwungen, eine Viertelstunde vom Ufer zu halten. *)

Man spricht jetzt Viel von den Projekten Rußlands in Indien mit einer bewaffneten Macht einzufallen, und von den Vortheilen, welche daraus hervorgehen würden. Dieser Erfolg mag sich wohl auf der Karte bewähren, im Lande selbst aber niemals. Hindustan, von steilen Gebirgen umgeben, bietet einer Armee bei ihrem Durchzug nur öde Stellen, Schluchten ohne Straßen und Verbindungen dar, wo keine Subsistenzmittel gefunden werden und wo die Artillerie nur mit Hülfe von Menschenhänden durchzuziehen möglich wäre. Eingeengt in diesen ungangbaren Bergketten, müßte die Armee einen Paß nach dem andern erobern, oder bei einem fehlgeschlagenen Angriff zu Grunde gehen. Fügen wir hinzu, daß sich diesem Einfalle zahlreiche und tapfere Truppen entgegen stellen würden, die um so kräftigeren Widerstand leisten könnten, als ihnen alle Hülfsquellen der im Rücken liegenden fruchtbaren Provinzen zu Gebot stünden. Alles dient demnach zu einer begünstigten Vertheidigung, und nichts einem vortheilhaften Angriffe. Der Osten und Westen bietet dieselben Wechselfälle und dieselben Schwierigkeiten dar. Ueberall ergebene Truppen, Wüsten und Hindernisse ohne Zahl. Wenn man dabei erwägen will, welche bedeutende Kräfte zur See diese Küsten beschützen und von welchem Gewicht diese in der Wagschale seyn werden, so ergiebt sich, daß jenes Angriffsprojekt eine baare Thorheit ist.

---

mit bewunderungswerthem Eifer und großem Aufwande begonnene gemeinnützige Unternehmung zu unterbrechen und dem dazu angewiesenen Kapital eine ganz verschiedene Bestimmung zu geben.

*) Auf dieser Entfernung erheben sich die Wogen und brechen sich nach dreimaligem Aufschwung an dem sandigen Gestade. Jedes europäische Fahrzeug, welches sich in diese Brandung wagte, würde zerschmettert werden; unsere Schiffsramen und Riopen sind nicht biegsam genug, dem Stoß der Wellen zu widerstehen. Daher werden nur leicht gezimmerte Nachen, die dem Andrange der Fluth nachgeben, gebraucht. Sie fassen vierzig bis fünf und vierzig Personen und werden von den Eingebornen sehr geschickt gehandhabt, die im Takte dabei rufen, singen und rudern, und stets die Wellen zu durchschneiden wissen. Flöße bleiben immer in Bereitschaft, um verunglückte Fahrzeuge zu retten. Die Wellen, oft von einer furchtbaren Höhe, treiben das Schiff mit Ungestüm gegen das Land, bis es auf den Sand geworfen ist. Sogleich eilt dann ein Haufen Anwohner herbei und zieht es in's Trockene. Die Flöße bestehen aus zwei an einander befestigten Bohlen von sechs bis acht Schuh Länge; einer oder zwei Indier, die sie lenken, eilen damit in größter Schnelligkeit nach jedem Orte der Gefahr. Mehrere derselben tragen eine silberne Halskette mit Medaille, die sie für die Errettung von Europäern erhielten. Sie gehen nackt und haben als Kopfbedeckung eine kleine Mütze von Palmenblättern, in welchen sie ihre Papiere legen, um sie gegen Nässe und andern Schaden zu bewahren. Auf diesem schwachen Fahrzeuge sieht man sie selbst auf das offene Meer hinausschiffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 9. 9 Januar 1831.

Kaukasien.

3. Städte in Georgien.

Die Hauptstadt des Landes und die einzige von Bedeutung ist Tiflis. Sie liegt am Kur in einer reizenden und fruchtbaren Ebene, mit Wein- und Obstgärten umgeben, früher die Residenz der Zaare, jetzt der Sitz der russischen Regierung und des Eparchen, so wie eines armenischen Bischofs und eines tatarischen Effendi. Von der persischen Verwüstung im Jahre 1796 durch Mohammed Chan zählte sie über 20,000 Einwohner und außer dem weitläufigen Schlosse der vormaligen Zaaren an 4000 etwa 15 Fuß hohe Häuser von Ziegeln und Fliesen, leicht und schlecht gebaut, mit platten Dächern und Fenstern von geöltem Papiere. Ein Viertel der Stadt liegt noch jetzt in Trümmern, und von dem prächtigen zaarischen Palaste ist keine Spur mehr vorhanden. Auf seiner Stelle steht der neugebaute Palast des Statthalters. Auf dem ganz nahen Berge liegt eine Citadelle; 4 Thore führen ins freie Feld. Die Stadt ist schlecht gebaut, die Straßen sind schmal, meistentheils ohne Pflaster, in der Regenzeit kothig und ungesund, im Sommer mit Staub zum Ersticken bedeckt. Der Basar ist groß, mit mehr als 700 Buden besetzt, wodurch er aber so enge, dunkel und unrein wird, daß nur ein Asiate es darin aushält. Die öffentlichen Gasthäuser (Karawanserais) sind bequem eingerichtet, mit großen Gewölben versehen, überall von geräumigen Höfen umgeben, zu denen man durch den Basar gelangt. In jenen handeln vorzugsweise Perser, Türken und Armenier, während die grusischen Krämer ihre Waaren auf dem Basar selbst feilbieten. Der Handel findet vornehmlich mit Persien und der asiatischen Türkei Statt, und Tiflis könnte leicht der gemeinschaftliche Stapelplatz aller persischen und türkischen Handelsartikel werden. Der russischen Regierung verdankt Tiflis ein Hospital mit einem botanischen Garten, eine öffentliche Schule zur Bildung junger Grusier aus den höheren Ständen, wozu der Kaiser jährlich 10,000 Rubel angewiesen hat, so wie eine Bibliothek, 2 Buchdruckereien und ein Naturalienkabinet. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Handel und mit Verfertigung von Decken, Teppichen und Tapeten, worin sie eine ausgezeichnete Geschicklichkeit besitzen, mit etwas Wollen-, Baumwollen-, Seiden-, Halbseiden- und Bandwebereien; man findet ferner sehr geschickte Gold-, Silber- und Stahlarbeiter, Seidenspinner, Gewehrmacher, Schwertfeger ꝛc.; auch wird hier das in den benachbarten Steinsalzgruben gebrochene Steinsalz raffinirt. Die Sprachen, welche in Tiflis geredet werden, sind die grusische, die persische und russische. Die erstere ist mit vielen armenischen, persischen und türkischen Wörtern und Redensarten vermischt; die zweite ist bei den Vornehmern die Modesprache; der dritten bedienen sich bloß die Russen. Die Reichen und der Adel brachten sonst ihre Zeit großentheils aus Liebe zum Luxus und aus Vergnügungssucht in Ispahan oder Tehran zu, jetzt in Moskau und Petersburg, dahin sie auch ihre Söhne zur weitern Erziehung und Ausbildung schicken, so wie die fähigsten Zöglinge der Stadtschule auf kaiserliche Kosten ebenfalls nach Moskau gebracht werden, um hier ihre Studien zu vollenden.

Außer Tiflis sind nur noch 4 Städte im Lande, die aber kaum diesen Namen verdienen, nämlich Michcheti, Signi, Suram und Gori. Die erstere ist eine sehr alte Stadt am Kur, 3 Meilen von Tiflis, mit einer prächtigen Kathedralkirche, sonst die Haupt- und Residenzstadt von Grusien, wo auch die Grabmäler vieler grusischen Fürsten noch zu sehen sind. Gewöhnlich wurden die Zaare hier gekrönt, und auch jetzt noch werden die Bischöfe des Landes in der Kathedrale eingeweihet. Signi oder Signach, eine Kreisstadt und ziemlich bedeutende Festung, mit 300 Häusern und 1380 Einwohnern. Suram, am Fuße des Kaukasus, mit einer kleinen Festung. Gori, eine Kreisstadt, ebenfalls am Fuße eines kaukasischen Vorgebirges, nach Tiflis die ansehnlichste Stadt in Grusien, mit 320 Wohnungen und 1600 Einwohnern, meistens unirten Armeniern, die sich durch Handel, Baumwollen- und Linnenwebereien in Wohlstand befinden. Ein festes Bergschloß am Kur dient dem Platze zur Vertheidigung. Durch den Besitz der Provinzen Schirwan und Eriwan, so wie der Landschaft Gondscha mit der Stadt und Festung gleiches Namens, stehen den Russen die übrigen persischen Länder am kaspischen Meer, und durch die Einnahme von Achalzik die asiatische Türkei offen.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung.)

Die Krone ist erblich; die Wahlfreiheit ist für immer abgeschafft, außer für den Fall, wenn die in der Regierung berufene Familie erlischt. Nach dem Tode des regierenden Königs

wird der Kurfürst von Sachsen mit seinen Nachkommen auf den Thron berufen. Wenn dieser Fürst keinen männlichen Erben hinterläßt, so wird seine Tochter zur Thronfolgerin erklärt, jedoch unter der Bedingung, ihre Hand nicht ohne die Zustimmung des Reichstages zu vergeben.

Der König hat das Recht, die Ausführung eines Gesetzvorschlages, dem er nicht beigestimmt hat, bis zu der Entscheidung des nächsten Reichstages zu verschieben.

Der König hat das Recht alle öffentlichen Aemter nach Gutbefinden zu besetzen.

Die Armee steht ganz zu der Verfügung der exekutiven Gewalt.

Die Minister sind verantwortlich gegen den Reichstag, aber sie können nicht in Anklagezustand versetzt werden, außer wenn zwei Drittheile der Stimmen Dieß verlangen.

Wenn die Mehrheit des Reichstags dem König erklärt, daß sie kein Vertrauen mehr zu einem Minister habe, so ist der König verpflichtet, einen andern zu ernennen.

Dem Adel werden alle seine alten Rechte und Vorrechte bestätigt; nur nehmen neben ihm an den Reichstagen auch die Abgeordneten der königlichen Städte Theil. Diese Abgeordneten werden nach dem Verlauf der zwei Jahre, für welche ihr Mandat lautet, in den Adelstand erhoben; eben so wird jeder Bürgerliche in den Adelstand erhoben, der im Militärdienste bis zu dem Range eines Hauptmannes oder im Civildienste bis zu dem eines Rathes vorgerückt ist. Auch haben die Städte das Recht, auf jedem Reichstag für dreißig bürgerliche Grundeigenthümer den Adel zu verlangen.

Die Rechtspflege bleibt selbstständigen Rechten vertraut, die auf den Provinziallandtagen gewählt werden. Doch wird über den gewöhnlichen Tribunalen, die jetzt nur in erster Instanz urtheilen, ein Appellationsgerichtshof errichtet, welcher in zweiter und letzter Instanz entscheidet. Staatsverbrechen werden von einem besonderen Tribunal gerichtet, dessen Mitglieder von dem Reichstage ernannt werden.

Alle fünf und zwanzig Jahre wird eine allgemeine Revision der Konstitution vorgenommen, was auf einem besonders zu diesem Zweck zusammenberufenen Reichstage geschieht.

Bestätigt ward durch die Konstitution vom 3 Mai ein bereits am 18 April erlassenes Gesetz, wodurch die Städte von der Gerichtsbarkeit der adeligen Tribunale emancipirt und den Bürgern ein besonderes Gerichtsamt, das Recht, zu allen geistlichen und zu den niederen Staatsämtern zu gelangen, so wie die Freiheit, adelige Güter zu erwerben, bewilligt wurden.

Ein besonderer Artikel gab den Landleuten das Recht, Verträge mit ihren Grundherren zu schließen, die für beide Theile unverbrüchlich bindende Kraft erhielten und bereitete dadurch mit weiser Mäßigung eine allmälige Emancipation des Bauernstandes vor.

Nie ist eine Revolution mit mehr Umsicht, mit tieferem Vorausblick, mit größerer Uneigennützigkeit und mit mehr Schonung aller bestehenden Rechte und Verhältnisse ausgeführt worden, als die polnische vom 3 Mai; eine Revolution in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Worte verknüpfte, war sie nur in Bezug auf die Zerrüttung, in welche alle Theile der Staatsverwaltung gefallen waren; denn dieser wurde freilich durch die gewaltsamste Umkehr an einem Tage ein Ende gemacht; in jeder andern Beziehung war sie die nachsichtigste und langmüthigste so wie die gesetzlichste Reformation; und ungerecht konnten sie nur Ehrgeizige nennen, die durch Herstellung der Ordnung in ihren Hoffnungen oder Erwartungen getäuscht wurden.

Drei Männer, die durch Rang und Würden zu den Ersten ihrer Nation gehörten, Graf Felix Potozki, Rzewuski und Bromeki vereinigten sich, den Umsturz einer Verfassung zu bewirken, der den mächtigsten Großen gleich dem ärmsten Landmann der Herrschaft der Gesetze unterwarf. Durch ihre Aufnahme am russischen Hofe ermuthigt, unterzeichneten sie mit neun andern Edelleuten eine Akte, wodurch sie sich selbst die höchste Gewalt beilegten; sie erklärten ihre Verschwörung unter dem Titel der Konföderation von Targowitz für eine Generalkonföderation des Königreichs, protestirten gegen alle Beschlüsse des Reichstages, und riefen den Schutz und die Hülfe der großmüthigen Kaiserin von Rußland an, um ihrem Vaterlande seine alte Freiheit wieder zu geben, wie sie vor der despotischen Konstitution vom 3 Mai bestanden. Vier Tage nach der Unterzeichnung der Konföderation von Targowitz erließ Katharina II eine Bekanntmachung, worin sie, gestützt auf die Garantie, welche sie der polnischen Verfassung vom Jahre 1775 ertheilt habe, jede Abänderung derselben für ein Verbrechen gegen ihre Majestät erklärte; allen Polen wurde geboten, den Eid, den sie der neuen Verfassung geschworen hätten, zurückzunehmen; Denen, die sich ohne Widersetzlichkeit ihrem Willen unterwerfen würden, wurde Gnade und Verzeihung zugesichert.

Schon vor dieser Erklärung hatte Preußen, durch die Aussicht auf neuen Gewinn gegen alle Forderungen der Ehre so wie gegen sein eigenes wahres Interesse verblendet, sich mit Rußland über die Maßregeln verständigt, die zu der Unterdrückung und Unterwerfung Polens getroffen werden sollten. Der Reichstag, durch diese Entwickelung nicht entmuthigt, bot Alles auf, die Freiheit des Vaterlandes würdig zu vertheidigen; der König selbst versprach, sich an die Spitze des Heeres zu stellen; und so groß war das Vertrauen, welches seine männliche Standhaftigkeit erweckte, daß ihm unumschränkte Gewalt übertragen wurde. Alle Stände wetteiferten nach Kräften zu der Ausrüstung und Vermehrung der Kriegsmacht beizutragen; Freiwillige auf eigene Kosten bewaffnet, strömten von allen Seiten in das Lager, und der Adel hielt sich bereit, in Masse seinem Fürsten wider den Feind zu folgen.

Aber Stanislaus August besaß nur zu vorübergehender Aufwallung, nicht zu entschlossener Ausdauer Kraft. Während die russischen Truppen bereits in die Ukräne und in Lithauen eingedrungen waren, unterhandelte er noch mit dem russischen Gesandten in Warschau; und auf einen Wink, daß die stolze Semiramis des Nordens leichter durch kluge Nachgiebigkeit, als durch starren Trotz gewonnen werden könnte, ertheilte er seinen Heeren den Befehl, alle vorliegenden Provinzen zu räumen und sich zur Deckung der Hauptstadt hinter dem Bug aufzustellen — einem Nebenflusse der Weichsel, der zwar in seinem unteren Laufe schiffbar ist, indessen an vielen Stellen beinahe zu jeder Jahreszeit durchwatet werden kann, und daher nirgend eine haltbare militärische Operationslinie darbietet. Die Gefechte bei Zielence und Polonne, in welchen die russische Avantgarde beträchtliche Verluste erlitt, sicherten den Rückzug; aber der

Sieg von Dubienka, wo Kosciusko mit 6000 Polen 18000 Russen schlug, vermochte die Fortschritte eines Heeres nicht aufzuhalten, das die von ihrem Fürsten verrathene polnische Kriegsmacht bereits auf allen Seiten überflügelte. In den Provinzen, welche die Russen besetzt hatten, wurden die angesehensten Einwohner gezwungen, der Konföderation von Targowitz beizutreten; keine Bedrückung, keine Gewaltthat wurde gescheut, um diesen Zweck zu erreichen; mancher einfache Edelmann ließ lieber das Aergste über sich ergehen, ehe er durch treulose Feigheit sich entehrt hätte; der König allein vergaß seine Pflicht; er bat um Waffenstillstand, und als Katharina II statt Dessen ihm den Befehl ertheilte, sich der Konföderation anzuschließen, unterwarf er sich ohne Bedenken dieser Schmach. Am 23 Juli 1792 unterzeichnete Stanislaus August seinen Beitritt zu der Konföderation von Targowitz.

Die Bestürzung, welche dieser Schritt verbreitete, war unbeschreiblich. Die beiden Marschälle des Reichstages protestirten; die Offiziere des Heeres, das sich ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert sah, zerbrachen ihre Degen; im ganzen Königreich trat an die Stelle der Gesetze die Wuth, die Habsucht, die Willkür der Konföderation. Indessen wurden die polnischen Truppen in kleinen Abtheilungen unter die russischen vertheilt; die letzteren besetzten das ganze Königreich, mit Ausnahme einiger Provinzen an der preußischen Grenze, in welche bald ein preußisches Armeekorps einrückte. Ein Manifest erklärte: „Es sey in ganz Europa bekannt, daß die Revolution, die am 3 Mai 1791 ohne Wissen und ohne Theilnahme der befreundeten und benachbarten Mächte in Polen ausgebrochen sey, die Unzufriedenheit und den Widerstand eines großen Theiles der Nation hervorgerufen habe. Preußen, durch wichtigere Angelegenheiten beschäftigt, habe lange nicht darauf geachtet, bis durch den demokratischen Geist, der von französischen Jakobinern in Polen verbreitet werde, seine eigene Sicherheit gefährdet worden sey. Um dieses Gift nicht in seinem Rücken immer weiter um sich fressen zu lassen, habe der König von Preußen beschlossen, im Einverständnisse mit den Höfen von Wien und Petersburg, in den seinen Staaten zunächst gelegenen Distrikten die Ruhe herzustellen, Ordnung zu halten, und den friedliebenden Einwohnern seinen wirksamen Schutz zu gewähren."

Zum ersten Male war der polnischen Nation der Vorwurf des Jakobinismus gemacht worden; nicht lange so wurde dieser Vorwurf von Rußland wiederholt — und merkwürdig genug, zu derselben Zeit, wo eine von Rußland und Preußen begünstigte Partei die mit dem Beifall Preußens angenommene Konstitution umstürzte, weil dieselbe die Freiheit des Volkes vernichte und in Polen den Despotismus einführe! Die Revolution, welche in Frankreich ausgebrochen war, hatte einen von der polnischen Staatsveränderung so durchaus verschiedenen Charakter angenommen, daß die französischen Republikaner jede Vergleichung mit Polen unwillig von sich wiesen. Und mit Recht! Denn in Frankreich war die königliche Gewalt, Anfangs unbeschränkt, durch die Revolution Schritt vor Schritt geschmälert und endlich ganz aufgehoben worden, um einer reinen Völkerherrschaft Platz zu machen; während in Polen umgekehrt die Volksherrschaft der Zustand war, von welchem die Revolution ausging und diese keine andere Tendenz hatte, als durch allmälige Erweiterung der königlichen Gewalt, den Unordnungen, die mit der alten Volksherrschaft verbunden waren, ein Ziel zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Tagnarog, Kiertsch und deren Umgebungen in der Krim.

(Schluß.)

Kiertsch ist ganz neu gegründet und besitzt einen vortrefflichen Hafen auf der Halbinsel dieses Namens, nächst den Ruinen des alten und wohlhabenden Pantikapaion oder Pantikapaja, an der Straße von Jenikalé. Der Boden der Halbinsel ist über der Oberfläche des schwarzen wie des azowischen Meeres sehr erhöht und sie bildet einen ansehnlichen Vorsprung im letzteren. In der Mitte zwischen den Städten Caffa und Kiertsch sind noch Bruchstücke von Wällen und Gräben ersichtlich, welche eine Vormauer der Chersonier gegen die Königreiche am Bosporus bildeten. Kiertsch zählt 1000 Einwohner, die sich größtentheils unter Katharina II hier niederließen. Alexander ließ in der Stadt große Arbeiten unternehmen und bewilligte ihr alle Rechte eines Freihafens. Sie lehnt sich an den Abhang kleiner Hügel an, deren größter seinen Namen von der Belagerung durch Mithridates trägt. In dem nicht weit entfernten Pantikapaja starb dieser kühne und erbitterte Römerfeind. Der Hafen befindet sich im Hintergrunde einer Bucht, die drei Meilen im Umfang hat, und zum Theil durch eine in's Meer vorspringende Erdzunge gebildet wird. Am Fuße der von den Russen erbauten Citadelle sind noch Trümmer von Brückenpfeilern sichtbar, wodurch der alte Hafen sonst in zwei Becken getheilt war. Die Schiffe haben hier einen vortrefflichen Ankergrund und Schutz gegen die Meeresstürme. Eine große Sandbank erstreckt sich weit in den Golf hinaus und bricht den Andrang der Wellen. Zu jeder Jahreszeit können die Schiffe im Hafen ausgeladen und wieder befrachtet werden. Zahlreiche zum Theil staunenswerthe Ruinen bietet die ganze Umgegend dem Reisenden dar, theils aus der Periode der Griechen, die den taurischen Chersonnes inne hatten, theils aus der Blüthezeit der Herrschaft Genua's und Venedigs. Diese ehrwürdigen Ueberreste sind von den neuern Besuchern wenig beachtet und nie genügend beschrieben worden. Die Tataren, jetzt Bewohner dieser Gegenden, leben in einer völligen Unwissenheit und Apathie. Die Kultur des Bodens ist äußerst vernachlässigt, und doch würde kein Theil der Krim so fruchtbar seyn. Aber die Trägheit dieses Volks zieht die Viehzucht dem Ackerbau vor, und die reichen Triften und Wiesen um Kiertsch sind nach der Reihe mit Pferden, allen Arten von Hornvieh, und besonders mit zahlreichen Heerden von Schafen aus der gepriesenen astrachanischen Zucht bedeckt. Auch findet man Kamele, und einige tatarische Herren in Angora halten ansehnliche Gestüte. Die schönen Ziegen von Astrachan gedeihen hier gleichfalls. Alle diese Thiere waiden das ganze Jahr hindurch in diesen Ebenen, kommen nie unter Dach und bedürfen geringer Pflege. Die Jagd ist nicht gewöhnlich; dagegen der Ertrag des Fischfangs sehr reichlich. Das azowische Meer liefert verschiedene Arten Störe in Menge; vorzüglich gesucht sind die rothen und durchsichtigen Rücktheile dieser großen Fische, so wie ihre Eier, aus denen der Kaviar bereitet wird, wovon unermeßliche Quantitäten in's Innere Rußlands, nach Griechenland und Italien gehen. Das Salz ist außerdem noch eines der beträchtlichsten Erzeugnisse des Landes. Es giebt mehrere Salzseen; einen zunächst Kiertsch. Die ungeheure Hitze während der Monate Juni bis August bewirkt die allmälige Verdünstung des Wassers auf der Oberfläche der Seen, wodurch die Salztheile zugleich sich verdichten. Die geringe Tiefe des Wassers und die Festigkeit des Bodens gestatten die Einfahrt großer mit Ochsen bespannter Wagen, die im See selbst geladen werden. Mittelst Holzschaufeln werden die Salzschollen abgestochen. Kaum wird vor der Regenzeit es möglich, den dritten oder vierten Theil des gewonnenen Salzes auszuführen. Zahlreiche Gespanne bringen es dann im nächsten Sommer nach dem Innern Rußlands und den angrenzenden Statthalterschaften; ja es wird selbst nach Anatolien und Konstantinopel verschickt. Der Hafen von Kiertsch genießt dieselben Privilegien, wie die Häfen von Odessa, Kaffa und Taganrog, und in kurzer Zeit wird er mit den

übrigen wetteifern. Da er den Tscherkassen und den noch unabhängigen Völkerschaften des Kaukasus am Nächsten liegt, so hat er auch den größten Handel nach diesen Gegenden. Die Ausfuhr dorthin ist nach den erneuerten Privilegien des Kaisers Alexander von 1821 auf zehn Jahre von allen Abgaben befreit; die Kaufleute tauschen Pferde von persischer Zucht, Pelzwerk, Zinn, Wachs, Honig, Holz, trockene Früchte u. m. A. ein. Mit reger Theilnahme besucht man die Ruinen der alten Städte Pantikap und Nymphajon, bei Kiertsch, so wie Kimmeria und Changoria auf der Insel Taman, wo einst Handel und Industrie blüheten. Man sieht auch noch Ueberreste sogenannter cyklopischer Bauwerke, deren Festigkeit bis jetzt theilweise der zerstörenden Wuth der Muselmänner widerstanden hat. Von ihrem Innern ließe sich eine sehr interessante Ausbeute versprechen. Privatleute haben mit schwachen Mitteln bereits einige Versuche gemacht, und eine große Anzahl Säulen, Basreliefs, Münzen, Medaillen gewonnen. Wünschenswerth wäre es, wenn die russische Regierung ausgezeichneten Archäologen die Leitung dieser Nachforschungen übertrüge, und in einem dem Publikum geöffneten Museum die entdeckten Alterthümer vereinigte. Was bis jetzt entdeckt wurde, hatte keinen besondern Nutzen für Wissenschaft und Kunst.

Vermischte Nachrichten.

Die Aristokratie in Rußland und Polen sympathisirt mehr mit Frankreich, als man gewöhnlich glaubt. Von Jugend auf mit französischer Sprache, Literatur und Sitte vertraut, meist von französischen Hofmeistern erzogen, sind die vornehmen Russen und Polen nach ihrer ganzen Denkweise kaum etwas Anderes als Franzosen; manche von ihnen sprechen das Französische so geläufig, ja geläufiger als ihre Muttersprache. Selbst mit der französischen Demokratie haben sie ein gewisses gemeinsames Interesse; denn in einem Land, wo es keinen Bürgerstand gibt, ist es der Adel, der gegenüber der Regierung das demokratische Prinzip repräsentirt. Ueberdieß muß man bedenken, daß unter diesen Nationen, unter welchen die Masse der Bevölkerung vermöge der niedern Culturstufe, auf der sie steht, auf keine Theilnahme am Staat Anspruch machen kann, der Adel, wenn er selbst in die Bahn der Bewegung eintritt und sich einen politischen Rechtszustand zu verschaffen sucht, eine Beeinträchtigung in seinen sonstigen Verhältnissen zum Volk nicht zu befürchten hat. Nachdem man den despotisch rauhen Charakter Constantins zum Vorwande nahm, ihn von der Thronfolge in Rußland auszuschließen, ließ sich erwarten, daß man in Polen mit diesem Großfürsten, den die Russen, ob er gleich ihr legitimer Herr war, nicht als Kaiser duldeten, besser zufrieden seyn würde, wenn man denselben dort zum souveränen Vicekönig bestellte? Je suis le crapaud de la famille, soll der Großfürst einmal selbst gesagt haben. Eine abstoßende Persönlichkeit kam zu dem zuvor herrschenden Nationalwiderwillen hinzu. Endlich trug ein gehässiges Spionensystem, das in den Städten und auf den Posten eingeführt war, so wie eine widersinnige Handelspolitik, welche den Werth der Landesprodukte niederdrückte und den Preis fremder Luxusartikel steigerte, eben nicht dazu bei, die sonstigen Ursachen des Mißbehagens zu mildern. Eine der Hauptlokalbeschwerden in Warschau war außer den erwähnten Uebelständen die ungeheure Accise, die von allen Gegenständen, welche die Thore passieren, entrichtet werden mußte. Ein Jude hatte diesen Zweig der Einkünfte gepachtet, und seine Agenten boten Alles auf, keine Schmuggler durchkommen zu lassen. Man gerieth, um den Juden zu täuschen, zum Theil auf komische Einfälle. So bemerkte man, daß ein Mann mit einem hölzernen Bein öfters durch die Barrieren ein und aus hinkte. Man nahm ihm endlich das Bein ab und entdeckte, daß es eine mit geistigen Getränken gefüllte Höhle enthielt. Von Friedrich dem Großen ist die Anekdote bekannt, daß ihm ein Müller einen Platz nicht veräußern wollte, den der König zur Vergrößerung einer Anlage zu kaufen wünschte, und man rühmt die Gerechtigkeitsliebe dieses Fürsten, der Etwas nicht mit Gewalt nahm, wozu er wohl die Macht, aber nicht das Recht gehabt hätte. Eine ähnliche Geschichte trug sich mit dem Großfürsten Constantin zu, nur fiel der Ausgang etwas verschieden aus. Der Müller Barnatski besaß in der Umgebung von Warschau ein Grundstück mit einer Windmühle; dieses Grundstück ersah sich der Großfürst als den passendsten Ort zu einem Lagerungsplatz für seine Truppen während des Sommers. Allein der Müller wollte sein Besitzthum nicht losschlagen, und als eines Tags der Großfürst sich der Mühle näherte, ließ er die Thore verschließen. Der Czarewitsch war natürlich nicht der Mann, der das Beispiel des Weisen von Sanssouci nachahmte; Barnatski wurde festgenommen und blieb solang in Haft, bis er zu dem Kauf seine Einwilligung gab. Eine solche Gewaltsjustiz, wovon man noch andere Beispiele erzählen könnte, erbitterte auch die Gemäßigten und bereitete so den Aufstand vor. Es fragt sich jetzt, ob bei der gegenwärtigen imposanten Stellung Rußlands die Polen durchsetzen werden, was ihnen unter Costziusko nicht gelang. Freilich dürfte der Kampf, der damals vorzugsweise von der Szlachtaclasse, einer Art Freisassen, wie in England die Yeomen, geführt wurde, jetzt allgemeiner werden, da die Nation über ihr Interesse besser und allgemeiner aufgeklärt ist, als sie es damals seyn konnte.

•

Die letzten Nachrichten, welche Hr. Rietty eins der Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition, welche in Morea noch zurückgeblieben, seinen Freunden zusendet, datiren sich Nauplia vom 11 Sept. 1830. Obgleich sie über die einzelnen Arbeiten dieses Gelehrten nichts Genaueres geben, sind sie doch nicht ohne Interesse; wir theilen Folgendes daraus mit: „Sie werden jetzt in Frankreich mit der Weinlese beschäftigt seyn, wir haben bereits vor drei Monaten in kernlosen Korinther-Trauben unsere Nachlese gehalten. Es war viel heißer als im verwichenen Jahre, das Thermometer stand beständig auf 28—30° Reaum. und noch höher in den trockenen Schluchten von Argolis, wo uns die Hitze Arme und Beine wund geschält hat. Im Monat August wäre ich beinahe in einem Tempel der Juno am Sonnenstich umgekommen, als ich mich in einem Halbkreise von baumlosen Bergen dem hohen Mittage aussetzte. Ich blieb eine Stunde lang daselbst, den Kopf hinter dem Stamme einer Säule versteckt, und erkaufte meine Entdeckung mit einem Cerebralfieber. Ein Offizier ist zu Nauplia nach drei Tagen an derselben Krankheit gestorben. Seit langer Zeit sehen die Gefilde von Argos schauderhaft aus; Alles ist verdorrt. Afrika kann nicht dürrer seyn. Glauben Sie aber nicht, daß es eben so im ganzen Peloponnes sey. Des Eurotas Becken gewährt — Dank dem Taygetus! einen ewigen Frühling. Die Wälder des Lycäus sind immer grünend und selbst in den magersten Gegenden findet man um so reizendere Oasen, je mehr der Abstich einer Felsenlandschaft sie hervorhebt. Jede Jahreszeit trägt hier verschiedenen Blumenschmuck, ausgenommen einige Gebirge und Ebenen, welche durch die Barbarei der Egyptier, die Alles brannten und zerstörten, so viel sie konnten, durchaus nackt liegen. Mit dem prächtigen Füllhorn des Frühlings kommt die Myrthe und der Rosenlorbeer (Nerium oleander). Gegenwärtig haben wir die Periode des Agnus castus, den man oft als Baum findet, eine der prachtvollsten Blüthen Griechenlands. Bald zeigt sich auch das große Heidekraut, eben so schön als der spanische Flieder und wie der Erdbeerbaum den ganzen Winter durch dauernd; dann der Granatbaum, in der Frucht wie in der Blüthe gleich herrlich. Außerdem gibt's in den waldigen Gegenden eine große Anzahl immer grüner Sträucher, welche Einen die traurige Jahreszeit vergessen lassen, wenn nicht die Regenströme, durch die man überschwemmt wird, oder einige doch selbst auf den Höhen seltene Hagelschauer uns daran erinnerten. Trotz dem Allem verwünsche ich oft Griechenland, weil es halb wild ist, weil ich geplagt bin, weil ich mich genöthigt sehe, ohne Rast und Ruhe sub Dio in Regen und Sonnenschein zu arbeiten, weil ich nicht mal die Zeit haben werde, über dieses Land nur von ferne etwas Vollständiges zu liefern. Indessen will ich bis ans Ende aushalten, und ich denke, daß der Anblick meiner Arbeiten, wie unvollkommen sie auch seyn mögen, meine unwürdigen Verleumder Lügen strafen werde, die mich sogar angeschuldigt haben, ich schwelge anstatt zu arbeiten. Sie bedenken nicht, daß, wenn ich gethan hätte, wie sie vielleicht thäten, ich seit langer Zeit gezwungen wäre, dieses Klima zu fliehen, welches den Unmäßigen haßt. Dieses Klima hat einem Byron, einem Normann und so vielen Andern das Leben gekostet, weil sie es hier treiben wollten, wie man es im Abendlande treibt, ohne ein Trunkenbold zu heißen. Ich bin im Begriffe einmal die Gestade des Ladon und Erymanthus zu betrachten, die Gipfel des Parnaß und — — — das Studium Griechenlands ist unermeßlich. Es wird mir sehr leid thun, wenn ich nicht die Cycladen besuchen und ein Wenig zu Smyrna, wenigstens zu Ephesus, den Styl des asiatischen Griechenlands kennen lernen kann."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 10. 10 Januar 1831.

Kaukasien.

4. Der Kaukasus.

Da Georgien beinahe ganz vom Kaukasus eingeschlossen ist, dessen Aeste sich über einen großen Theil des Landes verbreiten, und über welchen auf jeder Seite nur ein enger Paß führt, so muß, Wer aus Rußland dahin sich begiebt, ein gut Stück dieses Gebirges passiren. Eine Reise über dasselbe ist mit unzähligen Gefahren und Mühseligkeiten verknüpft, und kann auf den meisten Punkten nur im Sommer, wenn Schnee und Eis zum Theil geschmolzen sind, unternommen werden. Der Name kommt schon bei Aeschylus vor, und die Alten verstunden, so wie dieser Dichter, darunter die ganze Bergkette zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer. Wo aber der Name sich herschreibt, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. In Asien selbst kennt ihn kein Eingeborner, außer den Georgiern und Armeniern, welche ihn von den Griechen gelernt haben. Bei Asiens Völkern ist das Gebirg unter dem Namen Elbrus, einem alten persischen Worte, das einen mit Schnee bedeckten Berg bezeichnet, bekannt. Am Wahrscheinlichsten scheint die Ableitung von der persischen Benennung Koll-Ekaß oder Kasy. Die Länge des Kaukasus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere schätzt man zu beinahe 100 deutschen Meilen. Die Breite ist sehr verschieden, zwischen 16, 30, 40 bis 56 Meilen. Nördlich hat der Kaukasus den Terek- und Kubanfluß, südlich den Kur, Rion und Tscharuk, östlich das kaspische, westlich aber das schwarze Meer zur Grenze. An den Küsten der beiden Meere und in den fruchtbaren Thälern ist die Temperatur wie in Italien, dem Reifen der schönsten Südfrüchte günstig. Die höheren Gebirgsflächen sind kalt, die Gipfel mit ewigem Schnee und Eise bedeckt; in andern Strichen kahle Felsen, ohne Erde, ohne Pflanzen. Der Winter vergeht nirgend ohne Eis und Schnee, besonders ist in den nordwestlichen Gegenden die Kälte empfindlich anhaltend und streng, der Sommer kurz, aber sehr heiß. An herrlichen Aussichten, reizenden, üppigen, romantischen Partien, an wild erhabenen Landschaften ist der ganze Kaukasus reich. In wunderbarem Gemische findet man hier paradiesische, bezaubernde, malerische Thäler, und wieder hohe, nackte, rohe Steinmassen, wo sich das Wilde, Gigantische, das Schauerlicherhabene, das Majestätischgroße mit dem Sanften, Lieblichen, Anmuthigen, Entzückenden seltsam paart. Die freigebige Natur hat für diese an sich rauhen Gegenden Alles gethan, was man nur wünschen kann, und wenige andere Länder in Asien können sich an Reichthum des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs mit den kaukasischen Provinzen messen. Die fetten Waiden begünstigen die Vieh-, besonders Pferde- und Schafzucht, auch Kamele und Ziegen treiben in den Thälern und am Fuße der Gebirge, und Wild aller Art ist in ganzen Heerden beisammen, Rehe, Hirsche, Gemsen, Bezoarziegen und Steinböcke, besonders Fasanen der schönsten Art; auch finden sich Raub- und Pelzthiere, unter ihnen häufig Schakale. Der Kaukasus trägt vortrefflichen Waizen, die feinsten Obstarten, kultivirte und wilde Reben, die an Gebüsch und Bäumen hinanranken, Maulbeer-, Granat-, Oliven-, Feigen-, Kastanien-, Mandel-, Pfirsich und andere Südfruchtbäume, Melonen, Arbusen, Safran, Reis, Hirse, Hanf, Flachs, Tabak, Gemüse, Seide, Wachs, Honig, Baumwolle, u. a. m. Die Wälder in den untern und mittlern Gegenden sind an den mannigfaltigsten Baumarten reich und geben vortreffliches Bau- und Schiffsbauholz. Das Gebirge hat viele heiße Mineral-, Bergpech- und Naphtaquellen, Salz, Salpeter, Schwefel, Mergel, Thon, Schiefer, Steinkohlen, Kalk- und Sandstein, Granit, Jaspis, Achat, Gips, Marmor, Porphor, Eisen, Kupfer und andere Erze, auch etwas Silber und Gold. Ordentlicher Bergbau aber wird bis jetzt noch nicht getrieben; Jeder kann suchen, was und wo er will. Dieses merkwürdige Urgebirge steigt in Osten jähe empor, fällt in Westen sanfter ab, verflacht sich auf allen Seiten, und sendet mehrere Zweige nach Süden und Nordosten aus. Das nördliche Vorgebirge ist niedrig, hat große Hochebenen und wenig Wald; dann folgt das hohe Kalk- und das noch höhere Schiefergebirge, beide mehr bewaldet, und das letztere mit tiefen Schluchten und engen Thälern. Der gegen eine Meile breite Hauptrücken besteht aus Granit, kahlen Felsen, wilden, unwirthbaren und schrecklichen Bergspitzen, Schnee- und Eisalpen, die in die Wolken ragen und niemals austhauen. Das südliche, an den Hauptrücken gelehnte Schiefergebirge ist Anfangs hoch und rauh, dann aber zeigen sich mehr offene und bewaldete Flächen. Das südliche Kalkgebirge ist noch sanfter, hat wenig Holz, viel gutes Land, dacht sich in eine niedrige, theils magere, theils fruchtbare Fläche ab, welche von zwei Querrücken durchschnitten wird. Das südliche Vorgebirg ist nicht so steil als das nördliche, und hat wenige, aber gute Waldung. An die Verflächung desselben schließt sich das nördliche Vorgebirg des hohen armenischen Ararat. Der östlichste Theil des Kaukasus ist der niedrigste, fruchtbarste, und mehr bevölkert, als die übrigen Seiten. Je wei-

ter nach Westen, desto mehr wächst seine Höhe, und in dem Grade nehmen Fruchtbarkeit und Bevölkerung ab.

Der Kaukasus stellt den Augen eines jeden ihn Bereisenden ein wundervolles, malerisch schönes, großes Panorama vor, dergleichen, die Alpen in Italien und in der Schweiz etwa ausgenommen, wohl nirgend auf der Erde gefunden wird. Von Georgiewk (Georgofsky), der jetzigen Hauptstadt der Statthalterschaft Kaukasien, einer neu angelegten Festung, aber bis jetzt nur erst mit 500 Häusern und 5000 Einwohnern, an der kleinen Kuma, kann man die ganze Kette des Kaukasus bis zu den lesgischen Gebirgen hin überschauen. Nach der Ansicht von hier aus bildet der Kaukasus zwei große parallellaufende Bergreihen, wovon die höhere nördliche das Schneegebirge (Tatarisch Tschar-Daglar), die niedrigere südliche aber das schwarze Gebirge (russisch Tschornoi-Gori) heißt. Auf jener ragt der höchste Gipfel Elbrus, noch unerstiegen, an Höhe dem Montblanc gleich, 16,700 Fuß über den Meeresspiegel empor. Er ist nur von der Südseite zugänglich, aber die Gegend wegen der blutdürstigen und räuberischen Gebirgsvölker, der Ossatier, Dagestaner, Lesgier u. a. m. gefährlich. Die Höhe des Kasbeks beträgt 14,400 Fuß. Nach den neusten russischen Eroberungen liegt beinahe der ganze Kaukasus in dem Bereiche des russischen Reichs. Alle Theile dieses Riesengebirges, von der Quelle des Kubans und von dem Elbrus östlich und südöstlich bis an das kaspische Meer, selbst bis an den Kur und das Vorgebirge des Ararat in Armenien, werden von kräftigen Völkerstämmen bewohnt, von denen die einen sich zu verschiedenen Zeiten freiwillig unter russischen Schutz begaben, die andern durch Waffengewalt unterworfen wurden.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung)

Die Konföderirten, bis zum letzten Augenblicke in dem Wahne, daß Rußland keine andern Absichten hege, als die alte Verfassung und ihren alten Einfluß herzustellen, erschraken selbst, als sie den Abgrund erblickten, in welchen ihr Verrath das Vaterland gestürzt hatte. Potozki, Braneki, Rzewuski verschwanden von dem Schauplatz; die Generalität, welche von ihnen eingesetzt war, wollte den Preußen eine allgemeine Volksbewaffnung entgegenstellen; sie bat und protestirte; der König erbot sich, die Krone nieder zu legen, um nicht an dem Unglück Polens Theil zu haben; aber weder Erniedrigungen noch Vorstellungen vermochten einen Entschluß zu beugen, der mit Hintansetzung jeder Rücksicht der Billigkeit und des Rechts gefaßt worden war. Am 25 März 1793 erklärte ein preußisches, am 9 April ein russisches Manifest, daß die beiden verbündeten Höfe kein anderes Mittel gefunden hätten, den Feuerherd der Revolution in Polen für die Sicherheit ihrer eigenen Staaten unschädlich zu machen, als indem man denselben in möglichst enge Grenzen zurückdränge; *) deßhalb nehme Preußen die Provinzen Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradz, Lenczyz, Rawa, Plock u. s. w. mit den Städten Danzig und Thorn, Rußland die Provinzen Podolien, Polock, Minsk, nebst dem größeren Theile von Nowogrodek, Brzesk, Volhinien und Wilna oder die Hälfte des Großherzogthums Lithauen in Besitz, um diese Eroberungen auf ewige Zeiten mit ihren übrigen Staaten zu vereinigen. Die Gebietstheile, welche auf diese Weise von Polen losgerissen wurden, betrugen: der russische Antheil 4550 Quadratmeilen mit drei Millionen, der preußische 1060 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner; zusammen also noch etwas mehr als den Flächenraum der gesammten preußischen Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange. Ein Reichstag der auf russischen Befehl zu Grodno in Lithauen zusammenberufen ward, mußte in alle Abtretungen einwilligen, welche die hohen Mächte verlangten; die furchtbarsten Verwünschungen wurden auf die Häupter der Elenden gehäuft, welche das Vaterland den Fremden verrathen hatten; aber Worte vermochten Nichts wider die Gewalt. Größer, als gegen Rußland war die Erbitterung gegen Preußen. Der Vertrag mit Rußland war bereits unterzeichnet, als noch immer weder Drohungen noch Mißhandlungen die Annahme der Forderungen Preußens erzwingen konnten. Endlich kam man überein, daß der Marschall des Reichstags nur die Frage stellen sollte, ob die Versammlung ihre Zustimmung gebe oder nicht. Niemand antwortete, und dieses Stillschweigen wurde als eine Genehmigung des Vertrages angesehen, den Preußen vorschrieb.

Dieß war die zweite Theilung Polens: der Rest des Reiches, dem dieselbe noch einen Schein der Existenz ließ, war beträchtlich kleiner, als der Antheil, den Rußland allein wieder davon abriß; und ein Allianztraktat, der unter dem Einfluß der russischen Bajonette abgeschlossen wurde, stellte auch diesen Rest in eine Abhängigkeit, die den Namen der Freiheit nur zum bittersten Hohn machte. Alles wurde planmäßig auf jenen Zustand der Anarchie zurückgeführt, der vor dem Jahre 1788 herrschte; und um für die Zukunft jeden neuen Versuch des Widerstandes unmöglich zu machen, sollte die Armee auf ein Korps von fünfzehn tausend Mann reducirt und aus derselben Alles entfernt werden, was im Geringsten der Anhänglichkeit an das Vaterland verdächtig schien.

Auf den meisten Punkten war die Entwaffnung der Truppenabtheilungen, deren Entlassung Rußland forderte, bereits vollzogen worden; nur Madalinski, der mit seiner Brigade zu Pultusk acht Stunden von Warschau stand, weigerte sich, die in dieser Beziehung ihm zugesandten Befehle zu vollziehen, wandte sich gegen die neuen preußisch-polnischen Provinzen und erhob in denselben die Standarte der Empörung. Bald darauf, als die Russen ihre Kriegsmacht in der Nähe von Warschau koncentrirten, erschien Kosciusko vor Krakau, wo er mit Begeisterung aufgenommen wurde; mehrere tau-

---

*) Russ. Decl. L'établissement d'un foyer aussi dangereux pour toutes les puissances dont les États avoisinent avec ceux de la république, a dû naturellement exciter leur attention. Elles se sont occupées en commun des mesures le plus propres à étouffer le mal dans sa naissance et empêcher la contagion d'arriver jusqu'à leurs propres frontières. S. M. l'impératrice de toutes les Russies et S. M. le roi de Prusse, de l'aveu de S. M. l'empereur des Romains n'en ont point reconnu des plus efficaces pour leur sureté respective, que *de resserrer la république de Pologne dans des limites plus étroites etc.*

fend Einwohner der Stadt und des Palatinats erklärten sich in einer feierlichen Akte vom 24 März 1794 bereit, das Letzte, was die Tyrannei ihnen gelassen habe, ihr Leben für die Befreiung des Vaterlandes zu opfern; „unsere Verzweiflung, sagte ihr Manifest, ist auf dem Gipfel und unsere Vaterlandsliebe ohne Grenzen.“ Kosciusko erhielt den Oberbefehl über die bewaffnete Macht der Nation mit dem Auftrag, eine oberste Behörde zu bilden, welche die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten übernähme. Durch einige tausend Mann verstärkt, brach er von Krakau auf, schlug bei Raslawice ein russisches Korps, das ihm entgegengesandt war, und verbreitete durch die Kunde dieses Sieges binnen wenigen Wochen die Revolution über das ganze Königreich. Auch in Warschau brach der Aufstand aus; das Volk mit der polnischen Besatzung vereinigt, warf 15,000 Russen, welche die Hauptstadt vertheidigen sollten, nach einem furchtbaren Gemetzel aus der Stadt, und setzte eine provisorische Regierung ein, die sogleich ihren Beitritt zu der Insurrektion in Krakau erklärte. Ueberall wurde Kosciusko als das Haupt aller bürgerlichen, wie aller militärischen Gewalt anerkannt; überall wurde seinen Befehlen der unbedingteste freudigste Gehorsam geleistet.

Aber nur kurze Zeit dauerte die Hoffnung, welche die ersten Erfolge genähret hatten. Während die östlichen Provinzen von russischen Heeresmassen überschwemmt wurden, zog von Westen ein preußisches Heer heran, von König Friedrich Wilhelm II in Person geführt, und gleichzeitig rückte im Süden ein österreichisches Truppenkorps ein, welches zwar keine Feindseligkeiten ausübte, da es niegend Widerstand fand, indessen offenbar keine andere Bestimmung hatte, als von dem Raube, auf den Rußland und Preußen sich stürzten, einen Theil für seinen Hof vorweg zu nehmen. Immer näher wurden, ungeachtet verzweifelter Gegenwehr, die Polen gegen Warschau gedrängt; bis vor die Mauern dieser Stadt kam nach den Gefechten bei Szcrikozinn und Chelm das preußische Heer; und als dasselbe durch den Aufstand in seinem Rücken zu unrühmlichem Rückzug gezwungen wurde, drang von der entgegengesetzten Seite der russische Heerführer Suwaroff mit Uebermacht heran. Die Schlacht bei Macielowice entschied (am 10 Oktober 1794) das Schicksal von Polen. Mit dem Ausrufe: Finis Poloniae! sank Kosciusko, der sich an der Spitze seiner Reiterei verzweifelnd mitten unter die Feinde gestürzt hatte, vom Pferde. Er wurde, schwer verwundet, gefangen; sein Heer vernichtet. Der Weg nach Warschau stand dem Sieger offen.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue britische Ministerium.*)

Lord Brougham und Vaux, Lordkanzler von Großbritannien, stammt von einer sehr alten Familie aus Cumberland und Westmoreland ab.**) Er erhielt seine Erziehung in Edinburgh und wurde schon sehr jung Advokat in Schottland, was ihn berechtigte, in Appellationssachen der Schotten vor dem Hause der Lords zu plädiren, ehe er sich noch der englischen Advokatur zugesellte. Durch Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnet, brauchte er dennoch geraume Zeit, bis er sich die praktische Kenntniß der englischen Gesetze in dem Grad aneignete, in welchem er bereits des schottischen Rechts Meister war. Indessen bedarf sein Verdienst als Jurist keines Lobes; es ist allgemein anerkannt, und er gehört unbezweifelt unter die ersten Männer seines Fachs. Allein wie als Anwald, so ist er auch als Redner bewunderungswürdig. Die Bündigkeit seiner Schlüsse, die überzeugende Eindringlichkeit seiner Darstellung, seine vernichtenden Sarkasmen sind selten erreicht worden.

So hoch begabt übrigens Lord Brougham von der Natur ist, so verdankt er doch gewiß eben so Viel dem unermüdeten Fleiße, der ihn manche Nächte, statt im Bett im Studirzimmer zubringen ließ. Sein Streben nach Auszeichnung war so groß, daß man erzählt, er habe in einem wichtigen Falle, wo er einen Vortrag zu halten hatte, neun Mal seine Rede umgeschrieben, ehe er selbst damit zufrieden war. Die Meinung, die man schon frühzeitig von seinen so gepflegten und entwickelten Talenten hegte, zeigt sich aus folgender Anekdote: Der gegenwärtige Oberrichter in bürgerlichen Sachen, Sir Nikolas Tyndal, hatte sich mit Brougham den Vorbereitungsstudien zur englischen Advokatur gewidmet, zu welcher sie zu gleicher Zeit berufen wurden; doch Tyndal erkannte die Ueberlegenheit Broughams in dem Grad an, daß er den Ruf ablehnte und darauf bestand, Brougham müsse ihm vorgehen, welcher dann auch dadurch den ersten Platz erhielt.

So Viel Brougham auch als Schriftsteller geleistet, läßt sich doch in dieser Beziehung nur Wenig von ihm sagen. Seine zahlreichen Arbeiten sind fast alle anonym erschienen und wurden so sehr nach allen Seiten zerstreut, daß eine umfassende Aufzählung derselben sehr schwierig und ein vollkommenes Urtheil darüber unmöglich ist. Mehrere Zeitungen machen Anspruch auf Mittheilungen von ihm, hierzu kommen seine Flugschriften, seine Artikel in den Reviews (er ist mit Jeffrey Gründer des Edinburgh-Review), zu denen er sich theils bekennt, theils nicht bekennt. Er hat in diesem Punkte einige Aehnlichkeit mit dem großen Unbekannten.

Brougham trat in das Unterhaus für Camelford im Jahre 1812, und behauptete darin fortwährend eine höchst ausgezeichnete Stellung. Eine Hauptaufgabe, die er mit unermüdlichem Eifer verfolgte, und nicht, ohne daß er manches glückliche Resultat erzielte, setzte er sich in der Verbesserung der Lage der untern Stände, so daß nie Jemand einer wohlverdienteren Popularität sich rühmen konnte. Daher, ob er gleich gewöhnlich mit der Opposition stimmte, war er doch nicht regelmäßig auf ihren Bänken anzutreffen, und erschien oft als das Haupt einer besondern Partei, die eine von jener unabhängige Meinung verfocht. Als Canning an die Spitze kam, weigerte sich Brougham zwar, eine Stelle im Ministerium zu übernehmen, erklärte sich jedoch im Ganzen mit den Maßregeln dieses Ministers einverstanden, dessen Ansichten in Bezug auf die nöthigen Reformen er keineswegs theilte. Canning wollte Nichts von Parlamentsreform hören, wahrscheinlich, weil ihm die Zeit noch nicht geeignet schien; Brougham sprach sich stets für eine Reinigung des Repräsentationswesens aus, wenn er auch in der Art, wie er die Sache behandelte, je nachdem die Aussichten der Ausführbarkeit sich änderten, nicht immer die aufgestellten Grundsätze festhielt. Es ist noch in frischem Andenken, daß er einen Gesetzentwurf über diesen Gegenstand angekündigt hatte, denselben aber in Folge des Ministerwechsels außer Acht ließ, da er inzwischen seinen Sitz im Hause der Gemeinen nicht mehr einnahm, auch nach seiner Erhebung zum Pair ferner nicht mehr einnehmen kann. So hat, was diesen letzten, zur Reife gediehenen Plan betrifft, im Publikum bis jetzt nichts Näheres verlautet; doch dürfte Eines und das Andere in der von den Ministern vorzuschlagenden Kabinetsmaßregel zum Vorschein kommen.

Unter dem Ministerium Wellingtons hielt Brougham sich stets zur Opposition, die Koncessionen für die Katholiken und den Wiederruf der Testgesetze ausgenommen. Er räumte aus Privatgründen im Anfange dieses Jahres seinen Platz für Wenchilsea, trat aber bald wieder für einen

---

*) Aus dem Courier.

**) Lord Broughams Vater hatte vier Söhne, Henry, den jetzigen Lordkanzler, geboren 1779; John, einen angesehenen Weinhändler in Edinburgh, der vor anderthalb Jahren starb; James, Advokat und Parlamentsglied für Calne; William, gleichfalls als Jurist ausgezeichnet. Seine Mutter, die Tochter eines Geistlichen in Edinburgh, lebt noch. Lady Brougham ist eine geborne Eden und nahe Verwandte der Familien Auckland und Hendley. Sie galt, als sie ihren ersten Mann, Hrn. Spalding, heirathete, für eine außerordentlich schöne Dame; und noch bei ihrer zweiten Vermählung mit Brougham soll sie große persönliche Reize besessen haben. Sie hat aus ihrer ersten Ehe einen Sohn, der bei der Armee dient, und von Brougham eine Tochter, die ungefähr fünfzehn Jahre alt ist.

andern Flecken ein. Bei der jüngsten allgemeinen Wahl ward ihm ein Sitz für Knaresborough zugesichert, im Fall er von Yorkshire nicht gewählt würde, da diese Grafschaft ihm gleichfalls eine Kandidatenstelle zur nächsten Wahl angeboten hatte. Es war Dieß das erste Beispiel, daß ein ausübender Advokat als Mitglied einer Grafschaft im Unterhause Platz nehmen sollte. Diese von ihm so hoch geschätzte Ehre wurde ihm jedoch nur sehr kurze Zeit vor seiner Berufung auf den Wollsack zu Theil, so daß er sich nicht mehr zwischen Yorkshire und Knaresborough entscheiden konnte, und daß also sonderbar genug beide Sitze dadurch auf ein Mal erledigt wurden.

Den höchsten Ruhm ärntete Brougham bekanntlich in den Angelegenheiten der verstorbenen Königin Karoline als ihr Beistand und Generaladvokat, in jenem Prozesse, der im Jahre 1820 so schmerzvoll die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte. Die Geschicklichkeit, welche er in diesem Fall an den Tag legte, so wie mehrere dieses unglückliche Ereigniß begleitende Umstände veranlaßten, daß ihm eine Menge von Rechtshändeln, vorzüglich aus den nördlichen Gegenden, übergeben wurde, und beinahe jeder Prozeß durch seine Hände lief. Man hat Ursache zu glauben, daß er durch sein kluges Betragen in dieser Sache den seidenen Mantel sich erwarb, indem der verstorbene König ihm nach einigen Jahren das Patent und den Rang als königlicher Rath ertheilte. *)

Ueber die Ereignisse in Antwerpen. **)

Das Vergnügen, welches Ihnen, verehrter Freund, Ihrer Versicherung zufolge, das von mir über die entsetzlichen Auftritte in Belgien entworfene kleine Gemälde gewährt hat, veranlaßt mich, noch ein Mal die Feder zu ergreifen, um Ihnen nachträglich einige Nachrichten mitzutheilen, welche ich von dortigen Verwandten als Augenzeugen über die spätern Ereignisse erhalten habe, worüber in den öffentlichen Blättern bis jetzt nur sehr unvollständige Berichte erschienen sind.

Der Aufstand, welcher am 17 Oktober Abends, gleichsam unter meinen Augen, zu Antwerpen ausgebrochen war, und wobei die gräulichsten Mordscenen am mechelner Thore Statt fanden, indem die Bürger dem die holländische Armee nach den so mörderischen Gefechten in und bei Berghen verfolgenden Feinde gewaltsam die Thore zu öffnen versuchten, ließ mit Grund alle die Schreckensscenen vorher sehen, von denen etliche Tage nachher die einst so reiche, herrliche Seestadt mit ihrer Bevölkerung von beinahe neunzigtausend Einwohnern heimgesucht worden ist.

Zuvörderst muß ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Gefechte in und um Berghem lenken. Hier schien die holländische Armee, nach ihrem von Mecheln bewerkstelligten Rückzuge auf Antwerpens Bollwerk, neuen Muth geschöpft zu haben und entschlossen zu seyn, mit der aus Antwerpen ihr entgegen gesandten Verstärkung an Mannschaft und Artillerie das sehr durchschnittene Terrain tapfer zu behaupten. Ihre Anstrengungen wurden denn auch, wenn gleich nur momentan, vom Glück gekrönt. Denn die mit seltener Begeisterung anstürmenden zahlreichen belgischen Freiwilligen, durch frühere, fast beispiellose Erfolge zu Helden umgeschaffen, fanden hier, theilweise in Verstecke gelockt, ihren Tod. Die in blaue Kittel, der brabantischen Freiwilligen Nationaltracht, verkleidete Bedeckung einiger holländischen Batterien trugen zu diesem Erfolge der holländischen Waffen das Meiste bei. Fünfhundert Belgier, größtentheils Freiwillige aus den vornehmsten Häusern, worunter der Graf Friedrich von Merode und der erste Adjutant des kommandirenden Generals Mellinet, eines Franzosen, bedeckten mit ihren Leibern die Wahlstatt. Die Einbuße der Belgier an diesem heißen Tage war demnach nicht unbedeutend, vermochte aber ihre Kraft nicht zu beugen. Sie drangen an den folgenden Tagen mit, wo möglich, noch größerm Muthe vor, warfen die Holländer aus allen Positionen außerhalb Antwerpen, und nöthigten sie theilweise, in der Festung Schutz zu suchen. Der beträchtlichste Theil der Armee, vorzüglich Kavallerie und Artillerie, zog sich, die Festung Breda beständig in's Auge fassend, auf der bredaer Straße zurück. Das schöne Berhem, mit seinen zahlreichen reizenden Landhäusern und englischen Gartenanlagen, wohin Antwerpens vornehme Welt lustzuwandeln pflegt, ist durch die erlittenen Zerstörungen fast unkenntlich geworden. Nicht minder sind Antwerpens schöne Vorstädte verheert, indem sie ganz besonders dem groben Geschütz der Festung bei Annäherung der Belgier ausgesetzt waren.

Nachdem alle diese Auftritte vorhergegangen, konnte die Ausführung des Hauptzwecks der Belgier, sich in den Besitz der Stadt und der Festungswerke zu setzen, nicht mehr bezweifelt werden. Gleichwohl war es den Belgiern, der zweckmäßigsten Vorsichtsmaßregeln von Seite des Kommandanten ungeachtet, gelungen, sich unter Antwerpens Bewohnern starken Anhang zu verschaffen. Während nun eine und zwar die zahlreichste ihre Kolonnen von der großen brüsseler Straße her sich zum Angriffe dieser furchtbaren Veste in Bewegung setzte, rückte zu gleicher Zeit die unter dem Oberbefehl des Marquis de Coulant stehende sogenannte belgisch-französische Legion, etwa 6000 Mann stark, größtentheils geborne, meist in den pariser Vorstädten angeworbene Franzosen, von Gent, dem genter Kanal entlang, gegen Antwerpen vor. Dann setzte sich, auf ein gegebenes Signal, Antwerpens geringere Volksklasse in Aufruhr, zuerst das rothe und Kipperthor stürmend. Die Schildwachen wurden in der Stadt allenthalben angefallen und niedergemetzelt; die Artilleristen, an ihren auf den zahlreichen Wällen befindlichen Geschützen beschäftigt, Tod und Verderben unter die außerhalb der Thore mit unbeschreiblichem Muthe andringenden Belgier zu schleudern, und so dem Feinde mit brennender Lunte herzhaft in's Angesicht schauend, sahen sich plötzlich von den Einwohnern in ihrem Rücken bedroht und angegriffen, und fanden auf diese Art größtentheils ihren Tod. Die am rothen, am Kipper- und mechelner Thore in Kolonnen aufgestellten zahlreichen holländischen Bataillone, von allen Seiten, gleichsam von Außen und Innen, angefallen, mußten nach einem unter ihnen angerichteten fürchterlichen Blutbade endlich weichen. So wurden dann die eben genannten drei Thore erstürmt, geöffnet, und die siegtrunkenen Belgier rückten im Sturmschritte durch dieselben, Alles, was sich von holländischer Seite ihrem Vordringen widersetzte, niederstoßend. Die Holländer flüchteten jetzt in das Innere der Stadt; Andere versuchten die Citadelle zu gewinnen. Viele ihrer Bataillone waren auf den öffentlichen Plätzen, namentlich auf der schönen Place verte, Place de Mer, in der Nähe des ehemaligen königlichen Schlosses, der königlichen Münze, auf dem Rathhausplatze, in Schlachtordnung aufgestellt. So wurden sie, auf die Defensive beschränkt, von dem Geschütze der anrückenden Belgier, schrecklich beschossen, und endlich, nachdem ihre Reihen merklich gelichtet worden, mit gefälltem Bajonett angegriffen und auseinander gesprengt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pilgertaxe in Ostindien.

Einige Mahrattenhäuptlinge kauften im vorigen Jahre die Taxe, welche die britische Regierung von den Pilgern in Dschaggernat erhebt, um eine ansehnliche Summe an sich. Sie gaben den Zutritt zu dem Tempel frei und so begab sich eine zahllose Menge, besonders von Weibern und von der ärmeren Klasse, nach der heiligen Stätte auf den Weg, da es in den Schasters heißt, wer das Gottesbild auf seinem Festwagen erblicke, solle von allen Nöthen der Seelenwanderung dadurch befreit werden. Dieses ungewöhnliche Zuströmen verursachte eine Theuerung, so daß der Preis der Lebensmittel auf das Doppelte stieg, ja an manchen Orten um keinen Preis mehr Etwas zu haben war; daher sich Viele genöthigt sahen, wieder umzukehren. Man hatte sich in letzter Zeit in Indien Hoffnung gemacht, die Regierung würde diese Steuer, womit sie die Religion der Eingebornen belastet, abschaffen; dagegen scheint es, daß dieselbe auch noch bei andern Tempeln eingeführt werden solle. Wenigstens ging in Calcutta ein solches Gerücht in Bezug auf das Pilgern nach Calighat, überdieß mit dem Beisatz, ein Muselmann werde die Taxe pachten, was denn doch den hindu'schen Zeitungen etwas arg vorkommt. Ist es recht, fragen sie, daß wir, wenn wir unsern Gott zu sehen wünschen, dafür zahlen und noch mehr, daß man uns einen unreinen Muselmann um Erlaubniß bitten heißt, wenn wir in unsere Tempel treten wollen?

*) Lord Brougham hat als Lordkanzler eine ungeheure Neuerung eingeführt — er erscheint mit einer kleinen Stutzperrücke statt der altüblichen Allongeperrücke auf dem Wollsack Daher die Engländer den Wortwitz machen: er ist der Whigpartei (Wig-Perrücke) untreu geworden.

**) Nachtrag zu dem Briefe eines ehemaligen Officiers über eine Flugreise nach den Niederlanden (Ausl. v. J. Nr. 330 ff.).

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 11. 11 Januar 1831.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Fortsetzung)

Die Vertheidigung der Hauptstadt, nachdem jede Hoffnung verloren, der Sturm und das Blutbad von Praga beweisen, daß die polnische Nation ihres heldenmüthigen Führers würdig war.

Die Kapitulation von Warschau stellte die russische Herrschaft wieder her, wie sie vor dem Ausbruche der Empörung bestand. Die russischen Feldherren hatten die gemessensten Befehle, den Schein zu behaupten, als führe Rußland den Krieg nicht gegen Polen, sondern nur gegen die Empörer, welche sich in Polen gegen die gesetzliche Gewalt aufgelehnt hätten. Die Absicht, unter diesem Vorwande die gemeinschaftlich gemachte Eroberung allein zu behalten, wurde indessen durch den Umstand vereitelt, daß österreichische und preußische Truppen bereits einen Theil von Polen besetzt hielten, und daß weder das wiener noch das berliner Kabinet sich geneigt zeigten, eine auf so rechtmäßigem Wege gemachte Eroberung wieder heraus zu geben. Der Streit um die Stücke des unglücklichen Landes, um die Anzahl Quadratmeilen und Seelen, die jedem Theile zukämen, dauerte noch beinahe zwei volle Jahre, denn erst am 21 Oktober 1796 wurde derselbe durch die letzte Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Preußen entschieden. Doch waren im Allgemeinen die Grundsätze, von denen bei der Theilung ausgegangen werden sollte, bereits in dem Vertrage festgesetzt worden, den Oesterreich und Rußland am 3 Januar 1795, zwei Monate nach dem Fall von Warschau, schlossen, und dem am 24 Oktober desselben Jahres auch Preußen beitrat.

In Folge dieser Verträge erhielt Oesterreich den größten Theil von dem Palatinate Krakau, die Palatinate Sandomir und Lublin, mit einem Theile des Distriktes von Chelm und jenen Theil der Palatinate Brzesc, Podlachien und Masowien, der sich längs des linken Ufers des Bug erstreckte — einen Flächenraum von ungefähr 800 □ M. mit einer Million Einwohner. Preußen erhielt den auf dem rechten Ufer des Bug gelegenen Theil der Palatinate Masovien und Podlachien mit dem Rest des krakauer Palatinats und in Lithauen den Theil von Samogitien und von dem Palatinate Troki, der sich auf der linken Seite des Niemen befindet, zusammen an 1000 □ M. mit mehr als einer Million Einwohner. Rußland erhielt den ganzen Rest von Lithauen bis an den Niemen und an die Grenzen der Palatinate Brzesc und Nowogrodek und von da bis an den Bug nebst dem größten Theile von Samogitien, einem Theile von Chelm und dem Rest von Volhonien, so wie dem Herzogthum Curland und Semgallen; im Ganzen über 2000 □ M. mit 1,200,000 Einwohner.

Dem Fürsten des Reiches, das auf diese Weise für gute Beute erklärt worden war, sandte Katharina II den Befehl zu, der Krone zu entsagen; wie sie ihm vor dreißig Jahren die Erlaubniß sandte, dieselbe anzunehmen. Am 25 November 1795, dem Jahrestage seiner Krönung, unterzeichnete Stanislaus August seine Abdankungsakte — die letzte Handlung einer Regierung, die nur einen einzigen kurzen Zeitraum den Charakter der Schwäche und Unentschlossenheit verleugnete, der sie von Anfang bis Ende bezeichnete, und wie sie mit Verrath an die Fremden begonnen hatte, so würdig durch Verrath der Fremden endete.

Dieß war das Ende von Polen. Bis auf den Namen war das mächtige Reich von der Erde verschwunden, das so lange die Schutzwehr Europa's gegen die rohen Schwärme der Russen, der Türken und der Tataren gewesen war und das so reiche Keime einer eigenthümlichen, jetzt gewaltsam erdrückten Entwickelung in sich trug. Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sah zum ersten Male die Russen sich in die inneren Angelegenheiten Polens einmischen; das Ende dieses Jahrhunderts sah sie seine letzten Reste mit den beiden Mächten theilen, die vor anderen das Interesse gehabt hätten, seine Unabhängigkeit zu beschützen. Das Daseyn des polnischen Volkes konnten die letztern vertilgen; sein Gedächtniß lebte in tausend Herzen fort; tausend Herzen schlugen der Hoffnung, daß einst eine neue Morgenröthe über ihr Vaterland aufgeben, eine schönere Wiedergeburt dasselbe erneuen würde. Von ihren Nachbarn verlassen, wandten sie auf das ferne Frankreich ihre Blicke: Frankreich, das Volk und das Reich, das an der Spitze der europäischen Civilisation stand, hatte die Verpflichtung, die alte Schuld Europa's abzutragen, die alte Grenze gegen die Barbarei des Ostens wieder herzustellen.

Nicht ungehört blieben die Bitten, blieben die Erbietungen der Polen in Frankreich. Von den Häuptern der Republik, wie von dem Haupte des Kaiserreiches wurden Versprechungen gegeben, die unter Frankreichs Fahnen riefen, was für die Freiheit, für den Namen Polens streiten wollte. Hundert Schlachtfelder in Italien, Egypten, San Domingo, Spanien, Deutschland, Rußland haben die Ströme polnischen Blutes getrunken, die sich mit dem Blute der Helden Frankreichs vermischten; aber unwerth war der Dank, der Polen von

Frankreich ward. Nachdem nach jahrelangem Harren die Schlachten bei Jena, Friedland, Eylau den preußischen Antheil Polens frei gekämpft hatten und auf Dombrowski's Ruf die ganze Bevölkerung Polens sich in den Waffen erhob, begnügte Napoleon sich, ein Herzogthum Warschau zu errichten, das nicht einmal den Namen des alten Polens zurückrief. Eine Verfassung, die der Konstitution vom 3 Mai nachgebildet war und vor dieser den Vorzug besaß, daß sie dem Bauernstande Freiheit und politisches Daseyn gab, entschädigte nicht für die ungeheuren Opfer, die das auf den Umfang von 1800 □ M. beschränkte Ländchen brachte. Der wiener Frieden vermehrte das Herzogthum mit den Provinzen Krakau, Radon, Lublin und Siedlze, oder einem Flächenraume von 9000 □ M., aber er verminderte die unerschwinglichen Lasten nicht, welche die Militärherrschaft Napoleons auferlegte. Endlich schien die Stunde gekommen, wo alle die Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, die unter allen Wechselfällen des Geschicks den Muth der treuen Polen aufrecht erhalten hatten. Der russische Krieg führte ein Heer, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte, über den Niemen; der Reichstag des Herzogthums Warschau, unter dem Vorsitze des Fürsten Adam Czartoryski, konstituirte sich (am 28 Juni 1812) als Generalkonföderation von Polen und erklärte, daß das Königreich Polen und die polnische Nation in ihren alten Grenzen wiederhergestellt sey; der König von Sachsen, als Herzog von Warschau, unterzeichnete die Akte, welche seinen Beitritt zu der Konföderation aussprach; in der Hand Napoleons des Kaisers der Franzosen lag die Entscheidung.

(Schluß folgt.)

Der Feldzug der spanischen Konstitutionellen.

(Fortsetzung.)

Nach einer stürmischen Unterredung mit Mina, worin keine Verständigung erzielt ward, bewerkstelligte Obrist Valdez seinen Einmarsch in Spanien. Ueber seine ersten Bewegungen blieb das Publikum eine Zeit lang in völliger Ungewißheit; die widersprechendsten Gerüchte kamen in Umlauf: an einem Tag war Valdez geschlagen und aufgerieben, dann hörte man wieder, er habe ein 2000 Mann starkes Korps unter Juanito zurückgeworfen. Selbst über die numerische Stärke der Konstitutionellen wußte man so viel als Nichts. Einige schätzten die Schaar des Obrists zuversichtlich zu 800 Mann, Andere gaben ihm höchstens die Hälfte — die Letztern mögen der Wahrheit etwas näher gewesen seyn. Obrist Leguia erlitt eine theilweise Niederlage und dieser Unfall veranlaßte das Gerücht von dem gänzlichen Mißlingen des Unternehmens — ein Gerücht, zu dessen Beglaubigung ein bei den gegenwärtigen Angelegenheiten sehr betheiligter Kapitalist sein Möglichstes beitrug. Inzwischen hatte kein Ereigniß von Bedeutung Statt gefunden. Valdez behauptete seine Stellung bei Zugarramurdi, zog aber auch keinen bedeutenden Vortheil daraus: er vergrößerte sich weder sehr durch Ausreißer, noch zeichnete sich das Betragen der Einwohner durch Herzlichkeit aus. Obrist Valdez, obgleich ein höchst achtungswerther Offizier, besaß schon wegen seiner Jugend und des untergeordneten Rangs, den er in der Armee bekleidete, das persönliche Gewicht nicht, welches erforderlich war, um mit einem kleinen nothdürftig ausgerüsteten Haufen in einer Provinz, die ihre Privilegien vorweg der Revolution abgeneigt machten, der konstitutionellen Sache den Sieg zu verschaffen.

Die Lage des Generals Mina war in diesem Augenblick äußerst mißlich. Unwissenheit und Bosheit, die bisher Alles aufboten, Haß und Unglimpf auf den Charakter des würdigen Kriegers zu wälzen, ersahen ihn von Neuem zum Gegenstand schnöder Verleumdung. Im gelindesten Fall stellte man sein Zögern als das Benehmen eines trägen selbstsüchtigen Mannes dar, der die Genüsse eines friedlichen Lebens dem Wohl seines Volks vorzöge. Ja es gab Spanier, die schwach genug waren, sich die Ehrenhaftigkeit des Generals verdächtigen zu lassen, die endlich sogar so weit gingen, seinen Muth in Zweifel zu ziehen. General Mina — ein Feiger, er, der seinem Vaterland so vielfache und so wichtige Dienste geleistet, ein Verräther! Die systematische Anfeindung, die gegen Mina genährt wurde, brachte der spanischen Sache unermeßlichen Nachtheil. Trotz Dem hätte Mina vielleicht allen Anfechtungen, wodurch Freunde und Feinde ihn zur Mitwirkung bei einem unreifen Wagniß bestimmen wollten, widerstanden; allein er hatte einen mächtigen Grund, der seinen Entschluß zuletzt entschied. Politik und Menschlichkeit heischten, daß er seine Unglücksgenossen ihrem wahrscheinlichen Schicksal nicht überließ. Wohl bewußt der Unzulänglichkeit seiner Mittel beschränkte sich sein Plan darauf, den Obrist aus der verzweifelten Lage, in die er sich gestürzt hatte, zu befreien. Die Streitkräfte, über welche Mina verfügte, sind verschieden angegeben worden; es ist aber zu vermuthen, daß die Zahl seiner Truppen 300 Mann nicht überstieg. Darunter waren viele Offiziere von allen Graden, vom General bis zum Lieutenant, z. B. Butron, Lopez Banos, Alexander O'Donnel, Sancho und der tapfere Obrist Jauregui, genannt el Pastor oder der Schäfer, was sein Beruf gewesen, ehe er gegen die Franzosen im Unabhängigkeitskrieg die Waffen ergriff. Diese Herren, zu einem heil'gen Bataillon vereinigt, unterzogen sich willig allen Obliegenheiten bloßer Soldaten. So Viel sich aber von diesen Männern hätte sonst erwarten lassen, so Wenig vermochten sie unter den jetzigen Umständen zu leisten. Lauter alte Veteranen, der jüngste nicht unter vierzig, entkräftet und gebeugt durch vieljährige Leiden, mußten sie unter der Last der außerordentlichen Strapazen erliegen, die ihr Hochsinn ihnen auferlegte, denen aber ihr Körper nicht gewachsen war.

Am 18 Oktober brach Mina auf, und am 20 betrat er den spanischen Boden. Von den Mühseligkeiten, welche diese tapfern Spanier erduldeten, hat man keine Vorstellung. Mehrere Tage und Nächte genossen sie keinen Augenblick der Erholung; rastlos zogen sie durch das rauhe Gebirg, das ihnen niegends ein Obdach bot. Ein heftiger Sturm, der einen ganzen Tag anhielt, ertränkte sie fast im Regen; dazu kam noch Mangel an Lebensmitteln und in Mitte einer theilnamlosen oder abgeneigten Bevölkerung die stete Besorgniß eines Ueberfalls. Wären aber auch die Einwohner dem konstitutionellen System noch so ergeben gewesen, so konnte man ihnen doch nicht wohl zumuthen, daß sie sich für eine Partei erklärten, die kaum einige hundert Vertreter zählte, während sie wußten, daß 6 bis 8000 Mann reguläre Truppen aus dem Innern gegen sie anrückten.

Bei diesen wenig tröstlichen Aussichten, durch welche aber die Begeisterung der Patrioten sich nicht irre machen ließ, bewies Mina alle jene Talente, wegen deren er mit Recht so berühmt ist. Erkennend, daß die Zeichen wider ihn stünden, beschloß er jeden Kampf aufs

sorgfältigste zu vermeiden, bis er über größere Mittel zu verfügen hätte. Seine alte Kunst den Feind zu ermüden, und seine Wachsamkeit zu täuschen, war die einzige Taktik, wovon er sich Etwas versprechen durfte. Nach dieser Taktik würde er ohne Zweifel mit dem gleichen Erfolg auch jetzt verfahren seyn, wenn nicht verhängnißvolle Umstände eingetreten wären, welche seinen ganzen Plan verrückten, und ihn zu Maßregeln nöthigten, die mit seiner besten Ueberzeugung in geradem Widerspruch standen. Die Hartnäckigkeit des Obrists Valdez zog auch diese traurige Folge nach sich.

Während Mina mit seinen Truppen auf den Höhen von Vera lagerte, und El Pastor mit einer Abtheilung von 100 Mann nach einem kurzen Gefecht Irun besetzte, erhielt der General genaue Botschaft von dem wahren Stand der Dinge. Er erfuhr, daß ein mächtiges Korps sich anschickte, über die kleine Schaar der Patrioten herzufallen; er unterrichtete hievon den Obrist, und sandte zugleich unter General Butron die Mehrzahl seiner Leute ab, um den Rückzug zu decken, den sein Waffengefährte, wie er voraus sah, freiwillig oder gezwungen antreten mußte. General Butron, der mit dem Obrist eine Zusammenkunft hatte, drang in ihn, den Feind nicht abzuwarten, sondern lieber sich gleich zurückzuziehen, weil man sonst abgeschnitten werden könnte. Allein Valdez, durch seine Kundschafter irregeführt, wollte Nichts glauben. Bald sollte er enttäuscht werden. Es geschah am frühen Morgen des 27. als man den Feind ansichtig wurde, der in kurzer Zeit eine furchtbare Schlachtlinie darbot. Statt einzelner Guerillasabtheilungen erschien eine Reihe von Bataillonen regulärer Truppen — unter General Llander, Vicekönig von Navarra, Santos Ladron und Juanito. Zu seinem ersten Irrthum fügte Valdez einen zweiten. War es aus Begriffen militärischer Ehre, aus übertriebenen Hoffnungen, die er sich vorspiegelte oder aus was immer für einer unbekannten Ursache — er nahm das Treffen an. In Kurzem entspann sich ein lebhaftes Feuer zwischen seinen Paar hundert Mann und der vordersten Abtheilung des Feindes. Valdez focht mit außerordentlicher Tapferkeit, und da er von seinen Leuten tüchtig unterstützt wurde, so gelang es ihm, seine Stellung an der Brücke von Vera ziemlich lange zu behaupten. Allein immer neue Truppen rückten nach, und zuletzt konnten keine menschliche Anstrengungen es möglich machen einen so ungleichen Kampf fortzusetzen. Nach einem verzweifelten Widerstand mußte Valdez das Feld räumen; noch fechtend zog er sich zurück. In diesem Augenblick sah man ein Korps von etwa 1000 Mann sich rechts schwenken, in einer Richtung, wodurch den Konstitutionellen der letzte Ausweg verschlossen worden wäre. Die Lage war schrecklich — wohin sie sich wandten, glänzte ihnen ein Wald von Bajonetten entgegen — das Schicksal schien ihren Untergang beschlossen zu haben. Da stürzte sich Mina's Kavallerie, d. i. dreißig Reiter, mit solchem Ungestüm auf die feindliche Division, welche den Rückzug bedrohte, daß sie, trotz des unermeßlichen Mißverhältnisses der Zahl, Viele tödteten und gefangen nahmen, und das ganze Korps in Verwirrung brachten. Dieser theilweise Erfolg erfüllte die Herzen der Patrioten mit neuem Feuer und richtete ihre sinkenden Hoffnungen wieder auf. Sie setzten den Kampf mit augenscheinlichem Vortheile fort, als eine neue Division zur Unterstützung der ersteren rasch heranrückte. Nun blieb Nichts mehr übrig als der Rückzug nach Frankreich, der denn auch mit weniger Unordnung, als man hätte vermuthen sollen, bewerkstelligt wurde; die Mehrheit der Patrioten kehrten nach Frankreich, nicht als hülflose Fliehende, sondern als Soldaten mit ihren Waffen zurück. Den Verlust der Konstitutionellen schätzte man auf hundert Mann, Getödtete, Gefangene und Vermißte eingerechnet; es zeigte sich jedoch, daß er nicht ganz so beträchtlich war, da noch Manche, die versprengt worden, in Frankreich sich allmälig wieder einfanden.

(Schluß folgt.)

Das neue englische Ministerium.

Earl Geaf Grey de Howick erster Lord des Schatzes, welcher Posten dem parlamentarischen Spraghgebrauch gemäß regelmäßig von dem Premierminister bekleidet wird, ist geboren den 25 März 1763. Der Earl ist der älteste Sohn des Generals Charles Grey, der in der Schlacht bei Minden Adjutant des Herzogs Ferdinand war, und im amerikanischen Kriege ein Kommando führte. Beim Ausbruche des französischen Kriegs 1793 wohnte der General dem Entsatz von Ostende und Nieuport bei, und nachdem er zum obersten Befehlshaber in Westindien ernannt worden, gelang es ihm Martinique, St. Lucia und Guadeloupe zu unterwerfen. Im Jahre 1801 wurde er zum Baron Grey von Howick und 1806 zum Viscount Howick und Grafen Grey erhoben. Charles war der jüngere Bruder von Sir Henry Grey, der kinderlos starb, und dessen Titel und Güter somit auf ihn und im Jahre 1809 bei seinem Tod auf den gegenwärtigen Grafen übergingen. Der Graf, welcher seine erste Erziehung zu Eton erhielt, war zum Gerichtsstande bestimmt, doch in Rücksicht der Gesinnungen seines Oheims, der ihn zum Erben eingesetzt hatte, gab er die Praxis als Rechtsgelehrter auf. Schon im Jahr 1786, als er von seiner Bildungsreise nach England zurückkehrte, wurde er Mitglied des Hauses der Gemeinen für die Grafschaft Northumberland, und der „ehrenwerthe Charles Grey" brachte sich als Redner bald in hohe Achtung. Leichte fließende Sprache, leidenschaftliche Darstellung, kühnes Auffassen des Gegenstandes, und nicht gewöhnliche Geisteskraft zeichneten seine Vorträge aus. Er befand sich lange mit Fox und anderen großen Talenten in der Opposition gegen die pitt'sche Verwaltung. Mit diesen focht er manchen wilden Kampf in der Arena des Parlaments gegen die Minister und ihre Anhänger, die indessen ihren gewandten Gegnern an Geschicklichkeit nicht nachstanden. Bei dem denkwürdigen Bruch zwischen Fox und Burke, bald nach den ersten Ereignissen der französischen Revolution, und bei der darauffolgenden Vereinigung des Letztern mit den Ministern, wozu auch die portland'sche Partei sich noch gesellte, hielt Grey standhaft bei Fox aus, obgleich die Reihen der Opposition zuletzt so gelichtet waren, daß Fox selbst mit vielen seiner Freunde dem Hause der Gemeinen Lebewohl sagte, wo dann Tierney eine Zeit lang allein noch eine Art minorenner Opposition fortsetzte. Grey legte seine freisinnigen Ansichten in jener Zeit namentlich als Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde und als Gegner des Kriegs wider das republikanische Frankreich an den Tag. Pitt und seine Kollegen zogen sich 1801 von den Geschäften zurück, als Georg III sich weigerte, die Concessionen für die Katholiken zuzugestehen, welche jene in Folge der Union mit Irland angeboten, und wobei sie ihre Ehre feierlichst verpfändet hatten. Sie konnten ohne Erfüllung dieses Versprechens ihre Stellen nicht mehr behalten, und die addington'sche Verwaltung eröffnete ein neues Feld politischen Streites. Grey, Fox und alle älteren Oppositionsmitglieder nahmen wieder ihre Posten ein, während durch Windham und Andere eine neue Opposition gebildet wurde und Pitt aus der Ferne zusah. Addington schloß den Frieden von Amiens, fand sich aber unvermögend ihn zu halten, und zum Rücktritt genöthigt, da das Unterhaus, welches unabänderlich das Dienstverhängniß der Minister und ihrer Gegner bestimmt, ihm die unzweideutigsten Beweise gab, wie wenig Zutrauen es zu ihm hege. Die alte und neue Opposition hatten sich inzwischen dahin verständigt, daß sie gemeinschaftliche Sache machten, und obgleich Pitt mit seinen Freunden das addington'sche Ministerium stürzte, konnte er sich selbst dafür nicht hinstellen. Die katholische Frage blieb stets der Stein des Anstoßes, und da man die Bedenklichkeiten Georgs III nicht überwinden konnte, so ehrte man sie. Pitt übernahm dennoch zuletzt die Bildung eines gemischten Ministeriums, wobei er seine Freunde und einige Mitglieder oder Anhänger der addington'schen Verwaltung beizog. Grey

mit Fox und Windham und einigen Anderen, die mit Pitt keine Stellen übernehmen wollten, bildeten neuerdings eine bedeutende Opposition. Nach dem Tode Pitts im Januar 1806 lehnten dessen Kollegen jede Mitwirkung in der Verwaltung ab, und das Staatsruder ging folglich in die Hände der verbündeten Opposition über. Grey, jezt, nachdem sein Vater zum Grafen erhoben worden, Lord Howick genannt, ward, da seine Talente und seine politische Bedeutsamkeit ihn ganz für das neue Kabinet eigneten, an die Spize der Admiralität berufen. In dieser neuen Stellung, obgleich er früher sich keine dahin einschlagende Erfahrung erwerben konnte, ist es nur Gerechtigkeit anzuerkennen, wie unermüdet er sich die pünktlichste Erfüllung seiner Pflichten zur allgemeinen Zufriedenheit angelegen seyn ließ, besonders wenn man erwägt, wie höchst wichtig das ihm anvertraute Departement unter den Umständen des fortwährenden Kriegs war. Als Fox einige Monate nach dem Tode seines großen Nebenbuhlers auch seine irdische Laufbahn geschlossen, wurde Lord Howick zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten den 24 September 1806 ernannt, und diese von Fox bekleidete Stelle verwaltete er bis zur Auflösung des Ministeriums im März 1807. Lord Eldon bemerkte einige Zeit nachher, dieses Ministerium habe so kräftig gewirkt, daß es von keiner Opposition bekämpft worden sey, bis zulezt eine Gegenpartei aus ihnen selbst hervorging, und eine Concession in der katholischen Frage, welche die Minister anrieihen, den König veranlaßte, sich über ihr Betragen auf eine solche Art zu äußern, daß ihnen keine andere Wahl blieb als abzudanken. Die Ursache, welche zur Beseitigung der Minister genügte, war, daß sie den Seeoffizieren einräumen wollten, in die höheren Stellen vorzurücken, ohne daß sie den gewöhnlichen Abschwörungseid leisteten; ein Beweis, daß die Abneigung des Königs gegen eine Whig-Verwaltung eben so viel Antheil an ihrer Entfernung hatte als seine Antipathie gegen die Katholiken, wie denn dieselbe von ihren Nachfolgern später vorgeschlagene Maßregel ohne besondere Debatten durchging. Bald nach dieser Periode folgte Lord Howick seinem Vater in der Pairie als Graf Grey. Se. Herrlichkeit behauptete im Vereine mit Lord Grenville und dessen Freunden eine heftige Opposition gegen die aufeinander folgenden Verwaltungen Portland's, Perceval's und Liverpool's. Die grenville'sche Partei trennte sich später von der Opposition, und söhnte sich mit dem Ministerium aus, und Lord Grey selbst nahm in der leztern Zeit der liverpool'schen Verwaltung einen weit geringeren aktiven Antheil an den Diskussionen im Hause der Lords, als er bisher zu thun pflegte. Nachdem jedoch die bekannte traurige Schickung England der Dienste Lord Liverpools beraubt hatte, kehrte der Graf während des politischen Streits, der sich durch den Angriff Cannings auf seine früheren Kollegen erhob, so wie als Wellington schließlich zur Macht gelangte, auf die Szene politischen Lebens zurück, und widmete sich den Staatsverhandlungen mit aller früheren Thätigkeit. Er konnte eine Zeit lang als Haupt der Opposition angesehen werden, und stand mit dem Herzog von Clarence bereits in freundschaftlicher Verbindung. Nach der Niederlage der wellingtonschen Verwaltung bei der Frage über die Civilliste, und dem beinahe unmittelbar darauf folgenden Anerbieten der Mitglieder dieses Ministeriums zu resigniren, kam daher gleich das Gerücht in Umlauf, der König werde dem Lord Grey die Bildung einer neuen Administration anbefehlen. Dieß geschah auch wirklich, und Se. Herrlichkeit erledigte sich dieser Aufgabe mit so geringer Schwierigkeit, daß das Ministerium, welches noch am Montag in vollem Besize der Macht sich befand, acht Tage später bereits durch ein anderes ersezt war.

Lord Grey mit 66 Jahren ist dem Herzog von Wellington im Alter etwas voraus, der im nächsten Mai erst 62 zählen wird. Er hat auch den Vorzug einer vieljährigen Erfahrung von früher Jugend in den Staatsgeschäften, so wie in der allgemeinen Staatskunst. Es ist ihm in einer an Ereignissen so fruchtbaren Periode möglich gewesen, sich manche nüzliche Lehren und Regeln aus den Reden und Handlungen jener ausgezeichneten Staatsmänner zu abstrahiren, welche in den lezten fünfzig Jahren den politischen Schauplaz des britischen Reichs verherrlicht haben. Unbezweifelt besizt er viel parlamentarischen Takt, und wenn auch weniger die Gabe der eigentlichen Beredsamkeit, so doch in hohem Grade das Talent rasch und energisch in die Debatten einzugreifen. Als ein junger Mann war Se. Herrlichkeit ein eifriger Reformer im Hause der Gemeinen. Seine Ideen darüber sind bekannt, und oft hat man sich auf das Exposé bezogen, in welchem er die Mängel der bestehenden Repräsentation nachwies. Dieses bildete so zu sagen das Textbuch der Reformer, wiewohl einige noch etwas weiter gehen wollten als Lord Grey. Auch neuerdings hat der Graf sich für die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform bis zu einer gewissen Ausdehnung erklärt, und es ist dieselbe eine der Grundlagen, worauf seine Verwaltung sich stüzen soll. Doch hat er sich in lezter Zeit, indem er in Bezug auf seinen früheren Plan wiederholt von jugendlicher Uebereilung sprach, gegen die Meinung verwahrt, als ob er denselben in Ausführung zu bringen beabsichtigen könnte. Lord Grey kann jezt für einen praktischen Reformer gelten, der sich auf das absolut Nothwendige beschränken wird.

Vermischte Nachrichten.

Aus Privatbriefen aus Batavia im Singapore Chronicle vom 1 Juli erfährt man eine neue Version von der Geschichte der Gefangennehmung des bekannten Insurgentenhaupts Diepo Negoro. Dieser Fürst, heißt es, sey als Parlamentär zu dem General de Kock gekommen, und dieser habe ihn, nachdem sie eine Zeit lang unterhandelten, zum Gefangenen erklärt. Nach einer andern Angabe fand die Unterhandlung in dem Wagen des Generals Statt, und dieser wußte es zu machen, daß man unvermerkt in die Nähe der holländischen Linien kam, wo dann die Wachen schnell herbei eilten und Diepo festnahmen. Am 3 Mai wurde er auf dem Kriegsschiff Pollux nach den molukkischen Inseln eingeschifft. Auch wird gemeldet, daß die Holländer sich der Person des Sultans von Solo bemächtigt haben. Der Sultan, aufgebracht über die Gefangennehmung Diepo Negoro's, rüstete sich zum Krieg, als Obrist Nahuys, der Resident in Solo, ihn in seinem Palast verhaftete und gefangen nach Batavia schickte. Die holländische Regierung soll diesen Streich längst im Schild geführt haben, da der Sultan als das Oberhaupt aller javanischen Fürsten betrachtet wird und sie somit durch ihn eine entschiedene Gewalt über die noch unabhängigen Staaten des Innern bekommt. Die Begriffe des Völkerrechts gelten natürlich außer Europa nicht!

Troz dem von der Regierung in Bengalen gegen den Suttibrauch erlassenen Verbote kommen diese Selbstopferungen immer noch hin und wieder vor. Am 10 Mai starb in Tschibotn, in Patna, ein Mann von der Sudracaste und hinterließ eine neunzehnjährige Frau. Sein Tod erfolgte am Morgen, und seine Reste wurden Mittags um 2 Uhr nach dem Fluß gebracht, um verbrannt zu werden. Die Frau erwartete hier die Leiche, ohne daß sie von ihrem Vorhaben sich selbst zu verbrennen gegen Jemand Etwas äußerte. Aber in dem Augenblick, als der Holzstoß angezündet werden sollte, erklärte sie dem fungirenden Braminen diese Absicht, der nach einigem Besinnen seine Einwilligung gab. Nachdem sie einen Augenblick um sich geblickt, sprang sie in die Flamme. Es fand keine der gewöhnlichen Ceremonien bei diesem Akt Statt. Der Beamte kam bald darauf zur Stelle; allein es war zu spät; er ließ indessen Alle, die dem Schauspiel anwohnten, fest nehmen und nach Patna führen, wo sie im Gefängniß einem gerichtlichen Verfahren entgegen sehen. Zu gleicher Zeit kündigen indische Zeitungen an, daß zu einer Eingabe um Herstellung des Suttibrauchs an den König von England Unterschriften gesammelt werden. So dürfte das Gesez, welches diesen Brauch aufhebt, doch wohl noch lange nicht in volle Wirkung treten.

In der Sizung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 20 December v. J. erstattete Hr. Larrey Bericht über einen Mann von so außerordentlicher Magerkeit, daß ihn die Anatomiker das lebende Skelett nennen. Dieses Individuum fing vor etwa sechs Jahren immer mehr und mehr abzufallen an, und Dieß ging so weit, daß er in dieser Zeit nach und nach 2½ Zoll an seiner Größe verloren hat. Die Haut scheint unmittelbar auf den Knochen aufzuliegen. Sie ist runzlich und der Ausdünstungsfähigkeit beraubt. Die Muskeln, der Pulsschlag des Herzens und der Ton der Stimme sind außerordentlich schwach. Indeß braucht der Mann zum Essen und Trinken so Viel, als irgend Jemand von seinem Alter, der bei guter Gesundheit ist. Der Kopf, der zu den übrigen Theilen des Körpers das richtige Verhältniß hat, ist mit einem dünnen, kurzen und fast ganz gebleichten Haar bedeckt. Alle körperlichen Funktionen haben ihren gewöhnlichen Gang; nur die Augen leiden an Entzündung. Die Geisteskraft ist ungeschwächt und auch die physische Kraft in hohem Grade vorhanden. Seit diesem Zustande der Abzehrung hat dieser Mann vier Kinder erzeugt, von denen drei von vollkommen guter Leibesbeschaffenheit sind und nur eines gestorben ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 12. 12 Januar 1831.

Gründe und Folgen des Verfalls und Untergangs von Polen.

(Schluß.)

Hätte Napoleon, statt durch den Uebermuth des Welteroberers sich über alle Grenzen des Menschlichen hinausreißen zu lassen, auf die Stimme der Mäßigung, die dießmal zugleich die Stimme der Ehre und der Pflicht war, gehört, und nach der Eroberung von Smolensk seinen ersten Feldzug mit der Restauration von Polen beendigt; so schuf er sich hier im Osten ein zweites Frankreich, auf welches er mit gleicher Sicherheit seine Operationen hätte stützen können, als auf das Frankreich im Westen. Der Brand von Moskau und der Winter des Jahres 1812 vernichtete sein Heer und vernichtete die Hoffnungen der Polen, indem er sie in einen Zustand zurückwarf, der wo möglich noch trauriger war als jener, aus dem der Glanz der französischen Waffen sie herausgerissen hatte; das Land verarmt, seine beste Kraft erschöpft und seine Zukunft der Willkür eines erbarmungslosen Feindes preis gegeben.

Der wiener Kongreß erkannte die Gefahr, die aus dem unaufhaltsamen Vorrücken Rußlands für die Freiheit von Europa hervorging; aber diplomatische Unterhandlungen konnten nicht ändern, was das Schwert entschieden hatte. Das Herzogthum Warschau wurde, nachdem ein Theil davon unter dem Namen des Großherzogthums Posen für Preußen abgerissen und ein anderer kleinerer, die Stadt Krakau mit einem Gebiete von 20 □ M. zum Freistaat erhoben worden, Rußland einverleibt. Der Großmuth des Kaisers Alexander verdankte der russische Antheil des Herzogthums ein Geschenk, welches Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht nicht zu geben wagte — die Erneuung des polnischen Namens. Am 20 Junl 1815 kündigten die Salven des Geschützes zu Warschau die Herstellung des Königreiches Polen an; eine Konstitution, deren Grundlage die seit dem Jahre 1807 in dem Herzogthum Warschau bestehende war, sicherte den Polen die politischen Rechte einer selbstständigen, nur unter dem Scepter desselben Monarchen mit Rußland vereinigten Nation, und das Einzige, was der heißesten Vaterlandsliebe zu beklagen blieb, war das Schicksal der Brüder, die unter fremden Gesetzen die allgemeine Freude nicht theilen konnten.

Sichtlich war das Aufblühen Polens unter einer freien Verfassung, unter einer friedlichen Regierung. Aber die Freiheit, die den Vätern als ein Glück erschienen war, genügte den Söhnen nicht mehr; Rußland sah das Mißvergnügen, das mit der zunehmenden Kraft sich regte, und glaubte dasselbe durch Strenge und Gewalt nieder drücken zu können. Um so tiefer glühte im Verborgenen die Erbitterung. Russische Truppen, russische Beamten, russische Gesetze waren wenig geeignet, die Liebe eines Volkes zu gewinnen, dem mit dem alten Namen auch der alte Stolz der Ahnen zurückgekehrt war: welchen Werth hatte auch die Gabe der Freiheit, wenn dieselbe Hand, die sie verlieh, sie im nächsten Augenblick wieder zurückhalten konnte?

Da erschallte die Sturmglocke von den Thürmen der Notre Dame, von den Ufern der Seine bis zu den Ufern der Weichsel hallte ihr Ruf. Wie in Paris das Jahr 1789, so wurde in Warschau das Jahr 1794 wieder neu. Mit gleicher Schnelligkeit verbreitete sich über das ganze Land der Aufstand; aber mit gleicher Eile ziehen auch die unzählbaren kriegsgeübten Schaaren des Ostens heran, um die voreilige Flamme in ihrer Geburt zu ersticken. Wird eben so wie damals keine helfende Hand des unglücklichen, heldenmüthigen Volkes sich annehmen? Wird der Ausgang des Kampfes derselbe seyn? Oder wird der jugendliche Herrscher, der auf dem Throne des Zaarenreiches sitzt, menschliche Milde einem blutigen Siege vorziehen? Die nächsten Monate, die nächsten Wochen werden diese Fragen beantworten; aber wie auch das Schicksal Polens sich lösen mag, so wird jeder nicht ganz von Parteisucht oder Habgier Verbiendete immer der Ueberzeugung bleiben, daß nur durch großmüthiges Gutmachen der Ungerechtigkeit, welche die polnische Nation ihres selbstständigen Daseyns beraubte, die Ruhe im Osten dauernd gesichert werden kann. „Unter allen Fragen," sagte Talleyrand im Februar 1815 auf dem wiener Kongreß, „unter allen Fragen, die auf dem Kongreß verhandelt werden, würde mein König als die erste, als die größte, als die am Ausschließlichsten europäische jene betrachtet haben, welche Polen betrifft, wenn er so sehr, als er es wünschte, hätte hoffen dürfen, daß ein Volk, das durch sein Alter, seinen Heldenmuth, die Dienste, die es Europa geleistet hat, allen andern Nationen das höchste Interesse einflößen muß, ganz und vollkommen wieder in den Besitz seiner alten Unabhängigkeit gesetzt werden könnte. Die Theilung, welche dasselbe aus der Reihe der Nationen ausgestrichen hat, ist das Vorspiel aller der Umwälzungen gewesen, die Europa betroffen haben. *) Aber wenn die Macht der Umstände größere Gewalt übt,

*) Dieß war auch die Meinung Dohm's, s. Denkwürdigkeiten meiner Zeit, 1 B. S. 453.

als die edeln und großmüthigen Gesinnungen der Fürsten, denen die alten polnischen Provinzen unterworfen sind; wenn die Frage über das Schicksal Polens auf ein bloßes Theilungsgeschäft und auf einen Grenzstreit zwischen den drei betheiligten Mächten zurückgeführt wird, von welchem Frankreich nach seinen alten Verträgen ausgeschlossen ist, so bleibt dieser Macht, nachdem sie den gerechtesten Ansprüchen ihren Beistand angeboten hat, nichts Anderes übrig, als der Wunsch, daß Polen zufrieden seyn möge, um Dieß in diesem Falle selbst seyn zu können. *)

Der Feldzug der spanischen Konstitutionellen.

(Schluß.)

Man könnte sich wundern, daß in dem Treffen von Vera ein einziger Mann entwischte. Nach der Aussage der von Mina's Reiterei gemachten Gefangenen belief sich die Streitmacht der Royalisten auf 5000 Mann, ungerechnet die Truppen, welche in Reserve aufgestellt waren, und nicht zum Gefecht kamen. Die Konstitutionellen, fast umringt, wurden von allen Seiten gedrängt und mußten ihren Rückzug durch Ortschaften nehmen, deren Stimmung ihnen nichts weniger als günstig war. Der natürliche Schluß ist, daß ein außerordentlicher Aufwand von Muth und Kraft auf der einen, und ein hoher Grad von Gleichgültigkeit und Schlaffheit auf der andern Seite Statt fand. Die Royalisten stritten nicht als Männer, welche für die Sache glühten, die sie vertheidigten und alle Gründe der Wahrscheinlichkeit sind dafür, daß, wäre ihnen nur irgend Etwas entgegengesetzt worden, was wie eine Armee aussah, viele von ihnen sich den Konstitutionellen in die Arme geworfen haben würden. Diese Ansicht wird noch dadurch bestärkt, daß die Royalisten nicht aus Milizen und Guerillas, sondern aus einem Regiment königlicher Garden und Linientruppen bestanden. Wie geschah es nun, daß diese Soldaten, die keinen Grund zur Klage hatten, da ihnen die Regierung Nichts abgehen ließ, ihre Schuldigkeit so nachlässig thaten? Offenbar beurkundet Dieß keinen fanatischen Royalismus, wenn sich gleich wohl nicht leugnen läßt, daß manche Offiziere den absoluten König oft genug leben ließen und auch manche Soldaten in der Verfolgung der Konstitutionellen bis auf das französische Gebiet hinüber sich ziemlich eifrig und selbst blutdürstig bewiesen. Allein der Geist, der in der Armee überhaupt herrschte, scheint doch von mehr als zweideutiger Art.

Mina, von den Höhen von St. Marcial herab Zuschauer des Kampfs, sah die Weigerung des Obrists Valdez sich zurückzuziehen, und folglich die Niederlage und die Rückkehr der Konstitutionellen nach Frankreich voraus. Er hatte in diesem Augenblick nur wenige Leute bei sich, da die Masse seiner kleinen Schaar unter el Pastor und Butron operirte. Auf das französische Gebiet zu entkommen — dahin richtete er jetzt alle seine Gedanken. Allein die Sache ging nicht so leicht. Das Land war von Royalisten überschwemmt, die einen so reichen Fang nicht gern ausließen. Der General hieß daher seine wenigen Begleiter sich zerstreuen, weil sie eher hoffen konnten sich einzeln zu retten. Zuletzt blieb Mina mit seinem Adjutanten Meca, einem Priester und einem alten Diener allein. So wanderte er in Mangel und Noth von Berg zu Berg, stündlich erwartend, dem Feinde in die Hände zu fallen. Eines Tags gewahrte sein Adjutant eine starke Abtheilung Royalisten, welche gerade auf sie zukam — sie waren bemerkt worden — Flucht war unmöglich. Schon verzichteten seine Freunde auf alle Hoffnung; nur Mina verlor auch in dieser furchtbaren Krisis seine außerordentliche Geistesgegenwart nicht: „Ruhig, meine Herren,“ sagte er entschlossen, „bleibt und laßt mich vorgehen.“ Er ging. Bald befand er sich der feindlichen Streifpartei ganz nahe, und mit fester Stimme rief er ihr zu: „Halt! zu welcher Division gehört diese Abtheilung?“ Der Kapitän stand über die so barsche und zuversichtliche Frage ganz verdutzt. Zum Glück kannte er den Mann nicht, der ihn so befehlshaberisch anredete. Mina, der die Verlegenheit des Royalistenoffiziers wahrnahm, benützte seinen ersten Vortheil, als dieser mit der Antwort zögerte. In einem noch gebieterischeren Tone rief er ungeduldig: „Herr, ich frage noch einmal, zu welcher Division diese Abtheilung gehört?“ Die Frage war dieß Mal mit einem Fluch begleitet; die Verwirrung des Kapitäns verwandelte sich in Furcht; er dachte sich nicht anders, als er habe einen der Oberbefehlshaber der kön. Armee vor sich, und erwiederte unterwürfig: „Diese Abtheilung gehört zu der Division Juanito's.“ „Nun, was führt Sie hieher? Machen Sie, daß Sie zu Ihrer Division kommen.“ Der Offizier zauderte. Mina mit einem unwilligen stolzen Blick: „Zum Teufel, Herr! Was soll Das, daß Sie nicht augenblicklich gehorchen? Gehen Sie oder ich werde Ihr Benehmen zu melden wissen!“ Der Offizier wagte keine Widerrede und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung. Der Erfolg dieser Kriegslist gab den unglücklichen Wanderern neuen Muth. Die Gefahr war jedoch noch lange nicht vorbei. Die Royalisten hatten mittlerweile die von den Flüchtlingen eingeschlagene Richtung ausgekundschaftet, alle Dörfer und Weiler hielten sie besetzt, so daß Mina es nicht wagen durfte, irgendwo einzukehren, sondern in einer Höhle, die in einer tiefen abgelegenen Schlucht lag, Unterkunft suchen mußte. Um ihn aus seinem Versteck zu locken, ließ der Feind Hirten mit ihren Hörnern blasen; vielleicht, daß er dann glaubte, das Feld wäre frei, und hervorkäme, um Hülfe zu finden. Aber Mina, wie ein alter Fuchs, ließ sich nicht gleich fangen. Bluthunde wurden nun losgelassen, und fast hätte dieses Mittel zum Ziel geführt. Die Hunde verfolgten ihren Gegenstand mit einer furchtbaren Sicherheit, als zwei Hirsche von ihrem Lager aufführen und die Fährte durchkreuzten. Hätte sich ein solches Ereigniß in dem Leben eines Royalisten zugetragen, wie hätten da die Mönche geschrieen: Ein Wunder! Ein Wunder! die beiden Hirsche wären zu Engeln des Himmels umgestaltet worden, während seine Feinde wohl jetzt ein Paar Teufel daraus machen mögen. Nachdem Mina endlich die Küste von den Feinden gesäubert wußte, verließ er die Höhle, und setzte durch die einsamsten Gegenden die Flucht fort. Nach einem angestrengten Marsch erreichte er ein Weiler, wo seine plötzliche Erscheinung bei den armen Bewohnern einer der elenden Hütten Anfangs große Furcht erregte. Hier erbot sich ein achtzehnjähriger Bursche edelmüthig den General über die Grenze zu führen und erhielt von ihm für seine Menschlichkeit und Entschlossenheit eine ansehnliche Belohnung. Nach

---

*) — il ne restait plus à celle ci (la France,) après avoir offert d'appuyer les plus justes prétentions, que le voeu de voir la Pologne contente, pour l'être elle même dans ce cas.

der Ankunft auf dem französischen Gebiet waren indeß Mina's Prüfungen noch nicht zu Ende. Erschöpft von Hunger und Schlaf hatte sich Mina in einem Haus bei Sara niedergelegt, um sich etwas Erholung zu gönnen. Nicht lange so marschirte Santos Ladron mit etwa 400 Royalisten, auf dem Rückweg von der Verfolgung der valdez'schen Schaar begriffen, an dem Haus vorbei. Aber er hätte sich nicht träumen lassen, daß Mina darin ruhe! Mina und seine Gefährten hatten unsäglich ausgestanden; in den zwei letzten Tagen genossen sie Nichts als mit einander einen Viertellaib Brod. Mina's alte Wunden waren aufgebrochen und er mußte, um sich herzustellen, die Bäder von Cambo besuchen.

Die Versuche der Konstitutionellen auf anderen Punkten schlugen gleichfalls fehl. Die Expedition des Obrists Pablo, genannt Chapalangaras, endigte mit dem Tod dieses tapfern Offiziers, der die Kühnheit — man kann sagen — die Thorheit beging, als er auf eine starke feindliche Abtheilung stieß, sie anzureden und von vielen Kugeln durchbohrt sank; seine kleine Schaar löste sich auf. Obrist Borges machte auch einen Einfall, eben so Gurrea; beide mußten zurück. Von Milans und Grases, die in Katalonien auftraten, ist bis jezt nichts Näheres bekannt worden; eben so wenig über Torrijos in Andalusien; nach einigen Nachrichten irrte er als verlassener Flüchtling umher, nach anderen aber machte er Fortschritte. Da er aber ohne Hülfsmittel ist, so wird er auf keinen Fall Viel ausrichten. Auch in Andalusien gab es einige revolutionäre Funken. Der Pfarrer von Valdeorras und Rodriguez, Bordas, erweckte mit seiner Guerillasbande der Regierung einige Zeit Besorgnisse. Alle diese einzelnen Bewegungen konnten bloß mißlingen, und wiederholen muß man, wären die Konstitutionellen an den Pyrenäen, statt ihre Streitkräfte zu zersplittern, 2000 Mann stark unter Mina ausgerückt, so hätten sie ohne Zweifel die Korps, die man ihnen längs der Grenze entgegenstellte, theils überwältigt, theils zur Vereinigung mit sich bestimmt und sich so den Erfolg gesichert. Sonderbar ist es übrigens, daß die französische Regierung, die weiland den Servilen auf jede Weise — offen und geheim — Vorschub leistete, ehe sie noch jenen schändlichen Verrath am Völkerrecht beging, der berechnet war, eine edle Nation in Fesseln zu schlagen, itzt, nachdem sie die liberale Fahne aufgesteckt, gegen die Servilen so gewissenhaft geworden ist, daß sie die Lage der armen Flüchtlinge wo möglich noch erschwert, während es Niemand in Frankreich einzufallen scheint, daß es ein französischer Ehrenpunkt seyn könnte, die unter französischer Bürgschaft zu Gunsten der liberalen Partei abgeschlossenen Kapitulationen aufrecht zu erhalten!

Die Brandstiftungen in Frankreich.

Am verwichenen 30 Dezember sollten die Assisen in Angers zu einer außerordentlichen Sitzung zusammentreten, um die Brandstifter des Maine- und Loire-Departements zu richten. Vierzehn Angeklagte werden vor den Schranken erscheinen. Hr. Duboys war einige Tage zuvor aus Paris, wo er sich als Mitglied der Deputirtenkammer befand, abgereist, um bei diesem wichtigen Prozeß sein Amt als Generalprokurator zu verwalten.

Was man bis jezt über den Stand der Untersuchung in Erfahrung gebracht hat, besteht doch in mehreren Thatsachen, welche hoffen lassen, daß man endlich den Schlüssel zu dem Räthsel finden wird, und es muß sich zeigen, wie weit der Verdacht begründet ist, welchen einer der Commissäre der Deputirtenkammer in dem Prozeß der Exminister fallen ließ, daß die Congregation die Hand im Spiele habe.

Gegen Ende Mais und im Verlauf des Juni kamen in dem Departement der Mayenne fünf Brandstiftungen vor. Da das Feuer in entfernten Ortschaften und zu verschiedenen eben so von einander entfernten Zeiten angelegt wurde, so hielt man die Verbrechen Anfangs für isolirt, als sie sich im folgenden Monat so häufig und so regelmäßig wiederholten, daß man an einem förmlichen System der Brandstiftung nicht länger mehr zweifeln konnte. Die Nachforschungen, die der Gerichtshof von Angers zu dem Ende einleitete, erhoben denn auch diese Vermuthung zur Gewißheit. Es ergab sich, daß in den meisten Fällen das Feuer um die Mitte des Tags ausbrach, und zwar mit einem Knall, ähnlich demjenigen, welchen ein Flintenschuß verursacht. Strahlen einer glänzenden Flamme verbreiteten sich nach allen Seiten und hatten im Augenblick die ganze Oberfläche der Häuser oder Schober ergriffen. Daraus schloß man, daß der Brandstoff eine chemische Komposition seyn müsse und weil man in dem Augenblick des Brandes selten oder nie eine verdächtige Person an Ort und Stelle bemerkte, so schloß man weiter, daß diese höllische Komposition von der Art sey, daß die Zeit, wann das Feuer auskomme, sich zum Voraus berechnen lasse. Diese Folgerungen fanden sich durch die Angaben bestätigt, die man durch vier Kinder erhielt, von denen eines, welches man als Zeuge vernahm, aus dem Departement der Mayenne ist, die drei andern, die mit den Brandstiftern herumzogen, bei Laval, in les Rosiers und Saumur verhaftet wurden. Die Missethäter führten häufig Kugeln wie Haselnüsse bei sich. Diese Kugeln wurden mit einer graulichen öhlichten Materie überzogen, und wenn sie 24 Stunden der freien Luft ausgesezt waren, so gingen sie von selbst an; sie besaßen aber eine solche Entzündlichkeit, daß man sie zur Vorsicht immer mit Wasser aufenchtete. Manchmal hörten die Zeugen keinen Knall; dann war das Umsichgreifen des Brandes in der Regel nicht so rasch. Einige Zeugen sprechen von einem Schwefelgeruch, den sie wahrgenommen; wahrscheinlich bediente man sich also der Schwefellunten, welche wegen ihres langsamen Abbrennens den Brandstiftern noch Zeit ließen, sich aus dem Staube zu machen. Zwei von jenen Kindern nennen Schwefellunten ausdrücklich. Diese Identität in der Art der angewendeten Mittel giebt wichtige Fingerzeige. Die Anwesenheit einer Menge unbekannter Personen in der Nähe der von Brandstiftungen heimgesuchten oder bedrohten Orte ist gleichfalls eine durch die Untersuchung erhobene Thatsache. In den Gemeinden Jarre, Corré, Brune, Suette, Gennes, les Rosiers, St. Mathurin wurde sie vielfach beglaubigt. So hatte sich ein Brandstifter gegen 11 Uhr Morgens, an dem nämlichen Tag, wo eine Abtheilung des 10 Linienregiments in Suette gerückt war, nur wenige Schritte von diesem Dorf auf einem Feld in eine Furche gelegt. Eine Frau, die Gras holt, kommt auf ihn zu, sogleich erhebt er sich, versezt ihr einen heftigen Faustschlag und verschwindet. In Jarré trifft ein Holzhauer einen Unbekannten im Wald, der ihn ersucht, ihm die großen Häuser in dem Distrikt zu zeigen. Der Holzhauer weigert sich. Etliche Stunden darauf kommt der Nämliche mit einem Begleiter zurück, und das Ansinnen wird abermals an ihn gestellt. Er schüzt seine Unkunde vor. Da werden ihm zwei doppelläufige Pistolen auf die Brust gesezt, und er muß sie nach der Stelle geleiten, wo sich die Mauern des Parks von Jarré am Leichtesten übersteigen lassen. In der folgenden Nacht sieht man einen Mann in dem Park herumschleichen. In der Gemeinde von Beauveau kamen sechs Männer zu einem Kohler; sie beklagen sich über das elende Leben, das sie führen müßten; sie gestehen, es sey nicht der Gelddurst noch die Versicherung, die sie hätten, ihr Glück zu machen, was sie antreibe, so vielen Gefahren zu trotzen. Sie hätten Urlaub auf einen Monat erhalten und begäben sich in ihr Heimwesen; dann kämen sie wieder, denn man müßte etwas Zeit verstreichen lassen. Zu Brain-sur-Longuannée zogen drei gutgekleidete und mit Pistolen bewaffnete Männer Erkundigungen nach der Gegend ein. In Tiercé bemerkte man zwei, später drei Fremde in der Nähe eines Bauernhauses, das in den folgenden Tagen angesteckt ward. In Seiches boten drei Personen einem kleinen Mädchen Brandkugeln an. Bei Baumé wurden zwei Personen bemerkt, die in einem Graben eine große Menge Goldstücke zählten. Auf den Haiden von Guebenau kehrten sechs Personen in einer armseligen Hütte ein; sie gingen in groben Zeug gekleidet aus, und bei ihrer Heimkunft Nachts zwischen 9 und 11 Uhr zogen sie feintuchene Hosen und Röcke an. Aehnliche Bei-

spiele gab es genug. Um die Mitte Juli's wurden viele Personen angehalten, die, ohne einen erklecklichen Grund vorbringen zu können, meist mit Pässen aus Paris versehen, von den Grenzen Frankreichs nach dem Maine- und Loire-Departement gewandert waren. Da keine Anzeichen anderer Art gegen sie sprachen, so wurden sie zum Theil in die Strafe der Landstreicherei verurtheilt. Vergleicht man Orte und Zeiten, in welchen die Brandstiftungen vorfielen, so sieht man, daß die Brandstifter ihren Einfall in das Maine- und Loire-Departement von der Seite der Normandie machten, und daß ihre Operationen sich in den Bezirken von Baugé, Angers und Saumur concentrirten. Das Unwesen erreichte seinen Culminationspunkt im Monat Juli, namentlich vom 9ten an, und hörte mit dem 29sten auf. Vom 9ten bis zum 29sten zählte man sieben und dreißig Brandstiftungen. Nach dieser Epoche, am 5 August, wurde noch eine durch ein Kind verübt. Eine fernere Bemerkung, die man machte, ist, daß die Brandstiftung im Ganzen weniger gegen Wohnhäuser, als gegen einzeln stehende Scheunen, Stallungen ꝛc. gerichtet war. Es scheint, es sey der Bande mehr darum zu thun gewesen, die Bevölkerung durch Verluste, die sie ihr zufügte, zu erbittern, und durch die Furcht vor noch größerem Unglück, welche sie erregte, zu erschrecken, als Menschenleben in Gefahr zu bringen. Offenbar aber handelten die Brandstifter nach einem gemeinsamen Plan.

Das Gericht gelangte indessen zu dem Beweis, daß ein Complott vorhanden, nicht erst durch die Zusammenstellung dieser Umstände, sondern man hatte positive Daten. In der Nacht des 20 Juli, den Tag nach einem Brand in Gennes, wurde bei les Rosiers in einer Scheune, die armen Reisenden zum Zufluchtsorte zu dienen pflegt, ein Knabe, Namens Bonnière, der daselbst eine Unterkunft gesucht hatte, verhaftet. Der Knabe legte sich Anfangs aufs Leugnen, gestand aber endlich, er gehöre zu den Brandstifterbanden. Einer der Räthe des Gerichtshofs begab sich noch in derselben Nacht nach les Rosiers und nahm das Verhör vor. Wie der Knabe erzählte, befand er sich seit mehreren Monaten in dem Gefolge der Brandstifter, die damit anfingen, daß sie die Normandie verheerten; sie näherten sich hierauf der Stadt Tours; in dieser Gegend machten Gaultier und Mirechien, der Hauptmann und Unterhauptmann der Bande, verschiedene Versuche, junge Leute anzuwerben, was ihnen jedoch nicht gelungen. Sie sagten unter sich, das französische Brot sey zu reich, man müsse es brennen, um es zu gewinnen. Der Hauptman Franz Gaultier führte allein Waffen. Die Bande theilte sich in Rotten zu je zehn Personen, wobei immer eine Frau und ein Kind war; die letztern bettelten den Tag über in den Bauernhäusern, erspähten die Lokalitäten und berichteten dem Hauptmann, der seine Befehle ertheilte und über die Statt gehabten Feuersbrünste ein Verzeichniß führte. Die Brandstifter waren meist Hausirer, Bücher-, Nadeln- und Bilderkrämer; sie hatten an verschiedenen Orten Vertraute, welche sie mit Lebensmitteln versorgten; sie versteckten sich häufig in den Fruchtfeldern zwischen den Furchen, und versammelten sich auf einen besondern Ruf, den, wer ihn nicht kannte, mit einem Hirtenruf verwechseln konnte. Lunten gebrauchten sie selten, meist Kugeln von der Größe einer Haselnuß. Der Hauptmann sagte, man mache sie in Paris; von dort würden sie ihnen in Wassergefäßen zugeschickt; nachdem sie 24 Stunden getrocknet worden, entzündeten sie sich mit einem Knall. Die Brandstifter, fügte der kleine Bonnière hinzu, empfingen nur wenig Geld; aber wenn sie ihr Geschäft vollbracht hätten, kämen sie nach England und ihr Glück wäre gemacht. Engländer bezahlten sie und sendeten ihnen die Brandkugeln. Der kleine Bonnière, obgleich zu verschiedenen Zeiten verhört, blieb sich in seinen Aussagen gleich. Allein dieser Knabe ist nicht der Einzige, der das Vorhandenseyn des Komplotts bezeugt. Der zwölfjährige Gamain, den man im Oktober zu Saumur verhaftete, erklärt gleichfalls, daß er mit einem Brandstifterhauptmann, der in seiner Gegenwart mehrere seiner Leute auszahlte, das Land zwischen La Rochelle und Bordeaux durchzog. Dieser Mann sagte, er erhalte das Geld von einem großen Hauptmann, den er Magnac nannte; letzterer handelte aber auf Befehl eines noch größern Hauptmanns, dessen Namen er nicht wußte. Der kleine Gamain meinte, Hr. Magnac werde wohl Niemand seyn als die Regierung; sein Herr habe es ihm gesagt, und habe ihm auch gesagt, die Regierung lasse Feuer einlegen, um Revolutionen zu machen.

So weit die Voruntersuchung. Daß man bei einer Sache, wobei so Viele betheiligt waren, nicht gleich Mehr herausbrachte, erklärt sich leicht daraus, daß die gerichtliche Polizei allein die Entdeckung des Verbrechens sich angelegen seyn ließ. *)

Vermischte Nachrichten.

Die Bombay Gazette vom 2 Juni v. J. enthält einen Auszug aus dem Logbuche des Hugh Lindsay, wornach dieses Dampfschiff zur Reise von Bombay nach Sues und zurück, alle Aufhaltungen unterwegs eingerechnet, siebenzig Tage brauchte. Auf der Fahrt brauchte es aber nur ein und vierzig Tage und vierthalb Stunden zu, in welcher Zeit es 5928 Meilen zurücklegte, so daß etwa sechs Meilen auf die Stunde kommen. Da übrigens der Hugh Lindsay so schwer beladen war, daß er zwei Fuß tiefer im Wasser ging, als im Plane des Baumeisters lag, und folglich später, nachdem der größte Theil der Dampfkohlen aufgebraucht worden, zu leicht werden mußte; so läßt sich das wirkliche Verhältniß der Geschwindigkeit nicht genau bestimmen. Die Möglichkeit und Leichtigkeit der Dampfschiffahrt ist auf jeden Fall durch diesen neuen Versuch bestätigt. Mit Nächstem wird auch die Dampfschifffahrt zwischen Ceylan und dem rothen Meere, so wie zwischen den verschiedenen Theilen Indiens, in Gang kommen; eine am 8 Juni in Colombo deßhalb gehaltene Versammlung, der alle öffentlichen Beamten beiwohnten, brachte die Sache in Berathung, und Hr. Taylor, der zu dem Ende einen Plan vorlegte, erhielt von allen Seiten die befriedigendsten Zusicherungen. Endlich hat, wie es scheint, die ostindische Kompagnie die ursprüngliche Idee, mit welcher Hr. Waghorn aufgetreten ist, Dampfschiffe den Weg um das Kap der guten Hoffnung zwischen England und Indien hin und her machen zu lassen, nicht aufgegeben, und so dürften wir vielleicht bald auch den atlantischen Ocean von dem Feuergott des Dampfes unterjocht sehen. Diese Dampfschifffahrt hätte wenigstens vor jener Das voraus, daß sie von keinem Pascha von Egypten erschwert oder unterbrochen werden könnte. Dann würde man wohl auch nicht länger anstehen, Amerika und Europa durch die Dampfschifffahrt einander näher zu rücken.

•

Berichte aus Awa vom 8 Mai v. J. melden die Ankunft des britischen Residenten daselbst. Indem er auf dem Dampfschiff Diana bis Prohm fuhr, traf er in siebenzehn Tagen in der Hauptstadt ein. Von Station zu Station fand er Häuser aufgerichtet, die für ihn und sein Gefolge in Bereitschaft gesetzt waren. Der Anblick des Landes zwischen Rangun und der Hauptstadt gab ihm keine sonderliche Idee von dem Wohlstande oder Wachsthum der Bevölkerung. Keine Obst- und Weingärten, wie um Mergui und Taway, erfreuten hier das Auge. Am 23 April langte die Gesandtschaft in Awa an, wo sie durch eine Deputation, welche aus zwei Wunducks, einem Attenwun und zwei Tsans-Dangi's bestand, achtungsvoll empfangen und nach der ihr vom König angewiesenen Wohnung begleitet wurde. Drei Tage nach ihrer Ankunft spürte man einen heftigen Erdstoß, so daß viele Personen ihre Häuser verließen. Am 3 Mai stattete der Gesandte dem Youm-dau einen Staatsbesuch ab, und überreichte vor einem hohen Rath von Wongy's und Attenwun's sein Beglaubigungsschreiben. Der Tag der Vorstellung bei Hof war noch nicht bestimmt, da der König und die Königin sich nicht in der Hauptstadt befanden, indem sie sich nach einem 15 M. entfernten Steinbruche begeben hatten, um einem dort gehauenen ungeheuern Marmorblock, aus dem eine riesenhafte Statue Guadama's gemeißelt werden sollte, die Ehre ihrer Begleitung angedeihen zu lassen.

*) Wir können nicht umhin, hiebei an die Brandstiftungen zu erinnern, welche im Jahr 1811 die Gegend von Kiow in Rothrußland verwüsteten. Ungeachtet der sorgfältigsten Nachforschungen von Seiten des Statthalters Grafen Miloradowitsch wurden die Thäter nicht ausgemittelt. Die Brandstifter gebrauchten gleichfalls Kugeln von der Größe einer Nuß; diese Kugeln banden sie Spatzen an die Beine oder Ratten an die Schwänze, worauf sie diese Thiere in der Nähe von Scheunen oder Magazinen in Freiheit setzten. So verbrannten in vielen Dörfern die Getreidevorräthe, welche in Rußland die Gemeinden von Jahr zu Jahr aufzuspeichern pflegten. Da ein kürzlich erlassener Ukas die Juden militärpflichtig erklärt hatte, und man ihre Unzufriedenheit deßhalb kannte, so fiel der Verdacht auf sie, und da die politischen Verhältnisse bereits auf einen Krieg mit Frankreich hinwiesen, so vermuthete man überdieß, französische Agenten möchten die Hand im Spiel haben. Indessen konnte schlechterdings Nichts entdeckt werden. Nun berief Miloradowitsch die vornehmsten Landeigenthümer der Provinz und die reichsten Juden zu sich und machte sie für allen Schaden, den die Brandstifter anrichten könnten, solidarisch verantwortlich. Dieß fruchtete. Die Feuersbrünste hörten auf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 13. 13 Januar 1831.

Aus Humboldts neuester Reise.

4. Das System des Thian-schan.

Die mittlere Breite des Thian-schan oder wie ihn die Türken nennen des Tengri-tagh *) (beide Namen bedeuten Himmelsberg) ist der 42 Grad. Der Culminationspunkt des Thian-schan ist vielleicht jene durch ihre drei mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel merkwürdige Gebirgsmasse, welche in der mongolisch-kalmückischen Sprache der heilige Berg, Bochda oola, heißt, weßwegen Pallas die ganze Kette Bogdo getauft hat. Diesen Namen trug die Weltkarte Arrowsmiths **) aus Unwissenheit auf einen Theil des großen Altaï über, d. i. auf eine imaginäre Kette, die von SW nach NO, von Hami nach den Quellen des Jenisei, hinläuft. Von dem Bochda oola, auch Chatun bogda, majestätischer Berg der Königin genannt, im NW von Turfan, schlägt der Thian-schan eine östliche Richtung gegen Barkul ein, wo er sich, im Norden von Hami, rasch senkt und zum Niveau der hohen Wüste Gobi abflacht, welche sich von SW nach NO, von der chinesischen Stadt Kua-tschen zu den Quellen des Argun ausdehnt. Der Berg Nomchun, im NW des Sogok und Sobo, kleiner Steppenseen, macht durch seine Lage das Vorhandenseyn einer leichten Erhöhung, einer Gräte in der Wüste wahrscheinlich; denn nach einer Unterbrechung von wenigstens 10 Längengraden erscheint etwas südlicher als der Thian-schan und meines Dafürhaltens als eine Fortsetzung dieses Systems bei der großen Krümmung des Huangho oder gelben Flusses die Schneekette des Gadschar oder Inschan, die gleichfalls von W nach O zieht. *)

Kehren wir in die Nachbarschaft Turfan's und des Bochda oola zurück, um die westliche Verlängerung des Thian-schan zu verfolgen, so sehen wir ihn zwischen Gudscha (Ili), einem chinesischen Verbannungsort und Kutsché, sodann zwischen dem großen See Temurtu, **) dessen Namen eisenhaltiges Wasser andeutet, und Aksu im Norden von Kaschgar gegen Samarkand sich hinstrecken. Das zwischen dem Altaï und dem Thian-schan begriffene Land wird im O, jenseits des Meridians von Peking, durch den Chingchan oola, eine von SSW nach NNO streichende Berggräte geschlossen; im W, gegen den Tschui, den Sarasu und den untern Sihun ist es offen. Es giebt in diesem Theil keine querlaufende Gräte, wenn man nicht anders als eine solche die Reihe von Höhen betrachten will, welche, von N nach S, vom Westen des Sees Dsaisang über den Tarbagatai bis zum nordöstlichen Endpunkt des Alatau ***) zwischen den Seen Balkasch und Alak tugui noor und hierauf jenseits des Ili, im O des Temurtu noor (zwischen 44 und 49° Br.), sich verbreiten, und gegen

*) Man nennt ihn auch Siü-schan, Schneeberg oder Pé-schan, weißen Berg. Ich vermeide aber bei dieser allgemeinen Bezeichnung der großen Ketten des innern Asiens gerne diese schwankenden Benennungen, wenn ich statt ihrer bessere auftreiben kann. Unsere Schweizeralpen und der Himalaja erinnern an den Pé-schan der Chinesen und den Mussur oder Mustag (Eisberg) der Tataren; der Mussart von Pallas kommt von einer Verkeyerung des Worts Mussur her, einer Benennung, welche auf den neuen Karten willkürlich bald dem Thian-schan, bald dem System des Küen-lün, zwischen Ladak und Choten, beigelegt wird.

**) Die Karte des innern Asiens von demselben Verfasser, die von ungeheuren Verstößen wimmelt, wie sie nur eine absolute Unkunde der Sprachen erzeugen konnte, bringt noch außer dem Gebirg Bogdo, welches nordöstlich geht und der große Altai wird, eine andere kleine Kette zum Vorschein, die eine südöstliche Richtung nimmt und den Namen Altai Alin Topa führt. Dieß ist ein aus Danvilles Karte von China (1 Bl.) copirter Pleonasmus; im Mandschuischen bedeutet nämlich Alin einen Berg und Tube ist ein Hügel.

*) Unter 41 und 42° Br. somit im Norden des Ordoslandes. Der Inschan verzweigt sich 4 Grade westlich von Peking mit dem Schneegebirg Ta-hang-schan, und im Norden jener Stadt mit den mongolischen Gebirgen, welche sich ihrerseits gegen den Tschan pe schan (großes Schneegebirg) im Norden der Halbinsel Corea verlängern. Asia polyglotta, S. 205. Memoires relatifs à l'Asie Th. 1, S. 455.

**) Der Name Temurtu ist kalmückisch-mongolisch; im Kirgisischen heißt der See Tus-kul (Salzsee) und Issi-kul (warmer See). Die Itinerarien von Semipolatinsk, die in meinen Händen sind, geben dem See ausschließlich den leztern Namen; sein chinesischer Name, Sche hai, hat dieselbe Bedeutung. (Memoires relatifs à l'Asie Th. 2, S. 358, 416). Nach denselben Reisejournalen beträgt seine Länge 180, seine Breite 50 Werste; eine Schäzung, die um 1/6 zu stark seyn mag. Die Reisenden hatten zwei Mal den östlichen Strand des merkwürdigen Sees gesehen; das erste Mal, als sie sich nach den Ufern des Ili bei Usch-Turpan, (der bucharische Name der 200 Li westlich von Aksu gelegenen Stadt Uschi. Das Wort Turpan, woher auch Turfan, bedeutet nach den neuen chinesischen Geographen eine Residenz, nach andern eine angehäufte Wassermasse, Kl.) im W von Aksu, begaben; das zweite Mal, nachdem sie den Tschui passirt hatten, in dem Land der schwarzen oder Felsenkirgisen, um zu den Ufern des Naryn und nach Kaschgar zu gelangen.

***) Ein Name, der in der Geographie viel Verwirrung veranlaßte. Die Kirgisen, namentlich die von der großen Horde nennen Ala-tagh

die kirgisische Steppe als eine mehrfach unterbrochene Mauer erscheinen.

(Schluß folgt.)

Kaukasien.

5. Reise durch den Kaukasus.

Mit welchen großen Beschwerden, Gefahren und widrigen Zufällen ein Reisender nach dem Kaukasus zu kämpfen habe, beurkundet folgender Brief, welchen der Verfasser dieses Aufsatzes noch vor dem Ausbruche des letzten Krieges zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte aus Tiflis über Moskau und Riga erhielt, der einen großen Theil einer von zwei jungen talentvollen Männern aus St Petersburg nach Georgien gemachten Reise beschreibt, und zu interessante Nachrichten enthält, als daß ich ihn den Lesern bei dieser Veranlassung nicht mittheilen sollte.

Tiflis in Grusien, am 7 August 1827.

Schon seit dem dritten Junius bin ich hier, habe aber bis jezt, politischer Verhältnisse wegen, noch keinen Brief von hier an Sie abfertigen können. Die unruhigen, rohen und immer herumschweifenden Osfetiner, ein Volk, das bloß vom Raube lebt und das enge schauerliche Terekthal bewohnt, haben seit zwei Monaten keine Post und keinen Russen durchgelassen. Gestern kam die Nachricht, daß sie wieder zur Ruhe gebracht sind, daher ich mich sogleich niedersetze, Ihnen einige Nachricht zu ertheilen. Aus Tscherkask am Don schrieb ich Ihnen am 25 April, daß wir bald unsere Steppenreise antreten würden. Dieß geschah am 30 April. Die Steppe, welche wir durchreisen mußten, ist eine unübersehbare Fläche, welche sich von Tscherkask bis an die Grenzstadt auf der kaukasischen Gebirgslinie, Georgiewsk, hinzieht, in einer Strecke von 600 Werst. Umsonst sucht das Auge in dieser weiten Ebene einen Ruhepunkt, und kehrt immer, wohin es sich auch wendet, unbefriedigt und ermüdet zurück. Kein Baum, kein Strauch, kein Haus ist zu sehen, und das Gras war damals schon ganz verbrannt. Wasser ist auch selten und schlecht, dafür aber die Jagd für den Liebhaber desto interessanter und ergiebiger. Einer sonderbaren Erscheinung muß ich gedenken, welche mir Vergnügen gemacht hat. Man erblickt nämlich und nicht selten an mehreren Stellen zugleich Wasserflächen mit Inseln, worauf auch bisweilen Bäume sind, in einer Entfernung von 2 bis 3 Wersten. Kommt man aber dahin, so findet man, daß es nur Täuschung war. Die Inseln sind nichts Anders als kleine Grabhügel, und Alles, was von der Täuschung übrig bleibt. Man hat das Phänomen noch nicht erklären können; jedoch auch die Franzosen haben es in Egypten gesehen. *)

Die Wege sind übrigens vortrefflich und wir reiseten außerordentlich schnell, so daß wir schon am dritten Mai auf der Linie von Georgiewsk waren. Dieß ist eine aufblühende Stadt; aber die ganze Umgegend ist wegen ihrer Ungesundheit bekannt. Etwa 30 Werste seitwärts liegen auf der Steppe fünf mächtige Berge, die Bettsteiger genannt. Weil bei dem einen ein mineralisch warmer Gesundbrunnen ist, so reisete ich dahin. Ich bestieg den höchsten Berg und befand mich in dichten Wolken, als ich kaum zur Hälfte war, und doch ist er nur ein Kind gegen die kaukasischen Riesen. Uebrigens wird die Steppe durch die räuberischen und blutdürstigen Tscherkessen sehr unsicher. Das sind schreckliche Menschen, ohne Religion, ohne irgend eine Spur von Kultur und laufen fast ganz nackend umher.

Den 9 Mai brachen wir von Georgiewsk auf, und kamen den 16 in Mosdock an. Ein erbärmliches Nest, von Armeniern, Tscherkessen, Tataren, Kalmücken und Russen bewohnt. Hier machten wir uns zur Bergreise fertig. Alle unsere Sachen wurden auf Pferde gepackt; zur Bedeckung hatten wir 300 Kosaken, 80 Kabardiner und 50 Osfetiner, nebst 50 Grenadieren mit 2 sechspfündigen Kanonen, so daß wir gegen 500 Mann stark waren. So schlecht auch Mosdock ist, so hat es doch Etwas, wovon sich auch die lebhafteste Phantasie keine Vorstellung machen kann, nämlich die Aussicht auf den noch 110 Werste (16½ Meilen) entfernten Kaukasus, den man aber nur bei heiterem Wetter sieht. Welche Empfindungen erregte der Anblick dieser ungeheueren Massen, welche mit ihren ewig schneebedeckten

---

(Ala-tau, gefleckte Berge) die Höhenfolge, die, von W nach O zwischen 43° 30′ bis 45°, von dem obern Sihun bei Toncat auf die Seen Balkaschi und Temurtu zuläuft. Den Namen leitet man von den schwarzen Flecken her, die von seinen schroffen Felsen zwischen dem Schnee hervorblinken. (Mayendorffs Reise nach Bochara S. 96. 786). Der östliche Theil des Ala-tau gewinnt bei der großen Krümmung, die der Sihon im SW beschreibt, eine ansehnliche Höhe und verkettet sich in Tharas oder Turkestan mit dem Kara-tau (schwarzen Berg); dort, unter 43° 17′ Br., fast unter dem Meridian von Petropaulovski, in dem Gebiet von Sussak, wo die Tiger zahlreich sind, befinden sich, wie ich in Orenburg erfuhr, warme Quellen. Nach den Itinerarien von Semipolatinsk nennen die Eingebornen gleichfalls Ala-tau die Berge im S des Tarbagatai zwischen den Seen Ala-kul, Balkaschi und Temurtu. Sollte die Gewohnheit der Geographen, das ganze System des Thian-schan Alak oder Alak-tau zu benennen, etwa hierin ihren Grund haben? Mit dem Ala-tau oder Ala-taghi darf man auch den Ulugh-tagh oder den großen Berg nicht verwechseln, der auf einigen Karten auch unter dem Namen Uluk-tag, Ulu-tau und Uluk-tagh aufgeführt wird. Seine Lage in den kirgisischen Steppen ist bis jezt eben so wenig bestimmt angegeben als die der alghin'schen Berge.

*) Es ist die nicht ganz selten vorkommende Luftspiegelung, fata morgana, da sich auf dem Meere, oder einer großen Landfläche dicke Dünste in die Luft erheben, und bei heiterem, warmem und windstillem Wetter am Horizont allerlei idealische Bilder und wundersame Gestalten (mirage) darstellen. Der Grund dieser Erscheinung ist die Brechung der Lichtstrahlen, welche ein besonderer Zustand der Luft hervorbringt. Man erblickt hienach in der Luft weit entlegene Inseln, Küsten, Wälder, Thürme, Häuser, ja zuweilen ganze Dörfer, Städte, Landschaften mit Menschen und Vieh, Feuer und Rauch rc. — was noch sonderbarer ist, alles Dieß nicht selten in Gegenden, wo man diese Gegenstände auch mit den besten Fernröhren auf der Erde nicht wahrnehmen konnte, obgleich sie doch daselbst eben so gut seyn mußten, als ein Gegenstand wirklich da seyn muß, dessen Bild man im Spiegel erblickt. Auf diese Art hat man auch schon mehrmals den Brocken mit dem Hause und vielen Personen dabei in der Luft vorgestellt gesehen; eben so die Stadt Bremen und andere Städte und zwar in Gegenden, wo man von der wirklichen Stadt noch meilenweit entfernt war. Es geht aber Alles natürlich zu, durch Brechung und Zurückwerfen der Lichtstrahlen; ja man ahmt jezt dergleichen Luftbilder durch Hohlspiegel sehr täuschend im Kleinen nach.

J. C. Petri in Erfurt.

häuptern, bis an den Himmel zu reichen scheinen, in mir! Ich blickte unaufhörlich hin nach diesem Wunder der Natur, hingesunken in süßes, hohes Anstaunen! — Doch ich sollte dieses Schauspiel, und zwar noch schöner und näher, wieder sehen. —

Wir brachen den 13 mit unserer ganzen Karawane, Alle zu Pferde, auf. Von jetzt an begann das Lagerleben, welches viel Angenehmes, aber auch viel Unangenehmes in diesen rauhen Gegenden hat. Von Mosdock fängt wieder die Steppe an, und geht noch 110 Werste bis an die Porta Caucasia. Aber hier ist sie nicht so traurig und die Gegend wird unterhaltender. Der Anblick des Kaukasus, die große zahlreiche Gesellschaft, die fremden Völkerschaften, mit und unter welchen man reiset, ihre Künste zu Pferde, die sie machen, gaben uns immer eine sehr abwechselnde Unterhaltung. Sie werfen z. B. auf eine ziemlich weite Strecke eine Burka (eine Art Gabel) auf die Erde, und suchen sie dann in vollem Jagen mit einem Stocke zu treffen. Wir Europäer versuchten es auch, aber es hielt äußerst schwer, es ihnen nachzuthun. Ein ander Mal warfen sie eine Mütze zur Erde, und suchten sie in gestrecktem Galop zu durchspießen u. dgl. m.

Die Steppe ist hier sehr fruchtbar, so daß man die Pferde in dem hohen üppigen Grase kaum siehet. Eines Tags lagerten wir bei schönem Wetter auf einer Anhöhe, und sahen das ungeheure Gebirg mit seinen Schnee- und Eishäuptern nur noch in einer Entfernung von 10 Wersten von uns. Hier macht es den stärksten Eindruck auf den gebildeten und gefühlvollen Zuschauer, denn seine Höhe ist wirklich unglaublich. Endlich kamen wir an das Vorgebirge des Kaukasus, von den Römern Porta Caucasia genannt. Die Gegend, welche man durchreiset, ehe man hierher kommt, heißt die Kabardei, und wird in die große und kleine eingetheilt. Die Einwohner sind Mohammedaner, tapfere Leute und treue Anhänger der Russen. Wir speiseten in der kleinen Kabardei bei dem vornehmsten Fürsten eines ungeheuren Dorfes, das, wenn es die Noth erfordert, 5000 streitbare berittene Männer ins Feld stellt. Die Gerichte bestanden alle aus Schaffleisch, das man gebraten, gekocht, in Saucen u. s. w. auf kleinen runden Tischen anstatt der Schüsseln auftrug, und mit den Händen zerrissen vorlegte; denn man findet hier weder Messer, Gabeln, noch Löffel, Alles wird mit den Händen gegessen. Nach Tische wird Wasser zum Abwaschen herumgereicht.

Das eigentliche Gebirg betritt man beim Dorfe Palta, und bald gelangt man zwischen den schauerlichsten Felsen in das fürchterliche Terekthal. Dieß ist ein langes und sehr enges Thal von unbeschreiblich hohen Felsen eingeschlossen, deren Gipfel mehrentheils in den Wolken liegen und mit Schnee bedeckt sind. Das oft kaum 1000 Schritt breite Thal wird von dem äußerst wüthenden Bergstrom Terek durchströmt. Er kommt von den Schneegebirgen, und macht über fast unersteigliche Felsen einen immerwährenden Wasserfall. Stellen Sie sich den eigensinnigen Fluß vor. In einer Strecke von 45 Wersten (beinahe 7 Meilen) muß man 28 Mal über ihn setzen! —

Die Brücken müssen alljährlich neugesetzt werden, weil der Schnee auf den Bergen in den Sommermonaten immer etwas schmilzt und der Fluß dadurch dergestalt anschwillt, daß er alle Brücken mit sich fortreißt. Dann ist das Thal auch gar nicht zu passiren, und man sieht sich genöthigt, über die hohen Felsen hinwegzuklettern. Ein fürchterlicher Weg! — Aber ich will es Keinem rathen, der etwas schwindelnd ist, über die gefährliche Brücken zu gehen, denn theils sind sie von der traurigsten Art und schwanken unter den Füßen, theils braust der Fluß mit donnerähnlichem Getöse, und mit weißem Schaume auf seiner ganzen Oberfläche bedeckt, unter den Füßen hinweg, so daß auch den unerschrockensten Mann Zittern und Beben anwandelt.

Ueber 8 Tage brachten wir in dem 45 Werst langen Terekthale zu. Noch ängstlicher aber wird dasselbe durch die hier in festen Raubnestern auf unzugänglichen Felsen wohnenden Völkerschaften, die Ossetiner, Tagauren, Tschedschenzen u. a. m. Diese rohen, blutdürstigen und grausamen Menschen lauern auf ihren Schlössern und in ihren Schluchten und Felsenhölen auf die Reisenden, nehmen sie gefangen, plündern sie aus und verkaufen sie. Sie bilden 12 bis 15 Stämme, die, wie beinahe alle kaukasischen Völkerschaften, bloß vom Raube leben, und mit einander, so wie auch mit den Intschucken (Inguschen) Awgasen, Kabardinern, in beständiger Fehde sind. Sie gehen nie anders als bewaffnet, mit guten Büchsen, Dolchen, Säbeln; einige führen auch noch Bogen und Pfeile, Panzer und kleine Schilder. Wir mußten ihnen eines Morgens selbst Grenadiere mit einer Kanone entgegen schicken, weil sie uns das Thal versperrten. Sie ließen es aber nicht zum Gefecht kommen. Als der Linienkommandeur General Knorring mit dem Kapitän Wrede unter einem starken Kommando von hier nach Rußland zurückreiste, schossen sie ihm 18 Grenadiere todt, und zwangen ihn, 700 Dukaten zu bezahlen. Jetzt marschiren von hier 800 Mann mit 2 Kanonen gegen sie, und von der andern Seite kommen 1500 Mann mit 6 Kanonen. Vor den Kanonen haben alle diese wilden Völker einen besondern Respekt.

Bei dem Dorfe Kasbek, von einem der (oben erwähnten) höchsten Gipfel des Kaukasus so benannt, hört das Terekthal auf, und wir waren endlich in Grusien, oder wie die Deutschen sagen in Georgien. Noch hatten wir aber den schrecklichsten Weg vor uns. Jedoch der Brief wird zu lang, und ich schließe. In einem andern also nächstens ein Mehreres.

Ueber die Ereignisse in Antwerpen.

(Schluß.)

Der bessere Theil der Einwohner, die sogenannte Schutterie oder Nationalgarde, auf des Königs Befehl unter die Waffen gerufen, durch den augenscheinlichen Erfolg ermuthigt, nahm nicht minder an dem Gemetzel den lebhaftesten Antheil. Das brüsseler Trauerspiel ward auf eine wo möglich noch beklagenswerthere Weise erneuert. Von den Dächern, aus den Kellern, aus den Fenstern wurde auf die fliehende holländische Armee gefeuert. Alles stürzte den Straßen zu, die zunächst zu der Citadelle oder an die Scheldeufer führen, um sich so zu retten und einem gewissen Tode zu entgehen. Viele erreichten noch glücklich das Ziel ihrer Wünsche, aber nicht Wenige sanken dem Todesengel in die Arme. Denn plötzlich und unerwartet wird von dem Generallieutenant Chassé der Befehl ertheilt, die Thore der Citadelle zu schließen und Alles draußen seinem Schicksale zu überlassen. Durchaus nöthig war diese Maßregel, wenn gleich für viele holländische Soldaten verderblich. Alles, was sich etwa von diesen noch vorfand, ward schonungslos gemordet, mit Ausnahme von siebenzehn Mann; diese suchten sich auf das linke Ufer der Schelde zu retten, als sie von dem Wirthe des Gasthofes „zum Salm," dicht am Fischmarkte, welcher, mit geladenem

Gewehr nebst Bajonett, unter seiner Hausthüre stand, angehalten und ihre Tornister (Waffen hatten sie bereits nicht mehr) abzulegen genöthigt wurden. Zur Herbeiführung eines größern Unglücks für viele brave holländische Krieger trug nicht wenig die etliche Tage zuvor befohlene Entfernung der zwischen beiden Scheldeufern fahrenden zwei Dampfbrückenschiffe bei. Die durch's mechelner Thor anstürmende belgische Kolonne ward von einem zur Deckung der vielen in der Nähe befindlichen Vorräthe und einer beträchtlichen Heerde Schlachtvieh aufgestellten Bataillone hart gedrängt. Um nicht die eigenen Leute zugleich zu beschädigen, ließ der Kommandant der Citadelle hier die Batterien nicht spielen. So standen die Sachen, als beide Theile, gleich sehr erschöpft, sich zu einem Waffenstillstande vereinigten, wozu die Civilbehörden und mehrere der angesehensten Kaufleute der Stadt mitwirkten. Demzufolge sollten die unter den Kanonen der Citadelle befindlichen Verproviantirungsgegenstände zwischen beiden kriegführenden Theilen gleichmäßig vertheilt und Dasselbe auch in Absicht auf die Gewehre im Arsenal geschehen. Kaum war diese gegenseitige Vereinbarung zu Beider unverkennbarem Vortheile zu Stande gekommen, als plötzlich die drei Befehlshaber der Belgier, General Mellinet, General Niellon und der Artilleriemajor Kessels, auf dem Rathhause erschienen, mit Heftigkeit erklärend: „wie ein solcher Vertrag, ohne Zustimmung der Generale abgeschlossen, durchaus nicht geachtet werden könne. Vielmehr habe sich die Citadelle auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Deßgleichen sey das im Angesichte der Stadt ankernde holländische Geschwader des Siegers Beute." In der Eile wurden nunmehr auf verschiedenen Stellen Batterien aufgeworfen, besonders in der Nähe der Kriegsschiffe und der Citadelle. Die niedere Volksklasse, im Zustande der Trunkenheit, erlaubte sich alle nur erdenklichen Ausschweifungen. Wer im Verdachte stand, der niederländischen Regierung zugethan zu seyn, oder wer die brabantische Farbe nicht etwa am Hute oder im Knopfloch trug, ward schonungslos angefallen, mißhandelt und oft ermordet. Diese Rotten griffen endlich, dem eben abgeschlossenen Vertrage schnurstracks entgegen, das von den Holländern besetzte Arsenal an und erstürmten es, Alles niedermetzelnd, was ihnen Widerstand zu leisten wagte. Nicht minder wurden die unter den Kanonen der Citadelle lagernden Viehheerden von ihnen weggenommen. Endlich fing man an, sogar die Kriegsschiffe zu beschießen. Nun aber ertheilte General Chassé den so verhängnißvollen Befehl, die Stadt mit glühenden Kugeln zu bestreichen, was auch das Signal war, daß das im Angesicht der Stadt ankernde Geschwader, bestehend aus drei Fregatten, drei Korvetten und drei großen Schaluppen, zusammen mit dreihundert Feuerschlünden bewaffnet, das entsetzlichste Feuer begann. Der 27 Oktober war dieser in den Annalen Antwerpens unvergeßliche Tag. Nachmittags, mit dem Glockenschlage halb vier Uhr, nahm das Feuer, sowohl von der Citadelle als von den Kriegsschiffen, seinen Anfang, und dauerte ununterbrochen bis zum 28 Morgens halb zwei Uhr. Nachdem mit Zustimmung des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten, Charles Rogier, eine Deputation der vornehmsten Bewohner Antwerpens mehrmals den erbitterten Kommandanten um Schonung angegangen, befahl der General endlich das Einstellen des entsetzlichen Feuers aus mehr denn fünfhundert Kanonen. Zuerst steckte die Citadelle die weiße Fahne auf; ihr folgten sämmtliche Kriegsschiffe nach. Eine der Fregatten verlor an Todten zwei Officiere und sieben Gemeine; sie hatte außerdem mehrere Verwundete. Eine der Schaluppen zählte an Todten fünf Mann und eine weit größere Anzahl Verwundete. Die übrigen Kriegsschiffe litten mehr oder minder. Die eben angeführte Kanonierschaluppe ward von einer hinter dem großen Bassin errichteten belgischen Batterie Vierundzwanzigpfünder dermaßen mitgenommen, daß sie Nachts um halb eilf Uhr, nachdem ihr drei Grundschüsse beigebracht worden, die Flucht ergriff. Eine von dieser Kanonierschaluppe in's Schießloch einem ihr gerade gegenüber liegenden feindlichen Vierundzwanzigpfünder gezielte Kugel streckte mit einem Male vierzehn Mann nieder.

Die Stadt selbst bietet ein wahres Bild des Jammers dar. Unberechenbar ist der besonders durch die glühenden Kugeln angerichtete Schaden. Das Entrepot, jetzt vollends eingeäschert, dessen Verlust zu vielen Millionen angegeben wird, brannte an mehrern Stellen noch acht Tage lang nach der Beschießung. Die schöne St. Michaelskirche, so wie das Arsenalgebäude, sind durchaus zerstört; nicht weniger die unmittelbar daranliegenden Häuser bis zur St. Andreaskirche hin. Eben so wurde die ganze Klosterstraße verheert, da sie dem Kanonenfeuer von der Citadelle her am Meisten ausgesetzt war. Ueberhaupt hat das von der Schelde bespülte Stadtviertel, das sich die zahlreichen Kriegsschiffe zur Zielscheibe wählten, außerordentlich gelitten.

Die im Hauptbecken ankernden vielen Kauffahrteischiffe aus den verschiedenen Welttheilen, nicht minder die in den das Schelde-Stadtviertel durchschneidenden zahlreichen Kanälen im Aus- und Einladen begriffenen Handelsschiffe sind von beiden Theilen auf das Gewissenhafteste respektirt worden. Auf diesen Schiffen mußte man um so mehr in Angst seyn, als sie weit entzündbarer sind, denn die vielen großen steinernen Häuser Antwerpens, in deren stark und dauerhaft gewölbten Kellern die Einwohner mit ihrer kostbarsten Habe Sicherheit fanden. Einer meiner dortigen Freunde, ein angesehener Kaufmann, in der Venusstraße wohnhaft, rettete sich ebenfalls in den Keller, glaubte sich indeß dennoch während seines fast zehnstündigen Aufenthalts in Todesgefahr, indem nicht wenige vier und zwanzigpfündige Kanonenkugeln sein schönes Haus verwüsteten; zum steten Andenken will er einige dieser Zerstörer aufbewahren.

Die prächtige, in ihrer Bauart vielleicht einzige Liebfrauenkirche blieb an jenem schaudervollen Tage nicht verschont. Ihr ehrfurchtgebietender Thurm, an den tausendjährige Erinnerungen sich knüpfen, ward von einer Kugel des schwersten Geschützes erreicht und beschädigt; das Schiff dieses imposanten Gebäudes aber von fünf Kugeln getroffen und tüchtig zerrissen. Die diesen Prachtbau umgebenden Häuser mit ihren eleganten Buden wurden ebenfalls eine Beute des Feuers. Die in der Nähe befindliche Place verte, der Versammlungsort der vornehmen Welt Antwerpens, noch besonders merkwürdig durch seine Einfassung mit jener auf Napoleons Befehl zur Sperrung der Schelde verfertigten und später von der niederländischen Regierung zum nämlichen Zwecke beibehaltenen künstlichen Kette, verhinderte auf diesem Punkte die Verbreitung des Feuers, und so wurden die den herrlichen Platz umringenden, niedlichen Kaffee- und Restaurationshäuser, und die vielen, mit den werthvollsten Waaren angefüllten Lager glücklich gerettet. Fast in allen Stadttheilen wüthete mehr oder minder das Feuer. Den kräftigen Maßregeln des trefflich organisirten Pompierkorps gelang es jedoch, desselben auf verschiedenen Punkten Meister zu werden. Manche dieser Braven fand in ihrem edlen Berufe den Tod. Dieß war nicht weniger der Fall mit vielen Bewohnern, die sich aus einer Straße in die andere flüchteten.

Vermischte Nachrichten.

Einen neuen Erholungsort (sanatarium) haben zu Anfange v. J. die Engländer in Dargiling ausfindig gemacht, auf einer der zahlreichen Verzweigungen des Simtschulgebirges, 330 M. von Calcutta. Der Ort liegt 9000 Fuß über dem Meere und 7218 F. höher als die Hauptstadt Bengalens. Kapitän Herbert, den die Regierung hinsandte, spricht mit Entzücken von der Schönheit der Lage, und glaubt, daß man daselbst auf eine um 21° niederere Temperatur als in Calcutta rechnen könne. Wenn die mittlere Temperatur in den heißesten Monaten hier auf 87° und das Maximum auf 95° steige, so werde man in Dargiling im ersten Falle nur 63°, im zweiten nur 67° haben, und die mittlere Temperatur des ganzen Jahres würde nur 2° mehr betragen als die in London (52°). Von den Nilgerri's hört man jetzt Wenig mehr, und die Engländer sehen sich, um ihre Gesundheit herzustellen, immer noch genöthigt, nach dem Kap, Vandiemensland und selbst nach Europa sich zu begeben; so dürften sie also wohl auch in Dargiling den Zweck der Genesung von den verderblichen Einflüssen des indischen Himmels und ihrer unpassenden Lebensart (wie denn diese Nation überall die Sitten John Bull's mit sich nimmt, so daß sogar Denham und seine Gefährten an den Ufern des Tschadsees mit Rum und Franzwein bankettirten, als wenn sie in London wären) nicht erreichen; auf jeden Fall wird aber diese neue Sanitätsniederlassung mancherlei Gelegenheit zu genauerer Erforschung der noch so wenig bekannten Berggegenden Hindustans darbieten.

Mit dem 30 Juni v. J. haben die Niederlassungen auf Prinz-Wales-Eiland, Sincapur und Malacca aufgehört, eine eigene Statthalterschaft zu bilden, und sind zu der Präsidentschaft von Bengalen geschlagen worden. Auf jeder dieser Kolonien wird künftig ein Unterresident (deputy resident) die Verwaltung besorgen, und diese Unterresidenten werden durch einen Residenten oder Kommissär kontrollirt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 14. 14 Januar 1831.

Geschichte der Eroberung von Algier. *)

1. Vorbereitungen zu der Expedition.

Die Frage der Expedition nach Algier wurde seit langer Zeit von einer aus See- und Landoffizieren zusammengesetzten Kommission berathen, als im Monat Februar 1830 das Ministerium, das jetzt ernstlich an die Ausführung des Plans dachte, den Viceadmiral Duperré nach Paris berief. Es fanden nun mehrere Konferenzen auf dem Kriegsministerium Statt, in denen die ernsten Bedenklichkeiten des Admirals mit dem kriegerischen Eifer, den man von einer andern Seite zeigte, seltsam kontrastirten. Duperré als alter Seemann wollte so Wenig als möglich den Wechselfällen des Meers überlassen, dessen gefährliche Laune er kannte; wenn nun der Erfolg gezeigt hat, daß die Klugheit des Mannes ganz an ihrer Stelle war, so hat er doch auch das Vertrauen der Andern nicht Lügen gestraft.

Endlich wurde die Expedition beschlossen und Befehl gegeben, daß am 20 April Alles zur Abfahrt gerüstet seyn sollte. Der effektive Stand der Landungsarmee war folgender Maßen bestimmt: Generalstab 110 Mann, 216 Pferde; Infanterie 30,410 Mann, 219 Pferde; Kavallerie 539 Mann, 493 Pferde; Artillerie 2815 Mann, 1246 Pferde; Genie 1345 Mann, 117 Pferde; Militärequipagen 882 Mann, 672 Pferde und 626 Maulthiere; *) niederes Dienstpersonal (ouvriers de l'administration) der Verwaltung 688 Mann; Gendarmerie 113 Mann, 31 Pferde; Verwaltungsbeamte 429 Mann, 334 Pferde — zusammen 37,331 Mann und 4,008 Pferde. Die Flotte bestand aus 11 Linienschiffen, 24 Fregatten, 7 Corvetten, 26 Briks, 8 Bombarden, 8 Gabarren, 2 Goeletten, 7 Dampfbooten, 1 Balancelle, 8 Corvetten als Lastschiffen und 400 Handelsfahrzeugen zum Transport der Menschen und Pferde und des Gepäcks.

Am 15 Februar erhielt Baron Denniée seine Ernennung zum Oberintendanten der Armee. Ihm lag jetzt ob, die zwei Monate, die bis zum Abgang der Expedition noch übrig waren, zu benützen, um alle Bedürfnisse des Heers herbeizuschaffen. Bei der Nothwendigkeit, das ganze Unternehmen ins Gewand des Geheimnisses zu hüllen, konnten die Ankäufe nicht im Weg der Versteigerung Statt finden, sondern es mußte Alles durch Hände von Lieferanten gehen. Das Haus Seillière unterzog sich dem Geschäfte der Lieferung, während der Unterintendant Brugnières Spanien und die balearischen Inseln durchreiste, um die Hülfsmittel kennen zu lernen, welche diese Länder darboten, zugleich auch um bei dem spanischen Hof Erlaubniß zu Anlegung von Spitälern in Mahon auszuwirken.

Da es nach einem Lande ging, das einem Invasionsheer Nichts als eine Wüste darbot, so war die Sorge für die Unterkunft und Pflege der Kranken ein nicht minder wichtiger Gegenstand als für Essen und Trinken der Gesunden. Denniée's Plan zur Errichtung beweglicher mit wasserdichtem Zelttuch bedeckter Spitäler, die in 30 Säle zu je 30 Personen eingetheilt waren, und wie lange Schoppen aussahen, wurde genehmigt; eben so die Verfertigung von Eisen-Bettstellen nach einem neuen Modell; von diesen nahm die Expedition 3000 Stück nebst Matrazen, Decken und Bettzeug mit sich nach Afrika und 1000 Stück sowie vollständige Bettzeuge schickte die Regierung mit einem zahlreichen Personal auf drei Handelsschiffen von Marseille nach Mahon.

Nun schritt man zur Bildung der verschiedenen Dienstpersonale und eines Bataillons von Arbeitern für die Administration; zur

*) Précis historique et administratif de la Campagne d'Afrique. Par le Baron Denniée, Intendant en chef de l'armée d'expédition. Paris 1830. Nachdem Griechenland, die Türkei und zuletzt Algier lange Zeit die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums fast ausschließlich beschäftigt hatten, war nach den Ereignissen des Juli auf einmal von diesen Ländern Alles wie verschollen. Indessen verdient namentlich Algier noch nicht so ganz vergessen zu werden, nachdem entschieden scheint, daß es kolonisirt werden soll. Ist damit einmal ein erklecklicher Anfang gemacht, so steht es wahrscheinlich nicht lange an, bis die französische Herrschaft die ganze Küste von Nordafrika umfassen wird. Der kürzliche Angriff eines maroccanischen Marabut gegen Oran hat den General Clauzel bereits in Berührungen mit dem maroccanischen Staat gebracht, ähnliche Berührungen mit Tunis, Tripolis werden nicht ausbleiben, und die Franzosen dürfen es nur machen, wie die Engländer in Ostindien, so können sie bald Unterthanen und Vasallen genug haben. Aber auch abgesehen von diesen Aussichten in die Zukunft ist die Expedition nach Algier an sich ein Gegenstand, den man aus den in den Zeitungen zerstreuten Aktenstücken noch bei weitem nicht vollständig kennt. Baron Denniée's Werk, unsers Wissens das erste, das durch die Expedition nicht bloß veranlaßt, sondern geschaffen worden ist, setzt uns nun wenigstens in Bezug auf den administrativen Theil in's Reine.

*) Dazu 256 Wägen, halb Zwei- halb Vierspänner. Die erstern konnten nöthigen Falls für Saumthiere zum Tragen eingerichtet werden. An den Sätteln war zu dem Ende Vorkehrung getroffen, um zwei Haken einzuhängen.

Ernennung einer Sanitätskommission, und einer Kommission welche die algierischen Münzen auf französisches Geld reducirte; zur Abfassung der Dienstinstruktionen für die Spitäler und die Verwaltung; sodann zur Organisation des Lagers; man schaffte die nöthigen Geräthschaften an, für den ersten Bedarf 21 eiserne Backöfen, bei dem voraussichtlichen Mangel an Brennholz 4500 demarrelsche „Wärmer" (caléfacteurs) je zur Aufnahme der Kochtöpfe von 8 Personen eingerichtet, versuchsweise einige tausend Rationen Gallertzwiebad, fabrizirt nach der Methode und unter der Leitung des Hrn. Darcet, 3000 Kilogramme Bouillontäfelchen, versah die Soldaten mit hölzernen Feldflaschen, welche besser sind als die blechernen, theilte 35,000 wollene Leibgurten aus, die beim Bivouakiren in den kühlen Nächten den Truppen gut zu Statten kamen. Das Haus Seilliere hatte viele Mühe, die ungeheuren Vorräthe alle aufzutreiben, welche der Unterhalt der Armee nur in den zwei ersten Monaten *) erforderte, denn so weit lautete die erste Bestellung; am Meisten Schwierigkeit hatte der Ankauf des Futters für die Pferde. Die Heuernte in Frankreich war nicht gerathen und auf dem unfruchtbaren Strand von Algier durfte man nicht einmal auf Streue zählen. Allein da vielleicht bei der Ueberfahrt schon ein monatlicher Proviant aufging, so mußte gleich für einen weitern Monat Vorsorge getroffen werden. Um sich aber einen Begriff von der ganzen Thätigkeit zu machen, welche die Befehle der Regierung hervorriefen, mußte man nach Marseille gehen, wo die gemiethete Transportflotille sich vereinigen und das Material der Expedition geladen werden sollte. Am ersten Mai wurden 78,615 Säcke, Fässer, oder Kisten, welche die zweimonatlichen Bedürfnisse enthielten und sämmtlich in wasserdichten doppelten Umschlag gehüllt waren, überliefert und eingeschifft. Die Transportflotille segelte hierauf nach den Inseln von Hieres und bald sah man auf der Rhede von Toulon die Wimpel von mehr als 500 Schiffen wehen. Die Einschiffung der Truppen begann am 12, am 18 befand sich die ganze See- und Landarmee 64,000 Mann stark an Bord und am 25 lichtete die Flotte die Anker.

Ausflüge in Illyrien und Dalmazien.

Von Dr. Michahelles in Nürnberg. **)

1. Der Karst.

Tiefe Stille ruhte auf der Gegend; nur das entfernte Bellen der Hunde der Ziegenhirten, die in den Gebüschen des felsigen Nanas den ganzen Sommer zubringen und die quackenden Bewohner der Poiksümpfe störten die Feier der Nacht. Die Umrisse der Gebirge verschmolzen mit dem Horizont, den das Heer der Sterne sanft erhellte. Von den Gebirgen blitzten zuweilen die Hirtenwachfeuer empor; in unserm Zimmer zirpten der Termiten, *) lauter Vorboten Italiens! Die deutschen Betten, die der Italiener halb im Scherz, halb im Ernst „höllische Schwitzmaschinen" nennt, sind verschwunden, an ihre Stelle treten Pfühle, mit Roßhaaren oder Wolle gepolstert, und dickere oder dünnere Zudecken, je nachdem Dieß die Jahreszeit erheischt. Statt des Kornstrohes sind in das unterste Pfühl türkische Maisblätter gefüllt, die bei jeder Bewegung des Schlafenden rauschen und Anfangs die Ruhe stören.

Wann werden wir Deutschen dieser vernünftigen Art zu schlafen folgen? Erst seit einem Jahrzehent sind in Deutschland die Pelzhauben, die ehedem Erwachsene und Kinder Sommer und Winter über trugen, und die als Asyl jeder Art von Unreinlichkeit, als Treibhaus für die Unzahl der damals allgemein herrschenden Hautkrankheiten des Kopfes mit Recht betrachtet wurden, abgekommen und mit ihnen hörten faktisch jene Krankheiten auf. Mütter wähnten sonst, ihre Kinder seyen nicht gesund, wenn sich nicht jährlich regelmäßig ekelhafte Kopfgrinde zeigten; jetzt sind wir glücklich von diesem Wahne und der Krankheit selbst befreit!

Noch größern — ich möchte sagen — einen unberechenbaren Nachtheil für die Gesundheit und Kraft des Menschengeschlechts bringen die schweren Federbetten. In ihnen wohnt der Alp, den der Bewohner des Südens als Incubo nur aus Büchern kennt, der Deutsche aber theils im Biere, noch mehr aber in den schweren Zudecken, die den Namen Incubone mit Recht verdienen, zu suchen hat. Unnatürliche Schweiße werden in diesen Federbetten erzeugt, die Haut erschlafft und wird für jede noch so kleine Verkältung höchst empfänglich gemacht, und so parador es klingen mag, wir verkälten uns in unsern warmen Betten gerade am Meisten. Die sogenannten Flüsse und das Heer der Rheumatismen haben wir unsern Betten zuzuschreiben! Sie erregen schwächende, wollüstige Gefühle, sie sind häufig der Grund des Verderbens der Jugend; und es ist nicht zu begreifen, daß man etwas für die Gesundheit so höchst Wichtiges — vernünftig eingerichtete Betten in Deutschland bis jetzt größtentheils nur in Spitälern, Zuchthäusern und Kasernen findet! Den Italienern wäre dagegen wie in ihren häuslichen Einrichtungen überhaupt, so namentlich in Bezug auf die Betten etwas mehr deutsche Reinlichkeit zu wünschen, welche der ermüdete Reisende sehr vermißt. Ein anderer Uebelstand ist, daß man sich, so sehr es oft die Hitze angenehm macht, hüten muß, wenigstens nie ohne Drahtgitter bei offenen Fenstern zu schlafen, da sonst kleine höchst empfindlich stechende Schnacken die Haut bis zum andern Morgen mit Beulen bedecken. Ihr feines Surren ist das schlimmste Omen für ein Schlafzimmer.

Unsre Ruhe im Posthause zu Adelsberg wurde plötzlich durch das Krachen der an die Hauswände hin und zurückgeschlagenen Läden gestört; wir sprangen auf, es konnte kaum Mitternacht vorbei seyn.

---

*) 1,777 metrische Centner zu 22 Proc. gebeuteltes Mehl zu Brod für die Offiziere und die Spitäler; 3,280 m. Ctr. Zwieback; 5,333 dto. zu 10 Proc. gebeuteltes Mehl; 360 dto. Reis; 720 dto. Hülsenfrüchte; 400 dto. Salz; 1,500 dto. gesalzenes Ochsenfleisch; 1,200 dto. gesalzener Speck; 1,000 Ochsen, je zu 300 Kilogr., in dem Hafen von Cette zusammenzubringen; 9,000 Hektol. Wein; 188 dto. Branntwein; 14,400 m. Ctr. Haber oder Gerste; 14,400 dto. Häckerling (? foin pressé); 28,800 dto. Stroh; 10,000 dto. Holz; 8,000 dto. Steinkohlen.

**) Zweite Folge, die erste Folge s. A. v. J. Num. 66 folg.

*) Termes lucifugum, kleine ameisenähnliche Insekten, die schon in Triest große Zerstörungen anrichten. Ihre Larven hausen in großer Gesellschaft im Innern der Balken, Bretter u. s. w. und durchwühlen diese oft so, daß sie nur noch durch ihre äußere Rinde zusammenhängen, wodurch sie oft den plötzlichen Einsturz bedeutender Gebäude zu verursachen vermögen. In Südafrika bauen sie Hügel, die von Ferne den Kraals der Hottentotten gleichen und die Roß und Mann zu tragen im Stande sind. Hier suchen die Einwohner die Larven als Leckerbissen auf.

der Himmel war heiter, aber ein reißender Nordostwind schien die hohen Ulmen entwurzeln zu wollen. Windstöße erschütterten erdbebenartig das Haus, lange dauerte der Orkan fort, bis er sich gegen Tagesanbruch allmälig legte. Es war Dieß der erste kräftige Auftritt der Bora, den wir sahen. Schon die Alten fürchteten die Bora als Boreas, die besonders verheerend im November über den ganzen Karst wüthet. Schwerbeladene Güterwägen werden von ihr umgestürzt, die Schiffe in dem Hafen beschädigt, Obstpflanzungen und Gartenanlagen zerstört, und nicht selten die Dächer abgehoben. Während seiner heftigen Anfälle sah ich in Triest, besonders an der Douane oftmals daß selbst starke Männer von ihm zu Boden geworfen wurden. Die Grenzen, in welchen die Bora wüthet, sind ziemlich enge. Gegen Westen scheint sich ihre Macht nicht weiter als bis zur laibacher-adelsberger Straße, von Adelsberg aber noch mehr westwärts bis zum Meerbusen von Monfalkone zu erstrecken. Eben so leidet Fiume und die nördliche Hälfte Istriens ungemein durch diesen Wind.

Zu einiger Erklärung, woher dieser Wind komme und wohin er fahre, möge Folgendes dienen. In der südlichen Hälfte Oesterreichs und Ost-Europa's können dem höchst ausgedehnten west-östlichen Lauf der Donau und dem gleichmäßig verlaufenden Zug der Flächen Ungarns viele hundert Meilen ungestört die Ostwinde von den Steppen Asiens über das schwarze Meer folgen. Von Grätz, Klagenfurt und Görz an bis zum Meer treten in der Richtung von Nord nach Süd die kärnthner und besonders die carnischen Alpen ihnen entgegen, und so wie von Grätz aus der Kamm der Alpen von Nord-Ost nach Süd-West zum Meere läuft, so bricht sich an diesen Alpenketten ihre Gewalt und der Windzug streicht nun nach der Richtung des höchsten Alpenkamms von Nord-Ost nach Süd-West als Bora, bis er das adriatische Meer erreicht. Ist die Bora am adriatischen Meer angekommen, so vermindert sich, da sie sich hier gleichmäßig ausbreiten kann, ihr Ungestüm, und in Italien, ja schon in Venedig ist sie nur dem Namen nach bekannt.

Der Morgen war ziemlich nahe, die Umrisse des hohen Nanas traten immer schärfer aus der Dämmerung hervor, nur der Morgenstern leuchtete noch über den Gebirgen, als unser Wagen vorfuhr, und wir die Reise durch den berüchtigten Karst antraten. Karst (carso Wüste) wird von dem Triester im engsten Sinne die Gegend um Lipitza, Bassavitza, Optschina, Sesanna, Lorgneale, Proseeco rc. also die nächste Umgebung der Stadt, genannt. Im weitern Sinne versteht man darunter die Gegend zwischen Triest, Duino, Wippach, Adelsberg, Sagnria und Materia; außerdem nennt man aber in ganz Istrien jede unfruchtbare felsige Gegend carso. Der Name ist trefflich gewählt. Man stelle sich ein stürmendes Meer vor, das ein Zauberschlag in Fels verwandelte! Das umherschweifende Auge sieht Nichts als wellenförmige Hügel, die aus losen größern und kleinern Kalkblöcken zusammengesetzt sind, große, schroffe Kalkfelsen oft wunderbar durchlöchert als hätten sie vor der großen Erdrevolution riesenhaften Pholaden *) zum Wohnsitze gedient, steigen zuweilen jählings gleich Klippen aus diesem Steinmeer empor; alle Vegetation erstirbt, nur kümmerliches Buschwerk und selbst dieses durch die gewaltige Bora darniedergebeugt, wächst aus den Spalten der Felstrümmer, und der Wanderer fühlt sich beengt und unheimlich in dieser Oede! (Schluß folgt.)

*) Pholaden, Bohrmuscheln, haben ihren Namen davon, daß sie sich in Holz, Schlamm, Corallen, ja selbst Felsen bohren, sie sind rund cylindrisch und einige Arten leben im adriatischen Meer z. B. ph. dactylus.

Ueber die Höhe der merkwürdigsten Spitzen der Cordilleren in Peru. *)

Die höchste Spitze jeder Gebirgskette, den höchsten Berg jedes Welttheils, jedes Landes, jeder Gegend zu kennen, war von jeher ein Lieblingsgegenstand menschlicher Wißbegierde, welche diese Forschungen in neuerer Zeit sogar bis auf Mond, Merkur und Venus ausgedehnt hat. Und dennoch, ohne der von den Geographen noch nicht genau erforschten Höhen zu gedenken, möchte es schwer seyn, mit Gewißheit zu sagen, ob es mit den Messungen des Himalaya, des Kaukasus, der amerikanischen und selbst einiger europäischen Gebirge immer so ganz seine Richtigkeit habe, da viele Reisenden ihre Aufmerksamkeit nur auf die Spitzen richteten, die ihnen die höchsten schienen und der Schein nirgend mehr trügt als gerade hier. Denn der Umstand, daß ein Berg mehr oder weniger isolirt steht, die Entfernung, von welcher aus man ihn betrachtet, seine Form, die Lage und Höhe der Umgebungen, sein Hintergrund und endlich die Beschaffenheit der Atmosphäre, sind selbst für den erfahrensten Beobachter Ursachen der Täuschung, die sämmtlich nur durch das Barometer und die geeigneten Instrumente beseitigt werden können. Zum Beleg dieser Behauptung könnten wir manches Beispiel anführen, es genüge indeß daran zu erinnern, daß im Anfang des 18ten Jahrhunderts der Pik von Teneriffa für den höchsten Berg der Erde galt **), obgleich manche Schweizergebirge ihn an Höhe um ein Drittheil überragen und auf den Hochebenen von Peru volkreiche Städte liegen, deren Erhebung der des Pik gleichkommt; ferner daß viele Gelehrte, mit mächtigen Instrumenten versehen, die Pyrenäen bestiegen und dennoch behaupteten, daß der Canigu der höchste Punkt dieser Gebirgskette sey, während wir jetzt wissen, daß der Malabite, Montperdu, der Cylindre rc. nicht nur um 1968 Fuß sich über ihn erheben, sondern daß auch in geringer Entfernung, innerhalb der Gränzen des Departements der östlichen Pyrenäen, Berge liegen, welche nach den neuern Beobachtungen des Hrn. Coradoeuf 400 Fuß höher sind als der Canigu. So sehen wir von Zeit zu Zeit manches Gebirg den Höhenrang verlieren, auf den man es stellte, wie Dieß mit dem Montblanc der Fall war, der so lange die erste Stufe im europäischen Gebirgssystem behauptet hatte, von der er durch eine — wiewohl mangelhafte — Messung des Monte Rosa verdrängt wurde. Auch der Chimborazo, dieser durch Bouguer's, la Condamine's und vorzüglich Humboldts Werke so berühmte Berg, hat seinen vieljährig gehabten Ruf, als der höchste Punkt auf der Erde, nun nicht mehr; er ist Dieß nicht einmal in den Cordilleren.

Hr. Pentland, ein thätiger und unternehmender Naturforscher, der die englische Gesandtschaft nach Peru begleitete, entschloß sich, aus Liebe zu den Wissenschaften, eine Expedition nach Oberperu, diesem noch so wenig durchforschten Theil von Südamerika, zu veranstalten. Auf dieser Reise richtete er seine vorzüglichste Aufmerksamkeit auf die Gebirgshöhen und fand, daß ihre Erhebung größtentheils beträchtlicher war, als man bisher glaubte.

Die große Masse der Anden, nach Hrn. Pentland vom 14° zum 20° süd. Br., theilt sich in zwei Ketten oder gleichlaufende Cordilleren, zwischen denen ein weites, hochliegendes Thal sich hinzieht. Das südliche Ende dieses Thals wird von dem Fluß Desaguadero durchschnitten, im nördlichen ist der bekannte See Titicaca, der einen ungefähr 25mal größern Raum einnimmt, als der Genfersee. Dieses große Thal bildet eine Art Flachland, welches, Tibet ausgenommen, das höchstgelegene auf der Erde ist; während jedoch dieses letztere nur Gebirgswaiden mit Schafheerden darbietet, liegen auf jenem Flachland der neuen Welt, in der Wolkenregion, auf einem höheren Punkt als der mit Schnee bedeckte Gipfel der Jungfrau, und der Lage nach, selbst höher als der Montblanc, Städte, deren Felder mit Mais, Roggen, Gerste, ja selbst mit Waizen bepflanzt sind. Die Küsten des Titicaca bildeten den mittleren Theil des Reichs der Incas; auf einer der Inseln dieses See's ward Manco Capac geboren, und hier finden wir

*) Aus dem Edinburgh new philosophical Journal. Jan. — April 1830.
**) M. s. Geographie von Baerenius, aufs Neue durchgesehen von Newton.

die schönsten Ueberreste von Gebäuden aus den frühesten Zeiten der peruanischen Civilisation. Die westliche Cordillera trennt das Thal von Desaguadero (das Tübet der neuen Welt, wie Hr. Pentland es nennt) von den Ufern des stillen Meeres. Diese Kette zählt mehrere Vulkane, als den Schama, Arequipa ꝛc. Die östliche Cordillera scheidet dasselbe Thal von der weiten Ebene der Chiquitos und Moxos, und die Flüsse Beni, Mamore und Paraguay, welche in den atlantischen Ocean sich ergießen, von den Wassergebieten des Desaguadero und dem See Titicaca; diese östliche Cordillera fällt innerhalb der Gränzen der neuen Republik Bolivia. Der Illimani und der Sorata, die beiden höchsten von Hrn Pentland gemessenen Berge, gehören zu dieser Kette; sie überragen nicht allein den Chimborazo, sondern kommen fast den bedeutenderen Spitzen des Himalaya gleich.

(Schluß folgt.)

Ausflug in das Innere von Südafrika.

Alexander Cowie, Chirurg aus Albany und Benjamin Green, Kaufmann aus Graham's Town, rüsteten im Juli 1828 mit beträchtlichen Kosten eine Expedition aus, die sich zu Land nach der portugiesischen Niederlassung an der Delagoa-Bai begeben sollte. Aufgehalten in ihrem Vorrücken durch die Bewegungen einiger wilden Stämme in Folge der kriegerischen Unternehmungen Tschaka's, konnten sie erst zu Ende Decembers die jäh abstürzenden Seiten des Umzumvobo *) hinabsteigen, wozu sie vier Tage brauchten. Sie besuchten einen Häuptling der Lemangwanihorde, Namens Matuana, so wie einige Abkömmlinge von Europäern, die zu verschiedenen Zeiten an den Küsten des Kafferlands Schiffbruch gelitten hatten. Nachdem der Gebirgpaß des Umzumvobo zurückgelegt war, betraten sie das Amazondaland, welches durch die Verheerungen Tschaka's fast öde lag. Die Gegend, besonders zunächst an der See, wird als unbeschreiblich schön geschildert; sie besteht aus üppigen, von Quellen und Bächen reichlich bewässerten Wiesengründen; Hügel und Ebenen wechseln anmuthig ab; die Flüsse wimmeln von Fischen und Flußpferden; die Wälder prangen mit riesenhaften Bäumen, und hegen in ihren Schluchten Schaaren von Elephanten; die mit Zuckerrohr, Hirse, Mais bepflanzten Felder sind von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Die Reisenden zogen nun längs der Küste hin, selten mit Eingebornen zusammentreffend, bis sie Funn's Kraal bei Port Natal erreichten, wo sie eine Masse von Erkundigungen in Betreff Tschaka's und seines Volkes eingezogen. Ihr ursprüngliches Vorhaben, nördlich von Port Natal gerade in das Bechuanaland einzudringen, um die Lage der zahlreichen Quellen des Orangeflusses auszumitteln, gaben sie hier auf. Im Februar setzten sie über den Omtongala, den Fischfluß der Karten, und am 1 März gelangten sie nach Nabamb, am Zimtlangafluß, der Dorfresidenz von Tschaka's Bruder und Nachfolger Dingaan, von dessen Gastlichkeit, Großmuth und Talenten Hr. Green nicht genug zu rühmen weiß. Der Fürst versicherte seine Gäste, sie sollten finden, daß er ein ganz anderer Mann sey als sein Vorfahr; wenn er seine Unterthanen frei und glücklich sehe, so habe er all seinen Ehrgeiz befriedigt. Dieser Kraal, welcher ungefähr 120 M. nordöstlich von Port Natal gelegen ist, und die ganze Nachbarschaft sind sehr volkreich. Die Hütten sind im Stil der eigentlichen Kaffern erbaut, nur sauberer und im Innern bequemer. Der Boden ist fruchtbar und sehr angebaut. Die Reisenden erwähnen zwei Zuckerarten, die ihnen vorkamen; die eine war das gewöhnliche Zuckerrohr (saccharum officinale), das sie auf dem ganzen Weg bis nach Delagoa trafen; die andere eine kleinere Species, das Rohr von der Dicke des kleinen Fingers. Während ihres Aufenthalts zu Nabamb erschien ein Haufen von etwa 30 portugiesischen Mestizen im Kraal; einer darunter war von Kupferfarbe und hatte langes Haar; alle trugen lange Röcke von Zitz, mit einem Gürtel um den Leib. Sie kamen, Lebensmittel zu holen; ihre Nation, die in der Nähe des portugiesischen Forts ihren Sitz hatte, war von Tschaka's Truppen geplündert worden. Nach ihrer Angabe konnte man in fünf Tagreisen nach Delagoa gelangen, was die HH. Cowie und Green bestimmte, ihre Wagen und die meisten von ihren Leuten in dem Kraal zurückzulassen, um, so erleichtert, den Weg dahin zu verfolgen. Am 6 März traten sie diese gewagte Wanderung an. Der Weg führte durch eine öde Landschaft, wo sie keinem menschlichen Wesen begegneten. Nicht lange so verloren sie ihr Saumroß, das mit ihrer Garderobe und all ihrem Gepäck in einen Abgrund hinabstürzte, so daß sie sich dadurch in einen Zustand völliger Entblößung versetzt sahen. Doch verschafften sie sich leicht Lebensmittel. Vier Flüsse, wovon der westlichste Zimtlanga, der östlichste Volossie, die andern Volossie Implopie oder der weiße Volossie und Volossie Innansie oder der schwarze Volossie heißen, bilden, indem sie sich etwa 35 M. von der See vereinigen, den Omvolossie oder den großen Volossie, den St. Luciafluß der Karten. Von diesen Armen passirten die Reisenden am Tag nach ihrem Aufbruch von dem Kraal den letztern auf einer 100 Yard breiten Furth. Der Fluß hat sumpfige Ufer, und Alligators machen ihn sehr unsicher. An den Ufern standen mit guten Früchten bedeckte Feigenbäume, deren Stämme 6 Fuß im Durchmesser hatten. Wie der indische Feigenbaum senkten sie Zweige zur Erde, die wieder Wurzel schlugen. Nun wurde die Gegend hügelig, und sie kamen durch einen langen Engpaß in den Ingamnauma- oder schwarzen Tigerbergen; am 9ten setzten sie über die Flüsse Morrie und Sorbwana. Es gab hier eine Menge verschiedenes Wildpret; auch sahen sie eine sehr wilde Tigerart, die mit der auf dem Cap wenig Aehnlichkeit hatte. Der Omloosiefluß ist gegen 300 Fuß breit und ungemein reißend; an seinen Ufern erlegten sie eine große Riesenschlange. Indem sie längs der breiten Bergkette Bombo, die von Norden nach Süden läuft, hinzogen, durchwateten sie am 11ten, dicht am westlichen Rand derselben, den Pongolafluß, der durch die Bergkette der See sich zuwindet. Die Gegend war flach, morastig und von Mimosen bedeckt. Am folgenden Tag erstiegen sie das Bombogebirg, auf dessen Höhe sie sich einmal wieder des Anblicks einer schönen Gegend erfreuten; mit Lust ruhte das Auge auf den Waldungen, Hügeln, Thälern und angebauten Feldern umher; sie stießen daselbst auf viele Eingeborne, die ihnen die Weiterreise wegen des bevorstehenden Eintritts des Delagoafiebers abriethen. Nichts desto weniger wollten sie den großen Zweck ihres Unternehmens nicht aufgeben, und am 14ten kletterten sie mühsam die letzte Bergwand hinab, durchschritten den Ungovomofluß und erreichten den Kraal Undolomba's, eines kleinen Häuptlings von dem Unnumiostamm, unter Sadoofa. Hier und in den folgenden Dörfern wurden sie meist mit Mißtrauen aufgenommen; das Volk lebte sehr kümmerlich. Das Wetter ging jetzt vom Regen in Hitze über; dagegen wurden die Nächte rauh, kalt, nebelig. Am 15ten kamen sie noch einmal über den Ungovomo und lagerten an dem Omvodo-See oder Seekuhteich, bei dem Zusammenfluß des Ungovomo und Pongola. Hierauf gings die Ufer des letzten entlang, sodann über den Maroola-Fluß in der Nähe seiner Mündung in den Pongola, zu einem 4 Meilen langen und 400 Fuß breiten schönen See, der süßes Wasser, durchsichtig wie Glas, enthielt und mit Alligators, Flußpferden und einer zahllosen Mannichfaltigkeit von Fischen bevölkert war. Ein prächtiges Gehölz schmückte seine Ufer und bildete ein anmuthiges Revier für allerlei Wildpret, namentlich eine Antilopenart, die man in der Kolonie nicht sieht. Nachdem sie zuletzt durch ein ödes von Salzseen, Sümpfen und Wäldern mit verkrüppeltem Gestrüpp vielfach unterbrochenes Land gewandert, langten sie am 22 März im Angesicht der Delagoa-Bai an. Hier erwarteten sie Erholung von ihren Strapazen und eine europäischer Civilisation entsprechende Aufnahme. Allein sie fanden sich sehr getäuscht. Texeira, der Gouverneur dieser portugiesischen Niederlassung, wußte Nichts von Gastfreundschaft; er war Regent und Alleinhändler, und diese beiden Eigenschaften drückten sich bei ihm durch Grobheit und Habsucht aus. Er preßte den Reisenden den letzten Rest ihrer Habseligkeiten für Gegenstände des absoluten Bedürfnisses ab und ließ sie ohne Schuhe an den Füßen wieder ziehen. Die übrigen Bewohner des Forts benahmen sich freundlicher. Sie blieben nur sieben Tage; aber trotz diesem kurzen Aufenthalt äußerten sich an ihnen gleich die Folgen des entnervenden Klima's; am 4 April erkrankte Hr. Cowie; er ließ sich zur Ader und glaubte sich etwas erleichtert, als er in der Nacht starb. Am nächsten Tag verschied ihr treuer hottentott'scher Diener Platje. Diese Todesfälle scheinen auf Hrn Green, einen sonst starken, athletischen Mann, der von einer Rauferei mit einem Tiger, den er erlegte, häufig Tiger-Green genannt wurde, in seinem Nervensystem so erschüttert zu haben, daß er drei Tage nachher mehr aus Kummer als am Fieber gleichfalls erlag. Beide Männer hatten einen unbegrenzten Eifer für die Wissenschaft, in deren Dienst sie sich aufopferten. Nach dem South African Advertiser, der diese Skizze mittheilt, darf man hoffen, daß das Tagebuch der unglücklichen Reisenden, welches für Naturgeschichte und Geographie interessante Einzelheiten liefern soll, im Druck erscheinen wird.

*) Vergl. Ausl. vor. J. S. 783.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 15. 15 Januar 1831.

Geschichte der Eroberung von Algier.

2. Ueberfahrt und Landung.

Es war am 25 Mai, Mittags 4 Uhr, als die Flotte in drei Kolonnen sich in Bewegung sezte; den rechten Flügel führte der Trident an, mit dem Gegenadmiral Rosamel an Bord; das Centrum die Provence mit der Admiralsflagge; den linken Flügel bildete das Konvoi, befehligt von Baron Hugon, dem Helden von Navarin. Ein Theil der Proviant-, so wie der Stallschiffe ging 24 und 18 Stunden später unter Segel. Am Abend desselben Tags signalisirte das Dampfboot Sphinx die Fregatte Herzogin von Berry, welche die türkische Fregatte Tahir Pascha's eskortirte. Hr. von Kerdrain, Befehlshaber der Herzogin von Berry, kommunizirte noch an diesem Abend mit dem Admiral, der am andern Mittag der türkischen Fregatte entgegenfuhr, und sie mit 21 Kanonenschüssen begrüßte; welcher Gruß sogleich erwiedert ward. Tahir Pascha begab sich hierauf auf das Admiralschiff, wo ihn der Admiral, umgeben von dem Generalstab der Expeditionsarmee, auf dem Verdeck erwartete. Der Türke, ein Mann von stattlicher regelmäßiger Gestalt, mit lebhaftem und durchdringendem Blick, imposanter Haltung, und einnehmenden Manieren, hatte zwei Dolmetscher bei sich; er konnte sich jedoch unmittelbar verständlich machen, da er das Italienische mit großer Leichtigkeit sprach. Sein Verweilen an Bord dauerte nur eine halbe Stunde, und schien durch den Anblick der zahllosen Flotte etwas verlegen; man bemerkte, daß er zu zwei und drei Malen die Augen nach dem Fenster laufen ließ, offenbar um sich zu vergewissern, daß seine Fregatte ihre Stelle nicht verließ. Die Ursache seiner Erscheinung erregte allerlei Vermuthungen. Am 30, in der Frühe, tauchte im Süden die Küste von Afrika aus dem Meer; allein die Wogen gingen zu hoch, als daß man die Landung wagen konnte; am Abend wandte man sich daher nach der Bai von Palmas, die man am 2 Juni um 3 Uhr Mittags glücklich erreichte, um sie erst am Abend des 9 wieder zu verlassen. Dieser Aufenthalt gewährte den doppelten Vortheil, einmal daß mehrere Transportfahrzeuge, welche während des stürmischen Wetters von der Flotte getrennt worden, sich wieder sammeln, und dann, daß die bloß auf 30 Tage berechneten Vorräthe für die Stallschiffe, von denen mehrere 46 Tage auf der See blieben, ergänzt werden konnten. So kam es denn auch, daß man während der langwierigen Ueberfahrt nur 6 bis 8 Pferde einbüßte; alle übrigen wurden wohlbehalten in Afrika an's Land gesezt. Derselbe Fall war es mit den 1000 Ochsen, die in Cette eingeschifft wurden.

Am 12 Abends erblickte man das Gestade Afrika's zum zweiten Mal. Die Dampfboote, die jezt als die Adjutanten des Admiralschiffs nach allen Seiten hin und her fuhren, boten einen magischen Anblick dar. Der Generalstab der Land- und Seearmee stieg auf die Campanie; alle Ferngläser richteten sich nach dem Ufer; der Moment hatte etwas Feierliches. Man machte sich auf einen hartnäckigen Widerstand bei der Landung gefaßt; man erwartete eine mit Batterien gespickte Küste; als man daher durch das Gebüsch, welches die Küste bedeckte, keine Bewegung bemerkte, schloß man auf einen Hinterhalt. Inzwischen näherte man sich, ohne einen Schuß zu thun, dem Land und den 13 brachte man damit zu, daß man eine Position nahm. Gegen Mittag zeigten sich ziemlich viele Türken, die längs dem Ufer hin gallopirten, und bald flog aus einigen durch das Gesträuch maskirten Batterien eine Anzahl Schüsse gegen die Schiffe; das Dampfschiff le Nageur brachte aber dieses Feuer bald zum Schweigen.

Da schon unter Wegs alle Verwaltungs-Beamten und Offiziere ihre Verhaltungsbefehle erhalten hatten, so ging die Ausschiffung in schönster Ordnung vor sich: Es war ausgemacht worden, daß mit jeder Division 400,000 Rationen, deren jede aus 5 Pf. Zwieback, 2 Pf. gebratenem Fleisch, einer Portion Käse, 10 Unzen Reis, ½ Litre Wein, eben so viel Wasser und 1 Litre Wasser mit Branntwein bestand, ausgeschifft werden sollten. Dadurch war die Subsistenz der Truppen vor der Hand gesichert, und mit der Ausschiffung des übrigen Materials konnte mehr nach Bequemlichkeit verfahren werden. Um Morgens 4 Uhr stieg der Obergeneral und sein Stab in die Admiralsschaluppe und landete auf dem Felsen der Landspitze von Torre-Chica in dem nämlichen Augenblick, in welchem die Schaluppen und Boote die erste Division ans Land sezten. Der Feind ließ Alles ruhig geschehen, wie man später in Algier erfuhr, im Vertrauen auf die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte; es wurde nämlich dem Dey die Aeußerung in den Mund gelegt, er wolle dafür sorgen, daß ihm kein Franzose entkomme. In der Meinung, mit der ersten Division seyen alle Truppen ausgeschifft, eröffneten die Türken, als der Obergeneral durch das Gebüsch drang, ein schlecht gerichtetes Feuer aus einer Batterie, die man nicht ermangelte weg zu nehmen.

An diesem Tage hatte man nur sehr wenige Verwundete, die an Ort und Stelle verbunden, und dann auf die Kriegsschiffe geschickt wurden. Nachdem die Armee gelandet, beschäftigte das Geniekorps sich gleich mit Absteckung des Lagers. Das erste Bivouak war sehr beschwerlich; denn was man über die Feuchtigkeit des Klimas gesagt hat, bleibt noch weit unter der Wahrheit. Man hatte artesische Bohrer mitgenommen; wenn man aber nur einen Fuß tief grub, so stieß man schon auf Wasser.

Von dem Landungspunkte aus stellt sich die Gegend als ein Amphitheater dar, das sich allmählig gegen Südwest erhebt und längs seinem Abhang durch eine zahllose Menge runder Berg-chen unterbrochen ist, die mit Erdbeer- und Mastirbäumen und Kriechpflanzen bewachsen sind. Derjenige Theil der Halbinsel, der in das Meer am Weitesten heraustritt, und wo man am Fuß eines Hügels das Grab des Marabut bemerkt, verräth auf seinem schwärzlichen Sandboden allein Spuren des Anbaus.

An den folgenden Tagen handelte es sich darum, zunächst so viel Lebensmittel an's Land zu schaffen, daß die Armee für zwanzig Tage ausreichte. Der einmüthige Eifer, mit welchem die verschiedenen Korps einander unterstützten, förderten dieß Geschäft sehr. Fast hätte jedoch am 16 ein Sturm alle Bemühungen vereitelt. Die Brandung schlug über die Schiffe her; die Zwiebackkisten, die Mehl-, Branntwein- und Weinfässer, die Haber- und Heusäcke rc. trieben auf den Wellen. Zum Glück blies der Wind gegen Süden, so daß das Meer die meisten dieser Habseligkeiten an's Land warf. Da lag nun Alles in der furchtbarsten Verwirrung — auf einer Ausdehnung von mehr als 2000 Toisen überall das Bild eines ungeheuern Schiffbruchs; indeß vor dem Ende des dritten Tags waren alle Gegenstände in dem Umkreis des verschanzten Lagers in bester Ordnung aufgereiht. Dann glich das kaum noch wüste Land einer volkreichen belebten Stadt, wo Bauten aller Art sich erhoben, wo aller Orten der Ambos erscholl, wo die Oefen rauchten *), wo die Kisten und Tonnen lange Straßen bildeten, in denen fort und fort Wägen hin und her fuhren, die das unermeßliche Material der Armee holten. Und Dieß geschah im Juni, zu einer Zeit, wo das Thermometer im Schatten gewöhnlich auf 26 bis 28° stieg.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

Der Karst.

(Schluß.)

Kümmerlich ist der Feldbau der armen Einwohner. An manchen Orten senken sich nämlich auf dem Karst trichterförmige Kessel in die Tiefe. Gewöhnlich haben sie bei 15 — 20 Fuß Tiefe, oben einen Durchmesser von 30 — 80 Fuß; in diesen Trichtern**) wird der dürftige Feldbau betrieben. Aus ihnen trägt der Karster mit unglaublicher Mühe alle losen Steine heraus; mit diesen und den vielen Tausenden, die oberhalb des Kessels zerstreut und lose umherliegen, errichtet er eine rohe, aber dicke und starke durch kein Bindemittel verbundene Mauer und schützt dadurch sein Feld gegen den Einbruch der Bora und der Ziegen und Schafe, die dem Karster die Kühe ersetzen. Jährlich wird Erde und Dünger auf dem Rücken oft weit her in den Kessel getragen; an der Sonnenseite des Kessels werden Weinstöcke gepflanzt; Kraut, Heidel, Kürbisse und Mais sind die einzigen Gemüse- und Getraidearten, die hier fortkommen. Außer diesen benützbaren Kesseln gehen aber viele andere wie der Krater eines Vulkans zuerst trichterförmig, dann plötzlich brunnenartig senkrecht und tief in die Erde und scheinen mehrmals durch unterirdische Gänge in großer Ferne mit einander zu kommuniciren. Oft stürzen sich Flüsse in solche Trichter, und bleiben viele Meilen lang dem Auge entrückt und sprudeln dann in weiter Ferne, durch andre unterirdische Wasser verstärkt, schiffbar aus den Klüften hervor. Der alte Topograph Krains, Valvasor, schätzt die Zahl der Höhlen Krains auf 1000 und Dieß ist nicht übertrieben! Welche Wunder mögen noch in dieser unterirdischen Welt verborgen seyn!

Je weiter man sich Triest nähert, desto trauriger und todter wird die Gegend — ein Bild der furchtbarsten Verwüstung; doch wird nun die Straße durch die Wägen, auf welchen Schiffbauholz, Eisen und Quecksilber dem Stapelplatze zugeführt wird, immer belebter. Bei Prewald standen die ersten süßen Kastanien und bei Sessa in den Gärten Feigenbäume und der Weinstock umrankte alle Häuser. Jetzt zeigte sich uns links der isolirte, zugerundete Monte Cocos, rechts hinter uns in weiter Ferne stiegen die beschneeten carnischen Alpen empor, vor uns die berühmte und berüchtigte Zoll-Linie Optschina. Wir mußten die Pässe gegen Scheine abgeben und mit gespannter Erwartung näherten wir uns dem ¼ Stunde über Optschina gegen Triest zu auf der Straße liegenden Wirthshaus, von dem sich die Aussicht über das adriatische Meer eröffnet. Wir feuerten den Veturin, dieser die Pferde an, der Weg ging etwas bergauf, es ging uns zu langsam, lieber sprangen wir aus dem Wagen, um den mit Sehnsucht erwarteten Anblick desto eher zu genießen; Jeder eilte zuerst das Meer zu begrüßen.

Die Höhe des Berges war erreicht, doch welche Worte vermögen jenes Bild zu schildern! Vor uns vom Horizont umsäumt das Meer, das ein zarter Hauch nur zu beleben, nicht aufzuregen vermochte; in steiler Tiefe unter uns Triest mit seinen weißen Palästen, die auf der einen Seite von dem alten schwarzen Fort überragt wurden, umlagert an seiner Westseite von den Schiffen aller Nationen; rund umher graue Oliven und grünende Weingärten, aus denen weiße niedliche Villen und düstre Cypressen hervorblinkten, rechts die niedern Lagunen Monfalcones und Grados, deren Thürme aus den Fluthen selbst aufzutauchen scheinen, links in weiter Ferne Istriens finstre Gebirge! Deutlich erkannten wir von unserm hohen Standpunkte aus das regsame und geschäftige Treiben am Molo und in den Straßen Triests. Langsam und majestätisch lief ein Kauffahrteifahrer ein und grüßte mit Kanonensalven das Fort. Jede Welle, die an

---

*) Man hatte 95 Oefen von Eisenblech und 180,000 Backstein zu 12 anderen Oefen mitgenommen.

**) Diese Trichter sind nichts Weniger als Erdfälle, da sich nie neue zeigen und einzelne wie die Grundbücher nachweisen, schon Jahrhunderte bebaut werden; sie sind in ganz Dalmatien eben so häufig wie um Triest und gewiß so alt, als die Uebergangsformationsbildung, der sie angehören.

die Felsenufer schlug, zerbrach sich in unendlich viel kleinere, die sich mit sanftem Kräuseln zurück in die See verloren. Der Schatten und das Abspiegeln der Wolken verursachte, daß ein Theil des Meeres himmelblau, ein anderer dunkelgrün oder roth überflogen oft bis zum höchsten Purpurschiller gesteigert erschien, und man die Schiffe in einem Feuerstrome segeln zu sehen glaubte.

Der beträchtlich steile Optschinaberg brachte uns nun in mancherlei Krümmungen der Stadt immer näher. Trotz den vielen künstlichen Windungen, die die Straße nimmt, ist sie dennoch für die Fuhrwägen viel zu steil, so daß mit ungeheurem Kostenaufwand eine neue minder steile, aber mit größeren Umwegen verknüpfte Straße von Optschina aus theils durch Felsen gesprengt, theils über Schluchten gewölbt nach Triest geführt wird. Auf der alten Straße Güterwägen treffen, denen 30 — 10 Ochsen vorgespannt sind, ist etwas ganz Gewöhnliches; 4 — 6 Ochsen gehen dann neben einander, außen und mitten unter dem Zugvieh wandern die Vorspannsfuhrleute und lassen es dabei an Schlägen und krainerischen Flüchen nicht fehlen.

Auffallend ist die schnelle Temperaturveränderung, welche, sobald man die Karstfläche verlassen hat, und in den Bergkessel, in welchem Triest liegt, gelangt ist, sehr fühlbar wird. Glühend prallen hier die Sonnenstrahlen von dem weißen Kalkstein zurück, ein Kastanienwald schützt jedoch theilweise den Weg hinab gegen sie. Je mehr wir bergab fuhren, desto mehr kleine Bothegen *) standen an den Seiten des Berges. Die Aufschrift einer solchen deutschen Kneipe: zum letzten Kreuzer, machte mich herzlich lachen; endlich war die kärnthner Linie passirt, an der Douane und an dem Aquadotto vorbei rollten wir schnell dem freundlichen Posthetto zu, wo uns unsre Freunde erwarteten.

*) Kneipe ist das entsprechendste deutsche Wort. Hängt über der Thüre einer Bothege an einer Stange ein Band Ephen, so bedeutet es, daß Wein geschenkt wird, eine Stange mit einem Bund Hobelspäne ist das Zeichen für Bier. Letzteres schmeckt in der That, als ob seine Hauptingredienz Hobelspäne wären, und das an den meisten Bothegen angeschriebene bona birra doppia di Baviera gehört zum Verzeichniß der stereotypen Lügen.

Ueber die Unruhen in Gent. *)

Gent vom 28 December.

Von allen Städten Belgiens ist vielleicht keine so übel daran als Gent; denn während wir von den Holländern und der ehemaligen Regierung, wie natürlich, mit zu den Rebellen gezählt werden, sind wir offenbar auch bei vielen unsern Landsgenossen, vorzüglich aber bei der jetzigen Regierung, als Stiefkinder angeschrieben. Freilich ist es mit unserm Anschließen an die sogenannte Unabhängigkeit des Vaterlandes, ja mit unserer ganzen Theilnahme an Allem, was seitdem vorgefallen, ziemlich gezwungen und fast mit unverkennbarem Widerwillen zugegangen, weßhalb unsere jetzigen Landesväter und gnädigen Herren, der mit uns gehabten Mühe eingedenk, uns nicht viel Gutes zuzutrauen scheinen; war es uns aber zu verdenken, daß wir eine größere Anhänglichkeit als die meisten übrigen Südniederländer an das vorige Fürstenhaus an den Tag legten, da wir uns unter seiner Herrschaft, einige allgemeine Mißbräuche, die zu Beschwerden Anlaß gaben, abgerechnet, in jeder Hinsicht gut befanden; da unser Handel und Gewerbfleiß mit jedem Tag zunahm, die Bevölkerung unserer Stadt sichtbarlich anwuchs, die Fabriken sich mehrten und nebst dem Reichthum auch die Künste und Wissenschaften in unserer Mitte, trotz den besten Zeiten des Mittelalters, wieder aufblüheten; um gar Nichts zu sagen von Vorzügen und Begünstigungen, welche uns in höherm Grade als andern belgischen Städten — Antwerpen und Brüssel in gewissem Betracht etwa ausgenommen — zu Theil wurden. Es ist zwar nicht zu verkennen, daß die Holländer uns in vielen Stücken ihr Uebergewicht, manchmal gar ihr Joch fühlen ließen, und daß wir, zumal bei der Besetzung der Aemter, bisweilen hintangesetzt wurden; allein dafür ließen sie uns auch manches Gute angedeihen und theilten nicht selten ihren Wohlstand mit uns. Zudem ist es bekannt, daß im Grunde weit mehr Affinität und Annäherung des Nationalcharakters zwischen den Flamändern und Holländern, als zwischen den Flamändern und Brabantern, Wallonen und Lüttichern besteht. Nie wäre es auch zu einer entschiedenen Trennung mit jenen und zu einer engern Verbrüderung mit diesen unsrerseits gekommen, wenn nicht besondere ungünstige Umstände mitgewirkt hätten. Einerseits nämlich stand unsere Provinz ganz isolirt zwischen allen übrigen südlichen, in so fern Westflandern, das einerlei Interesse mit der unsrigen hatte und eigentlich mit ihr ein einziges Ganzes ausmacht, aus kleinlicher aus früheren Zeiten herstammender Eifersucht, es nichts weniger als aufrichtig mit uns meinte, und, das eigene Interesse nicht beachtend, bereitwillig zur neuen Ordnung übertrat, um uns mit sich in den Abgrund zu ziehen. Andrerseits traf das Loos der Isolirung fast in den nemlichen Grad unsere Stadt, gegenüber den übrigen kleineren Städten unserer Provinz, in religiöser Beziehung; denn während Toleranz und ächter Liberalismus Hand an Hand mit höherer Geisteskultur und wissenschaftlicher Bildung tagtäglich bei uns Fortschritte machten, griff der unbändigste Fanatismus gemeinschaftlich mit Religionshaß in den übrigen Städten, doch weit mehr noch auf dem platten Lande in Ostflandern um sich, bis die Priesterherrschaft ihr Zelt zuletzt auch innerhalb unserer Mauern aufschlug und sich aller erlaubten und unerlaubten Mittel zu bedienen anfing, bis sie den Sieg erhielt. Darf man sich nun noch bei diesen Bewandtnissen verwundern, wenn man vernimmt, daß seit der de facto bestehenden Trennung von Holland fast keine Woche vergangen ist, ohne daß in unserer sonst so friedseligen industriösen Stadt tumultuarische Auftritte Statt gefunden und Bürgerblut vergossen worden? Darf es noch befremden, daß auf die deßhalb nach Brüssel kommenden und freilich oft ganz übertriebenen Nachrichten bald ein oder mehrere Mitglieder der provisorischen Regierung, bald der mit der Polizei, oder wie man's lieber nennen will, mit Bewahrung der öffentlichen Sicherheit beauftragte Beamte hieher abgefertigt ward, um die Ruhe wieder herzustellen und Eigenthum und Leben der Einwohner zu sichern? Nimmt man überdieß in Erwägung, daß fast alle von der jetzigen Regierung ausgegangenen, unsere Provinz und Stadt betreffenden Verordnungen nur halbe Maßregeln sind, und daß sie die Nothwendigkeit, eine zahlreiche durch die Umstände in Unthätigkeit, Müssiggang und Ueberdruß versetzte Bevölkerung, wenigstens zu schonen, wo es nicht möglich ist ihr zu helfen, gänzlich außer Acht läßt: wie könnte man anders erwarten, als daß die Erinnerung an bessere Zeiten den

*) Daß Staatsumwälzungen immer viele materielle Uebel nach sich ziehen; Wer wird es leugnen? Wenn aber Sir Robert Peel über die französische Revolution, weil durch sie die Kurse einige Schwankungen erlitten, den Stab bricht, ob gleich jeder Unbefangene sich gestehen muß, daß ohne sie in Europa wahrscheinlich der Absolutismus über den Grundsatz der bürgerlichen und religiösen Freiheit den Sieg davon getragen haben würde; so durften dem Exminister die englischen Publicisten mit Recht zurufen, daß er eine engherzige, eine eines philosophischen Staatsmannes unwürdige Ansicht ausspreche. Das Nämliche möchten wir allen Gegnern der belgischen Revolution sagen, die von ihrem einseitigen Standpunkt aus ein Ereigniß nicht begreifen, das vielleicht dem und jenem Bürgermeister, Papiermäkler rc. ungeschickt kommt, das aber auf jeden Fall, in dem es das Werk einer unnatürlichen, die Völker zerschneidenden und verschenkenden Politik zerstört, den Sieg der guten Sache in der Welt mächtig fördert; da diese Personen aber auf die Ehre Staatsmänner zu seyn, in der Regel keinen Anspruch machen, so möchten wir sie nur schlechtweg als politische Philister bezeichnen.

Wunsch ihrer Rückkehr rege macht, und daß getäuschte Hoffnung der allgemeinen Unzufriedenheit den Weg bahnt.

Von allen drei Universitäten Belgiens hatte keine so vielen Aufwand für eigene Rechnung zum Besitz, zur Erhaltung und Verherrlichung der hohen Lehranstalt gemacht wie Gent, und das hiesige Universitätsgebäude, größtentheils auf Kosten der Stadt in seinen jetzigen Zustand gebracht, ist nicht nur das prächtigste seiner Art im ganzen Königreiche, sondern mag zu den schönsten und herrlichsten Tempeln der Künste und Wissenschaften der ganzen Welt gezählt werden; noch nie weiß man von einem Beispiel von Unruhe und Ruhestörung weder unter unsern Musensöhnen selbst noch zwischen ihnen und den Bürgern, und nirgends haben sich Professoren und Studenten mit größerem Fleiß hervorgethan als bei uns; dessenungeachtet konnte die provisorische Regierung für gut finden, uns zweier Fakultäten, der Philosophie und der Wissenschaften, zu berauben, welcher Verlust um so schädlicher wirkt, da die meisten Studenten, welche den uns bleibenden Fakultäten, Jurisprudenz und Medizin, (denn die Theologie ist überall in Belgien der Klerisei anheimgestellt) obliegen, jene beiden oder wenigstens die erstere vorher oder zugleich betreiben, und es ihnen also weit bequemer ist, sich gleich nach einer Universität zu begeben, wo sie Alles lernen können, als sich erst an einem andern Ort und erst später zu Gent aufzuhalten. Auch Löwen hat zwei Fakultäten einbüßen müssen, darunter gehört aber nicht die philosophische, sondern die juridische und wissenschaftliche. Lüttich ist in dieser wie in den meisten Hinsichten die begünstigte Stadt, und hat, sey es aus Dankbarkeit für ihre kräftige und schleunige Mitwirkung zur Revolutionssache, oder weil sie in ihrem Mitbürger Rogier einen muthigen Vertheidiger und Beschützer bei der Regierung, deren Mitglied er ist, hat, nicht nur drei Fakultäten, sondern auch für sich allein so viele Lehrer (Prof. ordin., extraord. und Lectores zusammengerechnet) behalten, als die beiden übrigen Universitäten mit einander, nämlich 21.

Was nun in Betreff der Magistratswahlen zu Gent vorgefallen, verdient auch noch eine Erörterung, obschon noch Manches deßfalls in tiefem Dunkel eingehüllt ist und erst später ans Tageslicht gebracht werden kann. Bekannt ist immerhin, daß die Personen, auf welche hiesigen Orts die Wahl ihrer Mitbürger als Bürgermeister, Schöffen und Munizipalräthe gefallen war, den hohen Herrschaften nicht zu behagen schienen, zumal da die Ersten von ihnen unter der vorigen Regierung die nämlichen Würden bekleidet hatten und also im Verdachte antirevolutionärer Gesinnungen standen, und daß man also sich sehr bereit finden ließ, den wirklich oder quasi eingelangten Beschwerden über gesetzwidriges Verfahren bei den Wahlen, Gehör zu geben, diese Wahlen also ungültig erklärte und neue verordnete, die auch wirklich Statt fanden. Da aber die Rechnung in so weit ohne den Wirth gemacht worden, daß, wo nicht die meisten, doch die bedeutendsten der früher Erwählten nunmehr von Neuem und zwar mit größerer Stimmenmehrheit gewählt wurden, wie z. B. Hr. v. Crombrugge als Bürgermeister und mehrere Schöffen, nahm man seine Zuflucht zu gewaltsamen Mitteln, um uns die Ueberlegenheit fühlbar zu machen, und da man in jedem unserer ersten Fabrikanten und Kaufleute einen Verräther, einen Orangisten zu erblicken glaubte, so war Nichts natürlicher, als daß diese den Frevel büßen mußten, weßhalb eine der ersten Handlungen desjenigen jungen Beamten, welcher an die Stelle des von der Opposition so verrufenen königlichen Prokurators de Coninck gekommen ist, das Einreichen einer Klage über gesetzwidrige Umtriebe bei den ersten Wahlen wider 5 bis 6 der angesehensten Fabrikherren und Kaufleute, und das Gefänglicheinziehen eines derselben, Hrn. Couvreur, war; während eine ziemliche Anzahl Geistlicher, die jener Umtriebe notorisch überwiesen sind, ungehindert ihren Weg gehen und bloß zum Verhör eingeladen wurden. In Abwartung, wie diese Sache enden werde, haben fast alle rechtlichen unabhängigen Einwohner Gents besagtem Hrn. Couvreur ihre Theilnahme und Achtung auf mancherlei Weise zu erkennen gegeben; auch sollen Bittschriften über verschiedene Beschwerden von hiesigem Orte beim Congreß theils bereits eingereicht seyn, theils noch werden. Daß es übrigens unter dem Pöbel zu Excessen gekommen sey, aufrührische Lieder gesungen, Orangekokarden getragen, und vive le roi Guillaume gerufen worden, kann ich meinerseits weder bezeugen noch leugnen; der Janhagel ist hier wie überall, und warum sollte man zu Gent einen vernünftigeren, gemäßigteren Pöbel erwarten, als in dem gesperrten Brüssel und — in dem weltberühmten Paris?

Das Konklave.

Am 1 December hatte das Trauergeläute des Kapitols den Hintritt Pius VIII verkündigt, und am 14 meldete die Artillerie der Engelsburg, begleitet von allen Glocken der ewigen Stadt, den Zusammentritt des Konklave's zur Wahl seines Nachfolgers. In allen Straßen, durch welche der Zug der Kardinäle nach dem quirinalischen Hügel ging, waren die Balkone, wie bei großen Festlichkeiten, mit reichen Teppichen behängt. Um drei Uhr Nachmittags setzte sich das heilige Kollegium in Bewegung, und die Nacht brach herein, als die Eminenzen noch immer mühsam und langsamen Schrittes den gekrümmten Pfad zum Quirinalis hinaufstiegen. Den Zug eröffneten die sämmtlichen Würdeträger des päpstl. Hofes in 2 langen Reihen, unter Vortragung eines Kreuzes auf einem reichgeschirrten Maulthiere; ihnen folgten die Senatoren, die Richter bei den Tribunalen und die Magistrate, unter Bedeckung von hundert Schweizern, adligen Garden und Dragonern; den Beschluß, der die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, machten sechs und dreißig Kardinäle *), angethan mit allen Insignien der Kirchenfürstlichkeit, aber fast sich verlierend unter der Menge der Dienerschaften, womit die geistliche Pracht sich umgiebt. Der Schleppträger, zwei Konklavepriester, zwei Sekretäre, eine Anzahl Kavaliere, Kämmerer und Livree-Bedienten sind bei dieser Ceremonie eine unerläßliche Beigabe des Kardinalats. Während der Musikchor der Basilika des heiligen Petrus den Beistand des heiligen Geistes herbei flehte, blickten die Kardinäle schweigend zu den Fenstern empor, und winkten den Damen mit Protektors- oder Freundesmienen ihren Gruß zu. Das Volk aber lag auf den Knien, und wie seine Vorfahren panem et circenses riefen, so rief es pane ed oglio. Ein beifälliges Gemurmel ließ sich vernehmen, als die Kardinäle vorbeikamen, auf deren Haupt die öffentliche Meinung die Tiare gesetzt wünscht. Gregorio, Zurla und Cavellari erhielten dieses ehrenvolle Zeugniß. Andeutungen entgegengesetzter Art sollen bei der Erscheinung des Staatssekretärs Albani und nach ihm der Kardinäle Pacca und Opizzoni, die man unter fremden politischen Einflüssen glaubt, laut geworden seyn. Wenn Diese gewählt würden, so wäre die Stimme Gottes nicht die Stimme des Volks. Der Prinz von Rohan, der jüngste der Kardinäle nach der Zeit seiner Promotion, hat den rothen Hut noch nicht; schon daran konnte man ihn leicht von seinen Amtsbrüdern unterscheiden, hätten ihn auch nicht die ultramontanischen Gesichter seiner Konklavisten und der Pomp einer ausländischen Dienerschaft hinlänglich ausgezeichnet. Dem Prinzen scheint es in seiner Kardinalschaft wohler zu seyn, als weiland in seiner neapolitanischen Kammerherrlichkeit. Einst hielt er den königlichen Mantel von Karoline Mürat, seiner Souveränin; jetzt trägt ein Edelmann den Schlepp seiner Toga. Die gebrechlichen und podagristischen Kardinäle, die der Prozession nicht beiwohnten, ließen sich am nämlichen Tage ins Konklave tragen. Unter ihnen befindet sich wahrscheinlich der künftige Pabst. Der Prinz Augustin Chigi, Erbmarschall des Konklave's, empfing das heilige Kollegium am Eingange des Quirinalis. Nachdem alle Kardinäle hineingetreten, ließ er die Thore schließen, und nur auf seinen Befehl können sich die Pforten wieder öffnen. Gouverneur des Konklave's ist Monsignor Luigini del Drago; Ceremonienmeister Monsignor Joseph Zucche, und Majordomus des Palastes Augustoni, Bischof von Porphyreum. In den Händen der Personen, welche beauftragt sind, die Befehle des Konklave's zu vollziehen, und seine Unabhängigkeit zu sichern, beruht auf einige Tage die souveräne Autorität **). Als die Päbste, welche von den Kardinälen gewählt wurden, noch die Könige absetzten, blickte die ganze Welt erwartungsvoll auf ein Konklave. Jetzt, wo es sich darin bloß um die Wahl eines Pabstes handelt, sind seine Sitzungen kein Gegenstand mehr, den man sich sehr anfechten läßt.

*) Man zählt gegenwärtig im Ganzen 55 Kardinäle (6 Kardinalbischöfe, 39 Kardinalpriester und 10 Kardinaldiakonen). Von diesen sind 6 Achtziger, 16 Siebziger, 20 Sechziger, 6 Funfziger, 5 Vierziger. Die 4 ältesten Kardinalsernennungen sind vom J. 1801, 2 vom J. 1803, 1 vom J. 1804, 8 vom J. 1816, 1 vom J. 1817, 2 vom J. 1819, 8 vom J. 1823, 7 vom J. 1824, 2 vom J. 1825, 10 vom J. 1826, 2 vom J. 1827, 3 vom J. 1828; 1 vom J. 1829, 4 vom J. 1830. Acht Promotionen soll Pius VIII in Petto behalten haben.

**) Sie wechseln von drei zu drei Tagen zwischen je drei Kardinälen. In den drei ersten Tagen waren Pacca, Opizzoni und Albani, in Folge ihrer Eigenschaft als erster Kardinalbischof, erster Kardinalpriester und erster Kardinaldiakon, Souveräne der Kirche. Das Konklave befindet sich in den für die Kaiserin Marie Louise und den König von Rom bestimmten Sälen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 16. 16 Januar 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

2. Boschetto.

Oestlich eine Viertelstunde von Triest entfernt, am Fuße des Hundsbergs, im Thale von St. Giovanni, liegen die meisten Villen der Stadtbewohner. Rebengänge schützen in den Gartenanlagen vor den sengenden Sonnenstrahlen. Granaten- und Feigen-Bäume wechseln mit schwarzen Cypressen, während die verschiedenen Arten von Melonen und Angurien, spanischer Pfeffer und Paradiesäpfel die Gartenbeete zieren. In einem dieser Landhäuser, nach dem schattenreichen Haine, an welchem es liegt, Boschetto genannt, schlugen wir unser Quartier auf. Von hier aus überblickten wir ganz Triest und das Meer, die hohen Karstgebirge und alle Villen des Giovannithals. Eine schattige Allee führt längs des Aquadotto in die Stadt und für die unbedeutende Entfernung dahin entschädigt der Genuß der kühlen Seeluft und der schönen Natur. Vor uns taucht die Sonne ins Meer, Feuerglanz des Himmels theilt sich dem Ocean mit! Sie ist verschwunden. — Noch glüht Himmel und Meer, nur langsam verwandelt sich das brennende Roth in tiefen und tiefern Purpur, endlich sind nur noch die Säume der schwarzen Seewolken geröthet, während noch lange ein dem italienischen Abend eigenes Gelb die Abendgegend umzieht und mit der schwarzen Meer-Masse den schärfsten Kontrast bildet. Doch schon verbreitet sich eine sanfte Helle im Osten und hinter den Klippen des hohen Monte Spacato steigt langsam der Mond empor, weit in die See spiegelt sich seine zitternde Scheibe. Aus Weingängen, zwischen Cypressen und Pinien versteckt, werfen glänzend die Fenster der Villen das Mondlicht zurück. Fanfaren und Musikchöre erschallen bald ferner bald näher von einzelnen Villen, bis sie in der Tiefe der Nacht allmälig verstummen und aus weiterer Ferne verhallen am Spätesten die mit Gesang begleiteten Töne der Guitarre. Ein kühler Seewind erinnert, daß Mitternacht längst vorbei sey, die Platanen rauschen, weit in der See blitzt es! Noch einen Blick auf den ruhigen dunkeln Wasserspiegel, auf die Villen, die vom Mondlicht sanft erleuchteten Gebirge und die Ruinen Serrolo's, um des begeisterten Sängers Lob Boschetto's zu theilen:

O tanta è la delizia
Del Triestino Boscho
Che l' Aretin medesimo
Direbbere: *La connosco.*

3. Triest.

Mit frühem Morgen wurde am Aquadotto vorbei in die Stadt gegangen; am Holzplatz zeigte sich zuerst reges Leben, während die Bewohner Triest's selbst noch in Ruhe schliefen, die wie in den meisten Städten Italiens erst spät ihr Tagwerk beginnen. Die Bewohner der Umgegend hatten sich zum Holzverkaufe schön zahlreich eingestellt. Männer mit gelben Gesichtern, mit langen, wilden rabenschwarzen Haaren, breitrandigen Hüten und mehr in braune Lumpen als Kleider gehüllt, führten krüppelhafte, ausgehungerte, langmähnige Klepper, die unter der Last von zwei großen Körben Kohlen oder kleinen Ladungen Brennholz, Schindeln und Schnitzwerk, die ihnen aufgebürdet waren, bei jedem Schritt zu erliegen schienen. Die Armuth dieser Leute ist unglaublich, sie bewohnen die Gegenden um Materia, Pinguente *rc.*, überhaupt den nördlichen Theil und das Innere Istriens und nähren sich bloß vom Verkaufe des Holzes, von Verfertigung von Kochlöffeln *rc.* und übernachten auf dem Weg von und nach Triest sammt ihren Pferden unter freiem Himmel. Der Reisende erschrickt oft nicht wenig, wenn ihn ein Zufall bei Nacht durch Istrien führt und er dann auf offener Heerstraße zwanzig wilde ausgehungerte Männer mitten unter ihren Pferden schlafen sieht, oder selbst beim Tage einer solchen zigeunerartigen Cavalcade begegnet. Diese Völkerschaft — Abkömmlinge der alten Japidier — bilden den jetzt sehr geschmolzenen slavischen Volksstamm der Tschitschen und zeichnen sich durch ihren eigenen Dialekt vor andern slavischen Stämmen aus.

Außer diesen unfreundlichen Physiognomien auf dem Holzplatze erscheinen aber nun auch die freundlichen Brünetten der Mandariere.*) Sie treiben ihre kleinen Eselchen mit Stockschlägen vor sich her, und tragen selbst außer der Bürde ihres Lastträgers noch einen großen Korb mit Milchgefäßen und Brod zu Markte. Immer mehr werden die Straßen belebt und mit Wohlgefallen verweilt man bei dem Anblicke der ziemlich gelben, doch mit frischem Roth erhöhten Gesichtsfarbe der triester Bauernmädchen. Ihr Auge ist sprechend und das weiße Tuch, das hinten in einem Zipfel herab hängend ihr braunes Haar umhüllt, steht ihnen bei ihrer schwarzen

*) Die krainerischen Landleute um Triest. Mandarierl (was sich mit Maier am füglichsten übersetzen läßt), betreiben im Sommer ihren wenigen Wein- und Feldbau, des Winters vertreten sie Maurer-Dienstleistungen in der Stadt, und ihre Weiber waschen für die Triester, indem sie am Bach Torrente die Wäsche auf breite Steine legen und mit kleinen Steinen reiben und dabei stets befeuchten.

einfachen Kleidung sehr gut. Strümpfe sieht man bei ihnen selten und die Schuhe sind bis zu den Zehen geschlitzt und ihr Rand sehr niedrig. Manchmal muß der arme Esel außer zwei schweren Körben oder Butten mit Trauben, Gemüse u. dgl. seine Herrin selbst tragen, die sich auf sein Kreuz setzt und die Füße, die sonst bei der geringen Größe des Thiers auf dem Boden ausschleifen würden, nicht ohne Grazie weit hinausstreckt, und oft grausam genug ist, das geplagte Thier zu einem Hundstrotte zu ermuthigen. Dabei wird es dem Esel ganz überlassen, für sein Futter beliebig zu sorgen, das er sich in Roßmist, Gassenkehricht, Abfällen vom Gemüse, oder am Raine sucht, er bekommt sie nur — Schläge und wenn ihm zu Ehren ein Gelehrter einen Panegyrikus schreiben würde, so wäre dieser viel gerechter, als manch andrer Panegyrikus. *)

(Schluß folgt.)

Aus Humboldts neuester Reise.

3. Das System des Thian-schan.

(Schluß.)

Der Theil des innern Asiens, der zwischen dem Himalaja und Kuen-lün liegt, bildet ein mehr abgeschlossenes Ganzes. Auf der Westseite ist es ein von S nach N sich ziehender Querrücken, unter dem Namen Bolor oder Belur-tagh **) (von Bolor, einem benachbarten Land so genannt), der eine feste Scheidewand aufstellt. Diese Kette trennt die kleine Bucharei von der großen, von Kaschgar, von Badachschan und dem obern Dschihun (Amu). Ihr südlicher Theil, der sich dem System des Kuen-lün anschließt, bildet nach dem chinesischen Ausdruck einen Theil des Thsung ling. Im Norden vereinigt sie sich mit der Kette, die sich nordwestlich von Kaschgar hinzieht, dem sogenannten kaschgarer Paß (haschgar divan oder davan), nach dem Bericht des russischen Reisenden Nasarov, welcher im J. 1813 Chokand besuchte. Zwischen Chokand, Derwaseh und Hissar, mithin zwischen den noch unbekannten Quellen des Sihun und Amu, erhebt sich der Thian-schan wieder, um von Neuem in dem Chanat Bochara abzuplatten. Ihm gehört in dieser Gegend eine Gruppe hoher Berge an, wovon mehrere Gipfel, der Thakti Suleiman (Salomonsthron), der Terek ꝛc. selbst im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Weiter gegen Osten, in der Richtung des Wegs längs dem westlichen Ufer des Temnetu-Sees nach Kaschgar scheint mir der Thian-schan nicht mehr eine so bedeutende Höhe zu erreichen, wenigstens ist in dem Reisejournal von Semipolatinsk nirgend von Schnee die Rede. Die Straße führt im O des Sees Balkasch und im W des Sees Issikul oder Temnetu hin, und durchschneidet den Narün oder Narim, einen Zufluß des Sihun; 105 Werst südlich von dem Narün, zwischen dem kleinen Fluß Atbasch und dem kleinen See Tschater kul passirt man den Berg Nowatt, welcher von ziemlicher Höhe ist, eine Breite von 15 Wersten hat, und eine große Höhle enthält. Hier ist der höchste Punkt, über den man muß, ehe man nach dem chinesischen Posten im Dorfe Artüsch, südlich von dem Aksu, einem kleinen Steppenflusse, und nach Kaschgar gelangt; diese Stadt, an den Ufern des Ara-tumen gebaut, zählt 15,000 Häuser und 80,000 Einwohner, ist jedoch noch immer kleiner als Samarkand. Der Kaschgar-Davan *) scheint keine fortlaufende Mauer zu bilden, sondern auf mehreren Punkten einen Durchgang offen zu lassen. Hr. Gens hat mir seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß von den zahlreichen bucharischen Reisejournalen, die er sammelte, keines von einer hohen Bergkette zwischen Chokand und Kaschgar Erwähnung thut. Die großen Schneegebirge scheinen sich erst im O des Meridians von Aksu wieder zu zeigen; denn dieselben Tagebücher machen auf der Straße von Kura, an den Ufern des Ili, nach Aksu, ungefähr halbwegs zwischen den Mineralquellen von Araschan im N von Kandscheilao (chan tsilao Königsfelsen) einem chinesischen Posten und dem Vorposten zu Tamgatasch, den Dscheparlé als einen mit ewigem Schnee bedeckten Berg namhaft. **)

---

*) Büffon hat Dieß in der That schon gethan. Siehe dessen Ng. der vierf. Thiere Bd. I S. 208.

**) Nach Klaproth heiße dieser Querrücken im Uigur'schen Bulut-tagh, Wolkenberg; ein Prädikat, das er den außerordentlichen Regengüssen verdankt, die unter jener Breite drei Monate dauern. Nach Bakul (Extrait des Manuscrits de la bibliotheque du roi, Th. 2, S. 472) nennen die Perser und Türken den Bergkristall, weil derselbe in dem Bolorgebirge (Po-lu-lo auf den japanischen Karten) sehr schön vorkommt, Belur. In der letztern Sprache würde Beluth-tagh Berg der Eichen bedeuten. Im W des Querrücken Belur, beinahe unter der Parallele von Kaschgar, also etwa unter 39° 30' Br. befindet sich die Station von Pamir. Von dieser Station schreibt sich der Name her, den Marco Polo einer Hoch-Ebene geschöpft hat, aus welcher die neueren Geographen bald eine Bergkette, bald eine weiter südlich gelegene Provinz gemacht haben. Dort war es, wo der berühmte venezianische Reisende zuerst eine Thatsache beobachtete, die sich mir in der neuen Welt so oft darbot, daß es nämlich auf ansehnlichen Höhen äußerst schwer hält, ein Feuer anzuzünden und zu unterhalten.

*) Davan im Westtürkischen, dabahn im Mongolischen, und dabagan im Mandschuschen bedeutet nicht ein Gebirg, sondern einen Gebirgspaß, Kaschgar davan also einen Paß über die Gebirge von Kaschgar, der übrigens sich eben so gut durch ein langes Thal, als über eine steile Höhe ziehen kann.

**) Dieß ist der Mussur tagh, Mussar tagh, Mussart bei Strahlenberg und Pallas, oder der Eisberg zwischen Ili und Kutsché. Das Eisgewand, das er an hat, giebt ihm das Aussehen einer Silbermasse. Eine durch die Gletscher gebrochene Straße, Mussur Dabahn genannt, führt von SW nach N, oder um es besser zu sagen, von der kleinen Bucharei nach Ili. Ein neuer chinesischer Geograph giebt von diesem Gebirg folgende Beschreibung: Im Norden ist die Poststation Gachtsa charthai und im S die Poststation Tamgatasch oder Termé chada; sie sind 120 Li von einander entfernt. Reist man von der ersten Station gen S, so breitet sich der Blick über ein unermeßliches Schneegefild aus, das im Winter sehr tief bedeckt ist. Im Sommer trifft man auf den Höhen Eis, Schnee und Moräste. Wer so unvorsichtig seyn kann, sich in dieses Schneemeer zu wagen, geht ohne Rettung zu Grunde. Hat man über 20 Li zurückgelegt, so kommt man zu den Gletschern, wo man weder Sand noch Bäume, noch Kräuter sieht; was sich am Schauerlichsten ausnimmt, sind die wie riesenhafte Felsen über einander aufgethürmten Eisblöcke. Blickt man in die Ritzen dazwischen hinab, so entdeckt man Nichts als einen düstern leeren Raum, wo nie der Tag hineindringt. Das Geräusch der unter dem Eis fließenden Wasser gleicht dem Donner. Da und dort liegen gebleichte Gerippe von Kameelen und Pferden. Um den Uebergang zu erleichtern, hat man Stufen in das Eis gehauen, die aber so schlüpfrig sind, daß jeder Schritt Gefahr hat. Manche Reisenden finden ihr Grab in den Klüften. Ein ängstliches Gefühl ergreift Menschen und Thiere, welche durch diese unwirthbaren Gänge wandern, wo man nur hinter einander gehen kann. Wird man von der Nacht überrascht, so

Die westliche Verlängerung des Thian-schan oder Mustagh, wie ihn die Herausgeber der Denkwürdigkeiten des Sultan Baber vorzugsweise bezeichnen, verdient eine besondere Untersuchung. Da wo der Bolor oder Belur-tagh *) in einem rechten Winkel an den Mus-tagh stößt, oder selbst in dieses große System einschneidet, fährt der letztere fort, sich unter dem Namen Asfera-tag him Süden des Sihun, von O nach W, gegen Chodschend und Urateppeh, in Ferghana, hinzuziehen. Die mit ewigem Schnee bedeckte Asferakette trennt die Quellen des Sihun (Jaxartes) von denen des Amu (Oxus) **); sie wendet sich ungefähr unter dem Meridian von Kodschend nach SW, und wird in dieser Richtung, bis gegen Samarkand hin, Aktagh oder Al-Botom genannt. Weiter gegen W, an den lachenden und fruchtbaren Ufern des Kohik, beginnt jene Niederung, welche die große Bucharei, das Land Mavaralnahar, begreift, wo der sorgfältige Anbau und der Reichthum der Städte periodische Invasionen aus Iran, Kandahar und der hohen Mongolei anlockt; und jenseits des kaspischen Meeres, fast unter gleicher Breite und in gleicher Richtung wie dem Thian-schan, erscheint der Kaukasus mit seinen Porphyren und Trachyten. Man ist daher geneigt, ihn als eine gangartige Fortsetzung der Erdspalte anzusehen, auf welcher im O der Thian-schan sich erhebt, gleich wie man, westlich von dem großen Bergknäul Adsarbidschans und Armeniens, in dem Taurus eine Fortsetzung des Himalaja und des Hindukusch erkennt. So hängen die getrennten Bergglieder des westlichen Asiens, wie Ritter in seinem trefflichen Gemälde von Asien sie nennt, geognostisch mit den Bergformen des Ostens zusammen.

---

nimmt man unter einen großen Stein seine Zuflucht; bei ruhiger Nacht hört man dann sehr angenehme Töne gleich einer Musik von verschiedenen Instrumenten; es ist das Echo, welches das Gekrach der berstenden Felsen wiedergiebt. Die Richtung des Wegs, die man Tags zuvor eingeschlagen, kann man nicht immer auch am nächsten Tage verfolgen. In der Ferne von W her streckt ein bis jetzt unbestiegenes Gebirg seine steilen eisbedeckten Gipfel herüber. Von der Station Tamga tasch sind es 80 Li nach diesem Punkt. Ein Fluß, Mussur gol entstürzt mit furchtbarem Ungestüm den Seiten dieser Eisberge, eilt südostwärts und trägt seine Fluth dem Erghen zu, der in den See Lob fällt. Vier Tagreisen südlich von Tamgatasch ist eine wüste Ebene, auf der nicht die geringste Pflanze wächst; noch 80 bis 90 Li weiter findet man fort und fort riesenhafte Felsen. Der Befehlshaber von Usch schickt jedes Jahr durch einen seiner Offiziere eine Opferspende nach dem Gletscher. Auf dem ganzen Kamm des Thian-schan, wenn man ihn der Länge nach durchmißt, findet man Eis; wenn man ihn aber von N nach S in seiner Breite durchschneidet, nur auf die Weite von einigen Li. Jeden Morgen sind zehn Männer mit Aushauung der Eisstufen in dem Paß Mussur tagh beschäftigt; Nachmittags aber hat sie die Sonne bereits geschmolzen und macht sie sehr gefährlich. Manchmal weicht das Eis unter den Füßen des Wanderers und er stürzt in eine Tiefe hinab, aus der keine Wiederkehr ist. Die Mohammedaner der kleinen Bucharei opfern vor jeder Reise über das Gebirg einen Widder. Es schneit daselbst das ganze Jahr über und regnet nie. Kl.

*) Die Querkette Belur, Bolor, Beluth oder Bulut ist so rauh und unwegsam, daß sich nur zwei Pässe daselbst befinden, die seit den ältesten Zeiten von Armeen und Karawanen passirt wurden: der eine südlich zwischen Badachschan und Tschitral, der andre nordöstlich von Usch bei den Quellen des Sihun. Der letztere liegt im N des Scheidepunkts des Thian-schan und Belur tagh, in der Gegend, wo der letztere, um mich eines von der Theorie der Uebergänge auf die Erhebung der Berge übertragenen Ausdrucks zu bedienen, auf einer Spalte in die Kette des Himmelsgebirgs hineintritt. Wirklich läßt sich als Fortsetzung des Belur ein kleiner Bergast betrachten, welcher unter 40° 45′ bis 42° 45′ von S nach N läuft und die Kette Asfera mit dem Mingbulak oder Alatagh (Memoirs of Sultan Baber, von Erskine und Waddington, S. XXVIII) verknüpft. Die außerordentliche Rauhigkeit des Landes, welche dasselbe zwischen Badachschan, Karatighin und dem südlichen Abhang des Thian-schan unbewohnbar macht, erklärt es hinlänglich, warum die Karawanen von Samarkand (38° 40′ Br.) und Taschkend, nach Kaschgar (39° 25′) den Ili bei Almaligh (Guldscha 42° 49′ a. a. O. S. XXXII) passiren. Sollten Guldscha, ein Verbannungsort chinesischer Großen, und der See Temurtu nicht mehr westlich oder vielmehr Kaschgar nicht mehr östlich liegen, als die Missionäre angeben? Uebrigens bestätigt Erskine (a. a. O. S. XXXIX. LXVII), auf das Zeugniß eines Usbeken, die oben geäußerte Meinung rücksichtlich einer Absenkung der Berge oder Pässe zwischen Taschkend und Guldscha, so wie zwischen hier oder dem Ili und Kaschgar.

**) Diese letztern liegen auf dem Kulminationspunkte des Belurtagh, am westlichen Abhang des Puschtikur (memoirs of Baber S. XXVII, XXIX, XXXIV, LXVII). Das Thal des obern Sihun hat zur nördlichen Grenze den Mung-bulak-tagh (Berg der tausend Quellen) — so nennt man einen Theil des Alak oder Alaktagh im N von Marghinan und Chokand. Wenn der Paß von Kaschgar oder Kaschgar-davahn unter dem Meridian von Chokan liegt, wie die der meyendorff'schen Reise angehängte lapie'sche Karte andeutet, so ist er in der Kette Asfera zu suchen. Aber wahrscheinlicher scheint mir, daß er mit dem Paß Akizil identisch sey.

Irische Rechtsfälle.

In Wexford kam ein Rechtsfall vor die Assisen, wobei Mord und Ehebruch in einem eben so furchtbaren als außerordentlichen Lichte erschienen. Der Schauplatz dieser grausenerregenden Tragödie war ein Dorf, sechs Meilen von Wexford, wo die Frau eines Holzschuhmachers in ihrer Hütte die Rolle der Klytemnestra übernommen hatte. Der Mörder war ein Geselle des Schusters, der sich Crosbie nannte. Wer diesen Aegisthus nie gesehen, dachte sich irgend eine hohe musculöse Gestalt, welche durch ihre bezaubernde Außenseite die Vorliebe der Frau Crosbie gerechtfertigt hätte, aber um so mehr überraschte die Erscheinung eines schmutzigen dürftig gekleideten ausgemergelten Elenden, der jetzt als Heros einer blutdürstigen Liebe auftrat. Als John Brown die Anklage vorgelesen wurde, welche ihn der Vergiftung seines Meisters mit Beihülfe von dessen Frau beschuldigte, schien sich der Beweis seiner Unschuld durch alle begleitenden Umstände, und vorzüglich durch sein abstoßendes Aeußeres zu bewähren. Sein starrer leichenähnlicher Blick, seine durch Entkräftung gebleichten Lippen, seine hohlen Augen, das wild verworrene Haar, die gebeugte zusammengeschrumpfte Gestalt, seine zerfetzte Kleidung, das physische Elend mit der entehrendsten Niederträchtigkeit gepaart, zeigt dieß Alles sich hier in einem so ekelhaften Vereine, daß es unglaubbar wurde, daß ein Weib in ihm den Gegenstand ihrer wollüstigen Neigung je finden konnte. In seinem gespenstartigen Aussehen fand er einen mächtigeren Beistand, als ihm die Beredsamkeit oder Schlauheit eines Anwalts hätten gewähren können. Da er nicht die Mittel besaß, einen solchen für sich anzunehmen, so ersuchte der Richter einen der Advokaten, diesen vertheidigungsunfähigen Menschen in seiner mühevollen Verantwortlichkeit zu unterstützen. Bereitwillig wurde dieser Anforderung entsprochen. Der Kronanwalt trug den Fall vor, setzte den vollen Thatbestand auseinander, ohne Nebenbemerkungen zu machen oder für den Gefangenen unvortheilhafte Folgerungen zu ziehen. Im weitern Verlauf des Prozesses wurde zuerst John Hanton vernommen, der Folgendes aussagte: Crosbie war ein Holzschuhmacher, in dessen Werkstatt der Zeuge und der Gefangene als Gesellen arbeiteten. Crosbie wurde auf seine Frau eifersüchtig und beklagte sich über deren Vertraulichkeit mit dem Gefangenen. An einem Feiertag machte der letztere mit dem Zeugen nach Wexford einen Spaziergang, auf welchem er ihm erklärte, Crosbie müsse von seinem Argwohn geheilt werden. In der Stadt kaufte John Brown eine Quantität Arsenik und Sublimat, und erzählte seinem Begleiter auf dem Rückwege, daß er und Frau Crosbie beschlossen hätten, den Ehemann aus dem Wege zu räumen. Dieses Geständniß wurde nach Behauptung des Zeu-

gen ohne Veranlassung von seiner Seite eröffnet. Indessen Brown hatte durchaus keinen Grund, jenen von dem voraus beschlossenen Mord ihres Meisters in Kenntniß zu setzen. Der Zeuge selbst enthielt sich jeder Bemerkung, weder stimmte er zu, noch hielt er ihn von seinem abscheulichen Vorhaben zurück. Sie näherten sich dem Hause Crosbie's, und hier verfiel Brown auf ein sonderbares Auskunftsmittel. Er bildete sich ein, wenn er das Gift der Frau, welche ihm den Ankauf aufgetragen, nicht selbst einhändige, so könne er auch nicht als des Mordes schuldig befunden werden. Demzufolge stellte er Hanton zwischen sich und Frau Crosbie, nahm dessen Hand, während jener die der Frau hielt, und gab ihm das Gift, der es denn in die Hände des Weibes legte. Diese Geschichte kam Jedermann höchst unwahrscheinlich vor und stimmte offenbar das Gericht günstiger für den Gefangenen. Hierauf sollte Frau Crosbie in Gegenwart Hanton's, der keinen Antheil bei der That genommen, auch für das Weib seines Brodherrn nicht die geringste Neigung gespürt, noch von dessen Tod Vortheil gehabt hätte, den Arsenik einem Butterbrod beigemischt, jedoch, da sie erst die Wirkung abwarten wollte, das Sublimat noch nicht gebraucht haben. Frau Crosbie war nicht träge in der Ausführung des Attentats. Ihr Mann fühlte sich bald unwohl, und das liebreiche Weib that betrübt. Brown sah ihn in seinen Qualen sich winden, und blieb unerschüttert. Befürchtend, daß der Arsenik nicht mit der gehofften Schnelligkeit wirke, rieth er jetzt das Sublimat anzuwenden. Demzufolge schüttete es Frau Crosbie in eine Tasse Thee, und beredete ihren Mann, den Trank zu seiner Erleichterung zu nehmen. Crosbie führte den Trank an seine brennenden Lippen und hatte bald ausgelebt. Mit ungewöhnlicher Eile und ohne Untersuchung der Ursache des Todes schritt man zur Beerdigung; der Zeuge verließ den Ort, um anderswo ein Unterkommen zu suchen. Er wußte nicht, was zwischen Brown und der Frau inzwischen statt gefunden und erst nach geraumer Zeit, nachdem inzwischen auch die Frau Crosbie's gestorben war, machte er ein Anzeige, auf welche die Behörde sich der Person John Brown's bemächtigte. Der Zeuge benahm sich bei den gestellten Kreuz- und Querfragen höchst linkisch. Er konnte keinen plausiblen Grund angeben, was John Brown bewogen haben könnte, ihn in das Geheimniß des beabsichtigten Mords zu ziehen, und ihm das Gift zur Einhändigung an Frau Crosbie zu übergeben. Der Umstand, daß er das Verbrechen während einer Reihe von Jahren verheimlichte, bis ihm zuletzt einfiel, eine Anzeige davon zu machen, gab seinem Zeugniß einen neuen Anstrich von Erdichtung. Ueberdieß war er bloß Ankläger, daher der Richter bemerkte, daß auf seine seltsamen und unbekräftigten Aussagen der Gefangene nicht schuldig befunden werden könnte. Ein Polizeidiener beschwor, daß Brown bei der Verhaftung äußerte, Hanton sey in dieser Sache eben so schuldig wie er. Dieß war jedoch kein überweisendes Geständniß. Bewiesen war, daß Brown nach dem Todesfall das Dorf mied. Auch brachte man in Erfahrung, daß der Pfarrer des Kirchspiels in Betracht seines ruchlosen Betragens, und des auf ihm lastenden Mordverdachts ihm befohlen hatte, den Distrikt zu verlassen. So deutete man sich seine Entfernung. Wäre der Prozeß hier geschlossen gewesen, so würde Brown durchgekommen seyn, allein nun erschien ein Zeuge von so seltsamem Anblick, daß die allgemeine Aufmerksamkeit von Neuem erweckt wurde. Ein weiblicher Zwerg von ungefähr drei Fuß Höhe, obschon achtzehn Jahre alt, an allen Gliedern mißstaltet, dessen Kopf beinahe so groß, wie der Ueberrest seines verkrüppelten Leibes war, mit einem Gesicht, welches das Gepräge des vollkommensten Blödsinnes trug, wurde vorgeführt. Man hatte die Zeugschaft dieser Person Anfangs ausschließen wollen auf den Grund hin, daß sie unfähig sey, den Begriff einer künftigen Vergeltung aufzufassen. Doch drang durch das Dunkel, welches ihre Seelenkräfte umhüllte, ein Schimmer, der anzeigte, daß sie eine Ahnung von einem Jenseits habe, und das Wort „Hölle," von ihr mit einem abschreckenden Starrblick ausgestoßen, bahnte ihr als Zeugin den Weg. Ihr Anblick war auch ohne die begleitenden Nebenumstände abschreckend genug, um in den Zuschauern ein peinliches Gefühl zu erwecken. Als sie aber aussagte, daß die Frau Crosbie ihre Mutter war, wurde die Theilnahme eben so kummervoll als allgemein. Sie beschwor, daß ihre Mutter sieben Kinder habe, die in der Nacht von Crosbie's Tod in deren Kammer schliefen. Ferner erfuhr man, daß in derselben Nacht Brown bei ihrer scheußlichen Mutter blieb. Während der Gatte kalt und todt auf dem Boden hingestreckt lag, empfing die Mörderin ihren Meuchelgehülfen, und vor den Augen ihrer Nachkommen gab sie sich ihren schuldvollen Umarmungen hin. Auf die Bemerkung eines der Richter, warum von den sieben Kindern dieses allein zum Verhör zugelassen würde, hieß es, mit Ausnahme eines Bruders seyen alle fast gänzlich unvermögend nur artikulirte Töne hervorzubringen. Der letztere solle jedoch vernommen werden. Ein Knabe wurde alsbald geholt, der mit noch größerem Elend als seine Schwester belastet, mißstaltet und abgelebt, den unmittelbar nach dem Morde Statt gehabten ehebrecherischen Verkehr bestätigte. Das arme Geschöpf erzählte, daß Brown und seine Mutter zusammen fort gingen, und ihn und seine Geschwister in dem dürftigsten Zustande zurück ließen, wo sie dann von dem Mitleid und der Milde der Nachbarn bisher erhalten wurden. Das Kind wußte nicht, daß seine Mutter gestorben, und obgleich es hinlängliche Gründe hatte, ihr Andenken zu verabscheuen, hielt es im Fortgeben plötzlich inne, wendete sich zu dem Gerichtshofe mit seinen geistleeren Zügen, in welchen dennoch ein besonderes Gefühl auftauchte, und mit dem kläglichen Geschrei eines Kindes rief es: wo ist meine Mutter? wo ist meine Mutter? Es ist wohl überflüssig noch beizufügen, daß man den Gefangenen als überführt annahm. Er wurde unmittelbar verurtheilt, und, ein seltenes Ereigniß in Irland, seine Hinrichtung erregte eine allgemeine Zufriedenheit unter dem Volke.

Malaische Rachsucht.

Ungefähr drei Tagreisen von Malacca liegen die sogenannten Lingieminen, so genannt von einem Dorfe an der Mündung des Lingieflusses, wohin das Zinn aus dem eine Tagreise landeinwärts gelegenen Sungie Udschong auf Booten gebracht wird. Diese Bergwerke werden von Chinesen bearbeitet. Nun geschah es, daß ein Chinese, der mit Opium handelte, von einem Malaien getödtet und in einem Sumpf begraben wurde. Diese Geschichte scheint ruchbar geworden zu seyn und eine Balgerei zwischen den Chinesen in den Minen und den Malaien der Gegend herbeigeführt zu haben; denn die chinesischen Bergleute bilden eine Brüderschaft, welche Jeden verpflichtet, die Beleidigung, die dem Einzelnen oder der Korporation widerfährt, zu rächen. Ob und wie sie sich rächten, ist nicht bekannt. Hingegen verübten die Malaien bei dieser Gelegenheit eine Verrätherei, welche ihren ganzen blutdürstigen Charakter zu erkennen giebt. Unter dem Vorwande eines Krieges gegen den Radscha von Sirimenanti, einem benachbarten Distrikte im Innern, borgten die Malaien, was sie von Waffen und Munition von den chinesischen Arbeitern bekommen konnten, und nahmen von Sirimenanti scheinbar Besitz. Einige Tage nachher schrieb der Klana oder Pongbulu, wie der dortige malaische Häuptling sich nennt, an zwei Vorsteher der Chinesen, und ersuchte sie, ihm mit Mannschaft zu Hülfe zu ziehen. Zweihundert Chinesen brachen demnach von Sungie Udschong nach dem eine Tagreise entfernten Sirimenanti auf; sie waren aber kaum halb Wegs gekommen, als sie in dem Dorfe Tradschi auf eine malaische Batterie stießen, die sogleich ihr Feuer eröffnete und sechs und zwanzig von ihnen tödtete. Die Uebrigen flüchteten sich in die Jungeln und kehrten nach Sungie Udschong heim. Mittlerweile hatte der Radscha von Dschellibo die zurückgebliebenen Chinesen zu einem Gastmahl geladen; da diese nichts Arges ahnten, so nahmen sie es an, und auch die Flüchtlinge kamen noch eben recht, dieser Festlichkeit beizuwohnen. Aber das Essen war noch nicht zu Ende, so fielen die Malaien über die wehrlosen Chinesen, vier- bis fünfhundert an der Zahl, her und begannen eine allgemeine Metzelei. Als denn doch noch Manche entflohen, so schossen sie mit teuflischer Bosheit auch in die chinesischen Häuser, um sie daraus zu vertreiben. Einige retteten sich indeß nach Lukut, einem andern von Chinesen besetzten Bergwerke, das etwas weiter an der Küste hinauf, gegen den Parcelarberg hin, liegt; Andere, nachdem sie sich mehrere Tage in den Jungeln versteckt gehalten, nach Malacca; Andere retteten sich, indem sie versprachen, Mohammedaner zu werden, und erschienen später mit gestutzten Zöpfen, womit wahrscheinlich das Werk der Bekehrung anfing, in Malacca. Die Begebenheit trug sich am vorigen Charfreitag zu. Die Malaien nahmen hierauf die siebenzehn Zinnschmelzereien (bangsals) des Distriktes in Besitz. Die Minen gehörten zwar den Malaien, wurden aber seit einer Reihe von Jahren durch die Chinesen, die dem Pongbulu zehn Procent entrichteten, ausgebeutet, und viele reiche Chinesen in Malacca waren bei dem dortigen Geschäft mit ansehnlichen Kapitalien betheiligt. Sollten die Chinesen genöthigt werden, das Land zu verlassen, so möchte es wohl um den ganzen Bergbau geschehen seyn, da die Malaien dazu zu faul sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 17. 17 Januar 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

3. Triest.

(Schluß.)

Allmählig öffnen sich die Kaffeehäuser und Kaufläden. Verwundernd fällt der Blick der Ankömmlinge auf die mannigfaltigen Kunstprodukte Englands, die neben indischen Shawls, türkischen Pfeifen und Gewehren, pariser Galanterieartikeln und wiener Modearbeiten in steter wohlgefällig fürs Auge berechneter Abwechslung ausgehängt sind. Die Straße scheint ein ununterbrochener Kaufladen, jeder Tag scheint ein Meßtag zu seyn!

Wir gehen in's Kaffeehaus, das mit Ladungen von Konfekt und Flaschen köstlicher verschiedenartig gefärbter Liquören bis zur Decke tapezirt ist; italienische, französische und deutsche Zeitungen liegen auf, der Kaffee wird Morgens in Gläsern mit Rahm, Nachmittags in kleinen Tassen und schwarz getrunken. Statt der in Norddeutschland üblichen kölner Pfeife reicht der Marqueur einen rothen thönernen Türkenkopf, der nebst Rohr und feingeschnittenem türkischem Tabak nur einige Kreuzer kostet. Im Kaffeehaus sieht man Italiener, Türken, Griechen, kurz Fremde aller Nationen um sich, die in ihren verschiedenen Zungen sprechen, und dabei höchst ungenirt sind (so daß z. B. Niemand den Hut abzieht). Der Grieche in seinem Kaftan sitzt an einem Tisch neben dem jungen zierlichen Wechselherrchen und dem sonneverbrannten englischen Steuermann in brauner Jacke!

Immer lebhafter werden die Straßen, die Wärme des Tages beginnt, man setzt sich außerhalb des Zimmers unter dem Baldachin, der vor dem Kaffeehause ausgespannt ist, um das Treiben auf der Straße desto näher in Augenschein nehmen zu können. Wälle von Melonen und Angurien werden hier dachförmig wie Kanonenkugeln in Festungen aufgethürmt, dort beginnt man ein ähnliches Bollwerk von Kokosnüssen zu errichten. Trauben, Pfirsichen, Orangen, Citronen, Granatäpfel und alle edlen Südfrüchte scheinen mit den buntfarbigen zum Kaufe ausgebreiteten Kindern der triester Flora einen Wettkampf der Schönheit und Mannigfaltigkeit bestehen zu wollen. An den Straßenecken werden Kastanien geröstet, und Käufer mit einem gellenden calde roste, calde roste, angelockt; doch das Wogen der Volksmasse und das Geschrei des Marronen-Rösters wird jetzt von der Stentorsstimme eines Athleten, der auf dem Kopfe ein Bret voll gerösteter Kürbisse trägt und das calde roste furchtbar mit zuchebaruche, zuchebaruche zu übertönen sucht, übertroffen. Bald wird das Duett durch Beihülfe einiger iahenden Esel und eines grau und grün gekleideten Polizeisoldaten, der eine Anzeige verkündet, zum Quintett erhoben! Neuer Lärm entsteht: amerikanische Matrosen kommen so eben nach langer Fahrt ans Land, schon von Weitem sind sie durch ihre muthigen abgebräunten Gesichter, ihre niedern breitrandigen schwarzlackirten Hüte und scharlachrothen Jacken kenntlich. Mit lautem Gesang durchziehen sie die Gassen, und eilen, in möglichst kurzer Zeit den schwerverdienten Lohn eines Jahres zu verschwelgen. Wogen von Menschen, durch Vaterland, Kleidung und Physiognomie gleich heterogen erscheinen und verschwinden; nur mit Mühe vermag das Auge auf den interessantesten Partien zu verweilen. Langsam geht ein kahlgeschorner Türke in seinem Volkskostüm und stiert geistlos ins Blaue. Ihn stößt ein Mäkler, der schnellfüßig, den gesenkten Kopf voll Zahlen, die Arme umherschleudernd und nur an Procente denkend daherläuft, wie ein römischer Mauerbrecher mit dem gebeugten Kopfe auf die Brust und giebt dafür zwölf italienische Entschuldigungen in aller Schnelle zum Besten, während der Türke, der keines Blickes würdigt, ihm eben so viel Flüche des Orients durch die Zähne gemurmelt nachschickt. Vor uns steht ein Dalmatier mit schwarzem Jäckchen und zugespitztem Korset, weiten kurzen schwarzen Pluderhosen, schwarzen Strümpfen und Schuhen, und unterhält sich eifrig mit einem krainerischen Landmädchen, den runden Hut galant unter den Arm nehmend. Er handelt mit ihr um Brod;*) aber das wohlgefällige Lächeln, mit dem er bald seinen Schnurrbart streicht, bald die Schöne betrachtet und der Umstand, daß er, als er sich von uns beobachtet sah, statt des Italienischen sich sogleich des Krainerischen bediente, bezeugte uns sattsam, daß er Brod nicht für das allein zum Leben Nothwendige hielt. Dort gehen zwei kroatische Popen mit hohen runden Mützen, langen weißen (an den Mundwinkeln jedoch etwas falbgefärbten) Bärten, Canonici mit dreieckigen Hüten, schwarzen fliegenden Gewändern und blassen Gesichtern, hier frische, junge Marinekadetten, schäkernde Brünetten, abgelebte Duennen, lorgnetirende Handlungsdiener, Lehrlinge mit Geldsäcken, Grenadiere mit Kommisbrod, Carossen mit Bedienten und Jägern, und einspännige Ochsenkarren der

*) Das Brod hat in Triest keine bestimmte Taxe oder Gewicht; den meisten Bedarf bringen die Landleute zu Markte und es wird dabei wie bei andern Lebensmitteln nach dem Gesichte gehandelt.

krainer Bauern, die, als Zufuhrwägen benützt, mit Reis, Zucker, Johannisbrod, u. dgl. beladen sind. Alles Dieß erscheint und verschwindet im lärmenden Gedränge schnell wie in einer Zauberlaterne.

Bald hätten wir uns im Anschauen zu sehr verspätet! Ueber dem Corso an der majestätischen Börse vorbei, deren Portal von hohen Säulen getragen wird, eilten wir zum Molo. Doch wie oft wurden unsre Schritte gehemmt! Auf dem Corso krächzte uns der Sommer- und der rothschwänzige Papagei *) entgegen, Kokosnüsse und griechische Schildkröten lagen hier aufgehäuft neben ihren braunen Verkäufern und versetzten uns im Geiste in die Capstadt. So gelangten wir an der Hauptwache vorbei zum Hauptmarkt, in dessen Mitte der große Springbrunnen und die Statue Carls VI **) sich befinden, zum Fischmarkte, der sich freilich mit denen Venedigs, Neapels und Nizzas nicht messen darf, aber dennoch bedeutend genannt zu werden verdient, und dem auch wir einige nähere Aufmerksamkeit schenken wollen.

4. Der Fischmarkt.

Illi triplex aes circa pectus erat,
Qui siccis oculis monstra natantia
Vidit. — — — ***)

singt Horaz begeistert von dem Helden, der zuerst den Ocean zu beschiffen wagte, und ohne Entsetzen die Ungeheuer der Tiefe sah, und wem sollte hier Schillers Ballade vom Taucher auch nicht unwillkürlich ins Gedächtniß kommen?

Gestalten, die nur der Naturforscher ohne Furcht und Abscheu ansehen kann — gigantische Hummer, Krabben, Weichthiere aller Art, drachenähnliche Rochenarten, Schwämme, Korallen, Meerpflanzen und Austern nebst allen buntfarbigen Muscheln, Fischen und andern genießbaren oder wenigstens brauchbaren Gaben der Thetis sind hier aufgehäuft! Ein eigenthümlicher Modergeruch vermischt sich mit den Pechdämpfen, die als undurchdringliche Wolken von den kalfaterten Schiffen emporsteigen, und schreckt jeden Fremden ab. Alle eßbaren Gegenstände sind in Körbchen sortirt, und werden fleißig, um sie einigermaßen vor Fäulniß zu hüten, mit Seewasser besprengt. Den Leser mit ihrem langen Namensverzeichniß zu langweilen, das für die Meisten nicht mehr Interesse haben möchte, als für mich der Schiffskatalog Homers, wäre höchst ungerecht. †)

Doch in der That, nicht der Naturforscher allein, auch der Physiognomiker wird hier reiche Ausbeute finden! Eine vergleichende Physiognomik der Poissarden in Paris, der Höckerinnen in Sachsenhausen und Nürnberg, und der Fischhändler in Triest nebst einer Zusammenstellung aller dort üblichen Schimpfwörter möchte grotesk genug ausfallen! Wie oft wünschte ich mir Hogarths Griffel, um jene Gesichter, die nur niedrigen Betrug mit frecher Kühnheit verbinden, in ihren verschiedenen Nüancen darstellen, zu porträtiren! Solche Gemälde von der rohesten Sittenlosigkeit, solche Flüche, die stets das Heiligste der Religion zum Gegenstand haben, sieht und hört man nur in italienischen Seestädten. Nichts ist charakteristischer hinsichtlich der Stufe der religiösen Bildung (oder vielmehr Nichtbildung) dieses betrügerischen Gesindels, als daß derselbe Bursch, der vor wenigen Minuten von corpo d'un ostia bis zum corpo des letzten Heiligen die ganze Reihe der Flüche durchgelaufen hat, sein theures Geld um Amuletten und Kreuzchen ausgiebt, die von Türken aus Palästina gebracht werden; nicht minder charakteristisch ist die an den zweideutigen Kneipen oft befindliche Aufschrift: Chi non beve, non crede.

Dem neugierigen Fremden geht es auf dem Fischmarkte schlimm; bald wird er aus Neckerei, indem sich der Fischer stellt als wolle er seine Fische besprengen, mit Salzwasser begossen, bald schreien ihm Andre ihr gellendes: signor a tre, a tre, a tre (nämlich quarantani) oder ihr barboni, dentai mulli, sardoni, ciepole in die Ohren, Sachen, die kaum 10 kr. Werth haben, werden ihm um 1 fl. geboten; kauft er nun theuer, so wird er unmittelbar hinter seinem Rücken als Esel verlacht, bietet er den wahren Werth, so schreien wenigstens zwölf ihn umringende Fischer zugleich: „Meinen Sie ich bin „ein Dieb oder eines Hundes Sohn; hätten Sie je auch nur einen

---

*) psittacus aestivus und erythacus.

**) Sie wurde ihm in Folge seiner Anwesenheit (30 August 1728) in Triest gesetzt, und da wir alle Inschriften öffentlicher Gebäude oder Denkmäler Triests in den Werken des Prof. Agapito (Wien. Strauß 1824) genau aufgezeichnet finden, so enthalte ich mich ihrer Angabe.

***) Horaz Od. I, 3.

†) Der Naturhistoriker wird, wenn er nähere Nachrichten will, sie von mir in der Isis (Novemberheft 1829 bis zu den letzten Heften) finden; für die übrigen Leser erlaube ich mir nur einige Anmerkungen beizufügen: Unter der Unzahl von Seefischen sind folgende sehr beliebt: Tonina (scomber thynnus), Thunfisch. Sein Fleisch kam uns zu trocken vor, obgleich er der theuerste Fisch ist. Scombri (th. scomber) Makrellen sind viel zarter und schon der Silberglanz ihres Bauchs und ihr glänzend blau und smaragd marmorirter Rücken empfiehlt sie äußerlich. Zahlreich sind die verschiedenen Arten der Schollen (pleuron etc.) rhombi, passere und sfoglie: besonders die letztern sind gesucht. Die zwei kleinern Augen, die diese ovalen oder rautenförmigen sehr platt gedrückten Fische auf einer Seite des Kopfes haben, weßhalb sie nur auf der Seite schwimmen, giebt ihnen ein merkwürdiges Ansehen. Der köstliche purpurrothe mullus barbatus, der schon den Römern als Leckerbissen bekannt ist, so wie die nicht minder geschätzten Sparus-Arten (besonders auratus) nebst Aalen. Meeräschen (mugil cephalus, ital. sievoli). Gemeine Haifische werden nur vom gemeinen Mann genossen, (sq. catulus und canicula, so wie mustela) und sind häufig zu finden; eben so die schönen Zitterrochen (torpedomarmorata), die Seeengel (Squatina angelus), deren rauhe Haut abgezogen, und als Handelsartikel für Degengriffe ꝛc. benützt wird, und die langgeschwänzten drachenähnlichen Rochen (raja), deren scharfe Stacheln für giftig gelten. Die Lippfische (labrus) prangen mit den brennendsten Farben, werden aber wenig geschätzt, eben so noch viele Knorpelfische z. B. der Froschfisch mit seinem ungeheuern Rachen (Lophino piscatorius, ital. pesce rospo). Das Fleisch der Knorpelfische ist weich, moberig und kostet pfundweise höchstens 2 kr. Hummer von halber Mannslänge, kleine und große Krabben sind gemein, zahllose Muscheln werden sogleich roh verzehrt oder geröstet, wie z. B. die Arche Noas. Die Kuttelfische (sepia) mit ihren von Saugnäpfen besetzten Armen, die schon in Ragusa centnerschwer, und den Badenden gefährlich werden, sind eine beliebte, angenehme Speise. Ihr schwarzer Saft wird als Tinte gebraucht. Größere Haifische, große Seeschildkröten, Schwertfische u. s. w. sind zufällige, jedoch nicht sehr seltene Erscheinungen; wir erhielten selbst während unsrer Anwesenheit eine 4 Ctr. schwere Lauan-Schildkröte noch lebendig von Fischern, die sie bei Muja fingen.

Fisch' gekauft, so könnten Sie nicht so albern bieten," doch kaum entfernt man sich 12 Schritte, so wird man zurückgerufen, erhält den Fisch dennoch und dazu hundert Schwüre, daß er dem Fischer selbst mehr koste.

Diese Fischhändler gehen nie selbst in die hohe See, sondern machen mit armen Fischern Akkorde, die für sie das Meer befahren und ihnen die ganze Beute, so wie sie ist, um einen bestimmten Preis liefern müssen. Oft genug finden diese Schiffer als Lohn eines ärmlichen, mühe- und gefahrvollen Lebens ihr Grab in den Wogen, während die Krämer durch schamloses Ueberbieten und Betrügereien jeder Art vermöglich werden. Gewöhnlich übersteigt das Geschrei und Schimpfen auf dem Fischmarkt alle vorgefaßten Begriffe; ist es aber noch so ruhig, so kann man mit den Worten: questo pesce sforza wie mit einer Zauberformel den Fischer, dessen Waare sie galten, und seine Nachbarn zu Schimpfwörtern, die sich gegenseitig jagen und mit Blitzesschnelle hervorsprudeln, bewegen. Man hüte sich daher ja vor dieser Bemerkung, wenn sie auch noch so wahr wäre!

5. Der Molo San Carlo.

Wir entflohen dem lärmenden Gedränge und eilten längs des Kai zu dem neuen Molo, der eine der bezauberndsten Aussichten auf das Felsenufer unter Contobello darbietet. In majestätischer Ruhe lagen die schwarzbäuchigen Schiffe der verschiedensten Völker vor uns; auf den höchsten Rahen saßen Matrosen so kühn als Schwalben, ruhig dem Leben unter ihnen zusehend. Schiffe wurden befrachtet und entladen, Wein, Mais, Kolonialartikel und Oelfässer bedeckten das Ufer und das Innere der Schiffe; von Weitem zieht das Dampfschiff, eine Rauchwolke bezeichnet seine Bahn, die Wogen schäumen, erzürnt über das stolze Gebäude unter seinem Räderschlage, es nähert sich, mit Geprassel wird der vorräthige Dampf auf einmal aus der Röhre entledigt und langsam naht es dem Molo. Freunde begrüßen, Seekranke beglückwünschen sich, und ein Haufen von Müßiggängern bietet seine Dienste an. Jeder bemüht sich, wenigstens die Handschuhe, den Regenschirm, ein Schächtelchen oder eine andre Kleinigkeit tragen zu dürfen, um für diese unbedeutende Dienstleistung ein unverschämtes Trinkgeld zu verlangen und der eben ankommende Fremde wird dadurch, daß nun Zwanzig die Dienste versehen, die leicht ein Einziger hätte übernehmen können, nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. — Karren und Wägen fahren ab und zu, Barken landen und stechen in die See, überall regsames Treiben!

Uebersicht der Höhe der merkwürdigsten Spitzen der Cordilleren in Peru.

(Schluß.)

Da Hr. Pentland, der weder den Gipfel des Illimani, noch den des Sorata, wegen der Eismassen, die ihren Abhang umgürten, erreichen konnte, so maß er ihre Höhe mittelst trigonometrischer Operationen. Bei der Messung des Illimani waren die Triangel auf einer längs den Ufern des See's Titicaca bis an den Fuß des nämlichen Berges gemessenen Basis bestimmt, deren Erhebung über die Meeresfläche barometrisch ausgemittelt war. Die Erhebungswinkel überstiegen 20°. Die Höhenbestimmung des Sorata ist auf eine Operation gegründet, welche längs den Ufern des Titicaca geführt wurde; allein der Erfolg derselben machte nur bemerkbar, wie weit der Gipfel der Gebirgskette über die untere Gränze des ewigen Schnees sich erhebt; um zur Gewißheit zu gelangen, war es nöthig die Vertikale der gleichen Schneehöhe an einem Berge derselben Kette zu Hülfe zu nehmen, dessen Lage eine unmittelbare Messung erlaubte. Wir sehen hieraus, daß die Höhe des Sorata auf weniger direkte Weise als die des Illimani gefunden wurde; doch versichert Hr. Pentland, daß eine mögliche Irrung nur äußerst unbedeutend seyn könne. Drei oder vier der unten bemerkten Höhenangaben ausgenommen, sind alle übrigen das Ergebniß barometrischer Messungen, durch öftere Wiederholungen mit den trefflichen Instrumenten des Herrn Fortin bestätigt.

Höhen der Gebirge in Oberperu, nach ihrer Erhebung über die Meeresfläche. *)

Oestliche Cordilleras.	Fuß (engl.)
1. Nevado di Sorata	25.250.
Dieß ist der höchste Gipfel dieser Kette; er ist also bedeutend höher als der Chimboraço.	
2. Nevado di Illimani, östlich von der Stadt La Paz .	24.350.
3. Cerro de Potosi	16.037.
Dieß ist der berühmte Erzberg, dessen Name die benachbarte Stadt trägt. Der höchste Punkt dieses Berges, auf welchem Gruben befahren worden, ist	15.912.
Westliche Cordilleras.	
1. Gebirg Tajora, oder Chipicani	18.898.
2. Gebirg Pichu. Es besteht aus Trachit . . .	18.605.
3. Vulkan Arequipa	18.375.
Dieß ist der schönste und malerischste vulkanische Kegel der Anden.	
Gebirgspässe der beiden Cordilleren. **)	
Altos de los Huessos	15.606.
Dieser Paß ist am südlichen Fuß des Vulkans Arequipa. Er hat seinen Namen von zahllosen Thierknochen (Huessos), mit denen er bedeckt ist.	
Paß von Paquani	15.227.
Städte in Peru und Bolivia.	
Lima, Hauptstadt von Peru	512.
Cochabamba, Hauptstadt der Provinz gleiches Namens .	8.446.
Diese Stadt, mit einer Bevölkerung von 30.000 Seelen, hat eine bedeutendere Erhebung als der St. Bernhard.	
Chuquisaca, oder La Plata, Hauptstadt der neuen Republik Bolivia	9.331.
Tupisa, Hauptstadt der bolivischen Provinz Cinti . .	10.004.
La Paz, nahe am Ursprung des Flusses Beni . . .	12.195.
La Paz ist die blühendste Stadt in Bolivia. Ihre Erhebung über die Meeresfläche übersteigt den höchsten Gipfel der Pyrenäen.	
Oruro in der Nähe des Desaguadero. Stadt mit 5,000 E. .	12.441.
Puno, am westlichen Ufer des See's Titicaca. Stadt mit 5.000 E.	12.832.
Chucuito	13.025.
Diese Stadt, höher als die höchsten Gipfel der tyroler Berge liegend, hatte vor der indianischen Insurrektion des Tupac Amaru 30.000 Einwohner	
Der große Platz von Potosi	13.314.
Der höchste Punkt in Potosi	13.668.
Potosi liegt also auf gleicher Höhe mit der Jungfrau, einem der merkwürdigsten Punkte der Berneralpen.	
Dörfer.	
Tiaguanaco	12.812.
Dieses Dorf liegt an den Ufern des Titicaca und ist berühmt durch die in der Nähe befindlichen gigantischen Ueberbleibsel der peruanischen Vorzeit.	
Der Spiegel des See's Titicaca liegt über der Meeresfläche	12.705.
Ta..ora, ein indianisches Dorf	14.252.

*) Folgende Angaben zur Vergleichung.

	Fuß (engl.)
Dschabavir, in der Kette des Himalaya	25.746.
Chimboraço, in den Anden von Quito	21.425.
Der Elbrus, im Kaukasus, nach Dr. Kupfer . . .	16.411.
Mont Blanc	15.781.
Pik von Teneriffa	12.172.
Malahasen, in Granada in Spanien	11.663.
Der Maladite, in den Pyrenäen	11.421.

**) Zur Vergleichung.

	Fuß (engl.)
In den Alpen der Paß Furka	8.301.
Der Col de Seigne	8.071.
Der Paß Mont Cenis	6.778.
Der Paß Simplon	6.587.

Weiler und einzeln liegende Wohnungen

Weiler und Poststation Chullunquani . . . . . 15,869.

Posthaus Ancomarca . . . . 15,722.

Hier liegt also ein Posthaus auf gleicher Höhe mit dem Montblanc. Jedoch muß bemerkt werden, daß es des rauhen Klima's wegen nur 3—4 Monate im Jahr bewohnt wird; indeß ist diese Straße zu jeder Jahreszeit von Reisenden, die nach La Paz oder andern Städten an den Küsten der Südsee gehen, besucht.

Literarische Chronik.

Adolf Peschier's Vorlesungen.

Frankfurt a. M., 28 Dec. 1830.

Man liebt bei uns französische Sprache, französische Literatur und französische Moden; welchem dieser drei Gegenstände man den Vorzug gebe, wollen wir nicht entscheiden. Alles, was von unsern lieben Nachbarn im Westen kommt, nehmen wir gastlich und mit zuvorkommender Freundlichkeit auf, damit wir von ihnen nicht der Unhöflichkeit, oder gar der Unduldsamkeit beschuldigt werden mögen. Und wie konnte, wie sollte es anders seyn? Eine Sprache, in welcher der Geist eines zum Licht strebenden Volkes sich kräftig ausspricht, und in der Reinheit der Sitten und Civilisation des geselligen Lebens sich überall abspiegeln; eine Literatur, welche den befruchtenden Samen über einen Theil von Europa ausgestreut und so manchen Lichtfunken verbreitet hat; eine Literatur, deren neue Flugpoesien dem denkenden Beobachter als Bruchstücke einer modernen Ilias erscheinen; eine Mode, deren Charakter in der letzteren Zeit achtungswerth zu werden beginnt aus gar mancherlei Gründen — solche Gegenstände muß man liebgewinnen und gern bei sich aufnehmen. Ihnen eine Lobrede zu halten, wäre eine eben so angenehme als leichte Arbeit; aber sie wäre unnütz, da man dem Freunde den Freund nicht erst zu empfehlen braucht. Dieses vorausgesetzt, war Hr. Peschier eines freundlichen Empfangs in Frankfurt gewiß; dieser ist ihm geworden, und wir freuen uns darüber, da er ihn mit allem Rechte verdient.

In den drei ersten öffentlichen Vorlesungen entwickelte Hr. Peschier seine Ansichten im Allgemeinen und zog die Zuhörer an durch seine Freisinnigkeit, seine von aller literarischen Befangenheit und engherzigen Parteigängerei gleich weit entfernte Selbstständigkeit, und durch das helle Licht, mit welchem er auch Dasjenige, was kein französisches Wappen, keinen pariser Akademiestempel trägt, betrachtete. Der Genfer (Hr. Peschier ist aus Genf) steht auf einer Höhe, wohin ein pariser Literator nur mit Mühe gelangt; denn Dieser, eifersüchtig auf seinen Ruhm und erzogen von seinem Laharpe und seinem göttlichen Voltaire, dem nur Eines fehlt, welches Eine aber mehr gilt, als Alles, was er besitzt, gelangt nur schwer dahin, zu vergessen, daß er ein Franzose ist, zu vergessen, daß Racine und Vortrefflichkeit nicht nothwendigerweise mit einander verknüpft sind. Allgemeinheit der Ansicht wird mit Rechte zuvörderst verlangt von Demjenigen, welcher sich zum Richter aufwerfen will über Männer der Literatur, von denen Jeder nur dann erst verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man ihn im Verhältnisse zu seiner Zeit und zu seinem Volke auffaßt. Nach Dem, was Hr. Peschier in seinen drei ersten Vorlesungen über Dante, Milton, Ossian, Shakespeare, Klopstock u. A. gesagt hat, läßt sich der sichere Schluß ziehen, daß man von der Fortsetzung dieser literarischen Sitzungen Ausgezeichnetes zu erwarten berechtigt ist.

Wenn die Ansicht des Hrn. Peschier Lob verdient, so wird dieses um so gerechter, wenn man die Ausführung seiner Vorlesungen im Einzelnen betrachtet. Der Redner versteht die Kunst, mit kräftigen Zügen zu charakterisiren; in einer lebendigen und gefälligen Sprache bietet er eine schöne Form; ein rascher Fortgang der Ideen belebt die Theilnahme; gedrängte Kürze zeigt und empfiehlt sich überall. Die Wahl des Stoffes, den Hr. Peschier behandeln wird, scheint uns sehr zweckmäßig und in jeder Beziehung geeignet, vielseitige Theilnahme zu erwecken. Die Entwickelungsgeschichte der Literatur im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, welchem Zeitraum geniale Menschen, wie Dante, Petrarca, Ariost, Boccacio, Shakespeare, Milton, Michel-Angelo, Montaigne, Hans Sachs, Camoens, Calvin, Luther u. A. angehören; einer Literatur, welche die Nacht, worin lange Zeit die Menschheit gehüllt lag, mehr und mehr aufklärte und eine Fackel entzündete, welche nie mehr erlöschen wird, bietet einen großartigen Anblick dar, und kann nicht ohne Erhebung und nicht ohne Staunen betrachtet werden. Hier treten uns mächtige Geister entgegen, welche uns emporheben, erwärmen, begeistern; hier geschehen große Thaten in Worten und Werken und wird ein Pfeiler nach dem andern erbaut, damit der Tempel der Wahrheit und des Lichtes sich auf ihnen erhebe; hier spricht das Große und Schöne sich auf mannigfaltige Weise aus, bald im tragischen Schwung eines Briten, bald in der zarten Blüte eines italienischen Dichtergartens, bald in der Fülle und Kraft des deutschen Gemüthes, bald im frommen Ernste eines begeisterten Milton. Wo ein so reiches Thema vorliegt, da ist es natürlich, daß ein Mann von Kenntniß und Talent, wie Hr. Peschier, anziehen muß. Durch eine zweckmäßige Auswahl und einen in der That sehr schönen Vortrag vorzüglicher Stellen aus den unsterblichen Werken der ebengenannten Meister weiß der junge Professor seine Zuhörer in den Stand zu setzen, seine Vorlesungen auch selbst in dem Falle, daß der angeführte Dichter oder Schriftsteller nicht genau bekannt seyn sollte, zu verstehen. Wie viel Geschmack er besitzt, und mit welcher Umsicht er bei der Wahl dieser Belegstellen zu Werke geht, bewies er, indem er, von der alten, nordischen Poesie redend, Bruchstücke citirte, welche eben so trefflich, als charakteristisch waren, und sich durch die Gewandtheit, Kraft und Schönheit der französischen Uebersetzung sehr auszeichneten. Besonders glauben wir auf die Art aufmerksam machen zu müssen, wie der Literator von Genf über Voltaire sprach, und wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir sagen, daß ein Franzose, der seinen Voltaire so freimüthig, vorurtheilslos und streng zu beurtheilen Muth genug hat, eine Selbstständigkeit des Urtheils und eine Welt- und Lebensansicht besitzen muß, welche man sich weder in einem Collége royal, noch in Laharpe's Literaturwerk erwirbt, sondern die man nur durch eine wahrhaft humane Bildung erhält.

W.

Transportbare Häuser.

Der schwedische Obristlieutenant Blom machte im J. 1819 den ersten Versuch transportbare Häuser zu bauen mit einem Landhaus, das aus einem Saal und zwei kleineren Zimmern bestand. Auf Ersuchen der Akademie der Landwirthschaft und Industrie in Stockholm ließ er eine Abhandlung über diesen Gegenstand in die Jahrbücher dieser Gesellschaft (7 B. 28 Hft.) einrücken. Seit jener Zeit sind über 80 Gebäude in dieser Art von verschiedener Größe zum Theil zweistöckig, ja einige mit einer Anzahl von Zimmern, die bis zu 24 stieg, unter Bloms Leitung in Stockholm entstanden; ungerechnet eine Menge, welche von andern Baumeistern in den schwedischen Provinzen nach seinen Zeichnungen aufgeführt wurden. Andere kamen nach Dänemark, Rußland und den vereinigten Staaten von Nordamerika. Eines desselben bewohnte der englische Admiral Baker zu Stockholm während des Sommers 1829 mit seiner Familie und war wohl zufrieden. Diese Häuser widerstehen jeder Witterung und lassen sich sehr gut heizen. Ihre Baukosten sind verhältnißmäßig unbedeutend. Sie können in wenigen Stunden auseinander gelegt und dann an jeden beliebigen Ort verpflanzt werden. Wenn solche Wohnungen sehr in Gebrauch kommen, so kann es geschehen, daß man künftig Pächter nicht nur mit ihrem Pflug, sondern auch mit ihren Wirthschaftsgebäuden wandern sieht, oder daß der Kaufmann sein Waarenhaus mit auf den Markt nimmt. Bei Expeditionen zu Entdeckungsreisen, bei Gründung neuer Colonien rc. fällt der Vortheil der neuen Methode namentlich in die Augen. Das Verfahren ist im Wesentlichen Folgendes: Die Außenwände werden senkrecht eingesetzt, indem das Wasser den Adern des Holzes nach besser abläuft. Die verschiedenen Stücke werden durch Fugen mit einander verbunden. Der innere Theil der Wandung wird getäfelt. Zwischen die Außenwand und das Getäfel thut man eine Art Pappendeckel, die $1/_{10}$ Zoll dick ist und das Eindringen der Luft verhindert. Die Winkel werden mittelst Schrauben zusammengehalten. Bindebalken braucht man nicht nothwendig, auch keine Rahmen für Fenster und Thüren. Der Boden ist wie die Wandung doppelt, nur $1/_4$ dicker. Die 12 Fuß langen und 6 Fuß breiten Stücke, woraus er besteht, werden in den Theil des Gebäudes eingefügt, welches die Basis bildet. Die Festigkeit des Dachs hängt hauptsächlich von dem Giebel ab. Es ist doppelt, wie Boden und Wandung und wird mit konkaven Latten belegt, die so ausgehöhlt sind, daß sie auf die konveren Planken passen. Das Dach erhält einen Anstrich von Oel, wie das übrige Gebäude, oder sonst eine Verkleidung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 18. 18 Januar 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

6. Die Bothege.

Nochmal kamen wir am Fischmarkte vorbei; der Mittag war angerückt; geröstete Muscheln, rohe Krebse und Austern wurden an den Straßenecken verkauft und verzehrt; wir aber konnten der Neugierde, das Innere einer Matrosenkneipe zu sehen, unmöglich widerstehen und begaben uns an der Ecke des Fischmarktes in die bothega al franco porto di Trieste die wir als originell allen nach uns den Fischmarkt in Triest Besuchenden empfehlen. Le Vaillant hat uns ein treffliches Bild eines afrikanischen Bacchanals gegeben, doch solche Freskogemälde wie in der triester Bothege, hat selbst Afrika nicht aufzuweisen!

Eine furchtbare Rauchwolke, die drei Grenadiere aus ihrem Kommißtaback (dessen Geruch nicht füglich zu den balsamischen gerechnet werden kann) emporqualmten, vermischt mit heißen uns räthselhaften Wasserdämpfen, dann Wolken von Cigarren und dem verschiedenartigsten Geschmäuche, erschwerten nicht wenig den Eintritt; doch muthig riefen wir mit Virgil:

> Tuque invade viam! — — —
> Nunc animis opus, Aenea, nunc pectore firmo!

und befanden uns glücklich im Innern, ohne uns jedoch gehörig orientiren zu können, da wir aus dem Qualme bald nur einzelne furchtbare Gliedmassen, Hände mit bedeutenden Punsch- und Branntweingläsern, rothe Nasen oder nasse Augen sahen, und jubelnde Stimmen, die ihr Freudenlied wenn auch nicht melodischer, doch viel lauter als die Lerche und in den abwechselndsten Dissonnanzen wirbelten, vernahmen. Krampfhaft fing ich nach frischer Luft zu stöhnen an, da wollte mein Genius, daß ich unerwartet ein Fenster öffnete, zu dem der Rauch in dichten Wolken hinausströmte.

Wer in dunkler Finsterniß den Rigi, das Hospiz auf dem St. Bernhard; oder sonst irgend eine als romantisch bekannte Gegend erreichte und ehe er noch die Landschaft in deutlichen Umrissen sah, die Nacht in Erwartungen zubrachte, wird am Besten wissen, wie sehnlich wir in solchen Fällen der Helle des Morgens harrten. Aehnlich war unsere Erwartung in der Bothege gespannt! Zum Glück waren nun auch die meisten Tabackwolken verflogen und nur einige kräuselten sich schwer an der Zimmerdecke. Auf einem langen mit Gläsern bedeckten Tisch standen an beiden Enden zwei kolossale kupferne Urnen, unter der einen flackerte Spiritusfeuer, während ihr heiße Dünste entstiegen. Sie enthielt heißes, die andere kaltes Wasser. Alle Wände waren mit viereckigen überflochtnen Cyper-, Malagga- und Rosoglio-Flaschen oder Tabackpacketen ausgekleidet und ungeheure Fässer süßer Weine füllten den Hintergrund. Von den übrigen Tischen floß Punsch und Branntwein und aqua calda col siroppo;*) die Gläser pichten so fest, daß man sie heben mußte und Schaaren von Fliegen suchten den Ueberfluß sich zu eigen zumachen.

An den benäßten Tischen saßen englische Matrosen, die heftig mit einander stritten. Nach dem Eifer, mit dem der Streit geführt wurde und dem häufig eingeflochtenen god dam (den einzigen Worten, deren Bedeutung uns klar war) und den vielen Faustschlägen, die bei jeder Betheurung auf den Tisch fielen, zu schließen, schienen sie ein höchst verwickeltes wissenschaftliches, vermuthlich philosophisches Gespräch zu führen und wir bedauerten nur wegen unserer geringen Bekanntschaft mit der englischen Sprache aus ihrer Dissertation nicht eine kleine Anthologie sammeln zu können. Der herazlischen Philosophie waren sie jedoch gewiß nicht ergeben, da sie sich sehr skeptisch betrugen und, nach der Menge der vor ihnen gleich Trophäen aufgepflanzten leeren Punsch-, Cyper- und Branntweingläser zu urtheilen, schon längst die goldene Mittelstraße überschritten haben mußten. Eine Gruppe griechischer Matrosen mit nackten Waden, schwarzen Pluderhosen und rothen knappanliegenden Mützchen sang an einem andern Tische ein Volkslied, in dem sich finstrer Ernst ausdrückte, und schien sich wenig um die andern Gäste zu bekümmern, ruhig bei ihrem Wein Sardoni und harte Bika verzehrend.**) Ich freute mich über sie und hatte später noch genug Gelegenheit den Muth und die Geschicklichkeit der griechischen Matrosen bei Stürmen kennen zu lernen. Spartanische Entsagung und Ausdauer wohnt immer noch in einzelnen der alten Heldenfamilien; allgemeiner aber unter der niedern griechischen Volksklasse.***)

---

*) Warmes Wasser mit Liquör und Zucker vermischt und so als punsch-ähnliches Getränke zubereitet, das hauptsächlich unter Matrosen und Fischern starke Liebhaber findet.

**) Bika heißt das weiße, harte, ungesalzene in Italien gewöhnliche Brod.

***) Es ist eine eben so traurige, als wahre Thatsache, daß der Charakter des griechischen Volkes sehr durch die lange Despotie, der es unterlag, litt. Im Oesterreichischen, wo sich sehr viele Griechen ansiedelten, kann man am Besten den jüdischen Charakter dieser Leute kennen lernen und Grecco ist in den italienischen Seestädten kein geringeres Schimpfwort, als bei uns Jude! Die Klagen der Deut-

Am vierten Tische saßen Matrosen eines venetianischen Schiffs und zogen, während zwei Zuschauer jedem einzelnen Spieler mit lauten Worten einredeten, Zwick-Mühle. Pfennige und Bila-Krummen vertraten die Stelle der Steine und einer der Zuschauer war einzig und allein damit beschäftigt, die Linien, die abwechselnd von Schnaps und Punsch weggespült wurden, von Neuem sichtbar zu machen. Alle trugen rothe altphrygische lange Schiffermützen, und die in den südlichen Gegenden Europa's gewöhnliche Matrosenkapuze; sie ist das Urmodell der ganzen späteren Kaputzengarderobe und die heutige Matrosenkaputze läßt sich nach dem Urtheil zweier Hauptstimmen ganz und gar mit der heutigen Kapuzinerkaputze vergleichen. Die Scene war burlesq, wer hätte in diesen Kutten Matrosen vermuthet? Als aber diese verkappten Wölfe bald fluchten, bald Lieder sangen, die jedes keusche Ohr beleidigen mußten, dann ihre Schönen hereinriefen und zuletzt selbst die Engländer überbrüllten, so gaben sie das schönste Argument, daß — die Kapuze nicht allein heilige. Einer dieser Kuttenmänner stieß dabei zufällig an einen der Grenadiere des ersten Tisches, der bis jetzt mit seinen Kameraden über Retiraden und mancherlei wundervolle Rettung aus Lebensgefahr im wiener Dialekt gesprochen hatte, und da er Unteroffizier, sie hingegen Gemeine waren, von ihnen gebührend bewundert wurde. Eine solche Beleidigung schrie aber laut nach Rache, ein Fußtritt und Geschrei folgte, das Signal zum allgemeinen Aufruhr war gegeben. Wie es bei Kirchenversammlungen zugegangen seyn mag, wurde uns erst jetzt anschaulich und froh von keinem der geschwungenen Stühle und der umhergeworfenen Gläser getroffen worden zu seyn, retteten wir uns, die Kämpfer ihrem Schicksal überlassend, ins Freie.

Aus Humboldts neuester Reise.

4. Das System des Kuen-lün.

Der Kuen-lün, auch Kulkun oder Tartasch davan genannt, liegt zwischen Chotan (Iltschi) *), wohin die hindu'sche Civilisation und der Buddhadienst 500 Jahre früher, als nach Tübet und Ladak gelangten, zwischen dem Gebirgsknäul des Sees Chuchu-noor und Ost-Tübets und dem Lande Katschi. Dieses Bergsystem beginnt westlich von dem Tsung-ling, den blauen oder Zwiebelbergen, über welche Abel Remusat in seiner gelehrten Geschichte von Chotan **) so viel Licht verbreitet hat, und schließt sich, wie schon bemerkt worden, an die Querkette Bolor an, wovon sie nach den chinesischen Schriftstellern den südlichen Theil bildet. Dieser an Rubinen, Lasulisen, und Kalaiten, d. h. Türkisen von nicht organischem oder animalischem Ursprung, reiche Erdwinkel zwischen Klein-Tübet und Badachschan ist sehr wenig bekannt. Neuen Nachweisungen zu Folge

sten, die lange Zeit selbst in Griechenland waren, sind bekannt, möge mit der Freiheit Griechenlands alte Größe wiederkehren!

*) Die Lage von Chotan wird auf allen Karten falsch angegeben. Nach den astronomischen Beobachtungen der Missionäre Felix de Arocha, Espinha und Hallerstein ist die Breite 37° 0' und die Länge 55° 52'. w. Peking, folglich 76° 15' ö. Par. (Memoires relatifs à l'Asie Th. 2, S. 283). Diese Länge entspricht der mittlern Richtung des Kuen-lün.

**) Histoire de la ville de Khotan, p. VIII etc. 237. Klaproth a. a. O. Th. 1, S. 295. 415.

scheint das Plateau von Chorassan, das sich gegen Herat hinzieht und im Norden der Hinducho *) zur Grenze hat, eher eine Fortsetzung des Thsung-ling und des westlichen Kuen-lün zu seyn, als, wie man gewöhnlich annimmt, eine Verlängerung des Himalaja. Von dem Thsung-ling läuft der Kuen-lün von Westen nach Osten gegen die Quellen des Huangho hin, und dringt mit seinen Schneegipfeln in die chinesische Provinz Schensi. Beinahe unter dem Meridian dieser Quellen erhebt sich der große Bergknäul des Sees Chuchu-noor, im Norden an die Schneekette Nan schan oder Kn lian schan **) sich anlehnend und gleichfalls von Westen nach Osten laufend. Zwischen dem Nan schan und dem Thian-schan, auf der Seite von Hami, begrenzen die Tangutgebirge das wüste Hochland Gobi, das sich von SW nach NO ausdehnt. Die Breite des mittlern Theils des Kuen-lün ist 35° 30'

5. Das System des Himalaja.

Der Himalaja scheidet die Thäler von Kaschmir (Sirinagar) und Nepal von Butan oder Tübet; im Westen steigt er in dem Dschavahir 4,026 Toisen und im Osten in dem Dhavalaghiri ***) 4,390 Toisen über den Meeresspiegel empor; seine Richtung im Ganzen geht von NW nach SO und folglich nicht parallel mit dem Kuen-lün; er nähert sich so sehr dem Meridian von Attok und Dschellal-abad, daß er zwischen Kabul, Kaschmir, Ladak und Badachschan nur Eine Gebirgsmasse mit dem Hinducho und dem Thsung-ling zu bilden scheint. Der Raum zwischen dem Himalaja und dem Kuen-lün ist mehr durch sekundäre Ketten und isolirte Berge verengt, als die Plateau's zwischen dem ersten, zweiten und dritten Bergsystem. Deßwegen lassen sich Tübet und Katschi nicht füglich mit den langen Hochthälern †) zwischen der Kette der westlichen und östlichen Anden, z. B. mit den Hochebenen vergleichen, woran der See Titicaca liegt, dessen Erhebung über das Meer Hr. Pentland, ein sehr genauer Beobachter, zu 1,986 Toisen angiebt. Uebrigens darf man sich die Höhe des Plateau's zwischen dem Kuen-lün und dem Himalaja nicht überall als gleich

*) Der Hindukusch Memoirs of Baber S. 139.

**) Die östliche Verlängerung des Ki lian schan, eine mit ewigem Schnee bedeckte Kette, heißt Ala schan.

***) Humboldts Abhandlung sur quelques phénomènes géologiques qu'offre la Cordilère de Quito et la partie occidentale de l'Himalaya in den Annales des Sciences naturelles, März 1825. Dhavalaghiri, der Montblanc Indiens; sein Name commt von den sanskritischen Wörtern Dhavala weiß und ghiri Berg her. Hr. Bopp vermuthet, daß in Dschavahir die Endsilbe hir statt ghiri steht: dschava bedeutet Schnelligkeit. Um Vergleichungspunkte mit den beiden Kolossen Asiens zu finden, s. Arago Annuaire du bureau des Longitudes 1830. Hertha Januarheft 1829, S. 14, und N. Annales des Voyages Th. 14.

†) In den Anden fand ich, daß die mittlere Höhe der langen Thäler zwischen der östlichen und westlichen Cordillere, von dem Bergknäul von Los Robles bei Popayan bis zu dem von Pasto, d. h. von 2° 20' n. Br. bis 1° 50' süd. Br., ungefähr 1500 Toisen betrug (Voyage aux regions équinoxiales Th. 5, S. 207). Das Plateau oder vielmehr das Thal von Tiahuanaco, den Titicacasee entlang, der Ursitz peruanischer Civilisation, liegt höher als der Pik von Teneriffa; allein daraus geht denn doch nicht der allgemeine Satz hervor, daß die absolute Höhe, zu welcher der Boden dieser langen Thäler durch unterirdische Kräfte emporgehoben ward, mit der absoluten Höhe der anstoßenden Berge gleichfalls zunehme. Eben

zustellen. Die Milde der Winter und der Weinbau *) in den Gärten von H'lassa, unter 29° 40′ Br., eine aus den von Klaproth und dem Archimandriten Hyacinth herausgegebenen Berichten bekannte Thatsache, beurkundet das Vorhandenseyn tiefer Thäler, und kesselförmiger Einsenkungen. **) Zwei ansehnliche Flüsse, der Indus und der Zzangho (Tsampu), ***) deuten auf dem Plateau von Tübet, in NW und SO, eine Abflachung an, deren Mittelpunkt sich fast unter dem Meridian des riesenhaften Dschavahir, der beiden heiligen Seen Manassoravara und Ravana Hrada und des Berges Kailasa oder Kailas (im Chinesischen O neuts, im Tübetanischen Gang discri [schneefarbner Berg], auf den danville'schen Karten Kentaisse) befinden muß. Von dem Himalaja gehen aus: die Kette Kara korum padischa, welche nach NW, also nördlich von Ladak gegen den Thsung-ling sich erstreckt; die Schneeberge von Hor (Chor) und Zzang, welche östlich streichen. Der Hor stößt an seinem Nordwestende an den Kuen-lün; auf der Ostseite läuft er auf den Tengri noor (Himmelssee) zu; der Zzang, südlicher als der Hor, begrenzt das lange Thal des Zzangho und läuft von W nach O gegen den Nien tsin tangha gangri, eine sehr hohe Spitze, welche zwischen Hlassa und dem See Tengri noor (falsch Terkiri) sich in den Berg Romschun ubaschi †) endigt. Zwischen den Meridianen von Gorcha, Chatmandu und H'Lassa entsendet der Himalaja nordwärts gegen den südlichen Rand des Zzanghothals mehrere mit ewigem Schnee bedeckte Aeste. Der höchste ist der Yarla Schamboi gangri, dessen Name im Tübetanischen einen Schneeberg in dem Lande Gottes des selbstseyenden bezeichnet. Dieser Gipfel liegt westlich von dem See Yamruk yumdzo, (auf unsern Karten Palté) ††) welcher wegen einer Insel, die beinahe seine ganze Fläche ausfüllt, viele Aehnlichkeit mit einem Ring hat.

so ist die Erhebung der isolirten Ketten über die Thäler sehr verschieden.

*) Der Anbau von Gewächsen, deren Pflanzenleben sich auf die Dauer des Sommers beschränkt und die ihres Laubwerkes beraubt, in einen Winterschlaf versinken, könnte aus den Einflüssen erklärt werden, welche große Ebenen auf die Strahlung der Wärme ausüben; wo es sich aber um Höhen von 1800 bis 2008 Toisen, 6° nördlich der Aequinoktialzone handelt, hat es mit der geringern Strenge der Winter eine andere Bewandtniß.

**) Ich erinnere mich des engen aber lieblichen Thals von Guallabamba, in welches ich oft von Quito in einigen Augenblicken eine senkrechte Höhe von 500 Toisen hinab stieg, um ein kaltes und unfreundliches Klima gegen die tropische Wärme, den Anblick der Palmen, Orangen und Bananen zu vertauschen.

***) Die Forschungen Klaproths haben bewiesen, daß dieser Fluß das System des Bramaputra ganz und gar nichts angeht, sondern mit dem Irawaddy im birmanischen Reiche identisch ist.

†) Klaproths Memoires relatifs a l'Asie Th. 2, S. 291.

††) Wahrscheinlich ein Verstoß, der von dem Namen des etwas nördlicher gelegenen Peiti herrührt. D'Anvilles Atlas de la Chine-Boutan V. II (die Stadt heißt im Tübetanischen Bhaldhi; woraus die Chinesen Peiti oder Peti gemacht haben; kein Zweifel, daß der Name Palté, welchen der benachbarte See führt, von Bhaldhi abzuleiten ist. Kl.)

(Schluß folgt.)

O' Connells Einzug in Dublin.

Am Sonnabend vor der Christwoche bewegte sich ein unermeßlicher Zug von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern nach dem Hafen, in welchem O' Connell landen sollte. Von allen Wagen wehten grüne und orangefarbige Fahnen, mit passenden Inschriften; in der ungeheuern Volksmenge sah man nicht leicht Jemand, der nicht Bänder von diesen Farben auf dem Kleide trug. Schlag zwölf Uhr langte das Dampfboot an, und aus Aller Mund hörte man die Frage: Ist er an Bord? Einige Augenblicke herrschte ängstliche Erwartung, als O' Connell, in Mantel und Reisemütze, auf dem Verdeck erschien. Ein enthusiastischer Zuruf begrüßte ihn. Der Jubel hob von Neuem an, als er an's Land stieg; Herzen und Hände drängten sich um den verehrten Ankömmling. Drei von O' Connells Söhnen (Kapitän O' Connell und Moriz und John O' Connell), die seit dem frühen Morgen geharrt, lagen bald in der Umarmung des geliebten Vaters. Mit einiger Mühe erreichte O' Connell seinen Wagen, wo er sich neben seinen ältesten Sohn setzte. Nun bildete sich eiligst die Prozession und in raschem Schritte ging es der Stadt zu. Voran ein offener Wagen, in welchem die Vorsteher des St. Brigitten-Waisenhauses fuhren; er war gezogen von vier schönen grauen Pferden und geschmückt mit drei Fahnen von Grün, Weiß und Nelkenfarbe; auf einer der Fahnen stand mit goldenen Buchstaben geschrieben: „St. Brigitten-Waisenhaus, Daniel O' Connell, Vorstand.“ Je weiter der Zug vorrückte, desto zahlreicher wurden die Haufen, die sich auf den Feldern längs der Straße sammelten und ihren Willkomm ertönen ließen. Unmittelbar hinter O' Connells Wagen kam ein offenes Gefährt, gleichfalls mit vier Pferden bespannt; die Pferde hatten grüne und orangenfarbene Rosetten an dem Geschirr; die Postillone Rosetten von denselben Farben auf den Hüten. Hr. Robert White und mehrere andere Herren nahmen das Gefährt ein. Eine lange Cavalcade folgte. Nun kamen die Innungen der Handwerker, Hr. Marcus Costello an der Spitze; er trug eine seidene Schärpe mit der gestickten Inschrift: „Die Handwerker von Dublin — sub hoc signo Hibernia vincet — der Bund von Orange und Grün wird den Wiederruf der Union bewirken.“ Von den Handwerkern, die sich ihm in regelmäßiger Ordnung anschlossen, hielt jeder einen mit orangefarbnen und grünen Bändern behängten Stab. General Sir John Bing, von seinem Adjutanten und zwei Ordonnanzen begleitet, ritt an der Prozession hin und ward mit jedem Beweis von Achtung empfangen. Die Innungen gingen in der ihnen durch's Loos geworbenen Folge, die Vorsteher und Sekretäre mit den Bannern voran, und sämmtliche Bürger zum Theil fantastisch ausstaffirt, aber unwandelbar an sich die bisher feindseligen Embleme zeigend. Die Instrumentenmacher führten weißseidene Fahnen mit Orange und Grün gestreift und dem Motto: „Weg mit tausend Feindschaften! (cead mille faulte!) Laßt Bruderliebe fortdauern!“; ihre Schärpen waren von grüner Seide mit orangefarbnen Bändern umwunden; ihre Kokarden dreifarbig, orange, grün und weiß. Auf dem Banner der Korbmacher erblickte man das Wappen des Handwerks; die Träger hatten blauseidene Schärpen mit orangenen und grünen Bändern durchflochten; auf beiden Seiten des großen Banners befand sich ein kleineres mit den Motto's: „Dem glorreichen unsterblichen Andenken der irischen Freiwilligen!“ und die Harfe in der Mitte: „Wiederruf der Union und Daniel O' Connell unser Anwalt für immer!“ Die Sattler — Banner orange und grün, mit grünen Fransen; Motto: „Wiederruf der Union!“; die Vorsteher — Stäbe mit breiten orangenen, grünen und weißen Bändern. Die Böttcher — das Banner mit dem Innungswappen; darüber O' Connells Bildniß mit grünen Bändern umflochten, und das Motto: „Wiederruf der Union!“; auf der Kehrseite: „Daniel O' Connell, der Mann des Volks: Wir haben Deinen väterlichen Rath befolgt — Gehorsam dem Gesetz — Versöhnung mit unsern Brüdern jedes Glaubens — Beharrlichkeit in Behauptung unserer Rechte — Treue unserm König und Erin in unsern Herzen — so muß es mit dem Wiederruf der Union gelingen!“ Das Motto soll von einem Küfergesellen Namens John Ray seyn. Die Schneider — der Vorsteher, Hr. John Ennis, mit dem Befreiersorden prangend, trug eine weißseidene Fahne mit dem Handwerkswappen und der Inschrift: „Erin begrüßt freudig die Rückkehr ihres theuresten Sohnes Daniel O' Connell!“ Die Silberschmide — das Banner mit dem Handwerkswappen auf der einen und der Inschrift: „Daniel O' Connell, Parlamentsmitglied;“ auf der andern Seite, mit zwei ausgestreckten Armen, die mit grünen und orangenen Bändern umwunden

sind, und sich die Hand der Freundschaft bieten; darunter eine Rolle mit der Inschrift: „Quis separabit? Weg mit tausend Feindschaften!“ Alle Mitglieder des Gewerks trugen eine O' Connellsmedaille an grünen und orangenen Bändern. Die Hufschmide — Fahne weißer Grund, mit orangenem und grünem Saum; Motto: „Erin's Aufreger, Ruhm und Befreier, Heil!“ Die Seiler — eine prächtige dreifarbige Fahne — orange, grün und weiß, mit goldenen Zotteln; der Vorsteher um den Leib eine hänfene Schärpe, mit orangenen und grünen Bändern. Die Zimmerleute — Fahne weiß, orange und grün eingefaßt, mit dem königlichen Wappen; geschlossene Hände, darüber das Motto: „Wiederruf der Union;“ auf der Kehrseite: „Daniel O' Connell, der Vertheidiger der Rechte Irelands und Befreier der Menschen;“ der Vorsteher, Hr. Martin, mit einer O' Connell-Medaille an orangenen und grünen Bändern. Die Schieferdecker — grün und weiße Fahne mit reichen, orangenen und grünen Fransen; auf einer Seite das herrlich in Gold und Silber ausgeführte Wappen des Gewerks und mit goldenen Buchstaben: „Die Schieferdecker;“ darunter: „Wiederruf der Union;“ auf der Kehrseite: „O' Connell und Ireland für immer!“ Die Lederbereiter — Banner, weißer Grund, geschmackvolle, orangene und grüne Einfassung, das Wappen des Gewerks; Motto: „Gott die Ehre vor Allem;“ und: „König William IV und Unabhängigkeit.“ Die Maurer — Grünseidenes Panier mit goldenen und silbernen Fransen; auf einer Seite das Innungswappen, hübsch blasonirt; darneben zwei kleinere Fahnen von derselben Farbe mit der Harfe von Erin und dem irischen Wappen in der Mitte; und darauf mit goldenen Buchstaben: „Widerruf der Union,“ und auf der Rückseite: „König William IV und Irelands Unabhängigkeit.“ In dieser Art hatten sämmtliche Gewerke ihre Theilnahme zu erkennen gegeben. Um sich einen Begriff von der Volksmenge zu machen, die dem Festzuge beiwohnte, muß man wissen, daß es Abends sechs Uhr wurde, ehe man an die Stadt kam. Vor den Thoren richtete Hr. Costello eine kurze Bewillkommnungsrede an O' Connell, die dieser mit Wärme erwiederte. Endlich verkündete das tausendfache Freudengeschrei, das die Luft erfüllte, die Ankunft vor O' Connells Wohnung. Die Handwerker stellten sich gegenüber den Fenstern auf, und O' Connell erschien auf dem Balkon: „Keine Sprache,“ sagte er, „vermag die Empfindungen auszudrücken, die mich in diesem Augenblicke übermannen. Ermüdet und erschöpft wie ich war, fühle ich mich durch diesen Empfang gestärkt und erfrischt: denn ich sehe meine edeln Landsleute versammelt, mich willkommen zu heißen in dem Lande, das meine Seele liebt, dessen Glück der Gegenstand der Bestrebungen meines ganzen Lebens war“ (Beifall). „Dieser Tag überzeugt mich, daß die Union zurückgerufen werden wird“ (Beifall); „dieser Ruf wird nach England hinüberschallen — Lord Anglesey wird ihn hören auf den Wassern, und er wird ihm melden, daß er das irische Volk nicht nieder halten kann. Lord Anglesey ist ein edelsinniger und ritterlicher Mann; er beugte sich vor der vereinigten Stimme Irelands, und die vereinigte Stimme Irelands wird machen, daß er sich wieder vor ihr beugt“ (Beifall). „Es ist umsonst, wenn Lord Anglesey oder der Herzog von Leinster sich einbilden, sie vermöchten den Strom der öffentlichen Meinung in Ireland zu hemmen“ (Beifall). „Ich sagte Euch, wenn Ihr meinem Rath folgtet, so würdet Ihr die Emancipation zu Stande bringen; und habe ich Euch getäuscht?“ (Beifall.) „Ich sagte Euch, daß, so stolz Wellington über Waterloo sey, ich ihn überwinden würde mit seinen Lorbeeren, und so geschah es“ (Beifall). „Habe ich je falsch an Euch gehandelt, und werde ich es jezt thun, wenn ich Euch sage: folgt meinem Rathe, und wir werden die Aufhebung der Union bewirken?“ (lauter Beifall.) „So gewiß als die Sonne, die heute Nacht untergeht, morgen wieder aus dem Meere auftaucht, so gewiß wird die vereinigte Stimme Irelands die Union abschaffen“ (Beifall). „Mit Lust vernehme ich die Töne irischer Sprache wieder; ich habe gewohnt in einem andern Land; ich habe gelebt unter den Sachsen und den Fremden. Ich habe gekämpft für Ireland: ich bin nicht gewichen; darum hassen mich die Sachsen, und das Volk von Ireland liebt mich“ (unermeßlicher Beifall). „Ich habe gekämpft für den armen Mann, und versucht, eine Bill zum Besten des armen Mannes durchzusezen, und ich blieb in einer Minorität von 24 zu 140. Ich gebe zu, daß einige der jezigen Minister rechtschaffene und ehrenwerthe Männer sind, aber im Ganzen haben sie mein Vertrauen nicht. Sie wünschten, daß ich mich mit ihnen verbünde, und fragten mich, was ich wolle, daß sie für mich thun sollten. Als echter Irländer habe ich auf ihre Frage mit einer andern geantwortet, und zu wissen verlangt, was sie für Ireland zu thun gedächten?“ (Beifall.) „Kein Reichthum der Welt soll vermögen, mich mit einem Ministerium zu verbünden, es sey denn das Glück und die Unabhängigkeit meines Vaterlands verbürgt. Ich sage Euch noch ein Mal, wenn Ihr meinem Rathe folgt, werden wir die Union abschaffen. Frankreich watete zur Freiheit durch Blut — Belgien watete zur Freiheit durch Blut — die Polen waten zur Freiheit durch Blut — aber merkt Euch, meine Freunde, das Vergießen eines Tropfen Blutes brächte uns um alle Hoffnung, das Joch der Union von uns abzuschütteln.“ (Hört!) „Ich komme nach Ireland, den Orangisten die Freundeshand zu reichen. Seht die Mischung von Orange und Grün — sie bedeutet eine neue Aera für Ireland. Um meinen Nacken hängt die Medaille des Befreierordens — ich pflegte sie bisher an einem grünen Bande zu tragen. Heute trage ich sie an einem Bande, das halb grün, halb orange ist“ (Beifall). „Ich küsse das Orange mit meinen Lippen, ich drücke es an mein Herz — ich denke ganz anders von den Orangisten — ich war von ihnen gekränkt — ich vergebe ihnen nicht nur, sondern auf meinen Knien, im Angesichte Gottes, bitte ich sie um Verzeihung“ (Beifall). „Das gegenwärtige Ministerium kennt Ireland nicht. Earl Grey gesteht, daß er sehr Wenig von Ireland kennt. Es ist hart, ihm deßhalb Vorwürfe zu machen. Sehr Wenige in seiner Stellung kennen Ireland. Ich table ihn nicht, weil er Nichts von Ireland kennt; aber ich sage ihm, wenn er Nichts von Ireland kennt, so soll er nicht Premierminister werden“ (Beifall). „Hätten wir das Parlament im Collegegreen, gäbe es da Mitglieder, die Ireland nicht kennten? Ich bin erschöpft. Seit gestern zwei Uhr habe ich Nichts genossen. Noch ein Mal, bewahrt Bruderliebe und Eintracht unter Euch, und geht im Frieden aus einander!“ (Betäubender Zuruf.) Der Haufen begann, sich zu zerstreuen, und die Handwerker zogen, ihre Fahne schwingend, vor dem Balkon vorüber. Die Nacht über waren verschiedene Theile der Stadt beleuchtet. Alles lief in der schönsten Ordnung ab.

Vermischte Nachrichten.

Die Quantität Zuckers, welche gegenwärtig in Großbritannien jährlich verbraucht wird, kann man auf 160,000 Tonnen, oder ungefähr 320,000,000 Pfd. schäzen. Nimmt man nun die Bevölkerung zu 16 Millionen an, so kommen auf jeden Kopf $22^1/_2$ Pfd. In Werk- und Arbeitshäusern rechnet man ungefähr 34 Pfd. für jedes Individuum; und in Privathäusern besteht die geringste Portion für einen Bedienten in 1 Pfd. wöchentlich oder in 52 Pfd. für das ganze Jahr.

*

Im vorigen Mai entdeckte man in dem Bezirk Danilof, in der Statthalterschaft Jaroslaff, die Knochen eines vierfüßigen Thieres, das zu der größten Gattung der antediluvianischen Elephanten gehört zu haben scheint, indem man seine Länge mit Einschluß von Hals und Kopf zu 32 Fuß schäzt. Einer der gefundenen Hauer, dessen Form von allen, die man bis jezt sah, abweicht, ist $6^1/_4$ Fuß lang, hat 11 Zoll im Durchmesser und wiegt 80 Pfund; er ist sehr glatt, bildet den regelmäßigen Bogen eines Kreises und sieht wie ein Ochsenhorn aus; inwendig war eine Substanz wie Gyps. Bei einem der Backenzähne beträgt die Länge 12 Zoll, die Dicke 4 Zoll und das Gewicht $10^3/_4$ Pfund. Der Kinnbacken war zerbrochen und so konnte die Zahl der Zähne nicht genau nachgewiesen werden.

*

Die berüchtigten Monosyllaben K. Swing, die unter den Brandbriefen in England stehen, wurden unter der Regierung Georgs III von der Opposition als Toast gebraucht, zu einer Zeit, als sie die Anfangsbuchstaben der Kabinetsminister Amherst, Sandwich, Weymouth, Jenkinson, North und Germaine enthielten. Hr. Swing schreibt übrigens nicht bloß Droh-, sondern auch Trostbriefe, wenn man sich zuvorkommend gegen dieser gewaltigen Reformen benimmt. So bekam ein Pächter, welcher freiwillig seine Dreschmaschine zerstört hatte, ein Schreiben, worin es heißt, daß, wer sich als ein so guter Herr gegen seine Leute beweise, keine fernere Besorgnisse zu hegen habe. Es sey aus dem Hauptquartier Befehl erlassen worden, ihm Nichts mehr anzuzünden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 19. 19 Januar 1831.

Die belgische Revolution, in ihren Ursachen und Folgen.

Von Dr. Hermes.

Alles, was wird und entsteht, gleichviel ob in langsamer Entwicklung oder in plötzlichem Ausbruch, hat seine Begründung und findet seine Erklärung in der Vergangenheit. Wer in diese eine richtige Einsicht hat, vor dem ist auch die Gegenwart und die Zukunft nicht verschlossen; da beide nichts anderes sind, als andere Erscheinungen von Dem, was seinem inneren Wesen nach immer unveränderlich Dasselbe bleibt. Die höchste Aufgabe der Politik ist, diesen unveränderlichen inneren Gehalt des Völkerlebens zu erkennen und dahin zu wirken, daß derselbe immer heller und immer unverhüllter auch äußerlich hervortritt. Nur jene Maßregeln der Politik, welche den bestehenden Verhältnissen vollkommen angemessen sind, können sich bleibende Dauer versprechen; was der Natur zuwider ist, kann durch Zwang vielleicht eine Zeitlang scheinbare Herrschaft behaupten, fällt aber gewiß früher oder später, so wie jener nachläßt, als hohles Gerippe in sich zusammen.

In den ältesten Zeiten, auf welche die Geschichte uns zurückführt, waren die Niederlande, oder die niederen Küstenstriche um die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheins zwischen Völkern celtischer und germanischer Abkunst getheilt. Belgier hießen mit gemeinschaftlichem Namen die kleinen celtischen Stämme, welche das Land zu beiden Seiten der Schelde und der Maas inne hatten; die Inseln und die Niederungen des Rheins bewohnten die germanischen Batavier. Beide wurden von den Römern, als diese Gallien und die Ufer des Rheins ihrer Herrschaft unterworfen hatten, bezwungen; doch blieb nur das Gebiet der Belgier auf die Dauer mit dem römischen Gallien vereinigt. Durch Sprache, Sitten und Gesinnung mit den Celten verwandt, konnten die Römer leicht bei diesen Einrichtungen treffen, die nach wenigen Menschenaltern, ja zum Theil nach wenigen Jahren einheimisch wurden; so waren die celtischen Lande unablösbar dem Römerreiche einverleibt. Anders war Dieß bei den Germanen. Unermeßliche Opfer an Menschen und Geld hatten immer nur vorübergehende Siege zur Folge. Selbst in dem Italien benachbarten Oberdeutschland, wo die römischen Legionen Jahrhunderte lang ihre Standlager hatten, konnten sie es nie bis zu einer Verschmelzung der unterjochten Germanen mit den römischen Kolonisten bringen. In Niederdeutschland erweckten die Adler der Legionen nur glühenden Haß; und von der ersten Ankunft bis zu dem Abzuge der Römer ruhte der Kampf keinen Augenblick.

Nach dem Sturze der Weltbeherrscher mußte Belgien, gleich allen übrigen römischen Provinzen, diese Feindseligkeit schwer empfinden. Von den Franken erobert bildete es lange Zeit unter dem Namen Austrasien den Kern einer Macht, die sich durch die Siege Karls des Großen beinahe über das ganze Abendland erstreckte. Wie zu der Römer Zeit waren jetzt die verschiedenartigsten Völker unter einem Scepter vereinigt; aber nur die blutigste Gewalt vermochte diesen zu befestigen, und schon unter den ersten Nachfolgern Karls des Großen fiel das auf so widernatürliche Weise gegründete Reich auseinander. Ueberall machten die kleinen Herren, die über einzelne Provinzen gesetzt worden, sich unabhängig; und so fand sich das ursprüngliche Verhältniß wieder hergestellt, welches vor den Eroberungen der Römer und Franken bestand, indem jeder einzelne Volksstamm seine besondere gesellschaftliche Verfassung und sein getrenntes und selbstständiges politisches Daseyn besaß.

Damals entstanden unter vielen anderen kleinen Staaten die Herrschaften, welche unter dem Namen der siebenzehn Provinzen der Niederlande bekannt sind: die Herzogthümer Brabant, Lüneburg, Luxemburg, und Geldern, die Grafschaften Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Namur, Zeeland und Zutphen, die letztern später mit dem Herzogthume Geldern vereinigt, die Mark Antwerpen und die Herrschaften Friesland, Overyssel, Utrecht, Groningen und Mecheln. Wie in den ältesten Zeiten Germanen und Celten wohnten jetzt in den Niederlanden Deutsche und Wallonen neben einander; nur bildete der Rhein nicht mehr, wie damals, die Grenze zwischen beiden. Denn nicht nur die überrheinischen Landschaften Holland, Zeeland, Friesland, Overyssel, Utrecht, Groningen und Zutphen waren deutsch; sondern auch auf dem linken Ufer des Rheins und der Waal Antwerpen und Mecheln, Geldern, ganz Brabant bis zu dem Sonienwalde, der größte Theil von Flandern und ein Theil von Luxemburg.

Philipp der Gute, Herzog von Burgund, der von seinem Vater Johann von Valois, nebst dem Herzogthume und der Grafschaft Burgund die Grafschaften Flandern und Artois und die Herrschaft Mecheln ererbt hatte, vereinigte durch geschickte Benutzung der Zeitumstände beinahe die gesammten Niederlande in seiner Hand und gründete auf den Grenzen von Frankreich und Deutschland ein Reich,

welches durch Reichthum und innere Ordnung alle gleichzeitigen Staaten übertraf, und durch seine Macht und seinen Einfluß in den wichtigsten Angelegenheiten der Nachbarländer die Größe des alten Austrasiens zurückrief. Bis auf diese Stunde lebt Philipp in den Niederlanden unter dem Namen des guten Herzogs im Munde des Volkes. Sein Sohn war Karl der Kühne, der seine Erblande noch durch den Erwerb von Geldern und Zutphen vermehrte, und den großartigen Plan faßte, durch die Eroberung von Lothringen und der Schweiz seine Besitzungen in ununterbrochenem Zusammenhange von den Alpen und den Quellen des Rheins bis zu dem deutschen Meere auszudehnen.

Die Schlacht von Nancy machte seinem Leben und seinen Entwürfen ein Ende. Das Erbe von Burgund wurde zertheilt, indem Ludwig XI von Frankreich sich der ihm am Besten gelegenen Landschaften bemächtigte; die Niederlande kamen durch die Tochter Karls des Kühnen, Marie von Burgund, die dem Erzherzog Maximilian ihre Hand gab, an das Haus Oesterreich. Damals war Brugge, die alte Hauptstadt von Flandern, der Mittelpunkt des Welthandels; Künste und Gewerbe blühten damals in den Niederlanden, wie in keinem andern Lande Europa's; Schätze, die Könige beneideten, häuften sich in Truhen der Bürger; aber der Stolz und der Uebermuth, welchen dieser Wohlstand erregte, zeigte sich auch schon jetzt als eine Ursache des Verfalls. Unablässige Unruhen vertrieben die bedeutendsten Handelshäuser; und das friedlichere Antwerpen fing um diese Zeit an, sich auf Kosten von Brugge zu heben.

Der Enkel Maximilians, Karl, in seiner Jugend Herzog von Luxemburg, als deutscher Kaiser Karl V genannt, war der Erbe eines Reiches, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. Außer Spanien und Neapel, den Erbstaaten des Hauses Oesterreich und den Niederlanden war ihm ein ganzer neuentdeckter Welttheil unterthan; während den deutschen Kaiser alle Fürsten Deutschlands als Oberherrn, alle Monarchen Europa's als Haupt anerkannten. In den Niederlanden war er geboren und erzogen; Niederländer waren seine vornehmsten Räthe; und sein ganzes Leben hindurch scheint die Vorliebe für alles Niederländische ihn nicht verlassen zu haben. Unter seiner Regierung wurden durch die Abtretung der Landschaften Utrecht, Overyssel und Groningen von Seiten des Bisthums Utrecht sämtliche siebenzehn Provinzen der Niederlande; zu einem Ganzen vereinigt er schuf die Verfassung, die unter den mannigfaltigsten Wechselfällen in den österreichischen Niederlanden bis auf die Zeiten der französischen Revolution fortbestanden hat; und um den Staat, welchen er auf diese Weise begründete, auch gegen äußere Feinde zu sichern, bewirkte er durch eine besondere Uebereinkunft, daß derselbe (mit der Grafschaft Burgund oder Franche Comté) unter dem Namen des burgundischen Kreises in den deutschen Reichsverband aufgenommen wurde.

Die Krone Spanien, mit welcher seit den Tagen Karls V die Niederlande vereinigt blieben, behauptete für dieselben länger als hundert Jahre Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage; die Unterstützungen, zu denen das Reich verpflichtet gewesen wäre, sind indessen, obwohl häufig versprochen, niemals geleistet worden. Wenn das deutsche Reich an den Kriegen, in welche die Niederlande verwickelt waren, Theil genommen hat, so geschah Dieß immer aus anderen Gründen; und man kann daher sagen, daß die Niederlande, ungeachtet ihres Antheils an den Verhandlungen der Reichstage, eigentlich nie als deutscher Grund und Boden betrachtet worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

7. Nahrungsmittel der Einwohner.

Reich hat der Süden seine Bewohner mit köstlichen Früchten versehen und der Nordländer staunt die Gaben Pomonas gewiß vor allen andern an. Der Feigenbaum, der schon wild aus den Felsspalten wächst, erhält durch Kultur eine bedeutende Dicke und eine Höhe von 20 Fuß; außer den gewöhnlichen braunblauen werden milchweiße und gelbe Früchte als Varietäten gezogen. Aus Dalmatien kommen große Sendungen der getrockneten Feigen. Feigen sind das einzige Obst, das man gewöhnlich nach dem Gesicht, ohne sich der allgemein gebrauchten Schnellwage zu bedienen, verkauft, da sie durch Berührung die Feinheit ihres Geschmackes verlieren sollen. Melonen sind eine gemeine Desertspeise; die gewöhnliche Art ist so gewürzhaft und süß, daß sie des Zimmts und Zuckers durchaus nicht mehr bedarf. Bachiri oder levantische Melonen, die die Gestalt großer Gurken, eine hellschwefelgelbe Haut und ein weißliches Fleisch haben, sind noch viel süßer, jedoch weniger gewürzhaft. Die Wassermelonen (angarie) sind von beträchtlicher Größe, rund, außen dunkelgrün, inwendig ist ihr Fleisch blutroth und so weich und wäßericht, daß es auf der Zunge zerfließt. Auch sie empfehlen sich durch ihren süßen kühlenden Geschmack, obgleich sie nicht sehr gewürzhaft sind. In allen kleineren italienischen Städten sieht man große, wie Kanonenkugeln in Pyramiden aufgehäufte Angurien, die stückweise an arme Leute verkauft und an Ort und Stelle verzehrt werden. Kleine birn- und orangenförmige Melonen sind mehr für das Auge als den Genuß angenehm. Gurken werden weniger zu Salat als zu gekochtem Gemüse, mit einer Beigabe von Rosinen angewendet, was dem Fremden nicht wenig auffällt. Eine große keilenförmige, gefurchte Kürbisart, deren Aeußeres und Inneres orangeroth und mit Ausnahme eines runden kleinen Kerns durchaus fleischicht ist, wird in Backöfen gebraten und dann mit dem Ausrufe: Zuchebaruche an Matrosen, Fachini (Lastträger) u. s. w. verkauft. Sie schmeckt mehlicht und süß. Paradiesäpfel (Solanum dulcamara) werden mit geriebenem Brod, Wein und Fleischbrühe als ein angenehmes Muß zum Fleische servirt, die Stelle der Essiggurken wird durch Kapernknorpen und die eingemachten jungen Früchte des spanischen Pfeffers ersetzt. Ungeheure weiße und purpurrothe, flachgedrückte, süße Zwiebeln, lange Zöpfe von Knoblauch, flache weiße Rüben, Endivien und mehrere Krautarten sind die gewöhnlichen Gemüse. Trauben von den verschiedensten Sorten, besonders köstliche Muskateller, dann die Eibentraube mit ihren langen fleischichten Beeren, bald blau, bald grün, Pfirsiche mit den mannigfaltigsten Varietäten, die herrlichen Granatäpfel, mit ihren purpurnen angenehm säuerlichen Kernen, die vielerlei Orangen- und Citronenarten, sind diejenigen Gegenstände, die am Meisten die Schaulust erregen.

Auf dem Vogelmarkt sind Steinhühner (perdix saxatilis), Haselhühner (letaro bonasia) und große Haufen von Singvögeln, als Lieblingsspeise des Italieners aufgehäuft. Leider wird kein Singvogel, selbst keine Schwalbe verschont, und man sieht auf dem

Markte nur deßhalb keine Störche — weil es in Italien keine giebt! Siebenbürgen versorgt Triest mit einer eigen großen isabellenweißen Zucht Rindvieh; Schweinefleisch wird selten anders als gesalzen genossen. Die Schinken sind schlecht, da man die Kürbißmastung an dem Fleisch schmeckt. Steten Abwechsel erhalten die Tafeln durch die mannigfaltigen Seefische: tonina, barboni, sievoli, orate, dentai, sioglie und anguille sind die beliebtesten; auch die seppe sind beliebt, sardoni werden zum Fleisch gereicht. Alle diese Fische werden in Oel gebacken; der Fremde vermuthet Dieß aber nicht einmal, so trefflich ist das Oel; werden doch selbst die kleinen Kinder mit Oel und Brod, statt des deutschen Milchbrers aufgezogen. Schwarzes Brod ist nur in Privathäusern zu treffen; das weiße ist hart, ungesalzen, unschmackhaft und das Salz, das die Salinen liefern, grob wie Hasenschrot! Polenta und der geriebene Käs zum hartgekochten Reis sind auch hier Lieblingsgerichte. Schildkrötensuppen, Austern, die man noch zuckend samt dem in der Schale befindlichen Seewasser hinabschlürft, erfordern schon mehr Angewöhnung. Trefflich sind die Weine, der schwarze süße Refosco, der musirende Prosekko, der geistreiche Cipro; *) eben so die unter dem Namen Maraskino bekannten Liquöre aus der Fabrik von Drioli in Zara allgemein beliebt und ungemein wohlfeil sind.

*) Man hüte sich jedoch in Triest den in Kaffehäusern gewöhnlichen Cipro zu trinken; den mehrere Griechen in Triest fabrikmäßig aus schlechtem Wein, Syrup und Zusatz von Liquören und Metallpräparaten bereiten und der deßhalb der Gesundheit höchst nachtheilig ist. Cipro und ächten (um Ragusa erzeugten) Malvasier kann man von mehreren Handlungshäusern unverfälscht beziehen.

Ueber Buckingham's Reiseunternehmung.

(Aus dem Bericht des Kapitän J. d'Urville, vorgetragen in der Sitzung der geographischen Gesellschaft von Paris vom 5 November.)

Buckingham hatte seinen Plan (vergl. Ausl. v. J. S. 1336) der geographischen Gesellschaft vorgelegt und diese um Instruktionen, namentlich in Bezug auf Forschungen in der Südsee, ersucht. Kapitän d'Urville, der selbst diese Gewässer befahren, wurde zum Berichterstatter gewählt. Buckinghams Plan, muß man wissen, soll auf Subscription, und im allgemeinen Interesse der Völker ausgeführt werden. Wer Lust hat, kann gegen eine im Voraus zu bestimmende Summe und unter der Bedingung, daß er sich den Regeln unterwirft, mitgehen — Officiere, Gelehrte, Künstler, Missionäre, Auswanderer, Handwerker, Kaufleute, Erzieher rc. sind eingeladen. Nichts schöner in der Idee als ein solcher Verein aller Klassen, wo Jeder zu einem gemeinnützigen Zweck nach Kräften und Neigungen mitwirkt, aber auch vielleicht Nichts schwieriger in der Wirklichkeit. Bei langwierigen Expeditionen, wo so viele Gefahren zu bestehen, so viele Entbehrungen zu erdulden, so viele getäuschte Hoffnungen zu vergessen sind, hält auf Kriegsschiffen, die der Staat aussendet, oft nur die Strenge der militärischen Zucht oder die Aussicht auf zu erwartende Ehrenbelohnungen im Vaterland die Ordnung und den Muth der Theilnehmer aufrecht, obgleich die letzteren durch ihre ganze Bildung von Jugend auf zu solchen Lebensprüfungen vorbereitet werden; Buckingham, dessen Unternehmen jede Staatsautorität fremd bleiben muß, ist eben deßwegen auch aller der Hülfsmittel beraubt, durch welche es bisher allein möglich war, große Dinge im Gebiet der Entdeckungen zu Stande zu bringen. Und dann auch zugegeben, die wissenschaftlichen Männer, die Philanthropen rc., die sich ihm beigesellen, seyen alle von einer Begeisterung für ihren glorreichen Zweck beseelt, welche sie fähig mache, die stärksten Opfer nicht zu scheuen; wie Viel hängt bei Seereisen nicht von Personen ab, auf welche so ideale Beweggründe keinen Einfluß — am wenigsten auf die Dauer — ausüben? Indeß Buckingham ist kein Neuling und will es wagen.

Nachdem Kapitän d'Urville auf diese Schwierigkeiten aufmerksam gemacht hat, giebt er eine gedrängte Uebersicht aller Expeditionen nach dem stillen Meer seit Cook, mit Uebergehung aller frühern, da dieselben ohne Unterschied, die Bougainville's nicht ausgenommen, dem gegenwärtigen Standpunkt der Geographie nicht mehr genügen. Fand man, sagt er, auch neue Länder auf, so bekümmerte man sich doch wenig darum, die Gestaltung derselben genau zu bestimmen, und die Karten, die man zurückbrachte, waren flüchtige Skizzen, wovon die Geographie jetzt keinen Gebrauch mehr machen kann; zudem fehlte es auch noch an den erforderlichen Instrumenten. Cook war in jenen Gewässern der Erste, welcher der Wissenschaft ausgezeichnete Dienste leistete. Nicht zufrieden, der Welt bloß neue Länder anzukünden, wie man vor ihm gethan, mittelte er ihre Lagen sorgfältig aus, und zeichnete die Umrisse ihrer Küsten mit all der Pünktlichkeit, welche die zu seiner Zeit gebräuchliche Methode erlaubte. Seine Entdeckungen blieben authentisch, und die Hydrographie mußte all die Vollkommenheit erreichen, deren sie sich gegenwärtig rühmen kann, ehe man bemerkte, was Cooks Arbeiten doch noch zu wünschen übrig ließen. Indeß ist ausgemacht, daß die von ihm entworfenen Küstenkarten noch immer fast so gut sind, als die meisten, welche man von Amerika, von Asien, kurz von Ländern hat, welche seit Jahrhunderten von Handelsschiffen besucht werden: ein erstaunenswerthes Resultat, welches von dem ausgezeichneten Talent, dem unbeugsamen Muth und der unerschütterlichen Beharrlichkeit dieses großen Kapitäns einen Maßstab giebt. Cooks Reisen sind das beste Vorbild für jeden künftigen Seefahrer in nautischer Beziehung. Auf der andern Seite machte aber Cooks mürrischer Charakter den Personen, die unter seinen Befehlen zu dienen berufen waren, oft ihre Lage höchst unangenehm. Man erinnert sich, daß Banks sich weigerte, ihn auf seiner zweiten Expedition zu begleiten, so sehr er sonst dazu geneigt gewesen wäre. Auch werfen die heftigen Beschuldigungen der beiden Forster einigen Schatten auf den Glanz dieser Unternehmung. Bei seiner letzten Expedition glaubte daher Cook selbst sich auf die Mitwirkung seines Arztes Anderson beschränken zu müssen. Was ferner die gepriesene Humanität dieses Seefahrers betrifft, so muß man sie wohl verstehen. Ohne Zweifel verletzte sein Betragen gegen die Völker, bei denen er anlandete, nie das strenge Recht, und man kann ihm nicht, wie so manchen seiner Vorgänger, muthwillige Gewaltthaten zur Last legen; aber wenn seine barbarischen Gastfreunde sich nur das Mindeste erlaubten, was seinen Begriffen von jenem strengen Recht zuwiderlief, so fuhr er gleich mit Kugeln drein. Eine solche summarische Justiz geht heut zu Tage nicht mehr an. Die englische Regierung trug ihm auf, seinen Weg durch die Archipeln Polynesiens mit Wohlthaten zu bezeichnen; es scheint aber, daß diese Wohlthaten in nichts Weiterem bestanden als in einem Geschenk von Schweinen und einigen nützlichen Pflanzen, womit er Neuseeland bedachte. Ueberhaupt fragt sich, ob seine Reisen für die Völkerschaften, zu denen er kam, mehr zum Glück oder zum Unglück gereichten. Wenigstens verdankten viele derselben seinen Besuchen abscheuliche Krankheiten, die einen Theil der Bevölkerung zerstörten, und selbst die Geschenke, die er ihnen hinterließ, dienten oft nur dazu, endlose blutige Kriege anzufachen. Da jedoch diese Länder den Blicken der Europäer sich unmöglich noch lange entziehen konnten, so war es immer für die Einwohner noch ein Vortheil, daß sie es das erste Mal mit Männern von so edlen Gesinnungen wie Cook und seine Gefährten zu thun hatten.

Die von Lapeyrouse befehligte Expedition erhielt eine noch weit reichlichere Ausstattung als die sämmtlichen Cook's. Die französische Regierung zeigte bei dieser Gelegenheit den ganzen Prachtaufwand einer mächtigen Nation. Nie gab es eine Expedition, die so viel Geräthschaften, Stoffe, Früchte, Gegenstände des Nutzens und des Vergnügens aller Art mit sich führte, um sie unentgeltlich unter die Stämme, bei denen man einsprach, zu vertheilen. Seine Schiffe sollten an den Klippen von Vanicoro zerschellen; indeß kennt man doch die Ergebnisse der zwei ersten Jahre seiner Fahrt, in welchen er 200 Lieues der Nordwestküste Amerika's und 400 Lieues der tatarischen Küste durchforschte. Bei der Befahrung der amerikanischen Küste hielt er sich meist etwas zu entfernt vom Land; dagegen sind seine Arbeiten über die Tatarei ein Meisterstück des Muths und der Ausdauer, welches den Arbeiten Cooks an die Seite gestellt zu werden verdient. In commercieller Hinsicht ward durch die Expedition Nichts erzielt als einiger Austausch von Pelzwaaren und für den Civilisationszweck fast

gar Nichts. Durchliest man das Reisejournal, so sieht man, daß Laperouse kaum Zeit fand, seine Instruktionen in Bezug auf die geographische Aufgabe zu erfüllen.

Vancouvre widmete gegen vier Jahre einer fortlaufenden Untersuchung der amerikanischen Nordwestküste von 30° bis 60° n. Br. und vollendete mit seltener Sorgfalt die Arbeit, welche Laperouse nur skizzirt hatte. Vancouver's Aufnahmen haben das Verdienst einer ungemeinen Ausführlichkeit; in anderer als hydrographischer Beziehung war die Expedition ohne Bedeutung. Kurz darauf übertraf ihn d'Entrecasteaux noch in Genauigkeit der Küstenbeschreibung. Die nähere Kenntniß einer großen Strecke der Südküsten von Neuholland, des südlichsten Theils von Vandiemensland, der Westküste von Neukaledonien, einiger Punkte der Salomoninseln, der Admiralitätsinseln, des ganzen Nordens von Louisade und einiger Inseln im Norden Neubritanniens sind sein Werk. Leistete aber die Expedition noch der Naturgeschichte einige Dienste, so blieb sie dagegen allen andern Zwecken fremd. (Forts. folgt.)

Irische Rechtsfälle.

Die alte Stadt Clonmel erhielt ihren Namen von dem Thal, in welchem sie liegt; welcher Name in der irischen Sprache das Honigthal bedeutet. Wirklich rechtfertigt die Schönheit der Landschaft in den Umgebungen der Stadt das liebliche Prädikat. Cromwell, der ein guter Kenner der malerischen Lage des Honigthals war, bekräftigte diesen figürlichen Namen. Auf der Spitze eines Hügels, der eine der Wurzeln des herrlichen Bergs von Slievenemaun bildet, über der Stelle, wo die alte Burg, der Wohnsitz der Familie Ormonde sich erhebt, blieb der Feldherr sinnend stehen, umgeben von seinen andächtigen raubsüchtigen Veteranen, und, indem er seinen Kommandostab gegen den tiefen Suir, der sich durch fruchtbare Felder wälzt, und gegen die in dem Reiz und der Fülle eines neuen Canaans prangenden Anhöhen ausstreckte, rief er aus: „Dieses Land ist des Kampfes werth." Es war Abend, als ich diesen anziehenden Landstrich erreichte, der so viel Schönes, Nützliches und Großes in sich schließt. Mit zunehmender Bewunderung begrüßte ich den Fluß, dessen glänzend breites Wasserlabyrinth in üppiger Wogenfülle der Mündung zueilte, und der im schnellen Laufe auf seinem Rücken alle Produkte der blühendsten Kultur trug; die dunklen Wälder von Coomanne und Gusteen in steilen Abhängen aufsteigend, und von noch größeren Höhen überragt; die blauen Berge Waterford's und Comara's mit ihren phantastischen Formen, die ein fröhlicher Genius, der über die Zuckungen der Erde wacht, hierher geschleudert zu haben scheint; die Riesenglieder des Slievenemaun, durch einen Fichtenwald sich durchziehend, der gigantische Schatten über die halbe Landschaft warf, während die Sonne mit glänzendem Wolkensaum den entfernten hohen Galtees vergoldete — in Betrachtung dieses reichen Naturgemäldes versunken, gelangte ich zur Stadt. Doch wurde ich bald in meinen Träumereien gestört, als mein Wagen an den mit Soldaten gefüllten Kasernen vorüber fuhr. Ein lautes mißtönendes Geschrei einer Menge lebender baarfüßiger Knaben gellte mir entgegen; in ihren Händen flatterten lange Streifen gedruckten Papiers, und mit einer prophetischen Wahrheit riefen sie aus: „Hier ist die Liste der Verbrecher, die bei den Assisen der Grafschaft Tipperary schuldig befunden wurden." Ich trat in die prosaische Wirklichkeit zurück, als ich mir von diesen lärmenden Justizherolden eines dieser Dokumente geben ließ, und sogleich die Reihenfolge der Grausamkeiten durchlas, die in diesem gräßlichen Katalog aufgezählt waren.

Der Prozeß der fünf Brüder Wallace wegen der Ermordung Arthur Grahams, des Mannes ihrer Schwester, nahm meine vorzügliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Arthur Graham erregte die Eifersucht seines Weibes durch sein zuvorkommendes Betragen gegen Miß Winny Fahy, die weit schöner und jünger als sie war. Unter den Umständen, welche seine Neigung für Winny beweisen sollten, wurde das Zeugniß eines Waldhüters angeführt, nach dessen Aussage Graham heimlich einen Baum fällte, um sich mit seinem artigen Liebchen darauf zu setzen, und sie durch Vorlesen mehr auszubilden. Dieser Baum der Erkenntniß trug ihm bittere Früchte. Er wurde bei seinem Hause todt gefunden, mit den unverkennbaren Anzeichen einer gewaltsamen Erdrosselung. Die Spuren am Boden zeigten, daß man ihn mittelst eines Stricks um den Nacken durch mehrere Felder geschleppt und so den schauderhaften Tod eines langsamen Erstickens hatte sterben lassen, wobei sein Kopf an den Steinen zerschellte. Nachdem die Mörder die That vollbracht und ihren Haß gesättigt, schleppten sie den Leichnam mit den aus ihren Höhlen herausgetretenen Augen, und der aus dem weit aufgerissenen Munde hängenden Zunge zu einer Grube, wo man ihn am nächsten Morgen entdeckte. Von einer alten Frau, der Mutter der Mörder, wurde bemerkt, daß sie, statt so viel Umstände zu machen, ihn lieber hätten an einem Baum gleich aufziehen sollen. Diese scharfsinnige, doch zu späte Bemerkung flüsterte sie einem der Söhne zu, während sie an dem halberloschenen Heerdfeuer beisammen saßen, und über die Zufälle des Lebens sich besprachen. Aber mein Schatz, sagte das ergraute Mütterchen, wie habt Ihr es denn mit ihm angefangen? Der Sohn glaubte, daß außer den Gesellen der blutigen That Niemand die Antwort hören könne; doch noch ein anderes Ohr lauschte. Ein Bauernknabe, der das Vieh hütete, während die Spur wegen Arthur Graham's noch verfolgt wurde, sah einen Lichtschein an den Fenstern seiner Ermordung. Seine Neugierde war geweckt; er kroch zur Thüre hin, und hörte alle Aufschlüsse, durch deren Erzählung Sohn und Mutter die langweilige Nacht sich verkürzten. Es trat aber noch ein zweiter Zeuge auf. Die Vorsehung schien hier wieder zugelassen zu haben, daß die Mörder sich in ihren eignen Schlingen fingen. Es muß beigesetzt werden, daß die Verbrecher mit demselben Strick, mit welchem sie ihrer Schwester Gatten erdrosselten, gehängt wurden. Sie hatten sich vor dem Verbrechen in einem Hause versammelt, das mit einem andern zusammenhing, in dem zufälliger Weise sich ein Kind von ungefähr acht Jahren befand. Der Knabe, munteren Sinnes, erblickte an dem Hühnerstalle ein Seil befestigt, an welchem eine Schleife geknüpft war; er begann damit zu spielen, als einer der Brüder ihm im rauhen Tone zurief, es zu unterlassen. Das Kind lief weg. Bald darauf befahl ihm sein Oheim, ein Pferd auf das Feld in der Nähe eines Steinbruchs zu reiten. Wie er sich dem Rande dieses Bruchs näherte und hinabsah, erblickte er die fünf Brüder beisammen; zwei davon hielten an den Enden den Strick, und richteten die Schleife her. Wollt ihr denn Jemand erwürgen, rief der Knabe? Welch' sonderbares Geschick, daß dem Kinde selbst diese Idee sich aufdrang! Bring Pat Hayes (so hieß sein Oheim) heraus, wir wollen ihn umbringen. Dieß laßt ihr besser bleiben, war seine Erwiederung. Der Knabe wurde von dem Richter mit aller Vorsicht und Schärfe verhört, blieb aber bei seiner ersten Aussage. Ueberhaupt ist das Zeugniß der Kinder stets so offen, so genau und klar, ihre Unbefangenheit so überzeugend, daß jede Frage, die man ihnen stellt, zu einer neuen Bestätigung des untersuchten Falls wird. Vier der Brüder wurden überwiesen; den fünften rettete ein kleiner Umstand, der nicht vollständig aufgeklärt werden konnte. Doch war dem Ueberlebenden eine schauderhafte Familienszene vorbehalten. Das Krankenhaus der Grafschaft war zu Cashel neun Meilen vom Richtplatz. Dahin mußten die Leichname der Hingerichteten zur Zergliederung abgeliefert werden, und der Abscheu für das Messer des Wundarztes ist stets größer als für den Strick des Henkers. Die vier Körper wurden zusammengebunden auf einen Karren gelegt, und die schnelle Fahrt verursachte ein solches Hin- und Herbewegen, als ob noch Reste animalischen Lebens in den Gliedern zurückgeblieben wären. Bald schüttelte sich ein Arm in eine neue Stellung, bald kam an einer Seite des Karrens ein Kopf zum Vorschein mit den verhängnißvollen Streifen um den Hals. War der fünfte Bruder auch schuldig, so mußte dieser Anblick, der sich ihm von seinem Fenster aus darbot, für ihn die genügendste Bestrafung seyn.

Einfälle des Figaro.

Die vier Minister Karls X führen in dem Schloß von Ham ein wahres Canonikusleben. Guter Tisch, gutes Lager u. s. w. Sie könnten es im Paradies nicht besser haben. Denn aus dem Paradies kommt man jetzt auch nicht mehr hinaus.

Das Journal des Hrn. de Lammenais ist in Turin verboten; uns macht es schlafen, dort könnte es die Murmelthiere aufwecken. Der König denkt mit Zittern daran, wenn seine Völker in der Zukunft (l'Avenir) läsen.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 20. 20 Januar 1831.

Abenteuer eines Italieners im Orient. *)

Finati, gebürtig aus Ferrara, war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, zu dem er jedoch keine Neigung verspürte. Während er sich diesem Beruf zu entziehen suchte, kam Italien unter Napoleons Herrschaft und er wurde als Rekrut ausgehoben. Das Regiment, in welches er trat, schiffte sich in Venedig, nach Spalatro in Dalmatien ein, wo damals Marmont sein Hauptquartier hatte. Der französische Militärdienst behagte dem jungen Italiener nicht lange; er riß mit fünfzehn seiner Landsleute aus und flüchtete sich nach Albanien, wo ihm eine Menge komischer Abenteuer begegnete. Da er aber hier sich auf die Länge nicht für sicher hielt, so schiffte er sich nach Alexandria ein. In Egypten ließ er sich als Freiwilliger für den Dienst des Pascha anwerben und stieg bald bis zum Rang eines Korporals in den Leibwachen empor. Dieser Pascha, welcher kein anderer war, als Mohammed Ali, beschäftigte sich damals mit der Unterdrückung der zwischen den türkischen und albanesischen Truppen bestehenden Feindseligkeiten, noch mehr aber mit Dämpfung der von den Resten der Mameluken fortwährend genährten Unruhen. Die Waffen des Pascha waren glücklich und mehrere der Mameluken-Häuptlinge wurden zu Gnaden und in Dienst genommen. Allein der meuterische Geist dieser anmaßenden Miliz gab sich deßwegen noch nicht zufrieden und Mohammed Ali beschloß daher, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie Dieß geschah, lassen wir Finati selbst erzählen:

„Indem der Pascha einerseits von dem Mißtrauen, das er hegte, Nichts merken ließ, und andrerseits Alles vermied, was in den Mameluken Argwohn erwecken konnte, lud er ihren Obersten Saim Bei zu einer Audienz, ließ sich in eine vertrauliche Unterhaltung mit ihm ein, eröffnete ihm seine Ansichten über den heiligen Krieg und forderte ihn zur Mitwirkung auf. Der Bei galt sonst immer für einen schlauen scharfsichtigen Mann; aber Dieß Mal ging er in die Falle; geschmeichelt durch die Vertraulichkeit, mit welcher der Pascha ihn behandelte, äußerte er sich weitläuftig über den Vorschlag, zählte Diejenigen her, die er als unter seinem Einfluß und zu seiner Verfügung stehend betrachtete und sprach in so hohem und zuversichtlichem Tone von der Anhänglichkeit und Einmüthigkeit seiner Leute, daß Jener an seinen ehrgeizigen Absichten nicht zweifeln konnte. Mohammed Ali, in seinem mit Hassan Pascha verabredeten Plan da durch bestärkt, schloß die Zusammenkunft damit, daß er den Bei mit allen seinen waffenfähigen Anhängern für den nächsten Freitag auf die Citadelle bestellte, damit die nöthigen Vorkehrungen in Betreff des Antheils, welchen dieses wichtige Korps an dem Feldzug nehmen sollte, getroffen werden könnten. Nach seiner Rückkehr von der Audienz theilte der Bei den Inhalt der Unterredung seinen Vertrauten mit, von denen Einer, der weiter sah, als die Uebrigen, gleich ausrief: „„Wir sind verrathen!““ „„Verrathen! Schlimm genug!““ entgegnete Saim mit einem verächtlichen Blick auf den Offizier; „„wenn Gefahr dabei ist, fehlt es uns denn an Muth ihr zu begegnen?““ Hierauf versammelte er sämmtliche sowohl hohe als niedere Offiziere und kündigte ihnen Tag und Stunde an, wo sie ihn nach der Citadelle begleiten sollten. Mittler Weile blieb der Pascha nicht müßig. An dem besagten Freitag — es war der 1 März 1811 — rief vor Tagesanbruch Trommelschlag in der ganzen Stadt die Truppen wie zu einer großen Parade zusammen; Wenige, vielleicht Keiner von uns war zuvor unterrichtet, so daß wir Alle aus unsern Quartieren eilten, um zu sehen, was es gebe und sofort nach der Citadelle marschirten, wo wir uns aufstellten. Niemand ertheilte specielle Verhaltungsbefehle, sondern die Soldaten bekamen nur im Allgemeinen die Weisung, ihre Waffen in Bereitschaft zu halten und bis auf Weiteres ihren Posten unter keinerlei Umständen zu verlassen. Die Stunde der Audienz erschien und 500 Mamelukenoffiziere, mit dreien ihrer Generale an der Spitze, zeigten sich vor den Thoren und wurden eingelassen; sie bildeten einen sehr glänzenden Zug und begaben sich gerade nach dem Palast, welcher den höchsten Punkt der Festung einnimmt. Sobald ihre Ankunft Mohammed Ali und Hassan Pascha, die bei einander saßen und Rath pflogen, gemeldet worden, kam Befehl die drei Generale einzuführen; der Empfang war freundlich und man wechselte viele Komplimente und Artigkeiten. Nach einiger Zeit wurde Kaffee gebracht und zuletzt Pfeifen; in dem Augenblick aber, als damit aufgewartet wurde, stand Mohammed Ali, gleichsam damit seine Gäste sichs mehr behaglich machen könnten, auf und entfernte sich; zugleich sandte er insgeheim dem Hauptmann der Leibwache die Weisung, die Thore der Citadelle zu schließen und so wie Saim Bei und dessen

*) Narrative of the life and adventures of Giovanni Finati, native of Ferrara, who under the assumed name of Mahomet, made the campaigns against the Wahabees for the recovery of Mecca and Medina, and since acted as interpreter to european travellers in some of the parts least visited of Asia and Africa. Translated from the Italian, as dictated by himself, and edited by William John Bankes, Esq. 2 Vols. 12° London, Murray 1830.

beiden Gefährten zu Pferde steigen wollten, auf sie feuern zu lassen; Dieß sollte für die Soldaten das Zeichen seyn, über alle Soldaten herzufallen. Eine ähnliche Weisung erließ der Pascha an die Truppen, die in der Stadt und am Fuß der Citadelle lagerten, damit sie gleichzeitig das Werk der Vertilgung begännen und sorgten, daß keiner der Geächteten dem allgemeinen Blutbad entrennete.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Humboldts neuester Reise.

5. Das System des Himalaja.

(Schluß.)

Folgt man mit Benützung der von Klaproth gesammelten Schriften der Chinesen *) dem System des Himalaja gegen Osten über das englische Gebiet in Hindustan hinaus, so sieht man, daß er im Norden Assam begrenzt, die Quellen des Brahmaputra enthält, und durch den nördlichen Theil Avas in die chinesische Provinz Yün-nan eindringt; er zeigt daselbst, im Westen von Yung-tschang, spitzige Schneegipfel; hierauf rasch sich wendend gegen NO nach den Grenzen von Hu kuang, Kiangsi und Fu kian nähert er sich mit beschneiten Häuptern dem Ocean, wo man eine Verlängerung von ihm noch in den Gebirgen der Insel Formosa findet, die den größten Theil des Sommers über mit Schnee bedeckt sind, was auf eine Erhebung von wenigstens 1900 Toisen schließen läßt. So kann man das System des Himalaja als eine fortlaufende Kette vom indischen Ocean, sodann in dem Hinducho, durch Kandahar und Chorassan, bis jenseits des kaspischen Meers nach Abserbeidschan, auf eine Strecke von 73 Längengraden, die Hälfte der Ausdehnung der Anden, verfolgen. Das westliche Ende, welches vulkanisch, **) aber in dem Demavend gleichfalls mit Schnee bedeckt ist, verliert den Charakter einer Kette in dem Bergknaul Armeniens, der mit dem Sangalu, dem Bingheul und dem Kaschmir-tagh, hohen Spitzen in dem Paschalik Erserum, in Verbindung steht. Die mittlere Richtung des Himalajasystems ist N 55° W.

Dieß wären die Hauptzüge eines geognostischen Gemäldes des innern Asiens, das ich nach zahlreichen, seit einer Reihe von Jahren gesammelten Materialien entworfen habe. *) Diejenigen von diesen Materialien, die wir neuern europäischen Reisenden verdanken, wollen, im Verhältniß zu dem ungeheuren Raum, welchen der Altaï und Himalaja und die Queerketten Bolor und Chingchan einnehmen, nicht Viel heißen. Es sind die gelehrten Kenner der chinesischen, mandschuischen und mongolischen Literatur unserer Tage, von welchen die wichtigsten und vollständigsten Notizen über diese Materie herrühren. Je mehr die gelehrte Welt sich das Studium der asiatischen Sprachen aneignet, desto mehr wird man den Werth dieser so lange Zeit vernachlässigten Quellen für die Geognosie des mittleren Asiens schätzen lernen. In Erwartung eines besondern Werks, worin Klaproth ein neues Licht hierüber verbreiten wird, dürfte die vorliegende Beschreibung der vier Bergsysteme, und ihres Laufes von O nach W, wozu der erwähnte Gelehrte einen großen Theil der Materialien geliefert hat, nicht unwillkommen seyn. Um auszumitteln, worin der Charakter der Unebenheiten unserer Erdoberfläche besteht, um die Gesetze aufzufinden, wornach Anlage und Senkungen der Bergmassen sich richten, läßt sich dann die Analogie anderer Kontinente zu Hülfe nehmen. Hat man einmal die großen Formen, sind die herrschenden Richtungen bestimmt, so darf man sich nur an diese Basis, als an einen allgemeinen Maßstab, halten, um Allem, was in den Erscheinungen vorher isolirt, regellos, von einem andern Bildungsalter zu seyn schien, seine Stelle anzuweisen. Diese nämliche Methode, die meinem geognostischen Gemälde von Südamerika zum Grund liegt, habe ich hier auf die großen Gebirgsmarkungen von Centralasien anzuwenden versucht.

Indem ich einen letzten Blick auf die vier Gebirgssysteme werfen, welche Asien von O nach W durchschneiden, zeigt sich, daß das südlichste derselben die größte Längenausdehnung hat. Der Altaï erreicht mit hohen Spitzen kaum den 78°, der Thian-schan und die Kette, an deren Fuß Hami, Aksu und Kaschgar liegen, gelangen zum Mindesten zu 69° 45′, wenn man nämlich mit den Missionären Kaschgar unter 71° 37 östl. Par. setzt; **) das dritte und vierte System, kann man sagen, verwickeln sich in den großen Bergknäueln von Badachschan, Kleintübet und Kaschgar; über 69 und 70° hinaus aber giebt es nur eine Kette, die des Hinducho, die sich gegen Herat abflacht, später jedoch, im Süden von Asterabad, gegen den vulkanischen Schneegipfel des Demavend wieder zu einer beträchtlichen Höhe aufsteigt. Das Plateau von Iran, welches in seiner weitesten Ausdehnung von Tehran nach Schiras eine mittlere Höhe von 650 Toisen ***) zu haben scheint, entsendet gegen den Indus und

---

*) Ich besitze ein Manuskript „Aperçu des hautes chaines de montagnes de l'Asie centrale," welches mir Klaproth, vor meiner Reise nach Sibirien, im J. 1828 mittheilte.

**) Der östliche Theil der Kette, wo sie bei der Insel Formosa endigt, ist gleichfalls vulkanisch. Der Berg Tschy tang (der rothe Berg) im Süden von Fung schan hian, hat sonst Feuer gespien und man trifft daselbst noch einen See, welcher warmes Wasser hat. Der Phy nan my schan, im SO von Fung schan hian, ist sehr hoch und mit Fichten bewachsen: man bemerkt daselbst während der Nacht einen Schimmer, der dem Feuer gleicht. Der Ho schan (Feuerberg) im SO von Tschu lo hian ist voll Felsen, zwischen denen Quellen laufen, aus deren Wasser beständig Flammen sprühen. Endlich der Lieu huang schan (Schwefelberg), welcher sich im Norden der Stadt Tschang hua hian bis Tan schui tschhing ausdehnt, wirft fortwährend Flammen an seiner Grundfläche aus, und die Schwefeldünste, die er ausströmt, sind so stark, daß sie einen Menschen ersticken können; es wird eine große Menge Schwefel aus diesem Gebirg ausgebeutet.

*) Zwei Versuche über diesen Gegenstand (Mémoires sur les montagnes de l'Inde et la limite inférieure des neiges perpetuelles de l'Asie) sind von mir erschienen in Annales de chimie et de physique Th. III und Th. XIV.

**) Die astronomische Geographie des innern Asiens ist noch sehr im Unklaren, weil man nur die Resultate der Beobachtungen, nicht aber auch die Elemente derselben kennt. So läge Taschkend nach Waddingtons Karte zu Babers Memoiren unter dem 2 Meridian östl. Samarkand; nach der lapie'schen Karte in Meyendorffs Reise unter dem Meridian von Samarkand selbst.

***) Es fehlt für diese Länder, die doch kürzlich von Europäern bereist wurden, und so leicht bereist werden können, noch immer an barometrischen Messungen. Die Bestimmungen des Siedepunkts von

Tübet zwei Aeste, den Himalaja und die Kette des Küen-lün, und bildet eine Gabeltheilung der Erdspalte, von welcher diese Gebirge sich erheben. So kann der Küen-lün als eine vorspringende Trümmermasse des Himalaja angesehen werden. Der zwischenliegende Raum, welcher Tübet und Katschi in sich begreift, ist nach allen Seiten vielfach zerklüftet: eine mit den gewöhnlichsten Erscheinungen der Gangbildung augenfällige Analogie wie ich sie schon früher in der langen und engen Succession der Cordilleren darthat. Die Verlängerung der Systeme des Himalaja und Küen-lün, die in dem Bergknäul zwischen Kaschmie und Jysabad in einander verwachsen, geht von da bis jenseits des kaspischen Meeres zum 45 Längengrad. Die Kette des Himalaja bleibt im Süden des Bolor, Ak-tagh, Mingbulak und Ala-tau zwischen Badachschan, Samaekand und Turkestan; im Osten des Kaukasus verbindet sie sich mit dem Plateau von Adserbeidschan und macht die südliche Grenze der großen Einsenkung, in welcher das kaspische Meer und der Aralsee *) die tiefsten Becken sind, und wozu das ganze Stück Land zwischen der Kuma, dem Don, der Wolga, dem Jaik, dem Obtschey-syrt, dem See Aksakal, dem untern Sihun, dem Chanat Chiva, an den Ufern des Amu-deria, gehört, das eine Fläche von wahrscheinlich 18,000 Quadratlieues einnimmt, die niederer als der Meeresspiegel liegt. Die Untersuchung dieser sonderbaren Einsenkung war Gegenstand mühsamer barometrischer Nivellirungen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer für die HH. Parrot und Engelhardt und zwischen Orenbueg und der Mündung des Jaik für die HH. Helmersen und Hoffmann. Dieses so niedere Land, voll tertiarischer Formationen mit Metaphyren und Trümmern verschlackter Felsen, bietet dem Geologen ein bis jetzt auf unseren Planeten fast einziges Phänomen dar. Im Süden von Baku, und in dem Golf Balkan wird dieser Anblick durch die vulkanischen Kräfte sehr modifizirt. Vor Kurzem hat die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg meinem Wunsch entsprochen, durch eine Reihe barometrischer Nivellirungen längs dem nordöstlichen Rand dieses Beckens an der Wolga zwischen Kamschyn und Saratow, an dem Jaik zwischen Obtschey-syrt, Orenburg und Uralsk, an der Jemba bis jenseits der Höhen von Mugodschar, in welchen der Ural sich gegen Süden verlängert, neben dem Aksalkasee und gegen den Sarasu hin eine geodäsische Linie bestimmen zu lassen, die alle mit dem Wasserspiegel des Meers gleich gelegenen Punkte vereinigt. *)

Fraser (Narrative of a journey to Khorassan, Appendix S. 135) geben, nach der meyerschen Formel, Tehran 627, Issahan 688 und Schiras 692 Toisen. Die Formel Biots liefert noch um einige Toisen niederere Höhen. Die im Februarheft der Hertha 1820 gewonnenen Resultate gründen sich auf die irrige Voraussetzung des Dr. Knorre, daß die Expansivkraft der Temperaturänderung von dem Siedepunct aus absolut proportionell bleibe. Zur Vergleichung des persischen Plateau's mit andern ist hier folgende Uebersicht. Das Innere von Rußland um Moskau 76 Toisen und nicht 145 wie lange Zeit behauptet worden; die Ebenen der Lombardei 80; das Plateau von Schwaben 150, das der Auvergne 174, das der Schweiz 220, das von Bayern 260, das von Spanien 350. Wenn der Boden eines Längen-Thals, z. B. in der Kette der Anden, oft eine Höhe von 1500 bis 2000 Toisen über dem Meeresspiegel erreicht, so ist Dieß eine Folge der Erhebung der ganzen Kette. Die Plateau's von Spanien und Bayern erheben sich aber wahrscheinlich mit der ganzen Masse des Kontinents. Die zwei Epochen sind in der Geognosie sehr verschieden.

*) Eine Reihe barometrischer Nivellirungen, vom kaspischen Meer bis zur Mertwoy Kultuk Bai am Aralsee, welche von den der Expedition des Obrists Berg beigegebenen Kapitänen Duhamel und Anjou während eines strengen Winters gemacht wurden, beweisen, daß der Wasserspiegel des Aralsees 117 (engl.) Fuß über dem kaspischen Meer liegt.

*) S. Humboldts Rede in der außerordentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg am 16 November 1829 in N. Annales de Voyages 2 serie, Th. 15, S. 86 f.

Zeitsche Rechtsfälle.

Ein besonderes Interesse erregte der Prozeß wegen einer Schmähschrift, in welchem eine junge Dame als Klägerin gegen eine andere auftrat. Miß Jane C —, aus einer sehr angesehenen Familie, hatte kurz vor Anfang dieses Prozesses mit einer jüngeren Schwester, Anna, ihren Aufenthalt in einer äußerst wilden und romantischen Gegend bei Tramore an der Seeküste genommen. Dieses Dorf liegt auf einer steilen Anhöhe an der Mündung des Hafens von Waterford und hat eine schöne Aussicht in die Ferne. Am Fuße der schroffen Hügel wälzt die See sich auf hellglänzendem Sand, und zahlreiche Schiffstrümmer zeigen die Heftigkeit der gewaltigen Wogen während der Winterstürme. Zur Linken führt der Suirfluß seinen Wasserreichthum dem Meer zu, während zur Rechten ein erzumgürtetes Küstenland hoch emporsteigt, an dem die Brandung des atlantischen Oceans sich schäumend bricht. Miß Jane C — hatte stets in den besten Gesellschaftskreisen gelebt, doch des Geräusches der großen Welt überdrüssig, hatte sich durch poetische Neigung bestimmen lassen, diesen Platz zu ihrer Wohnung auszuwählen. Hier widmete sie sich der Schriftstellerei und gab einen Band sehr artiger Gedichte heraus, bei welchen zwar Longman und Comp. nicht ihre Rechnung fanden, die aber das Talent der Verfasserin beurkundeten. Ihre poetischen Träume zeigten eine Fülle von Bildern des See-Elements, welches sie umgab. Die dunkeln Grotten des schönen Gestades, welche der stete Andrang der Wogen ausgehöhlt hatte, ersetzten ihr die weiten Hallen, welche sie sonst zu durchschreiten pflegte; und die Stalaktiten, die von den gewölbten Räumen herabhingen, ließen sie die glänzenden Kronleuchter und die hellen Ballsäle vergessen. Hier zusammen mit einer geliebten Schwester, der manches ihrer Gedichte zugeeignet war, verlebte sie glückliche und zufriedene Tage, unaufgeregt von jenen Leidenschaften, die Jeden erreichen, der im gesellschaftlichen Treiben sein Daseyn zubringt. Ihre Abgeschiedenheit und die Art ihrer Beschäftigungen sollten zu dem Schlusse berechtigen, sie sey außer dem Bereich gewaltsamer Störungen geblieben. Allein die Liebe überschritt die Schranken, welche die Klippen von Tramore bildeten, und mit ihr fand auch die Eifersucht Gelegenheit sich einzuschleichen. Im Winter des Jahres 1827 wurde Kapitän Rutland zum obersten Polizeybeamten des Bezirks Tramore ernannt. Telemachs Ankunft auf der Insel war für die Ruhe Kalypso's nicht verderblicher gewesen. Der Kapitän, ein geborner Engländer, verband mit den höflichen Sitten seines Landes die freie Haltung, welche für ein charakteristisches Prädikat des geborenen Irländers gilt. Feurig und sanft, von feinem Sinn und stolzem, reizbarem Gemüthe, vereinigte er mit den einnehmendsten Vorzügen des Geistes eine gefällige Außenseite, ein glänzendes Auge, schwarzen Bart, ein schön gebräuntes Gesicht und eine Gestalt, die mit den stattlichsten Merkursdienern der Stadt Waterford die Vergleichung ausgehalten hätte. Dieser Phaon der Polizei würde jedem Dichtertalent des zärteren Geschlechts im Gedränge und Gewirre der glänzendsten Gesellschaft gefährlich geworden seyn, um wie viel größer mußte sein Einfluß in der winterlichen Einsamkeit dieser Küste werden, wohin ein böses Schicksal ihn verschlagen hatte! Bald machte er sich mit den Fräulein C — bekannt, und man gab ihm zu verstehen, daß ein Heirathsantrag, Einer oder der Anderen gestellt, günstig aufgenommen werden würde. Die Artigkeit, welche den Officierstand auszeichnet, und worin der Kapitän Keinem nachstand, wurde als ein Zeichen seiner Neigung für eine der Damen betrachtet, und Frau Christopher ausersehen, die Tiefen seines Herzens zu sondiren. Allein der Kapitän meinte, daß die ehelichen Verhältnisse mit seinem Amt unverträglich wären. Dieses Vorge-

den erregte den größten Unwillen bei Miß Jane C—. Anstatt die Kälte des Kapitäns seinem philosophischen Temperament beizumessen, leitete sie seine Unempfindlichkeit von einem andern Einflusse her, und nicht lange, so entdeckte die erbitterte Schöne unter den Nymphen des Gestades von Tramore die Huldin, der die häufigen Ausflüge des Kapitäns galten. Miß Anthony, eine junge Dame von großen persönlichen Reizen und hoher Bildung, wohnte mit ihrem Vater in der Nähe von Miß C—. Der Kapitän hatte sich bei Hrn. Anthony einführen lassen und war mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft aufgenommen worden; die Tochter begegnete ihm mit jener Ungezwungenheit des Betragens, welche den irischen Damen, den fröhlichsten und unschuldigsten der Welt, so gut läßt. Rutland verdiente die Güte der Familie, die ihn als einen vertrauten Hausfreund schätzte, ohne daß er jedoch durch besondere Aufmerksamkeit in die Rolle des Liebhabers trat. Kaum erfuhr Miß C— diese gelegentlichen Theebesuche bei Miß Anthony, als schon die wildeste Eifersucht sie verzehrte. Was sie den schimpflichen Abfall des Kapitäns hieß, legte sie dem harmlosen Mädchen zur Last. Im Anfange begnügte sie sich, ihre eingebildete Nebenbuhlerin durch verächtliche Geberden bei jeder zufälligen Begegnung zu verhöhnen, dann streute sie unter ihren Bekannten aus, wie sehr die Gestalt der Miß Anthony sich gerundet, und wie die zarten und schlanken Formen ihres Leibes allmälig verschwänden. Endlich ging sie so weit, zu erzählen, daß die Favoritin Rutlands in dem Fall wäre, den Desdemona zuletzt befürchtete, und daß vermuthlich das Hospital der Findlinge einen Zuwachs durch sie erhalten werde. In klaren Ausdrücken beschuldigte sie ihre Rivalin zuletzt der Schwangerschaft von Rutland. Diese, empört über solche Verleumdung, mied mit dem unzweideutigsten Abscheu die Anklägerin. Letzter hingegen suchte alle Mittel hervor, ihre Wuth gegen Miß Anthony zu bethätigen, und entwarf zu ihrer Vernichtung einen Plan, wie ihn die Eifersucht allein erfinden konnte. Sie wußte, daß eine Anklage bei dem benachbarten Gerichte unnütz wäre, da Miß Anthony über jeden Verdacht erhaben war; sie ergriff daher einen andern Ausweg, und schickte folgenden sonderbaren Brief an den Aldermann Darley, Vorstand der Polizei in Dublin:

Tramore, Sonnabend den 3 Mai 1828.

Sir. Wenn Sie einen vertrauten Beamten hieher senden wollen, kann ich Ihnen die umlaufenden Gerüchte mittheilen, die die Geschichte eines vor ungefähr sechs Monaten begangenen Mords aufklären. Die nähern Erörterungen hierüber lassen sich brieflich nicht mittheilen. Auch kann ich den örtlichen Polizeivorstand davon nicht benachrichtigen, da er der Mitwirkung dabei beschuldigt wird. Lassen Sie den Abgeordneten einen Wagen in Waterford nehmen, und nach Whelan's Hotel zu Miß C— fahren.

Jane C—.

Der Aldermann forderte in seiner Antwort die Miß zu näherer Erklärung auf, die sie also ertheilte:

Sir. Die Umstände, auf welche ich mich in meinem Briefe vom 3 bezog, will ich hier näher entwickeln. Ich ging den 2 November mit noch Jemand spazieren, als aus dem Hause des Hrn. Anthony, welches an der öffentlichen Promenade von Tramore liegt, das Nothgeschrei und ein anhaltendes Stöhnen eines Kindes sich vernehmen ließ. Kurz darauf kam eine Dienstmagd heraus, die einen Pappenkasten unter ihrem Arme trug, mit einem weißen und rothen Tuche rund um zugebunden; späterhin hörte ich, daß sie in Waterford von zwei Männern angehalten wurde, welche den Kasten öffneten und ein todtes Kind darin fanden. Der Doktor Dowsley von Carrick so wie der Polizeibeamte von hier können die erforderliche Auskunft darüber geben, Wem das Kind angehörte. Es mag ungefähr zehn Tage alt gewesen seyn, als diese That verübt wurde, und es wohnten nur zwei Personen im Hause, Sally Anthony und die Magd. Die Ursache warum ich die Anwesenheit eines Beamten wünschte, war, damit er sich von der Oertlichkeit, wo ich das Geschrei und gleich darauf das Todesröcheln des Kindes hörte, selbst überzeugen möchte. Ich habe mit mir selbst einen Kampf bestanden, ob ich dieses Ereigniß Ihnen mittheilen sollte; aber der Mörder darf nicht ungestraft bleiben. Der Polizeibeamte wird von dem fehlenden Kinde auch näher unterrichtet seyn, da er sich in der letzten Zeit häufig in diesem Hause aufhielt — — —

Den 9 Mai 1828. Jane C—.

Als der Aldermann Darley diese genauen Angaben erhalten hatte, fertigte er einen Konstabler an Miß C— ab, die nun offen Miß Anthony des Kindsmords beschuldigte. Bei der Untersuchung vor dem Gerichtshofe fand sich auch nicht der kleinste Grund zur Bestätigung. Wegen dieser beispiellosen Verleumdung wurde nun der Prozeß eingeleitet. Kapitän Rutland wurde verhört; sein edler Anstand und seine anziehenden Manieren verständigten den Richter über den heftigsten Ausbruch der Gefühle, die er erregt hatte. Der Gerichtshof erklärte die Anklage für Folge einer Geistesabwesenheit. Miß C— wurde zu fünfhundert Pfund Ersatz verurtheilt. Und so endigte ein Prozeß, der größtentheils nur, furens quid foemina possit, bewies.

•

Das Kriminalgericht in Kilkenny behandelte einen Prozeß, der ein neues Licht auf den moralischen Zustand des Landvolks warf, indem er die Ueberführung dreier Männer wegen eines an einem gewissen Devereux verübten Mordes zum Gegenstand hatte, welcher durch einen jener Zufälle heraus kam, wo eine späte, aber gewisse Vergeltung den Mörder erreicht. Devereux hatte einige Morgen Landes an sich gebracht und die Gefangenen davon vertrieben. Das geheime Tribunal (welches Kapitän Rock errichtete, um erlittenes Unrecht wieder gut zu machen) beschloß ihn deßhalb zu tödten. Devereux brachte in Erfahrung, daß es seinen Kopf galt; er schlief deßhalb nie außer der Stadt Callan, drei Meilen von seinem Gut, und ging nur bewaffnet aus. Doch die Diener der agrarischen Rache ließen sich dadurch nicht abhalten, und der Tag war bereits festgesetzt, wo ihr Opfer fallen sollte. Die ganze Gegend wußte von diesem Vorhaben. Während er am hellen Tage seine Felder beaufsichtigte, und einer seiner Arbeiter ein Gespräch mit ihm anspann, stürzten an der Ecke eines Zauns drei Männer auf ihn ein. Um ihn kein Pistol hervorziehen zu lassen, hielt ihm sein Gesellschafter beide Arme auf dem Rücken fest, und so wurde er mit zerschmettertem Kopfe todt auf den Boden hingestreckt. Den Frevel hatte aber eine Frau bemerkt, welche, durch die von der Regierung ausgesetzte Belohnung gereizt, die Sache entdeckte. Devereux war übrigens ein wilder grausamer Mensch, und bei der Untersuchung ergab sich, daß er auch einen Mord auf dem Gewissen hatte. Ich verließ, fährt unser Erzähler fort, Kilkenny, um nach Clonmel zu reisen. Es war ein schöner heiterer Tag. Das milde Wehen der Luft bei dem unbewölkten Himmel und der köstlichsten Temperatur erhöhte den Reiz des Daseyns. Ein solcher Tag sollte nie von den Dienern der Gerechtigkeit zur Vollstreckung eines Urtheils gewählt werden. Ich bemerkte auf meinem Wege, daß sich Volkshaufen in verschiedenen Richtungen sammelten, die Hecken erkletterten, und mit der größten Anstrengung sich auf den Fußspitzen erhoben, um die Aussicht auf einen Gegenstand zu gewinnen, der ihre höchste Aufmerksamkeit zu fesseln schien. Wie ich meine Blicke gegen das Gefängniß richtete, bemerkte ich an einem Seil, welches von der Wand herabhing, wie an den übrigen Apparaten der Justiz den Grund der Neugierde des Volks. Die Mörder Devereux's sollten hingerichtet werden. Ich sah die Thüre des Gefängnisses, die zu der Richtstätte führte, offen, und den eisernen Balkon von den Verurtheilten und dem Nachrichter gefüllt. Mich trieb's von dem schreckensvollen Schauspiele weg, und ich befahl dem Kutscher sich zu sputen, der mit einigem Widerstreben gehorchte. Bald waren wir aus dem Gesichtskreis der Szene, und als ich mit ihm ein Gespräch anknüpfte, erfuhr ich von ihm, was ich durch spätere Nachforschungen bestätigt fand, daß Devereux vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren seine Hände in Blut getaucht hatte. Er war in die Verschwörung des unglücklichen Robert Emmet verwickelt. Während die Insurgenten in die Thomasstraße gegen das Kastell sich stürzten, Schrecken ringsum verbreitend, begegnete ihnen ein Wagen, den sie anhielten. Einige aus dem Haufen riefen: es ist Lord Norbury! Die Thüre wurde sogleich aufgerissen, und kaum hatte der Edelmann seinerseits entgegnet: „Nein, ich bin Euer Freund, Lord Kilwarden,“ als er auch mit einer Pike von der Hand Devereux's durchbohrt hinsank.

Einfälle des Figaro.

Ferdinand von Spanien ist ein Freund der Agiotage; er will in Madrid eine Börse errichten gleich der in Paris. Wenn man daselbst bloß Ferdinands Kredit discontirt, so wird es nicht an Spekulanten fehlen.

König Wilhelm IV hat kürzlich eine seiner natürlichen Töchter ausgestattet. Noch einige Revolutionen in dem Haushalt der Völker und Souveräne und die legitimen Könige werden künftig nur noch natürliche Kinder zeugen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 21. 21 Januar 1831.

Aus Humboldts neuester Reise.

6. Vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens.

Die große Einsenkung der Länder Westasiens, die einst bis an die Mündung des Ob und das Eismeer ging, ein Thal entlang, das die Wüste Karakum und die zahlreichen Oasen in den Steppen der Kirghisen und von Baraba durchschnitt, scheint mir von älterem Datum als die Entstehung des Uralgebirges, dessen südliche Verlängerung man in einer ununterbrochenen Kette von dem Plateau von Guberlinsk bis Ustjurt, zwischen dem Aralsee und dem caspischen Meer, verfolgen kann. Hätte eine Kette von so wenig beträchtlicher Höhe nicht verschwinden müssen, wenn die große Erdspalte des Ural sich nicht erst nach jener Einsenkung gebildet hätte? Die Epoche der Einsenkung Westasiens fällt daher eher mit der Epoche der Erhebung der Plateau's von Iran und Mittelasien, des Himalaja, des Küenlün, des Thian-schan und aller alten von O nach W laufenden Bergsysteme, vielleicht auch des Kaukasus und des Bergknäuls von Armenien und Erzrum, zusammen. Kein Theil der Welt, Südafrika nicht ausgenommen, bietet eine so ausgedehnte Masse Hochländer von so ansehnlicher Höhe dar, als das innere Asien. Die Hauptaxe dieser Erhöhung, die ohne Zweifel älter ist, als das Hervorbrechen der Gebirge aus den von O nach W sich ziehenden Erdspalten, verbreitet sich in der Richtung von SW nach NO, von dem Bergknäul zwischen Kaschmir, Badach-schan und dem Tsung-ling, nach Tübet, wo der Kaylasa und die heiligen Seen *) sind, bis zu den Schneegipfeln des Inschan und des Ching chan. **) Die Erhebung einer so ungeheuren Masse würde hinreichen, auf der andern Seite eine Einsenkung hervorzubringen, wovon vielleicht die Hälfte nicht mehr mit Wasser gefüllt ist, und die seitdem sie existirt, durch die Wirkung unterirdischer Kräfte so viele Veränderungen erlitt, daß nach den von Professor Eichwald gesammelten Sagen das Vorgebirg Abscheron sonst mittelst eines Isthmus mit der gegenüberliegenden Küste des caspischen Meeres in Turkomanien zusammenhing. Die großen Seen, die sich in Europa an dem Fuß der Alpen gebildet haben, sind eine mit der Einsenkung des caspischen Meeres analoge Erscheinung. Wir werden bald sehen, daß vorzüglich im Bereich dieser Einsenkung, folglich in dem Raum, wo der Widerstand der geringere war, frische vulkanische Spuren sich zeigen.

Die Lage des Arai-tubé, welcher vormals Feuer spie, wird um so interessanter, wenn man sie mit jener der Vulkane Peschan und Hotschen an dem nördlichen und südlichen Abhang des Thian-schan, der Solfatara von Urumtsi und der ammoniakalische Dämpfe aushauchenden Kluft in der Nähe des Sees Darlaï vergleicht, die wir seit sechs Jahren durch Klaproth's und Abel Remusat's Forschungen kennen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Seen Manasa und Ravan Hrad. Manasa bedeutet im Sanskrit Geist; der Manasa-vara ist der östliche dieser beiden Seen; sein Name besagt wörtlich: der vollkommenste der geehrten Seen. Der westliche heißt Ravana Hrad, d. h. der See des Ravana, des berühmten Helden des Ramajana (Bopp.)

**) Diese Richtung der Axe jener Erhebungen von SW nach NO findet sich auch jenseits 55° Br. in den zwischen Westsibirien, einem Niederland, und Ostsibirien, einem Gebirgsland, begriffenen Raum, der den Meridian von Irkutsk, das Eismeer und das Meer von Ochotsk zu Grenzen hat. Dr. Erman traf in den Aldangebirgen bei Allachjuna eine 5000 Fuß hohe Bergspitze (Berghaus Annalen Th. I, S. 599.) Im N des Küen-lün und im W des Meridian von Peking sind die nach Umfang und Höhe bedeutendsten Theile der Erhebung: 1) der Raum östlich von dem Bergknäul Chuchunoor zwischen Turfan, Tangut, die großen Krümmung des Hoangho, des Gardschan (tableaux historiques de l'Asie S. 97) und der Kette des Kingschan, d. h. der Raum, der die große Wüste Gobi in sich schließt; 2) das Plateau zwischen den Schneegebirgen von Changai und Tangnu, den Quellen des Jenisei, der Selengga und des Amur; 3) das Plateau im W des Bewässerungsgebiets des obern Oxus und Jaxartes zwischen Fysabad, Balch, Samarkand und dem Alatau, in der Nähe von Turkestan, westlich von dem Bolor. Die Erhebung dieser Querkette hat in dem großen Längenthal des Thian-schan nahe zwischen dem zweiten und dritten Bergsystem oder zwischen dem Thian-schan und Küen-lün einen Gegenabhang von W nach O hervorgebracht, während in dem Längenthal des Thian-schan-pe lu in der Dsungarei, zwischen dem Thian-schan und dem Altai, die Neigung im Ganzen von O nach W ist.

Abenteuer eines Italieners im Orient.

(Fortsetzung.)

Als der Pascha nicht zurückkehrte, und die Generale auf ihre Erkundigung bei der Dienerschaft hörten, er habe sich in sein Harem zurückgezogen (eine Antwort, die keine fernere Frage mehr erlaubte), so hielten sie es für passend aufzubrechen. Aber kaum gelangten sie in den Hof um wegzureiten, als plötzlich von allen Seiten auf sie geschossen wurde, und eine Scene der Verwirrung und des Entse-

tens anhob, in der die Opfer zu Hunderten fielen. Saim selbst fand noch Zeit sich in den Sattel zu schwingen und so bis an eines der Thore dee Citadelle zu bringen; indeß es war verschlossen, und er sank von zahllosen Kugeln durchbohrt. Ein andrer Häuptling, Amim Bei, Elfi's Bruder, trieb das edle Thier, das er ritt, zu einem Akt der Verzweiflung; er spornte es zu einem Satz über die Brustwehr hinab — vorziehend durch den vierzig und mehr Fuß hohen Sturz zerschmettert, als mit kaltem Blut geschlachtet zu werden; das Glück wollte ihm so wohl, daß zwar das Pferd todt auf dem Platz blieb, der Reiter aber davon kam. Unten befand sich ein albanesisches Lager und nicht weit von der Stelle ein Offizierszelt; in dieses trat Amim Bei und flehte das Gastrecht an; der Offiziee bewilligte ihm nicht nur dieses, sondern nahm ihn auf seine eigene Gefahr unter seinen Schutz und hielt ihn verborgen, solange die empörte Rachewuth des Volks und der Soldateska währte. Von den Uebrigen der dem Tod geweihten Schaar rettete sich kein Einziger; selbst unter Denen, die ruhig in der Stadt geblieben, fanden nur Wenige Mittel, sich den emsigen Nachforschungen zu entziehen, welche nach ihnen angestellt wurden, da auf jedes Mamelucken Kopf ein ansehnlicher Peeis gesetzt war.

Ganz Kairo füllte jener Tag mit Jammer und Trauer; unbeschreiblich sind die Gräuel, zu welchen diese barbarische Justiz Anlaß gab; denn nicht bloß die Mamelucken, sondern Viele, die sie nichts angingen, wurden aus Mißverständniß, Bosheit oder Plünderungssucht ergriffen und niedergemacht. Was mich anbelangt, schließt Finati, so hatte ich Ursache der Vorsehung dankbar zu seyn, daß obgleich einer der Soldaten, die an dem verhängnißvollen Morgen in der Citadelle aufgestellt waren, ich glücklicher Weise meinen Posten an einem der Thore erhielt, wo keiner der Unglücklichen zu entwischen suchte, oder sich mie näherte, so daß ich meine Pistolen und Muskete nicht abfeuerte."

Finati machte nun einen Feldzug gegen die Wahabi's mit, der aber nicht glücklich ausfiel, worauf die Truppen nach Kairo zurückkehrten. Vor dem Feldzug hatte er eine schöne Sklavin geheirathet; diese scheint seine Abwesenheit benützt zu haben, um manche Dinge zu thun, die sich mit ihren ehelichen Pflichten nicht vertrugen. Finati erfuhe die Sache und entschloß sich zur Ehescheidung. Da das Weib sich den Vorschlag gefallen ließ, so ging er mit ihe vor einen Richter, und ließ den Scheidebrief ausstellen; sie nahm zurück, was sie ihm beigebracht hatte und damit war Alles abgethan. „Die Scheidung," bemerkt er, „hat nicht die geringsten Schwierigkeiten, sobald die Eheleute einander überdrüssig geworden sind, und es ist Dieß vielleicht das einzige Mittel Unordnungen im Familienleben vorzubeugen, die nur zu häufig einreißen, wo das Band der Ehe unauflöslich ist. Nicht daß ich den Gewohnheiten des Orients eine Lobrede halten will; denn ich weiß gae wohl, daß, bei der Leichtigkeit eine Ehe aufzulösen, Mancher in den Tag hinein heirathet; aber ich kann mir auch nicht vorstellen, daß die Ehescheidung unter gewissen heilsamen Beschränkungen nicht gar wohl zulässig seyn sollte."

Die Niederlage, welche die egyptischen Truppen in dem Krieg gegen die Wahabi's erlitten, erregten in Kairo so viel Mißvergnügen, daß Mohammed Ali für gut fand, sich selbst auf den Kriegsschauplatz zu verfügen, um durch seine Gegenwart den Muth der Soldaten anzufeuern. Auch Finati marschirte mit seinem Regiment ab; indeß im Verlauf der Expedition erging es der Abtheilung, bei der er war, so schlecht, daß er es für räthlich hielt, sich von dee Armee zu verabschieden, und den Weg nach Mecca einzuschlagen. Seine Wanderung nach dieser Stadt wae ermüdend und gefährlich. Doch erreichte er sie ohne Unfall. „Was dem Fremden gleich in die Augen fällt," erzählt er, „ist das berühmte Heiligthum, im Mittelpunkt der Stadt. Es ist ein ungeheurer gepflasterter Hofraum, mit Thoren auf jeder Seite und einem bedeckten Säulengang, der wie bei einem Kloster rings herum geht; in der Mitte des freien Platzes steht die Kaaba mit ihren von schwarzem Sammt, der von goldgestickten arabischen Inschriften prangt, überkleideten Außenwänden. Kehet man sich gegen einen der Winkel (denn das kleine Gebäude ist von Quadratform) so erblickt man den Brunnen Zemzem, dessen Wasser von besonderer Heiligkeit seyn soll, so daß jedes Jahr eine Portion davon dem Sultan nach Konstantinopel geschickt wird. Wer nach Mecca kommt, ob als Pilger oder aus weltlicher Veranlassung, ermangelt daher nie davon zu trinken, und sich damit zu waschen, da der Glaube herescht, man könne sich damit von allen Sünden reinigen, die man auf dem Gewissen hat. An dem Gebäude, fast am Boden, befindet sich ein Stein, den alle Pilger, wie sie das Gebäude umkreisen, andächtig küssen, so daß seine Oberfläche völlig abgenützt ist. Voe der Kaaba, aber nicht mit ihr zusammenhängend, erheben sich vier Zelte (den vier Sekten der Mohammedaner entsprechend), die für die Pilger eingerichtet sind. Obgleich der Andrang der Gläubigen in der letzten Zeit häufig unterbrochen wae, so langten doch gerade wäheend meiner Anwesenheit zwei Karawanen an, eine asiatische und eine afrikanische, die nicht weniger als 40,000 Personen zählten, alle voll Ehrfurcht gegen die geweihte Stätte. Ein solcher Zusammenfluß von Wallfahrern, wozu noch die zahlreiche Besatzung kam, welche unser Pascha daselbst hielt, erregte ein wundervolles Leben in der kleinen arabischen Stadt, welche die Einrichtungen zur Aufnahme einer ihre eigene Bevölkerung so weit übersteigenden Menge von Fremden nicht besitzt; so daß viele derselben vor den Mauern in Hütten herbergen, oder auf der bloßen Erde lagern mußten. Natürlich entstand eine außerordentliche Nachfrage nach Bedürfnissen aller Art, und es wurden ungeheure Preise bezahlt, ohne daß übrigens die Frommen, wie es schien, sich durch diesen Umstand bewegen ließen ihren Aufenthalt abzukürzen. Außer den allgemeinen Gebräuchen der Reinigung am Brunnen, des Küssens des Ecksteins und des wiederholten Gehens um die Kaaba hat jeder Pilger noch seine besondern Gebete herzusagen, und so die Bedingungen seines Gelübdes zu erfüllen. In- und außerhalb des Heiligthums giebt es zahllose Schwärme Tauben, welche der Ehre des Schutzes des Propheten sich erfreuen, und deßhalb von Niemand angefochten werden; ja manche Pilger bringen aus fernen Gegenden Vorräthe von Frucht mit, um diese Vögel zu füttern."

Der Umzug um die äußere Stadt ist auch ein Akt der Religiosität, dem Viele sich unterziehen. Die Pilger gehen vor die Thore hinaus, und nachdem sie einem geistlichen Herrn, der die Aufsicht dabei führt, ihre Aufwartung gemacht, legen sie ihee Kleider ab, und wickeln ein großes Tuch um sich; hieeauf setzen sie sich in Bewegung und laufen im Geschwindschritt der nächsten der vier Ecken dee Stadt zu; eine Art Führer, dee gewisse Gebete hersagt, wie sie an bestimmten Stellen vorbeikommen, begleitet sie; an jeder

Ecke wartet ihrer ein Barbier, der ihnen mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit , des Kopfs einseift und scheert; erst der letzte Barbier an der vierten Ecke vollbringt das ganze Werk; womit dann die Ceremonie schließt. *)

Bekanntlich beschränken sich die Pilgerceremonien in Mecca nicht auf diese Stadt, sondern die Procession nach dem Berg Arafat gehört nothwendig noch dazu. Der Weg dahin führt an einer Stelle vorbei wo vormals ein Brunnen war; hier wirft jeder Pilger einen Stein hin. Denn der Prophet hat nach der Sage den Ort mit seinem Fluch belegt. Der äußerste Punkt der Pilgerfahrt ist eine Säule, die man vor Sonnenaufgang erreicht haben muß, wenn man als ein vollkommener Hadschi angesehen seyn will. Da der Berg Arafat nicht weniger als sieben Stunden von Mecca liegt, so muß man früh aufbrechen, zumal wenn man, wie die Frömmsten zu thun pflegen, den Weg zu Fuß zurücklegen will. Auf dem Berg werden dann von den Hadschi's, je nach den Mitteln die jeder hat, ein oder mehrere Schafe geschlachtet, und manche der Reichern erwerben sich noch das besondere Verdienst, die Aermeren, die sich keine Opferthiere kaufen können, damit zu versehen. Es wird so Viel geschlachtet, daß an die Armen der ganzen Umgegend Fleisch vertheilt werden kann. Ist Alles vorbei, so werden sämmtliche Namen von einer eigens dazu aufgestellten Person in ein Buch eingetragen, und die Karawanen ziehen, zum Theil über Medina, nach Haus.

*) In Bezug auf die Kaaba ist zu bemerken, daß sie nur einmal im Jahr geöffnet wird, also nicht von jedem Pilger besucht werden kann. Wenn man aber nun sieht, daß, obgleich dann Jedermann freien Zutritt hat, doch nur Wenige hinein treten, so muß man, um sich darüber nicht zu verwundern, wissen, daß man sich zwar durch den Besuch des Innern dieses Allerheiligsten vollkommene Entsündigung verdiene, dabei aber auch die schwere Verpflichtung übernimmt, sein Leben lang kein gewinnreiches Geschäft mehr zu treiben, sich geduldig jede Beleidigung gefallen zu lassen und Nichts anzurühren, was unrein ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Buckinghams Reiseunternehmung.
(Fortsetzung.)

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ließen Frankreich und England jedes eine Expedition auslaufen, um die definitive Aufnahme der West- und Südküsten Australiens zu Stande zu bringen. Die erstere dieser Expeditionen trug den Stempel der Großartigkeit an sich, welchen das damalige Haupt der französischen Nation Allem aufdrückte, was unter seinen Auspizien geschah. Wie bei der egyptischen Unternehmung wurde eine Menge Gelehrter zur Theilnahme berufen und überhaupt Nichts vernachlässigt, was den Erfolg der unter die Befehle Baudin's gestellten Expedition sichern und ihren Glanz erhöhen konnte. Die Resultate blieben indeß weit hinter den gehegten Erwartungen zurück. Sey es, daß Baudin als Führer der Expedition sich wirklich nicht gut gegen seine Reisegefährten benahm oder daß diese zu viele Ansprüche erhoben; kurz Uneinigkeit riß unter ihnen ein, so daß man zum Voraus mehrere Theile des Plans aufgeben mußte. Es wurden immerhin manche schätzbare Arbeiten ausgeführt, aber überall verrieth sich der Mangel an Zusammenwirken und trotz dem Luxus, mit dem man die Karten dieser Reise gestochen hat, flößen sie doch wenig Zutrauen ein. Die englische Expedition, obwohl in jeder Hinsicht bescheidener ausgerüstet, aber von dem tüchtigen unerschrockenen Kapitän Flinders geleitet, gewährte weit befriedigendere Resultate. Beide Expeditionen waren übrigens fast rein hydrographisch; wenigstens berücksichtigte man nur nebenbei Physik und Naturgeschichte.

Seit dem Frieden sandte Frankreich innerhalb zehn Jahren nach und nach drei Expeditionen in diese Gewässer. Die erste, unter Freycinet, hatte gewisse physikalische Beobachtungen zum Gegenstand, und ihr geographischer Gewinn beschränkte sich auf die Untersuchung einiger nicht sehr ausgedehnten Theile von Timor und Waigiou, der Marianen und die Entdeckung der Insel Rose. Die zweite unter Duperrey durchsegelte große Meeresstrecken, bietet aber auch keine geographische Ausbeute von Wichtigkeit, wenn man die Durchforschung der Inseln Gilbert, einiger Gruppen der Carolinen und die Entdeckung von sechs bis sieben Inseln, so wie des Hogoleu-Archipels ausnimmt. Die dritte und letzte, welche auf dem Astrolab ausgeführt wurde, bereicherte die Hydrographie mit der Aufnahme einer ununterbrochenen Küstenstrecke von 360 Lieues auf Neuseeland, eines großen Theils des Archipels Viti, mehrerer Gruppen der Carolinen, des größten Theils der Insel Loyalty, einer Strecke von 120 Lieues an den Südküsten von Neubritannien, endlich der ganzen Nordküste von Neuguinea auf eine Ausdehnung von 100 Lieues. Dazu kommt noch die Entdeckung von etwa 60 Inseln, Inselchen und Felsen, die bis dahin noch auf keiner Karte figurirt hatten. Diese drei Reisen, besonders die letztere, brachten unermeßliche naturhistorische Sammlungen zurück; aber um Handel und Civilisation bekümmerten sie sich nicht.

Im Jahr 1818 und in den vier folgenden vollendete Kapitän King die Aufnahme der Nord- und Ostküsten Australiens. Begünstigt durch die Nachbarschaft und die Hülfsquellen der Kolonie von Port Jackson zeigte er sich würdig seines Vorgängers Flinders, den er sich zum Vorbild nahm, und die Lücken auf den Küstenkarten Australiens füllten sich so ziemlich aus. Dieser Seefahrer hatte eine ähnliche Arbeit an der magellanischen Küste auszuführen, der er sich wahrscheinlich mit dem nämlichen Erfolg erledigt haben wird. Uebrigens schließt sich diesen schönen hydrographischen Operationen nur eine kleine Anzahl naturhistorischer Beobachtungen an.

Die russischen Seefahrer Krusenstern, Golownin, Kotzebue, Billingshausen, Schismareff ꝛc. haben nach einander einige neue Inseln in der Südsee den bereits bekannten zugefügt, und eine große Anzahl von Lagen berichtigt. Aber außer der von dem erstern bewerkstelligten Aufnahme der Ostküste der Halbinsel Saghalin haben sie sich mit keiner fortlaufenden Operation befaßt. In neuester Zeit scheint Kapitän Lütke in Betreff der Carolinen Alles erschöpft zu haben. Kommerzielle oder philanthropische Zwecke kannten ihre Reisen nicht.

Portlock, Ingraham, Bligh, Marchand, Turnbull, Roquefeuille und andere Kapitäne von Handelsschiffen unternahmen gleichfalls Reisen nach diesen Meeren. Ihre Zwecke waren aber ausschließlich merkantilisch, und wenn sie sich Verdienste um die Hydrographie erwarben, so geschah Dieß nur zufällig. An die Civilisation der Bewohner jener Inseln dachten sie vollends nicht. Das Nämliche gilt von den zahlreichen Wallfischjägern, welche seit dreißig Jahren den stillen Ozean in allen Richtungen durchstreifen. Weit entfernt, daß die polynesischen Stämme von ihren Besuchen Nutzen zogen, mußten sie sich glücklich schätzen, wenn sie von Seiten dieser kühnen Abenteurer keine Plackereien und Gewaltthätigkeiten erlitten.

Die einzige Reise, bei der ein philanthropischer Zweck zum Grunde lag, ist die des Duff, der im Jahr 1796 von England abging, um Missionäre nach den Inseln der Südsee zu führen. Der Duff setzte auch wirklich mehrere Missionäre auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln, so wie auf den Marquesas ab. Wilson, der diese Expedition kommandirte, richtete sich ganz nach dem religiösen Sinne Derer, welche die Kosten herschossen und vollzog seinen Auftrag mit Ehre und Glück. Er machte einige Entdeckungen, aber von eigentlich geographischen Arbeiten, von merkantilischen Fragen oder wissenschaftlichen Untersuchungen war nicht die Rede. Was die Missionäre anbelangt, so blieben die auf den Marquesas nicht lange. Von neun Personen, die sich zu Tonga-Tabou ansiedelten, wurden drei, acht Monate nachher, in einem Bürgerkrieg ermordet, und die übrigen entkamen auf einem Schiff, das gerade vorbeisegelte. Die auf Taheiti hingegen sahen nach dreizehn Jahren ihre Bemühungen mit einem so vollständigen Erfolg gekrönt, daß seit dem Jahr 1822 keine Spur des alten Cultus und der alten Sitte (vergl. Ausl. v. J. Num. 260 ff.) mehr besteht. Ohne Zweifel kann man dem beharrlichen Eifer der Missionäre den Beifall nicht versagen, wenn sie so viele barbarische Gebräuche zerstörten, welche die Menschheit entehrten; allein der Philosoph möchte auf der andern Seite fragen, ob sie ihre Aufgabe nicht überschritten, indem sie die Eingebornen den

Uebungen einer übertriebenen Andacht unterwarfen, statt daß sie ihnen Geschmack an solchen nützlichen Künsten und Gewerben einflößten, die sich mit dem Klima und den Erzeugnissen des Landes vertrugen. Unwillkürlich wird man durch den Anblick der unter das Joch der Methodisten gebeugten Wilden an das erinnert, was man von den verrufenen Missionen von Paraguay und Californien liest. Auch auf den Sandwichinseln geht es mit der Bekehrung zum Christenthum rasch vorwärts; nach den neuesten Nachrichten besuchten nicht weniger als 45,000 Eingeborne die Schulen und den Unterricht des Evangeliums. Allein beide Erfolge haben mit der Geschichte der Entdeckungsreisen Nichts zu thun. (F. f.)

Neueste Nachrichten aus Australien.

Nach einer kürzlichen Debatte im Parlament scheint es, daß der englischen Regierung keine Nachrichten vom Schwanenfluß zugekommen sind, die über den Januar 1830 hinaus reichen; indessen hat man den Hobart Town Courier, ein sehr gut redigirtes Blatt, in England bis zum 14 August, und damit Berichte von ziemlich neuem Datum über jene Kolonie erhalten. Man erfährt z. B. über die neue Zeitung, die daselbst herauskommt, Folgendes: „Die westaustralische Zeitung ist auf kleines Papier geschrieben, und der Preis, 3 Schill. 6 Den., ist mit rother Dinte darauf bemerkt. Der Herausgeber scheint aber kein starker Gelehrter zu seyn; denn bei manchen Worten fehlt es an der Orthographie und bei manchen Perioden an der grammatikalischen Verknüpfung.“ „Was das Wetter betrifft,“ heißt es darin ferner in einem Schreiben vom 1 Juni, „so haben verschiedene ungünstige Umstände zusammengewirkt, die Erwartungen der Landwirthe zu täuschen. Die Ernte ist sehr zurück. Durch die kalte Trockenheit, welche anhaltend herrschte, wurde der Boden zu hart, so daß es mit dem Wachsthum nicht voran wollte. Zuletzt haben wir einige erfrischende Regen gehabt, deren gute Wirkung sich nicht verbarg; allein Getraide und Futterkräuter haben zu viel gelitten, als daß sie sich so leicht erholen könnten. Daher steht es mit den Vorräthen nicht am Besten aus, und wir müssen noch weitere Bestellungen in Vandiemensland machen. Schon jetzt harren gegen zweitausend Männer täglich der Ankunft der Elisa, welche mit einer Ladung aus Hobart Town eintreffen soll.“ Ein späterer Brief vom 8 Juni aus Perth beklagt sich über eine Augenkrankheit, welche fast die meisten Einwohner befallen habe; doch gehe es im Ganzen besser, als man nach den vielen ausgestreuten nachtheiligen Gerüchten auswärts glauben werde. Wie der Briefsteller versichert, so nimmt die Ausbreitung der Kolonie rasch zu, und man ist bereits bis Kap Leuwin vorgedrungen, wo eine ansehnliche Bai ist, in welche ein großer See durch einen seichten, drei bis vier Fuß tiefen Kanal ausmündet. Der See selbst empfängt viele Flüsse aus dem Innern; den bedeutendsten derselben hat man Blackwood getauft, und fünfzig Kolonisten haben sich an seinen Ufern angesiedelt, mehrere werden folgen; auch soll eine Abtheilung Truppen hin verlegt werden, sobald die Besatzung in Perth eine Kompagnie übersteigt. Bei der Vereinigung des Sees mit dem Meer wird eine Stadt gebaut, die, wie der Distrikt, dem Herzog von Sussex zu Ehren Augusta heißen soll. Man zweifelt nicht mehr, daß das Land im Norden von König-Georgs-Sund gut bleibt; wenigstens hat Dr. Wilson, der es auf siebenzig Meilen in dieser Strecke bereiste, dieses Resultat gefunden. Es ist eine schöne wellenförmige Ebene mit vielen nicht unbedeutenden Flüssen, von deren Zusammenhang mit dem Meer er jedoch nichts Gewisses in Erfahrung brachte. Der Briefsteller machte mit dem Lieutenant-Gouverneur einen Ausflug nach Naturalistenkap, Geographenbai und der Küste zwischen dem letzteren Punkt und dem Schwanenfluß. In Port Leschenault ließen sie eine Abtheilung von dreizehn Soldaten mit einem Sergenten und Chirurg. Die Gegend schien ihm vorzüglicher als irgend eine, die er gesehen, die am Schwanenfluß ausgenommen. Ein so treffliches Holz, meist eine Art rothes Mahagoniholz, giebt es nirgends sonst; eben so nirgends einen gleich dicht an der See guten Boden, der aus einer braunen Erde besteht und viele Meilen landeinwärts und über die fünf bis sechs Stunden entfernten Berge so fortdauert. Diese Entfernung behalten die Berge auf der ganzen Strecke vom Schwanenfluß; aber hinter Leschenault wenden sie sich südöstlich, und von Naturalistenkap und Geographenbai aus sind sie nicht mehr sichtbar. Die südliche Bergecke ist schroff und sandig, und das Ende einer Berggruppe, Roe'stette genannt, die ungefähr zwölf M. (von N nach S) in der Länge mißt, und aus dem Thal an ihren beiden Enden einen schönen Fluß entsendet, der in Port Leschenault ausströmt. Der Collie, der nördliche Fluß, ist der schönste, und wenn man über eine Bank an seinem Eingang weg ist, für große Boote auf eine Strecke von zwanzig M. schiffbar; an seinen Ufern soll dort eine Stadt gegründet werden. Ein anderer Fluß, der durch eine beträchtliche Zerklüftung des Gebirgs (Talbots Thal) einige Stunden nördlich von dem Collie fließt, fällt in diesen, etwa zehn Meilen ober seiner Mündung. Die beiden Ufer dieses Flusses sind durch die Niederlassung des Obrist-Lieutenants Latour bis auf eine Ausdehnung von hunderttausend Morgen besetzt. Der Preston, der südliche Fluß, ist gleichfalls von der Mündung bis an die Berge besetzt; eben so der größte Theil des Raums zwischen ihm und dem Collie; man kann ihn sieben M. hinauf befahren; hier wie an der Mündung von Port Leschenault, welcher sogenannte Hafen nichts Anderes ist, als eine sieben bis acht M. lange und zwei bis drei M. breite Lagune, mit einer Tiefe von vier bis fünf Fuß, auf der Meeresseite, werden Städte angelegt. Die Flüsse nördlich von Port Leschenault fließen in ähnliche Wasserbehälter; der nördlichste ist der Murray, der auf der Nordseite des Kap Bouvard mündet. Er bildet die Südgrenze von Peels Ländereien, welche sich von da über die Gebirge erstrecken. Da er nicht zu rechter Zeit aus England eintraf, so erhielt er das ursprünglich für ihn bestimmte Land nicht; er kann jedoch mit dem Tausch zufrieden seyn. Endlich bemerkt der Hobart Town Courier in Bezug auf Vandiemensland, daß man Hoffnung hat, bald mit den heimischen Stämmen ein freundschaftliches Verhältniß hergestellt zu sehen. Hr. Robinson hatte einen Ausflug in's Innere gemacht und längere Zeit allein in ihren Lagern zugebracht. Man gedenkt jetzt auch in Vandiemensland chinesische Arbeiter einzuführen; doch will man den Versuch noch nicht aufgeben, die Eingebornen einem thätigen Leben zu gewinnen.

Irische Rechtsfälle.

In Kilkenny erregte die Klage eines Mädchens, Namens Maria Lennard, gegen den Zahlmeister eines Regiments, Kapitän Richard J—, großes Aufsehen. Er war in Templemore einquartirt, und hatte sich in einen vertrauten Umgang mit dieser Person eingelassen, die er wie ein Porcellän-Gefäß betrachtete, das noch keine Beschädigung erlitten hatte. Wie diese Diana der Kasernen behauptete, gab er ihr, bevor sie Templemore verließ, ein lateinisch geschriebenes Zeugniß, in welchem er den Namen eines Pater Kesham nachahmte, der ihre Heirath mit einem gewissen Jakob Smith bestätigte. Dieses Dokument, welches mehrere achtbare Männer als die Handschrift des Kapitäns beschworen, verursachte, daß man sich auf Kosten des Letzteren lustig machte. Doch der Hauptgrund der Anklage war eine Verschreibung auf zweihundert Pfund, von dem Kapitän angeblich auf den Fall ausgestellt, daß er aus irgend einer Grille die Dulcinea wegzuschicken für gut fände. Die Aechtheit dieser Urkunde sollte erwiesen werden. Mehrere Briefe des Kapitäns, die vorgelegt wurden, erregten ein allgemeines Gelächter. Sie enthalten so viele widersprechende Betheurungen, daß der ganze Fall zweifelhaft wurde, bis eine ganze Schwadron Dragoner dem Gerichte Zeugniß ihrer näheren Bekanntschaft mit Miß Maria Lennard ablegte, deren Anwalt sie Anfangs als eine neue Auflage von Sterne's Maria darstellen wollte, und nun durch die empfindsame Wendung der Sache sehr betrübt war. Das ganze Lager hatte die Gunstbezeugungen der Dame getheilt, während der Kapitän der Einbildung lebte, dieses Monopol allein zu genießen. Es war unmöglich, dem Angriff eines ganzen Regiments mit gefälltem Bajonnet zu widerstehen. Die Angelegenheit für die Klägerin war nun gänzlich verdorben; doch schien der Kapitän die traurigste Rolle dabei übernommen zu haben. So vortheilhaft auch die Entscheidung für ihn ausfallen mußte, so wog doch der Sieg vor Gericht seine romantische Niederlage nicht auf. Sein Aussehen zeigte klar, daß der günstige Ausspruch ihn über die Oeffentlichkeit der Geschichte nicht trösten konnte.

Notiz.

Hr. Jgiersky aus St. Petersburg kündigt die Erscheinung eines Werks an, welches die Beschreibung eines neuen Verfahrens, um die Luftballone gegen den Wind zu treiben, enthalten soll. Er behauptet die Anwendbarkeit desselben Prinzips auf die Bewegung von Wägen u. s. w. ohne Hülfe von Zugthieren oder Dampf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 22. 22 Januar 1831.

Die Kosaken.

Von Prof. J. E. Petri in Erfurt.

Die Kosaken sind von jeher Rußlands nützlichstes Kriegsvolk gewesen, weßhalb auch die verschiedenen Beherrscher dieses Reiches jeder Zeit einen vorzüglichen Werth auf diese Truppen gelegt und sie in ihren Kriegen als einen Hauptbestandtheil ihrer Waffenmacht haben auftreten lassen. Ihre vornehmsten Wohnsitze sind am Don, Dnepr, Ural, an der Wolga, in der Ukräne und am schwarzen Meere, wo sie in Staniтzen, d. h. Städten, Flecken und Dörfern leben. Ihr Name kommt wahrscheinlich von dem tatarischen Worte Kasak her, welches einen freien, unstäten, herumziehenden und unansässigen Menschen bedeutet, der leicht bewaffnet ist und von Raube und Kriegsbeute lebt. Das sind nun freilich die heutigen Kosaken nicht mehr, denn sie besitzen Grundeigenthum und treiben Ackerbau; aber wild, zum Theil noch roh, kriegerisch und raubsüchtig sind sie noch immer, dabei stets beritten, streitfertig und zum Aufbruch bereit. Sie müssen, sobald ein Aufgebot von ihrem Ataman erfolgt, ungesäumt aufsitzen und im Auslande so gut wie im Vaterlande Kriegsdienste thun.

Jeder Kosak kleidet und bewaffnet sich auf seine eigene Kosten, und bringt sein Pferd mit in den Dienst; denn er dient nicht leicht zu Fuße. So lange er Dienste thut, erhält er monatlich einen Rubel in Silber, oder vier Rubel in Banknoten Sold, sein Deputat Mehl oder Grütze und für sein Pferd Heu und Hafer. Ihre Gesammtzahl mag an 800,000 Mann betragen, die ihren gemeinschaftlichen Ursprung aus der Ukräne, dem jetzigen Kleinrußland, herleiten, sich aber seit 1570 in mehrere Stämme theilten, von denen sich der zahlreichste am Don niederließ, wo er, durch russische Freiwillige vermehrt, bald einen für sich bestehenden Freistaat unter dem Namen der don'schen Kosaken bildete, und später der zweite Hauptstamm vieler Nebenzweige wurde.

Das ganze Korps dieser donschen Kosaken, ungefähr 50,000 Mann stark, ist in Polks (Regimenter) eingetheilt, welche von Polkowniks kommandirt werden. Jeder Polk besteht aus mehreren Sots, Kompagnien zu 100 Mann, mit Sotniks an der Spitze. Die Stanitzen oder befestigten Plätze liegen meistens an den Hauptflüssen ihres Landes; Tscherkask und Uralsk sind die größten. Jene Stadt am Don enthält über 2000 Häuser und 15,000 Einwohner, und ist der allgemeine Waffen- und Handelsplatz dieses kriegerischen Volks; diese, am Ural, in der Statthalterschaft Astrachan, der Hauptsitz der uralschen Kosaken, hat 2600 meistens hölzerne Häuser und 16,000 Einwohner. Außer diesen beiden Hauptstanitzen sind noch 118 in dem ganzen Gebiete der donschen und etwa 60 in den Ländern der übrigen Kosaken. In den meisten dieser Ortschaften hat ein Sot mit einem Sotnik seinen Sitz; in manchen mehrere Sots. Jeder Ort hat aber auch noch seinen eigenen Ataman oder Vorsteher, welcher unter dem Ataman des Volks steht. Alle diese Atamane stehen unter dem Ataman der ganzen Völkerschaft, dessen Residenz Tscherkask ist. Die Zeichen seiner Würde sind, eine roth überzogene Standarte und ein Kommandostab (Bulawa), die ihm stets vorgetragen werden und ihn im Lager und im Treffen kenntlich machen.

Das Genie dieses Volks übertrifft Alles, was man sich von einem noch halb rohen Volke nur denken kann. Etwas sehen, begreifen und nachahmen, ist selbst bei schweren Kunstsachen für sie das Werk einer kurzen Zeit, und es fehlt ihnen nur an tüchtigen Schulen und bildender Anleitung, um bald alle fremde Künstler und Handwerker bei ihnen entbehrlich zu machen. Sie sind Freunde von Ordnung und Reinlichkeit im Hause, aber auch mitunter, wenn sie es haben können, von Gemächlichkeit; Hang zum Nichtsthun und zur Schwelgerei nebst der daraus entspringenden Geldbegierde sind ihre Hauptlaster. Ihnen opfern sie Alles auf, und im Rausche des Branntweins, den sie über Alles lieben, so wie im Zorne, sind sie der ärgsten Ausschweifungen und der entsetzlichsten Grausamkeiten fähig. Sonst rühmt man ihre Treue und Anhänglichkeit und ihre Erkenntlichkeit für die geringsten Wohlthaten. Mit einigen Kopeken kann man oft mehr ausrichten als in andern Ländern mit so vielen Thalern.

So gesetzt sie aussehen, so ist doch Frohsinn und muntere Laune ihnen nicht fremd. Spiel, Musik, Gesang und Tanz, dürfen bei ihren Zusammenkünften nicht fehlen. Alle ihre Geberden und Handlungen verrathen etwas Heftiges, Leidenschaftliches, Kriegerisches. Immer und überall begleitet den Kosaken der Stolz des Mannes und des Kriegers, der sogar in dem ersten Liebesantrage etwas Erniedrigendes fühlt, ihn, gegen die Sitte aller Völker, von weiblicher Seite erwartet, und dann noch, nach Art unserer Spröden, Schwierigkeiten affektirt, die erst nach Verlauf einiger Zeit zum Vortheil des Mädchens endigen. Diese Sitte scheint mehr sonderbar, als albern, hat aber im Ehestande ihre guten Folgen, weil sie der erste und entscheidende Schritt zur Anerkennung der Herrschaft des Man-

nes ist, die bei uns erst nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten errungen wird. Selten hört man unter den Kosaken von unglücklichen Ehen oder Ehescheidungen, und die Frau folgt ohne Widerrede dem gebietenden Worte, ja schon dem bloßen Winke ihres Mannes.

Die kleinrussischen Kosaken (in der Ukräne) nähren sich vom Ackerbau und von der Viehzucht, gelegentlich auch vom Rauben und Plündern. Sie besitzen mancherlei Freiheiten und eigenthümliche Vorrechte, welche ihnen die vormaligen Könige von Polen ertheilten. Man darf sie nicht mit den nicht mehr vorhandenen zaporogischen Kosaken verwechseln, welche ein rohes, unbändiges, grausames, räuberisches und blutdürstiges Volk waren, die scheuslichsten Gräuel und Schandthaten an ihren Nachbarn verübten, Weiber und Kinder ermordeten, und deßwegen unter der Regierung und auf Befehl Katharina's II zu Tausenden hingerichtet und mit dem Andenken ihres Namens gänzlich ausgerottet wurden. *) Die ukränischen Kosaken haben einen menschlicheren Charakter, sanftere Sitten. Durch die Einreihung der streitbaren Mannschaft in stehende Regimenter mit einer der heutigen Kriegssitte angemessenen Kleidung, Bewaffnung und Disciplin haben sich manche ihrer rohen Seiten abgeschliffen. Keiner entzieht sich so leicht dem Kriegsdienste, weil eine allgemeine Verachtung den treffen würde, welcher es thäte. Ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit ist ohne Gleichen. In dem vorletzten Türkenkriege wollte der russische General B. einst im Winter über einen Fluß gehen, von dem es ungewiß war, ob das Eis stark genug sey, die Last der Truppen und der Artillerie zu tragen. Es wurden daher 300 Kosaken befehligt, den Versuch zu machen, was sie ohne Widerspruch mit dem größten Gleichmuth thaten. Kaum aber hatten sie die Mitte des Flusses erreicht, als das Eis einbrach, und alle ohne Rettung umkamen. Man bewies nun, daß es unmöglich sey, über den Fluß zu kommen, gab das Unternehmen auf, und dachte des Menschenverlustes weiter mit keinem Worte. Dergleichen halsbrechende Wagstücke sind überhaupt bei den Kosaken nichts Seltenes.

Vor der Schlacht bei Chotin in einem der neuern Türkenkriege lagerte das russische Heer unter dem Fürsten Gallitzin dem türkischen gegen über, und wurde durch die Kühnheit einiger arabischen Spahi's, die sich von den russischen Vorposten einen Kopf nach dem andern holten, sehr beunruhigt. Besonders brachte den General, der diesem Unwesen lange mit verbissenem Aerger zugesehen hatte, die Unverschämtheit eines Arabers, der nach und nach 13 Russen die Köpfe abhieb, nicht wenig in Harnisch. Er ließ einen ihm bekannten, gut berittenen und tapferen Kosaken kommen. „Du!“ redete er ihn an, „siehst Du dort jenen Reiter? Geh, hau dem Kerl den Kopf herunter und bring ihn hieher!“ — „karascho!“ antwortete der Kosak; „bringst Du mir ihn nicht; so kostet es Dich den deinigen!“ — „karascho, karascho,“ (gut, schon gut) war die Antwort des Kosaken, der endlich nach einem langen und gefährlichen Kampfe sich seines Auftrags durch Ueberbringung des Kopfes zur Zufriedenheit seines Obern vor dem Angesichte der Armee und anderer Zeugen entledigte. Außer dem Kriegsdienste wird weiter gar Nichts von ihnen gefordert, weder Abgaben noch Frohndienste. Im bürgerlichen Leben haben sie wenige und ganz einfache Gesetze, über welchen jedoch strenge gehalten wird, und die Pflichten, die man ihnen von Jugend auf einschärft, lassen sich auf die zwei — Achtung gegen das Alter und unbedingten Gehorsam gegen den Hettman reduziren. Denn auch im Frieden bleiben alle männlichen Bewohner ihres Landes bis zum hohen Alter als Soldaten in ihre Polks eingetheilt, so daß gewöhnlich ganze Familien in einem Polk zusammendienen, welches nicht nur Einigkeit, sondern auch, bei der gewissen gegenseitigen Hülfe in Gefahren, Muth erzeugt. Jeder Kosak weiß, wenn er zum Kriegsdienst gefordert wird, daß er sich bei seiner Kirche als dem allgemeinen Sammelplatze, einzufinden hat, und kennt sowohl seinen Sotnik (Kapitän), als seinen selbstgewählten Polkownik (Obersten). In der Regel besteht ein Polk (Regiment) aus 5 Sotnen, und jede Sotne aus 100 Pferden, die auch ihre eigene Standarte oder Fahne hat, welche gewöhnlich mit dem Bilde eines Heiligen, oder mit einer Waffe geziert ist. Der älteste Kosak trägt sie als eine Auszeichnung. Außer dem Sotnik steht bei jeder Sotne noch ein Piätesätnik (Offizier über 50 Mann) und ein Dessätnik (Unteroffizier über 10 Mann.) Mehrere Polks kommandirt der Hettmann, welcher Generalsrang hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche Hammards Reise nach der Ukräne, erster Theil, S. 163. folg. Gotha, bei Ettinger, 1787.

Aus Humboldts neuester Reise.

6. Vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens.

(Fortsetzung.)

Der, unter 42° 25′ oder 42° 35′ Br., zwischen Koegos an den Ufern des Ili und Kutsché in der kleinen Bucharei gelegene Vulkan gehört der Kette des Thian-schan an; vielleicht, daß er sich an dem nördlichen Abhang desselben, drei Grad östlich von dem See Issikul oder Temurtu, befindet. Die chinesischen Schriftsteller nennen ihn Peschan (Montblanc), Ho-schan und Aghie (Feuerberg.) *) Man weiß nicht mit Bestimmtheit, ob der Name Peschan so viel besagen will, daß sein Gipfel die Linie des ewigen Schnees erreiche, was das Mini-

*) Klaproth am a. O. S. 110 und Mémoires relatifs à l'Asie Th. 2, S. 358. Abel Remûsat im Journal asiatique Th. 5. S. 46. und in der Description de Khotan Th. 2. S. 9. Die von Klaproth mitgetheilten Notizen sind die vollständigsten und hauptsächlich aus der Geschichte der Dynastie Ming geschöpft. Abel Remûsat hat die japanische Uebersetzung der großen chinesischen Encyklopädie benützt. Die Wurzel ag in dem Wort aghie bezeichnet im Hindustanischen nach Klaproth Feuer. Ohne Zweifel wurde im S des Peschan, in den Umgebungen von Chotan, in der Nähe des Thian-schan narlu von unserer Aera Sanskrit oder eine mit diesem verwandte Sprache gesprochen; indeß im Sanskrit würde Feuerberg agni ghiri heißen. Hrn. Bopp zu Folge wäre aghie kein sanskritisches Wort. (Die Wurzel ag bedeutet in allen Sprachen Hindustans Feuer, dieses Element heißt im Hindustanischen ag, im Mahrattischen ágh und die Form agi hat sich noch in der Sprache von Pendschâb erhalten. Das Wort agni, womit man im Sanskrit gewöhnlich Feuer ausdrückt, stammt wie agun im Bengalischen, ogen im Russischen, und ignis im Lateinischen von der nämlichen Wurzel. Kl.)

mum der Höhe dieses Gebirgs wäre, oder ob er bloß die glänzende Farbe einer mit Salz, Bimsstein und zersetzter vulkanischer Asche bedeckten Spitze andeutet. Ein chinesischer Schriftsteller aus dem 7 Jahrhundert sagt: „Zweihundert Li (oder 15 Lieues) nördlich von der Stadt Chuei tschen (heut zu Tag Kutsché, unter 41° 37′ Br. und 80° 35′ öst. L. nach den astronomischen Beobachtungen der Missionäre in dem Lande der Eleuther) erhebt sich der Peschan, der ununterbrochen Rauch und Feuer ausspeit. Von da kommt das Ammoniaksalz; auf einem der Abhänge des Feuerbergs (Hoschan) brennen alle Steine, schmelzen und fließen einige Dutzend Li weit. Die flüssige Materie wird hart, wie sie sich abkühlt. *) Die Bewohner bedienen sich derselben bei Krankheiten als eines Heilmittels; **) man trifft daselbst auch Schwefel.“

Klaproth bemerkt, daß der Peschan heut zu Tage Chalar ***) genannt werde, und daß nach dem Bericht der Bucharen, welche mit dem Ammoniaksalz (chin. nao scha, pers. nuschader) nach Sibirien handeln, das Gebirg im S von Korgos so reich an dieser Salzart sey, daß die Einwohner darin dem chinesischen Kaiser ihren Tribut entrichten. In einer neuen Beschreibung Centralasiens, die im J. 1777 in Peking erschien, liest man: „die Provinz Kutsché bringt Kupfer, Salpeter und Ammoniaksalz hervor. Diese letzte Substanz rührt von einem Ammoniakberg im N der Stadt Kutsché her, welcher voll Höhlen und Klüfte ist. Im Frühjahr, Sommer und Herbst füllen sich diese Oeffnungen mit Feuer, so daß bei Nacht das Gebirg wie von tausend Lampen erleuchtet scheint. Niemand kann sich alsdann nähern. Nur im Winter, wenn die Menge Schnee, welche fällt, das Feuer auslöscht, suchen die Eingebornen Ammoniaksalz zu sammeln, bei welcher Arbeit sie sich ganz auskleiden. Das Salz befindet sich in Höhlen, in Form von Stalaktiten, so daß es schwer hält, es los zu machen.“ Der Name tatarisches Salz, welchen das Ammoniaksalz von Alters her im Handel führt, hätte längst die Aufmerksamkeit auf die vulkanischen Erscheinungen des innern Asiens richten sollen.

*) In der Geschichte der Dynastie der Thang heißt es, wo von Lava die Rede ist, daß sie wie zerlassenes Schmalz fließen. Kl.

**) Nicht der Lava, sondern der Salztheilchen, die sich auf ihrer Oberfläche ansetzen.

***) Der Peschan der alten Chinesen führt den türkischen Namen Eschik Basch. Eschik bedeutet eine kleine Art Kamel und Basch Kopf. Schwefel giebt es daselbst in Menge. Der Eschik Basch ist einer der hohen Berge, die zur Zeit der Dynastie der Wei, im 5 Jahrhundert, im NW das Königreich Chueithsu (Kutsché) begrenzten; er ist der Agrie schan unter den Sui (in der ersten Hälfte des 7 Jahrhunderts). Aus der Geschichte dieser Dynastie erfährt man, daß dieser Berg immer Feuer und Rauch von sich giebt, und daß man auf ihm das Ammoniaksalz sammelt. Nach der Beschreibung der Westländer, einem Anhang der Geschichte der Dynastie Thang, hieß der fragliche Berg damals Agrie Thian-schan (was man Berg der Feuerfelder übersetzen könnte) oder Peschan (Montblanc); er lag im N der Stadt Jlolo und es ging ein beständiges Feuer daraus hervor. Jlolo (oder vielleicht Jroiv, Jler, Jrol) war die Residenz des Königs von Chueithsu. Der Eschik Basch liegt im N von Kutsché, 200 Li westlich von dem Chan tengri, welcher einen Theil der Kette des Thian-schan ausmacht. Er hat eine sehr große Breite, und man gewinnt daselbst noch gegenwärtig viel Schwefel und Ammoniaksalz. Der Fluß Eschik Basch gol, der im S der Stadt Kutsché fließt, und nach einem Lauf von 200 Li in den Erghen fällt, nimmt hier seinen Ursprung.

(Fortsetzung folgt.)

Phantasien und Einfälle des Fizaro.

Die Glocken tönen ohne Unterlaß von den Thürmen. Frauen, Kinder, Pferde spannen sich an Steinlasten. Männer umarmen sich auf den Straßen, sprachlos, nur Thränen in den Augen. Hier, hinter einem Thore, versucht ein Mädchen die Uniform ihres Bruders anzulegen; ihre ungeduldige Hand zerreißt das Band am Schnürleibe; der Tschako will die Fülle ihrer schwarzen Locken nicht fassen; sie schneidet sie ab und wirft sie in den Schnee hin. Knaben putzen dort an Schießgewehren und beißen dabei in ein Stück schwarzes Brod; auf der Terrasse des Belvedere ruft ein alter Mann: „Hier sind Waffen!“

Die Beresina rollt über unsere Feuerschlünde hin. Seit achtzehn Jahren zermalmt sich in ihren Abgründen das Eis an den metallenen Blöcken, die sie damals verschlungen hat. Eine finstere Todeserinnerung schwebt über ihren Wassern. Die Polen werden den ruchlosen Strom aus seinem Bette zwingen und unsere alten Waffen aus seinem Grabe zur Auferstehung rufen; sie werden Mann an Mann mit den Tataren kämpfen. Das Blut der Russen ist gut, die Steppen zu düngen und den versengenden Reif hinwegzuwaschen. Ulanen! Die Hufe Eurer flüchtigen Renner werden Funken schlagen aus dem rothen Granit von Wilna. „Ha, wie schön Das ist! Paris ruft Euch jubelnd seinen Beifall zu!

Wohlauf! In Moskau holt Euch Eure Freiheit! Blickt nach Norden, nach Süden! Europa, Mahmud, die Belgier, Perser, Griechen werden sich erheben..... die Fahne des Propheten wird über Nowogorod sich entfalten; die Osmanlis werden für den Balkan den Ural übersteigen! Ein neuer Kreuzzug ist verkündigt; aber nicht Rom ist es, das ihn ausruft. Da braucht es keinen begeisterten Apostel, um ihn zu predigen; ein wahrhaft heiliger Krieg ist es, und jeder freie Mann ist sein Prediger. Wenn die Wölfe ihre Höhlen verlassen, umstellen sie die Jäger in einem weiten Bogen, der immer enger um das grimmige Wild sich zusammenzieht, mit einem Schlag es zu erlegen. So muß es mit Moskau werden!

Welch ein Kampf! Die Welt scheint entzündet von dem Flammenschweif des Kometen; der Vesuv rollt dazu wie ferner Trommelwirbel. Wir sagen Lebewohl den Ufern der Seine; unsern Büchern, unsern Müttern, unsern Opern! Dann wird ein Tag kommen, wo Aller Gedanken, wo Aller Blicke haften auf einem Schlachtfelde; dort wird das Schicksal der menschlichen Vernunft entschieden werden, wie ein Streit um den Besitz einer Geliebten. Und nach diesem Tage der Entscheidung kehrt ein Jeder zum heimischen Heerde zurück, der Eine mit einem Arme weniger, der Andere mit einer Kugel in der Seite; die Zunge klingt wunderlich von fremden Worten und von einer Freiheit für Jahrhunderte. Dieß wird das Schicksal der Civilisation und der Sprachen seyn.

Doch, ach, noch wüthet der Kampf! Wir aber haben eine Bibliothek, von heute auf morgen bequem zu leben, und eine Deputirtenkammer; Was brauchen wir auch Mehr? Man liest den Moniteur. Hr. So und So ist Staatssekretär geworden! Die Gazette liberal und Ferdinand der Katholische versprechen Institutionen!

Aber Warschau steht in Flammen! Ein Band der Verbrüderung schlingt sich durch das Glück und Unglück Polens und Frankreichs. Auf! Voran! Ein ganzes Volk weiht sich dort dem Tode! Seine Stadt wird zu einem einzigen Walle; die Kirchen verwandeln sich in Pulvermühlen, die Paläste in Spitäler; an allen Thoren stehen Karren mit Piken zur Vertheilung. Die Juden senden aus Frankfurt harte Thaler und weiche Charpien. Die Befestigungen wachsen aus dem Boden. Wer sind die Arbeiter?

Horch, ein Kloster öffnet seine Pforte. Mönche, das Kruzifix voraus, wallen im feierlichen Zuge an die Arbeit; ihre Gebete rufen Gott um Segen an für die vaterländische Erde, die sie zu ihrer Vertheidigung zu Wällen aufthürmen wollen. Diese Priester haben jetzt nicht Zeit, die Messe zu lesen; ihre Predigten sind die Namen des Ruhms; ihr Gottesdienst ist der Dienst des Vaterlandes.

Indeß ruhen die Eminenzen des Konklave's auf Eiderdunen oder steil-

ten sich mit großer Ernsthaftigkeit, als gäbe sich noch Jemand die Mühe, ihnen zuzuhören. Wie mancherlei sind doch die Wege zum Himmelreich!

•

O! Wie werden wir glücklich werden; ich weiß zwar nicht, wann; aber Dieß kann nicht ausbleiben; der Prinz Hohenlohe hat es gesagt; Hr. von Kergolay, kein geringerer Zauberer als der heilige Wundermann, hat es auch gesagt, und die Quotidienne, welche der Mathieu Laensberg der treuen Partei ist, kündigt es jeden Morgen unzweideutig und in den tröstlichsten Ausdrücken an: Wir werden bald glücklich seyn; denn der Tag der prophezeyten Auferstehung kommt heran. Der wievielte es ist, Das weiß man so eigentlich noch nicht; aber genug, daß er herankommt. In allen guten Salons und auf allen guten Schlössern, wo man ein Asil gegen die Furcht gesucht hat, und wo unsere schönen Witwen von dem Dämon der Revolution bewacht werden, wie weiland Andromeda von dem äthiopischen Ungeheuer, sagt man sich's in's Ohr. Aber wer ist denn der Perseus, der den schrecklichen Drachen bändigen wird? Er nennt sich Heinrich V; der Jesuitismus ist das Flügelpferd, das er besteigen wird, und bis dieses gesattelt ist, übt er sich einstweilen im Reiten auf einem großen Schwingpferd von Pappendeckel, das ihm der gute Papa X am St. Karlstag geschenkt hat. Ja, Heinrich V ist zum Thron Heinrichs IV bestimmt, und um ihn für die Regierung vorzubereiten, läßt man ihn Voltaire's Henriade lesen. Es macht sich Alles auf's Erbaulichste zurecht. Sprachmeister ist Madame; Meister der Staatskunst ist der gute Papa, unterstützt in seinem Kurs von Hrn. von Latil: denn in Holyrood hat es außerordentliche Professoren für die Lehrstühle der Geschichte und der Politik so gut als in der Rechtsschule und im Kollegium von Frankreich. Die Lektionen des Herzogs von Bordeaux drehen sich seit einiger Zeit um den zehnten Gesang des Gedichts von der Ligue. Nichts rührender als der Kommentar des alten Königs zu dieser Stelle:

> Helas! du Dieu vivant c'est la brillante image,
> C'est un roi bienfaisant, le modèle des rois;
> Nous ne méritions pas de vivre sou ses lois;
> Il triomphe, il pardonne, il chérit qui l'offense.

„Heinrich, Du wirst vor Ostern König. St. Hohenlohe hat es prophezeyt, und er hat sich nur ein Mal getäuscht, als er behauptete, ich würde auf dem Thron von Frankreich sterben. Du wirst König. Damit Dich das Volk gern hat, mußt Du gut seyn. Das Beispiel unsers erlauchten Ahnherrn, Heinrichs IV, das Deines erhabenen Großoheims, Ludwigs XVIII, und mein eigenes Beispiel müssen Dir zeigen, daß ein Fürst seine Macht allein auf Gnade gründen kann. Merk Dir daher die Verse wohl, die Voltaire, der ein rechtschaffener Mann war, als er die Henriade schrieb, gleichsam ausdrücklich für Dich verfaßt hat?" „Ja guter Papa; ich weiß sie fast schon auswendig." „Sey ein wohlthätiger König, mein Sohn, sobald Du zurückgekehrt seyn wirst; dotire die Kirchen, die jetzt verödet sind; überhäufe Deine treuen Diener vom Adel und der Geistlichkeit mit königlichen Verehrungen; laß Wein und Bratwürste durch Deine Gendarmen unter das Volk austheilen. Heinrich IV schickte den Belagerten durch seine Piqueurs und Hellebardiers Lebensmittel zu." „Ja, guter Papa, ich werde Hrn. Tharin und meinen guten Freund Latil recht reich machen, und allen Armen, denen ich begegne, einen Sous schenken, wenn sie einen Beichtzettel haben." „Charmantes Kind, Du verstehst es fast schon so gut, als Dein Großvater. Ja, lieber Sohn, Du triumphirst mit dem Beistand der Allirten; die wir erwarten, und die uns seit fünf Monaten Hülfe versprachen." „Wenn sie aber nicht kommen, guter Papa?" „So triumphirst Du doch, Heinrich. Die guten Royalisten bleiben Dir gewiß." „Wo waren sie denn, guter Papa, an dem Tage, wo man so schoß?" „Sie waren auf dem Lande." „Ach ja, auf der Jagd, wie Du." „Hast Du gesiegt, so verzeihst Du, wie Heinrich IV, und noch mehr, wie ich und wie Dein dicker Großoheim. Allgemeine Amnestie mit Prevotalgerichten und zwei bis drei Bellards. Sieh, ich erließ die Ordonnanzen nur dem Volk zu lieb, ob ich gleich beleidigt war, und das Volk war sehr undankbar, daß es uns verjagt hat." „Ja wohl!"

•

Man kündigt ein pikantes Werk an: Reisen einer Volksdame. Die Reisende verließ Paris im August 1830, setzte einen Fuß nach England und gab mit dem andern Wellington einen Tritt, daß er umfiel; sie verfügte sich nach Belgien, wo Jedermann sich in sie verliebte; die Ebscheldung Brüssel's vom Vater Wilhelm war die Folge. Hierauf nahm sie ihren Weg nach einem gewissen Herzogthum Braunschweig; hier bekam sie Streit mit der Mätresse des Fürsten; unsere Pariserin war aber die stärtere. Sie treibt ihr Wesen zumal in Sardinien, wo sie dem König einen Nasenstüber gab, und in Polen, wo sie die Kosaken erschreckte, und in China, wo sie bis auf Weiteres etwas mehr Achtung gegen die Sklaven empfiehlt. Man weiß noch nicht, wie viel verbesserte und vermehrte Ausgaben das französische Werk, das man in alle Sprachen übersetzt, erleben wird.

•

Die Israeliten in Frankfurt geben der polnischen Revolution zwei Millionen. In Paris ist ein absolutistischer Baron, erst Jude, dann Candidat des Königthums Jerusalem, der Macht gegen Macht an Nikolaus Geld verkauft. Die Juden ohne Vaterland sind wenigstens Patrioten, der pariser Jude ist nur ein Araber.

•

Fabvier, der tapfere Vertheidiger Athens, schließt seinen letzten Tagsbefehl an die Nationalgarden von Paris mit den Worten: „Junge Männer, wie viele Lorbeeren versprecht Ihr unsern alten Tagen. Auf Wiedersehn auf dem Schlachtfeld!" Unter Freunden ist es nicht gewöhnlich, daß sie lange scheiden.

Prüfung in dem egyptischen Institut in Paris.

Der Scheich Refah, einer der ausgezeichnetsten der egyptischen Zöglinge in Paris, der im Begriff steht, in sein Vaterland zurückzukehren, wurde am 29 Oktober, in Gegenwart mehrerer angesehenen Orientalisten, von Jomard geprüft. Er hatte sich den Beruf des Uebersetzers gewählt, und so handelte es sich darum, auszumitteln, ob er die erforderlichen Fähigkeiten dazu besitze. Zuerst las man das Verzeichniß von zwölf Schriften oder Fragmenten, welche Scheich Refah in dem letzten Jahr aus dem Französischen in's Arabische übertragen hatte; es sind folgende: 1) Auszug der Geschichte Alexanders des Großen; 2) Elemente der populären Mineralogie, von Board; 3) Kalender für das Jahr 1246, mit verschiedenen wissenschaftlichen und ökonomischen Notizen, verfaßt für Egypten, von Jomard; 4) Encyklopädie der Sitten und Gebräuche der Völker; 5) Einleitung zu dem Diktionnär der allgemeinen Geographie mit Rücksicht auf die physische Erdkunde, durchgesehen von Alexander von Humboldt; 6) Bruchstück aus Malte-Brun's Geographie; 7) drittes Buch von Legendre's Geometrie; 8) Bruchstück aus der Kosmographie; 9) Bruchstück aus der Theorie des Oberoffiziers; 10) Elemente des Naturrechts, von Barlamaqui; 11) Abhandlung über die Mythologie; 12) Abhandlung über die Gesundheitslehre. Sodann gab man das Wesentliche aus Scheich Refah's Reise in Frankreich zum Besten, die mit vieler Korrektheit geschrieben ist. Er mußte nun aus mehreren in der Druckerei zu Bulak erschienenen arabischen Werken, so wie aus der dortigen Zeitung Stellen vom Blatt weg in's Französische übersetzen, was mit großer Fertigkeit geschah. Bei der Theorie des Oberoffiziers nahm man die Vergleichung der arabischen Uebersetzung mit dem französischen Original vor; einer der Anwesenden hielt das letztere, während der Scheich seine Uebersetzung hielt und sie in's Französische zurück übersetzte. Er drückte Worte und Sinn mit Treue aus; zuweilen fand er sich zwar durch den Genius des Arabischen genöthigt, sich eines Bilds zu bedienen: so übersetzte er „eine reiche Mine, die man ausbeutet," durch „ein Meer, worin man Perlen fischt;" auch fehlte es ihm überhaupt an Präcision, und er verwickelte sich oft in Wiederholungen und Umschreibungen, namentlich, wenn es sich um Kunstausdrücke handelte; doch überzeugte man sich, daß er den Text verstand. Er sah übrigens gar wohl ein, daß es bei Uebersetzung wissenschaftlicher Gegenstände nicht angehe, zu umschreiben. Eine früher von ihm ausgearbeitete Uebersetzung der Einleitung in das allgemeine Diktionnär der Geographie, welche in die physische Erdkunde einschlägt, ward weniger befriedigend gefunden. Da mehrere dieser Werke Abbildungen erfordern, so hatte sein Landsmann, El Attar, sich der Lithographie gewidmet; er legte eine Anzahl Proben vor, die sich durch gute Zeichnung und saubere Ausführung empfahlen. Von El Attar ist eine arabische Uebersetzung eines Handbuchs der Kunst der Lithographie verfaßt worden, von der auch ein Exemplar gezeigt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 23. 23 Januar 1831.

Die Kosaken.

(Fortsetzung.)

Die Kosaken sind durchgängig mehr von mittlerem als großem Wuchse, und tragen kurz abgeschnittenes Haar und kleine Knebelbärte. Ihr Anzug besteht aus einem langen und weiten Kleide, nach Art der Asiaten (die donschen tragen eine knapp anschließende, gewöhnlich blaue, Jacke), langen und weiten Hosen, Stiefeln oder Stiefelleten ohne Sporen und einer Filzmütze, oder einem runden Hute. Wenn sie in Galla oder auf der Parade erscheinen, tragen sie eine hohe Mütze von schwarzem Lämmerfell mit einem weißen Federbusche, an einem schwarzen Riemen eine kleine Patrontasche mit zwölf Patronen, und um den Leib einen schwarzledernen breiten Gurt. Die Nationalfarbe ist blau, doch habe ich auch Kosaken mit braunen und andern farbigen Röcken gesehen. Ueber dieser Kleidung haben viele noch einen Filzmantel, dessen sie sich nicht selten auch vermittelst einiger untergestützter Stangen im Felde statt eines Zeltes oder Obdaches bedienen. Ihre Waffenrüstung ist sehr stark, und besteht aus einer Pike oder Lanze, einem Säbel, Karabiner, einem Paar Pistolen und einem langen Streitmesser. Ihr vornehmstes Waffenstück aber, woran man sie gleich erkennt, ist die 10 — 12 Fuß lange Pike, welche, an der Spitze mit Eisen beschlagen ist, und am untern Ende einen ledernen Ring hat, in welchem, so wie in dem Steigbügel seines Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuß steht. Damit sie beim Reiten nicht zu sehr hin und her schwanke, ist sie mit einem ledernen Riemen an einen Brustknopf befestigt; beim Angriff macht er sie los, bringt sie vermittelst des ledernen Fußringes mit dem Leibe seines Pferdes in gerade Richtung, und giebt ihr beim Zustoßen mit dem rechten Fuße Nachdruck. Der Dolch steckt in einer Scheide, etwa wie das Bajonnet bei den Infanteristen. Doch findet man nicht allemal bei jedem alle diese Waffen zusammen, gewiß aber immer Pike und Säbel. In den meisten Familien sind diese Waffen, gewöhnlich vom Feinde erobert, erbliche Ehrenzeichen. Als eine Zugabe führt jeder Kosak noch einen Kantschu, d. h. eine kurze Reitpeitsche, in der Hand, mit der er nicht nur sein Pferd antreibt, sondern auch den überwundenen oder wehrlosen Feind züchtiget. Oft haben sie außer dem Kantschu noch eine Schlinge, mit deren Hülfe sie die Gefangenen fortschaffen, oder feindliche Schildwachen aufheben und fortschleppen. Ihre Pferde sind zum Schnelllaufen abgerichtet, und da mancher mehr als eins hat, führen sie ihr weniges Gepäcke und die etwa gemachte Beute bequem mit sich weiter; dabei besitzen sie eine fast unglaubliche Ausdauer, denn sie legen, da sie keine geschlossenen Glieder halten, ohne Beschwerde 12 — 15 Meilen in einem Tage zurück. Außer den Standarten haben sie keine Feldzeichen; eben so haben sie weder Pauken noch Trompeten; überhaupt keine Feldmusik. Statt der Zelte machen sie auf ihren Lagerplätzen, um sich gegen Regen, Wind und Sonnenhitze zu schützen, Erd- oder Strauchhütten, oder sie schlagen einige Stäbe in die Erde und hängen ihre Filzmäntel darüber. Sind sie in Ruhe, so unterstützen sie ihre Piken, wie gesagt, vermittelst des ledernen Ringes am Griffe, mit dem rechten Fuß im Steigbügel; im Gefechte hingegen halten sie selbige wagerecht, und rennen so gegen den Feind an. Ihr Haupt-Manövre ist, daß sie den Gegner mit der Pike aus dem Sattel zu heben suchen. Durch beständige Uebung wissen sie sich dieser Waffe mit vieler Gewandtheit zu bedienen. Auf ihrem Rückzuge, der aber für sie keine Flucht, sondern ein immerwährendes Gefecht ist, legen sie die Pike, die Spitze gegen den Feind gerichtet, auf die Schulter, um dessen Hiebe zu pariren und so den Rücken zu schützen. Die donschen Kosaken haben namentlich eine sehr gute reitende Artillerie und seit dem französisch-russischen Kriege tirailliren sie auch zu Fuße. Ihr Angriff geschieht gewöhnlich in kleinen getheilten Haufen, die den Feind besonders auf den Seiten zu umgehen suchen, in vollem Lauf, mit lautem Hurrah und gefällten Lanzen. Gelingt es ihnen, durch diesen wüthenden Anfall den Feind zu trennen, so bedienen sie sich dann des Säbels und der Pistolen. Finden sie aber Widerstand und keine Hoffnung zum Eindringen, so zerstreuen sie sich mit Blitzesschnelle und finden sich an dem bestimmten Sammelplatze wieder ein; auch macht ein unerwarteter Widerstand die Kosaken keineswegs muthlos; nur dürfen sie nicht auf feindliches Geschütz stoßen, denn vor diesem ziehen sie sich gemeiniglich zurück. Die Kosaken sind namentlich dem Feinde auch dadurch gefährlich, daß sie das eigenthümliche Talent besitzen, sich in den entlegensten, ihnen völlig unbekannten Ländern sogleich zu orientiren. Sie sind aller Orten bald zu Hause, und man muß über die Schärfe ihrer Sinne — die Frucht einer langen Gewöhnung — wirklich erstaunen. Sie können eben so weit hören als scharf sehen, und wittern die Annäherung des Feindes schon von Ferne. Wenn sie Gegenden, durch welche vor Kurzem eine feindliche Schaar gezogen ist, mit Sorgfalt durchforschen, so gelingt es ihnen in den meisten Fällen, die Zahl der Pferde ziemlich genau anzugeben. Sie

können ohne Murren einen ganzen Tag unter den Waffen bleiben; dabei verwenden sie jeden Augenblick Muße auf ihre Pferde, putzen, warten und pflegen sie, und sorgen für sie so gut, als für sich selbst.

Unter allen Kosaken zeichnen sich die donschen am Vortheilhaftesten aus, die auch das stärkste Kontingent stellen; zur Zeit der Noth 60 bis 70,000 Mann. Sie unterscheiden sich von den Russen und übrigen Kosakenstämmen durch mancherlei eigenthümliche Sitten und Gebräuche. Sie sind ein sehr gastfreies und rechtliches Volk, bei welchem der Diebstahl etwas Unerhörtes ist, ob sie gleich im Kriege Rauben und Plündern nicht für unerlaubt halten. Viele sind wohlhabend, und begütert, treiben den Ackerbau und die Viehzucht fleißig und legen sich hier und da auch auf den Weinbau. Die Kosakinnen sind ebenfalls sehr thätig und brav, denn in ihren Häusern herrscht Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit. Sie besorgen auch bei der öftern Abwesenheit ihrer Männer die Viehzucht, den Acker- und Gartenbau, und spinnen, weben und bleichen für ihr Haus nicht nur, sondern auch zum Verkauf. Die merkwürdigsten Nebenzweige der donschen Kosaken sind: 1) die wolgaschen, welche sich bei Saratow, Samara und andern Städten an der Wolga niederließen. 2) Die astrachanschen, in und in der Umgegend von Astrachan. 3) Die tschugujewschen, in der slobodischen Ukräne, im gleichnamigen Kreise. 4) Die dubowollschen, in und bei Dubowka in der saratowschen Statthalterschaft. 5) Die mosdamschen, grebenskischen, tereкischen und sameinischen, alle am Terekflusse in Kaukasien. 6) Die orenburgschen. 7) Die sibirischen. 8) Die uralschen, früher die jaikschen genannt. Die uralschen Kosaken sind ein Hauptzweig der donschen und sehr zahlreich, wohlgebildete, thätige und arbeitsame Leute, in den meisten nützlichen Gewerben und Handwerken erfahren; besonders verstehen sie Salpeter und Schießpulver gut zu bereiten, sind auch gute Landwirthe und Viehzüchter, dabei aber stolz, unbändig, hartnäckig und dem Trunke ergeben. Ihr wichtigster und einträglichster Nahrungszweig ist die Fischerei. Sie sind ihrer Religion nach größtentheils Altgläubige (Roßkolniken), und halten streng auf alte Zucht, Sitten und Gebräuche. Mancher von ihnen hat 2 — 300 Pferde auf seinem Hofe, eben so viel Rindvieh und 500 bis 800 Schafe. Sie werden von ihrer eigenen Kriegskanzlei unter dem Vorsitz des Hettmanns regiert, thun, wie andere Kosaken, Dienste an der ihnen benachbarten Grenze des Reichs, besonders gegen die räuberischen Kirgiskaisaken, aber auch, nach erfolgtem Aufgebote, im Kriege, und stellen 8 — 10,000 Mann ins Feld. Ihre Gesammtzahl mag sich auf 35,000 männliche Köpfe belaufen. Die übrigen Horden weichen in Charakter und Lebensart von ihren Stammverwandten im Allgemeinen nur Wenig ab, haben mit den donschen, ukränischen und uralschen eine ähnliche Verfassung und stellen im erforderlichen Falle beim ersten Aufgebote gegen 10,000 Mann ins Feld.

(Schluß folgt.)

Aus Humboldts neuester Reise.

6. Vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens.

(Fortsetzung.)

Hr. Cordier in seinem an Abel Remusat gerichteten Schreiben über die Existenz zwei brennender Vulkane in der mittlern Tatarei nennt den Peschan eine Solfatara analog mit der von Puzzoli. *) So wie den Peschan das obenangeführte Werk schildert, könnte er allerdings den Namen eines Vulkans verdienen, der nicht mehr brennt, obwohl seine Feuererscheinungen Puzzoli, dem Krater des Piks von Teneriffa, dem Rucu Pichincha und dem Vulkan von Jorullo, d. h. den Solfatara's, die ich gesehen habe, fehlen; indeß sprechen ältere chinesische Historiker, welche den Marsch des Heers der Hiung nu in dem ersten Jahrhundert unserer Aera erzählen, von Massen geschmolzener Steine, welche mehrere Meilen weit sich ergossen, so daß man in ihren Worten Lava-Ausbrüche nicht verkennen kann. Der Ammonialberg zwischen Kutsché und Korgos war aber ein aktiver Vulkan, in der strengsten Bedeutung des Wortes — ein Lavaströme ausspeiender Vulkan in der Mitte von Asien, 400 geographische Lieues von dem kaspischen Meer **) im Westen, 433 von dem Eismeer im Norden, 504 von dem großen Ozean im Osten und 410 von dem indischen Meer im Süden. Es ist hier nicht der Ort die Frage in Betreff des Einflusses der Nachbarschaft des Meers auf die Thätigkeit der Vulkane zu erörtern; wir machen bloß auf die geographische Lage der Vulkane des innern Asiens und ihre gegenseitige Beziehungen aufmerksam. Thatsächlich ist, daß die Entfernung des Peschan von allen Meeren drei bis vierhundert Lieues beträgt. Bei meiner Rückkehr aus Mexiko äußerten berühmte Geologen mir ihre Verwunderung darüber, als sie mich von einem vulkanischen Ausbruch in der Ebene von Jorullo und von dem noch in voller Thätigkeit begriffenen Popocatepell reden hörten; und doch befindet sich der erstere nur 30 und der letztere nur 43 Lieues vom Meer entfernt. Der Dschebel Kolbaghi, ein rauchender Kegel in Kordofan, von dem man Hrn. Rüppel in Dongola unterhielt, liegt 150 Lieues vom rothen Meer, ***) und diese Entfernung ist nur der dritte Theil derjenigen des Peschan, der seit 1700 Jahren Lavaströme von sich giebt, vom indischen Meer. Durch einen neuen Ausbruch des Piks von Tolima, in den Anden von Neu-Granada, eines Bergs aus jener Reihe von Vulkanen in der Centralkette im Osten des Kauka, des entferntesten vom Meer und nicht von der westlichen Kette, welche der an Gold und Platina so reiche Choco, der Ural Columbiens, begrenzt, wird die Meinung, als ob die Anden, wie sie vom Meer zurücktreten, keinen aktiven Vulkan mehr darböten, hinlänglich widerlegt. Das System der Berge

---

*) Journal asiatique Th. 5 (J. 1825) S. 44 f.

**) Die Entfernung des Peschan von dem Aral ist 225 Lieues, wenn man als Länge der Ostküste dieses Sees 56° 8' 59" und als Breite 45° 38' 30" annimmt; eine auf mehrere astronomische Beobachtungen gegründete Bestimmung Lemm's, des Astronomen bei der Expedition Berg's. Dieß ist die einzige astronomische Beobachtung, die an den Ufern des Aral gemacht wurde. Die Lage des Peschan ist nach der von Aksu berechnet, welche Stadt nach den Missionären unter 76° 47' L. liegt.

***) N. Annales des Voyages par Eyriès et Malte Brun Th. XXIV, S. 241.

von Caracas, die sich von O nach W ziehen oder die Litoralkette von Venezuela wird zwar durch heftige Erdbeben häufig erschüttert; aber Oeffnungen, die mit dem Innern der Erde in bleibender Verbindung stehen, und woraus die Lava hervorgeht, hat sie eben so wenig als die nur 100 Lieues von dem Golf von Bengalen entfernte Kette des Himalaja, oder sogar die Ghâts, die eine Küstenkette zu nennen wären. Vermochte der Trachyt die Bergketten, nachdem sie einmal erhoben waren, nicht mehr zu durchdringen, so enthalten sie keine Risse oder Gänge, durch welche die unterirdischen Kräfte eine stäte Wirkung auf die Oberfläche hervorbringen könnten. Der bemerkenswerthe Umstand der Nachbarschaft des Meers überall wo die Vulkane noch in Thätigkeit sind — ein Umstand, der sich im Ganzen nicht leugnen läßt — scheint weniger die chemische Wirkung des Wassers zur Ursache zu haben, als die Gestaltung der Erdkruste und den geringern Widerstand von Seiten der erhobenen Kontinentalmassen, welchen die elastischen Flüssigkeiten im Innern unsers Planeten in der Gegend tiefer Meerbecken erfahren. Daher können auch ferne vom Meer, wie in dem alten Land der Eleuter, bei Turfan und im Süden des Thian-schan, vulkanische Erscheinungen Statt finden, wo durch alte Revolutionen in der Kruste der Erdkugel eine Spalte sich aufgethan hat. Die thätigen Vulkane sind nur deßhalb seltener vom Meer entfernt, weil, wenn der Ausbruch nicht am Abhang der Kontinentalmassen gegen ein Meerbecken vor sich geht, es schon eines außerordentlichen Zusammenflusses von Umständen bedarf, um eine dauernde Kommunikation zwischen dem Innern der Kugel und der Atmosphäre herzustellen und Oeffnungen zu bilden, welche, wie die intermittirenden Thermalquellen, statt Wasser, Gase und flüssige oxidirte Erden, d. h. Laven ausschütten.

Im Osten des Peschan, des Montblancs im Lande der Eleuter zeigt der ganze Nordabhang des Thian-schan vulkanische Erscheinungen; man sieht daselbst Laven und Bimssteine und selbst große Solfataren, die man brennende Oerter nennt. Die Solfatara von Urumtsi hat fünf Lieues im Umfang; im Winter ist sie nicht mit Schnee bedeckt; man glaubt sie mit Asche gefüllt. Wirft man einen Stein in dieses Becken, so erheben sich Flammen und ein schwarzer Rauch, die lange Zeit anhalten; kein Vogel wagt über die brennenden Oerter seinen Flug. Sechzig Lieues westlich vom Peschan ist ein See *) von beträchtlicher Ausdehnung, dessen verschiedene Benennungen im Chinesischen, Kirghisischen und Kalmückschen warmes, salz- und eisenhaltiges Wasser bedeuten.

Uebersteigen wir die vulkanische Kette des Thian-schan, so finden wir im OSO des Sees Issikul, von dem in den von mir gesammelten Reisejournalen so oft Erwähnung geschieht, und des Peschan den Vulkan von Turfan, den man auch den Vulkan von Hotscheu (Feuerstadt) **) nennen kann, weil er ganz in der Nähe dieser Stadt liegt. Abel Remûsat läßt sich über diesen Vulkan in seiner

*) Nach der pansnerschen Karte des innern Asiens ist seine Länge 17 bis 18 und seine Breite 6 bis 7 Lieues: er heißt im Kalmückischen Temurtu (der eisenhaltige), im Kirghisischen Tuskul, im Chinesischen Yan hai (Salzwasser), im Türkischen Issikul (warmes Wasser) Klaproth's Memoires relatifs à l'Asie Th. 2. S. 358 416. Th. 3. S. 299. Abel Remûsat betrachtet den Balkaschi als den warmen See der Chinesen. (Journal asiatique Th. 5. S. 45, Note 2.

**) Diese jetzt zerstörte Stadt lag 1 ½ Lieue östlich von Turfan.

Geschichte von Choten und in seinem Schreiben an Hrn. Cordier *) weitläufig aus. Es ist nicht von flüssigen Steinmassen, Lavaströmen, wie beim Peschan die Rede, aber „man sieht beständig eine Rauchsäule aufsteigen, die Abends durch eine fackelartige Flamme ersetzt wird. Die Vögel und andere Thiere, welche davon beleuchtet werden, erscheinen roth. Beim Suchen des Naoscha oder Ammoniaksalzes ziehen die Einwohner Holzschuhe an, die ledernen Schuhe würden zu schnell verbrennen.“ Das Ammoniaksalz sammelt man beim Vulkan von Hotschen nicht bloß als einen Niederschlag, welchen die Dämpfe absetzen, sondern die chinesischen Schriftsteller sprechen auch von einer grünlichen Flüssigkeit, die man in den Höhlen holt, und die, gekocht und verdünstet, das Ammoniaksalz in Form kleiner Zuckerkörner von großer Weiße und vollkommener Reinheit abwirft.

Der Peschan und der Vulkan von Hotschen oder Turfan sind 140 Lieues in der Richtung von O nach W von einander. Ungefähr 40 Lieues im W des Meridians von Hotscheu, am Fuß des riesenhaften Bockda oola befindet sich die große Solfatara von Urumtsi, und 140 Lieues nordwestlich von dieser, in einer Ebene in der Nähe der Ufer des Chobok, der sich in den kleinen See Darlai ergießt, erhebt sich ein Hügel, „dessen Spalten sehr heiß sind, ohne jedoch Rauch (sichtbare Dämpfe) auszuhauchen. Das Ammoniaksalz sublimirt sich in diesen Spalten zu einer so festen Rinde, daß man genöthigt ist, den Stein zu zerschlagen.“

*) Abel Remûsat nennt den Vulkan Peschan, im N von Kutsche, den Vulkan von Bischbalik, weil zur Zeit der Mongolen in China das ganze Land zwischen dem nördlichen Abhang des Thian-schan und der kleinen Kette von Tarbagatai Bischbalik hieß.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Buckinghams Reiseunternehmung.

(Fortsetzung.)

Wenn man bedenkt, daß die thätigsten der bisherigen Seefahrer, wie Cook, Lapeyrouse, d'Entrecasteaux, Flinders u. A. keine Zeit fanden, sich mit Gegenständen zu beschäftigen, welche ihren hydrographischen Untersuchungen so ferne lagen, wie Handel und Civilisation, so möchte man billig zweifeln, ob es Buckingham möglich seyn werde, seinen Plan in der ganzen Ausdehnung, die er ihm gegeben hat, auszuführen. Indeß, was seine geographische Aufgabe betrifft, so scheint diese allerdings erreichbar, und es fragt sich in dieser Beziehung nur, worauf er zunächst seine Aufmerksamkeit zu richten haben wird.

Buckingham hat drei bis fünf Jahre als die Dauer der Reise bestimmt, und gedenkt zwei Schiffe mitzunehmen, eines zu 4 bis 500 und eines bloß zu 150 Tonnen. Die Operationen sollen mit Bengalen beginnen; hier werden sie sich hauptsächlich auf den Handel *) beschränken. Hierauf wird die Expedition durch die Straße von Malacca sich nach China wenden, und Buckingham in Canton und Amoy gleichfalls wegen anzuknüpfender Handelsverhältnisse Erkundigungen einziehen. Von da wird er in das gelbe Meer mitten durch die zahlreichen Inseln längs der Süd-

*) In dem von Klaproth in der asiatischen Gesellschaft abgestatteten Berichte über die Leistungen, welche sich von Buckinghams Expedition für die orientalische Literatur erwarten ließen, wird ihm der Rath ertheilt, da ohnehin ein Seefahrer bei dem kurzen Aufenthalte in den Häfen sich gerade weit umzusehen nicht im Stande sey, in Indien, auf der malaischen Halbinsel und in China, oder welche Länder man bereits so viele Quellen besitze, mit literarischen Nachforschungen die Zeit nicht zu verlieren. Dagegen werden ihm die durch Japaner kolonisirten Inseln Lieukieu (oder Liutschu, wie sie die Engländer nennen) und die Insel Borneo zu besonderer Beachtung empfohlen.

westküste von Korea vordringen. Er hofft eine gute Aufnahme und rechnet darauf, daß der Einfluß der chinesischen Regierung daselbst durch die Entfernung so geschwächt sey, daß ihm von dieser Seite keine Hindernisse in Weg gelegt werden würden. Sodann will er in die japanischen Gewässer sich begeben, um die Küsten dieses Reichs zu durchforschen, und endlich die Kurilen, die Liutschen, die Philippinen, die Südküsten von Neu-Guinea und einen Theil von Borneo besuchen. Hier wären die hydrographischen Arbeiten zu Ende, und Buckingham würde nach Europa zurückkehren.

Es versteht sich, daß die Ueberfahrt nach Bengalen oder selbst nach Canton sich auf eine gewöhnliche Reise von Europa nach China reduzirt. Dabei mögen seine gelehrten Begleiter die Paar Ruhestationen, wo die Schiffe beilegen, zu einigen physikalischen und naturhistorischen Beobachtungen benutzen, während er selbst seinen merkantilischen Spekulationen nachgeht. Verläßt die Expedition die Meerenge von Sincapur vor Ende Septembers, so kann sie noch direkt nach China gelangen; kann sie jedoch Pulo-Aor (im Osten der Halbinsel Malacca) nicht eher als mit Anfange Oktobers erreichen, so dürfte sie vermuthlich genöthigt seyn, die östliche Straße einzuschlagen, d. h. sich längs den Küsten von Borneo, Palawan gegen Luçon zu richten. Im letzteren Falle würde Buckingham nach Manilla sich verfügen um da seine Chronometer in Stand zu setzen, und zu seinen Arbeiten die letzten Vorkehrungen zu treffen. Da aber der Nordostpassat dort nicht in seiner ganzen Stärke weht, so müßte er der Küste von Luçon bis zum Kap Bajadore folgen, von wo er erst gerade auf den Fluß von Canton zusteuern könnte.

Ob der Argwohn der chinesischen Regierung Hrn. Buckingham gestatten wird, in Canton oder Amuy (wenn anders man ihn in diesem Hafen, der den Spaniern allein geöffnet ist, nur landen läßt) sich mit andern als merkantilischen Gegenständen zu befassen, ist noch eine große Frage. Gegen die Mitte des Monats März dürfte er auf jeden Fall in den chinesischen Häfen fertig seyn, so daß er die Fahrt nach der Halbinsel Korea fortsetzen kann. Dort sind es insonderheit die zahlreichen längs der Küste zerstreuten Inseln, die zwar von verschiedenen Seefahrern, wie Lapeyrouse, Broughton, Marwell, Hall u. A. besichtigt wurden, deren Aufnahme aber noch sehr unvollständig ist; wo es also Buckingham leicht wird, den bisherigen Dokumenten einige neue hinzuzufügen. Ebenfalls interessant wäre, wenn er eine genaue Zeichnung der coreanischen Küste entwürfe. Vorausgesetzt, daß Buckingham diese Inseln vor Mitte Mai's verläßt, und ihm folglich der ganze Sommer für seine Arbeiten in den höheren Breiten der nördlichen Halbkugel übrig bleibt, so hat er zuerst die Untersuchung der großen Insel Nipon vom Kap Gotto (32° 55′ nördl. Br., 129° 44′ östl. L.) bis zum Kap Sangar (41° 16 nördl. Br. und 140° 14′ östl. L.) vorzunehmen. Man darf nur sagen, daß diese Küsten sich über dreihundert Lieues verbreiten, daß außer Krusenstern noch kein Seefahrer sich mit ihrer Aufnahme beschäftigt hat, und daß auch von diesem bloß eine Strecke von dreißig Lieues im Süden des Kaps Sangar befahren worden, so drückt man Alles aus, was sich von einer solchen Arbeit Neues und Wichtiges für die Geographie erwarten läßt. Natürlich hängt der Erfolg der Operation sehr von Wind und Wetter, und wohl auch von dem Benehmen der japanischen Regierung ab. Wo möglich sollte die Expedition die Meerengen passiren, welche durch die Inseln Yki, Oki, Sado und das Hauptland gebildet werden. Hat Buckingham das Kap Sangar erreicht, so wird es gut seyn, wenn er in die Meerenge dieses Namens weit genug einläuft, um die Beschaffenheit des Eingangs derselben von der Ostseite eben so auszumitteln, wie er es bereits auf der Westseite gethan haben wird; man besitzt nämlich noch keine positive, in's Einzelne gehende Nachricht von diesem wichtigen Kanal, da Broughton's Karte auf einem zu kleinen Maßstab beruht. Nachdem Dieß geschehen, wird Hr. Buckingham zur Untersuchung der Westküste der Insel Jesso zurückkehren. Bei diesem Unternehmen hat ihm aber bereits Krusenstern vorgearbeitet und er somit nur die von diesem Seefahrer gelassenen Lücken auszufüllen. Er wird daher vom Kap Nadiejeda bis zum Kap Nowozilzoff, so wie vom Kap Malaspina bis zum Kap Schischkoff in möglichster Nähe am Lande hinsegeln, und hierauf sich nach dem Kap Romanzoff begeben. Um diese Zeit würden seit der letzten Ruhestation etwa drei Monate verflossen seyn; denn es wäre unklug, auf einen Ankerungsplatz auf der Insel Nipon oder Jesso zu zählen, wo sich der Abgang von Holz und Wasser ersetzen ließe. Jenen wird Buckingham in der Bai von Aniwa oder auf sonst einem gelegenen Punkt der Halbinsel Saghalin suchen müssen. Nun wäre jedoch die Befahrung der Insel Jesso vom Kap Sova bis zum Kap Spanberg übrig, wo bis jetzt Alles noch hypothetisch ist. Vom Kap Spanberg aus geriethe Buckingham natürlich an die Insel Konaschir, die südlichste der Kurilen. Diese kennen wir durch Lapeyrouse, Broughton, Krusenstern, und insbesondere Golownin ziemlich genug, und Buckingham könnte sich damit begnügen, längs den Westküsten hinsegelnd, die Ausdehnung jeder derselben zu berechnen und das Verhältniß ihrer Lagen zu einander durch eine Reihe kurz nach einander angestellter Beobachtungen zu bestimmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach erlauben die bis zu diesem Augenblick ausgeführten Arbeiten Hrn. Buckingham nicht, die südlichste Spitze der Halbinsel Kamtschatka eher zu gewinnen als in den letzten Tagen Septembers, so daß weiterhin bei der vorgerückten Jahrszeit die hydrographischen Arbeiten unterbrochen werden müssen. Indeß wird er doch ohne Mühe nach St. Peter und Paul gelangen, um die zuletzt erhaltenen Lagen mit der Länge dieser Kolonie, die schon durch eine Menge von Seefahrern genau festgesetzt worden, zu verknüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Das republikanische Comité Directeur soll sechs Fuß haben, einen rothen oder blauen Bart, so und so lange Zähne und Siebenmeilencourierstiefel. Es frühstückt jeden Morgen ein kleines Kind, ist überall und nirgends und haust hundert Fuß unter dem Boden in einer Höhle, die durch die Katakomben mit der Deputirtenkammer in Verbindung steht. Dort fabrizirt es Verschwörungen, Höllenmaschinen und Stockdegen in der Form von Regendächern. Es trägt einen kleinen Schnurrbart, einen punschfarbenen Mantel, eine grün bis an das Kinn zugeknöpfte Weste, einen Stock von Fischbein, den Hut etwas auf der Seite, hat einen ungezwungenen Gang, ganz freie Haltung und die hübsche Figur eines Studirenden der Medicin. In dieser Qualität speist es um 25 Sous zu Mittag und trinkt keinen Wein. Fletscht es bei der Opposition die Zähne, so geschieht Dieß bloß, weil die Beefsteaks seines Restaurateurs etwas zu hart sind. Es lacht auf eine gar sonderbare Weise, wenn sein gekreuztes Besteck von dem Rumpf eines Geflügels den untern Theil trennt, der einem gewissen Kaiserhut gleicht und den die Scham uns zu nennen verbietet. Man sieht es täglich am Gatter der Deputirten, wo es an alle Vaterlandsretter große Augen macht, wie sie eintreten. Im Theater ruft es zwischen allen Akten: die Marseillaise. Es hat eine Putzmacherin zur Mätresse, die ein rothes Barett und ein Kleid à la chevalière trägt und allein mehr dreifarbige Kokarden verfertigt hat, als alle Modehändler von Paris zusammen. Vor dem Juli trug es einen Bart à la Henri IV, spitzigen Hut und goldne Kette auf schwarzsammtner Weste. Wenn sich's darum handelte, die Tragödie eines Akademikers auszuzischen und ein romantisches Drama zu beklatschen, so durfte man immer darauf rechnen, daß es auf der ersten Bank saß. Es war von denen, welche die Ordonnanzen im Palais-royal vorlasen. Es half den Leichnam Benjamin Constant's tragen; es zuckte bei den Decemberunruhen die Achseln; es befand sich bei der Deputation der Schulen nach dem Palais-royal und sagte, nachdem Se. Maj. ihm die Hand gedrückt, halblaut: Im Grund wär' das ein sehr guter Präsident. In seinen Mußestunden unterhält es sich damit, daß es eine gute Anzahl Marionetten mit krummen Händen und Kleidern, woran man Nichts als Taschen sieht, aus Erde formt; die auffallendste dieser Figuren hat eine Advokatenmütze auf, und hält den Mund immer offen und so oft Hr. Dupin ein Amendement vorschlägt, steckt unser Schelm von Comité Directeur der kleinen Figur ein Kügelchen in den Mund. Es geht kein einziges Mal in sein Logis im fünften Stock, ohne daß es vor dem Fenster nach der Eichel sieht, die es in einem kleinen Topf vergraben hat, in der Hoffnung, daß eine Freiheitseiche daraus erwüchse; allein der Schatten, den das Palais-bourbon nach der Straße wirft, worin es wohnt, und der kalte Wind, der aus der Provinz weht, hält das Wachsen der armen Eichel sehr auf, der die Julinssonne fehlt.

Berichtigung.

S. 79, Sp. 1, Z. 26 ob. lies Metapyren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 24. 24 Januar 1831.

Aus Humboldts neuester Reise.

6. Vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens.

(Fortsezung.)

Die vier bis jezt bekannten Punkte des innern Asiens, der Peschan, Hotscheu, Urumtsi und Chobok, welche erwiesener Maßen vulkanische Erscheinungen darbieten, liegen 130 bis 140 Lieues südlich von der Gegend der Dsungarei, in welcher ich mich zu Anfang des Jahrs 1829 befand. Wirft man einen Blik auf die dieser Abhandlung beigegebene Karte, so sieht man, daß der See Alakul mit dem insularischen Kegel Aral tubé, der noch in historischen Zeiten in Feuer stand, zu dem vulkanischen Gebiet von Bischbalik gehört. Dieser Inselberg liegt im W der Ammoniakhöhle von Chobok und im N des noch gegenwärtig leuchtenden Peschan, der aber vor Kurzem auch noch Lava spie, 60 Lieues von jedem dieser Orte. Von dem See Alakul bis zum See Dsaisang, in welchem die Nachsicht der Mandarinen den Kosaken von der Linie am Irtisch das Fischrecht einräumt, rechnet man 51 Lieues. Der Tarbagatai, an dessen Fuß die chinesisch-mongolische Stadt Tschuguttschak ist, bis wohin im J. 1825 Dr. Meyer, der gelehrte und thätige Gefährte Ledebours, umsonst seine naturhistorischen Forschungen auszudehnen versuchte, erstreckt sich im SW des Dsaisang gegen den Alakul. *) Somit kennen wir in dem Innern von Asien ein vulkanisches Gebiet, dessen Flächeninhalt mehr als 2500 □ Lieues beträgt, und das die Hälfte des Längenthals zwischen dem ersten und zweiten Bergsystem einnimmt. Der Hauptsiz der vulkanischen Gährung scheint in dem Thian-schan zu seyn. Vielleicht ist der kolossale Bochda oola ein trachytisches Gebirg gleich dem Chimborazo. Auf der Nordseite des Tarbagatai und des Darlaisees wird die Wirkung schwächer; indeß haben Hr. Rose und ich längs dem südwestlichen Abhang des Altai auf einem glokenförmigen Hügel bei Ridderski und in der Nähe des Dorfes Butatschicha weißen Trachyt gefunden.

Auf zwei Seiten, im Norden und Süden des Thian-schan, werden heftige Erdbeben verspürt. Die Stadt Aksu ward zu Anfang des XVIII Jahrhunderts durch eine derartige Erschütterung gänzlich zerstört. Professor Eversmann in Kasan, dessen wiederholte Reisen die Kenntniß der Bucharei sehr gefördert haben, hörte von einem Tataren, der ihm diente, und der in dem Land zwischen den Seen Balkaschi und Alakul wohlbewandert war, erzählen, daß es daselbst sehr häufig Erdbeben gebe. In Ostsibirien nördlich von der 50 Parallele scheint der Erschütterungskreis seinen Mittelpunkt in Irkutsk und in dem tiefen Beken des See Baikal zu haben; dort auf dem Weg nach Chlachta, zumal an den Ufern des Dschida und des Tschikoi, bemerkt man Basalt mit zellichtem Mandelstein, Chabasie und Apophillit. *) Im Monat Februar 1829 litt Irkutsk sehr von Erderschütterungen; im folgenden April nahm man in Ridderski Bewegungen wahr, die sich in der Tiefe der Minen sehr lebhaft äußerten. Aber dieser Punkt des Altai ist die äußerste Grenze des Erschütterungskreises; weiter westlich, in den Ebenen Sibiriens zwischen dem Altai und Ural, so wie längs der ganzen Kette des Ural, hat man von Erdbeben bis jezt keine Spur. Der Vulkan Peschan, der Aral-tubé im W, der Ammoniakhöhlen von Chobok, Ridderski und der metallreiche Theil des kleinen Altai liegen so ziemlich in einer Richtung, die von der des Meridians nur

*) Ich enthalte mich jedes Zweifels über die Frage nach der eigentlichen Bewandtniß mit dem Alakul und Alaktugulnoor, zwei einander nah gelegenen Seen; doch bedünkt es mich sonderbar, daß die Tataren und Mongolen, welche jene Länder so häufig durchreisen, nur den Alakul kennen, und nach ihrer Behauptung der Alaktugul noor sein Daseyn einer bloßen Namensverwechslung dankt. Pansner, dessen russische Karte des innern Asiens in Bezug auf die Gegenden die im N des Ili liegen, alles Zutrauen verdient, läßt den Alakul durch fünf Kanäle mit dem Alaktugul noor communiziren. Vielleicht daß die Landenge, welche diese Seen trennt, sumpfig ist, weßhalb denn Andere nur Einen See aus ihnen gemacht haben. Alakul und Alaktugul könnten wohl auch bloß einen See in der Nähe des Alatau bezeichnen, eines Bergs, der sich von Turkestan bis in die Tatarei erstreckt. Auf der von den englischen Missionären des Kaukasus herausgegebenen Karte sieht man den Alakul nicht; man bemerkt darauf bloß eine Gruppe von drei Seen: den Balkaschi, den Alaktugul und den Kurgä. Uebrigens ist die Meinung ungegründet, als ob die Nachbarschaft beträchtlicher Seen auf die vom Meer entfernten Vulkane denselben Einfluß hervorbringe als der Ozean. Der Vulkan von Tursan ist nur von unbedeutenden Seen umgeben. (Die chinesischen Karten stellen die beiden Seen bloß als einen dar, mit einem Berg in der Mitte. Der See heißt Alakul, der östliche Theil Alaktugulnoor und der westliche Golf Sanbartu cholai. (Kl.)

*) Von Dr. Heß, Adjunkt der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, der von 1826 bis 1828 an den Ufern des Baikal und im Süden von diesem See zubrachte, ist eine geognostische Beschreibung eines Theils der von ihm besuchten Gegenden zu erwarten. Er sah zu Werchnei Udinsk den Granit oftmals mit Conglomeraten wechseln.

wenig abweicht. Vielleicht fällt der Altaï noch in dem Erschütterungskreis des Thian-schan und die Stöße des Altaï, statt von Osten oder aus dem Baikalbecken zu kommen, rühren gleichfalls von dem vulkanischen Gebiet von Bischbalik her. Auf mehreren Punkten des neuen Kontinents durchschneiden sich die Erschütterungskreise augenscheinlich, oder — mit andern Worten — derselbe Boden empfängt die Erderschütterung periodisch von zwei verschiedenen Seiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kosaken.

(Schluß.)

Die Wohnungen der meisten Kosaken (die sehr wohlhabenden ausgenommen) sind mittelmäßige, zum Theil kleine Häuser von schwachem Fachwerk, mit weiß übertünchten Lehmwänden, und nur mit dem nothdürftigsten Hausgeräthe versehen. In der Stube findet man, wie bei den Russen, oben in einem Winkel nach Osten den Heiligen oder Schutzpatron des Hauses (Bog), die Waffen an der Wand aufgehängt und Brod, Käse und Salz, die Zeichen ihrer Gastfreundschaft, beständig auf dem Tische. Ihre meist befestigten Flecken und Dörfer liegen gewöhnlich am Wasser, sind zum Theil sehr groß, mit einem Wall und Graben umgeben, mit geraden aber ungepflasterten Gassen, und einer, auch wohl zwei hölzernen Kirchen. Sie leben im Ganzen besser als die Russen und ihr Tisch ist reichlicher besetzt; besonders lieben sie das Gemüse, welches ihnen ihre schönen Gärten im Ueberfluß liefern. Ihre liebsten Getränke sind Bier, Meth, Landwein und Branntwein. Ihren Gattinnen begegnen sie mit Glimpf, wofür diese sie sorgfältig pflegen und als treue Gehülfinnen ihnen zur Hand gehen. In ihren beiden Hauptstädten Tscherkask und Uralsk herrscht bei den reichern und vornehmern schon ein Grad von Luxus, der sich besonders aus dem letzten französisch-russischen Kriege herschreibt, da diese Leute in Deutschland und Frankreich viele Dinge kennen lernten, die ihnen gefielen und welche sie bei sich auch zu haben wünschten. Die zurückkehrenden führten Mancherlei ein, was sie gesehen, erfahren oder auch mitgebracht hatten. Daher findet man bei mehreren bessere Geräthschaften, bequemere Einrichtung, einen anständigeren Tisch. Reiche stellen auch wohl Bälle und Maskeraden an, und schicken ihre Kinder zur Erziehung nach Moskau und St. Petersburg, auch zum höhern Unterricht auf die Universität nach Charkow.

Uebrigens sind alle Kosaken ohne Unterschied einander gleich und heißen Brüder: es giebt bei ihnen keine Verschiedenheit der Stände, namentlich keinen Erbadel. Fremden erzeigen sie dadurch die größte Ehre, wenn sie sie unter ihre Brüderschaft aufnehmen. Der hervorstechendste Zug in ihrem Charakter ist die Liebe zur Unabhängigkeit, welche sie auch schon mehrmals zu Empörungen gegen zu harte Oberherren verleitete. Die russische Regierung weiß Dieß, daher sie die Kosaken in ihren Freiheiten schützt, und ihnen manche Vorrechte zugesteht, welche andere ihrer Unterthanen nicht genießen. Kein Kosak ist leibeigen, wie es alle Edelmanns-Bauern in Rußland sind; keiner bezahlt Kopfsteuer, noch von seinen Ländereien Grundsteuer, vielmehr haben sie noch freie Jagd, Fischerei, das Recht für sich Salz zu holen, Branntwein zu brennen ꝛc. Dafür müssen sie ihre und des Reiches Grenzen gegen die Tataren und andere wilde Nachbarvölker schützen und vertheidigen. Bei einem entstehenden Kriege ergeht gewöhnlich an sie das erste Aufgebot, weil man weiß, daß man sie zu keiner Zeit unvorbereitet findet. Sie sind geborne Soldaten, eine stehende Grenz-Miliz, und ihre Verfassung ist durchaus militärisch. Ihren Begriffen von Freiheit und Gleichheit gemäß sieht man den Offizier oft mit den Gemeinen an einem Tische essen; ja, wer heute Offizier ist, kann morgen ohne Kränkung seiner Ehre wieder gemeiner Kosak seyn und umgekehrt. Nach demselben Grundsatze der Standesgleichheit nennt auch kein Kosake einen Offizier bei seinem Range und Titel, sondern ohne Unterschied Patka, Vater. Die in den Stanitzen selbst gewählte Obrigkeit führt den patriarchalischen Titel der Aeltesten, Starschina. Befehle von der Krone oder aus dem Kriegs-Kollegium ergehen an die Kanzlei des Hettmans nach Tscherkask und Uralsk, von wo aus sie den andern Stämmen und Stanitzen mitgetheilt werden. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet die vorgetragene Sache. So großes Ansehen der Hettman im Kriege besitzt, so hört er doch auf, Befehlshaber im strengen Sinne, wie im Felde zu seyn, wenn er seine Leute wieder nach Hause geführt hat; auch ist seine Würde nicht erblich. Da ihre innere Verfassung demokratisch ist, so hängt Alles von der freien und allgemeinen Wahl ab. Doch wird schon seit mehreren Jahren bei der Wahl zum Hettman, Obersten ꝛc. auf einige reiche und sich auszeichnende Familien Rücksicht genommen. Durch die seit Katharina's II Regierung mehreren Ober-Kosakenoffizieren ertheilten Patente regulärer Truppen, so wie durch manche verliehene Orden, kann mit der Zeit ein erblicher Adel bei ihnen entstehen. Dadurch werden die Reichern und Vornehmern immer mehr und mehr an den Hof gewöhnt; und dadurch muß früher oder später auch ihr roher Freiheitssinn, vielleicht aber auch ihr kriegerischer Geist zerstört werden. Bei der jetzigen ganz auf Kriegswesen berechneten Ordnung der Dinge leidet natürlich der Ackerbau und die Bevölkerung sehr Noth. Nicht selten sind die Weiber drei, vier und wohl noch mehrere Jahre, so lange der Feldzug dauert, von ihren Männern verlassen, und in den Stanitzen bleiben nur Kinder und unvermögende Greise zurück. Der nothdürftigste Feldbau wird alsdann von gedungenen Russen betrieben. Eine Waffenruhe von einigen Jahren aber ist nicht hinreichend, sie an die sanfteren Künste des Friedens, an die thätigen und stillen häuslichen Freuden zu gewöhnen.

Das Land der donschen Kosaken, die weite Ebene am Don von Pawlowsk bis nach Tscherkask gegen das schwarze Meer hin, nimmt einen Flächenraum von beinahe 4000 Quadratmeilen ein. Man rechnet es zu dem europäischen Rußland, aber zu keiner der Statthalterschaften. Der Boden hat eine außerordentliche Fruchtbarkeit, das Klima ist sehr warm, aber nicht ungesund, und es wohnen außer den Kosaken, die alle zu den Großrussen gehören, auch noch sehr viele Kleinrussen, Kalmücken, Tataren, Zigeuner, Griechen und Armenier daselbst.

Die ukränischen Kosaken (Malorossianen, Kleinrussen) leben schon nicht mehr so ganz unter sich; deßwegen ist auch der eigenthümliche Charakter bei ihnen schon mehr erloschen. Wohnung und Kleidung ausgenommen, nähern sie sich fast ganz den Russen; aber leibeigen ist kein einziger; sie brennen sich

selbst Branntwein und holen sich unentgeltlich Salz rc., doch sind sie etwas mehr gebunden als die donschen Kosaken. Dafür aber herrscht bei ihnen mehr Bildung, die sie ihren Schulen, dem Seminar, Gymnasium und der Universität in Charkow, so wie der Akademie und dem Gymnasium in Kiew verdanken. *) Sie bilden sechs Polks, die jetzt in reguläre Feldregimenter umgeschaffen sind.

Die terekschen, mosdokschen und grebanskischen Kosaken, fast alle am Terek in Kaukasien, dienen mehr zu Fuß als zu Pferde, weil in den gebirgigen Gegenden des Kaukasus die Reiterei wenig anwendbar ist. Ihr vornehmster Nahrungszweig war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Viehzucht. Seitdem sich aber die früher so häufigen Ueberfälle der räuberischen Völkerschaften des Kaukasus, der Daghestaner, Lesgier, Ossetriner, Kachetier, Kartalinier rc. rc. vermindert haben, und nunmehr ganze große Provinzen südlich und nördlich am Kaukasus Rußlands Scepter unterworfen sind; so können die genannten Kosakenstämme sich jetzt mehr als ehedem auf den sicherern und einträglicheren Ackerbau legen. Mit ihnen sind seit längerer Zeit die vormaligen wolgaschen Kosaken verbunden, die sonst längs der Wolga von Zarizün bis Astrachan auf dem linken Ufer dieses großen Flusses wohnten. Früher waren sie mit den donschen Kosaken vereiniget und hatten auch ihre Wohnsitze am Don; im Sommer hauseten sie nur an der Wolga. Im Jahre 1731 wurden sie aber von dem Hauptstamme getrennt, erhielten eigene Privilegien, einen eigenen Hettman und eine besondere Kanzlei.

Die im Orenburgischen und in dem weiten Sibirien zerstreuten Kosaken, welche auch nach den Statthalterschaften oder den Städten, die sie bewohnen, benannt werden, wie z. B. die tomskischen, tobolskischen und irkutzkischen, sind theils zu Militärdiensten angeschriebene Kosaken, theils widmen sie sich der Landwirthschaft, dem Handel und allerlei städtischen Gewerben. Sie unterscheiden sich in Ansehung ihrer Lebensweise, Beschäftigung, Kleidung und Thätigkeit wenig von den Nationalrussen.

*) Tscherkask und Uralsk haben erst seit 1795 jedes eine Kreisschule.

Lord Byron.

Thomas Moore hat sich endlich der letzten Pflicht, die er dem Andenken seines verstorbenen Freundes schuldig war, entledigt, und dessen Briefe und Tagebücher (Lettres and Journals of Lord Byron, with notices of his life. By Thomas Moore. II. Vol. 4to. London 1831) herausgegeben und sich so gegen die schwere Anklage gerechtfertigt, als habe er diese köstlichen Dokumente der Vernichtung übergeben. Die von dem Herausgeber dieser Sammlung angefügten Bemerkungen und Mittheilungen über das Leben des Lords geben manchen wichtigen Aufschluß über diesen wunderbaren Geist, der auf gleiche Weise anerkannt und verkannt, angestaunt und verlästert hierin das Schicksal des größten Mannes unseres Jahrhunderts theilte. Wie dieser, fand er, von seinem Vaterlande zugleich bewundert und ausgestoßen, sein Grab in fremder Erde und versöhnte, wie jener auf dem Felsen von St. Helena angeschmiedete Titane, erst durch sein Ende die Erbitterung seiner Feinde, so daß man auch in diesem Betracht sagen möchte, der Tod dieses seltenen Menschen sey beneidenswerther gewesen, als sein Leben. Beide sind nun der Geschichte heimgefallen, die allein für Größe die untrügliche Wage hält, indeß der Maßstab der Welt meistens jenem Prokrustesbette gleicht, auf dem überragende Größe verstümmelt, nicht gemessen wird.

Man hat die Widersprüche, die aus dieser großen Natur wie ein furchtbares Geheimniß drohend hervortreten, zu lösen geglaubt, wenn man sie Ausbrüche eines sich selbst zerstörenden Vulkanes, die dämonische Kraft eines Abadonna, eine Mischung von Gutem und Bösem nannte, die an die Fabel des Alterthums von zwei Seelen in Einem Leibe gemahne. Lord Byron ist nicht bloß der Sohn, er ist auch Spiegel und Abbild seiner Zeit. Man möchte ihn den Faust dieses Jahrhunderts nennen. Wie dieser das menschliche Geschlecht, repräsentirt er sein Jahrhundert.

„Ihm hat, wie es vom Faust heißt, das Schicksal einen Geist gegeben, der ungebändigt immer vorwärts dringt.“ Wie dieser fordert er vom Himmel

die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tief bewegte Brust.

Und könnte man die Zeit, die ihn gebar, besser bezeichnen, als mit diesen Worten? Wie er mit den herrlichsten Verheißungen auf eine glückliche Zukunft angewiesen, wie er mit rüstiger Kraft und begeistertem Willen auf Großes und Würdiges gerichtet, wird sie „durch flache Unbedeutenheit geschleppt“ und muß an sich selbst verzweifelnd, im Innersten zerrissen und entzweit wie er, zu Grunde gehen, oder der niedergehaltenen Lebensströmung eine neue Bahn brechen. Nur die ersten Strahlen des neuen Tages, der über Hellas heiligem Boden heraufdämmerte, war ihm zu sehen vergönnt. Die Morgenstunde der Freiheit, die über Europa anfging, war auch ihm die Stunde der Befreiung aus einem Leben voll verfehlter Hoffnungen, schmerzlicher Täuschungen und beklagenswerther Irrthümer.

Moore erhielt auf seiner Reise nach Italien aus Lord Byrons eigener Hand die Dokumente, die er jetzt der Welt mittheilt. „Es war kurz vor dem Mittagessen,“ so erzählt er, „als der Lord einige Minuten das Zimmer verließ und dann mit einer weißen ledernen Tasche in der Hand zurückkehrte. „Sehen Sie, hier ist Etwas,“ sagte er, indem er sie in die Höhe hob, was für Murray einigen Werth haben wird. Sie werden dafür, wie ich mir wohl zu sagen getraue, keinen Schilling geben.“ „Was ist es?“ fragte ich. „Mein Leben und meine Abenteuer,“ war die Antwort. Ich machte mit der Hand ein Zeichen der Verwunderung. „Man kann dieses Ding,“ fuhr er fort, „nicht zu meinen Lebzeiten herausgeben; aber wenn Sie es wollen, hier ist es. Machen Sie damit, was Sie wollen.“ Indem ich die Tasche nahm und ihm dafür dankte, fügte ich hinzu: „Dieß wird ein köstliches Erbstück für meinen Tom werden, der damit die letzten Tage des neunzehnten Jahrhunderts in Erstaunen setzen soll.“ Er fügte dann hinzu: „Sie können es einem unserer Freunde zeigen, den Sie des Vertrauens würdig achten.“ Dieß ist wörtlich Dasjenige, was wir über diesen Gegenstand gesprochen haben.“

Lord Byron selbst sagt über diese Mittheilungen aus seinem Leben:

„Es sind Memoranda, keine Konfessionen. Ich ließ alle meine Liebesgeschichten weg, bis auf einige allgemeine Anspielungen; deßgleichen viele andere Dinge von Wichtigkeit, um Andere nicht zu verletzen; so daß es gleich dem Schauspiel Hamlet heißt: „die Rolle des Hamlet ist auf besonderes Verlangen ausgelassen.“ Allein Sie werden darin manche Ansichten und Tollheiten finden, dabei eine genaue Nachricht von meiner Heirath und ihren Folgen mit so viel Wahrheitsliebe beschrieben, als es mir als Partei möglich ist; denn ich glaube, wir sind Alle von vorgefaßten Meinungen eingenommen. Ich habe diese Mittheilungen, seitdem sie geschrieben wurden, nicht mehr überlesen, so daß ich eigentlich selbst nicht mehr genau weiß, was sie wiederholen und enthalten.“

Die uns vorliegenden Briefe sind in der Zeit geschrieben, als Lord Byron sich von seiner Gattin und seinem Vaterlande getrennt hatte. Er schrieb sie aus Venedig. Sie geben ein treues Bild seines dortigen Lebens, das in Zerstreuung, Einsamkeit und wilde Unruhe getheilt war. In einigen derselben finden sich flüchtig hingeworfene Skizzen von kleinen Abenteuern, in andern eröffnen sich tiefe Blicke in die schauerlichen Tiefen dieses wunderbaren Geistes; in andern lassen sich die Spuren seines fortschreitenden poetischen Genius genau verfolgen. Von dort führen sie uns mit dem Lord nach Griechenland bis zu seinem glorreichen Ende auf dem heiligen klassischen Boden. Aus seinem Leben in Venedig werden vielleicht nachfolgende Mittheilungen mit Interesse gelesen werden:

In einem Briefe finden wir ein an Don Juan erinnerndes Bild von

seinem Verhältnisse zu einem venetianischen Mädchen. Welch eine heiße Tigerseele eines Weibes! möchte man bei ihrer Schilderung ausrufen.

„Die Ursachen davon (von ihrer Macht über den Lord) waren erstens ihre Person; sie war dunkelfarbig, schlank, das venetianische Gesicht mit schönen, schwarzen Augen. Sie war zwei und zwanzig Jahre alt; durchaus Venetianerin, in ihrem Dialekt, in ihren Gedanken, wie in ihrer Haltung, in Allem, mit der ganzen Naivetät und dem Pantalon-Humor dieser Weiber. Sie konnte weder lesen noch schreiben und mich also nicht mit Briefen plagen — nur zwei Mal that sie Dieß, indem sie einen öffentlichen Schreiber unter der Piazza für einige Bajochi einen Brief an mich schreiben ließ, als ich unwohl war und sie nicht sehen konnte. Sonst war sie wild und ungestüm, eigentlich tyrannisch. Sie pflegte auszugehen, wenn es ihr nur immer einfiel, ohne besonders Rücksicht auf Zeit, Ort oder Person zu nehmen, und kam ihr ein Weib in den Weg, so stieß sie es wohl über den Haufen. Sie kam in das Haus von Madame Benzoni, und nun nahm ihr Kopf eine ganz andere Richtung. Sie befand sich immer in einer extremen Gemüthsstimmung; entweder schrie oder lachte sie, und in ihrem Zorne war sie so wild, daß sie der Schrecken der Männer, Weiber und Kinder wurde — sie hatte die Kraft einer Amazone und das Temperament einer Medea. Sie war ein schönes Thier, aber nicht zu bändigen. Ich war der einzige Mensch, der einigermaßen über sie Gewalt hatte, und wenn sie mich wirklich zornig sah (was, wie man sagt, mir ein wenig furchtbar zu Gesicht steht), gab sie sich zur Ruhe. Indeß hatte sie tausend Narrheiten. In ihrem Fazziolo, der Kleidung der niederen Stände, sah sie reizend aus, aber, Himmel! — sie verlangte einen Hut mit Federn, und ich mochte thun oder sagen, was ich wollte (und ich sagte Viel), Nichts konnte diese frauenhafte Metamorphose hintertreiben. Den ersten Hut warf ich in's Feuer; aber ich wurde es eher müde, das Zeug zu verbrennen, als sie neues zu kaufen, so daß sie sich immer auf eine Art herausputzte, die ihr wunderlich genug anstand.

„Dann wollte sie an ihrem Kleide einen Schlepp haben, wie eine vornehme Dame; sie wollte von Nichts wissen als von einem abito colla coua, oder cua (so klingt das Venetianische, statt la cola, eine Schleppe), und als ich über ihre verwünschte Aussprache lachen mußte, war es mit allem Widerstand vorbei, und so schleppte sie diesen teuflischen Schweif allerorten hinter sich drein.

„Zu gleicher Zeit schlug sie die Mägde und nahm meine Briefe weg. Ich fand sie eines Tages über einem derselben in tiefem Nachdenken. Sie versuchte, aus den Zügen zu errathen, ob er von einer weiblichen Hand sey oder nicht. Oft pflegte sie auch in Klagen über ihre Unwissenheit auszubrechen, und in der That fing sie an, das Alphabet zu studiren, um, wie sie sagte, alle Briefe an mich zu öffnen und ihren Inhalt zu lesen.

„Ich kann nicht umhin, ihrem Sinne für Häuslichkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Als sie in mein Haus als donna di governo gekommen war, verminderten sich die Ausgaben um mehr als die Hälfte, und Jedermann that seine Schuldigkeit besser. Die Zimmer wurden in Ordnung gehalten, und sonst Alles und Jedes, bis auf sie selbst.

„Ich habe vielen Grund zu glauben, daß sie bei all ihrer wilden Gemüthsart mir ziemlich zugethan war. Ich will nur eines Vorfalls erwähnen. Im Herbste fuhr ich eines Tags mit meinen Gondolieren an den Lido. Wir wurden von einem heftigen Sturme überrascht, und die Gondel kam in Gefahr — die Hüte wurden fortgerissen, das Boot voll Wasser, das Ruder verloren, die See tosend, Donner, Regen in Strömen, die Nacht in Anbruch und Windstöße ohne Unterlaß. Nach einem hartnäckigen Kampfe gelandet, fand ich sie auf den offenen Stufen des Palastes Mocenigo am Canal grande; ihre großen schwarzen Augen blitzten durch ihre Thränen; ihr langes schwarzes Haar, vom Regen durchnäßt, flog ihr über Stirn und Busen. Sie war völlig dem Sturme ausgesetzt; der Wind warf ihre Locken und Gewänder flatternd um ihre große schlanke Gestalt her; Blitze überflammten sie; die Wogen donnerten zu ihren Füßen; sie glich der Medea, die von ihrem Wagen steigt, oder der Sibylla, in diesem Ungewitter das einzige lebende Wesen außer uns selbst. Als sie mich gerettet sah, lief sie nicht etwa auf mich zu, um mich willkommen zu heißen; sie rief: „Ah can' della Madonna, xe esto il tempo per andar al Lido?" (Hund der heiligen Jungfrau, ist das die Zeit, an den Lido zu gehen?) Nun rannte sie in's Haus und tröstete sich mit Scheltworten über die Bootsleute, die ein solches temporale nicht vorausgesehen hatten. Die Bedienten sagten mir, nur die Weigerung aller Gondoliere des Kanals, in einem solchen Augenblicke in den Hafen zu fahren, hätte sie abgehalten, ein Boot zu besteigen, um mich aufzusuchen; dann habe sie sich an den Stufen mitten in dem wüthendsten Sturme niedergesetzt und sich weder fortbringen noch trösten lassen wollen. Ihre Freude, mich wieder zu sehen, war aber von einer Wildheit durchzückt, daß sie mich an eine Tigerin erinnerte, die bei ihren wiedergefundenen Jungen sitzt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Java.

Die reiche und fruchtbare Insel Java, eine der schönsten und kostbarsten Kolonien der Welt, ist in neunzehn Provinzen oder Residentschaften eingetheilt: Bantam, Batavia, Buitenzong, Crawang, Preangers, Cheribon, Tagal, Pekalongan, Samarang, Kadou, Djocjokarta, Surakarta, Japara, Rembang, Cbrissé, Surabaya, Passaronang, Besoukie, Banjouwangui. Hierzu kommt noch die benachbarte Insel Madura, welche die Residenzschaft Madura und Sumanap bildet. Die Regierung jeder dieser Provinzen liegt in den Händen eines Gouverneurs, der den Titel Resident führt, und einen Sekretär und so viel Viceresidenten (assistent residenten), als der öffentliche Dienst erfordert, zur Seite hat. Die Residentschaften zerfallen in Bezirke, sogenannte Regenzen, deren Verwaltung, namentlich, was die Polizei anbelangt, javanischen Beamten anvertraut ist, die Regenten heißen und vom Staat besoldet werden. Meist werden Personen aus den ersten Ständen dazu gewählt, und ist man mit ihrem Benehmen zufrieden, so geht wohl auch ihre Stelle auf ihre Söhne über; ohne daß sie jedoch entsetzbar zu seyn aufhören. Unter den Regenten stehen Javaner von niedererem Range, als von Kantonen, Ortschaften u. s. w. In der Residentschaft Batavia, wo die meisten Gutsbesitzer Holländer sind, giebt es keine eingebornen Regenten, sondern die Ordnung wird von Europäern, einem Schout und Unterschout, gehandhabt. In zwei von diesen Provinzen, in Surakerta, übt der Sousouhounan, in Djocjokarta der Sultan, in den siebzehn übrigen Holland die Souveränität aus. Zu den Souveränitätsrechten gehört der Besitz von allem Grund und Boden. Daher jeder Feldbauer dem Staate als dem Souverän für die Nutznießung seiner Ländereien einen Theil der Ernte, in Geld oder Natura, schuldet, ausgenommen in den Residentschaften Batavia, Buitenzong und überall, wo von der Regierung Länderveräußerungen vorgenommen wurden. Dieß hindert jedoch nicht, daß jede Gemeine (dessa) ihre eigenen Güter besitzt, auf deren Anbau sie ein ausschließliches Recht hat, und die sie nach den Umständen und nach der Zahl der Bevölkerung unter Leitung ihres Ortsvorstandes theilweise oder ganz bepflanzt. Zuweilen geschehen die Arbeiten des Ackerbaues von allen Gemeindemitgliedern gemeinschaftlich, wie in den Kaffeegärten, oder von jeder Familie besonders, wie beim Reißbau, dem Haupt- und Lieblingsgegenstande javanischer Landwirthschaft, auf den man sich auch am Besten versteht. In einigen Gegenden, zumal, wo die Reißfelder (sawas) einer künstlichen Bewässerung bedürfen, sind Einzelne im Genuß bestimmter Gründe, in der Regel aber, insonderheit im Osten der Insel, ist der Genuß Gemeindegut und die Felder werden von Jahr zu Jahr nach der Zahl der Pflüge oder Arme zu gleichen Portionen vertheilt. *)

Tschurravongie.

Wie reich Indien an herrlichen Landschaften ist, beweist unter Anderem auch die Beschreibung eines neuen „Sanalariums" in den Cossiagebirgen, welche man in indischen Zeitungen liest. Der Ort heißt Tschurravongie oder die „Stadt der tausend Wasserfälle". Man denke sich auf allen Seiten jähe Abstürze von 1000 bis 1500 Fuß Höhe, mit Felsen von der mannichfaltigsten Färbung, theils kahl, theils mit Wäldern bedeckt, über welche in allen Richtungen Flüsse und Bäche hinabstürzen, am Fuß derselben tief zerrissene Thäler und weiterhin die unermeßliche mit Dörfern und Städten besetzte Ebene von Sylhet.

*) Coup-d'oeil sur l'île de Java et les autres possessions neerlandaises etc. par le comte de Hogendopp. Bruxelles 1830.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 25. 25 Januar 1831.

Abenteuer eines Italieners im Orient.

(Fortsetzung.)

Nachdem Finati aus Mecca zurückgekehrt war, finden wir ihn im J. 1815 als Begleiter von Bankes bei dessen antiquarischer Wanderung nach Oberegypten und einige Monate später auf der Straße durch die Wüste von Jaffa nach Jerusalem: „Der Weg," erzählt Finati, „führt durch eine öde Wildniß und ist in manchen Gegenden so steil, daß wir die Pferde am Zaum führen mußten. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt, wo man die Mauern und Zinnen zuerst erblickt, heischt die Sitte, daß Jedermann absteigt und niederkniet und den Weg bis ans Thor vollends zu Fuß zurücklegt. Wir wurden in dem römischkatholischen Kloster freundlich aufgenommen und brachten einige Tage mit Besichtigung des heiligen Grabs, des Oel- und Sionsbergs, des Thals Josaphat und des Grabes der Könige zu, welches leztere eine große Aushöhlung, ähnlich den egyptischen, doch von weit kleinerem Maßstabe ist. Da aber das griechische Christfest nahe war, so beschloß Hr. Bankes, sich nach Bethlehem zu begeben, wo mehr als tausend Pilger von der griechischen Kirche sich zu dieser Ceremonie eingefunden hatten. In der Frühe des Tages vor dem Fest brachen wir dahin auf und langten gerade an, als die andächtige Menge auf dem Terrassendach des Klosters ihr Mittagsmahl einnahm, das hauptsächlich aus Oliven und Schnecken bestand. Wir quartirten uns in der Abtheilung des Gebäudes ein, welches den Lateinern gehörte; denn alle Konfessionen finden daselbst Herberge und die große und geräumige Kirche zu Christi Geburt mit drei Chorgängen ist ihnen gemeinschaftlich. Die Mönche, deren Gäste wir waren, obwohl etwas ärgerlich, daß wir eine kezerische Messe besuchten, warnten uns, wenn wir zu lange in der Kirche blieben, so könnte es geschehen, daß wir vor Morgen nicht mehr hinauskämen. Wirklich hätte Dieß uns wohl begegnen können; denn die Geburtsstätte unsers Herrn, welche sich unter dem Boden befindet, ist sehr klein und das Volk drängte sich von der Dämmerung an dermaßen in den mit Lichtern vollgepfropften Raum, wobei die Weiber auf dem Flur kauerten und die Männer über ihnen wegkletterten, daß es die ganze Nacht hindurch jeden Augenblick Geschrei, Wortwechsel und selbst Püffe und Stöße absezte und der Rückweg fast unmöglich wurde; gegen Mitternacht gewann die Scene indeß noch mehr Interesse, denn dann soll man die Lampen, die über dem Altar hängen, zittern sehen. Ob wir jedoch nahe genug daran standen, so konnten wir dieses Wunder nicht wahrnehmen. Um die lateinischen Väter mit uns zu versöhnen, wollten wir ihr Erscheinungsfest abwarten und mittlerweile benahmen wir uns mit vieler Geringschäzung gegen ihre Nebenbuhler, die Armenier und Griechen. Die Väter dieser beiden Gemeinden hatten kürzlich einen kleinen Ueberbau zur Vergrößerung ihres Theils des Klosters unternommen, den sie auf Befehl des Aga von Jerusalem, unter dem Vorwand, daß sie keine Erlaubniß eingeholt, sogleich eigenhändig unter Aufsicht einer Abtheilung von Soldaten und im Angesicht ihrer versammelten Heerden wieder abtragen mußten. Die Lateiner wurden als Anstifter dieser Demüthigung betrachtet, was natürlich zur Befestigung des guten Vernehmens nicht beitrug. Die großen Teiche bei Bethlehem, Salomo's Weiher genannt, verdienen wohl, daß man ihnen zulieb eine Strecke geht; auch zeigt man neben dem Dorf ein auffallend steinichtes Feld, welches nicht gesäubert werden kann, weil dieser Steinsegen von einem göttlichen Strafgericht herrührt. Die Jungfrau Maria hatte einen Bauer gefragt, was er säe, und der Grobian ihr geantwortet: Steine; worauf ihm die Heilige entgegnete: so solle er auch ernten, was er gesäet. So lautet die Legende, die man an Ort und Stelle erzählt. Nach dem Dreikönigstag, welcher mit einer neuen Scene religiöser Balgerei begangen wurde, fand das griechische Bad im Jordan Statt. Die Pilger, die viele Frauen und Kinder bei sich hatten, zogen langsamen Schrittes nach dem Fluß, weßwegen wir erst mehrere Stunden nach ihnen aufbrachen, indem wir wie sie die Nacht dazu benutzten, um zu guter Zeit dort einzutreffen. Vier Christen von Bethlehem nahmen wir als Führer mit uns, und wir waren sämmtlich mit Gewehren versehen. Diese Vorsicht ist in jenen Landschaften nirgends überflüssig. Während die Ceremonie vor sich ging und viele Personen in das Wasser stiegen, galopirten sieben mit Lanzen bewaffnete Beduinen auf dem andern Ufer daher. Auf ein Friedenszeichen, das ich ihnen machte, kamen sie jedoch zu einer Besprechung, und zwei von ihnen erklärten sich bereit uns bei längerem Verweilen als Bedeckung zu dienen."

In der Gegend von Antiochia trennte sich Finati von Hrn. Bankes, und kehrte nach Kairo zurück, wo er einige Zeit in die Dienste eines Bei trat, nach dessen Tod aber von Salt, Belzoni und anderen Reisenden als antiquarischen Cicerone sich anstellen ließ. Später kehrte er auf eine Einladung zu Hrn. Bankes, der sich wieder in Jerusalem befand, zurück. Das griechische Opferfest stand nahe bevor, und hatte eine ungewöhnliche Menge von Pilgern angezogen;



besonders zahlreich stellten sich die Gläubigen in der Kirche des heiligen Grabs an dem Tag des vermeintlichen Wunders mit dem heiligen Feuer ein, wobei es wieder möglichst toll zuging, indem jeder seine Kerze zuerst anzünden wollte, und dabei einer den andern zerrte und stieß und schmähte. Als indeß die kleinen Lichter sich über die ganze Kirche verbreiteten, gab es einen magisch überraschenden Anblick. In den folgenden Tagen vergrößerte sich die Volksmasse noch durch koptische, armenische und abyssinische Ankömmlinge und der Zug nach dem Jordan, unter Bedeckung des türkischen Gouverneurs und einer starken Wache, mochte wohl 5000 Menschen betragen. Da sah man Personen von jedem Alter und Geschlecht, zu zwei, drei, auf Pferden, Eseln und Kameelen reisend, noch mehrere aber zu Fuß, so daß die zerstreute Prozession in den engen Schluchten auf der Straße nach Jericho sich über eine ungeheure Strecke ausdehnte. Hier schlug ein Theil seine Zelte in der Ebene auf, Andere legten sich zu nächtlicher Ruhe in das Gebüsch, noch Andere eilten sogleich in's Wasser. Vor Tag war der Fluß schon von Personen bedeckt, die badeten, oder ihre Flaschen füllten oder Zweige von den Bäumen hieben, um sie als Reliquien nach Haus zu bringen. Finati mit seiner europäischen Gesellschaft begab sich von da nach dem todten Meer, dessen Wasser er sehr ekelhaft für den Gaumen und widrig für Auge und Haut fand. Von der ihm zugeschriebenen Eigenschaft, daß es Körper trägt, die sonst nicht schwimmen können, überzeugte sich Bankes, der, völlig unerfahren in dieser Kunst, ohne Anstrengung sich schwimmend erhielt; es sinkt kaum ein Glied ein, und man ruht auf dem Wasser wie auf einer festen Fläche. Die Griechen verließen Jerusalem nicht, ohne daß es innerhalb denselben Mauern, welche das heilige Grab umschließen, noch einen tüchtigen Strauß zwischen ihnen und den katholischen Mönchen absetzte; von den letztern kam Einer, der eine Stelle von hohem Rang in dem Kloster bekleidete, mit so zerschlagenem Kopf heim, daß man ihm gleich zur Ader lassen mußte. Der alte Mann, da er als Malteser einiges Recht auf englischen Schutz zu haben glaubte, klagte die Sache Hrn. Bankes, allein trotz allen Vorstellungen bei dem Gouverneur konnte man Nichts ausrichten, da vermuthlich die griechische Partei bereits den gnädigen Herrn Türken mit Geld gewonnen hatte. Die Mönche wollten in der ersten Entrüstung ihr Kloster und ihre Kapelle am heiligen Grab verlassen, um sich an einen Ort zurückzuziehen, wo sie mehr Sicherheit genößen, und nur auf Zureden und durch das Versprechen, in Konstantinopel und anderswo sich zu verwenden, welches von den anwesenden Europäern, worunter die beiden Kapitäne Irby und Mangles, Lord Belmore mit Familie und Gefolge, Hr. Legh und Madame Belzoni waren, ihnen bereitwillig ertheilt wurde, ließen sie sich bewegen, zu bleiben. Einige Monate nachher war schon die Versetzung des Gouverneurs bei dem Pascha von Damask ausgewirkt.

(Schluß folgt.)

Aus Humboldts neuester Reise.

6. Vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens.

(Fortsetzung.)

Das vulkanische Gebiet von Bischbalik liegt im Osten der großen Einsenkung der alten Welt. Reisende, die von Orenburg aus die Bucharei besuchten, erzählen von Mineralquellen, am Abhang jener Einsenkung bei Sussac auf dem Kara-tau, welcher mit dem Alatau im Norden der Stadt Tharas oder Turkestan ein Vorgebirg bildet. Im Süden und Westen des innern Beckens finden wir noch zwei Vulkane in Thätigkeit — den von Tehran sichtbaren Demavend, und den mit glasichten Laven bedeckten Seiban des Ararat. Die Trachyten, die Porphyre, und die Mineralquellen des Kaukasus sind bekannt. Eben so giebt es zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meer zahlreiche Naphthaquellen und Salsen (volcans de boue). Dahin gehört der kleine Vulkan von Taman, dessen letzten Feuerausbruch im J. 1794 Pallas, Engelhardt und Parrot beschrieben haben, und der nach der sinnreichen Bemerkung Eichwaldts „ein Pendant von Baku und der ganzen Halbinsel Abscheron ist." Die Ausbrüche fanden in den Gegenden Statt, wo die vulkanischen Kräfte dem geringsten Widerstand begegnen. Am 27 November 1827 wurden heftige mit starkem Gekrach verbundene Erderschütterungen in dem Dorf Gokmali, in der Provinz Baku, 3 Lieues von der Westküste des kaspischen Meers, verspürt; worauf ein Ausbruch von Flammen und Steinen folgte. Ein 200 Toisen langer und 150 Toisen breiter Platz brannte 27 Stunden lang, und erhob sich über den Niveau des anstoßenden Landes. Nachdem die Flammen erloschen waren, sprudelten Wassersäulen empor, die, gleich artesischen Brunnen, noch jetzt fließen. *) Ich ergreife gerne diese Gelegenheit, um auf Eichwaldts Periplus des kaspischen Meers aufmerksam zu machen, dessen Beschreibung mit Nächstem im Druck herauskommen wird. Sie liefert eine Menge höchst wichtiger physikalischer und geognostischer Beobachtungen, namentlich über den Zusammenhang der Feuerausbrüche mit der Erscheinung der Naphthaquellen und den Steinsalzlagern, über die weitgeschleuderten Kalksteinblöcke, über die noch fortdauernde Hebung und Senkung des Bodens der kaspischen See, über den schwarzen theilweise verglasten granathaltigen **) Porphyr und seinen Zug durch den Granit, den röthlichten quarzichten Porphyr, und den schwarzen kalkichten Syenit in den Krosnovodoskgebirgen, welche von der Balchanbai, im Norden der alten Mündung des Oxus, bespült werden. Das geognostische Gemälde der Ostküste des kaspischen Meers, wo die Insel Tschabekan eben so wie Baku und die Eilande zwischen dieser Stadt und Salian Naphthaquellen darbieten, wird uns zeigen, welche Arten kristallisirten Gesteins unter den horizontalen Gebirgsschichten der Halbinsel Abscheron verborgen liegen, wo die Wirkung des innern Feuers sich beständig bemerklich macht, ohne daß jedoch jene sich so weit zu erheben vermochten, daß sie ans Tageslicht gekommen wären. Die Porphyre des Kaukasus, die sich von WNW nach OSO verlängern — eine Lage und Richtung, deren ich oben aus Anlaß des vermuthlichen Zusammenhangs dieser Kette mit der Erdspalte des Thian-schan Erwähnung that — treten von

*) Nordische Biene 1828, No. 12.

**) Verg. die treffliche Beschreibung des Melapyrs zu Friedrichsroda in Thüringen in den geognostischen Briefen des Hrn. von Buch, S. 205. Der Gipfel des silberreichen Kegels von Potosi ist gleichfalls ein Porphyr mit Granat (Melapyr); ich habe diesen letztern auch in den Trachyten von Jymuigiyan, auf den mexikanischen Hochebenen, und in den schwarzen schlackenähnlichen Trachyten von Yana Urcu, am Fuß des Chimboraço, getroffen.

Neuem hervor, und durchziehen, ungefähr im Mittelpunkt der großen Einsenkung, alles Gestein in den Gebirgen Krasnovodosk und Kurersch. Nach neuern Forschungen so wie nach den Sagen der Tataren gingen der Entstehung der Naphthaquellen stets Feuerausbrüche voraus. Mehrere Salzseen auf den entgegengesetzten Küsten des kaspischen Meers haben eine höhere Temperatur, und Steinsalzblöcke mit Adern von Asphalt bilden sich, wie Dr. Eichwaldt scharfsinnig nachwies, „durch plötzliche vulkanische Impulse, wie im Vesuv, *) in den südamerikanischen Cordilleren und in Aderbeidschan, oder gleichfalls unter unsern Augen durch den langsam sich verlängernden Impuls der Wärme.“ Leopold von Buch hat längst auf den Zusammenhang vulkanischer Kräfte mit den Massen enhydrischen Steinsalzes, welche so häufig und so verschiedene horizontalgeschichtete Formationen durchziehen, aufmerksam gemacht.

Durch alle diese Phänomene erhält eine Beobachtung einiges Gewicht, die sich mir an den Gestaden des großen Oceans bei Huaura zwischen Lima und Sandia darbot. Trachytische Porphyre, die in hohem Grad dem Phonolith gleichen, durchziehen dort in ganzen Gruppen ungeheure Steinsalzmassen, die man wie in der afrikanischen Wüste, und in der kirghisischen Steppe bei Iletskl-Satschita gleich offenen Steinbrüchen ausbeutet. Eine stete Wahrnehmung bei vulkanischen Erscheinungen sind die Metallbildungen, welche, wenn auch in kleiner Quantität, doch in großer Verschiedenheit die Erzeugung des Steinsalzes begleiten; Dieß ist z. B. in der peruanischen Provinz Chachapoyas, am Westabhange der Cordilleren, in der Gegend, wo die Wasser des Pilluana und des Guallaga auf eine Lieue weit durch ein Steinsalzlager fließen, mit Schwefel, mit kupferfarbigen Pyriten, mit spathischem Eisen und Bleiglanz, welcher letztere in beträchtlicher Menge und mit etwas Silber vermischt vorkommt, der Fall. Diese Betrachtungen schließen eine andere Art der Production von Salzbänken, durch die gewöhnliche Verdünstung in der Atmosphäre, z. B. in den großen Salzseen der Steppe zwischen dem Jaik und der Wolga, nicht aus.

*) Annales du Musée d'histoire naturelle 5 Jahrg. No. 12. S. 436. Bei dem Ausbruch dieses Vulkans im J. 1805 haben Gay Lussac und ich kleine Fragmente von Steinsalz in der kaum abgekühlten Lava gefunden. Meine tatarischen Reisejournale sprechen ebenfalls von Steinsalz in der Nachbarschaft eines vulkanischen Bergs des Thianschan im N von Aksu zwischen Turpagad und dem Berg Arba

(Schluß folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Abenteuer mit einer venetianischen Schönen, bei der man nicht minder, als bei der vorigen, unwillkürlich an jene furchtbaren Weiber des Alterthums erinnert wird, von denen uns Sage und Geschichte melden, erzählt der Lord in Folgendem:

„Venedig ist im Estro (höchster Begeisterung) seines Karnevals, und ich habe die zwei letzten Nächte auf dem Ridotto, in der Oper und unter andern dergleichen Dingen durchwacht. Vor einigen Tagen brachte mir ein Gondolier ein Billet ohne Unterschrift, in welchem der Schreiber den Wunsch ausdrückte, mich entweder auf der Gondel oder auf der Insel San Lazaro, oder auch an einem dritten Orte, der auf dem Zettel angegeben war, zu sehen. Ich kenne die venetianischen Schliche — man läßt hier zu Lande den Himmel zusehen, wenn man das Auge der Menschen zu scheuen hat. — So ließ ich also statt aller Antwort sagen, keiner der drei Orte sey mir gelegen; jedoch würde ich Nachts zehn Uhr allein zu Hause seyn oder um Mitternacht auf dem Ridotto, wo mir der Schreiber maskirt begegnen könne. Um zehn Uhr war ich zu Hause und allein (Marianna war mit ihrem Gemahl zum Besuche ausgegangen); meine Zimmerthüre öffnete sich, und herein trat ein hübsches und — man darf sagen — für eine Italienerin blondes Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren. Sie sagte mir, daß sie an den Bruder meiner Amorosa verheirathet und gekommen sey, um sich mit mir zu unterhalten. Ich antwortete ihr so artig als möglich, und wir hatten eben einige Worte italienisch und neugriechisch gewechselt (ihre Mutter war eine Griechin aus Corfu), als zu meinem nicht geringen Schrecken Marianna S... in propria persona hereintrat, und, nachdem sie ihrer Schwägerin und mir ein äußerst höfliches Kompliment gemacht hatte, ohne ein Wort weiter zu verlieren, Jene bei den Haaren ergriff und ihr einige sechzehn Ohrfeigen angedeihen ließ, deren Echo allein hinreichend gewesen wäre, Ihnen Kopfweh zu machen. Das Geschrei, das hierauf folgte, brauche ich nicht zu beschreiben. Der unglückliche Besuch ergriff die Flucht. Ich hielt Mariannen zurück, die nach einigen vergeblichen Versuchen, dem Feinde nachzusetzen, mir auf das Reizendste ohnmächtig in die Arme sank, und zum Trotz aller Vernunftgründe, alles kölnischen Wassers, Weinessigs, eines halben Eimers Wassers, und weiß Gott, welches Wassers noch, bis nach Mitternacht ohnmächtig war und blieb.

„Als ich mit meinen Bedienten wetterte, daß sie Leute, ohne sie zu melden, einließen, erfuhr ich, daß Marianna an diesem Morgen den Gondolier ihrer Schwägerin vor meinem Hause gesehen hatte, und da sie hieraus keine günstige Vorbedeutung für sich zog, entweder allein oder von einer ihrer Dienerin begleitet zum Besuche ausgegangen sey, von dem sie dann eilig zurück kehrte, um mir das Schauspiel dieses Faustkampfes zu geben. Ich habe viele Ohnmachten gesehen und manche Scene dieser Art auf und außerhalb unserer Insel, aber Nichts ließ sich mit dieser vergleichen. Ungefähr eine Stunde darnach kommt herein, Wer? Wer anders, als Signor S...., ihr Herr und Gemahl, und findet mich mit seinem ohnmächtigen Weibe auf dem Sofa, und ringsumher die Spuren des Gefechtes, ausgeraufte Haare, Hüte, Tücher, Riechsalze und Riechflaschen, und die Frau so bleich wie Asche, ohne Leben und Bewegung. Seine erste Frage war: Was giebt es hier? Die Dame konnte nicht antworten, so that's ich. Ich sagte ihm, die Sache lasse sich auf das Natürlichste von der Welt erklären; aber dieser Augenblick hauchte auch seiner Gemahlin wieder Leben ein. Nach der gehörigen Zeit von Stöhnen und Aechzen stellte sich die Besinnung wieder völlig ein.

„Indeß seyen Sie über diesen Vorfall außer aller Sorge. Eifersucht ist in Venedig nicht an der Tagesordnung, und die Dolche sind aus der Mode gekommen. Duelle wegen Liebeshändeln sind hier unbekannt, wenigstens mit Ehemännern. Aber bei allem Dem kam mir die Geschichte sehr in die Quere; denn obgleich er es wohl merken mußte, daß ich Mariannen den Hof machte; so, glaube ich, wußte er doch bis auf diesen Abend nicht, daß die Sache so weit gediehen sey. Es ist bekannt, daß fast alle verheiratheten Weiber ihre Liebhaber haben; aber man bemüht sich hier, wie allerwärts, wenigstens den Schein zu erhalten. Ich wußte daher in der That nicht, was zum Teufel ich sagen sollte. Ich konnte nicht mit der Wahrheit heraus aus Schonung für sie, und lügen mochte ich auch nicht um meinetwillen; außerdem sprach die Sache von selbst. Ich hielt es für's Beste, die Erläuterung ihrem Gutbefinden zu überlassen (um so mehr, als ich weiß, daß ein Weib nie in Verlegenheit kommt — der Teufel steckt immer hinter dem Kreuz —). Doch war ich entschlossen, sie in Schutz zu nehmen, wenn es zwischen ihr und dem Signor zu ernsthafteren Erklärungen kommen sollte. Indeß sah ich, daß dieser ganz ruhig war. Sie ging zu Bette, und am nächsten Morgen war der Sturm beschwichtigt. Wie? Das weiß ich nicht; aber beschwichtigt war er. Nun hatte ich erst noch Mariannen über die verwünschte Schwägerin die nöthigen Aufschlüsse zu geben, ich that es unter Betheurung meiner Unschuld, Schwüren ewiger Treue u. s. w. Allein die Schwägerin, sehr übel gelaunt über eine solche Behandlung, erzählte die Geschichte (ohne an ihre eigene Schande zu denken) der einen Hälfte von Venedig, und meine Dienerschaft, herbeigerufen durch das Gefecht und die Ohnmacht, der andern Hälfte.“

Eine wunderliche Figur begegnet uns um diese Zeit in diesen Briefen

in der Person Doktors Polidori, der sich als Arzt im Gefolge des Lords befand. Die wachsende Vertraulichkeit seines Herrn zu Shelley hatte die ganze Eifersucht des Doktors rege gemacht. Der Plan, den Beide zu einer kleinen Reise ohne ihn gemacht hatten, vollendete die Kränkung. Im Schmerz seiner Gefühle hatte er dem Lord darüber etwas heftige Vorstellungen gemacht, die dieser mit Unwillen zurückwies; hiebei waren von beiden Seiten die gewöhnlichen Schranken der Höflichkeit verletzt worden, und die Entlassung Polidori's schien selbst ihm unvermeidlich. Mit dieser Aussicht, die er für nichts Geringeres, als sein Verderben ansah, war der arme junge Mann, wie es scheint, im Begriff, jene unselige That zu begehen, die er zwei oder drei Jahre später wirklich ausführte. Er ging auf sein Zimmer und hatte bereits aus seinem Arzneikasten das Gift in der Hand, und zögerte nur noch, weil er überlegte, ob er, bevor er es nahm, einen Brief schreiben sollte, als Lord Byron (jedoch ohne das Geringste von seinem Vorhaben zu ahnen) an die Thüre pochte und hereintrat; indem er seine Hand dem Doktor entgegen streckte zum Zeichen der Versöhnung. Der arme Polidori fühlte sich zu tief erschüttert von dieser unerwarteten Begegnung; er brach in Thränen aus. Als er späterhin diese Geschichte erzählte, sagte er, Nichts komme der zarten Güte des Lords gleich, mit dem er sein Gemüth zu besänftigen und ihn wieder zu beruhigen gesucht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber klimatische und andere örtliche Einflüsse auf die Zeugung.

(Aus dem Courrier de Smyrne.)

Dr. Bailly hat seinen Aufenthalt in der Levante benützt, um eine bereits in Frankreich begonnene Arbeit fortzusetzen, welche in mancher Beziehung auf Interesse Anspruch machen dürfte. Ehe noch die Statistik sich mit Ausmittlung des Verhältnisses zwischen männlichen und weiblichen Geburten befaßte, bestand in Bezug auf den Orient in dieser Hinsicht bereits eine Meinung. Die meisten Publicisten, Montesquieu an der Spitze, behaupteten, daß da, wo die Männer mehrere Frauen heiratheten, die Natur mehr Töchter als Knaben zur Welt kommen lasse. Dieser Meinung ist von Seite neuerer Statistiker widersprochen worden, nach welchen das Geschlechtsverhältniß, unabhängig von klimatischen Einflüssen, überall dasselbe wäre. Indessen wird durch Dr. Bailly's Forschungen nachgewiesen, daß, troz Montesquieu's Autorität, der Orient nicht mehr Weiber als Männer hervorbringe, hingegen Klima und andere örtliche Ursachen doch auch nicht ohne Einwirkung auf das numerische Verhältniß der Geschlechter seyen. Um die Nichteinwirkung des Klima's zu beweisen, hatte man in Frankreich das Verhältniß der weiblichen und männlichen Geburten in dreißig der südlichsten Departemens aus einem Zeitraum von eilf Jahren berechnet; dieses Verhältniß war, wie in ganz Frankreich = 16:15, d. h. von ein und dreißig Kindern gehörten sechzehn dem männlichen, fünfzehn dem weiblichen Geschlecht an. Da nun das Uebergewicht des erstern in den nördlichen Provinzen dasselbe war, wie in den südlichen, so schloß man, daß Klima und andere örtliche Umstände Nichts dabei zu thun hätten. Allein es ist nicht bloß das Klima, der Wechsel von Kälte und Wärme nach den Jahreszeiten, was die Lage des physischen Lebens modifizirt, sondern die verschiedenen Arbeiten, die Perioden der Ernte, Fasten, Mangel oder Ueberfluß der Nahrung bestimmen gleichfalls den Grad der Stärke oder Schwäche, der Gesundheit und des Wohlseyns einer Bevölkerung. Dr. Bailly nimmt an, daß der Keim vor der Befruchtung geschlechtlich ganz indifferent sey und daß die Differenz im Augenblick der Empfängniß nach dem Grad der Stärke oder Schwäche der Eltern sich richte. Würde man nun bloß das kollektive Resultat eines ganzen Jahres zusammen fassen, so würde man eine Durchschnittsrechnung erhalten, durch welche man über den Antheil der einzelnen Einflüsse auf die menschliche Constitution, die in jedem Jahr auf einander folgen, nicht klüger; somit müssen, wenn man einen sichern Schluß gewinnen will, die Einflüsse nach ihren verschiedenen Epochen einzeln erwogen werden. Dr. Bailly geht von folgenden Sätzen aus: 1) das Geschlecht eines Kindes hängt von den Bedingungen des Zustandes seiner Eltern in dem Entwicklungsmoment des Fötus ab, d. h. von Kälte, Wärme, Feuchtigkeit, Beschaffenheit der Nahrungsmittel, zu viel oder zu wenig Bewegung, Gemüthsstimmung, Beschäftigungen ꝛc. 2) Alles, was die Empfängniß begünstigt, vermehrt auch das Verhältniß des männlichen Geschlechts und umgekehrt, d. h. wenn man die verschiedenen Monate des Jahrs untersucht, so zeigt sich im Allgemeinen, daß in denen, welche die größere Zahl von Empfängnissen darbieten, auch am Meisten männliche Kinder erzeugt werden, und daß die weiblichen Kinder in denjenigen Monaten vorherrschen, wo es überhaupt weniger Empfängnisse giebt. 3) Uebermaß von Kälte und Hitze vermindern die Zahl der Empfängnisse. In den nördlichen Provinzen Frankreichs sind im Winter, und in den südlichen im Sommer die Empfängnisse weniger zahlreich. Die Mehrheit der Empfängnisse im Norden fällt in den Sommer und im Süden in den Frühling und Herbst. Daraus kann man gleich sehen, in welchem Monat das Verhältniß der Knaben und Mädchen in beiden Klimaten größer oder kleiner ist, wenn es auch am Ende des Jahres sich in ganz Frankreich so ziemlich wieder ausgleicht. 4) Pflanzenkost vermindert die Zahl der Empfängnisse; Jahrgänge des Mißwachses und der Theurung zeichnen sich durch Abnahme des Verhältnisses der männlichen Kinder wie der Geburten überhaupt aus; in dem Monat März äußert sich die ähnliche Wirkung wegen der Fasten. 5) In Paris erzeugt die reiche Klasse im Winter weniger Kinder und folglich auch verhältnißmäßig weniger Knaben als im Sommer. Dieser Umstand trifft mit einer Menge von Ursachen zusammen, welche die Gesundheit schwächen, als da sind Gastereien, Bälle, lange Nachtpartien, während die einfachere und gesündere Nahrung auf dem Land und die geregeltere Lebensordnung während des Sommers dem Körper erlauben, wieder zu Kräften zu kommen. Bei der ärmeren Klasse, welche sich in einer ganz entgegengesetzten Lage befindet, ist der umgekehrte Fall. Diese Sätze lieferten dem Doktor theils Frankreich, theils der Orient, namentlich Konstantinopel. In dieser Hauptstadt, einer der südlichsten in Europa, kennt man im Winter und Sommer nicht jene Temperaturextreme, die man ihrer Lage nach erwarten sollte. In ersterer Jahreszeit herrschen Südwinde, welche die Kälte und in letzterer Nordwinde, welche die Hitze mildern. Da nun jene beiden Extreme die Zahl der Befruchtungen mindern, so wirkt schon das Wegfallen dieses Umstands äußerst günstig. Ungeachtet der außerordentlichen Wandelbarkeit der Temperatur und ihrer barometrischen und hygrometrischen Zustände ist das Klima sehr gesund; was man auch an den vielen wohlerhaltenen alten Personen sieht, die man überall trifft. Sind Dr. Bailly's Beobachtungen, bei denen er durch die Bischöfe von Konstantinopel, Syra, Tino, Naxia, Santorin u. s. w. unterstützt worden ist, richtig, so ist das Verhältniß der Geburten überhaupt und der männlichen insbesondere in der ganzen Levante weit günstiger als in Europa; in Frankreich ist es = 16:15, dort = 8:7, d. h. unter 15 Kindern sind sieben Mädchen, acht Knaben. Das günstigste Verhältniß zeigt sich aber in der Levante im Monat August, wo von fünf Kindern zwei Mädchen und drei Knaben sind, d. h. wo das Uebergewicht der männlichen Befruchtungen dreimal stärker ist als in Frankreich. Theilt man endlich das Jahr in zwei Hälften von je sechs Monaten, wovon die eine die meisten, die andere die wenigsten Befruchtungen enthält, so ist in der erstern Hälfte das Verhältniß = 7:6, in der zweiten = 13:12.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Von allen Amendemens, welche Frankreich erwartet, behagt den geschwornen Conservatoren des Palais-Bourbon dasjenige am Wenigsten, das sie nach Hause schickt. Die armen Leute! Sie sind so fett, so breit und wohlgenährt von den Stellen, die im Monat Julius auf die Straßen gefallen sind, daß schon der Gedanke, sich bewegen zu müssen, ihnen einige Seufzer auspreßt. Das ist das Wiesel Lafontaine's, welches das Loch nicht mehr kennt, wo es hinausgeht.

•

Nikolaus hat seine Truppen gemustert: sie schrien Tod den Rebellen. Stolz über diesen Enthusiasmus der Sklaven, sagte der übelgelaunte Autokrat zu dem Marschall Mortier: „Herr, das Uebel kommt von Ihnen. Gehen Sie, erzählen Sie Ihren Jakobinern, wie Sie die Stimmung meiner Garde gesehen haben.“ Auf diese Rede kann nur ein Mortier antworten. (Cette harangue a paru un gachis, auquel on ne peut plus repondre que par un Mortier, worin mehr als ein Wortspiel steckt).

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 26. 26 Januar 1831.

Aus Humboldts neuester Reise.

6. Vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens.

(Schluß.)

Der Erderschütterungskreis, dessen Mittelpunkt der See Baikal oder die Vulkane des Thian-schan sind, erstreckt sich, wie wir gesehen, in Westsibirien nur bis zum westlichen Abhang des Altai, und nicht über den Irtisch und den Meridian von Semipolatinsk. In der Uralkette nimmt man keine Erdstöße wahr, auch findet man daselbst, ungeachtet des Reichthums an metallischem Gestein, *) weder Basalt-Olivin, noch eigentlichen Trachyt, noch Mineralquellen. Der Kreis von Adserbeidschan, welcher die Halbinsel Abscheron und den Kaukasus in sich begreift, reicht oft über Kislar und Astrachan hinaus. Eben so verhält es sich mit der Grenze der großen Einsenkung im Westen. Wenden wir von dem kaukasischen Isthmus uns gegen N und NW, so gelangen wir in das Gebiet der großen horizontalschichtigen und tertiarischen Formationen, wovon Südrußland und Polen voll sind. In dieser Region weisen das Augitgestein, welches den rothen Kies von Jekaterinoslav **) durchdringt, der Asphalt und die mit schwefelichtem Gas geschwängerten Quellen auf das Vorhandenseyn anderer unter der Satzbildung verborgener Massen hin. Man kann gleichfalls als eine wichtige Thatsache anführen, daß bei Griasnuschinskaja an dem südlichen Ende der an Serpentin und Hornblende so reichen Uralkette, welche Asien und Europa von einander scheidet, eine wirkliche Mandelsteinformation vorkommt. Die Regionen der Mondskrater ***) erinnern an die Einsenkung von Westasien. Eine so gewaltige Erscheinung kann nur durch eine sehr mächtige, das Innere der Erde bewegende Ursache hervorgebracht worden seyn. Diese nämliche Ursache, indem sie durch plötzliche Hebungen und Senkungen die Kruste der Erdkugel gestaltete, füllte wahrscheinlich durch eine mählig fortgesetzte Seitenwirkung die Klüfte des Urals und des Altai mit Metallen. Die Fülle Goldes in den Wandungen der Spalten, auf der Mauer und dem Dach des Gangs ist dann vielleicht noch beträchtlicher geworden durch atmosphärische Einflüsse, *) bei dem geringern Druck, den die elektrischen Dämpfe gegen die zu Tage streichenden Gänge hin erfuhren. Die fragmentarischen Anschwemmungen von Gold, Platina, Kupfer und Zinnober erscheinen auf den Höhen des Urals mit fossilen Knochen der großen urweltlichen Thiere vermengt, die man sonst gewöhnlich in den Flachländern Sibiriens, an den Ufern des Irtisch und des Tobol, findet. Ohne uns auf die Frage einzulassen, in wiefern diese Mischung mit Knochen von Rhinozerossen der Ebenen die Epoche der Erhebung der Uralkette und der Zerstörung der obern Massen goldhaltiger Gänge andeute, begnügen wir uns, mit Beziehung auf die sinnreiche kürzlich von Hrn. Elie de Beaumont über das relative Alter und den Parallelismus der gleichzeitigen Bergsysteme entwickelte Ansicht, zu bemerken, daß auch in dem Innern von Asien die vier großen ostwestlichen Bergketten von ganz verschiedenem Ursprung sind, als die nordsüdlichen oder die, welche von N 30° W nach S 30° O laufen. Die Kette des Ural, der Bolor, **) die Ghats von Malabar und der Chingchan sind ohne Zweifel von neuerem Datum als der Himalaja und der

*) Dagegen hat der südliche Abhang des kleinen Altai eine warme Quelle, in der Nachbarschaft des Dorfs Zyrjälka 10 Werste von der Quelle des Katunia (Ledebur Th. 2. S. 521.)

**) Ich rede hievon nach der schönen Sammlung des Obermineningenieurs Kowalevski.

***) Man muß die Gebirge, wie den Konon und Aratus, unterscheiden von den Kraterländern, wie mare crisium, Hipparch und Archimedes, welche viel größer sind als Böhmen.

*) Essai politique sur la nouvelle Espagne (2. édit.) Th. 3. S. 195. wo auf einen solchen Einfluß in Bezug auf den Guanaxuato hingewiesen ist, der zu Anfang des XIX Jahrhunderts jährlich eine Million Mark Silbers abwarf.

**) Im W des Bolor oder Belurtagh, in der Fortsetzung des Thian-schan, d. h. in dem Aktagh oder Ak-Botom, welcher mittelst der Asferakette mit dem eigentlichen Thian-schan zusammenhängt und sich südwestlich von Chodschend gegen Samarkand hin verlängert, liegt nach dem arabischen Geographen Ibn al Wardi ein Berg, den er Tim (Fehler des Abschreibers statt Btm oder Botom) nennt, und der bei Tag raucht, bei Nacht aber leuchtet und Ammoniaksalz und Zadsch, vermuthlich Alaun, hervorbringt. In der Nachbarschaft giebt es Gold- und Silberminen (Operis Cosmographici Ibn el-Wardi caput primum; ex codice upsaliensi edidit Andreas Hylander Lond. 1823 S. 552.) Zwar ist in diesem Schriftsteller nicht von einem Lavaausbruch wie beim Beschtau die Rede, hingegen zweifle ich, daß diese Phänomene bloß von Lagen brennender Steinkohlen herrühren, wie bei Sainte-Etienne (Forez), wo man auch Ammoniaksalz sammelt. Der leuchtende Berg Botom erinnert überdieß an die Ausbrüche auf der Ostküste des caspischen Meeres, z. B. an den rauchenden Berg Abitsche, in der Nähe der Bai Mangischlak, wo die Steine um den Krater alle schwarz und verschlackt sind. Journal asiatique Th. 4, S. 295.

Thian-schan. Systeme aus verschiedenen Epochen befinden sich nicht immer weit von einander, wie in Deutschland und in dem größten Theil des neuen Kontinents; oft hat die Natur Bergketten oder Erhöhungsaren von ganz verschiedenen Richtungen und Epochen einander ganz nahe gerückt — ähnlich den Charakteren eines Denkmals, welche, manchfach sich durchkreuzend, in verschiedenen Zeiten eingegraben wurden und das Zeichen ihres Alters an sich tragen. So sieht man in dem südlichen Frankreich Ketten und wellenförmige Erhebungen, von denen die eine mit den Pyrenäen, die andere mit den westlichen Alpen *) parallel lauft. Dieselbe Verschiedenheit der geognostischen Phänomene zeigt sich in den Hochländern des innern Asiens, wo es einzelne Partien giebt, welche durch die reihförmige Gruppirung der Bergsysteme wie abgeschlossen und außer allem Zusammenhang erscheinen. **)

Abenteuer eines Italieners im Orient.

(Schluß.)

In Jaffa, wo sie in der Zeitungsperiode der Früchte hinkamen, ward Hr. Bankes, der seinen Appetit für Wassermelonen und Maulbeere zu sehr befriedigte, von einem Fieber befallen. Seine Wiedergenesung bezeichnete ein in hohem Grad gewagtes Unternehmen. „Einige Tage vor der Abreise nach Rama," fährt Finati fort, „setzte sich Hr. Bankes, abgemagert und entkräftet wie er war, auf sein Bett und begehrte zu wissen, ob sich nicht ein neues albanesisches Kleid auf dem Basar kaufen ließe. Ich bejahte die Frage, und da ich immer in dieser Tracht ging, so dachte ich natürlich, daß es für mich bestimmt wäre. Als ich eines geholt, fragte er mich, ob ich es nicht anprobiren wollte; ich that Dieß und sagte ihm, daß es mir passe, worauf er mich auch eines für eine größere Person von seinem Wuchs kaufen hieß. Dieß geschah, und es war keine Rede mehr davon; aber wir nahmen es nach Rama mit; hier bemerkte ich, daß Hr. Bankes sich der Gegenwart des Arztes gern entledigt hätte; wozu aber der gute Mann sich erst nicht verstehen wollte. Mittlerweile, da sein Patient zusehends genas, verabschiedete er sich, nachdem er ihm sehr eingeschärft, sich noch eine Zeit lang ruhig zu verhalten, und seine Herstellung bei guter Pflege vollends abzuwarten, und wir blieben somit allein. Hr. Bankes befahl nun zwei Pferde zu miethen, um mit Anbruch der Nacht nach Jerusalem aufzubrechen; zugleich bedeutend, daß er keinen Christen, sondern bloß einen türkischen Führer bei sich zu haben wünsche. Nach dem Essen schor er seinen ganzen Bart weg und ließ nur die Haare auf der Oberlippe stehen: sodann legte er das albanesische Kleid an, steckte ein Paar Pistolen in den Gürtel und setzte eine scharlachne Mütze auf. Es war das erste Mal, daß ich ihn in diesem Anzug sah; nach der durch Krankheit mit ihm vorgegangenen Veränderung und dem Verlust des buschigen Barts, der sein Gesicht über und über bedeckte, rechnete ich bestimmt darauf, daß ihn Niemand in dieser Verkleidung erkennete. Ohne eine Frage von meiner, oder eine nähere Erklärung von seiner Seite machten wir uns nach Jerusalem auf den Weg. Es dämmerte, als wir das westliche Thor der heiligen Stadt erreichten, welches noch nicht geöffnet war. Wir stiegen ab, hießen den Führer unter irgend einem Vorwand mit den Maulthieren außen halten und gingen um die Mauern herum

*) Elie de Beaumont. Recherches sur les revolutions de la surface du globe 1830 p. 29. 282.

**) Begierig die verschiedenen Berichte der Eingebornen mit Dem zu vergleichen, was ich selbst sah, bat ich meinen Freund Simonov, Professor der Astronomie in Kasan und Astronom bei der Südpolar-Expedition des Kapitän Billinghausen, er möchte bei dem gelehrten Professor der persischen Literatur Kasim Beg, einem gebornen Perser und Sohn des Großmufti von Ufa, Erkundigung über das Land von Bischbalik, zwischen dem Thian-schan und dem obern Irtisch, einziehen. Durch die auf diesem Weg erhaltenen Aufschlüsse wird nun zwar die Existenz eines feuerspeienden Bergs in dem See Alagul, wie ihn das tatarische Reisejournal in Orenburg anzeigt, nicht bestätigt, wir erfahren aber von einer Mineralquelle und einer Höhle in der Nähe des Sees, aus welcher ein ungestümer Wind herausfährt, der die Karawanen in Noth bringt. Unglücklicherweise sind solche Widersprüche in den tatarischen Reiseberichten nur zu gemein und es ist um so mehr zu wünschen, daß bald unterrichtete Reisende jene Gegenden besuchen. Die folgende Note Kasim Begs ist englisch geschrieben, da er sich während seines Aufenthaltes unter den Mitgliedern der schottischen Mission in Astrachan mit dieser Sprache vertraut gemacht hat: „Ein etwa siebzigjähriger tatarischer Molla Namens Sawulla Kasi, welcher sich seit mehreren Jahren in Semipolatinsk aufhält, hat mehrere Reisen gemacht, welche ihn nach Guldscha an dem Ili und in die Nähe der Seen Alagul und Alataugul geführt haben, die er gut kennt. Wie er mir erzählte, richtet sich hinter Tschugutschak die Karawanenstraße gegen den Alagul, oder den scheckigen See, so genannt, weil er drei große Felsen von verschiedenen Farben enthält. Diesen See behält man von der Straße links. Auf der andern Seite, oder westlich von dem Alagul ist ein andrer See, der Alataugul. In diesem erblickt man einen Berg so weiß wie Schnee und viel größer als die Felsen des Alagul. Auf meine Frage, ob man höre, daß dieser Berg einst ein Vulkan gewesen und ob die Tataren und Kalmücken, wenn sie vorüberzögen, opferten, erwiederte er, daß er nie derlei gehört und fügte hinzu: „„Wenn man den Alagul passirt hat, so stößt man auf zwei Berge, den Juglau (auf den Karten Kuktau) rechts und den Barlyk links; die Karawanenstraße geht mitten durch. Einige Werste jenseits dieser Berge, an dem Weg, befindet sich eine große unterirdische Höhle, sie heißt Uebe. Manchmal, zumal des Winters, erregt sie heftige Stürme, welche oft zwei Tage anhalten. Der Eingang gleicht einer großen Kelleröffnung, aber Niemand wagt nur hinein zu blicken. Ihre Tiefe ist Niemand bekannt außer Gott."" Er beschreibt sodann die Höhle als so furchtbar und in so abergläubischen Ausdrücken, daß ich vermuthe sie sey ungefähr wie die Eisen-Höhle in Derbyshire, mit dem Unterschied, daß letztere in der Seite eines Bergs ist, und weder Winde noch Stürme erregt. Der Molla versichert, der Wind aus der Höhle sey zuweilen so stark, daß er Alles mit sich fortreiße, und in den benachbarten See werfe. Vielleicht daß vor einigen Jahrhunderten Flammen daraus hervorgingen und daß sie deßwegen den Namen eines Vulkans trug; oder daß es mit ihr eine ähnliche Bewandtniß hatte. Auch muß ich erwähnen, daß der Molla von einem heißen Wind sprach, der oft Winters aus der Höhle wehe und daß die Karawanen es dann für gefährlich halten vorbeizuziehen und lieber solange warten, bis sie glauben, daß der Sturm vorbei sey. Was die Opfer betriffe, die man dort darbringe, so giebt es nach des Molla Bericht in der Nähe des Bergs Jouktau zwei Quellen, wovon die eine kalt, die andere warm ist, und der letzteren wird von den Kirghisen und Kalmücken, die ihr Wasser für ein Heilmittel gegen fast alle Leiden ansehen, geopfert. Wahrscheinlich bezieht sich also was Hr. Baron Humboldt durch Tataren in Orenburg von Opfern zu Ehren des Berges in dem See Alagul vernahm, auf diese Quellen. Der Verfasser dieser Zeilen erklärt sich gern bereit alle ferneren Aufschlüsse, die er über diesen Punkt anstreiben kann, zur Kenntniß des Hrn. Baron von Humboldt gelangen zu lassen. Alexander Kasim Beg."

bis vor das St. Stephansthor, von wo man zu Salomo'stempel am Nächsten hat. Während wir hier ausruhten, eröffnete mir Hr. Bankes seine Absicht den verbotenen Tempel zu besuchen und drang in mich, ihn zu begleiten. Es sey, bewies er mir, nicht anzunehmen, daß einer der Aufseher der Moschee Albanesisch verstehe, und einem Albanesen nicht zuzumuthen, daß er Türkisch oder Arabisch, wenigstens mit einem erträglichen Accent, spreche; die Gefahr einer Entdeckung zumal in einem Augenblick, wo die Veränderung in der Regierung die Stadt mit Fremden fülle, habe man also nicht zu besorgen und die Soldaten, mit welchen ein Zusammentreffen allein bedenklich seyn möchte, wären nicht die fleißigsten Moscheengänger. Die Strafe des unerlaubten Eintritts in diese Moschee aber ist für einen Christen der Tod; eben so für einen Moslem, der dabei durch die Finger sieht. Zufälliger Weise war keine Zeit zum Hin- und Herbesinnen, St. Stephansthor that sich auf, Hr. Bankes ging hinein und ich folgte; hierauf spazierten wir mit einander nach dem großen Tempelhof, einem hin und wieder mit Cypressen besetzten Viereck; der Tempel, ein Werk des Chalifen Omar, erhebt sich in der Mitte auf einer großen achteckigen Plattform, zu welcher man auf Stufen hinan steigt. Das Gebäude hat eine schöne Kuppel und ist auf allen Seiten mit kunstreich eingefügten Platten von glasirtem gefärbten Porzellan überzogen. Auf den vier Seiten, einander gegenüber, sind Thore angebracht. Wir bewunderten schweigend das edle Aeußere, als wir einen Mann mit grünem Turban gewahrten, der den Schlüssel hatte und indem er eine der Thüren aufschloß uns fragte, ob wir aus Andacht uns das Innere zeigen lassen möchten. Ich bezeugte ihm unser Verlangen und knüpfte mit ihm ein arabisches Gespräch an, damit ihm das Stillschweigen meines Gefährten nicht auffiele und er keine Frage an ihn richtete. Da ich übrigens bald bemerkte, daß er neugierig war, auch von diesem Etwas zu hören, so sagte ich ihm kühn, mein Kamerad sey ein Neuling aus Scutari, der bloß mit Arnautisch aufwarten konne, was ihn augenscheinlich abstieß, daß er ferner keine Notiz von ihm nahm. Acht massive Pfeiler, entsprechend den acht Winkeln des Tempels, mit sechzehn Marmorsäulen tragen das Gewölbe, und umschließen einen Raum mit einer ungeheuern ganz rohen Steinmasse, die nach dem gemeinen Glauben frei in der Luft hängt, offenbar aber theils auf zwei oder drei kleinen Pfeilern ruht, theils unmittelbar auf dem marmornen Pflaster aufliegt. Dieser Felsen gilt für die Stätte, auf welcher der Engel sich niederließ als er in den Tagen Davids der Seuche ein Ziel setzte. In dem Pflaster selbst wurden uns die sogenannten Thore der Hölle und des Paradieses gezeigt; so auch der Platz, wo Adam's Hülle gefunden worden und wo Kain den Abel erschlagen. An jeder dieser heiligen Stellen knieten wir nieder und opferten einige Paras. Nachdem wir Alles durchmustert hatten, mußte Hr. Bankes auch noch das übliche Pilgerschaftszeugniß haben; unser Führer wies uns deßhalb nach einer kleinen Treppe an der Thür, wo er uns verließ. Hr. Bankes hielt es für räthlich, nun sein Gesicht zu verbinden, woran er vielleicht wohl that; denn in dem kleinen Zimmer oben fanden wir vier Ulema's herum sitzen, die uns Platz nehmen hießen und mit Kaffee bewirtheten. Diesen berührte mein Kamerad mit dem verbundenen Gesicht nur mit den Lippen, ich ergriff für ihn das Wort und schilderte seine Leiden. Eine lange arabische Schrift, welche die Beschreibung der heiligen Orte enthielt, die wir besucht hatten, wurde nun für jeden von uns aufgesetzt und in gehöriger Form unterzeichnet und gesiegelt. Bei der Einhändigung der Urkunde wären wir fast noch entdeckt worden; denn die Schrift muß, um die Ehrerbietung auszudrücken, mit der man sie empfängt, auf das bloße Haupt gelegt werden. Nun trug aber Hr. Bankes sein Haar ungeschoren unter der Mütze; er konnte sie also nicht abziehen, ohne sich zu verrathen. Daher stellte ich vor, daß es nicht passend wäre, seinen Verband in Unordnung zu bringen und legte beide Certificate auf meine Glatze. Das Herz pochte mir nicht wenig, als wir uns wieder außerhalb des heiligen Achtecks wußten, zumal, da der Tempel mit Andächtigen aus der Stadt sich mehr und mehr anfüllte. Hr. Bankes wollte jedoch noch nicht fort, ohne auch die an den Hofraum anstoßende Reinigungsmoschee besichtigt zu haben, weiland eine Kirche, die, von den fränkischen Königen erbaut, damals ausgebessert wurde. Und als ob es des Wagnisses noch nicht genug wäre, mußte ich nun mit ihm auf den Berg Sion in Davids Gruft, wo gleichfalls verbotener Grund ist; auch hier brachten wir unsere Paras dar. Inzwischen suchte uns unser Maulthiertreiber aller Orten auf, und erkundigte sich bei so vielen Leuten, zuletzt auch bei dem Tempelaufseher, daß er dessen Verdacht erweckte und wir uns entdeckt sahen. Zum Glück befanden wir uns in dem Augenblick schon vor den Thoren und der Pöbel war noch nicht so zahlreich, um uns als wohlbewaffnete Männer anzugreifen. Sofort bestiegen wir die Maulthiere, und trotz dem Sträuben unsers Führers ritten wir der Wüste des heiligen Johannes zu, wo wir in dem schönen Kloster übernachteten und dem Burschen Geld gaben, daß er Nichts ausschwatzte. Am nächsten Tag brachte ein starker Ritt uns nach Rama zurück. Hier war aber unser Abenteuer bereits bekannt und wir durften uns an keinem öffentlichen Ort blicken lassen. *)

*) Indem wir diese Auszüge schließen, bemerken wir, daß das ganze Werk so ganz in dem Tone der anspruchlosen Wahrheit geschrieben ist, daß es vollen Glauben verdient. Von manchen der erzählten Thatsachen war Bankes Augenzeuge. Wir erhalten also hier nicht, wie man vielleicht vermuthen könnte, einen neuen Reiseroman. Uebrigens ist Finati noch am Leben und es scheint, daß seine englischen Freunde für ihn eine bleibende Versorgung gefunden haben; wobei nur bedauert werden muß, daß ein solcher mit einer Wanderseele begabter Mann seiner eigentlichen Bestimmung verloren geht.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Ein Gespräch zwischen dem Lord und Polidori auf einer Reise am Rhein ist sehr charakteristisch für beide. Lord Byron hat es später oft selbst erzählt. „Und bei allem Dem, sagte der Doktor, was können Sie überhaupt thun, das ich nicht auch könnte?“ — „Was? erwiederte der Andere, weil Sie mich zwingen es zu sagen: ich glaube drei Dinge thun zu können, die Sie nicht können.“ Polidori drang in ihn, sie zu nennen. „Ich kann, sagte Lord Byron, erstlich über diesen Fluß schwimmen, ich kann auf zwanzig Schritte mit einem Pistolenschuß dieses Licht auslöschen und ich habe ein Gedicht *) geschrieben, von dem in einem Tage 14,000 Abdrücke verkauft wurden.“

Hier mögen noch ein Paar andere Anekdoten von diesem jungen Manne stehen, da sie den Charakter des Lords von einer ganz eigenen Seite beleuchten: Eines Tags ruderte sich die ganze Gesellschaft auf einem Boote

*) Der Korsar.

im Hafen, und Polidori stieß im Rudern zufällig den Lord mit dem Ruder so gewaltig an die Kniescheibe, daß dieser ohne ein Wort zu sagen sein Gesicht abwendete, um den Schmerz zu verbergen. Einen Augenblick darauf sagte er: „Polidori, haben Sie die Güte, ein andermal besser acht zu geben; Sie haben mich sehr heftig gestoßen.“ — „Das freut mich, antwortete der Doktor — Es freut mich zu sehen, daß Sie den Schmerz so gut ertragen können.“ — Ohne seinen Gleichmuth zu verlieren, sagte der Lord leise zu Polidori: „Polidori, lassen Sie sich Dieß gesagt seyn: wenn Sie wieder Jemand Leides thun, so hüten Sie sich, darüber Ihre Freude zu bezeigen. Die Leute hören es nicht gern, daß diese, die ihnen weh gethan haben, darüber erfreut sind, und nicht immer sind sie ihres Zornes Meister. Es kam mir vorhin schwer an, Sie nicht in's Wasser zu werfen, und wäre Mdme. Shelley nicht zugegen gewesen, wer weiß was ich in der Uebereilung gethan hätte.“ Dieß sagte er ohne Verdruß und seine Stirne entwölkte sich bald wieder.

Ein andermal, als die erst erwähnte Dame nach einem Regenguß den Hügel zu Diodati hinaufsteigen wollte und Lord Byron von dem Baltone aus, wo er mit Polidori stand, sie erblickte, sagte er zu diesem: „Nun, da Sie so galant seyn wollen, so springen Sie diese kleine Höhe hinunter und bieten Sie ihr den Arm.“ Polidori wählte die gemächlichste Stelle des Abhanges und sprang hinab. Aber da der Boden naß war, so glitt ihm der Fuß aus und er verrenkte sich den Knöchel. Lord Byron war sogleich bei der Hand, ihn hineinzuführen und schaffte kaltes Wasser für den Fuß herbei. Als er auf das Sofa gelegt wurde und der Lord bemerkte, daß seine Lage unbequem war, so lief er die Stiege hinauf (was ihm bei seiner Lahmheit hart genug ankam) und holte ein Kopfkissen. „Nun wahrhaft, ich glaubte nicht, daß Sie so viel Gefühl hätten,“ war die dankbare Bemerkung Polidori's, die, wie man hätte denken sollen, der Dichter nicht im Mindesten übel nahm.

Es ist ein eigenthümlicher Zug solcher Seelen, die mehr oder minder mit unserm Dichter Aehnlichkeit haben, daß sie ihre schönsten und heiligsten Empfindungen in sich verschließen und es lieber vorziehen, ihren Charakter in einem falschen Lichte zu zeigen, und ihr Herz dem Vorwurfe der Lieblosigkeit und Härte preis zu geben. Nicht selten haben sie aber auch gleiches Schicksal mit Lord Byron; man verkennt, verlästert und übergibt sie der ungerechtesten Beurtheilung. „Eine heilige Scham, sagt Tieck von Shakspear und ähnlichen Geistern in dem zweiten Theil des Dichterlebens, zwingt sie, ihr liebstes Geheimniß, den Inhalt ihres Lebens, den wahren Schmerz, der ihre Seele spaltet, zu verschweigen, weil sie fühlen, Keiner versteht sie oder will sie verstehen, oder auch, weil das höchste Glück wie Elend so geistig und verletzlich sind, daß jedes Geständniß, auch gegen den vertrautesten Freund, die zarte Erscheinung entweiht, und die Seligkeit zur gemeinen Freude oder die Verzweiflung der Seele zum gemeinen Verdruß herabwürdigen, die noch Trost oder den eitlen Glückwunsch zulassen.“ Dieses an Lord Byron so charakteristischen Zuges erwähnt der Herausgeber der Briefe, der Freund des Dichters Thomas Moore, ohne, wie es scheint, ihn so richtig aufzufassen, als Tieck.

„Zu den wunderlichen Grillen Lord Byron's, sagt er, gehörte es, daß er seinen Charakter oft geflissentlich in einem falschen Lichte zeigte und sich selbst Fehler aufbürdete, die seiner Natur völlig fremd waren. Ein Beispiel hievon gab er bei folgender Gelegenheit. „Ich fand meinen edlen Wirth (als Moore ihn in Italien besuchte) bereits zum Empfange auf mich warten. Als ich mit ihm durch die Vorhalle ging, sah ich seine kleine Allegra, die mit ihrer Wärterin von einem Spaziergange zurück zu kommen schien. Ich richtete im Vorbeigehen einige Worte an das Kind und lobte seine Schönheit. „Haben Sie wohl einen Begriff, sagte der Lord, und gewiß Sie haben einen von dem, was man gewöhnlich Vatergefühl nennt? Ich für meine Person spüre davon nicht das Mindeste.“ Und doch als dieses Kind ein oder zwei Jahre darnach starb, wurde eben der, welcher jezt diese Gleichgültigkeit erkünstelte, von diesem Ereigniß so überwältigt, daß seine Umgebung wirklich einige Zeit um seinen Verstand besorgt war.“

Der Lord schrieb damals (am 22 April 1822) aus Pisa an Murray:

„Sie werden meinen Schmerz theilen über den Tod meiner Tochter Allegra, die in dem Kloster von Bagno Cavallo, wo ihre Erziehung beginnen sollte, an einem Fieber gestorben ist. Ein schwerer Schlag für mich, aber die Zeit wird ihn ertragen lehren. Der Leichnam ist, ich weiß nicht auf welchem Schiffe eingeschifft werden; auch konnte ich nicht selbst die Anstalten treffen. Die Gräfin G. G. hat die Güte gehabt, Hrn. Dunn, der die Einschiffung besorgt, die nöthigen Aufträge zu geben. Dieser wird Ihnen schreiben. Ich wünsche, daß sie in der Harrowkirche begraben werde. Es ist dort im Kirchhofe, zunächst dem Fußpfade auf der Höhe des Hügels gegen Windsor hin, ein Pläzchen, und ein Grab unter einem großen Baum, wo ich als Knabe stundenlang zu sizen pflegte. Es war mein Lieblingspläzchen; aber da ich zu ihrem Andenken eine Tafel errichten lassen will, so möchte der Leichnam besser in der Kirche beigesezt werden. Nahe bei der Thüre links des Einganges ist ein Grabmal mit der Inschrift:

Wenn Schmerz am Aschenkrug der Tugend überfloß,
Ist unser Gram gerecht und Thränen steh'n uns wohl.
So waren ihre Thränen, die sie hier vergoß
Als ihrer Dankbarkeit und Liebe lezten Zoll.

Ich erinnere mich dieser Zeilen jezt, nach siebenzehn Jahren, nicht als ob irgend etwas Merkwürdiges daran wäre, sondern weil durch die Bäume hin meine Augen immer auf diesen Grabstein fielen. Ich wünschte, daß Allegra so nahe als möglich daneben begraben, und an der Wand eine Marmortafel errichtet würde, mit der Inschrift:

Zum Andenken
Allegra's,
Tochter des G. G. Lord Byron.
Sie starb zu Bagno Cavallo
In Italien am 20 April 1822
Fünf Jahre und drei Monate alt.

Ich werde zu ihr gehn; sie aber wird nicht zu mir zurückkehren.
Samuel II. 12, 23.

Die Beerdigung möge so still begangen werden, als es mit dem Anstand verträglich ist; ich hoffe, Heinrich Drury wird die kirchlichen Gebräuche an dem Grabe verrichten. Sollte er es ablehnen, so kann Dieß der derzeitige Geistliche thun. Ich weiß in dem Augenblicke Nichts mehr hinzuzufügen.“

(Fortsezung folgt.)

Tod der Frau von Genlis.

Die durch ihre Schriften rühmlich bekannte Gräfin von Genlis wurde am 31 December des Morgens zehn Uhr von ihrer Kammerfrau entseelt im Bette gefunden. Sie war einige Tage zuvor unwohl geworden, jedoch nicht so sehr, daß man eine Gefahr hätte ahnen sollen. Bis zu ihrer lezten Stunde hatte sie sich mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Noch um Mitternacht diktirte sie ihrer Gesellschaftsdame, worauf sie einen Brief an den König zu entwerfen anfing. Dieß war ihre lezte Arbeit. Selten verging ein Tag, an welchem sie nicht irgend ein Zeichen der wohlwollenden Erinnerung von einem oder dem andern Gliede der königlichen Familie erhielt. König Philipp selbst drang erst kurz zuvor in sie, ihren Aufenthalt näher bei ihm zu nehmen. Eben auf dieses Anerbieten einer bequemen und glänzenden Wohnung in den Tuilerien, die in Kurzem von der jezt regierenden königlichen Familie bezogen werden, wollte die Gräfin in jenem Briefe, diese Gnade dankbar ablehnend, antworten. Bis gegen drei Uhr des Morgens war sie damit beschäftigt. Um diese Zeit legte sie sich zu Bette und Morgens zehn Uhr fand man sie als Leiche. Die Gräfin war gegen acht und achtzig Jahre alt.

Platina-Münzen.

Der von der russischen Regierung vor anderthalb Jahren angestellte Versuch, Drei- und Sechsrubelstücke von Platina auszugeben, hat einen so befriedigenden Erfolg gehabt, daß sie gegenwärtig von demselben Metalle auch Zwölfrubelstücke prägen läßt. Sie sind von derselben Form und Größe wie die Silberrubeln. Die Dreirubelstücke sind nicht so groß als ein englischer Schilling, aber noch halb so dick, sehr niedlich geprägt, hart und fast klanglos. Sie scheinen bedeutend schwerer als ein Sovereign d'or und hiedurch am Besten gegen Falschmünzerei gesichert zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 27. 27 Januar 1831.

Scenen aus Canada. *)

1. Bemerkungen über Klima. Reise von Annapolis nach Digby.

Es war in der zweiten Hälfte des Novembers, als der Reisende, den wir auf seinen Wanderungen nach den Wildnissen von Nordamerika begleiten, in Halifax landete, um sich nach einer Station in Obercanada zu begeben, wohin ihn die Regierung beordert hatte. Da der St. Lorenz bereits geschlossen war, so blieb ihm Nichts übrig als einen Weg von mehr als 1200 Meilen zu Land zu machen.

Die Jahreszeit konnte für diesen Zweck nicht schlimmer gewählt seyn, wiewohl der November nach den Begriffen der Neuschottländer der beste Monat ist, so daß sie ihn wegen seiner „frischen Luft und klaren Sonne" den indianischen Sommer nennen. Die Sonne ist heiß und schwül im Juli und August; im September fangen die Abende an frostig zu werden, und starke Reisen zu fallen. Der Oktober hat unbeständige Witterung, mit rauhen Nordwesten, die über das gefrorne Festland wehen, und unsern Ostwinden entsprechen. Dann kommt der indianische Sommer, in welchem es doch mitunter neben heitern und tüchtig kalten auch trübe und nebelichte Tage giebt, und die Temperatur oft in vier und zwanzig Stunden um 40° wechselt. Im December liegt bereits tiefer Schnee und das Thermometer steht in der Regel auf 12° unter Null. Im Januar fällt es etwa bis auf 15°. Im Februar sind heftige und häufige Schneestürme. Im März ziehen Wolken mit Hagel und Schlossen daher, deren Ungestüm Menschen und Thiere mit Mühe widerstehen. An einem Tag kann man durch tiefen frischen Schnee waten, vor Nacht lagert sich ein Nebel darüber und rasch thaut es auf; Regengüsse folgen und Ströme von Wasser und geschmolzenem Schnee rennen die steilen Höhen hinab; die dicke Eiskruste, welche das Erdreich bedeckt, liegt offen, und Spalten thun sich auf, welche kleine Flußbetten bilden, durch welche der geschmolzene Schnee sich in das Meer entladet und das Gehen wird beschwerlicher und gefährlicher als je. Kaum zwei Tage im April sind einander gleich: bald tiefer frischer Schnee, weich zum Einsinken, oder mit einem krachenden Ueberzug von Eis; bald tosende Nordweste, gegenüber welchen nur ein junger kräftiger Mann Stand zu halten vermag. Im Mai hat sich das Wetter noch wenig verbessert; Schnee und Schlamm mischen sich, und verwandeln die Straßen in einen Morast, den man in jedem andern Theil der Welt als unwegsam betrachten würde. Personen von schwacher Leibesbeschaffenheit werden durch die schneidend kalten Winde bei einer warmen Sonne so wie durch den unmäßigen Temperaturwechsel hart mitgenommen, namentlich wenn sie an der Lunge leiden; wogegen man sich über Rheumatismen, die in England gewöhnlicher sind als irgend ein anderes Uebel, die aber mehr einem feuchten als einem rauhen Klima angehören, in Canada nicht zu beklagen hat. Im Juni schafft zwar die Sonne schon gewaltig, aber der Sommer hat noch nicht begonnen; Treibeis macht die Küstenfahrt unsicher und in den heißesten Tagen treibt der Seewind dickes durchschauerndes Nebelgewölke vor sich her, das sich gleich Säulen über die Städte und Dörfer hinbewegt, und sich naß und kalt anfühlt.

Indessen ist Canada auch kein Land für Reben und Oliven, Myrten und Orangen, so giebt es doch wenige Theile unserer Kugel, wo Erd' und See den Fleiß und Unternehmungsgeist so reich belohnen. Längs den Küsten sind zahlreiche Häfen, die schönsten der Welt, alle Gewässer sind voll der köstlichsten Fische, alle Wälder hegen das edelste Wild, und das Klima selbst mit seiner Strenge bietet den Einwohnern Bequemlichkeiten und sogar Vergnügungen dar, die sie für manche Dinge, welche sie entbehren müssen, nicht austauschen würden. Sobald der Schnee einmal gehörig zertreten ist, hebt ein Schlittenfahren und ein Schleifen an, wovon man anderswo keine Vorstellung hat und Gruppen von drei oder vier jungen Dirnen, die einander am Arm halten, gleiten Abhänge hinunter, daß es der Fremde nicht ohne Grausen so ansehen kann. „Zu dem," fährt Hr. Head fort, „vergißt man nicht die Speisekammer fur die kalte Jahreszeit gut zu versehen. Ganze Ladungen gefrorner Schweine werden auf den Markt geführt, hart und steif genug, um bis auf den Frühling auszudauern. Manche stehen vor den Hausthüren auf allen Vieren, just als ob sie noch am Leben wären. Diese Art ein Schwein für den Winter aufzubewahren, ohne daß man sich um sein lärmendes unmanierliches Benehmen zu kümmern hat, ist auch ein Vortheil eines nördlichen Klimas; dabei kann man es Stück für Stück verzehren, und hat nicht einmal die Mühe ihm den Hals ab-

*) Forest Scenes and Incidents in the Wilds of North America; being a Diary of a Winter's Route from Halifax to the Canadas and during four months' residence in the woods on the borders of Lakes Huron and Simcoe. By George Head, Esq. London 1829. Ein Bruchstück aus dieser romantischen Reise s. Ausl. Jahrg. 182[?] No. 245.

zuschneiden. Freilich möchte gefrornes Fleisch auf der andern Seite einem epicureischen Gaumen nicht eben behagen, da dasselbe immer unschmackhaft ist." Nach dieser Erzählung scheint es, daß der Frost zur Tödtung der Schweine wie zu ihrer Aufbewahrung dienen muß — eine Metzgerei, wobei die Menschlichkeit zu Viel nicht gewinnt!

In Halifax miethete Hr. Head für sich und seinen Diener einen Schlitten nach dem 132 M. entfernten Annapolis, wofür er 20 Pf. St. bezahlte. Am 8 December trat er die Reise an. Der Schnee lag einen Fuß hoch und noch schnie es unaufhörlich fort. Dieß hätte er sich jedoch noch gefallen lassen können; allein am dritten Tag wurde die Witterung so mild, daß es regnete und thaute; nun sank man in den weichen schwammigen Schnee tief ein; doch erreichte er am vierten Tag Annapolis, nach einer Reise, die man abscheulich nennen könnte, wenn es ihm später nicht noch schlimmer ergangen wäre. Denn wenn gleich die Wirthe dort zu Land sich einzubilden schienen, daß man es für eine Gefälligkeit ansehen müsse, wenn sie Jemand beherbergen, so gab es doch wenigstens noch Gasthäuser an der Straße, und er durfte auf reinliche Betten, lustiges Feuer, gute Kost, Thee und Beefsteak nebst selbstfabrizirtem Käs und Cider von trefflicher Qualität rechnen. Von Annapolis hatte er noch 20 M. nach Digby, wo er die „Fuhrleute so schurkisch fand, als nur immer Pferdevermiether in der Schweiz es seyn können." In Digby verzögerte sich sein Aufenthalt, weil er auf das Paketboot von St. John und dann auf günstigen Wind zur Fahrt durch die Fundybai warten mußte. Er wohnte in einem kleinen Gasthaus, drei M. vor der Stadt, da es in der Stadt selbst, glücklicherweise für ihn, zu voll war. „Die Person, welche das Gasthaus inne hatte," erzählt er, „war eine Witwe, welche mich mit außerordentlicher Güte und Aufmerksamkeit behandelte. Ihre Töchter waren sehr hübsche wohlgesittete Mädchen, und in der ganzen Einrichtung herrschte eine so schöne Ordnung, daß ich meinen guten Stern segnete, der mich dahin führte. Hier sah ich was Fleiß und tüchtige Wirthschaft in diesem Land vermögen; ein netteres und reinlicheres Hauswesen ist mir nirgends in der Welt vorgekommen. Wenn ich ein Paar Stunden Schlittschuh gelaufen war, und zum Essen heim kehrte, so traf ich immer eine köstlich warme Stube und die Tafel lieferte jedes Labsal, das sich ein Engländer wünschen mag; namentlich besaß meine Wirthin einen ansehnlichen Vorrath eingemachter Früchte von allen Arten, deren Neuschottland bekanntlich nicht wenige hervorbringt, als da sind Johannisbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Erdbeeren, Aepfel, Birnen, Quitten und davon theilte sie so freigebig mit, daß mein Appetit ihren wohlwollenden Absichten kaum entsprach. „„Denn,"" sagte sie, indem sie zugleich das Feuer nachschürte, „„Sie werden bis Quebec noch erfroren und hungrig genug werden."" Unwillkürlich setzte sich in mir eine freundliche Vorstellung von einem Land fest, wo ich soviel ländliche Einfalt traf; wo ein Mann in einer Woche ein Haus baut; wo Flinte und Fischwerkzeuge ihn nie Mangel leiden lassen; wo er um 5 Schilling einen Morgen gutes Feld kaufen kann, auf dem Waizen, Heidekorn, Gerste, Hafer, Mais, Roggen, Rüben, Kartoffeln ec gedeihen. Ich schaute die Leichtigkeit, mit welcher die Landleute die Axt schwingen und bewunderte die einfache Weise, wie sie den Acker urbar machen. Es schien mir fast unglaublich, daß sich in einem Wald voll Stumpen mehrere Jahre nach einander durch die bloße Kraft des Bodens, ohne einen andern Dung, als die Asche der verbrannten Bäume, sollte Korn pflanzen lassen, wobei es dann, nachdem man mit einem leichten Pfluge das Erdreich etwas aufgeritzt, bis zur Ernte keiner weitern Arbeit bedürfte; und daß Dieß zehn bis zwölf Jahre, bis die Stumpen alle vermodert wären, mit Erfolg sollte so fortgetrieben werden. Die Nachbarschaft von Digby gefiel mir ausnehmend. Die Stadt liegt an einem kleinen Seehafen, der von Tag zu Tag mehr in Aufnahme kommt, und auf dessen Werften bereits Fahrzeuge von bedeutender Größe erbaut werden. Eine kleine Häringsart von vorzüglichem Geschmack, wovon jährlich große Quantitäten eingesalzen werden, bietet den Einwohnern einen gewinnreichen Handelsartikel dar. Diese Häringe unter dem Spitznamen digby'er Küchlein bekannt, werden in Stückfässern nach den verschiedenen Theilen der Provinz ausgeführt."

Zwei Einladungen in Warschau.

Das londner Hofjournal enthält aus den Briefen eines französischen Adeligen Mittheilungen aus Warschau, die zwar noch vor der Revolution geschrieben sind, aber vielleicht doch nicht ohne Interesse gelesen werden, indem sie, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, einige Personen schildern, die bei der gegenwärtigen Bewegung in Polen eine mehr oder minder rühmliche Rolle gespielt haben.

....„Ich verließ Dresden, um meinen jungen Freund, den Grafen Tolstoy, der die Ueberreste seines verstorbenen Vaters nach Rußland zu bringen im Begriff war, nach Warschau zu begleiten. Als wir hier ankamen, hörten wir, daß der Großfürst Konstantin bereits seit einigen Monaten auf einer Inspektionsreise begriffen sey, aber in Kurzem wieder zurückerwartet werde. Der Graf Tolstoy setzte seine Reise fort, und ich, erfreut, über die Gelegenheit mich mit einer Stadt bekannt zu machen, deren Annehmlichkeiten mir der Fürst von Ligne oft so reizend beschrieben hatte, blieb in Warschau zurück. Ich ließ nun um Erlaubniß bitten, dem Vicekönig Fürsten Zayonczek mich vorstellen zu dürfen, und die artige Antwort, die er sogleich durch einen seiner Adjutanten an mich zurückgehen ließ, gab mir den Beweis, daß er sich noch erinnerte, wie lang er den Ruhm der französischen Waffen getheilt, zu dem er so oft thätig beigetragen hatte.

Drei Tage darnach wollte der königliche Statthalter, denn so nannte man den Fürsten, ein Lever halten und ich benützte die Zwischenzeit einige Briefe meiner Freunde in Paris an ihre Freunde in Warschau abzugeben.

An dem zum Lever bestimmten Tage stellte ich mich dem Vicekönig vor, den ich von einer Gruppe polnischer Offiziere umgeben fand — dem Ueberrest von jener Helden-Phalanx, die fast in allen Ländern Europa's sich unverwelkliche Lorbeeren gesammelt hat. Der Fürst Zayonczek konnte, wie jene Lacedämonierin zu ihrem Sohn sagte, keinen Schritt thun, ohne sich jener schönsten Tage des Ruhmes zu erinnern, da ein hölzernes Bein ihm einen Fuß ersetzte, den er in Italien verloren hatte. Er kam mir entgegen und unterhielt sich eine geraume Weile mit mir über die Verwandtschaft unsres beiderseitigen Vaterlandes in Charakter und Gesinnung. Ein Ordonnanz-Offizier überreichte dem Fürsten einige Depeschen und ich wollte mich eben

zurückziehen, als der Fürst sagte: „Meine Gemahlin wird so glücklich seyn, Sie bei der Tafel zu sehen; aber kommen Sie Punkt vier Uhr, denn sie will diesen Abend zur Feyer des Geburtstags unsers Kaisers einen Ball geben und sich das Vergnügen machen, Sie bei einigen unsrer ausgezeichnetsten polnischen Schönheiten aufzuführen.“

„Zur bestimmten Stunde erschien ich im Palast des Vicekönigs. Ich saß bei der Tafel zwischen dem Fürsten Adam Czatoriysky *) und dem Dichter Niemcewicz. Dieser, einst der Freund und Waffengefährte Kosciusko's, erzählte mir manche Merkwürdigkeit aus seinem Leben. Er hatte mit Washington und Lafayette für America's Unabhängigkeit gefochten und nach seiner Rückkehr nach Europa in der Revolution von 1791 fast unglaubliche Anstrengungen gemacht, seinem Vaterlande die Freiheit erringen zu helfen. Das Gespräch verbreitete sich hierauf über Literatur und er entwarf mir in Kurzem eine Schilderung derjenigen Schriftsteller, die jetzt Polens Zierde sind. Indessen wurde die Unterhaltung bald allgemein und die Bemerkungen aus dem Munde der Damen überzeugten mich bald, daß, wenn die Beredsamkeit der Tribune und der Kanzel eine Eigenschaft des polnischen Genius ist, die Anmuth der Unterhaltung, mit allen Reizen des schönen Geschlechtes verbunden, die eigenthümliche Gabe der polnischen Damen sey.

„Nach beendigtem Mahle begab die Gesellschaft sich in das Visitenzimmer, um den Kaffee zu nehmen. Hierauf fand ein kleines Konzert Statt, bei dem ich zum ersten Mal jene berühmte Musikbande von Hornbläsern hörte, deren Eindruck bei aller Pracht der Harmonie doch immer ein gewisses peinliches Gefühl hinterläßt, wenn man bedenkt, daß das ganze Leben eines Menschen zu dem unwürdigen Dienst verurtheilt ist, auf einem kupfernen Horn einen und denselben Ton zu blasen.“

---

*) Der Fürst Adam Czatoriysky, Generallieutenant und Mitglied der provisorischen Regierung, war Minister des Königreiches Polen, als es im Jahr 1811 der russischen Herrschaft unterworfen wurde.

(Schluß folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Ueber Lord Byron's Trennung von seiner Gemahlin haben ehr- und tugendbelobte Wichtelmännchen, deren Tugenden wie ihre seidenwattirten Bratenröcke wohl ausgebürstet das ganze Jahr im Schranke hängen, bis man sie zu einem Kirchgang oder vor Gericht oder bei einer Gevatterschaft nöthig hat und zum Staate herausnimmt, unbarmherzig den Stab gebrochen. Wie ließe es sich auch anders erwarten? Wenn ein Simson die Säulen des häuslichen Glückes über sich niederreißt, sollten da nicht die Philister Zeter und Wehe schreien? Thomas Moore giebt über diesen der Lästerung so willkommenen und dem Dichter so schmerzlichen Vorfall einige nähere Aufschlüsse.

„Unsere Gespräche drehten sich, wenn wir allein waren, größtentheils um seine Ehe und die Last von übler Nachrede, die sie auf ihn gewälzt hatte. Er war äußerst ängstlich, das Schlimmste zu erfahren, was man in dieser Beziehung über sein Betragen äußerte; und als ich das erste Mal Gelegenheit fand, über diese Sache mit ihm zu sprechen, versäumte ich nicht, die Reinheit seiner Gesinnung einer durchdringenden Prüfung zu unterwerfen, indem ich nicht allein die verschiedenen Anschuldigungen aufzählte, die ihm von Andern gemacht wurden, sondern auch besonders diejenigen heraushob, die mir selbst nicht ungegründet geschienen hatten. Er hörte Alles geduldig an und antwortete mit der unbedenklichsten Freimüthigkeit, indem er mit Verachtung über die ihm aufgebürdeten Gewaltthätigkeiten, als eines Mannes unwürdig, lächelte, zugleich aber, in der Anerkennung, daß nur zu Vieles in seinem Betragen Tadel und Reue verdiente, eingestand, daß ihm ein oder zwei Mal in seinem häuslichen Leben in heftiger Aufregung bittere Worte entfallen seyen — Worte, die mehr dem unruhigen Geist angehörten, der in ihm wohnte, als seinem eigenen Selbst, und deren er sich jetzt unverkennbar mit Reue und Schmerz erinnerte, so daß sie billig darauf Anspruch machen könnten, in Vergessenheit begraben zu werden. Zugleich zeigte sich offenbar, daß, was immer auch für Zugeständnisse in Betreff seiner Verirrungen von ihm gemacht wurden, die maßlosen Zurechtweisungen, die man sich gegen ihn erlaubte, tief in sein Herz eingeschnitten, und, was die gewöhnliche Folge solcher Ungerechtigkeiten ist, auch ihn ungerecht gegen Andere gemacht hatten; und zwar so sehr, daß er ein Viertheil Derjenigen, denen er sein Mißgeschick zuschrieb, von einem Hasse gegen ihn beseelt glaubte, der selbst an seinem Grabe nicht rasten, sondern sein Andenken noch zu verfolgen fortfahren würde, wie sie ihm jetzt das Leben verbitterten. Und so unauslöschlich tief hatte sich dieser Gedanke seiner Brust eingegraben, daß er in einer der wenigen ernsten Stunden unseres Zusammenlebens mich bei unserer Freundschaft beschwor, ich möchte, wenn ich ihn, wie er fühle und hoffe, überleben würde, keine unverdiente Schmach seinen Namen beflecken lassen, sondern, indem ich ihn der Verdammung übergebe, worin er es verdiene, gegen ungerechte Verleumdung in Schutz nehmen. Sein frühzeitiger Tod, den er so oft voraussagte und beseufzte, hat uns leider nur zu bald in Stand gesetzt, zu bezeugen, wie grundlos und ungerecht diese Besorgnisse waren. Weit entfernt, daß ich es für meine Pflicht hielte, ihn gegen derlei Unbilden in Schutz zu nehmen, habe ich gefunden, daß höchstens nur ein oder zwei unwürdige Stimmen, mehr von lästerungssüchtigen Freunden, als von Feinden sich mit gehässigen Anschuldigungen gegen seinen Namen erhoben haben; während, wie ich mit Recht glaube, an seinem Grabe von Niemanden bereitwilliger und herzlicher die Hand zu einer edelmüthigen Vergebung geboten werden dürfte, als von ihr, die unter ihren vielen Tugenden nur die einzige, die der vergebenden Liebe, ihn nicht mehr bewundern lassen konnte.“ — Doch geben wir lieber statt aller Zeugnisse für das edle Gemüth des Dichters einen Brief an seine Gemahlin, der uns einen tiefen Blick in sein schmerzzerrissenes, oft verkanntes Herz werfen läßt und der gerade in dem strenggehaltenen Tone den tiefen Gram verräth, den er unter dem Schleier der Worte verbergen will Er ist an Lady Byron gerichtet und folgenden Inhalts;

„Ich habe Ihnen für den Empfang von Ada's Haar zu danken, das sehr weich und zart ist und fast so dunkel als das meinige im zwölften Jahre, wenn ich von einer Locke so schließen darf, die zu jener Zeit mir abgeschnitten wurde und aus Augustens Besitz an mich kam. Es kräuselt sich nicht, vielleicht weil man es lang wachsen ließ. Zugleich danke ich Ihnen für die Aufschrift des Tages und Namens, warum? will ich Ihnen sagen, ich glaube es sind die einzigen zwei oder drei Worte, die ich von Ihrer Hand besitze. Denn Ihre Briefe habe ich Ihnen zurückgesendet, und außer den zwei Worten oder vielmehr nur dem einen „Haushaltung“, das sich zwei Mal in einem alten Rechnungsbuche geschrieben findet, habe ich kein anderes. Ihr letztes Schreiben verbrannte ich, aus zwei Gründen — erstens war es nicht in Ihrem anmuthigen Styl geschrieben und zweitens wünsche ich Ihr Wort nicht als Dokument zu besitzen, worin nur der alltägliche Sinn argwöhnischer Menschen eine Beweiskraft findet. Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie an Ada's Geburtstag, dem zehnten Dezember, wie ich glaube, treffen werden. Sie wird dann sechs Jahre alt seyn; vielleicht wird mir, wenn ich sie zwölf Jahre später wiedersehe, noch einiges Glück; vielleicht auch sehe ich sie früher, wenn mich ein Geschäft oder sonst Etwas nach England ruft. Denken Sie indeß, sey es in der Ferne oder in der Nähe, immer nur an das Eine; — jeder Tag, der uns von einander trennt, sollte nach so langer Zeit unsere gegenseitigen Gefühle nur auf Einen Vereinigungspunkt hin zusammenschmelzen, auf unser Kind, so lange es lebt, und wir wollen beide hoffen, daß es lange seine Eltern überleben wird. Die Zeit, die seit unserer Trennung verfloß, ist bedeutend mehr gewesen, als die kurze Periode unserer Verbindung und die eben so kurze unserer vorangegangenen Bekanntschaft. Wir machten beide einen unseli-

gen Mißgriff; aber es ist nun vorüber und unwiederruflich vorüber. Drei und dreißig Jahre liegen auf meiner Seite und nur einige weniger auf der Ihrigen; freilich nur eine kurze Spanne Zeit in einem Leben, die aber zu einer weiten Kluft wird, wenn Sinnes- und Denkart so beschaffen sind, daß sie keine Ausgleichung möglich machen. Konnten wir uns in unserer Jugend nicht vereinigen, um wie viel weniger würde Dieß jetzt erst möglich werden? Ich sage alles Dieß, weil ich Ihnen gestehen will, daß ich aller Verhältnisse ungeachtet länger als ein Jahr nach unserer Trennung unsere Wiedervereinigung für möglich hielt; dann aber die Hoffnung völlig und für immer aufgab. Aber diese Unmöglichkeit unserer Wiedervereinigung scheint mir wenigstens ein Grund, weßhalb wir bei den wenigen Erörterungen, die sich zwischen uns erheben können, die freundlichen und zarten Beziehungen des Lebens uns bewahren sollten und um so mehr, je leichter Dieses Menschen wird, die sich nie mehr begegnen werden. Ich für meinen Theil bin heftig, aber nicht bösartig; nur neue Herausforderungen können meine Empfindlichkeit erwecken. Sie sind kälter und in sich abgeschlossener und ich möchte Sie fast erinnern, daß Sie manchmal die Tiefe eines kalten Verdrusses irrig für Würde und ein schlimmeres Gefühl für Pflicht halten. Ich schwöre Ihnen, daß ich jetzt (was ich auch immer gethan haben mag) nicht die geringste Empfindlichkeit gegen Sie hege. Bedenken Sie, daß, wenn Sie mich worin beleidigt haben, diese Vergebung Etwas ist; und daß, wenn ich Sie beleidigt habe, die Vergebung von Ihrer Seite noch Mehr ist, wenn es wahr ist, was unsere Moralisten sagen, daß die größten Sünden am wenigsten vergeben werden. Ob nun die Schuld auf meiner Seite, oder auf beiden oder auf Ihnen vorzüglich ruhe, habe ich längst zu untersuchen aufgegeben und nur zwei Dinge im Auge behalten, nämlich, daß Sie die Mutter meines Kindes sind und daß wir uns nie mehr begegnen werden. Wenn Sie diese Ansicht der Verhältnisse von Ihrer Seite auch auf mich anwenden, so wird es, wie ich glaube, für alle drei am Besten seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Die Wiese am Ufer der Marne.

Die Wiese ist leichenblaß von Schnee; die Vögel sind entflohen; nur einige blauhaubige Meisen auf dem Gebüsch mischen ihr zirpendes Geschrei mit dem pfeifenden Wind und hängen an den wiegenden Zweigen, um die korallenrothe Frucht des Hagedorns abzupicken.

Ein braunes Pferd wandelt dort herum. Seine Haut ist glatt und glänzend, sein Auge kühn und feurig, seine Kruppe stark und geschmeidig, seine vier Füße gleich, seine feuchten Nüstern dampfen.

Bald wird der Frühling wieder kommen und mit dem Frühling das schöne Grün des Wiesenteppichs weich und wogend wie Wellen und die kleinen weißen Maßlieben und die blauen Veilchen und der rothe Ehrenpreis und die duftigen Lüfte und die Maisonne, und mit ihnen Kriegsgeschrei und Trompetenklang, klirrende Schwerter und der gleichgehaltene Schritt in den dichten Bataillonen. In den Lüften werden die grünen Helmbüsche des Waldes wehen, und die rothweiß blühenden Mandelbäume und die kriegerischen Fahnen, ertönen wird der Jubelgesang der Lerche und die Marseillaise.

Die Mädchen werden das weiße Sommerkleid und den gelben Strohhut hervorholen und wir die blaue Uniform und den Tschako.

Und das schöne braune Pferd?

Es wird aufschaudern bei dem Schmettern der Trompeten, seine Hufe werden am Boden scharren, und seine heißen Nüstern nach dem fernen Pulverdampfe wittern; es wird die Mähnen in den Lüften schütteln und dem Streit entgegenwiehern.

Denn es ist ein Schlachtroß, ein Renner, schön und edel; bekannt ist ihm das Rollen der Trommel und der Donner der Kanonen. Schon hat es einst mit seinem Hufe im blutigen Staub des Schlachtfeldes gewühlt, wie es heute seine Spuren in das weiße Leichentuch der Wiese schlägt. Schon hat es mit seinen Eisen Helme und Schwerter zermalmt, und trägt eine Narbe auf seiner Brust.

Sein Herr ist ein guter Bürger, der Schmid von Montreuil, und am Tage des Kampfes hat er sein Roß einem unserer Reiter versprochen. So kommt nur immerhin Frühling und Krieg; Gänseblumen und moskovitische Legionen!

Vermischte Nachrichten.

Entgegen den Nachrichten, welche man über die ungesunde Lage von Fernando Po verbreitete, wird durch Personen, die sich dort aufhielten, bezeugt, daß das Klima bei Weitem der Gesundheit zuträglicher sey, als das der Sierra Leone, und daß es hier viele Striche gebe, die, wenn sie von den Wäldern gelichtet sind die sie jetzt bedecken, fast eben so, wenn nicht ganz so gesund werden dürften, als ein europäischer Himmelsstrich. Das Fieber, welches so viele von den Personen wegraffte, die unter dem Gouverneur Obrist Nicholls dahin geschickt wurden, soll von Sierra Leone gebracht worden seyn, und Nichts mit den auf dieser Insel bekannten Krankheiten gemein gehabt haben. Wir wollen hier die Richtigkeit dieser Angaben nicht durch unsere Meinung unterstützen; aber da wir aus sicherer Quelle unterrichtet sind, daß die Lage von Fernando Po bei Weitem einer Niederlassung in Sierra Leone vorzuziehen ist, um dem Sklavenhandel Einhalt zu thun, so schöpfen wir die Hoffnung, daß man diesen günstigen Umstand benutzen wird. Es befindet sich gegenwärtig an der Küste von Afrika ein britisches Geschwader, um den Sklavenhandel zu verhindern, das jährlich an 150,000 Pf. kosten soll, und ungeachtet dieses großen Aufwandes dennoch nicht der öffentlichen Erwartung Genüge leisten kann, da der Haupthandel mit Sklaven auf den Flüssen getrieben wird, wohin die Schiffe zur Verfolgung der Verbrecher nicht vordringen können, oder während der Windstille, wo sie nicht thätig seyn können. Man hat der Regierung den Vorschlag gemacht, dieses Geschwader zurückzurufen und statt dessen der Verfügung des Gouverneurs von Fernando Po ein kleines Geschwader von Dampfschiffen zu unterstellen, die, bei einem um die Hälfte geringern Kostenbetrag, im Stande wären, in die Flüsse und Buchten einzudringen und auch während der Windstille gegen die Elenden thätig zu seyn, die an diesen Küsten noch den Sklavenhandel fortsetzen. Ein solcher Versuch im Dienste der Menschheit ist wohl werth, gemacht zu werden. Zum Beweis, was man durch kluge Unterhandlung mit den Häuptlingen auf der Küste von Afrika, die den Sklavenhändlern ihre Vorräthe liefern, auszurichten im Stande ist, hat man uns berichtet, daß ein Häuptling, welcher jährlich mehrere Hunderte dieser unglücklichen Geschöpfe an die Sklavenschiffe aus der Havanna zu verkaufen pflegte, dahin gebracht wurde, diesen Handel mit Menschenfleisch aufzugeben und sein Volk mit größerem Gewinne, als wenn er es an die Weißen verkaufte, zum Sammeln von Palmöl, Goldstaub und Elephantenzähnen, zu benutzen. Dieser Häuptling, der eine Tagreise von dem Wohnsitze des Gouverneurs von Fernando Po sich aufhält, hat dem König von England den Eid der Treue geschworen, und nicht nur sich selbst gewissenhaft des Sklavenhandels enthalten, sondern auch durch seinen Einfluß andere Häuptlinge von diesem schändlichen Handel abzubringen gesucht.

Bekanntlich geht man in Frankreich damit um, zur Erleichterung des allgemeinen Verkehrs für Kaufleute und dgl. durch das ganze Königreich Telegraphen zu errichten. Zu diesem Zweck hat man jüngst einen Telegraphen mit vier Lampen erfunden, der sonach Tag und Nacht in Gang gehalten werden kann. Nach einem damit angestellten Versuch kann dieser Telegraph bei gewöhnlichem Wetter in einer Minute zwischen drei bis vier Signale geben, also in einer Stunde über 200. Zweihundert Signale aber enthalten über 500 Worte. Man kann also in einer Stunde wenigstens zehn Communikationen, jede mit 12 oder 15 Worten, bewerkstelligen, eine Anzahl hinlänglich bei wichtigen Nachrichten, wo an sich möglichste Kürze nöthig ist.

Die Bevölkerung von London betrug im Jahr 1830: 1,315,116 Einwohner, sie hat, mit der von 1829 verglichen, binnen Jahresfrist einen Zuwachs von 19,865 Seelen erhalten.

Berichtigung.

S. 96 Sp. 2, v. o. Z. 12 und 35 lies Buitenzorg, S. 13 und 30 Surakarta, S. 14 Grissé, S. 26 statt von Kantonen lies Vorsteher von Kantonen; v. u. Z. 1 lies Hogendorp, Z. 2 nederlandasses und Z. 3 Solbet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 28. — 28 Januar 1831.

Die belgische Revolution in ihren Ursachen und Folgen.

(Fortsetzung.)

Philipp II gab durch seine Willkür und sein Statthalter Alba durch seine rücksichtslose Strenge Veranlassung zu den Unruhen, die funfzig Jahre hindurch die reichsten und blühendsten Landschaften Europa's verwüsteten und zuletzt mit der gänzlichen Losreißung eines Theils derselben von der spanischen Herrschaft, und mit dem unaufhaltsamen Verfall des Restes endigten. An dem Vertrage von Gent, welcher nur die Entfernung der spanischen Truppen und die Aufrechthaltung der alten Privilegien der Niederlande zum Zweck hatte, nahmen außer Luxemburg alle Provinzen Theil; der Abfall der Wallonen von der gemeinschaftlichen Sache vermochte die deutschen Niederländer nur zu engerer Vereinigung; die Union von Utrecht, die am 23 Januar 1579 zwischen den Provinzen Geldern, Holland, Zeeland, Friesland, Overyssel, Utrecht und Gröningen geschlossen wurde, war der Anfang des Freistaates der Vereinigten Niederlande, der, nach verzweiflungsvollem Kampfe selbst von Spanien anerkannt, während eines Zeitraumes von 225 Jahren als das großartigste Beispiel der Ueberlegenheit, welche die Kraft des Geistes über jede physische Gewalt besitzt, von ganz Europa geachtet und geehrt da stand.

Die Seemacht, welche die armen Fischer von Holland und Zeeland bildeten, setzte sie in den Stand, alle Häfen, die den Spaniern treu geblieben, oder von ihnen wieder unterworfen waren, zu verschließen. Antwerpen, seit der Abnahme von Brugge das große Emporium, welches die Produkte des niederländischen Fleißes gegen das Gold beider Indien vertauschte, verödete und seine Reichthümer wandten sich den bescheidenen Städten des Nordens zu, die zwar keine gleich günstige Lage, aber die Freiheit besaßen.

König Philipp III verbot den Unterthanen seiner weitläuftigen Reiche allen Verkehr mit den vereinigten Provinzen, deren Bewohner, ungeachtet des Krieges, unter neutraler Flagge bereits den gesammten Handel Spanien's an sich gezogen hatten. Man hoffte die Empörung zu ersticken, indem man den Empörern die Quellen des Reichthums verschloß, die sie in den Stand setzten, so hartnäckigen Widerstand zu leisten. Der Erfolg entsprach der Erwartung nicht. Hatten die Holländer sich bis jetzt begnügt, mit den spanischen Besitzungen in Amerika und Asien einen vortheilhaften Handel zu treiben, so gingen sie jetzt darauf aus, dieselben zu plündern oder zu erobern; und ihren Anstrengungen gelang es, auf den Trümmern der spanisch-portugiesischen Herrschaft in Ostindien ein Kolonialreich zu gründen, welches das Mutterland auf den höchsten Gipfel des Glanzes und der Macht erhob.

Der zwölfjährige Waffenstillstand, der zu Antwerpen am 9 April 1609 geschlossen wurde, machte dem ungleichen Kampfe ein Ende, welcher alle Kräfte der spanischen Monarchie erschöpft hatte. Die treu gebliebenen Provinzen waren während desselben verarmt, ihr Handel und ihr Gewerbfleiß vernichtet; und durch den Aufschwung, welchen die losgerissenen Landschaften nahmen, wurden bei der Unmöglichkeit freier Konkurrenz selbst alle Aussichten für die Zukunft zerstört.

Eine Hauptquelle des Reichthums für die vereinigten Provinzen war der Rhein. Die Vortheile, welche durch diesen Strom denselben zugewendet wurden, erweckten in der spanischen Verwaltung zuerst eine Idee, die, später von Napoleon wieder aufgenommen, indessen bis auf diese Stunde noch nicht zur Ausführung gebracht worden ist. Man fing im Jahr 1627 einen Kanal an, der die Maas mit dem Rhein verbinden und den südlichen Provinzen Gelegenheit darbieten sollte, an dem Handel und andern Reichthümern des Rheinstromes Theil zu nehmen. Der Kanal begann oberhalb Rheinbergen, am Rhein, und ging von dieser Stadt über Geldern nach Venlo an der Maas; er hatte eine Länge von ungefähr acht Stunden und sollte von der Maas bis an die Diemer und von der Diemer bis an die Schelde verlängert werden. Aber während Tausende von Arbeitern bereits in voller Thätigkeit waren, fielen die Holländer mit bewaffneter Hand über dieselben her und erzwangen auf diese Weise die Einstellung eines Planes, vor welchem ihre kaufmännische Eifersucht die lebhafteste Besorgniß empfand.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Einladungen in Warschau.

(Schluß.)

Als die Probe der Kunstfertigkeit oder vielmehr Geduldübung der Hornbläser zu Ende war, zog mich der Fürst Adam Czartoryski, mit dem ich während der Tafel nur wenig gesprochen hatte, zur Seite und unterhielt sich mit mir über die Lage seines Vaterlandes mit all jener Wärme des Herzens, die so leicht Widerklang findet. Fürst

Adam, der lange mit der Freundschaft des Kaisers Alexander beehrt war, hatte immer die Hoffnung auf die Wiedergeburt seines Vaterlandes gehegt; aber das Schattenbild einer Konstitution, die so oft mit Füßen getreten wurde, hatte alle seine patriotischen Träume zu Nichte gemacht. Seine Unterhaltung trug den Anflug einer so melancholischen Stimmung, daß ich nicht umhin konnte, meine Bemerkung darüber dem Grafen Vinzent Krasinzky mitzutheilen, der mich nicht wenig durch die Ursache derselben überraschte. „Fürst Adam" sagte der Graf, „wird heute Abends auf der Grenze mit dem General Pack zusammen treffen, um den Säbel über den Besitz der liebenswürdigen Rosalie, der einzigen Tochter der Fürstin Sapiegha, in die beide sterblich verliebt sind, entscheiden zu lassen.*) Sie können sich leicht denken, daß in diesem entscheidenden Augenblicke in seiner Brust die Liebe zu seinem Vaterlande, zur Geliebten und zum Leben sich vereinigen, die düstere Stimmung hervorzubringen, die Sie an ihm bemerkt haben."

Um neun Uhr versammelte sich die Gesellschaft im Ballsaale, wo Alles im ausgesuchtesten Geschmacke angeordnet war. Unter dem Glanz-Meere von tausend Wachslichtern staunten meine Augen entzückt eine Versammlung von Schönheiten an, deren Engelsköpfe und wunderliebliche Gestalten ich mir bis jetzt nur in den Gemälden eines Raphael oder Albano denken konnte.

Die Vicekönigin erzeigte mir die Ehre, an meinem Arm den Ball mit einer Polonaise zu eröffnen. Nach einigen Touren durch den Saal stellte sich, wie es bei diesem Tanz gewöhnlich ist, ein Herr an die Spitze der Kolonne, klatschte in die Hände und nahm mir meine Tänzerin ab. Nach der Polonaise wurden Mazurka's getanzt. Niemand kann sich einen Begriff von dem bezaubernden Reiz dieses Nationaltanzes machen, der ihn nicht zu Warschau gesehen hat. Zum Glück hatte ich die Mazurka in Paris gelernt und ich hatte die Ehre sie mit der jungen Gräfin Johanna Grodziska zu tanzen, die seitdem an den Großfürsten Konstantin vermählt wurde. Um zwölf Uhr begab sich die Gesellschaft zum Souper, wo üppige Pracht herrschte, ohne durch überladene Verworrenheit zu belästigen. Die Früchte der verschiedensten Himmelsstriche fanden sich hier wie durch einen Zauber vereinigt.

In einem anstoßenden Salon fand ich den Vicekönig, der gerade von einer Partie Whist aufgestanden war, umgeben von einigen seiner vertrautesten Freunde. Er ließ mich an seiner Seite Platz nehmen und begann ein Gespräch über Paris mit all der Lebendigkeit, welche von Gegenständen, an die sich angenehme Erinnerungen aus unsrem frühern Leben knüpfen, in uns erregt wird. Er wurde indeß bald von der Vicekönigin unterbrochen, die in Begleitung einiger Kammerfrauen hereintrat, um ihm Ananas-Kreme zu präsentiren, von ihrer eigenen Hand, wie sie sagte, zubereitet. Nachdem der Fürst genommen hatte, reichte sie auch mir davon, worauf ich mich auf ein Knie niederließ und sagte: „Fürstin, wenn eine Vicekönigin von Polen einen französischen Soldaten bedient, so will es sich gebühren, daß er zu ihren Füßen diese Huld empfängt." Diese kleine Artigkeit, die mit dem chevaleresken Ton dieses Landes sehr gut in Einklang stand, setzte mich nun völlig in Gunst.

Nach dem Souper begann der Tanz wieder und diese zaubervolle Unterhaltung nahm erst gegen drei Uhr Morgens ein Ende. Ich schied von meinen neuen Bekannten, wie von alten, herzlichen Freunden, um in das Hotel Wilna zurückzukehren, wo ich bei meiner Ankunft abgestiegen war.

Ich hatte kaum einige Minuten geschlafen, als ich durch mehrere gewaltige Schläge an die Thüre meines Schlafzimmers aufgeweckt wurde. Da mein Bedienter in einem andern Theil des Hotels schlief, so mußte ich selbst aufstehen, um meinem so unerwarteten Besuch zu öffnen. Bei dem Scheine der Nachtlampe sah ich einen Menschen in Feldjäger-Uniform hereintreten. Ohne viele Umstände zu machen, ersuchte er mich, ihn auf der Stelle in das Hotel des Gouverneurs von Warschau, eines russischen Generals, zu begleiten, wohin, wie er sagte, während der Abwesenheit des Großfürsten alle Fremden, die in der Hauptstadt anlangten, sich begeben müßten, um von dort in den Palast geführt und Sr. kaiserlichen Hoheit vorgestellt zu werden, welche von ihrer Reise eben diese Nacht zurückgekommen seyen. Mich fügend in diese ungewöhnliche Einladung zog ich mich eilends an und in einem halb bürgerlichen, halb militärischen Anzug folgte ich meinem Führer. Die Glocke auf dem Hotel Wilna hatte gerade fünf Uhr geschlagen, als ich in der Dunkelheit eines Novembermorgens durch die düstern Straßen von Warschau wanderte, um bei dem Lever des Cesarewitsch zu erscheinen. Bei meiner Ankunft im Palast des Generalgouverneurs fand ich den Hof und den Vorsaal angefüllt von Leuten in so verschiedenen und sonderbaren Aufzügen, daß ich mich fast auf eine maskirte Redoute versetzt glaubte. In einem Winkel stand ein Haufe von Juden, in einem andern Offiziere, in einem dritten Fremde von Rang, in einem vierten eine Gruppe Deserteure in Ketten. Der Gouverneur war bereits in den Palast geeilt, und hatte zwei Adjutanten zurückgelassen, um uns in der vorgeschriebenen Ordnung hinzuführen. Diese Herren stellten uns je zwei und zwei ohne Berücksichtigung des Ranges auf und unser Zug, fünfzig bis sechzig Mann stark, bewegte sich langsam fort in Mitte zweier Reihen von Kosaken zu Pferd, die mit der Lanze in der Hand uns so foegsam bewachten, als hätten sie einen Transport Gefangener nach Sibirien zu schaffen. „Können Sie mir sagen, was Dieß bedeuten soll?" fragte ich meinen Nachbar, der sich nachher als einen ehrbaren Kaufmann aus Hamburg auswies, und mit einem Gesuch an den Großfürsten in Betreff einer von den Russen in seiner Vaterstadt während der Occupation durch die russischen Truppen erhobenen Kontribution hieher gesendet worden war. „Nein, mein Herr," erwiederte er. „Ich wurde diesen Morgen um vier Uhr von einem Polizeibeamten aus dem Bette geholt, der mir die Weisung gab, ihn zu dem Gouverneur zu begleiten, da der Großfürst angelangt sey, und mich auf der Stelle zu sprechen wünsche. Ich stand daher auf, und folgte ihm durch Frost und Schnee hieher. Zum Unglück ist diese Nacht eben nicht sehr einladend zu einem nächtlichen Besuch, aber ich ließ mir sagen, daß Se. kaiserliche Hoheit immer diese ungewöhnliche Stunde zu Ihren Audienzen wähle." Wir hatten nun den Palast erreicht und fanden die Truppen auf dem großen Platze aufgestellt, um bei Anbruch des Tages gemustert zu werden. Am Thor des Palastes verließ uns unsre Eskorte

*) In diesem Zweikampf wurde der Graf Pack gefährlich verwundet. Der Fürst Czartorisky vermählte sich bald darauf mit der jungen Fürstin, die eine der ausgezeichnetsten Frauen Polens ist.

und wir konnten uns nun einige Minuten lang frei unter einem Gedräng von Polen und Fremden jeden Ranges und Standes herumbewegen. Ich fand mich jetzt zwischen einem sicilianischen General und einem Soldaten, der desertirt war, aufgestellt. Als wir so in Reihe und Glied standen, kündigte ein flüsterndes Gemurmel die Erscheinung Sr. kaiserlichen Hoheit an. Eine Thüre öffnete sich, und ein Schwall von Offizieren drängte sich heraus, einen Augenblick darauf erschien der Großfürst. Er trug die Uniform eines Generals der russischen Kaisergarde. Abbildungen von ihm haben seine Person in Europa hinlänglich bekannt gemacht; ich bin daher einer Beschreibung überhoben. Se. Haltung hatte einen Ausdruck von finstrer Strenge, der hinreichte, diejenigen mit einem gelinden Frost zu durchschütteln, die es noch nicht von der Kälte waren. Er näherte sich einem Engländer, an den er einige Worte richtete, die eigentlich einer Strafpredigt über die Freiheiten seines Vaterlandes ähnlich sahen, worauf dieser ihm erwiederte: „Ich bitte Eure Hoheit zu bemerken, daß ich einen Wechsel von einigen tausend Pfund auf einen Banquier in Petersburg bei mir habe; ich war gesonnen, diese Summe zu meinem Vergnügen zu verwenden, aber wenn ich aus dieser Einleitung auf das schließen darf, was ich noch zu erwarten habe; so werde ich meine Beobachtungen im Norden nicht weiter fortsetzen." — „Wie es beliebt," sagte Se. Hoheit, indem sie ihm den Rücken kehrte.

Die Hofaufwartung wurde jetzt auf einige Augenblicke durch eine Dame unterbrochen, die in Trauerkleidern sich zu den Füßen Sr. kaiserlichen Hoheit warf, und um die Erlaubniß flehte, ihren Gemahl, einen polnischen Obrist, in seinem Gefängnisse auf der Festung Zamosky besuchen zu dürfen. Der Großfürst wendete sich hierauf an meinen Nachbar mit einem Ton in seiner Stimme, der ihm keine Rosen zu versprechen schien. Allein er ließ ihn auch nicht lange in Ungewißheit: „Dreihundert Knutenhiebe." Sobald der unglückliche Verbrecher weggebracht war, wendete sich der Großfürst an mich und fragte um meinen Namen. Ich nannte ihn. „Wo kommen Sie her?" „Von Paris." „Wo gehen Sie hin?" „In die Ukräne zu einem Besuch bei der Gräfin Potoki." „Glückliche Reise." Hierauf traf die Reihe den sicilianischen General, der mir zunächst stand, und der das große Band des St. Ferdinand-Ordens trug. Der Großfürst gab ihm vier und zwanzig Stunden Zeit, Warschau und acht Tage, um das Königreich Polen zu verlassen.

* *

Sehr mißgestimmt über alles Das, wovon ich bei dieser Audienz Zeuge gewesen war, machte ich dem Generallieutenant Kouronta, der im Palast wohnte, meinen Besuch. „Das sind freilich nicht die anmuthigen Sitten des Hofs von Frankreich, bemerkte der Graf, aber die Wahrheit zu sagen, wir lieben hier die Fremden nicht. Warum, sollen Sie hören. Die Aufregungen der polnischen Gemüther fangen allmählig an zu verrauchen und die Leute sich unter das Joch zu beugen. Es kommt ihnen vielleicht schwer an, aber wir können es nicht wünschen, daß die Fremden sie darauf aufmerksam machen. Es ist noch nicht solange her, daß Ihr Erdirektor Carnot hier war und sich dem Großfürsten vorstellte, der ihm einige wenige Tage bestimmte, das polnische Gebiet zu räumen. Ihr hartköpfiger Republikaner nahm sich die Freiheit zu erinnern, daß ein Artikel in der polnischen Konstitution ihm das Recht gebe, sich in Warschau solange aufzuhalten, als er nicht die Gesetze übertrete. „Die polnische Konstitution," war die Antwort des Großfürsten, „ist nicht für Sie geschaffen; und wenn ich Sie nach 24 Stunden noch hier finde, so werde ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Ihnen die Lust vergehen soll wieder zurück zu kehren." Carnot ließ diesen Wink nicht unbenützt und begab sich nach Magdeburg." „In der That, mein theurer General," erwiederte ich, „dieß Alles macht mir wenig Lust, meinen Aufenthalt hier zu verlängern, denn was man mir heute nicht gesagt hat, kann man mir morgen sagen, und ich bin sehr geneigt, dergleichen Artigkeiten auszuweichen."

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

An Murray schrieb der Lord aus Pisa vom 10 Dez. 1821, obgleich er in dem vorhergehenden Briefe nicht zu wissen schien, an welchem Tage ihm seine Tochter geboren worden war: „An diesem Tage und in dieser Stunde (um ein Uhr) wird meine Tochter sechs Jahre alt. Ich werde mich wundern, wenn ich sie wieder sehe, wenn ich überhaupt sie jemals wieder sehen werde. Ich bin auf ein Spiel des Zufalls aufmerksam geworden, das fast einer Schicksalsfügung ähnlich sieht. Meine Mutter, mein Weib, meine Stiefschwester, meine natürliche Tochter (wenigstens so viel ich weiß) und ich selbst sind lauter einzige Kinder. Mein Vater hatte aus seiner Ehe mit Lady Conyers (einer einzigen Tochter) nur meine Schwester, und aus seiner zweiten Ehe, wieder mit einer einzigen Tochter, auch nur ein einziges Kind. Lord Byron, wie Sie wissen, war dieses einzige, und so ist es auch mit meiner Tochter. Ist diese Geschichte mit diesen einzigen Kindern nicht wirklich einzig? Schicken Sie mir bei Gelegenheit ein Miniatur-Porträt meiner Tochter. Ich habe nur eine Zeichnung von ihr, die nur eine schwache oder gar keine Idee von ihrem Aussehen giebt."

Ueber Lord Byron's eigene Poesie wie über andere gleichzeitige Dichter enthalten diese Briefe manches Lesenswerthe. An Rogers enthält die Sammlung einen Brief, in welchem sich Byron's Freundschaft mit der heitern Förmlichkeit einer wohlwollenden Erinnerung auszusprechen scheint. Rogers nennt er den Tithon der modernen Poeten. Wordsworth wird höhnisch abgefertigt; Coleridge gegeißelt; Moore über alle erhoben; Scott nach Würden anerkannt; Wilson und Hogg scheint er zu schmeicheln; Millman und Croly und andere dergleichen „Schmalthiere" werden behandelt, wie sie es verdienen. Auch über Frau von Stael spricht er sich an einigen Stellen aus: „Frau von Stael war eine Frau gut von Herzen und im Grund die artigste; aber sie wurde aufgerieben von einem Wunsche — sie wußte selbst nicht, Was zu seyn. In ihrem eigenen Hause war sie liebenswürdig; in einem fremden hätte man sie weg und nach Hause wünschen mögen."

„Was Frau von Stael betrifft, so fühlte ich keine Verpflichtung, ihren Fürbitter zu machen; sie war allzeit in meiner Gegenwart höflicher gegen mich, als hinter meinem Rücken. Unser theurer verstorbener Freund Monk Lewis, der ein zu großer Plauderer war, um immer zu lügen, versicherte mich bis zum Ueberdruß auf sein Ehrenwort, daß besagte Frau von Stael zu Florenz den Mund sehr voll gegen mich genommen hätte, und als man sie in der Schweiz fragte, warum sie ihre Meinung geändert, antwortete sie mit löblicher Aufrichtigkeit: weil ich in einem Sonett sie neben Voltaire und Rousseau genannt habe; Ehren halber könne sie nun nicht anders. Nun, ich habe es nicht vergessen, aber ich bin edelmüthig gewesen, wie stets mein guter Freund der verstorbene Kapitän Whitby auf der Flotte zu seinen Seeleuten zu sagen pflegte (wenn es an eine Heirath mit des Kanoniers Tochter ging *), „zwei Dutzend und damit gut" — die zwei Dutzend wurden nämlich mit der „neunschwänzigen Katze"

---

*) Die Heirath mit des Kanoniers Tochter, ein Witz der Seeleute, wenn Einer an eine Kanone gebunden und auf den Hintern gepeitscht wird. Hiezu bedient man sich der „neunschwänzigen Katze," einer Peitsche mit neun knotigen Strängen.

gegeben — doch das „und damit gut" war mehr seine als des Patienten Meinung."

Ueber Dante äußert sich Byron in folgendem Brief: „Lesen Sie doch S**. Er sagt: „zu seiner Zeit ist der größte und nationalste von allen italienischen Dichtern so sehr der Liebling seiner Landsleute gewesen." Das ist falsch. Er hat mehr Herausgeber und Kommentatoren (und zuletzt Nachahmer) gehabt, als alle italienischen Dichter zusammen. Nicht nur der Liebling ist er! Sie sprechen Dante, schreiben Dante und denken und träumen Dante in diesem Augenblick (1821) bis zu einer Ausschweifung, die lächerlich seyn würde, wenn er es nicht verdiente. Auf gleiche Weise spricht dieser Deutsche von Gondeln auf dem Arno — ein würdiger Geselle über Italien reden zu dürfen. So sagt er auch, Dante's größter Fehler sey ein Mangel edler Gefühle. — Ein Mangel edler Gefühle! — Und Francesca von Rimini — und das Vatergefühl des Ugolino — und Beatrice — und La Pia! — Es ist ein Adel in Dante über allen Adel; es ist Zartheit. Es ist wahr, in seiner Schilderung des christlichen Hades oder der Hölle ist kein Platz zu edeln Gefühlen. Aber Wer in der Welt außer Dante hätte edle Gefühle in die Hölle bringen können? Sind deren in Milton! — Nein. — und Dante's Himmel ist lauter Liebe, Glanz und Majestät."

Um ein Uhr.

Doch in Einem Stück hat der Deutsche Recht — über den Vicar von Wakefield. „Von allen romantischen Miniaturgemälden (und vielleicht ist Dieß die beste Gestalt, unter welcher der Roman erscheinen kann) ist der Vicar von Wakefield, glaube ich, der ausgesuchteste." — Er glaubt! — Er kann sich darauf verlassen, daß es so ist. Doch es ist immer gut genug von einem S**. Ich bin schläfrig und will zu Bette gehen. Morgen wird es schönes Wetter geben."

Ueber Pope äußert sich Lord Byron in Folgendem:

„Weder Zeit noch Entfernung, weder Gram noch Alter kann jemals meine Verehrung für ihn mindern; für ihn, der der größte moralische Dichter aller Zeiten, aller Himmelsstriche, aller Gefühle und aller Abstufungen des Lebens ist. Die Lust meiner Jugend, das Studium meines Mannsalters, wird er vielleicht (wenn es zu erreichen mir vergönnt ist) der Trost meines Alters seyn. Ohne über Religion zu rothwälschen, aber auch ohne sie zu vernachlässigen, hat er Alles, was ein großer und guter Mann von moralischer Weisheit finden kann, gesammelt und mit dem Gewande der vollendeten Weisheit bekleidet. William Temple sagt: daß von allen Menschenkindern, die innerhalb tausend Jahren leben, für einen Mann, der als großer Dichter geboren wird, ein Tausend Andere mit der Fähigkeit geboren werden, so große Feldherren und Staatsmänner zu machen, als es welche in der Geschichte giebt. — Dieß die Meinung eines Staatsmannes, ehrenvoll für ihn und die Dichtkunst. Und solch ein Dichter von tausend Jahren ist Pope, Tausend Jahre können wieder vorüber rollen, bevor unsere Literatur auf einen zweiten hoffen darf. Doch sie kann dessen entbehren; er selbst ist eine Literatur. —"

Von sich selbst schreibt der Dichter:

„Was ich mehr und mehr über mich hereinbrechen fühle, ist eine Erschlaffung und ein Mißbehagen, das mächtiger ist als Gleichgültigkeit. Wenn ich mich ermuntere, so wird es Raserei. Ich halte dafür, daß ich wie Swift (wenn ich nicht früher durch einen Zufall oder sonst eine Verstimmung sterbe) mit Blödsinn enden werde. Ich gestehe, daß ich Dieß bei Weitem nicht für so schrecklich halte, als er, einige Jahre bevor er es wurde. Aber Swift hatte kaum zu der Zeit (drei und dreißig Jahre) zu leben begonnen, wo ich schon völlig eine alte Sorte Gefühle fühle."

„Oh, eine Orgel spielt auf der Straße — noch dazu einen Walzer. Ich muß aufstehen und zuhören. Man spielt einen Walzer, den ich zwischen 1812 und 1815 auf den Bällen in London zehntausend Mal gehört habe. Es ist ein seltsames Ding um die Musik."

„Sie scheinen zu glauben," schreibt er an einem andern Orte, „daß ich die „Vision" nicht unter dem Einflusse gemeiner Seelen würde haben schreiben können; ich glaube, Sie irren sich. Die Poesie ist eine abgesonderte Fähigkeit der Seele, und hat mit dem Alltagsmenschen, dem sie zugetheilt ist, so wenig zu schaffen, als die Begeisterung mit der Pythia, wenn sie ihren Dreifuß verlassen hat."

Kühn und treffend bezeichnet er seine Poesie in folgenden Zeilen:

„Was Sie mir vom Ausfeilen des Don Juan sagen, ist Alles ganz gut; aber ich kann nicht poliren. Ich bin in der Poesie wie der Tiger. Wenn ich meinen ersten Sprung verfehlt habe, schleiche ich knurrend in meinen Winkel zurück. Es giebt für mich keinen zweiten. Ich kann nicht ausbessern. Ich kann nicht und ich will nicht. Niemand kommt damit weit, er sey groß oder klein."

Dasselbe Bild braucht er von sich an einer andern Stelle:

„Ihr erstes Schreiben war querköpfig genug; aber Ihre beiden andern Briefe und die Meinungen Moore's und Gifford's haben die Sache wieder ganz ins Geleise gebracht. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Nichts umkneten kann. Ich bin wie ein Tiger; mißlingt mein erster Sprung, so schleiche ich knurrend in meinen Winkel zurück; wenn ich aber treffe, so zermalme ich."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Mont St. Michel, wo Polignac gefangen gehalten werden soll, ist einer der geschichtlich denkwürdigsten Orte in Europa. Mont St. Michel liegt auf der südlichen Spitze der Normandie in der Mitte ausgedehnter Sandflächen, die bei Springfluthen von der See überschwemmt werden. In der uraltesten Zeit sollen hier Druiden gehaust haben. Späterhin wurde auf dieser Stelle ein Kloster gebaut. Ethelred, der zweite König von England, hegte eine besondere Verehrung für Mont St. Michel. Heinrich II von England machte dahin eine Pilgerfahrt, wo er mit Ludwig II von Frankreich und seinem glänzenden Gefolg zusammentraf. Im Jahre 1203 wurde das Kloster und die Befestigung bei einem Angriff der Bretonen zerstört, 1226 aber wieder aufgebaut. Es wurde von den Engländern öfters belagert, jedoch ohne Erfolg. Franz I König von Frankreich, besuchte Mont St. Michel im Jahre 1518; deßgleichen Karl IX im Jahre 1561 und die Herzogin von Bourbon im Jahre 1576; dann 1624 der Herzog von Nevers, der dem Abte ein reiches Geschenk spendete, im Jahre 1689 die Frau von Sevigné, die es „le Mont fier et orgueilleux" nannte; im Jahr 1699 Philipp Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIV. Vorzüglich merkwürdig ist der Umstand, daß es der gegenwärtige Exkönig von Frankreich als Graf von Artois (in seinem 19ten Jahre) am 10 Mai 1777 besuchte. Bei der Besichtigung der Gefängnisse zeigte man ihm einen hölzernen Käfig. Der Prinz befahl, ihn zu zerstören. Bald darauf kam auch die junge Prinzessin von Orleans, und mit ihr der jetzige König Philipp, in Begleitung der Frau von Sillery, dahin. Man zeigte ihr die unterirdischen Gänge und Magazine und auch den hölzernen Käfig. Sie ließ Werkleute und Aexte kommen und führte selbst den ersten Streich auf dieses abscheuliche Gefängniß, das hierauf zerstört wurde. Der ursprüngliche Felsen, der aus Granit besteht, wurde um 180 Fuß abgetragen, um hinreichenden Raum für das Gebäude zu gewinnen. Der Umfang des Felsen am Fuße beträgt etwas mehr als eine halbe Meile. Die Höhe mit Einschluß des Thürmchens auf dem Hauptthurme kommt der von St. Paul in London gleich. Seit der Revolution wurde dieses Schloß als Departementalgefängniß für Verbrecher benützt.

*

Unter den zahlreichen Brüderschaften in Neapel befindet sich auch eine von Advokaten, genannt die Congregation des H. Ivo, die die Verpflichtung übernommen hat, unentgeltlich die Prozesse armer Leute zu führen und ihnen auch Geld vorzuschießen, um ihr Recht an den Gerichtshöfen verfolgen zu können. Man bedarf keiner Empfehlung, um der Wohlthat dieses Institutes theilhaftig zu werden, es genügt ein einfaches Zeugniß über seinen Rechtshandel und seine Armuth.

*

Man zählt gegenwärtig im Peloponnes 18 Schulen für die griechische Sprache mit 624 Schülern, 25 Schulen des wechselseitigen Unterrichts mit 1786 Zöglingen. Auf den Inseln des Archipels finden sich 51 Schulen für die griechische Sprache mit 1,712 Schülern, und 27 Schulen des wechselseitigen Unterrichts mit 3,650 Schülern, mit eingerechnet das Waisenhaus und die Centralschule. Auf dem festen Lande von Griechenland hat man zu Lepanto eine Schule für die griechische Sprache errichtet; das Gebäude, welches man gegenwärtig zu demselben Zwecke in Missolunghi erbaut, wird in Kurzem vollendet seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 29. 29 Januar 1831.

Scenen aus Canada.

2. Auswanderung.

Troß aller Unbehaglichkeit einer Decemberreise schien Neuschottland kein unwünschenswerthes Land füe Ansiedler. Seinen Werth als Kolonie beweisen die blutigen Kriege, in welchen Frankreich und England um seinen Besitz kämpften. Zum Glück für die Bewohner ist in den letzten Zeiten der Friede in jenen Gegenden nicht mehr gestört worden, und der Wohlstand macht verhältnißmäßige Fortschritte. Der jetzige Kronanwalt dee Provinz, Hr. Uniacke, hat es erlebt, daß die Bevölkerung von 11,000 auf 100,000 stieg, ungeachtet der Strom der Auswanderung aus Veranlassung einiger wiewohl in höchst menschenfreundlicher Absicht erlassenen Veeordnungen sich dahin sehr verminderte. Die Vorschrift verlangt nämlich, daß jedes Schiff, welches Auswanderer an Bord nimmt, sich mit einem Arzt, einer Apotheke und einem nach der Zahl der Passagieee berechneten Vorrath von Schweinefleisch und Zwieback versieht; dadurch sind aber die Kosten der Ueberfahrt von 3 — 4 auf 9 — 10 Pf. St. angewachsen, so daß die armen Irelånder dieselben nicht mehr erschwingen können. Um nach Neuschottland zu gelangen, schlagen sie daher jetzt den Weg über Newfoundland ein, wohin die Verordnung sich nicht erstreckt; aber ein jeder Umweg vertheuert natürlich die Reise. Wenn man überdieß Hrn. Uniacke glauben darf, so hat es jene Verordnung auch darin verfehlt, daß sie dem Auswanderer des Guten zu Viel zudenkt. „Der arme Irelånder," sagte jener voe der Auswanderungskommission, *) „ist an kein Schweinefleisch gewöhnt und weiß nicht, was ein Bett ist; legt man ihn in ein Bett, und giebt ihm Schweinefleisch und Semmel nebi, so macht man den Mann krank; wenn er nach Newfoundland fährt, so kann ee sich der Länge nach auf den Boden des Verdecks legen und sein ganzer Voeeath besteht in einem Sack Hafergrütze, einigen Kartoffeln und Häringen und dabei ist es ihm so wohl wie dem Vogel auf dem Zweig!" Wenn man solche Redensarten hört, könnte man wirklich fragen: Spottet der Herr? Allein in dem Canaan des Geldes gewöhnten sich die Reichen nur gar zu leicht daean, bei den armen Teufeln von Nebenmenschen, die ihren Begriffen nach nur willenlose Werkzeuge in dem großen Getriebe ihrer Speculationen bilden, Alles als Luxus zu betrachten, was über das Bedüefniß für Hungeesterben hinausgeht. Nirgends hat es aber auch das Volk im Entbeheen weiter gebracht als in diesem sonst so gepeiesenen Lande. In dem Jahr 1824/25 fanden 300 Auswanderer aus dem Norden von Schottland Mittel dem erwähnten Gesetz sich zu entziehen und ihre Ueberfahrt nach Kap Breton kostete sie nicht mehe als 50 Schill. bis 3 Pf. St. Sie verköstigten sich nemlich selbst, und nach dem Kontrakt lag dem Schiffer bloß ob, dafür zu soegen, daß jeder der Passagiere so viele Pfund Hafermehl hatte, als die Fahet Tage dauern mochte, also etwa auf 4 bis 5 Wochen; auf ein Kind war die Hälfte gerechnet; dazu kam noch täglich ½ Pinte Zuckersyrup nebst einigen Eiern; für das Wasser, das der Schiffer lieferte und für die Ueberfahrt zahlte die Peeson 30 bis 35 Schill. An Ort und Stelle angelangt, erhielten sie von der Regierung Nichts als nacktes Land, und doch sollen sie schon im folgenden Jahr bessee daran gewesen seyn als irgend eine Familie ihrer Klasse in Schottland. So wohlfeil der Transpoet ist, so wohlfeil fällt auch die Ansiedelung selbst aus. Fünfzig Bushels Kartoffeln und ½ Stückfaß Häringe reichen für eine irische Familie auf ein ganzes Jahr (wie Hr. Uniacke meint) gut aus, und später bringen sie sich ohne Unterstützung fort. Die ersten fünf irischen Familien, die er in Irishtown ansiedelte, geboten mit einander nicht über fünf Schill.; innerhalb fünf Jahren verfünffachten sich diese Familien und konnten ihren Freunden in Ireland nicht genug rühmen, wie gut es ihnen erginge, die dann Himmel und Eede bestüemten, um sich ihnen beizugesellen. „Jedes Jahr," schließt Hr. Uniacke, „führt uns einen Zuwachs von sieben bis acht Familien zu; die alten Ansiedler können jetzt ihre Landsleute und Verwandten aufnehmen, welche nachkommen, und ihnen Heeberge und Lebensmittel bieten. Sie händigten mir 70 — 80 Pf. von iheen Ersparnissen ein, daß ich es ihren Angehörigen schickte. Als ich bei meinem letzten Besuch sie fragte, wie sie lebten, so gaben sie mir zur Antwort: „„Schreiben Sie unsern alten Herren im Vaterland, daß wir in unserer Lage nicht mit ihnen tauschen würden."" Wären diese guten Leute, welche einen so edelmüthigen Gebrauch von ihren ersten Ersparnissen machten, in Ireland geblieben, so würden sie wahrscheinlich in jene Aufruhr- und Verschwörungsgeschichten veewickelt worden seyn, welche in jenem unglückseligen Land an dee Tagesordnung sind! Welche Verantwortlichkeit laden jene Hartherzigen auf sich, die ein harmloses Volk in Veezweiflung stüezen! Bessere Fürsorge wird für die Kinder von der Armee und Marine getroffen, welche auf der Waisenliste von Halifae stehen; sie werden in einem Altee von fünf Jahren bei den

*) First Emigration report. S. 38

Pächtern untergebracht, die sie gern nehmen und wie ihre Kinder behandeln; die Mädchen lernen Spinnen, Melken und andere weibliche Arbeiten; die Knaben die landwirthschaftlichen Geschäfte; der Pächter giebt dem Kind im ersten Jahr ein Lamm und im zweiten ein weibliches Kalb und wenn dann die Kinder in das Alter kommen, wo sie sich heurathen und selbstständig werden, so besitzen sie an diesen Thieren, die sich unterdessen fortgepflanzt haben, bereits den Grundstock eines kleinen Kapitals. So zahlreich diese Waisen sind, so ist doch die Nachfrage nach Arbeit so groß, daß deren noch so viel untergebracht werden könnten, wenn sie vorhanden wären.

Die belgische Revolution, in ihren Ursachen und Folgen.

(Fortsetzung.)

Der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Niederlanden, der nach dem Verlauf des antwerpener Waffenstillstandes (im August 1621) aufs Neue entbrannte, wurde von beiden Theilen mit geringer Anstrengung geführt, da der Kampf offenbar keinen anderen Zweck mehr haben konnte, als sich gegenseitig Abbruch zu thun, ohne daß damit für den Ueberwinder ein wesentlicher Vortheil verbunden gewesen wäre. Das alte Verhältniß zwischen der germanischen und der celtischen Bevölkerung der Niederlande, wie es in den ältesten Perioden bestand, war durch die religiöse Spaltung zu einer Zeit wo alle, oder wenigstens die wichtigsten politischen Fragen sich noch in die Form von Religionsstreitigkeiten kleideten, wiederhergestellt worden. So wenig als die Herrschaft der Römer, und später die der Franken hatte das Feudalwesen des Mittelalters und die auf demselben sich erhebende burgundische und spanische Macht zu ändern vermocht, Was in der Natur begründet lag. Ueberall, wo Völker verschiedener Art sich berühren, ohne durch feste natürliche Grenzen geschieden zu seyn, wird von beiden Seiten ein Hinüber- und Herübergreifen statt finden, welches einzelne Gebietstheile bald dem einen bald dem andern Theile unterwirft; es bildet sich in den Grenzlanden, welche so oft gemeinschaftlich die Herren gewechselt haben, auch eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen, und leicht kann aus dieser die Vereinigung in einen besonderen Staat hervorgehen, da das, woein diese Provinzen mit einander gegenüber den Völkern übereinstimmen, denen sie durch Ursprung und Nationalität ihrer Bewohner angehören, oft mächtiger wirken muß, als jede andere Rücksicht. Aber jede solche Vereinigung ist immer nur das Vorspiel zu einer um so entschiedeneren Trennung. Nie können die zufälligen Interessen, die sich aus der äußeren Lage ergeben, auf die Dauer die Forderungen des Charakters, die Stimme der Natur, überwiegen.

Die Holländer, nach ihrer Trennung, begriffen Dieß besser, als die Belgier. Denn während die letzteren, unter der Statthalterschaft des Erzherzogs Albrecht und der Infantin Isabella, wiederholte Versuche machten, die abgefallenen nördlichen Provinzen durch gütliche Verhandlungen zu der Rückkehr in den alten Verband zu vermögen; wiesen die Generalstaaten — wie die republikanische Verwaltung der Vereinigten Niederlande sich nannte — alle Anmuthungen dieser Art mit Verachtung zurück, und boten mehr als einmal die gutmüthigen Nachbarn, die sich dessen zu den alten Freunden und Landsleuten nicht versahen, auf offenem Markte zu Kauf aus.

Schon Heinrich IV war, durch die Holländer gereizt, im Begriff, auf die spanischen Niederlande die alten Ansprüche Frankreichs geltend zu machen; mit Ludwig XIII schloß die Republik Holland (8 Februar 1635) einen Vertrag, wonach beide übereinkamen, die Niederlande mit einem Heere von 60,000 Mann anzugreifen, was für jene Zeiten eine unermeßliche Macht war; die Provinzen und Städte der katholischen Niederlande sollten eingeladen werden, die Waffen wider die Spanier zu erheben, und sich als selbstständigen und unabhängigen Freistaat zu konstituiren. Wenn sie dieser Aufforderung Folge leisteten, so machten Frankreich und die Holländer sich verbindlich, gegen die Abtretung einiger Gebietstheile, welche die Verbündeten sich vorbehielten, sie zu schützen; sofern sie sich weigerten, so sollten alle belgischen Provinzen zwischen Frankreich und Holland getheilt werden, so daß Luxemburg, Namur, Hennegau und die westliche Hälfte von Flandern mit der Grafschaft Artois an Frankreich fielen; der Rest an Holland.

Spanien, von diesem Vertrage unterrichtet, begann seine Operationen früher als die Verbündeten; der Krieg, der wenig mehr als eine Episode in dem großen Kampfe zwischen Frankreich, Schweden, Holland, und den deutschen Protestanten auf der einen, und Spanien, Oesterreich und der katholischen Liga auf der anderen Seite war, zog sich bis in die ersten Jahre der Regierung Ludwigs XIV hinein und endigte zuerst, nach manchem unerwarteten Wechsel des Kriegsglücks, mit Holland, das in dem Frieden von Münster (am 30 Januar 1648) die so lange verweigerte Anerkennung seiner Unabhängigkeit erhielt. Der König von Spanien entsagte für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die Republik der Vereinigten Niederlande. Jeder von den beiden kriegführenden Theilen blieb im Besitz der Landschaften, Städte und Distrikte, welche er bei dem Abschluß des Friedens inne hatte. Den Unterthanen und Bewohnern beider Staaten wurde erlaubt in den beiderseitigen Besitzungen frei und ungehindert zu verkehren; nur waren sie verpflichtet, in religiöser Beziehung sich mit der möglichsten Vorsicht zu benehmen, um weder durch unvorsichtige Worte, noch Handlungen Aergerniß zu geben. Der Handel und die Schifffahrt von Ost- und Westindien blieben den bestehenden Verordnungen und Vorschriften unterworfen. Die Güter und Besitzungen, die von beiden Seiten während der Dauer des Krieges konfiszirt worden, namentlich jene des Hauses Oranien, wurden zurückgegeben. Der wichtigste unter allen diesen Friedensartikeln war aber derjenige, welcher bestimmte, daß die Schelde, die Kanäle von Satzwin und andere Gewässer, welche mit dem Meere in Verbindung stehen, von Seiten der Generalstaaten geschlossen, und alle Fahrzeuge und Waaren, die nach flandrischen Häfen gingen, oder aus ihnen kämen, mit denselben Abgaben belastet werden sollten, die auf der Schelde erhoben würden. *)

---

*) Traité de Munster, Art. XIV. L'Escaut, les canaux de Satzwin et autres bouches de mer y aboutissant, seront tenus clos du côté des états.

Art. XV. Les navires et denrées entrant dans les havres de Flandres, et ceux qui en sortent, demeureront chargés des mêmes impositions qui seront levées sur les denrees allant et venant au long de l'Escaut et autres canaux mentionnés à l'article precedent.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Drei oder vier poetische Zeilen einer Selbstkritik Byron's wiegen einen Band kritischer Zeitschriften auf. Von diesen, namentlich von dem Edinburgh Review, erlitt Lord Byron manche bittere Kränkung. So wie er gegen das Lob gleichgültig schien, schmerzte ihn der Tadel tief. Doch machte er sich zu Zeiten über die kritischen Areopagiten lustig.

„Ich habe dieser Tage über die Vergleichungen nachgedacht, gute und schlimme, die man mit mir in englischen und auswärtigen Journalen angestellt hat. Ich wurde dazu veranlaßt, als mir neulich zufällig eine auswärtige Zeitung in die Hände fiel; denn ich habe es mir zuletzt zum Grundsatze gemacht, nach Dingen dieser Art nie mehr geflissentlich zu suchen; aber auch sie nicht undurchblättert zu lassen, wenn sie mir ein Zufall in die Hände spielt. Um denn zu beginnen, so fand ich mich in Hinsicht meiner Person und meiner Poesie verglichen innerhalb dieser neun Jahre in englischer, französischer, deutscher (die man mir verdolmetschte), italienischer und portugiesischer Sprache, mit Rousseau, Goethe, Young, Aretino, Timon von Athen, Dante, Petrarca, einer alabasternen Vase, in der ein Licht brennt, mit Satan, Shakespeare, Bonaparte, Tiberius, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Harlekin, dem Rüppel, einer Phantasmagorie, Heinrich dem Achten, Mirabeau, Chenier, dem jungen R. Dallas (dem Schulknaben), mit Michel Angelo, Raphael, einem Petit-Maitre, Diogenes, Child Harold, Milton, Pope, einem Wilden, Dryden; dem: „ich habe oft von Dir gehört“ des Lord Biron in Shakespeare, dem Dichter Churchill, dem Schauspieler Kean, Alfieri u. s. w.“

Doch manch schöner und süßer Lohn wurde dem Dichter auch, wobei er es am Wenigsten vermuthete.

„Vor einigen Tagen,“ schreibt er, „erhielt ich von einem Mädchen aus England (ich habe sie nie gesehen) einen sonderbaren Brief. Sie sagt, sie sey von den Aerzten aufgegeben; doch könne sie nicht aus der Welt gehen, ohne mir für den Genuß zu danken, den ihr meine Gedichte viele Jahre gewährt haben u. s. w. Unterzeichnet sind bloß die Buchstaben N. N. A. Kein Wort Rothwälsch oder Predigt von einer Meinung ist dazugefügt. Sie sagt bloß, sie sey eine Sterbende, und da ich so Viel zum Vergnügen ihrer Lebenslage beigetragen habe, so glaube sie mir Dieß sagen zu dürfen. Zugleich ersucht sie mich, ihren Brief zu verbrennen, was ich auf keine Weise thun kann, da ich auf einen solchen Brief unter solchen Umständen mit mehr Stolz blicke, als auf ein Diplom von Göttingen. Ich erhielt einsmals einen Brief aus Drontheim in Norwegen (freilich nicht von einer sterbenden Frau) in Versen und ähnlichen Inhalts. Das sind Dinge, die Einem manchmal glauben machen können, daß man ein Dichter ist. Aber wenn man glauben muß, daß *** und Konsorten auch Dichter sind, so ist es besser, man läßt sich aus der Liste streichen.“

Diese Unzufriedenheit des Dichters mit sich selbst, die ihn sogar noch zweifeln läßt an seinem Berufe zur Dichtkunst — diese edle Bescheidenheit, die er freilich nicht Jedermann gegenüber zeigte, muß die Anklage Derer entkräften, die diesem hohen Geiste hochfahrenden Troz und kalten Stolz vorwerfen.

„Wenn ich noch zehn Jahre länger lebe, schreibt er an Murray, so sollen Sie sehen, daß es mit mir noch nicht zu Ende ist. Ich meine nicht in der Literatur, denn das ist soviel als Nichts, und es wird vielleicht seltsam genug klingen, wenn ich sage, daß ich sie nicht für meinen Beruf halte. Doch Sie sollen sehen, daß ich, wenn es Zeit und Glück erlaubt, Eines oder das Andere thun werde, was gleich der Kosmogonie oder der Erschaffung der Welt die Philosophie aller Zeiten in Verwirrung setzen soll. Aber ich zweifle, ob meine Lebenskraft dazu ausreichen wird. Ich habe sie zu Zeiten teuflisch in Anspruch genommen.“

Sehr gut wußte aber auch Lord Byron sein Verdienst der Welt und der kaufmännischen Spekulation gegenüber zu schäzen. Bescheidenheit ist hier oft nur zu übel angewendet und wird als schuldige Devotion oder Schwäche und Kleinmuth hingenommen. Seelen, die nur mit zwei Sinnen, mit Wage und Elle, auf die Welt kommen, werden über nachstehenden Brief freilich die Hände über den Kopf zusammenschlagen.

„Sie bieten mir 1500 Guineen für den neuen Gesang; ich mag nicht. Ich verlange dafür 2500 Guineen, die Sie geben können oder nicht, wie es Ihnen beliebt. Er schließt das Gedicht und besteht aus 144 Stanzen. Die Anmerkungen sind zahlreich und größtentheils von Hrn. Hobhouse geschrieben, dessen Nachforschungen unermüdlich waren und der, wie ich wohl behaupten darf, mehr reelle Kenntnisse von Rom und seinen Umgebungen hat, als alle Engländer die seit Gibbon hier gewesen sind. Doch, um Mißverständnissen vorzubeugen, halte ich es, beiläufig gesagt, für nöthig, zum Voraus zu erklären, daß Hr. Hobhouse weder direkt noch indirekt irgend ein Interesse dabei hat, es mag mir auch von dem Eigenthumsrecht an meinem Werke ein Preis und Vortheil erwachsen, so groß er immer will; so daß Sie also nicht glauben dürfen, daß es durch ihn oder seinetwegen geschieht, wenn ich für diesen Gesang Mehr fordere als für den vorausgehenden. Nein, sondern wenn Hr. Eustace 2000 Pfund erhalten konnte für ein Gedicht über die Erziehung, wenn Hr. Moore 3000 Pfd. für seine Lalla Rook erhält und Hr. Campbell 3000 für seine Prosa in Poesie — ich will damit nicht dem Verdienst der Arbeiten dieser Herren zu nahe treten — kurz, so verlange ich den obenangesezten Preis. Sie werden mir sagen, daß die Arbeiten von diesen bedeutend länger sind; sehr wahr, und wenn sie die ihren abkürzen, so will ich die meinigen länger machen und noch Weniger fordern. Legen Sie das Manuskript Hrn. Gifford und zwei anderen Herren vor, die sie dazu wählen mögen (etwa Hrn. Frere oder Hrn. Croker oder wem immer, nur nicht solchen Leuten wie Ihrem **s oder **s) und wenn diese den Ausspruch thun, daß dieser Gesang im Ganzen geringfügiger ist als der vorhergehende, so will ich von ihrem Urtheil nicht weiter appelliren, werfen Sie das Manuskript in's Feuer und lassen Sie die Sache abgethan seyn.

So schreibt er unter Andern auch noch an Murray:

„Es war eine Zeit, wo ich aus der Fülle meiner Seele und aus Liebe zum Ruhme schrieb (nicht als ob ich diesen als Zweck betrachtet hätte, sondern als Mittel, auf die Gemüther der Menschen den Einfluß zu gewinnen, der an sich selbst und in seinen Folgen auch eine Kraft ist) und nun schreibe ich aus Gewohnheit und aus Geiz; so daß die Wirkung wahrscheinlich eben so verschieden ist als der Grund der Begeisterung. Ich habe noch dieselbe Leimigteit und in der That noch denselben Drang zum Schaffen, um dem Müßiggang zu entgehen, (obgleich Müßiggang unter einem heißen Himmel ein Vergnügen ist). Dagegen bin ich weit gleichgültiger darüber, was aus der Arbeit wird, wenn sie nur meiner unmittelbaren Absicht gedient hat. Indeß werde ich in keinem Betracht dem — gleichen. Doch ich will nicht so weit gehen, wie der Erzbischof von Granada, da ich weiß, daß Sie das Schicksal des Gil Blas fürchten und nicht ohne Grund.“

Es wurde schon oben mit Lord Byron's Worten gesagt, daß in diesen Memoiren nur wenige Andeutungen über seine zahlreichen Liebesabenteuer vorkommen, da er aus einem liebenswürdigen Zartgefühl Niemand dem harten Urtheile der Welt preis geben wollte. Die Liebe wird nur durch Geheimniß und Schweigen unentweiht und heilig erhalten; nur eine rohe und gemeine Seele kann ihre eigenen und schönsten Gefühle und die aufopfernde Hingebung eines Weibes verrätherisch auf offenem Markt zur Schau stellen. Liebe und Andacht gehören in's Herz und nicht auf die Lippen. Nur eine H— oder eine Versschwester kann sich mit ihnen brüsten. Indeß lassen schon die wenigen Blicke, welche der Dichter durch den gelüfteten Vorhang in sein Allerheiligstes vergönnt, manch tiefes Geheimniß seiner Seele errathen:

Einer seiner Geliebten, der Gräfin Guiccioli, schrieb er in ein Buch, die Corinna der Frau von Stael, Folgendes:

„Theuerste Theresia! Ich habe dieses Buch in Deinem Garten gelesen; — Du warst abwesend, meine Liebe, sonst hätte ich es ja nicht lesen können. Es ist ein Lieblingsbuch von Dir und seine Verfasserin war eine Freundin von mir. Du wirst diese englischen Worte nicht verstehen und Andere werden sie auch nicht verstehen — aus dem einfachen Grund, weil ich sie nicht italienisch hingekritzelt habe. Aber Du wirst die Handschrift Dessen erkennen, der Dich leidenschaftlich liebt, und Du wirst es ahnen, daß er bei einem Buch, das Dir gehört, nur an Dich denken konnte. In dem einen Wort, das lieblich in allen Sprachen klingt, zumeist in der Deinigen — Amor mio — ist mein ganzes Seyn begriffen, jezt und immerdar. Ich fühl' es, mein Seyn ist hier, und ich fürchte, es wird immer hier seyn — wozu, wirst Du entscheiden. Meine Bestimmung liegt in Dir und Du bist ein Weib und achtzehn Jahre alt und erst zwei aus dem Kloster. Ich wünschte, Du wärest dort geblieben, mit meinem ganzen

Herzen — oder daß ich Dich wenigstens nicht vermählt gefunden hätte. Doch zu spät ist Alles dieß. Du liebst mich, und ich liebe Dich — wenigstens sagst Du so und thust, als ob es so wäre. Dieß ist wenigstens ein großer Trost in Allem, was sich begeben mag. Aber meine Liebe ist mehr als Liebe, und ich kann nicht aufhören, Dich zu lieben. Denke zuweilen an mich, wenn die Alpen und der Ozean uns trennen; — aber sie werden es nie, wenn Du es nicht wünschest."

Bologna am 23 Aug. 1819.

Byron.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Buckingham's Reiseunternehmung.

(Fortsetzung)

Will Hr. Buckingham nicht in den kamtschadalischen Winter gerathen, so kann er nicht über drei Wochen in St. Peter und Paul Rast halten, und gegen Mitte Oktobers muß er wieder in die See stechen. Die südöstliche Richtung, die er einschlägt, muß ihn in die Nähe der Sandwichsinseln bringen, wo er ohne Zweifel gerne beilegt, um Erfrischungen einzunehmen und aus dem Munde der Missionäre und der Kolonisten Erkundigungen in Betreff seiner Civilisationsplane einzuziehen. Auf einem Raume von etwa tausend Lieues, welchen die Expedition auf dieser Ueberfahrt durchmißt, zeigen die jetzigen Karten keine Insel, keine Klippe an. Es läßt sich denken, daß er gegen den 10 December wieder abfährt. Nun könnte Hr. Buckingham sich sogleich gegen Neuguinea oder die benachbarten Inseln wenden. Allein da seine Fahrzeuge nach einer so langen Schifffahrt bedeutender Ausbesserungen bedürfen, auch in seinen Vorräthen manche Lücken sich bemerklich machen werden, so wird er wohl Port Jackson nicht umgehen können, wo sich ihm in diesen Gewässern allein die gewünschten Hülfsquellen darbieten. In diesem Falle kann er unterwegs der Insel Palmyra einen Besuch abstatten, zwischen den beiden kleinen noch unvollkommen beschriebenen Inseln des Herzogs York und des Herzogs Clarence durchsegeln, Solitaria aufsuchen, und sich der Walesinsel, die man mit der Maurellinsel für identisch hält, so wie der Allou-Fatti- und der Foutou-Naton-Inseln, welche Arrowsmith mit der Horn- und Verlornen-Kinds-Insel für identisch erklärt, vergewissern. Ins Besondere kann Hr. Buckingham der Hydrographie dadurch einen nicht gemeinen Dienst leisten, daß er von der Insel Farewell, der nördlichsten des Viti-Archipels, Kunde bringt, und von diesem Archipel die nördlichen und westlichen Umrisse zeichnet, indem er so weit segelt, bis er die westlichsten Eilande erreicht hat, welche der Astrolab unter 17° 53' südl. Br. und 176° 46' östl. L. von Greenwich setzt. Diese Operation, die ihn längs der großen Insel Vanua-Lebou und ihrer westlichen Nachbarn, so nah als die Riffe es erlauben, hinführen müßte, würde, in Verbindung mit den Leistungen des Astrolabs, die Peripherie des gefährlichen Archipels so ziemlich ausmitteln, und beide Expeditionen würden sich geradezu ergänzen, wenn Buckingham, seine Untersuchung beginnend, den nach dem Astrolab unter 16° 56' südl. Br. und 179° 48' westl. L.) gelegenen Gruppen der vier Lanoubja-Inselchen sich so weit nähern könnte, um sie deutlich zu erkennen.

Von den Inseln Viti bis Port Jackson kann die Ueberfahrt nichts Interessantes darbieten; ein Monat in dieser Kolonie wird genügen; einen zweiten Monat wird er brauchen, um von Neu-Süd-Wales, an Ost- oder West-Neu-Caledonien vorbei, nach dem östlichen Theil von Neu-Guinea zu gelangen. Wählt Hr. Buckingham den erstern Weg, so kann er die von dem Astrolab zu 3/4 angefangene Aufnahme der Loyalty-Inseln vollenden. Dieß vorausgesetzt, hätte Hr. Buckingham zuvörderst die Insel Walpole und die gegen zehn Lieues nordwestlich davon gelegene Klippe Dürand in's Auge zu fassen, sodann nach der Reihe die West- und Nordwestküsten der drei großen Loyalty-Inseln, und endlich nachzuweisen, ob die Klippen des Astrolabs, zehn Lieues im NW der Beaupré-Inseln, zwei abgesonderte Riffe bilden, oder ob sie im W in Form eines Hufeisens gleich den meisten dieses Korallenmeeres, zusammenhängen. Daß Hr. Buckingham auf den Loyalty-Inseln Rast hielte, um die Produkte dieses Archipels und den Charakter seiner Bewohner näher kennen zu lernen, wäre sehr zu wünschen. Nach Beendigung dieser Arbeit würde er sofort auf die östlichsten Louisiade-Inseln lossteuern, und in den ersten Tagen des Aprils dürfte er bei Bougainville's Befreiungsbay angekommen seyn.

Zöge es übrigens Hr. Buckingham vor, oder stände es ihm frei, auch nicht im Port Jackson einzulaufen, so wären gegen drei Monate gewonnen, die sich in den Archipeln Polynesiens nützlicher anwenden ließen, als in dem schon hinlänglich bekannten Neu-Süd-Wales. Alsdann könnte Hr. Buckingham sich an einem Punkt der Insel Vanoua-Lebou oder Viti-Lebou vor Anker anlegen. Ueber die dortigen Insulaner enthalten die Berichte der Seefahrer zu viele Widersprüche, als daß es nicht wünschenswerth wäre, genauere Aufschlüsse zu erhalten. Die Einen schildern sie als die wildesten Barbaren des Südmeers, während Andere sie als gastliche Völker darstellen, und ihr Benehmen nur gegen Diejenigen als feindselig, die ihnen selbst dazu gerechten Anlaß geben. Wenn Hr. Buckingham diesen Archipel in der Richtung nach Norden verläßt, so kann er im Vorbeigehen die von dem englischen Schiff Dona Carnelita im Jahre 1823, angeblich unter 15° 31' südl. Br. und 176° 11' östl. L., entdeckte Insel Hunter besichtigen, und von da auf die im N der Heiligengeistinseln (Cook's Neu-Hebriden) gelegenen Eilande lossteuern, welche Kapitän Bligh im Mai 1789, als er in seiner Schaluppe von Toufoa nach Timor schiffte, entdeckte und Banksinseln nannte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Summen, welche die vormalige königliche Familie von Frankreich seit 1815 aus dem Staatsschatze bezogen hat, belaufen sich im Ganzen auf 634,180.000 Franken, ungefähr 297 Millionen Gulden. Nämlich:

In den letzten 9 Monaten 1814	19.520,000 Fr.
Im Jahre 1815	50.700,000 —
— — 1816	25.000,000 —
— — 1817	29.000,000 —
— — 1818	51,000,000 —
— — 1819 bis 1822 jedes Jahr . . .	34.000,000 —
— — 1823	30,000.000 —
— — 1824	34,000,000 —
— — 1825. 1826. 27. 28. 29 jedes Jahr .	32,000.000 —
— — 1830 (7/12 von 32 Millionen) . . .	16,670,000 —
Die Gesammtsumme der Civilliste und Geldbezüge der k. Familie belaufen sich in dieser Zeit auf . .	516,680,000 —
Hiezu kommen noch die Schulden der Familie, die im Jahr 1814 bezahlt wurden, mit	30.000.000 —
Ausgaben bei der Vermählung des Herzogs von Berry .	1,500.000 —
Kosten der Leichenfeierlichkeiten für Ludwig XVIII .	6.000,000 —
Einkünfte der Krondomänen, im jährlichen Anschlag von 5 Millionen	80,000.000 —
In Summe .	634,180,000 Fr.

Es scheint, daß der jetzige Kriegsminister in Frankreich besser in der Schule des Mars als im Felddienst der Kirche bewandert ist. Da er es für nöthig hielt, einmal den Bußprozessionen des vorigen Königs beizuwohnen, so wendete er sich an den Marschall Lauriston mit der Anfrage, wie man bei dieser Gelegenheit zu erscheinen habe. Dieser, der sich einen Scherz machen wollte, sagte ihm, er müsse dabei in großer Gala als Marschall von Frankreich erscheinen. Dieser Anweisung zufolge richtete er denn auch sein Bußgewand ein und erschien in vollem Costüme mit einer langen Wachskerze in der Hand, begleitet von sechs Livreebedienten, von denen jeder dieselbe Waffe trug. Dieser Aufzug mußte natürlich den lächerlichsten Eindruck von der Welt machen; allein es war nun einmal zu spät wieder umzukehren. Sobald indeß die Feierlichkeit vorüber war, schickte der beleidigte Soldat seinem alten Waffenkameraden eine Ausforderung und der König mußte allen seinen Einfluß geltend machen, um die gefährlichen Folgen dieses übel angebrachten Scherzes zu verhindern.

Einer der berühmtesten Musiker und Compositeure in Frankreich, Catel, ist am 29 Nov. v. J. zu Paris mit Tod abgegangen. Seine vorzüglichsten Werke sind: seine Abhandlung über die Harmonie, das beste Werk, das Frankreich hierüber besitzt, dann seine Opern Semiramis, Wallace und die Bajadere.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 30. 30 Januar 1831.

Ansichten aus den Pyrenäen.

Die an schönen Landschaftsscenen so reichen Pyrenäen werden weit weniger von Reisenden besucht als andere malerische Partien von Europa. Indeß übt schon der Name mancher Punkte mit den romantischen Sagen, die sich daran anknüpfen, einen ungemeinen Zauber auf die Einbildungskraft aus. Da ist die Rolandsbresche, der verlorne Berg (Mont perdu), die Verwünschte (Maladetta); von jedem Paß, von jeder Schlucht oder Höhle erzählen die Bewohner irgend eine furchtbare Geschichte kühner gesetzloser Schmuggler, die dort ihr Wesen trieben, und in diesen abgeschiedenen Bergthälern hauste der sonderbare Orden der Templer, die hier Burgen und Kapellen bauten, wovon noch die Reste zu sehen sind.

Wenn man sich in dem Städtchen Luchon befindet, so hat man links das anscheinend unübersteigliche Bollwerk des Pik de la Pique, rechts die zackigen Höhen von Estaovas, zwischen welchen beiden die Porte de Venasque versteckt in der Mitte liegt, und das Ganze bildet einen schauerlichen Vorhang, der die geheimnißvolle Gestalt der Maladetta dem Blick entzieht. In diesem Paß und diesem Gebirg, welches wenig niederer ist als die höchsten der Alpen, möge sich der Leser in Gedanken zum mitternächtlichen Ausbruch anschiken, indem wir die aufgehende Sonne zu begrüßen gedenken, wie sie ihre ersten Strahlen auf die spanische Grenze von Venasque wirft.

Das Thermometer hatte den Tag über sich auf 85° Fahr. im Schatten gehoben und selbst in dieser späten Stunde stand es noch auf 75°; kein Hauch bewegte die warme, doch nicht schwüle Luft; der Mond war so eben hinter einer Bergkuppe aufgegangen und zeigte seine Anwesenheit nur durch eine lichte Färbung an dem wolkenlosen Himmel und dem milden Schimmer, der sich durch die paradiesische Nacht verbreitete. Hinter uns eine Milchstraße von Kerzen und Laternen, welche von den versammelten Bewohnern ausfloß, die uns abziehen sehen wollten, rasselten unsere kleinen Pferde munter über das Pflaster, und wir befanden uns bald auf einem rauhen Felspfade, der sich eine Zeitlang längs den Ufern des Piqueflusses hinwand und uns an den Fuß einer natürlichen Schanze brachte, auf welcher der jetzt zerstörte Thurm von Castell Viel sich erhebt, der in seinen Tagen als Vorhut und Wächter des Thals diente. Hier verließen wir die Richtung des Flusses, und nun ging es durch einen dichten Wald bergan; der Pfad wurde immer rauher, die Bäume immer größer; wir stolperten mit unsern Pferden über umgestürzte Fichtenstämme weg, oder mußten, um den vorstehenden Wurzeln und Stumpen auszuweichen, bis an den Saum der jähen Bergwand ausbeugen; manchmal blinkten die Pils von Venasque, hoch im Mondschein empor sich thürmend, durch die Zweige. Es war das Gemälde eines Traums, in der ganzen Erhabenheit wirrer Anschauungen. Wie die Nacht vorrückte und man weiter hinauf kam, ging die Wärme des Thales in einen durchschauernden Frost über, und lang vor 1 Uhr hatten wir uns insgesammt in unsere Mäntel und Kapuzen eingemummt und schritten, die Pferde an der Hand, auf dem schmalen Steig hinter einander bedächtlich hinan. Der plötzliche Wechsel der Temperatur durch die frische Bergluft und die eindrucksvolle Stille der romantischen Landschaft schien die Wirkung zu haben, daß die Unterhaltung sich auf eine gelegentliche Bemerkung, oder einen unwillkürlichen Ausruf beschränkte, je nachdem ein neuer Gegenstand in den Gesichtskreis trat. Einmal wurde die Stille durch einen schrillen Laut unterbrochen, der offenbar sehr fern, aber so durchdringend und kläglich war, daß man nicht anders dachte, als er rühre von irgend einem unglücklichen Wanderer her, der sich in dem Felsenlabyrinth verirrt habe, wo er verschmachte. Ist es der Todesruf eines menschlichen Wesens? „Nein," erwiederte der Führer; „es ist die große Nachteule, *) die ihren Kameraden ruft;" und in wenigen Augenblicken hörten wir diese schmerzlichen Töne unmittelbar in den Felsen oder uns beantwortet. Schon längst bemerkten wir eine ungeheure finstere Masse, die an Umfang fortwährend zunahm, nur erleuchtet von einem irren blaßrothen Stern, der einsam oben an der Spitze schimmerte, bis zuletzt von der ganzen Landschaft fast Nichts mehr übrig blieb als jene düstere unbestimmbare Gestalt. Aus Lage und Umrissen wußten wir, daß es das Ziel unserer Wanderung sey, aber ein nicht unterrichteter Beobachter konnte sie für den pechschwarz überzogenen Himmel halten. „Seht das Wachtlicht eines Gemsenjägers," sagte der Führer; „solange das Licht brennt, kann er ruhig schlafen; Wolf und Bär werden ihn nicht belästigen."

Ungefähr $^1/_4$ nach 2 Uhr kamen wir aus dem Forst und nachdem wir einen verhältnißmäßig ebenen Grasplatz durchmessen hatten, erreichten wir das Hospiz von Bagneres — ein großes Gebäude, welches zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet ist. Das Anschlagen einiger Schäferhunde verkündigte unsere Annäherung, und ohne daß

*) Strix bubo.

wir anpochten, öffnete der Inhaber des einsamen Gasthofes die Thüre, welcher, gewohnt Fremde von allen Klassen zu jeder Stunde und Jahrszeit bei sich zu sehen, keine Verwunderung über einen anscheinend so ungelegenen Besuch ausdrückte. Wir wurden aus dem Gang in eine geräumige von Staub und Qualm schwarz überzogene Kammer geführt, wo im Hintergrund, zerstreut über einem breiten Heerd, die rauchenden Reste eines erlöschenden Feuers brannten, um welches ein Kreis von Stühlen und Bänken herumstand, die noch kaum von einer zahlreichen Gesellschaft von Hirten oder Schleichhändlern und andern Personen von zweideutigem Charakter eingenommen waren. Die ehrenwerthe Gesellschaft, in tiefem Schlaf begraben, lag in den verschiedensten Gruppirungen, mitten zwischen Säcken, Sätteln und Gepäck aller Art. Eine grobgeformte Wirthin warf einen Arm voll frisches Fichtenreisig auf den Herdstein, das in einigen Minuten halb bis ans Kamin aufschlug, und das seltsame Gemach und die noch seltsamere Gesellschaft beleuchtete. Während unsere Leute die Pferde fütterten, waren wir froh auch uns erquicken zu können und unsern erschöpften Wärmevorrath zur Vorbereitung auf die Morgenkühle in den noch höhern Bergregionen zu ergänzen.

Gegen 3 Uhr zeigten sich die ersten Spuren der Dämmerung, und wir stiegen wieder zu Pferd. Ein blasser Schimmer über dem nordöstlichen Horizont meldete den anbrechenden Morgen, just hell genug, uns die Höhen von Venasque sichtbar zu machen, die senkrecht wie eine Mauer vor uns emporragten, so daß wir nicht glauben konnten, daß unser Weg gerade auf den Mittelpunkt dieser unerstürmbaren Feste zugehe. Nachdem wir über einen Bach waren, der den Grasplatz, worauf das Hospiz steht, begrenzt, begann das Steigen. Anfangs war es weder steil noch beschwerlich; ein Führer ging voran und die Pferde, für ihr Tagwerk abgerichtet, folgten, ohne Anstrengung von Seiten der Reiter sie anzutreiben, oder zu lenken. In Kurzem nahm jedoch der Höhenwinkel bedeutend zu, und die Richtung, die bisher nur zuweilen von der geraden Linie abwich, lief jetzt in Zickzack über steile Felsengründe hin wo kein Thier, ausgenommen eine Gemse, eine Ziege oder einer dieser Gebirgsklepper den Fuß zu setzen gewagt hätte. Wir befanden uns jetzt von Abgründen rings umschlossen. Zu unserer Linken stund eine himmelanstrebende Felsenwand mit beholzten Absätzen in verschiedenen Höhen, auf deren einem, ungefähr in der Mitte vom Boden, der Führer uns die Stelle wies, wo wir vorhin das Feuer des Gemsenjägers brennen sahen; umsonst nahmen wir das Fernglas, um den Rauch oder die Gestalt des verlornen Mannes zu erspähen, der seine Ruhestätte in einer so gefährlichen Lage aufgeschlagen hatte; sein Lager war außer dem Bereich eines menschlichen Auges. Mittler Weile machte sich das Zwielicht voran, und als wir ungefähr die Hälfte Wegs hinauf zurückgelegt, röthete der Himmel sich, Mond und Sterne erbleichten und die Gegenstände traten aus ihrer dunkeln Nachthülle in das farbige Daseyn hervor. Die gezackten Ziesten des Pic de la Pique empfingen den ersten Morgenstrahl, Spitze um Spitze wurden beschienen, und allmählig entfalteten sich alle Theile des öden Amphitheaters.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Canada.

3. Eisfahrt.

Von Digby ließ sich Hr. Head nach dem St. John übersetzen, wo er, obwohl die Entfernung nur 36 M. beträgt, einen sehr merklichen Klimaunterschied fand; die Einwohner selbst schlagen den Unterschied der Jahrszeit zu vierzehn Tagen an. Der nächste Punkt seiner Reise war Fredericton; die gewöhnliche Winterstraße dahin geht auf dem gefrornen Fluß; damals gewährte bei der nur theilweisen strengen Jahrszeit das verrätherische Eis noch nicht hinlängliche Sicherheit. Um 7 Pf. miethete Hr. Head einen zweispännigen Schlitten, und für sich selbst schaffte er einen Büffelpelz an. Ein solcher besteht aus zwei zusammengenähten Stücken, ist mit Boi eingefaßt, und hat die Wärme von einem Schafpelz. Bei Tag diente er dazu, seine Füße und Knie gegen die Witterung zu beschützen, bei Nacht die Unzulänglichkeit von Bett und Schlafstätte zu ergänzen. Die Reise dauerte zwei Tage und führte zum Theil durch Waldungen, meist aber auf den Fluß. „An vielen Orten," erzählt Hr. Head, „kamen Wasserstreifen zum Vorschein, und Haufen zerbrochenen Eises, durch die Stärke der Strömung aufgeschichtet, bedeckten in wilder Verwirrung die beiden Ufer. Die Bauern, denen wir häufig begegneten, warnten uns vor dem Weg, mit dem Beisatz, auf dem andern Ufer gebe es eine erträgliche Bahn. Unser Fuhrmann lenkte deßhalb dahin; wir brauchten aber einige Zeit, hin zu gelangen, da wir uns oft genöthigt fanden, schwacher und unsicherer Stellen wegen, die gerade Richtung zu verlassen. Zuletzt als wir nur noch ein Paar hundert Schritt zum Land hatten, trafen wir eine schöne Eisplatte, auf welcher der Fuhrmann die Pferde zu einem raschen Trott antrieb; da wich plötzlich das Eis, und die Pferde sanken mit dem Kopf vorwärts in ein Loch. Wir rannten so tüchtig an, daß ich weit über den Schlitten hinausflog; sobald ich mich aufgerafft, eilte ich zu Hülfe. Eines der Pferde war bereits wieder auf den Beinen, das andere aber streckte nur den Kopf über die Oeffnung heraus, und hielt sich mit seinen Backen und der Kraft seines Nackens über dem Eis. Das Loch war beinahe rund und sein Durchmesser nicht viel größer als die Länge des Pferds. Da lag das arme Thier, an den hintern Beinen noch durch das Geschirr und das Gewicht des umgestürzten Schlittens unterstützt, ohne sich zu sträuben, obgleich der Tag bitter kalt war. In dieser Verlegenheit löste der Fuhrmann dem andern Pferd die Riemen, und schlang dem ertränkenden eine Schleife um den Hals, an der wir so lange zogen, bis es schier erdrosselt schien. War es nun, daß, wie der Fuhrmann versicherte, durch dieses Verfahren, daß man sehr bezeichnet das Würgen (choking) nennt, die Luft mit Gewalt in seinen Lungen zurückgehalten ward, oder daß unsere vereinten Kräfte es heraus holten — kurz nach einigem Zerren von unserer und einigem Zappeln von seiner Seite hatte es sich aus seiner Klemme herausgemacht und stand am ganzen Leibe zitternd auf dem Eis. Den festen Boden erreichten wir indeß noch nicht ohne Schwierigkeit; denn wegen des gebrochenen Eises längs dem Ufer konnten wir noch lange nicht landen und die Pferde mußten uns noch eine weite Strecke über harten mit Eisblöcken vermischten Schnee ziehen, ehe wir endlich die ersehnte Bahn gewannen. Dessenungeachtet hatten wir kaum ein Paar Meilen zurück-

gelegt, als von den erlittenen Unfällen keine Spur mehr an ihnen zurückblieb. Ein Beweis der Dauerhaftigkeit nordamerikanischer Pferde, die troß dem rauhen Klima weit weniger Pflege heischen als die Pferde in England. Die Kälte scheint ihnen sehr gut zuzuschlagen, zumal keine entzündlichen Zustände aufkommen zu lassen; man läßt sie daher ohne Gnade vor den Thüren stehen, wenn sie auch noch so sehr in Schweiß gejagt sind. Ueberdieß futtert man schlecht gedörrtes Heu, das in elenden offenen Scheunen oder Schoppen aufbewahrt wird, und die Stallungen selbst sind jedem Wetter preisgegeben. Dessenungeachtet gewöhnen sich auch neu eingeführte Pferde leicht daran."

In Fredericton mußte die Ausstattung für die ganze übrige Reise angeschafft werden, da man keinen Ort mehr berührte, wo die benöthigten Gegenstände zu haben gewesen wären. Es wurden also Schneeschuhe (rackets) gekauft, Mocassin's, die wohlbekannten indianischen Reisestiefel, Tobogins, kleine Handschlitten für das Gepäck, die so bepackt werden, daß Ladung und Fuhrwerk eine feste Masse bildet, die ohne Beschädignng umgeworfen und über Stock und Stein gezogen werden kann. Der nächste Punkt der Reise war Puesque Jle, 83 M. entfernt, der letzte Punkt, nach welchen sich ein Fuhrwerk brauchen ließ; bis dahin miethete Hr. Head einen Schlitten mit zwei Pferden um 8 Guineen. Von da nach dem St. Lorenz verläßt der Weg den St. John nicht, welcher so breit und dem Wind so ausgesetzt ist, daß man den tiefen Schnee auf keine andere Art als mit Schneeschuhen passiren kann.

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Ueber die durch sein Verhältniß mit der Gräfin Guiccioli herbeigeführte Trennung zwischen ihr und ihrem Gemahl schrieb er später an Scott: „Ihre Besorgnisse sind ungegründet. Man hat in diesem Lande Nichts zu fürchten; doch wird es zwischen ihnen eine Scheidung geben; da ihre Familie, die durch ihre Verbindungen zu den angesehensten gehört, seines Betragens wegen sehr gegen ihn eingenommen ist, und er ist alt und hartnäckig und sie ist jung und ein Weib, entschlossen, ihrer Neigung Alles zu opfern. Ich gab ihr den besten Rath, nämlich bei ihm zu bleiben, indem ich ihr das Verhältniß eines geschiedenen Weibes zu Gemüth führte; denn die Geistlichkeit läßt hier Liebende nicht öffentlich zusammenleben, wenn der Gemahl nicht darein willigt; ich machte die ausgesuchtesten moralischen Vorstellungen — aber Alles umsonst. Sie antwortete: „ich will bei ihm bleiben, wenn er mich mit Die leben läßt. Es ist hart, daß ich das einzige Weib in der Romagna seyn soll, die keinen amico hat; und wenn er nicht will, so will auch ich nicht mit ihm leben, folglich liebee u. s. w."— Sie wissen ja, wie die Gründe der Weiber in diesem Punkt beschaffen sind. Er sagt, er habe die Sache so lang ihren Gang gehen lassen, bis er es nicht länger konnte. Aber er verlangt, sie soll bei ihm bleiben und mich fahren lassen; denn er hat keine Lust, ihre Mitgift heraus zu geben und ihr die gesetzlichen Alimente anzuweisen. Ihre Verwandten sind mehr für ihre Trennung, da sie ihn verabscheuen, und Dieß thut auch Jedermann. Das Volk und die Weiber sind gewöhnlich für die leidende Partei, nämlich für die Frau und ihren Liebhaber. Ich würde mich zurückgezogen haben, aber meine Ehre und ein Rothlauf, das sie befiel, hielten mich zurück — meiner Liebe zu geschweigen; denn ich liebe sie wirklich mit aller Innigkeit, doch nicht genug, um ihr zu rathen, Alles und Jedes einem Wahnsinn aufzuopfern. Ich sehe schon, wie es enden wird; sie wird die sechzehnte Mistreß Shuffleton seyn."

Auf einer kleinen Reise begleitete er die Gräfin.

„Es scheint in der Absicht der G. zu liegen, ihren fremden Liebhaber so viel als möglich zur Schau zu führen, und, wahrhaftig, wenn sie im Standal eine Ehre sucht, ich habe nicht Ursache, mich darüber zu schämen. Niemand schien davon überrascht; alle Weiber waren im Gegentheil über dieses herrliche Beispiel herzensfroh. Der Vicelegat und alle andern Vice's*) waren so höflich als möglich, und ich, ich mußte der Signora den Arm geben und so gut es ging den Cicisbeo vorstellen."

Auf ein anderes Abenteuer (und wenn wir nicht irren, bildet dieses die Einleitung zu jenem obenerwähnten Verhältnisse mit seiner tigerartigen Venetianerin) spielt der Lord in folgendem Briefe an:

„Ich wünsche Ihnen gute Nacht mit einem venetianischen Gruße: „Benedetto te e la terra che ti farà." Ist das nicht artig? Sie würden es noch artiger finden, wenn Sie es, wie ich, vor zwei Stunden von den Lippen eines venetianischen Mädchens gehört hätten mit großen schwarzen Augen, einem Gesicht gleich einer Faustina, einem Wuchs gleich einer Juno, schlank und kräftig wie eine Pythia, mit Blitzen im Aug und mit den im Mondlicht herabwallenden schwarzen Locken — kurz von einer jener Frauengestalten, die man sich denken kann, als was man will. Gewiß, gäbe ich ihr einen Dolch in die Hand, sie stieße ihn, wohin ich es wollte und mir selbst in's Herz, wenn ich sie beleidigte. Ich liebe diese Art von Thieren und sicherlich hätte ich die Medea jedem Weibe vorgezogen, das jemals athmete."

Von einer dritten Amorosa erfahren wir in folgendem Brief:

— — „Da ich gerade vom Herzen spreche, so erinnert es mich, daß ich verliebt bin — bodenlos verliebt. Aber damit Sie nicht in einen glänzenden Irrthum fallen und mich etwa um den Besitz einer Prinzessin oder Gräfin beneiden, so erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß meine Göttin bloß die Frau eines Kaufmanns von Venedig ist; aber sie ist zart wie eine Antilope, erst zwei und zwanzig Jahre alt, hat große schwarze orientalische Augen und die italienischen Züge, glänzend schwarzes Haar, von der Farbe und Lockenfülle der Lady J**; dann eine Stimme wie eine Laute und singt wie ein Seraph (nur nicht so ganz fromm) und besitzt außerdem einen Anhang von Anmuthigkeiten, Tugenden und Vollkommenheiten, die hinreichen würden ein neues Kapitel in dem hohen Lied Salomonis auszufüllen. Doch ein großes Verdienst von ihr ist, daß sie auch das meine anerkennt — es ist doch Nichts so liebenswürdig als Beurtheilungskraft!"

(Fortsetzung folgt.)

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Das Posthaus zu Aachen, oder die Worte eines Ministers.

Es war der 15 August 1829. Der Hundsstern glühte in der Luft, der Staub auf den Straßen, die Schnitterinn auf dem Felde.

Ihr kennt nicht Aachen? Das ist sehr unrecht. Aachen verdient diese Mühe wohl. Aachen ist eine Stadt wie andere mehr, mit Kindern, die auf den Straßen unter dem Bauch der Pferde herumkriechen, mit Menschentöpfen und Vogelhäusern an den Fenstern, mit Häusern nach altem Schnitt, mit Gerumpel in den Straßen, mit Gassenkehricht und Rauchsäulen. Ich liebe Aachen sehr, man raucht dort seine Pfeife mit Verstand und trinkt sein Bier in kleinen Kannen. Das ist eine Lust.

Bald hätt' ich es vergessen zu sagen: ein, zwei, drei Berlinen fuhren durch die Straßen. Die Häuser zitterten, die Fenster klirrten und die Postillone machten mit dem Klick=Klack ihrer Peitschen einen Teufelslärm.

Man hielt am Posthause. Da steht immer ein Haufen Gaffer. Das ist dort Mode. Zerlumpte Bettler, die schon drei Tage Nichts gegessen haben, und die Dieß schon zehn Jahre lang hinter einander sagen, bis sie sich auf ihr Landgut begeben können, schöne Kinder, um die schönen Herren zu sehen, und junge Kümmeltürken, um die schönen Damen zu sehen. Und Jedwedes war heute zufrieden.

Da gab es zu rathen. Das ist Der, Das ist Die. Jeder wußte es besser. Und Keiner hatte Recht. Es war die Kaiserin von Brasilien, die von München kam, und über Aachen nach Ostende ging, um sich einzuschiffen, von da nach England, um in Canterbury zu heirathen und nach

*) The vice-legate and all the other vices Wortspiel mit vice und vices, was Laster und den Hanswurst in den alten Lustspielen bedeutet.

Brasilien zu segeln. Nichts als eine Reise um die Welt, um seine Visiten zu machen wie Scarmentado.

Bei ihr war ihr Bruder, der Herzog von Leuchtenberg, und der Marquis von Barbacena, und Hr. Panat de Lafaye und der brasilianische Gesandte, Hr. de Serendo.

Ha, und dann war ich da. Und nun kommt die Geschichte. Wohl Acht gegeben!

Denkt Euch ein Posthaus! Mitten drin den großen Thorbogen, die Postillone mit ihren steifen Stiefeln; Stroh auf dem Boden; struppige Hühner, die unter den Rädern die Körner aufpicken; die Berlinen, außen voll Staub, innen voll Herrschaften. Laßt Euch Das malen!

Die Pferde sind umgespannt wie der Blitz. Vorwärts, weiter! Da kommt noch eine Post von der anderen Seite her. Eine Stimme schreit: Heda! Postillon, halt! Einen Augenblick!

Die Herrschaften legen bei wie ein Schiff mit zerschossenem Takelwerk. Sie strecken die Nasen aus dem Kutschenschlage, zu sehen, Was es giebt. Ein kleiner Herr, frisirt und sehr ausgeschniegelt, stürzt heraus auf die Straße; er krätscht die kleinen Beine aus einander, wie ein Zirkel, zu einem Seitensprunge, und hängt jezt angeklammert am Kutschenschlage der einen Berline.

Er hat, ich weiß nicht wie viele Meilen bloß zu diesem Zwecke gemacht. Als er so auf dem Fußtritt hängt, peitschen die Postillone die Pferde, und die Berline fliegt im Galopp davon.

Lauft ja nebenher, ich bitt' Euch darum.

Der frisirte Akrobat, der so am Wagentritt zwischen Himmel und Erde äquilibrirt, schreit aus Leibeskräften, denn die Räder rasseln abscheulich: „Meine besten Wünsche ewig für die Familie von Leuchtenberg!"

Gewiß, Das war sehr artig!

Dann, mit einer eigenen Grazie, läßt er die Hände los, die am Schlage eingeklammert sind, wirft Kußhändchen hinein, giebt seinen Armen einen Schwung wieder mit ganz besonderer Anmuth, wie der Pfarrer auf meinem Dorfe beim Oremus, und rutscht geschickt herab auf den Boden; das Wagenrad streift leicht an ihm vorbei wie ein Rosenblatt.

„Wer ist Das?" frage ich. „Das ist der Hr. Graf von Sebastiani," sagt man mir.

Seitdem hab' ich oft daran gezweifelt. Denn daß der Hr. Sebastiani vorne leckt und hinten krazt, Das glaub' ein Anderer.

Gehe ich gestern in's Palais-Royal und denke an gar Nichts; sagt mir Jemand: „Apropos, wissen Sie schon, aus welchem Ton der Minister des Auswärtigen gesungen hat?" „Ich weiß gar Nichts;" antworte ich; „aber sagen Sie mir, aus welchem." — „Ich werde immer darauf hin arbeiten, die Familie Leuchtenberg von dem belgischen Throne auszuschließen." „Mit Erlaubniß, an welchem Datum sang er so?" sagte ich, indem ich meine Schreibtafel herauszog. — „Schreiben Sie am 9 Januar 1831."

Ich sezte dieses Datum dicht neben den 15 August.

Der Neujahrstag zu Holyrood.

Die Thronfeierlichkeit fand dießmal en famille statt. Da gab es Gebete, Bonbons, Glückwünsche — Alles was zu diesem Fest gehörte. Man durfte nur die Vorhänge herunterlassen, um sich in die Tuilerien versezt zu glauben: eine niedliche Krippenvorstellung, ein allerliebstes eingemachtes Königthum aus dem Zuckerbäckerladen. Wir haben uns die Giraffe in Chokolade, die Einnahme des Louvre in Bisquit, den Schwur Ludwig-Philipps in Papilloten geschenkt — auch sie haben ihren Tag der verzuckerten Castanien und der Glückwünsche, ihre Hofaufwartungen, ihre Neujahrsgeschenke, auch sie haben alle Taschen voll von Lügen und Zucker von Rouen.

Zuerst trat Hr. von Latil ein, der in der Eigenschaft des ersten Würdenträgers der Kirche das diplomatische Korps einführte, das von einigen Emigrirten dargestellt wurde, die ihre Rollen vortrefflich spielten. Seine Anrede lautete wie folgt:

„Sire, bei jedem Jahreswechsel erscheint das diplomatische Korps, dessen Organ ich zu seyn die Ehre habe, an den Stufen Ihres Thrones, um die Versicherung niederzulegen, daß der Friede von Europa nicht gestört werden wird und daß die Verhältnisse Eurer Majestät zu den übrigen Mächten an Innigkeit täglich zunehmen. Wenn es der Wille der Vorsehung war, daß Sie dieses Jahr ferne sind von dem Thron Ihrer Väter, so hat sie dafür an Ihre Stelle das Kind der Zeichen und Wunder gesezt, dem wir sonach unsere Wünsche darbringen. Es lebe der König!"

Das mirakulöse Kind antwortete:

„Hr. Präsident Seguier. Unsere Familie weiß es, wie innig Ihr Name mit den Interessen unseres Thrones verknüpft ist. Sie werden die Treue nicht brechen, von der Sie uns so oft Proben gegeben haben. Fahren Sie fort die Gerechtigkeit unseren Unterthanen . . . ."

„Aber mein Gott, Heinrich, Sie sind ganz irre. Sie haben ja vergessen, daß Ihre erste Rede mit den Worten anfangen muß: mein Hr. Nuntius. Sie haben das diplomatische Korps mit dem königlichen Gerichtshof und Hrn. Latil mit Hrn. Seguier verwechselt. Hr. Latil ist ein Jesuit, und Hr. Seguier ist keiner. Geben Sie doch Acht, Heinrich."

„Ja, Mama Gontaut."

Die Abgeordneten der Deputirtenkammer. Hr. Dupin der Aeltere, vorgestellt von einem edinburger Komödianten, führt das Wort:

„Sire, Ihre Kammer ist immer die erste, wenn es sich davon handelt, für das Budget zu stimmen. Der Artikel der Charte, der ihr dieß Recht einräumt, enthält den wahren Ausdruck ihrer Gesinnung; denn sie würde hierin freiwillig die erste seyn, wenn sie es nicht durch das Gesez wäre. In unserem Herzen trennen wir Sie so wenig als uns von dem Budget. Junger Eliacin, lebe für das Interesse Frankreichs und vorzüglich für das unsrige."

„Antworten Sie, Heinrich."

„Hr. Groß-Referendär, ich bin zufrieden mit meiner Pairskammer." —

„Ey, Heinrich. Sie haben schon wieder gefehlt. Ihr Gedächtniß läßt Sie heute ganz im Stich. Sie haben ja die Deputirtenkammer vor sich. Hr. Dupin ist noch nicht Pair von Frankreich.

„Mama Gontaut, mache ich den König gut?" „Sehr gut, Heinrich, Sie haben den Stolz Ludwigs XIV, und die ritterliche Haltung Ihres Großpapa. Schneuzen Sie sich. Hier ist Ihr Nastuch."

Karl X tritt in den Saal, begleitet von der Herzogin von Berry, die einen zuckernen Carlisten in der Hand trägt, von der Herzogin von Angouleme mit einem Degen an der Seite, von dem Herzog von Angouleme mit gar Nichts. Karl X überreicht seinem Enkel ein Scepter von massivem Gold.

„Heinrich nehmen Sie dieses Scepter. Es ist das Vorbild dessen, das Sie einst auf Frankreichs Throne tragen werden. Sie werden es Ihrem Volke leicht machen."

Der kleine König versucht das Szepter aufzuheben, und läßt es dem Herzog von Angouleme auf die Füße fallen.

„Sie werden es Ihrem Volke leicht machen. Indeß wollen wir es solange, bis Sie es Allen zeigen können, in diese Schachtel in Baumwolle legen. Den Carlisten können Sie essen."

•

Das Konklave ist noch immer in der Arbeit. Drei Kardinäle leiten die Intriken. Caccia-Piatti (Plattenjäger) ist gegen den Kandidaten von Oesterreich; Falsa-Cappa (Falschkappe) hält es mit allen Parteien; Testa-Ferrata (Eisenkopf) unterstüzt hartnäckig die gemäßigte Partei. Länger als einen Monat her wählt der belgische Kongreß an seinem Könige. Noch immer warten wir auf den Pabst und den Monarchen. Man begreift die Klemme von Brüssel, das für seinen König eine Königin suchen muß; aber Rom braucht doch keine Päbstin; wartet man auf den heiligen Geist?

•

Die russisch-polnische Grenze ist von einem doppelten Korbon geschlossen. Die Russen schicken den Polen die Cholera, die Polen den Russen Ideen. Der Kampf ist ungleich. Man genest von der Pest; aber von Ideen —

•

Der König von Spanien hat befohlen, zu Burgos ein Lager von vierzigtausend Mann zu bilden. Bereits fehlt Nichts zu diesem Lager als die vierzigtausend Mann.

•

Die Notabeln von Antwerpen haben an den Nationalkongreß eine Bittschrift eingereicht, in der sie die Wiedereinsezung des Hauses Nassau verlangen. Die Antwerper gleichen den russischen Weibern, je mehr man sie prügelt, desto mehr lieben sie Einen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 31. 31 Januar 1831.

Thomas Munro.

Die Eroberungen Englands in Indien sind von so wunderbarer Abenteuerlichkeit, daß man sie den fabelhaften Zügen des Bacchus oder des göttergleichen Alexanders vergleichen und sagen könnte, es scheine die Bestimmung dieses Landes, dessen Namen schon an alles Wunderbare und Ungeheure erinnert, von Göttern oder trunkenen Jünglingen unterworfen zu werden. Je mehr man über die seltsame Verbindung aller Umstände nachdenkt, die die Eroberungen Englands möglich machten und erhalten werden ließen, desto mehr muß man gestehen, daß die Geschichte nichts Aehnliches aufzuweisen hat, und daß diese Begebenheiten selbst in einem Roman unwahrscheinlich dünken würden. Doch das Abenteuerlichste von Allem ist die Verwaltung dieser Eroberungen, auf die noch bis zu dieser Stunde angewendet werden kann, was Burke von ihr gesagt hat: „Die Diener der dortigen Regierung beginnen fast durchgehends ihre Laufbahn im Staatsdienste in einem Alter, wo sie anderwärts noch angehalten werden würden, unter der Ruthe des Schulmeisters auf der Schulbank zu sitzen. Um die Sache in wenigen Worten zu sagen, sie sehen sich von einer ausschweifenden Jugend in gefährliche Unabhängigkeit, von gefährlicher Unabhängigkeit in unmäßige Erwartungen, von unmäßigen Erwartungen in schrankenlose Gewalt versetzt. Schulknaben ohne Lehrer, Unmündige ohne Vormundschaft, sind sie der Welt und allen ihren Verführungen überlassen, wie ihnen die Welt bei aller Gewalt eines schrankenlosen Despotismus überlassen ist." Unter einem solchen System mußte natürlich moralische und intellektuelle Untauglichkeit an der Tagesordnung seyn, und muß es noch seyn, und es ist wirklich ein wunderbarer Beweis von der allgewaltigen Macht der Verhältnisse, daß unter einer solchen Geschäftsführung die Maschine der Regierung nicht noch unendlich mehr in Verwirrung gebracht wurde, als es Burke selbst zur schlimmsten Zeit derselben ahnen konnte.

Das günstige Gestirn der ostindischen Kompagnie fügte es, daß von Zeit zu Zeit unter dieser Regierung des Zufalls und des guten Glücks Männer von ungewöhnlichen Verdiensten aufstanden, die durch Indien für Indiens Angelegenheiten erzogen und herangebildet wurden. Unter diesen ragen vorzüglich drei Charaktere hervor. Diese waren ein Clive, der tief den Grundstein des Reiches legte, ein Warren Hastings, der mit eben so viel Einsicht als Geist den Bau fortführte, und in einem andern Theil der Halbinsel zu unsern Tagen Thomas Munro, ein Mann, der, an sich gewiß jeder auch der höchsten Anforderung gewachsen, nur die Gelegenheit entbehrte, einen so berühmten Namen als irgend einer seiner Vorgänger zu hinterlassen. Canning sagte von ihm im Parlamente: „Die Bevölkerung, die er mit den Waffen unterjochte, behandelte er mit so viel Geschick, Billigkeit und Weisheit, daß er sich einen Thron in ihren Herzen und Gefühlen gründete." Er arbeitete sich langsam aus der Dunkelheit zum Ruhm empor und pflückte mühsam einzeln jedes Blatt des Lorbeers, der spät aber glorreich seine Stirn schmückte — glorreich, denn laut und öffentlich wurde er im Namen des Vaterlandes von jenem großen Staatsmanne anerkannt, von dem wir wohl sagen können, daß er zuerst die Kraft der Ideen der physischen Gewalt gegenüber in der Politik geltend gemacht hat. Canning war es, der in seiner Rede über dem Mahrattenkrieg von Munro das Zeugniß ablegte: „Europa brachte nie einen vollendeteren Staatsmann hervor, nicht Indien, das so reich an Helden ist, einen erfahreneren Feldherrn."

(Fortsetzung folgt.)

Ansichten aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Die allenthalben umher geschleuderten Felsentrümmer gaben einen furchtbaren Beweis von den gräßlichen Zufällen, von denen Zeuge zu seyn diesen Klüften allein vergönnt ist. Daß einige menschliche Wesen dieselben in der Stunde des Todes gesehen, war offenbar; denn da und dort bezeichnete ein Kreuz die Stelle irgend einer verhängnißvollen Katastrophe. Eine Schlucht am Fuß eines riesenhaften Felsenblocks, der viele tausend Tonnen wiegen mochte, bezeichnete uns der Führer als das Grab von vier Personen, die vor nicht langer Zeit vom Schicksal daselbst überrascht wurden. Die Gesellschaft bestand aus sechs Personen; eine davon war sein Bruder. Soweit waren sie gekommen, ohne auf andere Hindernisse zu stoßen, als solche, welche der Frühling natürlich mit sich brachte, wo Alles, was wir um uns her erblickten, von einem tiefen Schneemantel bedeckt lag. Sie zogen in einer Linie, und Einer folgte vorsichtig den Fußstapfen des Andern, als eine Lauwine sie überfiel. Sein Bruder führte den Zug an, aber der Schrecken hatte ihn dergestalt bewältigt, daß er keinen genauen Bericht zu geben vermochte, weder von seinen Empfindungen noch von dem Vorgang. Er konnte bloß von einem gewaltig

sausenden Wind sprechen, als er sich umkehrte — war Alles verschwunden außer dem Mann, der unmittelbar hinter ihm ging — die vier waren fortgerissen, die beiden gerettet! Es wäre umsonst gewesen, die Leichname zu suchen; man mußte eine vorgerücktere Jahreszeit abwarten, bis der Schnee schmolz. Dann wurden sie gefunden, noch frisch und unversehrt, ohne einen Ausdruck von Schmerz oder Kampf, jeder Zug ruhig und gelassen, als ob sie eben erst abgerufen worden wären, oder in gesundem und friedlichem Schlaf lägen. Ihre Reste begrub man in der Schlucht, dort halten sie Rast, neben sich einen Leichenstein, wie Wenige sich eines rühmen mögen, und es fragt sich, ob es auf Erden eine feierlichere Ruhestätte giebt.

Einen Adler oder zwei sah man jetzt aufschweben, der aufgehenden Sonne entgegen, während einige Krähen auf den niedereren Felsen ihre geräuschvollen Metten hielten. Inzwischen wurde der Pfad immer steiler und die Kälte, die gegen Tag überhaupt fühlbarer zu werden pflegt, mit der Annäherung gegen die Schneeregion, als wir bereits mit ansehnlichen Strecken zu beiden Seiten in Berührung geriethen, wirklich durchdringend; allein die Neuheit und Großartigkeit des Schauspiels, das sich vor uns aufthat, ließ uns jede Beschwerde vergessen. Ich habe den Augenblick bewacht, als die Sonne in ihrer Herrlichkeit über dem ruhigen Wasserspiegel des Oceans auftauchte, wie den Augenblick, als sie ihre Strahlen über die wilden östlichen Wolken im donnernden Orkan emporschoß. Ich bin Zeuge gewesen, als sie die Kuppel des Mont Blanc vergoldete und einer langen Kette von Führern und Abenteurern, die langsam seinen Gipfel hinanklommen, den Pfad erleuchtete; aber in ihrer Erscheinung an diesem Morgen war Etwas, was Alles übertraf, was ich bis dahin sah. Wir schauten zurück auf das Hospiz, und die Welt drunten, dunkel schwamm es über der Tiefe. Wir waren erhaben über der Welt; bei uns war Nichts als Licht und Leben. Unbeschreiblich ist der Kontrast in den Uebergängen vom Zwielicht zum blendenden Tagesschein; von Klippe zu Klippe, von Fels zu Fels blitzten die Sonnenstrahlen, und jeder Stein schien unter ihrem Einfluß sich zu beseelen, und bereit sich aufzuraffen von seinem ewigen Fußgestell und sich zu beugen und in Anbetung zu huldigen. Es schien so und es waren Einige unter uns die es fühlten, daß wir die Schwelle eines heiligen Tempels betraten, hoch über der Kunst menschlicher Baumeister und beleuchtet von der Glorie Gottes des Herrn.

Wir hatten nun den Paß bis an den Fuß des Scheidepunkts verfolgt; hier trafen wir vier kleine Seen, von denen drei in dem zartdurchsichtigen Grün des Chrysopras glänzten, der vierte und größte aber schwarz wie die schwärzeste Dinte aussah — eine Farbe, die, wie man uns versicherte, von seiner unergründlichen Tiefe herrührte. Als wir die Wasser betrachteten, erreichte die Sonne den Pik unmittelbar oben, und in rosenfarbner Pracht drückte sich ihre Gestalt auf dem schwarzen Spiegel ab; mit einer so objektiven Wahrheit, daß man eher die Vorstellung von einer durchbrochenen Oeffnung zu den Antipoden als von dem Abbild einer Landschaft bekam. Mit jedem Tritt, den wir vorwärts thaten, wurde unsere Lage interessanter und außerordentlicher; denn trotz aller Aufmerksamkeit, die wir aufboten, glaubten wir nicht anders als uns in einer Sackgasse zu befinden und von dem Paß selbst, der doch ganz in der Nähe seyn mußte, konnten wir schlechterdings Nichts entdecken. In der That wir waren fast versucht, unsern Führern und Pferden irgend eine übernatürliche Kraft zuzuschreiben, welche es ihnen allein möglich machte, die Abgründe zu erklettern und uns wie wir leibten und lebten nach Arragonien zu bringen — ein Wagstück, dessen sie sich indeß zu unterfangen schienen, als sie uns einen furchtbaren Hohlweg hinanführten, welchen, ob ich gleich sieben Zeugen hätte, die meine Wahrhaftigkeit bekräftigen könnten, ich doch nicht zu beschreiben versuche; nur so viel, wie wir um eine scharfe Ecke umbogen, gähnte der Paß etwa 50 Ellen über unsern Häuptern in Form einer ungeheuern Spalte uns an, in welche der Fels von seinem Gipfel bis zu seiner Grundfläche geborsten, und die so schmal war, daß kümmerlich zwei Personen neben einander reiten konnten. Die armen Thiere, als ob sie geahnt hätten, daß sie mit Nächstem am Ziel des mühsamsten Theils ihres Tagwerks seyen, verdoppelten ihre Anstrengungen, um uns — man kann es wohl sagen — die letzten Sprossen der Leiter hinaufzutragen, während welcher Zeit ich Muße hatte, dieses natürliche Verbindungsthor zwischen zwei Königreichen zu betrachten. Wie und wann es entstand, läßt sich nicht angeben; aber wahrscheinlich waren es die krampfhaften Wehen, welche die Maladetta gebaren, die ihr Chaos aus dem Schoß der Erde ausspeiend auch dieses Gebirg sprengten und — ein ewiges Denkmal der Macht unterirdischer Feuer — diese Kluft hinterließen.

Es traf sich, daß ich der Letzte in der Reihe war, und ich gestehe, daß ein Gefühl von Aerger mich beschlich, als einer meiner Vorgänger um den andern durch den Hohlweg hinaustrat, und folglich sich im Vollgenuß der Aussicht befand, aber alle ruhig auf den Thieren sitzen blieben, ohne daß einer von ihnen durch Wort oder That ein Zeichen von sich gab, woraus man hätte schließen können, daß unsere Mühe nicht verloren sey, mit Ausnahme eines jungen Engländers, der, seinen Hut schwingend, unter dem Ausruf: „Wir sind in Spanien — Hurrah!" um die Ecke sprang als ob er gerade auf den vielgeliebten Ferdinand losstürzen wollte, und hinter dem Abhang verschwand. Ein andrer Augenblick brachte mich auf die Bresche und ich schickte mich schon an meinen Commentar zu machen über Das, was ich sehen würde, als es mir gleich den Uebrigen erging, und ich Nichts vermochte, als schweigend dazustehen, versunken in bewegungslose, sprachlose Anschauung der außerordentlichen Scene, die sich so einzig und so plötzlich vor uns enthüllte. Leser, bist Du je durch irgend einen ereignißreichen Moment in eine Lage versetzt worden, die Deine ganze Seele ergriff, und sie wie in eine andere Welt, in einen andern Zustand des Seyns entrückte, wo die Unbedeutenheit des Menschen in vollem Kontrast mit der Wirklichkeit und Größe höherer Gewalten erschien und Du eine feierliche Pause der Ueberschattung der Allmacht in Dir fühltest? Von einem Eindruck der Art, glaube ich, waren an jenem Morgen und in jener Stunde unsere Seelen unwiderstehlich überwältigt. Die Maladetta, in all ihrer grauenvollen Nacktheit, gleich einem Berggeist, der einer abgeschiedenen Welt angehörte, lag, durch keinen Gegenstand von uns getrennt, vor unserem Antlitz. Ein nicht irdischer Farbenschmelz umwob sie. Dieser blasse Granit, kaum unterscheidbar von den Schnee- und Eismassen, welche seine gefrorne Decke bildeten, gezähnt und gezackt mit Ritzen und Spalten, in deren Umkreis der furchtloseste Gemsenjäger nie den Fuß zu setzen wagt, wie unheimlich mit finster gerunzelter Stirn schaute er uns an! Die schwärzlich grauen Vorsprünge, da und

dort in auffallendem Abstich gegen die gebrochene Schneeflächen sich erhebend, die nähern Felsen starrend von todten oder welkenden Fichtenstämmen — der versengte, verkohlte, bestäubte Anblick des ganzen Bergs — die dürftige Vegetation in den Niederungen — die völlige Entfernung alles Lebens — das dunstige Dunkel der Nacht, das zu unserer Linken noch über den Thälern des „verwünschten Berges" schwebte, während die zartesten Morgenfarben auf dem ewigen Schnee über dem Thoe von Venasque zu unserer Rechten spielten — eine solche Ansicht hatten wir nie gesehen, nie uns vorgestellt!

Ich wüßte nur als ein Seitenstück die Ansicht der Jungfrau, wie man sie von den Sennhütten auf der wenghorn'schen Alpe sieht. Dort wie hier stellen sich diese unbetretenen Gebirge unter Einem Gesichtspunkt dar, ohne daß dazwischen tretende Gegenstände ihrer Ausdehnung und Erhabenheit Eintrag thun. Ja man kann einräumen, daß in Hinsicht scenischer Schönheit der Jungfrau der Preis gebührt; mit ihrem reinen blendendweißen Schnee, den Spiralformen ihrer malerisch eleganten Zinnen, mit den anmuthig fantastischen Nadeln, die aus dem Gebieg emporschießen, als ob sie die Wolken durchschneiden sollten, halten die dunkeln Schneelager und die runden eintönigen Eisblöcke der Maladetta die Vergleichung nicht aus. Dieser Charakter der beiden Berge giebt eine wahrscheinliche Erklärung ihres Ursprungs. Die Alpe weist auf eine schnelle und plötzliche Erhebung des Granits, der sich mit Einem Mal durch die aufliegenden Massen Bahn brach, die nicht gewichtig oder dick genug waren, dem Stoß zu widerstehen oder die Schärfe der Spitzen zu beugen. Wie durch eine Feder schwang sich die Riesenmaid der Schweiz auf, schüttelte den Erdstaub von sich und fuhr von ihrem Krystallbett in die Freiheit der Lüfte empor, wogegen uns die Maladetta die Geschichte eines trägen und mühsamen Werdens erzählt. Die granitischen Centralknochen dieses Theils der Pyrenäen erstrecken sich nur wenig über eine bestimmte Grenzlinie; während einer guten Stunde bemerkte ich Granit in situ an verhältnißmäßig nur wenigen Stellen. Die angelagerten Felsengründe scheinen diesem Eindrängling furchtbaren Widerstand geleistet zu haben, quetschend und stumpfend die zarten pyramidischen Nadeln, durch welche sich die Alpen auszeichnen; denn mit wenigen Ausnahmen giebt es in den Pyrenäen nur Pseudo-Piks, d. i. zerbrochene und auseinander gerankte Spitzen von Schichtungen, die sich in verschiedenen Winkeln auf granitnem Fundament erheben. Noch eine andere Parallele erlauben diese Schwesterberge. Die Jungfrau läßt fort und fort zitternde Töne vernehmen, die offenbar von dem Sturz häufiger Lawinen herrühren. Zuerst ein leises Geflüster — dann eine Art Brummen — dann eine Pause — dann ein rollendes schnurrendes Getöse — und endlich das hallende Donnergekrache der Ruine, die mit ihrer Anhäufung von Trümmern jählings in die Abgründe sinkt; die Maladetta hat auch ihre Musik, aber es sind nicht die Orchester der Jungfrau. Einen der seltsamsten Eindrücke auf der Höhe von Venasque erregte der eigenthümlich feierliche Ton, welcher aus dem Gebieg hervorging. Der einzige Laut, der die Stille unterbrach, als wir dastanden, ohne ein Wort zu wechseln, waren stete schwermüthige Trauertöne, wie von einer Aeolsharfe, ohne sichtbare Ursache. Die Sage von der egyptischen Statue, welche die ersten Strahlen der Morgensonne begrüßte, drängte sich mir unwillkürlich ins Gedächtniß; ihrer Stimme nach paßte die Königin der Pyrenäen zu Prinz Memnon's Schwester. War es Aberglaube oder Philosophie, wenn uns bedünken wollte, daß dieses plötzliche Flimmern von Glanz und Wärme, das mit zunehmender Intensität über die ganze östliche Fläche der Bergkette sich verbreitete, entsprechende Tonschwingungen hervorrief, so daß die Klaglaute, welche wir vernahmen, wirklich eine Art von sympathetischer Musik waren — das Morgenlied der Maladetta? *)

*) Ueber die Töne vrgl. Ausl. vor. J. Num. 272. Edinburgh new philosophical Journal No. XVI.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Buckinghams Reiseunternehmung.

(Schluß.)

Ist Hr. Buckingham begierig, die unglücklich berühmte Insel Vanicoro in Augenschein zu nehmen, so kann er Dieß auf dem Wege von den Banksinseln nach Santa-Cruz thun. Um die Sicherheit der Expedition nicht zu gefährden, nimmt er sein Beischiff, das nicht tief im Wasser geht, und läuft damit durch die östliche Einfahrt auf die Rhede von Manevai ein, die er dann durch die nördliche Einfahrt wieder verläßt. Das Hauptschiff bleibt indessen außerhalb der Riffe unter dem Wind der Insel vor Anker. Noch weiß man nicht, welchen Eindruck der Besuch von Europäern auf den wilden Geist der Einwohner hervorgebracht hat, und ob das durch die Seemänner des Astrolabs dem Andenken von Lapeyrouse errichtete Denkmal respektirt worden ist. Davon könnte Hr. Buckingham Nachricht holen. Zugleich könnte er die benachbarte Insel Toubona durchforschen, und wenn der Wind soweit gen NO zu steuern erlaubte, die Lage der Insel Taumako de Quiros aufsuchen. Die Nachweisungen, welche der Kapitän des Astrolabs von den Insulanern von Tikopia und Vanikoro erhielt, ließen ihn an der Existenz dieser Insel nicht zweifeln, und er hatte Ursache, sie mit der im Jahre 1801 von dem Nautilus entdeckten Insel Matonchy oder Kennedy für identisch zu halten. Hätte die Expedition hierauf noch die Inseln des Duff besichtigt, so würde sie in der Bai Graciosa auf der Nordküste der Insel Santa-Cruz vor Anker gehen. Alle Beobachtungen, die sich auf dieser schönen Insel anstellen ließen, wären von hohem Interesse. Hr. Buckingham könnte daselbst seine Seeuhren regeln und wohl auch mit den Eingebornen einen kleinen Tauschhandel anknüpfen, um Erfrischungen aller Art zu bekommen. Dabei dürfte er aber nicht vergessen, daß die Eingebornen von sehr verschmitztem und verwegenem Charakter sind. Als ein wichtiger Gegenstand für geographische Forschungen böten sich ihm hier die Salomo's-Inseln dar, über die es, trotz Mendana's sorgfältiger Arbeit, noch sehr an näheren Aufschlüssen gebricht, und wo es sich gewiß für einen unerschrockenen Seefahrer der Mühe lohnt. Am Zweckmäßigsten wären die verschiedenen Untersuchungen des dortigen Archipels in der Art zu bewerkstelligen, daß man mit den Eilanden Santa-Anna und Santa-Catalina anfinge, sodann, längs der Insel San-Christoval hin, in die Straße Indispensable segelte, die Nordküste der Insel Guadalcanar befuhre und endlich auf die Südspitze der Insel Georgia zusteuerte, um die ganze Südküste derselben genau zu besichtigen. Die Expedition käme nun in eine Region, welche auf Krusensterns Karte den Namen Bai der Indianer trägt; diese Gewässer sollten nicht ohne eine sehr umständliche Durchmusterung wieder verlassen werden.

Bekanntlich erfuhr der Kapitän des Astrolabs zuerst in Hobart-Town von Hrn. Dillon's Entdeckungen in Vanicoro. Aber dieser Seefahrer hatte es absichtlich vermieden, die Lage dieser Insel genau zu bezeichnen und statt auf die Fährte zu verhelfen, schien seine Erzählung eher darauf berechnet, die Vermuthungen von der wirklichen Lage jener Insel abzulenken. Da Kapitän d'Urville Alles aufbot, den Schleier des Geheimnisses zu durchdringen, so vernahm er mit Verwunderung, daß Jemand sich in der Kolonie befinde, welcher behauptete, schon vor geraumer Zeit Lapeyrouse auf die Spur gekommen zu seyn. Der französische Kapitän wendete sich an

die fragliche Person, die als erster Offizier auf dem nach Penang bestimmten Schiff Union, Kapitän Nichols, gedient hatte, und ihm unterm 4 Januar 1828 folgenden Schiffbuchsauszug vom 14 April 1811 mittheilte: „Als wir bei eingetretener Windstille an der Küste von Neu-Georgien (Salomo's-Inseln) vor Anker lagen, stieg ich mit vier Lascaren und einem englischen Matrosen in die Schaluppe, und fuhr nach einer unter 8° 18' südl. Br. und 156° 50' östl. L. gelegenen Insel, die ich, da sie mir sehr klein schien, für unbewohnt hielt, in der Absicht, uns einige Früchte zu verschaffen. Wir waren weiter vom Land entfernt, als ich mir vorstellte, und ehe wir dahin gelangten, war uns das Schiff außer Gesicht. Als wir uns dem Ufer näherten, bemerkte ich deutlich einen Kanal, der die Insel durchschnitt, und sich bei hoher Fluth mit Wasser anfüllen mochte; und mitten in diesem Paß erhob sich ein großer Flaggenstock oder ein aufgepflanzter Mast mit Etwas, das mir ein Takelwerk zu seyn schien, an ihm angebracht, um ihn aufrecht zu halten. Eine Pirogue, worin ein Mann mit acht bis zehn jungen Burschen saß, ruderte auf uns zu und streckte uns einen Baumzweig entgegen, zum Zeichen, daß wir bei ihnen landen sollten. Sie schienen gut gesinnt, und ich hätte mich gern ihren Wünschen gefügt; allein meine Gefährten wollten vom Landen Nichts hören; und als ich ihnen in strengem Tone es befahl, so erklärten sie mir bestimmt, sie würden sich eher in der Schaluppe tödten lassen, als daß sie an's Land gingen, um dort gefressen zu werden. Mittlerweile hatte sich das Ufer mit Eingebornen gefüllt; als diese sahen, daß wir die Einladung nicht annahmen, setzte sich eine Frau allein in eine Pirogue und fuhr uns entgegen, um die Einladung zu wiederholen. Wir ließen uns nun dadurch zwar nicht verführen, aber, da wir ganz nahe am Land waren, so sahen wir uns in wenigen Minuten von vierzig bis fünfzig Piroguen umringt, von denen eine jede einen bis zwanzig Mann enthielt. Die Frau bedeutete mir nun, ich möchte ihren Landsleuten zu erkennen geben, ob ich ein Mann oder eine Frau wäre; was ich zu ihrer großen Erbauung that. Meine Matrosen waren so in Angst, daß sie kaum Kraft genug hatten, das Fahrzeug von den Klippen weg zu halten, und noch immer war von dem Schiff Nichts zu erspähen. Zum Glück kam uns ein heftiger Wind zu Hülfe, und als der Himmel sich wieder aufhellte, zeigte sich das Schiff unseren Blicken. Meine Leute lebten wieder auf und verdoppelten ihre Ruderschläge. Aber bereits war unser Fahrzeug ganz von Eingebornen bedeckt, und es blieb mir Nichts übrig als Gewalt zu brauchen, um das Verdeck zu säubern. Ich kam nicht eher zum Ziel, als nachdem ich einen Mann, der das ganze Eisen an den Pumpen stahl, am Arm verwundet hatte. In diesem Augenblick zeigte sich ein Korallenfels unter der Schaluppe; doch kamen wir unversehrt darüber weg. Wir befanden uns damals etwa 6 Meilen von der Insel. Einige Eingeborne hatten rothe Stoffe an und trugen Eisenstücke und Eisenstangen; wenige eigentliche Kriegswaffen. Es sind große Diebe; gelingt es ihnen, Etwas zu stehlen, so sind sie entzückt und springen mit ihrer Beute über Bord. Dieser Bericht erinnerte den Kapitän d'Urville an die in das Vorwort zu der lapeyrouse'schen Reise von Millet-Mureau eingerückte Angabe des Kapitän Bowen von Albermarle. Wie dieser Seefahrer vor dem Friedensrichter zu Morlaix zu Protokoll gab, sah er im December 1791 die Trümmer des Schiffs von Lapeyrouse an der Küste von Neugeorgien in der Nähe von Cap Deception auf den Wassern treiben und die Einwohner schienen ihm von Europäern und dem Gebrauch des Eisens Kunde zu haben. Mit der obigen Angabe von James Hobbs gewinnt diese an sich unwahrscheinliche Geschichte doch einige Glaubwürdigkeit, zumal wenn man bedenkt, daß die Schiffbrüchigen von Vanicoro sich mit dem kleinen Schiff, welches sie erbauten, natürlich auf der Bahn Bougainville's und Carteret's längs den Salomoninseln hin gegen die Molucken richteten, so daß sie also, kaum gerettet, in der sogenannten Indianerbai zwischen den Vorgebirgen Deception und Satisfaction von Neuem verunglückt wären. D'Urville hätte gewünscht, sich an Ort und Stelle über die Sache aufzuklären; aber der trostlose Zustand seiner Mannschaft erlaubte ihm Dieß nicht. Vielleicht gelänge es Hrn. Buckingham, von dem verhängnißvollen Ende jener Unglücklichen durch Erkundigung bei den Eingebornen Weiteres in Erfahrung zu bringen. Bei der Gefahr unter den Wind zu kommen, darf Hr. Buckingham nicht über Cap Satisfaction hinaus; ja er würde wohl daran thun, die veränderlichen Winde, die längs dieser Inseln wehen, zu benützen, um möglichst weit gegen Osten vorzudringen, wo er mit Leichtigkeit das Cap Delivrance der Louisiade umsegeln kann. Alle diese Arbeiten lassen sich in drei Monaten vollenden; so daß die Expedition spätestens in den letzten Tagen des April nach den Louisiadeinseln zurück seyn kann.

Oestlich von dem Vorgebirge Delivrance entdeckte der Astrolab eine kleine Insel, die sieben Meilen von demselben entfernt ist und durch eine Klippenkette mit ihm zusammenhängt. Diese Insel erhielt den Namen Adele, und ihre Lage wurde unter 11° 25' südl. Br. und 154° 25' östl. L. gesetzt. Sowohl von dieser Insel, als der ganz südlichen Gruppe, die man unter dem Kollektivnamen Louisiade begreift, weiß man außer den dürftigen Nachrichten Bougainville's gar Nichts. Die gefährlichen Klippen, von welchen diese Inseln ohne Zweifel umgeben sind, müßten Hrn. Buckingham bewegen, sich bloß des Beischiffs zu bedienen. Entrecasteaux's Arbeiten im Norden des Archipels lassen vermuthen, daß derselbe jenseits des Raums, welchen Bougainville Cul de Sac de l'Orangerie nennt, durch einen von Inseln und Klippen übersäeten Kanal von Neu-Guinea getrennt werde; diese Frage wäre von Hrn. Buckingham zu lösen.

Mit dem Kap Rodney scheinen die eigentlichen Neu-Guinea-Länder zu beginnen. Die Expedition müßte in möglichster Nähe die Küsten befahren. Zwar wird das Hauptschiff schwerlich weiter nördlich kommen, als im Jahre 1793 die Schiffe Chesterfield und Hormuzeer, deren Bahn es wird einschlagen müssen; aber das Beischiff oder in jedem Fall die kriegsschiffmäßig bewaffneten Schaluppen der beiden Schiffe werden die Aufnahme einer beträchtlichen noch völlig unbekannten Küstenstrecke leicht bewerkstelligen. Von der Insel und dem Kap Delivrance im Osten der Torres-Straße bis zum Kap Walsh ist beinahe auch noch Alles unberührt; vielleicht daß sich hier ein tiefer Kanal, wenigstens eine beträchtliche Bai entdecken ließe. Da Hrn. Buckingham zu seinen Arbeiten zwischen den beiden Punkten fünf Monate zu Gebote stehen, so kann er doch wohl einige Resultate erzielen, ob es sich gleich um nicht weniger als vierhundert Lieues eines felsenumgürteten Küstenlandes handelt. Vom Kap Walsh führe Hr. Buckingham nach der Halbinsel Melville oder Timor, wie es ihm am Besten däuchte. Würden ihn dann die Gesundheitsumstände seiner Mannschaft oder der Zustand seiner Schiffe zur Rückkehr um das Kap der guten Hoffnung nach Europa bestimmen, so würde sich die Reise etwa auf drei Jahre beschränken.

Würde dagegen Hr. Buckingham es passend finden, seine Operationen fortzusetzen, so könnte er am Ende des Ostpassats der südlichen Halbkugel noch zum Eingang der Straße von Macassar und selbst bis zu der Südostspitze der Insel Borneo vordringen; hier würde er den Westpassat, der gewöhnlich im November eintritt, abwarten, und mit dessen Hülfe längs der ganzen Westküste von Borneo hinsegeln, um dort seine Operationen vorzunehmen. Er kann dieselben bis zum 4 oder 5° nördl. Br. verfolgen, d. h. bis ihn der Nordostpassat am weiteren Vordringen gegen Norden hindert. Dann wäre durch die Meerenge von Baseelan und das Meer von Soeloo die Richtung auf Manilla zu nehmen, wo Hr. Buckingham gegen die Mitte Januars einträfe. In diesem Hafen bliebe er während des Rests des Nordostpassats liegen, um sich zu erholen, oder er benützte ihn zu einer Reise nach China. Mit dem Südwestpassat, der im Monat Mai anfängt, segelte er nach den Inseln Lieu-Tschu, im Vorbeigehen die Ostküste van Formosa untersuchend. Drei Monate möchten zu dieser Fahrt zureichen, so daß er im August wieder in Manilla einträfe. Vom September an weht der Nordostpassat, und Hr. Buckingham könnte während des Novembers und Decembers die Aufnahme der Nordwestküste von Borneo bis zum Kap Tanjong-Api vollenden, und von diesem letzten Punkt dann den Rückweg nach Europa antreten. In diesem Fall dauerte die Expedition wenigstens fünf Jahre, da so Vieles von den Epochen der Schifffahrt abhinge, wo nicht Alles voraus zu berechnen ist.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Man hat in der Umgegend von Fontainebleau einen ungeheuern Block Sandstein ausgegraben, der in eine kolossale allegorische Figur zum Andenken der drei Tage verwandelt werden soll. Es ist nicht mehr als billig, daß die Regierung eine Statue von Sandstein zu Ehren der Pflastersteine errichten läßt.

Ein Invalide, Namens Thomas Böck, ist zu Wien in einem Alter von hundert und neun und zwanzig Jahren gestorben. Gott verhüte, daß gewisse Invaliden für uns so lange leben!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 32. 1 Februar 1831.

Thomas Munro.

(Fortsetzung.)

Thomas Munro wurde in Glasgow im Jahre 1761 geboren. Sein Vater war ein angesehener Kaufmann dieser Stadt. Es scheint, daß er seinen Sohn demselben Geschäfte habe widmen wollen. Der Fall seines Hauses, der durch den amerikanischen Krieg und besonders durch die Konfiskationsakte von 1776 herbeigeführt worden war, schreckte den Vater nicht von diesem Entschlusse ab. Gewiß hätte des jungen Thomas Vorliebe für Literatur und den Kriegsdienst, die sich allmälig in ihm entwickelte, ihn nicht bestimmt, sich der Wahl seines Vaters zu entziehen; wenigstens verließ er die Schreibstube aus keinem andern Grunde, als weil sein Vater ihn nicht mehr unterstützen konnte. Unter solchen Umständen kam er 1779 in einem Alter von achtzehn Jahren nach London, auf dem Wege, sein Glück in Indien zu versuchen. Der frische frohe Muth, der ihn über so manche Bedrängnisse und Sorgen während seiner langen Entfernung vom vaterländischen Boden hinweghob, verließ ihn auch in dieser verhängnißvollen Stunde nicht, die das Schicksal seines Lebens entschied. Die wenigen Zeilen, die aus dieser Periode von ihm übrig sind, scheinen mehr von der Hand eines reichen Erben geschrieben, der sich in London niederlassen will, als von einem jungen Abenteurer, der das geliebte väterliche Haus verläßt, um in die weite Welt zu gehen. „Ich erhielt am nächsten Morgen (nach seiner Anstellung als Seekadet auf dem Kompagnieschiff Walpol) einen falschen Zopf. Georg Brown sagt mir, er sey einer der schönsten in London. Ich muß gestehen, er ist sehr hübsch und gleicht auf ein Haar einem Pfenningslicht.“ Wir hören von diesem anmuthigen Kopfputz nur einmal wieder. Vieler Jahre Stürme sind über ihn hingebraus't, und zerzaust und gealtert begegnen wir ihm wieder auf Canara (im Tagebuch des Hrn. Read) und würden ihn kaum mehr erkennen in seiner traurigen Gestalt, gewöhnlich aufgebunden und umwickelt mit einem rothen Faden in Ermanglung eines andern Wickelbandes.

Im Jahr 1780 kam Munro in Madras an. Um diese Zeit hatte Heider Aly, der gefährlichste Feind, der je die Besitzungen der Kompagnie bedrohte, den Schauplatz eröffnet, auf welchem Munro seine Rolle beginnen sollte. Er kam als Fähnrich zum sechzehnten Madras-Infanterie-Regiment, das aus Eingebornen gebildet war.

Wir übergehen eine Reihe von Jahren, die Munro in den untergeordneten Dienstesverhältnissen seines Standes zubrachte. Inzwischen scheint sein Geist im Stillen seine große Anlagen entfaltet und sich selbst in der Schule der Verhältnisse herangebildet zu haben. Wenn diese Jahre für ihn ruhmlos blieben, so waren sie für ihn doch nützlich und angenehm; während Nichts seine zärtlichen Neigungen für seine Familie schwächen konnte, weder das Geräusch und die Unruhe der Feldzüge, noch die Unthätigkeit in den Quartieren. Seine Briefe, die er in dieser Zeit in die Heimat schrieb, waren genau für den Charakter seiner Verwandten berechnet. Seinem Vater machte er Mittheilungen über die Geheimnisse der indischen Politik und Einkünfte, über die Staatseinrichtungen Heider's und Typpon's — des Amilcars und Hannibals in der morgenländischen Geschichte. Sein Bruder, der ihm nach Indien folgte, hatte sich der trefflichsten Winke und Anweisungen zu erfreuen, die mit einer Beobachtsamkeit und Weltkenntniß geschrieben waren, deren sich ein Dutzend Hofmeister nicht zu schämen gehabt hätten. An seine Mutter schrieb er von ihrem Hause, von ihrem Garten, und was sonst in ihrem engen Kreise sie beschäftigte und vergnügte. Mit seiner Schwester aber beschäftigte er sich in seinem Briefwechsel mit besonderer Vorliebe. Sobald er an diese schreibt, scheint seine Feder von einer ganz andern Hand geführt. Alles, was in den geheimsten Winkeln seines Herzens schlief, seine Plane, Erinnerungen und Aussichten treten hervor und legen sich offen der geliebten Schwester dar. An sie ist folgender Brief aus dem Lager von Cudbalur gerichtet:

„Du kannst Dir nicht denken, was für eine Arbeit ich kurz vor Abgang der europäischen Schiffe habe. Ein halb Dutzend lange Briefe sind zu schreiben, die mir drei oder vier Nächte wegnehmen. Ich vermag es noch immer nicht, mich der Theilnahme an Allem, was zu Hause vorgeht, zu entschlagen, und noch immer kann ich nicht ohne Rührung an das harmlose, träumerische Leben zurückdenken, das ich damals in unsers Vaters Haus verlebte, als die Zeit noch ungestört von jenen sorgenvollen Gedanken dahin floß, die sich eines Jeden bemeistern, der mit Ernst darnach strebt, in der Welt vorwärts zu kommen. Oft sehe ich noch den Vater mit seinen Tulpenbeeten beschäftigt, die Mutter mit ihrem Myrthenstock; ich sehe Dich spinnen und den Bruder Jakob in Gedanken versunken; und alles Dieß steht mir so lebendig vor Augen als damals, als ich noch in Eurer Mitte war. Manchmal, wenn ich am Ufer des Meeres gehe, blicke ich über die Wogen hin und bilde mir ein, am fernsten Streif des Horizonts das Land zu sehen, wo Ihr Alle beisammen seyd.“

Gedanken dieser Art waren bei Munro nicht bloß poetische Träume. Er hatte seinen Vater in bedrängter Lage zurückgelassen. Diese ihm zu erleichtern, war eine Sorge, die den edlen Sohn vor Allem beschäftigte. In seinen ersten Feldzügen hatte er sich darauf

beschränkt, von seinem Solde zu leben; außergewöhnliche Bezüge sendete er seiner Familie, deren Bedrängnisse er um so tiefer fühlte, als er sie nicht theilen und so erleichtern konnte wie er es gewünscht hätte. Ein Brief an seine Mutter, der diese zärtliche Besorgniß ausspricht, hat gewiß das Auge der Eltern mit glücklichen Thränen gefüllt.

„Das Einzige, was mich bekümmert, ist mein Unvermögen, die unglücklichen Verhältnisse zu erleichtern, und die Nachricht, daß Ihr Herz über die erlittenen Verluste so tiefen Kummer empfindet. Doch, ich sollte denken, daß Sie noch manche Ursache haben, sich zu freuen. Keines Ihrer Kinder ist Ihnen entrissen werden, und wenn wir Ihnen auch nicht den alten Ueberfluß zurück geben können, so vermögen wir doch, Sie vor Mangel sicher zu stellen. Ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo wir mehr für Sie zu thun vermögen, um die letzten Tage Ihres Lebens so glücklich zu machen, als es Ihre ersten gewesen sind. Wenn ich Ihre Lage mit der anderer Mütter vergleiche, die ich kenne, so finde ich, daß Sie so wenig als irgend eine Ursache haben, sich zu beklagen. Viele, die reich sind, sind in ihrer Familie unglücklich. Der Verlust des Vermögens ist nur zum Theil ein Unglück — Sie haben nicht das weit schwerere zu fürchten, undankbare Kinder zu haben. Die Freunde, die mit dem Glücke entflohen sind, sind Ihrer Freundschaft unwürdig; die, welche Ihre Freundschaft verdienten, haben Sie nicht verlassen. Alexander und ich sind übereingekommen, dem Vater jährlich hundert Pfund zu schicken.“

Was den Werth dieses Edelsinnes noch bei Weitem erhöht, ist der Umstand, daß diese Unterstützungen nicht dem Ueberflusse guter Söhne abgespart waren, sondern vielmehr ihren Bedürfnissen. Den Beweis hiezu finden wir in einer Antwort Munro's an seine Schwester:

„Ich habe oft gewünscht, daß Ihr nur ein Paar Stunden in meine Stube versetzt werden könntet, um Euch von Euern abendländischen Begriffen über die Pracht und Herrlichkeit des Ostens auf immer zu heilen, und Euch mit eigenen Augen von dem kümmerlichen Schicksal der alten Junggesellen, unserer indischen Offiziere, zu überzeugen. Gewiß, Ihr würdet eher Ursache finden, ihnen einigen Trost einzusprechen. Ihr scheint zu glauben, daß sie hier ein Leben führen, gleich jenen Satrapen, von denen Ihr in Schauspielen gelesen habt; und daß insbesondere ich mein Hoflager mit übermäßigem Glanze und verschwenderischer Pracht halte — daß ich nie ausgehe, außer reitend auf einem Elephanten und umringt von einem Haufen Sklaven — daß ich in seidenen Gewändern daherrausche, und daß ich meine meisten Zeit damit zubringe, auf ein Sopha gelagert, einer sanften Musik zuzuhorchen, oder daß ich träumend unter einem Baldachin ruhe, während dienstfertige Pagen mit Pfauenfedern mir Kühlung zufächeln. Während Ihr Euch in diese süßen Träume meiner Herrlichkeit verliert, liege ich höchst wahrscheinlich statt auf einem königlichen Ruhebette auf einer Matte ausgestreckt, oder gehe, statt von einem Elephanten in Purpur und Seide herabzublicken, in der Mittagssonne in einem alten Kittel und einem zerrissenen Hemd umher. Ihr werdet es mir nicht glauben, wenn ich sage, daß ich vor meiner Ankunft in Indien niemals Hunger oder Durst, Beschwerden und Armuth ausgestanden; daß ich hier aber mit den ersten Dreien auf dem vertrautesten Fuß lebte und die letztere als unzertrennliche Begleiterin an meiner Seite habe. Wollt Ihr Beweise hievon, hier sind sie: Ich war drei Jahre in Indien, bevor ich ein anderes Kopfkissen erschwingen konnte, als ein Buch oder meine Patrontasche; mein Bett war ein Stück Segeltuch, das an vier kreuzweis aufgerichteten Pfählen ausgespannt war, und dessen einzige Zierde mein aus England mitgebrachter Oberrock bildete, den ich durch eine glückliche Erfindung in eine Bettdecke verwandelte, indem ich bei kaltem Wetter die Beine in seine Aermel steckte und beide Seitenflügel über den Kopf zog. In dieser Situation lag ich wie Falstaff im Waschkorb *) und noch dazu ganz behaglich, mit Ausnahme meiner Füße. Denn der Schneider, der den mannichfaltigen Gebrauch nicht vorausgesehen hatte, wozu dieses wunderbare Kleidungsstück verwendet werden sollte, hatte den Rock so kurz zugeschnitten, daß es mir alles Scharfsinns ungeachtet niemals glücken wollte, meine beiden Enden unter Dach und Fach zu bringen. Was ich unten gewann, indem ich meine Beine heraufzog, ging mir oben am Halse verloren, und ich zog es im Ganzen vor, meine Füße zu verkälten als meinen Kopf. Dieses Bettes bediente ich mich, bis Alexander neulich nach Bengalen kam und mir ein europäisches Feldbett mitbrachte. Bei dieser großen Gelegenheit kaufte ich ein Kopfkissen und einen Teppich zum Unterbreiten, und Dieß war das erste Mal, daß ich in Indien mein Haupt auf ein Kopfkissen legte. Doch dieses Glück war zu groß, um es mit Gleichmuth ertragen zu können, ich fing an stolz zu werden und in großem Style zu leben; zu diesem Zweck kaufte ich zwei Eßlöffel und zwei Theelöffel und noch einen Stuhl, denn ich hatte bis jetzt nur einen — einen Tisch und zwei Tischtücher. Ich verlor drei meiner Löffel, und einer meiner Stühle wurde mir zerbrochen. Dieser große Schlag warf mich in meine ursprüngliche Dunkelheit zurück, aus der ich mich aller Anstrengung ungeachtet bis jetzt noch nicht emporarbeiten konnte. Meine Kleidung war nicht glänzender als mein Hausgeräthe. Noch ist es mir nicht gelungen, meinen Anzug in einem konformen Stand zu erhalten; während ich Kapitalien anlege, um ein Stück auszubessern, geht das andere in Fetzen auseinander; mein Rock läuft Gefahr, seine Aermel zu verlieren, indeß ich darauf sinne, wenn sie völlig ausgerupft sind, aus ihm eine neue Weste zu machen. Meine Reisen pflege ich selten mit besonderm Schimmer und Aufwand zu machen. Statt eines Elephanten bediene ich mich hiezu eines alten Pferdes, das jetzt gebrechlich und hinfällig wird, so daß ich immer den dritten Theil des Weges zu Fuß machen muß. Sollte dieses köstliche Thier der Natur seinen Tribut bezahlen, so würde ich mein Königreich für ein anderes hinschenken, aber sicherlich Niemand finden, der es annehmen möchte.“

Munro befand sich bei der Armee, als sie 1782 auf ihrem Marsche nach Vellur von Heider Aly beschossen wurde; er machte den Angriff auf die französische Linie bei Cuddalur im Jahr 1783 mit und kantonirte dann bis zum Ende des Krieges mit einer Division des Heeres in der Nähe von Madras. Im Jahr 1786 wurde er zum Lieutenant befördert. Während des hierauf folgenden Friedens, der eine Zeit lang den Schauplatz der Kriegsthaten schloß, beschäftigte er sich unter Anleitung seines Freundes Haliburton mit orientalischer Literatur, von der er jedoch, wie es scheint, nur eine sehr beschränkte Einsicht gewinnen konnte. An den poetischen Werken der Indier mißfällt ihm die zu oft vorkommende Wiederholung der „Rose und der Nachtigall“ der „Sonne und des Mondes;“ ihre Geschichte tadelt er als dunkle und schwerfällige Chroniken, in denen nur zweierlei Menschen geschildert würden: gute und böse, die guten ohne Ausnahme stark wie die Elephanten, tapfer wie Alexander und weise wie Salomon, die bösen als Unterdrücker ihrer Unterthanen, Verächter der Wissenschaften — bestimmt in die Hölle zu fahren. Ihren Erzählungen scheint er allein Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er übersetzte eine derselben aus einer von ihm gefundenen persischen Handschrift, die ohne Zweifel den Stoff zur Geschichte des Shylok gegeben hat. Diese Uebersetzung findet sich, als von dem Fähnrich Munro geliefert, am Ende der Noten zu dem Kaufmann von Venedig, in Malone's Ausgabe des Shakespeare.

Um das Jahr 1790 öffnete sich im Süden Indiens wieder ein Feld für kriegerische Thätigkeit. Tippo, mißtrauisch gegen die Absichten der Kompagnie begann zu waffnen. In einer langen Reihe von Briefen an seinen Vater, die, obgleich mitten unter dem Geräusch der Waffen geschrieben, so zierliche und meisterhafte Erzählungen enthalten, als wären sie für die Augen des Publikums bestimmt gewesen, schildert Lieutenant Munro Tippu als den außer allem Vergleich mächtigsten und gefährlichsten Feind der Engländer zu jener Zeit und verwirft die Verkehrtheit der damals herrschend gewordenen Ansicht von der

*) In den lustigen Weibern von Windsor.

Möglichkeit zwischen zwei so ungleichen Mächten das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten.

„Alles soll jetzt," schreibt er unter Anderm, „durch Mäßigung und gütlichen Vergleich ausgerichtet werden; auf diesem Weg werden wir innerhalb zwanzig Jahren allesammt Quäcker werden. Ich bin noch immer der alten Doktrin zugethan, daß das beste Mittel, alle Fürsten zur Aufrechthaltung des Friedens zu zwingen, darin besteht, daß man es für sie gefährlich macht, die Ruhe zu stören."

Delenda est Carthago ist das Resultat aller seiner Argumente über diese Angelegenheit; und wie richtig seine Ansichten gewesen waren, bewies späterhin die entschiedene Richtung, welche Lord Wellesley in seiner dießfallsigen Politik einschlug.

Der Friede 1792 mit Tippu eröffnete für Munro eine neue Laufbahn, die ihn später zu hohem Ruhm und Glücke führte. Durch den Friedensvertrag war das Gebiet von Baramahl an die Kompagnie abgetreten worden. Dieser Distrikt sollte eine nur Organisation erhalten, d. h. dem Verwaltungssystem der Kompagnie unterworfen werden. Diese schwierige und wichtige Aufgabe erforderte höhere Befähigungen, als sie damals unter den Civilbeamten zu finden waren. Lord Cornwallis beauftragte den Kapitän Nead mit der obersten Leitung der Geschäfte; Munro und zwei andere Offiziere wurden ihm zur Beihülfe an die Seite gegeben. Munro trat seine neue Funktion im April des Jahres 1792 an und unterzog sich ihr bis zum Frühjahre 1799. Sein Biograph bemerkt hier:

„Daß er vielleicht auf keine Periode seines öffentlichen Lebens mit größerer Zufriedenheit zurückblickte, als auf diese. Er hatte zahlreiche und nicht unbedeutende Pflichten auf sich genommen. Nicht nur die Aufsicht über die Rechnungen der öffentlichen Einkünfte und eine fortlaufende officielle Korrespondenz mit der Schazkammer hatte er zu führen, sondern auch außerdem nach allen Richtungen hin immerwährende Reisen durch das neue Gebiet zu machen, um mit eigenen Augen über den Zustand des Volks und die Fruchtbarkeit und Erträgnisse des Bodens die nöthigen Beobachtungen anzustellen."

Die Art und Weise, wie dieser unermüdliche und gewandte Mann die genaueste Kenntniß der Eingebornen gewann, ein Verdienst das er mit keinem Andern theilt, ist hinlänglich aus seinen Briefen zu ersehen. Mit einer unerschütterlichen Gemüthsruhe, und der ihm eigenthümlichen Herzensgüte, die ihm bei den Eingebornen den Namen ihres Vaters erwarb, verbreitete er seine Nachforschungen bis auf die kleinsten Einzelnheiten der Landwirthschaft und des häuslichen Zustandes der Landleute und wußte bei seinen Reisen von Dorf zu Dorf mit seinem Zelte, um die Abgaben der Einwohner zu ordnen, ihnen die offenherzigsten Mittheilungen zu entlocken. In einem Brief sagt er:

„In dem Augenblick, wo ich Dieses schreibe, umringt mich ein Duzend Leute, die alle durch einander plaudern: es ist um zwölf Uhr, und schon seit sieben Uhr des Morgens, als ich diesen Brief begann, kommen und gehen sie schaarenweise. Oft haben sie mich eine Stunde unterbrochen. Der Eine hat eine lange Geschichte von einer seit dreißig Jahren ausstehenden Schuld; ein Anderer erzählt mir, sein Bruder habe sich während des Krieges, wo er abwesend gewesen, mit seinem Vermögen davon gemacht; ein Dritter klagt, daß er seine Abgaben nicht entrichten könne, da ihm seine Frau gestorben sey, die mehr gearbeitet habe als sein bester Stier. Alle diese Erzählungen muß ich anhören, und da Jedermann, wie Sancho, in Beschreibungen unerschöpflich ist, so kann ich mich glücklich preisen, wenn ich bei manchen derselben mit einer halben Stunde davon komme. Vergebens ersuche ich sie manchmal, die Geschichte von hinten anzufangen. Sie sind nun einmal darauf versessen, mich in ihrer Art über jede Kleinigkeit vollkommen in's Klare zu setzen, und oft muß ich, wenn ich meine Erwiederungen gebe, ihnen Allen in demselben weitläufigen Style antworten."

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Hier möge sich eine Schilderung Moore's von seinem Besuche bei dem Lord in Venedig anschließen. Byron hielt sich damals zu La Mira auf.

„Er hatte längst zuvor schon seinen Willen ausgesprochen, daß ich in keinem Gasthaus absteigen, sondern während meines Aufenthaltes in seinem Hause wohnen solle. Hätte er selbst hier gewohnt, so würde diese Anordnung mir das Liebste von der Welt gewesen seyn. Da dieß aber nicht der Fall war, so schien mir ein Gasthaus eine viel gelegenere Unterkunft zu bieten. Ich bat ihn daher um die Erlaubniß, mich in der Gran Bretagna einmiethen zu dürfen, die, wie ich hörte, im Rufe eines vorzüglichen Gasthofes stand. Allein davon wollte er Nichts hören, und um mich zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen, sagte er, so lange ich hier wäre, wolle er täglich, obgleich er am Abende nach La Mira zurückkehren müsse, nach Venedig kommen und mit mir zu Mittag essen.

„Als wir nun wieder auf dem trüben Kanal einstiegen, und vor seiner dumpfig aussehenden Wohnung hielten, erwachte meine alte Sehnsucht nach der Gran Bretagna mit aller Stärke wieder, und ich ließ einen Wink fallen, wie viel Unbequemlichkeiten ich ihm ersparen würde, wenn ich dahin zurückkehrte. „„Nein, Nein"" — antwortete er — „ich sehe, Sie glauben, Sie werden hier nicht Ihre Bequemlichkeit finden; aber Sie werden sehen, daß es nicht so übel ist, als Sie sich vorstellen.""

„Als ich meinen Weg hinter ihm in der dunklen Vorhalle nachkrabelte, rief er: „„Gehen Sie dem Hund aus dem Weg"" und einige Schritte weiter: „„Geben Sie Acht, sonst wird dieser Affe gleich auf Sie hinaufhüpfen."" — In allem Diesem sah ich den Beweis, wie sehr der Lord den Liebhabereien seiner Jugend treu geblieben war. Ganz so mußten Diejenigen, die ihn im Jahre 1809 besuchten, eine ganze Menagerie durchwandern, bevor sie zu seinem Zimmer gelangten. Nachdem ich diese Gefahren überstanden hatte, folgte ich ihm die Stiege hinauf zu der Wohnung, welche für mich bestimmt war. Die ganze Zeit über hatte er Bediente nach allen Richtungen hin ausgesendet, den einen, um für mich einen Lohnlakai zu bestellen, einen andern, um Hrn. Alexander Scott aufzusuchen, dem er mich übergeben wollte, während ein dritter den Befehl erhielt, seinen Sekretär zu rufen. Sie halten sich also einen Sekretär? fragte ich. „„Ja,"" antwortete er, „„einen Kerl, der nicht schreiben kann — aber so sind alle die Namen, die dieses prächtige Volk seinen Sachen giebt.""

„Als wir die Thüre des mir bestimmten Zimmers erreicht hatten, fanden wir sie verschlossen, und allem Anschein nach war Dieß schon geraume Zeit her der Fall, da man den Schlüssel nicht finden konnte — ein Umstand, der sich nach meiner englischen Vorstellung natürlicherweise mit der Ahnung von dumpfer Abgelegenheit verband und abermals seufzte ich heimlich nach meiner Gran Bretagna. Ungeduldig über den Verzug that mein edler Gast mit einem seiner humoristischen Flüche einen Fußtritt gegen die Thüre und sie sprang auf. Nun standen wir auf einmal in einer Wohnung, die nicht allein geräumig und elegant war, sondern auch ein Aussehen von wohnlicher Gemächlichkeit hatte, das dem Auge des Reisenden so willkommen ist, als es ihm selten begegnet. „„Hier,"" sagte er mit einer Stimme, „„von der jeder Ton der Ausdruck der Güte und Gastlichkeit war, dieß sind die Zimmer, die ich selbst bewohne, und hier gedenke ich Sie einzuquartieren.""

„Er hatte ein Mittagsmahl aus der Tratteria holen lassen, und während wir seine und des Hrn. Alexander Scott Ankunft erwarteten, führte er mich auf den Balkon, um, bevor noch der Tag völlig schied, mich noch einen Blick auf den Kanal werfen zu lassen. Indem ich zufällig aufwärts an die Wolken sah, die im Westen noch beleuchtet waren, bemerkte ich: „Was mich an dem Sonnenuntergang in Italien überraschte, ist dieser

Rosenduft.“ — Ich hatte kaum das Wort Rosen ausgesprochen, als Lord Byron lachend mit der Hand mir den Mund verhielt und sagte: „„Ey, verdammt, Tom, werden Sie mir nicht poetisch.““ —

Bei einer anderen Gelegenheit erzählt Moore: Um unser Vergnügen bis zum Anbruch des Tages zu verlängern, begaben wir uns nach der Oper in eine Art Schenke auf dem St. Markusplatze, wo wir saßen und heißen trüben Punsch tranken und lachten, bis die Glocke von St. Markus die zweite Morgenstunde schlug. Lord Byron nahm mich hierauf in seine Gondel, und da der Mond in seinem vollen Schimmer strahlte, so ließ er die Gondeliere an solche Punkte hinrudern, von denen aus zu dieser Stunde Venedig die schönste Ansicht darbot. Nichts kann von erhabenerer Schönheit seyn, als dieses Bild, das sich jetzt vor unsern Augen aufthat. Zum ersten Mal hatte ich das Venedig meiner Träume vor mir. Alle jene Einzelnheiten, die am Tage das Auge beleidigten, waren jetzt durch das Mondlicht in ein magisches Zwielicht hingeschmolzen, und diese schweigende Stadt von Palästen, wie sie da auf den Wassern schlief, in der weiten Stille der Nacht, mußte auch die unempfänglichste Imagination mit zauberhaften Bildern erfüllen. Mein Gefährte sah meine Bewegung, und obgleich ihm diese Szene nicht mehr neu war, so gab er sich doch dem gleichen Gefühle hin. Wir wechselten nur einige Bemerkungen, die sich über diesen Wrak menschlicher Herrlichkeit aufdrangen, wobei seine Stimme von ihrem gewöhnlichen muntern Klang zu einer so sanften Trauer herabsank, wie ich sie selten von ihm gehört hatte und deren wehmüthigen Ausdruck ich nicht so leicht vergessen werde. Doch diese Stimmung dauerte nur einen Augenblick; ein lustiger Einfall, der ihm durch den Kopf fuhr, brachte ihn auf eine ganz entgegengesetzte Richtung. Um drei Uhr des Morgens hielten wir vor dem Thore seiner Wohnung, und wir schieden lachend, wie wir uns getroffen hatten, mit der Verabredung, daß ich am nächsten Morgen auf meiner Reise nach Ferrara auf seiner Villa ein Frühstück einnehmen sollte.““

(Fortsetzung folgt.)

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Der Meßfremde zu Brüssel.

Der Kerl hatte eine Gerte in der Hand und schrie wie ein Zahnbrecher.

Spazieren Sie herein, meine Herren, spazieren Sie herein, meine Damen! Wer will Könige? Es sind die letzten. Lauter fixe Preise. Wer sechs nimmt, kriegt den siebenten darein.

Die Manufakturen sind in Arbeit, alle Werkstätten in Bewegung; man macht für die Belgier einen König; Sie finden hier welche von allen Größen. Suchen Sie sich aus.

Aber man giebt sie nicht auf die Probe. Man steht nicht dafür gut. Man leiht sie nicht zum Versuch. Verderben Sie nicht meinen König. Weg da mit den unsaubern Händen. Man muß ihn nehmen oder stehen lassen. Berühren Sie die Augen, sie sind von Glas; es braucht nur so viel, so sind sie verdorben.

Noch ist mein ganzer Vorrath nicht da. Die Lappländer sind aufgeboten worden. Die Feuerländer schicken sie uns warm aus der Pfanne. Oder wollen Sie gefrorene? Dann müssen Sie auf die Kouriere aus Sibirien warten. Lieben Sie sie mit Rum? Ich erwarte welche mit dem Paketboot von Jamaica.

Die Zufuhr ist unglaublich. Wir wissen nicht mehr, wohin damit. Mein Gewölbe ist gestopft voll; im Keller liegen sie übereinander; auf dem Boden ist nicht mehr Raum; mein Laden ist überhäuft. Ich werde sie auf die Straße stellen müssen.

Sehen Sie sie an, meine Herren, meine Damen! Hereinspaziert! Das Anschauen ist umsonst.

Dieser da hat Ahnen, Dieser da hat keine. Auf Gewissen, ich kann sie nicht zu gleichen Preisen ablassen.

Alles Das ist gut erhalten. Der ist nicht solide, aber neu. Die Sammlung ist merkwürdig. Sie finden auf keinem Basar der Welt solche Auswahl.

Dieser hier ist der Sohn eines großen Mannes. Er hat die Nase seines Vaters; sie springt in die Augen beim ersten Blick.

Hier ist ein Anderer, der Sohn seiner Thaten. Er sieht gar Nichts gleich. Ich gebe ihn für ein Original.

Wollen Sie lieber den Großen? Ich gebe ihn wohlfeil. Er hat Etwas gelitten.

Oder wünschen Sie den Kleinen da? Wir werden gewiß Handels einig. Ich gebe ihn um ein Spottgeld.

Spazieren Sie herein, meine Herren; spazieren Sie herein, meine Damen. Lauter fixe Preise. Wer sechs nimmt, kriegt den siebenten drein.

Doch er schrie sich umsonst heiser. Die Brüsseler und Brüsselerinnen gingen vorbei, und Niemand trat in seine Boutique. Abends mußte der Kaufmann wieder einpacken.

Wie ein hoher Rath einen Beschluß faßt, und Was darauf erfolgen thäte.

Sie versammelten sich in großer Anzahl, Perrücken auf dem Kopf, kein Haar auf den Zähnen. Außen voll Amtsgewicht, innen federleicht — wie es für einen hohen Rath sich schickt ... in Castilien.

Meine Herren, sagte der Präsident, das Königreich ist in großer Gefahr. Man hat sich lustig gemacht über unsere Perrücken. Hören Sie wie.

Die Studenten, die wenig Latein, noch weniger Griechisch und am Wenigsten Spanisch kennen, lernen weder die Arithmetik, noch das römische, noch das kanonische Recht. Sie laufen in die Theater, in die Stiergefechte, auf die Promenaden und machen Epigramme.

Der ganze Rath war Einer Stimme: die Sache ist strafwürdig, und Jeder sah bei dem Wort Epigramm mit Schrecken hinter sich und vor sich.

Meine Herren, fuhr der Präsident fort, an der Universitätspforte von Salamanca hat man Verse gefunden, die siebzehn bis achtzehntausend übelgesinnte Menschen sehr geistreich genannt haben. Uns ist darin übel mitgespielt, und der König will diesem Unfug um jeden Preis gesteuert sehen. Se Maj. war darüber außer sich und hat zwei Stunden darüber nachgedacht.

Dem hohen Rath stand der Verstand stille. Meine Herren, fuhr der Präsident fort, nach meiner Meinung ist dem Uebel, daß die Studenten Verse an die Thüre der Universität anschlagen, am Besten abgeholfen, wenn es keine Studenten mehr giebt, keine Thüren und keine Universität.

Deßhalb sind auf Beschluß des Königs und des hohen Raths bis auf Weiteres alle Studien im ganzen Königreiche aufgehoben.

1. Jedermann, der überwiesen wird, ein Student zu seyn, wird den Gerichten übergeben.

2. Es ist verboten, zu lesen und zu schreiben, unter was immer für einem Vorwand.

3. Man wird am Ende des Jahres eine Kommission beauftragen, zu untersuchen, Wer in diesem Jahre Etwas gelernt hat.

Alles zu größerem Ruhme Spaniens und des Königs.

Der Befehl wurde ausgefertigt. Am anderen Tage fand man neue Verse an der Thüre der Universität von Salamanca.

•

Werden Sie interveniren oder nicht interveniren? Ungebeten in fremde Taschen langen ist eine kitzliche Sache; man hat den Schreiber eines Notars durch's Fenster fliegen sehen, weil er in die Haushaltung seines Herrn pfuschte. Madame Saganarello sagt zu Hrn. Robert, der sie von ihrem Manne nicht prügeln lassen will: „Wissen Sie nicht, daß man nach Cicero seine Hand nicht zwischen Hammer und Ambos legen soll?“ Aber anderswo hat man dumme Köpfe aufgehängt, weil sie nicht das Feuer in des Nachbars Haus löschten. Man beschuldigte sie, es angelegt zu haben. Intervention ist wie ein heißes Eisen, man weiß nicht, an welchem Ende man es fassen soll. Werden sie interveniren oder nicht interveniren?

Hohes Alter.

Rußland ist das Wunderland der patriarchalischen Lebensalter. Im Jahr 1827 starben in Rußland 947 Personen, die über 100 Jahre alt geworden waren, 202 Personen über 110, 98 über 115, 52 über 120, 21 über 125 und 1 mit 155 Jahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 33. 2 Februar 1831.

Neueste geographische Untersuchungen in Kleinasien.

Die beiden Ingenieure des geographischen Instituts Stamaty und Callier sind von der französischen Regierung mit dem Auftrage abgesendet worden, einige noch nicht mit völliger Gewißheit ermittelte Punkte auf der Karte von Kleinasien zu berichtigen und zu gleicher Zeit für die Geographie der Kreuzzüge Untersuchungen anzustellen. Wir theilen hier die Resultate ihrer ersten Reise *) mit, die aus einem an Hrn. Michaud, im Augenblick seiner Abreise aus Syrien, geschriebenen Briefe entlehnt sind. Man kann daraus auf die Ersprießlichkeit ihrer Untersuchungen, so wie auf die Wichtigkeit des Werkes schließen, das diese beiden jungen Gelehrten bei ihrer Rückkehr nach Paris herausgeben werden.

„Da es der Zweck unserer Reise ist, die Geographie von Kleinasien näher zu beleuchten, über die bis jezt nur zerstreute und unvollständige Nachrichten vorhanden sind, so müssen wir so viel als möglich in diejenigen Provinzen vorzudringen suchen, die von Andern vor uns noch nicht besucht wurden. Die Reisenden, die uns auf diesem so mühsamen Wege vorausgingen, haben oft von den Schwierigkeiten gesprochen, die sich Nachforschungen dieser Art in den Weg stellen; unsere Bestimmung, in Gegenden einzudringen, die bis auf diese Stunde noch nicht bereist worden waren, mußte also natürlich zu den Hindernissen, die man uns zum Voraus erblicken ließ, noch neue hinzufügen.

„Die Karten geben oft über die besuchtesten Gegenden Kleinasiens nur oberflächliche und zum Theil widersprechende Berichte; wir hatten Gelegenheit dieß auf unserer ersten Reise von Smyrna nach Konstantinopel zu beobachten; indeß mochten sie uns damals noch einige Aushülfe gewähren, da wir zu unsrer Leitung Nichts als unsere Muthmaßungen und einige dürftige Nachrichten hatten, die wir der Unwissenheit und dem Aberglauben der Türken abnöthigen konnten. Auch die Macht der Gewohnheit, die allerwärts so schwer zu besiegen ist, stellte uns Schwierigkeiten entgegen, so oft wir die gewöhnliche Straße zu verlassen gedachten. Man erwähnte den Mangel an Straßen, die hohen Gebirgsketten, die die Verbindungen sperren, die Flüsse, die Furcht vor übler Begegnung, die in diesen Provinzen so häufig ist; und nur die unerschütterlichste Beharrlichkeit konnte diese Einwürfe beseitigen.

„Im Süden der Gebirge, welche sich von der Abendseite des Berges Olymp erheben, blieb eine weite Länderstrecke noch unbekannt. Dort nehmen der Rhyndacus, der Macestus und Hermus, drei Hauptflüsse von Kleinasien, ihren Ursprung; dorthin versezt auch die alte Geschichte Städte, deren berühmte Namen sie uns nennt und deren Spur für uns verloren gegangen ist. Das Ziel unserer ersten Untersuchungen waren die Gegenden, die einen Theil des alten Phrygiens, Lydiens und Bithyniens ausmachten. Der Weg, der uns, nachdem wir Konstantinopel verlassen hatten, dahin führen sollte, war schon nicht ohne Interesse. Die gelehrten Nachforschungen berühmter Reisenden haben über diese Provinz schäzbare Andeutungen geliefert. Tournefort, Pococke, Leake, Kinneir u. s. w. verfolgten verschiedene Richtungen in jenem Theil von Bithynien, der von den Ufern des Bosporus und der See von Nicomedien bis an die des Sangarius und Thymbrius reicht; indeß waren noch andere Gewässer von Bedeutung nachzutragen.

„Von Scutari bis Nicäa besuchten wir die Gebirge und Engpässe, die den Volksmassen Europa's, die im Mittelalter das Morgenland überschwemmten, zum Wege dienen mußten. Nachdem es Alexis gelungen war, die Kreuzfahrer aus Konstantinopel zu entfernen, konnten sie Nikomedien, nach den Berichten des Wilhelm von Tyrus, nur über diese Berge hin erreichen. Von da rückten diese Schaaren unter Anführung des Einsiedlers Peter und Wilhelm von Habenichts (sans avoir) zwischen dem Golf von Nikomedien und dem von Mudania vor, um von dem Schwerte Suleimans aufgerieben zu werden. Ueber diese Gegenden entbehrt die Geschichte des Mittelalters noch geographischer Dokumente. Civitas Helenopolis, das Schloß Xerigordus, der Fluß Draco sind Namen, welche hergestellt werden müssen, um die Schriften der Anna Comnena mit den lateinischen Chroniken in Einklang zu bringen. Wir haben einige Zeit darauf verwendet diese Erdzungen zu durchforschen. Gegen Osten haben wir unsere Aufmerksamkeit auf den Lauf des Flusses Sangarius gerichtet, der unter den hohen Felsen, die ihn umschließen, und in den schönen Thälern, die er bespült, so schwer zu verfolgen ist. Wir haben Lesko aufgesucht, das alte Leucoe, das in einem dieser Thäler liegt, deren Anblick zu den merkwürdigsten gehört. Seine Lage am Sangarius, nahe der Stelle, wo die Gewässer des Gallus von ihm aufgenommen werden, macht noch einen Gegenstand des Zweifels der geographischen Gesellschaft in Frankreich aus und mußte daher bestimmt werden.

„Die Erläuterung der Belagerungs-Geschichte von Nicomedien, die schon in militärischer Hinsicht uns interessiren mußte, machte eine vollständige Bekanntschaft mit der Umgegend nothwendig, die wir

*) Vergl. Ausl. vor. J. Num. 353, S. 1412.

deßhald sorgfältig untersuchten. Von Nicäa bis Eski-Scheher fanden wir die Heere Gottfrieds und Bohemunds; wir sahen mit Freuden die manchmal dunklen Nachrichten alter Chroniken an Ort und Stelle sich erhellen; oft beschreiben sie mit großer Treue die Gegend. Die unermeßliche Ebene von Dorpie zeigte uns die Spuren des blutigen Treffens, durch das sie berühmt geworden ist. Wir konnten nicht ohne Rührung den Boden sehen, auf dem so viele Franzosen ihr Blut vergossen und unter welchem sie so fern von ihrem Valande ruhen. Wir glaudten sogar unter einigen Grabhügeln den zu entdecken, der die Gebeine des Bruders des Tancred bedeckt.

„Nachdem wir noch weiter in Phrygien vorgedrungen waren, mitten in Gegenden, von denen wir so gut als gar Nichts wußten, besuchten wir Kutaye in dem Thal des Thymbrius. Unsere Nachforschungen führten uns in eine weite und schöne Ebene, auf der wir merkwürdige Ruinen gefunden haben. Ohne hier auf Einzelnheiten einzugehen, beschränken wir uns zu sagen, daß diese kostbaren Ueberreste der alten Aizanis angehören. Wir haben eine große Menge Inschriften und auch einige Münzen gesammelt; wir verdanken sie fast größtentheils den Nachgrabungen, die wir angestellt haben. Die Lage dieser Stadt ist bei Weitem verschieden von der, die ihr d'Anville anweist; einige astronomische Beobachtungen, die uns die Zeit anzustellen erlaubte, haben Dieß berichtigt.

„Nachdem wir Aizanis verlassen hatten, nahmen wir unsere Richtung gegen Norden über die Gebirge, deren Untersuchung wir vorzüglich zum Ziele hatten. Sie bilden südwestlich vom Olymp ein unermeßliches vo n Vorsprüngen zerrissenes Becken, deren Bildung schwer zu verfolgen ist. Die Hauptzuflüsse des Rhyndakus und [illegible] die das Becken der Propontis und des ägäischen Meeres von einander trennen. Wir irrten lange Zeit in steilen Gebirgen und weiten Waldungen umher, zwischen denen fruchtbare und mit zahlreichen Ortschaften besäte Thäler mit dem Anblick des Landes überhaupt angenehm kontrastiren. Wir verließen diese Gegenden nicht eher, als bis wir einen dieses Ganze umfassenden Entwurf davon aufgenommen, was inmitten dieser verworrenen Formationen mit der größten Schwierigkeit verbunden war. Dieses Unternehmen führte uns zur Entdeckung mehrerer Ruinen, wo wir viele Inschriften fanden, die uns ohne Zweifel in den Stand setzen werden, die Namen dieser alten Ueberreste wieder herzustellen. Nachdem wir die Quellen des Rhyndacus, und die des Macestus verlassen hatten, drangen wir an das Becken des ägäischen Meeres vor, das sich gegen Osten durch neue Gebirgsketten schließt, aus denen der Caicus, Hyllus und Hermus ihren Ursprung nehmen. Der erstere dieser Flüsse ergießt sich in den Golf von Elda, nahe bei Pergamus, und die beiden andern vereinigen sich in den Ebenen von Magnesia und strömen in den Golf von Smyrna. Der Berg Temnus, der seinen Gipfel über den Kirk-Agasch erhebt, bildet die Scheidewand der Thäler. Auf dieser Exkursion von ungefähr 300 Lieues wurde eine ziemliche Anzahl merkwürdiger Punkte durch astronomische Beobachtungen ermittelt. Die Höhen der Berge wurden mit dem Barometer gemessen; auch geologische Untersuchungen, die ein äußerst interessantes Studium in diesen Gegenden bilden, wurden nicht verabsäumt."

Ansichten aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Mit tiefem Bedauern schieden wir von einem Ort, an welchem uns zwei Stunden wie der Traum eines Augenblicks entschwunden waren. Aber ein langes Tagewerk lag vor uns, und ohne Verzug, wenn auch manchen sehnsüchtigen Blick zurückwerfend, machten wir uns auf den Rückweg nach Frankreich durch den Paß von Picade. Auf einer kurzen Strecke, die wir hier passiren mußten, übertraf die Steilheit des Pfads wo möglich Alles, was uns bisher vorgekommen, und an einer gewissen kritischen Stelle wäre beinahe Einem von der Gesellschaft ein Abenteuer zugestoßen, das selbst in der bloßen Vorstellung die Seele mit solchem Grauen erfüllte, daß einen lebhaften französischen Diener, welcher die ganze Größe der Gefahr in unmittelbarer Nähe schaute, ein Uebelbefinden befiel, von dem er sich erst nach einigen Tagen erholte.

Aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach sollte die Mehrheit Derer, welche der Maladetta den Rücken kehrten, dem jetzt verlassenen Schauspiele auf ewig Lebewohl sagen; aber ich hatte zu Viel gesehen, um nicht ein unwiderstehliches Verlangen in mir zu spüren, noch Mehr zu sehen, und die Schluchten zu durchforschen, welche sich durch diese öden Wildnisse winden. Ohne den Leser daher mit den kleinen Begebenheiten des Tages länger zu unterhalten, will ich ihn nur kurz benachrichtigen, daß ich um die Dämmerung des dritten Abends mich in Begleitung eines einzigen Führers abermals am Eingang des Hochwaldes befand, an den Ruinen des Thurms von Castell Viel vorüberwanderte und mich anschickte die Nacht in dem Hospiz zuzubringen, um den folgenden Tag einem Besuch der Maladettathäler und der arragonischen Grenzstadt Venasque zu widmen. Gewährt Abwechslung Reiz, so war ich so glücklich, derselben in höchstem Maße theilhaftig zu werden. Der anmuthige Himmel vom vorigen Abend hatte sich mit einem dichten Gewölk umzogen, das sich immer tiefer und tiefer senkte, und in Kurzem jeden Schein des Tages verbannte. Das undurchdringliche Dunkel, in dem wir unsern Pfad hintappten, verdichtete sich in weniger als einer Stunde noch durch einen feinen Staubregen, der sich bald in einen förmlichen Regen verwandelte, bis zuletzt ein völliger Wolkenbruch daraus wurde, der in vollen Güssen wie ein Tropfbad auf uns niederströmte. Da ich von Anfang an der Beständigkeit des Wetters mißtraute, so hatte ich glücklicher Weise die Vorsicht gebraucht, mir einen Mantel von dickem schwarzem Wollenzeug zu borgen, wie ihn die dortigen Schäfer tragen, nebst einem hohen spitzigen Hut, der das ganze Gesicht bedeckte. So eingemummt überließ ich meinem Pferd die Sorge, dem Schwanz seines Gefährten nach, den Weg zu suchen; ich selber ergab mich geduldig in mein Schicksal, in dieser anhaltenden Schwemme fortzureiten, und horchte nur auf die lauten Donnerschläge, denen jetzt zuckende Blitze folgten, welche durch die augenblickliche Erleuchtung, die sie nach allen Richtungen gewährten, uns zeigten, ob wir recht gingen, denn außer diesen Pausen waren wir in so absoluter Finsterniß, daß ich mir die Frage, ob es eine Finsterniß gebe, die man fühlen könne, hier beantwortete. Wir wechselten kaum zehn Worte, wenn ich eine Geschichte ausnehme, die der Führer mir erzählte. „In dieser Gegend war es," sagte er, indem wir uns eben in dem tiefsten Dickicht befan-

den, „just um diese Zeit der Nacht, wo ich einmal auf dem Weg nach dem Hospiz vorüber mußte. Ich doste unter dem Reiten, als mein Pferd plötzlich schnaubend anhielt. Ich wachte auf und da ich vor mich blickte, gewahrte ich einen großen Bären, der ruhig in der Mitte des Weges stand. Wir schienen insgesammt etwas verdutzt; mein Pferd hatte in der Angst all seinen Witz verloren und zitterte am ganzen Leib; mir war es eben so wenig wohl zu Muth und offenbar wußte auch der Bär nicht was zu thun wäre; diese Verlegenheit dauerte einige Minuten als der letztere links um machte und uns den Paß frei gab.“ Er ließ mich nun über diese ergötzliche Anekdote meinen Gedanken nachhängen, und so setzten wir durch das Lieblingsrevier dieser Thiere in dem alten Schweigen die Wanderung fort; endlich endigte sich der Wald und wir wußten uns auf der Höhe des Hospizes; aber freilich handelte es sich darum das Haus auch zu finden; da krachte ein Donner und ein Blitz loderte auf und wie in einer Theaterscene sahen wir die Herberge, hell wie vom Mittag bestrahlt, keine hundert Schritt vor uns, umgeben von Heerden geängstigten Viehs, das unter der Obhut eines Mannes in dieser furchtbaren Nacht rings herum lagerte.

Der Wirth und sein Weib, in dieser Stunde die einzigen Bewohner der großen Stube, saßen neben dem Herd, auf dem ein lustiges Feuer prasselte, ängstlich harrend der Rückkehr ihrer Tochter und einiger Anderen, die im Verlauf des Tages einige Eisladungen nach Luchon gebracht hatten. Nach dem Nachtessen wies man mir ein ober der Stube befindliches Gemach zum Schlafen an, das drei der schmutzigsten Betten enthielt, die man sich denken kann. Unter zweien derselben wurde mir bedeutet, könnte ich wählen; das dritte war bereits von einem Mann, dessen Weib und Kindern in Beschlag genommen; wie viele deren waren, hatte ich nicht Lust durch näheren Augenschein auszumitteln. Diese Familie besuchte das Hospiz, um der Luftveränderung willen, da die Kinder am Keuchhusten litten. Nach einigem Besinnen ersah ich mir eine dieser einladenden Lagerstätten, auf welche ich mich nicht so wohl aus Wahl als aus Noth, warf, weil ich doch wegen der bevorstehenden Strapazen des kommenden Tages einiger Erholung bedurfte. Hätte ich nur lieber gleich verzichtet, denn alle meine Sinne geriethen dergestalt in Anfechtung, daß an Schlaf und Ruhe nicht zu denken war. Bloß gegen den Sturm war ich geborgen, aber auch gegen diesen nur theilweise; unaufhörlich funkelte der Blitz durch die zerfallenen Läden, und das klaffende Dach, und man schien beständig zwischen Mittag und Mitternacht zu schweben. Indeß in Vergleich mit dem Aufruhr draußen mochte die Lage hier noch ziemlich behaglich heißen. Auf jeden Blitzstrahl antwortete ein Donnergekrach, das, an die Maladetta und ihre Brüder die Piks von Astor und Picade anschlagend und von ihnen zurück prallend, das Hospiz in seiner Grundveste erschütterte und einen Augenblick das Geheul und Geächze und Geheul der armen Kinder, die in Paroxysmen von Husten fast erstickten, und das Geblöck und Gebrüll der Hunderte von Kühen, Schafen und Ziegen vor der Thüre und das Geklingel der Schellen an ihrem Hals übertäubte. Kurz nach Mitternacht vermehrte sich der Lärmen noch durch ferne Schläge, worauf die Wachthunde auch in die kreischende Musik einstimmten. Es war die verlorne Partie aus Luchon und man kann keinen stärkern Beweis von der Dunkelheit der Wälder und der Wuth des Orkans anführen, als wenn man erwähnt, daß diese Leute welche sonst jeden Schritt und Tritt kannten, sich in dem Gebüsch verirrten, und sich genöthigt sahen, einen Theil des Wegs rutschend auf Händen und Knien zurückzulegen. In diesen luftigen Regionen vom Sturm überrascht werden ist etwas höchst Bedenkliches für den Reisenden, weil man dann oft eben so wenig zurück als vorwärts kann. Ob sich unter solchen Umständen die Höhen von Venasque ersteigen ließen, wurde mehr als zweifelhaft. Das Sprichwort des Gebirges sagt: „Wenn der Orkan ausbricht, so wartet der Vater nicht auf den Sohn und der Sohn nicht auf den Vater.“ Nach einer zwei- oder dreistündigen Unentschlossenheit, während welcher ich mit der spitzfindigen Logik eines Kasuistikers jede Möglichkeit und Unmöglichkeit abwog, löste sich mir jedoch das Dilemma befriedigend auf, indem die Empörung der Elemente sich allmälig stillte. Das Blitzen hörte auf; der Donner rollte nicht mehr; Kühe, Schafe und Ziegen, wie durch einmüthige Verabredung, verstummten, und als ich durch die Ritze guckte, erfreute mich der Anblick der Picade- und Piquekuppen, die in hellem Sternenlicht ihre scharfen Umrisse emporreckten, während die Wolken in grotesken Massen von Pfeilern und Vließen in der Mitte der Berge gegen die Niederungen hintrieben, aus welchen noch ein Nebelmeer aufgohr. Also Venasque zu!

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

Wir fügen hier noch einige Auszüge aus Briefen bei, die Lord Byron aus Venedig an mehrere seiner Freunde geschrieben hat.

„Zu Mailand traf ich einen Landsmann von Ihnen (von Moore) den Obrist ****, einen herrlichen gutmüthigen Mann, der Alles in und außer Mailand kennt, wie ein Eingeborner. Er ist gegen Fremde äußerst gefällig, und dieß ist seine Geschichte, wenigstens eine Episode daraus.

„Vor sechs und zwanzig Jahren war Obrist ****, damals Fähnrich, in Italien und verliebte sich in die Marchese **** und sie in ihn. Die Marchese mußte wenigstens zwanzig Jahre älter seyn als er. Der Krieg brach aus; er kehrte nach England zurück, um seinem Vaterland zu dienen — doch nein nicht diesem, denn das ist Irland, sondern England, was zwei verschiedene Dinge sind; und sie — der Himmel weiß was sie that. Die erste Nachricht von dem definitiven Abschluß des Friedens (und der Tyrannei) erhielt die erstaunte Mailänderin durch die Ankunft des Obristen ****, der, so lang er war, sich der Marchese zu Füßen warf und in halb vergessenem Irisch-Italienisch Schwüre einer ewigen Treue in den Bart murmelte. Die Marchese schrie vor Schrecken auf und rief: wer sind Sie? — Der Oberst rief: Wie, kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin der und der u. s. w., bis endlich die Marchese von Erinnerung zu Erinnerung durch alle ihre Liebeshändel innerhalb dieser 25 Jahre sich durchgearbeitet hatte und zuletzt eine dunkle Reminiszenz von ihrem povero Unterlieutenant fand. Sie sagte dann: „Gab es je solch eine Tugend!“ (Dieß sind ihre eigenen Worte), und da sie gerade Wittwe war, nahm sie ihn in ihren Palast auf, setzte ihn wieder in alle Rechte und Pflichten ein und zeigte ihn der Welt als ein Wunderthier von unmäßiger Treue, als den durch keine Ferne zu erschütternden Abdiel.

„Das ist, dünkt mich, eine so artige moralische Erzählung wie nur irgend eine von Marmontel. Hier ist noch eine. Dieselbe Marchese machte mehrere Jahre früher einen kleinen Abstecher mit einem Schweden, dem Grafen Fersen (demselben, den der stockholmer Pöbel später steinigte und viertheilte). Die Liebenden kamen auf dieser flüchtigen Lustreise in eine Osteria an der Straße von Rom oder dort herum an. Es war ein schöner Sommerabend, und während sie ihr Abendbrod verzehrten, wurden sie plötzlich von einer Symphonie von Geigen in einem anstoßenden Zimmer überrascht, die so ausnehmend artig vorgetragen wurde, daß sie die Lust anwandelte, die Tonkünstler in der Nähe zu hören. Der Graf be-

gab sich demnach zu der musikalischen Gesellschaft und sagte: „meine Herren, ich bin überzeugt, daß eine Gesellschaft von so artigen Cavalieren sich ein Vergnügen daraus machen wird, ihre Kunstfertigkeit vor einer Dame zu zeigen, die sehnlichst wünscht u. s. w." Die Musikanten waren die zuvorkommende Gefälligkeit selbst — jedes Instrument wurde geschraubt und gestimmt, und indem sie wie die Engel im Himmel fiedelten, folgte die ganze Gesellschaft dem Grafen in das Zimmer der Dame. An ihrer Spitze trat der erste Spieler, taktgebend und geigend zugleich, über die Schwelle — Tod und Teufel! — es war der Marquis selbst, der sich mit Serenaden auf dem Land erlustigte, indeß seine Gemahlin daheim in der Stadt ihm durchgegangen war. Den Schluß der Geschichte kann man sich denken — doch vor Allem suchte die Marchese ihren Gemahl zu überzeugen, daß sie in der Absicht, ihn bei seinen ländlichen Vergnügungen zu überraschen, hieher gekommen sey. So Viel von dem, was mir die Frau Gevatterin erzählte. Die Geschichte ergötzte mich sehr, und ich schicke sie Ihnen, in der Hoffnung, daß sie bei Ihnen gleiche Wirkung machen wird. Nun auf Venedig zurückzukommen.

„Uebermorgen (morgen ist Weihnachten) beginnt der Carneval. Ich speise heute bei der Gräfin Albrizzi in einer Gesellschaft und gehe in die Oper. Man öffnet das Theater, den Phönix. Ich habe mir für die Saison eine Loge gemiethet aus zwei Gründen, von denen der eine ist, weil die Musik ausgezeichnet gut ist. Die Gräfin Albrizzi, von der ich eben sprach, ist die Staël von Venedig, nicht jung, aber ein sehr gelehrtes, unaffektirtes und gutmüthiges Weib, sehr artig gegen Fremde und, ich glaube, bei Weitem nicht so ausschweifend als die meisten Weiber. Sie hat sehr gut über die Werke von Canova geschrieben und auch einen Band Charaktere und andere Dinge, die gedruckt worden sind. Sie ist aus Korfu, aber an einen verstorbenen Venetianer verheirathet — d. h. verstorben, seitdem er verheirathet ist."

* * *

„Des andern Tags hatte ich eine Balgerei auf der Heerstraße, wie folgt. Ich reite gegen acht Uhr Abends ganz ruhig von Dolo heim, als ich einer Gesellschaft von Leuten in einer Miethkutsche begegnete, von denen Einer seinen Kopf aus dem Kutschenschlag hervorstreckte und mit unverständlichem, aber ungezogenem Geschrei hinter mir drein kreischte. Ich wandte mein Pferd, holte die Kutsche ein, ließ sie halten und sagte: „Mein Herr, haben Sie mir Etwas zu sagen?" Er antwortete unverschämt, wie es in seiner Art war: Nein. Hierauf fragte ich ihn, was das unschickliche Geschrei zu bedeuten habe, mit dem er die Vorübergehenden verfolge. Er antwortete wieder mit unhöflichen Worten, worauf ich ihm mit einem derben Peitschenhieb über's Gesicht erwiederte. Dann stieg ich ab (denn Dieß ging noch am Schlage vor sich, indem ich zu Pferd saß) öffnete die Thüre und ersuchte ihn auszusteigen, oder ich würde ihm noch Eins versetzen. Aber er hatte schon an dem ersten Gruß genug; nur seine Zunge ergoß sich noch in einen Strom von Flüchen, und er schwur, er werde mich auf der Polizei verklagen, daß ich ihn ohne Ursache mißhandelt habe. Ich sagte ihm, er lüge und sey ein — und wenn er nicht schweige, so würde ich ihn herausziehen und noch besser treffen. Hierauf schwieg er. Ich nannte ihm meinen Namen und meine Wohnung und sagte: ich sey bereit, ihm Genugthuung zu geben, wenn er, gleichviel von Stand oder nicht, Lust habe, die Sache durch einen Zweikampf auszumachen. Er ging auf die Polizei, da aber auf der Straße Leute standen, welche zusahen, insbesondere ein Soldat, der den ganzen Handel mit angesehen hatte, so wie mein Bedienter, so wurde er ungeachtet der Betheurungen des Kutschers und fünf Anderer, die mit dem Kläger in der Kutsche saßen, mit seiner Klage als Anfänger des Streites abgewiesen, und mir sagte man, hätte ich ihn nicht geschlagen, so würde er mit Arrest bestraft worden seyn.

„So können Sie denn sagen, „daß einen Venetianer einst ich in Aleppo schlug" — aber ich versichere Sie, er verdiente es; denn ich bin ein ruhiger Mann wie Candide, obgleich ich, wie er, hie und da genöthigt werde, meine Sanftmuth zu vergessen."

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Französische Rechtsfälle.

Ein merkwürdiger Prozeß, dessen Ausgang man in Frankreich allgemein mit gespannter Erwartung entgegensieht, ist gegenwärtig bei dem Gerichtshofe in erster Instanz anhängig geworden. Er betrifft das Testament des Herzogs von Bourbon, Prinzen von Condé, dessen Gültigkeit von den Prinzen von Rohan bestritten wird. Das tragische Ende des Herzogs von Bourbon ist bekannt. Er hinterließ ein Vermögen von ungefähr 80 Millionen Franken, über das er durch eigenhändig geschriebenes Testament zu Gunsten des Herzogs von Aumale, dritten Sohnes des Königs der Franzosen, als Haupterben, verfügt hat. Der Baronin von Feuchères, vormaliger Frau Sophie Dawes, ist ein Legat von ungefähr 12 Millionen Franken ausgesetzt, nemlich zwei Millionen in baarem Geld, sogleich nach dem Tode des Erblassers zahlbar, die Schlösser und Besitzungen von St. Leu und Boissy, der Wald von Montmorency mit Zubehör, die Domaine von Morfontaine, der Pavillon im Schlosse Bourbon, den sie bereits bewohnte, sammt allem Mobiliar. Deßgleichen vermachte er ihr das Schloß Ecouen sammt den dazu gehörigen Waldungen, mit der Bestimmung, daselbst eine Stiftung zu Gunsten der Kinder und Enkel der Offiziere und Soldaten von der ehemaligen Condé's und Vendee-Armee zu gründen. Zu dieser Wohlthätigkeitsanstalt soll, vermöge einer Klausel des Testaments, auch der Haupterbe jährlich 100,000 Franken der benannten Baronin von Feuchères zur Verfügung stellen. Außerdem sind durch gedachtes Testament den Dienern seines Hauses mehrere Legate angewiesen. Als Testaments-Vollzieher ist der Baron von Surval ernannt. Dieses Testament wird nun, wie gesagt, von den Prinzen von Rohan als erschlichen angefochten und die Herren sind gegen den Herzog von Aumale und die Baronin von Feuchères klagbar aufgetreten. Es läßt sich denken, daß dieser Rechtsstreit die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grad erregt hat, um so mehr als der Haupterbe ein Sohn des Königs der Franzosen und vielleicht dereinstiger Erbe der Krone Frankreichs ist, während die Baronin von Feuchères zu Lebzeiten des Herzogs von Bourbon die volle Gunst desselben besessen hatte.

Unabhängig von diesem Civilprozeß haben die außerordentlichen Umstände, die den Tod des Herzogs von Bourbon begleiteten, eine Kriminaluntersuchung veranlaßt, die bis jetzt geheim gehalten worden ist. Was auch das Resultat dieser Untersuchung seyn wird, so muß es in der Folge nothwendig zur öffentlichen Kenntniß gelangen, wo wir dann wieder darauf zurückkommen werden.

Englisches Koloniewesen.

Eine Kommission, beauftragt, die Einkünfte und Ausgaben der britischen Kolonien zu untersuchen, um die Erhebung von jenen zu reguliren und bei diesen Ersparungen vorzuschlagen, hat das Resultat ihrer Arbeiten dem Hause der Gemeinen vorgelegt. Diese Untersuchung erstreckte sich über Malta, Gibraltar und die australischen Kolonien, oder die Straf-Kolonien von Neu-Süd-Wales und Vandiemensland.

Die Einkünfte von Malta beliefen sich im Jahre 1829 auf		105,072 Pf.
Die Ausgaben auf		105,610 —
Vorgeschlagene Ersparnisse . . .	15,000 Pf.	
Die Einkünfte von Gibraltar 1829		45,968 —
Die Ausgaben		44,331 —
Ersparnisse	12,600 —	
Die Einkünfte von Neu-Süd-Wales 1828 . .		122,722 —
Die Ausgaben		401,248 —
Ersparnisse	2,315 —	
Einkünfte von Vandiemensland 1828 . . .		45,949 —
Ausgaben		195,926 —
Ersparnisse	2,813 —	
Ausgaben für die Kolonien am Schwanenflusse . .		27,106 —
Summe der möglichen Ersparungen .	53,226 Pf.	

Die Ausgaben, die Britannien für seine Kolonien zu machen hatte, betrugen:

für Malta 1829	105,610 Pf.
für Gibraltar 1829	44,331 —
für Australien 1828	624,313 —
Im Ganzen also, die obigen Einkünfte nicht abgerechnet.	772,254 Pf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 34. 3 Februar 1831.

Thomas Munro.
(Fortsetzung.)

Seine vertraute und launige Art mit dem Landvolk umzugehen, beschreibt er an einer andern Stelle, die zugleich einen Begriff von der naiven Kindlichkeit der gutmüthigen Hindu's geben kann.

„Die Landleute dieser Gegend sind wohl das geschwätzigste Volk auf Gottes Erdboden. Eine Anzahl derselben kam heute Abends zu mir und klagte gegen einen unbekannten Herenmeister, der schon zweimal in diesem Jahr Feuer in ihrem Dorf gelegt habe. Ich sagte ihnen, ich sey ein großer Feind von aller Hererei, und ich würde ihm gewiß kein Recht anthun, wenn sie ihn erwischen könnten. Sie sagten, sie hätten einen Plan ausgedacht, ihn zu entdecken, aber die Sache könne nicht ohne meine Mitwirkung ausgeführt werden. Ich müßte nämlich ein Wenig außerhalb des Dorfes mit meinem Fernglas in der Hand mich hinstellen, alle Einwohner müßten dann an mir vorübergehen, und es könne nicht fehlen, der Erzdieb, der ihnen so vielen Schaden zugefügt, müsse durch die wunderbare Kraft meines Glases entdeckt werden. Ich antwortete, das sey ein herrlicher Einfall, aber der Versuch müsse ein ander Mal gemacht werden, wenn ich wieder ein neues Glas bekäme, denn mein altes sey zerbrochen; und da wir dann unfehlbar den Herenmeister fangen würden, so fragte ich, was man ihm für eine Strafe anthun wolle. Sie sagten, keine andere, als daß man ihm zwei Zähne ausziehe, mit denen er alle seine Zauberkraft verlieren würde. Ich erwiederte, Dieß könne man nicht thun, bevor man ihn habe, aber bis dahin sey ein anderes eben so einfaches Mittel zur Hand, um sich in Zukunft vor ihm zu verwahren. Jedermann nämlich, der Etwas von den bösen Absichten des Zauberers befürchten zu müssen glaube, dürfe sich bloß zwei von seinen eigenen Zähnen ausreißen lassen; dieß würde ihn und sein Eigenthum gegen alle Künste des bösen Feindes schützen. Vor einigen Jahren sey ich so selbst zwei meiner Zähne los geworden, und wenn sie mit mir umkehren wollten, so wolle ich sie äußerst billig gegen alle Hererei schußfest machen. Sie baten um die Erlaubniß, nach Hause gehen zu dürfen, um meinen Vorschlag in Ueberlegung zu ziehen; morgen wollten sie mir die Antwort sagen; ich glaube aber, daß ich von der Sache Nichts mehr hören werde.“

In dieser Gegend und bei seinen damaligen Beschäftigungen fehlte es ihm natürlich an jeder Erholung durch Studien, Umgang u. dgl. „Ich ziehe,“ sagt er, „mit meinem Zelte von Dorf zu Dorf, um die Abgaben zu reguliren, und Dieß ist ein so verdrüßliches und ermüdendes Geschäft, daß mir für nichts Anderes Zeit übrig bleibt; ich habe keine einzige Stunde des Tages, die ich mein eigen nennen könnte.“ Der Genuß der Natur gab ihm hiefür Entschädigung. „Allerwärts,“ schreibt er, „erblickt man romantische Hügel, die einen näher, die andern ferner, die mit jedem Schritte, den man vor- oder rückwärts macht, ihre Gestalt verändern. Alles rings umher ist klassischer Boden in der Geschichte dieses Landes, denn fast jeder Ort ist der Schauplatz wichtiger Ereignisse in den früheren Kriegen oder der Wohnsitz irgend einer mächtigen Familie gewesen, die jetzt durch häufige Revolutionen zu Armuth und Elend herabgesunken ist. Ich würde nicht das Feld von Marathon, oder die Hauptstadt der alten Römer mit größerer Ehrfurcht besuchen, als ich diesen heiligen Boden betrete. Unter einen Baum gelagert höre ich der traurigen Geschichte eines Hindu zu, der von dem Untergang seines Glückes und seiner Familie erzählt. Die Betrachtung des wunderbaren Zusammenhanges der Dinge, der mich und ihn, die beide aus dem Norden Asiens stammen, nach einer Trennung von so vielen Jahrhunderten aus der verschiedensten Weltgegend wieder in Hindustan zusammengeführt, um uns zu bekämpfen — erfüllt die Seele mit erhabener Rührung.“

Die reiche Ader seiner gutmüthigen und witzigen Laune, die ihn selbst in seinen Geschäftsverhältnissen nicht verließ, strömt in ihrer ganzen Fülle in allen Briefen, die er über seine Lebensweise in Indien an die Freunde in der Heimath schrieb. Man findet darin eben so viele Beweise von der anspruchlosen Sinnesart und Einfachheit seiner Sitten, die ihn vom Beginn seiner Laufbahn an begleiteten, als sie eine lebhafte Schilderung von der dortigen Lebensweise entwerfen, die sehr geeignet seyn dürfte, die übertriebene Vorstellung von der üppigen Schwelgerei des Orientes herabzustimmen. In einem Briefe erwähnt er, daß er kürzlich seine Lieblings-Uebung, das Schwimmen im Flusse, aus Furcht vor den Alligators aufgegeben habe, und setzt dann hinzu:

„Ich habe mir nicht die Mühe gegeben, zu untersuchen, ob meine Handlungsweise bei dieser Gelegenheit von der Selbstliebe geleitet wurde, oder von jener Weisheit, die der Dr. Zimmermann — der größte Narr, der mir noch vorgekommen ist — als eine Frucht der Einsamkeit anpreist. Wenn Einsamkeit die Mutter der Weisheit ist, so steht zu hoffen, daß ich in wenigen Jahren so weise wie Salomo oder Robinson Crusoe werden muß. Diese Aussicht wird noch von einem andern Ding unterstützt — von der Einfachheit meiner täglichen Kost, was nach der Meinung anderer Philosophen dem Genie und der Verdauung äußerst günstig seyn soll. Ich wöiß nicht, ob der Fall ein anderer wird, wenn diese Diät nicht die Folge freier Wahl, sondern der Nothwendigkeit ist. Wenn mein Koch mir ein Schaf bringt, so ist es gewöhnlich so ausgemergelt, daß es Mühe kostet, irgend Etwas davon herunter zu skalpiren. Das Federvieh ist noch elender; man müßte es denn in die Mast stellen, eine Kunst, in der ich nicht sonderlich bewandert bin; und was die Fische betrifft, so sind nur sehr wenige genießbar. Wenn Fisch und Vogel gekocht ist, so möchte wohl sogar mancher Naturforscher in Verlegenheit kommen, sie von einander zu unterscheiden, nach dem bloßen Geschmack

nämlich. Einige philosophische Sekten empfehlen Nüsse, Aepfel und andere Baumfrüchte; aber hier findet sich Nichts dergleichen, ausgenommen einige wenige saure Citronen und eine grobe Art von Pisang, die man ungekocht nicht essen kann. Ich habe heute Mittag eine Suppe von geschrotenem Waizenmehl anstatt der Habergrütze gegessen, und wahrscheinlichst werde ich morgen Pisangkuchen essen. Einige andere Philosophen halten eine edle Körperübung, als einen Nebenzweig eines nüchternen Lebens, für ein treffliches Mittel, den Verstand zu erleuchten. Ich bin sehr froh, wenn ich nach einem heißen Tag in der Abendkühle ein Wenig ausreiten kann; aber auf Dieses schlafe ich wenig: es bleibt also für die Ausbildung meines Genie's Nichts als die Mehlsuppe."

Im Jahre 1796 wurde Munro zum Kapitän befördert. Ungefähr zwei Jahre darnach veranlaßten die feindlichen Absichten Tippu's den Generalgouverneur zu jenen kräftigen Maßregeln, die die Einnahme von Seringapatam zur Folge hatten. Nach der Unterwerfung dieses Platzes wurde Kapitän Munro mit seinem Freund, dem jetzt abberufenen Gouverneur von Bombay, Sir John Malcolm, der Kommission, die mit dem Abschlusse des Theilungstraktates beauftragt war, als Sekretär beigegeben. Ein weitläuftiger Brief an seinen Vater enthält Einzelheiten, die noch jetzt interessant sind, über den Fall des Tyrannen von Meisur, aus dessen thörichten Schritten gegen das Ende seiner Laufbahn hin man fast die Vermuthung schöpfen möchte, daß er wahnsinnig geworden sey.

„Grausamkeit und List waren die zwei großen Hebel seiner Politik; nicht jene Art von List, die durch Kühnheit zu überraschen strebt, sondern die eingegangene Verbindlichkeiten ableugnet. Er gab vielleicht nie ein Versprechen und schloß vielleicht nie einen Vertrag, ohne in demselben Augenblick daran zu denken, wie er ihn wieder brechen könnte. Die grausamen Strafen, die er häufig verhängte, selbst bei dem grundlosesten Verdachte, unterbrachen in seinem Gebiete alle Privatkorrespondenz; selbst seine nächsten Anverwandten wagten es nicht, einander zu schreiben, sondern sie sendeten sich in Betreff ihrer Angelegenheiten mündliche Botschaft. Er ließ alle seine englischen Gefangenen ermorden, die nicht bei dem Ende des letzten Krieges hergestellt waren und unvermeidlicher Tod wäre das Loos Dessen gewesen, von dem man erfuhr, daß er englisch lesen oder schreiben könne. In den aufgefangenen Briefen sah er Nichts, als unsre heimlichen Anschläge; die meisten aus dem letzten und vorherigen Kriege fanden wir noch uneröffnet, so daß wir uns die Mühe der Chifferschrift wohl hätten ersparen können."

(Fortsetzung folgt.)

Ansichten aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Im Eilschritt stiegen wir den Pfad zu dem Portal von Venasque hinan. Ich hatte es gesehen in seiner Glorie; ganz anders, aber vielleicht nicht weniger interessant sollte ich es jetzt zu sehen bekommen. Kein Wölkchen, kein Thautropfen hing damals an dem Gewölbe des Himmels, jetzt dampfte es wie aus einer ungeheuren Esse von Dünsten, Wolken und Wettern. In einem Augenblick befanden wir uns in dichten Nebel eingehüllt; in einem andern zog sich die Feuchtigkeit zu einer schweren Wolke zusammen, deren Kanten man berühren konnte, ohne daß sie in Dunst zerflossen. Sie breiteten sich wieder aus und theilten sich in kleine Nadeln und Spitzen, welche die phantastischsten Formen annahmen; das Dunstgebild, welches jetzt rund war, wurde in wenigen Sekunden zu einem spiralförmigen Kegel; hier bewegte sichs in senkrechten, dort in horizontalen Wellenlinien; hier folgte es den Krümmungen des Gebirgs, dort blieb es seitwärts stehen, und vollendete in der Luft schwebend seine seltsamen Umwälzungen; und ohne bestimmbare Ursache liefen diese Gruppirungen wieder zusammen, und lösten sich in einem allgemeinen Nebelgewölk auf. Die Luft theilte diesen wandelbaren Charakter; bald war sie ruhig, bald sauste der Wind das Thal herauf und hinab, oder strich wirbelnd über die Bäume. Mit einem Worte die Elemente schienen ganz und gar verstimmt, und gedankenvoll richtete ich das Auge zu dem Portal auf. Wir zogen hindurch und da stand wieder die Maladetta, aber keine Sonnenstrahlen tanzten flimmernd auf ihrem Scheitel, keine äolischen Harfentöne erklangen aus ihrer Brust; sondern das personifizirte Selbst ihres Namens, bereit von dem unheilvollen Inhalt ihrer finstern Esse überzufließen, stand sie da. Neulich hatten Einige von uns, darunter ich, als wir von einer über das Thal vorspringenden Terrasse blickten, im Ernste daran gedacht, geschwind hinunterzu gehen und wieder heraufzukommen — die Aufgabe einer halben Stunde, wie wir uns in der Unschuld unserer Unwissenheit einbildeten. Nie machte ich eine stärkere Erfahrung von der Wahrheit des Satzes, daß Klarheit der Atmosphäre und optische Täuschungen unzertrennlich verbunden sind. Denn dieses Hinabsteigen hätte uns nicht viel weniger als den Rest des Tages gekostet. Die anscheinend kleine Anhöhe, auf welcher wir uns jener Täuschung hingaben, ist in der That der Gipfel der Penna Bianca, eines Bergs von 7000 Fuß, dessen kahle, falbkalkichte Kuppel einen passenden Vorsaal zu den Klüften des Elends unten bildete. Wir brauchten bei einem tüchtigen Schritt anderthalb gute Stunden in das Thal. Am Fuß des Bergs zeigte sich — die erste Behausung in König Ferdinands Gebieten — das spanische Hospiz von Venasque, versteckt unter einem Felsen, und einladend zum Eintritt — mit welchen Lockungen mag der Leser selbst beurtheilen. Pfosten und Schwelle eines Eingangs von nicht mehr als fünf Fuß Höhe nebst verhältnißmäßiger Breite waren von Blut genetzt, das der Leichnam eines eben geschlachteten Ferkels ausschwitzte, den die zarten Hände einer arragonischen Dirne, der Erstgebornen des Hauses, mit Hülfe eines wenige Schritte davon fließenden Baches säuberten. In der Wirthsstube, die etwa zwölf Fuß Länge und sechs Fuß Breite hatte, war rings an der Wand ein erhöhter Sitz angebracht, worauf Reisende nach Belieben sich setzen oder legen mochten; ein unterdrücktes Feuer, das mehr Qualm als Flamme machte, nahm den mittlern Raum ein; ein Winkel rechts halb so groß als die Stube stellte das Wohnzimmer des Gastgebers und seiner Familie vor, und eine andere Blende auf der linken Seite, welche den übrigen Theil des Gebäudes begriff, enthielt, wenn es Noth that, so viele Schweine, Pferde, Maulthiere und Esel als hineingezwängt werden konnten. Zur Entschuldigung dieses Eskimopalasts muß ich übrigens ehrlich bemerken, daß er bloß der Ersatzmann eines zu bauenden bequemeren Hospizes seyn sollte, wiewohl in Folge gewisser Streitigkeiten, die zwischen den Behörden und dem Wirthschaftspächter obwalteten, die Sache, wie man mir zu verstehen gab, noch von allerhand Umständen abhing, welche die Ausführung des Plans wahrscheinlich nicht so bald zu Stande kommen ließen. So wird also diese Hütte wohl auf unbestimmte Zeit der einzige Zufluchtsort bleiben, nachdem von dem alten Hospiz, welches den übrigen Raum unter dem Felsen bedeckte, jetzt Nichts mehr übrig ist als die über ein halb Dutzend Morgen vor seiner vormaligen Fronte zerstreuten Trümmern. Man hatte diesen

Winkel ausdrücklich gewählt, wegen der Sicherheit, die er versprach, weil man seit Menschengedenken von keinem Unfall wußte, den eine Lawine daselbst angerichtet hätte. Indeß in einer Winternacht, etwa zwei Jahre vor meinem Besuch, ließ eine dieser Bergplagen sich von der Penna nieder, gerade auf den Felsenüberhang des Gebäudes zu, auf welchem sie barst, nach beiden Seiten zerstiebend; allein da, der gewöhnliche Vorbote bei solchen Gelegenheiten, ein überwältigender Windstoß ihr voranblies, so stürzte er das Hospiz, ob es gleich unter dem Felsen saß, wie ein Schwalbennest unter der Dachrinne eines Bauernhauses, über den Haufen, und zerstreute umher — wie welkes Herbstlaub — einen Wrack von Gemäuer und Gebälk, vermischt mit den zerschmetterten Ueberbleibseln zweier Weiber und eines Kindes, die drinnen schliefen, ohne sich von einer solchen Beschickung träumen zu lassen. Der Weg von dem Hospiz nach der Stadt durch das Thal verhält sich zu der Maladetta, wie der Weg von Allée-Blanche nach Cormayeur zum Montblanc; in beiden Fällen erheben sich die Berge mehr oder weniger senkrecht und erwecken in dem Beschauer die Idee einer unermeßlichen Höhe, wie man sie sonst nirgends erhält, zugleich aber verschaffen sie ihm den köstlichen Genuß einer Gebiegspartie, welche keine Einbildungskraft sich schöner wünschen kann; nur daß das einfache Wesen des schweizer Landvolks mit der malerischen Tracht der spanischen Ziegenhirten, in ihren zottigen Schafspelzen und Ponchos (was dem Landschaftsgemälde einen schönen Salvator-Rosa-Charakter verleiht) sich nicht vergleichen läßt. Während der ganzen Tagereise, auf einer Strecke von sechs Stunden, wurde, mit einer einzigen Ausnahme, keine Spur von Menschenwerk sichtbar. Die Ausnahme konnte nicht sonderbarer seyn. Denn an einer der Seiten der Maladetta erblickte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen einen großen stattlichen Bau, einen wahren Ammonstempel in der Wüste oder ein Loretto, das eine Schaar Engel im Flug dort niedergelassen zu haben schien. Es war eine Kuranstalt; Flüsse und Rheumatismen mußten aber den Patienten gewiß schlimm durchgearbeitet haben, ehe er sich entschloß, auf der Maladetta sein Bad zu nehmen, mit der zugegebenen Bedingung, sein Bett selbst zu machen, sein Feuer selbst anzuzünden, und sein Essen selbst zu kochen, nachdem er es aus einem elenden entlegenen Dorf auf elenden Wegen hatte herabgeschafft, wo ihm das Glück sehr geneigt seyn mußte, wenn er auf etwas Mehr rechnen wollte, als Oel, schlechtes Brod und einige Gemüse. Noch weniger ermunternd waren die sonstigen Umstände, sintemal der sieche, gichtige, lahme Gast, wenn er sich einen Pistolenschuß von seiner Thür entfernte, nicht wenig Gefahr lief, von einem Wolf aufgeschnappt zu werden, da diese hungrigen Thiere in jeder Jahreszeit und zu jeder Stunde sich in der Nähe herumtrieben, suchend, Wen sie verschlängen. Nach den äußern Anzeichen zu schließen, bedünkte mich die Gesellschaft nicht sehr zahlreich; denn nur aus einem einzigen Kamin kräuselte sich eine lichte Rauchguirlande empor und in der langen Façade von Fensteröffnungen — denn Glas sah ich nicht darin — kam nur eine menschliche Gestalt zum Vorschein. Mein Teleskop entdeckte einen einsamen Mann, der uns über die zwischenliegende Kluft herüber erspähte und mit dem eigenthümlichen Zuruf der pyrenäischen Bergbewohner begrüßte. Als wir am folgenden Tag zurückkehrten, stand in demselben Fenster in derselben Stellung dasselbe Individuum und schickte uns denselben Willkomm zu. Für den Mineralogen und Geologen bietet diese Wanderung ungemeine Reize dar; jede Meile hat ihre wundervolle Erzählung von großen und geheimnißvollen Werken, in deren Geschichte die Wissenschaft einen Blick hinein thun möchte. Die metallhaltigen Steine, welche umher liegen, beurkundeten das Vorhandenseyn von Minen, und die Spalten und Risse zeugten von innern Zuckungen, die einen Chimboraço bis auf den Grund hätten erschüttern können. In einem Theil des Gebirgs zumal, den man den Barranko de Malliverno nannte, schien dasselbe geradezu auseinander gesprengt, um eine Masse ungeheuerer Granitblöcke durchzulassen, welche, in Betracht ihrer fast vollkommenen Kugelform, eine beträchtliche Reibung erfahren haben müssen, ehe sie durch ein Feldstück vulkanischer Artillerie aus den Eingeweiden der Erde herausgeschleudert wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Beschwerden der polnischen Nation über Verfassungsverletzungen *).

Auf dem wiener Kongreß, welcher ganz Europa eine neue Gestalt gab, hatte Polen keine andere Repräsentation, als die seiner moralischen Kraft, seines Ruhmes und der allgemeinen Achtung aller Völker. Die versammelten Monarchen überzeugten sich, daß ein Volk, dessen Vaterlandsliebe die längste Unterdrückung so wenig als alles Unglück und alle Verluste zu ersticken vermochte, nicht wie jede andere unterworfene Nation behandelt werden könne, sondern daß man vor allen Dingen die Stimmung derselben benutzen müsse, indem man ihr Institutionen gebe, welche den Bedürfnissen freier und civilisirter Menschen angemessen wären. Der fünfte und der dritte Artikel der Traktate vom 3 Mai 1815, zwischen den Kaisern von Rußland und von Oesterreich und dem Könige von Preußen, bestimmten deßhalb: „Das Königreich Polen solle zwar mit dem russischen Kaiserreiche verbunden seyn, jedoch sich einer besondern Verwaltung zu erfreuen haben,“ und: „die polnischen Unterthanen der drei kontrahirenden Mächte sollten eine freie Verfassung und nationale Institutionen erhalten, wodurch das Fortbestehen ihrer Nationalität verbürgt würde.“

Dieß sind die Worte der Traktate. Wir können nicht leugnen, daß von Seiten des jungen Kaisers Alexander, der den Heldenmuth der Polen bewunderte, die hier angedeuteten Absichten aufrichtig waren, so lange sein Geist nicht durch den Mysticismus und jene Politik, die wir die apostolische nennen möchten, niedergebeugt wurde. Die Konstitution, welche er dem Königreiche Polen gab, entsprach in der That allen Forderungen, die Billige unter den damaligen Umständen machen konnten. Aber auf welche Weise ist diese Konstitution während der fünfzehn Jahre unsers politischen Daseyns gehalten worden? In welcher Lage befanden sich unsere Brüder, die dem Scepter der drei Mächte unterworfen waren? Keiner dieser Staaten hat auch nur einen Schritt gethan, um ihnen die verheißene nationale Verfassung zu geben. Der Preußen unterworfene Theil von Polen erhielt erst in den letzten Jahren einen Schatten von Repräsentation, die aber wohl Niemand eine nationale nennen wird. In Galizien hat man eine Volksrepräsentation eingeführt, die ein wahrer Hohn auf alle nationalen und liberalen Institutionen ist; und Lithauen und Volhynien sind dem Joche der schmählichsten russischen Verwaltung nicht entzogen worden.

Was uns betrifft, so zeigte die Konstitution, die Anfangs als eine Wohlthat angenommen wurde, sich bald als ein leeres Schattenspiel, das nur zu der Täuschung der fremden Mächte bestimmt war. Wenige Abschnitte von einiger Bedeutung können wir anführen, die nicht auf das Schamloseste verletzt worden wären.

Der zehnte Artikel unserer Konstitution besagt, „daß im Falle des Einmarsches russischer Truppen ihr Unterhalt, so wie die Kosten ihres Transportes ausschließlich dem russischen Staate zur Last fallen sollen.“ **)

---

*) Der vorliegende Aufsatz ist die treue Uebersetzung einer am sechsten Tage der Revolution erschienenen polnischen Broschüre: Wielki Tydzen Polaków, czyli opis pamietnych wypadkow w Warszawie od dnia 29 Listopada do 5 Grudnia 1830 r. (W Warszawie, 6 Grudnia 1830. 8.), von der nur wenige Exemplare nach Deutschland gekommen seyn dürften.

**) Art. X. Dans tous les cas d'introduction de troupes russes en Pologne ou de troupes polonaises en Russie, ou dans le cas de passage de ces troupes par une province de ces deux états, leur entretien et les frais de leur transport seront entièrement à la charge du pays auquel elles appartiendront.

Dessen ungeachtet blieb eine russische Heeresmasse fünfzehn Jahre lang in der Hauptstadt und ihrer Umgegend aufgestellt, deren Unterhaltskosten mit Ausnahme der Löhnung den Bewohnern von Warschau und den umliegenden Dörfern auferlegt wurden; eine Last, welche den vierten Theil alles Einkommens der Hausbesitzer hinwegnahm. Ueberdieß fanden die schändlichsten Bedrückungen, welche die Beamten sich bei der Erhebung der Quartiersteuer erlaubten, unter allen Umständen Schutz bei den russischen Behörden.

Der sechzehnte Artikel unserer Konstitution sichert uns die Preßfreiheit zu *) — diese festeste Grundlage jeder guten Verwaltung, dieses unentbehrliche Beförderungsmittel der Aufklärung. Seit zwölf Jahren ist die Preßfreiheit vernichtet. An gesetzliche Mittel zur Abstellung ihrer Mißbräuche wollte man nicht denken; man fand es bequemer, sie ganz zu unterdrücken, die Censur einzuführen, allen geistigen Verkehr mit anderen Völkern aufzuheben, und die Aufsicht und Leitung der Volksbildung dummen, schwachköpfigen, habsüchtigen Heuchlern und Jesuiten (zarazonym jezuickiemi zasady) anzuvertrauen. Die Absicht war, vor Allem das Bewußtseyn der Nationalität, welche doch die feierlichsten Verträge gesichert hatten, aus dem Gedächtnisse des Volkes zu verwischen, und in die Herzen des aufwachsenden Geschlechts das Gift des Aberglaubens, niedriger Unterwürfigkeit, dumpfer Erstarrung und gegenseitigen Mißtrauens zu gießen.

Der 18, 19, 20 21 und 22 Artikel der Konstitution bestätigt den uralten polnischen Rechtsgrundsatz: neminem captivari permittemus nisi jure victum, indem bestimmt wird, daß Niemand verhaftet werden darf, außer nach den gesetzlichen Formen; daß man jedem Verhafteten sogleich schriftlich den Grund seiner Verhaftung mittheilen müsse; daß jeder Verhaftete binnen spätestens drei Tagen vor ein kompetentes Tribunal gestellt werden solle, um von demselben verhört oder in den gesetzlichen Formen gerichtet zu werden. Wenn er bei der ersten Untersuchung für unschuldig erklärt werde, sey er sogleich in Freiheit zu setzen; und ebenso solle Jeder, der die gesetzliche Kaution leiste, provisorisch seine Freiheit erhalten **). Keine von diesen Garantien der individuellen Freiheit, ohne welche weder Sicherheit, noch Ruhe und Glück für die Bewohner eines Staates denkbar ist, wurde geachtet. Während einer Zeit von fünfzehn Jahren riß man auf den Wink des Oberbefehlshabers der Armee die ruhigsten Bürger aus der Mitte ihrer Familien, warf sie in dunkle Gefängnisse, verhörte sie ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen, strafte sie ohne Urtheil. Alles Dieß geschah entweder unmittelbar nach dem Willen des Oberbefehlshabers, oder mittelst des militärischen Komite's, welches aus Männern zusammengesetzt war, die um Geld ihre Ehre und ihre Namen verkauft hatten. Ein Glück für den Angeklagten war es, wenn er vor ein Tribunal gestellt wurde, welcher Art dieses auch immer seyn mochte. Diese Fälle waren selten, weil selten sich auch nur der Schein eines Vergehens fand. Aber selbst dann hatte ein lossprechendes Urtheil deßhalb noch nicht die Befreiung des Verhafteten zur Folge; wenn der Despotismus sich in der Wahl seiner Opfer geirrt hat, fürchtet er ihre Rache. Wie viele ehrenwerthe Männer, die vor den Tribunalen angeklagt und von denselben freigesprochen wurden, haben bis zu dieser Stunde in den Kasematten der Festungen oder in der Verbannung sehnsüchtig den Tag der Erlösung erharrt? Wir erinnern nur an das Urtheil, welches das Reichstagsgericht über Männer von Bedeutung fällte, die wegen Staatsverbrechen angeklagt waren, während die Untersuchung auch nicht den Schatten eines Staatsverbrechens entdecken konnte. Dieß Urtheil täuschte die Erwartungen des blutdürstigen Anklägers, der ohne Scheu in das richterliche Amt eingriff, indem er die Vollziehung des Dekretes verschob und hierdurch die richtenden Senatoren in Warschau zurückhielt, um sie fühlen zu lassen, daß man sich nicht umsonst der anklagenden Gewalt widersetze. Selbst die Achtung vor der höchsten Magistratur im Lande, deren Mißhandlung den allgemeinen Unwillen aller Nationen erregte, konnte den wüthenden Despotismus nicht zügeln. Ein Heer von Spionen wurde in Folge dieses Verwaltungssystems durch das ganze Land verbreitet; der niedrigste Verrath vergiftete die Moralität aller Stände und spannte gegen jeden Ehrenmann seine Netze aus. An der Spitze dieser Elenden stand der unersättliche Rozniecki, der unter dem Vorwande, Nachforschungen nach politischen Vergehen anzustellen, eine Meute von verbrecherischen Bösewichtern gegen die ärmeren Klassen losließ, besonders gegen die armen Juden, welche nicht den Muth hatten, die Jedermann zustehenden Rechte zu vertheidigen, und die keine Verbindungen besaßen, die sie in den Stand gesetzt hätten, ihre Klagen vor dem Tribunale der öffentlichen Meinung anzubringen. Auf seinen Befehl wurde die Tortur wieder eingeführt, diese grausenvolle Erbschaft der finstersten Zeiten des Mittelalters. Man band die Brüste der Frauen mit Stricken zusammen und nährte die Männer mit Häringen, ohne ihnen zu trinken zu geben — und dieses Alles geschah, um den armen Unglücklichen den mit ihrem sauern Schweiß und Blut erworbenen Groschen aus der Tasche zu ziehen; geschah in einem konstitutionellen Lande, vor den Augen des Bruders des Königs, der seine Strenge als Gerechtigkeitsliebe beschönigte — vor den Augen eines Mannes, der mit der Würde eines polnischen Feldherrn beehrt war.

Der 23 Artikel der Konstitution schreibt vor, daß Niemand gestraft werden solle, außer in Kraft der bestehenden Gesetze und eines Urtheilsspruches, der von der geeigneten Behörde gefällt worden sey. *) Aber wie viele Civilpersonen sind nicht vor Kriegsgerichte gestellt, durch Kriegsgerichte gerichtet worden, bald weil man die Oeffentlichkeit des Verfahrens bei den Civilgerichten scheute, bald unter dem leeren Vorwande, daß der Angeklagte früher in den Armeen gedient habe, bald ohne allen Grund nach den Instruktionen, die den Richtern ertheilt wurden! Es fehlte dem Despotismus nicht an gefälligen Henkern. Wo ein Unschuldiger verurtheilt, gestraft werden sollte, präsidirte der schändliche Blumer, der jetzt die gerechte Strafe für seine Verbrechen gefunden hat. Achtzehn Kugeln haben seine Brust durchbohrt, so viele, als er selbst ungerechte Todesurtheile ausgesprochen hatte. Es kamen Fälle vor, bei denen die Anklage so offenbar grundlos war, daß die Richter es nicht wagten, nur auf die geringste Strafe zu erkennen. Dann wurde ihr Urtheil als ungültig kassirt. Ein zweites Gericht wurde eingesetzt, und wenn dieses gleichfalls keine Strafe erkannte, ein drittes, mit der Erklärung, daß, wenn man tausend Gerichte zusammensetzen sollte, Dieß geschehen werde, so lange das Urtheil nicht nach dem Befehle gesprochen sey. Man brauchte indessen so lange nicht zu warten; im Nothfalle endigte der gefällige Blumer die Sache. Dank der Civilisation, welche selbst zu den Herzen der Despoten gedrungen ist, daß sie es nicht wagen, ihre Gewaltthaten zu üben, ohne wenigstens eine legale Maske vorzunehmen!

Der 24 Artikel der Konstitution läßt jedem Polen die Freiheit, sich mit seiner Person und seinem Vermögen zu begeben, wohin er wolle. **) Diese Freiheit war hundert willkürlichen Beschränkungen unterworfen, bald von Seiten des Oberbefehlshabers, bald von Seiten der Spione, die ihn umgaben. Die Pässe nach den konstitutionellen Ländern wurden lange ganz zurückgehalten. Jeder aus dem Auslande Ankommende, gleichviel ob Inländer oder Ausländer, ob Mann oder Frau, konnte nicht auf der Erde Polens ausruhen, ehe er eine strenge Untersuchung erfahren, ehe er den Spionen der Polizei seine Effekten und Papiere vorgewiesen hatte, und Stunden lang saß er im Schloß Belvedere, bis es dem Großfürsten, der vielleicht eben mit anderen Arbeiten beschäftigt war, gefiel, sein Auge auf ihn zu wenden. In Frankreich oder England gewesen zu seyn, war die Präsumption eines Staatsverbrechens, welche schon das Recht zu langwieriger Verhaftung gab. (Schluß folgt.)

*) Art. XVI. La liberté de la presse est garantie. La loi réglera les moyens d'en réprimer les abus.

**) Art. XVIII. L'ancienne loi fondamentale: „Neminem captivari permittemus nisi jure victum,“ sera applicable aux habitans de toutes les classes, dans les termes suivans:

Art. XIX. Personne ne pourra être arrêté que selon les formes et dans les cas déterminés par la loi.

Art. XX. On devra notifier incessamment et par écrit à la personne arrêtée les causes de son arrestation.

Art. XXI. Tout individu arrêté sera présenté au plus tard dans les trois jours au tribunal compétant pour y être examiné ou jugé dans les formes prescrites. S'il est disculpé par les premières enquêtes, il sera mis sur le champ en liberté.

Art. XXII. Dans les cas déterminés par la loi, on devra mettre en liberté provisoire celui qui fournira caution.

*) Art. XXIII. Nul ne peut être puni, qu'en vertu des lois existantes et d'une sentence rendue par le magistrat compétant.

**) Art. XXIV. Tout Polonais est libre de transporter sa personne et sa propriété, en suivant les formes déterminées par la loi.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 35. 4 Februar 1831.

Thomas Munro.

(Fortsetzung.)

Eben zu dieser Zeit, als Kapitän Munro durch die vollendete Organisation von Baramahl, durch die vollkommene Kenntniß dieses Landes und durch sein trauliches Verhältniß zu den Einwohnern sich mit einer gewissen Vorliebe an diese Gegend gefesselt fühlte, wurde er der Regierung als der tauglichste Mann bezeichnet, um das schwierige Geschäft einer Organisation von Canara, einer Gebietsstrecke auf der westlichen Küste der Halbinsel, die durch den letzten Vertrag der Kompagnie zugefallen war, auszuführen. Canara ist ein wilder unfruchtbarer Landstrich, über alle Beschreibung rauh und wüste, zu gebirgig zum [illegible] mer von Wasser aufgelöst werden konnte, war längst schon abgeschwemmt und nur das nackte Gerippe der Erde war übrig geblieben. Was man gewöhnlich das Vergnügen auf dem Lande heißt, war hier unbekannt. Den Regen eines schottischen Oktobers nennt Munro im Vergleich zu dem dortigen einen feinen Nebel. „Ich wollte lieber unter einem sonnigen Himmel mit meinem Fähnrich's-Selde, denn hier als König leben." Zu diesem natürlichen Ungemach gesellte sich nun noch die verwickelte politische Lage des Landes. Tippu's Truppen waren noch im Besitz der Festungen, und Dhondagi, der, bei der Einnahme von Seringapatam der Gefangenschaft entronnen, an der Spitze eines Haufens verzweifelter Leute, meistens Flüchtlinge der zertrümmerten Armee Tippu's, nichts Geringeres im Sinne hatte, als im Süden eine neue Dynastie zu gründen, plünderte und verwüstete das Land. Aber dieser schwierigen Verhältnisse ungeachtet gelang es Munro dennoch, in wenigen Monaten die Ruhe und Ordnung herzustellen, während Sir Arthur Wellesley das Land von dem gefährlichen Dhondagi befreite. Die Vernichtung dieses furchtbaren Feindes kann als die erste Waffenthat von Bedeutung in dem Leben des Herzogs von Wellington angesehen werden. Sir Arthur Wellesley schrieb damals aus dem Lager von Yepulpurry am 11 September 1800 an Munro:

„Mein theurer Munro. Ich habe das Vergnügen Sie zu benachrichtigen, daß ich gestern in einem Treffen mit Dhondagi's Truppen einen vollständigen Sieg davon getragen habe. Dhondagi wurde getödtet und seine Leiche, die man erkannte, auf einer Kanone in's Lager geführt. Nachdem ich die Melpurba überschritten hatte, wurde es mir deutlich, daß wenn ich den König der zwei Welttheile mit meiner ganzen Macht von der nördlichen Seite her drängte, Se. Majestät entweder mit Hülfe der Patanen-Häuptling über die Tumbuddra gehen und dann in Meisur einrücken, oder sich wieder nach Savanur zurückwenden und über meine friedlichen Kommunikationen herfallen würde. Ich beschloß daher auf jeden Fall Sr. Majestät in der Ausführung dieser Pläne zuvorzukommen, und rückte mit meinem Heere nach Kanagerry vor. Ich entsendete Stevenson gegen Deodrug und längs der Krischna, um ihn zu verhindern, sein Geschütz und Gepäck zu seinem Bundesgenossen, dem Radschah von Solapur zu senden. Die Mahratten- und Mogul-Kavallerie schob ich in einen Haufen vereinigt zwischen Stevenson's Korps und das meinige vor. Ich brach von Kanagerry am achten auf, vor, mit der ich am neunten hier eintraf — die Infanterie zu Schinur ungefähr fünfzehn Meilen in meinem Rücken. Der König der Welt brach am neunten von Malgerry auf und rückte gegen die Kistna vor; aber er sah dort das Lager des Obersten Stevenson, kehrte sogleich wieder um und lagerte sich an diesem Abend, ungefähr neun Meilen von hier, zwischen diesem Platze und Bunn. Ich hatte frühzeitig Nachricht von seiner Stellung erhalten, aber die Nacht war so schlimm und meine Pferde so ermüdet, daß ich nicht weiter vorrücken konnte. Nach einer sorgenvollen Nacht brach ich des Morgens auf und stieß auf den König der Welt mit seiner Armee, die aus ungefähr fünftausend Pferden bestand, bei einem Dorfe, Namens Conagull, ungefähr sechs Meilen von hier. Er hatte nicht gewußt, daß ich ihm in dieser Nacht so nahe sey und mich zu Schinur vermuthet; er war deßhalb westwärts gegangen, in der Absicht zwischen der Mahratten- und Mogul-Kavallerie und mir durchzudringen. Sobald er meiner ansichtig wurde, nahm er eine sehr starke Stellung ein und die „siegreiche" Armee hielt eine Zeitlang wacker Stand. Ich griff sie mit dem 19 und 25 Dragoner- und dem 1 und 2 Kavallerie-Regimente an und trieb sie vor mir her, bis sie sich auflöste und über das ganze weite Feld zerstreute. Ich kehrte dann um und warf mich auf das königliche Lager, wo wir Beute von Elephanten, Kamelen, Gepäcke u. s. w. machten. Die Mogul- und Mahratten-Kavallerie kam gegen elf Uhr an, und wurde bis jetzt dazu verwendet, die Trümmer des „siegreichen" Heeres zu verfolgen und zu vernichten. So hat diese Fehde geendet und ich werde nun in einem oder zwei Tagen meinen Rückmarsch antreten. Ein ehrlicher Killedar von Schimur hatte dem König der Welt zu wissen gemacht, daß ich am 8 zu

Nowly und am 9 zu Schinur sey. Se. Majestät wurde durch diese Nachricht irre geführt und fand sich mir näher, als sie gedacht hatte. Der brave Killedar that alles Mögliche, um mich zu Schinur zurückzuhalten, aber ich ließ mich durch Nichts abwendig machen und erlaubte mir sogar, einem großen Mann, den er mir zum Führer sendete und der einige Neigung zeigte, uns einen guten Weg nach einer andern Richtung hin zu führen, mit dem Strick zu drohen. Meine eigene und die Mahratten-Kavallerie fing nachher einige Mittheilungen zwischen Sr. Majestät und dem Killedar auf." u. s. w.

Wie wenig dachte damals der Schreiber dieses Briefes daran, daß er gerade fünfzehn Jahre später fast dieselben Maßregeln gegen einen andern „König der Welt" ergreifen würde, auf den dieser Titel kaum ironisch angewendet werden konnte!

Innerhalb zwölf Monaten lernte Munro die innern Verhältnisse von Canara so genau kennen, als die von Baramahl in sieben Jahren; die Abgaben gingen, wo nicht Einfälle Unordnungen verursachten, so regelmäßig als in Baramahl oder anderswo ein, und zwar nicht auf Kosten des Ertrags; im Gegentheil erhöhte sich dieser um 93 Prozente gegen die unter Tippu aus diesem Distrikte gezogenen Einkünfte. Anfangs hatte er unter dem Andrang von Geschäften kaum Zeit, an die Heimat zu denken, geschweige denn zu schreiben. „Hier ist Alles neu. Es ist dieselbe Mühe, als die Anfangsgründe einer neuen Sprache zu erlernen. Ich bewundere Euren guten Rath, häufig meinen Aufenthalt zu verändern und auf meine Gesundheit Bedacht zu nehmen. Ich verändere meinen Aufenthalt jede Woche, aber die Sonne folgt mir, wirkung unter einem Zelte ausdauern. Ich finde, daß ihre Strahlen unter einem so kleinen Zelte, wie man es allein in diesen Gegenden mit sich führen kann, meinen alternden Schopf ziemlich gebleicht haben." —

Als er vernahm, daß seine Eltern der Ausgabe wegen ihr Landhaus verlassen hatten, schrieb er sogleich an sie: „Es giebt Nichts in der Welt, das mich nur halb so erfreuen könnte, als wenn ich weiß, daß mein Geld Sie in den Stand setzte, der Landluft zu genießen, Ihr eigenes Milchhaus und Ihren Garten zu haben, und sich auf Wiesen und Feldern zu ergehen — ein Vergnügen, dessen Sie sich vormals zu Northside so sehr erfreuten." — Aus einem spätern Brief an seinen Vater scheint hervorzugehen, daß er, außer bedeutenden Summen zu diesem Zwecke, auch die Schulden desselben tilgte und für den Unterhalt der Familie in der Stadt jährlich 400 Pf. nach Hause sendete.

(Fortsetzung folgt.)

Ansichten aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung)

Ein Ritt von drei Stunden brachte uns in den Gesichtskreis von Venasque. Farbe und Lage der Stadt hatte so viel Aehnlichkeit mit dem Felsen, worauf sie erbaut ist, daß sie mich an das Nest eines Schneehuhns zwischen den grauen Stein- und Schneemassen des Ben Nevis erinnerte. Der Kontrast mit Luchon könnte nicht auffallender seyn. In letzterem Städtchen scheint man sich nur auf Bequemlichkeit und Wohlseyn eingerichtet zu haben; jedes zweite Dach bedeckt ein Gasthaus. Nichts der Art in Venasque. Da tritt kein dienstbeflissener Wirth mit holdlächelndem Antlitz dem Fremden entgegen, Gasthöfe giebt es gar keine. Enge, schmutzige Gassen — vergitterte Kasematten, aus deren Luftlöchern einige blasse unheimliche Gesichter den Vorübergehenden anstieren, der sich anmaßt, ihre einsame Ruhe zu unterbrechen — das ist Alles, was man sieht. Da ich mit dem Stand der Dinge in Spanien nicht unbekannt war, so hatte ich mir ein Empfehlungsschreiben an einen der ersten Einwohner verschafft — einen reichen Mann, der im Besitz von fünfhundert Maulthieren, fünfhundert Kühen und zahllosen Schaf- und Ziegenheerden, mit dem König von Basan wetteifern mochte. Ich verschweige seinen Namen — man darf ihn im Escurial nicht erfahren — denn er war ein Liberaler, der Augen und Herz für sein Vaterland hatte und, indem er mich als Britten bewillkommte, eine so seltene Gelegenheit nicht verabsäumte, seinen Gefühlen Luft zu machen, die mit der Hitze und Heftigkeit des eingesperrten Dampfes durch das geöffnete Sicherheitsventil hervorbrachen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß in Spanien fast Jedermann von Adel ist, und daß man es auch seyn muß, wenn man Etwas gelten will. Mein guter Freund, der demnach ein Edelmann war, führte mich zu einem Gewürzkrämer, gleichfalls einem Edelmann, und gab mir eine Karte an einen andern Freund, nämlich eine adelige Dame und jedes Mal wurde ich auf das heraldische Pfand ihrer Ansprüche, den in alterthümlicher Schnitzerei über der Thür auf granitnem Grunde angebrachten Wappenschild, aufmerksam gemacht. Die Edel- [illegible] Anstand, den man bei Personen ihrer Sphäre auch in andern Ländern häufig trifft. Sie war eine kurze, schwerfällige, ausgetrocknete Gestalt, und saß neben ihrem Herdfeuer auf dem Flur, die Augen auf ein irdenes Gefäß geheftet, das in der Asche stand, und einen Löffel von Zinn oder Holz in der Hand. Ich kam nach 12 Uhr hin. „Könnte ich die Ehre haben, mit der Familie zu speisen?" „Nein, die Familie hat schon gespeist." „Könnte ich Etwas zu essen haben?" — „Ja" — aber das Ja lautete so, daß Etwas wie Bezahlung daraus nachklang. Indeß es war doch ein Ja, und ich dachte mir, der vor ihr kochende Topf möchte wohl einen Theil der Bescherung enthalten; so willigte ich denn zum Voraus in alle Bedingungen ein, und setzte mich auf einen Dreifuß ihr zur Seite, in Erwartung, daß sie sich, so weit sich's mit ihrer Würde vertrüge, sputen würde. Da der lange Ritt und die wie in einem Hohlspiegel koncentrirte Hitze des Thals mich ziemlich abgemattet hatten, und sie nicht zu den Redseligsten ihres Geschlechts gehörte, so gerieth die Unterhaltung bald in's Stocken. Schweigend hing ich meinen Gedanken nach, und bewachte den Topf, bis zu guter Letzt mein Appetit immer kühner wurde, und mich zu bedünken anfing, die edle Donna dürfte sich doch ein Wenig mehr beeilen. Ich blickte auf, die Dame schlief fest, und der Löffel ruhte bewegungslos in ihrem Schoß. Was sollte ich in dieser Verlegenheit thun? Der Hunger sprach zu laut, ich überwand meine zarten Bedenklichkeiten und weckte sie auf. Sie unterrichtete mich nun (als ob es noch einer Frage bedurft hätte, um Dieß zu wissen) wenn es mir gefällig wäre zu speisen, so würde die Suppe gleich bereit seyn; die Suppe aber, wurde mir bedeutet, sey das Ein und Alles bei einem Mahl. Sofort ihren Worten Kraft gebend zog sie sich in

eine anstoßende kleine Speisekammer zurück und schickte sich an in den Topf, der bis jetzt Nichts als pures Wasser enthielt, einen gelben Strom pures Oels hineinzugießen; damit war die Suppe jetzt fertig und es blieb meinem Gutdünken überlassen, das Brod selbst hinein zu brocken. Unglücklicher Weise kam ich mit so eingewurzeltem unbezwinglichem Widerwillen gegen alles Oel auf die Welt, daß ich mich genöthigt sah, die Einladung abzulehnen, und zu meines Führers Habersack die Zuflucht zu nehmen, worin noch eine Reliquie von einer Hammelskeule aus Lucca stak. Ich muß ihr übrigens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß meine Verschmähung die edle Dame durchaus nicht kränkte; vielmehr mit möglichster Flinkheit und guter Laune kehrte sie einen kleinen Tisch ab, zu welchem Vorhaben sie sich keines andern Instruments als eines Ochsenschweifs bediente, der, wie ich aus der Farbe des Stumpfs schloß, um dieselbe Stunde von dem Hintertheil des Thiers getrennt seyn mochte, als die Lavinia des Hospizes ihr Ferkel auswaidete. Mit einigen anmuthigen Schwingungen ihrer langen haarigen Ruthe verjagte sie einen Fliegenschwarm, und fegte zugleich die Krummen und Krusten und andere überflüssigen Ueberbleibsel des Familienschmauses weg, worauf sie dem Führer beim Auspacken der Hammelskeule an die Hand ging. Nach schnell abgefertigtem Mahl lud sie mir mein Quartier für die Nacht zu zeigen. Es war ein kleines Zimmer, heiß wie ein Ofen, mit geschlossenen Läden, um die Sonnenstrahlen abzuwehren, eine Art Boudoir, worin die Donna ihre Kostbarkeiten aufbewahrte, die in dem Ertrag ihrer Sommerschur bestanden. Was zu der ohnehin gepreßten Atmosphäre noch diese Ausdünstung beitrug, kann man sich denken. Auf meine deßhalb erhobenen Vorstellungen willigte sie doch ein, ihre Wollenschätze durch eine Dienerin wegtragen zu lassen, aber nicht ohne daß sie und ein Priester, ihr beständiger Hausgenosse, über diese übertriebenen Zumuthungen ihr Befremden merken ließen.

(Schluß folgt.)

Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Sie haben Recht. Gifford hat Recht. Crable hat Recht. Hobhouse hat Recht — Ihr alle habt Recht und ich allein habe Unrecht. Aber habet Recht, so viel Ihr wollt, nur laßt, ich bitte, mir dieß Vergnügen. Haut mir Wurzel und Zweige ab, viertheilt mich in Vierteljahrheften, sendet meine disjecti membra poetae herum, wie die von dem Kebsweib des Leviten; macht aus mir, wenn Ihr wollt, ein Schauspiel für Menschen und Engel — nur verlangt nicht, daß ich anders werden soll. Ich will einmal nicht — ich bin hartköpfig und träge — und das ist die Wahrheit.

„Aber dessen ungeachtet will ich Ihrem Freund P** antworten, welcher den schnellen Wechsel von Scherz und Ernst tadelt, als wenn in diesem Fall der Ernst nicht dem Scherz eine höhere Bedeutung gäbe. Seine Metapher, der er sich hiebei bedient, ist, „daß wir nicht zugleich gebraten und gebadet werden können.“ Gesegnet sey seine Erfahrung! Legen Sie ihm doch über „gebraten und gebadet“ folgende Fragen vor: Hat er nie Ball geschlagen oder eine Meile Wegs in heißem Wetter gemacht? Hat er nie eine Tasse Thee über sich ausgeschüttet, wenn er die Schaale seiner Göttin anbieten wollte, zu großer Schmach seiner Nankin-Beinkleider? Ist er nie Mittags in der See geschwommen mit der Sonne in den Augen und auf dem Kopf, die kein Schaum des Ozeans kühlen konnte? Hat er nie den Fuß aus zu heißem Wasser gezogen mit einem Fluch auf seine Knechte und Mägde? Ist er nie beim Fischen in einen Fluß oder See gefallen und saß dann in seinen nassen Kleidern im Boot oder auf der Ofenbank am Rücken gebraten und gebadet, wie ein ächter Waidmann? O hätt' ich nur Athem genug, fort zu fahren! — Aber empfehlen Sie mich ihm, er ist bei allem Dem ein geschickter Mensch, ein sehr geschickter Mensch.

„Auf dieser Reise hatte ich Glück mit dem Wetter — Glück mit der Gesellschaft (Mr. H.) — Glück mit unsern Aussichten und wir blieben selbst von jenen kleinwinzigen Zufällen und Zögerungen verschont, die oft auf Reisen in weniger wilden Gegenden unangenehme Störungen verursachen. Ich war ganz aufgelegt, mich zu vergnügen. Ich liebe die Natur und bewundere die Schönheit. Ich kann Beschwerden ertragen und heiße Entbehrungen willkommen, und habe einige der schönsten Ansichten in der Welt gesehen. Aber bei allem Dem nagte an meinem Herzen die Erinnerung bitteren Grams, und noch mehr der Gedanke an meine jüngste häusliche Verödung, die mich durch das ganze Leben begleiten muß; nicht die Musik der Hirten, nicht der Donner der Lauwinen, nicht der Wassersturz, das Gebirg, die Gletscher, nicht der Wald, das Gewölk, hoben nur einen Augenblick die Last von meinem Herzen oder ließen mich mein eignes elendes Ich in der Majestät und Pracht und Herrlichkeit um und über mir vergessen.“

*

„Die Bauermädchen haben hier alle sehr schöne schwarze Augen und viele sind sehr reizend. Auch giebt es hier zwei gut erhaltene Leichname — der eine von einem Heiligen Carlo Boromeo zu Mailand — der andere von keinem Heiligen, aber von einem vornehmen Mann, dem Viskonti zu Monza — beide sehen sehr gut aus. Auf einer der Boromeiischen Inseln (der isola bella) steht ein großer Lorbeerbaum — der größte, den man sehen kann — in welchen Bonaparte, der hier gerade vor der Schlacht von Marengo stand, mit seinem Messer das Wort „Bataglia“ eingeschnitten hat. Ich sah die Buchstaben jetzt halb verwachsen, halb ausgelöscht.“

*

Hier ist ein liebliches Liedchen ganz allein für Sie — ein Impromptu. Ich schicke es Ihnen vorzüglich, um Ihren Nachbar *** zu ärgern, der lauter Geistlichkeit und Loyalität, Heiterkeit und Unschuld — Milch und Wasser ist.

Der Karneval ist da
O Thomas Moore,
Der Karneval ist da,
O Thomas Moore.

Masken und Lärm und Drang
Pfeifen und Trommelklang
Zitherspiel und Gesang
O Thomas Moore

„Vor einigen Nächten sah ich ein neues Schauspiel — und den Verfasser. Der Gegenstand war das Opfer Isaak's. Das Stück gefiel und der Autor wurde wie gewöhnlich herausgerufen — und er zeigte sich, ein edler Venetianer, mit Namen Mali oder Malipiero. Er hieß Malo und sein Produkt war pessimo — wenigstens so viel ich davon verstehe, und verstehen muß ich es, da ich mehr als fünfhundert angebotene Stücke während meiner Coadjutorschaft bei dem Sub- und Supercomite durchlesen mußte.“

*

Ich freue mich, zu hören, daß Sie im Februar kommen werden — obgleich ich für die „Herrlichkeit“ zittere, die sie dem neuen Childe Harald beilegen. Ich bin entzückt, daß er Ihnen gefällt; es ist ein schönes helldunkles Gedicht poetischer Verlassenheit und mein Liebling. Ich war halb wahnsinnig, während ich es schrieb, unter metaphysischen Träumen, Bergen, Seen, unauslöschbarer Liebe, unaussprechbaren Gedanken, und dem Alpdrucke meiner Vergehungen. Es gab manchen schönen Tag, wo mich die Lust anwandelte, dieses Gehirn auszublasen; aber wenn ich bedachte, welche Freude das meiner Schwiegermutter machen würde; und sogar, wenn ich dann bei ihr hätte als Spuck umgehen können — doch genug von diesen armseligen Familiengeschichten.“

*

Hier mögen noch einige Auszüge aus Lord Byron's Tagebüchern stehen, in denen wir ihn nicht sowohl sprechen als denken hören:

„Skizzirt die Umrisse und die Personen zu einer Tragödie Sardanapal, die ich vor einiger Zeit entworfen. Ich schöpfte die Namen aus dem Diodorus Siculus (die Geschichte weiß ich und wußte sie seit meinem zwölften Jahre); ich las auch darüber eine Stelle im neunten Bande von Mitfords Griechenland, wo er des letzten Assyriers Andenken vertheidigt.

„Mittag gegessen. Neuangekommene Zeitungen. Die Macht sinnt auf Krieg gegen die Völker. Die Intelligenz scheint etwas Positives — mag seyn — am Ende wird sie doch geschlagen werden. Die Zeit der Könige ist fast zu Ende. Blut wird vergossen werden wie Wasser und Thränen gleich Regen; aber die Völker werden am Ende siegen. Ich werde nicht erleben es zu sehen, aber voraus sehe ich es.

„Ich brachte Theresien die italienische Uebersetzung von Grillparzer's Sappho; sie versprach sie zu lesen. Sie stritt mit mir, als ich behauptete,

die Liebe sey nicht der erhabenste Stoff für die eigentliche Tragödie. Da sie die Geläufigkeit ihrer Muttersprache und die den Weibern angeborene Beredsamkeit zum Voraus hatte, so stieß sie meine Argumente bald über den Haufen. Ich glaube, sie hatte Recht. Ich muß mehr Liebe in den Sardanapalus bringen, als ich vorhatte. Ich meine natürlich, wenn mir die Zeit Muße vergönnt. Dieses Wenn wird schwerlich ein Friedensstifter seyn.

14 Januar 1821.

„Seneca's Tragödien durchblättert. Den Eingang zum Sardanapal geschrieben. Einige Meilen in den Wald geritten. Neblich und regnerisch. Zurückgekehrt, Mittag gegessen, wieder Etwas an der Tragödie gearbeitet.

„Diodorus Siculus gelesen. Seneca durchblättert und einige andere Bücher. Noch Etwas an der Tragödie geschrieben. Ich nahm ein Glas Grog. Da ich scharf geritten bin und gekritzelt und wieder gekritzelt habe, so brauchen die Geister (wenigstens die meinigen) wieder eine kleine Anfeuerung, und ich mag jetzt das Laudanum nicht, wie gewöhnlich. So habe ich ein Glas Rum mit Wasser gemischt, welches ich jetzt zu mir nehmen will. Darum und dazu beschließe ich das heutige Tagbuch.

„Indeß die Wirkung aller Weine und geistigen Getränke auf mich ist seltsam. Sie bringen mich in Ordnung, aber sie machen mich düster — düster und niemals froh. Doch für einige Zeit beruhigen sie, wiewohl trübselig.

15 Januar 1821.

„Schönes Wetter. Besuch erhalten. In den Wald geritten. Mit Pistolen geschossen. Nach Haus zurückgekehrt — Mittag gegessen — in Milfords Griechenland herumgestöbert. Einen Theil einer Szene im Sardanapal geschrieben. Ging aus, hörte etwas Musik, hörte etwas Politik. Mehrere Minister der anderen italienischen Mächte gehen zum Kongreß. Krieg scheint gewiß — er wird blutig seyn. Ueber mehrere wichtige Dinge mit einem Eingeweihten gesprochen. Um halb eilf Uhr nach Haus gegangen.

„Ich habe gerade an etwas Sonderbares gedacht Im Jahre 1813 fuhr ich und Moore (der Dichter par excellence, und er verdient es) mit einander in Einem Wagen, um bei dem Grafen Grey zu speisen, dem Capo politico der übrig gebliebenen Whigs. Der prächtige Murray (der erlauchte Herausgeber dieses Namens) hatte mir gerade eine Java-Zeitung geschickt, ich weiß nicht, warum oder wozu. Wir machten sie aus Neugier auf und fanden darin einen Streit über Moore's und meine Verdienste. Ich denke, wär' ich dort gewesen, ich hätte ihnen die Mühe dieses Streites erspart. Doch es ist Ruhm für Euch im sechs und zwanzigsten! Alexander hat in demselben Alter Indien erobert; aber ich zweifle, ob man darüber zu Java disputirt, und dort seine Eroberungen mit denen des indischen Bacchus verglichen hat.

„Es war ein großer Ruhm, neben Moore genannt, ein noch größerer, mit ihm verglichen zu werden, und am Größten war das Vergnügen wenigstens, bei ihm zu seyn, und sicherlich ein seltsamer Zufall, daß wir mit einander zu Mittag essen mußten, während sie jenseits des Aequators über uns stritten.

„An demselben Abend traf ich auch Lawrence, den Maler, und hörte eine von Grey's Töchtern (ein schönes, schlankes, Geist blickendes Mädchen mit den durchaus patricisch gebornen Augen, in die ich vernarrt bin) auf der Harfe spielen; so bescheiden und geistvoll, daß sie Musik blickte. Doch lieber noch hätte ich mit Lawrence gesprochen (der köstlich sprach), und zugleich das Mädchen gehört; dann hätte ich meinen und Moore's Ruhm zusammen darum gegeben.

„Das einzige Vergnügen des Ruhms ist, daß er den Weg zum Vergnügen bahnt; und je geistiger das Vergnügen, desto besser ist es für uns und auch für das Vergnügen. Indeß, es war angenehm, vor Tische unsern Ruhm gehört zu haben und darnach des Mädchens Harfe.

16 Januar 1821.

„Gelesen. Geritten. Pistolen geschossen. Mittag gegessen. Geschrieben. Besuch gemacht. Musik gehört. Unsinn geschwätzt. Nach Haus gegangen."

„Einen Theil der Tragödie geschrieben — im ersten Akt vorgerückt mit aller überlegten Eile. Eine wollene Bettdecke gekauft. Das Wetter ist noch dumpfig, wie ein londner Mai. Nebel; feiner Regen; die Luft voll von Scotticism, was, obgleich schön in Ossians Beschreibung, in der Wirklichkeit etwas langweilig; prosaische Perspektive. Die Politik noch geheimnißvoll."

17 Januar 1821

„In den Wald geritten. Pistolen geschossen. Mittag gegessen. Ein Paket Bücher aus England und der Lombardei angekommen — englische, italienische, französische und lateinische. Bis acht Uhr gelesen. Ausgegangen.

„Um acht Uhr wollte ich ausgehen. Kommt Lega zu mir mit einem Brief wegen eines unbezahlten Wechsels in Venedig, den ich schon vor Monaten bezahlt glaubte. Ich gerieth in einen Paroxismus von Wuth, was mich fast ohnmächtig machte. Ich bin seitdem nicht wohl gewesen. Geschieht mir recht, was bin ich so ein Narr — aber es war zu ärgerlich — ein Schurkenstreich. Indeß, es waren nur 25 Pfund."

(Schluß folgt.)

Uebersicht der französischen Staatsschuld am Januar 1830. *)

	Zinsfuß der Renten	Anzahl der inscribirten Darleiher	Betrag der Renten Frks.	Betrag des Kapitals Frks.
Die Inscriptionen in dem Hauptbuche über die Staatsschuld (grand Livre) betragen an Renten und Kapital.	5 Prct.	151,427	126,787,978	2,535,739,250
	2	535	1,029,257	22,871,935
	4 —	(nicht angez.)	3,454,950	78,375,750
	3 —	43,610	39,777,047	1,312,568,033
Summe	. .	195,570	170,328,205	3,949,855,337
Hierzu die v. d. Amortisationskasse zurückgekauften	Renten		37,603,204	755,853,705
a) die Leibrenten . .	. .	36,785	6,450,000	
b) die Zinsen von dem Cautionskapital .	. .	. .	9,000,000	
c) jene v. d. schwebenden Schuld (270,187,000 Franken) . . .	. .	. .	6,000,000	
Total .	. .	232,355	229,281,409	4,[illegible]05,392,047
d) die Dotation d. Amortisationskasse . .	. .	. .	40,000,000	
			269,281,409	

Von den Darleihern der 5proz. Schuld beziehen:

6,000	derselben — 50 Frks. u. darunter — überhaupt	393,815 Fr. Rent.
54,170	— 50 bis 600 Frks. — —	10,800,000 —
3,720	— 601 — 800 — — —	2,656,000 —
3,130	— 801 — 1000 — — —	2,911,000 —
2,200	— 1001 — 1200 — — —	2,492,000 —
2,480	— 1201 — 1500 — — —	3,385,000 —
11,900	von 1501 und mehr — — —	61,577,188 —
12,000,	die in den Auxiliarbüchern in den Departements inscribirt sind — — —	6,919,514 —
10,000	Communen, öffentliche, geistliche und Wohlthätigkeitsanstalten — — —	9,007,885 —
	die Ehrenlegion — — — —	6,746,225 —

Ungeachtet der Größe der Staatsschuld von Frankreich bleibt dieselbe dennoch weit unter jener des britischen Reiches. Dieselbe beträgt (in runden Summen) 800 Mill. Pfd. Sterl. (20160 Mill. Frks.), die mit 29 Mill. Pfd. St. (730 1/5 Mill. Frks.) an 288,481 Individuen verzinst werden. Von diesen erhalten 92,227 je 10 Pfd. St.; 42,083 je 20 Pfd. St.; 101,274 je 100 Pfd. St.; 26,410 je 200 Pfd. St.; 15604 je 400 Pfd. St.; 5178 je 600 Pfd. St.; 3260 je 1000 Pfd. St.; 1741 je 2000 Pfd. St.; 490 je 4000 Pfd. St. und 213 Indiv. jedes mehr als 4000 Pfd. St. (Aus dem Monthly Review.)

---

*) Aus dem Rapport au roi sur l'Administration des finances. Mars 1830. S. 122.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 36. 5 Februar 1831.

Thomas Munro.
(Fortsetzung.)

Im Jahre 1800 trat der Radschah Nisam als Unterpfand für die monatlichen Subsidien, zu denen er sich gemäß eines Vertrages verpflichtet hatte, einen Theil jenes Gebietes an die Kompagnie ab, der seitdem den Namen „der abgetretenen Provinzen" führt. Dieser Landstrich, größer als Schottland und mit einer Einwohnerschaft von zwei Millionen Seelen, war unter der vorigen Regierung in völlige Anarchie versunken. Außer den Truppen Nisam's waren auch die Vasallen desselben in Aufruhr begriffen, und mehr als dreißigtausend Sipoy's zogen in einzelnen Horden plündernd durch das Land und erfüllten es mit Verwüstung. Diese Raubzüge hatten die fruchtbarsten Ebenen so verödet, daß auf zwanzig Meilen in die Runde kaum ein Baum zu sehen war. Hungersnoth hatte in andern Gegenden ganze Dörfer entvölkert und in Ruinen verwandelt, während jeder Semindar und Andere, die mit der Erhebung der Gefälle beauftragt waren, ein kleines Heer um sich versammelt hatten, und mit den umliegenden Ortschaften verwüstende Fehden führten.

Dieß war der abschreckende Zustand des Landes, als Munro darum nachsuchte, die Wiederherstellung der Ordnung übernehmen zu dürfen. Seine Dienste in Canara waren zu gut anerkannt, als daß man ihm nicht gerne ein so schwieriges und verwickeltes Geschäft übertragen hätten, zu dem er sich freiwillig anerbot. Sieben Jahre brachte er mit der Einführung einer geordneten Verwaltung in diesem Lande zu. In den vier ersten Jahren, in denen er die Provinzen nach allen Richtungen durchzog, lebte er fortwährend unter einem Zelte und machte ungeachtet der allgemeinen Verwirrung seine Reisen ohne alle bewaffnete Begleitung. Er schrieb hierüber auf Vorstellungen, die ihm ein Freund seiner Sicherheit wegen machte:

„Ich durchwanderte Canara nach allen Seiten, von Niemand begleitet als von einem einzigen Sipoy, zu einer Zeit, als dieses Land noch in einer größeren Zerrüttung lag, als die abgetretenen Provinzen, und nie erfuhr ich nur irgend eine üble Begegnung. Ich mache es hier eben so. Die Eingebornen Indiens, selbst die Poligaren nicht ausgenommen, haben im Allgemeinen eine hohe Achtung vor den öffentlichen Beamten. Sie betrachten die Steuereinnehmer als Werkzeuge einer höhern Macht, und da sie einsehen, daß keine eigenen Interessen diesem Geschäfte zu Grund liegen, so halten sie es auch für unbillig, diese ihre Rache empfinden zu lassen. Ich glaube daher, daß meine Beamten und ich selbst, auch ohne Schutzwache, außer Sorgen seyn dürfen, und daß wir ohne dieselben nur um so leichter mit dem Volke bekannt werden können."

Als Munro seine Stelle niederlegte, war die Verwirrung allenthalben der Ordnung gewichen. Die Einwohner, vorher so wenig an gesetzliche Behörden gewöhnt, zeigten Fortschritte in der Civilisation und Gehorsam gegen die Gesetze, so gut als irgendwo andere Unterthanen; ein Drittheil des Landes mehr, als sonst, war kultivirt worden; die Einkünfte wurden leicht erhoben, und mit unvergleichlicher Pünktlichkeit entrichtet. Ihr Ertrag steigerte sich allmälig von elf Lac's Pagoden auf achtzehn, und noch dazu während drei ungünstiger Jahre. Was den Werth dieser Einkünfte verdoppelte, war der Umstand, daß die Kompagnie nicht einen einzigen Sipoy zu verwenden brauchte, um sie einzutreiben. Das Land war aber nicht allein beruhigt, sondern jedermann war auch mit seiner gegenwärtigen Lage zufrieden. Das [illegible] schmerzhaften Empfindungen ergriffen, die es [illegible] von denselben durch Thränen am Grabe Dessen ausdrückte, den es nicht allein als seinen Vater lieben gelernt hatte, sondern auch so zu nennen gewohnt war.

Im Jahre 1805 faßte Munro den Entschluß, nach einer Entfernung von mehr als einem Viertel-Jahrhundert, in sein Vaterland und zu seiner Familie zurückzukehren. Siebzehn Jahre war er nicht einmal nach Madras gekommen. Oft hatte er zehn bis zwölf Monate hintereinander nicht das Gesicht eines Europäers gesehen. Was ihn vorzüglich zu diesem Entschluß bestimmte, war die zunehmende Schwäche seiner Augen.

„Was mich vorzüglich bestimmt, nach Hause zurückzukehren," schreibt er hierüber, „ist die Wahrnehmung, daß meine Augen nicht mehr so gut sind, als früher. Ich bemerke, daß ich an die Thüre meines Zeltes gehen muß, um besser zu sehen, wenn ich mir eine Feder schneiden will. Wahrscheinlich ist an der Schwäche meines Gesichtes Nichts schuld, als mein vieljähriger Aufenthalt in einem Zelte unter dieser brennenden Sonne. Jeden Falls hat die Sonne nicht umsonst geschienen; obgleich ich auch glaube, daß die Zeit das Ihrige gethan hat, um meine Haare zu bleichen und meine Augen zu verdunkeln. Diese Hände scheinen mir jetzt, dicht vor den Augen, so düster und umflort wie Ossians Geister; in wenigen Jahren liegt es vielleicht dicht und schwarz vor mir; ich muß also in meine Heimat zurückkehren, um Sie und meine Freunde noch zu sehen, bevor es zu spät ist."

Im Oktober 1807 schiffte sich Obrist Munro nach England ein. Nach einer Abwesenheit von 28 Jahren landete er im [illegible] 1808 zu Deal. Mit welcher Mischung von Empfindungen ein [illegible] gefühlvoller und tiefsinniger Geist den heimischen Boden wieder erblickte, läßt sich denken. Seine Mutter war kurz zuvor gestorben, sein Vater

am Rande des Grabes, die meisten seiner Jugendfreunde und Bekannten entweder bereits zu Grabe gegangen, oder so verändert, daß er sie kaum wieder erkannte. Nur die leblose Natur war noch dieselbe. Seine Bekanntschaft mit ihren ewig jugendlichen Zügen zu erneuern, suchte er alle die vertraulich stillen Orte auf, wo er seine Kindheit in träumerischer Sorglosigkeit verlebt hatte.

„Nie war ich noch so ungeduldig über meine Taubheit," schreibt er in dieser Zeit, „als gegenwärtig; denn jeden Augenblick begegne ich in meiner Vaterstadt alten Bekannten, die an mich fünfzig Fragen stellen, die sie vier oder fünfmal wiederholen müssen, bis ich sie verstanden habe. Manche starren mich befremdet an, und glauben ohne Zweifel, ich sey nach Hause gekommen, weil es mit mir nicht ganz richtig stehe. Ich bin so durchaus unfähig, Theil an der Unterhaltung zu nehmen, daß ich an der Gesellschaft kein Vergnügen finde und sie bloß des Anstandes wegen besuche. Ein einsamer Spaziergang ist noch das Einzige, was mich erfreut. Ich bin zweimal zu Northside gewesen und obgleich es an beiden Tagen unaufhörlich regnete, so lief ich doch den Fluß von Claysloup bis zur Aquäductbrücke auf und nieder. Ich stand über eine Stunde an Jackson's Damm und blickte in das darüber rauschende Wasser, während Regen und welke Blätter dicht auf mich herabrieselten, und ich der vergangenen Tage gedachte. Der Wind, der in den Bäumen sausste und das Wasser, das über den Damm stürzte, hatte noch den alten Klang; aber der trübe Tag zerstörte die Täuschung und ließ mich fühlen, daß die alten Zeiten vorüber sind. Ich weiß nicht, wie es kommt, so oft ich an die frühern Jahre zurückdenke, so denke ich mit ihnen zugleich immer an Sonnenschein; wenn ich an Northwoodside mich erinnere, so denke ich immer an einen schönen Tag mit Sonnenstrahlen, die über den Kelvin und seine waldigen Ufer hinstreifen. Ich kann mich in die Scenen meines früheren Lebens bei trübem regnerischem Wetter nicht zurück versetzen."

(Fortsetzung folgt.)

[illegible] Pyrenäen.

(Schluß.)

Venasque ist eine Festung, d. h. es hat einen Gouverneur und ein von ein Paar Kompagnien besetztes Kastell, dessen Wälle und Vertheidiger aber wahrscheinlich der Sergent eines hochländischen Regiments mit seiner Mannschaft ohne viele Mühe oder persönliche Gefahr überrumpeln könnte. So unbedeutend übrigens seinem ganzen Aussehen nach Venasque als militärischer Punkt, so malerisch nimmt es sich aus und ich zeichnete davon eine Skizze. Dieß wäre mir beinahe doppelt schlecht bekommen. Denn als ich vor der Stadt herum schlenderte, flog auf einmal ein großer dünner Stein auf meine Schulter; zum Glück traf er mich jedoch mit der flachen und nicht mit der spitzen Seite. Ich schaute auf; da bemerkte ich zum ersten Mal, daß ich mich unter dem Feuer eines Haufens großgewachsener Buben befand, die an einer Mauer auf dem andern Ufer eines Baches ihre Stellung genommen, und meine Person zur Zielscheibe ihrer Wurfübungen gewählt hatten. Auf eine drohende Gebärde als ob ich Wiedervergeltung üben wollte, machten sie sich aus dem Staub. In die Stadt zurückgekehrt traf ich meinen guten Freund, der mich etwas verdrüßlich benachrichtigte, es seyen zwischen ihm und dem Gouverneur scharfe Worte gewechselt worden. Letzterer habe nämlich von meiner Skizze erfahren, und vom Verhaften verdächtiger Leute Winke fallen lassen; daß derlei Maßregeln gegen Fremde hier zu Lande nicht unter die unmöglichen Dinge gehörten, bewies mir mein Don durch eine Geschichte, die er von einem frühern Gouverneur erzählte, der einen Reisenden ohne Weiteres festnehmen, und, ohne auf seine Vorstellungen zu achten, nach Saragossa schaffen ließ. Um eine ähnliche Episode zu vermeiden, entwarf ich sogleich eine Copie von meiner Skizze, und begab mich zu dem Gewaltigen. Mit einer Cigarre im Mund spazierte er in einem kleinen Hof, Plaga genannt, auf und nieder. Indem ich mich selbst einführte, spielte ich mit wenigen Worten auf den ihm gemeldeten Bericht an, bemühte mich ihn zu überzeugen, daß ich kein Franzose sey — Wesen, die er augenscheinlich sehr verabscheute — gab ihm sein zu verstehen, daß eine Skizze, die aus der Entfernung einer Meile aufgenommen worden, seine Festung nicht erobern könne, und bat endlich, ihm das verdächtige Dokument überreichen zu dürfen. Aus der Art, wie er das Papier ansah, wurde mir klar, daß das Zeichnen eine Kunst war, von welcher der edle Herr schlechterdings Nichts verstand, so daß die Skizze wohl hätte den Grundriß seiner Citadelle mit der Erhebung jeder Mauer enthalten mögen, ohne daß irgend eine Aehnlichkeit von ihm entdeckt worden wäre. Nach einigen Bemerkungen über die Unstatthaftigkeit Festungen zu zeichnen (in der ganzen Skizze war ein altes Thor, durch das man zu dem Marktplatz der Stadt ging, das einzig Auffallende) schloß er die Unterredung durch eine tiefe Verbeugung, und wünschte mir ein Tausend Jahre zu leben, und für diese Zeit hübsch viel Geld und Geldeswerth, mit Einschluß eines wohnlichen Hauses, in welches er mich eintreten hieß, mit dem Beisatz, ich möchte sogleich davon Besitz ergreifen, und es als mein Eigenthum betrachten.

Eine Einladung zu einer Chokolade von Seite meines ursprünglichen Freundes dünkte mich indeß annehmbarer — aus zweierlei Gründen: einmal, weil sie mir ein Labsal für meinen armen Magen versprach; zweitens, weil sie mir Gelegenheit darbot, in seine häusliche Einrichtung und Lebensweise einen Blick zu werfen. Der untere Theil des Hauses war wie gewöhnlich für Keller, Stallungen rc. bestimmt; eine breite alterthümliche massive Treppe brachte mich in einen Gang, welcher sich zu einem geräumigen Saal öffnete, der, so viel ich wahrnahm, mit Küche, Schlafkammern und sonstigen Zimmern zusammenhing. In der Mitte waren fünf Stühle im Kreis herum gestellt für mich und die Familie, d. h. den Hausherrn, Vater, Mutter und Frau, letztere ein sehr schönes Weib mit ausdrucksvollen schwarzen Augen und Rabenlocken. Kaum hatten wir uns gesetzt, als die Amme mit einem kernhaften bronzirten Püppchen hereintrat, welchem die Mutter ohne sich durch meine Gegenwart im Geringsten stören zu lassen, die Brust reichte; während eine schmutzige runzlichte Magd auf einem silbernen Präsentirteller fünf mit einem wahren Ideal von Chokolade gefüllte Tassen herumgab, die mein Appetit nur etwas größer gewünscht hätte; zum zweiten Mal sich einschenken lassen ging nicht an, und wäre eine unverzeihliche Sünde gegen den guten Ton gewesen. Ich trug jedoch Sorge, die Trefflichkeit des Getränkes in so schmeichelhaften Ausdrücken anzupreisen, daß ich auf 5 Uhr des folgenden Morgens zu einer zweiten Tasse eingeladen wurde, da mein Wirth, der mit einigen Schafhirten eine Zusammenkunft in dem Hospiz verabredet hatte; mich auf meinem Rückweg nach Luchon soweit begleiten wollte. Pünktlich der Einladung entsprechend empfing ich eine zweite köstliche Tasse, aber leider blieb es wiederum bei einer einzigen, und nun sagte ich Venasque Lebewohl; mein Freund in voller arragonischen Tracht, mit einem in den glänzendsten Farben prangenden Poncho angethan, den er so kunstvoll um sich zu werfen wußte, daß kein Theil seines Ge-

sichts der scharfen Luft des düstern Morgens ausgesetzt war, bestieg seinen prächtig geschirrten Schecken. Wir hatten zwei bis drei M. zurückgelegt, als plötzlich einige verdächtige Gestalten uns in den Weg traten, und das edle Roß meines Gefährten am Zaum faßten. Hätte ich auch alle Neigung in mir gefühlt, Reißaus zu nehmen, so wäre mein langsames träges Thier mir dazu nur wenig behülflich gewesen, ich ergab mich also, nicht ohne daß mir Gil Blas's Abenteuer mit Kapitän Rolando einfiel, in mein Schicksal, entschlossen den Ausgang ruhig abzuwarten. Ich hörte laute und rauhe Worte wechseln, aber Dieß geschah in einem mir rein unverständlichen Patois, wiewohl ich so Viel schon merkte, daß die fatalen Bursche, die so unheimlich unter ihren hochgespitzten Hüten hervor guckten, während die unter den Falten ihrer schwarzen Draperie verborgenen Gewehrmündungen sich an ihrem ungeschornen Kinn rieben, sehr gebieterisch sprachen. Mein Spanier setzte mich endlich außer Zweifel, indem er mir sie als eine sogenannte Gebirgspolizei vorstellte, deren Geschäft darin bestünde, alle Personen anzuhalten, welche ohne Erlaubniß gegen die Grenzen reisten. Zugleich erfuhr ich von ihm, daß er seinen Schein vergessen hatte, so wie ich meinerseits wußte, daß der Wirth in Luchon meinen Paß in sicherer Gewahrsam hielt. Nach langem Hin- und Hergerede kamen wir zu einer Kapitulation, indem man uns andeutete, daß ein Unterpfand in Geld allein im Stand sey, die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu beseitigen. Ich ermangelte daher nicht, wie Gil Blas bei dem schurkischen Bettler von Pennaflor that, poco a poco und uno a uno der Polizei in die Hände träufeln laßen, welche sofort ihre Gebühr einsteckte, und uns, die Reihen öffnend, mit einem „Gottbefohlen Ew. Gnaden" (va Usted con Dios) unsere Straße ziehen ließ. Als der Morgen vorrückte, ließ mein Gefährte rechts und links seine Blicke streifen, um seine Heerden zu entdecken; eine zeigte er mir auf einem Vorsprung des Gebirgs, in solcher Höhe, daß die patriarchalische Versammlung, welche 1000 bis 1200 Individuen zählte, den bloßen Augen wie ein zarter Faden erschien, von dessen Bewegung man so Wenig sah, als von der des Zeigers einer Uhr. Ein Hundegebell verrieth uns in einer andern Gegend den Anzug einer nähern Partie, die bald zum Vorschein kam, indem sie aus den Thälern zu unserer Linken gegen das Hospiz aufmarschirte. Diese Heerden befanden sich auf dem Weg jenseits der Thore von Benasque und Picade, wo sie auf den reicheren Walden laufen, welche die französischen Eigenthümer an ihre spanischen Nachbaren verpachten, da deren zahlreiche Heerden, auf die magern und graslosen Kuppen der Maladetta beschränkt, nicht bestehen könnten. Einige seiner Vorläufer waren ihm auf den Sammelplatz vorangeeilt und in deren Gesellschaft verließ ich ihn bei einer Wassersuppe, die er aus einem rußigen Topf über dem Heerd in dem Hospiz gierig auslöffelte. Er gab sich als einen Mann von tüchtigem natürlichem Verstand zu erkennen; da es aber sein Loos ist, in diesem Barbarenland zu leben, so schied ich von ihm mit dem Wunsch, daß um seiner Zufriedenheit und seiner Sicherheit willen seine Aufklärung keine weitere Fortschritte machen möchte. Ich selbst schickte meine Pferde nach Luchon voraus, und nahm über den Paß von Estoavas, der nur für Fußgänger gangbar ist, und von Solchen benützt wird, die unbelästigt über die Grenze kommen wollen, mit meinem Führer den Rückweg.

Literarische Chronik.

Französisches Theater.

Napoleon Bonaparte oder dreißig Jahre aus Frankreichs Geschichte. Trauerspiel in 6 Akten mit 20 Tableau's von Alexander **Dumas.**

Man kann dieses Ungeheuer einer dramatischen Produktion, die bei der Aufführung fünf volle Stunden erforderte, unbedenklich zu den enormsten Verirrungen der romantischen Schule in Frankreich zählen. Abgesehen davon, daß es für einen Dichter kein gewagteres Unternehmen geben kann, als eine Riesenfigur, wie die Napoleons, der wir noch so nahe stehen, daß wir ihr, so zu sagen, nur bis an den Degengurt sehen können, auf die Bretter zu bringen, heißt es alle Grenzen der Kunst mißkennen, in sechs Akte das ganze Leben eines Mannes einzwängen zu wollen, dessen Laufbahn eine ganze römische Geschichte ist, und die Geschichte seines Jahrhunderts dazu; von dessen Thaten jede einzelne ein ungeheures Drama bildet. Doch die Darlegung des verarbeiteten Stoffes wird besser als jede andere Bemerkung das Ungefüge dieser dramatischen Mißgeburt zergliedern.

Der erste Akt enthält nur ein einziges Tableau. Er versetzt uns in die Umgegend von Toulon, unter das Belagerungsheer. Die Szene stellt jene Batterie vor, in der die Kanonen der Stadt eben die Mannschaft aufgerieben haben; der Lieutenant der Artillerie, Bonaparte, bringt durch die errichtete Inschrift: „Batterie der Männer ohne Furcht," wieder Soldaten darin zusammen. Drei Volksrepräsentanten, Abgeordnete des Convents, bringen von Paris einen Belagerungsplan, dessen Unsinn Bonaparte darthut; er schlägt vergeblich ein anderes Mittel zur Eroberung der Stadt vor. Indeß, ungeachtet des Widerstandes der Deputirten, die den geringsten Ungehorsam gegen die Befehle des Convents mit dem Schaffot bedrohen, entschließt sich Bonaparte, unterstützt von dem Deputirten Gasparin, der allein den Plan begreift, seine Idee auszuführen. Dugommier, der an die Stelle Cartaux's zum General ernannt worden, trifft ein, ist völlig mit Bonaparte's Ansichten einverstanden und befiehlt den Angriff. Hier hat der Verfasser eine Episode eingeflochten, die an sich unbedeutend ist, aber erwähnt werden muß, weil sie sich durch das ganze Stück bis zum Ende hinzieht. Ein Korse, ein Spion der Engländer, hat sich als Bauer verkleidet ins französische Lager geschlichen; Bonaparte erkennt ihn, bemächtigt sich seiner Papiere und rettet ihm in dem Augenblicke das Leben, wo er erschossen werden soll. Dieser Mensch, den wir im ganzen Stücke nur unter dem Namen des Spions kennen lernen, ist nun für immer an das Schicksal Bonaparte's gefesselt.

Zwischen dem ersten und zweiten Akt legen wir einen Zeitraum von eilf Jahren zurück; wir finden uns zu St. Cloud auf einer Art von Jahrmarkt, an dem Tage, wo der erste Konsul in Notre Dame zum Kaiser gesalbt werden soll. Bonaparte mischt sich verkleidet am Arme Duroc's unter die Menschenmenge; ein Mörder holt aus, ihn zu durchbohren; der Spion, der Dieß bemerkt, wirft sich zwischen den Dolchstoß und fängt ihn mit seinem Arme auf. Auf dieses Tableau folgt das Innere des Kabinetes: Bonaparte arbeitet mit seinem Sekretäre Bourrienne; er kost mit Josephine, die über das neue Geschick, womit das Kaiserthum ihren Gemahl bedroht, außer sich ist. Bald darauf sind wir in den Tuilerien, wo das Volk sein Vive l'empereur! schreit, und Napoleon im Kaiserornate, umringt von dem Hofstaate, der ihn eben nach Notre Dame begleitet, unter dem Jubel der Menge auf dem Balkon erscheint.

Der dritte Akt spielt in Dresden und im Jahre 1812; es ist der Anfang des russischen Krieges. Napoleon läßt die Könige, die in seinem Vorgemache harren, abweisen und Talma kommen. Hier nimmt der Dichter Gelegenheit, ein Gespräch über Literatur einzuflechten, das den dramatischen Kenntnissen Napoleon's wenig zur Ehre gereicht. Dieser zeigt durchgehends eine Verachtung gegen die Tragödie Voltaire's und sagt, seitdem er die Araber gesehen, lege er nicht mehr den geringsten Werth auf dessen Mohammed. Dagegen erhebt er Corneille wegen seiner gewissenhaften Treue in der Darstellung der Römer und Griechen. Allein wenn auch im Mohammed die Araber schlecht gezeichnet sind, so mußte doch Napoleon wissen, daß die genaueste Copie von einem Volke noch keinen dramatischen Werth giebt. Indessen sieht ein Urtheil dieser Art Napoleon nicht unähnlich, der weder Zeit noch Neigung genug hatte, tief in die Literatur einzudringen und daher in seinen Ansichten darüber nicht immer glücklich war. So ist es bekannt, daß er eine besondere Vorliebe für den armseli-

gen Hektor des Lucius v. Lancival hegte, bloß weil darin die Griechen bis auf's Aeußerste mit ängstlicher Genauigkeit geschildert werden.

Zum Glück läßt uns der Dichter nicht lange in Dresden. Das folgende Tableau stellt den Bivouac von Borodino vor. Napoleon kostet die Suppe der Soldaten, schlichtet den Hader unter seinen Generalen und bringt die Zeit mit erhabenen Nachtgedanken zu, indeß sein Heer in Schlaf versunken ist, dieses Heer, das Morgen erwachen wird, um die mörderische Schlacht an der Moskwa zu liefern, in der der Kern dieser heldenmüthigen Soldaten sich abermals zur Ruhe legen wird, aber um niemals wieder aufzustehen. Dieses Tableau von Borodino ist das gelungenste im ganzen Stücke. Weniger kann man dieß von dem des Kremlin sagen, das ohne alle Wirkung ist. Kaum ist der Kaiser hier eingetroffen, so brennt Moskau an allen Ecken, und die erschrockenen Marschälle bewegen den Kaiser, den Rückzug nach Paris anzutreten. Unglücklicherweise aber hat sich die Sache durchaus anders ereignet. Wie bekannt ließ sich Napoleon durch hinterlistige Unterhandlungen aufhalten und verlor damit eine kostbare Zeit. Hätte er Moskau in dem Augenblick verlassen, wo es in Flammen stand, so würde Frankreich nicht von dem fürchterlichsten Unglück, das je ein Land erfahren hat, betroffen worden seyn. Die zwei folgenden Tableau's malen die Schrecken der allgemeinen Zerrüttung des Heeres, das dem Grimm der Elemente unterliegt. Man erblickt die Hütte des Kaisers und die Beresina — letztere ein bewunderungswürdiges Tableau von scenischer Darstellung und malerischem Effekte. Im Kremlin, wie auf dem Rückzug findet man immer den Spion, beschäftigt, für das Wohl des Kaisers zu wachen.

Den neuen Ruhm und das neue Mißgeschick der französischen Waffen in den Feldzügen von 1813 und 1814 verbirgt uns der Zwischenakt des dritten und vierten Aufzuges. Dieser stellt in seinem ersten Tableau eine Straße von Paris vor. Alles lauft zu den Waffen. Es ist der unheilvolle Tag, an dem Paris das bewaffnete Europa in seinen Mauern sieht. Der Dichter zeigt unter den Gruppen des Volkes einen Menschen, der bei allen Regierungen, die sich Schlag auf Schlag folgen, um Pensionen bettelt, und der, mit zwei Kokarden versehen, bereit steht, immer die des Siegers aufzupflanzen. Diese Figur, die in einem großen Theil des Drama uns begegnet, ist auf der französischen Bühne bereits ziemlich abgenutzt.

Die Abdankung von Fontainebleau und der Abschied von den Adlern bilden die beiden andern Tableau's des vierten Aktes. Der Vorhang, welcher den Eingang von Fontainebleau vorstellt, so wie eine andere Dekoration in einem vorhergehenden Akte, eine Ansicht der Tuilerien, sind prachtvoll und von überraschender Illusion.

(Schluß folgt.)

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Der Regenschirm.

(Eine wahre Geschichte.)

Es war in der Straße Saint-Honore, in jenem Augenblicke, wo der Tag erlischt und das Gas sich entzündet, wo die flackernden Streiflichter selbst die abgegriffenste Scheidemünze alltäglicher Gesichter mit einem auffallenden Gepräge stempeln, so daß ein Mensch mit den gesundesten Augen fehlgreifen kann. Ein eiskalter Regen goß in Strömen, die Wagen durchfurchten noch eilfertiger den Fußgängerschwall, der zur Rechten und Linken, zwischen dem Spritzbad der kothsprudelnden Räder und dem Sturzbad der Dachtraufen nicht wußten, wo aus und an.

Ein hoher schlanker Mann mit gutmüthigem Gesicht stand vor einem Bilderladen und besah sich sehr aufmerksam gewisse Karikaturen. „Mein Herr," sagte ein armer Teufel, und stieß ihn mit dem Ellenbogen an, „hätten nicht etwa Zwei unter Ihrem Regenschirme Platz? Verzeihen Sie; aber Sie sehen ich bin durchgeweicht wie ein Pudel." — „Geht Ihr Weg nach dieser Seite hin?" antwortet ihm der Mann mit dem Regenschirm, und macht sich auf den Weg. — „Ja, mein guter Freund." — „Nun wohlan, so geben Sie mir Ihren Arm." — „Das muß wahr seyn," sagte der arme Teufel, indem er sich dem angebotenen Arm einhäckelte, „Sie sind die gute Stunde selbst, nicht von dem Schlag Egoisten da, die Alles nur sich, Andern Nichts gönnen." — „Von Wem sprechen Sie?" — „Von wem anders als von den Aristokraten." — „Wer sind denn diese Aristokraten?" — „Ey du mein Gott, wie Sie nur so fragen können! Unsere Deputirten und ihre Gevatterschaft. O wär' ich nur der König, ich wollte schon ausfegen!" — „Aber wie wollen Sie, daß der König die fortschicke, die das Volk selbst gewählt hat?" — „Das Volk! Ja hat sich was, sagen Sie die Reichen. Ich spreche nicht von mir, ob ich gleich so gut wie ein Anderer sagen könnte, wo der Haas im Pfeffer liegt. Sind Sie ein Wähler? Doch Sie sind wahrscheinlich so Einer von den Alten, die sich zurückgezogen haben. Nun, mein Gott, haben gewöhnlich auch nicht Viel, die da. Glauben Sie mir, nach Ihrem Kreuz und meiner Arbeit kräht kein Hahn mehr, wie es jetzt steht und geht." — „Nicht ganz errathen. Ich bin Wähler, und auch Sie können einer werden, wenn Sie fleißig arbeiten und fortfahren, Das zu seyn, wofür ich Sie halte, ein braver Bürger." — „Da geht schon Alles wieder den Krebsgang. Was wir niedergerissen, leimen sie wieder zusammen. Der alte Wurmstich wird wieder überkleistert. Alles für den ersten Stock, Nichts für die Dachstuben. Glauben Sie wohl, daß das Wahlgesetz durchgehen wird?" — „Ich bin davon überzeugt, mein Freund." — „Ja Prost die Mahlzeit, Herr Nachbar. Wir werden sehen." — „Sie scheinen sehr unzufrieden mit der gegenwärtigen Regierung. Was haben Sie sonst an ihr auszusetzen?" — „Bah, das ist ein langes Lied. Wenn ich Alles sagen wollte, ich würde bis Morgen nicht fertig. Und die Nichtintervention! Was will denn Das heißen? Ist Das soviel, als daß wir die Belgier und Polen im Stich lassen sollen. Geben Sie Acht, am Ende blasen die Könige doch in Ein Horn. Sie lachen? — Wer weiß, was geschieht. Es ist nicht aller Tage Abend und wie Du mir so ich Dir." — „Wissen Sie mein Freund, daß die Belgier nicht einig unter sich sind über die Wiedervereinigung mit Frankreich, und daß wir uns folglich nicht gegen ihren Willen in ihre Angelegenheiten mischen können? Was eine Coalition betrifft, von der Sie sprechen, so ist sie unmöglich, und wenn auch, wir sind gefaßt, ihr die Stirn zu bieten. Sie selbst, sagen Sie, wird Ihre Flinte vom Julius nicht auch an der Gränze losgehen?" — „Ach, was das betrifft, da giebt mein Hahn auch noch Feuer."

In diesem Augenblick waren die beiden Inwohner des Regenschirms am Thore des Palais-royal angekommen. „Es lebe der König!" schreit die Schildwache und präsentirt das Gewehr. Der Mann mit dem Regenschirm dankt höflich, drückt dem armen Teufel das Regendach in die Hand, der verdutzt dasteht und seinen Nachbar mit Grüßen Rechts und Links durch das Gedräng der Nationalgarden in den Palast gehen sieht.

Don Miguel ist nicht gestorben, Portugal ist sehr übelauf.

Es geht das Gerücht, der Kapuziner General Micara sey zum Papst ernannt. Der arme Kapuziner! man wird ihn barbiren.

Das englische Journal „der Atlas" enthält unter dem Titel: das irländische Kleeblatt" folgende Beschreibung Cobbett's, Carlile's und O'Connell's:

„O'Connell muß als das Herzblatt dieses Kleeblatts betrachtet werden; denn er ist in jedem Sinne des Wortes unter den Dreien der Größte. Mit Carlile, der schon etwas gelb und eingeschrumpft ist, zur Linken, mit Cobbet, aufgekräuselt und engbrüstig wie er ist, zur Rechten, ist die Dreieinigkeit zum Sprechen getroffen fertig. In der Person sind die Drei so ungleich, als sie in Gesinnung Eins sind. Cobbett ist aufgedunsen, von derben Gesichtszügen, und wohlbeleibt. Er hat ein fettschmutziges Aussehen und einen plumpen Gang, als wäre die Welt schon übel mit ihm umgesprungen, und als wollte er dafür übel mit ihr umspringen. Carlile hat ein düsteres gemeines Gesicht, auf dem sich nie ein Blitz weder von Gedanken noch von Vergnügen zeigt. Sein Nacken ist kurz und giebt seinem Kopf eine unangenehme Unbehülflichkeit, der jenem den Dienst durch eine platte und ungeschickte Form zurückgiebt. Der Ausdruck seiner Augen ist der eines bloßen Thieres; sie sind gläsern, stumpf, und schwimmen in einem dichten Nebel. Die unerbittlichste Eigenliebe ruht auf seinen Augenbraunen und zieht sie über alle Proportion herunter. O'Connell ist geistvoller und lebendiger. Seine Figur ist die eines Milon von gigantischer Höhe; sein Kopf ist klein, aber wohl gebildet, und sein Gesicht eines steten Wechsels des Ausdruckes fähig. Sein Auge ist ungemein durchsichtig, klar und leuchtet, wenn er will; ein ewiger Sarkasmus liegt in der Krümmung seines Mundes."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 37. 6 Februar 1831.

Polen seit dem Jahre 1815. *)

Nach dem Unglück des Jahres 1812 war das Großherzogthum Warschau beinahe ohne Widerstand von den Russen besetzt worden. Die Minister Mostowski und Matuszewic hatten eine Kapitulation geschlossen, durch welche ihr Vaterland wenigstens vor der blutigen Reaction gesichert wurde, die Viele fürchteten. Eine provisorische Regierung übernahm unter der Aufsicht einer russischen Oberbehörde die Verwaltung des Landes. Dem Großfürsten Konstantin vertraute der Kaiser Alexander den Befehl über die Armee; ein Militärkomitö, in welchem der Großfürst präsidirte, schuf ein neues russisch-polnisches Heer. Das Schicksal, welches Polen bestimmt war, blieb ungeachtet aller Vorstellungen und Verwendungen, die bei dem russischen Kaiser gemacht wurden, unentschieden. Schon im Januar des Jahres 1813 hatte Alexander einem vornehmen Polen, dem Fürsten Adam Czartorinski, geschrieben: „Habt nur einiges Vertrauen zu mir, zu meinem Charakter, meinen Grundsätzen, und Eure Hoffnungen sollen nicht getäuscht werden. In dem Maße, wie die Erfolge des Krieges sich entwickeln werden, sollt Ihr sehen, wie theuer mir die Interessen Eures Vaterlandes sind; was die Formen betrifft, so sind die liberalsten die, welche ich immer vorgezogen habe.“ Endlich drängte die Landung Napoleons zu Cannes die Verhandlungen des Wiener Kongresses zu ihrem Ende; am 20 Juni 1815 wurde das neue Königreich Polen ausgerufen.

Dieses bestand aus dem Großherzogthum Warschau, von dem man indessen die Stadt Krakau losgerissen hatte, die unabhängig erklärt wurde, die Stadt Thorn und das Großherzogthum Posen, die an Preußen kamen, und vier Distrikte mit dem ungetheilten Eigenthum der Salinen von Wieliczka, die Oesterreich zufielen. In der inneren Organisation fanden wenig Veränderungen statt; die meisten der alten Minister blieben in ihren Aemtern; die bisherige Rechtsverwaltung wurde beibehalten, und von dem Kaiser eine Kommission ernannt, die sich ungesäumt mit der Ausarbeitung einer neuen Konstitution beschäftigen sollte. Diese Arbeit ließ nicht lange auf sich warten, und am 28 December 1815 wurde die Konstitution bekannt gemacht. Sie gewährte die Verantwortlichkeit der Minister, die Unabhängigkeit des Richterstandes, die Freiheit der Presse und die individuelle Freiheit. Die Interessen des Landes wurden durch zwei Kammern repräsentirt, von denen die Mitglieder der ersten auf Lebenszeit ernannt und an Zahl um die Hälfte geringer waren, als die Mitglieder der zweiten Kammer. Diese waren wieder in zwei Klassen getheilt, die Landboten, welche von den Edelleuten der verschiedenen Distrikte gewählt wurden, und die Deputirten, welche die Gemeinden, d. i. die gesammte Masse der nicht adlichen Bürger wählte. Die Zahl der Landboten belief sich auf 77, die der Deputirten auf 58. Alle Grundeigenthümer waren Wähler; Alle, die 100 polnische Gulden Steuer zahlten, waren wählbar; um indessen in dem Senat Zutritt zu haben, wurden 2000 poln. Gulden Steuer erfordert. Das Budget sollte der Genehmigung der beiden Kammern unterworfen seyn; aber diese Genehmigung war auf vier Jahre gültig, während der Reichstag selbst alle zwei Jahre berufen wurde. Seine Dauer war auf vier Wochen beschränkt; die Initiative war der Regierung vorbehalten und Amendements durften nur in einer der Kammern gemacht werden, in jener, welche zuerst über den Gesetzvorschlag stimmte. Das Recht der Petitionen war in sehr enge Grenzen zurückgedrängt. Das Geschwornengericht war nicht zugelassen.

Dieß waren die hauptsächlichsten Bestimmungen der neuen Gesetzgebung; sie erfüllten so ziemlich die Wünsche des Landes, und Carnot, der sich eben damals zu Warschau befand, erklärte, daß eine octroyirte Charte der Freiheit kaum günstiger seyn könne. Die Ernennung des Generals Zaionczek zu der wichtigen Stelle eines Statthalters des Königs, die konstitutionelle Organisation der Verwaltung, die Einführung von Woiwodschaftsräthen anstatt der Präfekturen waren den Polen angenehm; der Kaiser wurde als der Wiederhersteller von Polen gesegnet, und in dem allgemeinen Enthusiasmus bemerkte man kaum, daß die Regierung, aus Vorsorge für die Zukunft, die Verantwortlichkeit der Minister faktisch aufhob, indem ein organisches Statut den Ministern verbürgte, daß sie nicht gerichtet werden dürften, sofern die Krone nicht ihre Zustimmung gäbe.

Drei Jahre vergingen, und, mit Ausnahme einiger leichten Uebertretungen der Verfassung, hatte Polen alle Ursache mit der Regierung, welche das Loos der Waffen ihm gegeben, zufrieden zu seyn. Warschau erhielt die Errichtung einer Universität in seinen Mauern. Der Ackerbau und die Industrie wurden in ihrem Aufschwunge durch zweckmäßige Maßregeln unterstützt; auch zeigte der erste Reichstag, der im Jahre 1818 in Warschau unter dem Vorsitz des Marschalls Vincenz Krasinski zusammentrat, keine Spur ei-

*) Nach Herbelet, in dem Decemberheft der Revue encyclopédique.

ner ernstlichen Opposition. Mit allgemeiner Freude hörte man aus dem Munde des Kaisers die Worte: „Die ältere Verfassung, welche in Eurem Vaterlande bestand, hat es möglich gemacht, daß diejenige, die ich euch gegeben habe, ohne Verzug in das Leben treten konnte, indem die Grundsätze jener liberalen Institutionen zur Ausführung kamen, die immer mit Vorliebe von mir betrachtet worden sind, und deren wohlthätigen Einfluß ich mit Gottes Hülfe über alle die Reiche auszudehnen hoffe, welche die Vorsehung meiner Obhut anvertraut hat. Ihr habt mir eine Gelegenheit dargeboten, meinem Vaterlande zu zeigen, was ich seit langer Zeit für dasselbe vorbereite und was es einst von mir erhalten wird.“ Der Reichstag gab fast einstimmig mehreren Vorschlägen von localem Interesse seine Zustimmung und trennte sich in vollem Vertrauen auf die Versprechungen des Kaisers.

Aber dieser Reichstag war auch das Ende der Ruhe und der Hoffnungen Polen's. Die Fürsten, welche, um Europa gegen Napoleon unter Waffen zu rufen, den geheiligten Namen der Freiheit auf ihre Banner geschrieben hatten, bereuten nach dem Siege ihre Versprechungen. So lange man indessen fürchten konnte, daß Frankreich das schmachvolle Joch der Bourbons von sich werfen, und aufs Neue als Vorfechter für die Freiheit der Welt in die Schranken treten könne, schienen sie nicht abgeneigt, die gerechten Forderungen ihrer Völker zu erfüllen. Im Jahre 1819 schien Frankreich endlich, von seinen langen Kriegen erschöpft, in die tiefste Ohnmacht versunken; Niemand wagte es die ruhmbedeckten Fahnen zu erheben, die im Staube daher geschleppt wurden. Diesen Augenblick hielt man für günstig, um Eide zu vergessen, die ja bereits drei Jahre alt waren, um jenen Geist der Unabhängigkeit zu ersticken, der, von der periodischen Presse und von patriotischen Verbindungen genährt, in Deutschland von Tage zu Tage kräftiger aufwuchs, seinen Einfluß bereits über Italien, über Polen, ja über Rußland selbst zu verbreiten anfing und den Fürsten ihre Verheißungen durch harte Lehren zurückzurufen drohte. Der carlsbader Kongreß war die erste Offenbarung einer großen Verschwörung gegen die Rechte der Völker. In ganz Deutschland wurde die Freiheit der Presse aufgehoben, und die Untersuchungskommission in Mainz erhielt den Auftrag, Verbrechen an den Männern zu finden, welche auf dem Blachfeld von Leipzig und vor den Mauern von Paris die Sache der Fürsten mit ihrem Blute gerettet hatten. Das Königreich Polen konnte diesem unseligen Einflusse nicht entgehen: eingeschlossen von Völkern desselben Stammes, auf denen das Joch der Knechtschaft lastete, war es ein Gegenstand des Neides für seine Nachbarn; und die Freiheit ist ihrer Natur nach immer ansteckend. Man trug Sorge dafür, daß sie es nicht lange seyn sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Thomas Munro.

(Fortsetzung.)

Das Wichtigste, was sich während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Schottland in Munro's Leben ereignete, war seine Vermählung. Aber ein Geist wie dieser war nicht geschaffen, lange in Unthätigkeit zu bleiben. Munro erschien in London, wo die damals bevorstehenden Diskussionen über die Privilegien der Kompagnie ganz geeignet waren, seine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, und der Augenblick nahte heran, wo der Reichthum seiner vieljährigen Erfahrungen, seine genaue Kenntniß aller indischen Verhältnisse von dem groben Wollenzeug an bis zum Feudalsystem der Hindu's, seine Geistesgegenwart vor einer von so viel vorgefaßten Meinungen eingenommenen und ihm völlig ungewohnten Versammlung, seine Gewandtheit in der Beantwortung so vieler durcheinander geworfenen Fragen, die an ihn gestellt wurden, einen tiefen Eindruck auf das Parlament hervorbringen sollten. In seinen vor dieser Versammlung abgelegten Aussagen suchte er vorzüglich die Nothwendigkeit eines freien Handels von Indien nach England und, umgekehrt unter gewissen Beschränkungen, von England nach Indien durchzuführen. Einige beschränkende Maßregeln hielt er für unerläßlich; denn, was immer für kommercielle Vortheile daraus entspringen würden, so würden sie doch stets nur auf Kosten der Sicherheit des Staates gewonnen werden. Ein freier Handel, bemerkte er, würde die Manufakturen und den Handel mit rohen Produkten des Landes eben so sehr ermuntern, als das Vermögen der Einwohner vermehren; die Erleichterung der Mittel zum Einkauf aber vorzüglich dazu beitragen, die Konsumtion der europäischen Artikel in Indien zu befördern. Freilich dürfte der erste Gebrauch, den die Hindu's von einem erleichterten Verkehr machten, darin bestehen, daß sie eine größere Quantität ihrer eigenen Produkte zu verkaufen suchten. Was man hieraus gegen den freien Verkehr von England nach Indien folgern könnte, würde indeß nur auf eine Warnung gegen allzu voreilige Erwartungen hinausgehen. Es war bisher, sagte er, kein Mangel an Zufuhr, sondern ein Mangel an Nachfrage; die Nachfrage war gleich unbedeutend an dem Sitz der Präsidentschaften als im Innern des Landes, eben so gering von Seiten der Reichen, als der Armen. Hier zeigen sich als Hindernisse die religiösen und bürgerlichen Gewohnheiten der Eingebornen, und hauptsächlich die Vortrefflichkeit ihrer eigenen Manufakturen. Nach seiner Meinung würde es lange dauern, bis der Handel einige Veränderung in den herkömmlichen Sitten hervorzubringen vermöchte. Kleidungsartikel wären fast das Einzige, was sie von England annehmen würden, und als manufakturtreibende Nation seyen die Briten noch weit hinter ihnen zurück. Würden jedoch die britischen Manufakturen ihrem Geschmack fröhnen und wohlfeilere Waaren liefern, als die einheimischen, so stehe von indischer Seite kein Vorurtheil dem Verkaufe der eingeführten Artikel im Wege. Sobald man im Stand seyn würde, aus den englischen Manufakturen z. B. Shawls so gut und etwas wohlfeiler, als die ihrigen, einzuführen, so würden sie ohne Zweifel die fremden den einheimischen vorziehen und alle Handelshäuser in Indien würden nicht im Stande seyn, sie von dem Gebrauche der britischen abzuhalten.

Bis zu dieser Zeit war die innere Verwaltung des britischen Indiens ein Geheimniß geblieben; nicht sowohl aus Mangel an Materialien, als weil es an solchen Männern fehlte, die die nöthige Ausdauer besaßen, die in einer furchtbaren Masse in den Archiven der Kompagnie angeschwollenen Urkunden zu lesen und mit Einsicht zu vergleichen und zu ordnen. Im Jahre 1812 fanden sich zwei Männer zu dieser unermeßlichen Arbeit, Davis und Cumming. Das Resultat ihrer Bemühung erschien unter dem Titel: „Report from the Select Committee on the Affaires of India.“ Dieser Bericht führte auf

die Nothwendigkeit, die innere Verwaltung in Indien einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Zu diesem Ende wurde eine eigene Kommission ernannt, und an ihre Spitze Munro gestellt, um die eingerissenen Mißbräuche zu entfernen, oder wenigstens zu mildern. Dieser Kommission wurde es zur Hauptaufgabe gemacht, den Einwohnern einen größeren Antheil an der inneren Verwaltung des Landes einzuräumen. In diesem Auftrage schiffte sich also Munro im Jahre 1814 abermals nach Indien ein. Die zahlreichen Schwierigkeiten, die der Kommission von Seite der Beamten in den Weg gelegt wurden, die in den beabsichtigten Modifikationen eine Beeinträchtigung ihres Vortheils und daher in Allem eine gefährliche Neuerung sahen, waren kaum zu überwinden. Indeß durch Ausdauer und Festigkeit gelang es der Kommission ein Regulativ zu entwerfen, das die Gewalt der Steuereinnehmer als Behörden und der Zillahrichter als Kriminalrichter genau bestimmte; zugleich wurden jene allgemeinen Anordnungen getroffen, durch welche die Eingebornen aufhörten, von allem Antheil an der Verwaltung ausgeschlossen zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

(Schluß.)

Von der Ausbeute, die wir hier aus einer so reichen und vollständigen Sammlung nur flüchtig und unvollständig mittheilen konnten, die indessen hinreichen wird, unsern Lesern einen und den andern nicht unwichtigen Aufschluß über den grosen Mann zu geben, der durchaus und in Allem Dichter war, wenden wir uns seinen letzten Stunden zu und fügen hier aus **Julius Millingens** jüngst erschienenen Memoiren über Griechenland die Erzählung von dem Tode des Lords bei. **Millingen** war als Arzt bis zum letzten Augenblicke um Lord Byron.

Der Kelch der Gesundheit war von seinen Lippen verschüttet und beständige Sorgen und Leiden untergruben gewaltig die Kraft seiner Seele, die, bereits eine Beute finsterer Melancholie, durch fehlgeschlagene Hoffnungen und Lebensüberdruß noch mehr erschüttert wurde. Beständig von Furcht vor Epilepsie oder Schlag gequält, unter Klagen, die jeden menschlichen Stolz tief demüthigen mußten, fiel er in den traurigsten Zustand von Hypochondrie, in welchem er sich seines Kummers in Worten entlud, die zwar oft erhaben, größtentheils aber so grämlich und grillenhaft waren, wie die eines widerspenstigen und übelgelaunten Kindes. Wenn er indeß wieder seiner mächtig wurde, pflegte er uns zu ersuchen: „wir möchten nicht die Anfälle seines Leidens und seiner Krankheit für den gesunden Mann nehmen.“ Reiten war die einzige Beschäftigung, die ihm einige Erleichterung gewährte, und selbst dieß war nur für den Augenblick.

Hr. Finlay und Hr. Millingen wurden eines Abends zu Lord Byron gerufen. „Wir fanden ihn auf dem Sofa liegend; er klagte über ein leichtes Fieber und über Schmerz in den Gelenken. Er war Anfangs heiterer als gewöhnlich: aber plötzlich wurde er nachdenklich, und nachdem er einige Minuten lang schweigend vor sich hingesehen, sagte er, daß er den ganzen Tag an eine Prophezeyung gedacht habe, die von einer berühmten schottischen Wahrsagerin über ihn als Knaben ausgesprochen worden sey. Seine Mutter, die fest an Nekromantie und Astrologie glaubte, hatte dieses Weib kommen lassen, um sie über das zukünftige Schicksal ihres Kindes zu befragen. Nachdem die Wahrsagerin eine Zeitlang seine Handfläche betrachtet hatte, sah sie ihn starr an und sagte: „Hüte Dich vor Deinem sieben und dreißigsten Jahre, mein junger Lord, hüte Dich.“

„Die Wahrheit zu sagen,“ fuhr der Lord fort, „ich finde es gleich schwer, zu wissen, Was man auf der Welt glauben oder nicht glauben soll. Es sind auf der einen Seite eben so viele Gründe da, die mich bestimmen könnten, als Frömmling zu sterben, als auf der andern Seite andere mich bisher bestimmten, als Freigeist zu leben, Sie werden vielleicht meinen Glauben an glückliche und unglückliche Tage lächerlich finden, aber keine Vernunftgründe könnten mich bewegen, Etwas an einem Freitage oder Sonnabend zu unternehmen. Ich bin fest überzeugt, es würde unglücklich ausschlagen. Alle meine Unglücksfälle, und Gott weiß es, ich hatte deren ein gutes Theil, haben mich an einem dieser Tage betroffen. Eben so werden Sie über meinen Glauben an überirdische Wesen lächeln. Ohne Ihnen Männer von großem Genie als Beispiele anzuführen, die ihre Existenz anerkannt haben, will ich hier nur der Gespräche meines Freundes Shelley mit seinem Spiritus familiaris erwähnen. Hatte er mir nicht gesagt, er wisse von seinem Schutzgeist, daß er im Wasser umkommen würde und habe ich nicht bald darauf sein Leichenbegängniß am Gestade des Meeres gefeiert?“

„Am nächsten Morgen wiederholten wir die Aderlässe; denn obgleich die rheumatischen Symptome völlig verschwunden waren, so hatten doch die des Gehirnleidens stündlich zugenommen und da sie den ganzen Tag anhielten, so öffneten wir des Nachmittags ihm zum dritten Mal eine Ader. Kalte Ueberschläge wurden von Anbeginn an fortwährend über den Kopf gemacht, und wir wollten nun Blasenpflaster anwenden. Als wir sie anlegen wollten, fragte mich Lord Byron, ob es dieselben Dienste thun würde, wenn wir sie an einem und demselben Bein anlegten? Da ich die Ursache dieser Frage muthmaßte, so sagte ich ihm, ich würde sie oberhalb der Knie an der inneren Seite der Schenkel anlegen. „Thun Sie Das,“ sagte er, „denn solang ich lebe, werde ich Niemand meinen lahmen Fus sehen lassen.“

„Hier muß ich mir die Bemerkung erlauben, die wohl jeder Arzt schon gemacht haben wird, daß die Furcht vor dem Tode diesen häufig wirklich herbeiführt, und daß Kranke, die überzeugt sind, daß sie sterben müssen, selten sich irren. Die Prophezeyung der Schottischen Wahrsagerin schwebte dem Lord immer vor Augen und gleich einem schleichenden Gift zerstörte sie die moralische Energie, die in gefährlichen Leiden so nützlich wirkt, den Kranken zu erhalten. „Sagte ich Ihnen nicht, wiederholte er oft, daß ich in meinem sieben und dreißigsten sterben müsse!“

„Ich war nicht wenig überrascht, als ich ihn am 15ten mich fragen hörte, ob ich ihm nicht den Gefallen erweisen möchte, in der Stadt eine gewisse alte häßliche Hexe aufzusuchen? Da ich aus dieser Frage einen Scherz machte, wiederholte er Dieß mit einem ernsten Nachdruck: „Untersuchen Sie nicht,“ sagte er, „ob ich abergläubisch bin oder nicht; ich bitte Sie noch einmal, die berühmteste, die hier ist, zu holen, um von ihr untersuchen zu lassen, ob dieser plötzliche Nachlaß meiner Kräfte nicht von dem bösen Blick herrührt. Sie mag dann Mittel ersinnen, den Zauber zu lösen.“ Da ich wußte, wie nothwendig es ist, einem Kranken in unschädlichen Grillen nachzugeben, so hatte ich bald eine gefunden, die seiner Beschreibung vollkommen entsprach. Als ich aber am folgenden Tage sah, daß er der Sache nicht weiter erwähnte, so vermied ich es, sie ihm wieder ins Gedächtniß zu rufen.

„Zwei Gedanken beschäftigten fortwährend seine Seele. Ada und Griechenland waren die Namen, die er stündlich wiederholte. Die gebrochenen Klagen, die er hören ließ, indem er bejammerte, daß er unbekannt und fremd seiner einzigen geliebten Tochter sterbe, und nicht allein fern von ihren Umarmungen, sondern vielleicht auch ein Gegenstand des Hasses, der ihr, wie er glaubte, von der zartesten Jugend an sorgfältig gegen ihn eingeflößt wurde, verriethen, wie tief sein Vatergefühl von diesen traurigen Gedanken verwundet werde. Der Ruhm, in Griechenland und für Griechenland zu sterben, war der einzige Gegenstand, in dem er Erhebung fand und der die Thränen trocknete, die er in Strömen bei Ada's Namen vergoß. Im Todeskampfe — diesem furchtbaren Augenblicke, wo die Seele die Schranken des Lebens durchbrechend im Meere der Ewigkeit schweift — war sein scheidender Blick, sein letztes Lebewohl an Griechenland und Ada gerichtet. Ich war zugegen, als er die erste krampfstillende Arznei nahm und zum letztenmal mit Fletcher sprach, indem er ihm empfahl, seiner Schwester, der Lady Byron und seiner Tochter die Botschaft zu hinterbringen, die er ihm zuvor wiederholt hatte. Seine Gefühle und die Schatten des Todes, die seinen Geist umhüllten, ließen ihn nicht weiter sprechen. „Sie wissen, was Sie Ada zu sagen haben. — Ich habe es Ihnen bereits gesagt — Sie wissen es — nicht wahr?“ Als er Fletcher es bejahen hörte, sagte er: „So ist's gut.“

„Am 15ten wendete er sich zu mir und sagte: „Ihre Anstrengung,

mein Leben zu retten, wird vergeblich seyn. Ich muß sterben. Ich fühle es. Seinen Verlust beklage ich nicht; denn um mein mühseliges Daseyn zu enden, kam ich nach Griechenland. Mein Vermögen, meine Kräfte habe ich seiner Sache geweiht. Um Eines bitte ich Sie. Lassen Sie meinen Leib nicht verstümmeln oder nach England bringen. Hier lassen Sie meine Gebeine modern. Legt mich in den nächsten Winkel ohne Pomp und Unsinn."

Schließlich liefern wir hier noch das lebenathmende Porträt Byron's aus der Feder seines Biographen und Freundes Thomas Moore.

„Das Aeußere Lord Byron's ist schon so oft von Feder und Pinsel dargestellt worden, daß ein neuer Versuch, Dieß zu thun, überflüssig scheinen würde, läge es nicht in der Pflicht des Biographen, auch eine Zeichnung zu entwerfen. Die Schönheit seines Gesichtes darf ausgezeichnet genannt werden, da sie zugleich Regelmäßigkeit der Züge und den mannigfaltigsten und anziehendsten Ausdruck verband. Derselbe leichte Wechsel, der sich in den Bewegungen seiner Seele bemerkbar machte, ließ sich auch in dem raschen Spiel seiner Züge beobachten, durch welche die Gedanken, düster oder hell, wie sie waren, hindurch schienen.

„Seine lichtgrauen Augen waren aller Extreme des Ausdruckes fähig, von der fröhlichsten Heiterkeit bis zur tiefsten Betrübniß, von einem wahrhaften Sonnenschein des Wohlwollens bis zum durchbohrenden Blitz des Spottes und der Wuth. Mit welcher feurigen Beredsamkeit sie letztere Leidenschaft auszudrücken vermochten, davon hatte ich einmal Gelegenheit, eine Probe zu sehen, als ich ihm, freilich unbesonnen genug, erzählte, einer meiner Freunde habe mir gesagt: „Nehmen Sie sich vor Lord Byron in Acht, er wird irgend einmal etwas Heilloses begehen." „War es ein Mann oder ein Weib, der Das sagte?" schrie er, indem er plötzlich mich untreibte mit einem Blick voll so heftigen Zorn's, daß ich ihn, obgleich er nur einen Moment anhielt, nicht so leicht vergessen werde. Man kann sich davon keinen besseren Begriff machen, als mit den Worten, die Jemand von Chatterton's Augen brauchte: „Feuer rollte auf ihrem Grunde."

„Doch vorzüglich Mund und Kinn waren es, in denen die größten Reize und der lebendigste Ausdruck seines schönen Gesichtes lagen. „Man hat viele Abbildungen von ihm (sagt eine schöne Beschreibung seiner Züge), mehr oder minder gelungene, aber die außerordentliche Schönheit seiner Lippen zu treffen, hat weder ein Maler noch ein Bildhauer vermocht. In ihrem unaufhörlichen Spiel malte sich jede Bewegung, sie mochten nun vor Zorn erblassen, oder in Verachtung anschwellen, oder triumphirend lächeln oder sanft von Schelmerei und Liebe sich öffnen."

„Es wäre Ungerechtigkeit gegen den Leser, von demselben Pinsel nicht noch einige Züge seines Porträts zu entlehnen: „Diese ungemeine Leichtigkeit des Ausdruckes war manchmal peinlich — ich sah ihn wirklich vollkommen häßlich aussehen, ich sah ihn mit einem Blick so kalt und hart, daß man ihn hassen mußte und einen Augenblick darauf leuchtender als die Sonne, mit einer solchen muthwilligen Sanftheit, mit so viel Glanz der wärmsten Gutmüthigkeit im Auge, und auf den halbgeöffneten Lippen, die im süßesten Lächeln schwammen, daß man den Menschen, den Lord Byron vergaß, und mit gespannter Aufmerksamkeit, um gleichsam sich genug zu sehen, hinstaunte. So konnte nur der Gott der Dichtkunst, der Gott des Vatikans blicken, wenn er mit den Söhnen und Töchtern der Menschen sprach."

„Sein Kopf war auffallend klein, so zwar, daß er fast im Mißverhältniß mit seinem Gesichte stand. Seine Stirne, obgleich etwas zu schmal, war hoch und schien mehr so durch das Hinaufstreifen des Haares über die Schläfe (was er, wie er sagte, that, um es zu erhalten) während seine glänzenden dunkelbraunen Locken, die sich dicht um sein Haupt rollten, seine Schönheit vollendeten. Denkt man sich hiezu eine Nase, die, obgleich schön, doch etwas dick gebildet war, weiße und wohlgebildete Zähne, und einen farblosen Teint, so kann man sich, insofern dieses durch Worte möglich ist, eine Vorstellung von seinen Gesichtszügen machen.

„Er war, wie er uns selbst sagte, fünf Fuß, acht und einen halben Zoll groß; der Länge seiner Glieder verdankte er seine große Fertigkeit im Schwimmen. Seine Hände waren sehr weiß und — nach seiner eigenen Bemerkung über Hände, in wie fern sie die Herkunft zu bezeichnen im Stande seyen — aristokratisch klein. Die Lahmheit seines rechten Fußes benahm ihm zwar an Grazie, aber hinderte nicht die Lebendigkeit seiner Bewegungen, so daß man, da der Fuß auch noch geschickt unter weiten Pumphosen verborgen war, kaum diesen Fehler bemerkte, und noch weniger darin eine entstellende Mißbildung fand."

Vermischte Nachrichten.

Der „Atlas" berichtet: „Ein gewisser Debues wurde vor einigen Tagen wegen Drohungen gegen das Leben seines Weibes vor Gericht gezogen. Frau Debues, ein sehr hübsches junges Weib, ließ durch ihren Anwalt vorbringen, seit einigen Monaten schon lebe sie in Todesfurcht vor ihrem Gemahl, und obgleich er seinen Zorn bis jetzt zurückgehalten habe, so sey sie doch gewiß überzeugt, daß er seine Drohung, sie umzubringen, noch ausführen werde. Er pflegte ein großes Schüreisen neben sein Bett zu stellen, um es besser bei der Hand zu haben, wenn er ihr damit den Kopf salben wollte. Am vergangenen Dienstag hatten die beiden Eheleute einen kleinen Wortwechsel, worauf der Mann aus dem Bett sprang, sein Schüreisen ergriff und unter fürchterlichen Flüchen schwur, er wolle sie in die andere Welt schicken. Es scheint, daß er zu dieser neuen Art, seine Frau in die andere Welt zu schicken, durch einen entsetzlichen aber unerwiesenen Verdacht ihrer Untreue herausgefordert worden sey. Die Gerichtsbehörde gab auf angehörte Vertheidigung den Bescheid, daß Beklagter sich keiner so ungesetzlichen Waffe wie ein Schüreisen zu bedienen habe; wenn sein Weib eine Züchtigung verdiene, so dürfe er sich hiezu nur eines ordentlichen Stockes bedienen. Sein Weib hatte geschworen, daß sie vor ihm in Lebensgefahr schwebe, und da er selbst eingestand, so mußte die Behörde ihm Bürgschaft auferlegen. Dieß ist für alle gekränkte Ehemänner von großer Bedeutung. Es versteht sich von selbst, daß es ein Landesgesetz der Art geben müsse, da es von denen ausgesprochen wurde, die beauftragt sind, über die Anwendung der Gesetze zu wachen, und also wissen müssen, auf welche Art ein Mann sein Weib gesetzlich prügeln kann. Beleidigte Ehemänner werden also in Zukunft ihre Weiber mit einem ordentlichen Stock bearbeiten können; was unserer Meinung nach gleichbedeutend mit einem ansehnlichen Spazierstock ist. Zu dieser Auslegung berechtigt uns offenbar das Wort „ordentlich." Die Sache ist von höchster Wichtigkeit für alle ordentlichen Haushaltungen."

Folgende Anekdote, die im West-End erzählt wird, giebt der Star, ohne sie verbürgen zu wollen: „Hr. O'Connell hatte eines Tages kurz vor seiner Verhaftung mit dem Marquis von Anglesea zu Dublin eine Unterredung, worin er sich äußerte, obgleich heftige Aufregung und Rücksichten für sein Vaterland ihn dahin bringen könnten, über Se. Herrlichkeit als Vicekönig von Ireland eine etwas heftige Sprache zu führen, so habe er doch persönlich nichts gegen ihn. Hierauf erwiederte ihm der Marquis, er ersuche Hrn. O'Connell in Zukunft in seinen politischen Erörterungen etwas mehr Mäßigung und Besonnenheit zu beobachten; „denn, setzte er hinzu: Hr. O'Connel, Sie könnten einmal sich zu sehr vergessen und wenn Sie auf diese Warnung noch immer so ungestüm fortfahren, so könnte es wohl sich ereignen, daß Sie gehenkt würden; doch glauben Sie nicht, daß ich dabei etwas persönlich gegen Sie habe." — Bekanntlich ist seitdem O'Connel mit seinen Freunden Steele, Lawleß, Barrett und Reynolds verhaftet, aber auf Bürgschaft wieder auf freien Fuß gesetzt worden.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Der Gerichtshof von Lille hat entschieden, daß der Name Jesuit eine Injurie ist; der Gerichtshof von Marseille berathet sich eben, ob der Titel Karlist nicht ehrenrührig sey?

* * *

Die St. Simonisten haben sich zur Bekehrung der Heiden in Afrika erboten. Es ist die Bestimmung der St. Simonisten, in der Wüste zu predigen.

* * *

Die Irländer sind sehr einig gegen die Einigung mit England. Man kann eine Revolution nicht besser anfangen, als aus Haß gegen die Einigkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 38. 7 Februar 1831.

Sibirien.

1. Allgemeine Ansicht des Landes und seiner Bewohner.

Ein Land, welches sich über 25 Breitengrade erstreckt, und das russische Reich bis an die Grenzen von China, Japan und Amerika ausdehnt — durchschnitten nach allen Richtungen von Urgebirgsketten, die durch fruchtbare Ebenen oder öde Wüsteneien getrennt sind — bewässert durch zahllose Flüsse, die eine fast ununterbrochene Kommunikation herstellen — bewohnt von einer Menge von Stämmen und Völkerschaften, die in Sprache, Sitten und Grad der Bildung völlig von einander abweichen — ist Sibirien eine Welt für sich, wo menschlichem Forschungsgeist ein unermeßlicher Spielraum sich darbietet. Man findet hier so zu sagen die Natur in ihrer Nacktheit und ohne den geheimnißvollen Schleier, der in civilisirteren Ländern ihre Verwandlungen umhüllt. Im Norden Sibiriens ist der Boden, eine Mischung von Erde und Eis, stets gefroren; seit jener fernen Epoche, wo durch eine Revolution unsers Planeten die Polargegenden mit Einem Male in eine Region der Erstarrung und des Todes umgestaltet wurden, hat er keine Veränderung erlitten und unversehrt bewahrt er in seinem Schoß noch die Reste von Thieren unbekannter und untergegangener Geschlechter. Unwillkürlich fragt man sich, war Sibirien von jeher, seit dem Augenblick seiner Schöpfung, dieses entseelte Land? Von der Natur, die aller Orten so gewaltig schafft, zeigt sich hier kaum eine Spur von Einwirkung auf die Oberfläche des Bodens; vielmehr scheint sie zu ewigem Schlaf bestimmt. Hat die Kraft des Feuers durch eine plötzliche Veränderung der Oberfläche der Erde die Erzeugung der Steinkohlen, die Verwandlung unterirdischer Wälder in ein harziges Holz und ähnliche Erscheinungen hervorgerufen, so hat die Kälte in Sibirien nicht minder plötzlich gewirkt. Unglücklicher Weise ist es noch keinem Gelehrten beigekommen, die Auflösung dieses Problems zu versuchen. Man kennt nicht einmal die Tiefe, bis zu welcher die Erde gefroren ist; kaum weiß man, wie weit sie aufgefriert; in Irkutsk bis auf eine Arschine. Verhältnißmäßig genauere Kunde hat man von der gemäßigten Zone Sibiriens, wiewohl die Akademiker, welche sie bereisten, selten von den besuchten Straßen abgingen, und nur einen flüchtigen Blick auf die sibirische Natur warfen, so daß sie wohl nicht den tausendsten Theil des Sehenswerthen beachten konnten. Wenn sie nun schon auf solchen Flugpartien die Naturgeschichte, namentlich die Botanik, so manchfach zu bereichern vermochten, so kann man sich daraus eine Vorstellung von den Schätzen machen, welche Sibirien annoch in sich schließen muß. Viele von diesen Reisenden waren Fremde, denen die Provinzen des innern Rußlands etwas ganz Neues waren, und die nicht ohne Grauen diese sibirische Wildniß betraten; Land und Volk gefielen ihnen nicht und natürlich hielten sie sich von Allem entfernt, wohin zu gelangen es einige Mühe mehr gekostet hätte. Ihre Reisen gefielen aber den Einwohnern auch nicht, da sie für dieselben nichts anders als lästig seyn mußten; wie denn der einzige Gmelin zu Wasser sechs Fahrzeuge und zu Land gegen hundert Pferde brauchte. Aus ähnlichen Ursachen hat sich auch das Studium der Berge auf Nachforschungen nach Minen, folglich auf den Ural, den Nertschinsk und den Kolywan beschränkt. Die Minenbeamten haben kaum Zeit sich in ihren Distrikten näher umzusehen; und um Mehr zu leisten, muß man nicht nur Muße und Mittel, sondern auch den leidenschaftlichen Eifer für die Wissenschaft haben. Bis jetzt fehlt es sogar noch an einer vollständigen Beschreibung aller bekannten Mineralien Sibiriens; bis diese erscheint, sind auch die geschicktesten Mineralogen nicht sicher alte Irrthümer wieder aufzunehmen und in neue zu gerathen. Noch manches Jahrzehent mag aber vergehen, ehe man ein umfassendes geognostisches Gemälde Sibiriens erhält. Die Regierung hatte dem Mineralogen Mohr einen auf eine solche Arbeit hinzielenden Auftrag ertheilt, wahrscheinlich aber der großen Kosten wegen, welche das Unternehmen veranlaßte, ihm und seinen Gehülfen später eine andere Bestimmung angewiesen. Vorläufig also wenn fernere Entdeckungen gemacht werden sollen, so muß Dieß durch einen glücklichen Zufall geschehen, der etwa einem Einwohner einen mineralischen Schatz in die Hände liefert. Daß die Karten von Sibirien eben so wenig genau seyn können, begreift sich. Bei der unermeßlichen Ausdehnung eines Landes, das so viele unwegsame Gegenden in sich schließt und so wenig Hülfsmittel gewährt, läßt sich auf sehr pünktliche Aufnahmen nicht zählen. Die Angaben der Feldmesser und der Geographen stimmen in Bezug auf die Breite und Länge der bekanntesten Orte nicht überein; die Bestimmung des Laufs der Flüsse, der Richtung der Berggeäten ꝛc. beruht mehr auf Hypothesen und Annäherungsrechnungen als auf festen Thatsachen; die Geographie des nördlichen Sibiriens zumal wurde gänzlich dem Belieben der Feldmesser anheim gestellt, die man hinschickte und die Treue der Karten, die man davon besitzt, läßt sich nur deßhalb nicht

anfechten, weil noch Niemand sie einer gründlichen Kritik unterworfen hat.

Die mancherlei sibirischen Völkerschaften mit ihren seltsamen Trachten und eben so seltsamen Gewohnheiten kennt man dieß aus den oberflächlichen Beobachtungen einiger Reisenden, die, ohne alle Kunde ihrer Sprachen, nur zu geneigt waren, sie als Wilde zu betrachten; allein weder die wandernden Hirten noch die wandernden Jäger verdienen diesen Namen. Von den Nomaden legt sich derjenige Theil, welcher die Zone bewohnt, wo Getraide wächst, neben Viehzucht auf Jagd und Ackerbau. Nomaden heißt man sie nur, weil sie, im Besitz ausgedehnterer Ländereien als die Russen, ihre Wohnsitze wechseln, um ihre zahlreichen Heerden bequemer zu ernähren. In der Civilisation stehen sie den Russen nach aus zwei Gründen: einmal und hauptsächlich, weil sie, von erblichen Aeltesten oder Häuptlingen abhängig, den Vortheil einer Gemeindeverwaltung entbehren, und dann, weil sie nicht Russisch können, und somit an den Fortschritten der Aufklärung, denen diese Sprache zum Organ dient, keinen Theil nehmen. Einfacher als die sibirischen Russen sind sie auch besser als sie; die nicht-ansässigen Jägerstämme befinden sich noch auf derselben Stufe der Kultur wie bei der Eroberung; aber sie sind der Regierung unterworfen, unter sich friedlich und zu ihrem großen Schaden nur zu gastlich. In ihrer ursprünglichen Lebenseinfalt ist ihnen außer dem Nothdürftigen jedes Bedürfniß fremd und da ihnen die Natur somit Alles reichlich zugemessen hat, so fühlen sie sich in ihrer Lage glücklich. Die seit der Reise von Pallas verstrichenen fünfzig Jahre konnten in den Sitten der Russen und der Nomaden Sibiriens Viel ändern; an jenen Wandervölkern Nichts.

(Schluß folgt.)

Thomas Munro.

(Fortsetzung.)

Noch waren die Geschäfte der Kommission nicht beendigt, als der Mahrattenkrieg ausbrach, Lord Hastings ernannte den Oberst Munro zum Brigadegeneral und Befehlshaber. Indeß bestand die ganze Truppenmacht, deren Befehl man ihm übertragen hatte, in fünf Infanterie-Kompagnien und zwei Feldstücken. Anstatt jedoch sich auf Vertheidigung zu beschränken, faßte General Munro den kühnen Entschluß, mit seinen fünf Kompagnien Sipoy's den Feldzug in Feindes Land zu eröffnen und so das Gebiet der Kompagnie von den Uebeln des Krieges zu befreien. Da er bei der Regierung zu Madras vergeblich um Unterstützung angehalten hatte, und einsah, daß reguläre Truppen nicht zu haben seyen, so setzte er das ihm eigenthümliche mächtige Talent, den guten Willen und die Dienste der Eingebornen für sich zu gewinnen, in Bewegung. Durch wohlberechnete Proklamationen verbot er den Einwohnern der von dem Mahratten-Peischwa durch den Vertrag von Punah abgetretenen Provinzen, an ihren alten Herrn die herkömmlichen Abgaben zu entrichten — ein Befehl, dem sie zu gehorchen gar nicht abgeneigt waren — und indem er das Landvolk bewaffnete, und hiedurch in den Stand setzte, ihre befestigten Dörfer gegen Plünderung zu vertheidigen, behielt er seine kleine Mannschaft unvermindert zu offensiven Bewegungen beisammen. Späterhin wurde er noch durch einige Mannschaft unterstützt, wodurch er den Krieg ernstlich eröffnen konnte. Nach der Einnahme von Balgan, einer wichtigen Festung, stieß der Brigadier Pritzler mit dem Hauptcorps der Reserve zu ihm. Da er sich hiedurch an der Spitze einer bedeutenderen Macht sah, so beschloß er seinen Operationen eine größere Ausdehnung zu geben. Er marschirte nordwärts und belagerte Scholapur. Diese Stadt, obgleich gedeckt durch ein Feldlager, das gegen 10,000 Mann Kavallerie einschloß, wurde bald zur Uebergabe gezwungen, und des Peischwa's Truppen völlig geschlagen und zerstreut. Mit dem Fall von Scholapur konnte Munro's glänzender Feldzug als beendigt angesehen werden.

Kaum war endlich der Friede wieder hergestellt, als General Munro, dessen Gesundheit, unter mehr als menschenmöglichen Anstrengungen, ungemein gelitten hatte, nach England zurückzukehren beschloß. Im Januar 1819 schiffte er sich dahin mit seiner Gemahlin ein. Hier erwartete die dankbare Anerkennung so zu sagen seine Landung, um ihm für seine vierzigjährigen Anstrengungen im Dienste des öffentlichen Wohles den verdienten Lohn zu reichen. Er erhielt einige Wochen nach seiner Ankunft seine Ernennung zum Gouverneur von Madras, als Nachfolger des Hrn. Hugo Elliot, zugleich den Rang eines Generalmajors und das Kommandeur-Ritterkreuz des Bathordens. Canning sprach die öffentliche Dankbarkeit auf die ehrenvollste Weise für Munro in den Worten aus:

„Wir verwirren uns selbst in diesem Theile der Welt durch unsere Meinungen, aus welchen Quellen die Macht entspringe. Einige behaupten, daß sie durch die Völker selbst entstehe, während Andere entgegengesetzte Ansichten hegen; Alle aber stimmen darin mit einander überein, daß sie nur für das Volk ausgeübt werden sollte. Wenn irgend eine Bestimmung getroffen wurde, der diese Ansicht als Motiv zu Grunde lag, so ist es die Wahl, die wir hier feiern, und ich trage keinen Zweifel, daß der verdienstvolle Offizier, dem die Statthalterschaft von Madras übertragen wurde, in der Erfüllung seiner Pflicht jederzeit jene Maßregeln im Auge behalten wird, die am Besten dazu dienen, das Glück von zwölf Millionen Menschen zu fördern."

Im December 1819, kaum sechs Monate nach seiner Rückkehr, schiffte sich Munro mit seiner Gemahlin wieder nach Indien ein; ihr Kind ließen sie im Schoß der Familie seiner Mutter zurück. Der Anfang zu Hrn. Gleig's Werk *) liefert zahlreiche Belege für die Weisheit, mit welcher Munro seine wichtige Sendung erfüllte, wie für die Mäßigung, die alle seine Maßregeln in einer Stellung leitete, zu der er sich einzig durch seine Verdienste emporgeschwungen hatte. Sein gewohntes Wohlwollen für die Eingebornen beurkundete er vorzüglich durch die Errichtung von Lehranstalten zu ihrer Bildung und durch die Fürsorge, die er in Bezug auf diejenigen nahm, welche im öffentlichen Dienste alt und gebrechlich geworden waren. Seine Meinung über die Freiheit der Presse, die man damals Indien zu schenken gedachte, ist in Bezug auf die Lage Indiens unter der britischen Herrschaft zu merkwürdig, als daß wir sie hier nicht wiedergeben sollten:

*) The Life of Major General Sir Thomas Munro, late Governor of Madras, with Extracts from his correspondence and Private Papers. By the Rev. C. R. Gleig London 1830. 2 vols. 8, aus welchem wir vorstehende Mittheilungen entnommen haben.

„Die Freiheit der Presse und eine fremde Herrschaft sind zwei Dinge, die durchaus unverträglich sind und nicht lange neben einander bestehen können. Denn was ist die erste Pflicht einer freien Presse? Antwort: Das Vaterland von einem fremden Joche zu befreien und dieser einen großen Aufgabe Alles und Jedes zu opfern..... Wenn wir bloß zu Gunsten einiger europäischen Zeitungsschreiber die Zügellosigkeit der Presse unter den Eingebornen die Achtung vor dem Charakter und dem Ansehen der Europäer untergraben lassen wollen, so werden wir bald den Samen des Mißvergnügens unter den eingebornen Truppen ausgestreut haben und nicht mehr gegen Empörungen gesichert seyn. Wir würden einen Versuch anstellen, der in der Welt noch nicht erhöret worden ist: wir würden nämlich eine Fremdenherrschaft durch die Waffen der Eingebornen aufrecht erhalten und dieses Heer durch eine freie Presse zugleich belehren wollen, daß es seine erste Pflicht ist, uns zu verjagen und ihr Vaterland zu befreien. In so fern sie bloß die Europäer, ob in oder außer dem Dienste, beträfe, würde die Freiheit oder Beschränkung der Presse wenig Nutzen oder Schaden stiften. Bloß in Bezug auf die Eingebornen würde die Presse mit Furcht betrachtet werden müssen und zwar würde ihre furchtbare Wirkung erst dann gefühlt werden, wenn es ihr gelänge, die Armee der Eingebornen aufzuregen."

Die Zeit des Friedens benützte Munro theils die innere Ruhe auf die Zukunft hinaus zu befestigen, theils die Einkünfte von Madras zu vermehren. Den Empörungen der kleinen Häuptlinge, die oft durch die Uebereilungen und Mißgriffe der Civil- und Militär-Beamten herbeigeführt wurden, machte er durch das Verbot ein Ende, daß die Lokalbehörden ohne eingeholte Genehmigung der Präsidentschaft nicht mehr zu äußersten Maßregeln greifen sollten. Indem er überhaupt den Eingebornen mehr Zutrauen schenkte, gewann er auch das ihrige. Die Erhöhung der Einkünfte suchte er weislich durch Erleichterung der Ansiedelungen zu bewerkstelligen. Seine Ansichten hierüber drückt er in Folgendem aus: „Ich wünsche, daß die Benützung von Grund und Boden als die Basis unsres Einkünfte-Systems betrachtet, der Besitz der Ländereien, wie wir sie finden, ob in kleinen Abtheilungen oder in großen Massen, erhalten werde, daß das Volk durch Regulirungen nicht gedrückt, weder das Große zertrümmert noch das Kleine konsolidirt, und die Niederlassungen, wo sie zu kostspielig sind, erleichtert werden — das Uebrige wollen wir der Vorsehung und der Industrie überlassen."

Einer seiner Lieblings-Maximen zu Folge, daß „der leitende Einfluß eines Gouverneurs in jedem Winkel der Provinz gespüret werden müsse —" machte Munro häufige und mühsame Reisen in die entferntesten Distrikte. „Es macht mir Vergnügen," schreibt er auf einer solchen Wanderung an seine Gemahlin, „unter den Einwohnern einer großen Anzahl meiner alten Bekannten zu begegnen, und sie selbst sind, wie ich hoffe nicht minder erfreut, mich wieder zu sehen." Zu Madras selbst gab er wöchentlich einigemal Gelegenheit, ihre Anliegen ihm mündlich vorzutragen, indem er zur bestimmten Zeit immer einen und denselben Spaziergang machte und mit Jedem sich freundlich unterhielt, der ihm begegnete.

(Schluß folgt.)

Beschwerden der polnischen Nation über Verfassungsverletzungen.

(Schluß.)

Der 26ste Artikel der Konstitution versichert jedem Bürger den ungestörten Besitz seines Eigenthums, und Wer denselben verletzt, wird ein Feind der öffentlichen Sicherheit genannt. Aber haben wir nicht gesehen, wie Bürger, gleich ehrwürdig durch ihr Alter und ihre Verdienste, Väter zahlreicher Familien, Hauseigenthümer und Fabrikbesitzer vor den Karren gespannt wurden, weil sie es gewagt, gegen die Regierung einen Civilprozeß anhängig zu machen? Hat man ihnen nicht ganze Schwadronen Kavallerie in das Haus gelegt, und sie gezwungen, diese Truppen zur Strafe zu beherbergen und zu beköstigen? Wahrlich, wer Zeuge dieser Thaten war, konnte sich in die Zeiten eines Nero und Caligula zurückversetzt glauben.

Der 39ste Artikel der Konstitution, verglichen mit den Artikeln 91 und 93, bestimmt, daß der König über die Staatseinkünfte nur nach Maßgabe des auf dem Reichstage angenommenen Budgets zu verfügen habe, und daß jedes Budget nach Verlauf von vier Jahren aufhören solle.*) Aber während der ganzen fünfzehn Jahre unserer erneuten Existenz haben wir nie ein konstitutionelles Budget gehabt. Es war dem Volke nicht erlaubt, seine Einnahmen und Ausgaben einzusehen; der König bestimmte die Ausgaben nach den Vorschlägen seines Ministers; und obwohl man die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Minister des Schatzes über die Verwendung der öffentlichen Gelder wachte, nicht anders als anerkennen kann, so war es ihm doch, da er ohne Mitwirkung der Kammern handelte, nicht möglich zu verhindern, daß nicht ein Theil dieser Gelder den Schmeichlern, Heuchlern und Spionen zur Beute geworden wäre, die den Oberbefehlshaber umlagerten. Sah man nicht in dem Ministerial-Budget besondere Rubriken von Gratifikationen für Menschen, welche in den Augen der Nation ihre Ehre und ihren guten Namen verwirkt hatten? Niedrige Knechte, welche umsonst die Füße des Monarchen geleckt, um ein Geschenk zur Beförderung ihrer Ausschweifungen und ihrer Verschwendung zu erbetteln, erfanden ein Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen, indem sie Darleihen aus dem öffentlichen Schatze zogen, die ihnen auf ewige Zeiten gemacht wurden. Der Monarch ließ sich verleiten, diese Veruntreuung zu billigen, weil er den Rath ehrenhafter und unabhängiger Bürger verachtete.

Der 47ste und 82ste Artikel der Konstitution bestätigt die Verantwortlichkeit der Minister und höheren Beamten für die von ihnen unterschriebenen Befehle, welche der Konstitution und den Gesetzen zuwider liefen.**) Wann wäre dieses Recht in Anwendung gekommen? Die Minister sprachen der Verantwortlichkeit, welche die Konstitution ihnen auferlegte, Hohn, indem sie Befehle unterschrieben, deren Ausfertigung sie der strengsten Strafe würdig gemacht hätte; als gefällige Werkzeuge des Despotismus vertrauten sie ihm auch, daß er sie gegen die Rache der Nation schützen werde

*) Art. XXXIX. Le roi dispose des revenus de l'état conformément au budget qui en sera formé, et par lui approuvé.

Art. XCI. La diète délibère, d'après les communications du souverain, sur l'augmentation ou la réduction des impôts, contributions, taxes et charges publiques quelconques, sur les changemens qu'ils peuvent exiger, sur le meilleur et le plus juste mode de répartition, sur *la formation du budget en recettes et en dépenses*, sur le réglement du systeme monétaire, sur la levée des recrues, ainsi que sur tous les autres objets qui lui seront renvoyés par le souverain.

Art. XCIII. Dans le cas où la diète ne vôte pas un nouveau budget, l'ancien budget conserve force de loi jusqu'à la prochaine session. Néanmoins le budget cesse au bout de quatre années, si la diète n'est pas convoquée pendant cet intervalle.

**) Art. XLVII. Tous les ordres et décrets du roi seront contresignés par un ministre, chef de département, qui sera responsable pour tout ce que ces ordres et decrets pourraient renfermer de contraire à la constitution et aux lois.

Art. LXXXII. Les ministres, chefs de départemens, et les membres des commissions du gouvernement répondent et sont justiciables de la haute cour nationale pour chaque infraction dont ils se seraient rendus coupables, de l'acte constitutionnel, des lois et des décrets du roi.

Der 89ste Artikel der Konstitution schreibt vor, daß kein Mitglied des Reichstages während der Dauer desselben verhaftet oder einer Kriminal-Untersuchung unterworfen werden solle, es sey denn mit Genehmigung der Kammer, welcher es angehöre. *) Diese Bestimmung ist die heiligste Garantie für die Unabhängigkeit der Berathungen. Denn was wäre bequemer für den Despotismus, als Repräsentanten, welche ihm unangenehm wären, in Anklagezustand zu versetzen und unter irgend einem Vorwande ihnen die Möglichkeit zu entziehen, an den Berathungen Theil zu nehmen! Aber die Zeit war gekommen, wo wir Alles über uns ergehen lassen sollten. Als im Jahre 1825 der Landbote Vincenz Niemocewski auf dem Reichstage erschien, verhaftete der Großfürst ihn, mit komischem Eifer, in eigener Person. Es war nicht genug, daß er ihn den Gensdarmen übergab, er ließ ihn auf die Güter eines seiner Getreuen führen und dort fünf Jahre lang, ohne ihn vor Gericht zu stellen, als Gefangenen unter polizeilicher Aufsicht halten. Umsonst erhob ganz Europa seine Stimme gegen diesen unerhörten Mißbrauch der Gewalt; umsonst trugen die Stände des Reiches ihre Bitten und Vorstellungen zu den Stufen des Thrones; zwei Regierungen sind nacheinander in Rußland gefolgt, ohne daß das Schicksal Niemocewski's die geringste Erleichterung erfahren hätte. Aber in den Augen des Despotismus war Niemocewski freilich ein Verbrecher, weil er ein Bürger von Talent und Energie war.

Der 87ste Artikel der Konstitution bestimmt, daß der Reichstag alle zwei Jahre zu Warschau gehalten werden solle. **) Polen hat nach dem Jahre 1820 fünf Jahre auf die Berufung eines Reichstages gewartet; aber Dieß war die Zeit, wo die konstitutionellen Formen dem Kaiser Alexander Langweile zu machen anfingen, in welcher er die Freiheiten zu bereuen anfing, die er Polen gegeben hatte. Bestochen durch die metternich'sche Politik, unterwarf sein Geist sich dem Despotismus. Die Konstitution gab ihm die Macht, den Reichstag zu prorogiren oder aufzulösen; aber Dieß waren zu konstitutionelle Formen; es schien bequemer, ihn gar nicht zu berufen, statt ihn zu berufen, und dann erst zu prorogiren oder aufzulösen. Daß Polen je seine Stimme erheben und Rache verlangen werde für die Verletzung seiner Rechte, setzte man nicht voraus.

Der 95ste Artikel der Konstitution bestimmt, daß die beiden Kammern ihre Berathungen öffentlich halten sollen. ***) Diese Verfügung, so unwichtig sie dem Unerfahrenen auf den ersten Blick erscheinen mag, ist in ihren Folgen von der außerordentlichsten Bedeutung. Sie lehrt die Nation die konstitutionelle Ordnung kennen; sie stellt die Stimme jedes Repräsentanten vor das Gericht der öffentlichen Meinung; sie ist das einzige Mittel, wodurch die Nation in Erfahrung bringen kann, wie weit ihre Repräsentanten die ihnen vertraute Vollmacht erfüllen. Aber gerade Dieß war es, was dem retrograden Systeme nicht behagen wollte. Kaiser Alexander, der die Konstitution für sich und seine Nachfolger angenommen und beschworen, gab zehn Jahre nach ihrer Annahme den Zusatzartikel, welcher die Oeffentlichkeit der Berathungen des Reichstages aufhob, und stürzte dadurch selbst eine der unentbehrlichsten Stützen der konstitutionellen Ordnung, welche er geschaffen hatte. Diese Gewaltthat geschah auf den Rath des wüthenden Feindes von Polen, des Kommissärs Nowosilzoff, welcher eine Zeit von mehr als zehn Jahren, die er sich in unserer Hauptstadt aufhielt, der würdige Nachfolger eines Repnin war. Als die Ursache dieses willkürlichen Schrittes gab man an, daß die Regierung durch denselben die Nothwendigkeit vermeiden wolle, Einfluß auf die Wahlen der Repräsentanten zu üben. Die Unhaltbarkeit und die Immoralität dieses Grundes bei Seite gesetzt, da die Regierung eben keinen Einfluß auf die Wahlen üben soll, so enthielt jene Behauptung überdieß die gröbste Unwahrheit; denn die Mißbräuche, die in dieser Beziehung herrschten, waren ärger als Alles, was man in Frankreich zur Zeit der Verwaltung Villele's sehen konnte. Die Distriktskommissäre, welche die Wahl von liberalgesinnten Männern nicht zu verhindern wußten, wurden ihrer Stellen entsetzt. Gegen Männer, an deren ehrenhaftem Charakter und an deren Talenten alle Intriten der Regierung scheiterten, suchte man längst veraltete Prozesse hervor, um wider sie eine Kriminalklage anhängig zu machen und sie dadurch vom Landtage zu entfernen. Ja, es sind Beispiele bekannt, daß man ehrlose Buben veranlaßte, sich zu bemühen, eine Verbal- oder Real-Injurie von ihnen zu erhalten, bloß um einen Vorwand zu haben, eine Klage wider sie zu begründen und auf diese Weise das erwünschte Ziel zu erreichen.

Die Artikel 110 und 111 der Konstitution verfügen, daß der König zu Senatoren nur solche Männer wählen solle, die ihm von dem Senate vorgeschlagen würden, und überdieß nur solche, die jährlich zweitausend polnische Gulden an Steuern zahlten. *) Die persönliche Unabhängigkeit durch den Besitz eines ansehnlichen Vermögens ist die gerechteste Bedingung für den Anspruch eines Sitzes in der Kammer, welche das Gleichgewicht zwischen dem König und der Nation erhalten und mit ihrer Würde sich zwischen diese und jenen stellen soll. Bis zum Jahre 1829 war dieses Blatt unserer armen in Stücke zerrissenen Konstitution das einzige unberührt gebliebene. Nachdem alle Gewaltthaten, Mißhandlungen und Verhöhnungen, die wir erfahren sollten, erschöpft waren, wurde auch die gesetzliche Qualifikation zu dem Eintritte in den Senat für unnöthig geachtet; die Würde der Senatoren verwandelte sich in einen leeren Titel, den man etwa jenem der Kammerherren vergleichen könnte; statt auf die Vorschläge des Senates zu Kandidaten für die erledigten Stellen zu warten, erhob der Monarch zu denselben aus eigener Machtvollkommenheit eine Anzahl von Beamten, deren Vermögen in ihrem monatlichen Gehalt bestand. Obgleich man einigen dieser Individuen wahres Verdienst nicht absprechen kann, so muß man doch zittern, wenn man daran denkt, was aus dem Senate geworden wäre, wenn im Verlauf der Zeit seine Sitze nur dankbaren Dienern des Fürsten zu Theil wurden.

Die Artikel 135 und 137 bestimmen, daß in jeder Wojewodschaft ein Wojewodschaftsrath seyn solle, der die Mitglieder der Tribunale der beiden ersten Instanzen zu ernennen, eine Liste der Kandidaten zu den Beamtenstellen zu bilden und die besonderen Interessen der Wojewodschaft wahrzunehmen habe. **) Der Wojewodschaftsrath ist nach dieser Bestimmung eine unentbehrliche konstitutionelle Magistratur — ein Glied in der Administrationshierarchie, dessen Entfernung das ganze konstitutionelle Staatsgebäude stürzen würde. Wer hätte es für möglich gehalten, daß die Willkür diese wohlthätige Institution antasten würde? Dennoch fand Dieß Statt; denn es gab bei uns keine Freiheit, kein Recht der Nation, welche der Monarch uns nicht beneidet hätte. Die Wojewodschaft Kalisz war seit mehreren Jahren ihres Wojewodschaftsrathes, also ihrer konstitutionellen Ordnung, beraubt; warum? weil die Repräsentanten dieser Wojewodschaft zum großen Theile die Opposition auf dem Reichstage bildeten. Eine Opposition, welche alle konstitutionellen Regierungen freilich als unentbehrlich betrachten, konnte in dem Kopfe eines Selbstherrschers von Rußland keine Stelle finden; einen andern Willen zu haben als den seinigen, galt ihm als ein unverzeihliches Verbrechen. Ungehorsame Kinder empfingen die Strafe, welche der unerbittliche Lehrer in seiner Weisheit ihnen zuerkannte. Die Schuld einiger Personen, die zwar in der That nicht den Schatten eines Unrechts begangen hatten, mußte die ganze Provinz durch den Verlust ihrer theuersten Freiheiten büßen.

*) Art. LXXXIX. Un membre de la diète ne peut, pendant sa durée, être arrêté, ni jugé par un tribunal criminel, que de l'aveu de la chambre à laquelle il appartient.

**) Art. LXXXVII. La diète ordinaire se réunit tous les deux ans à Varsovie, à l'époque déterminée par l'acte de convocation émané du roi. La session dure trente jours. Le roi peut seul la proroger, l'ajourner et la dissoudre.

***) Art. XCV. Les deux chambres délibèrent publiquement. Elles peuvent néanmoins se constituer en comité particulier sur la demande d'un dixième des membres présens.

*) Art. CX. Le roi nomme les sénateurs; leurs fonctions sont à vie. Le sénat présente au roi, par l'entremise du lieutenant, deux candidats pour chaque place vacante de sénateur, palatin ou castellan.

Art. CXI. Pour pouvoir être élu candidat à la place de sénateur, palatin ou castellan, il faut avoir l'âge de trente-cinq ans révolus, payer une contribution annuelle de deux mille florins de Pologne, et réunir les conditions requises par les lois organiques.

**) Art. CXXXV. Dans chaque palatinat, il y aura un conseil de palatinat, composé de conseillers choisis par les diétines et les assemblées communales.

Art. CXXXVII. Les attributions principales du conseil de palatinat seront:

1. De choisir les juges pour les deux premières instances;
2. De concourir à former et à épurer la liste des candidats pour les emplois d'administration;
3. De soigner l'intérêt du palatinat.

Le tout conformément aux dispositions d'un règlement séparé.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 39.

8 Februar 1831.

Polen seit dem Jahre 1815.

(Fortsetzung.)

Es war in Warschau ein Oppositionsblatt entstanden, das Bruno Kicinski und Theodor Morawski redigirte. Nach neunmonatlicher Dauer erregte seine liberale Tendenz die Besorgniß der Regierung, und am 31 Julius 1819 wurden die Journale der Censur unterworfen. Hierdurch gezwungen ihr Tagblatt aufzugeben, unternahmen die Verfasser die Herausgabe einer halbperiodischen Schrift, die unter dem Titel „Neue Chronik" in hundert Lieferungen erscheinen sollte. Der Beifall, welchen die Chronik fand, war unermeßlich; mehr als 7000 Exemplare wurden in wenigen Tagen verkauft; aber die edle freimüthige Sprache dieses Werkes erschreckte die Gewalt; eine neue Ordonnanz dehnte die Censur über alle Druckschriften ohne Unterschied aus. Aber keine Verfolgung konnte die patriotische Ausdauer Morawski's und seines Freundes ermüden. Sie täuschten durch sinnreiche Anspielungen die sorgfältigste Aufsicht, und täglich mit dem Verluste ihres Vermögens und ihrer Freiheit bedroht, setzten sie ihr Journal unter dem Titel des „weißen Adlers" bis zum Ende des Jahres 1820 fort, wo die Censur sie gewaltsam zum Rücktritte zwang. Seitdem besaß Polen, ungeachtet einiger vereinzelten Versuche, kein Oppositionsblatt mehr; und wie wäre Dieß auch unter dem Despotismus möglich gewesen, der plötzlich an die Stelle einer gesetzlichen Verwaltung trat? Schon hatte die willkürliche Verhaftung zweier Beamten und ihre Deportation ohne vorausgegangenes Urtheil die Eingriffe bezeichnet, welche sich von jetzt an die Militärpolizei in das Gebiet der Gerechtigkeit erlauben sollte. Bald sah man Specialtribunale errichten, Abgaben auf willkürliche Befehle erheben, Privateigenthum unter dem Vorwande des gemeinen Bestens und ohne die Beobachtung der geringsten gesetzlichen Formen in die Hände der Regierung übergehen. Die Organisation einer geheimen Polizei unter den Befehlen des Generals Alexander Rozniecki vollendete dieses gehässige System; und traurige Vorahnungen bewegten die Gemüther, als der Kaiser den Reichstag des Jahres 1820 eröffnete.

Unter den Deputirten dieser Sitzung befand sich der Großfürst Konstantin, der von der Vorstadt Praga, seit den Greueln von 1794 einem Haufen von erbärmlichen Hütten, gewählt worden war. Man wunderte sich, wie ein Prinz von Geblüt, ein gebornes Mitglied des Senats, darauf bestehen könne, Mitglied der unteren Kammer zu seyn; Konstantin ließ sich hierdurch nicht abhalten seinen Sitz einzunehmen; und seit dieser Zeit blieb er der unausweichliche Stellvertreter von Praga auf dem Reichstage, wo er nur einmal in jeder Sitzung erschien, um eine Petition von seinen Kommittenten vorzubringen; aber seine Anwesenheit rettete die Freunde des Ministeriums nicht vor einer vollständigen Niederlage. Von dem Anfange des Reichstages bis zu seinem Ende zählte die Opposition, an deren Spitze Joseph Godlewski und die Brüder Vincenz und Bonaventura Niemoiowski standen, in der Kammer der Abgeordneten 117 Stimmen gegen 3, und eben so eine imponirende Majorität im Senate. Vor dieser beinahe ungetheilten Einstimmigkeit fielen ein Koder der Kriminalprocedur, welcher das Geschwornengericht nicht aufnahm, und ein organisches Gesetz, welches durch die Zustimmung der Kammern die Unverantwortlichkeit der Minister heiligen sollte. Die Regierung sah sich, um das allgemeine Mißvergnügen zu stillen, genöthigt, ein liberales Gesetz in Bezug auf die Verletzungen des Privateigenthums zum allgemeinen Besten vorzulegen; und die Opposition, durch eine so einseitige Maßregel nicht zufriedengestellt, verlangte von dem Kaiser Abhülfe der Beschwerden der Nation und erließ eine Anklageakte gegen die Minister, welche den Befehl zur Einführung der Censur unterzeichnet hatten.

Alexander konnte eine so kühne Freimüthigkeit nicht begreifen, und beim Schlusse des Reichstages machte der stolze Selbstherrscher den versammelten Abgeordneten die bittersten Vorwürfe. „Fragt Euer Gewissen," sagte er zu ihnen, „ob Ihr nicht Verführungen hingegeben, die in unseren Tagen nur zu gewöhnlich sind, eine Hoffnung, welche weises Vertrauen bereits in das Leben rief, geopfert und das Werk der Wiedergeburt Eures Vaterlandes verzögert habt." Von diesem Tage war die Sache Polens vor dem Tribunale der heiligen Allianz verloren; der kaiserliche Kommissär Nowosilzoff besiegte die letzten Zweifel Alexanders, und wenn die Konstitution nicht förmlich umgestürzt wurde, so blieb sie doch, als bedeutungsloses Pergament, nicht der Schutz, sondern ein eitles Spielwerk des Volkes.

Opposition war in den Augen der russischen Regierung gleichbedeutend mit Revolte; und man versuchte Anfangs diese Ansicht auch dem Lande einleuchtend zu machen und von den Wojewodschaftsräthen eine demüthige Protestation gegen die Ausschweifungen des Reichstages zu erhalten. Dieser Kunstgriff gelang indessen nicht; und mit vieler Mühe brachte man zu Czenstochowa eine Versammlung

von achtzehn Personen zusammen, die in einer Adresse an den Kaiser die Schritte der Opposition tadelten.

Auf dieser Seite geschlagen, nahm die Gewalt zu ernstlicheren Hülfsmitteln ihre Zuflucht. Ungefähr die Hälfte des öffentlichen Einkommens war jährlich zu der Unterhaltung des Heeres bestimmt; der Rest war kaum hinreichend, die übrigen Bedürfnisse der Verwaltung zu decken und eine finanzielle Krise, durch das vieljährige Unglück des Landes vorbereitet, schien kaum vermeidlich. Unter diesen Umständen erschien ein kaiserliches Reskript, von dem Staatssekretär des Königreiches Ignaz Sobolewski am 21 Mai 1821 unterzeichnet, nach welchem es sich um nichts Geringeres handelte, als um eine Untersuchung: „ob Polen durch seine eigenen Hülfsquellen vermögend sey, sich in dem gegenwärtigen Stande seiner politischen und bürgerlichen Existenz zu erhalten, oder ob es seine Unfähigkeit, sich in diesem Zustande zu behaupten, zugestehen und sich einer anderen der Geringfügigkeit seiner Mittel angemessenen Ordnung der Dinge unterwerfen müsse.“ Zugleich verbot man auf das Strengste die Fonds, welche für das Heer bestimmt waren, zu berühren. „Denn dieses war an Zahl ohnedieß bereits geringer, als jenes des alten Großherzogthums Warschau; und außerdem war Dieß das einzige Mittel, die Vortheile zu erkennen, welche aus einer Vereinigung mit Rußland für Polen hervorgehen würden.“ Daß jenes Heer des Großherzogthums nur deßhalb mit der äußersten Anstrengung aller Kräfte aufgestellt worden war, weil kein Gold und kein Blut zu theuer seyn konnte, wenn es die Freiheit des Vaterlandes galt, hatte man vergessen, um die Foderung machen zu können, daß Polen in dem Interesse des russischen Ehrgeizes die zu seiner eigenen Existenz unentbehrlichen Hülfsmittel verschwende. Die ängstlichsten Besorgnisse verbreiteten sich in dem ganzen Lande, man sah klar, daß der Schatten von Unabhängigkeit, der Polen geblieben war, daß sein Name selbst aufs Neue auf dem Spiel stehe. Der Sturm mußte beschworen werden, und kein Opfer wurde gespart. Obwohl die Verwendung der öffentlichen Gelder gegen den Buchstaben der Konstitution der Aufsicht und Kontrolle der Kammern entzogen blieb, entsprach man doch ohne Bedenken allen Anforderungen, welche der neue Finanzminister, Fürst Lubezki, an den Patriotismus der Bürger machte. Eine Vorausbezahlung der Steuern wurde bewilligt, das Defizit in einem Monat gedeckt; und was alle Berechnungen der Feinde der Freiheit am Meisten täuschte, war, daß die Wojewodschaft Kalisz, welcher die Häupter der Opposition angehörten, zuerst das Beispiel zu dieser Aufopferung gab.

(Fortsetzung folgt.)

Thomas Munro.

(Schluß.)

Ein großer Theil des zweiten Bandes dieser Lebensbeschreibung enthält Korrespondenzen und Nachrichten über den Birmanen-Krieg, in dessen Geschichte Munro's Name mit Auszeichnung genannt zu werden verdient. Gerade, als sich alle seine Wünsche auf die Rückkehr in sein Vaterland vereinigten, brach der Krieg mit dem Königreich Awa aus. Die glückliche Beendigung desselben erwarb dem Gouverneur von Madras den ehrenvollsten Dank von Seite der Regierung und der Direktoren der Kompagnie, während das Ministerium seine Verdienste durch Verleihung des Ranges eines Baronets würdigend anerkannte.

Die Unpäßlichkeit seiner Gemahlin und eine langwierige und gefährliche Krankheit eines Kindes, das sie ihm zu Madras geboren hatte, machte es nothwendig, beide nach England zurückkehren zu lassen. Munro, dessen gesunder Sinn es stets verschmähte, mit seinem häuslichen Glück vor Fremden zu prunken, giebt in einem unnachahmlich rührenden Brief, den er an seine Gemahlin kurz nach ihrer Trennung schrieb, ein schönes Zeugniß von seinen zärtlichen Gefühlen als Gatte und Vater.

„Die Ursache, die die Verödung meines Hauses herbeiführte, wirft auf alle Gegenstände einen melancholischen Schatten. Ich vermeide Camens Zimmer (der verkürzte Name seines Sohnes statt Campbell). Ich kann es nicht sehen, ohne an jene traurige Nacht zu denken, als ich ihn in seiner lebensgefährlichen Krankheit in Rosa's Schoos liegen sah, mit Blutegeln am Kopfe, während Thränen über sein Gesicht strömten und er vor Schmerz und Furcht aufschrie. So sehe ich ihn noch immer vor mir, so oft ich an ihn denke. Wie reizend war es, ihn gehen oder laufen oder mit seinen kleinen Händen Etwas anfassen zu sehen und seinem Lallen nachzuhelfen. Wie sanft, natürlich und schön sind alle Bewegungen eines Kindes! Alles was es thut, ist anmuthvoll. All sein kleines Wesen und Treiben bezaubert, und Dieß ist die Waffe, die die Natur ihm zu seinem Schutz verliehen hat — da Jedermann sich davon gerührt fühlt... Deine Zimmer sehen sehr verödet aus; sie sind den ganzen Tag leer und Abends brennt eine einsame Lampe darin. Ich gehe jetzt allein spazieren, ohne ein menschliches Wesen zu sehen und denke oft an ihn, wie er hinter mir her trollte und mich am Rock zupfte. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich darnach sehne, ihn wieder spielen zu sehen. ...Ich werde einen Brief von Tom an Dich aufheben, da auch einer an mich auf demselben Blatte steht. Beide sind von seiner eignen Hand. Er ist der Einzige, den ich noch von der Familie sehe. Ich gehe jeden Tag einige Minuten in das Zimmer, wo sein Bild hängt, auf meinem Weg ins Speisezimmer. Ich finde ihn Kamen ähnlicher als sonst, und manchmal kommt es mir vor, als blicke er heiterer, seitdem Du nach Hause gegangen bist. Ich weiß wohl, daß keine Veränderung daran vorgenommen worden ist. Sicherlich blickte er so freundlich auch, als Du noch da warst, nur bemerkte ich es nicht.“

Das Schicksal wollte es nicht, daß Munro seine geliebte Familie wiedersehen sollte. An demselben Tag, als Munro die Nachricht von dem definitiven Vertrag mit Awa an die Direktoren absendete, hielt er auch darum an, so bald als möglich seiner Stelle entbunden zu werden. Bis zur Ankunft seines Nachfolgers beschloß der Gouverneur noch eine Reise in die „abgetretenen Provinzen“ zu machen. Diese unternahm er unglücklicherweise im Anfang des Sommers 1827 eben zu der Zeit, als jene indische Pest, die Cholera, in dieser Gegend wüthete. Mit zu wenig Bedacht auf sich selbst trat er in Begleitung des Dr. Fleming und einer kleinen Dienerschaft seine Reise an, um sich eine richtige Ansicht von der Größe der Gefahr zu verschaffen, die jene Provinzen verwüstete. Auf seinem Wege genoß er das kurze Vergnügen, dasselbe Gebiet „jetzt im tiefen Frieden und von arbeitsamen Einwohnern bevölkert zu sehen, das er einst verödet und

von einem zerstörungssüchtigen Feind in eine Wüste verwandelt gefunden hatte." Es war am Morgen des 6 Julius, als ihn in seinem Audienzzeite mitten unter Geschäften, in der Nähe von Guty, eine Unpäßlichkeit befiel, die Anfangs unbedeutend schien, aber bald als ein Anfall der Cholera erkannt werden mußte.

„Er sprach während seiner Krankheit," erzählt sein Biograph, „mit vollkommener Ruhe und Geistesgegenwart; versicherte seine Freunde, daß er oft schon eben so krank gewesen, bedauerte die Unruhe, die er seinen Begleitern verursache und bat sie, das Zelt zu verlassen. „Das ist nicht gut," sagte er, „daß Sie sich in einem mit angesteckter Luft gefüllten Zimmer aufhalten." Als man ihm erwiederte, daß man darüber ganz unbesorgt sey, da die Krankheit keine ansteckende sey, machte er seine gewöhnliche Bemerkung: „Dieser Punkt ist noch nicht entschieden, und es ist daher immer besser, Sie halten sich an das Sichere und verlassen mich." Es war um ein Uhr und da sein Puls voll und gut ging, so schöpfte man Hoffnung, daß die Krankheit einen glücklichen Verlauf nehmen würde; aber von dieser Zeit an fiel er in eine schnell überhand nehmende Schwäche, die seine Freunde von Neuem mit ängstlicher Besorgniß erfüllte. Gegen drei Uhr jedoch erholte er sich wieder und rief mit seiner ihm eigenen guten Laune aus: „es sey wirklich der Mühe werth, krank zu werden, nur um sich so gut pflegen zu lassen." Zwischen drei und vier Uhr zeigte sich kein bedeutendes Symptom; er spielte oft auf die Unruhe an, die er verursache und bat die Herren, die zugegen waren, abermals inständig, ihn zu verlassen. Aber bald nach vier Uhr bemerkte er selbst, daß seine Stimme schwächer und sein Gehör schärfer als gewöhnlich werde. Dieß waren die letzten Worte, die er vernehmlich zu sprechen vermochte. Die Schwäche nahm nun mit reißender Schnelligkeit zu, und obgleich sich hie und da Symptome zeigten, die wieder einige Hoffnungen schöpfen ließen, so wurden doch diese bald wieder durch nur allzu gegründete Besorgnisse verdrängt. Munro blieb in diesem Zustande bis nach halb neun Uhr; hierauf versank er in einen Schlaf, um nicht wieder zu erwachen."

Die Leiche des Verstorbenen wurde nach Guty zurückgebracht und dort zur Erde bestattet. Der Schmerz, der sich auf die Nachricht von dem unvorhergesehenen schnellen Hinscheiden des Gouverneurs in den Akten und Beschlüssen der Regierung, wie unter den Eingebornen aussprach, gaben das schönste Zeugniß von den allgemein anerkannten Tugenden dieses Mannes. Die abgetretenen Provinzen legten ihre Theilnahme und Verehrung dadurch an den Tag, daß sie den Ort, wo Munro gestorben war, auf öffentliche Kosten mit Bäumen und Trauerweiden umpflanzen ließen. Die Regierung beschloß, außer einem steinernen Denkmal über den Gebeinen des Verblichenen zu Guty auch einen Ruheplatz mit einem Brunnen für Reisende, unter Munro's Namen (ein in diesem Land gewöhnliches Denkmal für ausgezeichnete Männer) erbauen zu lassen, und hiezu eine Stiftung für Diener zu gründen, die die Fremden mit Wasser versorgen sollten. In einer allgemeinen Versammlung der Einwohner zu Madras wurde dem Andenken Munro's eine eherne Reuterstatue zu widmen beschlossen und deren Verfertigung Chantrey übertragen.

Geschichte der Versetzung der Exminister von Paris nach Vincennes und von da nach Ham.

(Aus dem Constitutionnel.)

Die Versetzung der Minister vom Palaste der Pairskammer nach dem Schlosse von Vincennes war, seit dem Anfange des Prozesses, der Gegenstand der lebhaftesten Besorgniß von Seite der Regierung. Bei der herrschenden Erbitterung der Gemüther dachte man daran, die Versetzung heimlich zu bewerkstelligen. Allein bald gab man diesen Gedanken gänzlich auf, da sonst im Publikum das bedenkliche Gerücht hätte entstehen können, die Gefangenen seyen entwischt.

Indessen scheint kein Entschluß zum Voraus gefaßt worden zu seyn. Bloß die Wägen, in denen man die Gefangenen von Vincennes nach Paris brachte, ließ man im Orangeriegarten stehen, um die Meinung zu erregen, dieselben würden auch zu ihrer Zurückführung gebraucht werden. Diese Vorsichtsmaßregel und alle diejenigen, die man später ergriff, waren durch die Stimmung, die sich nicht allein in den Gesprächen des Volkes äußerte, so wie durch die späteren Vorfälle, hinlänglich gerechtfertigt. Man erinnert sich, in welcher Eile die Pairskammer am 20 December aus einander ging, und wir können hinzufügen, daß man einige der HH. Pairs über eine Mauer im Garten des Luxemburg setzen sah. Dieß geschah nicht ohne Grund, denn obgleich der Obristlieutenant Lavocat dem Präsidenten erklärt hatte, daß die Gefahr nicht drohend sey und daß er sich für die Sicherheit der Kammer verbürge, so ist doch nicht minder wahr, daß man des Morgens nur mit Mühe einem Ueberfallsversuch von Seite der gefahrdrohenden Haufen Einhalt that.

Am folgenden Tage ließ man daher alle an den Palast anstoßenden Straßen besetzen. Abtheilungen von verschiedenen Waffengattungen begaben sich gleich vom Morgen an auf die ihnen bezeichneten Posten, und errichteten einen Kordon, welcher die Plätze St. Sulpice, den am Kreuzwege des Odeon, den Platz an der Medizinschule, den St. Michaelsplatz, den am Observatorium und den Platz Assas umschloß. Von dem Augenblicke an war das Luxemburg gegen jeden Angriff sicher und den gerichtlichen Verhandlungen die vollständigste Ruhe verbürgt. General Lafayette, welcher vom 20 an mit einer väterlichen Festigkeit an das Volk gesprochen und sein Hauptquartier im Luxemburg aufgeschlagen hatte, begab sich in der Nacht des 21 auf den 22 wieder dahin.

Erst an diesem letzten Tage, als sich berechnen ließ, daß die Verhandlungen vor Einbruch der Nacht zu Ende gingen, sann die Regierung auf Mittel, die Angeklagten vor Bekanntmachung des Urtheils nach Vincennes zu bringen. Neun Personen wußten von dem Geheimnisse. Sechs von ihnen gaben keinem der Vorschläge ihren Beifall, ohne jedoch selbst einen zu machen, und um halb drei Uhr war noch Nichts beschlossen; nur hatte man für nöthig erachtet, die Bataillone der Nationalgarde, die im Garten des Luxemburg standen, aus demselben zu entfernen; auch hatte man einen Offizier nach Vincennes abgefertigt, um den General Daumesnil zu benachrichtigen, daß an diesem Tage die Exminister daselbst eintreffen würden. Obrist Feisthamel hatte auch den Minister des Innern bitten lassen, ihm bei dem Minister-Rath eine schriftliche Vollmacht auszuwirken, um sich außer Verantwortlichkeit zu stellen. Inzwischen schlug es drei Uhr, und die Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblicke. Zwar war ausgemacht worden, daß die Abfahrt durch das Gitter gegen Westen Statt haben und der für die Beklagten bestimmte Wagen in der Straße Notre-Dame-des-Champs am äußersten Ende des Durchgangs warten sollte; allein die HH. Feisthamel und Lavocat bemerkten nach Besichtigung der Orte, daß die Straße von Bataillonen der Nationalgarde des Weichbilds besetzt sey, und daß das Gitter von einem Haufen von Leuten beobachtet werde. Ueberdieß war der Weg in der Straße Notre-Dame-des-Champs so kothig, daß beinahe nicht durchzukommen war. Man schlug nun vor, den Weg durch das Gitter am Observatorium zu nehmen; allein auf die Bemerkung, daß dort gleichfalls zwei Bataillone von der Nationalgarde des Weichbildes stünden, wurde auch dieser zweite Vorschlag verworfen.

Nun beschloß Hr. von Montalivet, indem er den Obrist Feisthamel beim Arme nahm, die Lage der Dinge selbst zu untersuchen. Sie traten aus dem Gefängnisse in die Straße Vaugirard und wandten sich durch die Straße Madame gegen die Fleurus-Straße. Hier kamen sie überein, diesen Weg zur Durchfahrt zu wählen, und gaben einander das Wort, darauf zu bestehen, die Meinungen dagegen möchten auch seyn, wie sie

wollten; denn die Zeit drängte und man mußte der Sache ein Ende machen. Bei ihrer Rückkunft nach Klein-Luxemburg erklärten sie dem General Fabvier ihre Ansicht, und Kapitän Bailly mußte die Gefangenen benachrichtigen, sich bereitzuhalten, innerhalb zehn Minuten abzureisen. Er kehrte bald zurück und sagte, die Minister verlangten eine längere Frist, um ihr Gepäck in Ordnung zu bringen. Der Obristlieutenant Lavocat begab sich hierauf zu ihnen, um ihnen zu bedeuten, ohne die geringste Zögerung herabzukommen, was sie sehr zu überraschen schien. Allein in diesem Augenblicke zeigte sich schnell ein unerwartetes Hinderniß. Der Beschließer erklärte, er werde seine Gefangenen nur nach Vorzeigung des Befehls des Präsidenten und nach Erhaltung eines Scheines vom Huissier der Kammer durchlassen. Obrist Feisthamel ging eilends, um diesen Befehl zu holen, welcher im Palaste des Luxemburg im Ueberrocke des Ministers des Innern geblieben war; und nach einigem Hin- und Herreden mit dem Beschließer willigte dieser endlich ein, seinen Schein von dem Huissier nach der Abreise in Empfang zu nehmen.

Nachdem General Fabvier darauf aufmerksam gemacht, daß es vielleicht nicht gut seyn dürfte, die Wachen von Jena und Marengo zu passiren, antwortete Obrist Feisthamel, er sey für die Personen der vier Gefangenen bis an das äußere Thor verantwortlich, und er mache sich anheischig, sie dahin zu führen. Inzwischen ließ man den Wagen des Ministers des Innern, nachdem derselbe schon im Hofe des Palastes des Luxemburg geschlossen worden, bis an das Gitterthor vorfahren; in diesem sollten sämmtliche Gefangene abgeführt werden, weil man so weniger Aufsehen zu erregen und mit mehr Schnelligkeit fortzukommen hoffte. Es war vier Uhr, und zwölf Personen waren jetzt in das Geheimniß eingeweiht. Inzwischen bemerkte Obrist Feisthamel, daß der Bataillonschef, welcher den Posten der Nationalgarden kommandirte, nothwendig auch davon unterrichtet werden müsse, damit er an der Gesetzlichkeit der ganzen Procedur nicht zweifeln könne. Hr. Renouard, Bataillonschef der fünften Legion, erhielt demnach von dem Minister die erforderlichen Aufschlüße; er erklärte, man dürfe auf ihn zählen. General Fabvier entfernt sich in diesem Augenblick, um in die Kaserne der Jagd-Gendarmerie zu gehen und ein Piket von fünfzehn Municipalgardisten zu holen, mit dem Versprechen, sich in zehn Minuten am Thore des Gefängnisses einzufinden; eben so versprichst der Obrist Feisthamel seinerseits in demselben Augenblicke daselbst einzutreffen; Dieß ist der kritische Augenblick.

Obrist Feisthamel begiebt sich auf die Hauptwache Marengo und ertheilt den zwei an den Kommunikationsthoren aufgestellten Schildwachen die gemessene Weisung, Niemanden mehr, wer es auch sey, weder aus- noch eingehen zu lassen, mit Ausnahme des Generals Lafayette. Hierauf läßt er die beiden Posten unter das Gewehr treten und einen Kreis um sich schließen. Er liest ihnen mit lauter Stimme das Dekret der Versetzung mit der Unterschrift Pasquier vor, unter welches der General Lafayette eigenhändig geschrieben hatte, er beauftrage den General Fabvier mit Vollziehung dieses Befehls. Auf diese Ablesung folgte eine kurze und kräftige Anrede, in welcher der Obrist die Nationalgarden an den Gehorsam gegen die Gesetze und an die dem Unglück schuldige Achtung erinnerte. Hierauf befiehlt er den Bataillonschefs, sich an das Thor des Gefängnisses zu verfügen, um daselbst die Gefangenen zu erwarten, um sie dann mit ihm bis an das äußere Thor zu geleiten.

Durchdrungen von der unermeßlichen Verantwortlichkeit, welche auf sein Haupt geladen war, und entschlossen, Das, was bis jetzt Geheimniß geblieben, nicht zu bald zu verbreiten, hatte der Obrist zum Voraus die Zahl der Minuten berechnet, welche zwischen dem Augenblick, wo der Posten benachrichtigt und demjenigen verstreichen mußte, wo die Eskorte mit dem General Fabvier ankam. Die Anrede war geendigt, und er ging die Straße hinunter; aber wie groß war seine Ueberraschung, als er diese Eskorte noch nicht erscheinen sah, nachdem wohl schon zwölf Minuten seit dem Abgang des Generals verflossen waren! Er kehrte wieder zurück und in ängstlicher Verlegenheit ging er der Länge und Breite nach vor den beiden Pelotons der bewaffneten Nationalgarde auf und nieder. Der Obristlieutenant Lavocat harrte auch mit den vier Ministern hinter dem letzten Thore des Gefängnisses, in nicht minder lebhafter Besorgniß. Hr. v. Polignac fragte ihn auf englisch, ob Gefahr drohe, und schien sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen. Die drei Andern, denen man die Befangenheit gleichfalls ansah, beobachteten das tiefste Stillschweigen, und Lavocat bemühte sich, sie zu beruhigen, indem er ihnen sagte, es seyen alle Sicherheitsmaßregeln getroffen. Alle fünf Minuten schaute Obrist Feisthamel hinaus, ob die Eskorte noch nicht käme, und dieser Zustand der Ungewißheit währte lange Zeit, denn die Eskorte langte erst 18 Minuten nach der bestimmten Zeit an.

Sofort gab Obrist Feisthamel dem Kommandanten Renouard das Zeichen zum Vorrücken, und dieser sagte zu Hrn. Lavocat, welcher durch das Pförtchen blickte, er könne nun herausfahren. Dieser letztere, den ein so langes Warten noch vorsichtiger machen mußte, willigte in das Oeffnen der Pforte erst in dem Augenblick, als der Obrist erschien. Der Obrist nahm, ehe er zwischen die beiden Reihen der Nationalgarden trat, seinen Hut ab; die vier Gefangenen, so wie die ganze übrige Begleitung, folgten seinem Beispiel, und man ging sehr langsam und ohne ein Wort zu reden, an den beiden Posten vorbei, die vor Ueberraschung wie versteinert schienen. So erreichte man das äußere Thor, und in weniger als zwei Sekunden saßen die vier Minister in der Kalesche; der Obrist hatte „Marsch!“ gerufen, und die Eskorte und der Wagen sprengten im gestreckten Trabe davon.

Der Minister des Innern, welcher die verschiedenen Umwege der zu passirenden Straßen kannte, befand sich an der Spitze der Eskorte, um sie zu leiten. Hierauf kamen zwei Abtheilungen Nationalgarde zu Pferd und Lancier's. In der Nähe des Wagens, an dem linken Schlage, waren Lavocat und der Bruder des Obristen Feisthamel; am rechten Schlage Hr. Dutcene, Artillerist der Nationalgarde, und Hr. Lavocat's Bruder; hinter dem Wagen zu Pferde, der General Fabvier und sein Adjutant; den Zug schlossen zwei Abtheilungen Municipalgarde und Husaren des Regiments Chartres. Die HH. Polignac und Chantelauze saßen vorwärts und die HH. Peyronnet und Guernon-Ranville nahmen die Rückplätze ein.

An der Ecke der Straße d'Ouest sahen mehrere Nationalgarden und andere Leute auf einmal diesen Wagen einherfahren und machten drohende Mienen mit dem Ausruf: „Niederträchtige! Ihr raubt uns die Minister!“ Dennoch ging die Durchfahrt ohne weiteren Zufall vor sich. Nur auf der Höhe der Brücke von Charenton öffnete sich einer der Kutschenschläge; der Bruder des Obrist Feisthamel schlug ihn kräftig zu, und man bemerkte, daß ihn einer der Gefangenen beständig hielt bis zur Ankunft in Vincennes, wo die Minister dem General Daumesnil übergeben, und unter der Bewachung der Brüder der Hrn. Feisthamel und Lavocat gelassen wurden. Als der General Lafayette dieß Alles erfuhr, äußerte er die lebhafteste Freude und umarmte Denjenigen, welcher ihm diese Nachricht hinterbrachten, aufs Herzlichste.

Allein Was ging im Luxemburg vor, wo wir den Obrist Feisthamel gelassen haben? Als er in das Innere des Palastes zurückkam, fand er die Nationalgarden, wie sie ihre Gewehre ablegten, und alle zugleich schrien, sie seyen verrathen, betrogen; das Volk werde sie beschuldigen, sie hätten die Minister entschlüpfen lassen. Der Obrist machte ihnen Vorstellungen, allein vergebens. Glücklicherweise kam gerade General Bertrand, der mit Ungeduld am äußeren Thor wartete, daß der Befehl zur Ablösung gegeben würde. Der Obrist kündigte den berühmten Bertrand von St. Helena an, man bewillkommte ihn mit Zurufungen, und seine Gegenwart brachte eine heilsame Zerstreuung hervor, die jedoch nicht von langer Dauer war. Des Abends und sogar die ganze Nacht hindurch unterhielten sich der Obrist Feisthamel und Hr. Lavocat, welcher mittlerweile von Vincennes zurück war, fortwährend mit den Nationalgarden, und bewiesen ihnen, daß sie ihre Pflicht erfüllt hätten. Hr. Lavocat machte ihnen unter Anderem bemerklich, er könnte sich mehr als irgend einer von ihnen über Hrn. Polignac und zumal Hrn. Peyronnet beklagen, der ihn zweimal zum Tode habe verurtheilen lassen; allein vor Allem müsse das Gesetz in seinem ganzen Umfange geachtet werden. Als mehrere versicherten, sie würden bei der Rückkehr in ihre Bezirke von ihren Mitbürgern mit Vorwürfen überhäuft werden, bot ihnen der Obrist Feisthamel an, sich an die Spitze der abziehenden Wache zu stellen; die Offiziere baten ihn mehrere Mal aufs Inständigste um Ertheilung einer Abschrift des Befehls der Versetzung, die man ihnen nicht ausstellen konnte, weil dieser Befehl im Augenblicke der Abreise der Eskorte dem General Fabvier übergeben worden. (Forts. f.)

Berichtigung.

Num. 35, S. 140, Z. 23 ob. unter der Rubrik Zinsfuß der Renten l. 4½ fl. 2.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 40. 9 Februar 1831.

Sibirien.

1. Allgemeine Ansicht des Landes und seiner Bewohner.

(Schluß.)

Die Geschichte Sibiriens beginnt mit der Epoche der Eroberung. Allein so würdig Yermaks und seiner Gefährten Thaten für den Grabstichel der Geschichte waren, so kümmerten sie sich darum nicht und die Einzelheiten jener großen Ereignisse sind für uns verloren gegangen; nur die Folgen der beispiellosen Kühnheit und der unbezähmbaren Tapferkeit der Eroberer sind geblieben. Seit dem großen Brand von Tobolsk, bei dem alle Chroniken und sonstigen Urkunden der Vergangenheit im Rauch aufgingen, und nach der allmäligen Vermoderung der andern Archive Sibiriens, die an sehr ungünstigen Orten aufbewahrt waren, sind von der Geschichte dieses unermeßlichen Landes keine Quellen mehr vorhanden.

Die ganze Geschichte des alten Sibiriens und seiner Bewohner gründete sich auf Hypothesen, welche durch die dunkle Geschichte der Nachbarländer nur schwach unterstützt werden. Diese Geschichte mit ihren jetzt unbekannten Namen von Oertern und Völkern betrifft ohne Zweifel mehr die Steppen der Mongolen und Kirghisen. Gewiß waren Sibiriens Steppen jeder Zeit bewohnt; ob aber die Einwohner jemals ansässig waren, ist sehr zweifelhaft. Das patriarchalische Leben aller alten Völker erlaubte keine festen Wohnsitze; keine Politik hatte noch Grenzmarken gesetzt, und nach dem natürlichen Gang der Dinge verdrängten die mächtigern Stämme überall die schwächern. Südsibirien kann man als die Wiege der Bevölkerung des nördlichen Europa betrachten. War es die Noth gewesen, welche das mit Wäldern bedeckte Sibirien bewohnbar machte, so war es dieselbe Noth, welches allein die daraus verjagten Völker auf das Nomadenleben zu verzichten und bleibende Niederlassungen zu gründen nöthigte. Wir lesen in den chinesischen Chroniken, daß von dem Lande der Mandschu's der erste Völkerstrom gegen Westen ausging, der dann andere Völker mit sich riß — von den Ufern des Amur bis zu den Säulen des Herkules. Indessen mögen viele von ihnen ziemlich lange in Sibirien gewohnt haben, was man an den Minenarbeiten in dem Nertschinsk und Kolywan so wie an den vielen in Felsen eingegrabenen unbekannten Charakteren sieht. Nachdem China, der älteste der Staaten, seine Angrenzer mit dem Gebrauch des Eisens vertraut gemacht, so konnten dieselben mit Hülfe dieses mächtigen Metalls die friedlichen Sibirier, deren Waffen nur aus Kupfer oder Stein bestanden, leicht aus ihren Ländereien vertreiben. Wahrscheinlich bevölkerten um diese Zeit mehrere Nationen unfreiwillig den sibirischen Norden, bei welcher Einwanderung die großen Flüsse, die dem Eismeer zuströmen, ihnen sehr förderlich seyn mußten. Noch gegenwärtig entdeckt man im Süden der Statthalterschaft Irkutsk häufig Waffen und Werkzeuge von Stein oder Kupfer. Die erstern, deren man kürzlich unfern Irkutsk mehrere fand, sind aus einer trefflichen Art von Jade verfertigt. Noch im vorigen Jahrhundert bedienten sich die Tschuktschen steinerner Hacken. Wie hätte sich bei dem immerwährenden Drängen der Massen auf einander eine Nation in Sibirien bilden sollen? Als die Wanderungen endlich aufhörten, blieben von allen Geschlechtern, die dieses Land zu verschiedenen Perioden bevölkerten, nur schwache Reste zurück und diese drohen Blattern und Lustseuche allmälig auszureiben. Die mächtigsten Stämme waren die Mongolen, denen wir in den Zweigen der Kalmücken und Buriaten daselbst begegnen; allein ihr neues Reich Kutschum vermochte nicht einmal der Handvoll Tapfern, welche Yermak anführte, zu widerstehen und ein Jahrhundert reichte hin, Rußland in den Besitz des unermeßlichen Sibiriens zu setzen. Sibirien könnte im Ueberfluß Millionen ernähren; mit seiner Ausdehnung verglichen will seine Bevölkerung fast Nichts heißen. Die russischen Einwanderer sind meist Sträflinge, deren Nachkommenschaft erst von Nutzen zu seyn verspricht. So ist nach Allem Sibirien noch wenig bekannt. Der Fremde stellt es sich als eine ungeheure gräßliche unter ewigem Schnee begrabene Einöde vor, wo die unglücklichen Verbannten Zobel fangen; dem Russen selbst wird es schon beim Namen Sibirien unheimlich zu Muth. Es ist ihm ein Gefängniß — eine Scheidewand, die ihn auf ewig von seinem Vaterland trennt. Schriftsteller in Versen und Prosa vermehren noch diese grauenhaften Vorstellungen, wie diese Irrthümer. Und doch, wenn Einer von ihnen uns nach Beresof führt, und uns die erlauchten Opfer auf dem Stroh gelagert zeigt, so ist die Schilderung immer noch zu mild, da die ersten Anfänge eines Anbaus 700 Werste von dort entfernt sind, so daß ein Strohlager für einen Bewohner von Beresof etwas gar zu Köstliches wäre.

Theater-Angelegenheiten in Frankreich.

Das französische Theater hat in der neuesten Zeit eine Richtung genommen, gegen die von vielen Seiten Tadel und Klagen laut ge-

worden sind. „Anstatt der Censur," sagt das neueste Heft der Revue de Paris, „hat die Revolution des Julius die Bühne der Zügellosigkeit unterworfen. Auf allen unsern Bühnen hat sich ein Aristophanes eingedrängt, der, ohne Begeisterung, ohne Muth und Seele, nach Laune, von welcher Hand es auch sey, die ruhmvollen oder schmerzlichen Erinnnerungen unserer Geschichte, die ehrenwerthesten Namen und Personen, die noch in unsrer Mitte leben, hinnimmt, sie nach Willkür zur Ergötzlichkeit von Crethi und Plethi verunstaltet und der Beleidigung des Zischens oder des Beifallklatschens Preis giebt."

Im gleichen Sinne sprach sich der Minister des Innern vor der Kammer aus, der er gegen diesen, seiner Ansicht nach, der öffentlichen Moral und der Ruhe der Gesellschaft so nachtheiligen Mißbrauch der Freiheit ein Gesetz vorlegen zu müssen glaubte. „Der Freiheit der Presse," sagte er in seinem Vortrag, „kann die weiteste Ausdehnung zugestanden werden; denn sie behandelt die allgemeinsten Interessen; sie richtet sich unmittelbar an die Vernunft, sie spricht zu ihr durch eine Reihe logischer Folgerungen, denen der Verstand folgen kann — eine methodische Arbeit, die sich zwischen dem Schriftsteller und dem Leser theilt, und die dieser erst einer Prüfung unterwirft, bevor er sich der Ueberzeugung hingiebt. Endlich setzt sich die Freiheit der Presse durch sich selbst in's Gleichgewicht; sie widerspricht sich, sie widerlegt sich, sie bekämpft sich, sie macht ihre Wirkung wieder gut durch den Zusammenstoß von Für und Wider. Ganz anders ist es mit dem Theater. Hier sind es nicht mehr die Individualitäten, an die man sich richtet; es sind die Massen, deren man sich bemächtigt. Die Freiheit nimmt sich hier nicht die Mühe, uns Gründe anzugeben, sie umgeht den Verstand und dringt geradezu auf die Einbildungskraft ein. Sie ist nicht mehr eine Lehrerin, sie ist eine Zauberin; sie reißt uns fort, sie entflammt uns. Die Gewalt ihrer Aufregung wird noch verstärkt durch die Zuschauermasse eines Parterr's. Man drängt und erhitzt sich gleich beim Eintritte oft bis zum Faustkampfe; man tritt in eine ganz andere Atmosphäre, man athmet kaum unter dem Wogenschwall, der uns fortstößt, man wird von Glanz überströmt, von Pracht trunken. Der junge Mensch besonders gehört sich selbst nicht mehr an, er gehört den äußern Gewalten, die ihn beherrschen, der Handlung und dem Schauspieler, die ihn fesseln. Gewiß, die Freiheit ist hier die gefährlichste und am Wenigsten durch Gesetze geheiligt... Es wird hieraus einleuchtend seyn, daß die Freiheit des Theaters bestimmterer Garantien bedarf, als irgend eine andere Form, seine Gedanken der Oeffentlichkeit zu übergeben. All der möglichen Fälle von thätlichen Unordnungen, die die Vorstellungen auf der Bühne hervorzurufen geeignet sind, zu geschweigen, ist sie nicht eben im Begriffe, der moralischen Ordnung im Innersten der Familien den Todesstreich zu versetzen? Bei längerer Nachsicht der Gesetze kann die Bühne ihre Proscription fortsetzen, indem sie die berühmtesten Namen der Zeitgenossen vor ihr Tribunal zieht, über die bloß die Geschichte ein Urtheil zu sprechen das Recht hat; denn diese hört doch wenigstens die Zeugen und erkennt auf Beweise. Die Opfer der bürgerlichen Zwietracht haben doch wohl ein Recht auf Schonung an die Vorstellungen der Bühnen, die berühmten Namen der Nation verdienen doch wohl Schutz gegen dramatische Verstümmelungen, die Trauer der Witwen und Waisen einige Berücksichtigung von der literarischen Industrie? Der Gesetzesentwurf enthält eine Reihe von Garantien in Bezug auf diese verschiedenen Interessen der Gesellschaft, und er sichert außerdem, ohne die Freiheit der Bühne zu beschränken, die Freiheit des Vergnügens, dessen Genuß Jedem frei stehen muß, ohne daß er fürchten darf, im Theater von seinem Spiegelbild, das ein Schauspieler nachahmt, oder von der Nachäffung einiger seiner Angehörigen, die ein Tänzer mißhandelt, überrascht zu werden." Auf diese an sich richtigen Voraussetzungen gründet sich der erwähnte Gesetzesentwurf, der im Wesentlichen folgende Bestimmungen enthält: „Neue dramatische Werke jeder Art können ohne Unterschied auf allen Theatern aufgeführt werden, müssen jedoch wenigstens vierzehn Tage vor ihrer Darstellung in Paris dem Ministerium des Innern, in den Departemens der Präfektur vorgelegt werden. Dieß findet auch bei ältern dramatischen Werken Statt, wenn sie länger als ein Jahr nicht zur Aufführung gekommen sind. Eine Umgehung dieser Verfügung wird mit einer Geldbuße von 500 bis 2000 Fr. bestraft. Wer durch eine Vorstellung auf der Bühne zu einem Verbrechen auffordert, ohne daß es ausgeführt wird, soll mit Gefängniß von drei Monaten bis zu fünf Jahren und um 100 bis 6000 Fr. gestraft werden können; bei einem Vergehen mit 14 Tagen bis 3 Jahre Gefängniß und 50 bis 4000 Fr. Als solche Verbrechen oder Vergehen werden bezeichnet: jeder förmliche Angriff auf die Unverletzlichkeit der Person des Königs, auf die königliche Würde, die Thronfolge, die konstitutionelle Autorität des Königs, auf die Mitglieder der königlichen Familie, auf die Personen auswärtiger Souveräne, auf das Recht und die Autorität der Kammern, alle Verletzungen der öffentlichen und religiösen Moral und der guten Sitten. Insbesondere soll die Darstellung einer noch lebenden Person unter ihrem Namen oder auch auf eine solche Art, durch die sie kenntlich gemacht wird, mit Gefängniß von zwei Monaten bis zu zwei Jahren und von 500 bis 5000 Fr. bestraft werden; desgleichen die Personifikation eines Verstorbenen, von dessen Tod an noch nicht fünfundzwanzig Jahre verflossen sind, mit Gefängniß von 14 Tagen bis zu einem Jahre und von 300 bis 3000 Fr. Die Entscheidung über diese Verbrechen und Vergehen ist einem Geschwornengericht unterstellt.

Es läßt sich denken, daß dieser Gesetzesentwurf auf großen Widerspruch stoßen wird. Seine Prinzipien sind so richtig, als die Folgerungen, die daraus abgeleitet wurden, zu gehässigen Mißgriffen Anlaß geben können und die Strafen mit zu übertriebener Strenge angesetzt sind. Die Freiheit des Theaters bedarf gesetzlicher Schranken so gut wie jede andere, Das ist außer aller Frage; die Freiheit kann in Frechheit ausarten, die Frechheit in Unordnungen; diese führen unmittelbar zu Anarchie und Despotismus — beide geschworne Feinde der wahren Freiheit. Diese bedarf daher einer Schutzwehr gegen die Ausschweifungen Derjenigen, die sie nicht an und für sich, sondern nur des Vortheils wegen lieben. Man hat lebende Personen auf die Bühne gebracht — ein schwerer Mißbrauch, der nicht geduldet werden darf. *) Wenn das Eigenthum einer Person heilig ist, um wieviel mehr muß sie selbst unverletzlich seyn!

---

*) So, um nur Einiger zu erwähnen, im Odeon, Napoleon Bonaparte, eben so im Theater Français; im Theater des Nouveautés, Le fils de l'homme, im Theater des Varietés Madame Lavalette, im Ambigu-Comique Benjamin Constant, Robespierre; im Circ

Indeß bleiben noch immer die Fragen, braucht es ein so weitläuftiges Gesetz? Würde die Bestimmung, daß die dramatischen Werke 14 Tage vor ihrer Aufführung eingesendet werden müssen, nicht gleich lähmend auf den Dichter wie auf den Schauspieler wirken? Kann nicht besonders der Abschnitt von Beschimpfungen und Beleidigungen zu vielfach gefährlichen Auslegungen veranlassen? „Man spricht darin," sagt der Figaro sehr richtig, „von Beleidigungen gegen öffentliche und religiöse Moral; also von Angriffen und Verspottungen, die gegen einen der gesetzlich anerkannten Kultus gerichtet sind, von einer Provokation zu Vergehen durch theatralische Vorstellungen. Mit dieser Bestimmung giebt es kein Theater mehr; man würde auf die Bühne keine Geistlichen, keine Revolution, keine Philosophen mehr bringen dürfen; keine Geistlichen, weil dieser im Artikel von der religiösen Moral enthalten wäre — keine Revolution, weil Wilhelm Tell oder Mas'aniello leicht im Parterre oder sonst wo aufrührerisches Geschrei erregen könnten — keinen Philosophen, weil er die Scheinheiligkeit der Priester des Brahma, wie den Jesuitismus der Priester der christlichen Religion verlacht." Am Zweckmäßigsten erscheint immer eine vollkommene Freiheit des Theaters unter wenigen gesetzlichen Beschränkungen. Die französische Bühne war von 1791 bis 1807 völlig frei. Ein Gesetz von 1791 bestimmte bloß: „jeder Bürger, der die polizeylichen Vorschriften hierüber beobachtet, kann ein Theater errichten und jede Art von Stücken aufführen. Keine Municipalbehörde soll ihm eine Darstellung untersagen können, jedoch sind Dichter und Schauspieler für dabei vorkommende Uebertretungen der Gesetze verantwortlich gemacht." — Im Jahre 1807 hob ein kaiserliches Dekret die obige Verfügung auf, beschränkte die Anzahl der Theater in Paris auf sieben und unterwarf sie der unmittelbaren Aufsicht der Regierung, indem man ihnen zugleich beträchtliche Unterstützungen aus der Staatskasse zuwies. Und was war bei allem Dem die Folge? Während der sechzehnjährigen Freiheit des Theaters in Frankreich bestanden in Paris allein nie weniger als sechszehn, oft gegen drei und zwanzig Theater, von denen einige einen glänzenden Fortgang hatten, und kein einziges bankrut wurde. Noch mehr. In dieser kurzen Zeit war es, in der mehrere der besten Stücke geschrieben wurden, die noch immer in der Geschichte des französischen Theaters glänzen; in dieser Zeit war es, wo sich insbesondere die Opera comique gründete; in dieser Zeit endlich war es, wo Cherubini, Mehul, Boieldieu, Martini, Steibelt, Della Maria, Kreutzer und andere der ausgezeichnetsten Komponisten blühten, wo ein Talma, eine Mars und eine Schaar von ausgezeichneten Schauspielern ihre Lorbeern pflückten. Und wohlgemerkt, während dieser ganzen Zeit kosteten die Theater in Paris dem Staate keinen Heller. Und wie bedeutend sind jetzt diese Unterstützungen! Die königliche musikalische Akademie bezieht jährlich 900,000 Fr. Unterstützung; das Theatre françois 200,000, das Odeon 160,000, die Opera comique 180,000, das italienische Theater 70,000. Hiezu kamen noch besondere Ausgaben, wie Besoldungen für die Censoren u. s. w. mit 88,000 Fr., so daß sich die ganze Staatsausgabe auf 1,598,000 Fr. beläuft. *) Ungeachtet aller dieser bedeutenden Zuschüsse konnten seitdem diese privilegirten Bühnen sich nicht mehr auf ihrer Höhe halten, geriethen vielmehr von Jahr zu Jahr in tieferen Verfall, und bewiesen hierdurch, daß ihre Privilegien nicht allein ihnen, sondern auch der Kunst verderblich wurden. Daß die neben diesen sieben privilegirten Theatern seitdem zu Paris entstandenen neun oder zehn kleineren Bühnen, die die Spekulation ins Leben rief, nicht sonderlich auf Förderung der dramatischen Kunst Bedacht nahmen, läßt sich denken. Der Stolz der Pariser, ihre gerühmte Grand Opera (Academie Royal de Musique) trägt in guten Jahren höchstens 600,000 Fr., während ihre Ausgaben sich auf 1,600,000 Fr. belaufen, die durch die obengenannte Unterstützung aus Staatsmitteln, so wie durch eine Art Taxe, die sie von den übrigen Theatern, Konzerten u. s. w. erheben darf, zwar zum Theil gedeckt werden, jedoch eine Mehrausgabe von mehr als 100,000 Fr. übrig lassen.

olympique, L'Empereur, evenemens historiques en 5 acts et 18 tableaux u. s. w.

*) Die Revue de Paris giebt die Summe der Unterstützungen auf 1,900,000 Fr. an, und setzt hinzu: „und dieß Alles geschieht ohne sonst einen Vortheil zu erzielen, als daß die königlichen Theater in der Klemme und ohne Besuch bleiben. Die Comedie française, der die Unterstützung zu Nichts dient, als ihre Agonie zu verlängern, kann, in Unordnung gebracht bei ihrem nahen Verfall wie sie ist, und in all ihren momentanen Verlegenheiten kein neues Stück einstudiren. Bei der Oper, deren Repertoire veraltert, und Nichts mehr einträgt, stellt sich das Provisorium, dem man diese große Anstalt unterworfen hat, jedem Engagement, jeder Unterdrückung der Mißbräuche und allen Versuchen, das Volk wieder anzulocken, beharrlich entgegen. So harrt ein Werk Delavigne's und Scribe's, in Musik gesetzt von Mayer-Beer, seit dem Julius der Aufführung entgegen."

„Entweder," ruft die Revue de Paris über diese Angelegenheit aus, „hebt alle Unterstützungen auf, und überlaßt die Theater der Spekulation, und dann wird der Staat gegen zwei Millionen gewinnen; oder ermuntert sie durch Zuschüsse zum Ruhm der Dichtkunst, zur Beförderung der Kunst, zum Vortheil des Handels, zur Sicherheit des Staats, aber dann verschleudere man so ungeheure Summen nicht ohne Aufsicht und sichere Gewährleistung."

Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des Weinbaues in Frankreich. *)

Der Weinbau in Frankreich bildet einen der wichtigsten Zweige des landwirthschaftlichen Gewerbes in diesem Reiche. Derselbe wird in acht und siebenzig Departementen betrieben, in welchen diesem Kulturzweige 1,993,307 Hektaren (6,478,247 preuß. Morgen) gewidmet sind. Der jährliche Natural-Ertrag ist zu 55 bis 56 Millionen Hectolitres (47½ Millionen preuß. Eimer) geschätzt, und beträgt mithin nahe die Hälfte der gesammten Weinproduktion in Europa; **) der Geldwerth desselben

*) Die Größe der in Frankreich für den Weinbau benutzten Fläche ist aus dem Rapport au roi sur l'administration des finances, Mars 1830, entnommen; die Angaben in Betreff der Größe der Naturalproduktion und des Geldwerthes derselben, theils aus der Oenologie française ou statistique de toutes les boissons vineuses et spiritueuses de la France, par M. Cavoleau, 1827 (vom Institut gekrönte Preisschrift), theils aus Dupin's forces product. II, 154.

**) Nach Maßgabe der vorhandenen, jedoch nur zum Theil völlig verläßigten Angaben kann der Betrag derselben auf 97 bis 98 Millionen Eimer berechnet werden. Zu diesem Totale tragen bei: Frankreich, 47½ Mill.; Oesterreich,

unmittelbar nach der Kelterung zu 540 Mill. Fr. (250½ Mill. Guld.) und dessen Handelswerth zu 1080 Mill. Fr. (501 Mill. Guld.) berechnet. Von dem gesammten Erzeugnisse sind im Durchschnitte der zehn Jahre von 1820 bis 1829 (beide einschl.) jährlich 1.107.165$\frac{6}{10}$ Hektol. (1.476.220$\frac{8}{10}$ Eimer) ausgeführt, 5.229.890 Hektol. zur Branntweinfabrikation verwendet worden, mithin 29.162.955 Hektol., oder nach Abzug von beiläufig 15 Pr. dieser Quantität für Essig-Fabrikation und Abgänge aller Art, 25.788.520 Hektol. für die Konsumtion im Inlande verblieben. Mit der Bevölkerung von 32½ Mill. Individuen verglichen, vertheilt sich diese Quantität im allgemeinen Durchschnitte so, daß ungefähr 79$\frac{4}{5}$ Litres (92$\frac{6}{9}$ berliner Quart) auf den Kopf, oder auf eine Familie (zu 5½ Individuen) 509 Quart kämen. In den südlicheren Gegenden von Frankreich ist Wein das gewöhnliche Getränke aller Klassen von Einwohnern. Jedoch soll sich dieser Verbrauch, überhaupt der Absatz von Wein, in den neuern Zeiten in einem Maße vermindert haben, welches für den bisherigen Flor des Weinbaues verderblich zu werden droht. Als Ursache dieser so ungünstigen Gestaltung der Verhältnisse wird zunächst die Höhe der Abgaben bezeichnet, die auf der Konsumtion von Wein lasten, und deren Druck durch die Ungleichheit ihrer Vertheilung gesteigert wird; sodann das Douanensystem, welches durch übermäßige Belastung und theilweise gänzliche Verweigerung der Einfuhr der Erzeugnisse des Auslandes den Debit von Wein in dieses (angeblich) erschwere und vermindere. Die Andeutung der ersteren dieser Ursachen dürfte in Betracht der Größe der Abgaben, die von der Weinkonsumtion erhoben werden, und des Verfahrens bei ihrem Einzug, vollkommen gerechtfertigt scheinen. In einem im April des vorigen Jahres in der Deputirtenkammer vorgetragenen Kommissionsberichte ist der Betrag der städtischen Abgaben, die auf diesem Verbrauch lasten, zu 50 Millionen, der Totalbetrag aller Abgaben aber zu 150 Mill. Fr., jedoch zu hoch angegeben, indem nach Maßgabe der Angaben in dem in der vorstehenden Note angeführten Berichte an den König die ersten nur 25⅓ und sämmtliche Abgaben nur 122$\frac{2}{10}$ Mill. Fr. betragen, die in Wirklichkeit jedoch bloß auf ungefähr ⅓ des produzirten Weines, oder auf 15 Mill. Hektolitres haften, indem die übrigen ⅔ durch die Konsumtion an den Produktionsorten, durch die Ausfuhr und durch Defraudation der Besteuerung entzogen bleiben. Es würde sich hiernach die Gesammtmasse der Abgaben, im allgemeinen Durchschnitte, mit 8 Fr. 18 Cent., oder ungefähr 26$\frac{7}{10}$ Proc. auf den Hektoliter vertheilen; nach Verschiedenheit der Fälle kann dieser Abgabensatz beim Detailverkaufe in größeren Städten bis über 50 Proc. steigen, während sie den Verbrauch des bemittelten Konsumenten, der seinen Bedarf unmittelbar von den Producenten oder von Großhändlern bezieht, nur mit 5 Proc. trifft, die Konsumtion der Weinbergsbesitzer aber, selbst wenn sie von dem Orte der Produktion entfernt wohnen, ganz verschont.

Wie groß aber auch die nachtheilige Einwirkung dieser Höhe und Ungleichheit der Belastung auf die Konsumtion überhaupt und insbesondere auf jene in den Städten seyn mag, so möchte die Ursache der ungünstigeren Gestaltung der Verhältnisse des Weinbaues in Frankreich dennoch weniger hierin, sondern vielmehr und vorzüglich in der Ausdehnung zu suchen seyn, welche dem Betriebe desselben in den neuern Zeiten gegeben worden ist, und die durch Ueberführung des Marktes Stockung des Absatzes und zunehmende Werthlosigkeit des Produkts zur Folge haben muß. So z. B. ist die dem Weinbau gewidmete Fläche in dem Departement de Herault von 63.650 Hektaren im Jahre 1788 auf deren 124.800 im Jahre 1829; in dem Departement der untern Charente von 81.000 in dem erstern Zeitpunkte auf 105.000; in jenem der Charente von 75.000 auf 112.610 Hektaren gesteigert worden. Ueberhaupt ist diese Fläche in ganz Frankreich von 1.555.475 Hektaren im Jahre 1788 auf 1.993.307 Hekt., oder um ungefähr 28 Proc., seit dem Anfange des gegenwärtigen Decenniums insbesondere um 257.951 Hektaren, oder um 15⅓ Proc. vergrößert worden, während die Vermehrung der Bevölkerung (beziehungsweise der Konsumenten) in dem vierzigjährigen Zeitraume nur beiläufig 25 Proc., und seit dem Jahre 1821 nur ungefähr 6$\frac{8}{10}$ Proc. beträgt!

zwischen 35 und 36 Mill.; Spanien, 9 bis 10 Mill.; Portugal, 13 bis 1.400.000; Deutschland, mit Ausschluß der österreichischen und preußischen Provinzen, 2.200.000 bis 2.400.000; Preußen, 900.000; die Schweiz, 5 bis 600.000; und eben so viel Italien (mit Ausschluß der österreichischen Provinzen); die Niederlande, 40 bis 50.000 Eimer.

Eine Erörterung über den möglichen Einfluß, den eine freiere Bewegung des Verkehrs mit dem Auslande auf die Vergrößerung der Weinausfuhr haben könnte, würde dem Zwecke einer bloßen Anzeige der gegenwärtigen Verhältnisse des Weinbaues, d. h. einer Anzeige des bloß Thatsächlichen fremd seyn. Jedenfalls zeigt nachstehende Vergleichung des gegenwärtigen Betrages der Ausfuhr mit seiner Größe in einem früheren Zeitpunkte den Ungrund der Behauptung, daß sich dieselbe in den neueren Zeiten vermindert habe. Im Durchschnitte der drei Jahre, von 1787 bis 1789 nämlich, hat dieselbe jährlich 975.889⅓ Hektol. Wein und 253.879 Hektol. Branntwein: — im Durchschnitte der 10 Jahre, von 1820 bis 1829 (beide einschl.), hingegen 1.107.165$\frac{6}{10}$ Hektol. von ersterem und 271.657$\frac{9}{10}$ Hektol. von letzterem betragen. Es übersteigt mithin die Ausfuhr, die in dem letzten Zeitraume Statt gefunden hat, den früheren Betrag derselben um jährlich 131.276$\frac{4}{15}$ Hektol. Wein und um 17.758$\frac{9}{10}$ Hektol. Branntwein. Nur ein Mal, nämlich im Jahre 1824, ist dieselbe etwas merklich unter den obenerwähnten Durchschnittsbetrag, d. h. auf 906.726 Hektol. gesunken, so wie sie denselben nur zwei Mal, in den Jahren 1825 und 1828, um etwas mehr als 100.000 Hektol. überstiegen hat. Es scheint Dieses auf eine gewisse Stätigkeit in der Größe des Verbrauchs des Auslandes, und zugleich darauf hinzudeuten, daß der Stockung des Absatzes nur durch Erleichterung und Begünstigung der Konsumtion in dem Inlande abgeholfen werden kann. Ueberhaupt und zugleich aber bewährt sich auch in diesem wie in so manchen andern Fällen, daß die Produktion der unter gegebenen Umständen möglichen Größe der Konsumtion nicht voraneilen darf.

Vermischte Nachrichten.

Die neue französisch-katholische Kirche, an deren Spitze der Abbé Chatel steht, hat sich bereits über Paris hinaus verbreitet. Ein Hauptstatut dieser Sekte scheint der Gebrauch der Nationalsprache beim Gottesdienste zu seyn, und die Anerkennung des Grundsatzes, daß es bei Schließung einer Ehe keine andern als bürgerliche Hindernisse gebe. Auch verlangen die Geistlichen keine Besoldungen, sondern begnügen sich mit den freiwilligen Spenden ihrer Gemeinden. Ob noch sonstige dogmatische Ketzereien mit unterlaufen, ist noch nicht bekannt. Wir vermuthen aber, daß eine innigere Verbindung des Religionsunterrichts mit dem Volksunterricht nicht außer Frage gestellt ist. Bei Gelegenheit der kürzlich in französischen Blättern erschienenen Anzeige von der Eröffnung dieser Kirche in Nro. 25 der Straße La Sourdière theilt der Abbé die Urkunden mit, worin zwei Gemeinden förmlich ihren Beitritt aussprechen. Die Urkunden lauten, wie folgt:

„Den 31 Dezember 1830. Maire, Munizipalrath und Einwohner von Annecorbin, Bezirk Galan, Departement der oberen Pyrenäen, erklären, daß sie alle Gemeinschaft mit der römischen Kirche abbrechen und sich mit ganzem Herzen zu den Grundsätzen der französisch-katholischen Kirche bekennen. In Folge dieses Beschlusses hat Hr. Barthelemey Trescazes, vormaliger Amtsverweser dieser Pfarrei, seine Bestallung erhalten."

Unterschriften.

„Wir Maire, Adjunkt, Munizipalrath und Einwohner von Paucourt, Bezirk Montargis, in Betracht des Artikels V der Charte, der Jedermann freie Religionsübung zusichert, in Betracht, daß die kirchliche Behörde unseres Departements seit vielen Jahren den Gemeinden Geistliche geschickt hat, deren Lehre und Betragen in Widerspruch standen mit den Forderungen der Zeit und den liberalen Institutionen Frankreichs, beschließen: 1) die Mitglieder der Gemeinde Paucourt sind und bleiben befreit von jeder geistlichen Gewalt, die von dem Bischof von Orleans ausfließt, und treten der in Paris gegründeten französisch-katholischen Kirche bei; 2) Hr. Abbé . . . ist als Pfarrer eingesetzt und hat bereits von der Pfarrkirche ꝛc. Besitz ergriffen; 3) der Maire und die Nationalgarde sind mit Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt. Paucourt, 9 Januar 1831." Unterschriften.

Im Jahre 1829 wurden in England 1155 Schiffe mit einem Gehalt von 128,752 Tonnen vom Stapel gelassen. Im Jahre 1828 hatte man 1350 Schiffe mit 163.750 Tonnen gebaut; man schätzte damals die Zahl der dienstthuenden Matrosen und Schiffsjungen auf 155.000. In den unmittelbar vorhergegangenen Jahren war das Schiffsbauwesen noch bedeutender gewesen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 41. 10 Februar 1831.

Geschichte der Eroberung von Algier.

3. Niederlage und Kapitulation des Dey.

Zu Sidy-el-Ferrusch, sechs Lieues von Algier, bildete die Armeeverwaltung ihre Niederlassungen. Die erste und zweite Division nahm eine Liene von dem Landungsplatz eine Stellung und die dritte Division bezog das verschanzte Lager. Längs der Linie wurden einige Redouten angelegt und die Fronte deckte die Feldartillerie.

Seit einigen Tagen gewahrte man auf der feindlichen Seite eine Bewegung und eine Entwickelung von Streitkräften, die einen nahe bevorstehenden Angriff vermuthen ließen. Wirklich begannen am Morgen des 19 Junj die Türken mit einem heftigen Angriff auf die vorgeschobenen Posten das Treffen, welches bald sehr lebhaft wurde, und nicht eher endete, als bis das Lager bei Staueli erstürmt und das ganze Heer der Türken, Beduinen und Cadylen in voller Flucht begriffen war. Mehr als 200 Zelte, worunter sich durch Höhe und Eleganz die des Aga und der Bey's von Tittery und Konstantine auszeichneten, nebst etlichen und sechzig Kamelen und einigen Vorräthen Zwieback, Reis und Gerste waren der Preis des Tages. Noch Abends um 6 Uhr dauerte die Verfolgung. In Staueli sahen sich die Franzosen erst eigentlich nach Afrika versetzt; in den ungeheuren Palmbäumen, deren Schaft aus dem 15 bis 20 Fuß hohen Blätterbüschel emporschoß, in den dichtbelaubten Orangen, den Gruppen von Feigenbäumen, den Gebüschen von Lorbeerrosen kündigte sich ihnen das fremde Land, das sie ihren Waffen unterwerfen sollten, nun auch von einer etwas freundlicheren Seite an, nachdem sie bis jetzt nur das ungastliche Meer, welches seine Küsten bespült und die Sandwüste, welche seinen Strand bedeckt, kennen gelernt hatten. In Staueli blieb das Heer bis zum 24. Diese Zeit benützte die Verwaltung, hier ein Entrepot von Wein, Reis und Futter zu errichten und das Geniecorps eine Straße nach Sidi-el-Ferrusch anzulegen, die, troß der Entfernung, welche viertausend und etliche hundert Klafter betrug, mit unglaublicher Geschwindigkeit vollendet wurde. Das Gesträuch, welches das Erdreich bekleidete, ließ sich leicht ausreißen, was diese Arbeit sehr förderte; aber die geringe Festigkeit des Bodens gewährte in anderer Beziehung auch den Nachtheil, daß die Räder der Wägen acht bis zehn Zoll tief einsanken, während der feine röthliche Staub, der sich aus dem Sand erhob und das Profil der Kolonnen bezeichnete, nicht nur den Marsch erschwerte, sondern auch Augen und Brust gefährdete. Um die Kommunikation zu sichern traf man die Vorsorge, mehrere Blockhäuser längs der Straße zu errichten — eine Maßregel, die nicht nur wegen der Zufuhren, sondern auch wegen der Soldaten um so nöthiger erschien, als bereits mehreren, die sich einzeln zu ihren Abtheilungen begeben wollten, ihre Unvorsichtigkeit theuer zu stehen gekommen war, da die überall umherschwärmenden Araber für jeden Kopf, den sie abschnitten, eine Belohnung erhielten. Der Aufenthalt in Staueli war zum Theil auch dadurch nöthig geworden, daß man erst 45 bis 50 Wägen und 60 Maulthiere am Land hatte, also bei Weitem noch nicht genug Transportmittel, um die Armee auf eine weitere Entfernung mit Lebensmitteln und andern Vorräthen zu versehen.

Nachdem mittlerweile die Marine mit unermüdeter Thätigkeit neues Material gelandet hatte, auch ein Theil des in der Bai von Palma zurückgebliebenen Convoi's nachgekommen war, rückte das Heer am 24, unter beständigen Neckereien von Seiten des Feindes, nach Sidi-Kalef, in der Richtung des Kaiserforts, vor. Die Entfernung dieses Punkts von Staueli beträgt etwa 4000 Klafter. Der Boden war sehr durchschnitten; der Weg führte durch Wäldchen von Orangen, Granaten und Caktus, in deren Schatten einige Häuser und Grabmäler von Marabuts sich befanden. Die Armee faßte auf einem Raum Posto, wo nur eine Schlucht zwischen ihr und den Türken lag, die auf ihrem Rückzug ein beträchtliches Pulvermagazin in die Luft sprengten. Die Explosion, welche so zu sagen mitten unter den Plänklern Statt fand, und vermuthen ließ, daß der Boden unterminirt sey, kündigte sich durch eine unermeßliche Staubsäule an, welche sich langsam gen Himmel erhob und in Form einer dichten kupferfarbenen Wolke zerplatzte.

In den Gefechten vom 19 und 24 hatte der Feind viele Leute verloren; da er sich aber sehr angelegen seyn ließ, seine Verwundeten und Todten fortzuschaffen, so konnte man die Größe seines Verlustes nicht ausmitteln. Die Franzosen zählten 638 Verwundete und 136 Fieberkranke, die man auf leeren Proviantwägen nach Sidi-el-Ferrusch brachte; hier wurden nur 226 behandelt, von denen 22 auf den fahrenden Lazarethen starben; die übrigen schwerer Niederliegenden wurden nach Mahon eingeschifft. Die Zahl der Gefallenen erfährt man nicht.

Die Anstalten in Sidy-el-Ferrusch nahten jetzt ihrer Vollendung; ein täglicher Verbrauch von 40,000 Rationen war gedeckt; in den Spitälern konnten 600 und mehr Kranke untergebracht werden, als am 26 ein neuer verderbendrohender Sturm ausbrach. Am Abend lief das Con-

vol von Palma mit günstigem Wind in die Bai ein, in der sämmtliche Transportschiffe ankerten; es war ein schöner heiterer Tag; aber so treulos ist in jenen Regionen das Element, daß man in der Nacht für die ganze Flotte zitterte. Indessen kam man mit der Einbuße von drei Handelsschiffen, die an der Küste scheiterten, glücklich genug davon. Aber die Unsicherheit der überseeischen Verbindung nöthigte die Verwaltung, da wo sie Eins brauchte, das Doppelte und Dreifache zu fodern.

(Schluß folgt.)

Sibirien.

2. Das Eismeer.

Ich bin zwanzig Jahre in Sibirien gewesen, und habe drei Jahre lang auf Anstrag der Regierung die Küsten und Inseln des Eismeers bereist, erzählt Hr. von Hedenström, dessen Bericht *) wir dem vorliegenden Aufsatz entnehmen, so daß ich im Stande war, das ganze Uferland genau kennen zu lernen. Man empfindet einen gewissen Genuß in der Erinnerung an die Beschwerden und Gefahren, die man überstanden hat, und man spricht daher gerne davon; ich werde mich jedoch auf eine Schilderung der merkwürdigsten zum Theil noch völlig unbekannten Dinge beschränken, die mir während dieses Aufenthalts vorgekommen sind. Zwischen der Lena und der Behringsstraße hat das Eismeer das Aussehen einer ungeheuren Meerenge, die im Süden durch Sibirien, im Norden durch eine Kette großer Inseln eingezwängt ist. Diese Meerenge bleibt, einige Wochen des Augusts ausgenommen, stets mit Eis bedeckt; ein Umstand, der die Schiffahrt rein unmöglich macht. Da man indeß an den Seeexpeditionen, welche von mehreren Kosaken und Marineoffizieren in den dortigen Gewässern unternommen wurden, nicht zweifeln kann; so muß man diese gegenwärtige Unmöglichkeit auf Rechnung der Abnahme der Meerestiefe und der Zunahme des Eises setzen. Ich habe mich überzeugt, daß die Tiefe der Meerenge nur sehr unbedeutend ist; zweihundert Werste nördlich von der Mündung der Kolyma beträgt sie ungeachtet einer starken Strömung gegen die Behringsstraße nur zwölf Sagenen. Mitten in der Meerenge trifft man Eisberge, die auf dem Meeresgrund aufliegen. Offenbar hat sich der Ozean von Sibiriens Gestaden zurückgezogen. An manchen Punkten ist das alte Ufer, das meist hoch und steil, etliche Werste von dem jetzigen entfernt, welches nieder und flach ist. Sie laufen beide miteinander parallel und das erstere steigt oft senkrecht empor; noch sieht man daselbst viel getrocknetes halbverfaultes vom Wasser angeschwemmtes Holz zum Beweis, daß die Wogen des Ozeans vormals anschlugen.

Im Norden der Inseln, vom sechs und siebzigsten Breitegrad an, breitet sich der Polarozean aus, der niemals gefriert; selbst im Monat März findet man nur ein Wenig Treibeis. Von dort aus sollten die Versuche das Nordende Amerikas und Grönlands zu befahren begonnen werden, selbst der Nordpol ließe sich von dort aus leichter erreichen, in Betracht der Zeit, die man gewänne, wenn man von einem so nahgelegenen Lande ausginge. Es handelte sich nur darum, ein Fahrzeug auf der Lena auszurüsten, das tüchtig gezimmert genug wäre, um eine so schwierige Fahrt auszudauern, es über die Inseln hinauszuführen, und jenseits einen sichern Hafen auszumitteln.

3. Küstenland.

Mit Schmerz nimmt der Reisende wahr, wie die Höhe der Bäume in demselben Verhältniß abnimmt, als er sich dem Eismeer nähert. Bis Werchojansk, 600 Werste vom Meer, bedecken noch hohe und schlanke Lerchen die ersterbende Natur; von dieser Gegend an mindert sich ihre Zahl mehr und mehr und sie werden klein und verkrüppelt. Das Moosgewand, welches den Baum umhüllt, wird dicker als der Stamm selbst; aber Nichts vermag ihn zu retten vor dem zerstörenden Hauch des Nordsturms. Einige armselige Birken (betula nana) kämpfen umsonst gegen den furchtbaren Feind; kaum dem Schoß der Erde entstiegen gehen sie zu Grunde. Nur das Moos, das wahre Kind des Nordens, wächst und blüht mitten in der Oede des Winters, und leiht dem schon seit Jahrtausenden erstarrten Land seine dürftige Bekleidung. Grauen ergreift den verweichlichten Europäer, wenn er das Land betritt, wo das Schweigen und die Kälte des Todes herrschen; nur die Pflicht und das Verlangen nützlich zu seyn, können seinen gesunkenen Muth wieder aufrichten; aber geboren für alle Himmelsstriche, gewöhnt sich der Mensch auch an die Schrecken der Natur.

Man kann den siebzigsten Breitegrad als die Grenze der Holzvegetabilien betrachten. Von dem letzten Baum bis aus Meer erstreckt sich eine unermeßliche von Seen und Pfützen vielfach durchschnittene Ebene; Flüsse und Bäche sind selten; man nennt diese Wüstenep in Sibirien Tundra. Einige Seen haben eine ansehnliche Größe und Tiefe, alle sind sehr fischreich. Der Holzsee, welchen die Jakuten Tastan, Steinsee, nennen, zeichnet sich durch die Menge des harzigen Holzes (lignum bituminosum) aus, welches er auswirft. Dieses Holz enthält zuweilen Stücke harten Harzes, welches äußerlich ziemlich dem Amber gleicht, und mitunter Insekten in sich schließt. Dieses Harz ist jedoch leichter als der Amber, und giebt, wenn man es verbrennt, keinen so guten Geruch von sich. Die Pfützen, von den Eingebornen Laida genannt, messen wohl mehrere Werste in Länge und Breite; aber sie sind ganz seicht und hegen keine Fische. Im Sommer wird die Stille der Einsamkeit durch die Ankunft der Zugvögel belebt; zahllose Schwärme von Gänsen und Enten lagern dann auf den Seen und Pfützen. Unter den Gansarten sind, so viel ich weiß, zwei noch nicht beschrieben: eine Gans, welche kleiner als die graue, und am ganzen Leib weiß ist, mit Ausnahme der äußersten Federn an den Flügeln, welche schwarz und der Füße, welche roth sind; und eine Gans die von der Größe einer Ente, nur mehr gerundet, und ganz schwarz, auf Russisch niemok, d. h. die Stumme heißt, weil sie fliegt, ohne einen Laut hören zu lassen. Schwanen giebt es zweierlei, eine größere und kleinere Art, sonderbarer Weise nistet die erstere nur in den Gehölzen am Saum der Tundra, die letztere nur in der Tundra selbst. Unter den sonstigen Vögeln ist eine Art Wasserhuhn (tringa lobata), kleiner als ein Sperling und plattfüßig, zu bemerken. Ich sah sie bloß noch in der Steppe von Baraba. Dieses Vögelchen durchstreift unbegrenzte Räume, damit es in diesen unzugänglichen Orten ruhig seine Eier legen und ausbrüten kann. Hier zeigt sich auch der Larus parasiticus,

*) In dem russischen Journal des Ministeriums des Innern.

den man sonst in Sibirien nicht findet. Heimische Vögel sind das Schneehuhn und der weiße Grosfürst. Im Sommer stellen sich gleichfalls zahllose Heerden wilder Rennthiere ein, die eine Zuflucht vor den Schnacken suchen; das große amerikanische Elenn dagegen verläßt die Wälder nicht. Mit einem Jahre ist das Füllen dieses stattlichen Thiers so groß als ein Pferd von mittlerem Wuchs. Im Osten der Mündung der Kolyma findet man die Capra Ammon. Unter den Zugfischen ist der Häring der bedeutendste; er kommt selten in die Lena, regelmäßig aber besucht er die Indighirka, die Jana und Kolyma. Daraus läßt sich schließen, daß die Häringe, welche in diesen Gewässern erscheinen, nur eine Colonne sind, die sich von dem Hauptheer trennt. Diese Vermuthung bestätigt sich durch den Umstand, daß man in der Jana kleinere Häringe als in der Indighirka und in der Kolyma größere als in dem letztern Fluß fängt; da diese Fische sämmtlich derselben Art angehören, so rührt der Unterschied nothwendig davon her, daß sie während ihres Vordringens gegen Osten wachsen. Die Häringe werden nach diesen Flüssen von den sogenannten Muckfun (varietas salmonis eperlani) begleitet; die Lachsforelle (salmo omul) (nicht zu verwechseln mit dem Salmo autumnalis von Pallas und dem Corregonus artädi von Gmelin, der nur in dem Baikalsee zu Haus ist, dem Häring aber sehr gleicht) kommt auch von Zeit zu Zeit in gewaltiger Menge vor; sie ist groß und dick, fast rund und hat einen kleinen Kopf. Der Stör kommt mehr in der Lena vor. Zur Zeit meiner Anwesenheit waren drei Narwalle in dem Golf der Jana in der Nähe der Küste vom Eis festgehalten worden; jedes derselben hatte aber nur ein Horn und nicht zwei, wie einige Naturforscher behaupten. Wallfische hat man nie gesehen. Im Winter nimmt Alles wieder seine düstere einförmige Gestalt an. Höchstens ein blauer Fuchs oder eine Heerde wilder Rennthiere, was man noch zu Gesicht bekommt. Eine eigenthümliche Erscheinung ist die außerordentliche Spürkraft des Rennthiers, die es das ganze Jahr über an den Tag legt, nur im Frühling nicht. Es wittert einen Menschen oder einen Hund auf eine weite Entfernung. Aber während der Monate März und April muß es seine Spürkraft durch Vorsicht ersetzen: es entfernt sich dann nie von dem Schlitten, wenigstens nie weit, und nie, ohne zuvor mehrere Mal um denselben herumgegangen zu seyn, gleichsam als ob es in diesem Augenblick sich auf seinen Geruchssinn nicht verlassen könnte, sondern noch andere Fingerzeige bedürfte, um sich zu orientiren.

Literarische Chronik.

Französisches Theater.

(Schluß.)

Der fünfte Akt versetzt uns in die Vorzimmer eines Ministeriums von 1814; Geburt und Gunst theilen sich in die Beute, indeß ein Tapferer, der zwanzig Jahre gedient hat, dem Hungertode preis gegeben wird. Von hier führt uns das folgende Tableau auf die Insel Elba, wo sich der Kaiser mit einem seiner „Brummbärte" (grognards) unterhält; der Spion kommt und bringt Neuigkeiten von Paris; sogleich beschließt Napoleon seine Rückkehr nach Frankreich. Während sich eine kleine Schaar einschifft, führt uns der Dichter nach Paris zurück, in einen Salon der Vorstadt St. Germain, wo er einige lächerliche Thorheiten der Gesellschaft der Restauration zum Besten giebt.

Wir kehren zum Kaiser zurück und begegnen ihm mitten auf dem Meere auf dem Schiffe, das ihn nach Frankreich bringt. Die Wache signalisiet ein Segel; es ist die Brigg, die Napoleons Garde am Bord führt. Die beiden Schiffe rufen sich, fast Bord an Bord an einander vorbeisegelnd, zu; die Soldaten haben sich auf dem Verdeck niedergelegt, und Napoleon, den man nicht erkennt, antwortet selbst auf die Frage, wie sich der Kaiser befinde. Diese Dekoration ist ein Meisterstück der Szenerie.

Das letzte Tableau dieses Aktes stellt einen Saal in den Tuilerien vor. Die Annäherung Napoleons hat hier Alles in völlige Auflösung gebracht. Nachrichten folgen auf Nachrichten, die Kronbeamten, die Leibwachen kommen, gehen und rennen von allen Seiten durcheinander. Ludwig XVIII, die Herzogin von Angouleme und einige Personen ihres Gefolges, eilen im Hintergrunde schweigend über die Bühne. Man sieht gleichgültig den vertriebenen König ziehen und läuft dem ankommenden neuen Herrn entgegen. Dieser läßt nicht lange auf sich warten. Kaum hat Ludwig XVIII die Bühne verlassen, so tritt Napoleon auf; er empfängt die Abgeordneten der beiden Kammern sehr übel und löst sie zur Strafe ihres schlechten Benehmens auf. Dieses Tableau mißfiel allgemein. Schon als die unglückliche Katastrophe Ludwigs XVIII dem Gelächter preisgegeben wurde, erhob sich ein allgemeines Gemurmel der Mißbilligung, und selbst Die, welche den Gang der gegenwärtigen Kammern auf das Heftigste angreifen, fühlten die Unschicklichkeit der Anspielung, die man hier machen zu wollen schien. Ein furchtbarer Lärm erhob sich im Parterre, und das Stück mußte einige Minuten ausgesetzt werden.

Wir verließen den Kaiser bei seinem Einzug in die Tuilerien am 20 März 1814; wir finden ihn wieder auf St. Helena, niedergeschlagen, eingefallen, leidend, mit allen Anzeichen eines frühen und nahe bevorstehenden Todes. Das erste Tableau stellt ein kleines Thal vor, man erblickt die Trauerweide, die bald die Gebeine Dessen beschatten wird, der wie jener homerische Gott durch die Bewegung seines Hauptes die Welt erschütterte. Man sieht hierauf Napoleon in seiner engen Wohnung, bald im vertraulichen Gespräch mit den treuen Gefährten seiner Verbannung, bald niedergebeugt von den Mißhandlungen, mit denen Hudson Lowe das Maß des Unglücks zu füllen sich bemüht. Es läßt sich denken, daß dieser, von dem Kaiser mit Verachtung behandelt, wie der Henker neben seinem Schlachtopfer erscheint. Ein englischer Offizier wird gemeldet. Es ist der Spion, den wir auf der Insel Elba verlassen haben. Da er die Erlaubniß nicht erhalten konnte, dem Kaiser nach St. Helena zu folgen, so hat er, unter den englischen Truppen angeworben, auf mehreren britischen Kolonien gedient, und war endlich nach St. Helena gesendet worden, wo er sich seit einem Monate befindet. „Sie sehen," sagt er, „vor der Insel ein Schiff, es erwartet Sie." Napoleon verschmäht dieses Rettungsmittel, sein Tod auf St. Helena scheint ihm ein großartigeres Schicksal, als es ihm seine Befreiung gewähren könnte. Er giebt dem Spion einige Beweise seiner Erkenntlichkeit und fordert ihn auf, allein zu fliehen. Der Spion, da er die Unmöglichkeit sieht, den Widerstand des Kaisers zu besiegen, zündet sogleich das Feuer an, das dem Schiffe das Zeichen von der erfolgten Weigerung giebt. Hudson Lowe auf dieses Signal aufmerksam gemacht, läßt den Spion festnehmen, der sogleich die Wahrheit bekennt, entschlossen, da er Napoleon nicht retten kann, da zu sterben, wo dieser bald seine Tage beschließen wird. Sein Schicksal ist bald entschieden und die Nachricht seiner Verurtheilung beschleunigt die Krisis, die den Tod des Kaisers herbeiführt. Der Todeskampf Napoleons ist lang, aber ergreifend durch die aus den Memoiren geschöpften Momente, selbst die letzten Worte, die in diesen dem sterbenden Helden in den Mund gelegt werden, sind hier eingeflochten.

Der Temps macht über dieses historische Schattenspiel an der Wand folgende Bemerkungen:

„Es bedurfte nicht eines Talentes, wie es Dumas in der Dichtung seines Heinrichs III entfaltet hat, um ein Stück wie dieses zu verfertigen; es genügte irgend eine Hand, die aus dem Haufen von Memoiren, die über Napoleon geschrieben oder von ihm selbst diktirt worden sind, die bunten Lappen auszusuchen und geschickt zusammen zu heften verstand. Wir haben eine zu große Meinung von dem Talente des Dichters, als daß wir ihm das Unrecht anthun möchten, zu glauben, er habe unsere Literatur mit einem Werke dieser Art bereichern wollen; ohne Zweifel wollte er dem Theater eine Ader des Gewinns anschlagen, und es ist ihm gelungen. Der neue Napoleon ist ein mittelmäßiges Stück und eine herrliche Spekulation, der Kasse des Theaters günstig, nicht so dem Ruhm des Dichters.

„Wenn sich der Verfasser dazu versteht, einige Unschicklichkeiten und

viele zu weit ausgesponnene Stellen wegzustreichen, so wird er die Vorstellung, die am ersten Tag fünf sterbenslange Stunden dauerte, bedeutend abkürzen können; so wie dieselbe ohne Zweifel jederzeit durch einige gelungene Szenen und durch ein wahrhaft sehenswürdiges Spektakel den großen Haufen anziehen wird, wozu auch nicht wenig das durchdachte Spiel Frederik's beiträgt, dessen Figur zwar nicht der des Kaisers gleicht, der aber in seiner Physiognomie und in seinen Bewegungen so ziemlich an sein Vorbild erinnert.

„Wie gesagt, wir haben gegen diesen Napoleon als Spektakelstück nichts einzuwenden; auf ein Verdienst als historisches Gemälde hat es ohnehin keinen Anspruch. Denn was wäre dieß für ein Leben Bonaparte's, in welchem man weder Etwas von einem 13 Vendemiaire sieht, noch von Egypten, noch von dem Herzog von Enghien, weder von der zweiten Vermählung des Kaisers, noch von Waterloo? Und wie könnte man es dreißig Jahre aus der Geschichte Frankreichs nennen, wo man außer einigen Quodlibets eines Soldaten, nicht einmal Etwas von einem Kriege in Spanien hört? Von dem Kriege in Spanien — dem Knoten des ganzen politischen Schicksales Napoleons, dem Culminationspunkt seiner Eroberungen, diesem unglücklichen Wendepunkt, an dem der erstaunungswürdigste Mann des Zeitalters zu sinken und das wunderbare Glücksgestirn Frankreichs zu erbleichen begann!

„Betrachten wir aber das vorliegende Stück aus politischen Gesichtspunkten (und man kann nicht umhin, seinen Blick auf diese Seite hinzurichten, wenn man das Gemälde einer Herrschaft vor sich aufrollen sieht, die so großen Einfluß auf die Geschicke Frankreichs hatte), so können wir als Bürger nicht umhin, die Parteilichkeit zu beklagen, mit der dieser Stoff behandelt wurde. Nicht der leichteste Tadel findet sich gegen diesen so großen und zugleich so verhängnißvollen Mann ausgesprochen, durch den Frankreich so ruhmstrahlend und so erniedrigt wurde, der ihm den gerechten Anspruch auf den Namen der großen Nation verlieh, aber es um seine Eroberungen, wie um die Freiheiten der Republik brachte. Napoleon sagt von sich selbst, er werde „der Stern der Civilisation der Völker“ seyn. Das läßt sich freilich in einem Drama, wo ihm Niemand widerspricht, als Axiom geltend machen. Wir haben es aber erfahren, welchen Nutzen die Civilisation aus dem Szepter eines Despoten und aus dem Schwerte eines Eroberers zieht! Wir glauben, das Stück würde Nichts an Interesse verloren haben, wenn der Dichter sich ein Wenig mehr als Philosoph gezeigt hätte!“

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Die Rückkehr aus der Emigration.

Der Emigrirte kommt nach Hause zurück: Peter!

Peter: Ihr Diener, mein Herr!

— Was hat man verbrannt während meiner Auswanderung?

— Zwei Fuhren Holz und vierzig Bündel Reisig.

— Du verstehst mich nicht. Wo hat man Feuer angelegt während meiner Abwesenheit?

— Ich schwör' es bei meiner Seele, nirgends.

— Die Schurken! Nichts verbrannt haben sie? — Was hat man niedergerissen?

— Das Stück Wand da, um den Ofen zu setzen.

— Dummkopf, der Du bist. Was man verwüstet hat?

— Nichts von der Welt, Herr. Alles steht noch am alten Fleck. Die Stiegen sind jeden Tag richtig gefegt worden.

— Die Revolutionärs! Nichts verwüstet haben sie! Aber gestohlen haben sie doch, Peter?

— Nichts, das ich wüßte, Herr. Ihre Vorhänge sind von keinem Lüftchen bewegt worden. Ihre Wanduhr geht noch, und man hat sie seit Ihrer Abreise nicht einmal aufgezogen. Die Büste Carls X steht noch auf dem Ofen und wärmt sich, bis es besseres Wetter giebt; die der Frau Herzogin von Angouleme ist noch in Ihrem Alkoven.

— Die Sansculotten! Meine Meubeln haben sie mir gelassen! Aber umgebracht haben sie doch?

— Umgebracht, Hr. Marquis? Im Hause war Niemand als ich und Ihr Jagdhund Castor. Und für Umgebrachte befinden wir uns beide noch ziemlich wohl.

— Was! Nichts verbrannt, Nichts niedergerissen, Nichts gestohlen, Nichts umgebracht! Nun, zum Henker was haben denn diese Jakobiner gemacht?

— Ich habe keine Jakobiner, keine Sanskulotten, keine Revolutionärs gesehen. Niemand ist in's Haus gekommen, als ihre Pächter und Miethsleute, die ihre Zinsen brachten. Sehen Sie: da liegt's in Gold und Silber.

— Wirklich? — Nun, nicht mehr als Schuldigkeit von dem Lumpenpack. Und Du, was hast denn Du gemacht? Du siehst viel zu gut aus für den Bedienten eines Emigrirten.

— Ey der Blitz, Hr. Marquis, ich hab's gemacht wie die Andern. Am ersten Tag hat man auf mich geschossen, am zweiten hab' ich auf sie geschossen; am dritten hab' ich die weiße Fahne auf dem Gartenhause heruntergerissen und, mit Verlaub zu sagen, die dreifarbige hinaufgesteckt.

— Weiter.

— Dann bin ich nach Rambouillet mitgelaufen und habe geschrien: Es lebe die Charte! Es lebe Lafayette! Und dieser hat mich zweimal umarmt. Und am Krönungstag Ludwig Philipps hab' ich die ganze Façade des Hauses beleuchtet. Es war herrlich, Hr. Marquis.

— Womit hast Du denn auf die Royalisten geschossen?

— Mit Ihrer Jagdflinte, Hr. Marquis.

— Womit hast Du denn das Haus beleuchtet?

— Mit Ihrem Talg, Hr. Marquis. Aber glauben Sie es nur, hätten Sie keinen Patrioten zum Bedienten gehabt, die Schweizer und die Gendarmen hätten Ihnen die Fenster eingeschossen: denn wir sind da gerade gegenüber . . .

— Schweig! Pinsel!

Vermischte Nachrichten.

Der „Baltimore Patriot“ berichtet, daß vor ungefähr vier Wochen in Big-Bone-Lick in Kentucky das Gerippe eines Thieres von ungeheurer Größe gefunden wurde. Er giebt von diesem folgende Beschreibung:

„Es waren zehn oder zwölf Hauzähne von vier Fuß Länge und drei Fuß Breite, die man im Kreise wie von Menschenhand umhergesteckt fand; in Mitte derselben lagen die Knochen, die an einander gefügt ausweisen, daß das Thier eine Höhe von fünf und zwanzig Fuß und eine Länge von sechzig Fuß gehabt haben müsse. Die Hirnschale allein wog vierhundert Pfund. Diese Knochen wurden von Hrn. Finney ungefähr vierzehn Fuß unter der Oberfläche des Bodens gefunden; er schlug fünftausend Dollars, die man ihm dafür bot, aus. Das Skelett ist fast vollständig, bis auf eine oder zwei Rippen. Zu bestimmen, wovon oder wo dieses Thier lebte, setzt die obengenannte Zeitung hinzu, liegt außer dem Bereiche des menschlichen Wissens. Der Mammuth selbst, dessen eigentliche Größe man seither bewunderte, verschwindet als unbedeutend gegen dieses neuentdeckte Ungeheuer. War es ein fleischfressendes Thier, so reichte kaum ein Büffel zu seiner Mahlzeit hin; war es ein grasfressendes, so mußten Bäume ihm zum Futter dienen.“

*

Nach offiziellen Berichten hat sich die Einfuhr in Rußland in den Jahren 1827, 1828 und 1829 auf 635,600,000 Rubel belaufen, die Ausfuhr dagegen auf 647,000,000. Der Handel zur See beschäftigte während dieser Zeit 24,987 Fahrzeuge, von denen 2145 unter russischer Flagge segelten. — Die Goldminen in den Uralgebirgen haben sich in ihrem Ertrage gesteigert; im Jahre 1827 lieferten sie 651,420 Pf.; im Jahr 1828 dagegen 672,416.

*

Die neuesten offiziellen Nachrichten von Fernando Po sind vom 17 November v. J. und bestätigen die günstigen Nachrichten, die bereits (Ausl. Nr. 27 d. J.) über diese Kolonie mitgetheilt worden sind. Betrübend ist jedoch zu vernehmen, daß die französischen Sklavenhändler noch immer zahlreich Calabar besuchen, und daß bei dem Abgange dieser Nachrichten von dort nicht weniger als neun französische Fahrzeuge, die diesen abscheulichen Handel zur Bestimmung hatten, unter der dreifarbigen Fahne auf der Höhe von Duke's Town gesehen wurden. Indeß ist der englische Gouverneur entschlossen, diesem mehr als unmenschlichen Frevel Einhalt zu thun. Privatbriefe melden, daß durch die Waffen, welche Kaufleute an die Eingebornen verkauften, großes Unglück angerichtet worden sey, da diese sich ihrer bei Streitigkeiten über die geringfügigsten Dinge bedienten, wobei mehrere Menschen das Leben einbüßten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 42. 11 Februar 1831.

Sibirien.

3. Reisen mit Hunden. Charakter der Jahrszeiten.

Dieses Reisen ist angenehm, schnell und nicht ermüdend. Gutgenährte Hunde legen im Nothfall 200 Werste an einem Tag zurück. Der Schlitten, an den man die Hunde anspannt, heißt Narta; er ist anderthalb Sagenen lang und eine Arschine breit und hoch. Die Narta wird aus trockenem leichtem Holz verfertigt, und alle Stücke sind durch starke biegsame Riemen verbunden. Zu den Läufen, die sehr kurz sind, nimmt man Birkenholz, das man einweicht, damit es geschmeidiger wird und nicht zerbricht, wenn es auch über Eisschollen und Eisberge weggeht. Ohne dieses Fuhrwerk wäre man nicht im Stande, diese unermeßlichen Schneewüsten zu durchreisen, oder gar sich auf das Eismeer hinaus zu wagen. Wie aber der Hund als das nützlichste Thier in diesen Gegenden sich erweist, so ist er auch dasjenige, welches dem von aller Welt verlassenen Wanderer viele Freude und Unterhaltung verursacht, wenn es ihn durch sein munteres Gebell aus seiner Langenweile aufstört, oder den Kopf zurückwendend freundlich anblickt; freilich den Unvorsichtigen kann es auch in die größte Gefahr bringen. Denn kaum wittern die Hunde ein Schneehuhn oder einen blauen Fuchs, so rennen sie nach der Seite, wo sie ihre Beute wissen; die abgemattetsten spüren neue Kräfte in sich, und es geschieht nicht selten, daß sie in der Hitze der Jagd in Schluchten oder Löcher stürzen. In einem solchen Fall hängt Alles von dem Leithund an der Spitze ab, der oft allein Erfahrung besitzt und abgerichtet ist. Dieser Hund, den die Stimme seines Herrn ohne Beihülfe von Zügel und Zaum regiert, führt die andern an, und verfolgt mit größter Sicherheit die ihm bezeichnete Bahn; droht Gefahr, so bedarf es nur eines Rufs und augenblicklich verläßt er die Spur des Wildes, das er mit demselben Ungestüm wie die andern Hunde hetzte, wirft sich auf die entgegengesetzte Seite, zieht seine weniger erfahrnen Kameraden mit sich und rettet den Schlitten. Man spannt 11 bis 13 Hunde an eine Narta und führt damit bei gutem Weg, d. h. wenn der Wind im Monat März den Schnee gehärtet hat, bis auf 50 Puds; auf dem Eis führen sie nicht mehr als 30, weil dann die Läufe ausgleiten. Den Sommer über sorgen die Hunde selbst für ihre Nahrung, indem sie nach Feldmäusen graben, deren es dort zu Land vollauf giebt. Im Herbst fängt man an, sie mit Fischen, namentlich mit Häringen zu füttern. Diese Nahrung giebt man ihnen so reichlich, daß sie fett werden, alsdann legt man sie an die Kette, und läßt sie, je nach dem Grad ihrer Beleibtheit, eine Woche und noch länger ohne Nahrung. Durch diese Maßregel wird ihr Fett fest und derb, und jetzt erst kann man sie zu langen Reisen brauchen, während ohne diese lange Enthaltsamkeit ihre Pfoten auf dem ersten Marsch schrundig und sie selbst zum Fuhrwerk untauglich würden.

Die lange Winternacht, die von der Mitte Novembers bis zur Mitte Januars währt, wäre so unangenehm nicht, wenn nicht die verdichtete Luft eine Anlage zum Scorbut erzeugte. Das Reisen geht dann sehr langsam, man kann es jedoch, weil der Mond nie aufhört zu scheinen, zu jeder Zeit und ohne Unterbrechung fortsetzen. Die Kälte ist weit weniger streng, als man sich gewöhnlich einbildet. Während drei Wintern fiel das Thermometer nie unter 40° Réaumur. Die gewaltigen Winde, deren Wuth keinem Hinderniß begegnet, mindern hier die Intensität des Frostes. Dagegen erreichte im J. 1809 die Kälte nach den Beobachtungen des Dr. Röslein *) in Jakutsk 51° — ein Winter, der den Einwohnern jener Stadt unvergeßlich seyn wird. Der kälteste Ort im Land der Yakuten soll der Weiler Omekon, gegen die obere Indighirka hin, seyn; die Kälte daselbst ist indeß erträglich, weil die Leute durch ihre warme und leichte Kleidung von Rennthierfellen sich gut dagegen verwahren.

*) Der Kollegienrath Röslein, erster Arzt der Provinz, war einer der wohlthätigsten wie der sonderbarsten Menschen. Er nahm für Recepte nie eine Belohnung und ließ dem Staat den größten Theil seiner Besoldung, indem er nur so Viel behielt, als er für seine kümmerliche Art zu leben nothwendig brauchte. Im strengsten Winter trug er sein Sommerkleid, d. h. seine bloße Uniform und nur selten einen tuchenen Mantel. Als im J. 1810 unter den Yakuten die Elephantiasis herrschte, die dort unter einigen Familien erblich und ansteckend ist, ertheilte ihm die Regierung Befehl einen Sanitätsbeamten hin zu senden, um das Uebel untersuchen zu lassen und die nöthigen Heilmittel in Anwendung zu bringen. Obgleich über 70 Jahr alt, übernahm er diesen wichtigen Auftrag selbst, und begab sich im Monat Oktober in seinem üblichen Anzug von Jakutsk nach Sredne-Kolymsk auf den Weg. Er mußte jeden Augenblick vom Pferd steigen, gehen und springen um sich zu erwärmen; so legte er 1500 Werste zurück, erfror aber die Füße. Man transportirte ihn nach Sredne-Kolymsk auf einer Tragbahre und in einem warmen Ueberwurf. Hier angekommen schnitt er sich selbst die Zehen ab und starb nach sechs Monaten; Röslein lebte vierzig Jahre in Sibirien und Kamtschatka. Er hat viele Manuscripte hinterlassen, die seinen Erben zugesandt wurden. Ohne Zweifel enthalten sie interessante Beobachtungen.

Die widrigste Jahreszeit ist der Sommer. Die Hitze ist eben so außerordentlich als unerträglich. Am 6 Juli 1810 stieg das Thermometer in der Sonne in Nischni Kolymsk auf 38°. Myriaden von MosKiten bedecken das Land. In den Wäldern, wo meist die verschanzten Dörfer oder Ostrogs liegen, bilden sie buchstäblich dicke Wolken. Die Unreinlichkeiten, welche der Schnee barg, erfüllen die Luft mit erstickenden Ausdünstungen. Wasser und Koth hören nicht auf, weil auch im sengendsten Sommer die Erde nie über ¼ Arschine austhaut. Ein längerer Sommer würde wirklich vernichtend seyn. — Längs dem Eismeer liegt Alles voll Holz, welches die Hochgewässer der Flüsse Sibiriens entwurzeln und mit sich reißen, bis es nach einer langen Fahrt an den Küsten ausgeworfen wird. Ich habe Baumarten gesehen, die in Sibirien wohl bekannt sind, aber ich zweifle, daß man in der Nähe der Kolyma, wie behauptet worden, einen Kampherbaum gefunden hat. Da die Strömung jenseits der Kolyma sich nach SO richtet, so scheint es unmöglich, daß ein Baum aus dem östlichen Ocean sich in das Eismeer verirrte.

5. Bodenschichtungen. Unterirdische Birken. Das Mammuth.

Die Beschaffenheit des Bodens in der Nähe des Eismeers ist dem Beobachter ein undurchdringliches Geheimniß. Die Ufer der Bäche und Seen, die einige Sagenen hoch sind, bestehen aus abwechselnden Lagen von Erde und Eis. Die Eislagen wie die Erdlagen, welche immer das Eis bedecken, sind in der Regel horizontal. Manchmal werden beide von senkrechten Eisadern durchschnitten: offenbar rühren diese von einem Bruch des Bodens her, wo sich das Schneewasser in den leeren Raum gesetzt hat. Aber wie soll man jenes Abwechseln wagrechter Erd- und Eislagen erklären? Man kann sich doch nicht Wassermassen vorstellen, die in der langsam steten Art einer Schichtenbildung gefroren wären.

Eine andere nicht minder außerordentliche Erscheinung kommt in den steilen Seeufern zwischen der Jana und der Indighirka vor — wir meinen die Birken, welche man ganz mit Aesten, Zweigen und Wurzeln in der Erde findet. Die Einwohner nennen sie Adamowstschina, d. h. Dinge, die so alt sind als Adam. Leider nöthigt das Bedürfniß in der Tundra sie als Brennholz zu gebrauchen, so daß sie sehr selten werden; sie geben keine Flamme, sondern verzehren sich als Kohlen. Gegenwärtig wachsen die nächsten Birken, welche bloß Zwergbäume sind, drei Grad südlich von da. Durch welche Revolution, fragt man, wurden diese Bäume verschüttet? Sieht man nicht daran, daß der Norden einst wärmer war? Vor zweitausend Jahren stand die Sonne 25 Minuten höher als jetzt, indem die Neigung der Ekliptik unmerklich abnimmt; wäre dieser Unterschied dem Pflanzenreich so fühlbar gewesen? Wann ging dieses Alles vor sich?

Um Nachforschungen nach dem Mammuth anzustellen, giebt es keine passendere Gegend, als das Eismeer. Das Mammuth, von welchem Hr. Adams das Skelett nach St. Petersburg brachte, wurde ihm unfern des rechten Arms der Mündung der Lena gezeigt. Es lag am Ufer unter Erd- und Eisschichten begraben. Durch das Schmelzen des Schnees schwand ein Theil der Masse, die es bedeckte, und die blauen Füchse, Bären und Hunde und in der Folge die Menschen entdeckten die Existenz dieses Thiers. Sein Fleisch war noch so frisch, als ob es kaum gestorben wäre; durch das Wasser kann es also nicht aus mildern Klimaten dahin gekommen seyn; Feuchtigkeit und Wärme hätten es bald zerstört. Hr. Adams hielt sich lang in der Gegend auf und ob er gleich erst ein Jahr nach der Entdeckung des Mammuths eintraf, so fand er doch die untere Seite noch vollkommen gut erhalten; der Rest war gefressen. Es kostete ihm viele Mühe, das Fleisch von den Knochen trennen zu lassen. Von Mammuthsknochen, die man zuweilen auf der Oberfläche trifft, verschaffte ich mir einen Sackvoll halbgetrocknetes Mark, das in einer wärmeren Gegend schmolz und durch die Leinwand durchschlug, ohne jedoch einen Geruch auszuhauchen. Die Zähne des Mammuths von Hrn. Adams wogen je fünf Puds und das Thier selbst ist weit größer als der größte Elephant. Uebrigens hat man an der obern Lena Zähne von 12 Puds gefunden. Je mehr man gegen Norden vordringt, desto häufiger werden die Mammuthszähne. Auf den Inseln und namentlich in Neu-Sibirien giebt es deren am Meisten; aber wie die Menge zunimmt, nimmt die Größe ab. In der letzten Insel wiegen die Zähne nicht über drei Puds. Auch auf dem Grund des Eismeers liegen ungeheure Quantitäten, wie folgende Thatsache beweist. Die Jäger des Kaufmanns Liachov besuchten im J. 1750 die Insel Atrikanskoi, die erste der Liachovinseln, gegenüber dem Heiligen-Kap, und verweilten den ganzen Sommer daselbst, um Mammuthshauer zu suchen, die meisten bekamen sie auf einer Sandbank, welche auf der westlichen Seite der Insel in das Meer hinaustritt. Heutzutage ist die Ausbeute auf dieser Insel gering, aber in guten Jahren, wenn anhaltende Ostwinde wehen, und das Wasser über die Bank hertreiben, bleibt eine große Anzahl derselben darauf zurück. Demzufolge würde der Westwind sie in das Meer entführen. Nach dem Bau der Zähne zu schließen, mußte sich das Mammuth von Pflanzen nähren. Da aber seine ungeheuren Hauer es am Fressen von Kräutern hinderten, so ist wahrscheinlich, daß seine Speise vornehmlich in jungen Baumzweigen bestand. Allein wie konnten sie unter dem 76 Breitengrad existiren, wo das Pflanzenreich sich auf einige Moose beschränkt, und wo man kaum längs den Ufern der Bäche da und dort ein mageres Kraut bemerkt? Wann ward das Geschlecht der Mammuthe vernichtet, und wie konnte es sich so viele Jahrtausende unter der beeisten Erde erhalten? Diese und viele andere Fragen sind noch nicht beantwortet.

Polen seit dem Jahre 1815.

(Fortsetzung.)

Die Unabhängigkeit des Landes war gerettet; aber die politische Freiheit, auf der einen Seite von den Besorgnissen der heiligen Allianz, auf der andern von dem Nationalhaß der Russen bestürmt, blieb ärgeren Beschränkungen unterworfen, als je. Von dem Jahre 1821 schreiben sich die ersten ernstlichen Angriffe gegen jene polnische Nationalität her, welche der Kaiser, in glücklicheren Zeiten, einst selbst lieb gewonnen zu haben schien. Kein Mittel der Willkür und der Gewalt wurde vergessen. Man vernichtete den Grundsatz der Unveränderlichkeit der Richter, indem man sie unaufhörlichen Versetzungen unterwarf; man trat die Municipalverwaltung des Landes mit Füßen. Im Jahr 1821 hatte der Wojewodschaftsrath von Kalisz die Häupter der Opposition auf dem Reichstage in seine Mitte aufgenommen;

er wurde aufgelöst, und seitdem den wiederholten Vorstellungen der Repräsentanten jener Provinz zum Trotz, nicht wiederhergestellt. Da aber die Wojewodschaftsräthe seit neun Jahren mit der Einzeichnung in die Wahllisten beauftragt sind, so wurden die Wähler, welche durch Tod oder Glückswechsel aus den Listen ausfielen, seit dieser Zeit in der Wojewodschaft nicht wieder ersetzt. Aehnliche Gewaltthätigkeiten erlaubte man sich in Bezug auf das Erziehungswesen. Stanislaus Grabowski, ein natürlicher Sohn des letzten Königs, Stanislaus August, und eifriger Anhänger des Jesuitismus, wurde an die Spitze dieses Departements gestellt, und die nächste Folge dieser Wahl war die Unterdrückung der Schulen des gegenseitigen Unterrichts, die sich bereits bis in die Reihen des Heeres zu verbreiten anfingen. Die Schulen auf dem Lande wurden durch einfaches Reskript des Staatssekretärs Kossezki zu Grunde gerichtet. Die oberste Leitung der Geistlichkeit erhielt Albert Skarszewski, ein Mann, der im J. 1794 als Verräther des Vaterlandes verurtheilt worden.

Mitten unter den Bedrückungen und Ungesetzlichkeiten, die meist ohne alle Rücksicht auf die Konstitution, zuweilen mit der albernsten Verdrehung derselben verübt wurden, bewies das traurige Schicksal der Universität Wilna den Polen, daß ein noch grausameres Joch auf ihren Brüdern in Lithauen laste. Ein Student, dessen Name lange dem Vaterlande theuer seyn wird, Thomas Zan, stiftete an dieser berühmten Lehranstalt eine Gesellschaft, welche die Pflege der Wissenschaften und die Erhaltung der polnischen Nationalität zum Zweck hatte. Ein unerwarteter Erfolg belohnte seine Bemühungen, und die Gesellschaft sah dem glücklichsten Gedeihen entgegen, als sie, der Regierung angezeigt, gewaltsam aufgelöst, und von dem kaiserlichen Kommissär Nowosilzoff, der zu diesem Zwecke sich eigens nach Wilna begeben hatte, polizeilich und gerichtlich verfolgt wurde. Eine strenge Untersuchung fand Statt; Zan, um seine Freunde zu retten, nahm alle Schuld auf sich. Man machte ihn unschädlich, indem man ihn in Orenburg einsperrte; eine Menge von Studierenden wurde in der Tatarei zerstreut, oder als gemeine Soldaten in die russischen Regimenter gesteckt. Und was war die Schuld dieser unglücklichen Jünglinge? Sie hatten versucht, wie der kaiserliche Ukas sich ausdrückte, in den eroberten Provinzen die unsinnige polnische Nationalität zu verbreiten.

Fünf Jahre waren verflossen, und ungeachtet aller Bestimmungen der Konstitution hatte Polen keinen Reichstag gehabt. Das Princip, welches die Regierung verfolgte, war offenbar, die gebildeten Stände durch den Schrecken in Unterwürfigkeit zu halten und die niederen Klassen von ihrer Sache zu trennen, indem sie die Interessen derselben schonte, und ihr materielles Wohlseyn begünstigte. In der That, wenn der unerträglichste Despotismus die Ideen fesselte, so ist es doch nicht mehr als billig zuzugestehen, daß eine Reihe zweckmäßiger Verfügungen die Narben, welche der Krieg zurückgelassen, immer mehr verwischte, und besonders der Industrie auf jede Weise förderlich war. Neue Brücken und Straßen, die nach allen Richtungen angelegt wurden, erleichterten den inneren Verkehr; überall herrschte Ruhe und Ordnung; und das Einzige, was zu tadeln blieb, war etwa der kindische Geist der Prahlerei, mit welchem man Gebäude, deren Façade von Stein war, auf hölzernen Fundamenten aufführte, und mit dem man die Künste des Luxus erhob, während noch so manche rohe Produkte in das Ausland gingen, um verarbeitet aus demselben zurück zu kehren. Am Meisten blühte die Landwirthschaft. Der polnische Adel, von den öffentlichen Angelegenheiten durch seine Liebe zur Unabhängigkeit entfernt, und durch die Verfolgung auf seinen häuslichen Herd beschränkt, sah sich genöthigt, seine ganze Kraft auf die Verbesserung seiner Güter zu wenden. Hier hatte er wenigstens nicht mit den Häschern der russischen Polizei zu kämpfen; und so verdankte Polen dem politischen Druck seine Wechselwirthschaft, seine ausgezeichneten Heerden, und seine prächtigen Gärten. Die Regierung, stolz auf diese Fortschritte des Landbau's, die sie natürlich als ihr Werk betrachtete, glaubte, daß sie durch dieselben ihre Wortbrüchigkeit hinreichend gut gemacht habe, und da es auf keinen Fall etwas schaden konnte, den Rath des Landes zu hören, sobald es freistand, denselben zu beachten oder nicht, so beschloß sie, der Welt wieder einmal das Schauspiel eines polnischen Reichstages zu geben. Wahlen, die durch die ungesetzlichsten Mittel verfälscht worden, führten eine Menge russischer Agenten auf die Bänke der Deputirtenkammer; und indem man auf diese Weise Alles vorbereitete, um jede Besorgniß eines unbequemen Widerspruches zu beseitigen, wurde der Reichstag auf den 31 Mai 1825 einberufen. Aber so sehr man auch die Konstitution bereits verstümmelt hatte, so erfüllte sie die Regierung doch noch immer mit gewaltigem Schrecken. Die Konstitution verlangte, daß die Abstimmung laut geschehen sollte; und man hatte oft Deputirte, die im Staatsrathe die verhaßtesten Maßregeln billigten, zu der Opposition übergehen sehen, wenn es darauf ankam, öffentlich seine Meinung auszusprechen. Auf den Vorschlag des kaiserlichen Kommissärs Nowosilzoff wurde daher ein Auskunftsmittel ausgesonnen, welches den Pflichtvergessenen die Scheu vor der Schande ersparte. Gegen die ausdrückliche Bestimmung der Konstitution schaffte eine Ordonnanz vom 13 Februar die Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen ab. Dieß ist das einzige gesetzwidrige Dekret, welches Alexander persönlich als König von Polen unterzeichnet hat; bisher hatte er diese Mühe immer nur seinem Statthalter Zaionczek überlassen. Auch scheint die Erinnerung an die Ordonnanz vom 13 Februar ihn in der That lange beunruhigt zu haben; mehr als einmal fragte er seine Agenten, welchen Eindruck diese Maßregel in Polen gemacht habe; und er gab sich nicht eher zufrieden, bis Zaionczek in einem seiner Berichte jenes Dekret ein Denkmal der kaiserlichen Sorgfalt für das Wohl von Polen und die Befestigung der Charte nannte.

(Schluß folgt.)

Rechtspflege in Frankreich.

Die Kriminaljustizverwaltung im Jahre 1829.*)

Die Gerichtshöfe der Assisen haben im Jahre 1829 über 6160 Anklagen abgeurtheilt, nämlich über 5506 auf angehörte Vertheidigung und 654 in contumaciam.

Die Zahl der erschienenen Angeklagten belief sich auf 7373, der auf ergangene Vorladung nicht erschienenen auf 246.

Diese Zahl giebt im Vergleich mit der des Jahres 1828 ein Minder

*) Aus dem Rapport au Roi des Justizministers am Ende des verflossenen Jahres.

ren 236 Anklagen und 53 Angeklagten. Diese Differenz, die mehr auf die Anklagen als die Angeklagten hinüberneigt, beweist, daß, wenn die Verbrechen minder zahlreich waren, die Neigung, dieselben in Gesellschaft zu begehen, sich vermehrt hat. Das Jahr 1826 wies auf 100 Anklagen nur 128 Angeklagte nach, das Jahr 1829 dagegen 132.

Unter den 5306 abgeurtheilten Anklagen nach angehörter Vertheidigung hatten 4141 zum Zweck Verbrechen gegen das Eigenthum, 1565 gegen Personen. Das Verhältniß der letzteren Verbrechen ist also fortwährend im Abnehmen begriffen; es waren 29 auf 100 im Jahre 1825, 28 im Jahre 1826 und 1827, 25 im Jahre 1828 und es sind nicht mehr als 24 im Jahre 1829.

Auch die Zahl der Angeklagten in diesem Jahre hat im Verhältniß zur Bevölkerung sich vermindert. Im Jahre 1828 kam im ganzen Königreich 1 Angeklagter auf 4307 Einwohner, gegenwärtig ist es 1 auf 4521.

Ein und sechzig Departemens sind jedoch unter dieser Durchschnittszahl zurückgeblieben; im Departement de l'Ain kommt nur 1 Angeklagter auf 13,529 Einwohner; eben so im Departement de la Creuse 1 auf 14,052 u. s. w. Noch immer sind es die Departemens der Seine und von Corsika, die im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung die größte Zahl der Angeklagten aufzuweisen haben. Im ersteren kommt 1 auf 1116, im letzteren 1 auf 1402 Einwohner.

Unter den 7373 Angeklagten zählt man 5931 Männer und 1442 Weiber. Im Jahre 1828 waren 145 Angeklagte unter 16 und 1278 von 16 bis 21 Jahren. Die Zahl der ersteren ist im Jahre 1829 nur 117, der letzteren nur 1226. Von den Angeklagten in diesem Jahre hatten ferner 3803 noch nicht das Alter von 30 Jahren erreicht, 52 waren siebenzig-, 7 achtzigjährig.

Ein anderer Theil des Berichtes verbreitet sich über Stand, Geburt, Wohnort der Angeklagten und über den Grad der Bildung, den sie erhalten haben — eine Zusammenstellung, die von hoher Wichtigkeit für die Lösung der Frage ist, in wiefern die Fortschritte der Civilisation auf die öffentliche Moral ihren Einfluß äußern. Unter den 7373 Angeklagten konnte nur von 6 ihr Stand nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden. Von den übrigen waren 4171 unverheirathet, 3196 verheirathet oder verwittibt; von den letztern hatten 2625 Kinder. Es kommen demnach 57 unverheirathete auf 100 Angeklagte. Dieses Verhältniß ist 58 bei Verbrechen gegen das Eigenthum und 53 bei Verbrechen gegen Personen.

Was die Bildung betrifft, so ergiebt sich aus dem mit vieler Sorgfalt abgefaßten Bericht, daß von den 7373 Angeklagten 4523 weder lesen noch schreiben, 1974 dieß nur wenig, 729 gut lesen und schreiben konnten, und 170 eine bessere Erziehung genossen hatten. Es geht daraus hervor, daß von 100 Angeklagten 39 mehr oder minder zu der gebildeten Klasse gehörten, während 61 in einem Zustand völliger Unwissenheit waren — ein neuer Beweis, daß die Erziehung, so beschränkt sie auch sey, der Gesellschaft und den Einzelnen eine Bürgschaft gegen die Neigung zum Verbrechen darbietet. Indeß war der Grad der Bildung auch nicht ohne Einfluß auf das Schicksal der Angeklagten. Von denen, die weder lesen noch schreiben konnten, wurden nur 37 von 100 freigesprochen, von denen, die es nur unvollkommen konnten 40, von denen, die einen hinlänglichen Unterricht erhalten 45, und von denen, die eine bessere Erziehung genossen hatten 32. Von den Angeklagten, die weder lesen noch schreiben konnten, waren 41 unter 100 des Verbrechens gegen Personen und nur 58 des Verbrechens gegen das Eigenthum beschuldigt. So waren es 45 unter 100 wegen Mord, 52 wegen Tödtung, 55 wegen Vergiftung, 36 wegen Vatermord, 12 wegen Kindermord, 37 wegen Verwundungen von Blutsverwandten, 44 wegen anderer Verwundungen, 28 wegen falschen Zeugnisses oder Zeugenbestechung, 28 wegen Aufruhr, 42 wegen Fälschung durch untergeschobene Personen, 85 wegen anderer Fälschungen, 95 wegen betrüglichen Bankerots, 35 wegen Diebstahl, 35 wegen Brandstiftung.

Hinsichtlich des Standes, wovon man neun Klassen angenommen hat, waren unter den Individuen, die zur Bearbeitung des Feldes, der Weinberge, Wälder, Minen u. s. w. verwendet werden, die meisten Angeklagten, nämlich 2453. Nach ihnen kommen 2) Handwerker, die in Holz, Eisen, Kupfer, Wolle u. s. w. arbeiten, 1932. 3) Bäcker, Fleischer, Brauer, Müller: 253. 4) Hutmacher, Perückenmacher, Schneider, Tapezierer u. s. w. 327. 5) Bankiers, Wechselagenten, Kaufleute u. s. w. 467. 6) Unternehmer von Arbeiten, Lastträger, Seeleute, Fuhrleute u. s. w. 289. 7) Wirthe, Restaurateurs, Dienstboten 830. 8) Künstler, Studenten, Angestellte, Advokaten, Geistliche, Aerzte, Soldaten, Rentiers — 449. 9) Bettler, öffentliche Mädchen, Schwärzer u. s. w. 573.

Von den 7373 Angeklagten wurden 2898 freigesprochen und 4475 verurtheilt, nämlich 89 zum Tode, 275 zu lebenslänglicher Strafarbeit, 1033 zur Strafarbeit auf bestimmte Zeit, 1222 zu Gefängniß, 1 zum Pranger, 2 zum Verlust der bürgerlichen Ehre, 5 zur Verbannung, 1823 zu Korrektionsstrafen, endlich 28 Angeklagte unter 16 Jahren zur Aufbewahrung auf bestimmte Zeit in Korrektionshäusern. Von den 86 zum Tode Verurtheilten wurden 60 hingerichtet, 3 tödteten sich im Gefängnisse, 23 erhielten eine Milderung der Strafe.

Das Verhältniß der Freigesprochenen, der zu entehrenden Strafen und der zu korrektionellen Strafen Verurtheilten im ganzen Königreich stellt sich für die erstern auf 59 zu 100, für die zweiten auf 56, für die letzteren auf 25.

Folgende Tabelle enthält eine Vergleichung der in den letzten fünf Jahren ausgesprochenen Verurtheilungen:

Im Jahre . .	1825 . .	1826 . .	1827 . .	1828 . .	1829.
Zum Tode	134 . .	150 . .	109 . .	114 . .	89.
Zu lebenslänglichen Strafarbeiten	285 . .	281 . .	317 . .	268 . .	272.
Zu Strafarbeiten auf bestimmte Zeit . . .	1052 . .	1159 . .	1062 . .	1142 . .	1055.
Zum Gefängniß . . .	1160 . .	1228 . .	1225 . .	1223 . .	1222.
Zum Pranger . . .	6 . .	3 . .	5 . .	11 . .	1.
Zur Verbannung . .	1 . .	1 . .	— . .	1 . .	5.
Zum Verlust der bürgerlichen Ehre . . .	2 . .	1 . .	6 . .	— . .	1.
Zu Körperstrafen . .	1342 . .	1447 . .	1446 . .	1739 . .	1825.
Kinder zur Aufbewahrung in Korrectionshäusern	57 . .	56 . .	68 . .	53 . .	28.
Im Ganzen . .	4037 . .	4348 . .	4236 . .	4551 . .	4475.

Vermischte Nachrichten.

Florida wird von Seen oder Teichen durchschnitten, deren Ausdehnung von einigen Klaftern bis zu einer Meile wechselt. Ihre Ufer sind oft steil, ihre Wasser klar und tief. Ein sonderbarer Zufall erklärte kürzlich die Ursache ihrer Entstehung. Der Boden, auf dem sie sich befinden, ist ein wenig zusammenhängender, nach allen Seiten von unterirdischen Flüssen und Bächen durchbrochener Muschelstein. Der Waucissa, der in der Grafschaft Jefferson seine Quelle hat, ist in dieser Gegend viel breiter als der Jamesfluß bei Richmond. Der Wakulla springt so mächtig aus der Erde hervor, daß man ihn nicht anders denn als einen natürlichen Wasserbehälter der Seen Jackson und Jamona betrachten kann. Zwischen diesen Seen und dem Ursprung des Wakulla durchfurchen Quellen den Boden, deren Wasser in keiner Jahreszeit trüb wird. Eine Gesellschaft jagte in den Wäldern, vier Meilen westlich von Tallahassia. Da that sich hinter ihnen mit einem fürchterlichen Gekrach ein Abgrund auf; entsetzt flohen sie und erzählten in Tallahassia ihr Abenteuer. Als man wieder in die Gegend kam, fand man einen See von einer Meile im Umfang mit senkrechten Ufern, die sich vierzig Fuß über das Wasser erheben. Das Wasser, dessen Tiefe man nicht kannte, bedeckte alle Bäume, die es verschlungen hatte.

*

Nach dem Bericht des Vereins für Verbesserung der Gefängnisse werden in den Vereinigten Staaten jährlich 75,000 Individuen Schulden halber verhaftet, und die Hälfte derselben wegen Summen unter 20 Doll. Das Gesetz erkennt nämlich schon bei 5 Doll. auf den Schuldthurm. Nun hat man aber berechnet, daß die Gläubiger nicht 1 % dabei herausschlagen: ein Beweis, daß ein Gesetz, welches viele Menschen oft auf längere Zeit ihrer Freiheit beraubt, eben so unsinnig als grausam ist — also wahrscheinlich noch von der alten englischen Gesetzgebung herrührt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 43. 12 Februar 1831.

Geschichte der Eroberung von Algier.

3. Niederlage und Kapitulation des Dey.

(Schluß.)

Am 29 Juni rückte das Heer gegen das Kaiserfort. Das Geniekorps und die Artillerie vereinigten nun ihre Arbeiten und am 30 begannen sie die Laufgräben zu öffnen. Die Verpflegung des Heers aus einer Entfernung von 5½ Lieues, auf einem Weg, der immer schwieriger, bei einer Hitze, die immer lästiger wurde, war keine geringe Aufgabe. Ohne die Erdsäcke und Schanzgräben, welche nachgeführt werden mußten, belief sich die Last der Vorräthe, welche in der Stellung vor dem Kaiserfort allein, die Besatzungen in den Redouten nicht gerechnet, täglich verzehrt wurden, auf 72,000 Kilogramme, (30,000 Rationen Brod, eben so viel Reis, 15,000 Litres Wein, 1000 Litres Branntwein und 3000 Rationen Futter), womit 82 Wägen und 300 Maulthiere befrachtet wurden.

Die vier Tage vor Einnahme des Kaiserforts waren mörderisch; es wurden deßhalb, um den Verwundeten die erste Hülfe angedeihen zu lassen, am Eingang der Römerstraße einige Lazarethhütten aufgeschlagen. Am 4 Julius, um 4 Uhr Morgens, begann der Angriff; von 9 Uhr an wurde Bresche geschossen, gegen 10 Uhr ließ das Feuer des Platzes etwas nach, man hörte ein furchtbares Gekrach, eine heftige Erschütterung folgte — das Kaiserfort war in die Luft geflogen. Es verging einige Zeit, bis man in dem Rauch und Staub, der den Horizont verfinsterte, sich wieder auskannte; man erfuhr jetzt, der Hauptthurm sey gänzlich zerstört. Inzwischen hatte das Geschütz der Stadt und der Forts nicht aufgehört, auf das Kaiserfort zu schießen, und General Bourmont verfügte sich, um den Stand der Dinge zu beobachten, in die eroberte Feste, als Sidi Mustapha Kasbadschi, erster Sekretär des Dey, als Parlamentär erschien. Die außerordentliche Bestürzung, die man dem Abgesandten ansah, malte den Schrecken, der in Algier herrschte. Die Unterredung war kurz. Der Obergeneral verabschiedete den Sekretär, indem er ihm bemerklich machte, wie es in seiner Gewalt stünde, mit seinen hundert Kanonen in einem Augenblick die Stadt und die Kasaba in einen Trümmerhaufen zu verwandeln; nichts desto weniger bewillige er dem Dey und seinen Türken das Leben; aber er erwarte, daß auf der Stelle die Thore geöffnet, und die äußeren Forts übergeben würden. Nicht lange, so ward ein zweiter Parlamentär gemeldet, Hamed Bodarba, gegenwärtig Mitglied der maurischen Municipalität. Der Maure, ein sehr gebildeter Mann, der ganz Europa bereist hatte, und mehrerer Sprachen mächtig war, trug mit vieler Gewandtheit die Forderungen des Dey vor. Der General wiederholte seinen frühern Bescheid. Der Dey, fügte er hinzu, könne sich ohne Furcht dem König von Frankreich ergeben, der auf eine ehrenhafte Weise für seine Zukunft sorgen würde. Während diese Dinge sich begaben, gewahrte man von dem Kaiserfort, auf welchem man die Aussicht auf das ganze Ufer hat, eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen, welche aus dem Hafen liefen und auf das Cap Matafu zusteuerten, so wie eine Menge Türken, Beduinen und Cabylen, welche mit beladenen Maulthieren und Pferden aus der Stadt ritten. Die Zeit verstrich, die Armee behielt ihre Stellungen und noch war Nichts zu Ende. Da langten gegen 2 Uhr Sidi Mustapha und Hamed Bodarba, nebst einem Begleiter, von Neuem als Parlamentäre an. Dieß Mal wurden sie von dem General unter einigen Bäumen in einer Vertiefung des Bergs, in Gegenwart mehrerer Generaloffiziere, empfangen; auch der englische Konsul wohnte der Konferenz bei. Die bekannte Kapitulation, in welcher dem Dey und seinen Türken der Besitz ihres Privateigenthums und die Freiheit ihren Aufenthalt außer Algier selbst zu wählen, zugesichert wurde, kam nunmehr zu Stande und am folgenden Morgen zog die Armee in Algier ein. Man hat den Abschluß einer Kapitulation getadelt; allein sollte man riskiren, daß der Dey sich mit der Casaba, die 230,000 Pfund Pulver einschloß, in die Luft sprengte und die ganze Stadt unter Ruinen begrub — ein Schritt, von dem ihn seine Leute nach der Einnahme des Kaiserforts, das er unüberwindlich glaubte, nur durch die Hoffnung einer Kapitulation abhielten?

4. Die Casaba.

Es ist Viel in den Zeitungen von den Kostbarkeiten und Reichthümern der Casaba die Rede gewesen und gewiß hat sich Mancher Gott weiß welch ein Feenschloß unter dem geheimnißvollen Sitze des furchtbaren Beherrschers der Piraten gedacht. Allein die Casaba ist kein Palast, sie ist nach unsern europäischen Begriffen nicht einmal eine erträgliche Wohnung. Ein unförmliches Gebäude, mit weißgetünchten Mauern von ungeheurer Höhe rings umschlossen, ohne Ausgänge, ohne Fenster, mit tiefen kreuz- und querlaufenden Schießscharten versehen, woraus lange Kanonen mit rothbemalten Mündungen hervorblicken. — Wer möchte dieses eben anmuthig finden?

Von dem Kaiserfort nach der Stadt führt der Weg durch eine

Schlucht, der für die Artillerie so beschwerlich war, daß die Besitznahme, die um 9 Uhr vor sich gehen sollte, sich bis 11 Uhr verzögerte. Am „neuen Thor" angekommen, betrat man eine lange Gasse, die oft so schmal ward, daß nur ein Saumthier Platz hatte. Nach einigen Minuten gelangte man unter eine düstere Vorhalle, in deren Mitte ein weiß-marmornes Becken sich befand, woraus ein helles Wasser floß. Diese Vorhalle, mit großen rothen und blauen Linienund einigen kleinen Spiegeln grob verziert, diente den Negern zur Kaserne, die in der letzten Zeit die treue Wache des Dey's bildeten. Hat man diesen Ort hinter sich, so führt ein zweites Gäßchen auf der einen Seite zu einem Pulvermagazin, auf der andern zum Eingang des inneren Hofs (des Theils der spanischen Häuser, die man Patio nennt), wo der Dey residirte. Der Hof ist mit Marmor gepflastert und hat die Form eines Vierecks; längs drei seiner Seiten ziehen sich bedeckte Gänge hin, die von Säulenrümpfen gestützt sind. In einem dieser Gänge sieht man eine Art Kabinet, das sich durch eine lange mit Scharlach überzogene Bank ankündigt, wo der Dey sich zuweilen aufhielt. In dem Hof mußten die fremden Kaufleute ihre Ladungen niederlegen, damit der Dey seine 5, 6 oder 10%, wie ihm beliebte, auswählen konnte. Von dieser barbarischen Manier, den Zoll zu erheben, rührte es her, daß man eine Menge Waaren aller Art aufgeschichtet traf. An denselben Gang stießen auch die Säle, welche den Schatz bewahrten. Der erste Stock besteht aus vier Gallerien; in einer davon war eine Art Palankin, unter welchem der Dey seinen musikalischen Unterhaltungen anzuwohnen pflegte. Hinter diesem seltsamen Möbel lagen einige kleine Kammern, worin man nach der Entfernung des Dey noch einige Pferdgeschirre ꝛc. entdeckte. Eine der Gallerien des ersten Stocks hing mit einer langen Batterie zusammen, welche auf die Stadt zielte, so wie mittelst einer wahren Mühlenstiege mit einer obern Gallerie, an welche vier lange Zimmer ohne Gläser und Tapeten anstießen; hier wohnte der Dey. Von dieser obern Gallerie ging ein unglaublich niederes Pförtchen zu dem Frauengemach, das aus sechs kleinen von hohen Mauern umgebenen Kammern bestand, und sein Licht aus einem innern Hof erhielt, dessen Boden der Höhe des ersten Stockwerks gleichkam. Auf einer Seite lehnte sich diese traurige Behausung an die Batterien, welche in der Richtung des Kaiserforts das Gebirg bestrichen, und auf der andern, d. h. gegen den Hauptshof hin, an eine dicke Mauer, in welcher man einige schräge Luftlöcher bemerkte, wodurch die schüchterne Neugierde der Haremsbewohnerinnen einige Schuhbreit von der obern Gallerie erspähen mochte, wenn der Dey daselbst etwa eine Erholungsstunde zubrachte. In der Nähe des Frauengemachs ist ein mit dem Namen eines Garten beehrter Platz, in den man durch ein Labyrinth von Umwegen auf sechzig bis achtzig Stufen hinabsteigt. Dieser Garten, gleichfalls zwischen hohen blendendweißen Mauern eingepackt und statt aller Beschattung nur mit einer Jasminlaube versehen, war der einzige Ort, welchen die Frauen besuchen durften.

So sah die Casaba aus, als im abenteuerlichen Vertrauen einige einzelne französische Krieger zuerst hineindrangen, die bald durch eine Abtheilung Artillerie verstärkt wurden. Trotz den Ausräumungen des Dey's, die seit vier und zwanzig Stunden fortwährten, enthielten seine und seiner Frauen Zimmer doch noch einige Habseligkeiten als Polster mit Goldbrokat, elegante Kistchen, Waffen, Teppiche, Uhren, Kleidung ꝛc. — lauter Artikel, die vielleicht mehr die Neugierde als die Habsucht der Soldaten erregten, die sie aber natürlich sich anzueignen kein Bedenken trugen. Doch wurden auf die erlassene Aufforderung viele Gegenstände von Gold und Silber zurückgegeben und in das Inventarium des Schatzes der Regentschaft aufgenommen. Die Einwohner selber hatten sich nicht zu beklagen; denn kein Soldat kam über die Schwelle eines Mauren, Juden oder Türken und die Stadt Algier blieb von Einquartirung gänzlich verschont.

Polen seit dem Jahre 1815.

(Schluß.)

Doch noch war das Ziel nicht erreicht, bei welchem die Vorsorge und die Rache des Despotismus stehen bleiben konnten. Als das Haupt der Opposition wurde der Landbote von Kalisz, Vincenz Niemojowski, betrachtet; als dieser an dem Tage vor der Eröffnung des Reichstages in Warschau ankam, um seine Pflichten als Abgeordneter zu erfüllen, ward er von Gendarmen ergriffen, gebunden und auf sein Landgut zurückgeführt, wo er seitdem von Polizeibeamten bewacht und nicht aus den Augen gelassen wurde.

Endlich war der Reichstag des Jahres 1825 eröffnet; er entsprach allen Wünschen der Gewalt und genehmigte die Befehle derselben mit stummer Unterwürfigkeit. Seine Arbeiten waren indeß von geringer Bedeutung. Der einzige Beschluß von einiger Wichtigkeit war die Errichtung einer Bank oder Hypothekenkasse, wodurch der Kredit der Grundeigenthümer gehoben werden sollte.

Alexander sah die Folgen der rückwärtsschreitenden Politik, welcher er gegen das Ende seiner Regierung huldigte und die er auf so herbe Weise gegen Polen anwandte, nur kurze Zeit. Er starb im Dezember desselben Jahres, ein schwacher leichtsinniger Fürst — der von den Vorspiegelungen einer heuchlerischen Diplomatik umgarnt, eingebildeten Besorgnissen eine lange glorreiche Zukunft opferte. Welches Urtheil auch die Geschichte über ihn fällen mag, so wird sie nicht vergessen, daß die Segnungen von fünfzehn Millionen Polen seinem Gedächtniß fehlten!

Ihm folgte bald auch sein Statthalter Zajonczek, der am 26 Julius 1826 eine Anfangs rühmliche Laufbahn endigte. Durch Alexander in den Fürstenstand erhoben, hatte er die Achtung seiner Mitbürger mit der Gunst seines Gebieters vertauscht und war aus einem überspannten Republikaner ein williges Werkzeug des Prokonsuls Nowosilzoff geworden. Mit Auszeichnungen und Reichthümern überhäuft, aber von seinen alten Waffenbrüdern verlassen, starb er, ohne aufrichtiges Bedauern zu erregen. Vincenz Sobolewski war sein Nachfolger.

Dieß war der Augenblick, wo der Norden im Begriff schien, den Herd der Empörung, den im Süden die Gewalt erstickt hatte, in seinem eigenen Innern entflammen zu sehen. Einige russische Offiziere, welche die Leichtgläubigkeit ihrer Soldaten mißbrauchten, wollten über dem Grabe Alexanders die Republik ausrufen; das Blut war auf den Straßen und Plätzen von St. Petersburg in Strömen geflossen, und man hatte eine Verschwörung entdeckt, deren Verzweigungen sich bis in die Provinzen des alten Polens erstreckten. Strenge Nachforschungen, welche sowohl zu Warschau als zu St.

Petersburg Statt fanden, lieferten ein für den Despotismus wenig tröstliches Ergebniß, das ihm die stets sich erneuende Gefahr verrieth, die unabwendbar über seinem Haupte schwebte.

Die erste Idee einer patriotischen Verbindung in Polen stammte aus dem Jahr 1818 und rührte von dem Waffenbruder Kosciuszko's, dem berühmten General Dombrowski her. Zu Boden gedrückt durch Alter und körperliche Gebrechen, aber stets glühend von dem heiligen Feuer, welches sein ganzes Leben hindurch ihn beseelt hatte, sah der alte General von seinem Ruhesitze Winagora, im Großherzogthum Posen, mit Schmerz die Erniedrigung seines Vaterlandes. Ohne Unterlaß unterhielt er sich mit den Gefährten seiner Feldzüge, die er um sich versammelte, von den Aussichten auf Ruhm und Glück, welche die Zukunft bieten könnte. Die neue Konstitution, ohne andere Gewähr, als das zufällige Wohlwollen Alexanders, beruhigte ihn wenig. „Warum kann ich nicht,“ rief er, „warum kann ich nicht die alte Energie der Polen wieder erwecken, die nur um stark und groß zu seyn, wie ihre Väter, ihrer Kraft vertrauen und die ihnen geraubte Macht zurückverlangen dürfen! Was kommt es darauf an, unter welches Joch sie gefallen sind? Wer auch immer die Menschen seyn mögen, denen sie gehorchen, und die Regierung, die sie beherrscht, laßt sie ihre Meinungen, ihre Bestrebungen und ihre Wünsche vereinigen; die Nation werde wieder sie selbst; und vielleicht vermag Polen doch endlich einmal seine Unabhängigkeit und seine Freiheit zurückzuerhalten, keinen anderen Herrscher anerkennend, als den es sich selbst gewählt hat.“ Diese Ideen, die ihn in seinen Schmerzen trösteten, wurden bald allen Offizieren der alten Armee gemein, besonders jenen vom Stabe des Generals. Aber wenige Monate nach der Unterredung, die wir hier berichten, hatte der edle Greis aufgehört zu leiden, und ruhte, in seine alte Uniform aus den italienischen Kriegen gehüllt, im Grabe. Seine Freunde zerstreuten sich, und ihre Entwürfe blieben ohne unmittelbare Folge; denn die Nationalfreimaurerei, die im Jahr 1819 zu Warschau von dem Major Lukasinski gestiftet wurde, scheint in keiner direkten Verbindung mit dem Plane Dombrowski's gestanden zu haben; auch wurde sie bald entdeckt und aufgelöst.

Ein Mitglied dieser Gesellschaft, Szczaniezki, ein Adjudant Dombrowski's, hatte sie inzwischen in Posen eingeführt, und sey es, daß der Patriotismus hier feuriger glühte, oder daß Dombrowski's Geist im Geheimen wirkte, so schlug sie bald tiefe Wurzeln. Im Jahr 1820 zeigte sie, unter dem Namen der Sensenträger (Kossyniery), sich auch in Warschau, fand aber Anfangs eine frostige Aufnahme. Erst im Jahre 1821, als wiederholte Angriffe das Gebäude der Konstitution in seinen Fundamenten zu erschüttern anfingen, gelang es einem Bewohner des Großherzogthums, dem General Uminski, den Bund in Warschau fester zu organisiren, worauf derselbe den Namen der volksthümlichen und patriotischen Vereine annahm. Jetzt wurde ein Centralausschuß errichtet, und muthige Vaterlandsfreunde verbreiteten den Bund in allen Theilen des Königreiches, in Volhynien, in Lithauen und bis auf die äußersten Grenzen des alten Polens nach Kiiow (Kiew).

Bald erweckten indessen dunkle Gerüchte, die der Regierung zukamen, ihre Besorgniß. Bereits im Jahr 1822 fanden Verhaftungen Statt; aber vergebens suchte man den Angeschuldigten ein Geständniß zu entreißen, durch welches man zu sicheren Resultaten geführt worden wäre. Drei der Angeklagten wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, und zu mehrjähriger Arbeitsstrafe verurtheilt; die übrigen erhielten „von der unergründlichen Großmuth des Kaisers“ ihre Begnadigung. Aber obgleich die Verfolgung eine große Anzahl Mitglieder der Gesellschaft entzog, setzte diese ihre Arbeiten fort, und knüpfte sogar gerade in dieser Zeit eine Verbindung mit den geheimen Gesellschaften an, die zu anderen Zwecken sich in Rußland gebildet hatten. Zu Kiiow hatten zwischen Pestel, Murawieff, Bestuscheff auf der einen und Kozyanowski und anderen Polen auf der andern Seite Zusammenkünfte Statt, die indessen den letztern wenig Vertrauen zu ihren neuen Bundesgenossen einflößten. Die Gewaltthätigkeit und das thörichte Selbstvertrauen der Russen mußte sie vielmehr vor jeder näheren Anschließung zurückschrecken; und wenn sie später nicht ohne Theilnahme diese Männer, die mit überlegungsloser Ueberspannung so viele edle Eigenschaften vereinigten, auf dem Blutgerüst enden sahen, so durften sie sich wenigstens nicht den Vorwurf machen, sie in den Abgrund hinabgestoßen zu haben.

Vulkane in Japan. *)

Die vulkanische Kette, deren erste südliche Ringe sich in der Insel Formosa finden, erstreckt sich über die Inseln Lieuchieu nach Japan und von da durch den kurilischen Archipel nach Kamtschatka.

Die große Insel Kiusiu auf der Südwestgränze von Japan ist in ihren westlichen und südlichen Theilen sehr vulkanisch. Der Dunzengadak (das Hochgebirg der warmen Quellen) liegt im Westen des Hafens Simabara, auf der großen Halbinsel, welche den Bezirk Takaku der Provinz Fisen bildet. Man sieht auf diesem Gebirg, wie auf den Halbinseln Taman und Abscheron mehrere Krater, woraus schwarzer Schlamm und Rauch hervorgeht. In den ersten Monaten des Jahrs 1793 sank der Dunzengadak völlig zusammen. Ströme kochenden Wassers sprudelten aus allen Theilen der tiefen Oeffnung, welche bei dieser Gelegenheit entstand, und eine dichte Rauchwolke qualmte daraus empor. Drei Wochen darauf erfolgte ein Ausbruch des Vulkans Bivonokubi, eine halbe Lieue von dem Gipfel; die Flamme erhob sich zu einer beträchtlichen Höhe; die Lava, welche ausfloß, verbreitete sich mit reißender Geschwindigkeit längs dem Fuß des Berges, und in wenigen Tagen stand im Umkreis mehrerer Meilen Alles in Feuer. Einen Monat später wurde die ganze Insel Kiusiu, zumal der Bezirk Simabara, durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht; dasselbe wiederholte sich mehrmals und schloß mit einem schrecklichen Ausbruch des Bergs Miyiyama, der das ganze Land umher mit Steinen bedeckte und insonderheit den gegenüber von Simabara gelegenen Theil der Provinz Figo in einen wirklich trostlosen Zustand versetzte. In dem Distrikt Aso, in dem Innern von Figo, ist der Vulkan Asonoyama, der Steine und Flammen auswirft; die letzteren von blauer, gelber und rother Farbe. Satsuma endlich, die südlichste Provinz von Kiusiu, ist ganz und gar vulkanisch und mit Schwefel geschwängert; die Ausbrüche sind nicht selten. Im Jahr 764 unserer Aera stiegen drei neue Eilande aus dem Grund des Meeres, welches den Distrikt Kagasima bespült; gegenwärtig werden sie bewohnt. Im Süden der Südspitze von Satsuma ist (die Schwefelinsel) Iwosima, welche beständig brennt.

Das merkwürdigste vulkanische Ereigniß Japan's fällt in das Jahr 285 vor Chr.; damals bildete in der Provinz Oomi, auf der großen Insel Nifon, ein ungeheuerer Erdsturz in einer Nacht den großen See Mitsuumi oder Bivanoumi, auf unseren Karten Oitz genannt. In dem Augenblick dieses Erdsturzes entsprang aus dem Schoß der Erde der höchste Berg Japan's, der Fusi-no-yama, in der Provinz Suruga und aus dem See

---

*) Von Klaproth, im Anhang zu der von uns gegebenen Denkschrift Humboldts.

Mitsu-umi im Jahr 82 v. Chr. die große Insel Tsikubosima, die noch vorhanden ist. Der Fusi-no-yama, eine mit ewigem Schnee bedeckte riesenhafte Pyramide, ist der bedeutendste und einer der thätigsten Vulkane in Japan. Im Jahr 799 hatte er einen Ausbruch, der entsetzlich war und vom 14ten des dritten bis zum 18ten des vierten Monats dauerte; die Wasser der Nachbarschaft färbten sich roth. Der Ausbruch im Jahr 800 ging ohne Erdbeben vor sich; die Ausbrüche im sechsten Monat des Jahrs 863 und im fünften des folgenden hatten dagegen Erdbeben zur Begleitung. Der leztere besonders war sehr stark; der Berg brannte in einem Umkreis von zwei Quadratlieues. Die Flammen erhoben sich von allen Seiten bis zu einer Höhe von 12 Klaftern, und zu gleicher Zeit ließ sich ein gräßlicher Donner vernehmen. Die Erdbeben wiederholten sich dreimal und zehn Tage lang stand der Berg in Feuer; endlich zerplazte sein unterer Theil, ein Hagel von Bränden und Steinen flog heraus und fiel in einen benachbarten See, wo das Wasser davon kochend wurde, so daß alle Fische umkamen. Die Verheerung dehnte sich über eine Strecke von 30 Lieues aus, die Lava floß drei bis vier Stunden weit, vornehmlich in der Richtung der Provinz Kaï. Im Jahr 1707, in der Nacht des 23sten des eilften Monats, spürte man zwei tüchtige Erdstöße, der Fusi-yama öffnete sich, spie Flammen und schleuderte Brände bis auf zehn Lieues, südwärts bis zur Brücke von Rasubats. Tags darauf ließ die Wuth des Vulkans nach, aber sie erneuerte sich noch ungestümer am 25sten und 26sten. Unermeßliche Massen von Felsen, rothgeglühtem Sand und Asche waren über die Ebene gestreut. Die Asche flog bis nach Josivara, wo sie noch 5 bis 6 Fuß, und selbst bis nach Jeddo, wo sie noch mehrere Zoll dick lag. In der Gegend, wo der Ausbruch Statt gefunden, that sich ein tiefer Abgrund auf und daneben erhob sich der kleine Berg Foo-ye-yama. Im Norden des Sees Mitsu-umi und der Provinz Oomi gegen das Meer von Corea hin und gegen Norden, begränzt von der Provinz Kaga, liegt die Provinz Jetsisen und auf den beiderseitigen Gränzen der mit ewigem Schnee bedeckte Vulkan Sira-yama (der weiße Berg), oder Kosi-no Sira-yama (der weiße Berg des Landes Kosi); seine merkwürdigsten Ausbrüche geschahen 1239 und 1554.

Einen andern sehr thätigen Vulkan enthält die Provinz Sinano, eine der Binnenprovinzen der Insel Nifon, im NO von Kai und Musasi. Der Asama-yama oder Asamanodake, im NO der Stadt Komoro, ist sehr hoch und brennt von der Mitte bis zum Gipfel. Er speit Flammen und (poröse bimssteinartige) Steine, verbunden mit einem außerordentlich dicken Rauch. Oft begräbt er die ganze Umgegend unter seinem Aschenregen. Einer seiner lezten Ausbrüche kam im Jahr 1783 vor. Ein grauenvolles Erdbeben kündigte ihn an; vom 1 bis zum 6 August hörte der Berg nicht auf, Sand und Steine auszuwerfen; Schlünde öffneten sich nach allen Seiten, das Wasser in den Flüssen Yokogava und Kurugava sott; der Yengava, einer der größten Flüsse Japan's sperrte sich, und das strudelnde Wasser überfluthete das Gefild. Eine große Menge Dörfer wurden von der Erde verschlungen oder von der Lava verbrannt und verschüttet. Die Zahl der umgekommenen Menschen läßt sich nicht bestimmen; der Schaden war unberechenbar. In der nämlichen Provinz ist ein ansehnlicher See, Suva-no-mitsu-umi genannt, welcher dem großen Fluß Tenriu-gava das Daseyn giebt. Der See befindet sich in NW der Stadt Takasima, und viele heiße Quellen in der Nachbarschaft entladen sich in ihn.

In der Provinz Yetsingo, im Norden von Sinano, bei dem Dorfe Kurugavamura, giebt es einen Naphthabrunnen, woraus die Einwohner ihre Lampen füllen, und in dem Distrikte von Gasivara einen Ort, wo der steinige Boden entzündbares Gas aushaucht, just wie an mehreren Stellen auf der Halbinsel Abscheron. Dieses Gas wird gleichfalls nuzbar gemacht: die Einwohner stecken eine Röhre in die Erde und zünden sie wie eine Fackel an. Als der nördlichste Vulkan Japan's aber wird der Yake-yama (Feuerberg) in der Provinz Muts oder Oosiu, im Süden der Meerenge von Sangar, zwischen Tana und Obata, angeführt; er wirft beständig Flammen aus. Endlich schließt die hohe Kette, welche die Provinz Muts durchzieht und sie von Deva scheidet, verschiedne Vulkane in sich; gehen wir mit ihr über die Meerenge von Sangar, so finden wir auf der großen Insel Jesso wiederum mehrere feuerspeiende Berge, und so läßt sich, wie gesagt, das vulkanische Gebiet bis nach Kamtschatka verfolgen.

Diese sechs Vulkane, so wie die vier Berge mit warmen Quellen, der Kokensan oder Yunodake in Bungo, der Fokurosan in Deva, der Tatyama in Jetsin und der Foko-ne-yama in Idzu enthalten nach den Japanern die zehn Höllen des Landes. Für die höchsten Berge Japan's gelten der Fusi-no-yama und der Sira-yama und nach ihnen die sieben folgenden: der Fiaï-yama und der Fira-no-yama in Oomi, der Ifuki-yama undde in Setsu, der Atako-yama in Yamasiro, der Kinbusan und der Katsuragi-yama in Yamatto. *)

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Zu Toulon hat man 30,000 Kilogramme Kanonenpulver gemacht — Streusand für die diplomatische Dinte.

Der Kronleuchter auf dem lezten Ball im Opernhause hat man sich schon bei der Salbung Karls X bedient. Man sah daran noch hie und da eine Lilie. Vielleicht ließ man sie daran aus Nächstenliebe. Der Ball war für die Armen.

Hr. d'Artigaux von St. Laurentius verlangt von der Kammer die Ernennung eines Patriarchen der gallikanischen Kirche. Hr. d'Artigaux von St. Laurentius giebt zu verstehen, daß er diese Stelle nicht ausschlagen würde. Bis die Entscheidung der Kammer erfolgt, liegt der Hr. von St. Laurentius sicherlich auf Kohlen.

Nach einer londoner Zeitung ist ein Drittheil im Hause der Gemeinen zahlungsunfähig. Das macht, weil England bankerot ist.

*) Wir fügen hier zur Vervollständigung des Artikels über die vulkanischen Erscheinungen Asiens noch folgende Notiz von Klaproth bei: „In der Nähe von Urumtsi, 30 Li westlich von dem Posten Byrkebalak erblickt man einen Raum von 100 Li im Umfang, welcher mit fliegender Asche bedeckt ist; wirft man das Mindeste darauf, so bricht eine Flamme aus und verzehrt Alles in einem Nu; schleudert man einen Stein hin, so steigt ein schwarzer Rauch auf. Im Winter bleibt der Schnee nicht liegen. Man nennt den Ort die entzündete Ebene. Die Vögel wagen nicht darüber zu fliegen. Auf der Gränze zwischen der Provinz Ili und dem Distrikt Urumtsi trifft man einen Schland von 90 Li im Umfang. Von Ferne erscheint er von Schnee bedeckt; der Boden, der einer mit Salz geschwängerten Oberfläche gleicht, härtet sich, wenn es regnet. Ein hineingeworfener Stein verursacht ein Geräusch, wie wenn man mit einem Stock auf Eisen schlägt. Geräth ein Mensch oder ein Thier zu nah diesem Abgrund, so wird er auf immer verschlungen. Man nennt ihn den Aschengraben. Bemerkt werden muß noch, daß Urumtsi auf der Westseite von einer Kette von Sandbergen umgeben ist, die an Steinkohlen sehr reich sind. Von zwei vulkanischen Punkten sprechen endlich noch die große kaiserliche Geographie von China und die arabischen Geographen des Mittelalters. Erstere erwähnt einen Ammoniaksalzberg, Namens Nauschidor-ulan dabsunola, der auf der östlichen Gränze des Fürstenthums Choten mitten in der Sandwüste liegt und gegen Osten durch vermittelnde Ketten mit dem Nanschan in dem Distrikt Ngaa-ki-tschen, in der Provinz Kansu, zusammenhängt. Die leztern gedenken eines Feuer- und Ammoniakbrunnens in dem Berge al-Botom, im Osten der jezt zerstörten Stadt Sutruschna oder Osruschna, halbwegs zwischen Samarkand und Ferghana, in der Gegend, wo jezt die Stadt Zamin ist. Ibn Haukal meldet in dieser Beziehung: „„In dem Berg Botom ist eine Art Höhle, über welcher man ein Haus gebaut, dessen Thüren und Fenster geschlossen worden. Es ist hier eine Quelle, woraus sich ein Dampf erhebt, der bei Tag einem Rauch, bei Nacht einem Feuer gleicht. Verdichtet sich der Dampf, so bildet er Ammoniaksalz und dieses wird gesammelt. In dem Gewölbe ist die Hitze so stark, daß, wer hinein will, ein ganz mit Wasser genetztes Gewand anzieht; ist man so verwahrt, so geht man hin und holt schnell heraus, was man fassen kann. Diese Dämpfe wechseln oft, und um sie wieder herzuleiten, muß man oft tiefe Gräben graben. Oft gräbt man auch umsonst, und die Arbeit muß in einem andern Ort von Neuem angefangen werden. Würde man die Dämpfe nicht durch den Ueberbau einschließen, so würden sie Niemand schaden; so aber brennen sie, was in ihr Gebiet eindringt.“““

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 44. 13 Februar 1831.

Geschichte der Eroberung von Algier.

5. Beute und Kosten der Expedition.

An dem Morgen des Tags, an welchem die Franzosen in Algier einrücken sollten, hatte der Dey sich in eines der Häuser in der Stadt zurückgezogen, welches ihm eigen gehörte; worauf einige Araber und Juden in die Casaba eindrangen, und zu plündern anfingen. Wie weit diese Plünderung sich erstreckte und wie weit die Franzosen diesem Beispiel folgten, ist eine Frage, welche lange Zeit das Publikum beschäftigte. Ohne Zweifel ist das Privateigenthum des Dey's, soviel derselbe auch aus dem Schiffbruch rettete, doch etwas angetastet worden, wiewohl ihm noch nachher die Wegschaffung aller zurückgebliebenen Effekten und Mobilien gestattet wurde, und er auch von dem Entfremdeten manches Stück wieder bekam, wie z. B. noch am 9 Juli eine Kasse mit Gold, die man ihm auf Befehl des Obergenerals in seine neue Wohnung brachte; der Staatsschatz dagegen scheint nicht angegriffen worden zu seyn. Die von General Clauzel angeordnete Untersuchung ließ wenigstens der Finanzkommission, welche das Liquidationsgeschäft besorgte, alle Gerechtigkeit widerfahren. Betrachtet man aber nur die Umstände an sich, so wird eine Veruntreuung sehr unwahrscheinlich.

„Mitten in der Verwirrung,“ heißt es in dem Bericht der Finanzkommission vom 18 Julius, „saß der Finanzminister oder Kasnedschi, die Schlüssel zu dem Schatz in der Hand, unbeweglich in dem Haupthof der Casaba unter der Galerie; die Finanzkommission setzte sich gleich mit ihm in Verkehr, und richtete durch ihre Dolmetscher eine Reihe von Fragen an ihn, worauf er folgende Erklärung zu Protokoll gab: 1) der Schatz ist unversehrt; 2) Bücher über Einnahmen und Ausgaben sind nie geführt worden; 3) Gelder durften nur auf Beschluß des Divans herausgenommen werden, und der Dey selbst konnte sich nicht in die Schatzkammer begeben, außer in Begleitung des Kasnedschi. Nach diesen Mittheilungen führte der Kasnedschi die Kommission an das Ende der Galerie und schloß die Thüre eines niedern Zimmers, schräg vom Haupteingang, auf. Dieses Zimmer war durch einen drei Fuß hohen Verschlag halbirt und enthielt Budschu's (algierische Münzen zu 3 Fr. 60 Cent.) Als die Thüre wieder zugemacht und versiegelt war, öffnete der Kasnedschi eine zweite, die mit jener einen rechten Winkel bildet. Indem man drei Zimmer in Einer Flucht durchschritt, kam man vor eine dritte Thür und durch diese in ein seitwärtsliegendes Gemach, das durch vergitterte Fenster von der Galerie her sein Licht empfing. Es hatte eine Länge von 20 bis 24 und eine Breite von 8 Fuß; hier standen, in Form einer Bank, drei Kisten mit Budschu's, Kupfer, Gold und Silberstangen. Mittelst eines Schlüssels thaten sich jetzt die gleichweit von einander entfernten Thüren zu drei dunkeln Kammern auf, die wie der erste Saal durch einen hölzernen Verschlag je in zwei Hälften geschieden waren. Die mittlere Kammer enthielt 24 Millionen in einem unordentlichen Goldhaufen von dem Roboa Soltani (3 Fr. 80 C.) bis zu dem mexicanischen Doppelquadrupel (168 Fr.); von den beiden Seitenkammern die eine portugiesische Moidos und die andere spanische Piaster, mehr als 24 Millionen an Werth. Nach genauer Untersuchung der Lokalität, um auszumitteln, ob es nicht noch außer der Hauptpforte einen besondern Eingang gebe, ließ die Kommission die Thüren sorgfältig verschließen, und ein dreifaches Siegel anlegen, und ein Posten Gendarmerie unter dem Befehl eines Offiziers wurde in die Galerie als Wache gestellt. Das spezifische Verzeichniß dieser und der sonstigen Staatsgüter wurde sodann in den folgenden Tagen mit aller bei einer so kitzlichen Sache erforderlichen Oeffentlichkeit aufgenommen.“

Es versteht sich von selbst, daß man das Geld nicht zählte, sondern wog, 666 Pf. Gold und 10,000 Pf. Silber je auf eine Million gerechnet, so daß man 7 bis 8 Personen gebraucht hätte, um eine Million Gold und 100 bis 120, um eine Million Silber wegzutragen, und es kaum möglich gewesen wäre, eine bedeutende Summe zu entfremden, ohne daß Einwohner und Armee es erfahren hätten. Allein das ganze Geschäft ging nicht ausschließlich durch die Hände der Kommission, sondern dieselbe zog nicht nur Offiziere vom Generalstab, sondern auch immer sechs bis acht Unteroffiziere von der Artillerie bei, welche letztere die Geldkisten packen halfen, umschnürten und vernagelten. Nachdem hierauf die Geldkisten noch petschirt und numerirt worden, blieben sie in einem der Gewölbe aufgereiht, das sie nur verließen, um von einer Abtheilung Frohnsoldaten unter dem Kommando von Offizieren und in Begleitung des Generalzahlmeisters und der Beamten der Schatzkammer nach dem Hafen gebracht zu werden, wo das Schiff Marengo 13,218,598 und der Duquesne 11,550,000 Fr. Gold, der Scipio 5,100,600, der Nestor 10,240,000 und die Venus 3,289,798 Fr. Silber — im Ganzen 43,398,798 Fr. an Bord nahmen. Für die Armeebedürfnisse behielt man 5,285,729 Fr. 91 C. zurück. Der Schatz von Algier warf somit eine Totalsumme von 48,684,527 Fr. 91 C. ab. Dieses Ergebniß entsprach allerdings den gehegten Erwartungen nich Man

vermuthete Anfangs, der Dey möchte seinen Türken Geschenke daraus gemacht haben; indeß das Verhör, welchem man den Kasnedschi und zwei der ihm beigegeben Beamten, wovon einer ein Maure war, unterwarf, führte zu keinem Resultat. Ihre Angaben stimmten dahin überein und sie wollten dieselben auf den Koran beschwören, daß das Gefundene der ganze Schatz sey; daß sie den Inhalt desselben nie gekannt hätten; daß aber seit 15 bis 20 Jahren ein jährliches Defizit Statt finde, und aus dem Schatz gedeckt werden müsse, so daß dieser sich rasch vermindert habe.

Vergleicht man nun hiemit die Kosten der Expedition, so stellt sich folgende Rechnung dar: 1) für die Armee bis zum 1 Januar 1831 (mit Einschluß von Proviant, Fracht, Sold, Gratifikationen und Material) 25,000,000; *) 2) für die Marine 23,500,000, zusammen 48,500,000 Fr. Da man aber außer diesem Schatz noch viele Kaufmannswaaren fand, die man höher als auf 4,000,000 anschlagen kann; da man ferner sehr ansehnliche Vorräthe von Pulver, Wurfgeschütz und 1000 Kanonen eroberte, so ergiebt sich ein nicht unerheblicher reiner Gewinn. Gewiß ein schönes Resultat eines Feldzugs, der mit so vielen wirklichen und eingebildeten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und binnen zwanzig Tagen (vom 14 Junius bis zum 5 Julius seine Aufgabe löste!

*) Davon 5,000,000 für die Occupation vom Oktober bis zum December.

Die belgische Revolution, in ihren Ursachen und Folgen.

(Fortsetzung.)

Durch den Traktat von Münster wurden mitten im Frieden alle Nachtheile des Krieges für die spanischen Niederlande fortgesetzt und verewigt; die Gewässer, welche die Natur diesen Landschaften gegeben hatte, um die Produkte ihres Fleißes in das Ausland zu führen, wurden ihnen durch eine widernatürliche Politik genommen, und über die blühenden Städte und Gefilde von Brabant und Flandern war das Urtheil gesprochen, aller Anstrengung, aller Gegenwehr zum Trotz in unaufhaltsamen Verfall zu versinken, und die letzten Reste früheren Wohlstandes in trauriger Einsamkeit zu verzehren. Nur die Nothwendigkeit, in welcher Spanien sich befand, von zwei Feinden den, der im Augenblicke durch seine Seemacht und durch seine Angriffe auf die überseeischen Reiche der gefährlichste war, zu beseitigen, kann die Annahme so unbilliger Bedingungen erklären; gemildert wurde die Härte derselben durch den Umstand, daß der Krieg den Handel, welchem man entsagte, ohnedieß bereits vernichtet hatte, und daß daher nur der status quo, welchen die Fortdauer des Krieges schwerlich zum Vortheile geändert haben würde, auf unbestimmte Zeit auch im Frieden beibehalten wurde.

Nicht minder nachtheilig für die katholischen Niederlande war die Anwendung, welche derselbe Grundsatz in Bezug auf die Grenzbestimmungen fand; die Uebereinkunft, daß jeder Theil an Land und Leuten behalten sollte, was er beim Abschluß des Friedens besaß, überließ den Generalstaaten alle ihre gemachten Eroberungen, in Brabant die Stadt und Maierei Hertogenbosch, die Stadt und Herrschaft Breda, die Stadt und den Bezirk Maestricht, die Grafschaft Vroenhoven, die Stadt Grave und die Landschaft Kuyk; in Flandern Hulst und den dazu gehörigen Distrikt, Arel und den dazu gehörigen Distrikt und die Forts, welche die Holländer in der Landschaft Waes inne hatten; in Limburg den Mitbesitz der drei Herrschaften Fauquemont, Daelhem und Roldue, oder das sogenannte Pays d'outre-Meuse, welches nach einem späteren Vertrag zwischen Spanien und den Generalstaaten so getheilt wurde, daß den letzteren die Städte Fauquemont und Daelhem zufielen.

Eilf Jahre noch nach dem Frieden von Münster dauerte der Krieg zwischen Spanien und Frankreich, und als endlich im Jahr 1659 der pyrenäische Frieden demselben ein Ziel setzte, mußten wieder die spanischen Niederlande größtentheils die Kosten tragen. Außer beinahe der ganzen Grafschaft Artois wurden in Flandern die Städte Gravelingen, Burburg und St. Venant, im Hennegau die Plätze Landrecy und Quesnoy, im Herzogthum Luxemburg Thionville, Montmédy, Damvillers, Ivoy, Chauvancy, Marville nebst Marienbourg, Philippeville und Avesnes an Frankreich abgetreten. Der wichtige Seeplatz Dunkerken, der im Jahr 1658 von den Franzosen erobert worden war, und der seitdem nie wieder an die Niederlande zurückgekommen ist, war, merkwürdig genug, in dem Friedensinstrumente gar nicht erwähnt.

Der pyrenäische Friede hatte Frankreich, indem er sein Uebergewicht über Spanien entschied, auf den Gipfel der Macht erhoben. Durch den westphälischen Frieden war Ludwig XIV der Schiedsrichter in Deutschland geworden, durch den pyrenäischen wurde er es in ganz Westeuropa. Aber sein Ehrgeiz begnügte sich mit der faktischen Herrschaft, welche die Ueberlegenheit gewährt, nicht, sondern verlangte zu derselben auch den anerkannten Besitz. Vier Kriege war den durch diese Verblendung veranlaßt, an denen fast alle europäischen Mächte Theil nahmen; und in jedem dieser Kriege waren die Niederlande der Schauplatz, auf welchem der Kampf am heftigsten wüthete; in jedem wurden größere oder kleinere Gebietstheil von den Niederlanden abgerissen, um zu der Entschädigung der kriegführenden Mächte zu führen.

Nach dem Tode König Philipps des IV von Spanien machte Ludwig XIV im Namen seiner Gemahlin, einer Tochter jenes Fürsten, Ansprüche auf die Herzogthümer Brabant, Limburg und einige angrenzende Bezirke, indem er ein unter dem Namen des Devolutionsrechtes bekanntes Gewohnheitsrecht, das in jenen Gegenden unter Privatleuten üblich war, für sich geltend machte. Wenn ein Witwer oder eine Witwe, die Kinder hatten, zu einer zweiten Ehe schritten, devolvirte d. h. fiel nach dem Devolutionsrecht das gesammte Grundeigenthum derselben ausschließlich den Kindern erster Ehe zu. Nun war König Karl II, der seinem Vater auf dem Throne von Spanien folgte, aus der zweiten Ehe Philipps IV entsprossen, während die Königin von Frankreich aus seiner ersten Ehe stammte; und Ludwig XIV behauptete deßhalb, daß alle Provinzen der spanischen Monarchie, in denen das Devolutionsrecht herrschte, das rechtmäßige Erbe seiner Gemahlin wären. Ein französisches Heer bemächtigte sich beinahe ohne Widerstand der festen Plätze Charleroi, Douai, Tournai, Oudenarde, Armentieres, Bergues, Furnes, Binch und Ath; und der Frieden, der unter der Vermittelung der drei Seemächte England, Holland und Schweden am 2 Mai 1668 zu Aachen geschlossen wurde, trat diese Eroberungen, ohne Angabe des Rechtsgrundes, nach welchem sie gemacht worden waren, an Frankreich ab.

Wenige Jahre vergingen, so fand Ludwig XIV neue Vorwände zu der Ausführung seiner ehrgeizigen Plane. Dießmal galt es indessen nicht den spanischen Niederlanden, sondern Holland. Bis vor die Thore von Amsterdam drangen die französischen Truppen, denen der Kurfürst von Cöln den Durchmarsch durch seine Lande gestattete; und schon waren die Generalstaaten erbötig, durch die Abtretung des holländischen Brabant's und Flandern's den Frieden zu erkaufen, als Spanien, das seine eigenen Besitzungen in den Niederlanden bedroht sah, für die Vereinigten Provinzen die Waffen ergriff, und die Franzosen zwang, einer Beute, die ihnen bereits gewiß schien, zu entsagen. Der Krieg wurde jetzt auf's Neue in die spanischen Niederlanden gezogen; ein Platz nach dem andern ging für Frankreich verloren, und zum Dank für eine Hülfe, welche sie von dem unvermeidlichen Untergange gerettet hatte, überließen die Generalstaaten Spanien seinen eigenen Kräften, um durch einen besonderen Vertrag sich selbst zu sichern. Der Friede zu Nimwegen, vom 17 September 1678, gab den Spaniern die Städte Charleroy, Binch, Ath, Oudenarde und Courtrai zurück, die sie in dem aachner Frieden abgetreten hatten, nahm ihnen dagegen die Grafschaft Burgund und in den Niederlanden die Plätze Valenciennes, Bouchain und Condé, Cambray mit dem Cambresis, Aire, Saint-Omer, Ypern mit seiner Kastellanei, Werwick, Warnetoe, Poperingen, Bailleul, Cassel, Bavai und Maubeuge.

(Fortsetzung folgt.)

Volkssitten und Gebräuche in Poitou.

Gebräuche zu gewissen Jahreszeiten. Am ersten Faschingstage ziehen die Hirten und Schäferinnen aus, um den „Kuchen für die Elster“ (la crepe de la pie) auf den Gipfel eines hohen Baumes zu bringen, dessen Zweige sie mit Kränzen von Haidekraut und Lorbeern behängen. Diese Feierlichkeit wird mit einem Tanz beschlossen, und Niemand zweifelt nunmehr, daß die dankbare Elster es anzeigen werde, wann der Wolf kommt.

Am Vorabende des St. Johannistages werden fast in allen Dörfern Freudenfeuer angezündet. Man geht drei Mal um dieselben herum, mit einem Nußbaumzweige in der Hand. Die Hirten und Kinder springen über ein Feuer von Königskerzen (verbascum) und Wallnüssen; erstere sollen die Heerden vor Krankheiten und Bezauberung, diese vor Zahnweh schützen. Wann das Feuer auszulöschen anfängt, so nehmen die Einen Kohlen davon mit, die das Haus vor Einschlagen des Gewitters behüten; die Anderen Asche, die, bei Sonnenaufgang auf das Feld gestreut, dieses vor Mehlthau und Unkraut bewahren soll. Der, welcher am folgenden Tage am Frühesten aufsteht, findet Haare von dem h. Johannes unter einem der Steine, die Abends zuvor rund um das Feuer gelegt worden sind.

Gebräuche zu gewissen Lebenszeiten. Allen Hochzeitgästen wird, bevor man zur Kirche geht, von der Braut ein Band auf die Schulter geheftet. Wenn sie fürchtet, daß böse Leute während der Einsegnung — einer Ceremonie, bei der die Hexen ein so leichtes Spiel haben — ihr Etwas anthun möchten, so darf sie nicht vergessen, eine Münze in ihre Schuhe zu legen; auch muß sie Acht haben, daß ihr der Ehering nicht über das zweite Fingergelenk geht, will sie anders im Hause Herrin bleiben. Wenn man wieder zu Hause angekommen ist, so erhält die Braut das Geschenk (l'offerte): jeder Gast giebt ihr ein Hausgeräth, ein Geschirr in die Haushaltung u. dgl. Wenn der Nachtisch aufgesetzt wird, so nähern sich zwei Mädchen, den Geiger voran, der Braut, und singen ihr abwechselnd ein Lied, das eine lange Klage enthält über die Beschwerden und Pflichten ihres neuen Standes. Kaum haben sie damit begonnen, so bricht die Neuvermählte in Thränen aus; oft steht sie auf und läuft hinaus; aber bald wird sie von dem Geiger und den Mädchen aufgesucht und herbeigeholt, um den Tanz zu eröffnen, wobei die Braut mit einem hölzernen und einem ledernen Schuh tanzt.

Am folgenden Tage bereitet sich das junge Volk zur Feierlichkeit des Beschlags (ferrement). Einer kommt mit einem Schmiedeschurzfell und beschlägt zuerst die jungen Eheleute, indem er sie mit seinem Hammer leise auf die Fußsohlen schlägt. Wenn er auf diese Weise alle Hochzeitgäste bedient hat, so beschlägt er sich zuletzt selbst.

Bei der Verheirathung des letzten Kindes einer Familie zerschlägt man mit großem Lärm das Tischgeschirr und wirft im Zimmer, wo das Fest begangen wird, Nüsse aus. Am andern Tage folgt der Besenzug (le traine-balai). Nach dem Frühstücke ordnet sich der Zug. Die jungen Eheleute und die Hochzeitgäste durchziehen lustig das Dorf, und die älteste Person der Gesellschaft schließt den Zug mit einem Besen auf einer langen Stange.

Um den Weibern eine glückliche Niederkunft zu verschaffen, betet man am Fuß des Bettes ein Salve Regina, Paternoster's und Ave's. Eine Wachskerze, zu Lichtmeß geweiht, wird auf den Tisch gestellt; verlischt sie, so gilt Das für eine schlimme Vorbedeutung. Das Kind wird eine dauerhafte Gesundheit genießen, wenn man ihm mit der groben Leinwand eines Sackes über die Lippen fährt. Die Mutter legt das neugeborne Kind nicht eher an die Brust, als bis es getauft ist; so lange betrachtet man es noch nicht zum menschlichen Geschlechte gehörig. Eine Frau, die nach dem Kindbette zur Aussegnung in die Kirche geht, nimmt dahin ein kleines Brod mit. Dieses wird von dem Geistlichen geweiht, und Stückchen davon werden an die Mädchen der Nachbarschaft ausgetheilt; Das hilft ihnen bald zu einem Manne.

Ein Nachtvogel, der in die Kammer eines Kranken fliegt, oder vor dem Hause sein klägliches Geschrei hören läßt, wird für einen sichern Vorboten des Todes gehalten. Zu Maupertuis erzählen alte Leute von einem wenig mehr bekannten Brauche, der bald, wie viele andere, erlöschen wird. Sobald Jemand den letzten Athem ausgehaucht hat, zündet man neben ihm drei Kerzen an, die zu Lichtmeß geweiht worden sind, und wenn man ihn begräbt, so legt man zwei davon kreuzweise auf seine Brust. Diese Kerzen werden in einigen Familien heilig aufbewahrt. War der Verstorbene ein Taufpathe, so legt man ihm die Arme kreuzweis; wo nicht, so bleiben sie in ihrer gewöhnlichen Lage. Hat er lesen können, so giebt man ihm sein Gebetbuch mit in den Sarg, oft auch seinen Rosenkranz.

Verschiedener Glaube und Aberglaube. Eine große Anzahl von Steinen wird von den Gläubigen verehrt; alle stehen unter dem Schutze eines Heiligen und sind mit wunderthätiger Kraft begabt. In der Kirche der h. Radegunde ist ein Stein, in den Christus seine Fußtapfen eingedrückt hat. Bei Mavaux zeigen die Landleute einen andern, in welchem die Stute des heiligen Junius ihren Hufschlag einprägte, als eines Tages dem heiligen Abt der Teufel abscheulich zusetzte. Die Mütter machen Wallfahrten nach St. Sylvan, zum Grabe des heiligen Laurentius, das sich in Mitte eines Waldes befindet, an den Felsen des h. Martin u. s. w. Schwache Kinder gewinnen wieder ihre Kraft, wenn man sie in die Höhlung des Steins von Saint-Jessé setzt, wo sich immer ein Paar Münzen für Die finden, die dahin gehen, um zu beten. Dieser unförmliche Steinblock liegt mitten auf einem Felde, und wird von den Landleuten sehr in Ehren gehalten; der Pflug läßt um ihn her einen Saum des Feldes unberührt. Während der Revolution, erzählen die Bauern der Umgegend, ließen ihn die Distriktsbehörden wegschaffen; aber sie staunten nicht wenig, als sie ihn des andern Tages von selbst auf seine alte Stelle zurückgekehrt sahen. — Eine Art hölzerne Krippe, die man den Sarg des h. Hilarius nannte, sah man noch vor dreißig Jahren zu Poitiers in der Kirche dieses Heiligen. Leute, die ihre Vernunft verloren hatten, ließ man neun Tage in diesen Sarg legen. Auch sonst betrachtet man den Wahnsinn als eine übernatü[illegible] Krankheit, die nur durch übernatürliche Mittel, durch Hülfe der Zaube[illegible]der eines Heiligen, geheilt werden kann. Man machte deßhalb zahlreiche [illegible]allfahrten; besonders führte man Wahnsinnige nach Ploermel in der Bretagne, wo sie neun Tage lang in der Kapelle des h. Columban eingesperrt blieben.

In einigen Dörfern von Poitou führen die Landleute am Tage der h. Blanca ihre Ochsen an die Kirchenthüren, wo sie mit besonderen Ceremonien geweiht werden, um gegen Krankheiten gesichert zu bleiben.

Das Hahnen-Ei (l'oeuf coquatri), glaubt man, wird von einem alten Hahn gelegt, und man wendet Alles auf, seiner habhaft zu werden und es zu vernichten, da aus demselben ein Drache entstehen würde, der

alle Leute des Hauses um's Leben brächte. (Die überall verbreitete Fabel von der Entstehung des Basilisken aus jenen seltsam geformten Eiern, die von kranken Hühnern gelegt, vom Landvolke Hahnen-Eier genannt werden.)

Nach einem auf dem Lande allgemein verbreiteten Glauben besteht zwischen dem Menschen und der Kröte eine geheimnißvolle Wechselwirkung. Man versichert, es sey möglich, dieses häßliche Thier dadurch zu tödten, daß man es lange starr ansehe; aber dieser Versuch ist nicht ohne Gefahr: denn manchmal tödtet umgekehrt die Kröte den Menschen, indem sie durch ihre Gegenwirkung furchtbare Krämpfe erzeugt. Wenn eines dieser Thiere von einer Schlange erblickt wird, so kann es ihr nicht mehr entfliehen; ein unwiderstehlicher Zauber zieht es zu ihr hin, und so muß es ihr zur Beute werden. Mehrere Kröten in einen Sack gethan und zu den Füßen eines Kranken gelegt, verschaffen diesem eine baldige Genesung. — Die Nattern entstehen aus Pferdehaaren, die man zu einer gewissen Jahreszeit bei Sonnenaufgang in ein stehendes Wasser wirft. In der Bretagne braucht es, um Pferdehaare in Schlangen zu verwandeln, nur einer gewissen Zauberformel.

Nicht weit von dem wunderbaren Stein bei Poitiers, der, wie oben erzählt wurde, vergebens weggeschafft worden war, hört man alle Abende Seufzen und Wehklagen aus dem See von Marchais. Vor alten Zeiten wurde dahin eine mächtige Fee verbannt, die um Hülfe ruft.

Nur im Herbste hört man an den Ufern der Flüsse in tiefen Bergschluchten die wilde Jagd (la chasse-galerie). Dann glaubt man fernes Hundegebell, das Rasseln von Wagen und das Geschrei der höllischen Geister zu hören, die die Seelen Verstorbener hetzen. Von dieser Geisterjagd weiß man auch in ganz Frankreich, und fast überall auf dieselbe Weise zu erzählen. So hört man an der Loire und um Tours, zur Zeit der Herbstnachtgleiche, die Chasse-briquet und den Wagen des Königs Hugo (le carrosse du roi Hugon).

Das alte Spiel de la Soule. Das berühmte Jeu de la Soule, im Celto-Bretanischen Mel genannt, war fast in ganz Frankreich bis gegen das fünfzehnte Jahrhundert üblich. Auch Rabelais vergaß es nicht, wenn er von den Spielen des Gargantua spricht. Der Eifer, mit dem es getrieben wurde, machte es sehr gefährlich. Karl V verbot es durch eine Ordonnanz vom Jahre 1369, und der Bischof von Traguier untersagte es bei Strafe des Bannes. Alle diese Befehle halfen nichts; erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde es in Poitou durch einen Parlaments-Befehl vom 1 Juni 1779 aufgehoben. „Das Fest de la Soule,“ heißt es in demselben, „wird jedes Jahr am zweiten Weihnachtstage begangen. Die Einwohner beiderlei Geschlechts in dem Marktflecken Voullé versammeln sich des Morgens in einer Schenke und schicken Bursche und Knaben aus, um den zuletzt vermählten Mann des Ortes aufzusuchen, den sie herbeiführen und zwingen, drei Livres und Brod und Wein zu bezahlen. Weigert er sich Dessen, so zieht man ihm die Kleider aus. Dann setzt man auf das am Meisten sichtbare Fenster der Schenke eine ungeheure Kugel, die man mit Lorbeerzweigen schmückt und mit Flaschen und Gläsern umstellt. Man sendet Schildwachen aus, um dieser Kugel von den Vorübergehenden die gehörige Verehrung zu erzwingen. Wer sich Dessen weigert, wird mißhandelt. Man nennt diese Kugel La Soule. Gegen Ende des Abends theilen sich die Einwohner, auf der einen Seite Männer und Weiber, auf der andern Jünglinge und Mädchen. Der letzt Verheirathete nimmt nun die Kugel, trägt sie auf die Spitze eines steilen Felsen und legt sie auf einem bestimmten Steine nieder. Auf ein gegebenes Zeichen werfen sich die Einwohner auf die Kugel, und die Männer und Weiber, wie die Jünglinge und Mädchen, suchen ihrer sich zu bemächtigen. Sind die Männer und Weiber die Stärkeren, so tragen sie die Kugel mitten in den Fluß; sind es dagegen die Jünglinge und Mädchen, so werfen sie dieselbe in einen Brunnen. Einer der jungen Bursche läßt sich hierauf, mit dem Kopf vorwärts, hinab, um sie wieder herauf zu holen. Die, welche der Kugel Meister geworden sind, geben nun zu den Müllern des Marktfleckens und verlangen von ihren zehn Sous für jedes Mühlrad, Schweinefleisch, Wein, Enten und Kapaunen. Die Müller, die sich Dessen weigern, werden oft mißhandelt; man nimmt ihnen Sachen weg u. s. w. Das Fest schließt damit, daß man in der Schenke alles Das verzehrt, was man von den Müllern erhalten hat.“ — Man feierte dieses Fest an anderen Orten auch am St. Johannistage, und nach der Meinung einiger Schriftsteller stammt es noch aus den Zeiten der Gallier her, die es zu Ehren der Sonne begingen.

Lieder bei Vermählungen. Eine Sammlung der alten Volkslieder in den verschiedenen Provinzen Frankreichs würde nicht Wenig dazu beitragen, die Geschichte der Dichtkunst und Musik in Frankreich, die noch sehr im Dunkeln liegt, zu erläutern. Wir theilen hier zwei Lieder bei Vermählungen mit, die an die dialogisirten Epithalamien der Römer erinnern. Man wird leicht erkennen, daß es ein Wechselgesang zwischen einem Chor von Mädchen und einer jungen Frau ist:

I.

1.

Nous sommes venus vous voir
Ma très-cher' camarade:
Nous somm's venus vous voir
Dans vot' nouveau ménage;
Où est-il, bell', vot' epoux,
Est il si beau que vous?

2.

Il n'est point aussi beau,
Mais il est aussi sage;
Il a des agrémens
Qui rend' mon coeur content.

3.

Vous voilà t'un bouquet,
Un bouquet de fruitage;
Nous vous le présentons,
Payez-nous la rançon.

4.

Quel rançon vous faut il,
Mes belles jeunes filles?
Quel rançon vous faut il,
Plus qu'à les autres filles?
Un gâteau de six blancs,
Six aunes de rubans.

5.

Un gâteau de six blancs,
Cela n'est pas grand'chose;
Un gâteau de six sous,
La livre est tout autour.

6.

Le lendemain matin,
Quand vous serez levée,
Mettea sur votre sein
Un bouquet de pensees.
Aux quatre coins du lit
Un bouquet da soucis.

7.

Vous ne l'aviea point dit,
Ma belle jeune dame
Que vaus serira sitôt
Dedans le mariage.

8.

A la fin de l'été,
L'amour m'a bien trompé;
Si vous avira des amans,
Bell', en seriea autant.

9.

Vous n'irez plus au bal,
Ma très-cher camarade:
Vous n'irea plus au bal,
Au bal ni aux ballades;
Vous gard'rea la maison
Tandis que nous irons.

10.

Rossignolet au bois
Qui chante au vert bocage;
Quand il a des petits,
Il change de language,:
Avant qu'il soit un an,
Belle, en feriea autant.

11.

Nous irons bien vous voir,
Ma belle jeune dame;
Nous irons bien vous voir
Dans vot' nouveau ménage;
Nous y f'rons collation·
Adieu, pauv' Jeanetton!

II.

1.

Nous somm' venus vous voir,
Madame la mariee;
Vous rendre nos devoirs
Comme aux autres mariées;
Payes nons le rançon,
Nous vaus le demandons.

2.

Av'-vous ben entendu
Ce qu'il a dit le prêtre?
A dit la vérité,
En disant qu'il faut être
Fidèle à son époux,
Et l'aimer par toujours.

3.

Vous voilà du gâteau
Que ma main vous présente,
Prenea-en un morceau,
Ça vons fera comprendre,
Que pour ce pain gagner.
Il vous faut travailler.

4.

Vous voilà t'un bouquet
Que ma main vous présente,
Prenez-en une fleur,
Ça vous fera comprendre,
Comm' toutes vos bell' couleurs
Passeront comm' ces fleurs.

5.

Aujourd'hui vot' grand jour,
Que tout l'monde vous adore;
Peut être bien demain
En sera-t-il encore.
Mais, ces deux jours passés,
Pius n'en sera parlé.

6.

Adien donc la maison
De mon très-cher père,
Oa j'ai passé mes jours
Avec ma bonne mère;
Adieu mes libertés,
Il n'y faut plus penser,

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 45. 14 Februar 1831.

Algier.

Das „Morning Chronicle“ enthält folgende Schilderung von dem modernisirten Algier:

„In der allgemeinen europäischen Aufregung ist Algier ganz in Vergessenheit gerathen. Dieses neu eroberte Reich ist fast so groß als Spanien, und liegt unter einem eben so herrlichen Himmelsstrich. Ueberdieß bildet es den Schlüssel zu jenem Land der Schrecken und der Schätze, zum Innern von Afrika. Die neuesten Briefe von dorther geben die Nachricht, daß die Eroberer überall à la Française zu Werke gehen. Man hat die Mauren gezwungen, ihre Straßen zu reinigen, und giebt die Hoffnung nicht auf, man werde sie auch noch dahin bringen, zur rechten Zeit ihre Hemden und Gesichter zu waschen. Man hat eine Hauptstraße durch Algier geführt und die Stadt gelüftet. Die Hunde, die die Straßen unsicher machten, sind todtgeschlagen und Dunghaufen, so ehrwürdig als Mohammed, weggeschafft worden. Man hat ein Opernhaus gebaut und die reichen Mauren angehalten, Logen zu miethen und auf Vorstellungen zu unterzeichnen, wie es Leuten zukommt, die die schönen Künste unterstützen. In diesem Theater ist eine eigene Abtheilung von gesperrten Sitzen eingerichtet, zu denen die Damen aus den verschiedenen Harems die Schlüssel haben. Dort hören sie jetzt italienische Gesänge, und erbauen sich an der Romantik der europäischen Liebe. Ein Blatt in dem großen Buch der menschlichen Natur liegt vor ihnen aufgeschlagen, in das vordem keine algierische Huri einen Blick geworfen hatte; wenn sie Nichts lernen, ist es nur ihre Schuld. Ein Detachement von Tanzmeistern ist zum Dienst beordert, und die geschicktesten Meister der Nadel aus Paris haben in der Grande Rue Royale ihre Buden eröffnet. Die Damen, wie sich leicht denken läßt, sind außer sich über diese neue Ordnung der Dinge, sie gehen, sie besuchen Laden um Laden mit soviel Anstand und Ziererei, daß eine Elegante aus der Vorstadt von St. Germain sich deren nicht zu schämen hätte. Wenn ein dreischwänziger Pascha über diese neuen Einrichtungen nur das Gesicht verzieht, so läßt man ihm den Bart scheeren, nimmt ihm seinen Turban, seine Pfeife und seinen Säbel und schickt ihn zu einem Feldweibel, um die Handgriffe der neueren Kriegskunst zu erlernen. Dieses Mittel ist unfehlbar. In zwölf Stunden ist er nicht mehr derselbe Mann. Seine Meinungen und Ansichten sind wie ausgetauscht, er lernt die französische Kunst, in jeder Lage lustig auszusehen, und kommt aus der Drillmaschine völlig wie neugeboren. Der trotzige Mauritanier ist aus ihm hinausexerzirt, und auf der Parade hat sein Barbarenthum gelernt mit der Civilisation seiner neuen Mitbürger gleichen Schritt zu halten.“

Wenn dieser kleine humoristische Aufriß des jetzigen Algiers einen Vorwurf gegen den heitern und glücklichen Leichtsinn der Franzosen enthalten soll; so wird der trübselige Britte uns wohl erlauben müssen, den frischen fröhlichen Muth dieses Soldatenvolkes ein Wenig in Schutz zu nehmen. Die Flatterhaftigkeit, der Leichtsinn, die Unbesonnenheit und wie immer noch man die rührige Lebendigkeit der Franzosen zu schelten beliebt, hängen mit so großen und tüchtigen Eigenschaften zusammen, daß man selbst ihrem wetterwendischen Sinn, ohne ungerecht zu seyn, nicht gram werden kann. Ein Volk von mindrer Flatterhaftigkeit würde die mittelalterlichen Feudalfesseln, die auf Europa lasteten, nicht mit einem Mal zu zerbrechen gewagt haben, ein Volk von minderem Leichtsinn würde sich schwerlich Anfangs für Ideen, dann für ein Phantom, freilich für das schönste Phantom aller menschlichen Phantome, den Ruhm, in einen Krieg gegen die ganze Welt gestürzt haben; ein Volk von mindrer Unbesonnenheit würde endlich sich wohl bedacht haben, ehe es in den Juliustagen die nackte Brust den Bajonetten entgegen geworfen, und Europas Freiheit zum zweiten Mal gerettet hätte. Irving's Ausspruch: „Je Mehr ein Volk an öffentlicher Freiheit gewinnt, desto Mehr verliert es an Frohsinn und Heiterkeit,“ mag überall hinpassen — auf die düstere weitunterjochende Freiheit der Römer, auf die melancholische Maschinenfreiheit der Briten, oder auf die kopfhängerische Quäckerfreiheit Nordamerikas — das freie und fröhliche Volk der Franzosen wird ihn Lüge strafen. Frankreichs Freiheit ist die Tochter der Vernunft, heiter und klar, wie ihre Mutter. Frankreichs Freiheit ist nicht wie die britische in den Harnisch und Brokatrock mittelalterlicher Formen eingezwängt, nicht in finsterem Puritaner-Egoismus auf ihre vier Pfähle beschränkt wie die nordamerikanische, sie ist die Freiheit der Welt, der sie wie eine festlich geschmückte Braut die Arme entgegenbreitet. Und so möge Frankreich immerhin auf seinen Fahnen den Spruch tragen: frisch, fröhlich und frei! — Indeß sind wir weit entfernt, hiermit die Mißgriffe und Ungerechtigkeiten der französischen Verwaltung in Schutz zu nehmen, die die schönste und reichste Eroberung aufs Spiel setzen. Nur lege man Das, was treulose Hände verschulden, nicht dem Heere zur Last, das sein fröhliches Paris, ein schützendes Palladium, überallhin mit sich führt.

Neben der eben gegebenen Schilderung des „Chronicle“ liest man

hier vielleicht nicht ungern, was die berühmte „Zeitgenossin," Madame Ida Saint-Elme, in einem Brief an den Redakteur des Figaro über Algier äußert:

„Mein Herr! Oeffentliche Blätter sollten, selbst bei unwichtigen Gegenständen, sich stets der Wahrheit befleißen. Ich glaube Ihnen einen Beweis meiner Achtung gegen Ihr Journal zu geben, wenn ich hier einen schweren Irrthum berichtige, den es in Bezug auf mich kürzlich enthalten hat.

„Sie haben angezeigt, *) daß ich von Lyon aus, wo ich mich aufhielte, bei der Regierung um die Erlaubniß nachgesucht habe, mich nach Algier zu begeben, um dort die Erziehung der Eingebornen zu übernehmen, so daß ich also das Geschäft eines Apostels mit dem einer Päbstin der St. Simonisten verbinden würde, deren Loos es sey, in der Wüste zu predigen.

„Ich kam auf der Gabarre le Robuste von Algier zu Toulon an, verließ die Quarantäne am 24 December und befinde mich nach einer Abwesenheit von mehr als dritthalb Jahren und einer Reise von mehr als 3000 Lieues seit dem zweiten Januar wieder in Paris. Von Alexandrien zu Malta angekommen, vernahm ich während meiner Quarantäne daselbst die Siegeskunde von den glücklichen Ereignissen des Julius, und war die Erste, die dort die dreifarbige Kokarde aufsteckte. Ich habe ein Recht erworben, diese Farben zu tragen, mein Herz und meine Feder waren ihnen immer geweiht. Dieses Recht nehme ich als meinen schönsten Titel in Anspruch. Ich habe nie Etwas von einer der Regierungen verlangt, die dem Kaiserthum folgten, von dem ich Vieles erhielt, ohne Etwas zu verlangen.

„Getauft und erzogen im protestantischen Kultus, gedenke ich auch in demselben zu sterben. Auch beschäftige ich mich viel zu wenig mit Religion, um wegen eines Kultus jemals in Verlegenheit zu kommen.

„Ich wollte nach Algier gehen und machte die Reise dahin, wie viele Andere, bloß aus freiem Willen und auf meine Kosten. Ich ging dahin, um zu sehen und habe gesehen. Was das Predigen betrifft, so mag wohl davon die Rede gewesen seyn, am Wenigsten aber von Seite der profanen „Zeitgenossin," einer Apostelin ohne Sendung, die es für wesentlicher gehalten haben würde, für die Soldaten Feldbetten, als den Plan für eine Kapelle anzulegen, deren Erbauung ohnehin dem katholischen Geschmack des Hrn. Maire von Algier, Gadet de Vaux, überlassen bleiben muß. Ich hätte sogar, da ich ein Wenig Marketenderin bin, diese Erbauung der weit poetischeren eines italienischen Theaters vorgezogen, das die Frauen dieses Landes civilisiren soll, die niemals ihre Häuser verlassen, vor Strümpfen einen Abscheu haben, und keine europäische Sprache verstehen.

„Das, was ich zu Algier gesehen habe, ist eine schöne und reiche Gegend, die uns wieder aus den Händen entrissen werden wird, weil dort Jedermann von Anfang an nur an sich, folglich nur an Frankreich, gedacht hat.

„Als ich am 7 Dezember Algier verließ, war die Stadt noch ein wahrer Pfuhl von Schmutz, Unreinlichkeit und Finsterniß. Indeß entrichtet sie an Hrn. Gadet de Vaux täglich 150 Fr., dabei ist der Taglohn der Araber gering und der Hr. Maire bedient sich noch überdieß gratis der Lastträgerzunft zu seinen Arbeiten. Was ich zu Algier gesehen habe, war die Verspottung der Kommission, die dahin gekommen war, um die Plünderung in der Casaba zu untersuchen, ein erfrorner Enthusiasmus für die unsterblichen Tage des Julius, mit Ausnahme des herrlichen Korps der Artillerie und des Geniekorps. Ich habe einen Generalstab gesehen, der der Zahl nach dem Hofe eines Vicekönigs gleichsah, und einen Feldzug von zwölf Tagen, gegen den das Bulletin vom Atlas lächerlich genug abstach, indem man dabei unter Sandhügeln das große Wort bei den Pyramiden parodirte. Ich habe den Plan zu einem Meyerhof-Modell gesehen, wo der Pflug nur unter Bedeckung eines Bataillons und zweier Feldstücke auf das Feld geht; ich habe Dummheiten gesehen und schreiende Ungerechtigkeiten. Ich habe gesehen, und auch Sie, mein Herr, werden es sehen, daß Algier, das bei seiner Einnahme Frankreich hundert Million in Gold geben, und in Kurzem die blühendste Kolonie werden konnte, ihm Nichts geben wird, als die Pest für seine Truppen und die Schande, unfähig gewesen zu seyn, sich eine so wichtige Eroberung zu erhalten. Es ist wahr daß der Bey von Tittery einen Gehalt von 12000 Fr. bezieht.

„Da Sie meiner in Ihrem Blatt erwähnten, so hoffe ich, daß Sie auch diesen Brief aufnehmen werden, um so mehr, als ich Alles was darin gesagt ist, selbst zu vertreten übernehme.

Genehmigen Sie u. s. w.

Ida St. Elme,
Verfasserin der Memoiren einer Zeitgenossin.

*) In einer Bigarure.

Scenen aus Canada.

1. Reise nach Quebek.

Am Neujahrstag brach Hr. Head von Fredericton auf. Die Fahrt längs dem Ufer des St. John ging durch tiefen unbetretenen Schnee, meist im Schritt und oft angehalten durch angehäufte Eis- und Schneeklumpen, über welche die Pferde den Schlitten nur mit aller Anstrengung hinweg zogen. Manchmal hielten sie einen Augenblick an, ihre Nüstern erweiterten sich, ihre Augen bekamen einen ängstlichen Ausdruck und schon glaubte man, sie würden unter ihrer Aufgabe erliegen; allein es waren so muthige Thiere, daß sie Schwierigkeiten trotzten, die ein weniger erfahrener Führer ihnen nicht zugemuthet hätte. Mußte man, wie auf dieser Station mehrere Mal geschah, Schluchten passiren, die von den Mündungen der dem St. John zufließenden Bäche und Flüsse gebildet wurden, so sprengten sie, um auf der andern Seite wieder leichter heraufzukommen, immer in vollem Galopp die wohl hundert fünfzig Yards tiefen Schluchten hinab über die hölzernen Brücken, obgleich dieselben ohne Lehnen und so schmal waren, daß drei Pferde nicht neben einander laufen konnten. Das Geschirr ließ den Pferden freies Spiel; der Franzose zog die langen ledernen Zügel, die zum Kutschieren dienten, gar nicht an und saß unbekümmert auf seinem Sitz; wenn man daher an den Rand einer Vertiefung gelangte, schienen sie die ganze Last auf sich zu nehmen, erhoben Kopf und Schweif, und wie ein Paar Hippogryphen flogen sie hinab bis an den Steg; dazu drängten sie sich fest an einander, legten die Ohren zurück, krümmten den Rücken und rasselten über die los zusammengelegten Klötze und in Einem Zug jagten sie die Höhe hinan und

sofort, bis die Last des Fuhrwerks sie in den gewöhnlichen Schritt brachte, und die Reihe wieder an den Führer kam, der nun nicht ermangelte, von seinem Vorrath von ermunternden Redensarten den nachdrücklichsten Gebrauch zu machen, bald auf dem Schlitten in die Höhe springend, bald sich vorbeugend und die Rosse am Kummet fassend, als ob er die Beschwerden des Tagwerks mit diesen theilen wollte. Bergab hatte man sich sehr zusammenzunehmen, daß man nicht durch die Heftigkeit der Erschütterung abgeworfen wurde; es war ein Rütteln und Schütteln, wobei man stets fürchtete, die ganze Maschine müsse aus einander platzen, daß man es nur mit der Bewegung eines Boots vergleichen konnte, das in brandender See gegen Wind und Fluth steuert.

Ungeachtet des abscheulichen Wegs wurden doch des Tags gegen acht Stunden zurückgelegt, so daß man am dritten Tag nur noch 18 Meilen nach Presque Ile rechnete. Inzwischen fiel noch mehr Schnee und man sah sich genöthigt, schon um der ermüdeten Pferde willen, in einer schlechten Herberge, die man an der Straße fand, einen Rasttag zu halten. Der Fuhrmann hatte sich mit seiner Pfeife und einer Rumflasche versehen, die er auspackte und worüber er am Kamin alles Leiden vergaß; vier oder fünf Bursche, die zum Theil zum Hause gehörten, zum Theil sturmgepeitschte Wanderer waren, schwelgten in demselben Maß der Glückseligkeit; während Hr. Head verdrüßlich über Quartier und Gesellschaft durch die Stube schritt und das Wetter beobachtete. So oft er die Thüre öffnete, begrüßten ihn die Flüche der ganzen Zunft und zwar, wie er selbst gesteht, nicht unverdient, denn der Wind blies einen Wirbel von Schnee herein und er brauchte seine ganze Stärke, um sie wieder zu schließen. Zu seinem großen Vergnügen erschien endlich die quebeker Post in Gestalt zweier Männer zu Fuß mit Röcken und Mützen schwer von Schnee, jeder einen großen weißledernen Ranzen auf dem Rücken und ein Paar Schneeschuhe darübergebunden — beide französische Canadier, einer offenbar von indianischer Mischung. Diesen Männern zahlte Hr. Head 15 Pf. St., wofür sie von Presque Ile als Führer mit ihm zu gehen und sein Gepäck auf den beiden Tobogins bis an den Lorenz zu ziehen versprachen. Die Entfernung beträgt 150 Meilen — eine Strecke, wo man Nichts trifft, als eine Reihe kleiner Blockhäuser, welche von Ansiedlern bewohnt sind, denen die Regierung zur Erleichterung des Verkehrs Ländereien verliehen hat.

(Schluß folgt.)

Berichte der Versetzung der Exminister von Paris nach Vincennes und von da nach Ham.

(Fortsetzung.)

Inzwischen sammelte die Pairskammer die Stimmen ihrer Mitglieder und die Nationalgarde, im Dienste nach Innen und Außen, erwartete mit Bangigkeit die Bekanntmachung des Urtheils. Gegen acht Uhr Abends verbreitete sich in der Straße Tournon und in der Umgegend das Gerücht, Polignac sey zum Tode verurtheilt. Man behauptet, es sey ein Stabsoffizier gewesen, welcher umhereilte, um Dieß unter den Haufen zu verkündigen, von denen er mit Bravo's und Zurufungen überhäuft wurde, und diese falsche Nachricht trug nicht Wenig zur Vermehrung der Unzufriedenheit bei, welche drei Stunden später die entgegengesetzte Nachricht verursachte. Als um eilf Uhr die Berathschlagung der Kammer beendigt war, führten die Huissiers, auf Befehl des Präsidenten, die Nationalgarden in den Saal, um daselbst die Bekanntmachung des Urtheils zu hören. Es wäre schwer, Worte zu finden, welche den Eindruck, den das Erkenntniß auf sie machte, kräftig genug schildern würden. Nur soviel ist gewiß, daß sie, nachdem sie in den Hof hinabgekommen, über Verrath schrien, und sagten „man habe sie betrogen, man gebe sie den Vorwürfen des Volkes preis, und sie hätten von dem Argwohn und dem Zorne desselben Alles zu befürchten.“ Das Bataillon der zweiten Legion brachte die ganze Nacht in heftiger Gährung zu, welche der General Lafayette zu besänftigen sich bemühte, indem er selbst es besuchte und eine Anrede an dasselbe hielt. Um $11^1/_2$ Uhr Nachts brachen auch bei einem andern Bataillon im Dienste im Luxemburg und bei einem Bataillon der eilften Legion, das im Odeon stand, dieselben Klagen, dieselbe Erbitterung aus. Ja man darf wohl sagen, so waren die Empfindungen, die Wünsche, die innersten Gedanken der unermeßlichen Mehrzahl dieser Bevölkerung beschaffen, deren Blut durch die Ordonnanzen vom Julius vergossen ward. Und dennoch weiß man, mit welcher Aufopferung die Nationalgarde sich zwischen den Palast der Pairskammer und die Haufen des Volkes stellte, das mit Gebrüll den Tod Derer verlangte, die, vier Monate zuvor, es hatten niederhauen lassen; man weiß, mit welchem Eifer sie die Richter vor der Wuth der Menge, die Angeklagten gegen die Rache der Verwandten, der Freunde, der Waffenbrüder ihrer Schlachtopfer schützte! Die Geschichte wird einst sagen, wie edelmüthig das Benehmen jener bewaffneten Bürger war, welche dem Gesetz und der öffentlichen Ordnung die so gerechten Rachgefühle gegen solch' große Verbrecher opferten!

Donnerstags den 23. Morgens sieben Uhr, hatten sich zahlreiche und drohende Haufen vor dem Hauptthore des Palastes des Luxemburg zusammengerottet und ließen ihre Absicht merken, einen Ueberfall zu unternehmen. Obrist Feisthamel, indem er allein mitten unter die Menge drang, bemühte sich, dieselbe über das vorgebliche Entwischen der Exminister zu beruhigen. Einer aus dem Volke, der ihn nicht kannte, sagte zu ihm, der Kommandant des Luxemburg habe von der Familie Polignac einen großen Diamant bekommen, damit er Jenem zur Flucht behülflich wäre; man könne diesen Offizier wohl erkennen, er trage den Diamant am kleinen Finger der linken Hand. Der Obrist zeigte ihm hierauf seine im russischen Feldzuge verstümmelte Hand und fragte ihn, ob er glaube, daß eine auf solche Weise in Schlachten verstümmelte Hand sich durch einen so ehrlos erworbenen Edelstein beflecken möchte; er sey der Obrist Feisthamel. Sogleich entschuldigte sich der Mann. Einige Offiziere aus dem Stabe des Obristen hatten sich auch unter die Haufen gemischt, und suchten sie von ihrem Vorhaben, den Palast des Luxemburg zu stürmen, namentlich durch Anregung jener Empfindungen des Nationalruhms, abzubringen, die von jeher eine so mächtige Wirkung auf die Herzen der Franzosen übten, indem sie ihnen vorstellten, wie unglücklich es seyn würde, wenn die schöne Gemäldegallerie mit den Darstellungen der alten Siege zerstört werden sollte.

Nicht lange, so erschien in der Straße Tournon der Bataillons-Chef Girardin, an der Spitze von 180 Mann aus der achten Legion. „Nieder mit den Bajonetten! Nieder mit der Nationalgarde! Nieder mit dem Luxemburg!“ Mit diesem Geschrei oder vielmehr mit diesem Geheul wurden sie empfangen; Einige der Wüthendsten stürzten sogar auf die Nationalgarden los, um sie zu entwaffnen; und zwei Mann aus dem Bataillon wurden in dem Kampfe, der sich entspann, zu Boden geworfen. Dennoch drang die Abtheilung durch die Haufen, und es gelang ihr, sich vor dem Thore des Luxemburg in Schlachtordnung aufzustellen. Man war fest entschlossen, das äußere Thor auf's Hartnäckigste zu behaupten; denn hätte man die Truppen sich zurückziehen und das große Thor schließen lassen, so würden die Angreifer dadurch nur noch kühner geworden seyn, und der Palast wäre dann unfehlbar im Sturm genommen worden. Kann man voraus sehen, wo die Unordnung alsdann ein Ziel gefunden hätte? Dieser Zustand der Unentschiedenheit währte anderthalb Stunden, während welcher Zeit die Nationalgarden stets in Gefahr schwebten, niedergeworfen und entwaffnet zu werden, als endlich durch die Straße Vaugirard das vierte Bataillon der zehnten Legion anmarschirte. Unterstützt von einem Bataillon Linientruppen, das aus dem Innern des Luxemburg herausrückte, zog dasselbe, das Gewehr im Arm und im Angriffsschritte, in die Straße Tournon ein, und in weniger als zehn Minuten waren die Ruhestörer bis an das Ende dieser Straße zurückgedrängt. In demselben Augenblicke trieben die 180 Mann von der achten Legion, links und rechts Alles säubernd, die Haufen in die Straße Garancière und in die Gegend des Odeons, und die Gegenwart eines andern Bataillons von der vierten Legion und

eines Bataillons von der sechsten flößte den Aufwieglern vollends Respekt ein. Von dem Augenblicke an war der Luxemburg keiner Gefahr mehr ausgesetzt.

Inzwischen stieg die Gährung der Gemüther auf's Höchste. Man hörte den Ruf: „Nieder mit der Nationalgarde! Laßt uns das Pflaster aufreißen! Machen wir Barrikaden! Wir wollen die Gitter einbrechen!“ Allein die Haltung der Nationalgarde, ihre Geduld, ihre Festigkeit, ihre Mäßigung ermüdeten die Aufbrausendsten, und man hatte gegen keinen weitern ernsthaften Versuch der Unruhestifter zu kämpfen, als gegen ein Uhr Nachmittags von Obrist Corcelles die Nachricht einging, daß an dem Platze der Medizinschule unter den Haufen sich einige bewaffnete Leute befänden, und daß die Nationalgarde nicht zahlreich genug sey, sie in Schranken zu halten; Obrist Feisthamel beorderte sogleich Hrn. Heinrich Boulay de la Meurthe mit 150 Nationalgarden nebst 150 Linientruppen dahin; die bewaffneten Anführer wurden festgenommen und in den Palast abgeführt. In diesem Augenblicke erfuhr man den glücklichen Entschluß, den die Zöglinge der Schulen gefaßt hatten, vereint mit der Nationalgarde Patrouillen zu bilden. Diese Kunde, die sich mit der größten Schnelligkeit nach allen Seiten verbreitete, brachte Muthlosigkeit in die Reihen der Aufwiegler, und flößte zugleich den Vertheidigern der öffentlichen Ordnung neuen Eifer und neues Vertrauen ein. Nach und nach zerstreuten sich die Haufen; die Nacht ging ruhig vorüber, und am folgenden Tage stellte die Musterung des Königs überall Ruhe und Sicherheit vollends wieder her. (Forts. f.)

Umtriebe der Karlisten in Frankreich.

Eine edinburgher Zeitschrift, das Januarheft von Blackwood's Magazine, enthält einen sehr heftigen Artikel gegen die neuere franz. Revolution, der aber in so fern die größte Aufmerksamkeit verdient, als er die von den Karlisten bei Gelegenheit des Zugs nach Vincennes, des Angriffs gegen den Palast Luxemburg und zuletzt bei den Zeitungsdebatten über das Wahlgesetz befolgte Politik aufs Deutlichste erklärt. Jener Artikel deckt uns mit einem Male die Hoffnungen und Wünsche auf, welche der sogenannte Hof von Holyrood nährt, und die Mittel, wodurch er zum Erreichen seines Zieles schreiten möchte. Wir stellen hier die hauptsächlichen Bemerkungen des Verfassers zusammen: „der Pöbel vom J. 1830 ist nicht „tugendhafter als der, welcher 1792 die Tuilerien stürmte. Die jetzige „Revolution ist nicht verschieden von der früheren. Auch nach dem Erstürmen der Bastille im J. 1789 wurde weder geplündert, noch Blut „vergossen; Dieß begann erst 1792, drei Jahre nach jener Begebenheit. „Zu den Grausamkeiten führte die Aufregung (agitation), die man in den „Gemüthern unterhielt und das Sinken der öffentlichen Einkünfte. Die „neuere Revolution fing human an.“ Hier giebt der Verfasser seinem System schon eine Blöße, denn er hatte gesagt, der Pöbel von 1830 sey nicht tugendhafter als der von 1792: „was aber früher drei Jahre hernach „erfolgte, kam dießmal drei Monate nach der Revolution, das Volk lief „nach Vincennes und dem Palais royal, und verlangte Blut.“ Wer hat nun, fragen wir, zu der Aufregung seit der letzten Revolution so Vieles beigetragen? Die Karlisten. Wer stand an der Spitze des Zuges nach Vincennes? Ein ehemaliger Gendarmenoffizier. Die Anhänger der vorigen Regierung haben endlich alles Mögliche gethan, um das Sinken der Staatseffekten zu beschleunigen. Dieselben leben also der freudigen Hoffnung, da sie es in ¾ Jahr so weit gebracht haben wie früher in drei Jahren, daß auch alles Uebrige in gehöriger Eile eintreffe. Hören wir den edinburgher Schriftsteller weiter: „die feuerzündenden Blätter und Flugschriften begannen erst im Winter 1791—92, dießmal gleich nach der Revolution!“ Dahin sind wohl die karlistischen Blätter in Paris und die Pamphlets des bentu'schen Hauptquartiers zu rechnen. „Der laute Schrei nach Blut „begann erst 3½ Jahre nach dem Ausbruche der früheren Revolution, dießmal vor dem Luxemburg.“ Um also das Ziel der Karlisten herbeizuführen, und damit die Republik, die Anarchie, der Despotismus, die Eroberungslust und die Invasion desto schneller einträfen und vorübergingen, hielt man es vor Allem für nothwendig, Terrorismus und Guillotinen einzuführen: die geeignetste Gelegenheit hiezu gab das Urtheil der Pairskammer. So, nur so läßt es sich erklären, wie ein Anhänger, und da man dießmal nur parodirt, ein bloßer Kammerdiener der gestürzten Dynastie, sich zu den Haufen gesellte, die das Blut der Exminister verlangten, und daß ein karlistisches Blatt zu Paris in denselben Ton einstimmte. Es ist schwer zu begreifen, und trotz den am Tage liegenden Ereignissen vom Ende des Julius ans Unglaubliche gränzend, daß der Inhaber von Holyrood selbst alle jene Unternehmungen angezettelt; aber wir reden von seiner Partei, von denen, welche, je geringer ihre Zahl, auf desto größeren Antheil bei der gehofften Theilung rechnen. Sie rechneten jedoch ohne den Wirth. Sie sahen, wie der edinburgher Artikel beweist, den Untergang der Exminister als gewiß an; die Hoffnung schlug fehl; sie müssen also nothgezwungen zu einer etwas langsameren Politik schreiten; allein der edinburgher Artikel sinnt auch hierauf — auf das Wahlgesetz. Er sieht voraus, daß man die Kammer von allen Bürgern erwählen lassen werde; dahin streben auch die karlistischen Blätter der Hauptstadt. Nachdem unter der früheren Revolution eine solche Wahl, und dadurch die Demokratie eingetreten war, wandte sich das Volk gegen die Kammer; die Kammer gegenwärtig herabzusetzen, ist ebenfalls das Ziel der Karlisten, sie stehen darin den Republikanern und den Freunden der Bewegung bei. „Die Nationalgarde wich früher dem Volke: auch dießmal erklärte sie, sie „werde nicht gegen das Volk kämpfen.“ Daß dieser Kampf nothwendig wäre, sah der Verfasser als gewiß an. Der Plan der Karlisten liegt also am Tage. Sie wollten zur Ochlokratie und Anarchie führen, versuchten es bei Vincennes, erneuerten den Versuch beim Luxemburg, wurden ungeduldig, schufen eine Regentschaft — dann zerstob Alles so schnell als es gekommen war. Nur die Wahldebatten, die Opposition der Geistlichkeit, die Unruhen in Nismes, die Kandidatur von Männern wie Hr. Genoude, blieben noch übrig, und alles Dieß ist nicht gefährlich. Es ist aber schon von geschichtlichem Interesse, auf die Versuche der Karlisten, wie wir gethan haben, ein aufmerksames Auge zu richten.

Vermischte Nachrichten.

Briefe aus Calcutta melden eine merkwürdige Entdeckung griechischer Alterthümer in Pundschab. Der Chevalier Ventura, vordem ein ausgezeichneter Offizier in der Armee des französischen Kaiserreichs, nun General im Dienste des Rundschit Singh, stand im April des verflossenen Jahres im Lager bei Manikiala, wo sich die Ruinen einer großen alten Stadt befinden. Dieser Ort liegt zwei und siebzig englische Meilen östlich vom Indus und dreißig oder vierzig westlich vom Jhylum oder Hydaspes, 33° 28' nördl. Breite und 73° 15' östl. Länge. In Elphinstone's Kabul wird die merkwürdige steinerne Kuppel, auf der Höhe einer starken Mauer, beschrieben, von der die Einwohner glauben, daß sie von Göttern erbaut sey, und die weit größere Aehnlichkeit mit der Bauart der Griechen als jener der Hindu's hat. General Ventura ließ eine Oeffnung in diese Kuppel machen, und nachdem man drei Fuß tief gegraben hatte, fand man sechs Münzen; später stießen die Arbeitsleute auf eine Kammer von gehauenem Stein, von zwölf Fuß im Quadrat. Die Aushöhlung wurde bis zu einer Tiefe von sechs und dreißig Fuß fortgesetzt und hierauf noch eine Oeffnung an der Nordseite der Kuppel gemacht. Diese Nachgrabungen dauerten bis zum Eintritt der Regenzeit fort, und man fand mehr als achtzig Münzen, von denen die meisten von Kupfer, einige jedoch auch von Gold und Silber sind. Man entdeckte auch noch andere Dinge von Werth, als Ringe und Gefäße, die mit Flüssigkeiten angefüllt waren. Wie man vernimmt, wird der Chevalier eine Beschreibung dieser lobenswürdigen Arbeiten und Entdeckungen an die asiatische Gesellschaft überschicken. Vielleicht stand hier eine der Städte, welche Alexander oder Seleukus im Gebiete der Taxilen erbaute.

•

Bei einem Prozesse über zwei Männer, die vor Old Bailey wegen Beraubung einer Synagoge angeklagt waren, ließ das Gericht den Dr. Herschell rufen, um eine Jüdin den Zeugeneid ablegen zu lassen, weil man glaubte, daß einem Eide, wenn er von dem Oberrabiner abgenommen würde, mehr Gültigkeit beigemessen werde, als wenn man ihn auf gewöhnliche Art ablegen ließe. Dr. Herschell versicherte aber den Gerichtshof, daß ein Eid auf das alte Testament, einem Juden von einem Christen oder von irgend Einem einer andern Religion zugeschoben, für eben so heilig und verbindlich anzusehen sey, als wenn er selbst ihn ablegen ließe; er habe seine Meinung hierüber vor einigen Jahren in Druck gegeben, daß ein gerichtlicher Eid, in gewöhnlicher Art auf das alte Testament, oder auch der Zeugeneid eines Juden ohne irgend ein heiliges Buch, bloß mit den Worten: „ich schwöre zu Gott,“ abgelegt, eben so viel Kraft habe, als wäre er auf den Pentateuch vor dem großen Sanhedrin selbst geschworen worden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Das Inhaltsverzeichniß zum zweiten Semester 1830.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 46. 15 Febenar 1831.

Ueber die neuere Poesie der Chinesen. *)

Mitgetheilt von Heinrich Kurz.

Ob die Chinesen auch eine Poesie haben könnten, ist vielfach abgehandelt und bestritten worden, und es mag noch manche Leute geben, welche daran zweifeln. Am Leichtesten ist es, sie zu schlagen, wenn man ihnen, darf ich mich so ausdrücken? lebendige Beweise dieser Poesie vor Augen legt, und Dieß ist auch der Zweck des vorliegenden Aufsatzes.

Doch wird es nicht am unrechten Orte seyn, die Sache näher zu beleuchten. Man führt besonders die Eigenthümlichkeit des chinesischen Volkes an, welches, ewig am alten Herkommen klebend, sich in den einmal üblich gewordenen Gebräuchen bewege und überhaupt den kräftigen, lebendigen und immer schaffenden Sinn der übrigen orientalischen Völker nicht besitze. Allerdings werden wir bei den Chinesen keine homerische und keine indische Poesie finden; unrecht wäre es auch, eine solche bei ihnen suchen zu wollen; aber warum sollte sich nicht auch die chinesische Lebensansicht, warum nicht auch Natur und Leben in einer dieser Ansicht, dieser Natur und diesem Leben entsprechenden künstlerischen Form darstellen lassen? Es müßte denn seyn, daß die Sprache als unerläßliches Mittel zu einer solchen Darstellung durchaus untauglich wäre, eine höhere Form, ein reicheres Gewand anzunehmen. Und Dieß ist auch wirklich einer der Gründe, den man vorbringt, indem man darauf vorzüglich pocht, daß eine einsylbige Sprache Harmonie und Wohlklang gar nicht aufkommen lasse. Aber die chinesische Sprache ist keineswegs einsylbig und auf der andern Seite liegen in ihr so viele Elemente des Wohlklangs, als nur irgend eine Sprache aufzuweisen hat, worunter vorzüglich die durchgehende Einfachheit der Sylben und die daraus entspringende Ueberzahl der Vokale vor den Konsonanten anzuführen sind. Ferner hat jede chinesische Sylbe einen ihr ganz einverleibten Ton oder Accent, deren es fünf verschiedene giebt, und welche in ihrer mannigfaltigen Abwechselung eine bewundernswürdige Harmonie hervorbringen; auch besteht die größte Kunst des chinesischen Dichters darin, in so fern man bloß die Sprache berücksichtigt, diese Töne, welche mit unsern langen und kurzen Sylben verglichen werden können, in ewiger wohlklingender Abwechselung anzuwenden. Daher giebt es auch Versmaße, deren Auseinandersetzung aber nicht hieher gehört.

Wenn man von chinesischer Dichtkunst spricht, muß man aber, wie in der ganzen Literatur, wohl unterscheiden, ob man die alte oder die moderne Poesie versteht, denn beide sind sehr von einander verschieden. Die erstere nämlich ist mehr in der Schrift zu suchen, das heißt in der Wahl der Charaktere und in ihrer kunstgemäßen Zusammensetzung; mit der letztern hingegen ist es derselbe Fall, wie bei allen Völkern; „Wohllaut der Töne, um mit Davis zu reden, Symmetrie des Baues, Richtigkeit der Empfindung und Schönheit des Gemäldes bilden, wie überall das Verdienst der poetischen Darstellung.“ Hier soll uns bloß der letztere Gegenstand beschäftigen.

Zuerst Einiges über die äußere Form. Es giebt, wie gesagt, mehrere Versmaße, welche beliebig gewählt werden können, die aber nach ihrer Beschaffenheit mehr für die eine oder die andere Dichtungsart passen. Jeder Vers (oder Zeile) muß einen vollständigen Sinn für sich enthalten, ein sogenanntes Enjambement ist durchaus nicht erlaubt. Auch die Cäsur kennen die Chinesen; so muß sie in einer Verszeile von sieben Sylben immer nach der vierten, in Versen von fünf Sylben immer nach der zweiten Sylbe Statt finden.

Der Reim ist seit den ältesten Zeiten bekannt; auch wird er immer angewendet, doch sind gewöhnlich einige Verszeilen nicht gereimt. In der regelmäßigen Poesie reimt jeder zweite Vers; oft giebt die erste Verszeile den Reim für die ganze Strophe, aber die übrigen ungleichen (3, 5, 7) scheinen keiner Regel unterworfen zu seyn; sie gehen vielmehr auf ganz gleichgültige Sylben aus. Die Länge der Stanze ist durch die Wiederkehr eines und desselben Reims bedingt; in größeren Dichtungen besteht sie bloß aus vier Verszeilen, wovon die zweite und die vierte mit einander reimen. Oefters enthält die Strophe acht Verse, davon vier gereimt. Man findet auch Reime in Aufsätzen, welche eigentlich nicht aus Versen bestehen, oder deren Zeilen von ganz unbestimmter Länge sind.

Wie die übrigen Orientalen, lieben auch die Chinesen den Parallelismus. Davis beruft sich auf die Erklärung, welche der Bischof Lowth in seiner Abhandlung über die hebräische Poesie von dem Parallelismus gegeben hat: Das wechselseitige Verhältniß eines Verses mit einem andern, sagt Lowth, nenne ich Parallelismus,

*) On the poetry of the Chinese, by John Francis Davis in the transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland 1829 Vol. II.

von dem es drei Arten giebt, nämlich den synonymen, den antithetischen und den synthetischen. Der synonyme Parallelismus besteht darin, daß ein schon ausgedrückter Gedanke in einer zweiten Zeile oder einem zweiten Vers sogleich, aber in Ausdrücken wiederholt wird, die zum Theil oder ganz verschieden sind. Folgende zwei Beispiele sollen das Vorhandenseyn dieser Art von Parallelismus in der chinesischen Poesie beurkunden:

Der weiße Marmor, wenn er fleckenlos, erlangt den höchsten Werth;
Die blaue Lilie, wenn sie fleckenlos, verbreitet wunderbaren Wohlgeruch.

Das gequälte Herz findet weder Ruh noch Rast.
Das geängstigte Gemüth denkt nur an seine Schmerzen.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Canada.

4. Reise nach Quebek.

(Schluß.)

Nachdem unser Reisender in Presque Ile in der Wohnung eines der angesehensten Männer des Landes, Namens Turner, dessen halb-civilisirtes Hauswesen einen angenehmen Kontrast mit der übrigen Wildniß bildete, zwei Tage auf seine Führer gewartet hatte, war endlich zum Aufbruch Alles fertig. Die Canadier beluden die Toboginś und schirrten sich an, d. h. sie befestigten den Schlitten mittelst eines Seils an einem breiten ledernen Riemen, der ihnen über Brust und Schulter ging, so daß sie ihre Fracht ziehen konnten, und dabei die Arme frei behielten. Gewohnt dieser Art zu reisen, glitten sie über den Schnee hin mit einer Leichtigkeit, als ob sie sich durch das ihnen anhangende Gewicht nicht im Geringsten belästigt fühlten. Die übrige Gesellschaft aber, der sich noch drei Reisende angeschlossen, fand sich mit den Schneeschuhen, deren Gebrauch lange Uebung erfordert, nicht zu recht. Ohnehin schwer, fühlten sie sich, da man jetzt auf dem Fluß ging, wo unter dem Schnee noch überall Wasser stand, bald mit Eis an, das man beständig abschütteln mußte.

Vor ihnen dehnte sich eine einförmige weiße Schneefläche aus, zu beiden Seiten starrte eine traurig schwarze Mauer von Waldbäumen ihnen entgegen. Mit äußerster Noth vermochten sie nicht mehr als zwei Meilen in einer Stunde zurückzulegen, und mußten sich glücklich schätzen, als sie nach siebenstündiger Arbeit den ersehnten Ruheort, das erste Blockhaus, zehn Meilen von Presque Ile erreichten. Eingesalzenes Schweinefleisch und Kartoffelschnitze — weiter wies die Küche Nichts aus; aber zu Entschädigung für alle andern Genüsse, die man entbehrte, loderte im Kamin ein tüchtiges Feuer, welches aus ungeheuren Klötzen bestand, wovon einer, das sogenannte Scheit (buche), welches die Rückseite des Heerds bildet, seine acht und vierzig Stunden brennt, so daß die Kraft von zwei bis drei Männern erforderlich ist, um ihn mittelst Hebebäumen hinauf zu lüpfen. Um das Feuer herum wurden die Strümpfe und Mocassin's zum Trocknen gehängt. An Betten ist gleichfalls nicht zu denken, aber in ihre Büffelhaut eingewickelt schliefen die müden Wanderer gesund auch auf ihren Pritschen. Am folgenden Tag machte man 14 Meilen; da es in der Nacht abermals geschneit, und der Schnee sehr weich war, so mehrten sich noch die Beschwerden des Marsches; bei jedem Schritt klebte der Fuß fest, und je weiter die Ufer des Flusses aus einander traten, desto mehr optischen Täuschungen sah man sich Preis gegeben; der Punkt, auf dem das Auge sehnsuchtsvoll haftete, schien, nachdem man sich eine lange Stunde abgeschunden, kaum näher als zuvor; ein grenzenloser Raum trennte Landspitze von Landspitze, und wie in einem schweren Traum keichten sie nach einem Ziel, das sie immer vor sich erblickten, das sich ihnen aber wie durch Zauber immer von Neuem entrückte. An die mit dieser Flußpartie verknüpfte Gefahr hatte man vielleicht noch nicht gedacht, als Hrn. Heads Diener in ein Luftloch fiel, das just klein genug war, daß er sich mit den Armen halten konnte, bis man ihn herauszog, und nah genug an dem Blockhaus, daß er nicht Zeit hatte zu erfrieren. In dieser Herberge fanden sie mehrere Ansiedler der Umgegend versammelt, von denen einer Hrn. Head ersuchte, ihm einen Brief an seine Verwandten in Schottland zu besorgen, da er seit langer Zeit von denselben ohne Nachricht wäre. Hr. Head bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß die Schwierigkeit des brieflichen Verkehrs von den canadischen Kolonien mit dem Mutterland der Auswanderung sehr Eintrag thue. Würde dieser mehr befördert, so würde manches Vorurtheil beseitigt, und in Manchem Lust zu Abenteuern erweckt werden.

Damit sie Alles erführen, was eine Winterreise in Canada Schreckhaftes darbietet, mußten sie von einem Schneesturm überfallen werden, der sie nöthigte, eine Nacht in den Wäldern zuzubringen. Die rauhen Canadier machten sich aus diesem Bivouak *) eben nicht Viel und am andern Morgen standen sie ganz rüstig da und bereit die Wanderfahrt fortzusetzen; aber als Hr. Head sich in Bewegung setzen wollte, fand er seine Füße von der Kälte steif, und seine Gelenke durchzuckte ein stechender Schmerz, der ihm besagte, daß das Nachweh seiner Lehrlingsschaft im Gehen mit Schneeschuhen — das sogenannte Mal-à-raquette, eine mit Geschwulst verbundene heftige Entzündung der Riste und Knöchel bei ihm nicht ausbleiben sollte. Doch die frische Morgenluft wirkte dergestalt erquickend, daß neue Kraft und Elastizität seine Glieder durchdrang. Sechs Stunden brauchten sie nach Salmon River, 22 Meilen von dem Hause, wo sie übernachtet hatten. Ihr Wirth war ein alter Soldat, der hier auf einem Grundstück von 150 Morgen sein Wesen trieb. Am folgenden Tag borst einem der Führer das Eis unter den Füßen und er fiel in das Wasser; ein schneidender Wind vermehrte noch die Kälte, und weit und breit befand sich kein Obdach. Man eilte ans Ufer und zündete ein Feuer an, so schnell man konnte; allein die Füße des Mannes waren bereits erfroren, ehe ihm diese Hülfe zu gut kam. Da trug ihn sein Gefährte auf eine mäßige Entfernung vom Feuer und rieb ihn mit Schnee ein, bis der Blutumlauf sich herstellte und in weniger als einer halben Stunde vermochte jener wieder sich vor den Schlitten zu spannen. Diese Männer sind so hart wie die Bären, Wölfe und Füchse, deren Land sie eingenommen haben. An diesem Abend herbergten sie in der Wohnung eines Sergenten bei den großen Fällen, **) wo, wie in Presque Ile eine kleine Abtheilung ihr Standquartier hatte. Der nächste Morgen brach klar und kalt an, und zeigte, da der Wind sich gelegt, eine dem canadischen Klima eigenthümliche Lieblichkeit der Natur, die hinreichte, jeden Unmuth

---

*) Die Schilderung dieser Nachtpartie S. Ausl. J. 1839 S. 951 f.
**) Eine Beschreibung s. Ausl. vor. J. Num. 354.

zu zerstreuen. Diese Winterlandschaft und dieser Sonnenschein bringen einen Eindruck hervor, den man empfunden haben muß, und der sich nicht beschreiben läßt. In der Madawaska-Niederlassung am „großen Fluß,“ einem schmalen, gänzlich von französischen Canadiern bevölkerten Dorf, ward Hrn. Head zum ersten Mal wieder das Vergnügen zu Theil in einem Bett zu schlafen und dann zu vernehmen, daß auf der nächsten Station der Schnee hinlänglich gehärtet sey, um ein Pferd und einen Schlitten zu tragen. Noch mehr aber überraschte es ihn, als er fand, daß der Eigenthümer seine trostlose Lage nicht dazu mißbrauchte, daß er ihm einen unverhältnißmäßigen Preis abpreßte. Fünfzehn Schillinge für 21 Meilen däuchte ihm eine sehr billige Forderung. Indeß möchte er fast besser daran gethan haben, nicht zu fahren, wenn er nicht die wenige ihm noch übrige Kraft hätte sparen müssen. Denn der Schnee war so tief und der Weg mitunter so zerrissen, daß er nicht, ohne vielleicht sechs Mal umgeworfen zu werden, das Ziel des Tages erreichte. Hier, wo er sich, da das Wirthshaus voll war, bei einem Einwohner einquartirte, erhielt die Karawane einen Zuwachs von einem Dutzend Personen, und der Rest des Wegs sollte nun, statt der leidigen Schneeschuhe, in Mocassin's gemacht werden. Hr. Head sah sich einem lustigen und munteren Völklein beigesellt, dem der Vorrath von Frohsinn nicht versiegte, so daß er trotz seiner Lahmheit, die ihn keinen Schritt ohne Schmerz thun ließ, sich wacker sputete. Die Bursche jauchten, jauchzten, pfiffen und sangen und warfen einander mit Schneeballen, selbst wenn sie nur noch daher humpelten. Die Führer hatten sich große newfoundländer Hunde angeschafft, die ihnen die Tobegins ziehen mußten, und mehrere dieser Thiere liefen im Gefolge. Nicht lange, so trieben die Hunde einen Hirsch auf, und Hr. Head dachte nicht mehr an den übeln Zustand seiner Füße, sondern jagte nach, erlegte das Wild und speiste einen seiner Schlegel zu Nacht. Der Weg führte theils auf dem Madawaskafluß (denn den gewöhnlichen auf dem St. John hatten sie verlassen), theils, als die Unsicherheit des Eises auch diesen mißrieth, durch den Wald längs seinen Ufern und zuletzt über den Tamasquathasee, wo ihnen ein starker Wind entgegenwehte, und Hr. Head Alles aufbieten mußte, um in erträglicher Entfernung den Führern nachzukommen. Diese zogen hintereinander her, ohne sich um die Folgenden zu bekümmern — der Vorderste meist fast außer dem Gesichtskreis, gleich einem schwarzen Punkt auf der weiten Schneewüste erscheinend. Endlich gelangten sie zu einem Haus am Ausgang des Sees und an den Rand jener Höhenscheide (portage), die sich von da bis zu der quebeker Straße erstreckt. Zum Glück hörte bald mit der Ankunft in dem Dorf Rivière de Loup die Fußpartie auf, welche durch den gichtartigen Schmerz des Mal-à-raquette unserem Reisenden auf die Länge unerträglich gewesen wäre, und die letzten 110 Meilen bis Point Levi am Lorenz, Quebek gegenüber, wurden auf einer einspännigen Schlittenpost ziemlich behaglich zurückgelegt.

Geschichte der Versetzung der Exminister von Paris nach Vincennes und von da nach Ham.

(Fortsetzung.)

Allein es war noch nicht zu Ende mit den Verwirrungen und Besorgnissen, welche schon seit so langer Zeit der Prozeß der Exminister verursachte. Noch blieb die Vollstreckung des Urtheils und die Abführung der Verurtheilten an den Ort übrig, wo sie die Gefängnißstrafe erleiden sollten, welche man, in schmerzlicher Erinnerung, mit der Bestrafung des Marschalls Ney im Jahre 1815 verglich — diese Gefängnißstrafe, welche die Pairskammer in ihrer Allmacht auf die Angeklagten anwenden zu müssen geglaubt hatte, obwohl sie dieselben des Hochverrathes, und welches Hochverrathes! — schuldig erklärte. Die dreißig Meilen vom Schlosse von Vincennes entfernte Festung Ham ward zum Strafort bestimmt; die Zeit der Versetzung dahin auf Ende Decembers festgesetzt. Um die deßhalb nöthigen Maßregeln zu verabreden, fand Morgens sechs Uhr im Hause des Ministers des Innern eine Zusammenkunft Statt; daselbst fanden sich ein: Obrist Despèce, der vom Kriegsminister ernannte Gouverneur der Festung; Lavocat, Obristlieutenant der zwölften Legion; Franconin, Bataillonschef der fünften Legion, gewesener Kapitän der kaiserlichen Garde und einer der Tapfern von der Insel Elba; Guibaut, Eskadronschef, Adjutant des Kriegsministers, Obristlieutenant der Chasseurs zu Pferd — sämmtlich bestimmt, den Befehl bei den auf dem Wege stationnirten Eskorten zu übernehmen. Man gab ihnen noch einen bei dem Ministerium des Innern angestellten Polizeikommissär bei. Nach erhaltenen Verhaltungsregeln von Seite des Hrn. von Montalivet reisten Alle um halb neun Uhr in vier mit Postpferden bespannten Wagen nach Vincennes ab.

Auf der Brücke St. Michel gewahrte die auf diesem Posten aufgestellte Nationalgarde die vier Wagen, welche im gestreckten Trab vorbeifuhren, und schöpfte Verdacht. Der dienstthuende Offizier, der sogleich benachrichtigt wird, schickt seinen Sergenten mit einigen Nationalgarden den Wagen nach; diese können aber nur den letzten einholen; sie halten ihn an und führen ihn auf die Wache. Man fragt den Postillon, wohin er fahre; er sagt, er wisse es nicht. Man fragt, ob Jemand im Wagen sitze; er antwortet, nein. Allein die Nationalgarden, die an den Schlag geeilt waren, bemerkten Jemand darin, und befahlen, zu öffnen. „Oeffnet ihn selbst,“ rief es heraus, „denn ich bin eingeschlossen.“ Der Schlag springt auf; der Unbekannte wird ausgefragt; er erklärt, er sey der Bediente des Hrn. Lavocat, wisse nicht, wohin es gehe; ja, er wisse nicht einmal, wo er in den Wagen gestiegen sey. Man kann sich vorstellen, wie sehr alle diese geheimnißvollen Umstände das Mißtrauen der Nationalgarden vergrößern mußten. Der Bursche wird auf das Stadthaus abgeführt, wo man dieselben Fragen an ihn richtet, und von da aus zu dem Polizeikommissär. Die Nationalgarden verlangen sogar, man solle den andern Wägen nacheilen. Indeß verhört der Polizeikommissär den Bedienten, und der Postillon benutzt einen günstigen Augenblick, dem Beamten in's Ohr zu raunen, diese Wägen kämen aus dem Ministerium des Innern und führen nach Vincennes; der Polizeikommissär, welcher nun sogleich vermuthete, es handle sich um die Versetzung der verurtheilten Minister, läßt den Verhafteten in Freiheit setzen, und giebt ihm einen Paß, mit dem er sich wieder auf den Weg begiebt. Das Ausbleiben des vierten Wagens in Vincennes, dessen Ursache man nicht wußte, flößte den Anführern der Eskorte bereits lebhafte Besorgnisse ein, als er endlich in dem Augenblicke, wo man aufbrechen wollte, doch noch anlangte. Es würde keine kleine Verlegenheit für sie gewesen seyn, wenn der Posten auf der Brücke St. Michel seine Absicht, den andern Wägen nachzusetzen, verwirklicht hätte. Und Wer kann sagen, wie weit die Sache bei der dadurch von Neuem zu befürchtenden Aufreizung des Volkes geführt haben würde?

Ein anderer Unfall verursachte auch einigen Lärm. Bei der Ankunft zu Vincennes entdeckte man, daß sich ein Mann auf einen der Wagen hinten aufgesetzt hatte. Man hielt ihn Anfangs für den Bedienten des Hrn. Lavocat, und erst in Vincennes zeigte sich, daß es ein Fremder war. Hr. Lavocat befragte ihn; erst wollte er nicht recht mit der Sprache heraus; aber am Ende gestand er, er sey der Bediente des Sohnes des Hrn. von Peyronnet. Hr. Lavocat nahm einen Brief, den dieser Mensch bei sich trug, demselben ab und lieferte ihn in die Hände des Generals Daumesnil.

Es war halb eilf Uhr, als sich die vier Wagen unter Bedeckung von zwei Eskadronen Husaren, die zwischen Villette und Bourget von zwei Eskadronen Chasseurs abgelöst wurden, auf den Weg machten. Im ersten Wagen saßen die HH. Polignac und Chantelauze, mit den HH. Despece und Lavocat; im zweiten die HH. Peyronnet und Guernon-Ranville, mit den HH. Guibaut und Franconin; im dritten Wagen saß der Polizeikommissär und Hr. Frol, Beschließer in Klein-Luxemburg, und ein Mann, welcher die Exminister in dem letztern Gefängnisse und zu Vincennes bewachte; der vierte Wagen, den man auf den Fall der Noth mitnahm, führte das Gepäck

nebst dem Bedienten des Hrn. Lavocat und einem Vertrauten des Polizeikommissärs. Dem Befehle des Kommandanten der Eskorte gemäß ritt an jedem Schlage der Wägen ein Unteroffizier mit gezogenem Säbel.

Auf jeder Station erwartete das Landvolk die Durchfahrt der Verurtheilten, und überall hörte man das Geschrei: „Tod den Ministern! Tod Polignac!“ Zu Compiegne war eine beträchtliche Menge auf der Brücke versammelt, und das Geschrei: „Tod den Ministern! In's Wasser mit Polignac!“ ertönte lauter. Hier sagte Hr. v. Chantelauze in einem scherzhaften Tone: „Ich sehe, mein Fürst, daß Sie der Populärste unter uns sind.“ Hr. von Polignac meinte, diese Popularität könnte man leicht entbehren. Der Kommandant der Abtheilung ließ bei diesen gefährlichen Aussichten die Unterlegpferde eine Viertelstunde vorausgehen; allein das Volk, das die Absichten des Kommandanten errieth, lief der Eskorte nach, und während man die Pferde wechselte, rotteten sich Haufen zusammen und fingen abermals an zu schreien: „Tod dem Polignac!“ Die Eskorte hielt jedoch die Menge von den Wägen ab, und man konnte sich bald ohne weiteres Hinderniß wieder auf den Weg machen. Zu Hugon war die ganze Bevölkerung auf den Beinen und erwartete die Minister Karls X, welche auch hier wie auf dem ganzen Wege mit demselben Ruf empfangen wurden. Man spannte in der Mitte der Stadt um, und mittlerweile hatten die Eskadronen vollauf zu thun, die Menge in Schranken zu halten.

Während dieser Reise, oder vielmehr dieses Durchflugs, befragten die HH. Polignac und Chantelauze Hrn. Lavocat häufig über die Ereignisse der drei Tage des Julius. Sie bezeugten die größte Bewunderung für die Thaten des Volkes von Paris; sie versicherten, sie hätten über die Wirkung der Ordonnanzen vom 25sten durchaus Nichts gewußt, sie behaupteten, die Militärgewalt habe allein genau gewußt, was eigentlich vorgehe. Bei dieser Gelegenheit, wie zuvor bei vielen andern, drückten die Exminister die Empfindungen der Dankbarkeit gegen den General Lafayette und die Nationalgarde aus; auch äußerten sie sich auf gleiche Weise in Bezug auf General Fabvier, den Obristen Feisthamel und den Obristlieutenant Lavocat. Sie gestanden letzterem die Furcht, die sich ihrer bemächtigte, als sie durch die Journale erfuhren, daß man ihm ihre Bewachung aufgetragen — einem Mann, der unter den politischen Kämpfen der Restauration zweimal zum Tode verurtheilt ward. Sie hielten sich für verloren, sie glaubten sich der Rache des Volkes geweiht und erkundigten sich angelegentlich nach seinem Charakter. „Wir wurden,“ fügten sie hinzu, „durch die Berichte, die „uns zukamen, ein Wenig beruhigt, hauptsächlich aber durch diejenigen, „welche Hr. von Polignac erhielt, und Ihr Betragen hat Das, was man „uns hoffen ließ, weit übertroffen.“ Sie baten ihn ihrerseits dem General Fabvier ihren besondern Dank auszudrücken. In Betreff des Generals Lafayette waren sie unerschöpflich in Lobsprüchen, und sie legten in Beziehung auf ihn eben so viel Bewunderung als Dankgefühl an den Tag. „Ihm, wahrhaftig nur ihm allein,“ sagten sie, „verdanken wir, daß wir „der Wuth des Volkes entkamen; wir wußten wohl, daß unter einem „großen Theil der Nationalgarde nicht die beste Stimmung herrschte; allein „der Name Lafayette, dieser ganz zauberische Name, brachte Wunder hervor, er hat uns gerettet! Hr. v. Polignac, gleichsam um dem Edelmuth der Mitglieder der Nationalpartei noch mehr zu huldigen, versicherte, daß mächtige Personen, welche zugleich seiner Angabe nach an der Spitze der Unruhen des Julius sich befanden, vor seiner Abreise von Paris zu ihm gekommen seyen, und ihm angeboten hätten, sie wollten ihn bei sich verstecken; er bedauere sehr, daß er denselben nicht einen öffentlichen Beweis seiner dankbaren Anerkennung habe geben können; er hätte es aber bloß unterlassen, aus Besorgniß sie zu kompromittiren. (Forts. f.)

Der Botschafter von Tripolis in London.

Die Ankunft eines tripolitanischen Botschafters hat in London vieles Aufsehen erregt. Man bewunderte am Hofe von St. James die diplomatische Gewandtheit des Reis Amur Schellv, der jezt, nach Beendigung seiner Sendung, seinen Weg nach Paris genommen hat. „Wenn er dort,“ bemerkt das Hofjournal, „nur halb so viel Takt entwickelt als in London, so kann man überzeugt seyn, daß es ihm gelingen wird, eine Milderung der strengen Bedingungen zu erwirken, die der Baron von Rosamel vor dem Hafen von Tripolis erzwungen hat.“

Einige von dem maurischen Botschafter gemachte Aeußerungen theilt das Hofjournal mit.

Als das Gespräch auf den Tod des Majors Laing kam und Jemand bemerkte, man hege die Vermuthung, daß der Pascha von Tripolis dem englischen Reisenden abgeneigt gewesen sey, so betheuerte der Reis: „der Pascha habe den Tod des Majors eben so sehr beklagt, als dessen Schwiegervater, und er würde sogar den Mörder begnadigt haben, wenn er sich selbst angegeben und den wahren Hergang dieses betrübenden Ereignisses erzählt hätte.“ Man fragte ihn, ob denn ein Mord in Tripolis als ein großes Verbrechen betrachtet würde, und ob Jussuf Pascha Caramanli nicht seine eigenen Brüder getödtet habe? Hierauf antwortete der Botschafter in der Lingua franca, die er sehr geläufig spricht: „Die Sitten unsers Landes sind in der That von den Ihrigen, mein Herr, sehr verschieden. In Tripolis, quando ai palabra grando (wenn es zu hitzigen Worten kommt), so fliegt das Schwert aus der Scheide und richtet dann unvermeidlich Unheil an.“ Seinen Herrn suchte er zu vertheidigen, indem er die vorzüglichste Schuld seines Brudermordes auf das Schwert schob.

Was den Botschafter selbst, sein Gefolg aber am Meisten in Erstaunen sezte, war die außerordentliche Freiheit, deren die Frauen in England genießen, und ihre ungehinderte Theilnahme an allen öffentlichen Vergnügungen. Als er sich, vielleicht zum ersten Male, in einer Damengesellschaft befand, konnte man ihm nur mit Mühe begreiflich machen, daß Frauen mit so entblößtem Gesichte und Busen ganz harmlos und ohne anderweitige böse Absichten vor Männern sich sehen lassen könnten. Der unüberwindliche Ernst auf dem gravitätischen Gesichte des Botschafters hellte sich sonnenklar auf, und indem er die leicht hinschwebende Bewegung dieser oder jener Schönen wohlgefällig mit den Augen verfolgte, oder der bezaubernden Stimme einer Sängerin zuhorchte, sagte er: „Wenn die Frauen in der Barbarei sich nur halb so anständig zu benehmen und ihre Zunge so gut im Zaum zu halten wüßten als die englischen, so würde er Einer der Ersten seyn, der seinen Weibern größere Freiheiten einräumen möchte.“

Der Gesandte wurde während seines Aufenthalts mit Einladungen überhäuft; Jedermann, wie sich leicht denken läßt, wollte den „afrikanischen Löwen“ bei sich sehen. „Bei einem meiner Morgenbesuche,“ erzählt Jemand, der ihn häufig besuchte, „fand ich den Reis eifrig beschäftigt, einige dieser Einladungen zu entziffern, und es kostete mich nicht wenig Mühe, ihm die verschiedenen Abstufungen unserer Aristokratie begreiflich zu machen. Endlich als ich ihm erklärt hatte, was für ein Unterschied zwischen einem Herzog und einem Baron sey, bat er mich, ich möchte einige ihrer Zuschriften beantworten, aber bei der Herzogin von *** einen recht großen Bogen Papier nehmen, per far figura, da sie so hoch im Range über den andern stehe. Gleich nach einem Besuche bei der Herzogin kam ich zu dem Botschafter. Er schien geneigt, die neugierige Verwunderung, mit der man seinen Anzug betrachtet hatte, auf Rechnung seiner liebenswürdigen Person zu schreiben. Er hielt es daher für nöthig, sich über den Verlust der oberen Reihe seiner Vorderzähne zu erklären, indem er zu verstehen gab, man würde ihm wegen dieses Fehlers doch nicht weniger gewogen seyn, wenn man wisse, daß er sie im Dienste des Großherrn verloren habe, als er Ibrahim Pascha auf seinen Schiffen mitten durch ein Geschwader der griechischen Flotte im Archipelagus führte.

Ein Anfall von Podagra, dieser Landplage, die von einem Pole bis zum andern die Sterblichen martert, hatte ihn in den lezten Tagen in seiner Wohnung zurückgehalten. Ich fand den alten Mann auf seinem Sopha in Thränen: „Mi voglio morir subito“ (ich will schnell sterben) rief er mir entgegen, „und nicht so vom Teufel gequält werden.“ Er war ganz in Verzweiflung und glaubte steif und fest, es sey ein Mal de occhio — der böse Blick — der ihm dieses Leiden zugefügt habe; er sey schon ein Mal durch Anstiftung des bösen Feindes auf einer Sendung an den Großherrn davon befallen gewesen und drei Monate in Patras krank gelegen. Hier rief er seinem Sekretär und befahl ihm, dem Minister des Auswärtigen zu schreiben, und ihm das Unglück anzuzeigen, das ihn hindere, seine Wohnung zu verlassen. Das Schreiben war nicht nach seinem Geschmack abgefaßt, und er sagte jammernd: „In Stambul mi no tenge bisogna andar correr; mi saper trovar un uomo da scrivera ma carta per far piangere“ (in Stambul brauchte ich nicht so herum zu suchen; ich fand im Nächsten Besten einen Mann, der einen Brief schreiben konnte, um Jedermann Thränen auszupressen.)“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 47. 16 Februar 1831.

Statistische Notizen über das Königreich der Niederlande in besonderer Beziehung auf eine Trennung der südlichen von den nördlichen Provinzen.

Die Areal-Größe des Königreichs der Niederlande beträgt nach der allgemeineren Annahme 1196,^{56} □Meilen. Die Volksmenge in demselben ist für den Zeitpunkt v. 1 Januar 1829 (in der Jaars Boekje) zu 6,235,169 Individuen angegeben. Quetelet berechnet den jährlichen Zuwachs zu 10,982 Individuen für jede Million Einwohner, wornach deren gegenwärtige Anzahl zu 6,303,613 Individuen angenommen werden kann. Von dieser Gesammtheit kommen auf die belgischen Provinzen, nämlich auf Süd-Brabant, Limburg, Lüttich, Ost- und West-Flandern, Antwerpen, Namur und Hennegau, 573,^{65} □Meilen mit 3,643,073 Einwohnern, und mit Einschluß des Großherzogthums Luxemburg, (108,^{60} □Meilen, 339,905 Einwohner,) 682,^{25} □Meilen und 3,982,978 Einwohner; und bleiben mithin für die nördlichen Provinzen 514,^{31} □Meilen mit 2,320,663 Einwohnern. Quetelet berechnet die Bodenfläche des ganzen Königreichs zu 6,198,137 Bonniers oder Hektare, *) wovon 4,653,636 auf irgend eine Art kultivirt, 1,283,763 kulturlos, und 260,738 theils überbaut, theils zu Landstraßen, Kanälen, Dämmen ꝛc. benutzt oder verwendet sind. Von diesen Totalbeträgen kommen nach seiner Angabe, und zwar:

	v. d. gesammten Fläche.	v. d. kultivirten.	v. d. kulturlosen.	v. d. überbauten ꝛc.
auf die belgischen Provinzen, ausschließlich Luxemburg . . .	2,687,033	2,258,837	326,681	101,515
auf das Großherzogthum Luxemburg . . .	650,216	463,423	167,760	19,033
auf die nördl. Provinzen	2,860,888	1,931,376	789,322	140,190

De Cloet (in s. Tableau de l'Industrie des Pays-Bas, 2 Aufl. 1821) berechnet den Kapitalwerth des Grundeigenthums zu 5,126,161,600 Franks; und mit Einschluß des Werthes des Viehstandes nebst Schiff und Geschirre zu 3,658,370,900 Franks; das Bruttoeinkommen aus dem landwirthschaftlichen Gewerbe zu 628,887,280 Fr.; den reinen Ertrag zu 208,510,580 Fr., und das ganz reine Einkommen nach Abzug der Pachtgelder und der Zinsen vom stehenden und Betriebskapital zu 52,417,085 Fr.; — den Bruttowerth des Bergbaubetriebes (Eisen, Blei, Steinkohlen) zu 50 Millionen; jenen der Fischerei zu 20 Millionen; — den Bruttowerth der Erzeugnisse des Fabrik- und Manufakturgewerbes, überhaupt der technischen Produktion, zu 600 Millionen, das reine Einkommen (Benefice de Fabrication) zu 200 Millionen Fr.; das Einkommen durch den Handel und Verkehr im Inlande zu 200 Millionen Fr.; den Geldwerth der seewärts bewirkten Ein- und Ausfuhren zu 317,920,000 Fr.; jenen durch den Landhandel zu 152,080,000 Fr. — von beiden zusammen (in runder Zahl) zu 500 Millionen Fr.

Es mangelt an hinlänglich, und insbesondere an zureichend verlässigen Daten zu einer richtigen Bestimmung des Antheils, welcher von diesen Totalbeträgen jedem der beiden Gebietstheile angehört. Meteiencamp (de Toestand van Nederland) berechnet das Nationalkapital von Holland am Anfange dieses Jahrhunderts zu 3000 Millionen, und das reine Nationaleinkommen zu 200 Millionen Gulden, wozu die Einkünfte aus den Pachtungen 30, der auswärtige Handel und die Schiff fahrt 36, die Renten von der Staatsschuld 30, die Zinsen von den im Auslande angelegten Kapitalien 10 Millionen Gulden beigetragen haben. Theils aber beruhen beide Schätzungen meist auf ganz willkürlichen Voraussetzungen und Berechnungen, theils haben sich die Verhältnisse der nördlichen Provinzen, seit dem Zeitpunkte, auf welchen diese Schätzungen sich beziehen, ungleich ungünstiger gestaltet; eben so sind auch in dem gewerblichen Zustande der südlichen wesentliche nicht in allen Beziehungen günstige Veränderungen eingetreten, wegen welcher die Berechnung den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr angemessen seyn dürfte.

Nur in dem britischen Reiche und in Frankreich ist das Staatseinkommen auf eine größere, in keinem anderen Staate auf eine solche Höhe gesteigert, wie in diesem Königreich der Niederlande; und es ist dabei nicht zu übersehen, daß die Quellen desselben beinahe ausschließlich in Abgaben beruhen. Im 11jährigen Durchschnitt aus den Jahren 1816/26 (beide einschließlich) hat dasselbe eine Summe von jährlich 69,313,333 Gulden betragen, ohne daß diese, im Vergleiche mit der Arealgröße des Staates und mit jener der Volksmenge, hohe Summe zur Deckung des Aufwandes hinreichend gewesen wäre, der nach einem Durchschnitte in dem nämlichen Zeitraume sich auf jährlich 70,861,750 Gulden belaufen hat. Für die mit dem gegenwär-

*) 1 Bonnier oder Hektare = 3,^{96} preuß. Morgen.

tigen Jahr angefangene zweite Decennalperiode ist der ordentliche Staatsaufwand zu 60,750,000, und das ordentliche Einkommen zu 60,785,000 Gulden festgesetzt woeden, wovon 26,348,723 Gulden durch diekte Steuern, 17,952,400 Gulden durch Konsumtionssteuern, 11,384,000 durch das Enregistrement, Stempel und andere indirekte Abgaben, 2 Millionen durch die Posten, und $3^1/_{10}$ Million durch die Zölle und Schifffahrtsabgaben eingezogen werden sollen. Der außerordentliche, durch außerordentliche Mittel zu deckende Aufwand war füe das gegenwärtige Jahr zu 17,103,200 Gulden berechnet, und die Aussicht eröffnet, daß derselbe in den folgenden Jahren auf jährlich 13 Millionen Gulden würde ermäßigt werden können. Nach Maßgabe einer detaillirten Uebersicht, welche der Finanzminister am 12 Mai v. J. in der zweiten Kammer der Gen. St. vorgelegt hat, haben zu dem Totale von 71,050,997 Gulden 91 Cent, welche im J. 1829 eingezogen wurden, die nördlichen Provinzen 35,560,494 Gulden 8 Cent, die südlichen 35,490,433 Gulden 83 Cent beigetragen. Wied das verhältnißmäßig kleine Einkommen von den Jagden (88,023 Gulden in den nördlichen, und 56,657 Gulden in den südlichen Peovinzen) außer Rechnung gelassen; so ergiebt sich für den Beitrag eines jeden der beiden Gebietstheile zu dem gegenwärtigen Budget ungefähr eine gleiche Größe oder eine Summe von $50,392,561^1/_2$ Gulden, die sich in den südlichen Peovinzen mit 7 Gulden 63 Cent, in den nördlichen aber mit 13 Gulden 9 Cent auf den Kopf vertheilt. Die Ursache dieser so großen Verschiedenheit in der Größe des individuellen Beitrages beruht zwar zunächst in der größern Volkszahl der südlichen Peovinzen, zum Theil aber auch in der gänzlichen Verschiedenheit der wiethschaftlichen, überhaupt aller Verhältnisse in den beiden Gebietstheilen. Wenn auch aus diesen hervorzugehen scheint, daß ein und dasselbe Finanzsystem die Inteeessen des einen oder andern dieser Theile unausweichlich gefährden müsse, so dürfte dennoch eine Sichtung des Details des Staatsaufwandes zugleich ergeben, daß dee größere Theil desselben durch Bedürfnisse des nördlichen Theils verursacht ist, und hierdurch der Anschein von Ueberlastung verschwinden. Insbesondere ist Dieß der Fall in Ansehung des Aufwandes füe die Staatsschuld, von welchen über $^4/_5$ aus der alten holländischen herrühren, wie sich dieses aus der nachstehenden Uebersicht ihrer Bestandtheile ergiebt. Das Total derselben hat nach Maßgabe ihres amtlich bekannt gemachten Standes am 13 Januar 1829, *) und zwar die aktive verzinsliche 780 Millionen, und die ausgesetzte 810 Millionen, und mit Hinzurechnung der für die überseeischen Besitzungen angeliehenen 35 Millionen, überhaupt 1635 Millionen Gulden betragen. Dieselbe ist aus nachstehenden verschiedenen Schulden zusammengesetzt, nämlich:

1) aus der sogenannten alten (der holländischen) Schuld, oder derjenigen, die in den alten Schuldregistern inscribiet ist; (Gesetz v. 14 Mai 1814) dieselbe hat ursprünglich 575,350,644 Gulden 92 Cent aktive, und 1150,701,289 Gulden 84 Cent ausgesetzte Schuld betragen, welche letztere sich jedoch durch wirkliche Tilgung, und durch Uebertragung in die aktive um eine nahmhafte Summe vermindert hat.

2) sodann aus der belgischen (von Oesterreich auf die belgischen Provinzen überwiesenen Schuld (Ges. v. 22 Februar 1816) im Betrage von 16,144,412 Guiden 65 Cent aktiver, und von 32,288,825 Gulden 30 Cent ausgesetzter Schuld; und aus den übrigen konstituirten Schulden der südlichen Provinzen im Betrage von 11,308,786 Gulden 34 Cent aktiver, und 22,617,572 Gulden 68 Cent ausgesetzter Schuld; (Ges. v. 9 Februae 1818.)

3) endlich aus den neuen, seit der Vereinigung beider Gebietstheile kontrahirten aktiven Schulden, und zwae:

a) zur Deckung der jährlichen Deficits und älterer Verwaltungsrückstände, (Ges. v. 9 Februar 1818, vom 31 December 1819, v. 24 Dezember 1820, und v. 2 August 1822) zusammen . . .	101,909,836	Guld.	78	Cent
b) aus den zur Bildung eines Fonds für die Deckung der außerordentlichen Pensionen und anderer Ausgaben angeliehenen Kapitalien (Ges. v. 27 Dezember 1822) . .	67,292,000	—		—
c) aus jenen die zu Wiederherstellung der Beschädigungen duech die Sturmfluthen im J. 1824 angeliehen worden sind. (Ges. v. 3 März 1825)	12,605,000	—		—
d) aus den Kautionskapitalien, Konsignationen rc.	7,610,917	—	80	—
e) aus den Anlehen für die überseeischen Besitzungen. (Beschl. v. 23 März 1826, November 1829) .	35,000,000	—		—
überhaupt	224,417,784	—	58	—

Die Schwierigkeiten einer Veetheilung dieser Schuld zwischen den nördlichen und den südlichen Peovinzen — einer solchen, nämlich bei welcher keiner von beiden Theilen gefährdet wird — dürften nicht wenig durch den Zusammenhang iheer Verwaltung mit jener des Amortissements-Syndikats, und dieses letzteren mit der laufenden Verwaltung so wie durch dessen eigenen Operationen gesteigert werden. Es scheint in der Natur der Sache begründet, daß bei einer Trennung beidee Gebietstheile jeder derselben seine alte, eigenthümliche Schuld zurücknimmt, und rechtlich und billig, daß jedem auf ein angemessenes Präcipuum von denjenigen Kapitalien zugeschieden werde, die wenn auch nicht ausschließlich, dennoch vorzugsweise für seine besondern Bedürfnisse oder für Förderung seiner besonderen Interessen verwendet woeden sind. Mit gcößern Schwierigkeiten düefte dagegen eine Vertheilung der übeigen, während der Vereinigung kontrahirten Schulden verknüpft seyn, weil in Ansehung dieser ein solches Verhältniß, in welchem ihee Verwendung vorzugsweise dem einen oder andern Theile zu Statten gekommen wäee, nicht wohl auszumitteln seyn möchte. Ohne sämmtliche Verfahrungsarten, nach welchen eine solche Vertheilung bewirkt werden könnte, hier erwähnen zu wollen, mag es beispielsweise an einer Darstellung der Resultate

*) Etat de la dette, am 15 Januar 1829, in dem Memoire contenant les reponses aux Proces-verbaux de lections de la 2 Chambre des Etats G.; und Etat de situation du Syndicat d'Amortissement etc.

genügen, welche ſich ergeben, je nachdem nach Verhältniß der Volkszahl in jedem Gebietstheile, oder nach Maßgabe und Verhältniß des bisherigen Beitrages eines jeden derſelben zu dem Staatseinkommen; oder nach Maßgabe eines Durchſchnittes aus den Reſultaten dieſer beiden Methoden, oder endlich mit gleichmäßiger Berückſichtigung des Arealverhältniſſes die Berechnung gemacht wird.

	auf die ſüdlichen Provinzen	auf die nördlichen Provinzen	
Nach der erſten Methode, nämlich bei einer Vertheilung nach Maßgabe der Volkszahl, würde dieſe Schuld ſich vertheilen mit . . .	141,799,130 1/2	82,618,633 1/2	Guld.
nach der zweiten, oder nach Maßgabe des bisherigen Beitrags, mit . . .	112,208,892 3/10	112,208,892 3/10	—
nach der dritten, oder einem Durchſchnitte aus beiden mit	127,004,011 1/10	97,413,772 9/10	—
und nach der vierten Methode mit	127,362,233 9/10	96,754,818 1/3	—

Zu dem Antheile an der gemeinſchaftlichen Schuld würden ſodann die ſüdlichen Provinzen ihre noch vorhandene eigenthümliche Schuld, und die nördlichen die alte Schuld zurückzunehmen haben

In dem Antheile der ſüdlichen Provinzen an der gemeinſamen Schuld iſt zwar jener des Großherzogthums Lnxemburg mit enthalten, woraus derſelbe jedoch wegen der beſondern Verhältniſſe dieſes Landes ausgeſchieden werden muß. Die Arealgröße und die Volksmenge Luremburgs ſind oben angezeigt worden. Der Beitrag deſſelben zu dem Staatseinkommen hat im J. 1826, mit Einſchluß von 58,719 Gulden Provinzialabgaben, 1,611,219 Gulden betragen (Quetelet Recherches etc. Tab. 4) und dürfte gegenwärtig, wo das Budjet um ungefähr 6 Millionen ermäßigt, dagegen die Volksmenge vergrößert iſt, wohl nicht unter 1 1/2 Millionen Gulden angenommen werden können. Wird der Antheil des Großherzogthums, nach den vorerwähnten Methoden ausgemittelt; ſo ergeben ſich für denſelben nachſtehende Größen — nämlich, wenn die Vertheilung nach Maßgabe des Verhältniſſes ſeiner Bevölkerung zu jener der ſüdlichen Provinzen bewirkt wird, 19,151,681 Gulden; bei einer Vertheilung nach dem Verhältniſſe des Beitrags des Großherzogthums zu dem Staatseinkommen, 11,075,978 Gulden; bei einer Vertheilung nach Maßgabe eines Durchſchnittes aus beiden, 15,113,829 1/2 Gulden; endlich, wenn der Antheil, welcher bei einer Vertheilung nach dem Arealverhältniſſe auf daſſelbe fiele, mit in den Durchſchnitt aufgenommen würde, 21,921,981 1/3 Gulden.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dieſe Reſultate ſich in dem Fall abändern, wenn die Kapitalien, die zur Wiederherſtellung der durch die Sturmfluthen verurſachten Beſchädigungen, und jene, die für die überſeeiſchen Beſitzungen angeliehen worden ſind, den nördlichen Provinzen entweder ganz zugeſchieden, oder doch ein Präcipuum von denſelben auf ſie überwieſen würde.

Frau von Genlis.

(Nekrolog.)

Stephanie Felicite Ducreſt de Saint Aubin Gräfin von Genlis war aus einer adligen Familie von Antin. Frühzeitig machten ihr Geiſt, ihre Anmuth und ein beſonderes Talent für die Muſik ſie in allen eleganten Geſellſchaften geſucht, und einem günſtigen Zufalle verdankte ſie das Glück einer Verbindung, welche ſie auf eine angeſehene Stufe in der Welt ſtellte, und in die Nähe des Hauſes Orleans brachte. Graf von Genlis, ein burgundiſcher Edelmann vom Hofe des Herzogs von Orleans, bekam nämlich einen Brief des Fräuleins Ducreſt zu Geſichte, deſſen geiſtreicher Inhalt Anlaß zu einem Verhältniſſe gab, das ſpäter zu einer Heirath führte. Durch dieſe Heirath wurde Frau von Genlis die Nichte der Frau von Monteſſon, welche ſelbſt mit dem Herzog durch eine geheime Ehe verbunden war; eine Ehe, die man übrigens bloß deßhalb ſo hieß, weil ſie der Hof nicht anerkannte, von der aber ganz Paris wußte.

Bei der Frau von Monteſſon war es denn auch, wo der Herzog die Frau von Genlis kennen lernte. Frau von Genlis galt in der Welt, in welcher ſie lebte, für ein vollkommenes Muſterbild des guten Tons, und vereinte damit, wie man behauptete, philoſophiſche Bildung und gründliches und vielſeitiges Wiſſen. Der Herzog glaubte Dieß; er machte daher Frau von Genlis zum Gouverneur ſeiner drei Söhne und ſeiner Tochter; ein ſeltſamer Titel, deſſen Verleihung an eine Dame Ludwig XVI mißfiel, und dem Publikum Stoff zu witzigen Bemerkungen gab.

Frau von Genlis hatte kaum von ihrer neuen Würde im Palais Royal Beſitz genommen, als ſie, um die auf ſie gefallene Wahl als Lehrerin der Kinder des erſten Prinzen von Geblüt zu rechtfertigen, eine Menge von Erziehungsſchriften verfaßte, die einen großen Theil des ihnen vergönnten vorübergehenden Beifalls lediglich der Stellung der Verfaſſerin verdankten. Adele et Theodore, les veillees du chateau, les annales de la vertu, le theatre d'education, gehören in dieſe Periode. Dieſe Schriften, welche jetzt Niemand mehr lieſt, bieten den nur allzu treuen Wiederſchein leichter Moral und oberflächlicher Welterziehung dar, mit einer Ausſtattung von Schöngeiſterei und zierlicher Sprache. Aber Dieß iſt auch ihr ganzes Verdienſt; denn Naivität, Tiefe, Originalität ſucht man darin vergebens. Nichtsdeſtoweniger zweifelte Frau von Genlis an ihrem Beruf als eine Art philoſophiſche und religiöſe Schriftſtellerin keinen Augenblick, ſo daß ſie ſich ſelbſt bis an die Grenze des Gebiets der Theologie wagte.*) Keine Kritik konnte ſie von dieſem Wahne heilen, dem ſie ihr ganzes Leben hindurch treu blieb, ohne daß ſie ſich jedoch dadurch von ihren erotiſchen Ausarbeitungen hätte abhalten laſſen. Wie man verſichert, lieferten die Briefe über Religion von Abbé Gauchet ihr Stoff, und der Abbé Lamourette feilte die Form ihrer dahin einſchlagenden Werke.

Inzwiſchen brach die Revolution vom Jahre 1789 aus. Frau von Genlis, die Hausfreundin im Palais Royal, ſchickte ſich natürlich in den dort erſcheinenden Ton. Sie ſteckte die dreifarbige Kokarde auf, beſuchte die Klubs, und ihr Gatte, ſpäter unter dem Namen Sillery bekannt, verſtärkte im Konvent die Reihen der Girondiſten, mußte aber auch ſpäter das Schaffott mit ihnen theilen. Dieſer Abſchnitt des Lebens der Frau von Genlis ward der Gegenſtand lebhaften Tadels von Seiten der Royaliſten, welche ſie beſchuldigten, ſie habe ihre Zöglinge bloßgeſtellt, indem ſie dieſelben in die Revolution verflochten hätte. Dieſer Vorwurf ſetzte die Frau von Genlis, die Royaliſtin und Andächtige, die ſich ſehr ſchlecht und unbeholfen dagegen vertheidigte, in große Verlegenheit.

Nach einer Reiſe nach England, wohin Frau von Genlis von Petion geführt ward, begab ſie ſich zur Zeit des erſten Feldzugs Dumouriez's im Gefolge des Fräuleins von Orleans nach Belgien, um zugleich auch dem Herzog von Chartres, dem jetzigen Könige, nahe zu ſeyn. In Brüſſel vermählte ſie eine junge Engländerin, Namens Palmella, welche ſie an Kindesſtatt angenommen hatte, an den Lord Fitz-Gerald. Lord Fitz-Gerald kam einige Jahre darauf in den demokratiſchen Händeln in Irland um, ſeine Witwe überlebte ihn lange. Von Belgien reiſte Frau von Genlis mit ihrer fürſtlichen Schülerin, welche ſich bald darauf von ihr trennte, in die Schweiz, in das Kloſter der heiligen Klara zu Bremgarten.

*) Prieres ou manuel de piété proposé à tous les fidèles, et particulierement aux jeunes personnes. La religion considérée comme l'unique base du bonheur et de la véritable philosophie.

Unannehmlichkeiten mit der Polizei nöthigten sie aber bald, den Weg nach Deutschland einzuschlagen. Sie wählte ihren Aufenthalt in der Nähe von Hamburg, wo sich damals eine Kolonie französischer Emigrirter, größtentheils Freunde der Konstitution von 1791 und Verbannte vom 10 August, befanden; namentlich Lafayette, Mathieu Dumas, die Lameth's, oder Männer von Talent und Geist in verschiedenen Schattirungen, wie Rivarol, Mallet-Dupan, Mounier u. A. Dieser Aufenthalt war von längerer Dauer, und Frau von Genlis gab daselbst den Précis de sa conduite durant la révolution heraus, der immer für eine flüchtige Durchlesung ein nicht ganz uninteressantes Aktenstück ist. In Hamburg verheirathete sie ihre Nichte, das Fräulein von Sercey, an Hrn. Mathiessen, einen achtungswerthen Kaufmann dieser Stadt.

Die öffentlichen Lobeserhebungen, womit Frau von Genlis bei jeder Gelegenheit dem ersten Konsul huldigte, hatten für sie die Folge, daß sie nicht allein aus der Emigrantenliste gestrichen wurde und die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, sondern auch eine Pension und eine Wohnung im Arsenal erhielt. Es wurde ihr sogar gestattet, mit Napoleon zu korrespondiren, und man durfte nur mit zu vielem Grunde befürchten, daß sie dieses Vorrecht benutzte, um dem entschiedenen Geschmack für das alte Regiment, welcher einer der Flecken im Charakter dieses erstaunenswürdigen Mannes war, zu schmeicheln.

Von ihrer Zurückkunft nach Frankreich an bis zum letzten Tage ihres Lebens gab Frau von Genlis fortwährend eine Menge von Romanen und Kompilationen jeder Art heraus, die nur zu deutlich das Streben nach buchhändlerischem Sold verriethen, und von denen wohl nur eine sehr geringe Anzahl auf die Nachwelt kommen dürfte. Die Rückkehr ihres königlichen Zöglings schien sie zwar diesem peinlichen Drange entheben zu sollen, indem die Freigebigkeit des Hauses Orleans nicht ermangelte, sie in ihrer Zurückgezogenheit aufzusuchen; allein ihre unwiderstehliche Neigung zur Verschwendung führte sie immer auf jenen Erwerbsquell wieder zurück. Man muß übrigens bemerken, daß Frau von Genlis aus Gründen, welche die Welt nie zu würdigen im Stande war, weder seit der Restauration, noch seit der neusten Revolution im Palais Royal erschien.

Unter den Romanen der Frau von Genlis scheint uns die historische Novelle, unter dem Titel Mademoiselle de Clermont, den Preis zu verdienen. „Es ist,“ sagt Chenier, „ein recht niedlicher Roman von einem Ende zum andern. Die Kürze ist das geringste Verdienst dabei. Die Charaktere sind mit vieler Wahrheit gezeichnet; man findet weder gesuchte Zwischenakte, noch hohle religiöse Deklamationen. Einfache Handlung, natürlicher Styl, lebhafte Erzählung, immer wechselndes Interesse herrschen darin; man möchte glauben, ein hinterlassenes Werk der Frau von Lafayette zu lesen.“ La Duchesse de la Vallière steht troß einer größern Popularität diesem Roman weit nach. Wenn wir von geschichtlichen Romanen der Frau von Genlis reden, so dürfen wir uns keine im Geiste W. Scott's vorstellen. Vielmehr liefern sie Nichts weiter als gewöhnliche Intriken und abgedroschene Beschreibungen, wobei einige historische Namen und Ereignisse, die Früchte einer oberflächlichen Kenntniß der Geschichte, eingeflochten sind. Etwas mehr möchten ihre Sittenschilderungen gewähren. Sie war zu sehr Weib und lebte zu lang in der großen Welt, als daß man in ihnen nicht manche feine Beobachtung entdecken sollte.

Einige Jahre vor ihrem Tode gab Frau von Genlis die Memoiren über ihr Leben heraus, worin ihre Person, wie bei Frau von Staël, eine sehr hübsche Figur macht; wogegen ihre Freunde und besonders ihre Freundinnen in einem nicht sehr gefälligen Hausgewande erscheinen. Die ersten Bände versprachen einiges Pikantes; unglücklicherweise aber hat sich das Werk durch Auszüge von Lektüren zum Schaden für das Bessere, was es enthält, so sehr vergrößert, daß es ganz kaum zu lesen ist. „Frau von Genlis,“ bemerkt ein Kritiker, „ist eine bewunderungswürdige Schriftstellerin, die sich in den verschiedensten Gattungen versucht hat, von der winzigen Flugschrift bis zur schwerfälligen Kompilation in alphabetischer Ordnung; vom Liebesgedicht bis zur Abhandlung über häusliche Oekonomie, ja sogar bis zur Sammlung von Küchenrezepten. Sie hat über Erziehung von Prinzen und von Lakaien geschrieben; sie hat dem Throne Rathschläge ertheilt und Lehren für die Vorzimmer verfaßt. Wenn man diese große Mannichfaltigkeit von Schriften mit der nicht minder außerordentlichen Verschiedenheit ihrer Talente und den Wundern ihres Kunstfleißes von den niedlichsten Weidenkörbchen an bis zu den Perrücken à la Brigadier zusammenstellt, so wird man von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche auf Universalität überzeugt seyn. Wir wollen nicht mit dem unbarmherzigen Rivarol sagen: „...der Himmel versagte ihren Leistungen den Zauber des Talentes, gleichwie den Zauber der Unschuld ihrer Jugend!““ im Gegentheile erkennen wir den Werken der Frau von Genlis das Verdienst einer ausgezeichneten Zierlichkeit und Klarheit der Darstellung zu. Aber jenen dramatischen Ausdruck, welcher aus der lebendigen Anschauung der Leidenschaften des menschlichen Herzens hervorgeht, muß man nicht darin suchen. Das erhabene Geschenk einer schöpferischen Einbildungskraft und eines tief beobachtenden Geistes, Fähigkeiten, welche den Romanschreiber ersten Ranges ausmachen, haben der Frau von Genlis gänzlich gemangelt. Bekannt mit den Ansichten und Vorurtheilen der Welt, in der sie so lange sich umtrieb, hat sie aus ihr alle die Farben geschöpft, mit welchen sie auftrug. Hier war sie zu Hause, hier kannte sie alle Schattirungen, alle Lächerlichkeiten, alle Treulosigkeiten. Aber außerhalb dieser Konventions-Welt wußte Frau von Genlis Nichts aufzufassen, Nichts darzustellen; so daß es scheint, sie habe die Leidenschaften des Menschen nur durch die verbrämte Weste am Hofe Ludwigs XV erforscht, und das Schauspiel der Natur nur durch die Sommerladen des Pavillon de Belle-Chasse betrachtet. Ihr Mangel an schöpferischer Kraft und ihre Schwäche zeigen sich vorzüglich in ihren angeblich geschichtlichen Romanen, worin man sieht, daß sie sich immer und überall nur in den Formen und in der Sprache ihrer Zeit bewegen kann, mag sie auch eine Zeit schildern, welche sie will.“

Vermischte Nachrichten.

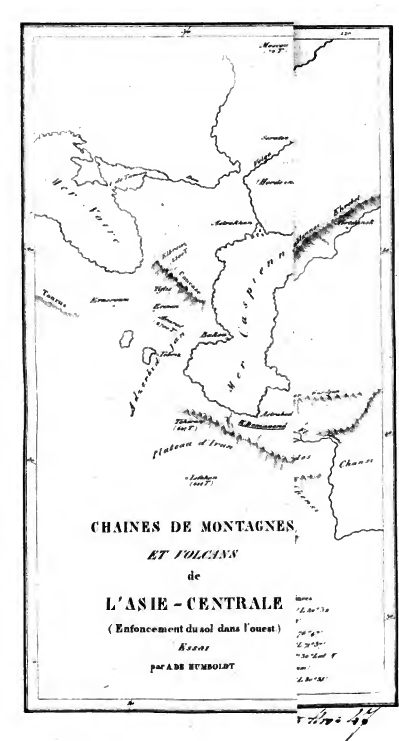
Folgende Berechnung über das Todesjahr der letzten drei Päpste kann als das Spiel eines sonderbaren Zufalles betrachtet werden. Wenn man nämlich die Ordnungszahl des verstorbenen Papstes nimmt, hiezu die des regierenden und die Zahl 10 fügt, so ergeben sich daraus die Jahre, in welchen diese Päpste gestorben sind. Papst Pius VII starb nämlich 1823, Leo XII 1829, Pius VIII 1830. Hier die Berechnung;

Pius der 6	Pius der 7	Leo der 12
Pius der 7	Leo der 12	Pius der 8
10	10	10
18..23	18..29	18..30.

Nach Briefen aus Kiachta hat das Austreten der Selengga und ihrer Zuflüsse, des Dschidda, der von Westen und des Tschikoi, der von Osten in sie mündet, große Verheerungen angerichtet. Vom 8 Juli bis zum 20 August blieb der Wasserstand dieser Flüsse sehr hoch, wovon man die Ursache in starken Regengüssen und in dem Schmelzen des Schnees in den obern Regionen der Bergkette Jablonnoi suchen wollte, welche unter dem Namen Changhai die Gränze des südlichen Theils der Mongolei bildet und in welcher der Tschikoi entspringt. Die Ueberschwemmung, welche Getreidefelder und Wiesen bedeckte, erreichte eine große Anzahl der Gränzposten; ganze Häuser wurden fortgerissen, die Verschanzungen zerstört und eine Menge Vieh ging zu Grund, welcher letztere Verlust für die Buriaten, deren ganzer Reichthum in der Viehzucht besteht, unersetzlich ist. Die ältesten Einwohner sprechen von einer ähnlichen Ueberschwemmung vor fünfzig Jahren, die jedoch nicht so viel Schaden angerichtet haben soll. In Selenginsk stiegen die Fluthen so hoch, daß die höchstgelegenen Inseln, welche sonst als Waideplätze dienten oder angepflanzt waren, völlig unter Wasser standen; die Stadt selbst hatte sehr gelitten, und am 20 August dauerte die Ueberschwemmung noch fort. Man fürchtete, man möchte um den Fang der Omoull (salmo autumnalis), der einzigen Fischgattung der Gegend, gänzlich gekommen seyn. Am 16 August trafen die beiden mandschu'schen Beamten, der Bitcheschi Fulu und der Bokschoo, abgeordnet auf Befehl Sr. chinesischen Majestät von der Kammer der auswärtigen Angelegenheiten (li fan yüan), um die russische geistliche Mission an der Gränze zu empfangen und nach Peking zu führen, in Kiachta ein. Sie statteten in Begleitung des Dsargutschei von Maimatschin dem Vorstand der russischen Gränzverwaltung einen Besuch ab und begaben sich hierauf nach Troitskosavsk zu dem russischen Kommissär, welcher an der Spitze jener Mission steht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Karte zu Humboldts Reise.)


CHAINES DE MONTAGNES
ET VOLCANS
de
L'ASIE - CENTRALE
(Enfoncement du sol dans l'ouest)
Essai
par A DE HUMBOLDT
Mer Noire
Mer Caspienne
Astrakhan
Taurus
Erzeroum
Tiflis
Bakou
Plateau d'Iran
Ispahan

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 48. 17 Februar 1831.

Die Neuseeländer.

1. Erste Nachrichten.

Die ersten zuverlässigeren Nachrichten über Neu-Seeland verdanken wir dem Kapitän Cook, *) der die geographische Lage dieser beiden Südsee-Inseln, die er auf seinen drei Weltumseglungen zu dreien verschiedenen Malen besuchte, zuerst mit der äußersten Genauigkeit bestimmte. Was Cook über das Innere der Inseln, über Lebensart, Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner in Erfahrung bringen konnte, und in seinen Reisebüchern niederlegte, ist seitdem nur um Weniges und nur durch höchst vereinzelte Nachrichten vermehrt worden. Der wilde und unbändige Sinn der kriegerischen Eingebornen, der, noch überdieß durch manche erlittene Gewaltthätigkeiten gegen die Europäer erbittert, freundschaftliche Annäherungen oft durch blutigen Verrath erwiederten, war eben nicht geeignet zu Untersuchungen des von der Küste entfernten Landes einzuladen. Schon Tasman verlor in einem Gefechte mit den Neuseeländern Einige von seiner Schiffsmannschaft. Auch Cook hatte sich keines freundschaftlicheren Empfanges zu erfreuen. Kaum ans Land getreten, mußte er und seine Gefährten, von den Einwohnern angegriffen, sich mit den Feuergewehren vertheidigen, wobei Einer der Wilden das Leben verlor. Noch unglücklicher war sein Versuch, sich einiger Neuseeländer in einem Kanot zu bemächtigen. Sie vertheidigten sich mit wüthender Hartnäckigkeit und nur erst, nachdem vier Männer getödtet worden, gelang es, zweier Knaben habhaft zu werden. Auch de Surville benahm sich gegen die Einwohner Neuseelands so schonungslos und gewaltthätig, daß man die später von den Wilden verübten Grausamkeiten fast entschuldigen möchte. De Surville hatte seine Kranken ans Land geschickt, und Naginoui, ein Häuptling, sie mit der größten Gutmüthigkeit aufgenommen und verpflegt. Dessenungeachtet veranlaßte ihn der Verlust eines kleinen Bootes, das er während eines Sturmes vermißte, und von den Eingebornen entwendet glaubte, das gastfreundliche Dorf von Grund aus wegbrennen zu lassen, und den Häuptling, den er an Bord gelockt hatte, mit sich fortzuführen. Naginoui starb bald darauf am gebrochenen Herzen. Diese schreiende Undankbarkeit vergalten die Neuseeländer nicht lange nachher durch die blutigste Rache. Der [illegible], über Neu-Seeland nähere Nachforschungen anzustellen, landete im J. 1772. Mit der größten Gastlichkeit aufgenommen, und hierdurch in eine zu sorglose Sicherheit eingewiegt, wurde er mit 28 seiner Gefährten überfallen, getödtet und aufgefressen. Auch Cooks zweites Schiff unter Kapitän Fournaux hatte bei seinem zweiten Besuch dieser Inseln im J. 1773 den Verlust von zehn der besten Männer zu beklagen, die ans Land gesendet, von den Neuseeländern umgebracht und gefressen wurden. Die furchtbarste Katastrophe aber erlitt das Schiff Bond, unter Kapitän Thompson, das im Jahr 1809 Port Jackson verließ, um nach England zu gehen, und in eine Bay der nördlichen Insel einlief, die von den Eingebornen Wangaena genannt wurde. Hier setzte er einige Neuseeländer, die er von Port Jackson mitgebracht hatte, ans Land; denn ungeachtet ihrer feindseligen Gesinnungen war unter den Eingebornen durch den häufigen Besuch der europäischen Schiffe, vorzüglich derer, die auf Walfischfang in die Südsee ausliefen, die Lust erweckt worden, die europäischen Niederlassungen zu besuchen. So waren mehrere Neuseeländer nach Port-Jackson, andere sogar bis nach London gekommen. Unter denen, die Kapitän Thompson an Bord hatte, um sie in ihre Heimath zurückzuführen, befand sich auch der Sohn eines neuseeländischen Häuptlings, Namens Tarra, vom Schiffsvolk gewöhnlich Georg genannt. Dieser, da er, stolz auf seine Geburt, sich weigerte, gleich den übrigen vier oder fünf seiner Landsleute im Schiffe Matrosendienste zu thun, wurde auf Befehl des Kapitäns derb gezüchtigt, und von diesem noch wegen seiner Berufung auf seine Abkunft verspottet. Von diesem Augenblicke brütete die Brust des Wilden Rache für die erlittene Unbild. Indeß wußte er während der Ueberfahrt seinen Unmuth so geschickt zu ver-

*) Magalhäs, der im Jahr 1521 auf seiner Fahrt von der westlichen Küste Amerikas nach den Molucken die Südsee durchschnitt, und die spanischen, portugiesischen, holländischen und englischen Seefahrer, die seinem Weg folgten, entdeckten mehrere der nördlich gelegenen Inseln des australischen Archipels; Neu-Seeland lag ihnen hiebei zu südlich abwärts, als daß sie es auf ihrer Fahrt nach Indien hätten berühren sollen. Erst im Jahre 1642 war es, als der Holländer Abel Jansen Tasman auf einer Entdeckungsreise, auf die er von dem holländischen Gouverneur von Batavia, Van Diemen, ausgesendet worden war, Van Diemens Land und Neu-Seeland entdeckte. Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1769, wo Kapitän Cook auf seiner ersten Reise um die Welt Neu-Seeland erblickte, waren diese Inseln nicht wieder besucht worden. Fast an demselben Tage war zufällig auch De Surville an die nordöstliche Küste dieser Eilande gekommen.

bergen, daß er sogar das volle Zutrauen des Kapitäns erwarb, den er durch seinen Rath bewog, in gedachter Bay vor Anker zu gehen. Die Erzählung der erlittenen Mißhandlung reichte hin, den ganzen Stamm des Häuptlings zum Untergang der Fremden zu vereinigen. Der Kapitän wurde mit Mehreren von der Schiffsmannschaft ans Land gelockt und erschlagen. Hierauf erstiegen sie in der Nacht das Schiff und tödteten Männer, Weiber und Kinder. Nur ein Weib, zwei Kinder und ein Kajüttenjunge entgingen der gräßlichen Metzelei und wurden einige Zeit darnach durch die Unerschrockenheit des Supercargo Berry auf dem Schiff die Stadt Edinburg, der von diesem traurigen Vorfall gehört hatte, mit Gefahr seines eignen Lebens gerettet.

Seitdem wurden die Inseln, außer von Walfischfängern und von den Kapitäns Dillon und Dumont d'Urville, die im J. 1827 ausliefen, um über das Schicksal des unglücklichen La Peyrouse Erkundigungen einzuziehen, nicht mehr besucht. Aber weder durch diese, noch durch zwei Methodisten, Marsden und Nicholas, die als Missionäre vom Nordkap her einige zwanzig Meilen tiefer ins Land eingedrungen waren, ist die Länder- und Völkerkunde in Betreff Neuseelands sonderlich bereichert worden. Noch immer ist die Kenntniß dieser beiden großen Inseln, von denen die nördliche, von den Eingebornen Eaheino mauwe genannt, ungefähr 26,160 engl. Quadrat-Meilen, die südliche, Tovai Poenammu, gegen 36,000 Quadrat-Meilen umfaßt, *) auf den schmalen Landstrich beschränkt, der von der Mündung des Themseflusses (37° Br.) aufwärts sich erstreckt und kaum den dritten Theil des nördlichen Eilandes ausmacht.

Ueber die neuere Poesie der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Der antithetische Parallelismus, fährt Bischof Lowth fort, besteht darin, daß zwei Verse einen Gegensatz enthalten in den Ausdrücken sowohl als in den Gedanken. Der Grad dieses Gegensatzes kann sehr verschieden seyn und von dem bloßen Entgegensetzen jedes Wortes durch den ganzen Satz hindurch bis zu einer gänzlichen Verschiedenheit gehen; immer muß jedoch irgend ein Widerspruch zwischen den zwei Sätzen Statt finden. Im Chinesischen ist die Antithesis gewöhnlich sehr genau durchgeführt, sowohl in den Ausdrücken als in den Gedanken, wie in den folgenden Beispielen zu sehen:

Die reine Armuth ist immer fröhlich.
Der schmutzige Reichthum ist oft unglücklich.

Halte kein Laster für gering, um es doch auszuüben.
Halte keine Tugend für gering, um sie doch nicht auszuüben.

Das Befolgen der Tugend ist dem Hinaufsteigen eines Berges ähnlich;
Das Befolgen des Lasters ist dem Hinuntersteigen in einen Abgrund vergleichbar.

Mein Antlitz erhebend stoße ich tiefe Seufzer aus;
Das Haupt beugend — ström' ich eine Thräne aus den zwei Augen hervor.

Die Reichen und die Angesehenen mögen eheliche Bande schließen;
Ich Armer muß dieses Glück fliehen.

Ein synthetischer Parallelismus ist es, wenn die zusammengestellten Verse einander, der Aehnlichkeit oder dem Gegensatze, überhaupt dem Sinne nach, nicht entsprechen, sondern wenn die Beziehung in der Konstruktion der Zeilen liegt und zwar so, daß das Subjekt dem Subjekt, das Zeitwort dem Zeitwort, u. s. w. entspricht. Dieses ist die gewöhnlichste Art des Parallelismus bei den Chinesen; schwer ist es, aber öfters sogar nicht möglich, ihn genau wiederzugeben, weil in ihm die ganze Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache gleichsam zusammengedrängt erscheint. Die beiden folgenden Beispiele sind aus dem Roman Hao Khjou tschuen entnommen; im erstern werden die Vorzüge des Helden des Stücks zusammengestellt, und das letztere zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daß alle Worte der ersten Zeile in der zweiten genau entsprechende Ausdrücke finden.

Allein wandelt er hin, furchtlos, auf seinen Muth allein vertrauend:
Kalt ist sein Aeußeres und stolz; er muß hohe Talente besitzen!
An Muth gleicht er dem Tsetung; ist dieser vielleicht wieder ins Leben getreten?
An Talenten gleicht er dem Litaipe; ist dieser vielleicht von Neuem geboren worden? — —

Hundert oder tausend oder zehntausend Plane sind schwer auszuführen;
[illegible] zehn Jahre kommen schnell heran.
Findet Ihr einen Tag zum Müßiggehen, so thut es einen Tag lang:
Findet Ihr drei Tassen Wein zum Trinken, so trinkt die drei Tassen aus.

Diese Art des Parallelismus findet sich besonders häufig in dem Style, genannt Wentschhang, den wir am Besten durch poetische Prosa übersetzen. Ein Beispiel unter Tausenden mag folgendes seyn.

Die Menschen der ersten Ordnung werden weise auch ohne zu lernen;
Die Menschen der zweiten Ordnung werden durch Lernen weise;
Die Menschen der letzten Ordnung werden nicht weise, auch wenn sie lernen.

Es ist vielleicht nicht nöthig zu erwähnen, daß der Parallelismus in keiner andern Sprache zu einer solchen Höhe und Mannigfaltigkeit zu gelangen vermochte, als eben in der chinesischen; denn sowohl die Gleichheit in der Wortzahl, aus welcher jeder Vers einer poetischen Strophe gebildet wird, als die Entbehrlichkeit der grammatischen Hülfspartikeln, welche unsre europäischen Sprachen sosehr belästigen, bewirken, daß diese poetische Figur im Chinesischen mit ganz besonderm Effekt gebraucht werden kann. Man trifft auch in den klassischen Sprachen wenige Beispiele, welche den tausendfachen Exempeln in der chinesischen Literatur an die Seite zu setzen wären; am Schönsten mag das bekannte seyn:

Rusticus urbanum murem mus paupere fertur
Accepisse cavo, veterem vetus hospes amicum.

Indem wir von den verschiedenen Gattungen in der Poesie

---

*) So ist die beiläufige Größe der beiden Inseln von dem methodistischen Missionär Nicholas angegeben. Indessen scheint der Anschlag viel zu gering, und man darf den Flächeninhalt von Neuseeland gut auf 46,000 englische Quadrat-Meilen annehmen.

sprechen, übergehen wir die Oden, welche bloß in der älteren Dichtkunst oder etwa bei sklavischen Nachahmern derselben angetroffen werden. Wir werden ebenfalls Nichts von der dramatischen Dichtkunst sagen, da diese zu viel Eigenthümliches enthält, als daß wir ihr nicht einen besondern Artikel widmen sollten.

Die modernen Chinesen haben eine Art von Gedichten, welche von ihnen Khio genannt wird, was sich am Besten durch Gesang oder Rhapsodie übersetzen läßt. Der Bau dieser Khio ist so wild als die Gedanken und Bilder, die sie gewöhnlich enthalten, indem die Verszeilen von jeder beliebigen Länge sind, und nur durch den Reim unterschieden werden.

Zehntausend Meilen muß ich durchwandern; wie kalt und traurig sind die Gefühle, die mich auf dem Wege begleiten!
Ich erblicke wolkenhohe Berge, hoch auf einandergethürmt;
Sie gleichen meinem wilden Schmerz.
Zugleich auf allen Seiten singen die herabfallenden Blätter ihren herbstlichen Gesang.
In der wilden Einöde hüpfen die einsamen Raben; sie vermehren meine wilde Traurigkeit.
Mein Herz ist beengt, meine Thränen fließen.
Wenn ich auf den Hügel Matui hinblicke, erfüllt unwillkürlich Schwermuth meine Brust.
Die leichten Banner fangen die Sonne auf,
Und ihre Schatten werden vom Wind umhergetrieben.
Mein Roß führt mich an dem Abgrunde vorüber.
Wo werde ich Ruhe haben? wo werde ich Ruhe haben?
Ich erblicke Nichts als den gelben hin- und hergewehten Sand.
Der Himmel ist düster und finster;
An dem Fuße des Berges Ngomei gehen nur wenige Wanderer einher.
Der wilde Sturm schlägt mir den kalten Regen ins Gesicht!

Um den Sinn dieses Gedichts und die darin enthaltenen Anspielungen zu verstehen, muß noch Folgendes beigefügt werden.

Der Kaiser von Yuentseng (um 700 nach Chr. Geb.) hatte eine Geliebte Namens Yengkuei, welche mit Ganlvschan, einem Fürsten der Tatarei, im Einverständniß war. Dieses wurde entdeckt, aber der Kaiser begnadigte sie. Statt nun ein wachsames Auge auf die beiden Liebenden zu haben, gab der Kaiser den Bitten des schönen Weibes nach und übertrug dem tatarischen Fürsten den Befehl über eine weit von der Residenz entfernte Truppenabtheilung. Kaum hatte der Fremdling seinen Bestimmungsort erreicht, als er die Fahne des Aufruhrs aufsteckte. In der Eile sammelte der Kaiser ein zahlreiches Heer, und zog ihm, von seiner Geliebten Yengkuei begleitet, in die Provinz Ssetschuen entgegen. Als er an den Fuß des Berges Matui gelangt war, empörten sich seine Soldaten, welche behaupteten, daß Yengkuei die Ursache des Krieges sey; sie verlangten, daß dieselbe getödtet werden solle, noch ehe man sie zum Kampfe führe. Der Kaiser mußte nachgeben, und so ließ er sie erdrosseln, aber der Schmerz über dieses unglückliche Ereigniß kostete ihm selbst das Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Schifffahrt auf dem kaspischen Meer.

(Aus dem Journal von Odessa.)

Die Westküste des kaspischen Meeres zerfällt in zwei Theile, den, welcher Rußland und jenen, welcher Persien gehört; ersterer erstreckt sich von Astrachan bis zu den Gränzen des Chanats von Talyscha; letzterer von da bis zur Gränze von Turkomanien.

Das russische Gebiet begreift außer Astrachan folgende Schifffahrtsstationen in sich: 1) Stadtosjaritschna oder Schandruk, eine ziemlich unbequeme Bai, welche bloß zum Anlanden der für die russischen Truppen auf der Linie des Kaukasus bestimmten Vorräthe dient und ein Handelsplatz erst dann werden könnte, wenn die Verhältnisse der Bergbewohner zu den Russen sich freundschaftlicher gestalteten. 2) Derbend, berühmt durch sein Alterthum, aber gleichfalls ohne Vortheile für die Schifffahrt. Die Vorstädte dieser Stadt liegen längs dem Strand zerstreut; das Meer ist seicht, und die Schiffe sind daher genöthigt, sich zwei Werste vom Land entfernt zu halten, wo sie ohne Schutz gegen Windstöße sind, die sie überraschen können, während den Grund scharf schneidende Konchylien bedecken, woran sich das Tatelwerk leicht beschädigt. Die Einwohner treiben keinen eigentlichen Seehandel; sie besitzen bloß fünf kleine Fahrzeuge, einzig für den Transport der von Astrachan dem Regiment vom Kur zuzuführenden Bedürfnisse und um Brennholz von der Mündung des Samur zu holen. Ueberhaupt war es zu keiner Zeit die Sache der Einwohner von Daghestan sich auf die offene See zu wagen; denn auch damals, als die Karakaitak sich auf das Seeräuberhandwerk legten und den astrachanischen Handel gefährdeten, beschränkten sie sich darauf, die Fahrt furchtsamer Küstenfahrer auszuspähen und bei den zahlreichen Unglücksfällen, die jeder Sturm an der mit Klippen besäten Küste verursacht, ihre Raubsucht zu befriedigen. 3) Nisowaia, Entrepot für die Bedürfnisse des Regiments von Abscheron. Schiffe von kleinem Bau können sich dem Lande nur auf 7 Werste nähern, und selbst da sind sie noch der Gewalt der Stürme preisgegeben. Man hat oft Fahrzeuge auf der Rhede selbst zu Grunde gehen sehen; Handel wird hier nicht getrieben. 4) Baku, bei dem jetzigen Stand der Dinge der wichtigste Handelspunkt auf der russischen Seite, der daher mit dem Namen eines Hafens beehrt wird. Die Bai bildet sich im Norden der Stadt durch das Cap Sultan oder Abscheron, im Süden durch das Cap Schikoff und endlich durch die zwei Inseln Nargen Wulf und zwei Sandbänke. Die geräumige und nach allen Seiten geschlossene Rhede gewährt den Schiffen einen bequemen und sicheren Ankerplatz; die Tiefe des Beckens mißt 4 bis 6 Klafter; der weiche schlammige Grund faßt jedoch die Anker nicht gut; die amphitheatralisch sich erhebende Stadt beherrscht den Hafen. In dem heißesten und unfruchtbarsten Theil der reichen Provinz Schirwan gelegen, erfreut sich Baku keiner Annehmlichkeiten einer schönen Natur; in den Umgebungen sieht man weder Wälder noch grüne Fluren, sondern Nichts als eine öde Steinwüste, wo todtes Schweigen herrscht; dagegen erzeugt das Land Naphtha, Salz und Safran im Ueberfluß, und die Einwohner unterhalten damit einen gewinnreichen Verkehr mit Persien; besonders werden in Ghilan und Masanderan von russischen Schiffern mit Naphtha bedeutende Geschäfte gemacht. Von Baku gehen Schiffe nach allen Häfen des kaspischen Meeres und nach Tiflis, Eriwan und Tauris führen gute Landstraßen. 5) Salian, ziemlich gute Rhede, kann, wenn die Schifffahrt des Kur mehr Ausdehnung gewinnt, ein Stapelort von Bedeutung werden. Gegenwärtig ist daselbst bloß Fischhandel, von welchem jedoch der Umsatz jährlich mehrere Millionen Rubel beträgt.

Die Schifffahrtsstationen auf der persischen Seite, längs der Küste von Ghilan und Masanderan, sind Ensili, Schermmabad, Meschedhissar, Ferabad und Astrabad. Nur der erstere und letztere dieser Punkte verdienen den Namen Hafen; die drei anderen heißen bloß so, weil Fischerbarken manchmal daselbst anlanden; sie haben keine Golfe und können von den in diesen Gewässern herrschenden Nord- und Nordweststürmen frei bestrichen werden. Längs der Küste erstrecken sich Waldungen, wo die Wege schlecht sind und es nur wenig Dörfer giebt; weiterhin stößt man auf eine Bergkette, welche die Verbindungen zu Land nicht minder erschwert. Indessen liegen doch zum Theil ansehnliche Städte in der Nähe jener Stationen, wie Balfrusch, von dem man nur 30 Werste nach Meschedhissar, und Surum (Residenz des Schahsadehs d. h. Schahssohns, Mohammed Kali Mirsa *).

*) Alle Söhne des Schah sind Statthalter mit fast unumschränkter Gewalt.

von welchem man eben so weit nach Ferabad hat. Die Hauptursache des geringen Verkehrs auf dem kaspischen Meer ist daher nicht sowohl in ihm selbst als in der Ungewohnheit und Furchtsamkeit der Kaufleute von Tiflis zu suchen, die den ganzen persischen Handel in Händen haben. So leicht es für sie wäre, ihre russischen Artikel, die sie auf der Messe von Nischnei Novgorod einkaufen, die Wolga hinab nach Baku und von da auf der Are oder auf Kamelen nach dem 509 Werste entfernten Tiflis und sofort 502 Werste weiter nach Tauris zu bringen, ziehen sie den $^1/_3$ längern Landweg vor, wo die Waaren 25 bis 40 Tage unter Wegs bleiben und jedes Pud zwei Rubel Fracht kostet. Der armenische Kaufmann berechnet im Handel Alles aufs Genaueste und riskirt Nichts; um ihn also der Schifffahrt geneigt zu machen, müßte man ihm die Sicherheit und Schnelligkeit des Wassertransports verbürgen. Zeit gewonnen, ist in Tiflis schon Viel gewonnen; eine Woche, zwei Tage, ein Tag macht oft einen Unterschied von 5, 10, 15 % aus. Wer zuerst mit seinen Gütern in Tauris eintrifft, kann auf einen nicht nur gewissen, sondern auch bei Weitem vortheilhafteren Absatz zählen, während die später Ankommenden nicht selten Einbußen befürchten müssen; wozu noch der Umstand kommt, daß die Käufer nie auf große Vorräthe Bedacht nehmen, sondern dieselben jedes Jahr erneuern, so daß gegen die Zeit, wo die Sendungen erwartet werden, in der Regel nicht nur in Bezug auf Bedürfnisse, wie Zucker, sondern selbst auf Luxusartikel, wie Champagner, worauf die Nachfrage sehr stark ist, bereits Mangel eintritt, also die Preise in die Höhe gehen. Der Handel mit Nischnei-Novgorod ist schon deßwegen allein ersprießlicher als der mit Leipzig, weil die Bestellungen von dort schneller anlangen.

Betrachtet man nun die gegenwärtige Lage der kaspischen Meerschifffahrt, so zeigt sich, daß Astrachan 53 Schiffe von größerem oder kleinerem Bau, mit einem Tonnengehalt von 650,000 Puds, wovon 11 der Krone und 42 Kaufleuten angehören, und 232 Fischerboote, (zehn alte Schiffe, die wenig mehr Dienste thun, sind hiebei nicht gerechnet); Baku 8 Fahrzeuge mit einem Tonnengehalte von 23,200 Puds und 36 Barken mit einem Tonnengehalt von 52,700 Puds; Salian endlich 52 kleinere Fahrzeuge, meist Barken, wovon man den Tonnengehalt nicht kennt. Rußland im Ganzen somit 381 Schiffe besitzt, welche, wenn man die 232 Fischerbarken von Astrachan nicht einrechnet, 769,320 Puds oder 12,822 Tonnen laden. Diese Zahl der Schiffe erscheint im Vergleich mit dem unermeßlichen Becken des kaspischen Meeres nicht glänzend, zumal, wenn man bedenkt, daß zu Astrachan die 11 Bricks und Transportschiffe der Regierung und von den 42 Privatschiffen mehr als die Hälfte bloß zu den Zufuhren nach den transkaukasischen Provinzen, die 232 Fischerbarken aber hauptsächlich zum Fischfang in der Jemba 2c. verwendet werden, folglich für den Handel nur 20 Fahrzeuge übrig bleiben. Mit den Schiffen zu Salian ist es der nämliche Fall. Die 43 Schiffe von Baku dagegen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Waarentransport nach Salian, Lenkoran, Sinsili, Astrabad 2c. und bilden mit dem Reste der astrachan'schen die eigentliche Handelsmarine der Russen, die auf solche Weise etwa aus 70 Fahrzeugen mit einem Tonnengehalt von 100,000 Puds besteht. Dem Aufkommen der kaspischen Meeresschifffahrt thut namentlich auch die Eifersucht der Engländer Abbruch, die deßhalb in Rescht ein Konsulat errichtet haben. Der Hafen Sinsili verbindet nämlich den See- mit dem Landhandel mittelst der nur 30 Werste von dort gelegenen Stadt Rescht, welche einer der ersten Handelsplätze Nordpersiens ist, wohin die Waaren aus den beiden Provinzen Ghilan und Masanderan zusammenfließen, und von wo Straßen nach Tehran und Tauris laufen, die zwar mitunter durch Räuber beunruhigt werden, durch einige Strenge der Regierung jedoch leicht gesäubert werden könnten. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Einfahrt in die Bai von Sinsili wegen der auffallenden Abnahme der Tiefe des Wassers und des Ueberhandnehmens der Sandbänke, die bloß durch geschickte Piloten und von Fahrzeugen, die nicht über 16 Fuß tief gehen, zu vermeiden sind, ihre eigene Schwierigkeit hat; so wie daß das Klima von Rescht, selbst in der schönen Jahreszeit ungesund und daß die Straße von dem Golf dahin wegen ihrer niedern sumpfigen Lage nicht so leicht befahrbar ist. Aus diesem Grunde möchte Astrabad beinahe vorzuziehen seyn. Nicht nur ist es einer der besten Häfen, wo man gegen jeden Sturm Schutz findet, sondern es empfiehlt sich auch durch die Nähe des süßen Wassers auf der Halbinsel Potemkin am Eingang des Golfs. Die Stadt Astrabad hat sieben Werste im Umkreis und enthält 20,000 Einwohner; sie ist mit einer 12 Fuß hohen und zwei Arschinen breiten Mauer von Backsteinen umgeben. Ihre hohe Lage und die von Wäldern beschatteten Berge wehren die verderblichen Wirkungen der über die turkomanische Küste sich verbreitenden Sumpfluft ab, welche die dortigen Nomaden den Sommer über nöthigt, sich in die Wüsten im Innern zu ziehen. Von Astrabad könnte der russische Handel nicht nur in alle Binnenlandschaften Persiens, sondern selbst nach Chiva und der Bucharei vordringen.

Vermischte Nachrichten.

Nach einer auf Befehl des Parlaments gedruckten Uebersicht der Jahresrechnungen der ostindischen Kompagnie von 1825, 1826 und 1827 überstiegen 1825/26, in Folge der damaligen Kriegsverhältnisse, die Ausgaben das Einkommen um 34,102,429 Frank., wogegen 1826/27 ein Ueberschuß von 38,758,719 und 1827/28 von 21,299,014 Fr. sich ergab; 1828/29 schätzte man denselben sogar auf 86,771,739 Fr. Allein in dieser Berechnung ist das Interesse der Zinsen noch nicht begriffen, welches 1825/26 auf 59,717,713 und 1828/29 auf 50,694,255 Fr. stieg. Eben so sind die Ausgaben für die Insel St. Helena nicht berechnet. Nimmt man dieß Alles zusammen, so kommt für 1825/26 ein Ausfall von 76,598,350, für 1826/27 der unbedeutende Ueberschuß von 1,796,835, für 1827/28 wieder ein Ausfall von 30,128,780 und für 1828/29 ein Ueberschuß von 35,228,545 Fr. heraus. Die Hauptsumme der Einkünfte von 1825/26 betrug 552,455,577, von 1826/27 589,264,224, von 1827/28 576,002,044 und von 1828/29 585,552,501 Fr. Die indische Territorialschuld wird zu 1,197,516,681 Fr. angegeben. Die Ausgaben der Kompagnie für ihre Faktoreien in Bengalen, Madras, Prinz-Wales-Eiland und Canton waren 1825/26 7,018,234, 1826/27 8,911,559, 1827/28 7,858,817 und 1828/29 7,663,920 Fr.; die ersten Kosten für die Ankäufe in Indien, mit Ausnahme China's, 1825/26 41,495,068, 1826/27 45,957,684 und 1827/28 55,911,410 Fr.

Walter Scott bekam für seinen Roman Rob-Roy 3000 Pfd. St.; Gibbon für seine römische Geschichte 8000 Pfd.; Robertson für seine Weltgeschichte Carl V 4500 Pfd. und für seine Geschichte von Amerika 5000 Pfd.; Halesworth für seine Reisen 5000 Pfd.; Palm für seine Moralphilosophie 1000 Guineen; Miß Burney für ihre Camilla 3000 Guineen; Hatfroit für seine Reise in Frankreich 2000 Pfd.; eben so viel Pope für seine Uebersetzung der Iliade; Delille für seine Uebersetzung des verlornen Paradieses 1200 Pfd.; den Mitarbeitern an dem Edinburgh Review wird der Druckbogen bis zu 110 Pfd. St. bezahlt. Fielding hätte in einer Geldverlegenheit seinen Tom Jones fast um 20 Guineen veräußert; durch Vermittlung Thomsons trug er ihm später 2500 Pfd. ein. Fox soll seine Geschichte der Stuarts 10,000 Pfd. eingetragen haben. Als Addison den Spectator schrieb, wurden oft von einer Nummer 20,000 Exemplare abgesetzt. Im Jahre 1711 gab Swift eine Flugschrift heraus, wovon man in zwei Monaten 11,000 Exemplare verkaufte; ein Werk desselben Verfassers über Carl I erlebte 17 Ausgaben; von Walter Scotts Fräulein vom See wurden binnen weniger als zwei Monaten 10,000 Exemplare vergriffen. Adam Smith fand Anfangs für sein Werk über den Nationalreichthum keinen Verleger, worüber sich Fox im Parlament beklagte; seitdem hat man von einer einzigen Auflage 20,000 Exemplare verkauft.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

So gelb die gallsüchtige Quotidienne war, so schwarz ist sie am 21sten Jänner geworden aus Liebe zur weißen Kokarde.

Ferdinand hat die Offiziere der ehemaligen Garde und des Hauses Karls X aus Madrid gejagt. Das ist die Dankbarkeit des Bourbons von Spanien für die 400 Millionen, die die Bourbone von Frankreich auf die Restauration seines Thrones verwendet.

Goldklumpen liegen noch im alten Palast des Dey von Algier begraben. Einer aus dem Gefolge des Dey hat es verrathen. Um diesen Schatz zu heben, hat man Anstalten getroffen. Es ist zu fürchten, daß man nichts trifft als Anstalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 49. 18 Februar 1831.

Polen seit dem Jahre 1815.

(Schluß.)

Am 26 Dezember 1825 brach der Aufstand in St. Petersburg aus — ein bis dahin nicht erhörtes Beispiel von einer republikanischen Bewegung auf dem klassischen Boden des Despotismus. Die Untersuchung, welche auf dieses unbesonnene Unternehmen folgte, entdeckte bald das Geheimniß der Verbindungen, die zwischen einigen Bürgern der beiden Nationen angeknüpft waren. Mehr als zweihundert Personen wurden in Polen und Litthauen verhaftet; und obgleich den Gesetzen gemäß alle Staatsverbrecher unter die Gerichtsbarkeit des Reichstagsgerichtes gehören, so wurde dieß Mal doch die Einleitung des Prozesses einer aus Polen und Russen zusammengesetzten Kommission übertragen, unter der man auch den bekannten Nowosilzoff bemerkte. Nachdem diese Kommission ein volles Jahr gesessen, legte sie endlich am 3 Februar 1827 ihren Bericht vor, der, auf unbestimmte Denunciationen und äußerst zweideutige Documente gestützt, eine furchtbare, mit der russischen verbundene, Verschwörung nachwies und gegen die Urheber derselben auf die strengsten Strafen antrug. Aber Kaiser Nikolaus, der eben erst den Eid auf die Konstitution abgelegt hatte, erklärte die Arbeit der Kommission für illegal. Die acht vornehmsten Angeklagten, der Kastellan Stanislaus Soltyk, die Staatsräthe Andreas Plichta, Grzymala und Roman Zaluski, der Abt Dembek, und drei Offiziere, Krzyzanowski, Maiewski und Zablozki, wurden vor den Senat gestellt, der sich unter dem Vorsitze des Wojewoden Peter Bielinski versammelte, um über dieselben zu Gericht zu sitzen. Eine neue Untersuchung wurde begonnen; sie bewies bis zur Evidenz die Unschuld der Angeklagten, und die Parteilichkeit der Kommission.

Endlich, nach dreijähriger Haft, sprach ein Urtheil, dem zur Einstimmigkeit bloß eine Stimme, die des Generals Vincenz Krasinski, fehlte, die Angeschuldigten los; nur Krzyzanowski wurde zu einer Korrektionsstrafe verurtheilt, weil er von der russischen Verschwörung Kenntniß gehabt, und dieselbe nicht angezeigt hatte. Zugleich richtete der Präsident Bielinski einen Bericht an den Kaiser, in welchem die Angaben der ersten Untersuchung auf ihren wahren Werth zurückgeführt wurden; da die Existenz eines Schwures, auf welchen die Anklage großen Theils ihre Behauptung von der Strafbarkeit der Beschuldigten stützte, nicht erwiesen war, und der Wunsch alle Provinzen des alten Polens frei und glücklich unter demselben Scepter vereinigt zu sehen, um so weniger als ein Verbrechen betrachtet werden konnte, als Kaiser Alexander selbst diesen Gedanken mehr als einmal in offiziellen Aktenstücken aussprach. Dieser Bericht mißfiel der Gewalt, die einmal Schuldige finden wollte, und eine Ordonnanz des Ministerrathes, unterzeichnet von dem Unterstaatssekretär Wozmizki, verbot die Bekanntmachung desselben. Erst nach sechsmonatlicher Ueberlegung, am 18 März 1829, wurde das Urtheil bekannt gemacht; und Vincenz Sobolewski, der Präsident des Staatsrathes, begleitete diese Concession mit einer Erklärung, welche dem obersten Gerichtshofe der Nation in den härtesten Ausdrücken die Mißbilligung des Kaisers ausdrückte. Nur Krasinski hatte die traurige Ehre, ausgenommen zu seyn. Aber für diese vorübergehende Ungunst der Macht fanden die Senatoren reiche Entschädigung in der Achtung des Volkes. Während der Dauer des Prozesses war ganz Warschau in Trauer gewesen, keine Bälle wurden mehr gegeben, keine Feste gefeiert; überall sah man kummervolle Mienen, und noch düsterer waren die Herzen. Bei dem Ausgang der Debatten brach nun von allen Seiten die lebhafteste Freude aus; Bielinski wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und da er bald darauf starb, so folgte ganz Warschau dem Leichenbegängniß des Mannes, dessen unerschrockener Muth dem Vaterlande die edelsten und hochherzigsten Bürger rettete.

Während Polen, gespannt auf diesen wichtigen Rechtshandel, sich fragte, ob man seine Kinder dafür strafen würde, daß sie es gewagt hatten, Heilmittel für die Wunden der Mutter zu suchen, gab das Wohlwollen des Kaisers Nikolaus dem Lande mehrere nützliche Institutionen. Wir führen hier nur das Dekret vom 29 Januar 1828 an, welches eine Nationalbank schuf, und mit einem Kapital von 20 Millionen Gulden ausstattete, wofür dieselbe die öffentliche Schuld amortisiren, den Handel unterstützen und den Kredit und die Industrie beleben sollte. Bei den wichtigen Streitfragen, die inzwischen auf dem Schauplatze der Politik verhandelt wurden, hatte Polen keine andere Rolle als die eines müssigen Zuschauers. In dem Türkenkriege wurden seine Regimenter zwar auf der Grenze aufgestellt, indessen zu der Theilnahme an dem Kampf nicht zugelassen, entweder weil man ihre Treue nicht für sicher hielt, oder wahrscheinlicher, um Oesterreich durch ein polnisches Heer, das Gallicien bedrohte, und jeden Augenblick in dieser Provinz die Erinnerung an ihre alte Vereinigung mit Polen zurückrufen konnte, im Schach zu halten.

Bei dieser Einförmigkeit des öffentlichen Lebens erschien die Krönung des Kaisers Nikolaus als Königs von Polen am 24 Mai 1829 als ein großes Ereigniß. An dem Tage der Ceremonie schmückte ein Diadem von großem Werthe und von moderner Arbeit die Stirne des Herrschers. Wo waren aber die alten polnischen Reichskleinodien, der Säbel Boleslaus des Kühnen und die fünf Kronen aus dem Schatze in Krakau, geblieben? Darüber ging ein geheimnißvolles Gerücht im Volke; man sagte, daß diese geheiligten Reliquien noch vorhanden wären, aber vor den Blicken und Händen der Zaaren sicher verwahrt. Zur Zeit der letzten Theilung hätten zwei Mönche und einige Arbeiter, nachdem sie auf das Evangelium geschworen, ein ewiges Geheimniß zu bewahren, diese kostbaren Erbstücke aus dem Schatze in Krakau entwandt und der Treue eines alten unbekannten lithauischen Edelmannes vertraut; sie würden nicht wieder erscheinen, bis Polen vom fremden Joche befreit, einst wieder einen Piasten *) krönte. Dieß waren die Meinungen und Gerüchte, mit denen sich der Patriotismus des Volkes trug.

Zu gleicher Zeit bereiteten aber die Häupter der konstitutionellen Opposition einen Schritt vor, von dem man sich den günstigsten Erfolg versprach. Der Kaiser hatte eben erst vor Gott geschworen, die von Alexander verliehene Charte aufrecht zu halten. Man hielt diesen Augenblick für günstig, um die Oeffentlichkeit der Verhandlungen des Reichstages zurückzuverlangen. Vier und dreißig Deputirte erboten sich, diese Petition zu unterzeichnen; aber die Furchtsamen, an denen es in keiner Versammlung von Staatsmännern fehlt, erwogen, daß die Kammer nicht regelmäßig zum Reichstage einberufen sey, und daher kein gesetzliches Organ habe, weßhalb denn auch die Petition nicht im Namen der Nationalrepräsentation überreicht werden könne. Jetzt nahmen die Abgeordneten der Wojewodschaft Kalisz das Projekt der Addresse auf und überreichten dieselbe im Namen ihrer Kommittenten dem Kaiser; sie baten zugleich um die Wiederherstellung ihres Wojewodschaftsrathes und um die Freilassung ihres Landboten. Alle diese Wünsche wurden indessen beseitigt; die Sitzungen des Reichstages mußten nach wie vor bei verschlossenen Thüren gehalten werden, die Wojewodschaft ihrer konstitutionellen Behörde und Niemoiowski seiner Freiheit entbehren. Wehe dem Lande, das sich einmal hat seine Rechte entreißen lassen; umsonst fordert es dieselben zurück: der Despotismus giebt, wovon er einmal Besitz ergriffen hat, nicht wieder heraus, und es giebt gegen ihn keine gerichtliche Belangung, außer mit dem Schwerte in der Hand.

Aber weder fehlgeschlagene Hoffnungen, noch Verfolgungen konnten die Volkspartei entmuthigen. Als es nach fünfjähriger Vergessenheit der Regierung gefiel sich zu erinnern, daß ihre erste verfassungsmäßige Pflicht die Berufung des Reichstages sey, bezeugten freisinnige Wahlen unzweideutig die Gesinnungen des Landes. In der kalischer Wojewodschaft erwählte der Bezirk von Worta beinahe einstimmig Bonaventura Niemoiowski, den Bruder des Landboten und gleich ihm von der glühendsten Freiheitsliebe beseelt. Die Regierung, so viele Vorsichtsmaßregeln sie auch gegen die Ausfälle der Opposition genommen, erschrak vor einer so unumwundenen Widersetzlichkeit. Sie benutzte ihren Einfluß auf den Senat, dem die Verfassung die Untersuchung der Vollmachten vertraute, und ließ unter den nichtigsten Vorwänden die Wahlen von Niemoiowski und Zwiecкowski aufheben; unter diesen für die Freiheit der Meinungen so günstigen Auspicien eröffnete der Kaiser am 28 Mai 1830 den Reichstag.

Eine äußerst unbedeutende Thronrede schob die Erfüllung der alten Versprechungen aufs Neue auf unbestimmte Zeit hinaus. Sie forderte eine Geldbewilligung zu der Errichtung eines Denkmals zu Ehren Alexanders und schwieg über das Budget, welches der Kontrolle der Kammern entzogen blieb. Nach dieser Rede sprach der Minister des Innern, Mostowski, in einem ziemlich gemäßigten Bericht über die Lage des Königreiches manche gute Ideen aus, und gestand sogar auf eine Weise, die keine Mißdeutung erduldete, die Nothwendigkeit des Volksunterrichts zu. Darauf wandten die Debatten sich zu einer Reihe von Vorschlägen, die lediglich Lokalinteresse hatten, indem der Minister sorgfältig jede politische Diskussion aus dem Wege räumen ließ.

Die Opposition hatte sich mittlerweile gezählt und in vorläufigen Berathungen ihren Operationsplan festgesetzt. Sie kam überein, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um der Gewalt die vergessenen konstitutionellen Grundsätze zurückzurufen und besonders energisch auf die Herstellung der Oeffentlichkeit der Verhandlungen zu dringen. Gleich bei dem ersten Anfange der Sitzungen, als es sich um den Gesetzvorschlag in Bezug auf das Monument Alexanders handelte, nöthigte die Opposition das Ministerium durch gewandte Angriffe sich auf konstitutionellem Grund und Boden zu vertheidigen; am Glänzendsten entwickelte sie indessen alle ihre Hülfsmittel in den Verhandlungen über die Ehescheidung. In Polen haben Scheidungen niemals große Schwierigkeiten gefunden, und gegenwärtig gelten in dieser Beziehung die Bestimmungen des Code Napoleon. Die Partei des Rückschritts, die das französische Gesetzbuch als ein Werk des Teufels betrachtete, hatte durch den stummen Reichstag des Jahrs 1825 das Institut der Defensores matrimonii angenommen, die aus der Geistlichkeit gewählt und bei allen Ehescheidungsangelegenheiten den weltlichen Richtern als Beisitzer zugeordnet sind. Da diese Einrichtung, welche die Sitten der Nation zurückstießen, den gewünschten Erfolg nicht erreichte, so machte man den Vorschlag, die Entscheidung der Scheidungsklagen ganz den geistlichen Gerichten zu überweisen. Dagegen erhob sich die ganze Opposition; Wolowski, Joachim Lelewel und Wenzyk vertheidigten ruhmreich die Sache der alten Nationalsitten und der französischen Gesetzgebung. Umsonst suchte das Ministerium die Zustimmung des Senates zu seinem Vortheil zu benutzen; umsonst verschob man, auf besonderen Befehl des Kaisers, die Abstimmung, um eine Spaltung unter der Majorität hervorzubringen; umsonst nahm, gegen seine Gewohnheit, der Großfürst Konstantin, als Deputirter von Praga, an der entscheidenden Sitzung Theil. Der Vorschlag wurde mit 92 Stimmen gegen 22 verworfen.

Darauf war die Kammer mit der Antwort auf den Bericht des Ministeriums über die Lage des Landes beschäftigt. Obschon die Scheu vor einer direkten Mißbilligung die Adresse an den Kaiser, welche Malachowski vorschlug, beseitigte, so protestirte man doch auf das Lebhafteste gegen die ungesetzlichen Schritte der Gewalt; Petitionen, welche die Zurückführung der Oeffentlichkeit der Verhandlungen, der

*) Jeder König von Polen aus polnischem Blute wird als Piast betrachtet.

Preßfreiheit, zweijährige Berufung des Reichstages, die Vorlegung des Budget's, die Befreiung Niemolowski's verlangten, wurden angenommen; Klagen erhoben gegen die Zusammensetzung des Senats, der durch die besoldeten Agenten der Regierung rekrutirt wurde, gegen alle Täuschungen mit einem Worte, die man in Polen seit dem Jahre 1815 zum Beweise parlementarischer Treue sich erlaubt hatte.

Eine ernste und letzte Pflicht blieb für die Opposition noch übrig, und sie hat dieselbe furchtlos erfüllt. Die Anklage der Minister war in Polen nur noch eine einfache Petition von Seiten der Kammern, da durch das organische Statut von 1816 die Verantwortlichkeit, welche der Art. 47 der Konstitution garantirte, illusorisch geworden war; aber sie war wenigstens noch eine Handlung des Muthes, und die Kammer durfte der Vollbringung derselben nicht ausweichen. In ihrer letzten Sitzung stellte sie den Unterstaatssekretär der Justiz Woznizki in Anklagezustand, weil dieser die Bekanntmachung des Urtheils des obersten Nationalgerichtshofes in der Sache der patriotischen Gesellschaft zurückgehalten, den Finanzminister Fürsten Lubezki, weil derselbe die willkürliche Aufhebung des Wojewodschaftsrathes von Kalisz unterzeichnet, und den Minister der öffentlichen Aufklärung, Stanislaus Grabowski, weil er den Befehl zur Einführung der Censur kontrasignirt hatte. Es war bereits drei Uhr nach Mitternacht (am 28 Juni), als die Kammer gewaltsam geschlossen wurde; und zwei andere Anklagen gegen den Kriegsminister General Hancke und gegen den Präsidenten des Senats konnten nicht mehr verlesen werden.

Die Gewalt glaubte die Klagen des Volkes unterdrückt zu haben, wenn sie dieselben nicht hörte; der Freibrief, den sie dem Volke verliehen, wurde von ihr zerrissen; fünf Monate später nahm sich das Volk mit den Waffen seine Freiheit zurück und zerriß seinerseits den Vertrag, durch den dasselbe der Gewalt unterworfen war.

Geschichte der Versetzung der Exminister von Paris nach Vincennes und von da nach Ham.

(Schluß.)

Die Unterhaltung lenkte sich bald auf die politischen Angelegenheiten des Tages. Hr. Polignac sagte mit Bestimmtheit zu Hrn. Lavocat, indem er vielen Nachdruck auf diese Worte legte: „Diejenigen, welche die Regierung Karls X zu Grunde richteten, sind die Doktrinäre; die Doktrinäre sind es, die uns Minister zu Grunde richteten; sie sind es, die über den guten, loyalen und edelmüthigen Lafayette einen schmählichen Sieg davon getragen haben. Die Doktrinäre sind es ferner, die die Feinde der gegenwärtigen Regierung, die Feinde eurer Freiheiten ausmachen. Trauet den Doktrinären nicht! Wir haben seit der Verurtheilung erfahren, daß unser Loos lange Zeit zuvor beschlossen ward; die Doktrinäre hatten es bestimmt. Hätten wir es gewußt, so würden unsere Advokaten nie das Wort genommen haben: ich hätte mich erhoben und dem Gerichtshofe gesagt, unser Urtheil ist gefällt, ziehen Sie es aus der Tasche, und lesen Sie es ab."

Nachdem Hr. Chantelauze sich einiger Maaßen über das Alter und den Charakter des Hrn. Odilon Barrot erkundigt hatte, sagte er: „dieß sey der Mann, der jetzt berufen sey, die größte Rolle in Frankreich zu spielen." Sogleich erklärte auch Hr. v. Polignac, daß er ganz derselben Meinung wäre.

Die Exminister sind überzeugt, daß der Krieg unvermeidlich ist. Sie billigten die ungeheuren Vorbereitungen des Marschalls Soult und ließen seinen militärischen Talenten und seinem patriotischen Eifer alle Gerechtigkeit widerfahren. „Wenn der Krieg ausbricht," sagten sie scherzend zu Hrn. Lavocat, „so ist es wahrscheinlich, daß man uns nicht auf der Festung Ham lassen wird; trachten Sie dann, zu unserer Abholung wieder hieher befehligt zu werden; denn wir wünschen sehr, nur mit Ihnen zu thun zu haben. Vor Allem aber führe man uns an jeden Bestimmungsort, nur nicht nach Vincennes." Diesen Aufbewahrungsort schienen sie sehr zu fürchten.

Man plauderte auch in dem zweiten Wagen, in welchem sich die HH. Peyronnet und Guernon-Ranville befanden. Dieser letztere war wahrhaft wortkarg, und Hr. Guibont, welcher ihm gegenübersaß, konnte ihm kaum einige Worte entlocken. Hr. Peyronnet aber sprach sehr Viel und zeigte viel Höflichkeit, Vertrauen und Ergebung. Seine ausnehmende Sorglosigkeit ging sogar beinahe bis in Fröhlichkeit über. Selbst zu Compiegne und mitten im drohenden Geschrei der Menge scherzte er ohne den geringsten Anschein von Bitterkeit über die Vorurtheile des Volkes, die im Allgemeinen gegen die politischen Schlachtopfer aller Zeiten gerichtet seyen.

Als das Gespräch auf die Ereignisse vom Julius kam, drückte er über die Doctrinäre dieselbe Meinung aus, wie die HH. Chantelauze und Polignac, und klagte sie als die Urheber des Sturzes Karls X an. Die von dem Marschall von Ragusa getroffenen militärischen Verfügungen tadelte er sehr. Seiner Meinung nach mußte die schöne Vertheidigung der Pariser an allen von der königlichen Garde angegriffenen Punkten, indem sie dem Marschall bewies, daß der Kampf ernsthaft und allgemein sey, ihm auch die Nothwendigkeit einleuchtend machen, seine Truppen zu koncentriren, um sie in einer sichern und zugleich imposanten Stellung zu erhalten. Es wäre demnach zweckmäßig gewesen, sie vom 28sten an auf dem Revolutionsplatze und in den Champs-Elysées aufzustellen. „So," fügte Hr. Peyronnet hinzu, „wäre es möglich gewesen, am 29sten Morgens noch die Tags zuvor von einigen Deputirten vorgeschlagenen Ausgleichungen zu Stande zu bringen, und diese Maaßregel erhielte Heinrich V den Thron." Diese Worte hatte er mit Wärme vorgetragen, und seine Augen waren mit einigen Thränen benetzt.

Einige Augenblicke darauf, als die Rede auf seinen Sohn kam, entlockte ihm eine unwillkürliche Rührung gleichfalls Thränen. Er beklagte sich darüber, daß man trotz einer rühmlichen Auszeichnung, welche für seinen Sohn eine sehr ehrenvolle Erwähnung in dem Berichte des Obergenerals der Armee in Morea zur Folge hatte, denselben dennoch das Unglück seines Vaters habe theilen lassen, indem man ihn ohne Urtheil aus den Listen der Armee gestrichen hatte.

Als man sich der Festung Ham näherte, fragte Hr. Guibont Hrn. Peyronnet, ob es wahr sey, daß er mit jenem mit Lumpen bedeckten tollkühnen Menschen, welcher seit mehreren Jahren beständig im Palais-royal auf und abgeht, in genauer Verbindung gestanden. Folgendes ist der Inhalt seiner Antwort.

Duclos ist der Sohn eines sehr rechtschaffenen Notars von Bordeaux. Seit seiner Jugend gab er sich einem mehr als zerstreuungssüchtigen Lebenswandel und Ausschweifungen hin, welche ihn aussetzten, der Strenge der Justiz zu verfallen. Hr. Peyronnet gehörte zu einer wohlhabenden Familie, welche ihm eine treffliche Erziehung geben konnte, und bald verschaffte ihm sein Titel als Advokat den Zutritt in die besten Häuser der Stadt. Die Bekanntschaft dieses Duclos machte er erst, als er von ihm zu seinem Vertheidiger in einer schwierigen Angelegenheit, wo es ihm gelang, demselben seine Freiheit zu verschaffen, gewählt wurde. „Ich hatte ihn," fügte Hr. Peyronnet hinzu, „lange Zeit nicht gesehen, als nach drei oder vier Jahren ein Polizeikommissär mich benachrichtigte, ein Vagabund, mit Namen Duklos, berufe sich auf mich. Ich ließ umständliche Erkundigungen einziehen, welche mir den Beweis lieferten, daß eine Art von unschädlichem Wahnsinn eine Hauptrolle bei seiner Zerrüttung spiele. Ich ließ ihn in Freiheit setzen, stellte ihn übrigens unter Aufsicht, und beauftragte den Polizeikommissär, ihm zur Bestreitung seiner Bedürfnisse Geld zu geben. Allein seit einiger Zeit bestand er hartnäckig darauf, keine Unterstützung mehr von mir anzunehmen, und ich habe mich nicht mehr damit befaßt. Ganz Bordeaux kann die Art meiner Bekanntschaft mit diesem Unglücklichen bezeugen und die schändlichen Verleumdungen, die man sich gegen mich erlaubt hat, Lügen strafen."

Bei diesen Gesprächen war selten von der von solcher Höhe gestürzten

Familie die Rede; allein so oft Hr. Peyronnet von derselben sprach, geschah es immer in Ausdrücken von Theilnahme und Ehrfurcht.

Zu diesen verschiedenen Gesprächen, denen wir nicht mehr Wichtigkeit beimessen, als sie verdienen, von deren Wirklichkeit und Genauigkeit jedoch unsere Leser so gut überzeugt seyn können, als wenn sie sie selbst gehört hätten, fügen wir noch folgenden Umstand hinzu, daß den Tag nach der Vertheidigung des Hrn. Peyronnet durch Hrn. Hennequin im Luxemburg in dem Augenblick, wo man sich in die Sitzung begeben wollte, Hr. Peyronnet, der ein kleines Blatt Papier in der Hand hielt, auf welches einige Bemerkungen geschrieben waren, mit einem schweren Seufzer, und einem Blick auf Die, welche in seiner Umgebung standen, sagte: „Wenn ich diesen Prozeß zu führen hätte, so wollte ich dafür stehen, mit diesen wenigen Bemerkungen ihn tausendmal zu gewinnen. Ich sehe wohl ein, ich werde mich wohl wieder entschließen, Advocat zu werden."

Später zu Vincennes rühmte Hr. Peyronnet gegen Hrn. Lavocat die Beredsamkeit des Hrn. Martignac. Vor Allem aber drückte er gegen ihn seine Bewunderung für das schöne Talent des Hrn. Sauzet aus, und bedauerte, daß dieser Advokat nicht auf einen größeren Schauplatz gestellt sey. Dennoch warf er ihm einige Steifheit in seinem Gebärdenspiel vor, das, wie er sagte, mit der Beredsamkeit seiner Aeußerungen nicht in Einklang stehe; auch fügte er hinzu, daß er nicht allen möglichen Vortheil aus seiner schönen Stimme ziehe, er habe sich falsche Betonungen angewöhnt, die er nur durch den Aufenthalt in Paris verbessern könne.

Als eines Tages Hr. von Polignac mit Hrn. Lavocat im Konferenzsaal auf und ab ging, sagte jener: „Sie haben das Unglück kennen gelernt, Hr. Lavocat. Sie haben politische Verurtheilungen erlitten. Sie wissen, daß man nicht gleiche Meinung hegen, und doch ein ehrlicher Mann seyn, und ein französisches Herz haben kann. Nun denn, mein Herr, ich bin auch Franzose; mein ganzes Herz ist französisch. Wenn wir Krieg bekommen sollten, so wäre es für mich ein süßer Gedanke, für Frankreich im Kampfe gegen seine Feinde zu fallen. Wäre es nicht besser, wenn wir uns die Hände reichten, und der Vergangenheit nicht mehr gedächten? Ich verlange nicht darnach, in ein fremdes Land zu gehen: in Frankreich möchte ich bleiben, und in Frankreich sterben. Die Pairskammer, ganz Frankreich sehen wohl ein, daß ich nicht Herr war über Thun oder Nichtthun: es waltete ein höherer Wille... Allein ich konnte Dieß nicht sagen... Einen unglücklichen und verbannten Greisen zu verklagen!... Nein, ich könnte es nicht, ich werde es auch nicht ..."

An einem andern Tag sagte er zu ihm: „Es ist ein sonderbarer Wechsel, Sie mit unserer und des Hrn. von Peyronnet's Bewachung beauftragt zu sehen. Sie, Hr. Lavocat, den er zweimal zum Tode verurtheilen ließ. Es ist einmal so. Das Rad hat sich gedreht: Peyronnet ist unten, Sie oben!"

Uebrigens schienen die Exminister sehr auf den Edelmuth des französischen Volkes zu rechnen: sie hoffen, die Nation werde vom König ihre Begnadigung verlangen. General Lafayette ist der einzige Mann, sagen sie, welcher der Nation diesen edlen Gedanken einflößen und sie zu dieser Handlung der Großmuth bestimmen könnte.

Kehren wir nun wieder auf den Weg nach der Festung Ham zurück. Es war halb zwei Uhr Nachmittags, als die Wägen vor dieser alten Feste ankamen, die in sehr schlechtem Zustande ist. Man hatte einige Tage zuvor einen Offizier vom Geniekorps und einen Adjutanten des Kriegsministers dahin geschickt, um die Wohnungen der Gefangenen einzurichten. Diese Wohnungen, welche aus zwei wohlgemauerten und mit viereckigen Ziegelsteinen belegten Zimmern bestehen, sind sehr anständig. Allein sie haben nur Einen gemeinschaftlichen Eingang, und die Verurtheilten wohnen zu zwei beisammen, Hr. Polignac mit Hrn. Chantelauze, und Hr. Peyronnet mit Hrn. Guernon-Ranville. Diese Einrichtung ist ihnen sehr unangenehm; denn sie hatten es sich alle als Gnade ausgebeten, daß Jeder sein eigenes Zimmer haben sollte. Als Hr. Peyronnet und Guernon-Ranville in das ihnen bestimmte Zimmer eintraten, schienen sie schmerzlich betroffen, und drückten den lebhaften Wunsch aus, weniger feuchte und abgesonderte Zimmer zu haben. „Nehmen Sie mich wieder mit Ihnen zurück, meine Herren," rief Hr. Peyronnet mehrere Mal aus, „der Schloßthurm zu Vincennes ist mir lieber, selbst mit dem schlechten Zimmer, welches ich daselbst hatte, wenn ich nur allein bin." Man versichert, der Wunsch der Gefangenen sey seitdem erhört worden, und sie seyen gegenwärtig in einer in soweit guten Lage, wie dieß in einer von 500 Mann bewachten Festung, wo man aller Freiheit entbehrt, unter der Last einer immerwährenden Verurtheilung und unter dem vielleicht noch drückenderen Gewicht alter Erinnerungen, nur immer möglich ist.

In der Liste der Gefangenen der Pairskammer stehen jetzt der Marschall Ney, die Angeklagten von der Verschwörung des 19 August 1820, 29 an der Zahl, und die vier Minister.

In der Verschwörung vom 19 August verwaltete Hr. Peyronnet die Verrichtungen des Generalprokurators; Hr. Polignac unterzeichnete als Richter.

Vermischte Nachrichten.

In Heinrichs VII Kapelle in der Westminster-Abtei ist kürzlich ein Denkmal für den verstorbenen Herzog von Montpensier, Bruder des jetzigen Königs der Franzosen, errichtet worden. Dieses Denkmal wurde von Ludwig Philipp, damals noch Herzog von Orleans, bei seiner letzten Anwesenheit in England, dem berühmten Bildhauer Westmacott zur Ausführung übertragen. Der Herzog von Montpensier starb in England im Jahre 1807 in seinem zwei und dreißigsten Jahre. Das Ganze bestehe bloß aus der Statue des Prinzen, die auf einem niedern Grabsteine liegt. Derselbe ist mit dem königlichen Gewande angethan und eine kleine Krone umschließt sein Haupt; seine rechte Hand, die auf der Brust ruht, hält ein Missale, das Wappen des Hauses Orleans, von reichem Laubwerk umgeben, ist an der Basis angebracht. Der Künstler wollte, wie es scheint, in der Figur die männliche Schönheit und Form durch die Neigung und Lage des Hauptes auf dem Kissen mit der vollkommensten Ruhe vereinigt darstellen. Westmacott versuchte in dieser Komposition die einfache, aber ausdrucksvolle Art der Monumente des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts wieder in's Leben zu rufen; er war der Meinung, daß durch die Vereinigung des milden und schönen Gesichtes und der anmuthigen und meistens großartigen Ausführung der Gewänder, die jene Periode der Bildhauerkunst im Allgemeinen bezeichnen, mit der in unserer Zeit so weit vorgeschrittenen Darstellung der menschlichen Gestalt, dem Bildhauer ein weites Feld für eine neue Art von Denkmälern aufgeschlossen sey. Eine zierliche lateinische Inschrift, die der verstorbene Dechant von Westminster verfertigte, ist beigefügt.

•

Heinrich Mackenzie, dieser Veteran der englischen Literatur, hat am 14 Januar im sechs und achtzigsten Jahre seines Alters zu Edinburgh seine Laufbahn beschlossen. Er war geboren 1745, und seit ungefähr sechzig Jahren glänzte er unter den englischen Schriftstellern ersten Ranges. Ein Zeitgenosse Hume's, Johnson's, Sterne's u. s. w., stand er als Verbindungsglied allein noch zwischen der Zeit jener großen Schriftsteller und der gegenwärtigen Epoche der englischen Literatur. Sein „Man of Feeling" und sein „Man of world" — Werke, mit denen er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete und seinen Ruf begründete, erfreuten sich zu ihrer Zeit einer ungemeinen Popularität. — Sein ältester Sohn, Lord Mackenzie, ist ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Mitglied des obersten Gerichtshofs.

•

Der Pascha von Egypten, der bei der Ausführung seines großen Kanals zwischen dem Nil und Alexandrien auf viel Schwierigkeiten gestoßen war, wendete sich an die HH. Rennie, die einen erfahrnen Ingenieur bestimmt haben, im nächsten Monate nach Egypten zu gehen, um die Oberaufsicht über die Vollendung des Werkes zu übernehmen.

•

In China ist die Beleuchtung der Straßen durch Gas längst schon im Gebrauch. Im Distrikt Kia-ting-fu, in der Provinz Sze-tschuen, erzählt das Asiatic Journal, sind alte Salzgruben oder Brunnen, die keine Sole mehr geben, obgleich man bis auf eine Tiefe von dreitausend Fuß gegraben hat; dagegen liefern dieselben einen ungeheuern Gasvorrath als Brennstoff, den man durch Bambusröhren leitet und zur Heizung der Kessel benutzt, in welchen das Salz gesotten wird. Was man von dem Gas hiezu nicht nöthig hat, braucht man, um die Straßen, die Höfe und Siedereien zu beleuchten, indem man es gleichfalls durch Röhren leitet. (vgl. Ausl. v. J. Nr. 118)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 50. 19 Februar 1831.

Die Neuseeländer.

1. Erste Nachrichten.

(Schluß.)

Und doch verdienen diese Einwohner unter allen Stämmen der polynesischen Völker-Familie bei Weitem die größte Aufmerksamkeit. Ausgezeichnet durch kriegerische Kühnheit und vollkräftig in den Lastern und Tugenden des Menschen im Naturzustande, bilden die Neuseeländer einen schneidenden Kontrast mit den furchtsamen und üppigen Otaheitern und dem elendesten Auswurfe des menschlichen Geschlechtes, den Neuholländern. Ihren Abscheu gegen jedes fremde Joch und ihre Liebe zur Unabhängigkeit bewiesen sie gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Europäern. Nicht die Wirkung des Feuergewehres vermochte sie einzuschüchtern, und mit der Keule stellten sie sich kühn dem Blitz unserer furchtbaren Waffe gegenüber; Schlag um Schlag vergalten sie den Europäern jeden erlittenen Verlust. Die Mannschaft vieler Schiffe unterlag, seit dem ersten Tage, wo ihre Entdeckung gemacht wurde, bis auf die neueste Zeit, ihrer List und Grausamkeit; und wenn ihr blutiger Verrath den Abscheu der civilisirten Menschen erregt, so muß er, als ein Akt der Selbstvertheidigung und oft durch erlittene Unbilden hervorgerufen, an einem wilden und kriegerischen Volke mit den grimmigen Leidenschaften des Thier-Menschen entschuldigt werden. Diese Inselbewohner sind unbekannt mit den einfachsten Künsten einer civilisirten Gesellschaft, ihre Kleidung ist roh, ihr Ackerbau auf der niedrigsten Stufe; sie kennen keine Metalle, noch weniger irgend eine Mittheilung durch Schriftzüge, und doch wissen sie mit dem durchdringendsten Scharfsinn den Werth dieser Gegenstände zu schätzen, die den Europäern eine so große Uebermacht geben. Viele der Eingebornen unternahmen Reisen nach England, um die Wunder der Civilisation zu sehen, und wenn sie die fruchtbaren Felder, die Maschinen zur Erleichterung der menschlichen Arbeit gesehen hatten, baten sie inständig, sie in ihre Heimath zurückzusenden, und sie mit Mitteln zur Nachahmung Dessen zu versorgen, was sie als nützlich kennen gelernt und begriffen hatten. Ihre Leidenschaft ist Krieg, und sie führen ihn mit der furchtbarsten Wildheit, deren die menschliche Natur fähig ist: sie verzehren die erschlagenen Feinde.

Nicht in stumpfer Gleichgültigkeit gegen die Künste der kultivirten Gesellschaft, wie der Neuholländer, nicht gefesselt von jenem Aberglauben, der die Fähigkeiten des gelehrigen Hindu unterdrückt und zur Knechtschaft verdammt, weiß der Neuseeländer die Kraft seiner Wildheit, aber auch das Uebergewicht des Europäers durch jene höhere Bildung zu schätzen, die er nach Kräften sich eigen zu machen strebt. Er hat Werkzeuge von Bein, aber er verlangt nach Eisen; er hat eine furchtbare Waffe an der Keule, aber er möchte seine Fehde mit dem tödlichern Schießgewehre führen. Mehrere Häuptlinge ließen sich einzig nur nach England bringen, um den köstlichen Besitz der Flinte und des Schwertes zu erwerben. Spielzeug und glänzenden Tand, was andere Wilde anlockt, verachtet er. Die rohen Künste wilder Nationen hat er möglichst ausgebildet, er schneidet die zierlichsten Holzarbeiten und tättuirt sich mit einer symmetrischen Genauigkeit, die man geschmackvoll nennen möchte. Diese und viele andere Züge geben einen Beweis von lebendigen und kräftigen Geistesanlagen und lassen vielversprechende Keime einer künftigen Civilisation erkennen.

2. Ermordung des Kapitän Coffin. Mahlzeiten von Menschenfleisch.

Es soll hier versucht werden, aus den vereinzelten Nachrichten der englischen Missionäre und der verschiedenen Seefahrer, so wie aus den über Neuseeländer, die nach England kamen, angestellten Beobachtungen, in möglichster Kürze alles Das zusammenzustellen, was bis jetzt über dieß noch so wenig bekannte Volk in Erfahrung gebracht werden konnte. Hiebei werden uns insbesondere die Mittheilungen aus dem Leben eines englischen Seemannes, Johann Rutherford, unterstützen, der eine geraume Zeit unter jenen Wilden zubrachte und, da er selbst weder lesen, noch schreiben konnte, während der Rückreise in sein Vaterland die Geschichte seiner Abenteuer einem Freunde in die Feder diktirte.

Johann Rutherford (zu Manchester geboren im J. 1796) machte seine erste Seereise, als er kaum das zehnte Jahr zurückgelegt hatte. Im Jahre 1816 befand er sich am Bord der Agnes, einer amerikanischen Brigg von sechs Kanonen und vierzehn Mann unter dem Kapitän Koffin, der um Perlen und Schildkrötenschalen einzuhandeln, eine Reise in die Südsee unternahm. Am 16 März dieses Jahrs näherte sich dieses Schiff der östlichen Küste von Neuseeland, um frische Lebensmittel einzunehmen. Nach Rutherfords Beschreibung war die Bai, in der sich Kapitän Koffin vor Anker legte, wahrscheinlich die Armutsbai, wie Cook die Bucht nannte, in die er bei seinem ersten Besuche der Inseln einlief. Kaum hatte man Anker

geworfen, als eine Menge Kanots, deren jedes von etwa dreißig Weibern gerudert wurde, von allen Seiten her auf das Schiff zusteuerten. Nur wenige Männer zeigten sich an diesem Tage. Am folgenden Morgen kam ein Häuptling, den sie Aimy nannten, in einem großen Kriegskanot, das gegen sechzig Fuß lang war, an Bord. Alle hatten Matten und Angelschnüre von dem weißen starken Flachs, der auf der Insel wächst, bei sich, um damit, wie sie sagten, mit dem Schiffsvolk Handel zu treiben. Der Häuptling verweilte einige Zeit auf dem Schiffe, und man kam endlich mit ihm überein, daß er mit einigen Leuten seines Stammes im Schiffsboote Wasser holen sollte, wozu der Kapitän um so lieber seine Einwilligung gab, als er seine Mannschaft zur Bewahrung des Schiffes beisammen behalten wollte. Inzwischen brachten die Insulaner eine beträchtliche Anzahl von Ferkeln zum Verkaufe, und, einige Diebstähle abgerechnet, gaben sie nicht im Mindesten eine feindliche Absicht zu erkennen, vielmehr zeigten sie sich ungemein dienstfertig und voll der herzlichsten Vertraulichkeit.

Diese Diebereien, welche von den Neuseeländern fortwährend verübt wurden, scheinen zu beweisen, daß Aimy und sein Stamm bis dahin noch keinen Mordanschlag gegen die Mannschaft der Agnes gefaßt hatten. Denn wozu hätten sie sich die Mühe geben sollen, Das einzeln zu entwenden, was etwas später doch insgesammt in ihre Hände fallen mußte? Noch vor Tagesanbruch kam der Häuptling mit einer zweiten Ladung Wasser in dem Schiffsboote zurück, an welchem man bemerkte, daß es leck geworden war. Der Schiffszimmermann, der es untersuchte, fand, daß sie den größten Theil der Nägel aus den Planken ausgezogen hatten. „Der Kapitän," so erzählt Rutherford selbst, „bezeugte dem Häuptling seine Erkenntlichkeit für die Zufuhr des Wassers durch zwei Feuergewehre nebst Pulver und Blei, die er ihm zum Geschenke machte, denn Waffen dieser Art sind das Einzige, wornach diese Wilden begehren. Es befanden sich um diese Zeit gegen hundert Insulaner auf dem Verdecke, ihren Häuptling Aimy in ihrer Mitte. Alle bewaffnet mit einem grünen Stein, der mit einem Riemen an die Hüfte befestigt war. Sie nennen diese Waffe „Mery," der Stein ist ungefähr einen Fuß lang, flach und länglich, an beiden Enden zugespitzt und mit einem Griff versehen; sie bedienen sich desselben, um ihre Feinde durch einen Schlag auf den Kopf zu tödten. Man sah jetzt von mehreren Hügeln der Insel Rauch aufsteigen, und die Einwohner schienen von allen Seiten an den Ufern der Bay sich zu versammeln. Alles Dieß erweckte die Besorgniß des Kapitäns, der uns daher antrieb, so schnell als möglich unser Mittagessen einzunehmen, da er dann sogleich unter Segel gehen wollte. Sobald wir Dieß gethan hatten, stiegen wir nach dem Topp hinauf, und ich machte mich daran, den Kluver zu lösen. In diesem Augenblick befand sich von der Schiffsmannschaft Niemand auf dem Verdeck, als der Kapitän und der Koch; der Ober-Steuermann war in der Kajüte beschäftigt, einige Pistolen zu laden. Diese günstige Gelegenheit wählten die Neuseeländer, einen Angriff zu machen. Zuerst warf der Häuptling die Matte ab, die er als Mantel trug, schwang den Tomahak und stimmte einen Kriegsgesang an, worauf alle übrigen gleichfalls ihre Mäntel abwarfen und so ganz nackt einen so wilden Tanz begannen, daß ich glaubte, das Verdeck müsse unter ihren einbrechen. Der Kapitän lehnte derweilen am Schott, als Einer der Neuseeländer sich ihm unversehens von hinten näherte und mit seinem Tomahak drei oder vier Schläge versetzte, die ihn auf der Stelle tödteten. Der Koch, der den Kapitän angreifen sah, eilte ihm zu Hülfe, wurde aber augenblicklich auf gleiche Weise ermordet. Ich setzte mich mit Thränen in den Augen, und an allen Gliedern vor Schrecken zitternd auf dem Kluverbaum nieder und sah gleich darauf den Steuermann die Schottleiter heraufeilen, der aber, bevor er noch das Verdeck erreichte, eben so wie der Kapitän und der Koch durch einen Schlag in den Nacken zu Boden gestreckt wurde. Eine Menge der Feinde stürzte sich nun in die untern Schiffsräume, während andere sich bemühten, die Taljereepen der Stagen abzuhauen. Zu gleicher Zeit sprangen Einige von den Unsrigen von den Fockraaen in's Meer, wurden aber von den Canots, die vom Ufer herkamen, aufgefangen und sogleich an Händen und Füßen gebunden. Hierauf stiegen die Neuseeländer in's Takelwerk hinauf, trieben die Uebrigen der Schiffsmannschaft herab, und machten sie alle zu Gefangenen. Einer der Anführer winkte mir, zu ihm zu kommen, was ich auch sogleich that; wir wurden hierauf in ein großes Boot gelegt, worauf die Neuseeländer unsre Taschen aussuchten, und uns Messer, Tabakspfeife, und andere dergleichen Dinge wegnahmen. Die zwei Leichname und der noch nicht entseelte Steuermann wurden in dasselbe Boot geworfen. Der Steuermann, in dessen Nacken der Tomahak etwa zwei Zoll tief eingedrungen war, lag in schwerem Todeskampf und stöhnte fürchterlich, indeß Einer der Wilden, der neben ihm im Boote saß, mit seiner Zunge das Blut aus der Wunde aufleckte. Inzwischen waren mehrere Weiber der Neuseeländer, die im Schiff zurückgelassen worden, über Bord gesprungen und schwammen ans Ufer, nachdem sie das Kabeltau abgehauen hatten, so daß das Schiff zu treiben anfing, und auf einer Sandbank nahe an der Mündung des Flusses sich festrannte..... Viele Canots kamen mit Beute aus dem Schiff beladen an's Ufer; die Eingebornen geriethen über die Theilung in Streit, fochten und schlugen sich. Endlich nach Sonnenuntergang wurden wir auch an's Ufer gebracht, wo sie uns in der Nähe eines Dorfes mit den Händen rückwärts an einzelne Bäume banden. Der Steuermann war bereits verschieden, so daß unserer noch zwölf übrig waren. Die drei Leichname wurden gleichfalls herbeigebracht und mit den Füßen an Baumzweigen aufgehängt, damit sie nicht von den Hunden erreicht werden konnten. Nun zündeten sie am Ufer eine Menge großer Feuer an, um den Canots zu leuchten, die die ganze Nacht über ungeachtet eines heftigen Regens vom Ufer an das Schiff und wieder zurückgingen.

„Unsere Lage war schrecklich — das Schiff verloren, drei unserer Gefährten getödtet, wir andern an Bäume gebunden, halb todt von Hunger, Nässe und Kälte, und dazu noch das Bewußtsein, in die Hände von Kannibalen gefallen zu seyn! Am folgenden Morgen bemerkte ich, daß das Schiff durch die Brandung von der Sandbank weggestoßen worden war, und in der Mündung des Flusses nicht weit von dem Dorf auf dem Grunde festsaß. Da sie es jetzt völlig ausgeleert, so steckten sie es gegen 10 Uhr des Morgens in Brand, und versammelten sich insgesamt auf einem freien Platze vor dem Dorfe, um eine Zeitlang dieses Schauspiel anzusehen. Endlich setzten sich alle auf dem Boden nieder, bis auf fünf Häuptlinge, für die in der Mitte ein weiter Ring gelassen wurde. Die fünf Häuptlinge, unter denen sich auch Aimy befand, näherten sich hier-

auf der Stelle, wo wir angebunden waren, und nachdem sie sich eine Zeitlang mit einander berathen hatten, entfesselte Aimy mich und einen Andern, führte uns in den Kreis und gebot uns durch ein Zeichen, niederzusitzen. Wenige Augenblicke darnach brachten die vier andern Häuplinge noch vier unserer Leute, die sie gleichfalls im Ringe neben uns niedersetzen ließen. Die Anführer gingen nun geraume Zeit mit ihren Tomahaks in den Händen im Kreise auf und ab, und schienen sich abermals zu berathen. Die übrigen Einwohner beobachteten die ganze Zeit über das tiefste Stillschweigen, und schienen mit großer Aufmerksamkeit der Unterredung zuzuhorchen. Endlich richtete ein Häuptling an einen der am Boden sitzenden Wilden einige Worte, worauf dieser sogleich aufstand, seinen Tomahak ergriff, und die sechs noch an den Bäumen angebundenen Männer todtschlug. Sie stöhnten im Todeskampfe mehrmals laut auf, wobei die Neuseeländer jedesmal in ein Gelächter ausbrachen. Wir konnten uns nicht enthalten, über das traurige Schicksal unsrer Gefährten Thränen zu vergießen; einige von den Wilden, die es bemerkten, lachten, und schwangen ihre Tomahaks gegen uns.

„Man machte nun acht große Gruben von einem Fuß Tiefe, die sie mit trockenem Holz ausfüllten, und mit Steinen überlegten. Hierauf zündeten sie das Holz an, und ließen es brennen, bis die Steine rothglühend wurden. Andere waren indeß beschäftigt, unsere erschlagenen Freunde anszuziehen, die sie dann ausweideten, im Flusse wuschen und auf grünen Baumzweigen, die neben dem Feuer ausgebreitet waren, niederlegten. Sobald die Steine roth glühten, nahmen sie die größten Feuerbrände aus dem Holzstoß hinweg, und umlegten ihren Rand mit grünen Büschen, die sie zuvor in's Wasser tauchten; zu gleicher Zeit überbreiteten sie dieselben mit einigen grünen Blättern, und auf diese legten sie die in Stücken zerhauenen Leichname, die gleichfalls wieder mit Blättern und dann mit einer Strohmatte überdeckt wurden. Endlich schütteten sie über jede Matte einige Geschirre mit Wasser aus, das sich auf den glühenden Steinen in eine dichte Dampfwolke auflöste; das Ganze überdeckten sie mit Erde.

(Schluß folgt.)

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Die Bergpredigt der St. Simonisten.

Da steht es mit großen Buchstaben an der Straßenecke. Sitzung der St. Simonisten. Der Anfang präcis acht Uhr. Es wird nicht gewartet.

Wollen wir nicht auch hineingehen? — Wir steigen die erste Stiege hinauf; sie ist mit Unschlitt erleuchtet, die zweite mit Pech, die dritte, die in's Allerheiligste führt, mit Wachs. Eine mystische Dreifaltigkeit der Erleuchtung!

Denket Ihr etwa, Ihr tretet in ein schauerliches Gewölbe mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, wo eine düstere Lampe ihren Dämmerschein über weiße Todtenköpfe wirft? — Weit gefehlt. Zwölf Kronleuchter strahlen von der Decke und in Riesenspiegeln wider. Tapeten, Blumenguirlanden, Säulen, elastisch geblähte Lehnstühle — ein Anblick zum Entzücken! Ich vergesse mich; mir ist, als wäre ich in einer Kirche; ich mache das Kreuz. Welche Gottlosigkeit!

Es duftet hier nach Ball, es ist die Hasenscharte eines Festes. Und sieben Saint-Simonianer sitzen dort — sieben Apostel mit schwarzer Halsbinde, das steht so feyerlich! und in weißen Handschuhen, weil es Winter ist. Sie nehmen ihr Abendmahl unter Gestalt des Zuckerwassers, reden Dinge, die nur Gott versteht und sehen sich an, ohne zu lachen. Sie sind's. Man kann sie nicht verkennen. Ihre Stirn ist ernst umwölkt, aber über ihren Häuptern schweben nackte Amoretten mit Rosenguirlanden; ihre Stühle stehen erhabener und sind mit Billiardtuch überhängt. Aber noch schwebt, ich weiß nicht, welcher Nachklang von Tanzmusik durch den Saal; so feyerlich er aussehen will, so ist es doch, als sehe man überall die angeklebte Weinkarte: „Limonade 10 Kreuzer, Bier 12 Kreuzer. Den Punsch eine viertel Stunde später.“ Es hilft nichts, der Frohsinn, die Narrheit, die tolle Lust wachsen dem Ernste über den Kopf, der Ball der Predigt, Colliner dem Saint Simon. Der Prater ist und bleibt der Meister.

Wir sind im Prater. *)

Friert Sie? nur näher getreten zum Predigt-Thronhimmel! Die Lehre giebt Holz und Licht. Aufgepaßt, es geht an.

„Meine Herren. Der Vorzug der Saint-Simonisten-Religion ist der, daß sie ganz populär ist, daß sie sich nicht mit metaphysischen Spekulationen befaßt. Es ist ausgemacht, daß der Mensch unendlich zu einer unendlichen Perfektibilität fortschreitet. Im Anfang seiner primitiven Existenz, als seine Intelligenz noch nicht dem Ich das Nicht-Ich gegenübersetzte, betete er gar Nichts an. Nachher schritt er zum Bessern fort und betete den Teufel an, Satan, das Prinzip des Bösen; dann vervollkommnete er sich noch mehr und schlachtete Menschenopfer; endlich erstieg er eine noch höhere Stufe, er erkannte Gott und kreuzigte ihn. Sie sehen, meine Herren, daß Alles der Perfektibilität fähig ist, daß der Saint-Simonismus sich über alle Kulte erhebt, indem er den Satan, das Böse und den Henker abschafft. Er betet gar Nichts an, er glaubt an Nichts, er giebt Nichts; aber er versetzt den Menschen in eine progressive Kategorie, er läßt ihn in einer progressiven Progression Progressen machen; und indem er Alles auf die Erde setzt und Nichts im Himmel läßt, besteht sein höchstes Gut darin, zu wägen, zu messen, zu rechnen, zu schmecken. Das Omega des Saint-Simonismus ist eine Bilanze, sein Paradies die Börse, sein Gewissen die Regeldetri. Die Zolleinnehmer sind Saint-Simonisten, seitdem es Schlagbäume giebt.“

Hier läßt ein saint-simonistischer Küster den Prediger unter Gestalt des Zuckerwassers kommunizieren.

Der Prediger fährt dann fort:

„Wenn Einer eine Einwendung zu machen hat, so rede er. Ich habe getrunken.“

Hier sprang aus einem Alkoven, wo man an profanen Tagen Liqueurbouteillen und Bitterschnappsflaschen, Öllämpchen und Regenschirme zu verwahren pflegt, ein Kopf hervor mit einem Bleistift zwischen den Zähnen und eine Hand mit einer Schreibtafel. „Meine Herren,“ sagte der Kopf, indem er den Bleistift in die Hand nahm, „die saint-simonianische Religion hat nichts Neues geoffenbart. Was sie Gutes hat, hat sie vom Christenthum entlehnt, das seinerseits mit vollen Händen vom Judenthum borgte, das sich mit den abgelegten Kleidern des Polytheismus bereicherte. Jehova, Jupiter, waren nicht, wie Sie sagen, grobe unförmliche Götzen bloß für die Sinne. Ueber ihnen waltete eine höhere Intelligenz — das Schicksal. Soviel vom Ursprung. Was die Lehre betrifft, so glaube ich, daß der hl. Augustin von Cato entlehnte, und daß der Geist des Philosophen so hoch stand als das wankelmüthige Herz des Theologen. Dann haben Sie gesagt, daß das Christenthum den Menschen in den Himmel, die Freiheit in das Dogma und die Knechtschaft in's Leben setze, wie Christus es gethan habe, und hiedurch geraden Wegs zum Atheismus führe.“ —

— Das haben wir nicht gesagt.

— Sie haben es gesagt. Ich berufe mich auf die Gallerie.

— Es ist nicht wahr.

— Es ist wahr.

— Fragen Sie Ihren Bruder, den Hrn. Prediger, den Hrn. Küster!“

Hier erhob sich der Hr. Prediger und sagte: „Wenn uns dieses Wort entschlüpft ist, so wollten wir bloß zu verstehen geben — bloß sagen — bloß beweisen — kurz Sie haben einen schlechten Glauben, mein Herr.“

— Das ist eine Beleidigung!

— Es steht Ihnen frei, unsere Lehre anzufechten; aber Sie müssen sich geradezu an die Zuhörer wenden und nicht an die Kanzel. Die Ver-

*) Der Prado, wie die Redoute und das Athenée, Versammlungsorte der St. Simonisten.

handlung muß von Ihnen an Alle und nicht von Ihnen an mich gerichtet seyn.

— Wie? das ist doch sonderbar, Hr. Prediger! Ich soll meinen Vortrag an die ganze Welt richten, wenn ich bloß Ihnen zu antworten habe? — Und Sie, die mit der ganzen Welt in brüderlicher Liebe leben wollen, hinderten den Sprecher weiter zu reden. Es fehlte nicht viel, so hätten milchbärtige Tollköpfe, die in der Progression zu einem Schnurrbart begriffen sind, uns mit dem Degen in der Faust gelehrt, wie man in brüderlicher Eintracht leben müsse. Man hatte für diesen Abend sechs Spitzenklöpplerinnen gemiethet. Ehre den Frauen! Sie kamen lebendig davon!

Einer unserer Freunde, ein braver Mann, litt die ganze Nacht nach dieser Sitzung an einem Anfall von rheumatischer Gicht. Der Unglückliche hatte sich an die Mauer angelehnt und auf ein Exemplar des „Organisateurs" *) gesetzt. Der Doktor Dubois behandelt ihn. Es wird keine Gefahr haben.

Aber sehen Sie sich vor mit einer Flanellweste, setzen Sie sich nicht auf den „Organisateur," sagen Sie Ihrer Frau, wo Sie hingehen und ergeben Sie sich auf Gnad' und Ungnade an den Prediger der St. Simonianer. Montag und Mittwoch Sitzung; Sonntag großer Maskenball. Man kann zwei Damen mitbringen.

Neuestes Lied von Beranger. **)

A MES AMIS DEVENUS MINISTRES.

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naître.
Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.
Que me faut-il? maitresse à fine taille,
Petit repas et joyeux entretien.
De mon berceau près de bénir la paille,
En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien.

* * *

Un sort brillant serait chose importune
Pour moi, rimeur, qui vis de tems perdu;
M'est-il tombé des miettes de fortune,
Tout bas je dis: ce pain ne m'est pas dû.
Quel artisan, pauvre, hélas! quoi qu'il fasse,
N'a plus que moi droit à ce peu de bien?
Sans trop rougir fouillons dans ma besace;
En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien.

* * *

Au ciel, un jour, une extase profonde
Vient me ravir, et je regarde en bas;
De là, mon oeil confond dans notre monde
Rois et sujets, généraux et soldats.
Un bruit m'arrive; est-ce un bruit de victoire?
On crie un nom, je ne l'entends pas bien.
Grands, dont là-bas je vois ramper la gloire;
En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien.

* * *

Sachez pourtant, pilotes du royaume,
Combien j'admire un homme de vertu,
Qui, regrettant son hôtel ou son chaume,
Monte au vaisseau par tous les vents battu.
De loin ma voix lui crie: Heureux voyage!
Priant de coeur pour tout grand citoyen.
Mais au soleil je m'endors sur la plage:
En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien.

* * *

Votre tombeau sera pompeux sans doute;
J'aurai, sous l'herbe, une fosse à l'écart;
Un peuple en deuil vous fait cortége en route,
Du pauvre, moi, j'attends le corbillard.
En vain on court où votre étoile tombe,
Qu'importe alors votre gite ou le mien?
La différence est toujours une tombe;
En me créant Dieu m'a: dit ne sois rien.

* * *

De ce palais souffrez donc que je sorte,
A vos grandeurs je devais un salut;
Amis, adieu; j'ai derrière la porte
Laissé tantôt mes sabots et mon luth.
Sous ces lambris avec vous accourue,
La liberté s'offre à vous pour soutien.
Je vais chanter ses bienfaits dans la rue:
En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien.

An meine Freunde, die jetzigen Minister.

Nein, Freunde, nein, Nichts will ich seyn auf Erden!
Bleibt mir mit Kreuz und Ordensband daheim.
Gott ließ mich nicht für Hof und König werden,
Ein scheuer Vogel flieh' ich ihren Leim.
Was brauch' ich mehr? — An's schlanke Mädchen schmitge
Ich kosend mich bei mäßigem Gericht!
Gott segnete das Stroh von meiner Wiege
Und sprach: „Sey Nichts!" als er mich rief an's Licht.

* * *

Ein glänzend Loos wär' eine läst'ge Mücke
Für mich, den Reimschmied, der nicht sät, nicht spinnt.
Und fällt ein Brosam auch mir zu vom Glücke,
So sag' ich leis' „ich hab' ihn nicht verdient.
Gehört der Bissen, den ich jetzt erhasche
Vielleicht, ach, einem armen Künstler nicht?
Ich greife lieber in die Betteltasche:
„Sey Nichts!" sprach Gott, als er mich rief an's Licht.

* * *

Bald wird Begeist'rung mich vielleicht entrücken
In ferne Sphären, und tief unten schwimmt
Verworren dann die Welt vor meinen Blicken,
Und Thronenschimmer, Feldherrnglanz verglimmt.
Geschrei nur tönt herauf! — Tönt es von Siegen?
Ein Name, der die Ferne kaum durchbricht! —
Wie seh' ich klein der Großen Ruhm dort kriegen!
„Sey Nichts," sprach Gott, als er mich rief an's Licht.

* * *

Doch wißt, die Ihr des Reiches Steuer leitet,
Den Edlen preise ich, der schmerzerfüllt
Von Palast oder Bodenkammer scheidet, *)
Und sich dem Schiff vertraut, vom Sturm umbrüllt.
Fern ruf' ich nach: Glück lächle Deinem Pfade!
Und segne jede große Bürgerpflicht.
Doch streck' ich dann mich schlummernd an's Gestade:
„Sey Nichts!" sprach Gott, als er mich rief an's Licht.

* * *

Ein stolzes Grabmal wird man Euch einst mauern,
Mich deckt des Kirchhof's schlichtes Rasentuch.
Ein Volk wird dann an Eurer Bahre trauern,
Mir Armen sind vier Bretter schon genug.
Ist besser wohl, wenn Eure Sterne bleichen,
Als meine Ruhstatt Eure Erdenschicht?
Den Unterschied wird nur ein Hügel zeigen:
„Sey Nichts!" sprach Gott, als er mich rief an's Licht.

* * *

Doch mir vergönnt, fern vom Palast zu gehen:
Den Gruß noch war ich schuldig Eurem Glück.
Lebt Freunde wohl! Holzschuh und Laute stehen
Am Thore noch, wo ich sie ließ zurück.
In diese Säle trugen Euch die Schwingen
Der Freiheit, die Euch treu zur Seite ficht;
Ich will ihr Lob auf Markt und Gasse singen:
„Sey Nichts!" sprach Gott, als er mich rief an's Licht.

---

*) Eine Zeitung der St. Simonisten.

**) Das obenstehende Gedicht Beranger's ist bereits von Remognesi in Musik gesetzt worden.

*) Dupont del'Eure war damals, als diese Zeilen geschrieben wurden, noch Minister.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 51. 20 Februar 1831.

Die Neuseeländer.

2. Ermordung des Kapitän Coffin. Mahlzeiten von Menschenfleisch.

(Schluß.)

„Uns selbst gaben sie nachher einige gebratene Fische und drei Weiber erhielten den Auftrag, für uns Farrenkraut-Wurzeln zu rösten. Nachdem diese geröstet waren, wurden sie auf einen Stein gelegt und mit einem Holz solange geschlagen, bis sie so weich wie Taig wurden; erkaltet aber verhärteten sie sich wieder und krachten dann beim Zerbrechen wie Pfefferkuchen. Wir aßen nur Wenig von Dem, was sie uns gaben, und wurden dann in eine Hütte gebracht, wo man uns eine Matte und etwas Heu als Lagerstätte anwies. Hier brachten wir die Nacht zu, zwei Häuptlinge schliefen uns zur Seite.

„Mit Tagesanbruch standen wir auf, und setzten uns vor der Hütte nieder. Wir fanden hier einige Weiber beschäftigt, aus grünem Flachse Körbe zu flechten, in denen nachher die Leiber unsrer Gefährten, die die ganze Nacht gekocht hatten, aufgetischt wurden, andere füllten sie mit Erdäpfeln, die auf dieselbe Weise zubereitet worden waren. Ich sah einige Kinder, die von den Knochen unserer Kameraden, bevor sie noch von dem Heerde genommen worden, das Fleisch mit den Zähnen abrissen. Bald darauf versammelten sich die Häuptlinge und nachdem sie sich auf dem Boden niedergelassen hatten, wurden die Körbe vor ihnen hingestellt, die sie mit Fleisch angefüllt unter ihre Stammgenossen vertheilten. Auch uns setzte man einen Korb mit Erdäpfeln und etwas Fleisch vor, das wie Schweinefleisch aussah; aber wir schauderten vor dieser unnatürlichen und gräßlichen Mahlzeit, und gaben sie einem der Eingebornen.“

Die hier mitgetheilte Erzählung Rutherford's stimmt zu genau mit den Nachrichten anderer Reisenden überein, als daß man sie in Zweifel ziehen könnte. Indeß ist die scheußliche Sitte der Wilden, das Fleisch der erschlagenen Feinde zu verzehren, schon vielfältig in Zweifel gezogen, und als ein der Fabel der Lästrigonen und Kyklopen nachgebildetes Mährchen bestritten worden. Es ist wahr, unser Gefühl sträubt sich, wenn man ihm den Glauben an solche Unmenschlichkeit zumuthet, und selbst der Roheste unter civilisirten Menschen wird bei kaltem Blute seinen Abscheu dagegen ausdrücken. Aber laßt einen solchen in einem Faustkampf mit einem verhaßten Feind in Wuth gerathen, und sehet zu, ob er in diesem völlig thierischen Zustand seinen Gegner nicht mit Zähnen und Nägeln anfallen wird. Es ist nicht selten, daß in Schlägereien Nasen und Finger abgebissen werden, und wie weit ist es noch von der Wuth, die Nägel und Zähne in das Gesicht des Feindes schlägt, bis zur thierischen Raserei, die an seinem Fleisch und Blut sich zu sättigen begehrt? Hören wir nicht selbst die Helden des Homers, die doch auf einer bei Weitem höhern Stufe stehen, als die Neuseeländer, oft über dem sterbenden Feinde ausrufen: wie gelüstet mich fast, von Deinem Fleisch zu essen? Ob die Sitte unsrer germanischen Vorfahren, aus den Schädeln der erschlagenen Feinde zu trinken, nicht symbolische Ueberreste eines früher üblichen Kannibalismus gewesen seyen, muß dahin gestellt bleiben. Auf jeden Fall ist von der Rohheit, die sich nach dem Fleisch des erlegten Feindes lüstern zeigt oder aus seiner Hirnschale trinkt, kein großer Schritt bis zum wirklichen Menschenfraß. Doch die Zeugnisse der Erfahrung selbst bestätigen unwiderleglich die Thatsache. Kapitän Cook sah bei seinem ersten und zweiten Besuch auf Neu-Seeland mit Schaudern Ueberreste dieser entsetzlichen Mahlzeiten. Die Wilden selbst machten kein Geheimniß daraus, und gaben auf die deßhalb an sie gerichtete Frage ganz unbefangen eine Antwort, die fast wie: „ländlich sittlich“ lautete. Bei seiner zweiten Landung auf Neu-Seeland gingen einige von Cook's Offizieren, am Meeresufer hin, wo sie den Kopf und die Eingeweide eines Jünglings fanden, der kurzzuvor erschlagen worden war. Sie nahmen den Kopf mit auf das Schiff und ließen ein Stück Fleisch davon rösten und einem Eingebornen vorsetzen, der es ohne den geringsten Widerwillen verzehrte. Cook war gerade nicht zugegen und als er an Bord kam, ließ man, um ihn von Dem zu überzeugen, was man so eben gesehen hatte, ein zweites Stück Menschenfleisch braten, was, wie der Kapitän erzählt, von einem Neuseeländer mit erstaunlicher Gier verschlungen ward. „Dieser Anblick,“ setzt er hinzu, machte auf unsre Leute einen solchen Eindruck, daß Vielen davon übel wurde.“ Auch die neuern Reiseberichte stimmen mit den damals gemachten Beobachtungen überein. Die Missionsberichte setzen die Thatsache außer Zweifel, Nicholas und Marsden sahen davon unbestreitbare Proben. Francis Hall schreibt hierüber unterm 21 Dezember 1821, *) daß er an diesem Tage die Witwe eines kurz zuvor erschlagenen Häuptlings ge-

*) Missionary Register for 1823. p. 505.

sehen habe, die in Gesellschaft einiger andern Weiber mehreren Kriegsgefangenen, Männern und Weibern, mit den Keulen, womit sie die Farnkraut-Wurzeln zu stampfen pflegen, die Köpfe einschlug. Vierzehn Menschen wurden so umgebracht, und neun derselben am folgenden Tage von den Häuptlingen und dem Volke aufgefressen. Zwei Missionäre, Kemp und Shepherd, sahen an diesem Morgen Stücke von menschlichen Körpern am Feuer braten, und Menschenfleisch bereits gar gekocht in Körben auf dem Boden stehen.

Wenn Grausamkeit und Wuth, wie oben gesagt, selbst civilisirte Menschen in einen Zustand thierischen Blutdurstes versetzen können, um wie viel leichter ist Dieses erst bei Völkern, wie die Neuseeländer, denkbar, die auf einer so niedern Stufe des gesellschaftlichen Lebens in einem fortwährenden Vertilgungskrieg gegen einander begriffen von Jugend auf an Mord und Blut gewöhnt sind, und bei denen überdieß noch Zeit und Aberglauben dieser Unmenschlichkeit eine Art von religiöser Weihe ertheilt haben. Cook berichtet in seiner dritten Reise (I. B. S. 138), daß sie durch das Verzehren ihrer Feinde nicht nur den Körpern derselben eine Schmach anzuthun, sondern auch die Seelen der Erschlagenen in ewiges Elend zu stürzen wähnen — ein Aberglaube, der mit dem der Griechen und Römer Aehnlichkeit hat, daß die Seelen Derer keine Ruhe finden, denen nicht die Ehre der Bestattung erwiesen worden ist. Daß man auch bei andern Völkern zu Sühne eines gefallenen Heldrn Gefangne und Sklaven schlachtete, ist bekannt. Das furchtbare Leichenopfer des Achilles für die Manen seines Freundes Patroklos kennen wir aus der Iliade. *) Zwölf edle Jünglinge der Trojaner schlachtet er an seinem Scheiterhaufen.

Menschenopfer waren bei allen Völkern des Alterthums üblich; vielleicht war es in der vorgeschichtlichen Zeit derselben der Kannibalismus nicht minder. Man weiß, daß man von den geschlachteten Opferthieren einen Theil verzehrte: sollte Dieß nicht früher auch bei Menschenopfern der Fall gewesen seyn? Oder sind vielleicht später bei Entwicklung einer humanen Sinnesart die Thieropfer nur an die Stelle der Menschenopfer getreten? Abrahams Opfer eines Widders statt seines Sohnes, wie Agamemnons Opfer einer Hirschkuh statt seiner Tochter Iphigenia, scheinen darauf hinzuweisen.

Wo auch immer der Ursprung des Kannibalismus gesucht werden muß, so viel scheint aus dem Gesagten hervorzugehen, daß er nicht, wie Einige glauben, bei Hungersnöthen entstanden und dann beibehalten worden sey. Man weiß, das selbst die rohesten Menschen nur in der höchsten Noth zu dem entsetzlichen Mittel greifen, sich mit Menschenfleisch zu sättigen, und immer nur mit Abscheu und Widerwillen. Soldaten in belagerten Festungen, Matrosen auf einem Schiffswrack haben zu Zeiten sich dazu entschlossen, aber man hat nie gehört, daß sie später jemals wieder ein Gelüste nach diesen unmenschlichen Mahlzeiten geäußert hätten. Um wie viel weniger erst ist es denkbar, daß ein ganzes Volk durch Hungersnoth in Anthropophagen umgewandelt werden sollte? Gewiß würde man nach verschwundener Noth sich beeilt haben, eine so heillose Gewohnheit wieder zu verbannen, die mit der Zeit der menschenfressenden Gesellschaft selbst gefährlich werden mußte. Ueberdieß bemerkt man an den Kannibalen, daß sie nicht zuvörderst aus Wohlschmack nach Menschenfleisch lüstern sind, und daß sie nicht an einander selbst, sondern nur an den gefangenen Feinden ihren Appetit stillen, was immer wieder mehr auf thierische Rachsucht als auf Hunger schließen läßt.

In dieser Art bleibt der Kannibalismus bei den Battas, einem weit verbreiteten und zahlreichen Volke auf Sumatra, merkwürdig. Dieses Volk hat, nach den Berichten von Sir Stamford Raffles *) eine wohlgeordnete Regierung, berathende Versammlungen, Schriftzüge, eine ausgebildete Sprache, eine Erkenntniß von einem höchsten Wesen, höfliche und angenehme Sitten; das Land ist trefflich angebaut, Verbrechen sind selten. Und doch wird bei eben diesem in der Civilisation so weit fortgeschrittenen Volke noch Menschenfleisch verzehrt. Marsden in seiner Geschichte von Summatra scheint den Kannibalismus der Battas nur auf Kriegsgefangene zu beschränken; aber Raffles hat aus unleugbaren Nachweisungen dargethan, daß nach den Gesetzen des Landes nicht allein die Gefangenen, sondern auch gewisse Verbrecher gefressen werden, und zwar bei lebendigem Leibe. Also doch auch wieder aus Rachsucht, die ursprünglich als Wiedervergeltungsrecht den Gesetzen aller Völker zum Grunde liegt, und nicht aus bloßem Gelüste nach Menschenfleisch! Folgender Brief des Hr. Stamford Raffles an Hrn. Marsden enthält hierüber interessante Mittheilungen: **)

„Ich habe Alles, was man über den Kannibalismus dieses Landes gesagt hat, nur allzusehr bestätigt gefunden. Ich übergehe die einzelnen Erkundigungen, die ich über diese scheußliche Sitte einzog, und theile Ihnen hier in Kurzem mit, was ich aus dem Munde des Batta-Häuptlings von Tapanuly erfuhr.

„Nach einem Gesetze der Battas ist die Todesstrafe mit Verzehrung des Uebelthäters bei folgenden Verbrechen verbunden: bei Ehebruch, bei mitternächtlicher Räuberei, bei wichtigen Kriegen, d. h. wenn ein Distrikt einen andern bekriegt, bei Verheirathungen unter Stammesgenossen, wenn sie dieselben Vorfahren haben, bei verrätherischen Angriffen auf ein Haus, ein Dorf oder eine Person. In allen diesen Fällen ist es gesetzlich, daß der Verbrecher lebendig verzehrt wird, d. h. ohne vorher todt geschlagen worden zu seyn. Der Schuldige wird mit ausgespannten Armen an einen Pfahl gebunden, die Betheiligten versammeln sich um ihn, und der Angesehenste derselben gibt das Zeichen zum Anfang der Exekution, nämlich der Mahlzeit. Der Anführer, wenn es ein Kriegsgefangener ist, oder das Haupt der Familie, wenn ein Verbrecher hingerichtet wird, hat das Recht, sich das erste Stück auszusuchen, und wenn er seine Schnitte Fleisch genommen hat, legen die Andern nach Geschmack und Belieben Hand an, bis alles Fleisch verzehrt ist.

„Man ißt es entweder roh oder geröstet, und bestreut es gewöhnlich mit Sambul (einer Mischung von Chili-Pfeffer und Salz). Der Radschah Bandaharra, einer der Häuptlinge von Tapanuly, erzählte, daß er vor acht Jahren einem solchen Feste bei dem Dorfe Subluan auf der andern Seite der Bai beigewohnt habe, wo die Köpfe noch zu sehen seyn müßten.

„Ist es ein Kriegsgefangener, so wird er sogleich und an Ort

*) Ilias XXIII. 115.

*) Life and Public Services of Sir Stamford Raffles. p. 425.

**) Vergl. Ausl. v. J. S. 542.

und Stelle verzehrt, er mag nun noch lebendig oder schon todt seyn; ja man pflegt sogar Leichen aus dem Grabe wieder hervorzuscharren und ihr Fleisch zu essen; doch ist Dieß nur im Kriege gebräuchlich.

„Nach allseitigen und bestimmten Aussagen ist es Sitte, das Opfer nicht eher zu tödten, bis alles Fleisch aufgezehrt ist; sollte es so lange leben, so tritt der Häuptling oder die beleidigte Partei hinzu und schneidet ihm den Kopf ab, den man als ein Siegeszeichen mit nach Hause nimmt. Innerhalb der letztverflossenen drei Jahre ereigneten sich zwei Beispiele einer solchen Bestrafung auf einem Umkreis von zehn Meilen um Tapanuly, und die Köpfe der Hingerichteten werden noch immer aufbewahrt.

„Bei Ehebruch pflegt der beleidigte Theil ein Ohr oder beide für sich zu nehmen; allein diese Henkerceremonien dürfen nicht eher vorgenommen werden, bis alle Verwandten des Weibes zugegen sind und daran Theil nehmen.

„Die Gebeine werden, wenn das Fleisch davon abgenagt ist, weggeworfen, und der Kopf allein aufgehoben. Das Gehirn gehört dem Vornehmsten der beleidigten Familie oder dem Kriegsanführer, der es gewöhnlich in einer Flasche aufhebt, weil man ihm Zauberkräfte zuschreibt. Die Eingeweide werden nicht gegessen, nur das Herz ißt man gerne, Manche trinken auch das Blut aus Bambus. Die Handflächen und Fußsohlen werden für die köstlichsten Leckerbissen gehalten.

„Diese fürchterlichen Mahlzeiten sind, ausgenommen im Kriege, nicht die Folge einer auf der Stelle vollzogenen Rachgier. Bei allen Verbrechen findet eine richterliche Untersuchung statt, und Niemand darf ohne förmlichen Urtheilsspruch hingerichtet werden. Die Häuptlinge der Nachbarschaft versammeln sich, hören Kläger und Zeugen an, und berathschlagen über das Verbrechen und die Schuld des Angeklagten. Wird er verurtheilt, so trinken die Richter zur Bekräftigung ihres Spruches Tuah oder Toddy, was eben so viel ist als bei uns Unterschrift und Siegel.

„Ich erkundigte mich genau, ob vor dem Vollzug des Urtheils das Volk sich nicht berausche, und erhielt die Versicherung, daß Dieß nie der Fall sey. Das Volk bringt Reis mit, den es zu seinem Fleische ißt, der Tuah aber ist dabei nicht gestattet. Die Strafe wird allzeit öffentlich vollzogen. Nur Männer dürfen daran Theil nehmen, den Weibern ist verboten, von dem Fleisch eines Mannes zu essen. Auch darf kein Fleisch mit hinweggenommen, sondern es muß am Ort der Hinrichtung verzehrt werden.

„Ich habe mich überzeugt, daß die Battas auf dieses Gesetz so streng halten, als die Mohammedaner auf ihren Koran; auch ist die Zahl der Bestrafungen sehr beträchtlich. Es wurden in einem Jahre nicht weniger als fünfzig oder sechzig Menschen verzehrt, und Dieß noch dazu in Friedenszeiten. Indeß läßt sich darüber keine genaue Nachweisung geben, da die Bevölkerung des Landes sehr ausgebreitet ist. Soviel aber ist gewiß, daß diese Gesetze vollzogen werden, so weit immer der Name der Battas reicht; nur in der unmittelbaren Nachbarschaft unsrer Niederlassungen werden sie seltener in Vollzug gesetzt.

„Zuweilen kauft sich der schuldig befundene Theil los, doch Dieß ist der Einwilligung des Beleidigten heimgestellt, der nach gefälltem Spruche seinen Feind entweder anfessen oder als Sklaven verkaufen kann. Das Gesetz bestimmt, daß der Verbrecher gegessen werden soll, und der Schuldige bleibt also der Gnade seines Verfolgers überlassen.

„Die Gesetze, nach denen in solchen Fällen gerichtet wird, sind allzu wohl bekannt, als daß man sie nieder zu schreiben brauchte, doch hat man mir bezüglich auf diesen Gegenstand einige Handschriften versprochen. Diese Gesetze werden huhum pinang an genannt. Gesetze oder Urtheilsspruch des Essens, von depang an, essen."

Literarische Chronik.

Erzählungen von W. Scott und W. Irving.

Tales of grand father, being histories taken from the history of France. 3 Vol. 12. Edinburgh 1831.

Voyages and discoveries of the Companions of Columbus. By Washington Irving. London 1831. (Mit einer Karte.)

Es scheint, die beiden ersten Novellisten in der englischen Literatur haben das Gebiet des Romans gänzlich mit dem der Geschichte vertauscht und zwar hat Walter Scott nach seinem Versuch in der historischen Epopöe, in welchem er vielleicht weniger wegen Befangenheit durch Parteiansichten als wegen Mangels an philosophischem Geist scheiterte, seine historischen Schildereien, mit richtiger Würdigung seines Talents, auf den engern Rahmen des individuellen Lebens beschränkt, während Washington Irving, bei größerem Sinn für objektive Auffassung, nie aus jenem Kreis herausgetreten ist, in dem sowohl sein Columbus als seine Eroberung von Granada weniger ein Geschichtswerk als eine Reihe kleiner Gemälde sind, die, jedes für sich ein Ganzes bildend, nur durch ein loses äußeres Band zusammenhängen. Aber beide vereinigen einen Zauber der Darstellung, einen Reichthum von Belehrungen, einen Schatz feiner Charakterzeichnungen und poetischer Naturanschauungen, daß uns ihre kleinen Skizzen einen weit höhern Genuß verschaffen als jene voluminösen Actensammlungen, die sich oft vorzugsweise mit dem stolzen Namen der Geschichte brüsten.

Walter Scott hat dieß Mal seinen Stoff der französischen Geschichte entnommen, und um das Interesse anzudeuten, welches seine Erzählungen erwecken mögen, erwähnen wir nur Ludwig den Heiligen auf seiner Kreuzfahrt, den schwarzen Prinzen in dem französisch-englischen Krieg und verschiedene andere berühmte historische Personen; Auszüge daraus zu geben aber enthalten wir uns, da man diesen Theil der allgemeinen Geschichte, so wie die scottische Manier in Deutschland kennt. Hingegen Washington Irving, der vertraute Kenner der amerikanischen Geschichte und ihrer altspanischen Quellen, liefert uns auch in diesem neuen Produkt seiner literarischen Muße, wozu ihm ohne Zweifel seine Stellung als amerikanischer Konsul in Kadix mancherlei Gelegenheit und Anregung bot, so viel Neuanziehendes, daß wir gerne länger bei ihm verweilen.

„Acht Jahrhunderte ununterbrochenen Kampfes mit den maurischen Eindränglingen," bemerkt Washington Irving zur Erklärung des kühnen abenteuerlichen Geistes, mit welchem die Spanier die Eroberung Amerika's unternahmen, „mußten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf den spanischen Charakter hervorbringen. Das kriegerische Wesen ging bis in ihr häusliches Thun und Treiben über; sie waren geborne Soldaten. Die grausame und plünderungssüchtige Weise aber, womit der Krieg geführt wurde, machte sie gewisser Maaßen zu ritterlichen Räubern. Roß und Rüstung standen immer in Bereitschaft, um in's Feld zu rücken; Nichts ging ihnen über wilde Streifzüge und tolle Wagnisse, und Nichts galt ihnen für so glorreich als eine Cavalcade, die aus einer verheerten Provinz mit Spolien beladene Lastthiere und Gefangene im Triumph vor sich hertrieb. Die Religion, welche stets eine große Gewalt über das spanische Gemüth ausübte, gab diesen freibeuterischen Neigungen die Weihe, und der castilische Ritter, wenn er seinen maurischen Nachbarn ihre Städte schleifte und ihre Felder in Wüsten verwandelte, glaubte andächtig, er thue ein gottwohlgefälliges Werk. Den heimischen Fehden zwischen Christen und Ungläubigen setzte die Unterwerfung Granada's ein Ziel. So sah sich das spanische Ritterthum auf einmal der Sphäre gewohnter Thätigkeit beraubt; aber dem Genius der Schlachten war zu lang gehuldigt worden, als daß man sich hätte sogleich in der jetzigen Waffenruhe zurecht finden sollen; die

Heldenzeit lag der Jugend der Nation zu nahe, um sich mit der stillen und geregelten Ordnung des gemeinen Lebens zu befreunden und nicht vielmehr nach einem neuen Feld abenteuerlicher Unternehmungen sich umzusehen. Unter diesen Umständen trat Columbus mit seinem großen Entwurfe auf. Es war, so zu sagen, dieselbe Feder, womit Ferdinand und Isabella die Kapitulation der maurischen Hauptstadt unterschrieben hatten, welche jetzt ihren Vertrag mit Columbus unterzeichnete und die erste Expedition nach der neuen Welt brach gleichsam unter den Mauern Granada's auf. Manche der jungen Ritter, die in dem denkwürdigen Krieg ihre Schwerter schwangen, eilten den Entdeckungsschiffen zu, auf welchen eine neue kriegerische Laufbahn sich ihnen aufthat, eine neue Kreuzfahrt nach einem herrlichen Wunderlande blinder Heiden ihrer Einbildungskraft vorschwebte, und einige der bekanntesten unter den Anführern in der neuen Welt hatten in den romantischen Feldzügen gegen die Bergbewohner Andalusiens ihre ersten Waffenproben abgelegt."

Doch heben wir einige Skizzen aus den Erzählungen selbst aus.

Ojeda hatte Schiffbruch gelitten und wanderte durch die Moräste von Cuba. „Cuba war noch nicht kolonisirt. Es diente den unglücklichen Eingebornen von Hayti zum Asyl, welche hier vor den Peitschen und Ketten ihrer europäischen Frohnvögte eine Zuflucht suchten, und in der Meinung, die Schiffbrüchigen seyen von ihren vormaligen Gebietern gesandt, um sie in die Gefangenschaft zurückzuschleppen, ihnen alle möglichen Hindernisse in Weg legten. Ihre Angriffe wehrte zwar Ojeda leicht ab; aber da er gewahrte, daß sie den Einwohnern die gleichen feindseligen Gesinnungen gegen die europäischen Fremdlinge eingeflößt, während er seine Gefährten zu schwach und entmuthigt wußte, um sich durch die volkreichen Gegenden der Insel durchzuschlagen, oder die steilen Gebirge im Innern zu überklettern, so vermied er alle Städte und Dörfer und nahm seine Richtung durch die dichten Wälder und die weiten grünen Savannen, welche sich längs den Gebirgen und dem Meere ausdehnten. Er hatte zwischen zwei Uebeln gewählt. Die Wälder entfernten sich allmählig von der Küste und die Savannen, in denen die Spanier sich Anfangs bloß durch das üppige Gras und die in einander verschlungenen Reben durchzuarbeiten hatten, verloren sich bald in salzichte Moräste, wo der Boden keinen festen Tritt erlaubte und der Schlamm bis über die Knöchel reichte. Doch schritten sie unverdrossen vorwärts, immer hoffend, bald wieder auf sichern Grund zu gelangen, und sich der täuschenden Erwartung eines schönen vor ihnen liegenden Wiesenlandes hingebend. Allein je weiter sie kamen, desto tiefer wurde der Koth, und diese unglückliche Wanderung setzten sie acht Tage fort, bis sie sich in der Mitte eines ungeheuern Sumpfes befanden, und ihnen das Wasser bis an die Gürtel stieg. Ob sie somit gleich beinahe ertranken, so quälte sie doch ein unausstehlicher Durst; denn all das Wasser umher war so bitter als der Ozean. Ueberdieß litten sie die Pein des äußersten Hungers, da ihr ganzer Vorrath von Lebensmitteln in etwas Cassavabrod und Käse bestand, nebst einigen Pataten und andern Wurzeln, die sie roh verzehrten. Wünschten sie zu schlafen, so mußten sie auf die verflochtenen Wurzeln der Mangobäume klimmen, die gruppenweise im Wasser wuchsen. Indessen erweiterte und vertiefte der entsetzliche Morast sich mehr und mehr. An manchen Stellen hatten sie Flüsse zu passiren und wer nicht schwimmen konnte, ertrank. Andere blieben im Schlamme stecken. Ihre Lage wurde verzweifelt. Das Brod war durch das Wasser verderbt, und die Wurzeln waren fast zu Ende. Aber noch immer breitete der Morast eine gränzenlose Fläche vor ihnen aus; an Rückkehr, nachdem sie so weit gegangen, war nicht zu denken. Ojeda allein sank der entschlossene Muth nicht und rastlos drängte er sie voran. Er hatte von dem Bischofe Fonseca ein kleines flämisches Madonnabild zum Geschenk erhalten; dieses trug er sorglich verwahrt in seinem Tornister, und so oft er anhielt, um auf den Wurzeln eines Mangobaums auszuruhen, langte er sein kleines Gemälde heraus, legte es zwischen die Zweige, kniete nieder und erflehte in brünstigem Gebet die Gnade der Jungfrau. Dieß that er zu wiederholten Malen des Tags, nicht ohne daß er seine Genossen ermunterte, daß sie seinem Beispiel folgten, und in einem Augenblick großer Zaghaftigkeit gelobte er seiner Beschützerin feierlichst, wenn sie ihn aus dieser Gefahr errettete, ihr in dem ersten indianischen Dorf, in das man komme, eine Kapelle zu errichten und ihr Bildniß zur Anbetung der Heiden daselbst aufzuhängen. Der Morast bedeckte einen Raum von dreißig Lieues und war so bodenlos, so wild verwachsen durch Unkraut und von Bächen und Flüssen durchschnitten, daß sie dreißig Tage brauchten, um ihn zu passiren. Die Schaar zählte siebenzig Mann, als sie den Marsch antraten; am Ende waren nur noch fünf und dreißig vorhanden. „„Gewiß,““ bemerkt der ehrwürdige Las Casas, „„haben die Spanier im Jagen nach Reichthum Härteres erduldet, als irgend ein Volk der Welt; aber was Ojeda mit seinen Männern erfuhr, überstieg Alles Mühseligkeiten. Zuletzt waren sie von Hunger und Strapazen so erschöpft, daß einige niederfielen und den Geist aufgaben, andere sich auf die Mangobäume setzten und da des Todes harrten, der sie von ihren Leiden erlösen sollte. Ojeda indessen mit etlichen der Rüstigsten ließ nicht nach, vorwärts zu ringen, und zu ihrer unaussprechlichen Freude gewannen sie endlich festes trockenes Land. Nicht lange so erspähten sie einen Fußpfad, den sie einschlugen, und so gelangten sie in ein indianisches Dorf, in welchem ein Kazike, Namens Cueybas, befehligte. Kaum hatten sie das Dorf erreicht, als sie entkräftet zur Erde sanken. Die Indianer sammelten sich um sie und staunten sie als ein Wunder an. Als sie aber ihre Geschichte vernahmen, bewiesen sie eine Menschenfreundlichkeit, die den besten Christen Ehre gemacht hätte. Sie trugen die Fremden in ihre Wohnungen, setzten ihnen Speise und Trank vor und wetteiferten in Bethätigung der zartesten Aufmerksamkeit. Auf die Kunde, daß noch mehrere ihrer Gefährten sich in dem Morast befänden, sandte der Kazike eine Anzahl Indianer mit Lebensmitteln zu ihrem Beistand ab, mit dem Befehl, daß sie diejenigen, welche zu schwach wären zu gehen, auf ihren Schultern brächten. „„Die Indianer,““ fügte Las Casas hinzu, „„thaten Mehr als sie geheißen waren und so thun sie immer, wo sie nicht durch Mißhandlung erbittert sind. Die Spanier wurden in das Dorf gebracht, unterstützt, gepflegt, getröstet und verehrt, beinahe als ob sie Engel wären.““

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In dem Kanalsysteme Frankreichs nimmt der Kanal du Midi, auch Kanal Royal genannt, unstreitig den ersten Rang ein. Nach den großen Absichten Ludwigs XIV war er bestimmt, den atlantischen Ozean mit dem mittelländischen Meere zu verbinden. Allein diese Bestimmung erfüllt er nur sehr unvollkommen, da die Kanalschiffahrt zu Toulouse aufhört und der Transport auf der Garonne fortgesetzt werden muß, deren Gewässer nur Fahrzeuge von so untergeordneter Größe trägt, daß zwanzig derselben kaum hinreichen, die Ladung einer einzigen Kanalbarke aufzunehmen. Das große Projekt Ludwigs XIV kann daher nur dann erst als ausgeführt betrachtet werden, wenn der Kanal du Midi von Toulouse bis Bayonne in gleichen Verhältnissen fortgeführt wird. Der Plan zu diesem neuen Kanal, zu welchem seit mehreren Jahren der Unternehmer desselben Hr. Galabert, die Vorarbeiten auf eigene Kosten machen ließ, scheint gegenwärtig seiner Ausführung sich zu nähern. Es fehlt nur noch die höchste Genehmigung, für die sich mehr als hundert Gemeinden und die Handelskammer von Montpellier, Toulouse und Marseille bei der Pärskammer verwendet haben. Diese hat die hierauf bezüglichen Petitionen an den Minister des Innern überwiesen und ihm einstimmig den Wunsch ausgedrückt, daß das Genehmigungsgesetz noch im Laufe der gegenwärtigen Sitzungen von der Regierung vorgelegt werden möchte. — Hr. Galabert hat eine Denkschrift über seine Unternehmung mit Planen, Karten und statistischen Tabellen herausgegeben, worin er umständlich alle Theile seines Planes, so wie die Garantien für dessen Ausführung mit der größten Genauigkeit entwickelt. Wir werden auf diese Arbeit demnächst zurückkommen.

Fünfzig Vorstellungen des historisch-dramatischen Gemäldes „der Kaiser" (l'empereur, événemens historiques en cinq actes et en dix-huit tableaux) im Cirque-Olympique zu Paris haben eine Einnahme von 171,044 Franken getragen — ein Erfolg, der um so erstaunlicher in einer Zeit ist, wo die Aufmerksamkeit der Pariser mit so vielen andern Gegenständen von dem wichtigsten Interesse beschäftigt ist. Das in Vorschlag gebrachte Theatergesetz scheint zur Vermehrung des Zuschauer-Andranges beigetragen zu haben, da man mit Recht fürchtet, daß dessen Annahme das Verbot dieser historischen Scenen zur Folge haben würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 52. 21 Februar 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Nach Originalhandschriften von T. E. Bowdich. *)

Die portugiesischen Besitzungen in Afrika haben durch ihr Alterthum, ihre Ausdehnung und ihre Wichtigkeit lange das Interesse des Gelehrten und des Menschenfreunds erregt; dieser wünschte Nachrichten zu bekommen, die ihn in den Stand setzten, das Wohl eines großen Theils der Menschheit zu befördern, der bisher der Kunde der übrigen Welt entzogen war; jener wünschte daneben die Grenzen des Wissens zu erweitern. Die Geschichte der schon bekannten Entdeckungen, und die Spuren portugiesischer Ansiedlungen, auf welche Reisende im Innern des Kontinents von Afrika stießen, mußten den Gedanken nahe legen, daß eine Karte, welche die Lage dieser Niederlassungen so wie die von Europäern auf ihren Handelsreisen, und durch ihre Verbindungen mit den Kaufleuten der entfernteren Gegenden gesammelten Lokalberichte enthielte, von bedeutendem Werth für die Ausfüllung der großen Lücke in der Geographie von Westafrika seyn würde; in jedem Fall von wesentlichem Nuzen für Alle die diesen Theil der Erde zu durchforschen unternähmen, seyen es Einzelne oder öffentliche Gesellschaften. Aber während andere Nationen mit großmüthiger Rücksicht auf die Beföderung der Wissenschaft und der Civilisation von Afrika alle Hülfsmittel, welche sie zur genaueren Kenntniß dieses großen Gegenstands der Wißbegierde besaßen, mittheilten, und zugleich sich beständig angelegen seyn ließen, dieselben zum allgemeinen Besten zu vermehren; so fuhr die Regierung, welche am Ehesten in der Lage war, diesen Zweck zu befördern, fort, ihr eigennüziges politisches System zu befolgen, und hielt die wichtigen Materialien zurück, durch deren Bekanntmachung so mancher zweifelhafte Punkt der Erdkunde entschieden, und so manche der Schwierigkeiten, mit welchen der unternehmende Reisende gegenwärtig zu kämpfen hat, beseitigt worden wären. Gleich unzugänglich für das Gefühl des Wohlwollens und das Interesse der Wissenschaft, verweigerte dieser Staat die Bekanntmachung von Thatsachen, deren Verheimlichung ihm keinen Vortheil, und deren Enthüllung ihm nur Ehre bringen konnte. Endlich haben einige gebildete Portugiesen theilweise gethan, was die Regierung so lange von sich ablehnte, und die neueren politischen Veränderungen haben die Folge gehabt, daß die portugiesischen Archive nun offen stehen, so daß sich hoffen läßt, Portugal werde vielleicht bald einen thätigen Theil an der Einführung der Kultur in diesem großen Kontinent nehmen, in welchem es seit Jahrhunderten so viele wichtige Kolonien besitzt.

Während meiner unablässigen Nachforschungen nach neuen Quellen für die Kenntniß der Geographie und des Zustandes von Afrika war ich so glücklich, durch die freundschaftliche Vermittlung des Hrn. v. Almeida, portugiesischen Geschäftsträgers in Wien, die mir unschätzbare Bekanntschaft des Grafen Saldanha de Gama zu machen, der damals einer der Bevollmächtigten seines Hofs bei dem Kongreß war. Er war früher Generalgouverneur von Angola gewesen, und kam meinen Fragen mit der Bereitwilligkeit entgegen, durch welche alle wahren Freunde der Wissenschaft und Beförderer der Erdkunde sich auszeichnen. Seinem freisinnigen Eingehen in meinen Plan verdanke ich außer sonstigen Notizen die Karte, welche bis jetzt nur in Zeichnung existirte, und sogar in Lissabon fast unbekannt blieb. Die Karte wurde im Jahr 1790 von Obristlieutenant Furtado entworfen, einem Offizier vom Genie, der von Baron Mossamedes, damaligem Generalgouverneur von Angola, den Auftrag erhalten hatte, die Küste von Mayambo bis zum Kap Negro zu bereisen und zu vermessen. Dadurch sah er sich im Stande, die früheren Karten nicht nur durch seine eigenen Beobachtungen, sondern auch durch die Beiträge zu verbessern, die ihm von den Kommandanten der Festungen im Inlande, in Encoche, Ambaca, Pungo, Andrajo, und Cacconda, zukamen; eine fernere Erweiterung erhielten seine Vermessungen durch die Entdeckungen von Don Jose Mendes, der aus Auftrag desselben Generalgouverneurs den Süden bereiste.

Hr. Mollien besuchte eine portugiesische Niederlassung 180 Meilen (englisch) landeinwärts von Bissao und Golberry beschreibt Ruinen mehrerer Festungen, die ihnen früher gehörten, und die noch in Bambuck liegen. Man war jedoch noch weit begieriger, die genaue Ausdehnung der Niederlassungen in Congo, Angola und Benguela gegen das In-

*) Diese kleine Schrift nebst den dazu gehörigen Karten, die nachgeliefert werden sollen, wurde von Bowdich unmittelbar vor seiner lezten Reise nach Afrika verfaßt, und verdient, wie Alles, was über die so wenig bekannten portugiesischen Besitzungen in Afrika Aufschluß gibt, die öffentliche Aufmerksamkeit. Die Uebersezung ist vollständig, außer in der Anmerkung über die Bundasprache, wo einige übelangebrachte grammatische Bemerkungen ausgelassen sind, und in dem Auszug aus den Zollregistern in der lezten Anmerkung, wo man nur die Resultate gegeben hat, da das Original weitläufig und doch unvollständig und ungenau ist.

nere hin zu erfahren, wo die Portugiesen fast nie in ihrer Herrschaft gestört wurden, *) und in deren friedlichem und unbestrittenem Besitze sie noch sind. Wie man jetzt weiß, erstrecken sich diese Besitzungen beinahe 300 Meilen von der Küste von Congo, ungefähr 700 Meilen von Angola, und über 200 hinter Benguela. Die totalen Berichte, welche Reisende auf ihrem Zug durch eine Gegend sammeln, und die Resultate ihrer eignen Wanderungen verlieren einen großen Theil ihres Nutzens, wenn sie nicht in die Form einer Karte gebracht werden; wogegen, wo man eine mit Genauigkeit entworfene Karte hat, die Beschreibung des Wegs unnöthig und ermüdend ist. Die Ausführlichkeit der Karte, welche diese Skizze begleitet, ist so, daß sie nur Wenig beizufügen übrig läßt. Die portugiesische Besatzung von Loando **) wurde nach dem Bericht des Grafen Saldanha immer vollzählig erhalten, selbst wenn die Niederlassungen auf der östlichen Küste beinahe gänzlich vernachlässigt wurden. Die Besatzung bestand aus einem Regiment Infanterie 1000 Mann stark, und 300 Mann Kavallerie, die sich aus Brasilien remontirten, und 200 Mann Artillerie. St. Paul zählt etwa 8000 Einwohner, welche jetzt meist in der untern Stadt wohnen. Die Besatzung von Benguela ist aus 100 Mann zu Fuß und 50 Mann Artillerie nebst einigen Linientruppen gebildet. In jeder der Festungen von Massangano, Encoche und Caconda liegen 100 Mann zu Fuß, in den übrigen festen Plätzen je 60 Mann — lauter Eingeborne, befehligt von Offizieren der portugiesischen Linientruppen. Außer diesen regelmäßigen Truppen befindet sich in jeder Niederlassung im Innern oder auf der Küste eine aus den Eingebornen der Umgegend zusammengesetzte Landwehr mit Waffen von der Regierung und Offizieren aus den portugiesischen Kolonisten. Mit dieser Landwehr, welche sich auf mehrere tausend Mann beläuft, und nöthigen Falls von Linienoffizieren befehligt wird, und mit den Hülfstruppen, welche verschiedene Staaten zu liefern verbunden sind, führt die Regierung alle Kriege, in die sie mit den Kassanges und andern Völkern verwickelt seyn mag, welche oft Heere von 15000 ins Feld bringen. Die Handelsniederlassungen, genannt Feiras (Märkte), von denen zwei 700 Meilen im Innern sind, stehen unter einem Residenten, der eine beständige Korrespondenz mit dem General-Gouverneur zu führen und zu wachen hat, daß seine Landsleute, welche diese Märkte periodisch besuchen, das Vertrauen der Eingebornen nicht mißbrauchen, oder sie auf irgend eine andere Art beleidigen. Die gesundeste aller portugiesischen Niederlassungen ist Caconda, 17° 35″ südl. Br. und etwa 17° östl. von Greenwich. Die Entfernung von Benguela beträgt 20 Tagreisen; aber die Kranken, welche die Reise überstehen können, sind beinahe sicher, sich nach ihrer Ankunft und einigem Aufenthalte dort zu erholen. Die Gegend ist hoch, reich und abwechselnd, die Luft rein und vergleichungsweise kühl, so daß alle Reisende, welche diesen Ort besuchen, ihn einstimmig als den angenehmsten, den sie in Westafrika gefunden, oder wovon sie gehört hätten, beschreiben. Alle andern Niederlassungen sind mehr oder weniger ungesund, da die Regen so unregelmäßig sind, daß sie bisweilen 3 Jahr lang ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Canada.

5. Fahrt über den St. Lorenz.

Bei Quebek, das auf dem linken Ufer des St. Lorenz liegt, hat der Fluß eine Breite von $1\frac{1}{2}$ Meilen und einen so reißenden Lauf, daß seine Strömung in der Stunde sieben Knoten beträgt. Er war damals nur 3 bis 400 Yards weit hinein auf beiden Seiten zugefroren, und sein Canal in der Mitte mit Eisschollen angefüllt, welche das wilde Ungestüm der Springfluth vor und zurückwarf, daß sie sich über einander bäumten, um und um drehten, sanken, sich wieder emporrangen und mit ungeheurem Gekrach zusammen prallten. Bei der ungewöhnlich strengen Kälte hoffte man zwar, daß das Eis sich in den nächsten Tagen festsetzen würde, allein Hrn. Heads Geschäft litt keinen langen Verzug, und er beschloß sich übersetzen zu lassen, da man ihn versicherte, Dieß sey, wenn auch schwierig, doch möglich und nur mit geringer Gefahr verknüpft. Zu dem Ende miethete er sich um 50 Schill. einen Kahn, und mit dem Eintritt der Ebbe kamen sechs Schiffer, jeder ein Beil im Gürtel und ein Ruder in der Hand und zogen das Fahrzeug, das in einem fünfzehn Fuß langen ausgehöhlten und an beiden Enden rund zugehauenen Baumstamm bestand, von der Küste über das Eis an den Rand des Wassers, indem sie die letzten sechs bis acht Fuß unsichern Eises mit ihren Beilen weghieben. Trotz des niedern Wasserstandes war das Eis fortwährend in heftiger Bewegung, und der Anblick des mächtigen St. Lorenz hatte wirklich etwas Furchtbares. Hr. Head mit seinem Diener wurde nun angewiesen, sich mitten in das Schiff auf den Boden zu setzen; ein Eisblock, der vorbeischwamm, gab einen 100 Yards breiten Raum frei und mit dem Ruf tenez ferme! ließen die Bootsmänner den Kahn zwei Fuß hinab in den Strom plumpen; alsbald sprangen alle an Bord, nahmen je ihren Posten ein und ruderten was sie konnten darauf los, um einem großen Eisstück, das auf sie angestochen kam, auszuweichen und eine zugefrorne Stelle zu gewinnen. Da ihnen Dieß gelungen, so schwangen sie sich hinauf, und nach ging's mit dem Schiff über die 150 Yards breite Eisfläche hinüber, worauf sie es zum zweiten Male vom Stapel sandten. Dieß Mal wurden die Passagiere von der Fluth ganz überspritzt, und das Wasser gefror ihnen sogleich auf den Kleidern. „Wir hatten,“ erzählt Hr. Head, „nicht Zeit uns abzuschütteln, denn eine gewaltige Menge losen Eises, die sich eben vom Boden des Flusses erhoben zu haben schien, trieb gerade auf uns zu. Die Männer arbeiteten und fluchten, aber Alles half nichts und in einigen Augenblicken befanden wir uns rechts und links von einer weichen mulsigen Masse umschlossen, die uns rettungslos nach einer entgegengesetzten Seite von derjenigen, welche wir erreichen wollten, zu entführen drohte. In dieser Krisis mußte ich die Entschlossenheit und Gewandtheit unserer Schiffer bewundern; ohne sich zu besinnen, sprangen sie auf das Eis und, bis an die Kniee, oft bis an die Hüften

*) Als die Holländer im Jahr 1640 für eine Zeitlang im Besitz von St. Paul waren, zog sich die portugiesische Besatzung in die Inseln jenseits Muchima zurück, und fand sich in der Nothwendigkeit alle ihre Bedürfnisse aus dem Innern zu beziehen, da der Feind Esanteira, eine Insel in der Mündung des Coango, besetzt hielt. Die portugiesische Flotte, welche St. Paul wieder eroberte, segelte unerwartet in den Hafen über die Bank von Curimba.

**) Die kleine Insel Loando, welche von 300 zu 900 Fuß breit ist, wird als ebenso gesund denn als pittoresk beschrieben.

im Wasser, boten sie alle ihre Kräfte auf, das Schiff mittelst des Seils über den gefährlichen Eisgrund zu schaffen. Obgleich der Boden immer unter ihren Füßen wich, und sie auf die tiefer schwimmenden breiten Platten hinabsanken, so kämpften sie sich doch mit unsäglicher Mühe, wobei sie noch gelegentlich mit ihren Aexten die den Weg versperrenden Blöcke wegzuräumen hatten, zu einem freien Fahrwasser durch. Während Dieß geschah, war es ein peinliches Gefühl, von all diesem Drängen und Lärmen den vollkommen hülflosen Zuschauer abzugeben, und sich ein Mal über das andere von den Burschen: branlez, sacre Dieu, branlez! zurufen zu lassen, womit sie so viel besagten, daß wir den Kahn, wie wir da saßen, immer von Seite zu Seite rütteln sollten, damit er nicht angefror — ein Unglück, das sich nur dadurch verhindern ließ, daß man ihn in beständiger Bewegung erhielt. In jenem Fall möchten die Folgen sehr ernsthaft gewesen seyn, da uns die Strömung — wer weiß wohin — getragen hätte. Durch die Geschicklichkeit der Schiffer allein entgingen wir dieser Gefahr, und ihre dreyßig Schillinge wurden wahrhaft wohl verdient. Es grenzt an das Unglaubliche, daß Jemand überhaupt im Stande sey, auf einem Eis, das selbst für das Gewicht des Körpers zu schwach war, eine so harte Arbeit zu verrichten; ihrerseits schienen sie aber an keine Gefahr zu denken, und ganz auf die Dicke der beweglichen Masse zu vertrauen, von welcher, wie sie wußten, der über dem Wasser sichtbare Theil nur ein kleines Bruchstück bildete. Auch gewährten ihnen in der That die niedern Schichten, so oft sie durch die obere Kruste durchbrachen, einen festen Anhaltspunkt. In dieser Weise abwechselnd im Wasser und auf den Eisfeldern setzten wir über den Fluß, wozu wir über eine Stunde brauchten. Alles ging so rasch auf einander, daß man jetzt im klaren Wasser fuhr, jetzt durch den geschmolzenen Schnee watete, jetzt über Eisblöcke hinschritt. Die Canadier zeigten sich unermüdlich, voll Kraft und Rührigkeit, in demselben Augenblick, in welchem man auf ein Hinderniß stieß, war es auch überwunden. Bald waren sie in bald außer dem Kahn, sie ruderten, hieben Eis auf, spannten sich dem Schiff vor, jede dieser mancherlei Aufgaben mit gleicher Tüchtigkeit handhabend und zum sichern Ziele führend."

Das Vaterland Homer's.

Sieben Städte des alten Griechenlands stritten sich um die Ehre, Homer's Geburtsstätte zu heißen. In der That bewiesen sie aber alle sieben durch diesen Streit eben nicht besonders zu ihrer Ehre, daß sie sich sehr wenig bekümmert haben mochten um den armen blinden Sänger, als er ihr Bürger war, und nur dann erst anfingen, um seinen Besitz zu streiten, als er längst nicht mehr ihnen, sondern der Welt und Unsterblichkeit angehörte.

Eine gerechte, wiewohl freilich etwas zu spät kommende Strafe ihrer Eitelkeit aber wäre es, wenn jetzt erst, nachdem fast keine der sieben streitenden Städte etwas Mehr ist, als ein Trümmerhaufen, von Barbaren bewohnt, die Frage gegen sie entschieden werden könnte. Ein Grieche, Nikolaus Kephala aus Zante, hat hiezu den Versuch gemacht. In einer kleinen Schrift von zwanzig Seiten, die er in griechischer Sprache erst neulich zu Konstantinopel herausgegeben hat, theilt er eine Entdeckung mit, die, wenn sie die Prüfung der Kritik bestände, das Vaterland Homer's außer Zweifel setzen würde. „Homer," sagt er in dieser Broschüre, „ist in Ithaka geboren, und diese meine Ansicht ist nicht das Ergebniß meiner Nationalvorliebe, die mich in meinem Vaterlande den Ort erblicken ließe, wo dieses unsterbliche Genie zur Welt gekommen wäre; ich stütze sie auf ein Zeugniß, das ich hier mittheilen will.

„Auf einer Reise, die ich aus Lust zu Nachforschungen auf den Berg Athos machte, besuchte ich alle Klöster dieser Gegend und sah darin alle Merkwürdigkeiten, die sie verschließen. Ich fand in mehreren derselben beträchtliche Bibliotheken, die die Unwissenheit und träge Gedankenlosigkeit der Mönche dem Staube und den Würmern zur Beute werden läßt. In der ungeheuern Bibliothek des Klosters von Vatopeddi fand ich unter einem Haufen unbeachteter und halb vermoderter Bücher, die ich durchwühlte, eine dicke Papyrus-Rolle, die von Lagen vieljährigen Staubes überdeckt, aber von den Würmern verschont geblieben war. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß sie nur auf einer Seite und mit sehr alten griechischen Buchstaben beschrieben war. Ich las auf der Aufschrift:

„„Die Iliade des göttlichen Dichters Homer, des Sohnes des Philomenes und der Chrysais, geboren auf der Insel Ithaka, des Zeitgenossen des Archonten Diogenes von Athen und des Gesetzgebers Lykurgos, Königs von Lakedämon, abgeschrieben von mir Theophrastos, in meinem Vaterlande Athen, unter dem Archonten Simonides in der CXVII Olympiade."""

„Diese Entdeckung schien mir so wichtig, daß ich mich zu dem Vorsteher Parthenius aus Corfu, einem tugendhaften und dem gelehrtesten Manne im Kloster, begab, um sie ihm mitzutheilen. Er befahl, daß man das Manuscript sorgfältig in dem Schatze des Klosters aufheben sollte, und gab mir die Erlaubniß, meinen Namen darauf zu schreiben, worauf ich ihn denn zur Seite des Leontius von Athen setzte.

„Acht Tage darnach, als ich mich gerade im Kloster der h. Laura befand, erhielt ich einen Brief von dem gelehrten Corfioten, worin er mir schrieb, er habe mit großer Sorgfalt das Archiv des Klosters durchgangen und gefunden, daß diese kostbare Papyrus-Rolle einen Theil der zahlreichen Bibliothek ausmache, welche Andronikus, der Sohn des Kaisers Emmanuel, im Jahre 1428 mit sich an diesen Ort brachte. Dieser Andronikus war der Bruder des letzten griechischen Kaisers Konstantin Paläologus, der sich unter den Trümmern seines Kaiserthums im Jahre 1453 begrub. Die Unterschrift des Andronikus, die man auf der Rolle unter mehreren andern erblickt, erklärt, daß dieser Fürst mit ihr und mehreren andern Seltenheiten und Kostbarkeiten dem Kloster ein Geschenk machte, als er in dasselbe eingetreten war, um hier als Mönch seine Tage zu beschließen.

„Auf diese Entdeckung gestützt, möchte ich es also fast wagen zu behaupten, daß die Insel Ithaka das Vaterland Homer's ist. Man weiß, daß der unsterbliche Dichter in der Odyssee ganz allein die Schicksale des Odysseus besungen hat, und es ist unverkennbar, daß er in der Iliade dieses Helden mit besonderer Vorliebe erwähnt, und ihn über alle griechischen Feldherren, selbst über Achilles, erhebt. Ich muß die Ausführung dieses Gedankens gelehrtern Männern überlassen als ich, ein unbekannter Seemann, bin; nur muß ich hinzufügen, daß Homer, wenn er von Ulysses spricht, sich nur der ehrfurchtvollsten Ausdrücke bedient; er vergleicht ihn in Weisheit mit Jupiter selbst; er räumt ihm bei allen Gesandtschaften, Gefechten, im Rathe und bei allen Unternehmungen unter den Feldherren des griechischen Heeres den ersten Rang ein; endlich setzt er ihn an Kraft, Tapferkeit und Großmuth nie unter Achilles, Diomedes oder Ajax."

Der Verfasser dieser kleinen Schrift theilte vor ihrer Herausgabe seinen literarischen Fund mehreren gelehrten Griechen mit, die seiner Meinung vollkommen Beifall gaben. Als er sich im Jahre 1818 zu Paris befand, um seine nautischen Werke und Karten herauszugeben, unterrichtete er von seiner Entdeckung auch den gelehrten Geographen Barbié du Bocage, der sie dem Sekretär der französischen Akademie, Dacier, mittheilte, und dieser zweifelte nicht, daß eine kritische Untersuchung ein siegreiches Resultat geben müsse; „nur sein hohes Alter," fügte er hinzu, „hindere ihn, die Entscheidung dieser Streitfrage zu übernehmen." Auch Lord Guilford, der Gründer der Akademie in Corfu, einer der größten Wohlthäter Griechenlands, dem Kephala seine Idee mittheilte, schien ihr nicht abgeneigt; „nur," glaubte er, „müsse die Akademie von Corfu erst noch nähere Nachforschungen anstellen."

Schließlich bemerkt Kephala noch:

„Wer die Sitten und den Charakter der gegenwärtigen Einwohner von Ithaka mit der Aufmerksamkeit beobachtet, wie es der berühmte Reisende Choiseul-Gouffier und nach ihm Lord Guilford und Lord Byron ge-

than haben, der wird gestehen, daß man in ihnen die Abkömmlinge des Odysseus, Mentor, Phemios, Eumäos und Homer's erkennen muß.

„Die Ithaker übertreffen alle Griechen und Jonier an Lebhaftigkeit und Scharfsinn. Sie sind kühne Seefahrer, muthige Schiffsleute, verständige und rechtschaffene Handelsleute; sie lieben mit Leidenschaft und pflegen die Poesie, Musik und die schönen Wissenschaften; eine Menge von ihnen haben in der Literatur einen ehrenvollen Namen errungen. Ich nenne hier nur Chrysantos, Lehrer an der Schule zu Smyrna; den Hellenisten Eugenias, Direktor der Schule zu Andrinopolis, nachherigen Erzbischof von Missivria; den gelehrten Zavos, Lehrer der griechischen Sprache in Amerika; den frommen Anachoreten Sabba, einen Mathematiker und Philosophen von großen Kenntnissen, und mehrere andere gelehrte Männer, denen Ithaka ihren Ursprung gegeben hat."

Nähere Untersuchungen werden den Grund oder Ungrund dieser Entdeckung darthun.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Ein Prediger nach dem neuen Schnitt des Abbé Chatel. *)

In der Zeit sprach der Abbé Chatel zu seinen Jüngern:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, wir haben Hunger und Durst. Ihr aber habt die Gabe der Zungen, also esset und trinket."

Und die Schüler antworteten und sagten:

„Meister, wir haben nur Eine Zunge, wie sollen wir mit mehrern Zungen essen?"

Als Abbé Chatel Dieses hörte, merkte er, daß sie ihn versuchen wollten und sprach:

„Eben deßhalb sollt Ihr es mit Eurer französischen thun; denn es steht geschrieben: der Mensch soll sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen. In sudore vultus tui vesceris pane."

Da die Schüler ordentliche Leute waren und Gott fürchteten, und das Latein und die Regeln von den Partizipien, so sprachen sie unter einander: „Wir wollen thun, wie der Meister sagt; laßt uns hingehen in die Marktflecken und Dörfer, und den Bauern, die nicht lesen können, die Messe französisch lesen. Gott allein weiß es, wenn wir uns mit einigen Barbarismen versündigen; er verzeiht uns." Und sie warfen sich zu den Füßen des Abbé Chatel nieder und sprachen: „Meister, wir wollen die Messe lesen, gieb uns die Weihe."

Und der Meister sprach: Ich weihe Euch so; denn ich brauche nicht mehr des Weihwassers. Aber gebt Euch nicht mit Kleinigkeiten ab und lauft, was Ihr könnt, und unterrichtet die Armen im Geiste. Der meinige ist mit Euch."

Und die Schüler verließen ihn vor Freude außer sich. Einer von ihnen zog große Reitstiefel an, um schneller fortzukommen. Derselbe kam aber nicht weiter als bis Clamecy.

Als er in die Stadt kam, die Vaterstadt des Hrn. Dupin, wunderten sich die Mädchen an den Fenstern, als sie ihn vorübergehen sahen, und sagten: „O Du mein süßer Jesus! Was für einen schönen Schnurrbart! Gewiß, Das ist einer von den Siegern des Julius!"

Aber eben wegen des schönen Schnurrbartes wurde er von einem Gendarmen angehalten, der ihn um seinen Paß fragte und in welchem Regiment er diene.

„Unter der himmlischen Miliz," antwortete er. Und der Gendarme fürchtete sich und ließ ihn ziehen.

Und man hielt ihn bis Pousseau in Morvan nur noch drei Mal an. Als er den ersten Fußtritt auf den Fuhrweg dieses Dorfes setzte, fingen die Glocken an von selbst zu läuten, und die Morvandianer liefen hinzu mit ihrem Maire an der Spitze.

„Es lebe der König!" schrien die jungen Leute. Und sie drängten sich um den Fremden, den sie in der Unschuld ihres Herzens wenigstens für einen General hielten, da der junge Mann einen Schnurrbart trug und so große Stiefel.

„Ich bin ein Apostel," sprach ganz demüthig der Abgesandte des Abbé Chatel. Und sie wiesen ihm die Rockschöße.

„Ich will Euch die Messe französisch lesen." Sie hielten sich die Ohren zu.

„Ich will Eure Weiber Beicht hören." Sie fingen an zu laufen.

„Ich will Euch Alle einführen in das Paradies." Sie liefen, was sie konnten.

„Ich will Euch gratis mit Euern Mädchen zusammengeben." Sie kehrten auf der Stelle um.

„Wenn Ihr auf dem Felde seyd, will ich für Euch Schildwache stehen." Sie umarmten ihn.

Darnach stand zu großer Erbauung der arbeitsamen Leute von Pousseau der Apostel des Abbé Chatel, das Gewehr auf der Schulter, Schildwache vor der Kirche, auf daß Niemand hinein ginge.

Man zweifelt aber, ob er nächsten Sonntag noch dort stehen wird.

*) Der Stifter der neukatholischen Kirche in Frankreich; vergl. die Nachricht davon im Ausland, Nr. 40, S. 160.

Das Erdbeben zu Guatemala.

Ueber die im April v. J. in Guatemala durch ein Erdbeben angerichteten Verwüstungen sind nun offizielle Berichte von einer mit der Untersuchung derselben beauftragten Kommission eingelaufen. Die Ortschaften Amatitan, Petapa und Santa-Ines sind fast gänzlich in Trümmerhaufen verwandelt worden. Palin blieb verschont, zu Villa-Nueva stürzten nur einige unbedeutende, schlecht aufgeführte Mauern ein. In den drei ersten Ortschaften können die Kirchen und andere Hauptgebäude nicht mehr benützt werden; die mit Stroh gedeckten Hütten, die aus leichtem Baumaterial errichtet sind, haben wenig gelitten. Zu Amatitan ist von allen ziegelsteinernen Häusern kein einziges mehr bewohnbar; die Straßen bieten dem Auge nur einen großen Schutthaufen dar. Die Einwohner von dieser Ortschaft, so wie die von Petapa und Santa-Ines flüchteten sich auf das Feld unter Bäume. Glücklicherweise hat man nur den Verlust eines alten Mannes und eines Kindes zu beklagen. Jener ist vor Schrecken gestorben, dieses war auf einen Speicher gestiegen, von dem es nach den ersten Erdstößen herabsprang und sich zu todt fiel.

Die Zahl der ganz zusammengestürzten Häuser ist nicht groß, dagegen sind bei allen die Dächer eingefallen und bei vielen keine Ausbesserungen möglich. Nur solche, an denen die entstandenen Risse senkrecht und nicht horizontal laufen, können wieder hergestellt werden.

In Santa-Ines und Petapa hat sich der Erdboden nach allen Richtungen hin gespalten. Diese Erdrisse spien, wo sie im Niveau mit dem Flusse standen, Wasser aus, ein Beweis, daß sie sehr tief gehen. Diese Dörfer müssen sich nothwendig über dem Krater eines Vulkans befinden. Indeß kann das Phänomen vielleicht auch durch ihre ungünstige Lage in einem langen Thale, das eng und feucht, ohne Luftzug und ungesund ist, verursacht worden seyn. Wenigstens hat man bemerkt, daß die Erschütterungen in den Bergen rechts und links von Petapa und Santa-Ines nicht gleichzeitig waren, sondern erst später erfolgten; hiedurch wurde eine Art Gegenstoß erzeugt, der die Erdrisse veranlaßte.

In der tiefen Schlucht (barranca), die sich von Pinula bis Arrivillaga erstreckt, sah man große Erdmassen sich fortschieben, was ein Staubgewölk verursachte, das man leicht für einen Rauch halten konnte, wie er aus den Vulkanen aufzusteigen pflegt. Auf den nahen Anhöhen dieser Schluchten zeigten sich Schlünde mit überall gleichweit von einander abstehenden Rändern, und bilden eben so viele von den Bergen getrennte Massen, die jeden Augenblick bereit sind, herabzustürzen. Diese Bergstürze können noch den Viehheerden großen Schaden zufügen und auch den Menschen, die sich unvorsichtig diesen gefährlichen Stellen nähern würden.

Es war nicht möglich, während dieses Phänomens den Vulkan von Pacaya und die andern hohen Berge zu beobachten, denen man gewöhnlich die Erderschütterungen zuschreibt; denn ein schwarzer und dichter Dunst hatte die Atmosphäre verdunkelt.

Die Lage der Einwohner in dieser Gegend ist schrecklich. Nicht auf eine so furchtbare Erscheinung vorbereitet, wurden sie im Schlafe von ihr überrascht und flohen, indem sie Alles im Stich ließen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Richtung nehmen sollten. Auch trug sich dieses unglückliche Ereigniß gerade in der Jahreszeit zu, wo man die Vorbereitungen zur Aussaat der nöthigsten Lebensbedürfnisse machen wollte. Bei einer Ackerbau treibenden Bevölkerung, die mit ihrem Unterhalt bloß auf den Ertrag des Bodens angewiesen ist, läßt sich daher die äußerste Noth befürchten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 53. 22 Februar 1831.

Die Stiergefechte in Spanien.

Die Stiergefechte sind in Spanien noch sehr im Schwunge; nur die gebildeten Spanier aus den höheren Ständen schämen sich gewissermaßen, ihren Geschmack an einem allerdings sehr grausamen Schauspiel zu gestehen, wiewohl die meisten auch gewichtige Gründe vorräthig haben, um es zu entschuldigen. Erstens ist es ein Nationalvergnügen. National — dieses Wort würde schon allein zu einer vollgültigen Entschuldigung hinreichen. Man ist in Spanien eben so sehr wie anderswo geneigt, was den Hof belustigt auf Rechnung des Nationalvergnügens zu setzen. Dann sagen sie, die Römer wären ja noch größere Barbaren gewesen als wir, da sie Menschen gegen Menschen hetzten. Endlich fügen die Oekonomen hinzu, gewinnt dadurch die Landwirthschaft, da der hohe Preis der Kampfstiere die Grundbesitzer ermuntert, zahlreiche Heerden zu halten. Denn nicht alle Stiere eignen sich zum Kampf gegen Roß und Mann und unter zwanzigen giebt es kaum Einen, der muthig genug befunden wird, in einem Circus aufzutreten; die andern neunzehn werden also zum Ackerbau verwendet. Der einzige Grund aber, auf den sich Nichts einwenden ließe, den man aber nicht vorzubringen getraut, ist der, daß das Schauspiel eines Stiergefechtes — grausam oder nicht — so anziehend und verführerisch ist, daß es das Gemüth so in Anspruch nimmt und in Bewegung setzt, daß man, einmal verlockt einem beizuwohnen, sich nicht mehr diesen Genuß versagen kann. Die Fremden, die mit einer Art innerlichen Abscheues und bloß aus gewissenhafter Pflicht eines Reisenden das erste Mal einen Circus besuchen, fühlen sich bald für die Stiergefechte eben so leidenschaftlich eingenommen, als der Spanier selbst. Es hilft Nichts, man muß es zur Schande der Humanität gestehen, der Krieg mit allen seinen Schrecken hat doch einen außerordentlichen Reiz, besonders für Die, die außerhalb des Schusses ihn mit ansehen können.

Der heilige Augustin erzählt, er habe in seiner Jugend einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Gladiatorengefechte gehabt, von denen er noch keines gesehen hatte. Indeß, von einem seiner Freunde genöthigt, ein Mal dieser prächtigen Metzelei beizuwohnen, habe er bei sich geschworen, während der ganzen Aufführung die Augen geschlossen zu halten. Anfangs blieb er seinem Gelübde treu, indem er sich bemühte, seine Gedanken auf andere Gegenstände zu richten; aber bei einem Schrei, den das ganze Volk ausstieß, als es einen berühmten Gladiator fallen sah, öffnete er die Augen, er öffnete sie, um sie nicht mehr zu schließen. Seitdem und bis zu seiner Bekehrung blieb er einer der leidenschaftlichsten Freunde der Circusspiele.

Nach einem so großen Heiligen wag' ich es kaum, mich anzuführen; jedoch meine Bekannten wissen es, daß mein Geschmack nicht sehr zu dem der Menschenfresser hinüberschlägt. Als ich das erste Mal den Circus zu Madrid besuchte, war ich sehr besorgt, ich würde den Anblick des Blutes, das man dort so schonungslos vergießt, nicht ertragen können; ich fürchtete, meine Empfindsamkeit, der ich in diesen Stücken nicht sonderlich viel zutraute, möchte mich in den Augen abgehärteter Freunde des Stiergefechtes, die mir einen Platz in ihrer Loge eingeräumt hatten, lächerlich machen. Nichts von Allem ereignete sich. Der erste Stier erschien, und wurde getödtet, ich dachte nicht mehr an's Fortgehen. Zwei Stunden verliefen ohne die geringste Unterbrechung und ~~ich hatte~~ mich noch nicht müde gesehen. Kein Trauerspiel in der Welt hätte mich so sehr zu fesseln vermocht. Seitdem habe ich während meines Aufenthaltes in Spanien nicht ein einziges Gefecht versäumt und — ich gestehe es mit Erröthen — ich ziehe die Kämpfe auf Leben und Tod jenen vor, bei denen man sich damit begnügt, die Stiere bloß zu necken, die dann Knöpfe auf der Spitze ihrer Hörner tragen. Es ist derselbe Unterschied wie zwischen einem mörderischen Treffen und einem Turniere mit stumpfen Lanzen. Indeß haben beide Arten des Stiergefechtes mit einander große Aehnlichkeit, nur daß bei der letzteren kein Menschenleben in Gefahr kömmt.

Schon der Vorabend eines Stiergefechtes ist ein Fest. Um unangenehmen Zufällen auszuweichen, führt man die Stiere des Nachts in die Stallung (encierro des Circus; und am Abende vor dem zum Gefecht bestimmten Tage grasen sie auf einem Weideplatz unfern von Madrid (el arrayo). Dorthin macht man nun seinen Spaziergang, um die Stiere zu besehen, die manchmal sehr weit herkommen. Eine Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern macht sich auf den Weg nach dem Arrayo. Viele junge Leute erscheinen bei dieser Gelegenheit in der Tracht eines andalusischen Majo und zeigen darin eine Pracht und Ueppigkeit, die die Einfachheit unsrer gewöhnlichen Kleidung nicht zuläßt. Dabei ist selbst dieser Spaziergang nicht ohne Gefahr: die Stiere wandeln frei umher, ihre Führer können sie oft nicht mehr bändigen, und es bleibt dann die Sache der Neugierigen, ihren Hornstößen so gut als möglich auszuweichen.

Fast in allen großen Städten Spaniens findet man Schauplätze für Stiergefechte (plazas). Diese Gebäude sind von sehr einfacher, um nicht zu sagen, von sehr roher Bauart. Es sind Nichts als große Bretterhütten und man erwähnt des Amphitheaters zu Ronda, das von Steinen gebaut ist, als eines ächten Weltwunders. Es ist das schönste von Spanien, wie das Schloß Thunderten-tronk das schönste Schloß in Westphalen, weil es ein Thor und Fenster hatte. Doch was macht das Schauspielhaus, wenn nur das Schauspiel gut ist!

Der Cirkus von Madrid faßt gegen siebentausend Zuschauer, die ohne Verwirrung durch eine große Menge von Thüren ein- und ausgehen. Man sitzt auf hölzernen Bänken; einige Logen haben auch Stühle; die Sr. katholischen Majestät allein erfreut sich einer etwas reichern Ausstattung.

Der Kampfplatz ist von einem starken Pfahlwerk von ungefähr sechs Fuß Höhe eingeschlossen. Zwei Schuh hoch von der Erde lauft ringsum auf beiden Seiten des Pfahlgeheges eine hölzerne Ausladung, eine Art Fußtritt oder Steigbügel für den Toreador, um sich, wenn ihm etwa allzuhart vom Stiere zugesetzt wird, desto leichter über die Verplankung zu schwingen. Ein schmaler Gang trennt diese von den Zuschauerbänken, die, mit ihm in gleicher Höhe, stufenweis hintereinander aufsteigen, und noch überdieß durch ein doppeltes Seil geschützt werden, das an starken Pfählen befestigt ist. Diese Vorsichtsmaßregel ist erst seit einigen Jahren eingeführt. Ein Stier hatte nicht nur über die Planken gesetzt, was sich nicht selten ereignet, sondern war sogar bis zu den Zuschauern hinaufgesprungen, wo er mehrere derselben tödtete oder verstümmelte. Das ausgespannte Seil hält man für hinreichend, einem ähnlichen Unglück vorzubeugen.

Vier Pforten führen in den Kampfplatz. Die eine aus dem Stall der Stiere (toril), eine andere in die Schlachtbank, wo man die todten Stiere abhäutet und zerstückt. Die beiden andern sind für die menschlichen Schauspieler dieser Tragödie.

Ein Wenig vor dem Anfang des Gefechtes versammeln sich die Toreadors in einem dicht am Cirkus gelegenen Saale, gleich daneben sind auch die Pferdställe. Etwas weiter davon findet sich ein Krankenhaus. Ein Wundarzt und ein Geistlicher halten sich gleichfalls in der Nähe, um den Verwundeten beizuspringen.

Der Saal, der als Versammlungsort der Toreadors dient, ist mit dem Gemälde einer Madonna geschmückt, vor dem einige Kerzen angezündet sind; unter demselben steht ein Tisch mit einer kleinen Pfanne, in der einige Kohlen brennen. Jeder Torero zieht bei seinem Eintritt vor dem Heiligenbild seinen Hut ab, murmelt in der Schnelligkeit ein Stoßgebetchen, langt dann seine Cigarre aus der Tasche, zündet sie an der Kohlpfanne an und plaudert mit seinen Kameraden, oder mit den Kennern und Liebhabern, die hier über das Verdienst der Stiere, die in's Gefecht kommen sollen, ihre Muthmaßungen abgeben.

Indeß bereiten sich Diejenigen, die zu Pferde kämpfen werden, zum Streite vor, indem sie versuchsweise in einem innern Hofe ihre Rosse umhertummeln. Zu diesem Zwecke sprengen sie im Galopp gegen eine Mauer, auf die sie mit einer langen Stange, die einstweilen die Lanze vertritt, losstoßen; dann, ohne sich von diesem Angriffspunkt zu entfernen, üben sie ihre Pferde in schnellen Wendungen, wobei sie sich möglichst nahe an der Mauer halten. Man wird zur Zeit sehen, daß diese Uebung nicht unnöthig ist. Die Thiere, deren man sich bedient, sind ausgemusterte Pferde, die man sehr wohlfeil kauft. Um sie durch das Geschrei der Zuschauer und den Anblick der Stiere nicht scheu werden zu lassen, verbindet man ihnen, bevor sie auf den Kampfplatz gebracht werden, die Augen und verstopft ihnen die Ohren mit nassem Werg.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die neuere Poesie der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Die Blüthe der neuern Poesie fällt in die Zeit der Herrscherfamilie Tang, d. h. zwischen 626 und 906 nach Christi Geburt. Der berühmteste Dichter, Li taipe aus Ssetschuen blühte um 720; eine ausführliche Lebensbeschreibung von ihm ist in dem vierzehnten Bande der Mémoires concernant les Chinois zu lesen. In einem seiner Gedichte, welches die Ueberschrift führt: das goldene Wahrzeichen, sagt der Dichter von sich selbst: „Als ich geboren wurde, „träumte meine Mutter, daß der Morgenstern über ihrem Busen „stehe; deßwegen nannte sie mich taipé, d. h. erhabene Klarheit. Als der Kaiser Yuentsung zur Regierung kam, ward „ich zu einer Audienz in der kaiserlichen Halle zugelassen, und ich „sprach mit ihm von den Angelegenheiten des Reichs. Darauf lud mich „der Sohn des Himmels zu einem Gastmahle und bediente mich mit „seiner eigenen Hand.“ Es scheint, die Dichter trinken in China viel Wein; Li taipé's Unmäßigkeit zog ihm die Verbannung vom Hof zu. Seinen Tod selbst fand er im Rausch; denn als er eines Tages auf einer Wasserfahrt des Guten zu Viel gethan, stürzte er über Bord und ertrank. Die Gedichte Li taipé's und mehrerer andern Dichter sind unter dem Titel Tangschi d. h. Gedichte aus der Zeit der Tang gesammelt und vielfältig herausgegeben worden. In dieser Sammlung findet man sehr viele Lieder, welche meisterhaft genannt werden können, und die eben sowohl von tiefem Gefühl als von reicher lebendiger Phantasie zeugen. Im nächstfolgenden Beispiel wird eine Person aufgeführt, welche, eine auf Wellen dahin getragene Pfirsichblüthe verfolgend, in ein Land kommt, das von Menschen bewohnt ist, deren Einfachheit und Unschuld vermuthen lassen, daß sie den gräßlichen Verfolgungen des berüchtigten Tyrannen Thsin Schichuangti entgangen sind und seither in keiner Verbindung mit der übrigen Welt gestanden haben. Bei seiner Rückkehr aus diesem kleinen Paradiese erzählt der Wanderer, was er gesehen, oder vielleicht nur geträumt; denn als er den glücklichen Ort wieder aufsuchen wollte, war derselbe plötzlich verschwunden.

In diesem Thale wohnen nur wenige Menschen;
Ihre Sitten stammen aus dem höchsten Alterthum.
Die Gräser wachsen und die Bäume blühen; in ihrem Lande giebt es keine Steuern.
Von Enkel zu Enkel lesen sie die dem Brande entgangenen Bücher.
Am frühesten Morgen erschallt das Hahnengeschrei im tiefen Thale.
Und Hundegebell ertönt, wenn die röthlichen Wolken über die Strohdächer ziehn.
Ach könnte ich doch auf meinem Nachen den Weg wieder finden.
Zehn Jahre hindurch wollt' ich wie sie Fischer werden! –

An poetischen Erzeugnissen besonders reich war China zur Zeit, wo es in mehrere unabhängige Staaten getheilt war, da die ewigen Kriege zwischen den verschiedenen Reichen ein lebendiges Treiben verursachten, so daß die damalige Periode mit der ritterlichen Epoche der europäischen Völker nicht wenig Aehnlichkeit hat. Folgendes Gedicht soll von einem Kaiser an seinen siegreichen Feldherrn geschrieben worden seyn.

Großer Feldherr, südwärts wende Deinen Muth und Deine Kraft;
Um die Leiden güte Dein wie herbstliches Wasser erglänzendes, Dein geflügeltes Schwert,
Wie des Sturmes Wehen lasse Deine Trommeln in den Gebiegen erschallen, und bei den Strömen;
Hoch wie Sonne und Mond sollen Deine blitzenden Fahnen leuchten!
Vom Himmel herab sehen die Geister auf Dich:
Wie könnte das Gewürme aus seiner Höhle entfliehen!
Wenn Du den Frieden erkämpft, wollen wir Dich im Triumph empfangen;
Dein Kaiser selbst wird Dir den Kriegespanzer abschnallen.

Epische Gedichte im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es nicht, dagegen eine große Anzahl von Romanen in Versen, von denen sich sehr viele durch ihre ungeheuere Schlüpfrigkeit auszeichnen. Ebenso sind die Chinesen reich an didaktischer Poesie und an moralischen Dichtungen. Das größte in Europa bekannt gewordene Werk dieser Art heißt **Schingtsuschinchoangti Schingjü** d. h. **erhabene Unterredungen des heiligen Ahnherrn des tugendhaften Kaisers**, ebendesselben, der in Europa unter dem Namen **Khangchi** berühmt ist. Das angegebene Buch, welches von seinem Sohne und Nachfolger, dem Kaiser **Jungtsching** herausgegeben wurde, befindet sich in doppelter Uebersetzung, nämlich in französischer und in italienischer Sprache, in dem neunten Bande der Memoires concernant les Chinois.

Satiren, als besondere Dichtgattung, gibt es gleichfalls nicht; dafür aber Schmähschriften von der unverschämtesten Sorte die Fülle. Wo die **Preßfreiheit** fehlt, da ist die **Preßfrechheit** zu Hause, in China wie in Deutschland. Die Regierung, die Beamten, ja selbst der Kaiser werden in diesen Schmähschriften nicht verschont, die dabei immer so eingerichtet sind, daß man den Verfassern nicht zu Leibe kann. Dieß wird vorzüglich dadurch bewirkt, daß sie einen andern Sinn haben, wenn man sie liest, als wenn man sie vorlesen hört. Dieß wäre in keiner andern Sprache möglich, im Chinesischen ist es aber nicht einmal sehr schwer. Die alte klassische Schriftsprache hat das Eigenthümliche, daß jeder Begriff durch einen denselben bezeichnenden Charakter (Symbol) geschrieben wird; diesem Charakter oder Begriff entspricht ein Wort (wenn dieses Wort selbst einsylbig ist) oder eine Sylbe (wenn das Wort mehrere Sylben hat); so daß man sagen kann, ein jeder Charakter dieser Schriftsprache habe eine ihm entsprechende Sylbe. Die neuere Schriftsprache malt weniger die Begriffe als die Töne und ist ganz syllabisch, und es ist im Ganzen ziemlich einerlei, welchen Charakter man zur Bezeichnung des Tons anwendet, wenn er nur überhaupt bezeichnet wird. Wenn man also einer in der neuern Schriftsprache geschriebenen Sache einen zweiten Sinn geben will, so hat man weiter Nichts zu thun, als die eigentlichen Schriftzeichen bei jeder Sylbe mit solchen zu verwechseln, die in der alten Sprache **ganze Begriffe** ausdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Erzählungen von W. Irving.

(Schluß.)

Nur zu gewöhnlich verwischen die Geschichtschreiber und vornehmlich die sogenannten Pragmatiker in ihrer Sucht Alles zu verallgemeinern, und das mannigfaltige Spiel der Welt auf Gesetz und Regel zurückzuführen, Färbung und Bewegung der Erscheinungen. Der Botaniker, der die Natur in sein todtes Herbarium packt, sucht doch wenigstens von jeder Art ein Exemplar zu erhalten und so die Vollständigkeit der Gattung zu erreichen; aber für solche Geschichtschreiber ist das Leben ein bloßer Begriff, dem keine Anschauung der Wirklichkeit entspricht, ein nacktes Gerippe, an dem man zwar noch das ungefähre Maß der Gestalt, aber keine Physiognomie und keine Schönheit mehr erkennt. Wie voll individueller Wahrheit sind dagegen diese kleinen Gemälde; wie treu stellen sie den Geist der Zeit und des Volkes dar, (den man aber freilich studirt haben muß wie Irving, um ihn so treu wiedergeben zu können); in welch sprechenden Zügen schildern sie jene sonderbare Mischung von Geldsucht ritterlicher Tapferkeit, frommem Glauben und finsterm Aberglauben, wodurch die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts sich auszeichneten. Wie bewundernswürdig schön ist z. B. der Rückzug Pizzarro's, die Charakteristik von Nunnez Balboa, so daß wir eigentlich um eine Auswahl von Proben verlegen sind; doch am Liebsten wählen wir aus den reichen Partien des Werkes die Beschreibung der Entdeckung des stillen Ozeans.

„Kaum dämmerte der Morgen, als Vasco Nunnez de Balboa und seine Genossen von dem indianischen Dorf auszogen und die Höhe hinan zu schreiten begannen. Es war ein rauhes und hartes Stück Arbeit für so müde Wanderer; aber der Gedanke an die triumphirende Szene, die ihnen all' ihre Mühseligkeiten lohnen sollte, erfüllte sie mit neuem Eifer. Um zehn Uhr traten sie aus dem Dickicht der Wälder, durch welches sie sich bis dahin durchwinden mußten, heraus in eine hohe luftige Berggegend, und in mäßiger Erhebung lag der nackte Gipfel vor ihnen, auf welchen die Führer als den Ort hinwiesen, wo das südliche Meer zu sehen sey. Da befahl Vasco Nunnez seinen Leuten, sie sollten Halt machen und keiner sich von der Stelle rühren; und er selbst allein und mit klopfendem Herzen bestieg die kahle Höhe, und, wie er droben stand, that sich der langersehnte Anblick seinem trunkenen Auge auf, — eine neue Welt, getrennt durch diese mächtige Scheidewand von Allem, wovon man bisher Kunde gehabt, entfaltete den Zauber ihre Reize zu seinen Füßen, — ein wüstes Chaos von Felsen und Wäldern, von grünen Savannen und herschweifenden Flüssen und in der Ferne die Wogen des Ozeans im Morgenstrahle erglänzend. Bei diesem wunderherrlichen Schauspiel sank Vasco Nunnez auf seine Kniee und erhob die Hände zu einem Dankgebet an den Schöpfer, dessen Huld ihm vergönnte, der erste Europäer zu seyn, der diese große Entdeckung machte. Dann rief er seinen Gefährten und hieß sie heraufkommen; „„wir haben gefunden, meine Freunde,““ sprach er, „„wornach wir verlangten. Laßt uns Gott Dank sagen, der uns so viel Ehre und Glück widerfahren läßt. Laßt uns zu ihm flehen, daß er uns Rath und Kraft schenkt, das Meer und das Land zu erobern, das wir entdeckt haben — das Land, welches noch kein Christ zuvor betreten hat, und daselbst die heilige Lehre des Evangeliums zu predigen. Was euch selbst anbelangt, so bleibt, wie bisher, meine frommen und treuen Genossen, und ihr werdet mit Hülfe Christi die reichsten Spanier werden, die je nach Indien gefahren sind — Ihr werdet Euerm Könige die größten Dienste leisten, die je von einem Vasall seinem Lehensherrn geleistet worden — und von Allem, was hier entdeckt, erobert und bekehrt wird, habt Ihr den ewigen Ruhm und Vortheil zu genießen.““ Die Spanier erwiederten diese Rede, indem sie ihren Anführer umarmten und ihm versprachen, bei ihm auszuharren und ihm zu folgen bis in den Tod. Unter ihnen befand sich ein Priester, Namens Andreas de Vara; derselbe erhob seine Stimme zu einem Tedeum — dem gewöhnlichen Lobgesang, mit welchem die Spanier neue

Entdeckungen begrüßten. Die Uebrigen, mit frommer Begeisterung und Thränen freudiger Rührung, stimmten knieend ein, und nie loderte an geweihter Stätte ein Opfer innigerer Andacht zur Gottheit empor als auf dieser wilden Bergspitze. In der That kann man sich keine erhabenere Entdeckung denken, als die, welche die Spanier in diesem Augenblick gemacht hatten. Eine gränzenlose Bahn von Vermuthungen öffnete sich ihrer staunenden Einbildungskraft. War es der große indische Ozean, beperlt mit kostbaren Inseln, wo Gold, Edelgestein und Spezereien die Fülle, und geschmückt sein Saum von den prächtigen Städten und den reichen Märkten des Orients? Oder war es irgend ein einsames Meer, umfaßt von öden unangebauten Kontinenten und nie durchfurcht von einem Fahrzeug außer der leichten Pirogue des Wilden? Das Letztere konnte doch wohl nicht der Fall seyn; denn die Eingebornen hatten den Spaniern von bevölkerten und mächtigen Goldländern, von üppigen Nationen an den Gestaden gesprochen. Vielleicht daß allerlei Völker hier hausten, zwar gesittet, aber auf andere Weise als die Europäer, und in völliger Unkunde und Unabhängigkeit von der andern Hemisphäre — mit eigenthümlichen Gesetzen, Gebräuchen, Künsten und Wissenschaften — eine Welt bildend für sich und mittelst dieser mächtigen See in abgesondertem Verkehr begriffen, mit ihren eigenen Festländern und Inseln. So mögen die Betrachtungen gewesen seyn, welche der Anblick des unbekannten Ozeans in ihnen erweckte, und die jetzt in glänzender Verwirrung in ihrem Kopf sich durchkreuzten. Natürlich sahen sich die Spanier als die ersten Entdecker an. Vasco Nunnez ergriff demnach, indem er alle Anwesenden, 67 an der Zahl, zu Zeugen nahm, von dem Meer, seinen Inseln und den umliegenden Ländern im Namen des Monarchen von Kastilien förmlich Besitz, und der Notar der Expedition setzte eine Urkunde auf, welche die ganze Versammlung mit ihrer Namensschrift unterzeichnete. Hierauf ließ er einen stattlichen schlanken Stamm hauen, ein Kreuz daraus verfertigen und auf der Stelle, wo er das Meer zuerst erblickte, dasselbe aufpflanzen. Ein Steinhaufen wurde gleichfalls als Denkmal aufgeworfen und in den benachbarten Bäumen die Namen Ferdinand und Isabella eingeschnitten. Die Indianer schauten all' diese Ceremonien und Feierlichkeiten mit stummer Verwunderung an, und während sie das Kreuz aufrichten und die Steine herbeischaffen halfen, ahnten sie nicht, daß diese Denkmäler die Unterjochung ihres Landes bedeuteten."

Diese Besitznahme geschah noch feierlicher, als Vasco Nunnez, jene Goldländer suchend, an die Küste hinabstieg und an eine große Bai kam. Es war Ebbe und das Wasser etwa eine halbe Stunde zurückgetreten; der zwischenliegende Strand war mit Schlamm bedeckt; hier im Schatten der Waldbäume setzte sich Vasco Nunnez, bis die Fluth stieg. Nach einiger Zeit drang das Wasser mit großem Ungestüm heran, nahezu bis an den Ort, wo die Spanier ruhten. Nun stand Vasco Nunnez auf, faßte das Banner, auf welchem die Jungfrau mit dem Kinde und darunter die Wappen von Kastilien und Leon gemahlt waren, zog sein Schwert, warf seinen Schild auf den Rücken, trat bis an die Kniee in's Wasser, schwang das Banner und rief mit lauter Stimme: „„Heil und langes Leben Don Ferdinand und Donna Isabella, den hohen und mächtigen Monarchen von Kastilien, Leon und Arragon, in deren Namen und für deren königliche Krone ich wirklich, körperlich und sächlich Besitz ergreife von allen Meeren, Landen, Küsten, Häfen und Inseln des Südens, mit Vorbehalt unbestrittener Ansprüche auf alle Königreiche und Provinzen, die auf was immer für eine Art oder aus was immer für einem Rechtsgrund von alter und neuer Zeit einst, jetzt oder künftig dazu gehören; und so irgend ein anderer Fürst oder Feldherr, Christ oder Ungläubiger oder was sonst für eine Person es sey, sollte vorgeben, sie hätte ein Recht auf diese Lande und Meere, so bin ich bereit und Willens, dieselben zu behaupten und zu vertheidigen im Namen der kastilischen Monarchen, jetziger und künftiger, denen die Herrschaft gebührt über diese Indien, Inseln und Festländer, im Norden und Süden, mit all' ihren Gewässern, von einem Pol zum andern, auf beiden Seiten des Aequators, innerhalb und außerhalb der Wendekreise des Krebses und des Steinbocks, nun und zu allen Zeiten, bis zum jüngsten Tage des Gerichts aller Menschen."" Da auf diese pomphaft anschwellende Erklärung und Herausforderung Niemand erschien, der Einspruch that, so rief Vasco Nunnez seine Gefährten abermals zu Zeugen auf, daß im Wege Rechtens verfahren worden; und alle betheuerten ihre Bereitwilligkeit, ihm beizustehen mit Leib und Leben, wie treuen und ergebenen Vasallen der kastilischen Krone gezieme, der Notar aber legte sein Pergament vor, das sie unterschrieben. Nachdem Dieß vollbracht war, traten sie bis an den Rand der See, bückten sich nieder und kosteten von dem Wasser; und da sie fanden, daß es, gleich den Meeren des Nordens, obwohl durch Berg und Land davon getrennt, salzig sey, so zweifelten sie nicht, daß sie einen Ozean entdeckt hätten und priesen Gott. Zuletzt zog Vasco Nunnez ein Messer aus seinem Gürtel und schnitt ein Kreuz auf einen Baum, der im Wasser wuchs, und zwei andere Kreuze machte er auf zwei in der Nähe stehende Bäume — zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Seine Gefährten schnitten ebenfalls viele Kreuze in die Bäume und hieben mit ihren Schwertern Zweige ab, um sie als Trophäen mitzunehmen."

Wir schließen diese Auszüge mit der Bemerkung, daß, außer den Genannten, Vincente Yannez Pinzon, Diego de Nicuesa, Juan Ponce der Leon ꝛc. die Hauptpersonen sind. Das Werk umfaßt den Zeitraum vom Jahre 1499 bis zum ersten Viertel des folgenden Jahrhunderts. Sollte, wie es scheint, der Verfasser die Absicht haben, einen ganzen Cyclus amerikanischer Geschichten zu bearbeiten, so käme die englisch-amerikanische Litteratur bald in den Besitz eines Nationalwerkes, wie es wenige Völker aufzuweisen hätten.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der dramatischen Werke, welche zu Paris zwischen dem 1 Januar 1809 und dem 31 Dezember 1830 aufgeführt worden sind, die Darstellungen in den Theatern des Comte, des Luxemburg, der Seiltänzer und Akrobaten nicht mit eingerechnet, beläuft sich auf 3558. Es kommen also auf jedes Jahr mehr als 160 neue Stücke und fast auf jeden Tag dieser 22 Jahre eine halbe Vorstellung. Von den zur Aufführung gekommenen Stücken vom Jänner 1821 bis zu Ende Dezembers 1830 wurden verfaßt 135 von Scribe, 93 von Theaulon, 94 von Brazier, 92 von Armand Dartois, 92 von Carmouche, 80 von Melesville, 56 von H. Dupin, 45 von Benjamin Antier, 53 von Dumersan und 50 von Friedrich Courcy

•

Das auf Befehl des englischen Parlaments bekannt gemachte Pensionen-Verzeichniß giebt dieselben zu 155.183 Pfund an, wovon 70.000 Pf. auf England, 55.921 auf Ireland und 31.252 Pf. auf Schottland kommen. „Auf diese Darlegung," setzt der Sun hinzu, „muß das Volk von England, Schottland und Ireland mit Scham, Schmerz und Unwillen blicken. Es wird einige wenige Pensionäre geben ohne Verdienst. — Miethlinge, die den Armen plündern und den Reichen bestehlen — wahre Heuschrecken, die von der Lebenskraft des Volkes zehren — Menschen, ohne Scham und Ehrgefühl — untermischt freilich mit mancher ehrenwerthen und verdienstvollen Ausnahme — Ausnahmen, deren Tugenden und Verdienste keiner Frage unterliegen, aber in einer solchen Gesellschaft fast zweifelhaft werden. Wer kann sich noch über das National-Elend wundern, wenn er einen Blick auf dieses Bild der Verschwendung und des Mißbrauchs geworfen hat?"

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Jeden Tag sieht man in der Deputirtenkammer Austrittsgesuche einreichen und gewähren. Wenn das so fortgeht, so werden bald alle Vaterlandsretter fort und Frankreich gerettet seyn.

•

Gegenwärtig befindet sich im Lazareth zu Marseille ein kleiner georgischer Prinz, der bei dem letzten Krieg zwischen Rußland und Persien sein Land verloren hat. Der unglückliche Prinz ist so arm wie eine Kirchenmaus. Er fragt an, ob ihn die Diplomatie nicht an so einer kleinen Stelle wie seine vorige unterbringen könne?

•

In der Wojewodschaft Sandomir haben die Frauen den jungen waffenfähigen Leuten, die sich nicht unter die Fahnen stellten, Kunkeln mit Hasenbälgen umwickelt, zugeschickt. Möge dieses symbolische Epigramm von besserer Wirkung seyn, als bei Frankreichs erster Revolution. Die Frauen sendeten damals Edelleuten in einer gewissen Provinz — Spinnrocken. Die Edelleute nahmen die Spinnrocken und — spannen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 54. 23 Februar 1831.

Die Mordbrenner.

Es ist schon etwas lange her, als man Hrn. Decazes einen Jakobiner nannte. *) Unzählige Feuersbrünste verheerten das Departement der Eure und bedrohten die benachbarten Departemente. Die Präfektur erließ Proklamationen auf Proklamationen, um die Einwohner zu beruhigen, was sie nur noch mehr in Schrecken setzte; die Staatsanwälte stiegen zu Pferde, indeß Pachthöfe und Dörfer wurden nichts desto minder in Brand gesteckt. Eine unsichtbare Hand schien die Mordfackel durch das Land zu tragen. Die Regierung verlegte nun ein Regiment schwerer Cavallerie nach Cany. Warum nicht auch Belagerungsgeschütz?

„Das Regiment vertheilte sich auf Befehl des Präfekten in die Umgegend. Ich zog mit meiner Compagnie gegen Veulettes, das Thal der Durdan entlang. Als wir auf die Höhe des Hügels kamen, suchten wir lange nach diesem Dorfe, und nachdem wir es gefunden hatten, mußten wir noch eine halbe Meile weiter nach dem Schlosse St. Martin, um dort den Maire zu treffen, den Ritter von Auffray. Auf dem Wege begegneten wir einer armen Bäuerin. Ihr Gesicht fiel auf: ein schönes großes Mädchen, schlank, obgleich hohen Leibes. Ihre Züge, zart und regelmäßig, waren marmorweiß, ihre schwarzen starren Augen ohne irgend einen Ausdruck; Thränen rollten über ihre Wangen, und doch hätte man an ihrem Schmerz zweifeln mögen.

„Ey, sag' uns doch, statt zu weinen, wo der Maire von Veulettes wohnt?"

Diese Frage setzte sie in Verwirrung, als wenn sie sie nicht verstanden hätte, oder als fürchtete sie, darauf zu antworten. Endlich gab sie den verlangten Bescheid, und wir ließen sie ihre Straße ziehen. Ich hörte später, daß sie Maria heiße. Seit einem Jahre war sie Magd im Schlosse des Hrn. von Auffray. Jedermann liebte sie dort wegen ihrer ungemeinen Sanftmuth, ihrer Folgsamkeit und vielleicht auch aus Mitleid. Sie war so still und sprach so selten, daß man sie für dumm hielt. An diesem Tag hatte ihr Herr zu ihr gesagt: „Ich habe Dir für dreiundsechzig Franken Kleidungsstücke angeschafft. Das macht drei Franken mehr als dein Jahreslohn. Ich verlange diese drei Franken nicht heraus, ich schenke sie Dir. Kehre nach Pleineséve zurück zu Deinem Vater."

Sie hatte nicht einmal den Muth zu fragen, warum man sie zurücksende und machte sich auf den Weg.

Es war gegen Ende Septembers, wenn ich mich noch recht entsinne; die Ernte war eingebracht, die Schnitter waren bezahlt und entlassen. In der Mitte der ungeheuern Küche des Schlosses, in einem alterthümlichen Lehnstuhl am langen schwerfälligen Tisch von Nußbaumholz saß der Ritter von Auffray und trank Aepfelwein in Gesellschaft seines Jägerburschen und seiner Hofmayer. Er hatte gerade in der Quotidienne die Erzählungen von den Feuersbrünsten gelesen und ließ, wie alle Abende, seine Redekunst in politischen Nutzanwendungen vor einem Auditorium glänzen, das ihn mit Ehrfurcht anhörte, und ihm weit besser zusagte, als die Gesellschaft der benachbarten Gutsbesitzer, die, stolz auf ein kleines, durch ihrer eigenen Hände Arbeit erworbenes Vermögen, sich herausnahmen, ihre eigene Meinung zu haben, und als Bürger auf dem Lande ihre Nasen so hoch zu tragen, als der Hr. Ritter von Auffray. Er hatte keine andern Freunde und Tischgenossen als seine Bedienten, und seitdem er vom Podagra auf seinem Edelsitze festgenagelt war, lebte er mit ihnen und seinen Hunden auf dem vertrautesten Fuß. Vor Zeiten sah man ihn auf den Viehmärkten von Fecamp und Cany in großen Reitstiefeln, im blauen Ueberrock mit Lilienknöpfen, im Wirthshaus Tafel halten, oder mit Roßtäuschern über Pferdearzeneien Gespräche pflegen, und ihnen freundschaftlich die Hände schütteln. In der Schenke war er wirklich der gute Fürst selbst, und man hörte ihn oft sagen: „Ich liebe das Volk — nur diese Spießbürger taugen nichts."

Er verabscheute von Vorn herein Alles, was man Unterricht nannte, den er als die unverkennbare Quelle alles Unheils betrachtete, von der Revolution an bis auf die Feuersbrünste, und diese mit eingeschlossen. Gott weiß, welchen herrlichen Stoff seiner Beredsamkeit die chemischen Brandstoffe dargeboten haben mochten, deren sich, wie man sagte, die Mordbrenner zu bedienen pflegten, wiewohl es keines sonderlichen Aufwandes von Redekunst bedurfte, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln. In diesen Gegenden, wo der Seewind bläst und unter Strohdächern nach der Ernte die Garben auf einander geschichtet liegen, ist ein Brand etwas Furchtbares. Noch lange nachher erzählt man davon mit Schaudern, wie man zu Paris von einem Erdbeben erzählen würde, das die Börse oder das Palais-

*) Unter dem Ministerium Decazes wurde das nordwestliche Frankreich der Schauplatz der nämlichen unbegreiflichen Brandstiftungen wie sie gegenwärtig die Gerichtshöfe der Maine und Loire beschäftigen.

Royal eingestürzt hätte, und immer knüpft man an diese Erinnerungen allerhand abergläubische Tollheiten und Mährchen, wie man bei allen Ursachen einer Zerstörung oder Verödung zu thun pflegt.

Das Gebell von einigen zwanzig Hunden, das unsre Ankunft im Schloßhofe meldete, unterbrach die Unterhaltung des Ritters von Auffray. Der Burgherr empfing uns an der Schwelle der Küche mit dem Glas in der Hand.

„Willkommen, meine Herren. Was Neues zu Paris? Nach der Restauration war ich auch dort! Eine volkreiche und prächtige Stadt, auf Ehre! Und das Caffeehaus der Montansier. Alle Wetter! Mädchen giebt es dort, die sich gewaschen haben. Aber warum schenkt man dort nur keinen Aepfelwein? Hier, meine Herren, eigenes Gewächs! Ich mache in einem gewöhnlichen Jahr dreihundert Tonnen. Trinken wir auf die Gesundheit des Königs, des ersten Edelmannes in Frankreich! Doch, so wahr ich lebe, ich sollte auf ihn böse seyn. Ich habe ihm mehrmals geschrieben, und er hat mir keine Antwort gegeben. Das macht freilich, daß es in unserer Familie keine Hofleute giebt.“

„Das thut Nichts,“ nahm der Jäger hier das Wort. „Ihrer Gnaden dem Hrn. Ritter soll nur eine Kitt Rebhühner schußgerecht werden, keinen Pair in Frankreich hat es gegeben, der noch einen bessern Schuß gethan hätte, darauf wett' ich.“

„Mir ist der Hofadel in der Seele zuwider,“ fuhr der Ritter fort, indem er ein großes Glas Aepfelwein hinunter stürzte. „Es ist mit ihm wie mit den Weibsleuten zu Paris, von denen ich Euch allzeit erzähle: es sind Zieraffen. Da lob' ich mir ein gutwilliges Geschöpf von einem Mädchen, die nicht ein Wort sagt, die man nimmt und wegschickt auf gut soldatisch, wenn man sie nicht mehr mag. Blitz, da will ich Ihnen eine Geschichte erzählen ...“

Aber wenig neugierig auf diese Geschichte, unterbrach ich ihn, indem ich meinen Verhaltungsbefehl vorzeigte und um die nöthigen Nachweisungen ersuchte.

„Ah, Sie kommen von wegen der Mordbrenner?“ sagte der Jäger. „Ja, da müssen Sie es fein anlegen, wenn Sie ihnen auf die Fährte kommen wollen. Sie sind unsichtbar, und wenn ich mein Gewehr ....“

„Ja, meine Herren,“ schrie der Ritter erhitzt dazwischen, „so lange es Wähler von hundert Thalern geben wird und Bonapartisten und Jakobiner, die Hr. Decazes besoldet ....“

„Das muß wahr seyn,“ sagte der Jäger, „wir werden von der Canaille regiert. Aber ....“ Hier drückte er das linke Auge zu, wie ein Schütze, der zielt; dann stand er auf, nahm sein Gewehr von der Wand, und nachdem er das Schloß besehen hatte, sagte er:

„Heute Nacht gehen wir auf den Anstand auf die Mordbrenner.“

„Jörg,“ sagte Hr. von Auffray zu einem kleinen Kuhhirten, der sich seit unserer Ankunft damit unterhalten hatte, mit seinem Messer in die Tischplatte zu schneiden, „Jörg, wenn die Herren vom Militär die Runde machen wollen, so wirst Du ihnen den Weg zeigen. Trinken wir noch Eines mit dem Fuß im Steigbügel.“

„Wir verließen den Strohjunker von St. Martin sicherlich in der festen Ueberzeugung, daß wir von seinem Witz und seinen ritterlichen Manieren entzückt seyen.

Beim Abzug sahen wir seine Leute bewaffnet sich auf die Wache stellen, hinter der Scheune, im Baumgarten, unter dem Gesträuch des Schloßgrabens. Damals gab es keinen Gutsbesitzer, der nicht seine Vorsichtsmaßregeln traf. Das Gerücht von den Feuersbrünsten, das sich wie die Flamme überall hin verbreitete und vergrößerte, hatte Alles in Schrecken gesetzt. Jeder Pachthof war vom Gebetläuten an bis zur Morgendämmerung bewacht wie eine belagerte Stadt. Wir sahen in der Dämmerung Gestalten wie Gespenster hin und her wanken. In den Zweigen der Bäume hörte man Stimmen flüstern und Waffen klirren. Alle Augenblicke wurde man angehalten hier durch das Geschrei: Wer da? Zurück! — dort sah man in der Dunkelheit auf dem Dach einer Scheune oder Mühle einen schußfertigen Flintenlauf funkeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stiergefechte in Spanien.

(Fortsetzung.)

Der Cirkus bietet einen bunten und lebendigen Anblick dar. Die Arena ist vor Anfang des Gefechtes mit Menschen erfüllt und die Stufensitze und Logen wimmeln von einem Meer von Köpfen. Es giebt zwei Arten von Plätzen: die einen auf der Schattenseite sind die theuersten und bequemsten; aber auch die Sonnenseite ist stets mit Freunden des Kampfspieles besetzt, die sich ihm zu Liebe jeder Beschwerlichkeit unterziehn. Man sieht bei weitem weniger Frauen als Männer, der größte Theil der Zuschauerinnen gehört der Klasse der Manolas (Freudenmädchen) an. Doch bemerkt man in den Logen manchen eleganten Putz, der aber nur selten jungen Frauen angehört. Die französischen und englischen Romane haben die Spanierinnen seit Kurzem völlig umgewandelt, und ihnen den Geschmack an den alten Volksbelustigungen verleidet. Ich glaube nicht, daß den Geistlichen verboten ist, dergleichen Schauspielen beizuwohnen; indeß habe ich nur einen Einzigen in seiner geistlichen Tracht bemerkt (zu Sevilla). Man sagte mir, daß sie gewöhnlich verkleidet erscheinen.

Auf ein vom Vorsteher des Stiergefechtes gegebenes Zeichen gebietet ein Ober-Alguazil, von zwei andern Alguazils begleitet, alle drei zu Pferde und mit einem Gefolge von Reitern, die Arena und den Gang, der sie von den Stufensitzen trennt, zu räumen. Wenn sie dieses Geschäft beendigt und sich zurückgezogen haben, so liest ein Herold, begleitet von einem Notar und mehreren Alguazils zu Fuß in der Mitte des Schauplatzes den Bann ab, wodurch Jedermann verboten wird, Etwas in die Arena zu werfen, oder durch Geschrei oder Zeichen die Kämpfer irre zu machen, u. s. w. Kaum wird man seiner ansichtig, so erhebt sich, ungeachtet der Ehrfurcht gebietenden Formel: „Im Namen des Königs, unsres Herrn, den Gott lang erhalten möge“ u. s. w., von allen Seiten Zischen und Pfeifen, das während der ganzen Verlesung des Bannes, das ohnehin nicht gehalten wird, fortdauert. Im Cirkus, und nur hier allein, übt das Volk eine souveräne Macht aus, und kann thun und sagen, was es will.

Es giebt zwei Klassen von Toreros: die Picadors, die zu Pferd mit einer Lanze bewaffnet fechten, und die Chulos, die zu

Fuß den Stier hetzen, indem sie ihm grellgefärbte Tücher vorhalten. Zu den letzteren gehören die Banderilleros und Matadors, von denen später die Rede seyn wird. Alle gehn in andalusischer Tracht, ungefähr wie Figaro im Barbier von Sevilla; aber statt der kurzen Beinkleider und seidenen Strümpfe tragen die Picadors Hosen von starkem Leder, die noch mit Holz und Eisen bedeckt sind, um ihre Beine und Schenkel gegen die Hornstöße der Stiere zu sichern. Sind sie zu Fuß, so müssen sie, wie Zirkel, mit ausgespreizten Beinen gehen und zu Boden gestürzt vermögen sie nur mit Hülfe der Chulos sich wieder aufzurichten. Die Sättel sind nach Art der türkischen, sehr hoch, mit eisernen Steigbügeln, die wie Holzschuhe geformt den ganzen Fuß bedecken. Um ihre Pferde zu bändigen, haben sie Sporen mit zwei Zoll langen Stacheln. Ihre Lanze ist dick, sehr stark, und läuft in eine dreischneidige Spitze aus, die jedoch, um das Vergnügen des Schauspiels zu verlängern, mit einem Wulst von Schnüren umwickelt ist, der sie nur einen Zoll ungefähr in den Leib des Stiers eindringen läßt.

Einer der Alguazils zu Pferde fängt in seinem Hut den Schlüssel auf, den der Präsident des Spieles ihm zuwirft. Dieser Schlüssel schließt zwar nicht auf; indeß überreicht er ihn doch dem Manne, der die Stallung der Stiere zu öffnen bestellt ist. Dann sprengt er im Galopp davon, verfolgt von dem Hohngelächter der Menge, die ihm zuruft, der Stier sey ihm schon mit den Hörnern im Rücken. Dieser Witz wird bei jedem Stiergefechte wiederholt.

Inzwischen haben die Picadors ihren Platz eingenommen. Gewöhnlich sind ihrer zwei, die in der Arena halten, zwei oder drei andere stellen sich außerhalb derselben auf, um bei unglücklichen Ereignissen, wenn Einer umkommt oder schwer verwundet wird, einzutreten. Ein Dutzend Chulos zu Fuß sind auf Schußweite von einander aufgestellt, um sich gegenseitig beizuspringen.

Der Stier, zum Voraus schon im Stalle gestachelt und mit Salpetersäure gerieben, stürzt wüthend heraus. Gewöhnlich springt er in Einem Satz bis mitten auf die Arena und hält hier plötzlich inne, stutzig gemacht von dem Lärmen, der ihn empfängt, und betroffen von der wogenden Menge, die er erblickt. Auf dem Nacken trägt er ein Bündel farbiger Bänder, das mit einem kleinen Haken in der Haut befestigt ist. Die Farbe dieser Bänder bezeichnet die Heerde (vacada), aus der er stammt; aber ein Mann von Fach erkennt mit geübtem Auge schon am Thiere selbst, welcher Provinz und welcher Abkunft es angehört.

Nun nähern sich die Chulos, schwingen ihre grellfarbigen Mäntel und suchen den Stier gegen einen der Picadors hinzulocken. Ist das Thier brav, so greift es auf der Stelle an. Der Picador nimmt sein Pferd gut zusammen und erwartet die Lanze unter dem Arm gerade der Stirne des Stieres gegenüber den Angriff. Im Augenblick, wo dieser den Kopf senkt, um mit den Hörnern anzurennen, versucht der Picador ihm einen Lanzenstoß in den Nacken beizubringen, aber ja nirgendwo anders; er giebt dem Stoße mit der ganzen Kraft seines Leibes den gehörigen Nachdruck und schwenkt zugleich mit dem Pferde links ab, so daß er den Stier zur Rechten behält. Werden alle diese Bewegungen mit Sicherheit ausgeführt, ist der Picador kräftig, sein Pferd lenksam, so rennt der Stier im Schusse seiner Heftigkeit an ihm vorbei, ohne ihn zu berühren. Nun ist es wieder Aufgabe der Chulos, den Stier zu beschäftigen, damit der Picador Zeit gewinnt, sich zu entfernen; aber oft erkennt das Thier allzu gut Den, der es verwundet hat; es wendet sich hastig um, überholt das Pferd, stößt ihm seine Hörner in die Seite, und wirft es samt den Reiter übern Haufen. Sogleich eilen die Chulos herbei, die einen helfen dem Reiter auf die Beine, die andern werfen dem Stiere ihre Mäntel auf den Kopf, und suchen ihn von der Verfolgung abzubringen, und gegen sich zu lenken, und dann, ist Dieses ihnen gelungen, in vollem Lauf das Pfahlwerk zu erreichen, über das sie mit erstaunlicher Behendigkeit hinwegsetzen. Die spanischen Stiere laufen schneller als ein Pferd und wenn der Chulo sich allzuweit von der Verplankung entfernte, so würde es ihm schwer werden zu entrinnen. Deßhalb wagen sich die Reiter, deren Leben immer von der Geschicklichkeit der Chulos abhängt, nur selten in die Mitte des Kampfplatzes; und wenn sie Dieses thun, so gilt es für eine außerordentliche Kühnheit.

(Fortsetzung folgt.)

Wernyhora's Prophezeyungen.

(Aus dem polnischen Tageblatte „der Patriot.")

Die Bewohner der Ukräne, Wolhyniens und Podoliens bewahren durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht die Prophezeyungen Wernyhora's, eines Kosaken, aus dem Dorfe Dmytrówka am jenseitigen Ufer des Dniepr. Er führte einen sehr gottesfürchtigen Lebenswandel und erlangte durch seine Prophezeyungen einen so ausgebreiteten Ruhm, daß von nahe und ferne die Leute sich bei ihm Raths erholten oder ihn um Vorhersagung der Zukunft ansprachen. Bei solchen Gelegenheiten verfiel er gewöhnlich in einen magnetischen Schlaf. Nach seinem Tode wurde sein Grab ein Wallfahrtsort, und als während des letzten Türkenkrieges und früher noch einige seiner Vorhersagungen einzutreffen schienen, untersagte die russische Regierung bei schwerer Strafe seine Ruhestätte zu besuchen. Alle Strafen waren fruchtlos; ein Volk, vorzüglich ein bedrücktes Volk, setzt gern seine Hoffnung auf Zeichen und Wunder, und Wernyhora's Andenken blieb stets in religiöser Verehrung. Sonderbar! Viele seiner Vorhersagungen haben sich bewährt; vor wenigen Jahren ward eine Prophezeyung hinsichtlich seiner eigenen Gebeine erfüllt. Man wußte, er habe vorhergesagt, daß seine Asche in der ganzen Welt zerstreut werden würde, und deßhalb wurde sein Grab sorgfältig erhalten. Allein neben dem Kirchhofe floß ein Bach, welcher vor einigen Jahren so anschwoll, daß er den ganzen Gottesacker überschwemmte und mit sich fortriß. Dieses Ereigniß bestärkte den Volksglauben um so mehr, und befestigte das Vertrauen auf die Prophezeyungen, von denen einige schon der Vergangenheit angehören, andere hingegen erst in Erfüllung gehen sollen. Sie sind in rusniakischer Sprache nach der mündlichen Volksüberlieferung verzeichnet; und wir theilen sie mit, wenn auch nicht als Weissagungen, doch wenigstens als eine Reihe interessanter Sagen, denen das Volk völligen Glauben beimißt.

Wernyhora kam im Jahre 1766 aus den Gegenden des Dniepr nach Polen und ließ sich in dem Dorfe Makiedonow in der Starostei Kaniow nieder. Dort sagte er vorher, die Haidamacken würden binnen Kurzem ihr Wesen treiben; das Landvolk in Kleinrußland würde deßhalb einen Aufstand erregen und dabei viele Menschen zu Grunde gehen; die Provinz würde nicht unter der Botmäßigkeit der Attamanen bleiben, sondern unter Polens Oberherrschaft zurückkehren; einige Jahre später würden in Kaniow hohe Herrschaften zusammenkommen, und die dort getroffenen Verabredungen für Polen schlimme Folgen haben. Als die Haidamacken ihr Wesen wirklich zu treiben anfingen, und die Prophezeyung Wernyhora's unter dem Landvolke sich verbreitete, da trachteten sie seiner habhaft zu werden, konnten ihn aber nirgends finden; ungeachtet sie auch die Einwohner von Makiedonow ihn zu verfolgen beredeten. Wernyhora flüchtete und verbarg sich auf einer nur von Müllern bewohnten Insel auf dem Flusse Rossia. Die ganze Starostei Korsun befand sich damals im

Besitze eines gewissen Suchodolski, welcher in Korsun selbst wohnte; auf die Nachricht, daß Wernyhora bei den Müllern versteckt sey, begab er sich persönlich dahin und erfuhr von ihm Nachstehendes:

1. Der von den Müllern bewohnte Ort auf der Insel wird mit kostbaren Mauern und einem schönen Pallaste verziert werden, auch werden dort zwei Monarchen zusammenkommen.

2. In Polen werden binnen Kurzem große Unruhen ausbrechen, ein Bruder wird mit dem Blute des andern seine Hände beflecken, Raub und Plünderungen werden statt haben; fremde Soldaten werden viel Böses anrichten und die Thürme mit Gefangenen anfüllen; von drei Seiten wird ein großer Theil Landes abgerissen werden.

3. Die Polen werden ihren König hassen und sich lange Zeit hindurch gegenseitig verkaufen; am Ende wird die Kriegsfackel entzündet und ein großer Theil Polens in drei Theile getheilt.

4. Es wird im Lande ein kleiner, aber tapferer Mann aufstehen, seine Kräfte werden jedoch zur Besiegung der Feinde nicht ausreichen. Dieser Mann wird gefangen genommen und der letzte Theil Polens getheilt. Die Weichsel wird bei der Hauptstadt mit Blut geröthet werden, und der König wird nicht in seiner Hauptstadt sterben.

5. Ein fernes Land wird seinen König morden und aufstehen, so daß es vielen Königen und Fürsten furchtbar werden wird; es wird ein Königreich unterdrücken und in dem demselben abgenommenen kleinen Lande wird ein Theil der polnischen Nation und eine neue Regierung wieder erstehen.

6. Im dritten Jahre nach Polens Aufstande wird in einem großen Theile der Welt ein furchtbarer Krieg ausbrechen. Später wird ein Monarch aus dem Westen an der Spitze vieler Nationen gen Osten ziehen, Smolensk einnehmen und den Kreml umstürzen; von dem Gipfel seiner Größe geschleudert, wird er auf eine Insel verwiesen werden.

7. Die Monarchen werden zusammen kommen und Berathungen pflegen. Die letzte Zusammenkunft wird in Rothreußen erfolgen, allein alle Unterhandlungen werden fruchtlos seyn. Es werden Bündnisse geschlossen, um Polen wieder herzustellen, allein diese werden erfolglos seyn und nicht zu Stande kommen. Es wird zu einem Kriege mit den Türken kommen und Rußland wird wie ein entzügeltes Pferd tief in die Türkei dringen; später aber werden sich die Türken aufraffen. Die Polen werden einen Aufstand machen; ein großer Held wird mit einer tapfern Nation die Russen besiegen, und alsdann die Polen kräftiger sich erheben. Später wird er das russische Lager bei Konstantinow überfallen, auf der Ebene Hanscharicha die Russen überwinden. Er wird sie schlagen bis zu den Gräbern des Pereplat und der Pereplatyka, wo ein zweites russisches Lager stehen wird; überall werden russische Leichen den Boden decken. Der Türke und der Engländer werden sich mit den Polen verbinden; sie werden durch Kiow gehen, den Dniepr mit russischen Leichen anfüllen und tief in das moscoviter Land eindringen; endlich werden die Moscoviter die Polen als Brüder begrüßen, ihre Feindschaft in Freundschaft wenden.

8. Polen wird mit Hülfe der Türken und Engländer in seinen alten Gränzen bleiben.

9. Ein kleines, wenig bekanntes, Volk wird auftreten und sich in Europa Ansehen erwerben.

10. Auch Kleinreußen wird des Glückes theilhaftig werden. Es wird eine Zeit kommen, wo große Dinge vorgehen. Ich würde davon sprechen, allein ich fürchte, der Dniepr möchte aus seinen Ufern treten.

11. In einem großen Theile der Welt werden die Formen der Andacht verändert werden; neue Regierungen werden errichtet, die alten umgestaltet oder umgestürzt werden; und das Glück wird lange Jahre dauern ꝛc.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Wer wird Gott werden?

Die Welt liegt in Kindswehen. Während die Völker sich abmühen, Könige zu machen, liegt die Christenheit in Geburtsschmerzen. Sie will von einem Gott entbunden werden.

Wer wird auf der Erde herrschen? Cäsar, Nero, Galba, Otho, Vitellius? Gleichviel.

Wer im Himmel? Der Abbé Chatel, Gott, der Pabst, Hr. von Lamennais? Wer wird Gott werden? Gott ... Nein. Der Abbé Chatel? Vielleicht. Es wird sich bald zeigen.

Einstweilen ist hier sein Nebenbuhler, ein furchtbarer Nebenbuhler, weiland eine Göttin, gegenwärtig wohlbestellte Zeitungsschreiberin: „die Zukunft“ *) heißt sie. Auf einer Gansfeder fliegt sie zur Eroberung des Himmels empor, wo schon ihr Besieger thront. Sehet ihn — ein Dintenfaß auf dem Kopf, ein Buch Papier in der Tasche — er rennt — er keucht erhitzt vom Bekehrungseifer — wohnhaft in der Taubheitsstraße Nr. 25; der erste Gang in den Himmel ist vier Stiegen hoch. Steigen wir hinauf.

Es ist Mittag. Der Altar ist zum Opfer geschmückt. Der Gott-Priester vor ihm, überschattet die Sünder mit seinem Segen. Die Sünder aber sind eigentlich Sünderinnen. Man erhebt sich. Nun gewartet bis die Messe kommt. Geduld, in Kurzem sind wir erlöst.

„Der Gottesdienst ist doch französisch? — Ich weiß es nicht, meine Gnädige. — Er hat es versprochen, und ich zähle darauf. Ich bin nicht gekommen, um nur so ein gewöhnliches ita missa est zu hören. — Und ich nicht um des Dominus vobiscum wegen. —“

— „Meine lieben Schwestern, dieser Prediger ist ein Betrüger,“ sagt die Zukunft. — Sie glauben es, mein ehrwürdiger Vater? Und warum? — Weil er Tabak schnupft. — Ist Das verboten? — In der Kirche, ja, allen Geistlichen und Gläubigen durch die 161 Bulle Urbans VIII. — Vermuthlich konnte Urban VIII den Tabak nicht leiden. Aber mein Gott, wann wird denn ein Mal die französische Messe anfangen! — Ihr Leute, das heilige Opfer in einer Sprache begehen, die der Pfarrer und die Gläubigen verstehen, ist eine verdammungswürdige Neuerung, deren Schuld Ihr Euch theilhaftig macht. — Dieser Mensch scheint sehr übel aufgelegt. Da ist mir doch der Abbé Chatel lieber. Nicht wahr? — Ich liebe das Theater mehr. Die Zwischenakte sind nicht so lange. Stille! —

„Meine Damen und Fräulein,“ sagt der Abbé mit einer sehr einschmeichelnden Stimme, „man wird mir sogleich ein französisches Meßbuch bringen. Ich werde dann die Ehre haben, die Ceremonien anzufangen. Inzwischen erheben Sie Ihre Herzen zu Gott, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Die Damen drehen die Augen nach der Decke, und werfen sie dann auf den Priester, der sich der Versammlung lächelnd empfiehlt. Diese macht ihm dafür ihre Verbeugung.

Die Messe ist aus.

Wie finden Sie Das, meine Liebe? — O, ganz artig. — Hat es Dich nicht unterhalten? — Nicht sehr. Vielleicht komme ich aber doch am Sonntage wieder.

„Allzuviel Ehre für mich,“ sagt der Gott, und begleitet die Damen im Meßgewand bis an die Stiege.

In die Kirche zurückgekommen, findet er die Zukunft in Trauer versunken auf einem Lehnstuhl.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine Liebe? — Mein Herr, geben Sie mir meine Christen wieder!“

— Ihre Christen? Haben Sie welche verloren?

— Sie stellen sich, als wüßten Sie nicht, wo sie hingekommen sind?

— Hier sind sie nicht, auf Ehre nicht, meine Liebe! Aber gehen Sie eine Gasse weiter darnach, bei Hrn. St. Simon! Vielleicht finden Sie sie dort!

Handel mit Mexiko und Südamerika.

Zu Liverpool wurde unlängst von Kaufleuten, die nach Südamerika Handel treiben, eine Versammlung gehalten, um über die Grundlagen einer Handelsgesellschaft zu berathen, die zum Zweck haben soll, für die Interessen Derjenigen zu wachen, welche mit Mexiko, Columbia, Peru, Chili, dem Platastrom und andern unabhängigen Staaten des spanischen Amerika's Handelsverbindungen haben. Es wurde einmüthig beschlossen, daß unverzüglich ein mexicanischer und südamerikanischer Verein gegründet, und alle bei dem Handel in jene Länder Interessirten eingeladen werden sollen, als Mitglieder beizutreten. Man kam bei dieser Versammlung ferner darin überein, daß eine neuerlich von dem mexikanischen Ministerium erlassene Verfügung, daß alle Frachten, die dahin zu Schiffe gebracht würden, beschworen und bei dem Vicekonsul zur Certifikation niedergelegt werden sollen, dem Handel sehr nachtheilig sey. Es wurde ferner ein Ausschuß ernannt, die Wirkungen solcher Schritte auf den Handel mit Mexiko in Betracht zu ziehen und die demselben förderlichsten Maßregeln vorzuschlagen.

*) L'Avenir, das Journal des Hrn. von Lamennais.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 55. 24 Februar 1831.

Skizzen aus Rußland.

1. Moskau.

Das heutige Moskau ist nicht mehr das Moskau vor fünfzig Jahren. Bauart, Glanz und Pracht — Alles hat sich verändert; es ist eine moderne Stadt geworden. Indessen konnte sich Moskau doch nie an Alterthum mit Novogorod, Kiow, Wladimir oder Twer messen; als die Czaare in diesen Städten Hof hielten, war der Grund, auf welchem sich jetzt Moskau erhebt, Eigenthum eines Privatmanns. Es gehen verschiedene Sagen über die Entstehung der Stadt; eine lautet also: Im J. 1147 residirte Wladimir Monomaka in Kiow; er hatte einen Sohn Namens Georg, einen vielversprechenden Jüngling; diesen beschimpfte Stephan Kutschko, dafür ward der Beleidiger zum Tod verurtheilt, und sein Vermögen eingezogen; auf seinem Besitzthum war es, wo nachmals Moskau gegründet wurde. In jenen Tagen ergoß sich die Negrina, ein kleiner Fluß, *) in die Moskwa; bei der Vereinigung dieser beiden Flüsse wurde die neue Stadt angelegt, und empfing von dem größern derselben ihren Namen. Nach Georgs Tod erhielt sie durch seinen Sohn Andreas manche Vergrößerungen, gerieth jedoch unter dessen Nachfolgern dergestalt in Vergessenheit, daß bei der Theilung des Reichs im J. 1295, Daniel, dem das Fürstenthum Moskau zufiel, sie so zu sagen neu aufbauen mußte. Allein Daniel that nicht nur Dieß, sondern verschönerte sie auch mit ansehnlichen Gebäuden, und schlug zuletzt darin seine Residenz auf. Den Boden, wo jetzt der Kremlin steht, bedeckten damals Wälder und Moräste, in deren Mitte Nichts von Menschenwerk zu sehen war, als eine hölzerne Hütte auf einer kleinen Insel. Die Lage des Kremlin ist gut gewählt; denn die Insel war so ziemlich einer der höchst gelegenen Punkte der Umgegend und zur Vertheidigung geschickt. Nun richtete man Kirchen und Klöster auf, und als noch einige Gebäude fertig waren, umschloß man das Ganze mit Pallisaden. Im J. 1300 erbte Daniel Wladimir, und so wurde Moskau die Hauptstadt von Rußland. Obgleich aber Demetrius im J. 1367 den Kremlin durch eine backsteinerne Mauer befestigt hatte, so vermochte die Feste doch einige Jahre später der Macht Tamerlan's nicht zu widerstehen; zum Glück für die Russen zog der Eroberer bald darauf weiter und überließ ihnen den Kremlin wieder. Nicht lange, so verloren sie ihn an die Tataren, die den größten Theil des sechzehnten Jahrhunderts in Moskau hausten, bis endlich Iwan Basilowitsch ihren Einfällen und ihrer Herrschaft ein Ziel setzte. Diesem Fürsten verdankt Moskau hauptsächlich seine Größe und Herrlichkeit, die auch durch alle Unfälle, welche im Lauf der Zeiten über die Stadt ergingen, nie verwischt werden konnten. Seit Peter I diente Moskau zu einem Sammelplatz des russischen Adels, der hier in schwelgerischer Zurückgezogenheit seine Tage vollbrachte, und sich durch den Genuß aller Güter, welche unermeßlicher Reichthum gewährte, für verlorne Hofgunst entschädigte. So ungeheuer der Umfang der Stadt war, so darf man nicht glauben, daß derselbe ganz mit Häusern angefüllt, oder daß der Glanz überall gleich gewesen sey. Von den stolzesten Palästen hatte man oft nur wenige Schritte zu stinkenden Mistlaken, wo hin und wieder eine elende Barake aus dem Koth hervorguckte mit Bewohnern, die sich in aller Ueppigkeit des Schmutzes von Schweinen wälzten. Dann gelangte man wieder zum Anblick erhabener Kirchen, deren mit Erz oder Kupfer beschlagenen Dome die halbe Stadt überstrahlten. So war Moskau vor dem Brande — eine Stadt von 39 Wersten im Umfang, mit 250,000 Einwohnern, mit 341 Kirchen und Klöstern, einem beträchtlichen Handel, einer thätigen Bevölkerung und einem reichen Adel.

Der Brand zerstörte auf der Südseite fast jedes Gebäude bis auf den Grund und in den abgelegeneren Orten sind an den vom Feuer geschwärzten Mauern auch jetzt noch die Spuren sichtbar; gegen 11,840 hölzerne Häuser aber gingen in den Flammen auf.

Wir brauchen kaum an die Vermögensverluste zu erinnern, welche die Folge waren. Familien, die im Wohlstand lebten, sanken zur Dürftigkeit herab, und selbst die Reichen haben sich noch lange nicht erholt. In siebzehn Jahren stieg jedoch wieder eine Stadt aus der Asche, eben so groß an Umfang, eben so reich an prächtigen Gebäuden, beinahe eben so bevölkert, und zweimal so dauerhaft. Die abgebrannten hölzernen Häuser wurden der Mehrzahl nach durch hübsche steinerne und backsteinerne ersetzt; der Kremlin wurde hergestellt; das Arsenal neu aufgeführt; und die ganze Stadt kann als ein lebendiges Wunder von Dem betrachtet werden, was Fleiß und Ausdauer, Arbeit und Talent in dem kurzen Abschnitt eines Menschenlebens zu leisten im Stande sind. Die nördliche Seite von Moskau hat bei Weitem weniger gelitten und so ist auch eines der schönsten Denkmale baukünstlerischer Einbildungskraft mitten in der allgemeinen Verwü-

*) Die Negrina ist jetzt überbaut, und lauft unter dem Garten des Kremlin.

stung unversehrt geblieben — wir meinen die Kirche der heiligen Jungfrau, manchmal Wassili Blagennoi genannt. Iwan der Schreckliche ließ sie erbauen nach seinem Sieg bei Kasan. Nach der Sage ließ Iwan dem Baumeister die Augen ausstechen, damit derselbe nach diesem außerordentlichen Werk nichts Aehnliches mehr hervorbrächte. Die Kirche enthält in ihrem Innern neunzehn besondere Kapellen und ihr Aeußeres geht über alle Beschreibung. Die große Zahl ihrer zwiebelförmigen Kuppeln, mit der unendlichen Verschiedenheit in den kühnen Umrissen oder geschmackvollen Verzierungen, die bunte Mannigfaltigkeit der Farben ihrer Bekleidung, alle unzusammenhängenden und kontrastirenden Erscheinungen, durch welche sie überrascht, erregen eben so viel Interesse als Bewunderung. Die Kirche hat die Aussicht auf den schönsten Theil von Moskau; zur Seite den Kremlin, hinter sich die Moskwa; die Fronte schmückt die berühmte kolossale Statue von Minin und Pojarskoi — ein wohlgelungenes Werk des russischen Künstlers Martos. Die Bildsäule stellt Minin dar, wie er in den Fürsten dringt, das von den Polen überzogene Land zu befreien; zugleich bietet er sein ganzes Vermögen zu dem heroischen Unternehmen an. Auf der vierten Seite des Platzes befinden sich die fünf und fünfzig offenen Gallerien oder Basars, je nach den verschiedenen Artikeln benannt, die darin verkauft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mordbrenner.

(Fortsetzung.)

Gegen Mitternacht mußte man aufsitzen und gegen das Thal hin reiten. Ein großer Pachthof brannte auf dem Hügel, der Pleinesève gegenüber liegt. Die Glocke des nächstgelegenen Dorfes weckte das Sturmgeläute aller Kirchthürme auf sechs Stunden in der Runde. Man läutete „den Schrecken," (l' effroi) wie es die Bauern nannten. Und in der That war es auch schrecklich. Die Ebene düster von rothem Wiederschein überleuchtet, war von Männern, Weibern und halb nackten Kindern bedeckt. Die Einen flohen von der Feuersbrunst her, die Andern eilten zu ihr hin, Alle zugleich durcheinander schreiend, fragend, fluchend und wehklagend. Die Funken flogen und wirbelten in das Thal herab, wie ein Feuerregen, und erloschen auf dem nassen Gras oder in den gerötheten Wellen der Durdan. Zum Glück gab es in diesem Wiesengrunde, bis wohin oft die hohe Fluth heraufsteigt, keine Wohnhäuser. Eine einzige Hütte, die am Abhang von Pleinesève lag, wurde ein Raub der Flammen. Wahrscheinlich hatte der Wind aus dem großen Brand des Pachthofes das Feuer dahin gebracht.

In dieser Nacht des Schreckens saß unweit der kleinen Bucht von Elaquedent vor der hölzernen Brücke, Pont-Rouge genannt, ein Weib, das den Kopf bald auf die Brust herabsinken, bald die verwirrten Blicke wild umherschweifen ließ. Es war Marie, die Magd des Hrn. von Auffray. Ihr Vater, ein alter Soldat, der jetzt Leinweber geworden war, hatte ihr gesagt: „Mein Haus ist weder ein Gebärhaus noch ein Spital, packe Dich weiter." Und unwillkürlich kehrte sie nach St. Martin zurück. Aber hier von Müdigkeit und Verzweiflung zu Boden gedrückt, ergriffen sie furchtbare Schmerzen; sie wurde Mutter eines Kindes, das, vor der Zeit geboren, todt zur Welt kam. Sie bedeckte es mit ihren Küssen, indem sie zuweilen in angstvollem Wahnsinn zu der Feuerröthe des Pachthofes und der Hütte hinüber blickte, wo sie so unbarmherzig ausgestoßen worden war, als wollte sie die Flammen beschwören, die kalte Leiche ihres Kindes zu erwärmen.

Als sie aus einer langen Ohnmacht wieder zu sich kam und die Berge von den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet sah, umschwebte ihren Mund ein irres Lächeln, sie wickelte ihr todtes Kind sorgfältig in ihre wollene Schürze und wankte den Hügel hinauf. Endlich näherte sie sich St. Martin, auf dem Felde traf sie den kleinen Jörg, der die Kühe hütete. Er spielte mit einem Knaben seines Alters, der unfern eines Getraideschobers einen Haufen trocknes Stroh zusammengetragen hatte. Um es anzuzünden, schlug Jörg mit seinem Messer Funken aus einem Kiesel.

„Wir wollen zum Scherz einen kleinen Brand machen, rief er.

— Hast Du gestern das große Feuer gesehen?

— Ja, das war schön. Das loderte so prächtig. Da sind gewiß tausend Centner Getraide verbrannt.

— Das ist was Rechtes. In den Schobern da sind gewiß tausend Millionen Centner. Hui, wenn die brennten!

— Nein, das darf nicht seyn!

— Nein, gewiß nicht. Ich würde mich fürchten.

— Warum nicht gar, du Hasenfuß. Ich wette, ich lege dort Feuer ein, wenn Du Nichts sagen willst.

— Etwas sagen, damit ich Schläge bekomme? Bin nicht so dumm. Geh', zünde an. Dann werden die Soldaten herkommen, und wir können sie sehen. Die haben so schöne Federbüsche. Nicht wahr?

— Wenn ich groß bin, werde ich so ein Soldat.

— Dann darfst Du auch umbringen.

— Und dann bring' ich den Schulmeister um.

— Halt, sagte Georg, ich stecke ein Ziel auf, wenn wir nicht von hier bis dahin treffen können, so soll der Schober nicht verbrennen, wenn wir aber hintreffen, so hat es der Zufall so gewollt, und der liebe Herr Gott hat die Schuld."

Nun warfen die Kinder brennende Halmbüschel, wie die Schulknaben Pfeile aus zusammengerolltem Papier mit den Fingern schnellen.

Plötzlich stößt Marie, die sie erblickt, einen Schrei aus. Schon hatte das Feuer die hohe Garben-Pyramide ergriffen, und die Flamme wehte an der Spitze wie eine scharlachrothe Fahne.

Die Kinder, von Schrecken ergriffen, rannten davon und schrien: Feuer! Feuer!

Indeß nähert sich Marie dem Feuer, setzt sich nieder, wickelt das Kind aus der Schürze, und will seine starren Glieder an der Gluth erwärmen. Aber schon nähern sich Stimmen, man kommt heran. Eilig wickelt sie ihre theure Bürde wieder ein und flieht. Nur zwei Gefühle lebten in dieser Seele: die mütterliche Liebe, und die Schande Mutter zu seyn.

Als die Leute herbei kamen, war der Getraideschober ein Haufe glühender und dampfender Asche. Man befragt die Kinder, die an allen Gliedern zittern.

„Ich habe einen Mann zu Pferd gesehen," sagte Jörg, „er sprengte quer über's Feld, als er den Schober angezündet hatte."

Der andere hatte fünf Räuber mit Pistolen bewaffnet gesehen. Sie hatten gesagt: das ganze Land müsse in Rauch aufgehen und waren dann davon gesprengt.

„O, wär' ich nur da gewesen," murmelte der Jäger zwischen den Zähnen. „Ich habe doch rechtes Unglück!" Man konnte der Wahrheit leicht auf die Spur kommen; aber so groß war die Verwirrung, daß man den widersprechenden Lügen zweier kleinen Kuhhirten Glauben beimaß. Es kam Niemanden der Gedanke, daß man gerade in diesem Alter die gefährlichen Spiele liebt, und daß das Kind, wie der Erwachsene, allzu oft seltsamen, unheilstiftenden Versuchungen unterliegt, für die sich kein Grund angeben läßt. Hat die Natur mit dem Trieb zum Guten auch den Trieb des Bösen in uns gelegt? Man sagt, daß das Beispiel ihn erweckt, daß manchmal bei der einfachen Erzählung eines Verbrechens kranke Gemüther, in denen die guten und bösen Gedanken schlummern, auf ein Mal zu einer That mit unwiderstehlicher Gewalt sich fortgerissen fühlen. Woher kömmt oft nach einem heftigen Stoß im höchsten Schmerz jene fire Idee, die wie ein Alp auf unsrer Brust sich wälzt? Was ist dieser fremde Wille, der den unsrigen unterjocht, diese Art Dämon, der von uns Besitz ergreift? Der Mensch hat dann keinen Entschluß, keinen Gedanken mehr, er gehorcht, er muß morden oder Brand stiften, wie man den Hunger oder Durst zu stillen begehrt. Möchten Die das Räthsel lösen können, die das Gehirn und die Seele anatomiren!

Schneller als die Fluth, die die Wiesen von Claquedent überschwemmt und verheert, überschwemmte die Geschichte dieser Begebenheit das ganze Land, und vermehrte die allgemeine Bestürzung. Die erregte Einbildungskraft schuf tausend neue Schreckbilder, die Mordbrenner waren zur See gekommen, mehr als zweihundert an der Zahl, man hatte sie landen, und in drei Haufen sich vertheilen gesehen; sie waren roth gekleidet, bis an die Zähne bewaffnet, und hatten ein Feuer bei sich, das nicht zu löschen war. Man beschuldigte die Bourbonen, man beschuldigte die Minister. Es sind die Engländer, sagten die Einen, es sind die Ultra, die Andern, die Liberalen, die Pfaffen, jeder wie ihm seine Leidenschaft und Meinung eingab. Die Furcht frischte auch alte Erinnerungen wieder auf: Feindseligkeiten der Nachbarschaft, unbestimmte Drohungen einer Gemeinde, die einen Prozeß verloren hatte u. s. w. Die Weiber stellten neuntägige Andachten an, die Männer gossen Kugeln. Man belauerte sich mit mißtrauischen und schon zum Voraus von Argwohn geblendeten Augen; es war eine wahre Schreckenszeit.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Schreiben eines jungen Polen über die polnische Literatur. *)

Es gab eine Zeit, wo die polnische Nation eben so viele Federn zählte, die bestimmt waren, ihren Ruhm nach Außen und die Aufklärung im Innern zu verbreiten, als Degen zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren die Polen — ich wage Dieß zu behaupten — das gebildetste Volk Europa's, und wenn man vielleicht die Italiener noch über sie stellt, so darf man nicht vergessen, daß die ausgezeichnetsten Männer der transalpinischen Halbinsel an dem Hofe unserer Fürsten glänzten. Die Vermählung eines unserer größten Könige, Sigismunds I, mit einer Mailänderin rief den guten Geschmack und die italienische Eleganz nach Polen; sein Reich wurde das goldene Zeitalter unserer Literatur. Die polnische Sprache ist ohne Zweifel unter ihren slavischen Schwestern die reichste und vollendetste; sie besitzt eben sowohl Würde und Kraft als Anmuth und Zartheit. Das Lateinische, welches einst in Polen die Stelle des Französischen vertrat, und das Griechische dienten ihr zu den ersten Mustern, wornach sie sich bildete. Daher jene entschiedene Neigung in der Regierungsform, die Republiken des Alterthums nachzuahmen. Nur beiläufig erwähne ich, daß der berühmte Copernik, welcher die Erde sich drehen und die Sonne still stehen hieß, ein Pole war, und daß die erste Abhandlung über Optik, die in Europa erschien, von einem krakauer Akademiker, Vitellion, herrührte. Ja, in einer Periode, wo die Literatur beinahe aller Länder Europa's noch in der Kindheit lag (Englands Shakspear war noch nicht geboren und in Frankreich machte man Verse, die gegenwärtig den Ohren wehe thun), blühte bei uns ein Dichter, Namens Koschanowski, der noch nach 260 Jahren durch den Schimmer seines Geistes wie durch die Reinheit seiner Sprache unsere Bewunderung erregt. Freilich müssen wir bedauern, daß die Spätern die von diesem Nestor unserer Dichter eingeschlagene Bahn verließen und der Sprache Virgils häufig den Vorzug vor ihrer Muttersprache einräumten, obwohl die letztere der ersteren in Nichts nachstand. Doch darf man nur an Sarbiewski erinnern, um zu zeigen, was auch in dieser Aneignung fremder Sprachform von Polen geleistet wurde. Setzten Sarbiewski's Zeitgenossen seine lateinischen Oden neben die horazischen, so ist dieß ein Urtheil, welches die Welt unterschrieb.

Unter den furchtbaren Kriegen, die später ausbrachen, und Alles, was den polnischen Namen trug, zur Schirmung der durch Invasionen und Gesetzlosigkeit zerrissenen Heimath aufforderten, verstummte die Leyer der Dichter unter dem Klange der Waffen. Schweden, Türken, Tataren und Moskowiten stürzten sich auf unsere schönen Provinzen und ein blutiger Kampf entspann sich zwischen einem Volk, das seine Unabhängigkeit liebte, und Nachbaren, die immer bereit standen, mit Feuer und Schwert in seinem Busen zu wüthen. Zwei Jahrhunderte lang kehrten sich so die Geister von Künsten und Wissenschaften ab, um nur an die Rettung der Freiheit zu denken, und zwei Jahrhunderte lang gab es keinen Arm in Polen, der nicht fast schon in der Wiege den Säbel führen und die Lanze schwingen lernte. Dieß für Civilisation ungünstige Lage der Dinge ließ indeß Polen wenigstens noch immer einen Zweig der Literatur, die Redekunst, und es fehlte nie an Männern, welche, wenn auch eben bespritzt mit dem Blut ihrer Feinde, aufstanden und in ruhiger ernster Beredsamkeit die Mittel berietben, ein Land zu vertheidigen, in welchem die Asche ihrer Väter ruhte. Noch eine Invasion anderer Art muß übrigens erwähnt werden, die der Entwicklung und dem Aufschwung des polnischen Geistes nicht weniger hemmend entgegentrat — das Emporkommen der Jesuiten, die sich des Gewissens unserer Monarchen und der Erziehung der Bürger bemächtigten. Die scholastische Pedanterei, die sie einführten, fiel wie ein Mehlthau auf alle Blüthen, die dem polnischen Boden noch hätten entsprossen können. Ihr mit Barbarismen vermengtes Latein wurde die allgemeine Sprache, die zwar noch polnische Worte genug enthielt, aber gerade in diesem Mischmasch nur beide Sprachen verleiden mußte. Den Jesuiten verdankte Polen die Erniedrigung seiner Literatur und das Verderbniß seiner Sprache. Den einfachen Ausdruck der alten Dichter verdrängten paradirende Redensarten und Metaphern; der Bombast galt für erhaben und gelehrter Prunk sollte die Schönheit des natürlichen Gefühls und Gedankens ersetzen. Wie aber funkelnde Blitze manchmal auch einen düster umflorten Himmel mit Licht überströmen, so kann es kommen, daß große Geister mitten aus der Finsterniß ihres Jahrhunderts auftauchen. Der Jesuite Starga donnerte von seiner Kanzel herab gegen die Leidenschaften und die Sittenlosigkeit der Welt mit einer rednerischen Kühnheit, die eines Bossuet nicht unwürdig gewesen wäre. Nie erlosch in Polen das Licht der Civilisation so gänzlich wie in Rußland, als die Fürsten von Moskau jedes Jahr vor dem Chan der Tatarei niederknieten und ihm ihre Krone zu Füßen legten. Einen Beweis hiefür liefert der Umstand, daß während ganz Europa oft um eines mißverstandenen Wortes oder einer

*) Dieses Schreiben war an Hrn. von Bonstetten gerichtet und erschien im vorigen Jahre in der Bibliotheque universelle.

falsch gedeuteten Meinung willen in Fehde lag und in Frankreich, Deutschland und England die Christen verschiedener Bekenntnisse Ströme Blutes vergossen, um die Wahrheit ihrer Grundsätze zu verfechten, Polen von allen Religionskriegen verschont blieb. Indessen bietet die polnische Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts doch nur ein sehr trübseliges, verworrenes Bild dar, welches der flüchtige Widerstrahl eines einzelnen Glanzpunctes in dem Ruhm Wien und die Christenheit gerettet zu haben nicht zu erheitern vermag. Es war ein schöner Sonnenblick, worauf Alles wieder in Nacht zurücksank. Unwissenheit und Barbarei lasteten schwer auf unserem Land und schienen sein Loos anzukünden, daß es sollte ausgestrichen werden aus der Reihe der Staaten.

Dieser Zustand dauerte auch durch den größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts fort. Aber sonderbar, das Schicksal wollte, daß Polen in demselben Moment, als seine politische Unabhängigkeit verloren ging, gleichsam als Ersatz dafür seine moralische und literarische Existenz wieder gewann, und wir begleitet von den Gesängen patriotischer Dichter in das Grab stiegen, über welchem das Mausoleum der Geschichte sich wölbte. Unser letzter König Stanislaus August Poniatowski, ein Mann von Geist und wissenschaftlicher Bildung, überhaupt ein trefflicher Fürst, wenn sein Fuß nie die Stufen des Throns betreten hätte, suchte, da die Krone auf seinem Haupte wankte, das Szepter seinen Händen zu entgleiten drohte, und seine Hand bereits die Theilung seines Vaterlandes unterzeichnete, wenigstens einen Anspruch auf die Dankbarkeit künftiger Geschlechter sich zu erwerben; daher gab er sich alle Mühe, die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen, was auch wirklich die einzige Sache ist, die ihm im Verlauf seiner kläglichen Regierung (1764 bis 1795) nicht mißlang. Stanislaus August machte seinen Hof zu einem Mittelpunkte der Bildung und des guten Geschmacks; er stiftete zahlreiche Kollegien und unter seinen Auspizien trat eine Anzahl ausgezeichneter Männer zu einem literarischen Verein zusammen, mit dem erklärten Zweck auf Reinigung der Nationalsprache hinzuwirken, um sie als ein theures Vermächtniß des polnischen Patriotismus unversehrt auf die Nachwelt zu vererben. In erster Reihe erscheint hier Krasizki, Bischof von Warmien, Verfasser von Fabeln, Satiren und Gedichten. Seine Hauptstärke hatte er in der komischen Gattung. Man kann nichts Anmuthigeres lesen als Krasizki's Dichtungen; aber wenn in einer Zeit, wo jedes Herz für das Vaterland schlug, jedes Ohr den letzten Seufzern der gemeinsamen Mutter auf ihrem Sterbelager lauschte, selbst diese leichten Spiele der Einbildungskraft sich manchmal höhern Regungen überließen, so wird dieß Niemand befremden. So ist die folgende Stelle, welche die erhabenste Gesinnung athmet, wovon aber jede Uebersetzung nur ein schwaches Nachbild geben kann, aus einem seiner launigsten Produkte entnommen: „Heilige Liebe eines angebeteten Vaterlandes," ruft der Dichter aus, „holde Freundin treuer Seelen, Du versüßest den Giftbecher, erhebest über die Schmach der Bande und des Hochgerichts, verschönerst die Wunden durch edle Narben, ohne Dich wie arm an ächter Lust ist das Herz, und wenn es Deinen Dienst gilt, was liegt daran, ob man in Noth lebe oder in Qualen sterbe!" Eine Fülle glücklicher Einfälle und eine reiche Ader des Witzes zeichnet seine Fabeln aus; in einigen derselben ahmet er Lafontaine nach, in den meisten jedoch ist er vollkommen Original. Man hat auch prosaisch geschriebene Erzählungen von ihm, die durch die Wahrheit ihrer Sittenschilderungen überraschen. Ein anderer unserer Dichter ist Trebezki, ein Mann von so hervorragenden Talenten, daß er der Schöpfer einer fast ganz neuen Gattung der Poesie ward. Sein Leben ist eine Folge seltsamer Abenteuer, worin Liebesromane und Duelle die Hauptrolle spielen. In seinem Styl verbindet er die dem Polnischen eigenthümliche Energie mit einem Wohlklange, der an die Gesänge Roms und Griechenlands erinnert. Alle Springfedern der Sprache setzt er nach Gutdünken in Bewegung. Worte und Wendungen gewinnen unter seinen Händen ein neues Leben, eine bis dahin unbekannte Kraft. Er schrieb viele Oden, Dithyramben und Gelegenheitsgedichte. Sein Hauptwerk, welches den Titel Sofiowka führt, hat einen Garten der Gräfin Sophie Potozka zum Gegenstand; es wurde in's Französische übertragen; aber diese Uebersetzung verhält sich zu dem Original wie der matte Nachschein der untergegangenen Sonne zu den vollen Mittagsstrahlen der Königin des Tages. In Bezug auf kräftige Darstellung erreichte ihn Karpinski bei Weitem nicht; dagegen hat derselbe etwas Sanftes und Rührendes, welches in das Herz dringt. Man wird von ihm an die grünenden Ufer klarer Bäche versetzt, in Träume gewiegt beim murmelnden Rauschen der Wasser, und unwillkürlich stiehlt sich die Thräne aus den Wimpern. Dmuschowski hat uns mit einer Dolmetschung der Iliade beschenkt, die sich dem großen Homer so anschmiegt, daß, wenn man Original und Copie vergleicht, man in Zweifel seyn könnte, welcher von beiden der Uebersetzer sey. Auch die Aeneide und Miltons verlornes Paradies sind von ihm übersetzt. Dabei ist er ein nicht minder trefflicher Prosaiker, der verschiedene Werke dem Unglück seines Vaterlandes gewidmet hat, an denen Schärfe der Logik und Schönheit des Styls, beide durch schwärmerische Vaterlandsliebe nicht beeinträchtigt, bewundert werden. Bei Kniaznin vermißt man vielleicht Trebezki's Kraft, Karpinski's Anmuth; aber man trifft bei ihm die Gefälligkeit und geistvolle Manier Krasizki's. Um jedoch nicht zu weitläufig zu werden, wenn ich alle Namen aufzählen wollte, die an der Wiederherstellung unserer Literatur glänzenden Antheil nahmen, so beschränke ich mich darauf, noch des Uebersetzers des Tempels von Knidus, Szymanowski's, Erwähnung zu thun, der durch diese Arbeit die zarteste Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache beurkundete. Mittler Weile wies Alles mehr und mehr auf die bevorstehende Katastrophe Polens hin; da sollte die am Rande des Verderbens schwebende Nation noch zu guter Letzt einen Geschichtschreiber finden. Unglücklicher Weise brachte Naruszewicz nur die ersten Jahrhunderte unserer Geschichte zu Stande; der Namen des polnischen Tacitus, womit man ihn beehrt, zeigt aber, mit welchem Erfolg er sich der ihm gewordenen Aufgabe entledigte. Die späteren Abschnitte wurden hierauf von Mitgliedern des literarischen Vereins zu Warschau zu beschreiben übernommen, die sich in die verschiedenen Regierungsperioden theilten, und wir hegen alle Hoffnung, daß das ungeheuere Werk, nachdem bereits die Hälfte davon fertig ist, mit gutem Gedeihen vollendet werden wird.

(Schluß folgt.)

Gedächtnißfeier der Armee des Orients.

Am 9 Februar versammelten sich die Offiziere und Verwaltungs-Mitglieder der ehemaligen Armee des Orients bei Lointier, um das Andenken des ewig denkwürdigen Zuges nach Egypten zu begehen, der so glorreich die Periode des achtzehnten Jahrhunderts geschlossen hat. Die Versammlung bestand aus fünfzig Personen. Mehrere Mitglieder des Instituts und der wissenschaftlichen Kommission von Egypten, die die Kürze der Zeit noch einzuladen erlaubte, hatten sich beeifert zu erscheinen. Der General Rampon brachte die Gesundheit des Königs und seiner erlauchten Familie aus. General Belliard brachte folgenden Toast aus: „Den Manen der Tapfern, die an den Ufern des Nils gefallen sind." Der General Bertrand sprach sich mit folgenden Worten aus: „Den viermalhunderttausend Tapfern, die im Monat Mai vereinigt seyn werden; dem Frieden, den sie uns sichern; und — wenn es nöthig ist — dem Siege, den sie uns verheißen!" Der Baron Costaz fügte hinzu: „Sie werden dem Heere von Egypten gleichen!" Der General Lallemand brachte einen Toast auf das Andenken Aller aus, die dem Zuge beigewohnt und seitdem hingeschieden sind. Er setzte hinzu: „Keiner sey von unserer Erinnerung ausgeschlossen; Keiner von Denen, die sich durch ihr Genie und durch ihre Dienste ausgezeichnet haben, darf aus unserm Andenken verbannt seyn!" Der General Bonchu trank auf die Gesundheit der Generale Belliard, Rampon, Lagrange und Bertrand, der ältesten der noch lebenden Generale der Expedition, und auf die des Grafen Daure, des General-Intendanten der Armee. Seit Langem hat keine Versammlung einen so merkwürdigen Anblick dargeboten, selten eine glühendere Gefühle des Patriotismus an den Tag gelegt. Man bemerkte unter den Anwesenden die HH. Daure, Belliard, Rampon, Lagrange, Bertrand, Tirlet, d'Anthouard, Bonchu, Bachelu, Berthe, Desguereau, Dijon, Garbé, Aymé, Devenlhen, E. Colbert, Merlin, Lallemand, Husson, Curto, Dermoncourt, Colliquet, Lafond-Blaniac, Durand, Miot, Hurel, Baron Costaz, Jomard, Dubois-Aymé, Devilliers, Lirron, Duchanoy, Meundér, Beinot, Richter, den Herzog von Roolge, Minot, Grener, Daumesnil, Enderoie, Baaard, Merrat, Piat, Aster, Maguin, Saint Geniez, Rotzeto. Der Baron Larray und der Baron Desgenettes ließen ihr Bedauern ausdrücken, der Versammlung nicht beiwohnen zu können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 56. 25 Febeuar 1831.

Die Neuseeländer.

3. Reise in's Innere. Begrüßung der Wilden. Mahlzeiten. Wohngebäude und Nachtlager.

Rutherford brachte noch eine Nacht auf dieselbe Art, wie die erste zu; am darauf folgenden Morgen brachen die fünf Häuptlinge nach dem Innern des Landes auf. Als sie die Küste verließen, sahen sie das Schiff noch brennen. Ungefähr fünfzig Eingeborne, die mit Beute aus dem unglücklichen Schiffe beladen waren, bildeten das Gefolge der Häuptlinge. An diesem Tag legten sie ungefähr zehn Meilen zurück. Der Weg war sehr beschwerlich, da er auf keiner gebahnten Straße und oft durch Gehölz und Moorgrund führte. Das Dorf, wo ihre Reise endigte, war der [illegible] von einem der Häuptlinge, Namens Rangadi, der bei seiner Ankunft von mehr als zweihundert Einwohnern empfangen wurde. Sie drängten sich um ihn, warfen sich auf die Kniee und begannen laut zu schreien, indem sie ihre Arme, Gesichter und andere Theile des Leibes mit scharfen Kieseln zerschnitten, wovon jeder eine Anzahl an einer Schnur befestigt am Halse trug, bis das Blut stromweis aus den Wunden floß. Dieses bei mehreren wilden Volksstämmen üblichen Gebrauches, zurückkehrende Freunde mit Thränen zu empfangen, erwähnt bei den Seeländern auch Marsden und Savage, doch bemerkt der Letztere, daß man sich nur dann verwunde, wenn die Freunde lange entfernt gewesen, oder aus einem Kriege zurückkehren, wo dann die Wunden zugleich als Ausdruck ihres Schmerzes über die Gefallenen gelten. Wahrscheinlich kehrte der Häuptling, von dessen Empfang Rutherford erzählt, von einem fernen Zuge zurück. Während der Zeit, als Kapitän Cruise in der Inselbai vor Anker lag, gewahrte er und seine Leute eines Tages, als sie sich am Ufer befanden, daß eine Schaar der Neuseeländer eben von einem Kriegszuge zurückkamen, auf welchem sie eine beträchtliche Anzahl Gefangenen von Männern, Weibern und Kindern, mitbrachten, von denen einige kaum zwei Jahre alt seyn mochten. Unter den Weibern befand sich Eine, die sich von den andern durch ihre Schönheit auszeichnete; sie saß abseits von den übrigen am Ufer des Meeres ganz in ihren Schmerz versunken, der sie zu verzehren schien. Die Engländer hörten, daß ihr Vater, ein angesehener Häuptling, von einem Neuseeländer getödtet worden, dessen Gefangene sie jetzt sey, und der den größten Theil des Tages in ihrer Nähe blieb. „Die Offiziere schickten sich bei Einbruch der Nacht an, zu ihrem Schiff zurückzukehren," fährt Kapitän Cruise fort, „als wir durch das kläglichste Geschrei nach jener Seite des Ufers hingezogen wurden, wo sich die Gefangenen befanden. Hier erblickten wir die schöne junge Gefangene in einer Lage, die das gefühlloseste Herz ergreifen mußte. Der Mann, der ihren Vater erschlagen, und dessen Kopf auf eine bei jenen Wilden eigenthümliche Art aufbewahrt hatte, nahm ihn aus einem Korbe und warf ihn in den Schooß der unglücklichen Tochter. Mit einem Mal ergriff sie mit einer unbeschreiblichen Raserei das Haupt und zerriß mit einem scharfen Kiesel ihre ganze Gestalt auf eine so entsetzliche Art, daß in wenig Augenblicken keine Spur ihrer vorigen Schönheit mehr zu erkennen war. Wir hörten später, daß derselbe Mann dasselbe Weib, das er so grausam verhöhnt hatte, geheirathet habe."

Freunde unter den Wilden herkömmlich zu seyn. Nicholas erzählt davon gleichfalls ein Beispiel.*) Ein Neuseeländer, Namens Tui, der sich einige Zeit in Neu-Süd-Wales aufgehalten, kehrte mit Nicholas und Marsden in seine Heimath zurück. Tui that sich viel darauf zu gut, die europäischen Sitten vollkommen nachahmen zu können, und dem zu Folge betheuerte er auch, er würde bei seiner Ankunft nicht schreien, sondern sich wie ein Engländer zu benehmen wissen. In der That ließ er sich auch, als der Augenblick der Prüfung erschien, nicht irre machen, sondern begann tapfer ein Gespräch mit dem Missionär, obwohl man ihm ansah, wie sehr er sich Gewalt anthun mußte. Aber seine Stärke erlag bald; denn da ein junger Häuptling, der mit ihm von gleichem Alter und einer seiner besten Freunde war, herbeieilte, so flog Tui in seine Arme, brach in Thränen aus, und gab sich ganz wie die andern der heftigsten Bewegung hin. Tui ging später nach England, wo er einige Zeit verweilte. Es begleitete ihn dahin sein Bruder Koro-Korro, einer der mächtigsten Häuptlinge in der Nähe der Inselbai, der als der tapferste Krieger der Insel, und wegen seiner vielen erfochtenen Siege weit und breit berühmt war. Und doch blieb dieser wilde und rauhe Krieger so wenig als seine Weiber und Kinder von dieser sonderbaren Gewohnheit der Rührung unangefochten. Die erste Person, die ihm auf dem heimathlichen Boden begegnete, war zufällig seine Muhme, die von Altersschwäche zur Erde gebeugt einen Hügel heraufstieg, auf einen langen Stab gestützt, wie ihn die alte Sibylle

*) Nicholas Voyage. vol. I. p. 118.

getragen haben mochte, als sie vor König Tarquinius erschien. Sobald Korro-Korro die Alte erblickte, fiel er ihr um den Hals, hielt seine Nase an die ihrige, und in dieser Stellung blieben beide einige Minuten lang, indem sie einander mit leiser und von Rührung erstickter Stimme redeten; dann ließen sie sich los und machten ihren Gefühlen durch bitterliches Weinen Luft; der Häuptling blieb über eine Viertelstunde auf seine Flinte gelehnt, während dicke Tropfen über seine Wangen rollten. Nun näherte sich die Tochter der alten Frau, die mit ihr gekommen war; und eine neue Scene wo möglich noch stürmischer von Zärtlichkeit, als die vorherige, fand zwischen den beiden Verwandten Statt. Der Häuptling hing im heftigsten Schmerz am Hals seiner Base, und „diese," sagt Nicholas, „war so ergriffen, daß die Matte, die sie als Kleidung trug, buchstäblich genommen von ihren Thränen durchweicht wurde." Eine leidenschaftliche Zärtlichkeit für Freunde ist überhaupt ein vorherrschendes Gefühl bei dem Menschen im wilden Zustande. Dampier erzählt von einem Indianer, der auf der Insel Juan Fernandez unerwartet seinem Freunde begegnete, und sogleich sich zu seinen Füßen auf den Boden niederwarf. „Wir sahen schweigend auf diese zärtliche Scene," sagt der harte Seemann.

Das Haus des Häuptlings, in welchem Rutherford und seine Gefährten aufgenommen wurden, war das größte des Dorfes, sehr lang und breit, aber niedrig, und hatte keinen andern Eingang, als eine Oeffnung, die mit einem Schieber verschlossen wurde, und so viel niedriger als der innere Raum war, daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen mußte. Zwei große Ferkel und Kartoffeln wurden nun auf die schon beschriebene Weise gekocht, und nachdem die Sklaven, die nie mit [illegible] setzte man sich zur Mahlzeit nieder; die weißen Männer durften neben den Häuptlingen Platz nehmen. Doch dieses Festmahl wurde nicht im Hause, sondern außerhalb desselben im Freien gehalten, wo auch Das, was vom Mahle übrig blieb, an Pfosten für eine andere Gelegenheit aufgehoben wurde. Einer der sonderbarsten Überglauben unter den Neuseeländern besteht in der Abneigung, sich irgendwo aufzuhalten, wo eßbare Sachen über ihrem Kopfe hängen; und deßhalb lassen sie auch nichts Eßbares in ihre Hütten bringen, sondern halten ihre Mahlzeiten vor der Thüre in einem offenen Raum, der zugleich als Küche dient. Selbst wenn sie durch Krankheit auf das Lager geworfen sind und in Todeszügen liegen, müssen sie Alles, was sie essen wollen, außer dem Hause zu sich nehmen. Doch ist dieser Raum bisweilen mit einem Dache, das auf Pfosten ruht, versehen, niemals aber von Seitenwänden eingeschlossen. Hier pflegen deßhalb auch diejenigen Kranken, die zu schwach sind, sich von einem Ort zum andern zu bewegen, ihre Lagerstellen aufzuschlagen; denn würden sie innerhalb der Hütte bleiben wollen, so müßten sie dort aus Mangel an Nahrung Hungers sterben. Selbst Weiber in Geburtsnöthen werden meistens unter diesem Dache entbunden, und Dieß sogar bei schlechter Witterung; aber so kräftig ist die Gesundheit dieses Volkes, und so mild das Klima, daß man dieses Schutzdaches auch in solchen Fällen nur selten benöthiget ist.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Rußland.

1. Moskau.

(Fortsetzung.)

Der Kremlin (dessen Namen man von dem tatarischen Wort Krem, d. h. Festung ableitet) hat die Form eines Dreiecks, mit Thürmen an jedem Winkel, und ist rings von einer Mauer umgeben. Sein Umkreis, welcher gegen drei Werste beträgt, begreift fünf Kirchen in sich, einen oder zwei sehr uneigentlich so genannte Paläste, einige Nonnenklöster, deren Bewohnerinnen man mehr in der Stadt sieht, als in ihren Zellen, und endlich ein Arsenal, in welchem die russischen Regalien und Kleinodien von großem Werth aufbewahrt sind, nebst all den glänzenden Lappen, welche die Zaare bei ihrer Krönung trugen, und worin man ein Paar von Pauls Staatsstiefeln, die mit den Stiefeln eines Postknechts eine sehr genaue Aehnlichkeit haben, die Sänfte deren Karl XII sich in der Schlacht von Pultawa bediente, und den Thron von Abbas Mirsa neben einander bewundern kann, während das Aeußere des Gebäudes von langen Reihen durch das Klima gewonnener Trophäen in Gestalt französischer Kanonen verziert ist. Hiezu der Thurm von Iwan Welikoi, und die große Glocke. Ohne Zweifel hat die Glocke eine sehr ansehnliche Größe, aber sie befindet sich in einem so schmutzigem Loch, daß man nur Wenig von ihr zu sehen bekommt. Boris Godonoff, der sich mittelst einiger Verbrechen auf den Thron schwang, glaubte seine Missethaten zu sühnen, und sich noch dazu die ewige Glückseligkeit zu erwerben, wenn er die Kathedrale von Moskau mit einer Glocke beschenkte, welche 288,000 Pfund wöge. Die Kaiserin Anna, die auch einige Privat- und Staatssünden auf ihrem Gewissen spürte, hoffte es allen russischen Monarchen in ächter Frömmigkeit zuvorzuthun, ließ die Glocke umgießen, und 2000 Pud neues Metall dazu nehmen, so daß dieses Sühnopfer nunmehr beiläufig 358,000 Pfund wiegt, und somit wohl die größte und nutzloseste Glocke in der Welt seyn mag. Diese Klingmasse war einst gehörig aufgehängt; da verzehrte das Feuer das Gerüst und die Gottesfurcht Godonoffs und Anna's fiel in das Loch, aus welchem selbst der fromme Alexander sie nicht wieder erlöste. Die Glocke zerbrach in dem Sturz und bekam eine Oeffnung, durch welche, wer Lust hat, in ihren Bauch hineingucken kann. Nach Einigen wäre sie an dieselbe Stelle gefallen, wo sie ursprünglich gegossen wurde; allein Dieß ist sicherlich ein Irrthum; denn man kann nicht zu ihr gelangen, ohne daß man eine Bretterthür aushebt, und den Hals zu brechen riskirt, indem man eine nasse, schlüpfrige Leiter hinabklettert. Lieber ersteigt man daher die Spitze des Thurmes von Iwan Welikoi. Man genießt eine großartige Aussicht. Unten wälzt die Moskwa ihre schlammige Fluth; ungeheure Flöße, die der Stadt Brennholz zuführen, bedecken den halben Fluß; dort gleiten kornbeladene Barken daher, umflattert von Schwärmen zahlloser Tauben, die, ungestört von den Bootsleuten, keine geringe Portion aus den Vorräthen sich aneignen. Die Russen, wird behauptet, tödten keine Taube, weil der heilige Geist in Gestalt dieses Vogels erschien. Einen eben so neuen als imposanten Anblick bieten sodann die in orientalischem Geschmack erbauten Kirchen des Kremlin dar, die gegen die Häuser umher seltsam abstechen. Und dann welcher Eindruck, wenn man sich die Scene hinzudenkt, wie das französische Heer über die Sperlingshügel anrückte und wieder abzog! Eine

sehr bedeutende Stelle in diesem Panorama würde auch der berühmte Garten der Gräfin Orloff einnehmen; aber ach! diese prachtvollen Anlagen sind in gänzlichem Zerfall. Die einst so geschmackvollen Spaziergänge sind verödet, die nackten Wände des Palasts sehnen sich nach neuer Bekleidung, die gepriesenen Gemälde gingen in andere Hände über. Die Besitzerin dieser glänzenden Residenz, längst der Eitelkeiten der sündhaften Welt überdrüssig, hat sich an einen dunkleren Ort zurückgezogen, wo sie, in der Mitte dienstbeflissener Priester, ihre Tage in Gebet und religiösen Uebungen zu beschließen gedenkt, durch reiche Spenden an den Klerus die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung beurkundend.

Nach einem andern Punkt hin begegnet das Auge dem stattlichen Fündelhaus — oder wie man es insgemein in Moskau heißt — dem kaiserlichen Erziehungshaus; denn nicht nur Sprößlinge verbotener Liebe, sondern auch arme Waisen werden zugelassen. Es wurde im J. 1762 von Katharina II angelegt und die verstorbene Kaiserin-Mutter vergrößerte die Anstalt nach einem Plan, der in ganz Europa seines Gleichen sucht. Um eine Vorstellung von der Größe des Gebäudes zu geben, darf man bloß bemerken, daß es nicht weniger als 2228 Fenster enthält. Es steht an dem Ufer der Moskwa und ist von einer hohen Mauer umschlossen. Das Innere hat folgende Einrichtung. Im Erdgeschoß ist ein kleines Zimmer für die Sekretäre der Anstalt, und unmittelbar daneben ein anderes, worin zwei bis drei Ammen stets in Bereitschaft gehalten werden. Wer einen neuen Kandidaten bringt, zieht die Schelle an der kleinen Thür des Sekretariats, eine Amme öffnet und nimmt das Kind in Empfang; der Name, den der kleine Schreier führen soll, wird in ein Buch gezeichnet, und ein Zettel mit der Numer des Namens im Register ihm um den Hals gehängt. Die einzigen Fragen, die man macht, sind: ist das Kind getauft — was ist sein Name? Jeden Abend erscheint ein Priester und vollzieht, wo es noch nicht geschah, den Taufakt. Hat der Sekretär gethan, was seines Amtes ist, so wird das Kind in das nächste Zimmer gebracht, aus seinen Lumpen gewickelt, gewaschen und neu eingewindelt. Nun kommt es in den vierten Stock, wo eilf Ammen- und Kinderstuben sind. Neben jedem Bett ist eine Wiege. Angenehm überrascht fühlt man sich durch die außerordentliche Reinlichkeit, die überall herrscht, und die um so mehr auffällt als, wer nie Russen aus den niedern Ständen sah, gar keinen Begriff von dem Schmutz hat, worin sonst das Volk lebt. Eine schönere Ordnung als in dem Fündelhaus zu Moskau giebt es nirgends in der Welt. Obgleich so viele Kinder untergebracht werden müssen, sind die Fußböden immer schmuck wie eine Mahagonitafel in dem Gesellschaftssaal des elegantesten Herrenhauses. Im dritten Stock sind die Schlafkammern für die ältern Kinder und im ersten die Werkstätten, Speisezimmer 2c., so wie Wohnungen für die Vorsteher; zu ebener Erde, Küchen 2c.

(Schluß folgt.)

Ueber den Zustand von Venedig.

(Denkschrift an Se. k. k. Maj. von Oesterreich, verfaßt von dem damaligen Patriarchen Rudolph Ladislaus Pyrker.)

Vierzehn Jahrhunderte lang die Hauptstadt und der Mittelpunkt eines blühenden Reichs und eines eben so thätigen als ausgebreiteten Handels war Venedig, anfänglich eine kleine Stadt ohne Land und ohne die nothwendigsten, ersten Lebensbedürfnisse, das Asyl von hundert und achtzehntausend Bewohnern geworden. Eine vornehme Klasse, welche hier den Ertrag der benachbarten Gebiete verzehrte, und indem sie selbst die Ehrenämter bekleidete, dem niedern Volke Nahrung verschaffte, sechzig und mehr hohe obrigkeitliche Stellen, die verschiedenen Repräsentativbehörden, drei und sechzig fromme Körperschaften, die mit ihren mannichfaltigen Aemtern mehreren hundert Familien aus den bürgerlichen und niedern Ständen eine anständige Existenz sicherten; endlich ein Gerichtshof, bei dem der mündliche Vortrag und die Verhandlung der vielen Rechtsfälle, die aus allen Provinzen des festen Landes dahin zur Entscheidung gebracht wurden, vielleicht tausend weitern Familien die Mittel zu Reichthum, Auskommen und Unterhalt darboten: — Das waren die reichen Quellen des allgemeinen Wohlstandes, die in Folge der politischen Wechselfälle mit einem Male sich schlossen.

Von diesem Augenblicke an fand sich die Lage aller dieser Familien verändert; und während sie bisher mit dem frommen Sinne, der der Stadt immer eigen war, von ihrem Ueberflusse die stets zahlreiche Klasse der Bedürftigen unterstützt hatten, sahen sie jetzt plötzlich sich selbst in die Reihen der Armen herabgesunken und gezwungen, fremde Unterstützung anzusprechen.

Dieses freimüthige und getreue Gemälde, welches als Vorstand der allgemeinen Wohlthätigkeitskommission Euer k. k. Majestät vorzulegen ich für meine Pflicht erachte, hat weiter keinen Wunsch als den allergnädigsten Blick E. M. auf eine unglückliche und brave Bevölkerung hinzuleiten, der man auf den ersten Anblick Arbeitsscheu und Trägheit zur Last zu legen versucht seyn könnte, während ihr ganzes Unglück doch weiter Nichts ist als die traurige Folge des so schnellen Wechsels in ihrer angestammten Landesverfassung.

Geruhen E. M., diese nur allzuwahren, ganz eigenthümlichen Umstände in Betrachtung zu ziehen, so wird es nicht mehr überraschen, wenn diese selbe Stadt, in der einst Handel und Manufakturen eine so hohe Blüthe erreichten, nunmehr auf weniger als hunderttausend Einwohner zusammengeschmolzen ist, von denen nur ein Drittheil nicht Wohlstand, sondern sein Auskommen besitzt; unter welcher Zahl dann auch diejenigen Personen mitzählen, welche, in E. M. Diensten oder im Genuß einer Pension stehend, hauptsächlich noch Leben und Nahrung in diese Stadt bringen; während der ganze Rest der Bevölkerung die geringen Mittel seines Unterhalts einzig dem wohlthätigen Sinne seiner Nebenmenschen verdankt.

Weit entfernt, E. M. dieses Bild der täglichen sichtbaren Abnahme der Stadt durch übertriebene Züge entstellt zu haben, muß ich nach bestem Wissen und Gewissen E. M. versichern, daß wir tagtäglich, bei unseren Bemühungen im Dienste der vorerwähnten segensreichen Kommission und in der Lage, welche uns in Stand setzt, näher als sonst Jemand mit der wahren Lage der Dinge bekannt zu werden, das allgemeine Elend eben so reißend schnell wachsen sehen, als die noch übrigen Handelsquellen nach und nach vollends versiegen, so daß in diesem Augenblicke die Kommission von solchen wohlverdienten Personen um Hülfe angegangen wird, die noch beim Beginne unserer Sendung uns voll Menschenliebe mit den edelsten Anerbietungen entgegengekommen waren.

Ja, E. M., so sehr fehlt es in jeder Hinsicht an Auskunftsmitteln, daß wir eben überall und immer — so wie auch das k. Hauptpolizeiamt, dessen Thätigkeit und Mitwirkung zu unserer guten Absicht nicht genug gerühmt werden kann, dieses bestätigen muß — Nichts hören als Klagen von Kaufleuten, die sich in dem äußersten Elende befinden, von Schiffskapitänen, die keine Beschäftigung haben, von Matrosen, Fabrikarbeitern, Handwerkern, Schiffern, welche, von ihren Herren entlassen, nicht wissen, wohin sie sich wenden, womit sie ihren zahlreichen Familien den Lebensunterhalt verdienen können.

Wenn ungeachtet dieses furchtbaren Nothstandes unsere Kommission in den verwichenen achthalb Jahren von den wenigen bemittelten Einwohnern über 1,600,000 österr. Liren Beiträge für die Armen erhalten hat, wie E. M. aus dem Verwaltungsberichte über die Ausgaben ersehen kann; wozu außerdem noch, hier nicht gerechnet, die vielen sonstigen Almosen kommen, die ebenfalls ihnen zur Last fallen; ferner die Erhaltung der Privat-Zufluchtshäuser für verlassene Mädchen; — ferner der ganze Aufwand für unsere Gotteshäuser; wenn bei allem Dem noch so Viel geschehen konnte, so darf der Grund davon in nichts Anderm gesucht werden als in dem frommen, wohlthätigen Sinne des Venetianers, der immer gern

seine eigenen Bedürfnisse beschränkt, um seinen unglücklichen Brüdern Beistand zu leisten.

Allein auch der gute Wille zu helfen unterliegt der grausamen Gewalt der Umstände. Ich würde mich gegen meine Ueberzeugung und gegen den ehrenvollen Auftrag, der mich zum Vorstande der erwähnten Kommission berufen hat, versündigen, wenn ich, nachdem von uns alle Wege versucht sind, und Was die angelegensten Bemühungen zu erreichen vermögen, aufgeboten ist, jetzt, wo die Masse des Elends neuen Zuwachs gewinnt, nämlich durch so Manche Derjenigen, welche, bisher von der Regierung bei den Preisen und Kanzleien beschäftigt, in Folge eingeführter Ersparnisse, außer Thätigkeit gesetzt wurden; — wenn ich unter diesen Umständen mich nicht erkühnen würde, E. M. gnädigste Betrachtung auf die großen Forderungen hinzulenken, welche eine so dringende Noth macht und eine so gute Sache empfiehlt, und was für Mittel und Wege zur Abwendung noch größeren Unglücks zu ergreifen wären.

Die frühere italienische Regierung erklärte durch ein Dekret vom 18 Juni 1807 die Güter der alten Brüderschaften für frei disponibles Staatseigenthum, und wies ihnen dagegen auf das Staatsschuldbuch (Monte) eine jährliche Rente an, als Ersatz für die in der Münze und der Wechselbank von Venedig besessenen Kapitalien. Diese Maßregel beraubte die Brüderschaften mit einem Male ihres ganzen Kapitalvermögens, das ein jährliches Einkommen von bei Weitem größerem Belange als die dafür ersatzweise ausbezahlte Rente abwarf. Die Regierung trieb aber die Plünderung noch weiter durch das Dekret vom 7 December 1807, worin sie sich das Recht anmaßte, alle diesen Brüderschaften zustehenden Vermächtnisse anzutreten, wenn sie sich von einem Testamente herschrieben, das von einem früheren Datum wäre als das Dekret; ohne Rücksicht darauf, daß nach andern Gesetzen alle jene Besitztitel rechtlich erloschen waren. Die Maßregeln der damaligen italienischen Regierung beschränkten sich aber nicht einmal hierauf, sondern, nachdem man alle Listen und Urkunden der Brüderschaften genommen, wurde dasselbe Verfahren auch noch auf das Alles ausgedehnt, was nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes gar nicht in diesen Bereich gehörte. In der Folge, als die Verwaltung der Brüderschaften mit dem Wohlthätigkeitsvereine (congregazione di carità) verbunden wurde, war derselbe entweder nicht in der Lage, oder fehlte ihm die nöthige Kraft, um gegen diesen Raub zu reklamiren und auf Schadenersatz zu dringen. Im Jahre 1817 wollten die Armen vom Kirchspiele S. Lucia (jetziges Viertel S. Jeremias) ihre Rechtsansprüche auf ein Legat von 918 österreichischen Liren 97 Cent. geltend machen, die ein gewisser Albanese Dante ihnen hinterlassen und auf eine Papiermühle in Faenza versichert hatte. Die Regierung ihrerseits glaubte darauf Beschlag legen zu dürfen. Da aber das versicherte Eigenthum im Kirchenstaate liegt und sofern — in Gemäßheit des Traktates von 1816 über die Theilung des frühern italienischen Königreiches — der päpstlichen Regierung hätte zufallen müssen: so widersetzte sich die Kommission und erhielt auf eine Eingabe an die Regierung durch Entschließung derselben vom 22 November 1823 die Wiedereinsetzung der ursprünglich bedachten Armen in den ersten Besitz obigen Legats.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Woche des Monats Jannar wurden der Steuermann Clement Noel und der Matrose Philipp Athur, vormals auf dem Don Quixote unter dem Schiffsherrn Bellechete aus Jersey, zu Plymouth von der Schmak: „die drei Brüder aus Havre“ an's Land gesetzt. Beide waren so krank, daß sie in das dortige Hospital gebracht werden mußten. Hier, nachdem sie sich einigermaßen erholt hatten, erzählten sie: Sie gehörten zur Brigg des Don Quixote, dessen Bemannung mit Einschluß des Schiffsherrn aus neun Köpfen bestand. Vor einigen Monaten segelten sie nach Newfoundland, von da nach Cadix und später nach St. Lucia in Spanien, wo sie eine Ladung Oel für Liverpool einnahmen. Die Brigg verließ St. Lucia am 25 Oktober und war erst einige Tage zur See, als sie von dem schlimmsten Wetter befallen wurde und in die entschiedenste Gefahr gerieth. Der Sturm dauerte mit geringer Unterbrechung bis zum 4 December fort, als er zu einem Ocean stieg, der sie zwang, ihm das Fahrzeug auf gut Glück hin zu überlassen. Sie befanden sich damals unter 18° nördl. Br. und 9° 13' westl. L. Nachdem sie einige Zeit gelegen, versuchten sie es, unter dem großen Bramsegel zu lensen, als Abends gegen halb sieben Uhr, in stockfinsterer Nacht, die Brigg ungefähr in der Schiffsmitte von einer fürchterlichen Woge getroffen wurde, die sie auf's Kielend setzte und im nämlichen Augenblicke die Ladung überschießen machte. Die Wache auf dem Decke, zwei Mann nur, hieben sogleich die Taljereepen des Takelwerkes ab, und da der Mastbaum vorwärts fiel, so richtete sich das Schiff wieder auf, war aber voll von Wasser, da die Luckenklappen durch die Erschütterung gebrochen waren. Bei dem Anprallen der Wogen waren Vier von der Schiffsmannschaft unter dem Verdecke, nur ein Einziger konnte entrinnen, die drei Andern ertranken. Der Schiffsherr und der Steuermann befanden sich in der Kajüte und retteten sich mit genauer Noth auf das Verdeck. Hier erwarteten Alle jeden Augenblick ihr Ende; nur mit Mühe hielten sie sich fest; das Wetter war durchdringend kalt, sie Alle von Nässe durchweicht und durch die vorausgegangenen Anstrengungen erschöpft. Zwei Stunden nach dem unglücklichen Ereignisse starb der Schiffsherr und am folgenden Morgen ein Anderer von der Mannschaft von diesem Uebermaß von Leiden. Die Lage der Uebrigen war über alle Beschreibung schrecklich; jeden Augenblick mußten sie fürchten, auf diesem Wrack von den Wogen verschlungen zu werden. Am 9 December starb noch Einer von der Mannschaft, die Ueberlebenden banden den Leichnam fest, damit er nicht von den Wogen weggeschwemmt würde, um im Nothfalle davon sich zu nähren; sie waren fast von Hunger aufgerieben, da sie, seit das Schiff Wrack wurde, Nichts gegessen hatten. In der höchsten Noth entschlossen sie sich am folgenden Tage, den Arm ihres verstorbenen Gefährten zu verzehren, und am 11 waren sie abermals genöthigt, dieses furchtbare Mittel zu ergreifen, wollten sie anders nicht Hungers sterben. Am 12 ließ der Sturm ziemlich nach, aber noch zeigte sich nirgends Hülfe; sie wurden schwächer und schwächer, und die Leiche, von der sie sich bis jetzt erhalten mußten, war bereits in Fäulniß übergegangen. Als der Morgen des 15 Decembers anbrach, waren der Steuermann und der dritte Uebriggebliebene so entkräftet, daß sie kaum mehr noch ein Lebenszeichen von sich geben konnten; sie fielen auf das Verdeck hin und waren ihrem letzten Augenblicke nahe. Athur allein hatte noch so viel Kraft, umherzusehen, und erblickte ein Segel. So gut er es vermochte, gab er ein Zeichen, das zum Glücke von dem fremden Schiffe bemerkt wurde. Es war die französische Brigg Ceres, die nach Harfleur segelte. Diese nahm die drei Männer (unter 36° nördl. Br. und 10° 30' westl. L.) auf und behandelte sie mit der größten Menschlichkeit. Am 15 starb der Dritte von den Geretteten; die zwei Andern wurden in das Hospital zu Harfleur gebracht, wo sie siebenzehn Tage gepflegt wurden, und nachdem sie sich dort erholt hatten, auf einem Dampfschiffe nach Havre, von wo aus der brittische Konsul sie nach Plymouth sendete. Hier erwarten sie ein Schiff, um nach Jersey zurückzukehren.

Als ein merkwürdiges Beispiel von der noch in Schottland herrschenden Intoleranz erzählt der Star folgendes Beispiel: „Ein Graveur in Edinburgh hatte ein so zartes Gewissen, daß er es verweigerte, die Eintrittskarten in die katholische Kirche, bei Gelegenheit des Gottesdienstes für den verstorbenen Pabst, zu stechen, da er es für gottlos hielt, mit irgend Etwas zu thun zu haben, das mit papistischen Ceremonien in Verbindung stehe.“

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Die neue katholische Kirche feiert ihre Messe in der Taubheitsstraße, auf daß in Erfüllung gehe, was geschrieben steht: „Sie haben Ohren und hören nicht.“

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Königreich beider Sicilien die Lampen von ganz Europa mit Oel versieht; und doch bleibt es in den beiden Sicilien stockfinster.

Der Abbé Chatel hat wegen beschränkten Raums fünf oder sechs Christen vor die Thüre weisen müssen. Die katholische Religion in der Taubheitsstraße hat Gläubige und keine Kirche; gerade das Widerspiel von der katholisch-römischen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 57. 26 Februar 1831.

Die Neuseeländer.

5. Reise in's Innere. Begrüßung der Wilden. Mahlzeiten. Wohngebäude und Nachtlager.

(Schluß.)

Die Missionäre Marsden und Nicholas kamen eines Tages bei ihren Ausflügen in der Umgegend der Inselbai unter einem sehr heftigen Regen in ein Dorf, das einem Häuptling ihrer Bekanntschaft zugehörte, und wurden in seinem Hause sehr gastlich aufgenommen. Ihre neuseeländischen Freunde richteten sogleich Kartoffeln zum Mahle her; als es aber an's Essen ging, bestanden sie darauf, daß dieß wie gewöhnlich im Freien geschehen sollte. Diese Bedingung fanden die Missionäre in diesem Augenblick freilich etwas hart; aber man mußte nachgeben, oder hungrig von dannen ziehen. Um dieses köstliche Mahl unsern Reisenden noch mehr zu versalzen, mußte der Speisesaal auch noch ohne Bedachung seyn. Es blieb ihnen also Nichts übrig, als so gut als möglich ein Obdach zu suchen, welches sie unter einem drei oder vier Fuß breiten Vorsprung des Hüttendaches fanden; so konnten sie wenigstens ihre Kost zu sich nehmen, ohne völlig durchnäßt zu werden. Doch auch diese Vergünstigung wurde ihnen nicht ohne ängstliche Gewissenszweifel ihrer Freunde bewilligt, die es für eine sehr gewagte Gottlosigkeit hielten, so nahe am Hause zu essen. Allein da sie die Kartoffeln einmal in ihren Händen hatten, so waren ihre Wirthe, obgleich sehr beunruhigt und erschrocken, doch nicht so ungeschlacht, sie ihnen wieder zu nehmen. So oft sie aber aus der Kürbisflasche trinken wollten, die man ihnen reichte, mußten sie sich vor die Hütte hinaus bemühen, obgleich der Regen in Strömen sich ergoß. Nicholas ermüdet, wie er war, und ärgerlich auf diese Art die behagliche Bewirthung, die er sich versprochen hatte, gestört zu sehen, fing an, wie er uns erzählt, gegen diese ungastlichen Gebräuche loszuziehen, und da Tui, der in ihrer Gesellschaft war, immer eine große Vorliebe für europäische Sitten gezeigt hatte, so fragte ihn der Missionär, ob er nicht glaube, daß diese Gebräuche seiner Landsleute bloße Narrheiten seyen? Tui aber erwiederte ärgerlich über die Verachtung, die man gegen seine vaterländischen Sitten an den Tag legte, zur Wiedervergeltung: „Es wären dieß durchaus keine Narrheiten. Aber die neuseeländer Männer sagen, daß Marsden's Cracki (Predigt) am Sonntag lauter Narrheit sey."

Die Wohnungen des gemeinen Volkes werden als höchst elend beschrieben und sind wenig besser als Hütten, doch waren die, welche die Missionäre im nördlichen Theile des Landes sahen, durchaus von wohlangebauten kleinen Gärten umgeben, die mit Rüben, süßen und gewöhnlichen Kartoffeln angepflanzt waren. Das einzige Geräthe, das man in diesen Hütten findet, sind Fischangeln, Netze und Schnüre, Kalabassen mit Wasser angefüllt, einige Werkzeuge von Stein und mehrere Mäntel und andere Kleidungsstücke, die an den Wänden hängen. Unter ihrem Werkzeuge bemerkte man eine Art Hohlbeil, dessen Stiel gewöhnlich aus Menschenknochen verfertigt wird, eine Brodstampfe aus einem großen Fischknochen, ein Schnitzmesser oder eine Art Säge u. s. w.

Das Haus des Häuptlings ist in der Regel das größte im Dorfe, aber jede Ortschaft hat außer den Wohnhäusern ein öffentliches Magazingebäude, welches von weit größerm Umfang als das des Häuptlings ist, und wo der gemeinsame Vorrath von süßen Kartoffeln aufbewahrt wird. Ein solches Gebäude ruht auf mehrern Pfählen, die in die Erde eingerammt sind; der Boden ist etwa vier Fuß hoch mit Dielen überkleidet, die Seitenwände und die Decke bestehen aus dicht zusammengefügten Bohlen, deren Ritze mit Gras ausgefüllt sind; eine Schieberthüre, kaum groß genug, einen Mann einzulassen, bildet den Eingang. Die Decke ist mit rothbemalten Planken verziert, an denen allerlei groteskes Schnitzwerk angebracht ist. Das ganze Gebäude ist ungefähr 25 Fuß lang, 8 Fuß breit und 5 Fuß hoch. In den Wohnungen der Häuptlinge findet man meistens den Fußboden und einen kleinen Fleck vor dem Hause zierlich getäfelt. Der innere Raum aber ist so niedrig, daß man nur in wenigen aufrecht stehen kann. Die Hütten wie die Vorrathsgebäude sind ober der Thüre mit Schnitzwerk verziert. Rutherford sagt: „Jede Wohnung hat auf der Spitze des Giebels ein geschnitztes Bild, um anzudeuten, daß kein Sklave während der Abwesenheit des Eigenthümers hineingehn darf; die Verletzung dieses Verbotes wird augenblicklich mit dem Tode bestraft."

Die Rücksichten, von denen sich die Neuseeländer bei der Wahl des Ortes zu ihren Niederlassungen bestimmen lassen, sind dieselben wie bei andern wilden Volksstämmen. Die nordamerikanischen Indianer z. B. bauen ihre Hütten meistens an den Abhang eines sanft aufsteigenden Hügels, um im Fall eines Angriffes ihrer Feinde den Vortheil der Stellung zu haben, oder auf eine Erhöhung in einem Flusse, der dann die Stelle eines Wassergrabens vertritt. Eine Lage, in der sie von mehrern Seiten mit Wasser umgeben sind,

ziehen sie daher jeder andern vor, und deßhalb, und um des Fischfangs wegen der See näher zu seyn, schlagen die Neuseeländer und andere wilde Völkerschaften ihre Wohnsitze gern an den Mündungen der Flüsse auf. Bei den amerikanischen Indianern, wie bei den Neuseeländern ist gewöhnlich ein Stück Feld mitten im Dorfe leer gelassen, um hier die öffentliche Versammlung zu halten.

Rutherford bemerkt, daß die Körbe, in denen die Neuseeländer ihre Lebensmittel aufbewahren, nicht öfters als zweimal benützt werden. Die Kürbisflasche ist das einzige Gefäß, das sie haben, um Flüssigkeiten aufzubewahren; und wenn sie daraus trinken, so lassen sie nie von ihr ihre Lippe berühren, sondern halten das Gesicht in die Höhe und empfangen so von Oben herab den Trank. Zu dem Ende setzen sie sich nach dem Essen in eine Reihe, und ein Sklave geht mit der Kalabasse von Einem zum Andern und gießt ihm, während der Trinkende seine flache Hand unter das Kinn hält, das Wasser in den Mund. Sie trinken nichts Anderes, weder kalt noch warm, als Wasser. Alle Berichte stimmen darin überein, daß sie einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Wein, oder andere geistige Getränke haben.

Tekoro, der Häuptling eines Stammes, der von Port Jackson auf dem „Dromedar" nach Hause segelte, wurde während der Ueberfahrt von den Offizieren oft in die Kajüte gelassen, und gebeten, ein Glas Wein zu trinken; er trank aus Höflichkeit gewöhnlich davon, aber man sah es ihm am Gesicht an, wie wenig er Geschmack daran fand. Jener Georg von Wangarua, der die Schiffsmannschaft des Boyd ermordet hatte, war der einzige Neuseeländer, der von dem Kapitän Cruise ein Glas Grog annahm, und ohne Widerwillen austrank; ja er liebte sogar dieses Getränk, obgleich nur ein Wenig davon hinreichte, ihn trunken zu machen. Im Rausche wurde er dann fürchterlich ungestüm. Indeß ist es wahrscheinlich, daß die nüchterne Lebensart dieses Volkes vorzüglich von seiner Unkenntniß berauschende Getränke zu bereiten herrührt. In der jüngsten Zeit scheint sogar einigen Weibern durch die englischen Seeleute Geschmack an Grog beigebracht worden zu seyn, und Kapitän Dillon berichtet von einer Priesterin, die ihn an Bord seines Schiffes besuchte, und unter andern nicht sehr züchtigen Anmuthungen um ein Glas Rum bat, das sie dann auf Einen Schinck hinunterstürzte.

Die Neuseeländer halten des Tags nur zwei Mahlzeiten, eine des Morgens, und eine bei Sonnenuntergang. Ihre Gefräßigkeit dabei ist allen Reisenden aufgefallen. Wenn sie sich zur See befanden, so verschlangen sie alles Eßbare, was sie erwischen konnten. In Folge dieser Gewohnheit, Lebensmittel in großer Masse zu sich zu nehmen, leiden die Neuseeländer, bei all ihrer Ausdauer in andern Fällen, fürchterlich, wenn ihnen das gewöhnliche Bedürfniß, ihren Hunger zu stillen, fehlt.

Nach dem Essen brachten Rutherford und seine Gefährten den Abend um ein großes Feuer gelagert zu, während einige Weiber, deren Gesichtszüge er als angenehm beschreibt, zur Unterhaltung mit den Fingern der Fremden spielten, ihre Hemden auf der Brust öffneten, und ihre Waden befühlten, „woraus wir schlossen," sagt Rutherford, „daß sie sich überzeugen wollten, ob wir fett genug seyen, um gefressen zu werden." Das große Feuer, das sie zur Erwärmung der Hütte angezündet hatten, wurde endlich ausgelöscht und sie legten sich zur Ruhe, wobei sich der ganze Raum mit Rauch füllte, da die Thüre verschlossen und kein Fenster oder Rauchfang da war, um ihn auszulassen.

Auch Marsden brachte auf diese Art, in Gesellschaft seines Freundes Kendall, eine Nacht in der Wohnung eines Häuptlings zu. „Der Eingang," erzählt er, „war so eng, daß ich auf Händen und Füßen nicht hineinkriechen konnte, ohne meinen Rock auszuziehen. Die Hütte war ungefähr acht Fuß breit, und zwölf lang. In der Mitte derselben brannte ein Feuer, ohne Luftloch für Rauch und Hitze. Die Häuptlinge, die bei uns waren, zogen ihre Matten aus, und legten sich fadennackt dicht neben einander auf den Boden, wo sie alsbald in einen tiefen Schlaf versanken, und mit ihren Nasen eine Musik anfingen, die auch außer der unerträglichen Hitze jeden Schlaf unmöglich gemacht haben würde. Ich war kaum einige Minuten in diesem Ofen, so wurde mir der Qualm und Rauch unerträglich. Obgleich die Nacht sehr kalt war, so sahen Kendall und ich uns doch genöthigt, unser Lager zu verlassen. Ich kroch hinaus, und ging im Dorf umher, um mich nach einem Obdach umzusehen, unter dem ich mich bis gegen Morgen vor der dunstigen Luft schützen könnte. Ich fand eine Hütte leer, und kroch hinein. Nicht lange darauf sah ich einen Häuptling, der mit uns aus dem nächsten Dorf gekommen war, ganz nackt aus der Hütte kommen, die ich eben verlassen hatte. Der Mond schien hell, und ich sah ihn von Hütte zu Hütte gehen, bis er mich gefunden hatte. Er wollte mich durchaus bereden, zurückzukehren. Ich sagte ihm, es sey mir unmöglich die Hitze zu ertragen, und er möchte mir zu bleiben erlauben, wo ich sey, worein er endlich ungern willigte. Es war auffallend, wie wenig Eindruck der Wechsel von Hitze und Kälte auf ihn machte. Er war aus der dampfenden Stube, wie ein heißer Brodlaib aus dem Ofen gekommen; dessenungeachtet ging er herum, mich zu suchen, und saß dann eine geraume Zeit neben mir, ohne die geringste Bedeckung, obgleich die Nacht sehr kalt war. Kendall brachte in seinen Mantel gehüllt die Nacht im Freien zu."

Die Mordbrenner.

(Schluß.)

Zehn Tage gingen vorüber und an jedem Tage zehn Feuersbrünste mit mehr oder minder Verwüstungen.

„Wozu sind diese Soldaten da? Es verlohnt sich wohl die Mühe, sie zu füttern. Sind sie vielleicht gar mit den Mordbrennern einverstanden?"

Man konnte den Soldaten keine Schuld geben. Tag und Nacht im Sattel, bald nach dieser, bald nach jener Seite von Flintenschüssen hingerufen, die wie die Hammerschläge der Thurmuhr regelmäßig ertönten, eilten wir hin und her. Niemand war zu sehen. Von Müdigkeit erschöpft, entmuthigt, voll ärgerlicher Scham verfluchten wir die Bauern. Mehr als einmal gaben sie Feuer auf uns. Wehe dem Wanderer, der hier von der Nacht befallen wurde. Man schoß auf jeden Schatten.

Ein alter Mann wurde nahe bei St. Martin vom Jäger des Hrn. v. Auffray todt geschossen. Man erkannte in ihm Mariens Vater, dessen Hütte abgebrannt war, und der seine Tochter suchte.

Eines Tages, noch in der Morgendämmerung, sahen wir einen Haufen Bauern nach dem Rathhause von Vauiettes laufen; sie brachten einen Mann zu Pferd, den man nahe am Gehölz ergriffen hatte. Der Mann wollte sprechen, allein ein wüthendes Geschrei erstickte seine Stimme. Er durfte nur eine Bewegung machen und er war in Stücken zerrissen. Das wüthende Volk schleppte ihn uns zu, er war leichenblaß, halb todt. „Verfluchter De Cazes!“ war sein erstes Wort, als man ihn sprechen ließ. Ich erkannte in ihm den Ritter von Auffray. War er des Nachts ausgewesen, um sein Eigenthum zu bewachen? Oder war er endlich auf den Gedanken gekommen, einige Maßregeln zur Sicherheit seiner Gemeinde zu ergreifen? Ich weiß es nicht. Aber von den Bauern, die der Strohjunker von St. Martin seine Gemeinde-Angehörigen nannte, kannte ihn Keiner. Als man ihnen sagen mußte, es sey der Hr. Maire, den sie verhaftet hätten, gerieth das ganze Dorf in Aufruhr. Weiber, Furien mit kreischenden Stimmen schalten, und schrien: wir wollten einen Schuldigen befreien. Ein Steinhagel zerschmetterte die Fenster des Rathhauses. Man brach schon die Thore ein, als die Vorsehung, die über dem kostbaren Leben des Ritters von Auffray wachte, uns gerade noch zur rechten Zeit Hülfe sendete.

„Die Mordbrennerin! da ist die Mordbrennerin!“ schrie man auf der andern Seite des Platzes.

Aller Augen wendeten sich dahin, und der Jäger erschien, und schleppte ein Weib herbei, die ohne Widerstand ihm folgte.

„Das ist Maria, Maria, die Magd vom Schlosse! Reißt ihr das Herz aus! Bringt sie um! Bringt sie um!“

So ließen sich die Damen von Vauiettes vernehmen; und man mußte ihre Geberden dazu sehen! Wie ist die menschliche Natur schön in solchen Augenblicken!

Als Maria im Saal des Rathhauses in Sicherheit war, erzählte uns der Jäger, daß er das unglückliche Mädchen im Augenblick überrascht habe, wo sie einen Getreideschober anzünden wollte. Er hatte ihr zwei Kolbenstöße versetzt, ohne daß sie darauf geachtet oder darüber erschrocken wäre, und so hatte er sich ihrer bemächtigt. Er gab uns das Messer Jörgs und einen Feuerstein, die er in den Händen der Brandstifterin getroffen hatte. Dann sah er sie kaltblütig an, und sagte:

„Du hast mir mein Gewehr behert; aber das nächste Mal fehl' ich Dich gewiß nicht.“

Maria kauerte in einem Winkel, sie schien sich aus der Betäubung zu erholen, in die sie durch das empörte Dorf versetzt worden war. Ruhig, fast lächelnd suchte sie ihre Erinnerung zu sammeln. Auf einmal greift sie freudig nach einem Bündel, das an ihrem Gürtel hing, und blickt um sich her. Sie erkennt den Maire, steht auf, nähert sich ihm, und indem sie auf dem Tisch die Leiche eines von Fäulniß ergriffenen Kindes herauswickelt, sagt sie zu ihm:

„Hier ist Ihr Kind. Es will nicht essen, und hat immer kalt. O! ich hatte viele Mühe, es zu erhalten. Ich übergebe es Ihnen, Hr. Ritter, und bitte Sie im Namen des barmherzigen Gottes, nehmen Sie sich seiner an.“

Sie stürzte besinnungslos auf das Estrich.

Am andern Morgen führten sie Gendarmen auf einem Karren nach Rouen. Sie schaukelte auf ihren Knien die Leiche ihres Kindes. Nahe bei St. Martin fiel ein Schuß, der ihr den Arm zerschmetterte. Sie hatte noch soviel Kraft ihr blaues Halstuch loszumachen, und ihr Kind einzuwickeln, das sie an ihre Brust hängte.

Die Weiber drängten sich, sie zu sehen, und Tausende von Bauern folgten ihr mit wilder Freude und rohen Späßen.

Sie wurde vor Gericht gestellt, verurtheilt, und bestieg das Blutgerüst, ohne zu wissen, wohin sie ging.

Ueber den Zustand von Venedig.

(Schluß.)

Nicht so glücklich war die Brüderschaft von S. Cassian in einem ähnlichen Falle. Eine gewisse Astori hatte derselben für den Fall ihres Absterbens die Nutznießung eines bei der Staatsschuldenkasse angelegten Kapitals vermacht. Nach ihrem Tode verweigerte die Präfektur den Schuldschein mit einem jährlichen Zinsertrage von 902 Liren 50 Cent. auf die neuen Besitzer umzuschreiben, weil das Kapital zu amortisiren sey; obwohl der Anspruch dieser Brüderschaft erst nach dem Tode der Astori 1822 vorgelegt werden konnte, dieses Kapital also nicht unter die Generalbeschlagnahme von 1807 fällt.

Hieraus ersehen E. M., daß die Armen der Brüderschaften unserer Stadt jetzt des Eigenthums beraubt werden sollen, welches würdige Erblasser ihnen vorbehalten hatten; auf den Grund hin, daß die ursprüngliche Disposition älter sey als das Dekret vom 7 December 1807; während doch der Besitztitel darauf erst viel später unter dem sichern Schutz der wohlthätigen und frommen Gesinnungen E. M. verificirt wurde.

Darum zur Unterstützung unserer unglücklichen Bevölkerung und zum Besten des frommen Verbands, welchem die Bedürfnisse so vieler Armen zur Last fallen, flehe ich die Gnade E. M. um Folgendes an:

1) es möchten in freie Verwaltung der einzelnen Brüderschaften, gemäß den jedesmaligen Verfügungen der Erblasser, alle die aus testamentarischen Verfügungen herstammenden Kapitalien und Jahresrenten zuerkannt werden, wozu der Besitztitel erst nach dem Dekret vom 7 December 1807 verificirt wurde, und welche nicht ordnungsmäßig von der frühern Verwaltung bis zum 20 April 1814, dem Tage der Auflösung der damaligen Regierung, in Beschlag genommen worden;

2) es möchte, wie von der k. k. Regierung die Rechtmäßigkeit eines Ersatzes für die während des Bestandes des nun aufgelösten Königreichs ordnungswidrigerweise in Beschlag genommenen und damals veräußerten Güter anerkannt worden ist — ebenso eine Rückerstattung derjenigen Besitzthümer verfügt werden, die in diesem Augenblicke unter der Verwaltung der Regierung stehen, wovon aber die Beschlagnahme ordnungsmäßig war;

3) endlich möchte diese Ausscheidung, weil die Brüderschaften aller ordentlichen Urkunden und Register verlustig gingen, durch eine gemeinschaftliche Kommission mit Beiziehung der allgemeinen Wohlthätigkeitskommission im Interesse der alten Brüderschaften geschehen.

Dieß ist es, wofür ich die Gerechtigkeit E. M. anrufe; es ist die Erstattung des Eigenthums einer armen Bevölkerung, dessen sie nicht beraubt werden konnte, ohne durch die Gewaltsamkeit früherer Zeitverhältnisse.

Wenn neben diesem Akt der Gerechtigkeit die unerschöpfliche Güte E. M. auch noch die frommen Bemühungen der Kommission, der ich vorzustehen habe, und die zu wiederholten Malen durch unermüdete Thätigkeit die allerhöchste Zufriedenheit sich zu erwerben wußte, durch einen fortdauernden jährlichen Zuschuß gnädigst ermuthigen wollten: so würde Das nicht allein die Mitglieder zu erneuten Anstrengungen und Opfern anspornen, sondern ich kann alsdann auch alle die Vortheile verbürgen, welche aus der wohlthätigen Einführung des Bettelverbotes *) unmittelbar für die Moralität und Religion hervorgehen.

---

*) Die meisten Legate und sonstigen Beiträge, welche die Wohlthätigkeitskommission erhält, enthalten die Bedingung: „so lange dieselbe im Stande sey, das Bettelverbot (bando di questua) aufrecht zu erhalten.“ Und wirklich ist Venedig, wo es noch vor zehn und zwölf Jahren so viele Bettler gab, gegenwärtig ganz davon frei.

Vergleichende Uebersicht der venetianischen Bevölkerung und ihrer Nahrungszweige im J. 1797 und 1824.

1797	
Nobili	3,477
Stadtbürger . . .	5,098
unter Ordensregel	1,541
Nonnen . . .	1,708
in den Spitälern .	1,446
Juden	1,842
niederes Volk . .	128,550
zus.[1]) .	137,240
Nahrungsquellen	
1) in den verschiedenen Aemtern	3,477
2) in den kirchlichen Orden . . .	5,047
3) in den Spitälern	1,446
4) vom Arsenal [2])	5,302
5) Kaufleute u. A.	10,884
6) Handwerker, Fabrikarbeiter (ohne Fondaco) . .	6,200
7) Schiffer mit Patent bei den Ueberfahrten . . .	1,030
8) Schiffer in Privatdiensten . .	2,854
9) von diesen acht Klassen zusammen unterhalten . .	90,345
10) von den neun und sechzig Brüderschaften unterstützt [3]) . . .	14,599
zus. .	137,840

1824.	
Nobili	2,164
Stadtbürger . .	8,599
pensionirte Mönche und Nonnen .	1,109
sonst Pensionirte .	2,809
in den Spitälern .	4,919
Juden	1,980
niederes Volk . .	84,047
zus. [4])	99,827
Davon	
1) Angestellte mit Besoldung [5]) .	8,597
2) Pensionirte .	3,318
3) in den Spitälern [6])	4,919
4) im k. Arsenal [7])	773
5) Kaufleute u. A. [8])	3,668
6) Handwerker und Fabrikarbeiter (ohne Fondaco) . . .	2,442
7) Schiffer an den Ueberfahrten . .	607
8) deßgl. im Privatdienst 9) . . .	297
9) von diesen acht Klassen zusammen unterhalten . .	40,688
Von der Kommission Unterstützte alltäglich	2,563
in besondern Fällen und ohne Beschäftigung [10]) . .	38,201
zus. . .	99,887

1) In der Gesammtzahl der Bevölkerung von 1797 zählen auch die Gemeinden von Murano, Burano und Malamocco mit, die damals zur Stadt gerechnet wurden, und mit einander ungefähr 19,000 Seelen enthielten.

2) Im Arsenal waren gewöhnlich zweitausend Meister beschäftigt und ungefähr tausend Offiziere und sonstige Beamte bei den Staatsschiffen angestellt.

3) Die Brüderschaften bezogen von der Münze jährlich direkt 207,217 L. 1 Cent.
indirekt . . . . 41,119 L. 13 Cent.
die große Brüderschaft von S. Antonio für sich allein 159,441 L
Zusammen also . . 407,777 L 14 Cent.

4) Die Gemeinden von Murano, Burano und Malamocco sind jetzt von Venedig getrennt, mit einer Bevölkerung von beiläufig vierzehntausend Seelen, wodurch die angegebene Bevölkerung von Venedig für 1824, diese Gemeinden mit eingerechnet, auf 113,827 Bew. steigt.
Abnahme von 1824 gegen 1797, die drei Gemeinden mit eingerechnet 23,413.
Abnahme für Venedig allein 18,413

5) Die Zahl der Angestellten und Pensionirten ist den Steuerlisten enthoben. Unter den Pensionirten laufen auch die wenigen Mönche in den Klöstern.

6) Die Spitäler sind so überfüllt, daß mit jedem Tage die Anzahl der Bewerber um eine leerwerdende Stelle zunimmt.

7) Im Arsenal sind vierhundert Meister und dreihundert Beamte bei der Verwaltung angestellt.

8) Die Kaufleute und Arbeiter sind nach den Gemeindesteuerlisten angegeben. Bloß im letztern Jahre 1824 hat die erste Klasse der Gewerbetreibenden (Kaufleute in Seide, Gold und Schiffseigenthümer) sich um zwanzig vermindert.

9) In diesem Augenblicke (den 25 Juli) sind bloß noch 547 Schiffer bei den Ueberfahrten, und ungefähr zweihundert in Privatdiensten.

10) Die 2563 Armen werden täglich — die andern 38,201 wöchentlich und monatlich — wie ihnen gerade die Arbeit fehlt, von der Kommission unterstützt. Der arme Venetianer, wenn er sein Gewerbe nicht treiben kann, hat sonst keine Hülfsmittel für seine Familie, weil der Boden keine weitere Benutzung erlaubt.

Vermischte Nachrichten.

Die wohlerhaltenen Kadaver einer Frau und eines Kindes, die man am Fuße eines Vorgebirges, in der Nähe von Arica, in Peru, gefunden hat, wurden im Jahre 1827 nach England gebracht und dort im naturhistorischen Museum von Haslar aufbewahrt. Nach einer Volkssage war der Ort, wo die Leichname begraben lagen, ein alter Todtenacker, der aber, wie man bestimmt weiß, seit der spanischen Eroberung zu diesem Zwecke nicht mehr benutzt wurde. Der Stoff, womit die Mumien äußerlich umwickelt waren, ist von dunkelbrauner Farbe und ein Gewebe aus der Wolle des Camelus vicugna. Der innere Umwurf besteht aus einem feinen weißen blaugestreiften Baumwollenzeug. Die Körper lagen fest zusammengepackt, die Knie an die Brust heraufgezogen, die Arme über den Unterleib gekreuzt und das Gesicht so hin gedrückt, daß es einen möglichst kleinen Raum einnahm. Um das Ganze herum gingen mehrere Geflechte von Bejucor, einer geschmeidigen Kriechweide, mit in einander verschlungenen Zweigen. Den Sarg füllten eine Menge Blätter von unbekannten Pflanzen, von Watte, Aehren von indianischem Korn, Hülsen von Capsicum; auch fand man zwei kleine kugelförmige Gefäße. Die Haut des Leichnams sah wie getrocknetes Leder aus; die noch unversehrten Haare zogen sich in langen platten Flechten über die Brust herab. Mehrere Muskeln, obwohl ausgedorrt, ließen sich noch unterscheiden. An derselben Stelle entdeckte man auch einen vom Rumpfe getrennten Kopf, der einer Indianerin angehört haben mag; vielleicht der Frau eines Kaziken, wenn man aus der sorgfältigen Art der Aufbewahrung einen Schluß machen darf. Das Haar ist von einem glänzenden Schwarz und fest geflochten. Das Hirn scheint oben aus dem Schädel ausgezogen und die Höhlung mit einer harzigen Materie ausgefüllt worden zu seyn. Die Haarflechten endigen sich in geflochtene wollene Franzen von verschiedenen Farben. Diese Franzen sind das Quippa der Peruaner, eine Art symbolischer Schrift, deren man sich nur bei Todten bediente. Der Kopf ist sehr flach und auch das Stirnbein stark eingedrückt — lauter eigenthümliche Züge an den Eingebornen Südamerika's, die ihren neugebornen Kindern durch eine künstliche Eindrückung diese Form geben sollen.

•

Das Staatseinkommen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ergiebt, nach dem den beiden Häusern des Kongresses am 16 December v. J. vorgelegten Berichte, für das Jahr 1829 die Totalsumme von 24,827,827 Dollars 58 Cent.; nämlich aus dem Ertrage der Zölle 22,681,985 Dollars 91 Cent.; aus dem Verkaufe von Ländereien 1,517,175 Dollars 10 Cent.; aus Dividenden auf der Bank 490,000 Dollars; außerordentliche Einnahmen 138,486 Dollars 24 Cent. — Die Einnahmen für die ersten drei Viertel des Jahres 1830 beliefen sich aus Zöllen auf 17,268,122 Dollars 74 Cent.; aus verkauften Ländereien auf 1,295,719 Dollars 27 Cent.; aus Bank-Dividenden 490,000 Dollars; verschiedene Einnahmen 84,176 Dollars 78 Cent. Schlägt man die Einnahme des letzten Vierteljahrs auf 5,025,000 Dollars an, so wird die Gesammteinnahme für 1830 sich auf 24,161,018 Dollars 19 Cent. belaufen, folglich im Vergleiche zu der von 1829 ein Minder von 666,608 Dollars 39 Cent. ergeben. — Von der Staatsschuld wurden im Jahre 1829 abgezahlt 12,383,867 Dollars 78 Cent.; im Jahre 1830 werden daran getilgt seyn 11,354,630 Dollars 9 Cent. Die Gesammtsumme der Staatsschuld betrug am 1 Januar 1830 noch 48,565,406 Dollars 50 Cent., wovon 8,410,556 Dollars 17 Cent. mit 6 Proc. verzinsbar sind, 12,792,000 Dollars 20 Cent. mit 5 Proc., 13,994,064 Dollars 11 Cent. mit 4½ Proc., 13,296,249 Dollars 45 Cent. mit 3 Proc. Die Gesammtsumme der Staatsschuld am 1 Januar 1831 wird 39,123,191 Dollars 68 Cent. seyn. — Die Einfuhr in den Vereinigten Staaten betrug am Ende Septembers 1830: 68,500,000 Dollars und die Ausfuhr in derselben Periode: 73,800,000 Dollars. Der Betrag der Einfuhrzölle und Tonnengelder in den ersten drei Vierteljahren von 1830 wird auf 20,570,000 Dollars und im letzten Vierteljahre auf 5,610,000 Dollars angeschlagen. Die Bilance des Staatseinkommens war am 1 Januar 1829: 5,972,435 Dollars 81 Cent.; am 1 Januar 1830 war sie: 5,755,704 Dollars 79 Cent. Die muthmaßliche Bilance am 1 Januar 1831 wird 4,819,781 Dollars 90 Cent. seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 58. 27 Febenar 1831.

Die Stiergefechte in Spanien.

(Fortsetzung.)

Sobald der Picador wieder auf den Füßen ist, so besteigt er sein Pferd, wenn anders dieses gleichfalls aufstehen kann. Man kümmert sich nicht darum, wenn das arme Thier Ströme von Blut vergießt, wenn ihm die Eingeweide auf der Erde nachschleifen und sich in seinen Beinen verwickeln. So lang ein Pferd sich noch aufrecht halten kann, muß es sich dem Stier gegenüber stellen. Bleibt es liegen, so verläßt der Picador die Arena, um sogleich ein frisches Roß zu besteigen.

Es ist schon gesagt werden, daß die Lanze nur eine leichte Wunde verursachen kann, die bloß dazu dient, den Stier noch mehr in Wuth zu setzen. Indeß fühlt dieser sich durch das Anprallen der Rosse und Reiter, durch die heftige Bewegung, die er machen muß, und vorzüglich durch die Erschütterungen, die durch das rasche Anhalten auf das Kniebug hervorgebracht werden, schnell ermüdet. Oft entmuthigen ihn auch die Lanzenstöße, und er wagt es dann nicht mehr das Pferd anzugreifen; oder um in der Kunstsprache des Stiergefechtes zu reden, er weigert sich einzugehen (entrar). Indessen, wenn er muthig und kraftvoll ist, hat er bis dahin immer vier bis fünf Pferde zu Grunde gerichtet. Nun ziehen sich die Picadors zurück, und man giebt das Zeichen, die Banderillas anzuwenden.

Diese bestehen in ungefähr dritthalb Fuß langen Stäben, die mit ausgezacktem Papier umwickelt sind, und in eine scharfe Spitze mit Widerhaken endigen, damit sie in der Wunde haften bleiben. Die Chulos halten in jeder Hand einen solchen Pfeil. Die sicherste Art, sie anzuheften, besteht darin, daß man sich leise dem Stier von hinten nähert, und dann plötzlich beide Banderillas mit Geräusch an einander schlägt, worauf der Stier scheu gemacht umkehrt, und ohne Weiters auf seinen Gegner losstürzt. In dem Augenblick, wo er ihn fast mit den gesenkten Hörnern berührt, stößt ihm der Chulo beide Banderillas zu beiden Seiten in den Hals. Dieß kann er aber nur ausführen, indem er sich einen Augenblick ganz nahe, und dem Stier gegenüber, fast zwischen dessen Hörnern, hält; dann springt er auf die Seite, läßt den Stier vorbeischießen und sucht das Geplänke zu erreichen, um sich in Sicherheit zu bringen. Die geringste Unachtsamkeit, ein Augenblick der Zögerung oder des Schreckens — und er ist verloren. Und dennoch erklären die Kenner die Kunst des Banderillero für die am Wenigsten gefährliche von allen. Stürzt er unglücklicherweise zu Boden, indem er die Banderillas einstößt, so darf er nicht versuchen, aufzustehen, im Gegentheil muß er unbeweglich liegen bleiben; denn der Stier stößt selten auf den Boden, nicht sowohl aus Großmuth, als weil er beim Angriff die Augen schließt und so über den Mann wegstößt, ohne ihn zu sehen. Manchmal aber macht er Halt, beschnüffelt ihn, als wollte er sich überzeugen, ob er todt sey, dann tritt er einige Schritte zurück und senkt den Kopf, um ihn mit den Hörnern anzuspießen; aber die Kameraden des Banderillero umringen ihn, und machen ihm soviel zu schaffen, daß er genöthiget wird, von dem vermeintlichen Leichnam abzulassen.

Wenn der Stier Feigheit blicken läßt, d. h. wenn er noch nicht frischgemuth vier Lanzenstöße hingenommen hat — denn so viel schreibt die Strenge des Gesetzes vor — so verurtheilen ihn die Zuschauer, die hier den obersten Gerichtshof bilden, durch Zuruf zu einer Art von Züchtigung, die außerdem, daß sie als Strafe gilt, auch dazu dient, seinen Grimm auf's Neue zu reizen. Von allen Seiten erhebt sich das Geschrei Fuego! Fuego! (Feuer). Man vertheilt hierauf an die Chulos, statt ihrer gewöhnlichen Waffen, Banderillas, deren Stiel mit einem Feuerwerk umwickelt wird. Oben ist ein Stück angezündeten Schwammes angebracht. Sobald der Stachel dieses Feuerpfeiles in die Haut eingedrungen, wird der Schwamm in die Zündröhre der Rakete gebracht: diese entzündet sich und das Feuer, das gegen den Stier gerichtet ist, brennt ihn bis auf's Leben, so daß er zu ungemeiner Ergötzlichkeit des Publikums die wildesten Sprünge und Sätze macht. Es gewährt auch in der That einen erstaunenswerthen Anblick, dieses gewaltige Thier, vor Wuth schäumend, die brennenden Banderillas abzuschütteln bemüht, unter Rauch und Flammen sich herumtummeln zu sehen. Vielleicht wird es den Dichtern sehr zum Aerger gereichen, wenn ich hier sage, daß unter allen Thieren, die ich zu beobachten Gelegenheit fand, keines weniger Ausdruck in seinen Augen hat, als der Stier. Man kann sogar behaupten, daß dieser Ausdruck nie wechselt, sondern stets in einer brutalen und wildscheuen Stumpfsinnigkeit besteht. Selten giebt er seinen Schmerz durch einen Laut zu erkennen; die Wunden versetzen ihn in Wuth oder Schrecken, aber niemals spricht sich an ihm — man vergebe diesen Ausdruck — ein Nachdenken über sein Schicksal aus; nie stöhnt und weint er wie der

Hirsch. Deßhalb erregt er wohl auch kein Bedauern, wenn er sich nicht durch seinen Muth auszeichnet. *)

Wenn der Stier drei oder vier Paar Banderillas am Halse trägt, ist es Zeit dem Schauspiel ein Ende zu machen. Ein Trommelwirbel läßt sich hören, und sogleich tritt ein vorher hiezu bestimmter Chulo, der Matador, aus der Reihe seiner Kameraden hervor. Reich gekleidet, und starrend von Gold und Seide, trägt er einen langen Degen und einen scharlachrothen Mantel an einem Stabe, um ihn desto besser schwingen zu können. Dieser Mantel heißt la muleta. Er tritt unter die Loge des Präsidenten heran, und bittet durch eine tiefe Verbeugung um die Erlaubniß, den Stier tödten zu dürfen. Der Präsident ertheilt sie durch eine bejahende Neigung des Kopfes. Hierauf ruft der Matador ein Viva, macht eine Pirouette, wirft den Hut auf den Boden, und geht auf den Stier los.

Für dieses Gefecht bestehen eben so gut Gesetze, wie für einen Zweikampf. Sie zu verletzen wäre eben so entehrend, als seinen Gegner hinterlistig umzubringen. So darf der Matador den Stier nirgend anders wohin verwunden, als wo der Nacken mit den Wirbelbeinen zusammenstößt, was die Spanier das Kreuz nennen. Der Stoß muß von Oben nach Unten geführt werden, nie von Unten. Der Matador würde lieber tausendmal sein Leben einbüßen, als den Stier von Unten, von der Seite oder von Hinten treffen. Der Degen, dessen sich die Matadors bedienen ist lang, stark und zweischneidig; das Heft sehr kurz, und oben mit einem Knopf versehen, der sich an die Faust stemmt. Es gehört eine große Uebung und eine besondere Geschicklichkeit dazu, diese Waffe mit Erfolg zu führen.

Um einen Stier kunstgerecht zu erlegen, muß man vor Allem seinen Charakter von Grund aus kennen. Von dieser Kenntniß hängt nicht allein der Ruhm, sondern auch das Leben des Matadors ab. Begreiflicherweise giebt es unter den Stieren eben so verschiedenartige Charaktere, als unter den Menschen; indeß lassen sie sich doch im Allgemeinen unter zwei Hauptabtheilungen bringen — die hellen und die dunkeln. Ich rede hier in der Sprache des Cirkus. Die hellen gehen frischweg auf ihre Gegner los, die dunkeln hingegen sind arglistig, und suchen ihren Mann heimtückisch zu fassen; die letztern sind bei Weitem die gefährlichsten.

Bevor der Matador den Stoß mit dem Degen führt, schwingt er dem Stier den Mantel entgegen, reizt ihn und giebt sorgfältig Acht, ob er sogleich muthig entgegenstürzt, oder ob er sich langsam nähert, um Boden zu gewinnen, und seinen Gegner erst dann anzugreifen, wenn er ihn nahe genug glaubt, um seinem Stoß nicht entrinnen zu können.

Oft sieht man den Stier in einer drohenden Stellung den Kopf schütteln, und mit dem Fuß am Boden scharren, ohne sich vorwärts zu bewegen; oft tritt er sogar Schritt vor Schritt zurück, um seinen Gegner auf die Mitte des Kampfplatzes zu locken, wo er nicht mehr entkommen würde. Andere, statt gerade zu anzugreifen, nähern sich von der Seite her langsam und als wären sie ganz ermüdet; aber sobald sie die gehörige Entfernung abgemessen haben, stürzen sie wie ein Blitz auf den Feind.

(Schluß folgt.)

*) Manchmal, bei festlichen Gelegenheiten, ist an dem Schaft der Banderillas ein langes Netz von Seide befestigt, in welchem sich kleine Vögel befinden. Wenn dann der Knoten des Netzes zerreißt, so fliegen die Vögel, nachdem sie lange Zeit dem Stier um die Ohren geschlagen wurden, nach allen Seiten hinaus.

Skizzen aus Rußland.

1. Moskau.

(Schluß.)

Im J. 1828 wurden vom 1 Januar bis zum 4 Oktober 4186 Kinder in das Fündelhaus gebracht, und 4, die kaum fünf Stunden alt seyn mochten, kamen noch hinzu, während ich die Bücher durchmusterte. Die Zahl der Pfleglinge aber betrug 21,000. Nimmt man nun an, daß jährlich nur 4000 aufgenommen werden, von denen keines vor dem zwanzigsten Jahr entlassen wird, und bedenkt man dabei, daß die Anstalt nur 4000 faßt, meist indeß nicht über 500 enthält, so fragt sich, was aus den übrigen wird, da in diesem Zeitraume die Zahl auf 80,000 steigen muß? Dieß ist ein Geheimniß, über das man umsonst Aufschluß begehrt.

Was das Erziehungswesen betrifft, so läßt sich gegen die Zweckmäßigkeit nichts Erhebliches einwenden. Die Zöglinge sind nach Maßgabe ihrer Talente in Klassen eingetheilt; die Knaben lernen Russisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch, Geschichte ꝛc., die Mädchen, außer diesen Sprachen, Musik, Tanzen ꝛc.; treten sie aus, so werden sie Gouvernantinnen im Innern des Reichs, nur dürfen sie nicht nach Petersburg oder Moskau. Es wird aber auch in allen möglichen Handwerkern Unterricht ertheilt; in einem Zimmer trifft man fünfzig oder sechzig Schneider; in einem andern Schuster ꝛc.; die Mädchen sticken, klöppeln Spitzen ꝛc. Die Kinder, welche man zu Gewerben bestimmt, sind solche, bei denen die Aufnahme ganz unentgeldlich war; die andern, welche auf höhern Unterricht Anspruch machen, zahlen bei ihrem Eintritte 160 Rubel, wovon die Krone 100 und die Amme den Rest bekommt. Dieses Verhältniß wird in den Büchern durch die rothe Schrift des Namens angedeutet.

Wenn man durch die verschiedenen Gemächer schreitet, wo die Mädchen von 6 bis 7 Jahren sich befinden, so erregt die Wahrnehmung der Anhänglichkeit der Kleinen gegen ihre Vorsteherin einen sehr freundlichen Eindruck; sie springen herbei, küssen ihr die Hand und betragen sich gegen sie mit Einem Wort, als ob sie ihre Mutter wäre. Die gute Dame schien diese Liebe herzlich zu erwidern. Man führte mich von Zimmer zu Zimmer, bis eine Glocke die Tischstunde meldete. In dem Speisesaale sah ich mich in der Mitte von 160 weiblichen Wesen: sie bildeten sechs Klassen, jede in ihre besondere Farbe gekleidet. Ihr Anzug war ungewöhnlich niedlich, und ich bemerkte unter ihnen ausnehmend feine Gestalten, was zum Theil daher rührt, daß die Schnürbrust im Kleid angebracht ist, so daß sich dieses besser der Form des Leibes anschmiegt. Die ganze Versammlung stand vor ihren Plätzen, das Gesicht gegen ihren Gott gekehrt, der in einem entfernten Winkel des Saals hing. Er hatte etwa die Größe eines Quartbandes, und war mit allen möglichen Zierathen von Metall, Gold und Silber überdeckt. Das Gratias wurde von der zweiten Klasse, die in Weiß mit rothen Bändern gekleidet war, recht hübsch gesungen; doch mußte mir

schlimmer Weise auffallen, daß troz den häufigen Bekreuzigungen und den zierlichen Kniebeugungen die Augen der hübschen Dirnen sich weit öfter gegen den fremden Mann in all seiner Sterblichkeit als gegen den schmucken und erbaulichen Repräsentanten ihres Gottes kehrten. Sie setzten sich hierauf zum Essen nieder, welches mir gesund, appetitlich und reichlich schien; bei jeder Klasse saß eine Aufseherin, die nöthigen Falls über Ordnung wachte. Von den Mädchen begaben wir uns zu den Knaben; das Gratias ward gesungen wie dort, doch nicht mit der halben Andacht, wenn auch mit bessern Stimmen. Die Bursche fielen mit der Gier von Haien über ihr Mahl her. Einem um den andern schenkte man sein Nösel Quaß ein, und in einer Sekunde hatten sie es bis auf den letzten Tropfen ausgeleert. Ungeachtet der Regel des Hauses, die ihnen nicht erlaubt, über den Hofraum hinauszugehen, sahen sie gut und wohlgenährt aus. Man darf übrigens nicht meinen, daß die Wohlthat dieses Fündelhauses nur für die niedern Stände sey. Manchmal kann man eine Dame sehen, welche die Anstalt besucht, die nach den Wärterinnen der Kinder von dem und dem Alter fragt, die Numern an ihrem Hals genau besichtigt, und nachdem sie alle mit gleichen Merkmalen von zärtlicher Theilnahme beehrt hat, zu einem zurückkehrt, es herzt, länger auf seinen Zügen verweilt, und zuletzt der Amme zehn oder zwanzig Rubel in die Hand drückt, und es ihrer treuen Pflege empfiehlt. War das bloß eine milde Gabe, oder ein Ausdruck mütterlicher Liebe? Bei einem Fündelhaus in Rußland kommt natürlich die Vermehrung der Bevölkerung mehr als jede andere Rücksicht in Betracht. Denn die Tugend wird dadurch schwerlich befördert. Die Mütter, die darin so leicht als Ammen eine Unterkunft finden, und dabei ihre Kinder gut versorgt wissen, werden nicht ermangeln, die Anstalt bald wieder von Neuem zu beschenken. Was aber die jungen Leute selbst anbelangt, die hier bis ins zwanzigste Jahr eingesperrt sind, werden sie wohl, wenn sie dann auf Einmal in die Welt treten, immer allen Versuchungen widerstehen?

Die Anstalt erfreute sich des besondern Wohlwollens der Kaiserin Mutter; sie ließ sich über Alles Bericht erstatten, und wo sich ein Anstand erhob, half diese treffliche Frau auf der Stelle ab. Man kann nicht mit zu viel Achtung von der Wittwe Pauls reden. Ihre milden Gaben, ihre Schulen, ihre Spitäler werden einen glänzenden Abschnitt in der russischen Geschichte ausfüllen, und noch lange wird ihr Name von den Armen, denen sie Mutter, Freundin und Beschützerin war, mit Ehrfurcht genannt werden. Die gegenwärtige Kaiserin hat nun alle diese Institute unter ihre Obhut genommen.

Literarische Chronik.

Gälische Alterthümer und Sitten.

The scottish Gaël or celtic manners as preserved among the Highlanders, being a historical and descriptive account of the inhabitants, antiquities and national pecularities of Scotland etc. By James Logan. 2 vol. Lond. 1830.

Es fehlt nicht an schätzbaren Beiträgen zu einer Geschichte des celtischen Alterthums; wohl aber an einem umfassenden kritischen Werke. Godfrey Higgins's Werk über die celtischen Druiden (mit 45 trefflich lithographirten Tafeln, worauf die druidischen Reste von Stonehenge, Avury und andern Orten in und außer den britischen Inseln dargestellt sind) — Vallancey's celtische Sammlungen — O'Connor's Chronik von Erin — Davies's celtische Forschungen — Doland's Geschichte der Druiden — und endlich in der neuesten Zeit die Schriften von Grant und Nimmo, verbreiten sich über alle möglichen Hypothesen und Analogien, welche ausgesonnen oder aufgefunden wurden, um diesen interessanten Theil der Alterthumskunde aufzuhellen; aber die Art des Zusammenhangs der Celten und ihrer politisch-religiösen Satzungen mit den Institutionen der übrigen Völker der alten Welt bedarf immer noch mancher Aufklärung. Daß ein solcher Zusammenhang vorhanden war, läßt sich nicht leugnen; dafür sprechen zu viele Thatsachen. Lassen wir auch die Richtigkeit der irischen Chronologie dahingestellt, wornach 123 Jahre vor Gründung Karthago's und 1006 Jahre vor unserer Aera gallizische Iberier, selber Abkömmlinge des Volkes von Tyrus, nach Erin gekommen und phönizische Bildung und Gottesverehrung dahin gebracht hätten, so daß demnach die orientalische Quelle bei dem Druidenthum sich so wenig als bei andern Religionen bezweifeln ließe; so ist auf jeden Fall die Aehnlichkeit, ja, man kann sagen die Einerleiheit, des bekannten punischen Monologes bei Plautus (Poenulus, Act. v, sc. 1) mit einer von Vallancey gelieferten und von O'Connor als authentisch anerkannten irischen Uebersetzung überraschend. Bekanntlich hat Bochart von diesem Monolog gezeigt, daß er auch hebräisch sey, freilich nicht, ohne daß er sich erlaubte, in seine hebräische Uebersetzung auch chaldäische und samaritanische Wörter einfließen zu lassen. Beide Irländer haben den Text von Mocenigus (1482) zum Grund gelegt. Zur Veranschaulichung der Sache geben wir den punischen und den irischen Text neben einander.

Punischer Text.	Irischer Text.
Nythalonim ualon uth si corasithima comsyth	N'iaith allo nimb-uath lonnaithe socruidhse me com sith
Chym lach chunyt mumys tyal mycthibaril imischi	Chimi lach chuinigh! Muini is! toil, miocht beiridh iar mo scith
Lipho canet byth bynuthii ad oedin bynuthii	Liomhtha can oti bi mitche ad eadan beannaithe
Byrnarob syllo homalonim uby misurthoho	Biar nar ob siladh umhal, o nimh! ibhim a frotha
Bythlym mothym noctothii uelechanti dasmachon	Beith liom! mo thaime noctaithe, niel ach an ti daisic mach coinne
Yssidele brin thysel yth chylys chon them liphul	Is i de leabhraim tafach leith chi lis con teampluibh ulla
Uth bynim ysdibur thinno cuth nu Agorastocles	Uch bin nim i is de beart inn a ecomnuithe Agorastocles!
Ythe manet ihy chirsae lycoth sith naso	Itche mana ith a chithirsi; leicceath sith nosa
Bynni id chil luhili gubulin lasibit thym	Buaine na iad cheile ile, gabh liom an la so bithim'!
Body alyt herayn nyn nuys lym monchot lusim.	Bo dileachtach nionath n'isle, mon cothoil us im
Ec alonim uolanus succur ratim misti atticum esse	Ece al o nim uath lonnaithe! Socair-ratai mitche aiticimse
Concubitu mabel lo cutin bean tla cant chona enuses	Con cuibet mea bail le cuta bean tlait le caint con inisis
Huic esi lec pan esse athi dm as con alem in dubart felono buthe ume	Huch oaisi leicc piann esse athi daiu, as con ailim in dubart felo no buthe ume
Celt um co mu cro lueni ateni mano suber benthyach Agorastoclem	Celt uaim c'a mocro luani athini me, an subha ar beannuath Agorastocles.
Ec te se ane che na socialis cli cos alem as dubert ar mi comqs	Eca te a neach no soichle uile cos ailim as dubairt ar me compais,
Useptis aodcanec lic tor bo desius sam lim nim co lus.	Is bides, Aodh eineach lic tor, ba desiughim le mo nimh co lus. *)

*) Wir fügen die wörtliche Uebersetzung des irischen Textes bei:

Allmächtiger, vielgefürchteter Gott dieses Landes, sänftige meine bekümmerte Seele

Schirmer schwacher Gefangener, ich bin ermattet von Leiden, durch Deine freie Huld führe mich zu meinen Kindern.

O, laß mein Flehen freundlich willkommen seyn vor Deinem Antlitz.

Unerschöpflicher Quell dem Armen, o Gott, laß mich trinken seine Ströme.

Sollte dieses auffallende Zusammentreffen bloß zufällig seyn, oder sollten zwei der achtungswerthesten und gelehrtesten Irländer sich, ohne Widerspruch zu finden, einen Betrug erlaubt haben, den Tausende augenblicklich entdecken mußten? Sind aber diese beiden Voraussetzungen nicht wahrscheinlich, so bleibt Nichts übrig als anzunehmen, daß das irische Bearla-Feni, d. h. die phönizische (feni-poeni) Sprache Irelands und das Punische identisch seyen.

Wir stoßen aber in dem Gebiete der gälischen Alterthümer noch auf mancherlei andere Dinge, die auf eine Verwandtschaft zwischen dem Morgen- und Abendlande hinweisen. So erinnern die Denksteine der Hebräer, Griechen und Indier, und die Cromlechs der Iren durch die religiose Beziehung,*) die ihnen gemeinschaftlich ist, an einander. Das Wort aos, welches im Irischen ursprünglich einen Baum bedeutet, wurde auf einen Gelehrten übertragen, und Feadha, Wälder oder Bäume, bezeichnet einen Seher oder weisen Mann. Wem fällt hier nicht der Baum der Erkenntniß ein? Die Celten hatten aber eine förmliche Baumwissenschaft, d. h. sie bedienten sich der verschiedenen Bäume und Gesträuche und einer kunstreichen Verflechtung der Zweige derselben als einer Hieroglyphik, deren Studium einen Theil der Geheimnisse des Druidenordens ausmachte. Virgils cumäische Sibylle dürfte auch hieher gehören. Die geradlinigen Charaktere, die babylonische Ziegelschrift, die persepolitanische Pfeilschrift und das irische Ogham zeigen gleichfalls eine unverkennbare Aehnlichkeit. Die Worte Chaldac, der Chaldäer, und Caltach, der Celte, sind identisch.*) Die Anbetung eines höchsten Wesens; der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und einen Zustand der Vergeltung; der Haß gegen Bilderdienst; die kreisförmigen am Gipfel offenen Tempel; die Verehrung des Feuers als Bildes der Sonne; die Feier des Stierfestes (beim Eintritte der Sonne in das Zeichen des Stiers); der Gebrauch des Siebenzehnbuchstabenalphabets; das System des mündlichen Unterrichtes; das Castenwesen der Priesterschaft — diese und andere Eigenthümlichkeiten des Druidenthums bieten bedeutende Fingerzeige zu Parallelen mit entsprechenden Erscheinungen des Alterthums dar. Oder sollte es unglaublich dünken, daß bei dem Mangel des Verkehrs zwischen entfernten Völkern Aehnlichkeiten Statt finden? Hat man nicht um die Formel, womit die Versammlung bei den eleusinischen Geheimnissen entlassen wurde, und die kein Grieche verstand, zu erklären, nach Indien gehen müssen, damit man erfuhr, daß das κογξ ὀμ παξ das Canscha om Pascha sey, welches die Braminen bei ähnlicher Gelegenheit gebrauchen? So stand der Osten und der Westen vor Alters in einer innigeren Verbindung, als man jetzt gewöhnlich glaubt.

Es ist eine Pflicht unserer Zeit, den Resten alter Nationaldenkmäler wenigstens die historische Existenz zu fristen, da wir doch nicht im Stande sind, sie vor jener allgemeinen Umwälzung der Dinge durch die Civilisation zu bewahren, in der alle besondern Volksthümlichkeiten unterzugehen bestimmt scheinen, wie weiland vor der Vernunftmacht des monotheistischen Christenthums die glänzenden Tempel der polytheistischen Abgötterei in den Staub sinken mußten. So manche Erinnerung knüpft sich an jene Reste von Sagen und Liedern, Sitten und Gebräuchen, Bauwerken und Denkmälern, wovon in Büchern und Schriften keine Spur mehr zu finden ist, die wir aber nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn uns nicht die bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart räthselhaft bleiben sollen. Ohne Zweifel ist in Italien in dieser Beziehung am Meisten und in unserem deutschen Vaterlande am Wenigsten geschehen. Man kann sagen, die Italiener haben es wie Schatzgräber getrieben, die überzeugt waren, daß sie von den verloren gegangenen Schätzen ihrer Vorfahren leben könnten, während die Deutschen, als ob sie vergessen wollten, daß sie einst eine mächtige Nation gewesen, mit eigener Hand zerstörten, was sie an ihre vormalige Größe mahnen mochte. Jetzt ist es anders geworden: in Italien hat man aufgehört, die Nationalität in den Katakomben zu suchen und in Deutschland ist man zum Bewußtseyn der Nationalwürde zurückgekehrt. In Frankreich wurde lange Zeit vernachlässigt, was nicht der Gegenwart angehörte; seit der Sinn des Volkes ernster geworden, sucht man nun auch von der Vergangenheit zu retten, was noch zu retten ist, und die aufgeklärte Regierung, die daselbst herrscht, ermangelt nicht, auf diesen Gegenstand des öffentlichen Interesses ihre schirmende Obhut zu erstrecken. Dieser Mitwirkung von Oben bedarf es auf den britischen Inseln nicht; bei dem großen Wohlstand der gebildeten Klasse und bei der Unabhängigkeit, welche das Staatssystem dem Unternehmungsgeist einräumt, reichen dort Privatbemühungen überall aus, denen man daher fast Alles verdankt, was von antiquarischen Sammlungen zusammengebracht wurde, da in der Theilnahme der Nation der Gelehrte jede Aufmunterung auch zu den mühsamsten Forschungen findet. Nur muß man bedauern, daß man in England den Werth philosophischer Kritik, ohne welche die Resultate solcher Forschungen nicht anders als sehr unsicher ausfallen können, noch gar sehr verkennt. Sonst sollte man es auf diesem klassischen Boden für einen Theil der Alterthumskunde, von welchem doch sonst fast überall die Spuren verwischt sind, bei dem vielseitigen Eifer, der dafür rege ist, doch im Ganzen weiter gebracht haben. In den schottischen Hochlanden, den Gebirgen von Wales, den Shetlandsinseln, Ireland — in all diesen durch ihre Lage so abgeschiedenen Ländern, mit diesen Bewohnern, die so sehr an alten Sitten hängen, bieten sich gewiß dem aufmerksamen Beobachter eine reichere Ausbeute an volksthümlichen Ueberlieferungen dar, als irgendwo in der Welt.

(Schluß folgt.)

Vergiß mein nicht, mein ernstes Verlangen ist Dir jetzt kund gethan: es ist kein anderes, als wieder zu erlangen meine Töchter.
Das war mein brünstiges Gebet, daß ich beklagte ihr Mißgeschick in Deinem heiligen Tempel.
O gütiger Gott, man sagt, hier wohne Agerasfocles:
Erscheine mein Begehren Dir gerecht, so laß hier aufhören meine Noth.
Laß sie mir nicht länger verborgen seyn, o möchte ich heute finden meine Töchter.
Sie sind vaterlos und den schlechtesten der Menschen werden sie zur Beute, wenn es Dir nicht gefällt, daß ich sie finde.
Ja, mächtiger, schrecklicher Gott, blick' auf mich nieder: erfülle die Bitte, die ich jetzt vor Dich bringe.
Ohne weibische List oder Wuth, sondern mit gebeugtem Herzen habe ich Dir vorgestellt mein Elend.
O! die Versagung dieser Bitte wäre mein Tod; laß mich nicht verzagen von stillem Kummer.
Berge nicht vor mir die Kinder meiner Lenden; verleihe mir die Gnade, daß Agerasfocles wieder mein wird.
Schau, o Gott, Dieß sind die Freuden, warum ich Dich innig flehe; habe Erbarmen mit mir,
Und dankbare Feuer auf den Steinthürmen sollen Dir gen Himmel lodern.

Von den fünf ersten Versen hat O'Connor eine etwas verschiedene Uebersetzung gegeben, die auch hier eine Stelle finden mag:

An iath al a nim nailloanae socruidd se me com sit
Cim laig cungan mula is toil mo iocd bearad iar mo sgit.
Libh a cain atac be mitis, ad eaden beannuigte.
Bir nar ob alllad uimal a nim, ibim a srota.
Bi tu la me, mo time noeta, ai leg ta onta dis mo coine.

Zu deutsch:

O herrlicher Glanz des Landes, hehrer, gewaltiger, laß mich ruhen in Frieden.
Helfer armer Gefangener, zeige mir, in Deiner Gnade, wie ich wieder erlange meine Kinder nach meiner Trübsal.
Bei Dir, o gönne mir die holde Hoffnung, seiner Zeit zu weilen in Deiner gesegneten Gegenwart.
Verweigere nicht einen Tropfen aus dem Quell dem Betrübten, o Glanz, ich trinke aus dem Strom.
Sey gnädig, meine Sorgen habe ich in Ehrfurcht Dir kund gethan; dulde nicht, daß meine unglücklichen Töchter befleckt werden von Schmach.

*) Bei den Hebräern beurkunden Dieß viele Stellen, Genes. 28, 18. 22: Jakob richtete den Stein, auf dem er die Erscheinung der Himmelsleiter gehabt, zu einem Mahl auf, begoß ihn mit Oel und gelobte auf der Stelle ein Gotteshaus. Josua (24, 27) errichtete einen Stein unter einer Eiche, die bei dem Heiligthum des Herrn war. Vergl. 1 Sam. 6, 14 f. Jud. 9, 6. 1 Sam. 6, 12. 20, 19. 2 Sam. 20, 8. In dem gälischen Wort cromleeh bedeutet aber crom sich niederbeugen, anbeten.

*) Celt oder Caltach ist so viel als Cealtach, die Himmlischen, von dem celtischen Worte Ceal oder Cal, Himmel. Druiden und Chaldäer trieben Astrologie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 59. 28 Februar 1831.

Ueber die neuere Poesie der Chinesen.

(Schluß.)

Betrachten wir die beschreibende Poesie, welche in der chinesischen Literatur einen hohen Rang einnimmt, und die uns Fremden als die angenehmste von Allen erscheinen mag, da sie wirklich vieles Anziehendes enthält, und auch bei weitem mehr sich der europäischen Auffassungsweise nähert, als die übrigen poetischen Erzeugnisse der Chinesen. Die ganze Sprache ist darin mit figürlichen Ausdrücken überfüllt, welche von den anmuthigsten oder auffallendsten Erscheinungen in der Natur entnommen sind. So bezeichnen die Frühlingsträume oder die herbstlichen Wolken die fliehenden Erscheinungen des Glückes; das unerreichbare Gute wird durch des Mondes Wiederschein im Wasser dargestellt; schwimmende Wolken, die den Tag verdunkeln, drücken das zeitliche Unglück aus, wenn es durch Verleumdung verursacht wird; weibliche Schönheit wird durch eine anmuthige, lieblich duftende Blume dargestellt; der Frühling ist das Symbol der Freude; der Herbst ist das des Kummers; des Herzens Blumen sämmtlich entfaltet heißt soviel als in Wonne leben; weißer Edelstein, reiner Krystall, kaltes und durchsichtiges Eis bedeuten weibliche Tugend; die Jahreszeit, in der die Pfirsiche blühen, ist die Zeit des Heirathens, weil im Alterthum die Hochzeiten im Frühlinge gefeiert wurden; Die nach Vergnügungen jagen, sind Bienen und Schmetterlinge auf Blumen etc.

Mehr Schwierigkeit, als diese Bilder, machen poetische Ausdrücke, welche Anspielungen auf Anekdoten, Thatsachen, Aussprüche eines großen Mannes etc. enthalten. So wird das der Leier antwortende Herz von Personen gebraucht, welche sich durch Musik und andere schöne Künste verführen lassen; und bezieht sich auf die Geschichte einer jungen Dame, Namens Wunkjün, der Geliebten Ssemas, der ihr Serenaden brachte, wobei er auf der Leier sich begleitete, und das Lied fung kiòu chuang, d. h. das Lied von dem seinen Gemahl besuchenden Vogel Fung, sang. Das Mädchen ward dadurch gerührt, und entfloh gegen Morgen mit ihrem Geliebten, auf den bethauten Pfaden Spuren von ihrer Flucht lassend. Dankbarkeit bezeichnet man am Gewöhnlichsten durch den Geist, der die Gräser bindet. Diesen Ausdrücken liegt folgende Erzählung zum Grunde. „Ein Kaiser aus der dritten Herrscherfamilie, den Tschòu, befahl seinem Sohn und Nachfolger eine seiner Geliebten nach alter scythischer oder tatarischer Weise lebendig mit ihm zu begraben. Der Sohn umging diesen Theil des kaiserlichen Willens, der ihm zu grausam schien, und verheirathete die Dame an einen Edlen seines Volks. In einem Kriege gegen den Fürsten von Thsin ward der neue Kaiser von einem berühmten Feldherrn in seinem Marsch aufgehalten. Da träumte er, der verstorbene Vater der Frau, der er das Leben gerettet, komme zu ihm, ihn für seine Edelthat zu belohnen, und gegen den Feind zu unterstützen. Wirklich schlug der Kaiser den Feind in die Flucht und als dieser fliehen wollte, sah man einige Geister, welche das hohe Gras so verwickelten, daß das flüchtige Heer aufgehalten wurde, und gänzlich vernichtet werden konnte.“ Man bedient sich, um Dankbarkeit zu bezeichnen, auch noch der Redensart: der Vogel, der die gelben Blumen brachte. Man erzählt nämlich, „daß Jemand einst einen verwundeten Vogel fing, das in seinen Flügeln steckende Geschoß herauszog, ihn heilte und wieder frei ließ. Als der Mann späterhin erkrankte, und man für sein Leben fürchtete, erschien der Vogel mit einigen gelben Blumen in dem Schnabel, welche dem Kranken wieder zur Gesundheit halfen.

Die chinesische Poesie entbehrt auch der mythologischen Hülfsmittel nicht; denn alle Naturerscheinungen, Strom, Berge, Donner, Regen etc. haben je ihren Geist; man findet z. B. Choeilu, den Feuerkönig; Luikung, den Donnergott; Luschin, den Geist der herbstlichen Welle, und unzähliche andere. Zu den berühmtesten gehört Yuelao, der alte Mann des Mondes, dessen Obliegenheit ist, mit einem unsichtbaren seidenen Faden bei der Geburt alle Knaben und Mädchen zu binden, die für einander bestimmt sind. Dieß nennt man yòu tschuen, d. h. eine Schicksalsverbindung. An diese Geister wird allgemein und zwar schon seit den ältesten Zeiten geglaubt. Doch da Confucius selbst es vermied über diesen Gegenstand sich zu äußern, so giebt es viele Gelehrte in China, welche Dieß für einen Beweis halten, daß der Meister jenen Glauben nicht theilte, und sie selbst setzen sich daher darüber hinweg. Diese Geister werden auf alle mögliche Weise dargestellt; doch zeugen diese Darstellungen gewöhnlich von keinem großen Kunstsinn, indem die Geister meistentheils als häßliche, dickleibige Gestalten erscheinen. Hier zu größerer Anschaulichkeit ein Paar Beispiele.

Das erste dieser Beispiele ist dem in Europa bekannten Roman chao khiòu tschuen (die glückliche Verbindung) entnom-

men. Es tritt ein Liebender auf, der sein Mädchen zum ersten Mal erblickt: „Schön ist sie wie eine Blume; ihres Busens blendend Weiß überstrahlt den fluthenden Glanz des Tages. An Leichtigkeit ist sie der Schwalbe vergleichbar, und in allen ihren Gliedern ahmt sie die Anmuth der schwebenden nach. Ihre Augenbraunen sind wie die Berge im Frühling, aber diese ausdrucksvolle Form haben die Berge nicht. Heller als das herbstliche Wasser funkeln ihre Augen; so seelenvolles Leben durchdringt sie, als ob des herbstlichen Wassers Schutzgeist in ihr wohnte. Ihr Fuß ist so zart, daß man meint, er müsse sich beugen unter der schönen Last, aber so gerade steht sie und aufrecht, daß sie dem Tosen des Sturmes Trotz beut. Wer mag den Schatten ihrer Anmuth schildern? Sie gleicht an holdem Wesen dem Schwan, der im Mondenschein auf der klaren Wasserfläche spielt. Der Schimmer ihres Haares ist ein Spiegel, rein von betrügenden Essenzen; da ihrem Antlitz die Natur liebliche Schönheit verliehen, warum sollte sie sich der Schminke bedienen? Der Schatz ihres Geistes hat sich in der Abgeschiedenheit vermehrt; die Belesenheit hat ihn mit Wissenschaft erfüllt. Sieht man sie nur an, so weiß man, sie ist eine Unsterbliche. Selbst die Kälte ihres Wesens, voll Zartheit und voll Hoheit, zeigt, daß es nicht ihre Sache, in den weiblichen Zimmern zu prunken. Durch ihr inniges Gemüth, ihr Herz, süß wie eine duftende Blume, gehört sie zu den herrlichsten ihres Geschlechts; aber lernt man sie kennen, und wird man inne, daß sie ein strahlender Edelstein ist und eine köstliche Perle, so möchte man sie für den geistreichsten Jüngling halten."

Ein zweites Beispiel schöpfen wir aus den Schriften des berühmten Ngeou jangsieou, welcher unter der Dynastie Sung um das J. 1060 nach Christus blühte. Er war ein eben so ausgezeichneter Staatsmann als Gelehrter und klassischer Schriftsteller, und ein mit der chinesischen Literatur vertrauter Missionär sagt von ihm: man wisse nicht, was man am Meisten bewundern müsse, sein gesundes Urtheil oder die Reinheit seiner Sprache. Der folgende Aufsatz dieses Gelehrten hat den Titel: Tsui ung thing ki, d. h. Beschreibung der Halle eines trunkenen Greises. „Die Stadt Tschutscheou ist auf allen Seiten von Gebirgen umgeben, aber die schönsten Berggipfel und Waldungen erheben sich gegen Südwest, denn nicht allein sind sie reicher und fruchtbarer, sondern sie sind auch höher und größer, als die andern. Dieses Bergland heißt Lang Sie. Ist man sechs bis sieben Li gegangen, so hört man nach und nach das Gemurmel eines Wassers, welches lieblich rauschend zwischen zwei Bergzacken niederströmt.

„Niangjuen, die gährende Quelle, ist sein Namen. Geht man um einen Berggipfel herum, so stößt man auf eine Halle, welche oberhalb der Quelle liegt, ihr gleichsam zum Schutz gegeben; diese Halle heißt Tsui ung thing. Wer hat wohl diese Halle erbaut? Die Mönche, welche in den Bergen hausen, versichern, daß es ein Unsterblicher gewesen. Wer hat ihr aber den Namen geschöpft? So nennt sich der Oberrichter der nahen Stadt selbst; denn der Oberrichter kommt oft mit seinen Freunden, in der Halle zu zechen. Bald nachdem er einige Becher ausgeleert, wird er trunken, und da er schon vorgerückt in den Jahren, so nennt er sich den trunkenen Greis (tsuiung). Aber des trunkenen Greises Sinn ist nicht auf den Wein gerichtet, sondern die Herrlichkeiten der Gebirge und der Wälder nehmen sein Herz ein, und von diesem Wein sagt er, daß er trunken sey. Bei Sonnenaufgang ist der Wald mit Thau bedeckt, und Nebel steigen auf. Bei Sonnenuntergang verdunkeln sich die Hohlen und die Felsenspalten.

„Ein ewiger Wechsel von Schatten und Licht, eine ewige Umwandlung der Natur bilden Morgen und Abend. Die wildwachsenden Blumen verbreiten ihren köstlichen Duft, jeder Winkel haucht Wohlgeruch aus, die herrlichen Bäume prangen in üppiger Blüthe und breiten ihre Kühlung ringsum; — kalte Winde erheben sich, und Reif bedeckt das Land. Der Schnee fällt in leichten Flocken, der Regen in Güssen, und die nackten Steine werden sichtbar. So sind die Jahreszeiten in diesen Bergen. Wenn Du früh Morgens ziehst, und des Abends wiederkehrst, so wirst Du in jeder Jahreszeit andere Herrlichkeiten erblicken, und Deine Freude wird sonder Gränzen seyn. Die mit Lasten auf den Schultern hinauswandern, singen auf dem Weg; die Vorderen rufen, die Kommenden antworten. Schwache Greise klimmen auf den Stab gestützt den Hügel hinan; ununterbrochen ist die Reihe der Pilger; hier sucht der Städtebewohner Erholung. Der Teich ladet zum Fischfang; denn der Teich ist tief, und die Fische sind groß. Der gährenden Quelle Wasser ist Wein, und die Quelle duftet Balsam, und der Wein ist heller als Krystall. Ländliche Gemüse dampfen auf des Oberrichters Tafel, und dem Mahle fehlen auch die Flöten nicht, noch die Schalmeien. Einige erlustigen sich mit Scheibenschießen, Andere erfreuen sich am Würfelspiel. Dann werden Becher geleert, und man mischt die Weine, und man steht auf und setzt sich wieder, und Alle erheben in lautem Jubel ihre Stimmen. So sind die Vergnügungen der Gäste. Jener aber mit dem rothen Angesicht und dem weißen Haupte, durch seine Lebendigkeit vor den Andern kenntlich, das ist der Oberrichter, das ist der trunkene Greis. Wenn bei anbrechender Nacht die Schatten der Wanderer auf den Bergen verschwinden, dann kehrt der Oberrichter zur Stadt, und seine Gäste und Freunde folgen ihm. Die Bäume verdunkeln den Weg, und die Vögel lassen ihren lieblichen Gesang erschallen. Wenn die Menschen gehen, freuen sich alle Bewohner der Wälder; denn das Wild und die Vögel kennen wohl die Freuden des Waldes, aber sie kennen die Freuden der Menschen nicht. Die Menschen kennen sie, und sie folgen daher dem lustwandelnden Oberrichter, und freuen sich mit ihm. Aber sie wissen doch nicht, woran der Oberrichter sich freut. Wer aber mit ihnen trinken und sich freuen, und wer nach ausgeschlafenem Rausche diese Freuden niederschreiben kann, das ist der Oberrichter. Wer mag aber wohl dieser Oberrichter seyn? — Wer? — Es ist Ngeou jangsieou aus Lulin."

Skizzen aus Rußland.

2. Züge aus dem öffentlichen und Privatleben.

Der Kaiser hatte Befehl ertheilt, daß die aus dem persischen Krieg zurückkehrenden Truppen von dem Gouverneur in Moskau, Fürsten Galitzin, einen ehrenvollen Empfang erhalten sollten, und es waren zu dem Ende einige tausend Rubel zu ihrer Bewirthung angewiesen worden. Unter diesen Helden befand sich ein Garderegiment, das sich durch seinen thätigen Antheil an dem Revolutionsversuch bei der Thronbesteigung des Kaisers die allerhöchste Ungnade

zugezogen, durch seine Tapferkeit im Orient jedoch diesen Flecken ausgemerzt hatte. Es war um Mitte Novembers, als das Regiment seinen Triumphzug hielt, wobei, unter andern Trophäen, auch Abbas Mirsa's vorgeblicher Thron prangte. Feldzeichen, Pauken und Trompeten wurden zur Schau getragen, das Hauptprachtstück aber bildete den Thron. Ein Offizier, dem derselbe zur Beute geworden, hatte ihn des Schmucks von etlichen Juwelen, die ihm früher einigen Werth gaben, entkleidet, und in ein sehr gemeines Hausgeräthe verwandelt, nämlich in einen — Nachtstuhl. Da man nun den Einzug der Truppen etwas feierlich machen wollte, so mußte auch der Thron, der Zeit Nachtstuhl, herhalten und einer der längsten Helden trug ihn an der Spitze der Schaar.

Die Soldaten marschirten zuvörderst nach der Kathedrale des Kremlin, zur Anhörung eines Tedeum und von da zu der Mahlzeit in die Reitschule. Dieses stattliche Gebäude, neben dem Garten der kaiserlichen Hofburg gelegen, hat 650 Fuß Länge und 100 Fuß Breite; das Dach ruht bloß auf den Außenwänden, und der innere Raum ist ganz frei. Eine lange Tafel, die von einem Ende zu dem andern reichte, war mit allen Arten von Speisen, Quaß und Wein bedeckt; die Tischgesellschaft bestand aus etwa 1000 Personen, von denen jede ein Ordensband im Knopfloch hatte; eine Nebentafel war für den Gouverneur bereitet, und die ganze vornehme Welt von Moskau, Herren und Damen, wohnte dem Feste bei. Ich hatte hier eine gute Gelegenheit, die Wachsamkeit der russischen Polizei zu beobachten. Ein gewisser Fürst aus meiner Bekanntschaft, der einer Verwicklung in die Revolution von 1825 verdächtig war, wollte mit einigen Kriegern während des Essens sprechen, lediglich, wie er versicherte, um dem Regiment ein Kompliment zu sagen; aber kaum näherte er sich einem Soldaten, als er auf der andern Seite einen sehr thätigen, kleinen Polizei-Beamten gewahrte, der die Ohren spitzte. Um gewiß zu wissen, ob diese Aufmerksamkeit wirklich ihm gelte, wandte er sich um und nach einer andern Seite der Tafel; allein der Schatten an einem sonnigen Tage kann kein treuerer Begleiter seyn, als dieser Polizeimann; wo er hinging, sah er ihn auf den Fersen folgen und ärgerlich über diesen Unsinn bemerkte der Fürst gegen mich mit einem bittern Lächeln: „als ob ich so ein Dummkopf wäre, daß ich vor ein Paar tausend Leuten Hochverrath brütete.“ Nach beendigtem Schmause brachte der Gouverneur des Kaisers Gesundheit aus, welcher Trinkspruch mit lautem Zuruf erwidert wurde; es schien ein Wetteifer, einander im Hurrah zu überschreien, und manche anwesende Adelige, denen die Verwirklichung jenes Wunsches wahrscheinlich nicht sonderlich am Herzen lag, brüllten aus Leibeskräften.

Am Abend gab der Gouverneur einen Ball. In Rußland wird ein Ball immer durch eine Polonaise eröffnet, den abgeschmacktesten sogenannten Tanz, den man sich denken kann, und an dem Jung und Alt Theil nimmt. Es ist ein bloßes Gehen am Arm einer Dame durch eine Reihe von Zimmern, zum großen Aerger der Kartenspieler und Faulenzer. Ist diese interessante Parade vorbei, so beginnt in der Regel die Madschulka. Dieser Tanz, der leicht die Zuschauer langweilt, ist gerade das Gegentheil für die Tänzer, denen er alle Gelegenheit verschafft, ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen. Für die Damen sind Stühle im Kreis herum gestellt, die Tänzer stehen daneben oder dahinter; wer nun dem Gegenstand seiner Neigung nicht gleich beikommen kann, flüstert es einer seiner Schwestern oder einem seiner Freunde unter'm Tanz in's Ohr, und wird von diesen dann hingeführt. So kann es zwei Stunden lang getrieben werden, und die Verliebten haben ein weit freieres Spiel als bei Quadrillen oder Contretänzen. Die Musik dabei ist meist sehr lebhaft. Sind Bälle dazu bestimmt, Heirathen zu stiften, so thut gewiß kein Tanz diesen Dienst besser als die Madschulka.

(Schluß folgt.)

Litterarische Chronik.

Gälische Alterthümer und Sitten.

(Schluß.)

Um unsern Lesern ein Urtheil über Das, was Logan's Werk leistet, zu erleichtern, schließen wir unsere Anzeige mit einigen Proben: „Jedermann kennt die Liebhaberei der Schotten für's Schnupfen (sneeshin'), wie denn fast das unveränderliche Schild eines Schnupftabakladens in der Gestalt eines Hochländers besteht. Woher diese Liebhaberei rühre, ist nicht leicht auszumitteln. Sir Walter Raleigh brachte im Jahre 1586 den ersten Tabak nach England; wie konnte aber ein hier kaum eingeführter Artikel bei den Bewohnern der fernen Hochlande und Inseln so schnell in allgemeinen Gebrauch kommen? Mary Mac Leod, aus dem Hause Dunvegan, schrieb um's Jahr 1600 ein Gedicht an John Mac Leod, worin sie für einen ihr verehrten Tabaksmahlstein (bra thombac) sich bedankt. Bedenkt man die Vorurtheile, welche die Gälen gegen Alles hegten, was von den Sassenach kam, so läßt sich kaum annehmen, daß ihr Schnupftabak mit Raleigh's Entdeckung zusammenhing. Indeß wurde die Wurzel Cormbeille oder Braonan von den alten Hochländern wie Tabak geschnitten und mag von ihnen geraucht oder zum Schnupfen zerstoßen worden seyn; daß die Celten zu rauchen pflegten, beweisen die in Britannien und Irland häufig ausgegrabenen Pfeifen. Einen beträchtlichen Fund der Art machte man im Jahre 1784 bei Brannockstown, in der Grafschaft Kildare; ja man entdeckte ein Skelett unter einem alten Grabhügel, dem eine Pfeife noch wirklich zwischen den Zähnen stack. Sie haben mit den jetzigen ziemlich viel Aehnlichkeit; nur sind sie mehr oval oder eyförmig. Nach Herodot hatten die Scythen gewisse Kräuter, welche sie in's Feuer werfen, und wovon sie den Rauch einsaugten, der auf sie dieselbe Wirkung hervorbrachte, wie auf die Griechen der Wein. Strabo sagt, eine gewisse religiöse Secte unter ihnen hätte zur Erholung geraucht und Mela und Solinus beschreiben das Rauchen deutlich, wie es durch Röhren geschieht. Vielleicht daß die Hochländer also den raleigh'schen Tabak bloß deßwegen sich so schnell aneigneten, weil er ihnen ein heimisches Kraut von ähnlich beizendem Geschmack ersetzte. Es wird wenigstens behauptet, sie hätten vordem ihren eigenen Tabak erzeugt, denselben mit Blättern und Stängeln gestoßen und daraus einen Schnupftabak gewonnen, der ungefähr wie der irische Blackguard schmeckte. Noch immer sind die Hochländer leidenschaftliche Schnupfer; ein Reisender darf sich's oft nur einige Prisen kosten lassen, so begleitet sie Einer über weite Berg- und Moorgründe.“

„Die Liebe zu berauschenden Genüssen ist ein Hang, dem alle Völker auf niederer Stufe der Civilisation fröhnen. Auch der Hochländer sitzt gern beim geselligen Becher; obwohl es aber nicht an Whiskey fehlen darf, so ist doch Völlerei bei ihnen äußerst selten, und es giebt ein Sprichwort, welches Verachtung gegen Diejenigen ausdrückt, die sich bloß vereinigen, um zu zechen. Der berühmte Fingal meinte, es könne einem Mann nichts Schlimmeres widerfahren, als so er Morgens Kurmi trinke. Wenn die Hochländer ein Gelag feiern (Forgather), so betragen sie sich mit großer Herzlichkeit gegen einander, und die Zeche (lawing) wird durch eine Sammlung von Beiträgen bezahlt, zu welchem Ende eine Mütze herumgeht. So selten sie dazu kommen, so können sie, wenn sie einmal angefangen haben, auch Tage und Nächte über der Flasche zubringen. Donald Roß, ein alter Mann voll belustigender Anekdoten, verweilte mit besonderem Vergnügen bei solchen Zügen aus dem geselligen Leben. Eines Tages war der Laird von Assynt in Dunrobin und wollte eben seinen Klepper wieder besteigen, um heimzureiten, als ihn der Schmid des Dorfes, ein alter Bekannter, sah und zu einem Trunk unter der Thür

(deoch an doras) einlud.[1] Der Laird, ein Hochländer von ächtem Schrot und Kern, der es nicht unter seiner Würde hielt, die Einladung anzunehmen, trat in das Haus und der Schmid ließ einen Krug Whiskey aufstellen, der etwa zwei Gallonen hielt, ohne Zweifel dem Laird zu zeigen, daß, wenn er bälder aufbräche, es keines Falls deßwegen seyn sollte, weil der Trunk ausgegangen wäre. „„Nun,““ fährt Donald fort, „„sie saßen und tranken und unterhielten sich über allerlei Gegenstände; je mehr sie sprachen, desto mehr Stoff fanden sie, und es kam der vierte Tag, ehe der Schmid an seine Werkstätte oder der Laird an Aßynt dachte.““ Es ist üblich, bei hochländischen Gesellschaften gewisse Trinksprüche mit celtischen Ehren zu begleiten, welche folgender Maßen geschehen: der Vorsteher erhebt sich, bringt den Trinkspruch aus und wiederholt mit einer leichten Bewegung der Hand dreimal die Worte, suas o, suas o, suas o, d. h. auf damit, auf damit, auf damit, worauf die ganze Versammlung aufsteht und dreimal Hussa ruft. Derselbe Zuruf erfolgt auf das Wort Nish, das er mit besonderer Betonung dreimal ausspricht; die Gesellschaft spricht es ihm nach und hält den letzten Ruf ziemlich lang an. Hierauf sitzt man wieder nieder, und der Pfeifer beginnt eine passende Weise."

Von besonderem Interesse ist, was Logan über die celtischen Tänze anführt. „Nach Diodor von Sizilien hatten die Lusitanier einen leichten lustigen Tanz, den sie sehr liebten, und der große Fertigkeit und Gelenkigkeit der Glieder erforderte. Im Krieg marschirten sie nach dem Takt und sangen ihre Siegeslieder, wenn sie in den Kampf gingen. Diese Leidenschaft für den Tanz war den Völkern des celtischen Stammes gemein und ging selbst in ihre Religionsübungen über; ein Rest dieser Sitte erhielt sich noch lange bei den Wallisern, die in dem Kirchhof zu tanzen pflegten. Als Jakob II in Kinsale landete, empfingen ihn seine Freunde mit der Rinceſada, dem irischen Feldtanz, der ihn höchlich erlustigte. Die Art des Tanzes ist diese: drei Personen Brust an Brust, die Enden eines weißen Halstuches in der Hand, bewegen sich nach den Tönen einer langsamen Musik einige Schritte vorwärts, die übrigen Tänzer, gleichfalls ein weißes Tuch haltend, folgen paarweise. Nun fällt die Musik in eine raschere Weise ein, der Tanz hebt an und die Tänzer gehen nach einander unter dem Tuche der drei Vordersten durch, drehen sich in Halbkreisen herum, machen allerlei zierliche Schwenkungen und Kreuzsprünge, und nehmen zuletzt ihre anfänglichen Plätze wieder ein. Auf der Insel Man sind die Hüpfer und Dreher (jigs and reels) stark im Schwung; englische Landtänze unbekannt. Die kriegerischen Tänze der alten Iren wurden durch einen Kurinsky oder Tanzmeister geleitet — ein Wort, das noch in vielen Familien als Vorname existirt. Die alten Caledonier hatten eine Art pyrrhischen Schwertertanz, von dem der moderne Gilli-Callum nur ein schwaches Nachbild zu seyn scheint. Dasselbe gilt wahrscheinlich von dem Dolchtanz. Beide Tänze werden noch jetzt von Einzelnen getanzt, wie vor etlichen Jahren in London von einem gewissen Mac Glassan; aber ein Herr versicherte mich, er habe einen Greisen von 106 Jahren gekannt, der den Dolchtanz früher als damals sah und beide Darstellungen sehr verschieden fand. Ueberdieß geht aus den Worten eines alten Tanzliedes: bualidh mi u an sa chean, ich will dir das Haupt einschlagen, hervor, daß in den Leistungen dieses Tanzes Vertheidigung und Angriff vorkamen. Bei dem neuern Schwertertanz läuft die Hauptsache darauf hinaus, daß der Tänzer über eines oder mehrere Schwerter oder Stäbe, die auf dem Boden gekreuzt sind, ohne sie zu streifen, hinwegtanzt. Die Musik zu diesem Tanze hieß Gilli-Callum, so wie die zum Dolchtanz Phadric Mac Combish. Von dem sogenannten Rungmortanz weiß man gleichfalls nicht Viel; soviel konnte ich herausbringen, daß der Tänzer auf irgend eine Art mit den Schenkeln den Boden berühren muß, wobei er nicht aus dem Gleichgewichte kommen darf. In Lochaber war vormals ein Gymnasium für athletische Uebungen und gefällige körperliche Ausbildung; die Zöglinge speisten an einer Tafel und lebten unter gewissen Regeln; indeß braucht der Hochländer diese Schule nicht, um ein ausgezeichneter Tänzer zu seyn. Ein Kenner äußert sich hierüber also: „„Man möchte behaupten, Tanzen sey ihnen ein angebornes Talent, in Betracht der frühzeitigen Proben, welche schon Kinder in dieser anmuthigen Kunst ablegen. Kinder von fünf und sechs Jahren versuchen sich in Tanzschritten und führen Touren aus mit einer Gewandtheit, welche allen Glauben übersteigt. Ich hatte einmal das Vergnügen, in einem entlegenen Theil des Landes einen Hirtenknaben und zwei kleine Mädchen einen Dreher tanzen zu sehen, wodurch ich nicht wenig überrascht wurde. Der Knabe zumal, den ich zu zwölf Jahren schätzte, entwickelte eine Reihe gutgewählter Touren mit einer Genauigkeit und einer Leichtigkeit, als ob er der Kritik Trotz böte,““ und indem er von den Kollegien zu Aberdeen spricht, an denen er lange Zeit als eleganter Lehrer der Tanzkunst angestellt war, fährt er fort: „„jedes Jahr erscheint eine Anzahl Studenten von den westlichen Inseln und den Hochlanden, und meist sind es vorzügliche Tänzer; ja manche in so ausgezeichnetem Grad, daß sie mich selbst nachahmungswürdig bedünkten.““ Nach den Mühen eines langen Tagewerks wandern junge Männer und Weiber oft mehrere Meilen weit zu einem Tanz, der in der That jedes Gefühl der Müdigkeit verbannt und die angenehmste Erholung gewährt. Diese Tanzlust ist so durch Schottland verbreitet, daß alle Bemühungen der Kirche und die schärfsten Strafpredigten der Covenanters Nichts gegen den ungöttlichen Brauch vermochten."

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1830 gab man auf den verschiedenen Theatern von Paris, die italienische Oper, die deutsche Oper, das Theater von Comte und einige kleinere Bühnen nicht gerechnet, 169 neue Stücke, nämlich 7 Tragödien, 13 Dramen, 31 Komödien, 16 Opern, 28 Melodramen, 72 Vaudeville's und 2 Pantomimen. Diese Stücke vertheilen sich folgendermaßen: 1) Academie royale de Musique, 3 (2 Opern und 1 Ballet); 2) Théâtre français, 12 (4 Tragödien, 6 Dramen, 2 Komödien); 3) Opera-comique, 9; 4) Odeon, 24 (3 Tragödien, 6 Dramen, 14 Komödien, 1 Vaudeville); 5) Gymnase 10 (9 Vaudevilles, 1 Drama); 6) Vaudeville, 10 (9 Vaudevilles, 1 Parodie ohne Couplets); 7) Variétés, 24 Vaudevilles; 8) Nouveautés, 16 (9 Vaudevilles, 5 Opern, 1 Komödie, 1 Pantomime); 9) Gaité, 14 (5 Melodramen, 5 Komödien 4 Vaudevilles; 10) Ambigu-Comique, 18 (10 Melodramen, 5 Komödien, 3 Vaudevilles); 11) Porte-Saint-Martin, 9 (4 Melodramen, 4 Komödien, 1 Vaudeville); 12) Cirque-Olympique, 9 Melodramen. Zu dieser Masse haben 114 Dichter und 9 Tonsetzer beigesteuert; die ergiebigsten Schriftsteller waren wie gewöhnlich die HH Scribe und Melesville, von denen der erstere mit 13, der letztere mit 11 Stücken auftrat. Den glänzendsten und dauerndsten Erfolg aber hatten Hernani, von Victor-Hugo; Stockholm und Fontainebleau, von Alexander Dumas — Fra Diavolo, komische Oper von Scribe und Auber — Mutter und Tochter, von Mazeres und Empis — Philipp, von Scribe — das Kloster zu Tonnington, Melodrama von Victor Ducang — Napoleon oder Schönbrunn und St. Helena, von Dupenty und Regnier.

•

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts konnten zu Paris vierzig Lehrer und zwanzig Lehrerinnen kaum sich ihr Brod kümmerlich verdienen, während man dort jetzt gegen siebentausend Schulen zählt. Vor vierzig Jahren schlug man die Bevölkerung Frankreichs, die im Lesen unterrichtet war, auf sieben Millionen an, gegenwärtig überschreitet sie sechzehn Millionen. Im Jahr 1770 waren vier Leihbibliotheken überflüßig genug, im Jahre 1831 finden deren zweihundert Absatz. Seit dem Jahre 1814 hat das Bedürfniß der Buchdruckereien, die periodischen Schriften nicht mit eingerechnet, in Frankreich 46 Millionen Bogen Papier in Anspruch genommen, gegen 45,000 Riß. Im Jahre 1816 überschritt es 55 Millionen Bogen, im Jahre 1820 stieg es auf 81 Millionen und im Jahre 1828 ist es auf 144 Millionen, also auf 300,000 Riß angewachsen! — Für die periodische Presse wurden im Jahre 1817 38,232 Riß Papier verfertigt, drei Jahre darnach stieg ihr Bedarf auf 50,747 Riß. — Die Zahl der Zeitungen in diesem Lande belief sich im Jahre 1782 auf 79, im Jahre 1790 auf 144, und im Jahre 1824 auf 284. Die nordamerikanischen Kolonien besaßen im Jahre 1720 nicht mehr als sieben Zeitungen; im Jahre 1810 hatten die Vereinigten Staaten allein 359, und sechzehn Jahre später war diese Zahl auf 640 gestiegen. Obgleich ihre Bevölkerung nur dreizehn Millionen beträgt, so haben sie doch mehr Zeitungen als die 190 Millionen des europäischen Kontinents.

•

Es ist zu bedauern, daß die von den Vereinigten Staaten in die Südsee abgesendete Expedition völlig vereitelt worden ist. Das Schiffsvolk empörte sich und führte das Schiff nach St. Mary, ein Wenig südlich von Conception, nachdem es die Gelehrten in Peru an's Land gesetzt hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 60. 1 März 1831.

Die Stiergefechte in Spanien.

(Schluß.)

Für Den, der etwas von der Tauromachie versteht, ist es ein höchst anziehendes Schauspiel, zu beobachten, wie Stier und Matador auf einander anrücken; gleich zwei geschickten Feldherren suchen sie gegenseitig ihre Absichten zu errathen, und wechseln mit jedem Augenblick Bewegung und Gegenbewegung. Ein Ruck des Kopfes, ein Blick zur Seite, ein Ohr, das sich senkt, sind für den geübten Matador bedeutungsvolle Zeichen von den Absichten seines Feindes. Endlich der Zögerung müde, stürzt sich der Stier auf das rothe Tuch, mit dem sich der Matador mit Fleiß bedeckt hält. Die Gewalt des Anfalles ist so heftig, daß eine Mauer unter dem Stoß der Hörner erzittern müßte; aber behend weicht der Matador durch eine leichte Bewegung des Körpers zur Seite; wie durch einen Zauber ist er entrückt, und der gewaltige Stoß trifft Nichts, als ein leichtes Tuch, das der gewandte Gegner, seiner Wuth spottend, dem Stier über die Hörner wegzieht. Im Ungestüm rennt dieser weit über seinen Gegner hinaus; dann auf einmal macht er mitten im gestreckten Laufe Halt und kehrt sich um. Durch diese hastige und anstrengende Bewegung wird er nun so ermüdet, daß dieser Kunstgriff allein, längere Zeit fortgesetzt, hinreichen würde, ihn zu tödten. Deßhalb sagt der berühmte Meister Romero, ein guter Matador müsse mit sieben Streichen acht Stiere tödten. Einen von den Achten brächte nämlich Ermüdung und Wuth um.

Wenn der Matador nach mehreren Gängen seinen Gegner hinlänglich zu kennen glaubt, macht er sich fertig, ihm den Todesstoß zu versetzen. In einer festen Auslage stellt er sich dem Stiere gegenüber, und wartet unbeweglich die gehörige Entfernung ab. Sein rechter Arm, mit dem Degen bewaffnet, krümmt sich über den Kopf vorwärts, während er mit der Linken ausgestreckt die Muleta hält, die fast auf die Erde streift, und hiedurch den Stier veranlaßt, den Kopf zu senken. In diesem Augenblick versetzt er ihm mit aller Kraft seines Armes, der er noch mit dem vollen Gewicht des Körpers Nachdruck giebt, und die durch das ungestüme Anrennen des Stieres selbst verstärkt wird, den Todesstoß. Der drei Fuß lange Degen dringt oft bis an's Heft ein, und ist der Stoß gut geführt, so hat der Mann Nichts mehr zu fürchten. Der Stier hält plötzlich inne, kaum strömt Blut aus der Wunde, seine Beine zittern, und mit einem Mal stürzt er dumpf hallend wie eine Lawine zu Boden. Alsbald ertönt von den Stufensitzen ein betäubendes Vivarufen, Tücher wehen, und die Hüte der Majos fliegen auf die Arena; der siegreiche Held wirft ganz bescheiden nach allen Seiten hin Kußhände.

Vor Zeiten, sagt man, gab man niemals mehr als einen Stoß, aber bei dem jetzigen entarteten Geschlecht fällt der Stier selten auf den ersten. Scheint er jedoch tödtlich verwundet, so versetzt der Matador ihm keinen zweiten mehr. Von den Chulos unterstützt, hetzt er ihn mit dem Mantel noch eine Zeitlang im Kreis umher, um ihn schwindlich zu machen. Sobald er stürzt, hilft ein Chulo durch einen tüchtigen Dolchstoß in den Nacken nach. Das Thier verendet auf der Stelle.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Stiere einen gewissen Ort im Cirkus haben, wohin sie immer wieder zurückkehren. Man nennt ihn la querencia. Gewöhnlich ist es das Thor, durch das sie in die Arena geführt worden sind.

Oft sieht man den Stier mit dem Degen im Nacken, von dem bloß der Griff an der Schulter hervorragt, langsamen Schrittes über den Kampfplatz schreiten, in gleichgültiger Verachtung gegen die Chulos und ihre Fahnen, mit denen sie ihn verfolgen. Er denkt nur noch daran, bequem zu sterben. Er sucht die Lieblingsstelle auf, senkt die Knie, legt sich, streckt den Kopf aus, und verscheidet ruhig, wenn nicht ein Dolchstoß sein Ende beschleunigt.

Weigert sich der Stier anzugreifen, so stürzt sich der Matador ihm entgegen, und versetzt ihm, so wie er den Kopf senkt, die tödtliche Wunde. (estocada de volapie) Wenn das Thier den Kopf nicht senkt, wenn es immerfort flieht, so muß man, um es zu tödten, ein grausameres Mittel anwenden. Ein Mann mit einer langen Stange bewaffnet, die oben mit einem sichelförmigen Eisen (media luna) versehen ist, zerschneidet ihm tückisch von hinten die Kniebug, und sobald er niederstürzt, macht ein Dolchstoß seinem Leben ein Ende. Diese einzige Art, den Kampf zu endigen, wird von Jedermann mißfällig aufgenommen. Es ist eine Art Meuchelmord. Zum Glücke ist es selten nöthig, zu diesem Mittel zu greifen.

Trompetenstöße verkünden den Tod des Stieres. Sogleich treibt man drei zusammengespannte Maulthiere in scharfem Trab auf die Arena; ein Seil wird um die Hörner des Stieres geschlungen und die Maulthiere sprengen im Galopp davon. In zwei Minuten sind der Stier und die todten Pferde vom Kampfplatz verschwunden.

Jeder Kampf dauert ungefähr zwanzig Minuten und gewöhnlich werden an einem Nachmittag acht Stiere getödtet. Wenn das Vergnügen nur mittelmäßig gewesen ist, gestattet der Präsident auf Verlangen des Publikums, noch einen oder den andern Kampf als Zugabe.

Man sieht, daß das Geschäft eines Torero gefahrvoll genug ist. Gewöhnlich kommen deren in einem Jahre in ganz Spanien zwei bis drei um's Leben. Wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter. Fallen sie nicht im Cirkus, so müssen sie frühzeitig ihrer erhaltenen Wunden wegen der Arena entsagen. Der berühmte Pepo Illo war in seinem Leben fünf und zwanzigmal von Hornstößen verwundet worden, der sechs und zwanzigste tödtete ihn. Nicht der bedeutend hohe Lohn allein ist es, der diese Leute bestimmt, ein so gefährliches Handwerk zu ergreifen. Der Ruhm, der Beifall begeistert sie weit mehr, dem Tod zu trotzen. Es ist etwas gar zu Schönes vor fünf oder sechstausend Menschen einen Triumph zu feyern, und daher nicht selten, Leute von vornehmer Geburt aus Liebhaberei die Gefahren und den Ruhm der Toreros theilen zu sehen. Ich sah zu Sevilla einen Marquis und einen Grafen bei einem öffentlichen Schauspiel das Geschäft eines Matadors verrichten.

Dabei ist das Publikum nicht im Mindesten nachsichtig, oder mit seinem Beifall freigebig gegen die Toreros. Das geringste Zeichen der Furcht wird mit Hohngeschrei und Zischen bestraft. Die heftigsten Schmähungen hageln von allen Seiten herab; manchmal nähert sich auf Befehl der Zuschauer (und Dieß ist der schrecklichste Ausdruck des Unwillens) ein Alguazil dem Toreador und befiehlt ihm bei Strafe des Gefängnisses, den Stier lebhafter anzugreifen.

Eines Tages überhäufte der Schauspieler Maiquez, der einen Matador vor dem dunkelsten Stier, den es wohl je gegeben hat, unschlüssig sah, mit Scheltworten. „Ja, Hr. Maiquez," antwortete Dieser, „hier geht es eben nicht mit Lügen zu, wie auf Ihren Brettern."

Der Beifall und der Eifer sich einen Namen zu machen, oder den gewonnenen zu erhalten, bewegt die Toreadors oft, die Gefahren, denen sie ohnehin ausgesetzt sind, noch zu steigern. Pepo Illo und nach ihm Romero erschienen auf dem Kampfplatz mit Ketten an den Füßen. Die Kaltblütigkeit dieser Menschen in den äußersten Gefahren hatte etwas Wunderbares. Unlängst wurde ein Picador, Namens Juan Sevilla, zu Boden geworfen, und seinem Pferde von einem andalusischen Stiere der Bauch aufgeschlitzt. Dieser Stier von einer Riesenstärke und ungeheurem Feuer, statt sich durch die Chulos abwendig machen zu lassen, warf sich mit der heftigsten Erbitterung auf seinen Mann, zertrat ihn mit den Füßen, und versetzte ihm unzählige Hornstöße auf die Schenkel. Da er aber bemerkte, daß diese durch die lederne und eisenbeschlagene Verkleidung zu gut geschützt seyen, so holte er aus, und senkte den Kopf, um ihm das Horn in die Brust zu stoßen. In diesem Augenblick rafft sich Sevilla mit einer verzweifelten Anstrengung auf, faßt mit einer Hand ein Ohr des Stieres und bohrt ihm mit der andern zwei Finger in die Nüstern, während er seinen Kopf dicht unter den der wüthenden Bestie versteckt. Vergebens schüttelt sich das gewaltige Thier, vergebens tritt es ihn mit Füßen und schleudert ihn gegen die Erde, es kann ihn nicht von sich losmachen. Jedermann sah mit beklommenem Herzen diesem ungleichen Kampfe zu. Es war der Todeskampf eines Tapfern, man hätte fast bedauern mögen, daß er sich so verlängerte; man konnte nicht schreien, nicht athmen, nicht die Augen wegwenden von diesem entsetzlichen Anblick; er dauerte fast zwei Minuten. Endlich verläßt der Stier, in diesem Kampf von Kraft an Kraft von dem Menschen besiegt, seinen Gegner, um die Chulos zu verfolgen. Jedermann erwartete nun, Sevilla auf den Armen aus dem Kreise hinweggetragen zu sehen. Man hebt ihn auf; aber kaum steht er wieder auf den Füßen, so ergreift er einen Mantel und will ungeachtet seiner schweren Stiefel, und der unbehülflichen Schenkelbedeckung den Stier zu Fuß angreifen. Man mußte ihm den Mantel aus den Händen reißen, um ihn nicht einem unfehlbaren Tode entgegen gehn zu lassen. Man bringt ihm ein Pferd, er schwingt sich hinauf und glühend vor Grimm rennt er geradezu auf den Stier mitten auf die Arena. Das Zusammenprallen dieser beiden muthentbrannten Gegner war so furchtbar, daß Roß und Stier auf die Knie sanken. O Ihr hättet die Viva's hören sollen, Ihr hättet die wahnsinnige Freude, diese Art Trunkenheit des Volkes sehen sollen, bei dem Anblick von solchem Muth und Glücke und Ihr hättet wie ich das Loos Sevilla's beneidet. Er ist zu Madrid unsterblich geworden!

Skizzen aus Rußland.

2. Züge aus dem öffentlichen und Privatleben.

(Schluß.)

Die Nachtmahlzeit bot ein gut Theil Leckereien und gesellschaftlichen Glanz dar. Die Tafel seufzte unter der Last von Zuckerwerk, Früchten ꝛc. und die Schüsseln wurden alle zumal herum gereicht. Dieß konnte nicht ohne eine große Zahl von Aufwärtern geschehen. Wirklich zählte ich an dem Tisch, an welchem ich saß, nicht weniger als vierzehn dienstbare Geister, ob wir gleich nur zwölf Gäste waren. An meiner Seite saß der oben erwähnte Fürst, und ihm zunächst sein Liebling, der Polizeibeamte; der Erstere bedeutete mir durch einen Wink, Nichts von Politik zu reden. Unter andern Gerichten kam auch eine Sterlet und zwar eine der größten, der dieses Jahr gefangen werden, auf unsern Tisch; ich fand den Geschmack so ausgesucht nicht, als er sonst gepriesen zu werden pflegt. Nach dem Essen hob das Tanzen wieder an, und währte mit Quadrillen, Walzern und Galoppaden bis Morgens 4 Uhr. Ein Fremder glaubt sich in den höhern russischen Zirkeln nach Frankreich versetzt. Tracht und Benehmen der Damen ist in französischer Manier; sie haben im Ganzen einen ziemlichen Grad von Bildung, und unterhalten sich in zwei oder drei Sprachen, außer ihrer Muttersprache; nur wissen sie von fremden Ländern Blutwenig; auch darf man ihren Anzug nicht zu genau mustern. Auf ihre Unterkleider verwenden sie kleine Sorgfalt. Ich sah eines, in dem sich außerhalb Rußland ein Gassenweib hätte schämen mögen. Wenn die niedere Klasse den ganzen Winter bei einem und demselben Schafpelz bleibt, in welchem sie geht und steht und schläft, und den sie nur während der wenigen Augenblicke des Badens ablegt, so ist auch in der vornehmern Welt das Wechseln der Wäsche nicht häufig an der Tagesordnung.

Manche Reisende haben von der prachtvollen Haushaltung der

Russen gesprochen; aber diese müssen nie in das Innere der Wohnungen gekommen seyn, oder nicht gewußt haben, daß jede russische Familie ihre Prunkzimmer hat, nach denen man die übrige Wirthschaft nicht beurtheilen darf. Ich besuchte eines Morgens einen Edelmann von hohem Rang und großem Vermögen. Ich traf ihn beim Frühstück auf seinem Bett sitzend, auf welchem auch sein Hund lag. Das Bett war ein Sopha, ohne eine andere Decke als seinen Mantel, ein altes ledernes Polster als Kopfkissen die ganze Einrichtung. Auf dem bloßen Tisch hatte er einige Schnitten rohen Schinken, eine Tasse Kaffee, eine zerbrochene französische Senfflasche, und einen Laib schwarzes Brod vor sich; er selbst war ohne Hosen, ungewaschen, und sein ganzer Nachtzeug lag umher. Ueberhaupt sind ein oder zwei Betten in einem Haus schon ein Luxus; selbst die Damen schlafen auf Sophas in ihren Kleidern, und meist werden nicht einmal die Strümpfe ausgezogen; Dieß muß aus Faulheit geschehen, da bei der Hitze, die in den Zimmern unterhalten wird, viele Bedeckung nicht anders als lästig seyn kann. Was Waschbecken und andere Geräthschaften betrifft, so reicht eines für die gesammte Familie hin; als ich nach einem solchen Artikel fragte, erhielt ich eine Suppenschüssel mit einer Tischflasche. Setzt es aber eine Gasterei ab, so werden die Prunkzimmer gelüftet, die Dienerschaft gleich gekleidet und keine Kosten gespart, um sich mit Glanz zu zeigen.

Was der russischen Gesellschaft ein gewisses munteres Aussehen verleiht, auch wenn die Unterhaltung nicht eben die lebhafteste ist, sind die Zigeuner, deren belustigende Künste nie fehlen dürfen. Diese Wanderer, die hordenweise nach Moskau kommen, verdienen in der That daß man sie näher kennen lernt. Ich entschloß mich, mit den Fürsten Wiasemki und Gargarin und meinen Reisegefährten Dick und Elphinstone in ihrer Behausung einen Besuch abzustatten, und zu meiner Verwunderung fand ich bei ihnen Bequemlichkeiten, die ich wohl in halb Moskau umsonst gesucht hätte. Wir ließen uns ein Abendessen aus einem Gasthof hinbestellen, und hofften daselbst nach einem bitterkalten und unbehaglichen Tag einen angenehmen Abend zuzubringen. Die Zigeuner waren bei unserer Ankunft nicht daheim, so daß man ihr ganzes Wesen frei besichtigen konnte. Das Zimmer hatte eine Länge von etwa 30 Fuß; zu beiden Seiten standen Betten mit Leintüchern, Pfühlen und Matratzen, mitunter so reichlich ausgestattet, daß ich auf einem Bett nicht weniger als acht Kissen zählte, von dem regelmäßigen Polster bis zum kleinen Pfühl von der Größe eines Mannskopfs; dabei herrschte überall die höchste Reinlichkeit. Bald erschienen fünf Weiber und drei Männer. Die Aelteste mit einer Guitarre setzte sich auf den Ofen; die übrigen bildeten einen Kreis in der Mitte des Gemachs. Die Musik begann bloß mit der Guitarre, als die Spielende sich plötzlich durch ein Lied unterbrach, das sie mit einer an Wahnsinn grenzenden Wildheit vortrug; die Andern fielen im Chor ein, mit einem Ausdruck in Blick und Gesicht, wovon man keine Ahnung hat; eines Mals verstummte der Chor, und die Primadonna sang einen Vers mit einer so verführerischen und bezaubernden Stimme, mit einer solchen Zartheit der Betonung und einer Feinheit der Darstellung, daß manche Theaterprinzessin, die für einige Abende sich Tausende bezahlen läßt, sie darum hätte beneiden dürfen. Der laute Ausbruch des Chors fiel ein, als ob er eine Frage beantwortete, und Gesang und Chor erstarben wie erschöpft. Nicht so in Wirklichkeit. Weghüpfte eine dieser Syrenen, leicht wie ein Schatten — wiederum erklang die Musik und ein Tanz, ähnlich der üppigen Bewegungen des Palato, zwischen einem Mann und der oben erwähnten Frau, nahm seinen Anfang, und in ungestümmer Leidenschaft singend, auf den Boden stampfend und in die Hände klatschend, wobei die niedlichen kleinen Füßchen einen geflügelten Takt hielten, intonirten die übrigen; während nun der Mann mit wundervoller Behendigkeit den Kosakentanz ausführte, wurden die Stimmen wieder laut, und dann immer lauter und lauter, bis sie zuletzt zur höchsten Stufenleiter des menschlichen Organs sich aufschwingend zu einem wahren Sturm anschwollen, worauf Gesang und Tanz plötzlich aufhörten. Da waren Fürsten aus dem Land, Männer von hohem Ansehen, Reisende gewohnt an alle Gesichter und Nationen, Champagner sprudelte, und ein köstliches Mahl dampfte — und doch so gewaltig wirkte der Zauber dieser Weiber, und ihr wilder Gesang, und noch wilderer Tanz auf das Gemüth, und spannte alle Saiten der Gefühle auf, daß wir still einander ansahen, außer Stande, nur ein Zeichen von Beifall von uns zu geben. Erst die Pausen brachten uns wieder zu uns, man plauderte und schmauste; und sang und tanzte und schmauste abermals, und sofort bis Morgens drei Uhr. Als die anmuthigen Geschöpfe Geld einsammelten, auf welches sie sehr erpicht sind, so sangen sie noch eine Strophe zum Dank dem Geber, und so einem nach dem andern, und empfingen von jedem 25 Rubel. Man versicherte, diese Weiber, die ihre Lippen Keinem zum Kuß verweigern, wären in anderer Hinsicht sehr spröde und unzugänglich; doch hatte die Primadonna das Fündelhaus mit einem Sprößling beschenkt, und solche Fälle mögen nicht gar selten seyn. Allein es ist auch nichts Seltenes, daß diese Damen sich bis in die höchsten Klassen Bahn brechen, wie denn die Liebesromane mit Zigeunerinnen unter dem Adel fast zum guten Ton gehören, und selbst bis zu Heirathen führen. Ein Beispiel sind Graf Tolstoi und Fürst Gargarin, welche Zigeunerinnen zu Frauen haben. Und solche Partien aus Neigung kommen in einem Lande vor, wo die Frauen der vornehmen Klasse meist schön sind, und alle Vorzüge einer guten Erziehung besitzen. Wenn aber Bildung den höhern Ständen in Rußland nicht abzusprechen ist, so geht dieselbe doch nicht tief, und Personen, die mehrere Sprachen sprechen, können oft ihre eigene Muttersprache weder lesen noch schreiben. Der Mangel an gründlichem Unterricht rührt von der Schwierigkeit Bücher zu bekommen her!

Die Bevölkerung von Frankreich und Paris im Jahre 1828 und 1829. *)

Die Gesammtsumme der Geburten des Jahres 1829 in Frankreich beträgt 976,557, die der Verstorbenen 817,155; der Zuwachs der Bevölkerung war also 159,402. Im vorhergehenden Jahre wurden geboren 980,196; es starben 791,125; der Zuwachs der Bevölkerung belief sich also auf 189,071 Seelen, und übertraf den von 1829 ungefähr um 1/5.

*) Aus dem Annuaire pour l'an 1831, presenté au roi par le bureau de Longitudes. Paris chez Bachelier. Diesem Annuaire sind noch geographische und astronomische Untersuchungen über die Erdkarte beigefügt, über Höhen von Gebirgen, Thürmen u. s. w. Ferner Notizen des Hrn. von Arago über die Polarisation des Lichtes und eine Reduktion der fremden Linearmaße auf den französischen Metrius, durch Hrn. von Prony.

Im Jahre 1829 betrug die Zahl der Geburten in Paris 28,721, unter diesen waren 11,760 männliche und 15,961 weibliche. Von dieser Anzahl waren 10,155 unehelich geboren. Dieses Verhältniß zwischen den ehelich und außerehelich Gebornen zu Paris ist fast alle Jahre dasselbe, so daß je ein außereheliches Kind auf drei Pariser kommt.

Die Ursachen, die diesem Resultat zu Grunde liegen, sind klar. In den Departements steht die Zahl der unehelichen Geburten in einem weit geringeren Verhältnisse. Hievon nur zwei Beispiele. Im Departement des Nordens kommen auf 50,100 Individuen, die im Jahre 1828 geboren wurden, nur 5,102 außereheliche, was 1/10 der Bevölkerung ausmacht. Im Departement der Ille und Vilaine kommen auf 17,142 Geburten nur 348 uneheliche, was fünfzig ehelicherzeugte Kinder auf ein uneheliches giebt.

Im Jahre 1829 wurden zu Paris 7125 Heirathen geschlossen; 5875 wurden zwischen Junggesellen und Jungfrauen vollzogen, 549 zwischen Junggesellen und Witwen, 710 zwischen Witwern und Jungfrauen, 191 zwischen Witwern und Witwen.

Die Zahl der Verstorbenen beträgt in dem erwähnten Jahre 25,591, von diesen waren 12,259 männlichen und 13,332 weiblichen Geschlechtes; 15,268 starben in ihrer Wohnung, 9454 in den bürgerlichen, 551 in den Militär-Spitälern, 82 in Gefängnissen; 276 wurden an der Morgue ausgesetzt.

4719 Kinder starben in ihrem ersten Jahre, 1590 vom ersten bis zum zweiten. Wenn man die vorausgegangenen Jahre bis zu dem von 1829 verfolgt, so ergiebt sich, daß im Durchschnitte von 28,721 Individuen, die geboren werden, 6,207 in den ersten fünf Jahren sterben, 865 vom fünften bis zum zehnten und nur 417 vom zehnten bis fünfzehnten. Die Lebensperiode, worin, nach der von der Geburt bis zum fünften Jahr, die meisten Menschen sterben, ist die von 20 bis 25, in welcher man 1415 Verstorbene zählt, worunter sich 787 männlichen und 626 weiblichen Geschlechtes befinden; vom fünf und zwanzigsten bis zum dreißigsten sterben 1380, unter diesen 606 männliche und 774 weibliche. Die Zahl der Sterblichkeit in den fünfjährigen Perioden über das dreißigste hinaus bis ins fünf und sechzigste ist bei Weitem geringer. Vom fünf und sechzigsten bis siebenzigsten sind es 1464, und 1510 vom siebenzigsten bis fünf und siebenzigsten. Im Jahre 1829 erreichten 11 Personen das Alter von 95 bis 100 Jahren; nur 2 haben dieses letztere Alter überschritten.

Nach einer von Hrn. Matthieu gemachten Berechnung wurden in den zwölf vorausgegangenen Jahren, nämlich von 1817 bis 1828 einschlüßlich, in Frankreich 11,615,076 Individuen geboren, und unter denselben 5,988,742 Knaben und 5,621,536 Mädchen.

Da die Bevölkerung von Frankreich auf 32,000,000 angegeben wird, so ersieht man hieraus, daß diese sich ungefähr alle zwölf Jahre um 1/3 vermehrt.

Wenn man die Summe der Geburten mit 12 theilt, so sieht man, daß während der zwölf in Betracht stehenden Jahre die Durchschnittszahl der jährlichen Geburten 967,756 ist, der Heirathen 235,126, der Todesfälle 779,379, und daß sich daher ein jährlicher Zuwachs der Bevölkerung von 188,378 ergiebt.

Ebenfalls nach Berechnungen des Hrn. Matthieu ist das Verhältniß der männlichen und weiblichen Geburten in der Ehe 16 zu 15, bei den außerehelichen Kindern 21 zu 20. Dieses Verhältniß von 16 zu 15 in den Geburten von ganz Frankreich unterscheidet sich merklich von der bisherigen allgemeinen Annahme.

Auf die Geburt eines außerehelichen Kindes kommen 13,3 oder mehr als 13 eheliche, was ungefähr eine Summe von 10 außerehelichen Kindern auf 133 eheliche ergiebt.

Die männlichen Todesfälle sind größer als die weiblichen; jene weisen 47, diese 46 nach.

Man zählt eine Heirath auf 130,5 oder 131 Einwohner, ferner 3,9 oder 4 Kinder auf eine Ehe.

Auf 39,1 oder 39 Einwohner rechnet man 1, auf 1,24 oder 1 Geburt 1 Verstorbene.

Man zählt endlich 1 Geburt auf 31,5 Einwohner und auf 0,80 Verstorbene, also 10 Geburten auf 8 Todesfälle.

Hinsichtlich des Zuwachses der Bevölkerung bemerkt man, daß dieselbe aus einem größern Theile Knaben als Mädchen besteht; jene tragen dazu 1/43, diese nur 1/39 bei. Wenn der allgemeine Zuwachs, der gegenwärtig 1/68 ist, sich gleich erhält, so wird sich die Bevölkerung in 15 Jahren um 1/10 vermehren, in 29 Jahren um 2/10, in 41½ Jahren um 3/10, in 53 Jahren um 4/10, um die Hälfte in 64 Jahren und binnen 110 Jahren wird die Bevölkerung noch ein Mal so viel als gegenwärtig betragen.

Wenn man 1 Geburt auf 31,5 und 1 Todesfall auf 39,1 Einwohner rechnet, so stellt sich das Verhältniß der Bevölkerung zu den Geburten auf 31,5, zu den Verstorbenen auf 39,1. Mit diesen Zahlen muß man die Summe der Gebornen und Verstorbenen multipliziren, um die Summe der Bevölkerung zu erhalten. Nimmt man diese als stehend an, so drückt die Verhältnißzahl 31,5 ungefähr die Durchschnittszahl eines menschlichen Lebens aus, die demnach 31½ Jahre seyn wird. Die Berechnungen Duvillard's haben als Durchschnittszahl der Lebensdauer vor der Revolution nur 28¾ angegeben. Es ergiebt sich also eine Zunahme von 3 Jahren, die der Einführung der Kuhpockenimpfung und dem vermehrten Wohlleben, das sich bis zu den unbemitteltsten Klassen hinab verbreitet hat, zugeschrieben werden muß. Es ist hieraus ein günstiger Wechsel im Gesetze der Sterblichkeit zu ersehen, der sich durch eine große Anzahl von Thatsachen seit mehreren Jahren nicht allein in Frankreich, sondern auch in einem großen Theile Europa's bemerkbar gemacht hat.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Ein belgisches Journal macht folgende geschichtliche Vergleichungen: 1786 Errichtung des allgemeinen Seminars zu Löwen — 1825 Gründung des philosophischen Kollegiums zu Löwen; 1785 bis 88 Geschrei des Clerus gegen diese Maßregel. — 1828 bis 29 unaufhörliche Petitionen gegen das Monopol des Unterrichts. 1789 Aufstand, Rückzug der österreichischen Truppen; — 1830 Revolution, Rückzug der holländischen Truppen; 1790 souveräner Kongreß, Unabhängigkeitserklärung von Belgien, diplomatische Verhandlungen im Haag, Wahl eines souveränen Prinzen; 1830 Nationalkongreß; Unabhängigkeitserklärung von Belgien, diplomatische Verhandlungen zu London, Wahl eines Königs: 1792 bis 93 Einmarsch der Franzosen; Vereinigung Belgiens mit Frankreich — 1831 . . . . . . Wie der Anfang so das Ende.

*

Man hat zu Paris die erste Nummer der „Légitimité," eines zu Holyrood herauskommenden Journales, erhalten. Karl X giebt darin Nachricht von seinem und seiner Familie Wohlbefinden. Er verspricht den Franzosen sechs Lilien in ihre Fahnen bei seiner Rückkehr.

*

Der Druck der Reden in der Deputirtenkammer kostete im Jahre 1830 15,000 Fr. Der Berichterstatter klagt über die Weitläufigkeit einiger Redner. Man hat sie der Ersparung wegen gebeten, künftig zu schweigen. Jedermann wird dabei gewinnen.

*

Die St. Simonianer predigen zu Brüssel die Abschaffung der Vererbung. Ihre Predigten werden mit ungehofftem Erfolg gekrönt. Nicht das Mindeste wird vererbt — von ihrer Lehre.

*

Italien steht auf einem Vulkan, sagte neulich Jemand in einem Salon. — Auf einem Vulkan von Macaroni, erwiederte ein spaßhafter Karlist. Dann nehmen Sie sich ja vor Unverdaulichkeit in Acht.

*

In Neapel hat ein Erdbeben stattgefunden. In Italien zittert die Erde, in Frankreich die Staatsmänner.

*

Der Prinz von Ligne sagte von dem wiener Kongreß: „man geht dort nicht, man tanzt." Die Regierung macht es mit den belgischen Gesandten eben so. Sie hat ihnen einen Ball gegeben statt des verlangten Königs.

*

Der Herausgeber der „Légitimité" ist Achilles Jouffrau. Dieser Achilles ist wie sein griechischer Namensvetter nur an der Ferse verwundbar. Seine Zeitung ist mit den Füßen geschrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 61. 2 März 1831.

Ein Besuch bei dem Großwessier.

Die Hinterlist und Grausamkeit, mit welcher der Großwessier den letzten Aufruhr in Albanien unterdrückte, ist bekannt. Die Häuptlinge der Albanesen, in's türkische Lager gelockt, unter dem Vorwande den Frieden zu unterhandeln, fielen als das Opfer ihrer Leichtgläubigkeit und eines barbarischen Verrathes, der den blutigen Beweis gab, daß Machiavelli auch unter den Moslimen gelehrige Schüler gefunden hat. Wer erinnerte sich nicht bei dieser treulosen Niedermetzlung der Albanesen jenes furchtbaren Cäsar's Borgia, und der blutdürstigen Politik der italiänischen Fürsten des Mittelalters?

Drei Engländer, Clay, Meredith und D'Israeli, machten kurz nach jenem Vorfall dem Großwessier einen Besuch in seinem Hauptquartier zu Janina. Sie fanden diese ehemals blühende Hauptstadt Albaniens als eine Ruine. Seit dem unglücklichen Ende Ali Pascha's, unter dessen Usurpation diese große Provinz zu einer Stufe von Civilisation sich erhoben hatte, zu der sich noch kein Land unter türkischer Botmäßigkeit erschwingen konnte, war Janina ununterbrochen der Schauplatz bürgerlichen Krieges, und erst wenige Monate zuvor war der große Basar dieser Stadt in Flammen aufgegangen. Indeß bietet Janina, am Ende einer unermeßlichen Ebene gelegen, rückwärts an stolze Gebirge und einen reizenden See gelehnt, mit seinen noch übrigen Moscheen, Minarets und einer Festung aus der Ferne noch immer einen überraschenden Anblick. Das Innere der Stadt aber ist fast Nichts als ein Schutthaufen zertrümmerter Straßen.

In diesem Augenblicke gewährte jedoch die Stadt einen Anblick, der nicht im Einklang mit ihrer unwohnlichen Verwüstung stand. Ein Volksgewühl in den prächtigsten Gewändern trieb sich in geschäftiger Bewegung lärmend nach allen Richtungen in der Stadt umher. Außer dem Großwessier, seinem Heer und Gefolge, befanden sich nämlich gerade alle Pascha's und Beys der umliegenden Provinzen in Janina, um Se. Hoheit ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Die Aufzüge der kriegerischen Befehlshaber waren ungemein glänzend. Kein Pascha besuchte den Großwessier oder das Lager, ohne daß eine Schaar von Reitern ihm voranzog und ein zahlreiches Gefolge seiner Freunde und Dienstleute in der prachtvollsten Tracht ihn in einer äußerst malerischen Unordnung umringte. Doch diese Verwirrung selbst war nur scheinbar, und alle Züge gingen nach der genauesten Ordnung vor sich. Der Wessier war an der Spitze von fünfundzwanzig tausend Mann, lauter auserlesenen Truppen, unter denen sich achttausend Mann reguläres Fußvolk befand, in Albanien eingerückt. Ein Lager von fünftausend Mann war gegenwärtig vor den Thoren der Stadt aufgeschlagen. Das übrige Heer war in den Provinzen vertheilt.

Der Großwessier empfing die Engländer in der Festung, in dem Palaste Ali Pascha's, der, obgleich durch mehrere aufeinander folgende Belagerungen sehr beschädigt, noch immer bewohnbar ist, und einen vortheilhaften Begriff gab von seiner vormaligen Herrlichkeit. Als die Reisenden durch die Thore der Festung gekommen waren, fanden sie sich in einer Menge kleiner Straßen, gleich jenen in den Ringmauern alter Kastelle, alle voll des buntesten und lautbewegtesten Lebens. Hierauf kamen sie auf einen Platz, der sich nach der Mitte zu etwas erhöhte, und auf dem der Palast stand. Sie mußten sich durch Vorhöfe und Säle voll von Leibwachen, Pagen, der Befehle harrenden Kriegsobersten und jeder Art der türkischen Bevölkerung drängen; denn in diesem Lande denkt und handelt ein Kopf für Alle und wir haben bei unserer Vertheilung von Verantwortlichkeit und Arbeit, und bei der Stufenfolge unsers vielverzweigten Geschäftsganges keinen Begriff von der allseitigen Thätigkeit eines Premierministers der Pforte. Endlich gelangten sie in einen ungeheuern Saal, der als Vorgemach des Audienzsaales diente. Der Anblick, der sich hier ihrem Auge darbot, gehörte zu den schönsten, der vielleicht je einen Sterblichen überraschte. Alles war so seltsam phantastisch und glänzend, daß man einen Augenblick vergaß, daß diese Scene, selbst im Morgenlande ungewöhnlich, nur einem Zusammentreffen außerordentlicher Umstände zugeschrieben werden mußte und die Einbildungskraft berauschte sich in der Anschauung einer orientalischen Pracht, wie wir sie aus den Beschreibungen jener veralteten Mährchen kennen. In dieser weiten Halle, die mit den auserlesensten Gruppen der morgenländischen Bevölkerung überfüllt war, wo jeder Anwesende harrte, vorgelassen zu werden, und Mancher wahrscheinlich für immer harren mußte, verweilten sie ungefähr zehn Minuten.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Rußland.

5. Justizwesen.

Wer nicht selbst in Rußland mit der Justiz zu thun gehabt hat, möchte es schwer finden, sich von der Art, wie hier das Recht verwaltet wird, eine richtige Vorstellung zu verschaffen. Hört er einen Staatsmann oder einen Beamten, oder gar einen besoldeten Schriftsteller, so erhält er eine Beschreibung von einer Rechtsverfassung, daß er glauben sollte, Rußland sey ein freies Land; man wird ihm nämlich sagen, eine Sache könne, wenn man sich bei dem Spruch des ersten Gerichtes nicht beruhigen wolle, vor eine zweite Instanz, und so nach verschiedenen Revisionen und Superrevisionen zuletzt bis vor den Kaiser gebracht werden. Ja man versichert sogar, der Kaiser, nicht zufrieden mit dem gewöhnlichen Gang der Geschäfte, lasse sich das Glück seines Volkes so sehr angelegen seyn, daß er sich jeden Fall, der vor den Gerichten anhängig sey, vorlegen lasse, daß er alle Verhaftungsbefehle lese, und sich über den Zustand der Gefängnisse und den Charakter jedes einzelnen Gefangenen in seinem ganzen Reich auf's Genaueste unterrichte. Dieß lautet Alles sehr schön, nur nicht ganz wahrscheinlich! Im J. 1826 sollen nicht weniger als 2,850,000 Prozesse in Rußland anhängig gewesen seyn; nun beliebe man auszurechnen, wie viel Prozesse auf jede Minute, Tag für Tag, und Nacht für Nacht, kämen, die der Kaiser durchsehen müßte, angenommen, daß nur die Hälfte oder ein Drittheil davon Fälle wären, welche den Verlust persönlicher Freiheit nach sich zögen, und er sich darauf beschränkte! Ferner ist behauptet worden, daß der Kaiser, in der Ausübung dieser löblichen Pflicht sich häufig Veranlassung genommen, die Sache von Personen, die lang lungesessen, den Gerichten zu schleuniger Aburtheilung anzuempfehlen. Daß Dieß schon vorgekommen seyn mag, will ich nicht bestreiten; gewiß aber ist, daß ich Gefangene gesehen und gesprochen habe, die achtzehn Monate ihre engen Zellen bewohnten, ohne daß sie nur ein einziges Mal verhört wurden, und daß es Andere giebt, die nach Verfluß von zwei Jahren und drüber wieder entlassen wurden, ohne daß sie erfuhren, warum sie eingekerkert gewesen waren. In Kriminalfällen kann man vier Instanzen durchlaufen, ehe das endliche Erkenntniß zu Tag gefördert wird — ein Polizeiamt, ein Tribunal erster Instanz, ein Appellations- und Cassationsgericht. Es folgt jedoch nicht, daß, weil diese Gerichte bestehen, der arme Mann auch sein Recht erhält; denn Gesetz und Recht gelten in Rußland gerade in dem Verhältniß der Rubel, die man den Richtern spendet.

Die Kaiserin Katharina suchte eine Rechtsverfassung zu gründen, welche ihre Nachfolger mit mehr Erfolg wieder zu zerstören sich bemühten. Jeder Ukas, den der Kaiser erläßt, wird zum Gesetz, und oft werden solche Ukase bei den winzigsten Anlässen in die Welt gesandt. Als z. B. unter der Regierung Pauls der Sohn eines englischen Kaufmanns mit einer Jagdmütze in Petersburg erschien, befahl ein kaiserlicher Ukas, „Niemand solle sich mit dem Ding auf dem Kopf, welches des Kaufmanns Sohn trage, im Publikum blicken lassen.“ Ein anderer Ukas von demselben Selbstherrscher bestimmt die Farbe des in den Straßen der Stadt zu gebrauchenden Sandes, indem jeder Einwohner verpflichtet ist, den Raum vor seinem Haus vor sieben Uhr von Schnee zu reinigen und mit Sand zu bestreuen. Daß überhaupt in Rußland die Willkür des Monarchen herrscht, beweist auch die Geschichte der Todesstrafe. Diese wurde bekanntlich unter der Kaiserin Elisabeth gesetzlich aufgehoben. Allein schon Elisabeth selbst brach ihr Gesetz, und von der Tyrannin Katharina könnte die Newa manche traurige Mähre erzählen. Der jetzige Kaiser vollends machte gar keine Umstände und ließ bei der Verschwörung von 1824 mit dürren Worten ein halb Dutzend zum Tod verurtheilen und aufhängen. Was will es aber heißen, wenn man auch die Todesstrafe nicht ausspricht, hingegen dem Unglücklichen eine Last auflabet, unter der seine Natur erliegen muß? Im J. 1826 erkannte ein Kriegsgericht in Taganrog gegen einen Mörder auf 15,000 Streiche, die ihm mittelst fünfzehnmaligen Gassenlaufens durch 1000 Mann zugemessen werden sollten. Die Kaiserin-Mutter bat um Milderung dieser Strafe — und nicht umsonst; der Verbrecher erfreute sich eines Nachlasses von 10,000 Prügeln. Indeß nach Empfang der ersten 500 fiel er zu Boden; er stand wieder auf und empfing neue 100, worauf er wieder niedersank; nun band man ihn auf einen Schiebkarren und führte ihn durch die Reihen, er war aber ohne Zweifel bereits todt, ehe die Zählung auf 1000 stieg. Solche Fälle kommen in Menge vor.

Es fragt sich, findet eine unparteiische Rechtspflege in Rußland Statt oder nicht? Ohne die Möglichkeit von Ausnahmen in Abrede zu ziehen, will ich zwei Fälle berichten, die zu meiner persönlichen Kunde gelangt sind. Mein Wirth in Moskau brachte eine Schuldforderung von 3000 Rubel vor Gericht, die sich von einer Waarenlieferung herschrieb. Beide Theile bestachen die Richter, da aber mein Wirth der freigebigere war, so wirkte er mit Aufopferung eines Drittheils der Summe nach zweijährigem Prozessiren eine günstige Entscheidung aus. Der andere Fall begab sich mit einem Amerikaner, der durch die russischen Gerichte sein ganzes ansehnliches Vermögen einbüßte. Er erzählte mir die Sache folgender Maßen. Er hatte in Archangel ein gestrandetes Schiff gekauft, das nicht sehr bedeutend beschädigt worden war, so daß es mit mäßigen Kosten wieder ausgebessert werden konnte. Zu dem Ende schloß er mit einem russischen Schiffsbaumeister einen Kontrakt ab, wornach dieser sich anheischig machte, das Fahrzeug binnen zwei Monaten herzustellen, und jener ihm einen Vorschuß von 1000 Rubeln ausbezahlte. Ein Monat verstrich, und das Schiff statt in der Ausbesserung vorwärts zu schreiten, gerieth immer mehr in Verfall; Planken, Taue, und andere Gegenstände wanderten nach einander nach einem benachbarten Werkhaus des Baumeisters und am Ende von zwei Monaten war von dem Schiff Wenig mehr zu sehen, als der nackte Rumpf. Der Amerikaner klagte gegen seinen Gegner: zuvörderst auf Erstattung der 1000 Rubel, auf Ersatz des Werthes des Schiffs, und endlich auf Entschädigung für Nichterfüllung des Vertrags. Ehe der Prozeß anfing, bat er den Oberrichter zu Gast, und bot ihm unverblümt eine hübsche Belohnung an, wenn er ihm zu seinem Recht verhälfe. Der Richter lehnte das Geschenk ab, indem er sich entschuldigte, er habe bereits von der andern Partei Mehr empfangen; und da der Amerikaner glaubte, sein Anerbieten sey stark genug, so wurde die Unterhandlung abgebrochen. Hingegen gelang es dem Amerikaner, die vier andern Mitglieder des Gerichts auf seine Seite zu bringen. Als es daher zum Spruch kam, erklärten sich vier Stimmen für den Amerikaner und der Präsident für den Russen. Dieser Umstand verur-

suchte eine Appellation nach Moskau und von da nach Riga. Der Prozeß schwebte gegen ein Jahr lang; allein der Russe war ein reicher Mann und da der Amerikaner sich mehr und mehr erschöpfte, so nahmen auf der einen Seite die Verehrungen zu, während sie auf der andern abnahmen. Ueberdieß, dachte er, nach den günstigen Entscheidungen von zwei Instanzen werde ihm doch selbst in Rußland wohl sein gutes Recht nicht mehr aus den Händen gespielt werden können. Er täuschte sich; das Gericht in Riga erkannte gegen ihn, das Erkenntniß wurde nach Petersburg eingesandt, erhielt die kaiserliche Bestätigung, und Geld, Schiff und Takelwerk waren verloren und dem Russen als rechtmäßiges Eigenthum zugewiesen.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Schreiben eines jungen Polen über die polnische Literatur.

(Schluß.)

Unser Mißgeschick ist bekannt. Die Konstitution vom 3 Mai, die Revolution Kosciuszko's und der völlige Untergang Polens folgten sich schnell. Zwanzig Jahre lang schwebten wie zwischen Seyn und Nichtseyn. Unsere Krieger zogen unter den französischen Adlern und vergossen ihr Blut auf den Feldern des Ruhms, ein Vaterland hoffend aus den Händen des Mannes, der die Kronen vertheilte und die Welt zittern machte. Von den Pyramiden bis Moskau sanken sie an seiner Seite und starben für die — Hoffnung. Begreiflicher Weise dachte man während dieser Zeit nicht an gelehrte Dinge; denn Kunst und Wissenschaft sind eine Frucht der Ruhe und des Glücks. Eine Menge Kriegsgesänge beurkunden den Charakter dieser Periode, aber kein größeres Werk ging aus der Feder unserer Schriftsteller hervor. Endlich schenkte die Großmuth des Kaisers Alexander Polen seine politische Existenz und eine neue Epoche begann. Alle Geister wandten sich den Wissenschaften und der Dichtkunst zu. Man stiftete Schulen und Kollegien, und die drei Universitäten Warschau, Krakau und Wilna bildeten eine große Anzahl Jünglinge, welche bald eine ausgezeichnete Stelle in allen Fächern der Literatur einnahmen.

Es sind gegenwärtig zwei Klassen, in welche in gelehrter Hinsicht Polen zerfällt: die eine schreibt sich noch aus Stanislaus August's Regierungszeit her; die zweite ist aus der Periode seit der Theilung.

An der Spitze der Erstern steht sowohl nach dem Rang der Talente als um seines edeln Charakters willen Niemcewicz, Adjutant und Schicksalsgefährte Kosciuszko's. Wir bewundern an ihm das rührende Pathos, wie den glänzenden Reichthum seiner Sprache. Seine Fabeln sind voll Originalität und beißender Satire. Ein Meisterstück von Beredsamkeit ist seine Schilderung der Regierung Sigismunds III. Seine historischen Gesänge athmen den reinsten Geist der Vaterlandsliebe. In neuester Zeit kam von ihm ein Roman heraus, der in Bezug auf Schönheiten der beschreibenden Gattung sich mit den Novellen Cooper's vergleichen läßt. Seine Uebersetzung des geraubten Schildes von Pope gehört zu dem Elegantesten, was man in polnischer Sprache lesen kann. In der Epode glänzt der kürzlich verstorbene Erzbischof Woronicz. Seine Sibylle singt den Preis vergangener Zeiten und die Sehnsucht einer schöneren Zukunft. Man findet in ihm alle Kraft und Herrlichkeit der alten Schöpfer des goldenen Zeitalters unserer Literatur (1550 — 1572). Von erhabener Beredsamkeit hat er bei der Beerdigung des Fürsten Joseph Poniatowski eine Probe abgelegt, wie man in Polen nie etwas Aehnliches gehört hatte. Es ist, als ob die Schatten der großen Männer des alten Polens auf seine Stimme sich erhöben und langsam an den Ufern der Elster hinschritten, deren Fluth den Leichnam des Helden wälzt. Als Hersteller der Reinheit unserer Sprache verdient Sniadezki der Dritte in diesem Chor genannt zu werden. Als Rektor der Universität Wilna und Astronom beschäftigte er sich stets mit ernsthaften und wissenschaftlichen Gegenständen, aber unter seiner Hand gewann auch der trockenste und unfruchtbarste Stoff Leben. Wir besitzen von ihm Aufsätze über Literatur und Philosophie und einige akademische Vorträge, welche Muster der Wohlredenheit sind. Wenn man ihn liest, so denkt man sich einen Meister, der, erhaben über die Leidenschaften der menschlichen Natur, mit stillem Gemüth und ruhigem Auge auf die Wirren und Weben des Lebens niederblickt. Vernunft und Wahrheit zur einzigen Führerin sich erwählend, verwirft er den bunten Schmuck des Stils mit gesuchten Feinheiten in den Schattirungen als unwürdigen Prunk. Großartig und dabei streng einfach in seinem Ausdruck lehrt er die Menschen, daß die Weisheit herrschen muß, wo der Friede einkehren soll. Seine Lebensgeschichte des Copernicus wurde ins Englische übersetzt. Er war der Busenfreund d'Alembert's. Kozmian, Verfasser eines trefflichen Gedichts über das Landleben in Polen, nach dem Vorbild der Georgika Virgils, ist eine Hauptstütze der alten Schule. Er hält sich streng an die Regeln der alten Klassiker, von deren vorgezeichneter Bahn er sich keine Abweichung erlaubt; aber dieß Alles thut er mit einer Freiheit des Talents, daß man gerne vergißt, daß er manchmal nicht Original ist. Beschreibungen enthält er, die man bei Ovid nicht schöner findet. Auch sind zwei prächtige Oden an Napoleon von ihm. Endlich muß ich an Osinski, Professor an der Universität Warschau, erinnern. Seine Vorlesungen über Literatur, seine Oden an Napoleon, seine Uebersetzung des Horaz und noch mehr seine Uebersetzung des Cid kennt jeder Pole. Als die letztere erschien, möchte ich sagen, hatte ganz Warschau für Rodrigo die Augen Ximenens.

Seit einigen Jahren ist unsere Literatur in derselben Revolution begriffen, welche gegenwärtig auch in Frankreich vorgeht. Die romantische Jugend unter den Auspizien von Schiller und Byron tritt gegen die klassischen Autoritäten in die Schranken. Die Resultate dieses Kampfes konnten nur erfreulich seyn und bereits sind manche herrliche Trophäen in dem Tempel unserer Literatur aufgehängt.

Der erste unserer romantischen Dichter ist ohne Widerrede Mickiewicz. Ein Schüler Shakspeare's und Byron's, besitzt er genug von jener kühnen Gluth innern Lebens, welche den Dichter über die Erde erhebt, daß er seine Schwingen wie Ikarus gegen die Sonne ausbreitet. Die Sehnsucht und die Qualen getäuschter Liebe, den Schmerz vereitelter Hoffnung zeichnet er mit einer Wahrheit, welche tief ergreift und das Herz in einen Sturm wechselnder Gefühle versetzt. Sein Ausdruck ist harmonisch, edel und durch und durch polnisch, wenn man hierunter jenes Gepräge von Würde und Kraft versteht, welches der polnischen Sprache eigen ist. Seine Größe besteht aber nicht bloß in der erhabenen Gattung; wer Naivität, Anmuth, sanfte Schwärmerei liebt, trifft sie in seinen Balladen, in seinen Sonnetten. Er hat zwei historische Gedichte in der Manier Byron's geschrieben. In einem derselben beweint ein Waydelote oder litthauischer Barde die Unterjochung seines Vaterlandes durch die Deutschritter: „Wie einst die Trompete des Erzengels am Tage des Gerichts die entschlafenen Geschlechter aus den Gräbern ruft; also lasse ich meine Lieder ertönen, und die Aschentrümmer, auf welche mein Fuß trat, beleben sich und steigen vor mir in riesigen Gestalten auf. Säulen und Hallen erheben sich mitten unter Ruinen. Einsame Seen widerhallen von Ruderschlägen. Ich sehe die Thore prächtiger Schlösser sich öffnen: ich erblicke Kränze und ritterliche Wappenschilder. In den Gesang der Barden mischt sich das leise Rauschen des Tanzes der Jungfrauen. Ach, es war ein göttlicher Traum, aus dem ich grausam erwachte. Die Wälder und Berge meiner Heimath sind verschwunden; die Fittige meiner Gedanken sinken vor Mattigkeit und suchen Ruhe am stillen Ort. Unter den herzzerreißenden Seufzern meiner Mitbürger verstummt die Leyer in meinen starren Händen. Oft kann ich selbst die Stimme der Vergangenheit nicht mehr vernehmen. Dann erwachen aber wieder die Funken der Begeisterung, die in meiner Brust schlummerten, lodern zur hellen Flamme auf, und ein neuer Lichtstrahl blitzt durch meine Seele. Mein Gedächtniß ist dann wie eine Lampe von Krystall, bemahlt mit buntem Zierrath. Obgleich sie von Staub und Flecken bedeckt ist, darf man nur eine Leuchte darin anzünden, und sie erfreut noch das Auge durch die Frische ihrer Farben und breitet über die Mauern der Paläste den lebendigen Widerschein ihres Schimmers. Oh, daß ich die Feuerströme, die mich verzehren, zu gießen vermöchte in den Busen meiner Hörer — heraufzubeschwören in lieblichen Weisen die Tage, die nicht mehr sind. Vielleicht, daß die Akkorde des Vaterlandesgesangs sie erschütterten, daß ihre Herzen schlügen, wie ehedem, daß sie begriffen alte Größe und der Odem der Vorfahren

einen Augenblick sie durchhauchte!“ Diese kleine Probe mag genügen als Probe nicht der Schönheit der Sprache — denn diese ist nicht übertragbar — sondern bloß des Geistes, welcher Mickiewicz's Werke beseelt. Das Beispiel, welches Mickiewicz gegeben, erregte mancherlei Nacheiferer. Unter denen, die in seine Fußstapfen traten, ist Odyniec, der sich jedoch zunächst nach Bürger und Goethe bildete, einer der bedeutendsten Namen. Seine Gedichte haben einen gewissen süßen wollüstigen Duft, der sie von denen seines Vorgängers unterscheidet. Vor Allen übrigens ist Felinski zu erwähnen, von dem wir zwar nur ein Werk besitzen, aber ein Werk von so reinem Geschmack und so edler Auffassung unseres Nationalcharakters, daß wir ihm in unserer dramatischen Literatur den ersten Rang zuerkennen. Seine Barbe Radziwil, durch ihre Schönheit und ihr Unglück die Maria Stuart Polens, steht einzig da. Leider mußte ein früher Tod die Hoffnungen seines Vaterlandes vernichten.

General Morawski, der zur Erholung von den Beschwerden seiner kriegerischen Laufbahn den Musen huldigt, blieb in der Fehde der Klassiker und Romantiker neutral. Seine äußerst pikanten Fabeln, seine Gedächtnißrede auf Poniatowski, seine Uebersetzung des Telemach haben ihm viele Verehrer erworben. Aber mit einer wahrhaft volksthümlichen Poesie, die weder der klassischen noch der romantischen Schule angehört, hat Brodzinski, einer unserer ausgezeichnetsten Professoren, unsere Literatur bereichert. Die einfache Schönheit und der sanft melancholische Anstrich seiner Gemälde üben einen unwiderstehlichen Zauber. Nicht wildbrausende Leidenschaften sind die Hebel, die er in Bewegung bringt; nicht durch finstere Verbrechen und empörende Grausamkeiten erschüttert er die Gemüther. Alles Grelle bleibt seinem Pinsel fremd; es ist eine liebenswürdige Schwärmerei, die ihn so anziehend macht. Man glaubt sich mitten unter die Schatten der für das Vaterland gefallenen Helden versezt; der ewig heitere Lenz, der auf ihrer Stirne glänzt, kündigt an, daß ihnen das Glück geworden, ihr Blut um einen theuern Boden zu verspritzen. Man glaubt die lezten verhallenden Laute ihrer Siegesgesänge zu hören — eine melodische Musik, deren ferne Klänge sich auf den leichten Schwingen des Abendwindes wiegen — Seufzer der Liebe, Klagen der Sehnsucht, aber nicht Angstrufe der Verzweiflung oder Verzerrungen der Wuth.

Als ausgezeichneten Dramatiker schäzen wir Fredro, der unser Theater mit einer großen Anzahl trefflicher Lustspiele bereichert hat. Seine Manier hat viel Originelles. In jedem seiner Stücke findet man einige Personen, die von dem Dichter, mit den Attributen des Lächerlichen ausgerüstet, auf eine geistreiche Art Abwechslung und Unterhaltung in die Handlung bringen; während die Helden der Intrike, die Hauptpersonen, mit Einem Wort die Liebenden immer einen edlen Charakter behalten. Die Stücke sind reich an rührenden Scenen und patriotischen Gefühlen. Eines derselben zumal, der Misanthrop und der Dichter, wird nie aufgeführt, ohne eine hinreißende Wirkung auf das Publikum zu äußern. Zu den dramatischen Dichtern gehört auch noch Wezyk, von dem wir mehrere von hoher Kraft zeugende Tragödien haben; auch hat er in einem Gedicht über Krakau einen glücklichen Versuch in der beschreibenden Gattung gemacht.

Zaleski hat polnische Volkslieder und Sagen gesammelt, um sie in schönerem Gewande herauszugeben, wodurch sie freilich an ursprünglicher Einfalt verlieren mögen. Seine Darstellungen sind zudem vielleicht etwas zu düster und grauenvoll; er liebt den Orkan, der durch die Sandsteppen der Ukräne braust und das Krächzen der Raubvögel, die sich um den Leichenschmaus schlagen. Durch Defauconpret, durch Dmuszewski, den Sohn des berühmten Uebersezers der Iliade, sind wir mit allen Romanen Walter Scotts und mit vielen andern Werken ausländischer Literatur bekannt geworden. Bronikowski's Romane (welcher deutsch schreibt), so wie die von Bernatowicz sind als eine Frucht unserer Bekanntschaft mit W. Scott zu betrachten. Kowalski's vollständige Uebersezung Moliere's läßt Nichts zu wünschen übrig. Beinahe alle Meisterwerke fremder Literatur, Corneille, Racine, Voltaire, Shakspeare, Schiller, Alfieri, Ducis, Delavigne, lesen wir polnisch, und man kann die Stücke dieser Dichter täglich auf unsern Bühnen sehen.

Lelewel, unser Malte-Brun, verbindet mit einer gründlichen Gelehrsamkeit eine pikante Originalität des Stils und die Kunst große historische Gemälde zu zeichnen, wo jedes Wort sich zum Bild gestaltet, jeder Gedanke den Charakter der Zeit ausdrückt, mit welcher er seinen Leser unterhalten will. Seit fünfzehn Jahren sind eine Menge historischer und geographischer Werke aus der Feder dieses unermüdlichen Schriftstellers hervorgegangen. Sein Ruf hat die Gränzen Europa's überflogen; er ist Mitglied des literarischen Vereins von Calcutta.

Was soll ich von unserer periodischen Literatur sagen? Zeitschriften, welche Kunst, Wissenschaft und Industrie zum Gegenstand haben, erscheinen in Menge. Mit jedem neuen Jahr verlassen zahlreiche Almanache die Presse, und erfreuen uns mit poetischen Erzeugnissen unserer besten Dichter. Jedermann schreibt und sucht in seinem Kreis das allgemeine Beste zu fördern, überzeugt, daß die Literatur unsere einzige Nationalschuzwache ist. Besonders läßt sich die Jugend diese patriotische Aufgabe angelegen seyn. Nicht umhin kann ich eines Jünglings zu gedenken, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Kaum zwanzig Jahre alt hat Gaszynski sich bereits durch viele gelungene Versuche hervorgethan; seine Manier gleicht der des Irländers Moore, und man findet bei ihm dieselbe Zartheit des Gedankens, wie dieselbe Pracht des Ausdrucks wieder. Er streut Blumen und Edelsteine mit vollen Händen aus. Sein Gesang ist die Musik der Nachtigall in einer Rosenlaube. Hier eine seiner Fabeln: „In der Nähe eines Thautropfens glitt eine Thräne auf das Grab, auf welchem eine arme Sterbliche, schön wie ein Engel einer höhern Welt, jeden Morgen erschien, ihren Geliebten zu beweinen. Als die Sonne ihre goldene Scheibe erhob, erglänzte ihr Strahl aus der Thräne und dem Thau, aber heller schimmerte der Tropfen, der den Locken Aurora's entfallen war. Und stolz auf seinen Glanz sprach der Thau zu seiner Gefährtin: Wie, du wagst mir zu nahen einsame Glanzlose! Die sanfte Thräne erwiederte Nichts. Da kam der schäckernde Zephir, und hielt seinen Flug über dem Grabe an; er sammelte die Thräne der Schönheit und ließ den funkelnden Thau liegen; hundertmal köstlicher däuchte ihm die Thräne, als alle Diamanten der Wiese.“

Vermischte Nachrichten.

Der Sohn des berühmten Marmontel ist am 17 Dez. v. J. in dem Spitale zu New-York in Amerika, in dem äußersten Elend gestorben. Sein Taufzeugniß besagte, daß er am 20 Januar 1789 zu Paris geboren wurde, und daß seine Taufpathen der Herzog von Orleans und die Herzogin von Bourbon waren. Er kam kurz zuvor aus Mexiko, wo ihn fortwährendes Mißgeschick verfolgt hatte; er war Einer von denen, die die Expedition nach Guazualco mitgemacht haben.

•

Im stillen Ozean ist unter den Karolinen-Inseln ein sehr gefährlicher Riff unter 7° 56' nördl. Br. und 155° 18' östl. L. entdeckt worden. Man fand seine Lage in der Richtung von NO und SW, und seine Ausdehnung ist so groß, daß man von NO sein Ende nicht ersehen kann. Er hat vierzehn Meilen im Umfang und wurde WSW von der Insel Bordelaise im Jahre 1826 entdeckt.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Der Ex-Bey von Titteri ist von dem Pöbel zu Marseille äußerst mißhandelt worden. Man ließ ihn eine im Bach geschwemmte weiße Fahne küssen. Der Bey ist mit der Wasserscheu nach Hause gekommen.

*

Die Theater zu Paris geben Vorstellungen zum Besten der Polen. Unsere alten Waffenbrüder haben geschworen, für unsere Sache zu sterben, und man kann in der That sagen, wir machen uns ein Vergnügen, ihnen zu Hülfe zu kommen.

*

Hr. v. Talleyrand wird zur katholischen Kapelle der französischen Gesandtschaft in London Nichts mehr beitragen. Etwa, weil Hr. v. Talleyrand die Messe nicht sowohl mehr hören als lesen möchte?

*

Ein St. Simonistischer Bischof ist auf dem Weg nach Brüssel, um dort den Gott St. Simon zu predigen. Die Belgier können sich nicht beklagen. Sie verlangen einen König und man sendet ihnen einen Gott.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 62. 3 März 1831.

Skizzen aus Rußland.

3. Justizwesen.

(Schluß.)

Ich sah das große Gefängniß in Moskau. Es ist ein geräumiges kreisförmiges Gebäude, umschlossen von einem Hofplatz, in welchem den Gefangenen zuweilen körperliche Bewegung gestattet wird, und versehen mit einem Bad, welches jeden Montag und Donnerstag von einer Zahl der Inwohner besucht werden darf. Das Innere entsprach meinen Erwartungen nicht; denn wenn sonst die öffentlichen Anstalten in Rußland sich durch einen Grad von Ordnung und Reinlichkeit auszeichnen, wie man ihn in andern Ländern selten trifft; so beleidigte hier gräulicher Schmutz und Gestank Aug' und Nase. In jeder Zelle laufen längs einer Seite der Wand zwei Bretter hin, auf welchen die Gefangenen in einen Schafpelz gewickelt schlafen. Ich staunte über die Menge Derer, die ohne Rücksicht auf Alter oder Schuld zusammengesperrt waren. Als wir in einer der bestgefüllten Kammern einige jungen Bursche nach der Ursache ihrer Verhaftung fragten, warf sich ein Greis von mehr als achtzig Jahren vor dem Gouverneur nieder, und küßte ihm das Kleid. Sein Haar war weiß wie Schnee, sein Auge erloschen fast bis zur Blindheit, ein Schlagfluß hatte ihn gelähmt. „Gewiß," sagte ich, „ist es kaum der Mühe werth, daß man diesen Mann noch festhält, denn ohnehin erlöst ihn der Tod bald aus dem Reich der grauen Sünder; welches ist denn das Verbrechen, das ihn hieher gebracht hat?" „„Dieser Mann,"" erwiederte der Gouverneur mit Nachdruck, „„hat seinen Paß verloren."" Jetzt erklärte ich mir die Redensart, welche ich oft hörte, und welche die größte Beleidigung ist, die man Jemand anthun kann: „Ihr seyd ein Kerl ohne Paß." Doch hätte ich mir nicht vorgestellt, daß dieser Fehler so gar arg wäre, um in die Gesellschaft der Hälfte Spitzbuben des Landes versetzt werden zu können. Der arme Greis saß bereits seit zwei Monaten inne, und da er schwach und abgelebt war, so bekümmerte sich wahrscheinlich sein Herr nichts um seine Abwesenheit und er hatte alle Aussicht im Gefängniß zu sterben.

Man führte uns von Zelle zu Zelle, und endlich eine Treppe hinauf, worauf wir zu einigen kleinen engen Gemächern gelangten, welche zu einsamer Haft dienten. Als eine Thüre aufging, erhob sich eine lange schmächtige Gestalt mit weißem Bart mühsam von ihrem Lager. Der Gefangene befand sich seit sechs Monaten hier, ohne daß er verhört werden wäre, und der Gouverneur bemerkte: „Er darf sich glücklich schätzen, wenn die Untersuchung vor einem Jahr beginnt; er ist des Falschmünzens verdächtig; ich glaube übrigens nicht, daß man einen zureichenden Beweis erheben wird, um ihn zu überführen." Auf die Frage des Gouverneurs, ob er Nichts zu klagen habe, schüttelte er den Kopf. Die nächste Zelle bewohnte ein Schismatiker, der gleichfalls ohne Untersuchung und auf bloßen Verdacht seit einem halben Jahr innsaß. Wir kamen von da in das Gefängniß von acht Edelleuten; vier derselben warteten noch auf den Anfang ihres Prozesses, und einer, der hier seit fünf Monaten residirte, wußte von der Ursache seiner Einkerkerung nicht das Geringste. Diese Herren schienen jedoch ziemlich guter Dinge; sie hatten Betten, was für einige von ihnen etwas Neues seyn mochte, und Violinen und Guitarren hingen an den weißen Wänden. Sie hielten gerade Mahl, das mich nach ihrer Lage nicht übel bedünkte. Ueberhaupt erfordert die Billigkeit, anzuerkennen, daß der gemeine Mann in dieser Hinsicht in seinem unfreien Zustand gewinnt; sonst wird ihm selten Mehr zu Theil als schwarzes Brod, eine elende dünne Suppe und Quaß; seine Gefängnißkost besteht zwei Mal in der Woche in einer hübschen Portion Fleisch.

In einem andern Theil des Gefängnisses wurden Schaaren von Kandidaten für die Kolonien in Sibirien aufbewahrt, bis sie ihre lange und elende Reise antraten. Man bildet sich vielleicht ein, daß zwischen Verbannten aus den höhern und den niedern Klassen ein solcher Unterschied in der Behandlung gemacht werde, wodurch die Strafe für die erstern an ihrer Härte Viel verliere. Daß Dieß nicht der Fall sey, beweisen die lautgewordenen Klagen über grobe Mißhandlungen, welche die Frauen der Verbannten von 1824 erfuhren, die edelmüthig genug dachten, sich von dem Schicksal ihrer Gatten nicht zu trennen. Meist verhallen die Seufzer der Unglücklichen im Stillen; der Weiberlist gelang es die Kunde ihrer Leiden in's Publikum zu bringen und damit eine Quelle vielfacher Unzufriedenheit zu eröffnen; denn nicht leicht giebt es eine Familie von Auszeichnung in Rußland, die nicht einen Verwandten in Sibirien hat.

Mordthaten sind in Rußland nicht ungewöhnlich; daß man aber so Wenig davon hört, kommt daher, daß die öffentlichen Blätter Nichts darüber berichten dürfen. Die ganze Sache bleibt in den Händen der Polizei. In einer großen Gesellschaft in Moskau wurden die Verbrechen in verschiedenen Ländern Gegenstand der Unterhaltung. England erhielt den Vorzug. „Alle Zeitungen," sagte

ein gewisser poetischer Fürst, „sind mit gräßlichen Mord-, Nothzucht-, Raub- und Diebsgeschichten angefüllt; in Frankreich und Deutschland hört man von derlei Dingen seltener, hier fast gar nicht.“ Ein General äußerte die Bemerkung: „Wäre eine Begebenheit, von der ich vor acht Monaten Zeuge war, in England vorgefallen, die Zeitungen würden sich bis jetzt damit beschäftigt haben. Ein Offizier in R — s Regiment suchte um Urlaub nach; der General verweigerte denselben, und am folgenden Morgen schoß der Offizier den General auf der Parade todt.“ „„Was! R — todt!““ rief Alles aus; Keiner von der ganzen Gesellschaft, obwohl einige zu den Vornehmsten in Rußland gehörten, wußte Etwas. Wenn Lady Betty Jenkins's Schoßhündchen zum Kutschenschlag herausstürzt, ist es eine Sache von größerer Wichtigkeit für die englischen Journalisten, als in Rußland, wenn ein Regiment vor Schumla in Stücke gehauen wird. Ich speiste bei einer berühmten schönen Gräfin in Moskau, als ihr die petersburger Post zwei Briefe brachte, worin ihr der Tod zweier ihrer Brüder gemeldet wurde; einer derselben war vor fünf Monaten getödtet worden.

Können schnelle Bestrafungen dem Verbrechen vorbeugen, so sollte man meinen, die russische Polizei halte immer reines Feld. Ein vornehmer Herr wurde in seinem Haus beraubt. Die Polizei vernahm seine Leibeignen, und ersah sich einen als wahrscheinlichen Dieb. Der Herr, der die Rechtschaffenheit des Mannes kannte, gab ihm ein Zeugniß, das den Verdacht von ihm abwenden sollte. Allein die Polizei ließ sich nicht irre machen, und erkannte ihm in runder Summe 3000 Prügel zu. Kaum hatte er die Tracht empfangen, als man den wahren Dieb entdeckte; der arme Sklave aber, statt für das erlittene Unrecht entschädigt zu werden, mußte aus der Stadt fort, damit die Sache in Vergessenheit kam. Ein Vorfall, der den Charakter der russischen Polizei von einer etwas andern Seite zeigt, begegnete dem französischen Gesandten während der Regierung Alexanders. Es war ihm eine Dose von sehr großem Werth abhanden gekommen; als ein kluger Mann ergriff er die erste beste Gelegenheit, die sich ihm darbot, den Kaiser selbst von seinem Verlust zu unterrichten, indem er die Besorgniß durchblicken ließ, es möchte schwer halten, sein Eigenthum wieder zu erlangen. Zudem erlaubte er sich an öffentlichen Orten kritische Bemerkungen über den Zustand der russischen Polizei im Vergleich mit der französischen. Der Kaiser sprach mit dem Vorstand der Polizei, und einige Wochen nach dem Diebstahl erschien einer der ersten Polizeibeamten bei dem Gesandten, bedauerte die geringe Meinung, die Se. Excellenz von der russischen Polizei hege, und sagte: „Hier ist Ihre Dose.“ „„Es freut mich sehr,““ entgegnete der Gesandte, „„die Dose wieder zu sehen; nur bedaure ich, daß Sie sich herbemühten, um sie mir zuzustellen.““ „Nicht doch,“ antwortete der Polizeibeamte, „zugestellt werden kann sie in diesem Augenblick noch nicht; wir haben vorher noch einige Förmlichkeiten zu beobachten;“ kurz diese Förmlichkeiten währten so lange, daß Se. Excellenz ihre Dose nie wieder bekam. Am Schnellsten wird man von der russischen Polizei bedient, wenn es Verhaftungen gilt. Die folgende Anekdote habe ich aus dem eignen Munde des Fürsten, welcher der Held davon ist. Er stand an der Spitze seines Regiments, als einige Kosaken mit einem Schlitten vorfuhren, ihn hineinsetzten, und mehr als tausend Werste nach Petersburg kutschirten, ohne daß man ihm irgend einen Grund von dieser kalten unfreundlichen Partie angab. Den Tag nach seiner Ankunft wurde er vor den Kaiser gebracht, der ihn auf die herzlichste Weise bewillkommte, von ihm verlangte, er solle ihn als Freund betrachten nicht als Souverän, und endlich einige Winke von einem Verdacht fallen ließ, der gegen ihn vorliege, daß er dem Revolutionsversuch nicht fremd sey. Der Fürst berief sich auf die von ihm und seiner Familie geleisteten Dienste, und lehnte mit aller Wärme gekränkten Ehrgefühls die Beschuldigung ab. Nichts desto weniger wurde er sechs Monate lang in eine Festung eingesperrt, und nach dieser Zeit, während welcher nie eine Frage an ihn gerichtet worden, entlassen, in das Kommando seines Regiments aber nicht wieder eingesetzt.

Ein Besuch bei dem Großwessier.

(Schluß.)

Nun wurden sie in die furchtumlagerte Nähe „des Pfeilers“ des türkischen Reiches gerufen, vor das Antlitz des Mannes, der den Ruf hat, durch seinen allgewaltigen Einfluß vorzüglich auf die neue Ordnung der Dinge fördernd gewirkt zu haben, vor den berühmten Redschied, den erfahrenen Feldherrn, den ausgezeichneten Staatsmann, dessen Gabe der Verstellung selbst in der Türkei als unvergleichlich und unerreichbar gilt. Der Audienzsaal ist ungeheuer, und von Ali Pascha eigens dazu erbaut worden, um die größten Tapeten aufzunehmen, die jemals gewirkt wurden und einst zu dem Prachtsaal in Versailles gehörten. Ali Pascha hatte sie während der Revolution um fünfhundert Pfund Sterling gekauft. Die Wände und Säulen waren mit Vergoldung und Arabesken überdeckt. Hier fanden sie in einer Ecke des großen Divans zusammengekauert einen kleinen grimmig blickenden, eingeschrumpften, von Sorgen aufgeriebenen Mann, in einfachem Anzug, mit einer faltendurchfurchten Stirne, und einem Antlitz, von finsteren Sorgen und Nachdenken umdüstert. Ihm zur Linken in einiger Entfernung befand sich sein Geheimschreiber und seine nächste Umgebung; das Ende des Saales war mit Tschiauons oder Lakaien im Dienst besetzt. Es erfolgten einige gegenseitige Begrüßungen, und Pfeifen und Kaffe wurden von den Lakaien gebracht. Ein Wink von der Hand Sr. Hoheit, und in einem Augenblick war der Saal leer.

Die Unterhaltung wurde mit ungemeiner Höflichkeit, aber nur über höchst allgemeine Gegenstände geführt; Se. Hoheit verrieth Nichts von jener Neugierde, die jetzt bei den Türken höhern Ranges so gewöhnlich ist. Man kann einem Pascha keinen Besuch machen, ohne auf das Genaueste die Kreuz und Quere über die Richtung der Reise, und hundert andere Dinge befragt zu werden, die nicht so leicht zu beantworten sind. Pistolen bilden gewöhnlich den vorzüglichsten Stoff der Unterhaltung, doch müssen diese jetzt im Gespräche der Uniform nachstehen. Mohammed Aga, der Selictar Mohammed Pascha's von Lepanto, zeigte unseren Reisenden mit gerechtem Stolz eine neue Reiter-Uniform, die er gerade von Livorno erhalten hatte, und die mit dem zehnten Theil der Stickerei noch reich genug gewesen wäre. Viele Türken sprechen sehr frei über ihren Peter den Großen, und eine Schrift über Kavallerie-Bewegungen oder sonst ein Manuskript dergleichen Inhalts wird nicht selten hervor-

gezogen und durchblättert. Hr. Clay und seine Freunde wohnten einer Heerschau des regelmäßigen Fußvolks bei, das seine Schwenkungen mit großer Gewandtheit ausführte. Die Leute sind meistentheils jung, und werden von ihren Offizieren als außerordentlich eifrig in ihrem Dienst gerühmt. Ihre Waffen sind gut, ihre übrige Ausrüstung aber bloß auf Zweckmäßigkeit berechnet. Indeß ist die Uniform der Obersten äußerst glänzend, von Scharlach, reich mit Gold besetzt, mit dem Stern und Halbmond, in Diamanten gefaßt, auf der Brust.

Nach Ablauf der gewöhnlichen Besuchzeit empfahlen sie sich für dießmal Sr. Hoheit, und machten hierauf seinem Sohn Amir Pascha von Janina, einem Jüngling von achtzehn Jahren, der aber um zehn Jahre älter aussieht, ihre Aufwartung. Er ist gerade das Gegentheil von seinem Vater — unbewandert in Staatsgeschäften, von sehr feinen Sitten, in Schwelgerei versunken, und prachtvoll in seiner Kleidung. Der Großwessier hat noch einen jüngern Sohn, Ibrahim, der der Erbe aller Talente seines Vaters seyn soll. Doch das ist die gewöhnliche Geschichte, wenn der älteste Sohn eines berühmten Mannes hinter seinem Vater zurückbleibt; indeß zeugen die treffenden Antworten, die man sich von ihm erzählt, von einem sehr lebhaften Geiste.

Hr. Clay und seine Gefährten verweilten eine Woche im Hauptquartier, und erhielten Besuche von den angesehensten Personen. Jeden Abend wurden ihnen von den Pascha's und den Hofleuten im Dienst des Großwessiers Sänger und Tänzer geschickt. Se. Hoheit sendete ihnen den berühmtesten Sänger, um sie eine Romanze auf den Tod des Veli Bei hören zu lassen, die jetzt in Janina sehr bekannt ist. Die triumphirende Genauigkeit, mit der darin sein unglückliches Ende beschrieben wird, beweist, wie wenig man hier das Gefühl kennt, das sich bei jeder verrätherischen That unser bemächtigt. Den türkischen Gesang fanden die Engländer als eine Folge wehklagenden Geschreies ohne Intonation einer Note. Ihre Musik ist eben so schlecht und hat weder Harmonie noch Melodie.

Die Gegend ist jetzt ziemlich sicher, und die furchtbaren Räubereien, die lange Zeit Albanien verödeten, haben gänzlich aufgehört. Von den HH. Roß und Urquhart, die im August zu Butintro landeten, hatte man indeß Nichts mehr gehört, und man glaubt, daß diese Reisenden von einigen versprengten Truppen der rebellischen Albanesen, die auf der Flucht von Vitoglia her waren, ermordet worden seyen. Die Albanesen tödten auf der Flucht Jeden, der ihnen beritten begegnet, um sich des Pferdes zu bemächtigen. Hr. Clay und seine Begleiter landeten zu Salona, und machten ihren Weg nach der Hauptstadt über Aeta. Indeß fanden sie es für gerathen, während ihres Aufenthaltes in diesem Lande eine Schutzwache von Albanesen anzunehmen, obgleich sie selbst und ihre Dienerschaft vollständig bewaffnet waren.

Kunstnachrichten aus Frankreich.

Die nur alle drei Jahre wiederkehrende Kunstausstellung wird, nach einer Bekanntmachung des General-Direktors der Museen, am 1 April d. J. im Louvre Statt finden. Die hier zur Ausstellung gebrachten Werke der Künstler werden, wie gewöhnlich, dem Urtheil eines Geschwornen-Gerichtes unterworfen. Diese lange Unterbrechung der Ausstellungen hat von Seite der Künstler schon zahlreiche und nicht unbegründete Klagen hervorgerufen. Denn da ihr Ruf, ihr Lebensunterhalt und ihre Zukunft größtentheils von dem glücklichen Erfolge einer Ausstellung abhängt, so entstehen durch eine nur alle drei Jahre angeordnete Ausstellung für sie wesentliche Nachtheile. Der Zudrang der durch die lange Zeit angehäuften Werke überfüllt die Säle und erfordert fast sechs Monate, um dieselben einer Prüfung zu unterwerfen. In London ist jährlich eine Kunstausstellung, und diese deßhalb nicht so gedränge voll und schneller beendigt. Und wenn dann das ausgestellte Gemälde nicht den erwünschten Erfolg hat, muß der Künstler nicht entweder seine Palette zerbrechen oder wieder drei lange Jahre hinschmachten, bis er abermals einen gewagten Versuch machen kann? Diese Verhältnisse wirken ungünstig auf die Kunst und dienen mehr der Mittelmäßigkeit als dem Talent. Jene ist gleichmüthig und geduldig; das Talent unserer Zeit ist häufig unruhig, leicht verzweifelnd und hochgespannt in seinen Ansprüchen.

Inzwischen haben mehrere kleinere Ausstellungen Gelegenheit dargeboten, die Werke einiger Künstler vor das Auge des Publikums zu bringen. So fand seit einiger Zeit im Palast Luxemburg eine Kunstausstellung zum Vortheile der Verwundeten des Julius Statt. Man bemerkte unter den hier aufgestellten Gemälden ein Porträt des Joh. Bapt. Sav. von Decaisne, einige andere Porträte und mehrere ausgezeichnete Bilder von Horace Vernet.

Delacroix hat ein Gemälde der Barrikaden ausgestellt, das, in der kurzen Zeit von fünf Monaten vollendet, seine Aufgabe poetisch gefaßt und sehr befriedigend gelöst hat. Nicht eine der Kreuzwegbarrikaden wollte der Künstler darstellen — man erblickt eine freie Scene; Rauchgewölk zieht sich zur Seite hin, hinter dem man im Hintergrunde die Thürme von Notre Dame erblickt. Der Kampf ist zu Ende; ein Schweizer, ein Kürassier, die unglücklichen Opfer ihres Gehorsams, liegen vor der rauchenden Barrikade. Die Volksmasse, lange geschützt hinter diesem Walle, reißt ihn eben nieder. Aber das Blut der geschlagenen Angreifer mischt sich mit dem der Sieger. Die Opfer der Nationalfreiheit sinken zur Seite der entstellten Soldaten nieder. Und wer sind diese Sieger? Kinder, die mitten im Kampfe das sorglose Verlangen nach ihrem Spielzeug ausdrücken, jugendliche Stirnen, auf denen der Ernst der Studien und der Muth der Ueberzeugung leuchtet, in alten Kämpfen gebleichte Grauköpfe, auf deren Gesichtern sich Erfahrung und Erwägung der Gefahr ausspricht; in der Mitte eine junge, stattliche, herrliche Frau, in der Volkstracht, aber strahlend in einem wunderbaren Lichte, und ausgezeichnet durch ihre entblößten Schultern und die Mütze, die ihren Kopf schmückt. Diese Frau, die Mancher auf den ersten Blick für eine Bekannte halten würde, so sehr ist sie aus dem Leben gegriffen; diese Frau ist niemand Anders als — die Volksfreiheit. Diese Allegorie ist so lebendig wahr und dem Gegenstande angemessen, daß man sich bei ihrem Anblicke des freudigsten Gefühles nicht enthalten kann.

Eine andere Ausstellung in der Ecole des Beaux-Arts besteht aus den Skizzen zu dem zweiten Gemälde, das für den Saal der Deputirtenkammer bestimmt ist.*) Die Aufgabe war jener wichtige Moment in der National-Versammlung (23 Juni 1789), wo Mirabeau dem Marquis von Dreux-Brezé zurief: „Sagen Sie Denen, die Sie geschickt haben, daß wir hier versammelt sind durch den Willen des Volkes, und daß wir nur der Gewalt der Bajonette weichen werden" — Worte, die wie der Donner des fernen Ungewitters klangen, das bald über den Thron zerstörend hereinbrechen sollte. Acht und dreißig Skizzen behandelten diesen Stoff, mehr oder minder glücklich. Die meisten scheiterten an der Darstellung des Marquis Dreux-Brezé. „Sieben oder acht dieser Dreux-Brezé," sagt der Figaro, „sehen aus wie Seiltänzer. Der eine tritt in den Saal der National-Versammlung, wie Hr. Montjoie, wenn er einen nobeln Pas ausführen will, der andere hat die Haltung und den Zuschnitt jener Marquis, die man auf der Straße die Bratsche spielen oder ein Lied zu einer barbarischen Orgel singen sieht. Diejenigen, die den Groß-Ceremonienmeister Ludwigs XVI noch am Wenigsten übel mitgespielt haben, machten aus ihm einen Menschen ohne Würde, der von der Donnerstimme Mirabeau's niedergeschmettert ist, aber niedergeschmettert wie ein Dummkopf. Fast keiner der Künstler hat daran gedacht, ihn den Augen der Deputirten gegenüber emporzuheben wie einen Mann, der für die Monarchie aus Mirabeau's Munde den Todesstreich empfängt." Die meisten Stimmen vereinigen und theilen sich über die Skizzen der HH. Court und Heise. Einige Künstler

---

*) Das erste war der Schwur des Königs Ludwigs XVI.

haben dem Gegenstande eine komische Seite abzugewinnen gesucht und ihn in's Gebiet der Karrikatur hinübergezogen. Unter diesen wird nur ein Einziger der Erwähnung würdig geachtet — Charlet, der, wie das Journal des Debats sich ausdrückt, ein glücklicher Nebenbuhler Hogarth's und des Spaniers Goya genannt werden dürfte, und ein Gemälde ausgestellt hat, das abgesehen von dem Zweck und Orte der Ausstellung vor allen andern den Preis verdient; mit solcher Fülle von komischer Kraft und sprühendem Witze ist es ausgestattet.

Nicht minder zieht eine andere Ausstellung im Saale Taitbout die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Man sieht hier ein Gemälde David's, die Krönung Napoleons vorstellend. In diesem mächtigen Bilde hat der Künstler die Porträte der berühmtesten Männer jener Zeit angebracht. Die Polizei Mangin's hatte unter der vorigen Regierung die Ausstellung dieses Gemäldes untersagt.

Eine der großartigsten Sehenswürdigkeiten bildet indeß gegenwärtig

das Panorama der Seeschlacht von Navarin,

verfertigt von Hrn. Charles Langlois.

Der König und die königliche Familie, in Begleitung der Admirale Codrington und Rigny, besuchten und verließen es entzückt von dem überraschenden Zauber dieses bewunderungswürdigen Rundgemäldes. Die Admirale gaben ihm das Zeugniß der genauesten Treue und einer so täuschenden Nachahmung der Wirklichkeit, die ans Wunderbare grenze.

Das Panorama, durch Prévost zuerst in Frankreich eingeführt, ermüdete die Neugier des Publikums allzubald durch die ewig wiederholten Vorstellungen von Städten, wenn es gleich diese aus Griechenland, Judäa, Amerika und den entferntesten Weltgegenden herbeizuholen bemüht war. Seine Stelle nahm bald das Diorama ein, das bei der vollkommensten Augentäuschung eine Entwickelung des Talentes und einen Reichthum der Malerei zuließ, wovon man bis dahin weder in der Dekorations- noch Landschafts-Malerei, noch in der Darstellung großer architektonischer Räume einen Begriff gehabt hatte. Bouton und Daguerre lieferten hierin in Frankreich Meisterwerke.

Charles Langlois suchte in seiner Darstellung der Schlacht von Navarin das Panorama mit dem Diorama zu vereinigen, und führte diesen Versuch mit dem entschiedensten Glücke aus. Er malte ein Panorama, aber er machte davon eine ganz neue Anwendung. Statt der Aussicht auf eine Stadt zeigt er das Meer, das im Hintergrunde durch die Küste des Peloponneses begrenzt wird; das Meer, auf dem sich hundert und sechzig Kriegsschiffe bewegen; statt des alltäglichen Lebens in den Straßen, auf Märkten und öffentlichen Plätzen, stellt er dem Blick eine Seeschlacht dar, mit allen Schrecken eines hundertfachen Verderbens.

Hr. Langlois hat Nichts außer Acht gelassen, was dazu beitragen konnte, die Täuschung vollkommen zu machen. Um eine treue Darstellung der Seeschlacht von Navarin zu geben, benutzte er die zuverlässigsten geschichtlichen Dokumente; um das Meer und die Kriegsschiffe zu malen, begab er sich nach Toulon und zeichnete hier die Schiffe in ihren verschiedenen Stellungen und Eigenthümlichkeiten; endlich um von den Manövern und Gruppen der Schiffe eine naturgetreue Anschauung zu fassen, ging er nach Algier. Um ein Kriegsschiff zu erbauen, von dem aus der Zuschauer das Seetreffen ansehen sollte, ließ er Schiffsbaumeister und Matrosen kommen und benutzte außerdem noch die Anweisung von Seeoffizieren jeden Ranges, die nach beendigtem algierischem Feldzuge in Paris eingetroffen waren; er kaufte zu Brest Tauwerk; er ließ achtzehnpfündige Kanonen und Sechsund dreißigpfünder Belagerungsgeschütz gießen; kurz er vollendete mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, was seine geniale Einbildungskraft begonnen hatte.

Das Schiff, welches den Mittelpunkt des Panorama's bildet, ist der „Scipio," der unter dem Baron Milius in der Bai von Navarin nicht die glücklichste Stellung genommen, was aber eben Hrn. Langlois sehr zu Statten kam. Der Scipio stand nicht in der Schlachtlinie mit den übrigen Kriegsschiffen, sondern gegen diese in senkrechter Richtung, und befindet sich deßhalb gerade in einer Stellung, wie sie für den Zuschauer am Günstigsten ist; denn die ganze Schlacht breitet sich vor ihm aus.

Man gelangt an Bord des Scipio durch die Batterie der Achtzehnpfünder; hier ist Alles so genau nachgeahmt, daß Seeleute selbst sich auf ein wirkliches Kriegsschiff versetzt wähnen müssen. Die Batterie ist in Unordnung gerathen, nicht alle Kanonen sind in der Stückpforte. Diese Verwirrung wird durch einen Vorfall gerechtfertigt, der gleich Anfangs dem Scipio bei seiner Ankunft begegnete. Ein angezündeter Brander hatte sich an dieses Kriegsschiff angeklammert, und die ganze Schiffsmannschaft mußte vereint Hand anlegen, um sich von dieser gefährlichen Nachbarschaft zu befreien. Deßhalb ist auch die Batterie verlassen. Diese Unordnung nimmt sich überdieß sehr malerisch aus.

Man sieht die Batterie in ihrer ganzen Länge, und dennoch ist von dem Scipio nur der Theil hinter dem großen Maste in der Wirklichkeit ausgeführt. Um ein Kriegsschiff von vier und siebenzig Kanonen in seiner ganzen Länge darzustellen, hätte man den Durchmesser des Panorama um das Dreifache größer nehmen müssen, als beabsichtigt war. Ein Diorama, auf das der übrige Theil des Schiffes gemalt ist, ersetzt die Wirklichkeit, aber mit einer Täuschung, von der man selbst ausgezeichnete Maler hintergangen sah.

Der Anblick des Verdeckes ist von erschütternder Wahrheit. Die reichste Poesie hat hier mit allen Händen gearbeitet, um das Vorder- und Hintertheil des Schiffes auf das Lebendigste auszustatten. Brennende Lunten, Säbel, Schiffsäxte, Pistolen, hier und dort durcheinander geworfen; ein Belagerungsgeschütz von einer feindlichen Stückkugel umgestürzt, ein anderes demontirt; Blutspuren, Todte, Verwundete, die man hinwegträgt, und neben einer Kanone der kleine Strohhut eines Matrosen, allein, ohne daß man den Leichnam seines Eigenthümers erblickt — Alles vereint zu einem gewaltigen Eindrucke, der die Seele erhebt und erschüttert, der das Herz zerreißt.

Nun beginnt die Schlacht. Von allen Seiten Feuer und Rauch und der brüllende Wiederhall der Kanonade. Die Forts donnern gegen die europäischen Kriegsschiffe, um die türkisch-egyptische Flotte zu unterstützen; die Isanda fliegt in die Luft; die Brander verzehren sich in ihren eigenen Flammen; die Sirene, deren Tauwerk durch das Kartätschenfeuer zerrissen wird, verliert ihren Besanmast, der bei einer Bewegung stürzt; eine türkische Fregatte und Goelette werden in Grund gebohrt sammt ihrer Mannschaft; das Feuer auf der rechten Seite der Linie ist furchtbar; dort rettet der tapfere französische Kapitän Hugon den Talbot, eine englische Korvette; dort eilt de la Bretonnière dem russischen Admiral zu Hülfe, nachdem er schon das englische Kriegsschiff Albion befreit hat; Trümmer, schwimmende Türken bedecken das Meer. Man befindet sich in einer Flammen-Atmosphäre, die nicht das leiseste Lüftchen kühlt, denn der Wind hat sich völlig gelegt; die Sonne geht unter, und bald ist der Horizont nur noch von dem Brande der egyptischen Flotte beleuchtet.

In allem Diesem ist eine Nachahmung der Wirklichkeit, eine lokale Wahrheit, eine Bewegung und Abwechslung, die in Erstaunen setzen. Hinsichtlich der Malerei kommt dieses Panorama den köstlichsten Dioramen Daguerre's gleich; nur ist das Schauspiel selbst bei Weitem großartiger und überraschender als bei irgend einem Gemälde dieses mit Recht gefeierten Malers.

Ein Befehl des Ministers des Innern hat eine Kommission ernannt, um Bericht zu erstatten über die Modifikationen, die in der Einrichtung der Ecole des Beaux-Arts und der französischen Akademie zu Rom getroffen werden könnten, so wie über die Grundsätze, die bei den schiedsrichterlichen Entscheidungen über Preisbewerbungen der Künstler anzunehmen seyn möchten u. s. w. Unter den zu dieser Kommission Berufenen bemerkt man für die Malerei: Gerard, Gros, Guerrin, Ingres, Hersent, Schnetz, Delaroche, Delacroix u. A.; für die Bildhauerkunst: David, Cortelier, Pradier, Lemaire, Nanteuil; für die Architektur: Huyot, Percier, Fontaine u. A.; für die Musik: Cherubini und Boieldieu.

Locke's Denkmal.

Zu London ist eine Subscription zu einem Denkmal für Locke, einen der scharfsinnigsten Denker Englands, den berühmten Verfasser des Versuches über den menschlichen Verstand (geb. 1632, gest. 1704), eröffnet worden. Lord King hat allein hundert Pf. unterzeichnet. Bereits beläuft sich die Subscription auf achthundert Pf. Westmacot hat die Ausführung dieses Denkmales, das man dem Philosophen in dem großen Saale der Universität zu London errichten will, um den Preis von zwölfhundert Pf. St. übernommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 63. 4 März 1831.

Ueber die Wiederherstellung Polens.

(Ein Sendschreiben an Lord Castlereagh.)

Mit der gegenwärtigen Bewegung in Polen, die von dem Blute und der Tapferkeit der polnischen Nation noch ihre Taufe erwartet, und ob sie als Aufruhr geschmäht, oder als Regeneration eines lange unterdrückten Volkes bewundert werden soll, sind eben so viel Besorgnisse als Hoffnungen erweckt worden. Der Jubelruf einer freudigen Begeisterung begrüßte sie dort, hier erhob sich die Stimme der Macht mit schrecklichen Drohungen, das Geschrei der Leidenschaft und feiler Skribler lärmte von allen Seiten, und schon brüllt jetzt der Kanonendonner des Schlachtfeldes dazwischen. In einem solchen Augenblicke wendet man sich vielleicht lieber der Stimme der Vergangenheit zu, als den Verwirrungen der Gegenwart. Wir finden in einem englischen Journale *) nachstehendes Sendschreiben, das an Lord Castlereagh in dem Augenblick, als er zum Kongresse von Wien abging, gerichtet war, und im Jahre 1822 abermals in Druck gegeben und Canning gewidmet wurde. Der Verfasser ist, so viel bekannt, kein besonderer Anhänger der neuen Ideen; aber es wäre im Interesse der Menschheit und einer gerechten Politik zu wünschen, daß seine Rathschläge, die er damals in Betreff Polens England ertheilte, und deren Vorhersagungen in diesem Augenblicke mit so furchtbarer Treue in Erfüllung gehn, in der gegenwärtigen Krisis befolgt werden möchten.

Mylord!

Ew. Herrlichkeit haben die Bestimmung erhalten, England auf dem Kongreß, der sich gegenwärtig in Wien versammelt, zu vertreten. Dort wird es, wie ich glaube, Ihre vorzüglichste Pflicht seyn, auf die völlige Wiederherstellung des Königreiches Polen zu dringen. Dieß erwartet und verlangt England; es gilt seine Ehre, sein Interesse dieses Resultat zu erlangen; das Wort der verbündeten Fürsten, die öffentlich ausgesprochenen Grundsätze ihrer Politik, so wie ihre Ehre, machen es ihnen zum Gesetz, diese Maßregel zu ergreifen. Durch den Bundesvertrag, den die hohen Mächte zu Anfang des vergangenen Frühlings (1814) zu Chaumont in dem Augenblicke unterzeichneten, da sie ihre Unterhandlungen mit Bonaparte abbrachen, wird ausgesprochen: „Die verbündeten Fürsten betrachten es als ihre Aufgabe, den wechselseitigen Verpflichtungen die unter ihnen bestehen, mehr Kraft zu geben, um mit Nachdruck einen Krieg zu führen, der zum Ziel hat, Europa von seinen langen Leiden zu befreien und seine Ruhe **durch Wiederherstellung eines gerechten Gleichgewichtes der Macht** für die Zukunft sicher zu stellen; und anderseits, wenn die Vorsehung ihre auf den Frieden gerichteten Absichten krönt, Alles aufzubieten, um den glücklichen Erfolg ihrer gemachten Anstrengungen gegen jeden künftigen Eingriff zu bewahren." Dieses herrliche Prinzip ist noch deutlicher entwickelt in dem 16 Art. des gedachten Vertrages, der also lautet: „Da der Zweck des gegenwärtigen Defensiv-Vertrages der verbündeten Mächte darin besteht, das Gleichgewicht in Europa aufrecht zu erhalten, die Ruhe und Unabhängigkeit der einzelnen Mächte zu sichern, und **die willkürliche Verletzung der Rechte und Grenzen der andern Staaten zu verhindern, eine Verletzung, die seit so vielen Jahren die Quelle alles Unheils war, das diesen Welttheil betroffen hat**; so sind die kontrahirenden Mächte übereingekommen, gegenwärtigen Vertrag auf zwanzig Jahre zu schließen, indem sie sich vorbehalten, denselben, wenn es die Verhältnisse erheischen, drei Jahre vor seinem Ablauf, auf Weiteres zu verlängern."

Diese Bestimmung, Mylord, ist eine von den verbündeten Souveränen im Angesichte der Welt ausgesprochene Garantie, daß sie mit aller Macht die europäischen Staaten auf ihre alten Grundlagen wieder herzustellen streben werden. Diese Bestimmung enthält eine treffende Schilderung der Uebel, die aus der Verletzung der Unabhängigkeit der Nationen entsprungen sind; sie ist von Seite der kontrahirenden hohen Mächte der Ausdruck ihres Entschlusses, auf diese Prinzipien zu verzichten, oder, um es richtiger zu sagen, sie enthält den Ausdruck ihres Abscheues gegen dieselben. Demnach halte ich es für die Pflicht Ew. Herrlichkeit, auf dem bevorstehenden Kongresse die Erfüllung dieses Vertrages in seinem ganzen Umfang zu verlangen. Es ist Ihre Pflicht, im Namen Ihres Königs und der englischen Nation zu erklären, daß wir darauf zählen, die verbündeten Mächte in Bezug auf ihre gegebenen Erklärungen Wort halten und jetzt, wo **die Vorsehung ihre friedfertigen Ab-**

*) Die Broschüre, aus der wir oben genanntes Sendschreiben auszugsweise mittheilen, ist betitelt: „Observations on the appointement of G. Canning to the foreign departement, and on its effects on the state of society in England and on European politics." Der Verfasser ist Ludwig Goldsmith, der den hier wieder abgedruckten Brief im Jahr 1822 im britischen Moniteur besonders abdrucken ließ.

sichten gekrönt hat, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen zu seyn.

Es war ein König von Frankreich, Mylord, der gesagt hat, wenn Treue und Glauben von der Erde verbannt seyen, so würden sie im Herzen eines Königs eine Zufluchtsstätte finden — Worte, die des heiligen Ludwigs selbst würdig sind. Es ist zu hoffen, daß kein niedriger Gedanken eigennütziger Vergrößerung, daß kein Traum eitlen Ruhmes den Völkern Europa's Gelegenheit geben wird, die gute Meinung zu ändern, die sie von den legitimen Monarchen der gegenwärtigen Zeit geschöpft haben. Nicht immer und nur selten ereignet es sich, daß die Völker sich einem so schönen Einklang mit ihren Fürsten hingeben. Mylord, sagen Sie den Souveränen, was der patriotische William Tempel zu Karl II gesagt hat: „ein König von England, der der König seines Volkes seyn will, wird der erste König der Welt seyn;" überzeugen Sie die Fürsten von der Nothwendigkeit, diese Lehre auf sich selbst anzuwenden; überzeugen Sie sie, daß das wahre Glück der Könige wie der Unterthanen in der heiligen Scheu vor dem ewigen Gesetz der Gerechtigkeit beruht, in der gewissenhaften Achtung der Unabhängigkeit der Nationen, in der aufrichtigen Erfüllung ihrer Verpflichtungen. Die Fürsten haben es ausgesprochen, daß die Welt der Ruhe bedarf; wohlan, so mögen sie beweisen, daß sie eben so bereit sind, ihren Ehrgeiz und ihre eigenen Interessen diesem Bedürfniß zu opfern, wie sie entschlossen waren, den Ehrgeiz Napoleons zu bändigen. Mögen sie, um unsre Befürchtungen Lügen zu strafen, ihr eigenes Gebiet, wenn es nöthig ist, auf engere Gränzen beschränken, auf daß die Welt erkenne, daß die Fürsten wahrhaft überzeugt sind von der Thorheit der Vergrößerungssucht auf Kosten Anderer.

Ew. Herrlichkeit weiß, daß es außer den allgemeinen Beweggründen, die sich aus dem Princip der Gerechtigkeit und der Achtung vor der Ruhe des menschlichen Geschlechtes ableiten, noch einen andern Beweggrund giebt, der aus der Quelle desselben Princips entspringt, und den die Souveräne Europa's in demselben Vertrage als die Triebfeder ihrer Bestrebungen bezeichnet haben — ich meine die Aufrechthaltung des Gleichgewichtes. Nur eben erst sind wir den Drangsalen entflohn, mit denen die Verletzung dieses Princips, das durch mehr als drei Jahrhunderte, wie durch die einfachsten Grundsätze der Politik geheiligt ist, uns bedrohte, und eine heilige Pflicht Ew. Herrlichkeit ist es, Alles aufzubieten, um der Furcht vor einer ähnlichen Verletzung für die Zukunft vorzubeugen. Es ist aber nicht zu begreifen, wie Dieses möglich seyn wird, wenn der Kontinent unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen beharren soll. Die Eifersucht der verbündeten Mächte hat Frankreich auf seine möglichst engen Gränzen zurückgebrängt, und ihre halben Maßregeln in Betreff der innern Lage dieses Landes haben dessen Monarchen im Besitz einer schwankenden Autorität und zerrütteter Einkünfte gelassen. Ich will den souveränen Häuptern Europa's bei der Stellung, die sie dem Könige von Frankreich gegeben haben, keine eigennützigen Absichten unterlegen; aber Ew. Herrlichkeit werden einsehen, daß er weder die Mittel besitzt, noch, aller Wahrscheinlichkeit nach, lange Zeit besitzen wird, um zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe und des Gleichgewichtes von Europa, wenn sie wieder bedroht werden sollten, kräftig mitwirken zu können. Nicht allein die gegenwärtige Lage Frankreichs, sondern auch die Spaniens erheischen dringend die Wiederherstellung der Selbstständigkeit Polens. Seine Bevölkerung, im Vorbeigehn gesagt, betrug vor der Theilung von 1791 15 Millionen Seelen — eine Bevölkerung, die der von Großbritannien völlig gleich ist, und aus dem dritten Theile davon, nämlich dem Herzogthum Warschau, konnte Napoleon eine Armee von hunderttausend Mann aufstellen.

Man könnte eine Menge Gründe anführen, warum die öffentliche Aufmerksamkeit sich bis jetzt so wenig mit diesem Gegenstand beschäftigt hat; allein dessenungeachtet verdient derselbe eine reifliche Erwägung. Die Macht und die Entwürfe Bonaparte's haben seit mehreren Jahren Aller Sinn und Gedanken auf sich gezogen, und die Bestürzung, die seine Angriffe auf Spanien und Rußland erregten, so wie seine übrigen Plane ließen jede andere Besorgniß in den Hintergrund zurücktreten. Seit dem Sturze seiner Macht wichen die Besorgnisse dem Taumel einer Freude, der jetzt noch nicht verraucht ist, und auch nicht so schnell verrauchen wird. Wir fühlten uns so zufriedengestellt, unsre alt angestammten und legitimen Beherrscher wieder erhalten zu haben, daß wir nicht auf dem Vollzug ihrer Verheißungen bestehen konnten, aus Furcht, durch diese Forderung Mißtrauen gegen ihre künftigen Schritte zu verrathen. Mögen die Völker sich dieser fröhlichen Sicherheit überlassen! Der Auftrag, mit dem Ew. Herrlichkeit bekleidet ist, macht es Ihnen zur Pflicht, von einer höheren Ansicht der Dinge auszugehen, und bei aller Achtung vor den Tugenden der Souveräne gemeinsam mit den Bevollmächtigten der übrigen hohen Mächte aus allen Kräften dahin zu streben, daß die Selbstständigkeit Europa's auf den breitesten Grundlagen wieder hergestellt werde. Nachdem ich im Allgemeinen die Verhältnisse angedeutet habe, die zu diesem Zwecke die Wiederherstellung Polens gebieterisch fordern, sey es mir erlaubt, auf die besonderen Interessen Englands überzugehen, die den Vollzug dieser Maßregel erheischen.

Bonaparte hat in allen seinen Tiraden gegen England uns als eine Nation zu brandmarken gesucht, die einzig von den engherzigen Ansichten eines Handelsmonopols geleitet werde; aber wir brauchen nicht zu fürchten, daß die Nachwelt diese Verlästerung als die treue Schilderung unsres Nationalcharakters anerkennen wird. Wir haben hochherzig Alles aufgeboten, womit die Güte der Vorsehung und unsre Industrie uns ausgestattet; wir haben unser Gold hingegeben, und eben so wenig unsres Blutes geschont und wir dürfen kühn die Welt herausfodern, uns einen Schritt nachzuweisen, den wir in der Sache der allgemeinen Wohlfahrt, geleitet von eigennützigen Beweggründen, gethan hätten. Aber wird man uns, nachdem wir unseren Nationalreichthum geopfert, verargen, wenn wir dem Gedeihen unsres Handels ein kräftiges Wachsthum zu erhalten streben? Oder hat man gerechte Klage zu erheben, wenn wir, ohne den Interessen unsrer Nachbarn zu nahe zu treten, unserem Handel die möglichste Ausdehnung zu geben versuchen? Man weiß, von welcher Wichtigkeit Polen, aus dem Gesichtspunkte des Handels betrachtet, für uns gewesen ist; man kennt die Verluste, die uns die Zertrümmerung dieses Staates zugefügt hat; und wenn auch seit dem Untergange Polens unserm Handel neue Quellen eröffnet worden, ist es deßhalb gerechtfertigt, wenn man uns nicht wieder einen

Markt öffnet, den wir mit jeder Art von Handelswaaren versahen, und der uns dafür seine reichen Getraidevorräthe anbot?

(Schluß folgt.)

Das englische Parlament.

Ein Fremder, welcher auf der Gallerie des Hauses der Gemeinen der Erörterung einer wichtigen Frage beiwohnt, muß zwischen Dem was er hier hört und sieht und der Darstellung eines Stücks auf der Bühne eine auffallende Aehnlichkeit finden. Ein Lieblingsschauspieler hat an beiderlei Orten eine gleiche Aufnahme: die unruhige Erwartung des Publikums, die tiefe Stille, wenn er beginnt, die Unterbrechung bei beifallwürdigen Stellen, der donnernde Zuruf am Schluß, dieß Alles ist im Parlament so ziemlich wie im Theatre, nur mit dem kleinen Unterschied in der Art des Ausdruckes, daß man hier klatscht, dort höre, höre, hört ruft, hier seinem Aerger durch Zischen, dort durch Husten Luft macht. Wenn ein solches Husten anfangt, so verbreitet es sich mit der Schnelle des Blitzes durch das Haus — es ist eine Seuche, die ein Nachbar dem andern mittheilt. Das Publikum, will man behaupten, habe den Brauch des Hustens statt den des Zischens eingeführt, weil dieses als ein freiwilliger Akt Grund zu einer Beschwerde geben könnte, während jenes auch für eine unfreiwillige Konvulsion gelten möge. Der arme Staatsmann, gegen den es gerichtet ist, hat daher nicht das Recht vorauszusetzen, daß es nicht die natürliche und nothwendige Folge einer Verkältung sey.

In der Zusammensetzung des Parlaments läßt sich gleichfalls eine Aehnlichkeit mit einer Theateranstalt nachweisen. Beide haben ihre tragischen und komischen Schauspieler für alle Rollen — von dem hoch einherschreitenden Helden bis zu den Fratzenschneidern und Statisten. Der Parlamentsheer, der sich in glänzendem leidenschaftlichem Vortrag über Nöthen und Gefahren des Landes verbreitet, und gegen die Minister donnert — spielt die Rolle des Tragikers; ein Anderer, der über den Unglückspropheten lacht, und seiner Thränen spottet, spielt die Rolle des Komikers. Mitglieder, deren Beredsamkeit sich auf ein stummes Votum oder auf ein lakonisches Ja oder Nein beschränkt, sind die Statisten. Die Vergleichung ließe sich noch weiter durchführen. Die Zusammensetzung kann zu einer und der andern Zeit mehr oder minder vollkommen seyn, die Organisation bleibt immer dieselbe. Theater und Parlament rühmen sich ihres augusteischen Zeitalters. Die Talente eines Pitt, Fox, Burke, Sheridan bezeichneten die Glanzperiode der Parlamentsberedsamkeit; gleichzeitig mit ihnen zierten Kemble, Siddons, Farren und Palmer die Bühne.

Wenn Stücke komischer oder tragischer Art aufgeführt werden, welche das Haus durch ihre besondere Wichtigkeit sehr in Anspruch nehmen, so ist ein Beitrag von echtem Witz und Humor zur Erheiterung des Hauses, oder in dessen Ermanglung auch nur eine Schallhaftigkeit oder was man einen irischen Bock (blunder) heißt, immer willkommen. Unter der Regierung Jakobs I war der Artwitz (pun) dergestalt in der Mode, daß man sich auf die Bischofsbank und in den geheimen Rath witzelte. Der Hof gab damals den Ton an; aus den höchst unvollständigen Parlamentsberichten jener Periode, welche kaum mehr als die trockenen Kapitelüberschriften der Gegenstände liefern, womit man sich beschäftigte, erhält man indeß keine genaue Vorstellung, wie weit man es in dieser Hinsicht trieb. Unter Karl II kam ein Vorfall vor, welcher, nach dem Charakter der Zeit zu schließen, wahrscheinlich nicht einzeln steht. Es war in dem Parlament der Antrag gestellt worden, die Theater zu besteuern, wogegen die Hofschranzen erinnerten, die Schauspieler seyen des Königs Diener und bildeten einen Theil seiner Vergnügungen. Sir John Coventry begehrte hierauf zu wissen, ob des Königs Vergnügen in den männlichen oder weiblichen Schauspielern bestehe, indem er auf zwei Bühnendamen anspielte, die zugleich des Königs Geliebten waren. Dieser Scherz erregte großen Anstoß, und einige Gardeoffiziere lauerten auf Sir John, und schlugen ihm das Nasenbein entzwei.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einbruch der Cholera-Pest in Rußland im Sommer und Herbste 1830.

(Aus dem Berichte des Hrn. Moreau de Jonnes an das Obermedicinal-Kollegium von Frankreich.)

Schon drei Mal ist die Cholera-Pest auf verschiedenen Wegen gegen Europa angerückt. Von Bengalen im Jahre 1819 nach den Inseln Mauritius und Bourbon verbreitet, drohte sie, sich auf die Kommunikationsstraße von Indien zu werfen und mit den zahlreichen Kauffahrteischiffen in den Häfen von Frankreich und Großbritannien einzulaufen. Kluge Maßregeln, die man auf dem Kap der guten Hoffnung traf, beugten diesem Unglücke vor. Zwei Jahre darauf gelangte sie durch den Verkehr zwischen Bombay und dem arabischen Golf nach Bassora, stieg den Euphrat hinauf, drang durch Mesopotamien vor und folgte Schritt vor Schritt den Handelswegen bis nach Syrien. Hier wich sie der Kälte des Winters, erschien aber wieder im Frühling und zehntete drei Jahre lang die Bevölkerung. Sie verheerte die meisten Städte am Mittelmeer und stand den Küsten Europa's gegenüber. Wider alle Erwartung verschwand sie im Jahre 1823, ehe sie noch Egypten erreichte, wo der Vicekönig die ihm von Frankreich aus angerathenen Maßregeln bereits in Wirksamkeit gesetzt hatte. Inzwischen war sie aber, gleichfalls im Jahre 1821, vom arabischen Golf aus, in das Innere von Persien eingedrungen, und indem sie das Land von Süden nach Norden durchzog, im Jahre 1823 an den Gestaden des kaspischen Meeres — abermals Europa gegenüber — eingetroffen, wo sie nicht ermangelte sich festzusetzen. Im Monat September erschien sie in Astrachan und auf der russischen Wolgaflotille. Allein eine frühzeitige Kälte und schnell ausgeführte strenge Polizeimaßregeln erstickten das Uebel im Keime. Die Seuche zeigte sich im nächsten Jahre nicht, und das Land war befreit.

Diese erste Erscheinung der Cholera auf europäischem Boden erweckte auch in Frankreich Besorgnisse. Ein Bericht, den ich damals erstattete, wurde der russischen Regierung, die unser Gutachten verlangte, zugestellt; es war darin auf die Gefahr einer neuen Invasion, so wie auf die Nothwendigkeit, den Verkehr mit Persien, dessen kaspische Provinzen die Seuche seit sieben Jahren nicht verlassen hat, einer sorgfältigen Aufsicht zu unterwerfen, aufmerksam gemacht und der Wunsch ausgedrückt worden, man möchte die in Astrachan gewonnenen Erfahrungen mittheilen, damit Humanität und Wissenschaft in anderen von derselben Geißel bedrohten Ländern Nutzen daraus ziehen könnten. Die Antwort blieb aus, und man durfte sich darüber um so weniger verwundern, als man ja weiß, mit welchem Leichtsinne derlei Dinge auch in weniger entfernten Ländern behandelt werden.

In meinem Berichte über den Gang der pestartigen Krankheiten während des Jahres 1829 *) meldete ich, daß in den letzten sechs Monaten die russische Provinz Orenburg von der Cholera angesteckt worden sey. Man weiß nicht genau, wie die Krankheit dahin kam; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Dieß durch eine der großen Karawanen geschah, die

*) S. Ausl. v. J. Nr 199.

seit 1813 zwischen Bochara, einem großen Stapelplatze des innern Asiens, und Orenburg hin- und hergehen. Diese Karawanen, die aus drei- bis viertausend Kameelen und eben so vielen Personen bestehen, führen nach Ostrußland die Waaren aus Tübet, Cabul und Hindustan, Ländern, in welchen die Cholera seit zwölf Jahren wüthet — eine Ansicht, welche die russische Regierung theilt, da sie dasselbe Quarantäne-System, welches in den Lazarethen am mittelländischen Meere gegen die orientalische Pest üblich ist, auf die Karawanen anwendet. Bei der Strenge der dortigen Gesundheitspolizei und der anhaltenden Kälte des Winters von 1829 auf 1830 ließ sich ein Erlöschen der Seuche erwarten, und diese Hoffnung täuschte auch nicht; denn die große Messe von Nischnei-Nowgorod, wo man gegen hunderttausend Kaufleute zählt, und in den über Orenburg eintreffenden Erzeugnissen Asiens große Geschäfte gemacht werden, lief das letzte Mal ohne Symptome der Cholera ab.

Andere Provinzen des russischen Reichs waren minder glücklich. Als in den Jahren 1821 und 1822 die Cholera-Pest Persien angriff, rettete der Schah seine Hauptstadt Tehran vor der Ansteckung, indem er allen Verkehr sperrte. Eine unselige Sorglosigkeit hinderte ihn im Jahre 1829 dieselbe Vorsicht zu gebrauchen, und es scheint, daß im Monat Oktober diese Residenz von der Seuche heimgesucht wurde. Der folgende Winter schläferte dieselbe zwar ein; desto heftiger brach sie aber gegen Mitte des Junius in den Provinzen Schirwan und Masenderan wieder aus. Längs der südlichen Küste des kaspischen Meeres sich erstreckend, nahm sie bald von den Städten Resche, Sinsili und Tauris Besitz. In letzterer Stadt starben nach Gamba fünftausend Personen. Hierauf überschritt sie den russischen Grenzfluß Arras, und am 2 August hatte sie in Georgien bereits 4557 Individuen ergriffen, von denen 1665, d. h. mehr als ein Drittheil, erlagen. Am 8 August kam sie in Tiflis zum Vorscheine, wo man sie Anfangs verkannte, so daß sie in einer Woche — vom 11 bis zum 18 — 258 Personen wegraffte. In der Angst hielt man Prozessionen und öffentliche Andachten, durch die Vereinigung vieler Menschen wurde aber das Uebel nur noch mehr befördert. Nach einem Briefe des französischen Konsuls blieben zuletzt von dreißigtausend Einwohnern nur noch achttausend; die übrigen waren ausgewandert oder todt.

Von den persischen Provinzen nach den Mündungen der Wolga findet ein steter Verkehr Statt längs den westlichen Küsten des kaspischen Meeres. Auf diesem Wege gelangte sie nach den Fischereien von Salian, den Provinzen Baku und Kuban, der Stadt Derbent, dem Chanat von Talysch und einer Menge anderer Ortschaften. Vom 31 Julius an erkannte man sie in der großen und volkreichen Stadt Astrachan. Zehn Tage nachher hatte sie schon 1229 Einwohner befallen, von denen 433, abermals über ein Drittheil, starben. Noch am 17 August, dem letzten Tage, bis zu welchem die Nachrichten gehen, starben täglich über hundert Personen. In der Provinz, worin Astrachan die Hauptstadt ist, beträgt die Zahl der Opfer, die sie in zwei Wochen wegraffte, 21,268; die Seuche verbreitete sich nun auf dem großen Verbindungskanal des russischen Reichs, der Wolga, welcher Strom die vornehmsten Städte und Provinzen bewässert. Die Schnelligkeit, mit welcher sie diese unermeßlichen Landschaften durchlief, ist eine außerordentliche und furchtbare Erscheinung. So durchflog sie das Land der Kosaken vom Don, die Statthalterschaften Kaukasien, Charkow, Kursk, Saratow, Simbirsk, Tambow, Wladimir, Kostroma, Jaroslaw, Moskau, d. h. eine Fläche von 46,300 Quadratlieues, also einen Raum, größer als Deutschland, Niederland und Frankreich.

Die Stadt Moskau, rings umschlossen von angesteckten Provinzen, empfing bald den Keim der Seuche. Wie es scheint, wurde sie zuerst wahrgenommen am 28 September, zwei Monate nach ihrer Erscheinung in Astrachan, in einer Entfernung von 340 Lieues. Alle gegen die orientalische Pest üblichen Mittel eilte sich die Regierung gegen diese nicht minder furchtbare Seuche in Anwendung zu bringen. Zu dem Ende theilte man die Stadt in sieben und vierzig Quartiere, und zog um jedes derselben einen Kordon, der jeden Verkehr hemmte; man errichtete zehn Spitäler, und der Minister des Innern, Graf Zakrewski, besorgte unmittelbar die Leitung der Gesundheitsanstalten. Eine genaue Vorschrift, die er erließ, setzte das Publikum von allen Verhaltungsregeln in Kenntniß, die dazu dienen sollten, den Fortgang der Seuche in den Orten, welche sie verheerte, aufzuhalten und ihren Einbruch nach den Orten, welche sie bedrohte, zu verhindern. Auf die Aufforderung zur Mitwirkung, welche an die Einwohnerschaft erging, erboten sich gleich die Studierenden der Universität und die Mitglieder der Akademie, den Dienst in den Krankenhäusern zu versehen. Endlich glaubte der Kaiser, seine Gegenwart könnte den unglücklichen Bewohnern der alten Hauptstadt Rußlands nützlich seyn, trotzte der Gefahr der Ansteckung und verfügte sich selbst dahin.

Nach einem zehntägigen Aufenthalte in Moskau reiste der Kaiser nach Twer, einer Stadt, welche die Cholera noch nicht angetastet hatte. Ehe er die Stadt betrat, unterwarf er sich einer Quarantäne von acht Tagen und allen durch die Medicinalbehörden getroffenen Anordnungen. Dieser Gehorsam eines unumschränkten Monarchen gegen das strenge zur Erhaltung der öffentlichen Gesundheit auferlegte Gesetz ist ein denkwürdiges Beispiel und wahrscheinlich das erste in seiner Art; zugleich aber liegt darin der Beweis, daß die russische Regierung die Seuche als ansteckend und Quarantänemaßregeln als nothwendig betrachtete.

Ein Blick auf die von der russischen Regierung bekanntgemachten Berichte zeigt, daß die Gefahr der Verbreitung der Cholera in den höheren Breiten Europa's so groß nicht sey, als in den heißen Ländern Asiens. Während der ersten vierzehn Tage, vom 28 September bis zum 11 Oktober, ergriff die Seuche in Moskau bloß 216 Personen, also vom tausend kaum eine; indeß starben von dieser Zahl 76, was mehr als ein Drittheil ausmacht, und dasselbe Verhältniß ist wie in Hindustan. Diese Verhältnisse nahmen mit jedem Tage zu, und am 19 Oktober zählte man von 3029 Individuen, die in ein und zwanzig Tagen angesteckt worden, 1483 oder die Hälfte, die gestorben waren, und 1259, die noch in Gefahr schwebten. Bloß ein Zehntheil der Kranken war genesen.*) Hieraus folgen zwei wichtige Thatsachen — nämlich, daß die Cholera-Pest zwar von ihrer Tödtlichkeit Nichts verloren hat; daß sie aber bei Weitem nicht so viel Menschen angreift als im südlichen Asien. Dieselbe Beobachtung bietet das gelbe Fieber in seinen Verheerungen in Europa dar, verglichen mit denen in den amerikanischen Tropenländern. Es ist demnach als wahrscheinlich anzunehmen: einmal, daß die Winterkälte der Cholera-Pest in den zwischen 45 und 57° nördl. Br. gelegenen Provinzen des russischen Reiches ein Ziel steckt; zweitens, daß sie im nächsten Frühjahre bei erhöhter Temperatur mit neuer Wuth ausbricht; drittens, daß sie, wie der englische Gesandte in Petersburg, Lord Heitesbury, befürchtet, ihre verwüstende Bahn durch Europa fortsetzt; worauf man um so sicherer rechnen darf, als es auch die englische Armee war, welche sie vom Ganges nach dem Indus und von dem Kap Comorin nach dem Fuß des Himalaya trug. Die auf den Grenzen von Polen und Oesterreich Statt findenden Truppenbewegungen werden Dasselbe thun. Um diesem Unglücke vorzubeugen, hat die britische Regierung bereits durch ein Dekret vom 5 Oktober die strengsten Quarantäne-Maßregeln befohlen. Diesem Beispiele zu folgen räth Hr. Moreau de Jonnès seiner Regierung, indem er darauf anträgt, in Marseille alle Schiffe, die aus dem schwarzen Meere kommen, unter sorgfältige Aufsicht zu nehmen, dabei aber in Bezug auf die Häfen am Kanal und am Ocean nicht zu vergessen, daß, wenn auch die Küsten der Ostsee noch nicht von der Seuche erreicht worden, eine Entfernung von 130 Lieues doch keine Bürgschaft sey, daß es nicht noch geschehen könne.

Fossiles Ungeheuer.

Ueber das in Kentucky kürzlich aufgefundene kolossale Thiergerippe (vergl. Ausl. S. 64) theilt der Cincinnati commercial Advocate neuere Nachweisungen mit, wonach es scheint, das Ungeheuer habe zu der fleischfressenden Gattung gehört. In der Nähe wurden auch Reste eines Pferdes ausgegraben, das ein Drittheil größer gewesen seyn muß, als jetzige Pferde. Aber sonderbar, vor der Entdeckung Amerika's durch die Spanier gab es daselbst keine Pferde, und auch die Sagen der Indianer wissen von einem solchen Thiere Nichts. Der Boden, in welchem der Fund gemacht wurde, war schwarze Schlammerde (black mud), unter einer zwölf bis fünfzehn Fuß dicken Lage von gelbem Thone. Es ist daselbst ein achtzehn Zoll tiefer Alluvialgrund. Der Eigenthümer hat diese Naturmerkwürdigkeit nach Cincinnati gebracht, wo sie dem Publikum zur Schau ausgestellt ist. Man glaubt, er werde sie auch in New-York zeigen, und vielleicht selbst nach Europa schicken, um sie von den dortigen Gelehrten untersuchen zu lassen.

*) Am 10 November hatte die Cholera in zwei und vierzig Tagen 5,507 Personen ergriffen; davon waren 2,908 gestorben und 1,822 galten für geheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 64. 5 März 1831.

Das englische Parlament.

(Fortsetzung.)

William Woodfall kann als der Vater der gegenwärtigen Parlamentsberichterstattung durch die Zeitungen betrachtet werden. Woodfall schrieb Nichts auf; er verließ sich ganz auf sein ungeheures Gedächtniß, das durch die Treue seiner Berichte beurkundet wird. So sehr war damals das Haus gegen einen Brauch, den man nicht nur duldet, sondern dem man sogar Vorschub leistet, daß Woodfall, wenn er die Gallerie besuchte, sich sorgfältig verstecken mußte, indem er fürchtete hinausgewiesen zu werden, wenn ihn der Sprecher oder ein Mitglied sähe, das auf die Aufrechthaltung der Regeln des Hauses erpicht wäre, wornach eigentlich kein Fremder bei den Debatten anwesend seyn soll. Jetzt ist den Berichterstattern die hintere Reihe auf der Gallerie eingeräumt, und sie genießen den Vorzug vor Andern, daß sie nach Belieben aus- und eingehen dürfen. Woodfall pflegte sich unter dem Mantel von einem oder zwei Freunden auf die Gallerie zu schleichen und seinen Platz auf der vordern Reihe, unmittelbar hinter der Glocke, zu nehmen, wo seine Person der Masse des Hauses nicht in die Augen fiel. Die Parlamentsberichte gewähren seit Woodfall eine ziemlich treue Kunde von Dem, was im Parlament verhandelt wird; nur in Einem Punkt ist die Darstellung unbefriedigend; die Draperien, die Dekorationen, das dramatische Leben der Scene fehlen. Wir vernehmen wohl den Donner, aber wir gewahren den Blitz nicht, wie er bald als eine unschädliche Flamme leuchtet, bald wüthend seine Spur durch Zerstörung bezeichnet.

Unter allen Rednern verstand sich keiner besser darauf, den düstern Charakter langweiliger Debatten durch launige Einfälle zu zerstreuen als Sheridan. Er suchte eben so sehr zu belustigen, als zu überzeugen; nie stand er auf, ohne daß er dem Haus einige Witze zum Besten gab, daß sich die ernsthaftesten Herren den Bauch hielten, und das Publikum würde mit seiner besten Rede unzufrieden gewesen seyn, wenn es Nichts zu Lachen gegeben hätte. Bei den reichen Hülfsquellen des Geistes, die ihm zu Gebot standen, verschmähte er aber auch manchmal einen praktischen Spaß nicht, wenn derselbe ihn zum Ziel führte. So erzählt man sich, daß er bei Gelegenheit einer Debatte über die Hundstaxe absichtlich oder zufällig zwischen Pitt und der Tafel durchging. Pitt saß auf seinem gewöhnlichen Sitz auf den Schatzkammerbänken, und in seiner gewöhnlichen Haltung mit zurückgeworfenem Kopf und vorgestreckten Beinen. Als der Minister sein Fußwerk nicht zurückzog, fuhr Sheridan nieder, als ob er ihn in die Waden beißen wollte, welche Gebärde er mit einem gut nachgeahmten bau, wau, wau begleitete, das laut genug war, um es in dem ganzen Haus hören zu können. Ein konvulsivisches Lachen erschütterte das Haus.

Als Fox und seine Freunde eine Zeitlang das Parlament mißten, trat eine neue Opposition, oder vielmehr der Schatten einer Opposition an ihre Stelle, gleich einem Schwamme, der wächst, wo ein gefallener Baum stand. Diese kleine Opposition bildeten Robson, Jones und einige andere Herren. Obgleich klein an Zahl, hatte sie eine vollständige Organisation. Jones übernahm das Kriegswesen, und Robson die innere Verwaltung. Unter ihren Auspizien bekam das Parlament eine Menge komischer Scenen zu genießen, und das alte Sprichwort, wenn die Katze hinaus ist, so spielen die Mäuse, bestätigte sich vollkommen. Das Gesetz, welches die Bank berechtigte, ihre Baarzahlungen zu unterbrechen und dafür Papiergeld in Umlauf zu setzen, war damals Gegenstand vielseitiger Anfechtungen. Es wurde von dem einen Theil als eine trügerische Maßregel verworfen, von dem andern als eine solide Finanzmaßregel gepriesen. Zu den erstern gehörte Jones. Da er von der Wirkung Zeuge gewesen, welche Burkes Dolchscene *) hervorbrachte, so bewaffnete er sich mit einer Pfundnote, und nach einem wüthenden Ausfall gegen das neue System, hielt er das Papier, das er absichtlich zerfetzt hatte, Pitt unter das Gesicht, mit triumphirender Miene ausrufend: „da seht Euer solides Finanzsystem!“ Jones war eine stattliche, stämmige Gestalt und besaß eine grobe Mentorstimme, die er meist bis zur höchsten Anstrengung erhob. Die Energie seiner Manier, die Rauheit seiner Töne und der unwillige Ausdruck seines Auges belebten die Scene ungemein; aber in dem Augenblick, als das Haus erwartete, daß er in einem Paroxysmus von Wuth die That auf seine Worte folgen lassen, und den Papierlappen dem Minister ins Gesicht, oder wenigstens vor die Füße werfen würde, machte er plötzlich eine Pause, wickelte die Note bedächtig zusammen und steckte sie in seine Rocktasche, die er sorgfältig zuknöpfte. Das Haus, durch diese Lösung des Knotens überrascht, brach in ein un-

*) Burke, um einer Rede gegen die Jakobiner mehr Nachdruck zu geben, zog bei einer pathetischen Stelle einen Dolch aus dem Busen.

auslöschliches Gelächter aus, worüber der Redner, der sich eine ganz andere Wirkung versprochen, ganz verblüfft aussah.

(Schluß folgt.)

Ueber die Wiederherstellung Polens.

(Schluß.)

Polen ist ein ackerbauendes Land, und einige höchst unvollkommene Manufakturen abgerechnet ist ihm dieser Zweig der Industrie völlig fremd. So lange Polen noch nicht aus der Reihe selbstständiger Staaten verschwunden war, fanden sich alle Erzeugnisse der englischen Manufakturen, vorzüglich von Birmingham, Manchester, Sheffield und Straffordshire, so gut wie das Porterbier Londons über alle Theile Polens verbreitet. Und warum? Weil dort keine Einfuhrverbote bestanden, und weil die Manufakturen keines Landes mit denen Englands an Güte und Wohlfeilheit wetteifern können. Es ist vielleicht nicht so bekannt, daß Polen, obgleich es in der Nähe von Krakau Salzminen besitzt, dennoch fast allen seinen Salzbedarf durch eine preußische Handelskompagnie, (die Seehandlung) die zu diesem Zwecke ungeheure Niederlagen an dem Ufer der Weichsel gegründet hatte, aus England bezog. Eben so kann man behaupten, daß vor der Theilung Polens England es war, das die höhern Stände dieser 15 Millionen starken Bevölkerung mit allen Gegenständen des Luxus wie mit den Produkten beider Indien versah. Die Einfuhr fremder Handelswaaren unterlag nur geringen Abgaben, die für alle Nationen gleich waren.

Dieß, Mylord, waren die Vortheile, die uns ein unmittelbarer Verkehr mit Polen gewährte. Die Polen nahmen die Produkte unsrer Manufakturen und Kolonien und gaben uns dafür theils rohe Stoffe, theils unentbehrliche Bedürfnisse, wie Getraide, Leder, Bauholz, Hanf, Leinwand, Pech, Harz, Theer u. s. w. Vor der Theilung besuchten polnische Juden die leipziger Messe, und kauften dort große Quantitäten englischer Waaren auf; seit jenem traurigen Ereigniß ist aller Handel auf dieser Seite vernichtet. Es wäre unnöthig die unermeßlichen Vortheile entwickeln zu wollen, die uns dieser Markt darbot; es ist eine Thatsache, welche Allen, die mit den Handelsverhältnissen vertraut sind, so gut wie Ew. Herrlichkeit bekannt ist, und worauf verschiedene Schriftsteller in Fache der politischen Oekonomie aufmerksam gemacht haben.

Es ist nicht zu leugnen, einigen Verhandlungen des Parlaments nach zu urtheilen, wünschen die Grundbesitzer allzu genaue Handelsverbindungen mit Polen nicht wiedehergestellt, aus Furcht, daß hiedurch die Getraidepreise herabgedrückt werden möchten. Allein auch Dieses zugestanden, muß doch bemerkt werden, daß es nicht der hohe Preis des Brodes ist, der unsre Manufakturisten und Kaufleute bereichert, und wenn es auch im Interesse einzelner Mitglieder, und vielleicht sogar des ganzen Unterhauses liegt, den Preis des Brodes in steigendem Preis zu erhalten, so bleibt es nichts destoweniger wahr, daß es bei Weitem mehr im Interesse von ganz England liegt, diese Artikel zu billigen Preisen verkauft, und den Handel so weit als möglich ausgedehnt zu sehen.

Der Vertrag von Tilsit gestattete zwischen England und Polen noch immer einen unmittelbaren Verkehr durch den freien Stapelplatz Danzig — eben jenes Danzig, das von England in dem Friedensschlusse von Utrecht so ungemein begünstigt worden war. Auch der Kanal von Bromberg wurde dem Herzogthum durch denselben Vertrag zurückgegeben, was den Verkehr mit Stettin und Hamburg erleichterte. Durch den Frieden von Wien im J. 1809 trat Oesterreich die ganze Weichsel und Krakau ab, aber Napoleons Kontinentalsperre ließ hieraus für Polen nur geringe oder gar keine Vortheile erwachsen. England fühlte den Werth eines unmittelbaren Verkehres mit Polen so sehr, daß es sogar im Jahre 1791 auf seine Kosten den Hafen von Polanger wieder herstellen, und zu Danzig, Thorn, Brody, Krakau u. s. w. Faktoreien errichten wollte.

Nach der Theilung wurden alle Erzeugnisse des englischen Kunstfleißes in den preußischen und österreichischen Theilen Polens ausgeschlossen, da Preußen und Oesterreich selbst Manufakturen besaßen. Was den indirekten Verkehr mit den russischen Provinzen anbelangt, so bietet er große Schwierigkeiten dar, bei der Entfernung der russischen Seehäfen und des Transportes zu Lande in das Innere des russischen Polens — Umstände, die verbunden mit den hohen Einfuhrzöllen, die auf die englischen Waaren gelegt sind, den Preis derselben so steigern, daß ihr Verschluß selbst in jenen Theilen, wo der Tariff diese Waaren nicht durchaus ausgeschlossen, sehr gedrückt wird.

Niemand, glaube ich, wird von diesem Gesichtspunkte aus behaupten wollen, daß die Theilung Polens für England nicht höchst nachtheilig gewesen sey, wenn ich auch hier nicht zugleich als nähere Belege für meine Behauptung die Tabellen der Aus- und Einfuhr Polens beifügen kann. Aber eben so sehr wird es einleuchten, daß das wahre Interesse Englands die Selbstständigkeit der polnischen Nation verlangt, einer Nation, die ihre gastlichen Häfen niemals dem Verkehr Großbritaniens verschlossen hat. Das Interesse beider Staaten berührte sich sehr nahe, und würde noch lange Zeit in diesem Verhältniß geblieben seyn, da dieses ackerbauende Volk in mehreren Jahrhunderten nicht auf den Gedanken gerathen konnte, ein manufakturtreibendes werden zu wollen. Aber seitdem seine Usurpatoren es zu Fremden auf seinem eigenen Boden und seinen eigenen Häfen zinsbar gemacht haben, blieb ihm keine Wahl mehr und kein Wille; es mußte mit den Produkten vorlieb nehmen, die ihm seine Herren zukommen ließen, wie auch immer diese Produkte beschaffen seyn mochten, und um welchen Preis man sie ihm zukommen lassen wollte.

Doch auch von unsern polnischen Handelsvortheilen abgesehen — die Wiederherstellung Polens als ein Königreich, die von dem allgemeinen Frieden und der Aufrechthaltung der Ruhe gefordert wird, erscheint noch bringender durch die Stimmung der Gemüther in diesem Lande. Ich kenne aus eigener Erfahrung die Gesinnung der angesehensten Männer Polens in dieser Beziehung; ich weiß, daß der Norden Europas niemals eines dauerhaften Friedens sich erfreuen wird, wenn man das Mißvergnügen in Polen Wurzel schlagen läßt. Diese Erfahrung, Mylord, habe ich bei meinem Aufenthalte in diesem Lande gewonnen, wohin mich zu verschiedenen Malen wichtige Sendungen riefen. Und eben diese Ueberzeugung von der Stimmung des polnischen Volkes veranlaßt mich, Ihre Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. Was den unruhigen Geist betrifft, den die Polen im Jahr 1794 entwickelten, und die jakobinischen Grundsätze, die unter ihnen allgemein herrschten, so gestehe ich diese Thatsache gerne zu,

und glaube, daß die damalige Stimmung die Ruhe des Nordens bedrohte, aber wenn man in der öffentlichen Meinung eines Volkes einen Grund finden kann, es unter Aufsicht zu stellen, so ist deßhalb noch keiner gegeben, der eine Konfiskation desselben rechtfertigen könnte. Wenn das Gleichgewicht der Macht zu Gunsten der Wiederherstellung Polens spricht, so spricht es noch kräftiger dafür, daß nach seiner Wiederherstellung kein Mitglied der kaiserlichen Familie Rußlands den Thron Polens einnehmen dürfe. Dieß würde nur ein Mittel seyn, Polen von Neuem unter das russische Joch zu beugen, und zwar unter noch drohenderen Umständen; weil es dann nach Vereinigung der zerstückten Theile 15 Millionen Einwohner zählen würde, die ein Heer von 200,000 aufstellen könnten, was dem ohnehin schon genug mächtigen Rußland ein furchtbares Uebergewicht geben müßte. Gerathener wäre es für das Heil Polens und die Unabhängigkeit Europa's die Krone auf das Haupt eines polnischen Fürsten zu setzen, und sie z. B. dem Fürsten Czartoriyski zu übertragen, dem würdigsten und vielleicht tugendhaftesten Mann unter der Sonne. *)

Es freut mich zu wissen, daß unsere Regierung nie weder der Theilung Polens, noch seiner Vereinigung mit einem andern Staat ihre förmliche Anerkennung geschenkt hat. Seit dem Vertrage von Utrecht hat kein allgemeiner Kongreß mehr Statt gefunden, die europäischen Angelegenheiten zu ordnen. Ein Zusammentritt der hohen Mächte bereitet sich gegenwärtig vor; es wäre zu wünschen, daß sie ihre Arbeiten nach einem höheren Prinzip beginnen möchten, als unter dem des Divide et impera, welches seit länger als zwanzig Jahren zum Unheile der Welt befolgt worden ist.

Wäre es nicht jetzt an der Zeit, das 18 Jahrhundert von den häßlichsten politischen Flecken zu reinigen, der es schändet? Denn wenn die Theilung Polens gerecht war, so durfte der Versuch Napoleons gegen Spanien nicht getadelt werden, da beide völlig gleich sind.

Dieß, Mylord, sind meine Ansichten in Betreff Polens; aber nicht allein in Betreff Polens, auch Kurland, Genua und Venedig müssen wieder auferstehen; die Gründe, die sich zu Gunsten Polens erheben, sprechen auch für die erstgenannten Länder. Mögen die Souveräne unter sich und gegen ihre Nachbarn nur dem Geist der Billigkeit folgen; Vertrauen und Wahrhaftigkeit werden dann wieder das Scepter führen. Nur hievon können wir einen dauerhaften Frieden erwarten. u. s. w.

London, 1 September 1814.

*) Dieser ist der nämliche Fürst Czartoriyski, der gegenwärtig an der Spitze der Regierung Polens steht.

Die Fastnachtstage in Paris.

(Aus Privatkorrespondenz.)

Die Sympathie, welche zwischen der französischen Geistlichkeit und vormaligen Regierung bestand und noch immer sich fort erhielt, hat endlich ihre Früchte getragen. Vorboten davon sah man seit einiger Zeit erst in den südlichen Departemens, wo ein Theil der unteren Volksklassen noch immer den fanatischen Geistlichen blindlings ergeben ist. Das schonende Benehmen der Sieger; jener Artikel der neuen Charte, welcher den Katholicismus für den Glauben der Mehrzahl erklärte; die freundliche Aufnahme, die unlängst im Palais Royal derselbe Erzbischof fand, der für einen der vertrautesten Rathgeber Karls X galt, und die besonnene Weise, womit liberale Blätter im Interesse eines Glaubens sprachen, dessen Priester den öffentlichen Freiheiten nicht mehr gefährlich werden können: alles Dieß war nicht hinreichend, die katholische Geistlichkeit zu bewegen, sich ernstlich an die neue Ordnung der Dinge anzuschließen, oder auch nur offenbare Angriffe gegen die neue Regierung zu unterlassen. Schon waren am 21 Januar, dem Hinrichtungstage Ludwigs XVI, an verschiedenen Punkten Anstalten getroffen worden, in deren Folge die öffentliche Ruhe momentan gestört wurde. Der 14 Februar, Todestag des Herzogs von Berry, bot ein noch näher liegendes Losungswort zum Erneuern der geistlichen Opposition. Erst wenige Tage zuvor hatte man zu Koszinsko's Andenken die kirchliche Leichenfeier verweigert, und nun — in der Mitte der Hauptstadt, in der Kirche St. Germain-l'Auxerrois, dem Louvre gegenüber, an der Stelle, wo unlängst eine zahlreiche Bevölkerung den entscheidensten Sieg über die Jesuitenherrschaft und die weiße Fahne davon getragen hatte — in ebenderselben Kirche, auf der ein zweifach gehässiges Andenken ruht — Karl X wallte oft zu Fuße dahin und Karl IX ließ mit ihrer Glocke einst das erste Zeichen zur Bartholomäusnacht geben — in dieser Kirche, die vorzugsweise die Kirche der Restauration genannt werden kann, wagen es einige Priester am hellen Tage, und während die Karnevals-Belustigungen die ganze Bevölkerung aus den Häusern locken, die weiße Fahne zu erheben und die Büsten des Herzogs von Berry und seines Sohnes mit Immortellen zu bekränzen. Das Volk wurde durch diese Apotheose auf das Aeußerste gereizt. Zum ersten Mal in diesem Jahrhunderte sieht man es wieder feindlich in ein Gotteshaus einbrechen und mit unbändiger Wuth die zerstörenden Hände an die verhaßten Denkmäler einer kaum abgeschüttelten Erniedrigung legen. Das Kreuz mit der Lilie auf dem Giebel der Kirche wurde herabgestürzt, das Innere verwüstet, doch der Tabernakel nicht entweiht. Zu sehr war das Volk erbittert. Die Nationalgarde, die vor der Kirche bivouakirte, sah wohl ein, daß jetzt die Aufregung nicht gestillt werden könne, so lang diese Kirche bestehe. Da sie sich aber nicht entschließen konnte, das Gebäude zerstören zu lassen, so kam sie auf einen vermittelnden Gedanken und wollte der Regierung rathen, es zur Mairie zu machen, um so mehr, als die jetzt vorhandene Mairie dieses Stadtviertels übel gelegen ist. Sie gab ihren Rath nicht durch eine Petition zu erkennen, sondern improvisirte auf dem Gebäude mit kolossalen Buchstaben die Inschrift: „Mairie du quatrieme arrondissement,“ setzte die Büste Ludwig Philipps darüber und illuminirte das Gebäude, und das Mund und Augen aufsperrende Publikum klatschte Beifall. Indessen man erkannte das Volk des Julius darin wieder, daß es die Gemälde dem Museum zustellte und den Ornat der Priester noch an demselben Tage in den Louvre brachte, und dafür sich Empfangscheine ausstellen ließ. Die unerschütterliche Ruhe und Energie der Nationalgarde legte auch an diesem Tage wieder größerem Unfug des Volksunwillens Zügel an; zwar kam sie zu spät, den Verwüstungen im Innern des erzbischöflichen Palastes Einhalt zu thun; jedoch noch früh genug, um seine völlige Zerstörung zu hindern. Gegen den Erzbischof, den man als Anstifter des ganzen Vorfalles betrachtete, war die Erbitterung am Meisten gerichtet. Von Neuem wurden in seiner Wohnung nahe bei Notre Dame, wo seit der Revolution des Julius Alles ziemlich splendid wieder hergestellt war, Möbeln, Bücher und die sonderbarsten Gegenstände zum Fenster hinaus und in die Seine geworfen. Man behauptet, in der Bibliothek des Hrn. von Quelen sey Voltaire, Rousseau und sogar ein Aretin gefunden worden, den der Prälat ohne Zweifel gekauft habe, um ihn verbrennen zu lassen. Auch seine Wohnung zu Conflans erfuhr kein besseres Schicksal. Zur Beruhigung des Volkes trug wesentlich die Nachricht bei, daß ein Verhaftbefehl gegen den Erzbischof erlassen worden sey, so wie die Ordonnanz vom 17, welche die Lilien aus dem Staatssiegel entfernt, und dafür die neue Charte setzt. Uebrigens wurden überall an den Kirchen von Notre Dame, St. Roche, St. Eustach, St. Gervais, Assomption, so wie an den öffentlichen Denkmälern die Lilien abgeschlagen, und so fest, schien es, haftete jenes Abzeichen des Droit divin an den pariser Kreuzen, daß diese lieber selbst fallen, als dieses Abzeichen verlieren wollten. Auch die auf Napoleons Triumphbogen vor den Tuilerien befindlichen Skulpturen, die des Helden von Trocadero Siegesthaten in Spanien verewigen sollten, wurden zertrümmert. Der Chef des Generalstabs der Nationalgarde, Hr. Jaqueminot, kam bei dieser Gelegenheit in nicht geringe Gefahr. Die Gardisten der Banlieue waren eben im Be-

griffe, die Hämmer an jene Skulpturen zu legen, als ein Architekt sich dagegen erhob, und man weiß nicht, was aus ihm geworden wäre, wenn ihn nicht Hr. Jaqueminot aus den Händen der Wüthenden zu retten versucht hätte. Nun fiel aber die Bantleue über Hrn. Jaqueminot selbst her, gab ihm Faustschläge und drohte den ersten hinzugerittenen Nationalgarden, sie zu durchbohren. Es kostete ihnen einige Mühe, ihren Chef zu retten. Die anwesende Kavallerie verehrte ihm noch an demselben Abende einen kostbaren Degen, vierhundert Franken am Werthe. Hr. Jaqueminot ist übrigens sehr beliebt in Paris, besonders seitdem er zwanzigtausend Franken Gehalt ausgeschlagen hat. Den Angriff eines Volkshaufens auf einen Posten der Nationalgarde, den man entwaffnete, den Einbruch in die Wohnung des Hrn. Dupin und einige Thätlichkeiten gegen einen jungen Mann abgerechnet, den das erbitterte Volk, weil er sich mit Pistolen zu vertheidigen drohte, in die Seine stürzen wollte — beide Excesse wurden durch die Nationalgarde verhindert — weiß man Nichts von anderweitigen Gewaltthätigkeiten gegen Personen. Pagen Karls X, Zöglinge aus der Kriegsschule von St. Cyr, Offiziere der Exgarde, karlistische Nationalgardisten, unter ihnen der Bruchbandhändler Valerius, wurden verhaftet, ohne mit mehr als Drohungen und Verwünschungen verfolgt zu werden. An der Spitze dieser unmöglichen Reaktion befanden sich Hr. Vitrolles, derselbe, den die Quotidienne früher zum Minister empfahl und der von Karl X an die provisorische Regierung gesandt wurde, um den Widerruf der Ordonnanzen, leider zu spät! anzuzeigen; Hr. von Conny, vormals Deputirter, der geistreichste Redner der rechten Seite, und Hr. von Berthier, ein genauer Freund Polignac's. Alle drei wurden gleichfalls verhaftet. Einem Priester, den man fast völlig entkleidet von Nationalgarden in's Loubre führen sah, schrie das Volk nach: „Nieder mit den Jesuiten!" verhielt sich aber sonst ruhig.

Während dieser stürmischen Auftritte hörte man hier und dort die Stimme der Unzufriedenheit laut werden. Frankreich, sagte man, habe zwei schlechte Revolutionen gemacht, und solle eine gute machen. In der Straße Verneuil (Faubourg St. Germain) hörte man rufen: es lebe die Republik! In Kaffeehäusern wurde gewettet, Heinrich V komme auf den Thron. Doch auch von den ruhigen, wohlgesinnten und wahrhaft patriotischen Bürgern wurden manche Klagen vernommen, die schon seit geraumer Zeit von Munde zu Munde gingen. Man hat, sagten sie, weder die Abgaben vermindert, noch die Freiheiten vergrößert. Unsere neuen Freiheiten beschränken sich meist auf Abschaffung früherer illegaler Maßregeln, früherer Tyrannei. Man hob die Censur auf und man will in der Presse nun ein Monopol sehen. Man hat die Nationalgarde wieder eingeführt und sie ihres Führers beraubt. Und Wer verwaltet den Staat auf diese Weise? Dieselben Männer, die mit uns unter den Fahnen der Freiheit kämpften, und die wir auf unserm Schilde zur Spitze des Staates erhoben. Allein trotz dieser Freimüthigkeit vergaßen sie auch in diesen Tagen der stürmischen Bewegung allen ärglich-grollenden Unmuth, sobald es sich um höhere Zwecke handelte, die Nationalehre Frankreichs, das Aufrechthalten der öffentlichen Ruhe, das Interesse des Handels. In vieler Hinsicht unangenehm, wird indeß ein Auftritt wie der eben beschriebene etwas Nützliches nach sich führen. Die Regierung wird einsehen, wie nothwendig es in einer kritischen Zeit ist, die wahrhafte öffentliche Meinung mehr zu berücksichtigen, als die jetzige Verwaltung thut oder thun kann. Die jetzige Majorität in der Kammer ist und bleibt die Schwierigkeit, auf welche man immer zurückkommen muß, so lange sie eben besteht. Die Schwierigkeit, groß genug im Innern, verwickelt sich noch mehr von Außen. Wer wird der Verwaltung, Wer wird dem Lande aus dieser Klemme helfen?

Doch wenden wir uns von diesen ernsten Scenen und Betrachtungen nach einer andern Seite von Paris. Wir dürfen nicht vergessen, daß zugleich Karneval ist. Hier ist auch Lärm und Geschrei, aber Lärm und Geschrei der Freude und tollen Lustigkeit. Schon die Straße Vivienne, die nördlich an's Palais Royal stößt, bildete den Uebergang von dem Getümmel der Erbitterung zu dem der Fastnachts-Narrheiten. Hier sah man Gassenjungen vorüberziehen mit brennenden Kerzen, die sie aus der Kirche St. Roche geholt, und zum Theil, nicht bloß Karnevals halber, mit Priesterröcken vermummt. Weiter erblickte man in allen Straßen, besonders auf den Boulevards, gespickt volle Wagen mit den herkömmlichen Kostümen, Männer in Weiberkleidern, das Gesicht voll Schminkpflästerchen, und den Mund voll derber Bonmots. In der Straße St. Honoré zogen sechs Wagen von Westen, die Diligence von Osten und die Neugierigen von allen Seiten herbei. Nun neues Getümmel. Der Boeuf-gras, der Fastnachts-Ochs, hält seinen feierlichen Umzug. Voran eine obrigkeitliche Person in Bürgertracht, dann ein Dutzend Municipal Garden, darauf maskirte Reiter in ethnographischer Ordnung, als da sind Hanswurste, Policinelli, Pantalons, Mammelucken, Chinesen mit ungeheuern gelben Schnurrbärten; dann ein Wagen mit sechs Pferden bespannt und mit dem beflügelten alten Gott der Zeit, mit Amor und sonstigen Antiquitäten beladen — endlich der unvergleichlich arrondirte Fastnachts-Ochs, in seiner fetten Gravität, gehüllt in den rothen Talar, mit Goldblumen und andern Guirlanden bekränzt. Bis in die Nacht hinein drängten sich eine Stunde Wegs Wagen, Masken, Fußgänger in dichten Reihen durcheinander. Die Masken erlaubten sich natürlich an einem solchen Tage doppelt Wortfreiheit. Die Narrenkappe trug, wie sich denken läßt, dießmal eine etwas schreiende politische Farbe; man sah polnische und griechische Kleidungen, belgische Farben u. s. w. Eine stumme Maske, Karl X in Jesuitentracht vorstellend, wurde mit großer Ergötzlichkeit verfolgt; nicht so ein Reiter, der als Kosak verkleidet war. Das Volk fiel ihn an und wollte ihn mit Gewalt vom Pferde reißen. Die Municipal-Garden, deren Pferden die Worte 29 Juillet auf der Stirn stehen, wie gewissermaßen ihnen selbst, hatten große Mühe, ihn bei Seite zu schaffen. Ueberhaupt versäumte ihre Mäßigung und Vorsicht an diesem Abende Nichts zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Doch auch sie trug nicht Wenig dazu bei, die allen menschlichen Dingen, von heute auf morgen wenigstens, ein Ziel setzt — die Ermüdung. Weder die politischen Zirkel des Abends noch die Bälle waren sehr zahlreich besucht. Auf dem Balle in der großen Oper waren kaum zweihundert Menschen, und nur einzelne Maskenwagen fuhren des Nachts mit Fackeln durch die zum Theile illuminirte Stadt, wenige bis zum frühen Morgen.

Das war die Fastnacht von Paris! Scheint es doch fast, Alles werde unter den Händen der Pariser zu Politik. Eine tolle Karnevalsposse reißt einer Partei die Larve ab, regt eine ungeheure Verbitterung auf und wirft vielleicht die Regierung aus ihrem bisherigen Geleise! Wenn so Etwas in der Fastnacht geschieht, was wird erst in der Begeisterung von Pfingsten werden?

Vermischte Nachrichten.

Jedermann, der am 19 Februar den Sitzungssaal der französischen Pairskammer betrat, erstaunte über die dort seit dem 14 vorgenommenen Veränderungen. Ein großes Gemälde Ludwigs XVIII in Lebensgröße, von Revere Lefebvre, zwar nicht eines der vorzüglichsten Bilder dieses Meisters, der erst vor Kurzem gestorben ist, doch nicht seines Pinsels unwürdig, fand man mit grünem Tuch überhängt, so daß Einer, der zum Ersten Mal diesen Saal betrat, verwundert fragen mußte, was für ein Gemälde in dem ungeheuern prachtvoll vergoldeten Rahmen, den man allein noch sieht, dem Auge verdeckt sey. In demselben Saale befindet sich auch ein Gemälde des Künstlers Regnault, das ganz eigenthümliche Schicksale erlebt hat: es stellte den „Triumph Napoleons" vor, und man sah darauf den Kaiser umgeben von Musen, Genien u. s. w., die seinen Siegeswagen zogen. Nach der Ankunft Ludwigs XVIII hatte man nach vielen Bedenklichkeiten, und nachdem man zwanzig Mal den Entschluß gefaßt und wieder aufgegeben, aus dem Napoleon einen Ludwig XVIII zu machen, endlich die Sache damit beendigt, daß man den Kaiser in eine Gallia und den mit Bienen übersäeten Mantel in ein blaues Gewand, mit Lilien gestickt, verwandelte. Statt der Namen Austerlitz, Jena, Marengo, die die Muse der Geschichte auf ihre Tafel schrieb, und die man auf dem neben ihr ausgebreiteten Pergamente las, hatte man gesetzt: Rückkehr des Königs, Testament Ludwigs XVI, politisches Testament Richelieu's u. s. w. Heute las man wieder die alten Aufschriften, und in einer Stunde war es einem Maler gelungen, den Oker der Lilien mit Lapis Lazuli zu übertünchen, so daß der Mantel Frankreichs durch wenige Pinselstriche blau wie der Himmel geworden ist.

Im Jahre 1829 sind im russischen Reiche 599,335 Ehen geschlossen, 996,270 Knaben, 926,425 Mädchen geboren worden; gestorben sind 619,239 Personen männlichen und 597,469 Personen weiblichen Geschlechts, in Allem 1,216,708; folglich übersteigt die Zahl der Gebornen die der Gestorbenen um 705,987.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 65. 6 März 1831.

Wasserrevolutionen.*)

Wer immer die Verwüstung betrachtet hat, welche durch einfachen Regen-Schauer auf einer Lehm-, Sand- oder feinen Kiesoberfläche angerichtet wurde, und in Erwägung zieht, daß die Wirkung sich nicht, wie bei Flüssen und Strömen, auf einen engen Durchgang beschränkt, sondern über eine ganze Gegend ausbreitet, der wird wohl auch glauben, daß die Summe der Veränderungen, welche durch eine scheinbar unbedeutende Kraft auf einen Boden von solch leicht zerreiblichem Stoff hervorgebracht wird, im Verlaufe der Zeit durchaus nicht unbeträchtlich seyn kann. Man dürfte daher den Regen mit Recht zu den bedeutendsten Zerstörungskräften zählen; zwei allgemeine Beobachtungen sprechen hiefür. Es ist Thatsache, daß, wo Massen von weicheren Schichten, wie Thon, Sand, Mergel 2c. auf oder neben anderen von härteren Bestandtheilen zu liegen kommen, jene eine weit bedeutendere Verwitterung erfahren, als diese, gewöhnlich so, daß sie einen länglichen Thaleinschnitt bilden; obgleich Flüsse nicht eine solche Senkung entlang fließen, da ihr Kanal seine Richtung zu einer Zeit erhält, wo die bröcklichen Schichten noch eine größere Höhe haben. Fürs Zweite ist zu bemerken, daß wo immer vorspringende Erhöhungen sich von einer weichergebildeten Fläche erheben, diese in der Regel oben von einer harten Schichte überdeckt sind, wovon ihre Erhaltung natürlich abhängt. Das bekannte Aussehen der Plattformen und Gipfel von Basalt unterliegt einer verwandten Erklärung. Die einzige aushöhlende Kraft, vor welcher die senkrechte Decke eine Schichtenmasse schützen kann, ist die des direkten Regenfalles. Dieser muß hauptsächlich die ungeheure Menge von Erdreich weggeführt haben, durch welches solche tafelförmige Berge sonst zusammenhingen. Das schlagendste und schönste Beispiel der Wirksamkeit des Regens giebt jene Stelle in Tyrol, nicht ferne von Botzen, genannt die Pyramiden, wo ein wohl eine Meile breites Thal aus grobem Konglomerat ausgehöhlt worden; vom Grunde steigt eine Anzahl hoher, nadelförmiger Kegel von Kies empor, die alle ihre Erhaltung breiten Decken zu verdanken haben, welche Regenschirmen nicht unähnlich die Unterlagen von allen Seiten überragen. Fällt der Stein am Ende, so sinkt die Pyramide zu der Höhe des Thales herab. Eine solche Kappe könnte natürlich keinen Schutz gegen die aushöhlende Kraft eines Baches oder Flusses gewähren, der alsbald das Fundament untergraben hätte. Offenbar war es die Kraft vertikaler Regen, welche diese Aushöhlung hervorbrachte; doch muß dieselbe Kraft gleich thätig auch da gewesen seyn, wo die Wirkungen nicht so augenscheinlich ihr allein zuzuschreiben sind, auf jedem andern Theile der Alpen und auf allen anderen Landstrichen nach Maßgabe der Quantität und Heftigkeit des jährlich auf dieselben fallenden Regens, und der geringeren oder größeren Nachgiebigkeit der Oberfläche.

Kein Fluß vom kleinsten Bächlein bis zum mächtigsten Strom fließt weit in einer geraden Falllinie; durch die natürliche Ungleichheit des Widerstandes auf den Seiten schwankt die Richtung immer bald herüber bald hinüber. Da, wo sich die Kraft des fließenden Wassers hinneigt, findet die Seitenaushöhlung nach Verhältniß des Druckes der Strömung und der Festigkeit der Uferwand Statt. Entsteht durch Ablagerung von Sand oder Kies, oder durch herabgefallene Theile eines unterwühlten Ufers eine Böschung, so trägt sie dazu bei, die Richtung des Stroms eine Zeit lang zu ändern. Deßhalb suchen alle fließenden Wasser sich ihre Kanäle im Zick-Zack oder vielmehr in der Schlangenlinie zu bilden; wo der Aushöhlungsprozeß auf einem ziemlich gleichförmigen Boden wie auf Alluvialgrund vor sich geht, entsprechen die Krümmungen des rechten und linken Ufers beinahe mit geometrischer Genauigkeit dem Winkel des Falles und der Kraft, womit das Wasser über den Kanal schießt, um an ein Ufer zu stoßen, das mit demjenigen parallel ist, von dem es schon zum andern getrieben worden. Allein außer der Seitenaushöhlung besitzt das fließende Wasser eine nicht minder thätige vertikale Kraft der Aushöhlung, durch welche das Strombett vertieft wird. Vermischen sich erdigte Materien mit dem Wasser, so erzeugt sich eine neue mechanische Kraft — Sand und Kieselsteine werden vom Strome hinweggetragen, und stoßen mit ihrem Gewichte gegen die Ufer. Die specifische Schwere vieler Felsen ist nicht mehr als zwei, selten drei Mal die des Wassers, so daß Bruchstücke, die das Wasser entführt, vom Drittheil bis zur Hälfte ihrer Schwere verlieren, und sich viel leichter bewegen, als man gemeiniglich glaubt. Die Schnelligkeit des Stroms bestimmt die Größe und das Gewicht fester Körper, welche derselbe schwebend erhalten oder auf seinem Grunde fortwälzen kann. Auf letztere Weise wirkt das fließende Wasser sehr auf die Vertiefung des Kanals. Jeder durch Regen oder Schnee geschwellte Fluß trägt eine Menge feiner Materien schwebend

*) Principles of geology, being an attempt to explain the former changes of the earth's surface, by a reference to causes now in operation. By Charles Lyell. 2 Voll. London 1830.

dahin, und treibt gröbere Gegenstände wie Sand, Kieselsteine und dergl. auf dem Grunde fort, die nur hie und da bei den Krümmungen des Kanals einen Stillstand machen, nachdem sie aber einmal durch das Wasser in Bewegung gesetzt sind, durch ihre Schwerkraft einen solchen Schwung erhalten, daß man oft die gewaltigsten Blöcke an den Ufern aufgewälzt sehen kann. Ein Theil der Treibmasse setzt sich ab, und wird zu einer Bank, der Strom aber gräbt sich um so tiefer in das gegenüberliegende Gestade ein; einen Theil greift die nächste Fluth wieder auf, und schafft ihn weiter. Mittlerweile runden die fortgeschwemmten Bruchstücke sich durch Reibung am Flußbette ab, und verlieren an ihrer Größe, bis sie zuletzt, wieder in Sand und Schlamm verwandelt, in die See getragen werden, um — dort niedergesetzt — fernerer Wechsel zu harren.

(Fortsetzung folgt.)

Das englische Parlament.

(Schluß.)

Ein ander Mal kündigte Jones eine Motion wegen Vorlegung von Papieren an, welche der Opposition Gelegenheit geben sollten, die Minister der Unfähigkeit in Führung des Kriegs zu zeihen. Der bestimmte Tag erschien. Das ehrenwerthe Mitglied und seine Freunde, die sich auf einen hartnäckigen Widerstand gefaßt machten, fanden sich frühzeitig auf dem Kampfplatz ein und entwickelten ihre feindlichen Linien auf den Oppositionsbänken. Um 5 Uhr marschirte die ministerielle Schaar festen Schrittes und reihte sich dem Feind gegenüber auf. Jones erhob sich, sprach eine Zeit lang mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit, und trug dann auf Vorlegung der Papiere an. Gegen alle Erwartung hatten die Minister Nichts dawider, und die Motion ging ohne Widerspruch durch. Ein Liebhaber der Borkunst, der sich, um einem Strauß zwischen ein Paar berühmten Meistern beizuwohnen, in einer elenden Kalesche von zwei alten Mähren fünfzig Meilen herschleppen läßt, und geduldig alle Püffe aushält, der, damit er nur zeitig auf der Stelle seyn kann, lieber eine Nacht sein Fuhrwerk in ein Schlafzimmer verwandelt, der dann in der Frühe des Morgens sich glücklich bis an den Ring durch einen ungezogenen Pöbelhaufen durchgearbeitet hat, nun aber durch die Dazwischenkunft der Behörde, die den Kampf nicht erlaubt, auf Einmal um seinen Spaß kommt, der kann sich etwa den Aerger vorstellen, welchen Jones und seine Freunde über den unerwarteten Ausgang dieser Motion empfanden. Robson stand im Unmuth auf und schrie aus Leibeskräften: „Ist es nicht unausstehlich, wenn man hieher kommt, um seine Pflicht zu thun, und Niemand thut ein Maul auf?" Unter dem schallenden Gelächter des Hauses konnte man noch die brummende Stimme des Hrn. Jones hören, der seinem Freunde Recht gab: „Oh Das ist zu arg, Das ist zu arg!"

Seit diesen Beiden sind die komischen Rollen nicht mehr recht besetzt. Hr. Martin von Galway erregte einige Erwartung, als er z. B. einmal das Haus mit folgender Geschichte unterhielt: „Ein gewisser Mann, der in der Türkei zum Tode verurtheilt worden, kam bei dem Großherrn um Aufschub ein, und versprach, wenn ihm derselbe bewilligt würde, den Schoßhund Sr. Hoheit Griechisch sprechen zu lehren. Der Großherr, erpicht diesen *lusus naturae* zu sehen, d. h. wie ein Hund sprechen lernte, bewilligte die begehrte Frist und jener konnte somit sein Leben verlängern." Doch bald gewann die sentimentale Gattung bei Hr. Martin die Oberhand, und pathetische Deklamationen gegen Thierquälerei wurden sein Lieblingsgegenstand. Dem verstorbenen Sir Frederik Flood gelang nur ein Mal etwas wie ein Einfall. Als im J. 1815 die Kornbill unruhige Volksbewegungen verursachte, wurden mehrere Mitglieder des Parlaments, von denen man wußte, daß sie diese Maßregel unterstützten, bei ihrem Eintritt in das Haus beschimpft. Ein Mitglied zeigte dem Sprecher seinen zerrissenen Rock, und klagte über Mangel an Schutz; ein Anderer bejammerte den Verlust seines Huts; ein Dritter war im Gedränge herumgestoßen, und wenn auch nicht wirklich verletzt, doch sehr in Angst gejagt worden. Da warf Sir Frederik Flood, der gleichfalls für die Bill gestimmt und sich dadurch Ansprüche auf den öffentlichen Unwillen erworben, sich in die Brust, und rühmte die Ueberlegenheit seiner Rede, durch die das Volk von ihm in die Schranken zurückgewiesen worden wäre, folgender Maßen: „Hr. Sprecher, sie umgaben mich und fragten mich nach meinem Namen; nun Sie wissen, Hr. Sprecher, ich bin ein Feind von Ausflüchten; aber da ich Fluth (Flood) heiße, so konnte ich mir doch wohl die Freiheit nehmen, mich für den Hrn. Wasser (waters) auszugeben, und da ließ man mich unangefochten gehen."

Das irische Parlament bot so ziemlich denselben Anblick wie das englische dar, mit dem es auch in Bezug auf die Art seiner Zusammensetzung alle Aehnlichkeit hatte. Sir Boyle Roche war dasjenige Mitglied, dem in der letzten Periode der Existenz dieses legislativen Körpers die Pflicht der Erheiterung des Hauses oblag. Ein Hofmann mit Leib und Seele stimmte er immer für die Minister, und es ist kein Zweifel, daß er durch seine drollige Beredsamkeit seiner Partei wesentlichere Dienste leistete, als manche Männer von gleichem Eifer und von größern Talenten. Als er eines Tages sich einer antiministeriellen Motion widersetzte, drückte er sich also aus: „Ich wünsche diese Motion auf den Boden des bodenlosen Abgrundes hinab." Ein ander Mal bemerkte er in Bezug auf das Verhältniß Irelands zu England: „England — Das muß Jeder zugestehen — ist das Mutterland, und deßwegen rathe ich England und Ireland in kindlicher Liebe mit einander zu leben, wie Schwestern, die sie sind und seyn sollen." Es handelte sich um den Schleichhandel im Shannonfluß: „Ich würde," sagte Sir Boyle, „zwei Fregatten an der Mündung des Flusses an beiden Ufern einander gegenüber stellen, und da müßten sie bleiben mit dem bestimmtesten Befehl sich nicht von der Stelle zu rühren, und indem sie so hin und her krenzten, würden sie im Stande seyn, Alles aufzufangen, was durchpassiren wollte." Diese Böcke, die höchst wahrscheinlich absichtlich *) waren, verfehlten selten ihren Zweck, Lachen zu erregen, worüber man dann meist das Ernsthafte einer Sache vergaß, und sich der Mühe Gründe widerlegen zu müssen überhob. Diese Taktik läßt sich z. B. in dem folgenden Fall nicht verkennen. Hr. Yelverton, nachmals Viscount Avonmore, sollte, wie man wußte, bei einer

*) Es mangelte ihm keineswegs an wirklichem Schlagwitz: so äußerte er einst gegen Curran: „der ehrenwerthe und gelehrte Herr rühmt sich, daß er der Wächter seiner Ehre sey; ich wünsche ihm Glück zu dieser Sinecure."

wichtigen Frage als Hauptredner gegen die Regierung auftreten. Sir Boyle hatte in den Debatten gesprochen, und war von diesem Herrn, an welchem nach ihm die Reihe kam, zur Ordnung gewiesen worden; Yelverton begann nun, war aber noch nicht weit in seinem Vortrag, als Sir Boyle aufstand und ihn zur Ordnung rief; jener setzte sich nieder, es entstand eine Pause und Sir Boyle sagte: „Herr, Sie können fortfahren!“ Yelverton griff seinen Faden wieder auf, und gelangte eben an eine interessante leidenschaftliche Stelle, als er von Sir Boyle abermals zur Ordnung gerufen wurde. Letzterer führte dieß Mal keinen Grund an. Als ein Mann von warmem Temperament, der sich gereizt kaum in den Schranken des Schicklichen zu halten vermochte, beschwerte sich Yelverton laut und heftig gegen dieses seltsame Benehmen; aber Sir Boyle erwiederte gelassen: „Herr, Sie können fortfahren.“ Jetzt näherte sich Yelverton dem Schluß seiner Rede, da erhob sich Sir Boyle zum dritten Mal mit dem Ruf zur Ordnung. Das war zu Viel. Yelverton und der Sprecher forderten den Unterbrecher zur Erklärung auf, der sich mit größter Unbefangenheit also vernehmen ließ: „Hr. Sprecher, ich begreife nicht, was in meinem Benehmen ordnungswidriger seyn soll als in dem des ehrenwerthen Mitglieds. Er rief mich zur Ordnung; warum sollte ich mir nicht die Freiheit nehmen, ihn auch zur Ordnung zu rufen!“ Kurz der ernste Ton und die scheinbare Einfalt, mit welcher diese Entschuldigung vorgebracht ward, erregte — was er beabsichtigte — ein Gelächter, in welches Freunde und Feinde herzlich einstimmten. Der Spaß aber hatte den Eindruck der Beredsamkeit seines furchtbaren Gegners geschwächt, wo nicht zerstört. Sir Boyle war ein großer schöner Mann von feinen einnehmenden Manieren, dessen gravitätischer Anstand sehr Viel dazu beitrug, die Wirkung seiner Buffostückchen zu verstärken. Gebürtig aus Kerry, besaß er in reichem Maß den Accent jener Provinz, welcher dem komischen Effekt gleichfalls nicht abhold war. *) Aber so Viel ist gewiß, daß die Zeit vorbei ist, wo man mit solchen Künsten Glück macht!

*) Hier noch eine Anekdote von Fox, die man Sir Boyle verdankt. Als Fox die Seen von Killarney besuchte, bot Sir Boyle sich ihm zum Führer an. „Auf dem Gipfel des Mangerton angekommen,“ erzählt Sir Boyle, „was thut Karl Fox. Er thut seine Kleider aus, und springt wie ein newfoundländer Hund in den See.“ Mangerton, ein Berg von ansehnlicher Höhe, erhebt sich von den Ufern des untern Sees, von wo ein steilgewundener Pfad nach dem Gipfel führt, auf welchem ein zweiter sehr tiefer See, Teufelspunschnapf genannt, liegt. Da das Wetter ziemlich frostig war, und Fox sich durch das Bergsteigen erhitzt hatte, wäre ihm seine Unvorsichtigkeit in dem kalten See zu baden bald schlecht bekommen. Es wandelte ihn augenblicklich ein Uebelbefinden an, und man fürchtete eine Zeit lang für sein Leben.

Literarische Chronik.

Neueste Reisen in Griechenland und der Türkei.

Narrative of a Journey through Greece in 1830; with remarks upon the actual state of the naval and military power of the Ottoman Empire. By Captain T. Abercrombie Trant, author of the „two years in Ava.“ 8. pp. 435. London 1830.

Memoirs of the Affairs of Greece; containing an account of the military and political events with occurred in 1823 and following years; with various anekdotes of Lord Byron and an account of his last illness and death. By Julius Millingen, Surgeon to the Byron Brigade at Missolonghi. 8. pp. 338. London 1831.

Nach den vielen Werken, die in den letzten Jahren über die Geschichte des denkwürdigen griechisch-türkischen Kriegs erschienen sind, und uns mit Anekdoten, Charakterschilderungen, Sitten- und Landschaftsgemälden unterhalten haben, ist man eben nicht geneigt, neue Schriften über diesen vielbesprochenen Gegenstand mit großen Erwartungen in die Hand zu nehmen, da man aus den bisherigen Erfahrungen weiß, daß alle diese Schriftstellerei — rühre sie nun von Griechen- oder Türken-Freunden her — doch nur ein Produkt des Augenblickes ist. Um gründliche Forschungen über Volk und Land und die klassische Geschichte Beider anzustellen, hatten diese flüchtigen Wanderer keine Zeit, wohl auch keinen Beruf, und diese Arbeiten müssen der friedlicheren Zukunft überlassen bleiben; an mancherlei Ausbeute dürfte es immer noch nicht fehlen, wie Dieß die neuesten Leistungen eines Mitgliedes der französischen wissenschaftlichen Expedition, Guinet's, bewiesen haben. Wenn aber auch Trant und Millingen höhere Anforderungen selbst bescheiden ablehnen müssen, so geben ihre Werke doch jedenfalls eine angenehme belehrende Lektüre, woraus sich in Bezug auf das gesellige Leben, die politische Lage, den Stand der Parteien, die Folgen des Kampfes und die Aussichten Griechenlands mancherlei Aufschlüsse schöpfen lassen. Helle Beobachter und lebendige Beschreiber Dessen, was sie gesehen, liefern sie, bei aller Einseitigkeit der englischen Parteiansicht, die bei Trant etwas stärker hervortritt, als bei Millingen, viele neue und interessante Thatsachen.

Eine der ersten Personen, zu deren Bekanntschaft Kapitän Trant gelangt, als er nach Argos kommt, ist der Präsident Capo d'Istrias. Hören wir, was er von ihm sagt: „Der Präsident besuchte den Herrn, in dessen Haus ich herbergte, und so traf ich mit ihm zusammen, ohne daß ich ihn kannte. Nach seiner Kleidung hielt ich ihn für einen russischen Officier und wurde durch seine außerordentlich feinen Manieren angenehm überrascht. Seine Gesichtszüge sind schön und würdevoll; seine Gestalt gerade und wohlproportionirt, und sein einnehmendes Aeußeres wird durch das gesellige Talent eines unterrichteten gebildeten Weltmanns gut unterstützt. Graf Johann Capo d'Istrias ist aus Corfu gebürtig, der zweite Sohn einer Familie von altem Geschlechte, die auf dieser Insel ansehnliche Güter besitzt. Graf Johann trat in russische Dienste zur Zeit als diese Nation die jonischen Inseln inne hatte, und erwarb sich bald den Ruf eines bedeutenden Diplomaten. Auf dem wiener Kongreß soll er dem Fürsten Metternich die Aeußerung entlockt haben: „Ce jeune homme là nous a fait la barbe à tous,“ während ein anderer ausgezeichneter Staatsmann, Sir Thomas Maitland, *) eine weit geringere Meinung von Capo d'Istrias Fähigkeiten hegte und ihn eine politische Puppe nannte. Welche von beiden Ansichten die richtige sey, mag sein Benehmen seit seiner Erhebung zur Präsidentschaft von Griechenland am Besten ausweisen. Eine Reise, die er im Jahre 1819 nach Corfu machte, hing, wie man vermuthete, mit den Planen der Hetäristen zusammen, deren Partei er bekanntlich unterstützte; als jedoch die Revolution in der Wallachei ausbrach und Alexander Ypsilanti Griechenland zu den Waffen rief, gab sich Graf Capo d'Istrias alle Mühe, den Fortgang eines Aufstandes zu hemmen, der, wie er voraussah, unreif war, und alle Theilhaber mit Vernichtung bedrohte. Man versichert, er habe den Griechen ernstlich vorgestellt, sie hätten auf keine Hülfe von Seiten Rußlands zu rechnen; und wenn er auch vielleicht insgeheim ihrer Sache nicht fremd blieb, so sprach er doch vor der Welt seine Mißbilligung über ihr Beginnen aus, und trat nicht eher den Patrioten bei, als bis der Aufruf der Nation an ihn erging. Darüber kann aber kein Zweifel seyn, daß er vom Anfange an seine Augen auf den Besitz der höchsten Gewalt gerichtet hielt. Im Januar 1828 langte Graf Capo d'Istrias auf einem englischen Linienschiffe in Nauplia an; Grira, der damals mit Colocotroni in Fehde lag, öffnete ihm die Thore der Festung und legte somit die Schlüssel von Morea in seine Hand; die übrigen widerspenstigen Häuptlinge beeilten sich, ihren Patriotismus an den Tag zu thun, indem sie den Präsidenten anerkannten, so daß dieser ohne Anwendung von Gewalt sich an der Spitze der Nation befand. Vor 1828 wurde das ganze Land von bewaffneten Banden verheert, die, obgleich nicht im Stande, ihre Nationalfeinde abzuwehren, Stärke genug hatten, ihre Landsleute zu unterdrücken; Räuber beunruhigten die Straßen, und der Bauer, der hinter dem Pfluge ging,

*) Dieser sogenannte ausgezeichnete Staatsmann ist kein anderer als der berüchtigte Verkäufer von Parga, Lord-Pascha auf den jonischen Inseln

konnte seiner Waffen sich keinen Augenblick entäußern. Diese Uebel fingen allmälig an so allgemein gefühlt zu werden, daß selbst die Urheber derselben sich nach Ruhe sehnten; als daher der Präsident als erste Maßregel, die Ordnung einzuführen, befahl, daß Niemand in Waffen erscheinen sollte, wer nicht von der Regierung dazu ermächtigt wäre, so ward augenblicklich Folge geleistet, und ein einfacher Erlaß reichte hin, die Gährung des Volkes zu beschwichtigen; ein Vorsteher ward aus den ältesten Personen jedes Dorfes zum Bezuge der öffentlichen Einkünfte bestellt, und diese auf zehn Proc. vom Ertrage des Privateigenthums und auf dreißig Proc. von den verpachteten Staatsländereien festgesetzt. Seitdem haben zwei Friedensjahre die Einheimsung der Ernten möglich gemacht, und Jeder hofft jetzt den ungestörten Besitz eines Bodens, um den man so lang kämpfte, und den man mitunter so theuer erkaufen mußte. Indem die verbündeten Mächte durch die entschiedene Haltung, die sie nahmen, die Bewegungen Ibrahim-Pascha's, des furchtbarsten Widersachers der Griechen, lähmten, hatten sie diese über jede Besorgnisse wegen ihrer Existenz beruhigt, und obgleich das verhängnißvolle Treffen bei Athen den Fall der Akropolis, des letzten Bollwerkes in Ostgriechenland, nach sich zog, so vermochte doch das türkische Heer weder die ceraunischen Engpässe noch die von General Church vertheidigte Stellung an der Landenge von Korinth zu erzwingen. Der Präsident, gegen Außen gesichert, konnte sich also ganz mit der innern Lage des Landes beschäftigen. Seinen Absichten kamen alle Parteien entgegen. Dieselben Häuptlinge, welche die Regierung bekämpften, so lange sie Einen ihres Gleichen, durch Kabale erhoben, am Ruder wußten, trugen kein Bedenken, einen Mann zu unterstützen, dem der Ruf des Talents als vormaligem Mitgliede des russischen Kabinets voranging, und von dem sie hofften, daß er nicht nur jedem Parteigeiste fremd, sondern in die Geheimnisse der Gesetzgebungskunst eingeweihe und der geschickteste Vertheidiger der Interessen der neuen Nationalität seyn würde. Wie er den gehegten Erwartungen entsprach, wird sich gleich zeigen. Die vertrauensvolle Bereitwilligkeit auf ein bloßes Wort des Präsidenten, die Waffen niederzulegen, gereicht dem griechischen Volke sehr zur Ehre. Wäre es nun nicht billig gewesen, daß Capo d'Istrias bei der Wahl seiner Minister und Beamten auch einige Rücksicht auf Rechtschaffenheit genommen hätte? Allein weit gefehlt. Nachdem er die bestehende Regierungsform abgeschafft, schritt er zur Ernennung eines Raths, des Panhellenion; diese Versammlung hatte aber bloß dem Namen nach Etwas zu bedeuten, und sollte dazu dienen, die wirklich despotische Autorität, die er sich vorbehielt, zu maskiren. Die Beisteuern von Frankreich und Rußland füllten seinen Schatz und rüsteten ihn mit einer unwiderstehlicheren Macht aus, als ihm eine Armee geben konnte, und kaum sah er sich mit der Obergewalt bekleidet, als er seine hinterhaltigen Entwürfe zur Ausführung zu bringen anfing, wobei Alles lediglich auf seine und seiner Familie Größe abzielte. Während er England und Frankreich durch einen Anschein von Biederkeit und Uneigennützigkeit schmeichelte, baute er insgeheim seine Hoffnung auf Rußland, welches jederzeit mit lüsternem Auge auf Griechenland blickte und natürlich in einem Manne, der durch Bildung und Gesinnung ganz Russe war, ein Werkzeug zu Verwirklichung künftiger Absichten erkannte. Der Plan des Präsidenten ging dahin, allen selbstständigen Patrioten die Geschäfte zu verleiden oder sie auf andere Weise zu entfernen, und durch Mitglieder seiner Familie oder Ionier, die ihm unbedingt anhingen, zu ersetzen. Maurocordato, Tricopi und andere Männer von Verdienst wurden genöthigt, sich zurückzuziehen, wogegen die Grafen Viario und Augustin, des Präsidenten Brüder, die in Corfu ihre Tage in Dunkelheit verlebten, über die Schicksale Griechenlands wachen zu helfen die Einladung erhielten. Viario, der älteste, bekam das Kriegs- und Seewesen unter sich, aber kaum trat er in's Amt, als seine Unfähigkeit sich sattsam beurkundete. Von dieser Zeit an sank die Popularität des Präsidenten, und so gut machte Graf Viario seine Sache, daß ihn die öffentliche Meinung nicht nur seiner eigenen Charakterlosigkeit wegen, sondern auch als Denjenigen verabscheut, welcher seinen Bruder zu Handlungen verleite, wodurch er den Haß seiner besten Anhänger auf sich lade. Graf Augustin ist noch ein junger Mann; er wurde für die Justiz erzogen, lernte aber in seinem Berufe Nichts und faulenzte in Corfu, als sein Bruder zur Präsidentschaft berufen wurde. In ihm entdeckte Capo d'Istrias einige glimmende Funken von militärischem Talent, das sich wahrscheinlich beim Zuschauen auf einer unserer Wachparaden entwickelt hatte; der Oberbefehl über die griechische Armee in Acarnanien war für dieses Verdienst nicht zu Viel. Man wußte es demnach so einzurichten, daß Sir Richard Church, dem es gelungen, Westgriechenland von den Türken zu säubern, abdanken mußte; indem man ihn ohne Vorräthe ließ, erreichte man leicht diesen Zweck; Church nahm seinen Abschied und Graf Augustin folgte ihm im Kommando. Sein Benehmen in diesem neuem Posten fiel gerade so aus, wie von einer solchen Puppe vorauszusehen war: er blieb in Lepanto und suchte sein Schäfchen in's Trockene zu bringen, und dachte nicht daran, eine Maßregel zur Beruhigung jenes Theils des Landes zu treffen, in welchem, troß dem zweijährigen Frieden, der alte gesetzlose Zustand wie während des Krieges fortdauert. Da unbedingte Ergebenheit gegen den Willen des Diktators für die einzige Empfehlung bei Anstellungen galt, so ergoß Ionien fort und fort den Auswurf seiner Bevölkerung über Griechenland. Diese Insulaner stürzten sich auf das arme Land, wie Geier auf ein Aas, und benutzten auch ihre Zeit so gut, daß sie wenig Mehr als ein Gerippe übrig ließen. An diese Leute verschwendete der Präsident mit freigebiger Hand die russischen und französischen Subsidiengelder, unter dem Vorwande von Entschädigungen für Verluste in der Revolution; so wurde Colocotroni, der bekanntlich nie verkürzt worden, gefesselt; den unwissenden Moreoten aber machte man glauben, Capo d'Istrias sey es, der das Land von den Egyptiern befreit habe, und dem man die jetzige Sicherheit verdanke, und da er keine Schatzungen ausschrieb, so ließ das Volk sich gern Alles gefallen, was die Trabanten der Macht sonst verschlugen. So regierte der Präsident mit einer tyrannischen Willkür, die man deßwegen nicht weniger empfand, weil er den Aushängschild der Freiheit gebrauchte; so gingen die stolzen Träume der wohlwollenden Freunde Griechenlands zu Schanden durch das Betragen Dessen, den sie als einen Retter der guten Sache betrachteten; die Parteien, die man gedämpft meinte, erhoben furchtbarer, als zuvor ihr Haupt; die Entsittigung that rasche Schritte, und um dem Wohl des Volkes den letzten Streich zu versetzen, wurde ein Spionensystem angeordnet, das vielleicht in den despotischsten Ländern der Welt ohne Beispiel ist. Das Kind verrieth die Eltern, der Bruder den Bruder; keine Familiengeheimnisse wurden mehr geachtet; die Briefe wurden erbrochen und in einem Falle das Postfelleisen geplündert — auf Befehl des Präsidenten, der sich von seinem Inhalt unterrichten wollte. Die Nachricht von der Wahl des Prinzen Leopold verursachte eben so viel Mißvergnügen unter den Anhängern des Präsidenten, als Zufriedenheit unter dem liberalgesinnten und verständigen Theile der Bevölkerung, den Rumelioten und Inselbewohnern, d. h. denjenigen Griechen, welche allein den Krieg führten, und die ihre Dienste verkannt sahen, während die Moreoten, die Nichts gethan, unter Capo d'Istrias Aegide wenigstens scheinbar den Meister spielten, wenn sie gleich bloß Dessen willenlose Automaten sind. Capo d'Istrias verbarg sich nicht, daß, wenn ein britischer Prinz den Thron bestiege, es mit seiner Gewalt ein Ende hätte; er gab längst die Hoffnung auf, der britischen Regierung zu imponiren, die das feine Gewebe seiner Politik durchschaut, und nur durch eine neue Intrike konnte er das ihm bevorstehende Schicksal abwenden. Der künftige Beherrscher Griechenlands hat eine schwere Aufgabe, wenn das Volk zur Civilisation unter ihm reifen soll — er muß seine Vorurtheile ausrotten, seine Leidenschaften zügeln den Unternehmungsgeist seiner Seeleute wecken, eine zuchtlose Soldateske an Ordnung gewöhnen, regelmäßige Abgaben einführen, Straßen bauen, Gerechtigkeit verwalten. Dazu braucht er fremde Truppen und einen eisernen Willen. Die Verhandlungen der Versammlung des Grafen Capo d'Istrias zu Argos haben bewiesen, daß die Griechen die Vortheile einer Repräsentativverfassung nicht zu würdigen verstehen; deßhalb dürfte es, bevor man Volksabgeordneten Gewalt einräumt, nöthig seyn, vorerst Municipalitäten zu bilden, um die Griechen dadurch auf die konstitutionelle Freiheit vorzubereiten. Die Afterregierung der letzten zwei Jahre hat übrigens den künftigen Souverän in eine schwierigere Lage versetzt, als diejenige, in welcher Graf Capo d'Istrias im Jahre 1828 die Zügel übernahm; denn zu den Fehlern der türkischen Verwaltung und den während des Kriegs eingeschlichenen Mißbräuchen ist nun noch das machiavellistische Gewebe gekommen, welches der Präsident über das Land geworfen hat, und das einem unauflöslichen gordischen Knoten gleicht, den sein Nachfolger nur gewaltsam zerhauen kann."

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 66. 7 März 1831.

Politischer Geist in den französischen Departementen.

(Mitgetheilt aus Paris.)

„Die Zeit schreitet vorwärts, und Nichts wird ihren Lauf hemmen," dieß politische Axiom, welches seit 15 Jahren auf den Fahnen der Opposition stand, und das als Motto zur Geschichte der Restaurationsfürsten angewandt zu werden verdient, läßt sich jetzt mit größerem Rechte als jemals wiederholen — allein dieß Mal zum Vortheile der Regierung. Denn während die Kammer der Abgeordneten, ihrem Ursprunge getreu, zu resultatlosen Diskussionen eine kostbare Zeit verwendet, von welcher die Nation die Erfüllung theuer erkaufter Versprechen erwartete; während unter jenen Staatsmännern, denen wir wegen ihrer geleisteten Dienste noch unsre Achtung nicht versagen können, die einen aus Anhänglichkeit an ihre jetzige Stellung, die andern von fixen Ideen oder auch durch Gründe innerer Ueberzeugung geleitet, die wichtige Reorganisation nicht beschleunigen wollen, worauf die Nation harrt, und welcher die Regierung nicht gerne im Wege steht, während dieses Zauderns und Hinausschiebens erhebt sich in der Provinz mit nie gesehener Schnelligkeit eine kompakte Opposition, nicht gegen Regierung und Ministerium, sondern gegen die jetzige Kammer, und verlangt laut die Folgen der letzten Revolution, die politische Wiedergeburt, als deren Quelle ein freisinniges Wahlgesetz, und das Berufen einer neuen Kammer betrachtet wird. Diese Ansicht über die politische Tendenz der französischen Departemente beruht nicht, wie frühere entgegengesetzte Ansichten, die auch in Deutschland laut wurden, auf den Angaben vereinzelter Reisenden, die ihre individuelle Meinung für die des Landes hielten; nicht auf den Angaben pariser Zeitungen, die nur Dasjenige aus Provinzialblättern und Korrespondenzen entlehnen, was ihren eignen Zwecken dient, und unsre Ansicht ist nicht wie die des großen Redners Dupin oder des Hrn. Jars eine vorgefaßte Meinung, bloß deßhalb verfochten, damit sie in den Departementen Eingang finde. Unsre Ansicht beruht vielmehr auf unpartelischem Studium aller Organe der öffentlichen Meinung in der Provinz, das wir seit einigen Tagen eifrig betrieben, und das überhaupt erst seit einigen Tagen mit Erfolg betrieben werden konnte, weil erst seit ganz kurzer Zeit die Provinzialblätter ihre eigene Ansicht unverholen, vollständig und mit einem Eifer verfechten, von welchem in der französischen Geschichte kein Beispiel vorhanden ist. Jene Blätter, die noch unlängst hundertstimmig bloß wiederholten, was in Paris gedruckt war, und den übrigen Theil ihrer Spalten mit örtlichen Kleinigkeiten ausfüllten, fangen jetzt an, auch ein Wort mitzureden, und ein bedeutendes Wort. Die Provinzialblätter hatten zwar schon früher, besonders seit 1819, in welchem Jahre ihre Freiheit ausgedehnt wurde, eine Art von Wichtigkeit, denn politische Parteien brauchen ein Echo; allein das Departementalecho änderte sich zu leicht mit den pariser Stimmen, als daß der Nachhall oft hätte nach Paris zurückgelangen können. Jetzt hingegen lassen jene Organe nicht mehr einen bloßen Nachhall vernehmen; aufgeregt durch die Erschütterung bei der letzten Revolution, fortgährend zu einer Zeit, wo die Abgeordneten in Paris eine künstliche, nur künstliche Ruhe herbeiführen, gießen die gereizten Provinzialvulkane eine Lava von liberalen Artikeln aus, die übrigens auf das Centrum nicht den geringsten Eindruck zu machen scheinen. Die Provinzialartikel sagen nicht bloß, was in Paris schon gesagt war, mit liberaleren Worten, sie fügen eigne Theorien und Systeme hinzu; da ist kein Blättchen in den kleinen Städten, das nicht seinen eigenen Munizipal-, Wahl-, Primärunterrichtsvorschlag machte und mit einer Originalität entwickelte, die sogar Denen, welche in den Departementen ein fortschreitendes Prinzip vermutheten, sehr auffallen muß. Wem verdankt man diese Neuerungen, die nicht Jedem erfreulich seyn können, und die vorhersehen lassen, wie die künftige Integral-Erneuerung der Kammer ausfallen wird? Niemand anders wahrlich als den HH. Dupin, Jars u. a. Mitgliedern des Centrums, die sich an die Minister wenden, und sie auffordern, kategorisch ihre Tendenz zu erklären — drauf deuten die Minister etwas behutsam an, daß sie sich zur äußersten Linken und gegen das Centrum neigen — die sich sodann an die Departemente wenden, und sie bitten, gefälligst ihre Tendenz anzudeuten, und kategorisch erklären die Departemente, daß sie für die äußerste Linke, für die Verwaltung, für die Regierung und gegen das Centrum eingenommen sind. Ganz abgesehen von den heutigen Verwicklungen, ist das selbstthätige Eintreten der Provinz in den Kreis der bedeutendsten politischen Diskussionen eine Thatsache von historischem Interesse, eine Neuerung, die Epoche macht. Die früheren Epochen der französischen Departemental-Journalistik treten jetzt sämmtlich in den Hintergrund. Unter dem alten Regiment wurden die Blätter, die sich am Meisten mit Politik abgaben, nicht in Paris, sondern in der Provinz gedruckt; der Courrier d'Avignon war mit der Gazette de Leyde das einzige Blatt, worin man französisch geschriebene Nachrichten über

auswärtige Politik, Debatten des britischen Parlaments und über Krieg und Frieden fand; das Zirkuliren dieser Journale ging langsam vor sich. Später ließ sich der Mercure de France auf Politik ein, aber erst kurz vor der Revolution; die Gazette de France war offiziell. Auch das hauptsächliche literarische Blatt erschien nicht in Paris. Mit den einzelnen Phasen der Revolution kamen in der Hauptstadt eine Menge Journale heraus, die von Carra, Mercier, Camille Desmoulins, Hebert, Marat. Unter dem Kaiserthum entstanden viele, aber halboffizielle, in der Provinz. Im J. 1819 wurde, wie gesagt, die Presse freier; allein die Provinzialblätter schrieben die pariser ab, wurden für liberale Aeußerungen strenger bestraft als letztere; manche unterlagen; andere hingegen trotzten der Gefahr, halfen den parisern zum Durchsetzen freisinniger Wahlen, und die vorige Regierung hatte oft große Mühe, ihre Präfekten vor jenen Journalen zu schützen. Mit der neuesten Revolution hörte für die liberalen Provinzialblätter die Ursache zur Opposition auf, und es handelte sich nur darum, ihnen keine neue Ursache zu geben. Anstatt Dieß sich angelegen seyn zu lassen, schienen viele Doktrinärs nur daran gedacht zu haben, die etwa von Neuem ausbrechende Opposition durch künstliche Mittel zu neutralisiren. Sie unternahmen es, wie es scheint in Bordeaux, Lyon, Caen, Marseille Blätter für sich zu gewinnen, damit „im Nothfalle die Provinz gegen Paris aufstehe;“ sie suchten es dahin zu bringen, und suchen es noch, daß die Blätter der Departemente von obrigkeitlichen Personen geleitet würden, „was für diese Personen eben so nützlich wäre, wie für das Land.“ „Wir hoffen,“ sagt eine dem Centrum ergebene Zeitschrift, „daß die Präfekten der neuen Regierung die Journale, welche sie im Genusse der öffentlichen Gunst fanden, nicht vernachlässigen. Dieselben wissen, daß im Mittelpunkte der Regierung (Paris) die Minister einige Sorge tragen, Journale sich anzunähern, die keine entschiedene Uebereinkunft mit unversöhnlichen Gegnern geschlossen haben. Diese Näherung ist keine Bestechung.“ Die Doktrinärs suchten es endlich dahin zu bringen, daß sich die Provinzialblätter so viel als möglich mit Lokalsachen abgäben, damit der politische Wortstrudel sich auf Paris beschränkte, und es gab keine Lockung, kein süßes Lob, das sie nicht vergeudet hätten, um alle diese erwünschten Resultate zu erreichen. So lange die Doktrinärs am Staatsruder waren, scheint obige Politik mancher Orten gelungen zu seyn, um so mehr als die Präfekten, Unterpräfekten ec., die sich der Provinzialblätter bemeisterten, bisher unter den Helden des Liberalismus standen, und schon aus Gewohnheit noch eine Zeit lang liberal blieben. Als aber das doktrinäre Ministerium stürzte, deßwegen stürzte, weil es seinen Ursprung zu verleugnen schien; als die Stellen und somit die Leitung der Blätter zum Theil in andere Hände überging oder meist an die früheren Redaktoren anheimfiel, als ferner die Kammer blieb, eine Kammer, die man beschuldigte, daß sie ihren Ursprung nicht verleugnete — als endlich die Doktrinäre des Centrums sich auf die Provinzen beriefen, deren Geduld sie für Beifall ansahen: da brach mit einem Male, erst rund um Paris, dann in allen möglichen divergirenden Linien Eine Stimme aus, Eine Stimme für die Regierung, allein gegen die jetzige Kammer, d. h. ihre Majorität, und diese Stimme war nicht mehr ein Echo; sie erhob sich mit eigenen Worten, klar und laut, gegen den Ursprung jener Kammer, gegen das zu illiberale Wahlgesetz, wozu die Verwaltung durch die Majorität genöthiget wird, gegen die Einschränkung der Munizipalfreiheit, und machte dabei, wie alle anfangenden originellr Schriftstellerei, so viele Nebenbemerkungen, Seitensprünge auf auswärtige Politik, Polen, Belgien, auf Unterrichtswesen, Geistlichkeit, Karlisten, republikanische Institutionen u. a. m., daß wir der Darlegung dieser Einzelnheiten ein eignes Kapitel widmen müssen.

Skizzen aus Rußland.

4. Kriegswesen.

Die Art, wie man in Rußland Truppen aushebt, ist oft und viel beschrieben worden — man nimmt in der Regel je zwei oder vier Mann von fünfhundert *) Individuen. Diese Leute werden zur körperlichen Untersuchung nach den Hauptquartieren in Moskau, Nowgorod, Petersburg ec. gebracht. Hier erwartet der Gouverneur mit einer gehörigen Anzahl von Beamten und Schreibern, und — was nirgends bei wichtigen oder unwichtigen Dingen fehlen darf — einer Polizeiwache, den Kandidaten, der im völligen Zustande der Nacktheit der Versammlung vorgeführt und von dem Arzte besichtigt wird; ist der Leibeigne gesund erfunden, so wird er der militärischen Behörde überantwortet und unter das Maß gestellt; geht ihm an den erforderlichen Eigenschaften keine ab, so wandert er in ein zweites Zimmer, um sich den Kopf scheeren zu lassen. Diese Operation erstreckt sich bei dem Rekruten über den ganzen Kopf, wogegen Derjenige, der wegen mangelnder Körperlänge, Schwäche oder Mißgestalt nicht zu brauchen ist, bloß des hintern Theils seiner schmutzigen Locken verlustig geht, damit ein eigennütziger Edelmann ihn bei der Aushebung nicht am Ende noch statt eines tüchtigern Subjekts einschmuckelt. Kaum ist die Mackellosigkeit ausgesprochen und die Schur vollbracht, so geht es mit dem neuen Kriegsknecht in den Hof hinab und fort in die Kaserne; unten verabschieden sich von ihm seine weiblichen Verwandten unter kläglichem Gewimmer, worein er heulend einstimmt, so daß man es nicht für möglich hält, daß so treue zärtliche Herzen sich trennen könnten. Der Korporalsstock und ein Schluck Quaß vertreiben indessen alle unlustigen Gedanken, der Sklave des Kaisers, in seine Uniform gekleidet, vergißt Vater, Mutter, Weib und Kind, und nach drei Tagen steht er so aufrecht als Einer im Regiment, handhabt seine Muskete und paradirt vor einem Schilderhaus.

Das unter den Russen insgemein herrschende Talent der Nachahmungskunst ist etwas Außerordentliches. Soll Einer Soldat, Matrose, Handwerker, Musiker werden, dieses Talent und der Stock wirken Wunder. Bei einer Musterung will man die Musikbande ergänzen — der Offizier schreitet durch die Reihen, und ohne sich

---

*) Die neueste Rekrutirung, welche durch den Ukas vom 28 Januar angeordnet wird und aus 500 Individuen 2 Mann zieht, hält also zwischen dem Maximum und dem Minimum die Mitte. Da sie überdieß rücksichtlich des körperlichen Maßes der Rekruten sich auf das Unumgängliche beschränkt, und nicht einmal die Statthalterschaften übergeht, in welchen die Cholerapest gewüthet hat, freilich zum Theil diejenigen, welche als die bevölkertsten den Kern des Heers liefern; so sieht man, daß Rußland seine militärischen Exekutionen, womit es das westliche Europa übermüthiger Weise bedroht hatte, nicht so ernstlich gemeint haben konnte!

nach musikalischem Geschick oder Ohr zu erkundigen bezeichnet er, wie es ihm einfällt, diesen für's Clarinett, jenen für die Flöte, einen Dritten für das Fagott rc., nach einem Monat spielen diese improvisirten Tonkünstler mit den Uebrigen. In Rußland wird der Begriff der militärischen Zucht weiter getrieben als irgend wo in der Welt; der Soldat betrachtet seinen Offizier als eine Gattung höherer Sterblichen, und der Offizier ahnt in dem Kaiser so Etwas von einem übermenschlichen Wesen. Man kann sehen, wie der Offizier dem Soldaten, dessen Anzug er vielleicht nicht ganz in der Ordnung findet, einen Faustschlag in das Gesicht versetzt, wie er Das vier und fünf Mal wiederholt, ohne daß dieser sich um einen Zoll rührt oder das Gesicht verzieht. Sie sind vollkommene Maschinen, und wenn man die beiden Schildwachen vor den Gemächern des Kaisers sieht, die ganz bewegungslos dastehen, so könnte man sie für Wachsfiguren halten.

In Rußland richten sich alle Rangverhältnisse nach der militärischen Stufenleiter. Edelmann und Offizier ist identisch. Der Kaufmann von der ersten Gilde, dessen Namen in dem sammtnen Buch geschrieben steht, und der das Recht hat, ein Schwert an seiner Seite zu tragen, bei Hof zu erscheinen und für diese Ehre jährlich 4000 Rubel zu bezahlen, hat den gleichen Rang mit dem Fähnrich in der Armee, der, so wir nicht irren, die siebzehnte Stufe in dieser Hierarchie einnimmt, während einer Hofdame der Kaiserin Generalmajors-Rang und somit die dritte Stufe zukommt. Indessen bringt hoher Rang nicht auch tüchtige Besoldung mit; ein General an der Spitze einer Brigade empfängt jährlich nur 1000 Rubel, und nimmt ihm ein unglücklicher Schuß einen Arm oder ein Bein weg, so läßt man ihn dafür sorgen, ob sein Adel hinreicht, davon zu leben oder zu sterben. Auch in anderer Beziehung ist das Loos eines russischen Offiziers nicht beneidenswerth. Ist ein junger Mann reich, so tritt er unter die Garde, und genießt die Vergnügungen der Hauptstädte, die er nur im Gefolge der kaiserlichen Familie verläßt; von dem Augenblick hingegen, wo der Aermere bei seinem Regiment eintrifft, darf er nicht daran denken, je in eine der beiden Hauptstädte versetzt zu werden; er kann nach Tobolsk marschiren müssen, um zu wissen, daß er völlig ein Verbannter ist, und von Glück hat er zu sagen, wenn ihn das Schicksal nach Liefland oder Kurland führt.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Mémoires de Constant, 3ème et dernière livraison.

Von den Memoiren Constants ist gegenwärtig die dritte Lieferung in zwei Bänden erschienen. Es ist ein sehr schätzbares Verdienst dieser Denkwürdigkeiten, daß sie weder Urtheile noch Betrachtungen, sondern rein erzählend die einfachen Thatsachen geben, wodurch sie sich gleich ferne halten der Kritik, die oft ermüdet, wie dem Panegyrikus, der immer langweilt. Constant selbst bezeichnet den Geist seiner Memoiren an einer Stelle derselben in Folgendem: „So lang ich um den Kaiser war, dachte ich nie daran, daß ich im Dienste eines so großen Mannes sey; völlig auf die Erfüllung meiner Pflicht beschränkt, war ich mir bloß bewußt, einem vortrefflichen Herrn zu dienen.“ So zeigt uns also Constant in Napoleon mehr den Menschen, als den großen Feldherrn und Kaiser, und vielleicht konnte Constant allein ihn sehen, wie er ihn gesehen hat.

Diese letzte Lieferung enthält die Ereignisse von der Reise des Kaisers an, die er im September 1811 in Begleitung der Kaiserin Marie Louise nach Holland machte bis zu seiner Abreise nach der Insel Elba, oder vielmehr sie enthält nicht die Ereignisse selbst, sondern eine treue Zeichnung Napoleons an jedem Tage, der jene Ereignisse heraufführte. Constant berichtigt auf diesem Wege einige Irrthümer, in die mehrere Verfasser von Memoiren verfallen sind. Unter Andern erfahren wir, daß Napoleon, während man sich darin gefallen hat, ihn bei gewissen Gelegenheiten als krank darzustellen, die ganze Zeit über, in der Constant in seinen Diensten stand, also von der Schlacht bei Marengo bis zur Abreise von Fontainebleau, nur einen einzigen Anfall von Fieber hatte, nämlich in der Nacht nach dem zweiten Tage der Schlacht bei Dresden, wo er vierzehn Stunden im Regen geblieben war. „Am Abend,“ sagt Constant, „war der Kaiser so durch und durch naß, daß, ohne Uebertreibung zu reden, das Wasser von beiden Ecken seines Hutes in die Stiefel troff.“

Den eigentlichen Kern dieser Mittheilungen bilden indeß die wichtigen Aufschlüsse, welche Constant über die Ereignisse zu Fontainebleau im April 1814 giebt. Sie betreffen die Vergiftung des Kaisers, von der man sich damals erzählte, und die späterhin von Napoleon selbst auf St. Helena geleugnet worden ist. Bourrienne ist in seinen Memoiren über diese Thatsache mit den Worten weggegangen: „Constant allein kann wissen, was an der Sache Wahres ist.“ Wir wollen hierüber Constant selbst sprechen lassen. Vorausgeschickt werden muß, daß Napoleon seit seiner ersten Reise nach Bayonne, so oft er von Paris entfernt war, an seinem Hals ein Säckchen trug, von dem Constant nicht wußte, was es enthielt.

„Am 11 April hatte ich den Kaiser wie gewöhnlich beim Schlafengehen bedient. Ich lag im tiefen Schlaf, als ich gegen Mitternacht von Hrn. Pellard, Kammerdiener im Dienst, geweckt wurde; er sagte mir, der Kaiser verlange mich zu sprechen, und als ich die Augen aufschlug, bemerkte ich in seinem Aeußern alle Zeichen des Schreckens, was mich in Bestürzung setzte. Er sagte: „der Kaiser habe Etwas in ein Glas geschüttet und ausgetrunken.“ Der Kaiser lag im Bette, und indem ich mich ihm näherte, sah ich vor dem Kamin das leere Säckchen von Leder und schwarzer Seide, von dem ich oben schon gesprochen, zerrissen am Boden liegen. Als ich am Kopfkissen des Kaisers stand, sagte er bald mit schwacher, bald mit heftig schütternder Stimme: „„Constant, ich sterbe. Ich konnte der Qual des Kummers, die ich erleide und besonders der Erniedrigung nicht widerstehen, mich in Kurzem von den Agenten der Fremden umringt zu sehen. Man hat meine Adler in den Koth getreten! .. Sie haben mich schlecht gekannt .. Armer Constant, sie werden mich bedauern, wenn ich nicht mehr bin! .. Marmont hat mir den Herzstoß gegeben! .. Der Unglückliche! .. Ich liebte ihn ... Die Verleugnung Berthiers hat mich tief verwundet! ... Meine alten Freunde, meine alten Waffengefährten!““ ....

„Der Kaiser,“ fährt Constant fort, „sagte mir noch Mehreres, was ich aber aus Furcht, etwas Unrichtiges mitzutheilen, lieber verschweigen will. Man wird begreifen, daß in der heftigen Verzweiflung, in der ich mich befand, mein Gedächtniß minder treu die Worte aufbewahrte, die dem Mund des Kaisers in abgebrochenen Sätzen entfuhren.“

Soweit Constant in seinem Bericht über jenes wichtige Ereigniß.

Wiederholtes Erbrechen rettete den Kaiser, doch wies er hartnäckig den lindernden Trank zurück, den Constant ihn zu nehmen bat. Der Kaiser ließ Hrn. v. Coulaincourt und Hrn. Yvan rufen, die sich zu Fontainebleau befanden und hier wollen wir wieder Constant erzählen lassen: „Der Kaiser gab dem Herzog von Vicenza mit der Hand ein Zeichen, seinem Bette näher zu treten und sagte: „„Coulaincourt ich empfehle Ihnen meine Gemahlin und meinen Sohn .. Dienen Sie ihm, wie Sie mir gedient haben. Ich habe nicht lange mehr zu leben ...““ In diesem Augenblick wurde der Kaiser wieder von Erbrechen befallen. Inzwischen versuchte ich es, dem Herzog von Vicenza zu sagen, daß der Kaiser Gift genommen habe. Er errieth mich mehr, als er meine Worte verstand, da mein Schluchzen meine Stimme so erstickte, daß ich kein Wort vernehmlich aussprechen konnte. Hr. Yvan näherte sich ihm: „„Glauben Sie,““ fragte der Kaiser, „„daß die Dosis hinreicht?““ Diese Worte waren für Hrn. Yvan ein reines Räthsel, der meines Wissens niemals etwas von dem Säckchen gewußt hatte; er antwortete daher: „„ich weiß nicht, was Eure Majestät meinen;““ worauf der Kaiser nichts mehr erwiederte.“

„Die dringende Bitte der drei Herren, die sich im Schlafgemach des

Kaisers befanden, bestimmte ihn endlich, wiewohl nicht ohne lange Weigerung, eine Tasse Thee zu nehmen, worauf er einschlummerte. Constant blieb allein im Gemache zurück, um sein Erwachen abzuwarten. Nachdem der Kaiser einige Stunden geschlafen hatte, erwachte er, fast so gesund wie gewöhnlich; nur sein Aeußeres trug noch die Spuren von Dem, was er gelitten. Er frühstückte wie gewöhnlich und schien sogar heiterer, als er lange her gewesen war. „War es," fragt hier Constant, „die Folge der Zufriedenheit, daß er dem Tode entgangen war, den er in einem Augenblick der Entmuthigung gesucht hatte, oder war es vielmehr die gewonnene Ueberzeugung, daß er auf dem Bette eben so wenig zu fürchten habe, als auf dem Schlachtfelde? Wir wissen es nicht. Aber das Sonderbarste ist das Stillschweigen des Kaisers. Weder an diesem Tage noch später entfiel ihm auch nur ein Wort, das die leiseste Anspielung auf die Begebenheit jener Nacht enthalten hätte."

Dieses Räthsel ist nicht so unauflösbar, als es Constant findet. Der Charakter Napoleons erklärt es. In seinem ungeheuern, schöpferischen und an gigantischen Ideen reichen Genie fand sich immer auch noch einiger Raum für kleine Arglist. Der Kaiser hatte Constant hunderttausend Franken geschenkt; er unterhält sich mit ihm über alle Einzelheiten seiner Familie, und einige Tage darnach hat der Kaiser vergessen, daß er seinem treuen Kammerdiener diese Summe zum Geschenke gemacht hat; läßt sie von dem Großmarschall des Palastes zurückfordern. Warum Dieß? Weil es nicht in der Natur Napoleons lag, immerwährend den Zeugen einer Schwäche vor Augen zu dulden, die er sich vorzuwerfen hatte, und die er leugnen wollte. Da er aber einen alten treuen Diener nicht entlassen wollte, nicht entlassen konnte, so mußte dieser Diener dahin gebracht werden, selbst seine Entlassung zu nehmen, und Dieß ist die einzige wahrscheinliche Ursache, aus der das Benehmen des Kaisers bei dieser Gelegenheit erklärt werden kann.

Außer dem hier Mitgetheilten enthält diese letzte Lieferung noch sehr wichtige Nachrichten über den Feldzug in Sachsen, insbesondere über den Tod Moreau's, über die geheimen Gesellschaften in Deutschland und eine Menge bisher noch unbekannter Thatsachen. Dieß ist besonders in Bezug auf Piemont der Fall, über das, unter dem Titel: „Piemont unter dem Kaiserthum." den Memoiren Constant's ein Anhang beigegeben ist, der bisher völlig unbekannte Thatsachen und eine eben so wahre als naive Schilderung von dem Hofe der Fürstin Borghese enthält. Hier möge daraus eine Anekdote stehen, die gewiß noch nicht bekannt geworden ist, und zugleich beweisen mag, wie der Kaiser sich gegen den alten Adel benahm:

„Vor Kurzem war Hr. von Clermont-Tonnerre zum Kammerherrn der Prinzessin Borghese ernannt worden, wodurch er die Befugniß erhielt, dem Lever des Kaisers beizuwohnen. Eines Tages nach demselben redete ihn der Kaiser an und setzte ziemlich lang sein Gespräch mit ihm fort. „„Sie haben gut gethan,"" sagte er, „„sich wieder an mich anzuschließen; ich weiß Ihnen dafür Dank, und ich werde auf Sie Bedacht nehmen. Es genügt Ihnen nicht, Hr. von Clermont-Tonnerre, Kammerherr meiner Schwester zu seyn; Sie müssen dienen. Hören Sie. Ich kann Ihnen nicht die Privilegien wieder geben, die Sie früher hatten. Das geht nicht mehr an. Indeß, wissen Sie was, gehen Sie zum Kriegsminister Clarke. Ersuchen Sie ihn um eine Kapitänsstelle; und er möge Sie zu seinem Adjutanten machen. Sagen Sie ihm, ich habe Ihnen Dieß gerathen."" Gewiß versäumte Hr. von Clermont-Tonnerre nicht, einen so guten Rath zu befolgen, und Clarke, wie sich leicht denken läßt, beeilte sich, ihm nachzukommen. So geschah es, daß Hr. von Clermont-Tonnerre den Feldzug von Jena als Kapitän und als Adjutant des Kriegsministers mitmachte.

„Aber die Sache kam noch ganz anders. Nach der Rückkehr von Tilsit bemerkte der Kaiser den Hrn. von Clermont-Tonnerre abermals bei seinem Lever, und redete ihn an: „„Warum sind Sie noch nicht Obrist?"". „„Sire ...."" „„Ich weiß schon, es hat Schwierigkeiten""... „„In der That, es ist schwierig."" Indeß thun Sie, Was ich Ihnen sage. Man errichtet jetzt eine Küstenwache. Ihre Schwiegermutter hat Besitzungen in der Normandie. Gehen Sie dahin. Zeigen Sie Eifer, Thätigkeit; stellen Sie sich an die Spitze eines dieser Regimenter; nehmen Sie die Epaulettes eines Obristen; bei Ihrer Rückkunft werde ich Sie damit sehen. Ich werde Nichts sagen, und Sie werden sehen, daß Niemand Etwas zu sagen sich getraut. So wird es gehen und Clarke sich geschmeichelt fühlen, einen Obristen zum Adjutanten zu haben."" Es ist überflüssig zu bemerken, daß dieser neue Rath des Kaisers gleichfalls so gewissenhaft befolgt wurde, als der erste; der Erfolg war übrigens nicht minder günstig."

Figaro's Bilder aus dem 14 und 15 Februar.

1) Das Pferd des Hrn. von Baude.

— Herr, man hat zu Saint-Germain-l'Auxerrois die weiße Fahne aufgesteckt.

— Gut, so sattle mir mein Pferd! Hat es heute früh Haber bekommen?

— Nein.

— Gut, so gieb ihm Haber, bevor Du es sattelst.

— Aber, Herr, man sagt, die Karlisten machen einen Aufruhr.

— Thut Nichts. Gieb meinem Pferde Haber. Eine Viertelstunde darnach tränk' es. Man darf ein Pferd nicht gleich nach dem Haber tränken. Dann sattle es, zäum' es auf und sag' es mir, wenn Du fertig bist.

— Herr, man ruft Heinrich V zu Saint-Germain-l'Auxerrois als König aus.

— Gut, ist mein Pferd gesattelt?

— Ja, Herr.

— Gut, so will ich mich auf den Weg machen.

Der Hr. Präfekt begiebt sich mit gemessenem Schritte hinab; er streichelt seinem Fuchs die Mähnen. „Nun, nun, Coco, nicht so rasch; Du könntest dämpfig werden."

Ein Polizei-Agent kommt keuchend und schwitzend mit krebsrothem Gesichte gelaufen. Herr Präfekt, das Volk rottet sich vor Saint-Germain zusammen — Sagt ihm, es soll warten —

Der Hr. Präfekt hat indeß sein Pferd ganz langsam in Athem gesetzt und reitet im kurzen Trab dahin. Der Hr. Präfekt kommt an vor Saint-Germain-l'Auxerrois; in der That, er sieht, der Tumult ist fürchterlich. Er war allein. Was war Anderes zu machen? Er kehrt auf die Präfektur zurück, um seine Befehle zu ertheilen. Er läßt sein Pferd einen Augenblick verschnaufen und begiebt sich im Trab auf die Präfektur.

Während Dessen drohen die Karlisten dem Volk des Julius mit Pistolenschüssen. Man flüstert sich in's Ohr: Wir sind verrathen.

Unser Polizei-Präfekt ist ein wahrer Centaure. Niemals geht er zu Fuß. Wenn die Nachwelt Hrn. Baude seinen Theil Ruhm zumessen wird über die Verwaltung der besten Republik, könnte sie wohl seines schönen braunen Pferdes vergessen, mit der wohlgestriegelten Mähne, der glatten glänzenden Haut, den hübschen schwarzen Hufen?

Es ist zum Verwundern, wie das Präfekten-Roß geehrt und geschmeichelt wird. Mancher Kandidat würde sich glücklich preisen, dürfte er ihm den Haber schwingen, es striegeln und bürsten. Wer möchte es wagen, an ihm vorüber zu gehen, ohne seine Anmuth zu loben, seine Leichtigkeit, seinen Schwanenhals und seine Hirschläufe? Nur wenigen Hochbeglückten ist es vergönnt, es mit der Hand zu streicheln. Wenn das Pferd des Caligula Priester hatte, so hat das des Hrn. Baude seine Anbeter. Es wird in der Tempelhalle der Geschichte seinen Platz einnehmen, neben der Eselin Bileams, dem Wallfisch des Jonas, der Taube Noah's und dem Ochsen des Evangelisten.

Eines Tages aber wird die Geschichte sagen: Es war am 14 Februar 1831, als Hr. Baude und sein Fuchs Paris von einem großen Skandal retteten.

Vermischte Nachrichten.

Der glanzvolle Ball im Opernhause zu Paris, der am 22 Januar zum Besten der Armen gegeben wurde, hat die reine Summe von 440,617 Fr. 26 Cent. getragen. Der König und die königliche Familie verherrlichten dieses prachtvolle Fest durch ihre Gegenwart.

*

In dem Verzeichnisse der Civil-Prozesse, die zu Anfang März zu Edinburgh vor der Gerichtssitzung vorkommen werden, liest man folgendes Rubrum: „Franz Simon Graf von Pfaff zu Pfaffenhofen contra Karl Philipp von Frankreich, Graf von Ponthieu, weiland Graf von Artois, Monsieur, später König von Frankreich unter dem Namen Karl X, gegenwärtig wohnhaft im Palast von Holyrood."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 67. 8 März 1831.

Politischer Geist in den französischen Departementen.

Zweiter Artikel.

Daß die Städte, welche der Hauptstadt zunächst liegen, daß Rouen, ihr Hafen, Lyon ihre Nebenbuhlerin, daß besonders ein großer Theil des Nordens, und vor Allem die größeren Städte den Thron Ludwig Philipps von republikanischen Institutionen umringt, die Kammer aufgelöst, und eine andere nach einem freisinnigeren Wahlgesetze berufen sehn möchten; alles Dieß ist wohl in Deutschland schon so bekannt als in Paris. Auffallender oder wenigstens neuer wird es erscheinen, daß auch die kleineren Städte des innern Frankreichs und bei Weitem die meisten Journale in den südlichen Städten — in der Vaterstadt des Hrn. v. Villele, z. B. — ebendenselben Prinzipien huldigen. Wir wählen aber Toulouse um so mehr als erstes Beispiel, weil ein der Majorität der Kammer ergebnes pariser Blatt vor einigen Wochen erklärte, die France Méridionale, die in Toulouse erscheint, „habe sich einen gerechten Ruf politischer Ehrlichkeit und Ruhe (sagesse) erworben, und kein Journal theile in so hohem Maße die gewissenhafte Aufrichtigkeit und muthige Unparteilichkeit des ehemaligen pariser Globe.“ Ungefähr an demselben Tage, an welchem diese Worte in Paris gedruckt wurden, erschien in der France Méridionale vom 7 Januar, also schon vor der Aufforderung des Hrn. Jars, ein Artikel, woraus wir der Genauigkeit halber einige Stellen ohne Abkürzung mittheilen, und Jedermann kann sich durch das Blatt überzeugen, daß wir den Sinn des Artikels nicht verstümmeln: „Was ist in den drei letzten Tagen vom Julius 1830 geschehen? Die Kammer der Abgeordneten nahm auf ihre Auflösung keine Rücksicht, kraft einer Doktrin, die in einer andern Zeit als in jener außerordentlichen Epoche gewiß einer ernstlichen Kontrovers unterliegen könnte; die Kammer der Abgeordneten fand die Krone in einen Blutbach gestürzt und nahm über sich, sie aufzuheben, zu reinigen und dem ersten Bürger Frankreichs anzubieten. Sicher that die Kammer wohl, sich einer so hohen Verantwortlichkeit zu unterziehn: sie erwarb sich ein Verdienst um das Vaterland, weil sie es rettete... nicht die Mehrzahl war es, sondern die Masse der Bevölkerung des Reiches, welche mit Jubelruf die Nachricht von der Verjüngung unsrer glorreichen Monarchie aufnahm. Aber am Tage, an welchem die Charte das doppelte Votum abschaffte, und allen 25jährigen Franzosen die Möglichkeit eröffnete, Wahlmänner zu seyn, und allen 30jährigen, zu Abgeordneten erwählt zu werden; da fand sich auch die jetzige Kammer durch ihr eigenes Werk gefesselt; der Gesetzgeber mußte sich als den ersten Unterthanen seines Gesetzes betrachten. Es blieb nur übrig, eine transitorische Entscheidung zu nehmen, welche die Ausführung der neuen Wahldoktrin möglich machte, und sogleich hätten alsdann die großen so eben vorgegangenen Ereignisse durch neue Beauftragte des Volkes eine feierliche Sanktion erhalten, welche hinfort ihre glorreichen Resultate dem Gebiete des Streites entzogen hätte. Ein einziger Vorwand konnte noch dagegen gemacht werden — die Sicherheit des Staats; man bediente sich seiner bis zur Erschöpfung, und schien nicht zu merken, daß jener Beweggrund eine Verleumdung, und eine schmähliche Beleidigung gegen eine zahllose Bevölkerung war, die, Wochen lang ohne Leitung, und sich selbst überlassen, sich allerwege von selbst mit wunderbarer Mäßigung und Ordnung organisirt hatte. Bald bewies die Berufung von 112 Wahlkollegien, die wegen der zu sehr herabgekommenen Anzahl der Deputirten unumgänglich nothwendig geworden, den Ungläubigsten auf's Klarste, daß Die ihr Land verkannten, welche fürchteten, daß die Wahlversammlung ihrer Mitbürger eine Gelegenheit zu anarchischer Umwälzung werden könnte. Es ist also legal, es ist konstitutionell, daß bei dieser ersten gesetzgebenden Gewalt von Auflösung die Rede ist, denn die Kammer ist von einem radikalen Fehler befleckt, und es ist seltsam, daß Personen, die durch Wahlmänner mit doppeltem Votum unter der Herrschaft des Ministeriums vom 8 August 1829 zur Deputation gelangten, die Wiedergeburt unsrer socialen Ordnung überlassen bleiben soll. Es ist unmöglich, daß sich nicht der wahren Freunde unsrer Freiheiten ein allgemeines Mißtrauen bemeistere, wenn sie bedenken, welche Hände noch diese Wiedergeburt antasten können!“

Begeben wir uns von Toulouse nordwärts in das Herz von Frankreich zurück, nach Moulins, einer nicht sehr volkreichen ruhigen Stadt — in die Gegend, wo sich Hr. Dupin d. ä. erwählen läßt, so finden wir das weit und breit gelesene Blatt, die Gazette konstitutionelle de l'Allier, höchst unzufrieden mit dem neuen Wahlgesetze, welches bekanntlich freisinniger ausgefallen wäre, wenn nicht die Regierung, so lange sie die Kammer nicht auflösen kann, einigermaßen mit der Majorität Hand in Hand gehen müßte. Es giebt allerdings noch Leute, welche sich einreden, die Regierung sey mit einem solchen Zwange zufrieden, und sie berufen sich auf eine neuliche Aeußerung des Königs gegen „Anarchie;“ allein diese Leute legen die Aeußerungen falsch aus, und bedenken nicht, daß in einer

so kritischen Zeit, wo die Majorität der Kammer dem Ministerium abgeneigt ist, sogar die höchsten Personen sich verpflichtet glauben können, jener Majorität zu Gefallen zu sprechen. Doch um auf die Gazette de l'Allier zurückzukommen, welche kürzlich fragte, ob Die, welche das Wahlgesetz vorschlugen, glaubten ihre ganze Schuld an das Land abgetragen zu haben, wenn sie die hinterlistigen Konzessionen der vorigen Regierung (d. i. das Wahlgesetz des Hrn. v. Martignac) mit einem halbliberalen Firniß überstrichen? „Die Kammer soll den ministeriellen Vorschlag viel zu liberal gefunden haben; allein Dieß würde nur eine sehr traurige Wahrheit darthun, daß nämlich die Kammer nicht den Geist der Nation vertritt; daß die Kammer mit ihrem Schrecken vor Demokratie, mit ihrem Widerstands-System eine Anomalie inmitten der aus der Revolution hervorgetretenen fortschreitenden Bewegung, daß die Kammer eine Wirkung ohne Ursache ist.“ „Es ist schwer zu erklären,“ äußert dasselbe Blatt, „warum nicht alle Wähler wählbar sind,“ (eine solche Reflexion, die dem Interesse das Wort redet, kann mehr wirken, als der schlagendste Beweis) und es macht den kurzen Vorschlag: „Jeder Franzose, der volljährig ist, und die bürgerlichen und politischen Rechte genießt, ist wählbar.“

Wir verweilen noch länger im mittleren Frankreich. Der „Spectateur“ in Dijon ist insofern mit der pariser liberalen Presse übereinstimmend, als er bei den Wahlen nicht den Census, sondern die Volkszahl als Grundlage betrachtet wissen will; allein er geht weiter als die pariser Theoretiker, er sucht seine Ansicht durch Thatsachen zu beweisen. Nach dem der Kammer überreichten Vorschlage, bemerkt er, würden die Departemente Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Ardeche, Ardennes, Aube, Korsika, Landes, Basses- und Hautes-Pyrénées, also 39 Bezirke mit 2,200,000 Einwohnern nur 6,160 Censuswahlmänner, und bloß 28 Abgeordnete haben; während die 4 Departemente Rhone, Bouches du Rhone, Seine und Seine-Inferieure, also 15 Arrondissemens mit 2,200,000 Einwohnern über 35,000 Censuswahlmänner und 39 Abgeordnete haben würden! „Jedes Wahlgesetz,“ fährt das Blatt fort „welches die Volkszahl nicht zur Basis haben wird, sondern die von der Regierung geforderten Steuern, ist illegal.“

Ziehen wir westwärts, so erinnert uns der „Contribuable“ (Haute Vienne), der sich ebenfalls gegen die Censuswahl ausspricht, welche in dem Gesetzesvorschlage noch sehr hervortritt, an den Eifer, womit der Hauptführer der Majorität in der Kammer, Hr. Guizot, im September 1826 den Grundsatz verfocht, daß „verkannte Fähigkeiten nicht minder bestehend und thätig bleiben; wenn man ihnen ihr Recht verweigert, so ist Dieß eben so unvorsichtig als ungerecht, es entsteht daraus ein großes Mißbehagen für die Gesellschaft, eine große Gefahr für die Staatsgewalt.“

Es würde kein Ende nehmen, wollten wir alle Organe laut werden lassen, die sich von allen Seiten her gegen die Majorität der Kammer und ihr System erheben. Brauchen wir die Stimme des „Ami de la Charte“ (Clermont) anzuführen, wofür Hr. v. Pradt schreibt? Seine originellen Artikel werden in Paris nachgedruckt und gelangen nach allen Orten Deutschlands. Oder die Stimme des „Propagateur du Pas de Calais,“ dessen Redakteur in Spanien gegen die Bourbone focht, und zum Tode verurtheilt wurde? Mögen immer einzelne Organe, selbst in Havre, der für den Handel nützlichen Ruhe die Fortschritte der Politik aufopfern, und mit welcher Absicht auch Blätter, wie die Gazette de Maine et Loire, Anbeterin der Gazette de France, ihre Meinungen vortragen; die meisten, man könnte sagen, alle Stimmen in den Departementen vereinigen sich, nicht alle zu demselben End-Zwecke, aber für Auflösung der Kammer.

Skizzen aus Rußland.

4. Kriegswesen.

(Schluß.)

Es ist wahr, Rußland macht große Fortschritte; aber an manchen Dingen daselbst ist die Außenseite das Schönste. Man bewundert die Zunahme der russischen Marine; die großen Fahrzeuge, die sie bauen, dürfen sich keck neben Fahrzeuge andrer Nationen legen, und dann wie schnell wird gebaut! Nehmen sie auch grünes Holz, so halten ihre Schiffe doch ihre Dienstzeit, d. h. etwa fünf Jahre aus. In Petersburg werden Schiff und Mannschaft mit einander gefertigt; mit dem Legen des Kiels ernennt man auch Kapitän und Offiziere, und die Mannschaft zieht aus der Soldatenpflanzschule nach den Werften; hier hilft sie Balken und Planken nach ihrer Bestimmung schaffen, und ist man ihrer Dienste in dieser Art nicht mehr benöthiget, so schickt man sie an Bord einer kleinen Fregatte, die sich beständig in Seemanövern auf der Newa übt; haben die Zimmerleute ihre Arbeit vollendet, so werden Schiff und Mannschaft vom Stapel gelassen. Allein die russische Marine möchte doch noch einige Zeit brauchen, bis sie sich mit der französischen oder englischen messen kann. Obgleich ein russischer Matrose in einer Woche abgerichtet wird, so werden doch die Offiziere nicht so bald Seemänner, und noch weniger bald wird sich ein ordentlicher Dienst auf ihren Schiffen einführen lassen. Schon der Umstand, daß kein Zahlmeister da ist, und daß der Kapitän eine bestimmte Summe zur Verköstigung der Mannschaft erhält, zieht eine Menge Uebelstände nach sich. Von seinem Sold würde der Kapitän sich kaum seine Epuletten kaufen können — und doch muß er sich sehen lassen; was bleibt ihm also übrig, als daß, statt seine Leute wie sich gebührt, des Tages drei Mal zu füttern, er sie mit einem Male abspeist. Wenn der Kapitän die Mannschaft ihres Mundtheils beraubt und sich damit die Taschen füllt, so wird der Dienst dadurch nicht besser; eben so wenig förderlich möchte es aber seyn, wenn die Staatsvorräthe auf diese Abwege geratben. Unter der Regierung des gegenwärtigen Kaisers wurde eine Fregatte für den auswärtigen Dienst in Kronstadt ausgerüstet; als sie bereits segelfertig war, brauchte man sie nicht gleich, und sie blieb vor den Werften liegen; endlich langte Befehl an, sie solle augenblicklich in See stechen, und nach dem mittelländischen Meer steuern, aber am folgenden Morgen lag die Fregatte noch immer vor Anker und es schien auch gar nicht, als ob sie abfahren wollte. Neuer Befehl von Petersburg zu augenblicklicher Abreise. Alles umsonst: der Kapitän hatte die Reservesegel und Kabeltaue verhandelt und konnte nicht absegeln, ehe sie ihm wieder angeschafft wurden. Abgesehen von der Pflichtvergessenheit dieses Kapitäns, lassen sich genug ähnliche Fälle erzählen. So begab sich einer während der zahlreichen glänzenden Operationen, welche die russische Armee vor Warna ausführte, um eine Stadt

einzunehmen, die kaum ein fester Platz heißen konnte. Bekanntlich schiffte sich damals der Kaiser an Bord von Admirals Gregg's Flotte ein, und wurde von einem Sturm überfallen, der ihn beinahe an die türkische Küste geworfen hätte. Auf einem jener Schiffe befand sich ein englischer Kapitän. Das Geschwader segelte ab, und der Brite drückte sein Vergnügen über die Raschheit und Sicherheit der Manövers aus. Die Nacht brach ein, die Toppsegel wurden gerefft, und Alles erinnerte ihn an die Geschäfte seines Berufs; aber der Pontus ist ein treuloses Meer, und auf einen wolkenlosen Sonnenuntergang folgt oft eine wetterische Nacht. Um Mitternacht erschien eine Wolke am Horizont, und gegen 1 Morgens zerborst sie in Gestalt eines Regenschauers, worauf ein Wind sich erhob, der, wie die Schiffer sagen, dem Teufel hätte mögen die Hörner vom Kopf wegblasen. Die Wacht that Alles, was sie vermochte, um das Schiff zu erleichtern; sie ließ die Fock- und Schowerschoten fliegen, und die Toppsegel nieder; und wo sie Etwas nicht fliegen lassen konnte, so übernahm der Wind für sie die Mühe, es fliegen zu lassen. Jetzt wo man nun die kaltblütige Befehlshabersstimme eines an solche unvorgesehene Ereignisse gewöhnten Offiziers hören sollte, gewahrte man Nichts als die Verwirrung einer neuen Mannschaft, eines neuen Kapitäns mit einer Ladung von Passagieren an Bord. Der Engländer war daher im Augenblick auf dem Verdeck; denn, so viel er auch Respekt vor russischem Talent hatte, so meinte er doch, ein Bißchen guter Rath möchte nichts schaden. Um diese Zeit waren die Toppsegel von den Bolten weggeblasen, die Untersegel gleichfalls zum Teufel und die Schote am Vorstengenstagsegel machte ein Geräusch wie die Pritsche eines französischen Postillions, wenn der Schurke die schlafenden Einwohner eines friedlichen Dorfes aufweckt; die Matrosen stierten verblüfft drein; die seekranken Passagiere jammerten; der Kapitän hatte den Kopf verloren. „Schlecht Wetter, Meister Kapitän," sagte unser Engländer zu dem russischen Befehlshaber, (der beiläufig gesagt, ein Italiener war) „wie stehts luswärts." Darauf kam eine Antwort in einem lustigen Mischmasch aus jeder Sprache unter der Sonne, das jedoch zuletzt in einer Zusammensetzung von Französisch und Lingua-franka sein Bewenden hatte. *Der englische Kapitän.* Warum holt Ihr nicht beim Teufel das Vorstengenstagsegel nieder, daß man wenigstens sein eigen Wort versteht? Ich frage, Signor Kapitano, wie weit sind wir vom Land? Denn ich sehe, der Wind ist umgelaufen und wir haben ihn jetzt auf der Leeseite. *Russischer Kapitän.* Nicht weit, denk ich. Heiliger Nikolaus, was das blast! Was sollen wir anfangen? *Englischer Kapitän.* Anfangen? Ei, schikt doch Eure Leute hinauf und wenn sichs nicht anders thut, so müssen sie halt das Segel von den Raen schneiden. Dann einige Reservesegel gelangt, damit gewartet bis der Wind ein Wenig einkrimpt, sie angebunden, die Reefbande angezogen, und so mögen wir schon das Land gewinnen. Da hat Euer schurkischer Steuermann das Schiff fast wieder vor den Wind gebracht. Luswärts, verdammter Hund. Könnte ich nur Russisch sprechen! *Russischer Kapitän.* In der That sehr zu bedauern! Dicht am Land — Legee-Wall und die Reservesegel — *Englischer Kapitän.* Sind doch wohl auf dem Segelboden? Kommt, laßt uns sie mit einander langen. Da geht die große Bramstenge — scharfe Arbeit für den Hauptmast diese Nacht! Beim H. Georg! Es wird immer dunkler! Wie es in dieser verwünschten See durcheinander kocht! Kommt, kommt, Signor, wir haben keine Zeit zu verlieren. *Russischer Kapitän.* Nicht, nicht doch — die Segel sind alle am Land — man hat Zelten für die Soldaten daraus gemacht. Wir haben keine Naht und keine Spiere an Bord. Habt Ihr Das nicht gewußt, ehe Ihr Euch einschifftet? *Englischer Kapitän.* Nein bei Gott! Oder glaubt Ihr, ich hätte mich so auspacken lassen. Was! keine Reservesegel an Bord! Was sagt Ihr dazu, wenn wir bis Morgen Abends sammt und sonders des Teufels sind, wenn hier kein Ankergrund ist. *Russischer Kapitän.* Leider ist an der ganzen Küste kein Ankergrund, und zudem haben wir nur ein einziges Kabeltau an Bord; die übrigen habe ich in Odessa verkauft. — Die Laune des Wetters, das sich eben so plötzlich wieder zum Bessern umänderte rettete sie; mit einiger Anstrengung von Seite der Mannschaft erreichten sie Sebastopol. Aber diese Geschichte mag zum Beweis dienen, wie schlecht zu Anfang jenes Kriegs Alles bestellt war, wenn jeder Wind die Schiffe auf Gnad und Ungnade den Wellen Preisgeben mußte. Das erste Jahr des Kriegs war auch äußerst unpopulär in Rußland. Der Adel sah seinen Reichthum durch die Aushebung seiner Leibeigenen nicht vermehrt, und als die verschiedenen Aufgebote nach und nach 12 von 500 betrugen, stieg der Unmuth bis auf einen bedenklichen Grad, wozu, um das Maß des Aergers voll zu machen, am Ende des Feldzuges noch das Hohngeschrei kam, das die europäischen Journale über die Demüthigung des russischen Stolzes anstimmten. Umsonst daß man alle vierzehn Tage einige alte Fetzen und verrostete Schlüssel — jene als die Repräsentanten erbeuteter Fahnen, diese als Repräsentanten eroberter Festungen — durch die Straßen von Petersburg zur Schau trug, der bessere Theil der Nation ließ sich keinen Nebel vormachen und nur der Kaiser erfuhr vielleicht nicht Alles. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß, wenn der zweite Feldzug das Mißgeschick des erstern nicht reichlich vergütet hätte, eine Revolution in Rußland den Krieg beendigt haben würde. So stünde es also mit den Fortschritten der Civilisation in Rußland. Es fehlt nicht an Dingen, womit man dem Ausland imponirt — Armeen, Flotten, Manufakturen, Bergwerken; aber es fehlt an der Grundlage aller Civilisation — an einer guten Verwaltung und vornehmlich am Ackerbau. Ein Fremder hat gar keinen Begriff von den Wüsteneien von Wäldern, durch die er überall reist, und die doch zu etwas Anderem nützlich wären als Wölfe und Bären zu hegen. Von Itschara an, etwa 30 Werste von Petersburg, ist fast der ganze Weg nach Moskau ein ununterbrochener Forst. Dächte die russische Regierung daran, Einöden anzubauen, Moräste auszutrocknen, Dörfer anzulegen, Menschen und Bürger zu erziehen, so hätte sie wahrlich mehr Ruhm davon, als wenn sie unaufhörlich neue Provinzen erwirbt, die sie brach liegen läßt, oder wenn sie einem ungemessenen Ehrgeiz fröhnend sich anmaßt, ihre Machtboten in Europa von Berlin bis Cadix, Lissabon und Neapel zu senden, und sich in alle Völkerhändel einzumengen, während im Innern noch so Manches im Argen bleibt. Aber freilich ist diese Allerweltsregiererei weit schöner und großartiger als jene mühsame Kunst der Staatswirthschaft, wo es sich bloß um das langsame Aufbauen der Wohlfahrt eines armen und gedrückten Volkes handelt!

Figaro's Bilder aus dem 14 und 15 Februar.

2) Herr und Frau Valerius.

Die Einen sagen: Herr Valerius ist ein Römer. Sein Urahn war gallischer Fähnrich zur Zeit des Coccius, des Stammvaters der Familie Cossé-Brissac.

Andere behaupten: Er ist ein Kind der französischen Republik. Man taufte ihn an dem Tage, als die Heiligen aus dem Himmel gejagt wurden. Nachher wohnte er in der Hahnenstraße. Man machte darauf schlechte Witze. Ei! Das thut Nichts zur Sache.

Jedenfalls ist er ein Karlist auf us, so gut wie Hr. August Hus, Hr. Marcellus, Hr. Marcassus. Außerdem ist er Bruchbandhändler und hat darüber sein Patent von Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Berry in der Hand.

Wißt Ihr nun, warum Hr. Valerius ein Verschworner ist?

Aber er ist als Verschworner ein wahrer Teufelskerl; denn es sterben in ihm zwei Menschen; zwei Menschen, die nur Einen ausmachen: der Kaufmann und der Verschworne. Der Kaufmann ist ein ordentlicher, dicker, höflicher, munterer, runder Mann und Korporal der Nationalgarde. Der Verschworne ist ein ungestümer, blasser, düsterer, grimmiger, frommer Unmensch. Manchmal begiebt es sich denn freilich, daß der Kaufmann ein Wenig allzu sehr den Verschwornen vergißt, und dann ist er gerade am Gefährlichsten. Denn wo fände sich dann ein sanftmüthigerer Rebell, wo ein liebenswürdigerer Tiger? Er droht Euch mit dem Stricke auf die leutseligste Art von der Welt. Alle seine Züge sprechen die lieblichste Grausamkeit aus. Es wandelt Einen die Lust an, sich von einem so lieben Manne die Kehle abschneiden zu lassen.

In seinen vier Pfählen ist er ein ganz ausgewechselter Mensch. Er ist verheirathet. Seine Frau ist ein wahrer Engel. Sie wickelt ihn um den Finger.

Vorgestern schloß sie die Ladenthüre, stieg auf den Tisch und sagte zu ihrem Gemahl: „Valerius, wir müssen siegen oder sterben.“

„Sehr wohl, meine Beste,“ erwiederte der sanfte Unmensch — „Komm her.“

Er kam her. Sie legte ihm zu Ehren des herzoglichen Märtyrers Berry eine weiße Halsbinde um.

— „Nun bürste Deinen Hut aus und knöpfe mir die Schuhe ein. Dann laß uns nach Saint-Germain-l'Auxerrois gehen, um Gott für ein glückliches Verderben Frankreichs zu bitten.“

— „Ganz wohl, meine Liebe, so sey es.“ — „Hast Du die Büste Heinrichs V?“ — „In meiner Tasche.“ — „Und die weiße Fahne?“ — „Um den Hals.“ — „So recht. Nun vorwärts! Marsch!“

Zwei Stunden später war die Revolution zu Ende. An der Kirchthüre verhafteten sie einen Mann. Es war Valerius. „Haben Sie die Güte, mich loszulassen,“ sagte er höflich, „oder ich schlage mit allen Vieren aus.“ Man entschuldigte sich tausend Mal, aber behielt ihn am Kragen. Das Volk drängte sich heran.

Als er aber betheuerte, er werde wahrscheinlich in seiner Pflicht als karlistischer und von der Herzogin von Berry patentisirter Bruchbandhändler sich stets verschwören müssen, legte man ihm die Daumenstöcke an. Zum Troste versprach man ihm ein Patent auf eine neue Erfindung von Bruchbändern, wenn er sich gut aufführte.

3) Der erschlagene Küster.

Ehedem, in der guten alten Zeit, nach der die Quotidienne so kläglich seufzt — in der guten alten Zeit, wo die Lilien erfunden wurden, zahlte man zehn Goldstücke für den Todschlag eines gemeinen Kerls, hundert für den eines Barons, fünfhundert für den eines Geistlichen. Ein Küster ist ein halber Geistlicher. Die Quotidienne hat einen halben Todschlag begangen.

„Oh,“ jammert dieses gottselige Blatt, „die Vandalen haben diese schöne Kirche zerstört, die wie eine Braut war in ihrer Schönheit!“

Für Fremde bemerken wir hier nur, daß die Kirche von Saint-Germain-l'Auxerrois häßlich wie ein Hühnerstall und nicht zerstört ist.

„Ach,“ seufzt sie, „sie haben den Küster der Kirche erschlagen, denn der Unglückliche ist an den Folgen der Wunden gestorben, die er auf den Stufen des Tempels erhalten hat. Jojada summus pontifex ad altare mactatus est et trucidatus. Eccl. VI, 38. Der tugendhafte Küster ist als Opfer seiner Frömmigkeit und seines christlichen Heldenmuthes gefallen. Er war ein rechtschaffener Mann, ein guter Bürger, von bewunderungswürdiger Klugheit und Nüchternheit. Lugeamus, nam vir probus illapsus est in insidias Philistaeorum. Psalm. 5. Laßt uns klagen, denn der rechtschaffene Mann ist in die Schlingen der Jakobiner und Patrioten des Julius gefallen.“

Inzwischen stürmten die lustigen Masken in die Schenken der Barrieren im bunten schreienden Gedränge. Da hagelte es schlechte Witze und derbe Späße. Die keusche Nonne entging nicht der Neckerei der Pritsche Harlekins, noch der fette Mönch der Umarmung der rothnasigen Fischhändlerin; der Ritter im spanischen Mantel und der große Herr mit Haarbeutel und Ordensband hatten Vieles auszustehen. Unter Allen bemerkte man aber eine Maske; so toll und munter war keine; so behend wusch keine ihren Kahlkopf mit Wein zu drei Groschen. Die Nacht kam heran. Raunzende Violinen und mäckernde Klarinette begleiteten die tollen Sprünge der Tänzer, und wieder bemerkte man dieselbe Maske, sie sprang höher und ausgelassener als alle andern. Doch endlich verlief sich der tolle Strudel. Pärchen um Pärchen stahl sich bei Seite. Die lustige Maske schnarchte unter einem Tische. Man hob sie gegen vier Uhr auf. „Kutscher,“ rief sie mit schwerer Zunge, „nach dem Platz Saint-Germain-l'Auxerrois.“

Es war der verstorbene Küster dieser Kirche.

Vermischte Nachrichten.

Die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (towarzystwo krolewskie praiaciol nauk) in Warschau hat einen ganz nationalen Zweck. Nach der Zerstückelung wurde Polen zuerst durch seine Legionen in Italien repräsentirt, und nach der Zernichtung dieser Legionen im Jahre 1801 bildete sich aus ihrem Schoße die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Die Hauptstifter sind Thaddäus Czazki, Franz Dmoschowski und Bischof Albertrandy. Warschau gehörte damals Preußen und Krakau Oesterreich. Diese beiden Regierungen bedrohten alle Denkmäler der National-Existenz Polens; überall trat die Sprache der Sieger an die Stelle der Sprache des unterjochten Volkes. Die Nationalität wenigstens in der Literatur zu retten galt es jetzt. Wenige Jahre darauf entstand das Großherzogthum Warschau, und der König von Sachsen, der durch die Konstitution vom 3 Mai 1791 auf den polnischen Thron berufen worden, verlieh der Gesellschaft seinen besondern Schutz, und bestimmte die Jahresfeier derselben auf den dritten Mai. Die Gesellschaft zerfällt in zwei Abtheilungen, nämlich für physikalische und mathematische Wissenschaften und mechanische Künste, und für Literatur. Nützliche Volksschriften zu verfassen, die polnische Sprache zu vervollkommnen, Künste und Gewerbe zu befördern, klassische Schriftsteller zu übersetzen, wichtige Werke, besonders von alten National-Schriftstellern, neu aufzulegen und zu kommentiren, und ihren Ankauf durch mäßige Preise zu erleichtern u. s. w. — Dieß sind die ehrenwerthen Aufgaben, auf welche die Gesellschaft ihre Bemühungen richtet. Die Zahl ihrer Mitglieder ist auf sechzig ordentliche und auf vierzig außerordentliche festgesetzt; von den erstern enthält sie gegenwärtig sieben und fünfzig, von den letztern vier und dreißig. Die Zahl der Ehrenmitglieder, die nicht beschränkt ist, beträgt acht und vierzig, die der Korrespondenten sechs und achtzig. Präsident war bis zum Jahre 1826 Stanislaus Staszyc, der für die Gesellschaft einen prächtigen Palast in einer der Hauptstraßen von Warschau erbaute, auch hauptsächlich zu Copernik's Denkmahl beitrug, welches, ein Werk Thorwaldsens, diesem Palaste gegenüber aufgestellt ist; der gegenwärtige Präsident ist Julian Niemcewicz. Eine Bibliothek von fünfzigtausend Bänden, ein Nationalmuseum, ein Münzkabinet und ein Waffensaal, General Dombrowski's Saal genannt, zieren den Palast.

Der Temps berichtet: Unter den Namen, die auf das karlistische Journal „La Légitimité“ unterzeichnet haben, liest man die königliche Familie zu Holyrood mit 50.000 Fr., den Grafen von Damas mit 5000, den Hrn. von Bourmont mit 10.000 Fr., drei Gesandte mit 160.000 Fr., den Herzog von Wellington mit 12.500 Fr., edle Unbekannte aus Paris mit 55.000 Fr. Der Vertheidiger der Legitimität, der Graf Achilles Jouffroy, hat 500.000 Fr. erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 68. 9 März 1831.

Politischer Geist in den französischen Departementen.

Dritter Artikel.

Die, welche behaupten, daß die Mehrzahl der Departemente um jeden Preis Ruhe verlange, und Die, welche erwidern, daß dieselben um jeden Preis republikanische Institutionen erhalten möchten, haben beide Recht; und nur deßwegen, weil die pariser Blätter aus persönlichen Gründen entweder für die Ruhe allein, oder für jene Institutionen allein systematisch kämpfen, sind sie einseitig genug nicht zu begreifen, oder wollen nicht begreifen, wie es kommt, daß die Provinzialblätter von Tage zu Tage ihre Sprache ändern, ihre Rollen wechseln, heute Ruhe predigen, morgen republikanische Institutionen. „Wenn man die Departementalblätter liest,“ sagt ein pariser Blatt, „so kann man nicht umhin zu bemerken, daß sie die Schattirungen der neuen politischen Parteien, die sich seit der Revolution bei uns zeichnen, schlecht auffassen. Man findet nicht selten in demselben Blatte, das gegen die Anarchisten donnert, das Frieden, Ruhe und Mäßigung predigt, Lobeserhebungen von Männern, welche den Ehrgeiz zu haben scheinen, Koryphäen der Anarchie zu werden und nebenbei vorlauten Tadel gegen Die, welche aus Ordnungsliebe ihre Volksthümlichkeit einen Tag lang auf's Spiel setzen.“ Man muß dieser Anschuldigung gegen die Provinzialblätter nicht unbedingten Glauben schenken. Wenn letztere nicht im Stande wären, sich beim Lesen der pariser Journale und durch ihre zahlreichen Korrespondenten eine richtige Vorstellung von den Schattirungen der Parteien zu machen, so bliebe ihnen nichts Anderes übrig, als entweder Auszüge aus allen pariser Journalen mitzutheilen oder vorzugsweise sich an Eines zu halten, wie sie es früher thaten; sie würden wiederholen, was in Paris gedruckt worden, nicht aber heute die eine, morgen die andre Ansicht, worin sie den Parisern inkonsequent scheinen, mit sehr konsequenten Gründen vertheidigen. Die Auflösung des ganzen Räthsels ist leicht zu finden. Die Departemente kennen die Schattirungen der pariser Parteien, aber sie sind müde, der einen oder andern blindlings zu folgen. Sie folgten blindlings, so lange einerseits alle Freisinnigen, andrerseits die s. g. Royalisten Frankreichs nur Einen Zweck zu verfolgen hatten: hier galt es, der Einheit manche individuelle Ansicht aufzuopfern. Seitdem der Eine Zweck zu Gunsten der Freisinnigen erreicht ist, und es sich nur darum handelt, den Sieg zu benutzen; seitdem ein Theil der Sieger in Paris von einigen ihrer früheren Meinungen abtrünnig geworden, und ein andrer Theil das Ziel weit überspringen will; seitdem endlich die in der Mitte stehenden pariser Parteien sich oft aus rein persönlichen Interessen einer schwankenden Politik hingeben: seit dieser Zeit hat die Departementalpresse eingesehen, daß es Zeit für sie ist, sich nicht an einem Seile ziehen zu lassen, das man in Paris herüber und hinüber zerrt. Im Allgemeinen gehören daher bereits die Departementalblätter keiner Partei an, oder jedes bildet vielmehr eine eigene Partei, und die meisten stimmen in ihren End-Ansichten mit einander, aber nicht mit den einzelnen pariser Parteien überein. Dieselben sind (von Ausnahmen kann hier noch nicht die Rede seyn) sowohl für Ruhe als für republikanische Institutionen eingenommen; wenn in Paris die geringste Unruhe ausbricht, verlangen sie Ruhe; ist diese hergestellt, so fahren sie fort, jene Institutionen zu verlangen. Die Departementalpresse verfährt also ganz konsequent. Nach dem Dezember-Auftritt z. B. brach in der Provinz die heftigste Sehnsucht nach Ordnung aus, und schnell benutzten die HH. Dupin u. a. Mitglieder des Centrums die Aeußerungen der Provinz, um eine Reaktion gegen die republikanischen Institutionen herbeizuführen, und die Stellvertreter solcher Prinzipien aus dem Staatsdienste zu entfernen. Alsbald änderte sich die Sprache der Provinzialblätter; gerade die, welche der Majorität, den Doktrinärs am Längsten und Eifrigsten ausschließlich gehuldigt hatten, machten ein plötzliches Kehrum und wurden ihre erbittertsten Gegner. Als einen sehr schlagenden Beweis muß ich hier wieder einige Worte der France Méridionale von Toulouse anführen, welche lange Zeit das entschiedenste doktrinäre Blatt der Provinz war und die sich, so lange es anging, den größten Feindschaften aussetzte, um ihre Freunde nicht zu verlassen, gerade wie der ehemalige pariser Globe. Als aber Lafayette, also gewissermaßen die neueste französische Revolution, von der Kammer abgesetzt wurde, trat an die Stelle der Freundschaft Reue und Erbitterung. „In diesem gezwungenen Abtreten,“ ruft das Blatt aus, „liegt etwas so tief Schmerzliches, etwas für unsre Zukunft so Betrübendes, daß wir noch daran zweifeln möchten. Allein es ist die Wahrheit, und wir müssen das Leid ertragen. Was geht denn vor und wohin will man uns führen? Sind wir zu der Schande einer übertünchten Restauration verurtheilt? Muß man einen Kampf gegen einen Bastard-Doktrinarismus beginnen, der nicht früher an der Revolution Theil nahm, als bis sie Gewicht darbot? Und hört diese Revolution auf, offen, loyal und lauter zu seyn, da die Offenheit, der Sinn für Recht und die Lauterkeit dieselbe nicht mehr leiten? Lafayette

und sein würdiger Freund Dupont de l'Eure treten zurück, und wem machen sie Platz? . . . Wir haben vielleicht zu lange gezaudert, es zu sagen, diese Kammer ist dem Gesetze ihres Ursprungs treu. Sie ist Erzeugniß des Privilegs. Sie kann nur durch das Privileg leben. Sie wird mit ihm sterben, und will nicht sterben. Konsequent in diesem Willen, entfernt sie Die, welche die Vernichtung des Privilegs wollen. Wir, die wir ebenfalls diese Vernichtung wollen, laßt uns wider unsre Brust schlagen, daß wir geholfen, eine Majorität zu verstärken, die eine glänzende Zukunft kompromittirt. In der Voraussicht einer unvermeidlichen Auflösung der Kammer wollen wir augenblicklich Anstalten treffen, Männer zu wählen, die ihre Zeit verstehn, die den Nationalaufschwung nicht fürchten, und die ihn nicht im Interesse ihres Eigennutzes, ihrer kleinlichen Eitelkeit, zu unterdrücken suchen." Aehnliche Anstalten werden aller Orten getroffen; die pariser Blätter der „Bewegung" muntern noch dazu auf; die nicht mehr öffentlichen, aber noch thätigen Klubs verlieren ihre Zeit nicht, und so wird es immer gewisser, daß die künftige, die bevorstehende Kammer eine Mehrzahl von Männern enthalten wird, die sich entschieden für s. g. republikanische Institutionen erklären. Die jetzigen Entscheidungen über Munizipalfreiheit mögen lauten, wie sie wollen, das Kumuliren der Stellen mag abgeschafft werden oder nicht, die dem Gesetze nach bei Bekleidung einer bezahlten Stelle wiederzuerwählenden Abgeordneten mögen immerhin einen Gehalt als frais de représentation, als indemnité, als Logis u. s. w. annehmen und sich dennoch für's Erste nicht wieder erwählen lassen, kurz, was auch die jetzige Kammer noch durchsetzt — die Provinz betrachtet es, erklärt es für provisorisch, und läßt die künftige Kammer für die Abänderung sorgen. Wenn die politische Tendenz der Departemente so entschieden dasteht, so kann wohl die jetzige Kammer durch ein ängstliches Wahlgesetz die freisinnige Majorität der künftigen etwas vermindern, aber nicht zur Minorität machen. Wir sprechen über diese Tendenz der Departemente als Berichterstatter, dessen eigne Ansicht Nichts zur Sache thut; wir wenden sogar unsern Blick weg von der Heftigkeit, womit einzelne Blätter ihre Ansicht ausdrücken, und von der daraus entstehenden Gährung; uns ist es bloß darum zu thun, historisch die Hauptprinzipien anzudeuten, von welchen die Departemente geleitet werden, und in deren besonnener Durchführung auch die Regierung ein Mittel findet, ihre eigentlichen Zwecke zu verwirklichen.

Die Neuseeländer.

5. Das Tätuiren.

„Eines Morgens," erzählt Rutherford, „setzte sich die ganze Bevölkerung des Dorfes in einen Kreis; man brachte uns in die Mitte desselben, entkleidete uns, und ließ uns mit dem Rücken auf dem Boden niederliegen. Fünf oder sechs Männer hielten Jeden von uns fest, während zwei andere das Geschäft des Tätuirens begannen. Zuerst rieben sie ein Stück Holzkohle auf einem Stein mit Wasser ab, und machten daraus eine dicke Farbe, in die sie dann ein aus einem Knochen verfertigtes Instrument tauchten, das eine so scharfe Schneide wie ein Meißel hatte, und wie eine Gartenhaue geformt war. Dieses setzten sie auf die Haut, und schlugen dann zwei bis drei Mal mit einem Stückchen Holz darauf. Hiedurch drang es wie ein Messer in das Fleisch, und zog eine heftige Blutung nach sich, die sie mit dem Rande der Hand abwischten, um zu sehen, ob der Einschnitt deutlich genug war; wo nicht, setzten sie den knöchernen Meißel noch ein Mal auf derselben Stelle an. Sie bedienten sich jedoch im Verlaufe dieser Arbeit noch verschiedener anderer Instrumente; eines, das sie häufig anwendeten, war aus einem Haifischzahn verfertigt, ein anderes war ausgezahnt wie eine Säge. Während man diese Operation an mir vollzog, rührte ich mich weder, noch gab ich einen Laut von mir, wiewohl der Schmerz nicht gering war; meine Kameraden aber winselten erbärmlich. So geschickt und behend auch unsre tätuirenden Künstler sich benahmen, so brachte ich doch vier Stunden unter ihren Händen zu. Aimy's älteste Tochter wischte mir häufig mit einem Büschel gefaserten Flachses das Blut ab. Nachdem sie die Arbeit verrichtet hatten, führten sie mich an den Fluß, um mich zu waschen, denn ich war völlig erblindet, dann ließen sie mich an einem großen Feuer niedersitzen. Sie gaben uns alle unsre Kleider zurück, bis auf die Hemden, welche die Weiber für sich behielten, und, wie wir bemerkten, die Brustöffnung nach dem Rücken gekehrt angezogen. Wir waren nun nicht bloß tätuirt, sondern auch, was sie tabuirt hießen, was so viel bedeutet, als geweiht, wobei es uns nicht erlaubt war, irgend eine Speise mit den Händen zu berühren. Unter diesem Bann befanden wir uns drei Tage, während wir von den Töchtern der Häuptlinge mit denselben Speisen und aus denselben Körben gefüttert wurden, aus denen die Häuptlinge und Diejenigen, die uns tätuirt hatten, aßen. Nach drei Tagen hatte sich die Geschwulst, die durch die blutigen Einschnitte entstanden war, ziemlich verloren, und ich fing an, wieder aus den Augen sehen zu können; indeß dauerte es noch gegen sechs Wochen bis ich mich wieder völlig hergestellt fühlte."

Das Wort Tätuiren ist auf Neuseeland für diese weit verbreitete auf den Südseeinseln wie unter den wilden Völkerstämmen Afrika's und Amerika's übliche Gewohnheit nicht bekannt. Man nennt es Moko oder Amoko. Alle Beschreibungen, die man über die Art und Weise wie die Neuseeländer diese schmerzliche Verzierung ihres Körpers bewerkstelligen, von anderen Reisenden hat, stimmen mit den Nachrichten Rutherfords überein; nur scheint man niemals das Geschäft auf einmal zu vollenden, wie es bei Rutherford der Fall war. Der Kapitän Cruise und Marsden sagen ausdrücklich, daß man gewöhnlich einige Monate, und manchmal sogar mehrere Jahre brauche, bis ein Häuptling vollkommen tätuirt sey; man lasse gewöhnlich einen Theil des Gesichts oder Leibes heilen, bis man eine neue Verzierung anbringe. Vielleicht geschieht Dieß, wenn der Moko auf eine künstlichere Art ausgeführt wird, und über einen größeren Theil des Körpers sich verbreitet. Rutherfords Gesicht ist zwar, nach einer uns vorliegenden Zeichnung, auf Stirne, Nase und um die Mundwinkel mit sehr regelmäßigen und anmuthigen Schnörkeln verziert, doch sind ihm auf der Brust nur einige Sterne und von der Handwurzel aufwärts nur dem halben Arm geschlängelte Linien eingestochen. Kapitän Cruise fügt noch hinzu, daß die tätuirten Stellen, wenn sie mit der Zeit verwachsen, wieder aufgefrischt werden; einer der Häuptlinge, der auf dem Dromedar in seine Heimath zurückkehrte, wurde gleich nach seiner Ankunft von Neuem tätuirt.

Allen Nachrichten zufolge wird das Tätuiren in Neuseeland auf eine unbarmherzigere und blutigere Weise vollzogen, als auf den übrigen Südseeinseln. Hier trägt man die Zierrathen mit einem feinen Kamm auf und ritzt die Haut nur in so weit, daß sich aus ihr ein wenig Lymphe mit Blut vermischt ergießt, während man auf Neuseeland eine Art Meißel einschlägt, der bis in's Fleisch einschneidet, und das Blut stromweis fließen macht. Viele der Neuseeländer werden schon in ihrem achten oder zehnten Jahre tätuirt, und ein Jüngling, der Dieß bis ins Zwanzigste verschieben wollte, würde als sehr weichlich verschrien werden.

Der Missionär Marsden sagte zu einem der Häuptlinge, Namens König Georg, wie man ihn zu nennen pflegte, er möchte doch seinen Neffen Rakan, der ein sehr hübscher Junge, mit einem offenen und angenehmen Gesichte war, nicht tätuiren lassen, da Dieß seine schönen Züge abscheulich entstellen würde. „Er lachte mir in's Gesicht," setzt Marsden hinzu, und sagte, „er müsse tätuirt werden, denn Dieß gebe ihm erst ein mannhaftes und kriegerisches Aussehen; mit einem glatten Gesicht könne er nicht sein Nachfolger werden; die Neuseeländer würden ihn wie ein Weib betrachten, wenn er ihn nicht tätuiren ließe." Savage sagt, daß eine kleine Spirallinienfigur auf beiden Seiten des Kinns, ein halber Bogen über den Augenbraunen, und zwei oder drei Linien auf jeder Lippe Alles seyen, was man zur vollendeten Schönheit einer Neuseeländerin verlange. Indeß sind diese Hautzierrathen wahrscheinlich auf verschiedenen Theilen beider Inseln verschieden. In Cook's erster Reise liest man: „jeder einzelne Stamm scheint eine besondere Art des Tätuirens zu haben; denn fast alle Männer in dem einen Kanot waren damit über und über bedeckt, während andere in einem andern kaum ein Zeichen davon trugen; nur die Lippen aller waren ohne Ausnahme schwarz gefärbt." Rutherford erzählt, daß in der Gegend, in der er sich befand, die Männer auf Gesicht, Hüfte und Leib, manche bis zu den Knien herab, tätuirt waren. Keinem war es jedoch außer dem angesehensten Häuptlinge erlaubt, Stirne, Kinn und Oberlippe tätuirt zu tragen. Je mehr sie in Ansehen stehen, setzt er hinzu, desto mehr sind sie tätuirt. Die Priester, sagt Savage, tragen nur über dem rechten Auge eine kleine viereckige Figur.

Als die Missionäre von einem der Häuptlinge an der Inselbai, Namens Gumah, ein Stück Landes kauften, setzte der Bruder desselben eine Kopie von der tätuirten Zeichnung auf dem Gesicht des Verkäufers als Unterschrift unter den Vertrag, während ein anderer Eingeborner, der als Zeuge unterschrieb, den Amoko seiner einen Wange dazu fügte. Diese Art der Beglaubigung einer Urkunde ist gewiß nicht schlechter, als die, wovon sich unser sogenanntes „Handzeichen" herschreibt. Vor Zeiten solle es nämlich, nach der Behauptung Einiger, (S. Balbi in seinem Atlas Ethnographique p. 62) Sitte gewesen seyn, Verträge dadurch zu unterzeichnen, daß man seine Handfläche mit Dinte bestrich, und so alle fünf Finger unter das Dokument setzte; was wenn nicht sehr reinlich, doch gewiß sehr leserlich war.

(Schluß folgt.)

Zwistigkeiten zwischen der französischen Regierung und den Vereinigten Staaten.

Nach der Schlacht von Trafalgar erklärte England die Küsten von Frankreich bis nach Antwerpen in Blokadestand. Eine Blokade in dieser Ausdehnung war natürlich nur eine Blokade auf dem Papier. Denn so viele Kriegsschiffe besaß diese Seemacht, obwohl damals ohne Nebenbuhlerin, doch nicht, um, wie es das Völkerrecht in diesem Falle erfordert hätte, alle in diesem Raume einbegriffenen Plätze wirklich zu sperren. Napoleon beschloß die Seetyrannen durch ihre eigenen Waffen zu schlagen, und erließ sein Dekret von Berlin vom 21 November 1806, welches die Grundlage seines Kontinentalsystems bildete. Die britischen Inseln wurden durch dieses Dekret in Blokadestand erklärt; aller Verkehr dahin verboten; Briefe oder Päcke nach England oder an einen Engländer gerichtet, oder in englischer Sprache geschrieben, auf den Posten mit Beschlag gelegt; jedes Magazin, jede Waare, jeder Gegenstand irgend einer Art, welcher einem Engländer gehörte oder aus englischen Fabriken und Kolonien kam, war gute Prise. In der Folge gab man den Artikeln 7 und 8 des Dekretes noch folgende reinwillkürliche Deutung: „Kein Fahrzeug, das direkt aus England oder englischen Kolonien kommt, oder seit Erscheinung des Dekretes daselbst gewesen ist, kann in einem Hafen aufgenommen werden. Umgeht es mittelst einer falschen Angabe diese Verordnung, so sind Schiff und Ladung der Konfiskation verfallen, gerade als ob sie englisches Eigenthum wären. So vernichtete die kaiserliche Regierung mit Einem Federzug den seit dem Jahre 1800 zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten bestehenden Handelsvertrag, welcher den Bürgern der beiden Staaten den ungehinderten Verkehr zwischen feindlichen und neutralen Häfen, wo keine wirkliche Blokade Statt finde, ausdrücklich verbürgt hatte. Zudem sollte nach demselben Vertrage ein Schiff, das nach einem feindlichen Hafen segelte, ohne daß es wußte, daß derselbe blokirt sey, bloß abgewiesen, nicht angehalten, noch weniger seine Ladung weggenommen werden, und nur der Schleichhandel, d. h. Zufuhr von Kriegsmaterial, war mit Konfiskation verpönt. Das Dekret von Berlin veranlaßte einen neuen Befehl des britischen Kabinets, wodurch nun jedes neutrale Schiff, welches von einem Hafen Frankreichs nach einem andern oder nach einem Hafen seiner Verbündeten Handel triebe, für gute Prise erklärt wurde. Dieser Krieg mit Dekreten, in dem übrigens England die Initiative ergriff, wäre eher Algiers würdig gewesen, als zweier der civilisirtesten Staaten Europa's.

Das erste amerikanische Fahrzeug, welches auf das Dekret von Berlin hin verurtheilt wurde, war der „Horizont" von Boston, den im Mai 1807 ein Sturm auf die Felsen von Morlaix warf. Umsonst that General Armstrong, damals Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris, dawider Einsprache. Am 11 December erschien das Dekret von Mailand, um das erstere noch zu schärfen. Dieses Dekret gebot jedes Fahrzeug, ob einem Staate oder einer Privatperson angehörig, welches England berührt, der englischen Regierung eine Taxe irgend einer Art bezahlt, oder sich von einem englischen Kreuzer würde haben durchsuchen lassen, als entnationalisirt zu behandeln und zu konfisciren. Es hieß zwar in diesem Dekrete, diese Maßregeln seyen bloß Repressalien wider das barbarische System Englands, und sollten in Bezug auf die Nationen sogleich außer Wirksamkeit treten, die im Stande wären, ihrer Flagge gegenüber von England Achtung zu verschaffen. Allein will man seine Freunde zu Anstrengungen gegen einen gemeinschaftlichen Feind vermögen, so ist es nicht der geeignete Weg, sie zu berauben. In der That war es diese Beraubung, wodurch die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten gegen England sich verzögerte. Bekanntlich erfolgte sie endlich im Jahre 1812, und die Amerikaner rächten glorreich die gegen ihre Flagge verübten Beleidigungen. Einige amerikanische Fregatten reichten hin, mehr als dreihundert feindliche Fahrzeuge zu zerstören! Ehe die amerikanische Regierung aber zu diesem Aeußersten schritt, legte sie ein Embargo auf alle Häfen der Union, indem sie zu gleicher Zeit an die beiden Mächte lebhafte Vorstellungen richtete, die natürlich in einem so gewaltigen Kampfe ohne Resultat bleiben mußten. Nicht lange, so verordnete ein neues Dekret aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu Bayonne die Beschlagnahme aller amerikanischen Schiffe, welche sich in den französischen Häfen befänden, unter dem Vorwande, daß bei dem Embargo der Vereinigten Staaten kein Schiff dieser Nation gesetzlich das Meer halten könne, und man daher stark vermuthen müsse, daß alle Schiffe,

die amerikanische Flagge trügen, auf englische Rechnung oder in englischem Einverständnisse seyen. Es half Nichts, daß sich von manchen Schiffen nachweisen ließ, daß sie Amerika vor dem Embargo verlassen hatten. Dieses Embargo ward im März 1809 in Bezug auf alle Länder, mit Ausnahme von England und Frankreich, wieder aufgehoben; dieser beider Schiffe und Waaren sollten aber vom 20 Mai an ausgeschlossen bleiben, vorausgesetzt, daß sie die Dekrete nicht zurücknähmen, durch die der amerikanische Handel sich so sehr beeinträchtigt sah. Die amerikanische Regierung mußte so handeln, und das französische Kabinet, dem man am 20 April diese Verfügung eröffnete, äußerte auch nicht das Geringste, daß es darin eine Feindseligkeit erkenne. Indessen ließ es gegen Ende dieses Jahres sämmtliche in Frankreich oder in Ländern, welche die französischen Truppen besetzt hielten, befindlichen Schiffe wegnehmen, und ein kaiserliches Dekret aus Rambouillet vom 23 März 1810 bestätigte nicht nur alle bis dahin gemachten Beschlagnahmen, sondern bestimmte auch den Ertrag dieser Prisen für die Schuldentilgungskasse.

(Schluß folgt.)

Figaro's Bilder aus dem 14 und 15 Februar.

1) Auf der Polizei.

„Gut, daß Sie kommen, Grignard. Erstatten Sie Ihren Bericht. Was haben Sie gesehen am 14 und 15 Februar?“ — „Ich habe Karlisten gesehen, die eine Messe hörten.“ — „Und dann?“ — „Dann habe ich so eine Art von Patrioten gesehen, die ein Kreuz herunterrissen.“ — „Und dann?“ — „Dann habe ich eine Rebellion gesehen.“ — „Und dann?“ — „Dann bin ich hergelaufen, es Ihnen zu sagen.“ — „Und nachher, was habe ich Ihnen befohlen?“ — „Nachher haben Sie mir beinahe befohlen, die Karlisten, Patrioten und Rebellen festzunehmen.“ — „Haben Sie meinen Auftrag befolgt?“ — „Gefolgt bin ich einem Haufen, der nach dem Haus des Erzbischofs hinlief.“ — „Gut. Und angehalten haben Sie?“ — „Angehalten habe ich in der Kornwurmstraße, um einen Schoppen Wein zu trinken.“ — „Hernach nahmen Sie fest?“ — „Hernach nahm ich fast meine Beine auf die Schulter, um die Wache zu suchen.“ — „Und als Sie die Wache gesucht hatten, fanden Sie?“ — „Fand ich einen Faustschlag auf's Auge.“ — „Dann ergriffen Sie?“ — „Dann ergriff ich die Flucht nach Notre Dame, um darüber nachzudenken, was ich machen sollte.“ — „Und was haben Sie gemacht?“ — „Meinen Rapport. Hier ist er.“ — „Ich werde ihn bei einer nächsten Revolution lesen. Ich bin sehr zufrieden mit Ihrem Dienste, Grignard und zum Beweise ernenne ich Sie als Ober-Polizei-Spion und meinen Gehülfen. A Propos, ich habe heute noch einen wichtigen Fang zu thun.“ — Welchen? — „Der Erzbischof von Paris — Teufel! — Er muß heute Abend noch in meinen Händen seyn. Wissen Sie, wo er sich aufhält?“ — „In der Vorstadt St. Jakob, im Kloster der Damen vom heiligen Michael.“ — „Sie wissen es gewiß?“ — „Gewiß, meine Frau ist dort Nonne.“ — „Vorstadt St. Jakob, sagen Sie?“ — „Wollen Sie die Numer wissen?“ — „Nicht nöthig. Im Kloster des heiligen Michael?“ — „Ganz am Ende der Vorstadt.“ — „Ein großes Thor mit eisernen Nägeln, so eine Art Kirche ganz am Ende der Vorstadt St. Jakob? Ich weiß jetzt schon. Sie gehen und nehmen sechs, zwölf, zwanzig Mann, so viel Sie brauchen, und begeben sich auf der Stelle nach — Conflans.“

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der Truppen, welche der Kaiser von China in Tübet unterhält, beläuft sich auf vier und sechzigtausend Mann. Um diese Armee zu rekrutiren, wird ohne Unterschied der Person je der fünfte oder zehnte Mann nebst einem Pferde genommen. Die Soldaten tragen Helme und Panzerhemden; letztere bestehen aus kleinen Eisenplatten, die wie Weidenblätter aussehen, auf einander gelegt und durch Ringe verbunden sind; die Reiter haben auf ihren Helmen rothe Quasten oder Pfauenfedern; an ihrer Seite einen Degen, auf dem Rücken eine Flinte und in der Hand eine Lanze; das Fußvolk hat den Helm mit Hahnenfedern verziert und ist mit Degen, Dolch und Bogen bewaffnet; auch gehört ein Schild von Binsen oder Holz und zuweilen eine lange Pike zu ihrer Rüstung. Ihre Schilde sind anderthalb Fuß breit und über drei Fuß hoch, mit Abbildungen von Tigern oder bunten Federn ausstaffirt und mit eisernen Platten belegt. Die Pfeile werden aus Bambus gemacht, mit Adlersfedern beflügelt, und endigen in eine drei bis vier Zoll lange eiserne Spitze. Das Holz an den Bögen ist mit Horn überzogen; sie sind klein, aber sehr straff. Es giebt deren auch von Binsen. Zu dem Ende bindet man zwei Stücke Binsen zusammen. Die Fahnen sind von gelbem, rothem, schwarzem, weißem oder blauem Seidenstoff; die Troddeln gleichfarbig mit dem Stoffe. Am ersten, zweiten und dritten Monate jedes Jahres findet Musterung Statt, und dabei Uebungen im Bogen- und Flintenschießen, im Reiten und Ringen. Am Schlusse der Musterung theilt man Ehrentücher (ghadagh), Geld, Wein und Lebensmittel aus. Am vierten Monate werden die zur Bewachung der verschiedenen Pässe und zur Aufsicht über die Waiden und Stutereien aufgestellten Truppen gewechselt.

*

Briefe aus Algier melden: Die von Jusuff errichteten und befehligten Mameluckenkompagnien werden gemeinschaftlich mit der französischen Armee den Dienst verrichten. Sie werden Kolonial-Bataillone bilden.

Der Dey würde Algier nicht wieder kennen, wenn er dahin zurückkehrte; Alles ist verändert; der Hafen, der sonst einen so düstern Anblick darbot, ist jetzt fröhlich und belebt; die Kriegsschiffe, die Handelsfahrzeuge, welche ein- und auslaufen, die bunten Flaggen, das Hin- und Herströmen der Menschen, die Mannichfaltigkeit der Trachten: Alles trägt dazu bei, dieses lebendige Gemälde zu verschönern. Malta sendet seine Trauben, Gibraltar die Produkte seines Stapels, Marseille seinen Wein und seine gebrannten Wasser, Spanien seine Andalusierinnen. Algier bevölkert sich mit europäischen Schönheiten. Alle Tage sieht man neue ankommen; sie zeigen sich gewöhnlich zuerst auf den Promenaden, d. h. außerhalb der Stadtthore, denn weder inner noch zunächst der Stadt findet sich auch nur eine kleine Baumzeile, um die Spaziergänger vor dem sengenden Strahle der afrikanischen Sonne zu beschützen. Es ist hier fast immer schönes Wetter; der Regen dauert höchstens zwei bis drei Tage; die Morgen sind kühl.

Nach angestellten Zählungen befinden sich hier noch gegen vierzehntausend Mann Truppen: Infanterie, Kavallerie, Geniekorps, Artillerie, Mameluken u. s. w.

*

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 7 Febr. las Hr. Dulong einen Brief des Hrn Berzelius vor, in welchem derselbe Nachricht von einem neuen einfachen Körper giebt, den Hr. Sefstrom, Direktor der Bergwerke von Fahlun in Dalekarlien, entdeckt hat. Hr. Sefstrom untersuchte ein Eisen, das sich durch seine ungemeine Weichheit auszeichnete, und bemerkte dabei einen Körper, der ihm neu schien. Es gelang ihm zwar, diesen zu isoliren, aber in zu geringer Masse, um daraus seine Eigenthümlichkeiten bestimmen zu können. Später bemerkte er, daß das Gußeisen mehr davon enthalte als das Schmied-Eisen, und daß daher die Schlacken im Verhältnisse eine beträchtliche Quantität enthalten müssen. Seine Erwartung täuschte ihn nicht, und er gewann aus den Schlacken eine hinlängliche Körpermasse, die sich bis jetzt als ein neues Metall darstellte und dem er vorläufig den Namen Vannadium gab, der an eine alte skandinavische Gottheit erinnert. Alle Versuche, die Eigenschaften des Vannadiums zu bestimmen, wurden im Laboratorium und unter den Augen des Hrn. Berzelius angestellt.

*

Die officielle Zeitung von Quebeck giebt sehr günstige Berichte über das Gedeihen der Kolonie Canada, und führt als Beweis davon die große Anzahl der Eingewanderten an, die aus Europa ankommen. Im Jahre 1828 sind daselbst 12.000 angekommen, und diese Zahl hat sich im Jahre 1829 auf 16 000 und 1830 auf 28.000 vermehrt. Freilich gehen viele Eingewanderte in die Vereinigten Staaten, aber viele kommen auch aus diesen nach Canada. Es erheben sich hier neue Städte und Ortschaften, wie in den Vereinigten Staaten. Die Stadt Inverneß hatte im Jahre 1829 nur erst 120 Einwohner, die nicht mehr als 220 Morgen Landes anbauten. Im September 1830 war dort die Bevölkerung schon auf 800 Einwohner angewachsen, die 1.040 Morgen bepflanzen. Die neue Stadt Frampton hat in gleicher Zeit sich von 100 zu 900 Einwohnern gehoben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 69. 10 März 1831.

Politischer Geist in den französischen Departementen.

Vierter Artikel.

Wie müssen auch ein Wort über die Ausnahmen sagen. Ein Land das sich über 14 Längen- und 9 Breitengrade erstreckt, 10,000 □ Meilen und 32 Millionen Einwohner enthält, mag noch so kompakt, noch so wenig heterogen in Sitten und Sprache, noch so sehr durch langjährige konsequente Politik über Einen Leisten geschlagen seyn: — es wird dennoch verschiedene Meinungs-Schattirungen darbieten, um so mehr wenn jeder Einzelne eine besondere Meinung haben und aussprechen darf. Es gibt aber ein bindendes Mittel, womit man mit einem Male die chaotisch unter einander geworfnen, und die Nachbar-Ansicht zurückstoßenden Meinungen zu einer einzigen umschaffen kann — man braucht zu diesem Zwecke in Frankreich nur von den Karlisten zu reden. Augenblicklich verbinden sich von allen Seiten her die heterogenen Elemente; nur bleibt unten, im Süden, ein kleiner fremdartiger Bodensatz zurück, und am westlichen Rande ein nicht sehr bedeutendes trübes Anhängsel. Die französischen Politiker benutzen zum Theil dieß chemische Mittel; bricht Uneinigkeit aus, ob nun bei Vincennes, am Luxembourg oder in der Sorbonne, gleich werfen sie eine Dosis Karlistenpulver in den Gährungsprozeß — dann steht plötzlich Frankreich wie ein Mann da, als ob die Invasion oder Cholera Morbus heranrückten. In Deutschland hat man vielleicht zu viele pariser Artikel über die Karlisten für baaren Ernst genommen; in Paris dagegen finden Die, welche hinter die Koulissen sehen, das Gaukelspiel zuweilen lächerlich. Es ist wahr, die Karlisten hören nicht auf, sich zu regen; sie beschwören alle irdischen und himmlischen Mächte, ihnen zu helfen: allein es hat keine Gefahr. Sie sind nur in so fern wichtig, als sie zur Einigkeit beitragen. Sehr unrecht thun daher einige pariser Blätter, und besonders das gelesenste, den Begriff des Wortes Karlist unendlich auszudehnen, und die Partei der Republikaner, ja die der republikanischen Institutionen damit zu vermengen. Die Absicht dieser Blätter ist, letztere Parteien so unvolksthümlich zu machen, als die Karlisten es sind; hierbei mag eine Art von Ueberzeugung, eine falsch sehende aber ehrliche Ergebenheit für die Regierung zu Grunde liegen: allein das Resultat ist, daß in den Augen Vieler, besonders in der Fremde, die Partei der Karlisten zu ausgedehnt und zu wichtig erscheint. Indeß so ganz unbedeutend ist sie nicht. Will der Leser einen Blick auf die Karte Frankreichs werfen, so findet er ganz im Süden, unweit Spanien, den ominösen Golf de Lyon, wo die besiegte Partei nach Rache schnaubt. In dem volkreichen Marseille wird zwar der s. g. Royalismus der Kleinhändler und der ältern Leute überhaupt durch die Jugend, die Nationalgarde, neutralisirt, und nur in der Altstadt ist das Volk fanatisch; aber in Toulon ist die karlistische Partei sehr mächtig; in Nismes ist es bekanntlich neuerdings zu heftigen Feindseligkeiten gekommen, und diese würden noch bedenklicher seyn, wenn nicht das umwohnende protestantische Gebirgsvolk die dreifarbige Fahne in Schutz nähme. Der ganze warme Küstengürtel des Golfs de Lyon ist in Gährung, und es bedarf einer kräftigen Hand, Arles, Beaucaire, St. Gilles, la Camargue, Aigues-Mortes, Montpellier, Lunel, Sommières im Zaume zu halten. Nach Westen zu, schnurgerade nördlich von der östlichen Pyrenäenhälfte, sind die Karlisten etwas weniger zahlreich: so in Perpignan, Carcassone, Narbonne, Castres und schon in Béziers, kurz nach dem höher gelegenen Languedoc zu. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die erwähnten Gegenden der Schauplatz des Albigenserkriegs waren. Toulouse enthält eine starke Besatzung und Studenten, aber die Umgegend schließt sich an die Karlisten an. In den Departementen Arriège, Gers und Tarn sind die Karlisten sehr zahlreich: im Tarn hat man daher durch Ordonnanz vom 22 Januar den Präfekten Saladin durch Hrn. Spens ersetzt, und auch im Tarn und Garonne wurde zugleich der Präfekt gewechselt, weil Montauban unruhig ist. Dieser ganze Strich will zwar gegen das übrige Frankreich nicht Viel heißen, allein er will bewacht seyn, und wenn man Truppen nach dem Süden schickt, so brauchen wir nicht gleich an eine spanische Invasion zu denken. Sehr bedeutend ist immerhin der Widerstand im Süden gegen den im Morbihan und einigen andern westlichen Gegenden. Man erinnert sich, wie jener südliche Strich vor 15 Jahren gährte, wie man bei Montpellier dem Finanzier des Konvents Thür und Fenster einschlug, seine Reben ausriß, seine Oehlpflanzung verbrannte; wie man weit und breit Häuser einriß oder ansteckte; wie viel Blut in Nismes, Marseille, Toulouse, Montpellier floß, und daß Hr. Voyer d'Argenson, der sich in der Kammer der Abgeordneten darüber beklagte, zur Ordnung gerufen wurde! Adel, Pöbel, Geistlichkeit waren in gleichem Maße grausam gegen die Gegner der Bourbone. Die Revolutionärs, das Häuflein von Jacobiner, wie man die Gegenpartei Jahre lang schimpfte, waren i. J. 1830, und sind auch i. J. 1831, wiewohl man sie reizt, nicht so grausam als die

Vertheidiger des göttlichen Rechts: diese Gerechtigkeit hat ihnen das einstimmige Urtheil Europa's widerfahren lassen. Man hat die Karlisten nicht einmal vom Dienste der Nationalgarde ausgeschlossen, außer in wenigen dringenden Fällen; vor 16 Jahren dagegen durften die Patrioten an diesem Dienste nicht Antheil nehmen. Wenn nun, wiederholen wir, die Karlisten in einer großen Anzahl von Departementen die Mehrzahl bildeten, so wäre dieß offenbar gefährlich; allein die Anzahl jener Departemente ist gering, die Gegenwehr leicht. Dennoch setzen die Karlisten ihre Widersetzlichkeit fort, und so oft in dem südlichen Striche eine Post ausbleibt, glauben sie, sie seyen wieder Herren. Der Adel und die Geistlichkeit machen gemeinschaftliche Sache: ersterer ist im hohen Languedoc und in der Gascogne stark, letztere ist besonders eifrig im niedern Languedoc, der Provence, auch nördlicher im Jura. Der Adel kann es noch dahin bringen, daß die bis jetzt nur von Theoretikern angerathene und von der Regierung vermiedene Reaktion gegen die Aristokratie zu Stande kömmt. Die Radikalen sehen es gerne, daß der Adel Anmaßung zeigt: wenn er der angreifende Theil ist, hoffen sie ihn desto sicherer zu schlagen. Zur Zeit der frühern Revolution sollen die pariser Parteien zuweilen in der Provinz den Aufruhr geschürt haben, um durch Dämpfen desselben ein Exempel zu statuiren; einige Minister der Restauration haben diese Politik befolgt. Jetzt hingegen kommt der Aufruhr von selbst, aber die Regierung ist darum nicht weniger darauf gefaßt, ihn zu unterdrücken.

Die Neuseeländer.

4. Das Tätuiren.

(Schluß.)

Das Tätuiren der jungen Seeländer, bevor sie in die Reihe der Krieger ihres Stammes treten, hat ohne Zweifel auch noch nebenbei den Zweck, ihre Mannhaftigkeit auf die Probe zu stellen; wie denn auch unter andern wilden Völkern dergleichen schmerzhafte Ceremonien gebräuchlich sind, wenn Einer zu einem höheren Range befördert, oder zum Häuptling geweiht wird. Unter den amerikanischen Indianern sind dergleichen unbarmherzige Einweihungsmartern, die freilich nicht so gelinde wie unser Salböl auf die Haut gehen mögen, sehr im Schwunge. Alle kriegerischen Völker pflegten ihre Jugend durch gewisse Peinigungen für den Kriegsdienst vorzubereiten und abzuhärten. Man glaubt eine spartanische Geschichte zu hören, wenn Rochefort in seiner Geschichte der Antillen die Einweihung eines Kriegers unter dem Volke dieser Inseln beschreibt. Der Vater peitschte zuerst den Jüngling bis auf's Blut, dann zerschnitt er ihn am ganzen Leibe mit dem Zahn eines Thieres, Akuti genannt, der so scharf wie ein Messer ist. Endlich um die Wunden wieder zu heilen, wurden sie mit Pfeffer eingerieben, was dem armen Schelm eine tödtliche Pein verursachte — und doch mußte er dieß ertragen, ohne ein Gesicht zu verziehen, oder einen Laut des Schmerzens von sich zu geben. Unser Ritterschlag fiel vielleicht früher auch nicht so sanft auf die Schultern und wer weiß, ob man die Stockprügel bei unsren Heeren nicht als eine Art martialischer Salbung so lange beibehalten hat, und zum Theile noch beibehält.

Außer dem Tätuiren bedienen sich die Neuseeländer zur Verschönerung ihres Leibes auch noch einer Mischung von Fett und rothem Ocker, mit der sie sich überstreichen. Diese Schminke gebrauchen vorzüglich die Weiber, die, naß aufgelegt auf Stirn und Wangen wie sie war, sagt Cook, „sehr leicht sich auf die Nasen von denjenigen unsrer Leute übertrug, denen sie ihre Huld bezeigten, und daß sie damit sehr freigebig waren, bewiesen handgreiflich die Nasen der meisten unsres Schiffsvolkes.“ Unter den Männern ist diese Ueberfärbung seltener, und es mochte wohl ein neuseeländischer Stutzer seyn, von dem Cook erzählt, daß er den ganzen Leib, und sogar seine Kleidung mit trockenem Ocker überstrichen, und ein Stück davon beständig in der Hand getragen habe, um die Stellen, an denen sich die Farben von Zeit zu Zeit verwischten, sogleich wieder auffrischen zu können.

Vielleicht dient diese Uebertünchung auf die Haut dazu, vor dem unmittelbaren Einfluß der Witterung zu schützen, und so einigermaßen die Stelle unsrer Kleidung zu vertreten. Jedenfalls muß das Tätuiren durch seine Narben die Hautfläche verhärten, und gegen die Kälte weniger empfindlich machen.

Einige Neuseeländer, die Cook bei dem ersten Besuch dieser Insein sah, hatten ihre Schenkel ganz schwarz gefärbt, und nur schmale Streifen dazwischen unbemahlt gelassen, so daß man auf den ersten Blick glaubte, sie seyen mit gestreiften Hosen bekleidet. Humboldt (in seiner Voyage aux régions équinoctiales. T. VI. p. 330) erzählt von den Indianern Guiana's, daß sie oft auf die wunderlichste Manier die Kleider der Europäer nachahmen, indem sie sich blaue Jacken mit schwarzen Knöpfen, u. dgl. m. auf die Haut mahlen. Die Missionäre sagten ihm, das Volk von Rio Caura bemahle sich mit einer rothen Grundfarbe und durchkreuze diese dann mit Streifen von Katzensilber, so daß es von fern den Anschein eines prächtigen Anzuges habe.

Das oben erwähnte Tabu oder Tapu ist auf den meisten Südseeinseln gebräuchlich. Es hat eine Art gesetzlicher Kraft, und verleiht Dingen und Personen eine gewisse Weihe, die sie vor jeder Berührung schützt. Dem Frevler wird mit der Strafe des Himmels gedroht. Es giebt unzählig viele Arten des Tabu, das mit unserm alten Bann Aehnlichkeit zu haben scheint, der gleichfalls Dinge und Personen von der Gemeinschaft mit andern ausschloß. Noch ist nicht bekannt, nach welchen Regeln das Tabu bei bestimmten Fällen angewendet wird, oder wem eigentlich zusteht, es zu ertheilen. Gewöhnlich sah man die Häuptlinge sich desselben bedienen, wenn sie eine Sache sich zueignen, oder Jemand in Schutz nehmen wollten. Als Tetoro am Bord des Dromedars eine Vogelflinte mit Doppelläufen sah, die einem Offizier gehörte, tabuirte er sie, indem er einen Faden, den er aus seinem Gewand auszog, um den Drücker band und sagte, dieß Gewehr müsse sein Eigenthum werden, und er wolle dafür dreißig der feinsten Matten geben. Aber, nach Kapitän Cruise's Bericht, kann Jeder, der Etwas kauft, die Sache tabuiren, bis er den Kaufpreis erlegt hat. Als der Schoner, der Prinz Regent, der das Dromedar begleitete, im Flusse Schukehanga vor Anker lag, kam der Häuptling Mudui an Bord, und tabuirte zu großem Vergnügen des Kapitäns das Fahrzeug, d. h. er machte es jedem Eingebornen zum Verbrechen, das Schiff ohne Erlaubniß zu besteigen. Dieser Bann wurde von den Eingebornen, so lange man in der Bucht vor Anker lag, gehalten. Auf

gleiche Weise tabuirt man ein Stück Landes, das man verkauft hat und sichert so den Besitz desselben dem Käufer. In dieser Beziehung scheint das Tabu eine Art Rechtssymbol, wie es unter allen Völkern bei dem Wechsel des Eigenthums gebräuchlich war; wir erinnern hier aus der altdeutschen Rechtsgeschichte nur an die Uebertragung des Besitzes durch den Halm, den Span, den Schlüssel u. s. w. In Bezug auf Personen sind unter andern Sterbende und Solche, an denen das Tätuiren vollzogen worden ist, dem Tabu unterworfen. Dieses Tabu ist nicht ohne Unbequemlichkeiten, deren vorzüglichste darin besteht, daß der Gebannte mit Niemand umgehen darf, als mit gleichfalls Tabuirten, und beim Essen sich seiner Hände nicht bedienen kann, sondern sich von Andern füttern lassen muß. Die Häuptlinge lassen sich in einem solchen Fall von einem ihres Gefolges die Speise reichen; aber gemeine Leute, die Niemand zur Bedienung haben, kommen dadurch in große Verlegenheit. Der Missionär Nicholas erzählt bei einer solchen Gelegenheit folgende drollige Geschichte: „Ich begab mich in das Dorf, wo ich mehrere Einwohner im Kreis um Körbe mit gekochten Kartoffeln sitzen, und ihre Mahlzeit halten sah. Einer derselben bückte sich bei jedem Bissen bis auf den Boden und hob ihn mit dem Munde auf, wobei er es sorgfältig vermied seine Hände mit der Speise in Berührung zu bringen. Ich erfuhr als Grund dieser mühsamen und lächerlichen Art zu essen, daß er tabuirt sey. Ich fragte warum, da er doch seinem Appetit nach zu schließen vollkommen gesund und Nichts an ihm zu bemerken war, was ihn von der gewöhnlichen Lebensart ausschließen sollte. Man sagte mir, er baue ein Haus und müsse, bis er es vollendet habe, unter dem Tabu bleiben. Da er nur ein Kuki (Sklave) war, und Niemand hatte, der ihn fütterte, so mußte er auf die oben beschriebene Weise seinen Hunger zu stillen suchen. Der Tohunga (Priester) hatte ihm gesagt, wenn er es wagte, vor Ausbau seines Hauses nur einen Finger an seinen Mund zu bringen, so würde der Atua (die Gottheit) ohne Gnade seine Ruchlosigkeit bestrafen, indem er in seinen Bauch kriechen, und vor der Zeit ihn aufessen würde. Diese Drohung eines frühzeitigen Todes hatte den armen Menschen so in Angst gesetzt, daß er seine Hände mit der größten Behutsamkeit vor jeder Bewegung hütete, und seinen Mund so doppelten Dienst verrichten ließ. Ich setzte mich zu dem geplagten Mann, und unternahm es, ihn zu füttern. Sein Appetit zeigte eine solche Gefräßigkeit, daß ich ihn kaum so schnell bedienen konnte, als er verschlang. Ohne zu kauen schluckte er jeden Brocken, den ich ihm in den Mund schob, hinunter und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß er mehr Speise verschlang, als hingereicht haben würde, zwei Bauern in England zu sättigen. Müde, seinen unersättlichen Schlund länger zu füllen, der noch immer so gierig war, als beim Anfang, wünschte ich ein Wenig auszuruhen, und benützte zu diesem Zweck seine hülflose Lage, indem ich beschloß ihm ein so großes Stück einzuschieben, daß er einige Minuten wenigstens damit zu thun haben, und mich in Ruhe lassen sollte. Ich stopfte ihm also den größten heißen Kartoffel, den ich finden konnte, in den Mund, und Dieß hatte auch den gehofften Erfolg. Denn der arme Teufel, der ihn nicht fahren lassen wollte, aber ihn auch nicht, so heiß wie er war, hinunter schlucken konnte, hielt ihn zwischen den Zähnen fest, zu großer Ergötzlichkeit seiner Landsleute, die wie ich herzlich lachen mußten über die Gesichter die er schnitt, indem er sich bemühte durch alle mögliche Schwingungen der Zunge die Hitze des Kartoffels abzukühlen, und mit seinem Gaumen in gleiche Temperatur zu bringen. Doch er ertrug den ihm gespielten Streich mit der besten Laune von der Welt, und um ihn für das ausgestandene Leiden schadlos zu halten, fütterte ich ihn noch auf's Neue nach Leibeskräften, bis er endlich ausrief: Nui-Nuikiki, und Nichts mehr essen konnte; indeß that er Dieß nicht eher als bis in den Körben auch Nichts mehr vorhanden war."

Zwistigkeiten zwischen der französischen Regierung und den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Der amerikanische Handel erlitt durch diese Dekrete, namentlich von 1807 bis 1810, ungeheure Verluste. Man kann die Prisen in zwei Klassen eintheilen: solche, über die nie gerichtlich erkannt wurde, und umgekehrt. Die erste Klasse begreift die Fahrzeuge und Ladungen, die auf offener See verbrannt wurden — unter anderen den „Tolly" und den „Telegraphen," mit welchen die Fregatten „Medusa" und „Nymphe" im November und December 1811, mehr als ein Jahr, nachdem die Zurücknahme der Dekrete von Mailand und Berlin dem amerikanischen Gesandten angezeigt worden, auf solche Weise verfuhren; sieben Schiffe in Antwerpen zu Anfange des Jahres 1807, denen man auszuladen erlaubte, die man aber nachher festnahm, und kraft eines Regierungsbefehls vom Mai 1810 verkaufte; die Schiffe, deren man sich in St. Sebastian zu Ende des Jahres 1809 bemächtigte, und die man gleichfalls verkaufte; vierzehn Schiffe, die im Winter von 1809 auf 1810 an die holländischen Küsten verschlagen und in Folge der Uebereinkunft zwischen Holland und Frankreich vom 16 März 1810 an Frankreich überantwortet wurden. Alle diese Fälle wurden ohne richterlichen Spruch abgemacht, indem man die Ladungen schlechtweg als englisches Eigenthum betrachtete und zum Besten des Schatzes versteigerte. Von den sieben in Antwerpen weggenommenen Schiffen, Bordeaux Paket, St. Helena, Nordamerika, Diamant, Perseverance, Hiram und Mary, waren die vier ersteren an das amerikanische Haus Ridgeway, die drei letzteren an Parish adressiert. Man bot den Betheiligten an, ihnen ihre Ladungen auszuliefern, wenn sie sich verbindlich machen wollten, den Werth derselben zu erstatten, im Falle die Beschlagnahme von der Regierung genehmigt würde. Sie weigerten sich; andere Eigner von Schiffen, die kurz nachher anlegten, waren klüger; sie gingen auf den Vorschlag ein, empfingen und verkauften ihre Ladungen, und in keinem Falle foderte die französische Regierung von ihnen eine Erstattung. Diese Thatsache beweist klar das Recht der Beeinträchtigten auf Ersatz, sowie daß die Regierung die Unrechtmäßigkeit jener Beraubungen selbst anerkannte. Eine andere Thatsache spricht aber noch mehr zu Gunsten der Reklamanten: Hr. Fillietaz aus Antwerpen hatte von dem Haus Parish 250.000 Ballen Baumwolle, welche einen Theil der Ladung des Hiram ausmachten, gekauft, und den Betrag dieser Summe, da Niemand befürchtete, die Waaren würden vorenthalten werden, bereits saldiert. Hr. Fillietaz machte seine Ansprüche bei der Restauration geltend; sie wurden anerkannt und ihm als Entschädigung 495.760 Fr. in Inscriptionen zu fünf Proc., verzinsbar vom 22 März 1819, zugetheilt.

Was die durch richterlichen Spruch konfiscirten Fahrzeuge anbelangt, so geschah die Verurtheilung theils mit Verletzung des Vertrages von 1800, theils durch eine den Dekreten gegebene Rückwirkung, wie denn die Renommée von Boston, die einige Tage nach Erlassung des Dekrets von Mailand unter Segel ging, und etliche Meilen vor Marseille mit einer englischen Fregatte einige Worte wechselte, deßwegen allein der Beschlagnahme unterlag; theils gegen alles Völkerrecht, das den Neutralen ein gerichtliches Verfahren verbürgt und selbst, im Widerspruche mit den Dekreten von Berlin und Mailand, welche besondere Prisengerichte anordneten, auf bloße kaiserliche Mandate hin. In Bezug auf die Erkenntnisse dieser Prisengerichte aber beschweren sich die Amerikaner über Verletzung aller den Interessen der Neutralen zugut kommenden Formen, da man ihnen weder Frist gab, um ihre Beweise vorzubringen, noch sich nur die Mühe nahm, die Papiere der Fahrzeuge genau zu untersuchen. Sie erwähnen einer Entscheidung dieser Gerichte vom 11 September 1811, welche auf diese eine willkürliche Art gegen sechs amerikanische Schiffe gefällt wurde. Das Datum dieses Erkenntnisses ist bemerkenswerth, wenn man sich der Erklärung erinnert, welche die kaiserliche Regierung dem General Arm-

streng gab, und die sie durch ein Dekret vom 28 April 1811 zur Kenntniß des Publikums brachte, daß die Dekrete von Berlin und Mailand vom 1 November 1810 an ohne Wirkung auf die Fahrzeuge der Vereinigten Staaten seyn sollten.

Dieß sind die gegründeten Beschwerden der Vereinigten Staaten gegen Frankreich. Die Zeit mangelte dem Kaiser Napoleon, sich dieser Schuld der strengsten Gerechtigkeit zu entledigen. Im Jahre 1812 wurde der Herzog von Dalberg beauftragt, mit Hrn. Barlow, dem neuen amerikanischen Minister, die deßhalb eingeleitete Unterhandlung zu führen. Die beiden Unterhändler nahmen einen Vertrag zur Grundlage, der allen Reklamanten vollen Ersatz zusicherte; der Herzog von Bassano, der sich damals in Wilna befand, lud den amerikanischen Minister, um mit der Sache bald in's Reine zu kommen, dahin ein, und genehmigte die schon Hrn. von Dalberg zugestandene Ausgleichung. Allein der unglückliche Ausgang des Feldzugs und Hrn. Barlow's im December 1812 erfolgter Tod, wodurch die amerikanische Regierung eine Zeitlang ohne Stellvertreter gelassen war, ließen diese Schritte ohne Wirkung. Im Jahre 1816 erneuerte Hr. Galatin die Anforderungen seiner Nation. Der Herzog von Richelieu wies die Sache nicht geradezu von sich, entschuldigte sich aber mit den Verlegenheiten seiner Lage, die man wirklich nicht gering nennen konnte, da er die Emigration und die Fremden befriedigen sollte; die Vereinigten Staaten drangen daher vor der Hand nicht weiter in dieses Ministerium. Erst bei dem Ministerium Villèle trat der Gesandte abermals hervor; er schrieb am 22 Januar 1822 an den Minister des Auswärtigen, Vicomte Montmorency, da seine Regierung, bei der Verwicklung der Lage Frankreichs dieses nicht auch bestimmt hätte, so wäre Dieß aus Beweggründen bloßer Freundschaft geschehen; jetzt sey aber die Krisis glücklich vorüber, und er wünsche eine schleunige Entscheidung dieser Angelegenheit. Dieß Schreiben schien auf den Minister Eindruck zu machen, der in einer mündlichen Unterredung dem Gesandten sein Bedauern über die bisherigen Verzögerungen ausdrückte; allein Hr. von Villèle, dem die Entschädigung der Emigranten mehr am Herzen lag, bemühte sich, in den Handelsverhältnissen Schwierigkeiten zu finden, *) und als diese beseitigt waren, fielen ihm Anforderungen Beaumarchais's an Nordamerika, um die er sich sehr wenig kümmerte, und der achte Artikel des Abtretungsvertrags von Louisiana ein, der also lautet: „Künftig sollen die französischen Fahrzeuge in den Häfen der Union mit der begünstigtsten Nation auf gleichem Fuß behandelt werden.“ Hr. von Villèle beklagte sich, die Wohlthat dieses Artikels werde Frankreich verweigert, indem seine Schiffe nicht wie die englischen behandelt würden, die mit den amerikanischen gleichgestellt wären. Hierauf erwiederten die Amerikaner, es sey Dieß gegen die Engländer keine Gunst, sondern das Recht der Gegenseitigkeit; verlangten die Franzosen so behandelt zu werden, so würden sie nicht wie die am Meisten begünstigte Nation, sondern günstiger als jede Nation behandelt. Dawider ließ sich nicht Viel einwenden. Indeß vertagte sich die Unterhandlung auf's Neue und Hr. Galatin verließ Paris. Sein Nachfolger, Hr. Brown, war nicht glücklicher, und es fragt sich, ob die jetzige Regierung geneigter seyn wird, die alte Schuld des Kaiserthums zu tilgen. Mittlerweile werden die Klagen drei immer dringender; in den periodischen Blättern der Republik hört man bereits mitunter Drohungen verlauten, und Präsident Jackson hat in seiner Botschaft bei Eröffnung des Kongresses die Worte einfließen lassen, die an dem Eigenthum nordamerikanischer Bürger unter der kaiserlichen Regierung verübten Beraubungen möchten leicht der Gegenstand einer Kollision zwischen beiden Staaten werden. Wir können indeß nicht glauben, daß die französische Regierung, die in so manchen Beziehungen gegenwärtig mit den Vereinigten Staaten sympathisiren muß, es auf dieses Aeußerste kommen läßt. **)

Entdeckung griechischer Alterthümer in dem Jupiterstempel zu Olympia.

Schon vor geraumer Zeit meldeten öffentliche Blätter die Nachgrabungen, die von den nach Morea gesendeten französischen Gelehrten auf der Stelle veranstaltet wurden, wo allem Vermuthen nach der Tempel des olympischen Jupiters, jenes durch die größten Künstler Griechenlands verherrlichte Baudenkmal, gestanden hat. Man erfuhr, daß dort zahlreiche Skulpturwerke aufgefunden, und durch einen Beschluß der Nationalversammlung zu Argos dem französischen Volke zum Geschenke gemacht worden seyen. Seitdem aber schwebte man in völliger Ungewißheit über das Schicksal dieser Entdeckungen. Vor Kurzem erst ist endlich die erste Sendung derselben wohlbehalten in Paris angekommen.

Der Werth dieser Skulpturen, die bestimmt sind, das Museum des Louvre zu bereichern, wird noch erhöht durch die Möglichkeit, ihnen ein bestimmtes Zeitalter anzuweisen, wodurch sie, im Zusammenhange mit den übrigen Entdeckungen dieser Art von Kunstdenkmälern, beitragen werden, über Griechenlands Kunstgeschichte neues Licht zu verbreiten. Das abendländische Europa hat zu diesem Zwecke erst in der neuesten Zeit wichtige Erwerbungen gemacht. Hiezu rechnen wir außer der in den Tempeln zu Selinunt in Sizilien, aus dem Theseustempel und Parthenon zu Athen, aus dem Tempel des Apollo Epikurius zu Phigalea gewonnenen Ausbeute, die unter dem Namen der Aegineten bekannten Bildwerke aus dem Giebelfelde des Jupiterstempel zu Aegina, durch die gegenwärtig die Glyptothek in München mit jenen Kunstschätzen wetteifert, die das britische Museum durch Lords Elgin's Kunstvandalismus gewonnen hat. Durch die obenerwähnten neuen Erwerbungen aus dem Jupiterstempel zu Olympia wird das Louvre namhafte Lücken in der Geschichte der bildenden Kunst Griechenlands ausfüllen.

Pausanias hat von diesen Bildwerken, welche die zwölf Arbeiten des Herkules darstellen und die Außenseite des Jupitertempels zu Olympia schmückten, hinreichend genaue Beschreibungen hinterlassen, um die entdeckten Fragmente wieder erkennen und nach ihrer Stellung, die sie an dem Gebäude einnahmen, ordnen zu können. Einige der aufgefundenen Trümmer sind zwar zu geringfügig, als daß sich ihre ursprüngliche Bestimmung ermitteln ließe, doch erkennt man unter ihnen ein Stück von dem erymanthischen Eber. Der nemeische Löwe ist fast noch vollkommen erhalten. Von der Figur des Herkules aber ist nur ein Fuß übrig, der über das erschlagene Ungeheuer wegschreitet, und ein Stück seines andern Beines.

Dagegen ist die Gruppe des Herkules und des gnossischen Stieres fast ganz unversehrt. Dieses Bildwerk, das häufig nachgeahmt wurde, athmet eine bewunderungswürdige Kraft und Lebendigkeit. Außer dieser Gruppe verdient noch als bedeutend angeführt zu werden eine Statue der Minerva, die auf einem Felsenstücke sitzt, in einer völlig neuen und höchst anmuthigen Stellung. Diese Minerva wird zwar in der Beschreibung des Pausanias nicht erwähnt, indeß ist es leicht begreiflich, daß sie als Beschützerin des vergötterten Heros unter den Skulpturen erscheint, die seine Thaten darstellen; vielleicht bildete sie, über einer der Tempelpforten aufgestellt, den Mittelpunkt des Cyklus jener Skulpturen. Ein bärtiges Haupt des Herkules, noch vollkommen gut erhalten, ist außer den beiden oben angeführten Kunstwerken das Bedeutendste dieser ersten Sendung.

Der Styl der Bildwerke, vollkommen eigenthümlich, erinnert an keine der bis jetzt bekannten Denkmale griechischer Kunst. Pausanias, der die Namen aller Künstler aufzählt, deren Meißel das Giebelfeld des Tempels zu Olympia schmückte, erwähnt nicht des Meisters, der die Arbeiten des Herkules verfertigte. So viel ist gewiß, daß sie Spuren eines hohen Alterthums tragen. Wenn der olympische Tempel gleichzeitig oder nur wenig später mit dem Theseustempel zu Athen erbaut wurde, so zeigen die Skulpturwerke an letzterem einen bei Weitem ausgebildetern Geschmack, und scheinen fast einer spätern Zeit anzugehören, als die olympischen. An diesen bemerke man, daß die Haupt- und Barthaare nicht ausgeführt, sondern nur überhaupt angedeutet sind; wahrscheinlich blieb es der Farbe überlassen auszuführen, was der Meißel unvollendet gelassen hatte. Hier und dort finden sich an den Figuren auf der Seite, die dem Auge des Beschauers verdeckt blieb, cylinderförmig eingemeißelte Vertiefungen, die, wie man Anfangs glaubte, bestimmt waren, um darin Waffenstücke oder bronzene Geräthe zu befestigen, wahrscheinlicher aber dienten sie durch Nägel und Zapfen die Statue selbst in die Mauer zu fügen; obgleich auch für diesen Zweck manche dieser Löcher nicht geeignet scheinen.

Von ferneren Nachgrabungen auf einem bisher noch von keiner Schaufel berührten Boden läßt sich dem Funde noch bedeutenderer Kunstschätze entgegensehen.

*) Frankreich beklagte sich über ein zu starkes Tonnengeld; die Amerikaner behaupteten, es sey dasselbe eine bloße Repressalie; die in Washington im Jahre 1822 abgeschlossene Uebereinkunft legte die Sache bei.

**) Aehnliche Anforderungen machen die Vereinigten Staaten auch an Holland und Neapel.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 70. 11 März 1831.

Ceuta.

Von Gibraltar hat man sechs Stunden über die Meeresenge nach dem spanischen Ceuta. Diese Festung lirgt halbwegs zwischen Tandscher und Tetuan, in einer der reizendsten und romantischesten Gegenden, die das Auge sehen kann. Von dem Hatscho, oder der Signalstation auf der Höhe des Bergs, welcher die Bai begrenzt, genießt man eine wundervolle Ansicht, die sich über die ganze Straße nach Osten und Westen und auf der andern Seite des Meeres weit in die Sierra Nevada hinein erstreckt, während rückwärts die lange Linie der niedern Atlasketten — auf den fernern Punkten mit den Wolken verschmelzend — den Horizont umschließt. Betrachtet man das schöne Blau dieser Berge, ihr Glitzern und Funkeln und den Strom des Lichtes, welcher sie überfluthet, und dessen Farbenstrahl sie mit phantastischen Gestalten bemahlt, so glaubt man sich in einen weitern Zaubergarten versetzt, in welchem die Natur selbst ein großes Schattenspiel vor uns aufführt. Man kann sich hier schon eine hübsche Vorstellung von dem alten Vater Atlas mit dem riesigen schneeglänzenden Haupt machen, der mit kühlendem Odem die maroccanischen Ebenen anhaucht, und dem ermattenden Araber die Kraft verleiht, die Erschöpfung der brennenden Zone zu ertragen. Den Vordergrund der Landschaftsscene bildet ein üppig grünes Unterholz, wo das Wildpret so dicht liegt, wie in einem Park. In kurzer Entfernung gewahrt man das einsame Kastell des maurischen Alcalde, und da und dort erheben sich Warttthürme, auf deren Gipfel zuweilen das wilde Haupt einer arabischen Schildwache zum Vorschein kommt.

Einige spanische Reiter begleiteten uns zu den maurischen Linien, wo wir die Wachen aus ihren Zelten aufjagten. Sie erhoben sich von ihrem Stroh, Gestalten, so seltsam ausstaffirt, als der tolle Tom in König Lear. Wir erkoren aus ihnen einen Boten, den wir mit einem kleinen Geschenk an den Alcalde sandten. Der Bote lief über Heiden und Stauden weg auf das einsame Kastell zu. Wir sahen von Weitem die ausdrucvollen Geberden, mit denen er seinen Auftrag an den Burgherrn brachte, ihm bedeutend, wer die Fremden wären, und was sie begehrten, und bald kehrte er mit der verlangten Erlaubniß zu einer Jagdpartie zurück; wir sollten, hieß es, das Land ganz als unser eigen betrachten — ein maurisches Kompliment!

Die Stadt Ceuta ist größten Theils von portugiesischer und spanischer Bauart; dabei ist sie aber, was sich von den Städten der Halbinsel nicht immer rühmen läßt, außerordentlich reinlich und gesund. Die Gesundheit des Klimas und seine völlige Freiheit von den Fiebern, welche die entgegengesetzte Küste verheeren, sind sprichwörtlich geworden. In dieser Beziehung hat es einen unendlichen Vorzug vor Gibraltar mit dem ewig umwölkten Himmel und der feuchtdunstigen Atmosphäre, mit dem feinen weißen Felsenstaub, der in die verschlossensten Orte eindringt, und mit der fast unerträglichen Sonnengluth, die von den senkrecht aufgethürmten weißen Bergwänden zurückgeworfen wird. Einige der besten Regimenter des spanischen Heers bilden hier die Besatzung, die sich auf etwa 6000 Mann *) beläuft — eine Macht, die keineswegs zu stark ist, um den Platz zu vertheidigen, die Gefangenen in Ordnung, und die Mauren in Respekt zu halten.

Ein besonderer Theil der Stadt ist den maurischen Einwohnern zugewiesen, Nackommen jener Bevölkerung, welche zur Zeit der portugiesischen Besitznahme zurückblieb. Dieses Stadtviertel allein ist nicht in europäischem Geschmack gebaut. Die Mauren von Ceuta haben ihre niedern plattdachigen Häuser, ihren eignen Alcalde, ihre Nationaltracht und Religion, wie in dem mohammedanischen Mauritanien — in Folge von Privilegien, die ihnen von verschiedenen spanischen Monarchen zugesichert wurden; nur scheinen sie die Eifersucht ihrer Landsleute nicht zu theilen, denn ihre Frauen gehen unverschleiert. Für den Schutz Sr. katholischen Majestät müssen sie Kriegsdienst leisten, und sich ein oder zwei Mal des Jahrs mustern lassen. Ihr Alcalde erscheint bei feierlichen Gelegenheiten in einem sehr glänzenden Staatskleid, über welches er einen scharlachnen goldbordirten Bernus oder Kaputzmantel **) trägt. Kleiderpracht ist übrigens unter den Mauren keineswegs etwas Gewöhnliches; der Vornehme und Mächtige besitzt eine gewisse natürliche Würde des Benehmens, die ihn diesen Prunk verschmähen läßt — eine Wahrnehmung, zu der man sich bei einem im Ganzen doch so wenig civilisirten Volke nicht versieht. Noch befindet sich auch eine Dame in

*) Hieraus geht die Unwahrscheinlichkeit der kürzlich in den Zeitungen verbreiteten Nachrichten hervor, daß die Konstitutionellen unter General Torrijos Ceuta überrumpelt hätten.

**) Den Bernus läßt man in der Regel auf dem Rücken hängen, bei schlechtem Wetter wickelt man ihn aber ganz um den Leib, und steckt den Kopf mit dem Turban unter die Kaputze. Das Baumwollen- oder Seidengewebe, welches zu diesen Mänteln genommen wird, ist so dicht, daß es kein Wasser durchläßt.

Ceuta, welche die Mauren als ihre Sultanin verehren, weil sie aus einer Nebenlinie der Abencerragen stammen soll. Die Prinzessin Almansora, wie sie genannt wird, verräth jedoch in ihrem Aeußern wenig Königthümliches; von der Prinzessin bis zu den Niedersten ihrer Unterthanen herab hat Schmutz und Armuth jede Vorstellung von Größe entfernt. Die Mauren in Ceuta werden von ihren Landsleuten in der Berberei als Abtrünnige verachtet, und keiner dürfte es wagen, sich irgendwo blicken zu lassen; er würde getödtet werden.

Wenn man glaubt, Ceuta sey kein angenehmer Aufenthaltsort, so ist Dieß ein Vorurtheil, welches daher rührt, daß man es als eine Festung kennt, worin man Staatsgefangene aufbewahrt. Auf jeden Fall lebt sichs daselbst angenehmer als in Gibraltar, wo der Verkehr mit Spanien auch mancherlei Beschränkungen unterliegt. Die Alameda von Ceuta, ein Spaziergang auf einer mahlerischen Ebene zwischen zwei Bergen, kann sich so zahlreicher Zierden weiblicher Schönheit und Anmuth rühmen, als irgend eine Stadt in Spanien. Die Damen von Ceuta haben allzeit mit den Andalusierinnen um den Preis der Reize gewetteifert. Die Prados von Sevilla und Cadiz vermögen nicht mehr feine Gestalten mit äußerst niedlichen Füßchen — dem so zu sagen monopolistischen Reiz spanischer Weiber — aufzuweisen. So viel Adel in Haltung und Bewegung, wenn sie das stolze Köpfchen mit der weißen Feder herumwerfen, um die nur schon zu gut angepaßte Mantilla zurecht zu legen, unter der sich doch oft ein sehnsüchtiger Seufzer hervorstiehlt, trifft man nirgends. Freilich wirkt die spanische Nationaltracht auch zur Hervorhebung der Anmuth ihrer Formen und Gesichtszüge mit. Umsonst sucht man die Basquiña auf einen fremden Boden zu verpflanzen. Nur eine Spanierin nimmt sich darin vortheilhaft aus. Eine Engländerin oder Französin würde sich in dem Majoaufzug eben so schlecht in ihrem Element befinden, als wenn sie bei einem Stiergefecht die Wildheit eines Bullen beklatschte, der das Pferd durchbohrt, und den Picador in Gefahr bringt — was Alles von einer Spanierin unbeschadet ihrer Weiblichkeit geschieht.

(Schluß folgt.)

Politischer Geist in den französischen Departementen.

Fünfter Artikel.

In Vergleich zur allgemeinen Tendenz der französischen Departemente ist die der katholischen Geistlichkeit ebenfalls zu den Ausnahmen zu rechnen. Diese Ausnahme ist verhältnißmäßig die stärkste. Wer die Blätter Quotidienne, Avenir und Korrespondant liest, weiß, wie thätig sich die Geistlichkeit regt, um durch verschiedene Mittel zu gleichem Zwecke zu gelangen. Der Jahrestag von Ludwigs XVI Hinrichtung bot eine neue Gelegenheit zur Opposition. In Toulouse war es mehrere Tage vor dem 21 Januar bekannt, daß die Geistlichkeit ein Trauerfest anordnen würde. Um 9 Uhr Morgens begann die Feierlichkeit in der Kirche St. Etienne, der Altar war schwarz umhängt, die Gallerien verhüllt; eine Krone, ein Zepter erinnerte an Den, welchem das Fest galt. Um halb 11 begann in einer andern Kirche eine Todtenfeier, wobei sich viele Magistratspersonen einfanden, und man sammelte Geld für die „Opfer der neusten Revolution.“ Alsbald rottete sich das Volk zusammen, schimpfte einen Posten der Nationalgarde, und sechs Leute begaben sich zum Präfekten, um ihm über die Forderungen des Volkes Vorstellungen zu machen. Auch andre Orten, sogar in Paris, gab der 21 Januar zu Zwistigkeiten Anlaß, und bei solchen Gelegenheiten erheben die Gazette de Maine et Loire, die Gazette du Midi u. a. Karlisten Beschwerden wegen Unterdrückung der Geistlichkeit. „Der Krieg gegen den Klerus“ ruft das Journal du Puy de Dome am 29 Januar aus „scheint sich lebendiger als je zu entzünden. Von der Nationaltribüne herab schleudert der Minister des Unterrichts sein Manifest, und betrauert als ein Unglück den Einfluß der Geistlichkeit auf den öffentlichen Unterricht. Bei den Pairs eine Petition, daß die französische Kirche von der römischen getrennt werde. Bei den Deputirten eine Petition, daß die Geistlichen Nichts mit der öffentlichen Erziehung zu schaffen haben sollen; und erhebt inmitten dieses abgekarteten Hasses ein katholischer Franzose seine Stimme wider die Plakereien einer schikanirenden Verwaltung gegen den Katholizismus, so sagt man, er deklamire, verleumde, mache Umtriebe; sind die Verfasser jener Petitionen nicht vorgeschoben, um den Memmen Muth zur entscheidenden Schlacht einzuflößen?“ Das heißt mit Salbung gesprochen. Allein es bedurfte nicht der Ordonnanz über den 21 Januar, und den Unterricht, um die Geistlichen zur Opposition zu reizen; sie sprachen noch heftiger gegen den Minister, als er sie einlud, besonders im Winter, mit lauem Wasser zu taufen. „Wir lesen im Alten Testament,“ erzählt das humoristische erwähnte Journal am 25 Januar, „daß der Sohn Elisabeths, dessen Beinamen bezeichnet, welche Funktionen er am poetischen Jordan verrichtete, die Juden mit kaltem Wasser taufte — bei Märzregenschauern, ohne im Geringsten zu fürchten, die animalische Einrichtung seiner Neophiten zu derangiren. Armer H. Johannes! Gewiß hattest Du gute Absichten; aber hättest Du 2000 Jahr im Voraus das Rituale des Groß-Mufti's Frankreichs von 1830 lesen können, da hättest Du erfahren, daß bei der Taufe etwas laues Wasser nothwendig ist, um Erwachsene wie Neugeborene vor der Legion von Krankheiten zu bewahren, die man dermalen Katarrh nennt, und Schnupfen und Husten und Erkältung (das Journal sagt nicht, daß diesen Winter viele Kinder durch das kalte Wasser um's Leben kamen, und fährt fort:) — Glückliches Frankreich: man nannte dich sonst bescheiden das sehr christliche Königreich!“ Nicht alle Geistliche sprechen, Gottlob! wie das Journal de Puy de Dome; der jüngere Klerus, auch in der Basse-Bretagne, und was merkwürdiger ist, der Bischof in der karlistisch gesinnten Stadt Carcassonne fangen an, einander und ihre Untergebenen aufzumuntern, sich mehr als je nur mit geistlichen Sachen abzugeben, und den freisinnigen Institutionen nicht im Wege zu stehn. Seitdem ein Theil des Klerus diese Bahn betritt, wodurch er sich mit seinen durch langjährige Kongregationsherrschaft gereizten Mitbürger gern aussöhnen kann, beginnen ihrerseits die Provinzialblätter, gerade die liberalsten, die Anhänger der republikanischen Institutionen, zu Gunsten der Geistlichkeit zu sprechen, und wollen sie sogar in die Wahlkollegien eintreten sehn. Wollt Ihr dem Geistlichen Vaterlandsliebe einflößen, sagen sie, so gebt ihm eine Stelle, ein Interesse in der großen Familie des Staats. Immerhin ist wahrscheinlich, daß hierin das Prinzip vor der für's Erste zweckmäßig scheinenden

Politik zurückweichen wird. Darin aber sind die meisten Departementalblätter einverstanden, man solle den Geistlichen so Wenig als möglich von der Leitung des öffentlichen Unterrichts anvertrauen. Die Provinz verlangt laut eine Reform des Unterrichtswesens. „Die Geschichte zeigt uns," bemerkt ein südliches Blatt, „daß es die Erziehung war, welche an Griechenland das Zepter der Kunst gab, an Rom das Zepter der bekannten Welt, Frankreich seine neue Freiheit, England seinen Patriotismus, Spanien und Italien jene fanatische Indolenz, die, wie ein berühmter Geschichtschreiber sagt, das Grab eines lebenden Volkes ist." An Frankreich seine neue Freiheit — allerdings, und nur an den Orten, wo die Erziehung in den Händen der Geistlichkeit blieb, ist man jetzt nicht mit den politischen Verhältnissen zufrieden. Die Geistlichkeit besteht übrigens darauf, am öffentlichen Unterrichte Theil zu nehmen, sie stützt sich auf die neue Charte — welche sie nicht beschwört — und wenn man konsequent handeln will, so kann man Die, welche sich entschließen, der Charte den Eid des Gehorsams zu leisten, nicht ausschließen. Unterdessen hat man eine Kommission niedergesetzt, welche das Unterrichtswesen reorganisiren soll, und es wäre merkwürdig, wenn gewisse Mitglieder derselben, die früher der Geistlichkeit nicht gerne zu nahe traten, ihre Meinung geändert hätten.

Literarische Chronik.

Neueste Reisen in Griechenland und der Türkei.

(Fortsetzung.)

Mit besonderer Vorliebe verweilen die beiden Engländer auf Scenen des türkischen Lebens. Es scheint, die gelegentliche Herablassung des stolzen Muselmanns gegen den abendländischen Christenhund habe einen Zauber an sich, dem kein Reisender widerstehen kann. Welcher würdevolle Anstand des Benehmens, welcher Adel des ganzen Wesens zeichnet den Türken aus! Ja, man sieht es ihm an, er ist zum Herrscher geboren, und wie liebenswürdig er seyn kann — so rufen alle diese Herren und in Europa weiß man von der Trefflichkeit des türkischen Charakters nicht genug zu sagen, und vergißt dabei, daß diese gepriesene männliche Kraft manchmal in Rohheit ausartet; diese philosophische Kälte die wildesten Leidenschaften verbirgt. Millingen beurkundete seine Achtung für das Türkenthum, indem er, bei der Einnahme von Navarin durch Ibrahim Pascha gefangen genommen, in türkische Dienste trat, in welchen er sich noch befindet, so daß wir vielleicht später noch mit neuen Denkwürdigkeiten von ihm erfreut werden.

Traut ging zwar nicht so weit, aber sein Vergnügen über seine türkischen Bekanntschaften kann er nirgend verbergen. Seine Schilderung von Konstantinopel fängt er gleich damit an, daß er berichtet, wie er mit dem Kapudan-Pascha Karten spielte; wie er dabei war, als die Mitglieder des Diwans bei einem Gastmahle des Grafen Guilleminot die Gesundheit Karls X und Georgs IV in Champagnerhumpen tranken, und ein großer Schinken auf der Tafel prangte; wie er es mit ansah, daß Nonev-Bey, Obristlieutenant der Garde und erster Adjutant Sr. großsultanischen Majestät, eine Dame zu einem Walzer aufforderte (wo der Kavalier das Walzen gelernt, ist nicht bemerkt) und den ganzen Abend keine Tour aussetzte; daß die türkischen Damen so Viel von ihren Schleiern entfernen, daß den Ungläubigen die Aussicht auf einen Theil ihrer Stirn, ja selbst auf ihre Nase vergönnt war; daß Sultan Mahmud Stiefel, Sporen, Handschuh und Hosen trug, wie ein anderer Christenmensch! Dann war er so glücklich, Arobas zu begegnen, worin es von jungen Muselmänninnen voll saß, die scherzten und lachten und nicht einmal einen Ehrenwächter bei sich hatten; er vermuthet, daß sie auf eine Landpartie an den Ufern des Bosporus ausfahren, oder vielleicht gar nur eine Lustfahrt machten. Aber — sonderbar! er erinnerte sich nicht, daß ihm ein griechisches Frauenzimmer in Konstantinopel zu Gesichte kam, die spazieren gegangen oder ausgeritten wäre; diese Schönen schließen sich in ihre Häuser ein und erlauben sich höchstens einen Blick aus ihren Gitterläden auf die Straße, wenn anders die Fenster nicht auf den Hof gehen; sollten sich, fragt er bedenklich, die Griechen nicht zu guter Letzt noch von den Türken in der Civilisation überholen lassen? Dieß ist, fügt er hinzu, ein Ereigniß, das früher unmöglich schien; allein, als ich Konstantinopel verließ, gab der Kapudan-Pascha ein Ballfest, welchem die Türkinnen auf den Gallerien beiwohnten, und Hr. Calosso versicherte mich, als er den Sultan befragte ob sie mittanzen würden, habe dieser bloß gelacht und gemeint, es sey noch nicht Zeit. Einen neuen Beweis von türkischer Civilisation erlebte er bei einem Besuche des Beys von Athen. Man wartete mit Rum auf, und der Bey ließ sich diesen Trunk herzlich schmecken; Anfangs goß er Wasser zu, das Mischen ließ aber mehr und mehr nach, und am Ende trank er den lautern Branntwein. Hr. Traut verwunderte sich, wie der Mann so gut mit diesem Stoffe versehen seyn könnte; das Räthsel löste sich ihm jedoch, als er mit Hrn. Gropius (dem österreichischen Konsul) ein kleines Kiosk besuchte, wo man eine wundervolle Aussicht genoß; sie entdeckten nämlich, daß hier eine vollkommene Rumbrennerei angelegt war; eine Schichte englischer Zuckerhüte lag in einem Winkel; das Gesimse zierten ganze Reihen von Citronen, und auf dem Boden standen einige Dutzend Flaschen mit dem Wort Rum in großen Buchstaben bezeichnet. Zum Glücke für die Türken, bemerkt der Kapitän, habe der Prophet die verschiedenen Benutzungsarten des Zuckerrohres nicht gekannt; so daß die wahren Gläubigen mit gutem Gewissen sich dem Rumzechen überlassen könnten.

Um aber nicht zu parteiisch für die Türken zu erscheinen, müssen wir denn doch auch Etwas von ihrer Schattenseite melden, und man wird uns auf der andern Seite auch keiner Ungerechtigkeit gegen sie zeihen, wenn wir als zur Charakteristik ihrer Schattenseite ein Stück von türkischer Wissenschaft wählen. Millingen liefert uns hierzu einen Beleg aus der Arzneikunde, und da er selbst Arzt ist, müssen wir ihm hierüber schon eine Stimme zugestehen, wenn gleich Edward Trelawny, ein Engländer, der mit ihm in Griechenland war, in einem Schreiben aus Florenz vom 20 Januar d. J., das er in öffentliche Blätter einrücken ließ, unter Anderm auch die Meisterschaft des Doktors in Abrede zieht. Er habe Lord Byron vorgestellt, erzählt Trelawny, daß er einen gar zu unwissenden Menschen in seine Dienste genommen, der Lord ihm aber erwiedert: „Wenn er Wenig kann, so zahle ich Wenig." Ich bin mit dem Burschen auf zwanzig Pfund des Jahres übereingekommen; ist Das kein guter Handel?" Doch wie Dem sey, so versteht doch oft Einer, der eben kein Virtuos in seinem Fache ist, die Stümpereien seiner Kollegen nur um so besser zu würdigen. Hören wir ihn also über eine Hochschule für türkische Aerzte: „Zagori, ein Distrikt unweit Janina, ist in der ganzen Levante wegen seiner Zucht wandernder Quacksalber berühmt. Die männliche Bevölkerung besteht ganz und gar aus Doktoren der Medizin; Zagorite und Doktor sind synonym; und der ärztliche Beruf wird in ihren Händen so gewinnreich, daß er sie jedes andern Erwerbes überhebt. Eine Vorstellung von ihrem Wohlstande kann man sich von ihren Häusern abstrahiren, welche die wohlgebautesten und bestmöblirten in der ganzen Türkei sind. Daheim leben sie auf einem glänzenden herrenmäßigen Fuße. Das Erste, was der angehende Arzt in der Türkei studirt, ist die Handwerkssprache — ein mißtöniges Kauderwelsch, aus dem außer ihnen Niemand in der Welt klug wird. Sodann lernen sie die Zeilen ihres Manuskriptes entziffern, welches eine Auswahl von Formeln für alle möglichen Krankheitsfälle enthält. Hat ein Kandidat vor seinen Meistern hinlängliche Proben von seinen Fortschritten in diesen Künsten abgelegt, so wird er für dignus intrare in docto corpore nostro erklärt, und schickt sich an, Zagori zu verlassen. Die Zagorioten reisen insgemein in kleinen Banden zu sechs oder acht Personen in der Türkei umher, von denen, wie bei Dorfkomödianten, jede ihre besondere Rolle zu spielen hat. Einer ist der Signor Dottore. Er betritt nie eine Stadt, außer reitend auf einem flitterhaft ausstaffirten Rosse, gekleidet in einen langen langen Talar, eine Halskrause um und einen runden Hut auf dem Kopf; nie thut er seinen Mund auf, außer ex cathedra; alle seine Bewegungen sind abgemessen, und seine Trabanten weichen ihm nicht von der Seite. Einer davon ist Apotheker, ein Zweiter Dragoman Denn es gehört zu der Doktorschaft, daß man keine Silbe versteht als Zagoriotisch; ein Dritter, welcher den Herold macht, verkündet mit außerordentlicher Geläufigkeit der Zunge die Ankunft des unvergleich-

lichen Aeskulap's auf Straßen und Marktplätzen; zählt die wundervollen Kuren her, welche er vollbracht hat, und fodert das Volk auf, diese von der Vorsehung ihnen geschenkte Gelegenheit zu benutzen; denn nicht nur besitzt er die geheime Kunst, von gegenwärtigen Leiden zu helfen, sondern auch künftigen Plagen vorzubeugen. Unfruchtbare Weiber erlangen durch ihn Fruchtbarkeit; er läßt sie wählen, ob sie lieber einen Knaben oder ein Mädchen wollen u. s. w.; er operirt Stein, Staar, Bruch; heilt Verrenkungen. Zwei Andere, unter dem Namen von Dienern, laufen von Haus zu Haus und suchen Patienten, und da sie natürlich als bloße Diener kein Interesse dabei haben, ihres Gebieters Kunst herauszustreichen, so glaubt man jedes Wort, welches sie zu seinem Lobe fallen lassen. So ziehen sie von Stadt zu Stadt, und halten sich selten über ein Paar Wochen an einem und demselben Orte auf. Nach einem Umzuge von fünf bis sechs Jahren kehren sie auf eine Zeitlang zu ihren Familien zurück, und theilen sich zu gleichen Portionen in den Ertrag ihrer Quacksalberei. Auf einem zweiten Umzuge wechseln sie, um Entdeckungen zu vermeiden, die Rollen. Der Doktor steigt zum Range des Dieners herab; der Dolmetscher wird Herold; der Herold Apotheker u. s. w."

Bekanntlich gelten Voutier's Memoiren über Griechenland für eines der besten Werke, welche man der Feder eines Philhellenen verdankt. Aber mit der Wahrhaftigkeit aller dieser Schriften darf man es eben nicht zu genau nehmen. Zum Beweis eine Anekdote, welche Millingen erzählt. Als Voutier nach Griechenland zurückkehrte, bat ihn Maurocordato um ein Exemplar. Begierig zu sehen, wie sein Benehmen während der Belagerung von Missolonghi darin beschrieben worden, wollte er gleich das betreffende Kapitel aufschlagen; allein zu seiner nicht geringen Verwunderung fand er, daß es ausgerissen war. Den folgenden Tag traf Maurocordato den Verfasser und bemerkte ihm, er habe ein unvollständiges Exemplar von ihm bekommen. Mit einiger Verlegenheit erwiederte dieser, es seyen in dem Abschnitt einige leichte Uebertreibungen, die ihm nöthig geschienen, um die Sache der Griechen in ein günstigeres Licht zu setzen; er habe aber die Blätter herausgeschnitten, weil er fürchte, man möchte ihn tadeln, daß er seinem Philhellenismus die Wahrheit geopfert. Da meinte Maurocordato, wenn sein Gewissen seit seiner Rückkehr so zart geworden, so hätte er lieber das ganze Werk umarbeiten sollen; „denn," setzte er hinzu, „ich bin überzeugt, dieses Kapitel kann nicht mehr lügen als die übrigen."

Betrachten wir übrigens das Interesse der griechischen Angelegenheit für die Menschheit, so möchten wir eine kleine Versündigung an der Wahrheit in Voutier's Sinn immerhin für verzeihlicher erklären, als wenn mißvergnügte Abenteurer, die sich in ihren Rechnungen auf schnelles Glück täuschten, im entgegengesetzten Sinn überall nur die Schattenseite herausheben. Da es galt ein dem Verderben geweihtes Volk zu retten, so durfte, um das Mitleiden Europa's rege zu machen, um namentlich die Eisrinde um die Brust unserer Staatsmänner zu durchbrechen, schon mit etwas starken Farben aufgetragen werden. Sicherlich waren aber die Schrecken des Kriegs auch ohne Ausschmückung groß genug. Millingen giebt uns hievon eine furchtbare Schilderung. „Nach der Einnahme von Modon verkrochen sich viele Griechen in den zahlreichen Höhlen an der Küste; da aber die Türken von Neocastro diese Höhlen wohl kannten, so wurden sie bald entdeckt, und wiederholt sahen wir Griechen, welche sich ergaben, dem Tod überliefert. In einer der geräumigsten Höhlen befanden sich gegen achtzig Personen, die sich zwei Tage lang mit solcher Hartnäckigkeit vertheidigten, daß Hussein Bey, um seine Truppen nicht nutzlos auszusetzen, eine Brigg abschickte, die sich der Kluft gegenüber vor Anker legen und mit Kugeln und Kartätschen hineinsteuern sollte. Den gewissen Untergang vor Augen, willigten die Griechen endlich ein, unter der Bedingung, daß man ihr Leben schonte, herauszukommen; indeß da sie in die Hände einiger moreotischen Türken fielen, welche nie Pardon gaben, wurden sie nichtsdestoweniger ohne Ausnahme niedergemacht. Unmittelbar an diese Höhle grenzte ein anderer Schlupfwinkel in den Felsen, der eine so schmale Oeffnung hatte, daß die dreizehn Griechen, die sich darin versteckt hielten, der Entdeckung entgingen; in diesem Loch, wo man auf dem Bauch liegen mußte, und kaum den Kopf ein Wenig erheben konnte, brachten sie drei Tage zu, immer in Gefahr zu ersticken, zu verhungern oder zu verdursten, während sie jeden Augenblick draußen die Stimmen der blutdurstigen Soldaten vernahmen, die Beute suchten, und das Geächze ihrer Brüder und Verwandten, die unter langsamen Qualen den Geist aufgaben, und wie ein mahnender Todtenchor sie erinnerten, daß vielleicht bald ein ähnliches Geschick ihnen selbst bevorstehe. Um das Grauenvolle ihrer Lage noch zu vermehren, befand sich ein Tödtlichverwundeter unter ihnen, der umsonst die Schmerzenslaute unterdrückte, welche ein vier- und zwanzigstündiger Todeskampf ihm erpreßte. Wurden sie von einem Türken gehört, so war es um sie geschehen. Am Ende des dritten Tags gelang es Einem von ihnen, der schwimmen konnte, unter dem Schutz einer dunkeln Nacht, sich längs der Küste fortzustehlen, und unbemerkt Neocastro zu gewinnen. Kaum erfuhr man hier die Lage seiner Gefährten, als einige Hydrioten sich anboten, ein Boot dahin zu rudern. Die Stimme des Engels der Gnade konnte nicht süßer dem Ohr lauten, als das leise Flüstern, mit welchem er die in den Abgrund der Verzweiflung versunkenen Männer einlud, ihm mit möglichster Vorsicht zu folgen. Die Gefühle, mit welchen sie in das Boot sprangen, kann man sich denken. Das Geräusch, das sie verursachten, und die Ruderschläge des abfahrenden Schiffs erregten die Aufmerksamkeit der schläfrigen türkischen Schildwachen, die den befreiten Griechen einige nutzlose Salven nachschickten, welche dieselben mit jauchzenden Hurrahs erwiederten." Der Plan, den man Ibrahim Pascha zuschreibt, das herrliche Land in eine arabische Wüste zu verwandeln, war der Ausführung näher als man glaubt. Wo war ein Ort in Griechenland, wo keine Gerippe von Thieren und Gebeinen von Erschlagenen bleichten, wo nicht Geier und Schakale volle Ernte halten? Die schönste Gegend, Achaja, trug die Spuren der Verwüstung am Gräßlichsten an sich. Hier an den Ufern des Crathis ereilte die Zehntausende Dram Ali's die Stunde der Vergeltung, und durch die Straßen Corinths konnte man nicht gehen, ohne daß man bei jedem Schritt auf Todtengebeine stieß!

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris hat Hr. Duguet die Erfindung gemacht, Musikalien mit beweglichen Charakteren zu drucken (Melotypie). Viele Versuche dieser Art waren bis jetzt mißglückt; man blieb noch immer darauf beschränkt, die Noten in Kupfer oder Stein zu stechen. Die Melotypie Hrn. Duguet's liefert äußerst reinliche Abdrücke, so gut wie von Kupferplatten. Die Zusammensetzung der Typen ist leicht und schnell; man braucht zu diesem Geschäfte keine musikalischen Kenntnisse zu besitzen. Der Druck geht um das Zehnfache schneller vor sich als bei Kupfertafeln. Die Beweglichkeit der Charaktere läßt jede Art von Korrektur zu, und, was die Hauptsache ist, der Preis der Musikalien ist um fünfzig Prozent geringer als bei dem bisherigen Verfahren. Es versteht sich von selbst, daß mit der zunehmenden Fertigkeit in der Manipulation der Preis noch bedeutend sinken wird. Die Verbreitung der Meisterwerke der Tonkunst muß durch diese Erfindung ungemein gefördert werden.

Man giebt aus officiellen Quellen die Zahl der Advokaten in England und Wales auf 13,348 an; ihre Zahl hat seit dem 1 Januar 1830 um 455 zugenommen. Innerhalb der letztvergangenen zehn Jahre bis 1830 zahlten diese an Kanzleigebühren für Einweisung ihres Amtes, jährliche Certifikate u. s. w. gegen eine Million hunderttausend Pf. St. In London allein findet man dergleichen Rechtsgelehrte 9542.

Die Gabarre „Luxor," die zu Toulon eigens dazu gebaut worden ist, um bis zu den Wasserfällen des Nils hinauf zu segeln und die Obelisken der Kleopatra nach Frankreich abzuholen, wird auf Befehl des Ministeriums segelfertig gemacht, um in den ersten Tagen des Monats April nach Luxor (in Ober-Egypten) abzugehen, wo sich diese berühmten Obelisken befinden, die der Pascha von Egypten dem jetzigen Könige der Franzosen zum Geschenke gemacht hat. Die ungünstige Jahreszeit hinderte bis jetzt das Auslaufen dieses schwachen Fahrzeuges. Der Schiffslieutenant Verninac de St. Maur wird dieses Schiff kommandiren, und der Ingenieur Minerel ist mit der Leitung der zur Einschiffung nöthigen Arbeiten an Ort und Stelle beauftragt. Vierzig Arbeiter werden sich mit ihm an Bord des „Luxor" einschiffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

.# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 71. 12 März 1831.

Wasserrevolutionen.

(Fortsetzung.)

„Der Don," sagt Lyell, „faßte an einem Punkte eine Masse von vier bis fünf hundert Tonnen Steine, darunter manche von drei bis vier hundert Pfunden im Gewichte, und trieb diese auf einen abhängigen Plan, der sich in einer Strecke von 8 bis 10 Yards auf sechs Fuß erhob. Ein mächtiger Stein von drei bis vier Tonnen, den Fazquharson vor vielen Jahren in tiefem Schlamme des Flusses gekannt hatte, wurde gegen hundert Yards von seiner Stelle bewegt. Ein bloßes Bächlein in dem Gebirge von Cheviot, welches in mäßigem Falle hinfließt, trieb mehrere tausend Tonnen von Kieselsteinen und Sand auf die Ebene von Till; eine Brücke, die man eben baute, wurde weggerissen, und die eine halbe oder Dreiviertel-Tonne wiegenden Bogensteine nahm das Bächlein zwei Meilen weit mit sich. Zur selben Zeit riß das Wasser von einem Mühldamme einen großen Steinblock, ungefähr zwei Tonnen im Gewichte, und trug ihn über eine Viertel-Meile weit. Man erzählt sich Fälle, wo ein bis drei tausend Tonnen Griessand in einem Tage auf weite Entfernung fortgetrieben wurden. Betrachten wir, wie unbeträchtlich die Größe und Geschwindigkeit der Flüsse und Ströme auf unserer Insel ist, verglichen mit denen der Alpen und anderer Bergketten, und wie bei den Wechseln, denen die Höhen verschiedener Gegenden ausgesetzt sind, auch die Zufälle, welche Fluthen zu veranlassen pflegen, im Laufe der Zeiten sich nothwendig vervielfältigen, so begreifen wir leicht, daß das Quantum der losen wandernden Substanzen in ganz Europa sehr bedeutend seyn muß. Wenn die Lage eines großen Theils derselben unregelmäßig erscheint, so ist es eine natürliche Folge verbundener Thätigkeit des laufenden Wassers und unterirdischer Bewegungen."

Einige Beweise, mit welcher Kraft laufendes Wasser die härtesten Stoffe, wie Basalt und Granit, auszuhöhlen vermag, liefern die vulkanischen Erdstriche Mittel-Frankreichs. Lyell fügt noch einige Thatsachen von Flüssen am Fuße des Aetna bei; einer von diesen, der Simeto, hat in einem Laufe von etwa zweihundert Schritten einen Kanal von fünfzig bis zu mehreren hundert Fuß Breite, und von vierzig bis zu fünfzig Fuß Tiefe durch eine Masse kompakter Lava gegraben, welche durch Einströmen im Jahre 1603 das Thal sperrte. „Steigt ein Geologe," bemerkt Lyell, „der daran gewöhnt ist, die Charakterzüge einer Landschaft mit dem relativen Alter gewisser Steinarten zu vergleichen, in diese Felsaushöhlung von sehr neuem Datum, so wird er sich kaum der Vorstellung entschlagen können, er habe hier ein sehr altes Gestein vor sich. Die harte blaue Lava ist so fest, als irgend Trappfelsen von Schottland. Die dichte Rinde ist an wenigen Theilen durch Abreibung geglättet und polirt, und bei andern mit weißem Moose überzogen, der ihr ein sehr altes Ansehen verleiht, wodurch die Täuschung noch bedeutend erhöht wird."

Der Fall des Niagara giebt ein Beispiel, wie fließendes Wasser die äußere Gestalt eines Landes verändern kann. Man hat berechnet, daß durch Untergrabung und Sturz der harten Kalkfelsen, über welche sich der Fluß auf eine weichere Schieferformation ergießt, der Katarakt in Zeit von vierzig Jahren bis auf eine Entfernung von fünfzig Yards zum See Erie zurückgerückt wurde. Die Entfernung, welche derselbe durch diesen Prozeß von der Mündung des schmalen Schlundes offenbar abgeschnitten hat, beträgt sieben Meilen, und der Raum, der noch übrig bleibt, bis er den Erie-See erreicht, fünfundzwanzig. Wäre die Kalksteinfläche weniger breit gewesen, so müßte das ungeheuere Becken längst trocken gelegt seyn, wie es werden wird, wenn der Fall bis zum Rand des Sees zurückgetreten ist, da seine mittlere Tiefe viel Weniger, als die Höhe des Katarakts beträgt. Die Veränderungen, welche das Thalbecken des Missisippi durch die Thätigkeit dieses mächtigen Stromes erleidet, die ungeheuren symmetrischen Krümmungen des Flusses, seine Abschnitte, die tiefe Aushöhlung der Ufer, so daß oft ganze Waldstrecken auf ein Mal in das Wasser stürzen, die Inseln und Bänke, die sich durch Anhäufung solcher Massen bilden, und die vielleicht schon die nächste Fluth wieder wegschwemmt, um sie nachher in dem Meere wieder abzusetzen, Dieß sind lauter bestätigende Thatsachen. Einen der interessantesten Anblicke gewähren die riesenhaften Flöße von Treibholz, welche der Missisippi mit Schichten von Lehm und Sand gegen die See wälzt. Einer dieser Flöße war nach Darby zehn Meilen lang, zweihundert und zwanzig Yards breit, und acht Fuß tief. Er ist seit 1816 in stätem Wachsen begriffen durch das Hinzukommen frischen Treibholzes, und steigt und fällt mit dem Wasser, das ihn trägt, und wartet augenscheinlich nur auf eine außerordentliche Fluth, um seine Fahrt nach dem Golf zu vollenden, wo sich noch größere Ablagerungen derselben Art am Ausgang des Delta aufgethürmt haben.

Der Missisippi dient als Beleg für ein merkwürdiges hydrographi-

sches Gesetz, nämlich, daß die Weite eines Flusses keines Wegs im Verhältniß zur Wassermasse steht, sondern daß der vereinigte Strom im Gegentheil nach geschehener Verbindung von zwei oder mehreren Zuflüssen oft weniger Raum einnimmt, als jeder von diesen zuvor; die Zunahme an Tiefe und Schnelligkeit durch größeres Volumen gleicht nämlich die Abnahme an Oberfläche aus. Der Mississippi ist bei seiner Verbindung mit dem Missouri anderthalb Meilen, der letztere selbst eine halbe Meile breit; und doch haben die vereinigten Wasser von ihrem Zusammenströmen bis zum Ohio nur eine mittlere Breite von ungefähr dreiviertel Meilen. Das Hinzutreten des Ohio scheint nicht nur keine Zunahme, sondern vielmehr eine Abnahme der Oberfläche zu bewirken. Die Flüsse St. Francis, White, Arkansas und Red werden von demselben Strome verschlungen, ohne daß sich eine merkliche Zunahme der Breite zeigt, und bei seiner Ankunft an der See bei Neu-Orleans beträgt die Breite kaum eine halbe Meile. Dagegen ist die Tiefe hier erstaunlich groß, beim höchsten Wasserstande nicht weniger als hundert und acht und sechzig Fuß. Wer bemerkt hat, wie sich die Ströme ausbreiten, wenn sie viele Bruchstücke von großem Gewichte treiben (wie der Var, die Durance, die Trebia) und auf der andern Seite ihre gewöhnliche Tiefe und Enge, wenn sie durch Thäler von feiner Anschwemmung fließen (wie der Garigliano, der Tiber, die Savern), muß die Kraft, welche der Mississippi und andere Flüsse besitzen, ihren Kanal zu vertiefen, und in Folge davon die Oberfläche zu vermindern, der Mannigfaltigkeit der Materie zuschreiben, welche sie durchschneiden, je näher sie der See kommen. In dem Mississippithal sind es überdieß unterirdische Bewegungen, welche in Verbindung mit der Wasserkraft bei Veränderung der Erdoberfläche mitwirken. Im J. 1812 wurde das ganze Thal von der Mündung des Ohio bis zu der des St. Francis so heftig durchschüttert, daß im Flusse neue Inseln und im angeschwemmten Lande neue Seen, manche in einer Ausdehnung von zwanzig Meilen, entstanden. So viele Umwälzungen aber dort auch täglich vor unsern Augen vorgehen, deren Resultat in einem längern Zeitraum unermeßlich seyn muß, so giebt es doch keine Gegend, die reichlicher mit Mitteln ausgestattet wäre, animalisches und vegetabilisches Leben zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Ceuta.

(Schluß.)

Der Schleichhandel in Spanien füllt die Gefängnisse von Ceuta mit einer Unzahl von Missethätern, welche, wenn sie, durch die Guardias de Rentas um ihre Spekulationen betrogen, von Berg und Thal Abschied nehmen müssen, es mit einer Resignation thun, die zu besagen scheint, daß ein solcher Wechsel im Leben von Räubern sich von selbst versteht. Sie sind auf den untern Theil der Stadt beschränkt, wo sie in Ketten zu Arbeiten an der Ausbesserung der Festungswerke, der Straßen- und Hafenreinigung rc. angehalten werden. Die Staatsgefangenen dagegen haben ihren Sitz auf der Citadelle, und der Verkehr mit den Einwohnern der Stadt ist ihnen verboten. Unter ihnen befinden sich Männer von edler Gesinnung und Bildung wie aus großen Familien. Bei Ferdinands letzterm Besuch in Barcelona kamen ganze Ladungen solcher Unglücklichen an, denen keine andere Schuld zur Last fiel, als der Verdacht der Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge. Die Hingebung einiger Frauen, die freiwillig die Gefangenschaft ihrer Gatten theilen, bietet ein selten übertroffenes Beispiel von tugendhafter Zärtlichkeit dar.

Der Betrugsversuch eines sinnreichen Schurken, der hier insitzt, ist keines der merkwürdigsten Schelmenstücke, die je in einem Gefängniß ausgebrütet wurden. Dieser Mann, den Zeitpunkt der Verbannungen von Barcelona benützend, wandte sich an einen Kaufmann in Gibraltar (deren sich manche in's Mittel schlingen, um das Eigenthum der Verbannten vor der Konfiskation zu retten) und bat ihn, eine Ladung von Cacao und Zucker, die täglich aus der Havanna erwartet würde, von ihm zu übernehmen, indem er vorgab, er sey in die Verschwörungen von Barcelona verwickelt gewesen, und so bleibe ihm Nichts übrig, als auf die Großmuth eines britischen Kaufmanns zu bauen, wenn ihm nicht auch dieser Rest seines Vermögens zu Grunde gehen solle. Zugleich übersandte er die Frachtbriefe und stellte die nöthigen Vollmachten aus, damit das Schiff, wenn es in Gibraltar beilegte, angehalten würde; den Werth der Ladung schätzte er zu 75,000 Doll. und zuletzt — ganz beiläufig — verlangte er einen Vorschuß von 12,000 Doll. Dieß war ein Ansinnen, welches, auf solche Urkunden gestützt, von keinem Kaufmann in der Welt zurückgewiesen worden wäre; indeß aus übertriebener Vorsicht beschloß man nur 5000 Doll. zu verabfolgen, und zwar nicht eher als bis man sich über das nach Gibraltar bestimmte Schiff und seine Ladung zuvor auf's Genaueste unterrichtet hätte. Mittlerweile traf ein anderer Kapitän aus der Havanna ein, der in dieser Beziehung Alles bestätigte, und sofort wurde eine vertraute Person an den vornehmen Gefangenen abgeordnet, die ihm die 5000 Doll. einhändigen und die Vorenthaltung der übrigen Summe mit Gründen der Unmöglichkeit entschuldigen sollte. Bereits schickte sich der Gefangene an, das überbrachte Geld zu zählen, als er zu seinem großen Aerger sah, daß er nicht die ganze Summe empfing. Er gerieth in die heftigste Wuth gegen den zitternden Boten, und man kann sich die Verlegenheit des armen Teufels vorstellen, der sich nur unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses die Zusammenkunft verschafft hatte. In seiner Angst ließ er jenen lärmen und toben, und eilte, was er konnte, nach dem Hafen, um sich nach Gibraltar einzuschiffen. Ehe er jedoch seine Felucke erreichte, war die Sache laut geworden, man hielt ihn fest, führte ihn vor den Gouverneur und mochte er auch das Gegentheil versichern, es lag am Tag, daß er der Ueberbringer einer Botschaft von Seiten der Konstitutionellen an die Staatsgefangenen war. Jede Erläuterung, die er machte, und jeder Beweis, wodurch er seine Unschuld zu erhärten suchte, wurde nur als eine unverschämte Lüge betrachtet, die sein Verbrechen noch erschwerte, und ohne Weiteres mußte er in's Gefängniß wandern. Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß die Frachtbriefe falsch waren, und das Ganze auf eine abgefeimte Gaunerei hinauslief; das fragliche Schiff existirte allerdings, aber gehörte einem Andern; der Gefangene hatte zufällig die Korrespondenz der Ladung zu Gesicht bekommen, und darauf seinen Plan gebaut. Nach Verfluß einiger Zeit überzeugten sich die spanischen Behörden von dem gespielten Streich, und setzten den Abgesandten in Freiheit; indeß an Ersatz des Geldes war nicht zu denken.

Die Festungswerke von Ceuta gegen das maurische Gebiet hin sind von unermeßlicher Höhe und wirklich furchtbar. Die zahlreichen Sträflinge haben nach und nach eine Reihe von Batterien *) aufgeführt, welche jeder Belagerung zu trotzen scheint. Das Meiste ist in dieser Hinsicht geschehen, nachdem vor etwa fünf und dreißig Jahren die Mauren einen Angriff auf den Platz wagten. Wären alle Schießscharten mit Kanonen besetzt, was sie nicht sind, so möchte die Landseite von Ceuta in der That uneinnehmbar seyn, allein die Zeit ist vorbei, wo Spanien sich einer Artillerie rühmen konnte, wie kaum eine andere Nation.

Als bei seinem letzten Besuch in Tandscher der Kaiser von Marocco auf dem Weg von Tetuan an Ceuta vorbeikam, soll er seine Augen mit einem sehnsüchtigen Blick gegen die Mauern erhoben, und ausgerufen haben: „Ha, da ist das Land der Christen, die uns so Viel zu schaffen machten!“ Aus Ceuta ging dem Sultan eine Deputation entgegen, um über die Berichtigung der Grenzen zwischen den beiden Gebieten mit ihm zu unterhandeln. Nach der unwandelbaren Sitte des Landes überantworteten die Spanier Sr. Hoheit einige schätzbare Geschenke, und der streitige Punkt wurde ihren Wünschen gemäß entschieden. Die Einladung in die Festung lehnte der Kaiser ab, da ihn sein bewaffnetes Gefolge dahin nicht hätte begleiten dürfen; dagegen lud er die Deputation, die aus den vornehmsten Offizieren der Besatzung bestand, nach Tandscher ein, und hier wurde die Sache in's Reine gebracht.

Nicht selten flüchten sich Gefangene nach der Berberei; was zur Zeit der Ebbe nicht schwer hält, weil dann das Meer so von den Gestaden zurückweicht, daß man längs der Küste trocknen Fußes zu den maurischen Linien gehen kann, wenn man nur die Wachsamkeit der spanischen Schildwachen zu täuschen weiß. Die einzige Bedingung jedoch, unter der die Mauren den Flüchtlingen ihren Schutz angedeihen lassen, besteht darin, daß sie Mohammedaner werden; diejenigen, die Dieß nicht wollen, liefern sie den Spaniern aus. Die Ceremonie der Beschneidung macht die Annahme dieses Glaubens in einem vorgerückten Alter etwas gefährlich; allein es ist keine Wahl, denn die Strafe, welche ihrer wartet, wenn sie zurückkehren, ist noch furchtbarer als diese Operation; weßhalb sie sich denn meist zu der letztern verstehen, und sich in dem Land niederlassen. Indeß so bekehrungssüchtig die Mauren sind, so sehr verachten sie den Renegaten, nachdem er sich in ihr Verlangen gefügt, und nicht eher als in der dritten Generation gilt seine Nachkommenschaft für rein muselmännisch. Mißtrauisch bewacht müssen diese Neophyten ihre Tage zubringen, und wehe ihnen, wenn sie sich aus dem Staub machen wollten — ein solcher Versuch würde sie die Freiheit, wo nicht das Leben kosten!

Literarische Chronik.

Neueste Reisen in Griechenland und der Türkei.

(Schluß.)

Aber, sonderbar! mitten in diesem Uebermaß von Elend, das über Griechenland erging, mitten unter den unersetzlichen Verlusten von Habe und Menschenleben, welche die Nation erlitt, sammelten Einzelne unermeßliche Glücksgüter. Die Beute von Tripolitza machte Colocotroni aus einem armen Klephten zum reichsten Mann Griechenlands, und da der Ertrag dieser Plünderungen nicht aus dem Lande gezogen worden ist, so muß noch ein sehr ansehnliches Kapital daselbst vorhanden seyn. Freilich dürfte dasselbe so bald nicht zum Vorscheine kommen, da die Griechen um Alles in der Welt willen nicht reich scheinen wollen; wie sie sich ein Bißchen Vermögen erworben haben, so vergraben sie dasselbe lieber, als daß sie es der Habsucht eines Paschas aussetzen. Nun mit türkischen Paschas ist es zwar vorbei; aber unter den Palicaren mit dem Kreuz gab es manche, vor denen ein Beutel mit Piastern nicht sicherer war als vor einem bärtigen Sohn des Propheten. Ist einmal der feste Glaube an die Rechtlichkeit der Regierung vorhanden, so wird auch die Erde die ihr anvertrauten Schätze wieder von sich geben. Ein Zug, welchen der griechische mit dem türkischen Charakter theilt, ist ein schwer zu überwindendes Mißtrauen, welches sich überall, namentlich aber in Bezug auf Gegenstände eines werthvollen Besitzes, äußert. Wer wollte hierin die Frucht eines langwierigen despotischen Druckes verkennen? Kapitän Trant erzählt ein Paar bezeichnende Anekdoten. „Ein türkischer Herr vergrub am Anfang der Revolution eine beträchtliche Geldsumme in einem gewissen Theil seines Hauses, welches im Verlauf des Kriegs zerstört ward. Da er sich an einen in der Gewalt der Griechen befindlichen Ort nicht wagte, so konnte er seinen Schatz nicht erheben; nachdem die Feindseligkeiten aufgehört, schrieb er daher an einige europäische Offiziere, die in der Nähe seiner vormaligen Wohnung stationirt waren, und versprach ihnen die Hälfte, wenn sie nachgraben und den Rest ihm zustellen wollten. Man wurde Handels eins, die Offiziere fanden ohne Mühe die Stelle — allein das Geld war bereits geholt. „„Thor der ich war,““ sagte der Türke, „„daß ich meinem liebsten Freund mein Geheimniß vertraute!““ Die Griechen sind vorsichtiger, denn selbst die Furcht vor dem nahenden Tode kann sie nicht bewegen, daß sie den Ort nennen, wo ihre stille Lust verborgen liegt. Ein Fall, der Dieß beweist, kam kürzlich bei Argos vor. Ein alter Grieche, der äußerlich in der größten Armuth lebte, erkrankte, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte; seine Freunde versammelten sich um ihn, in ihn dringend, seine letzten Vorkehrungen wegen seines Eigenthums zu treffen, und es zu erklären, wenn er verstecktes Geld hätte. „„Geld!““ rief er aus; „„ich bin so arm, daß ich meine Leichenkosten nicht bezahlen kann; keinen Para vermag ich; ja ich und Geld!““ Trotz allen Vorstellungen seiner Verwandten blieb er dabei, daß er kein Geld habe. Am nächsten Tage verschlimmerte sich sein Zustand, und am Morgen darauf, als ihm der Tod schon auf dem Nacken saß, ließ er einen seiner Verwandten rufen, eröffnete ihm, bei dem großen Olivenbaum im Garten solle man nachforschen, und in einigen Augenblicken war er todt. Nicht weit von dem Olivenbaum fand man einen Topf mit 200 Thalern.“

Es läßt sich nicht leugnen, in dem griechischen Volk stecken noch manche türkische Barbarismen, ähnlich dem des Geldvergrabens, welchen letzteren sie sich jedoch bei ihrer ungemeinen Erwerbsthätigkeit vielleicht noch am Ersten abgewöhnen werden, so bald sie den Werth eines vielfachen Kapitalumsatzes schätzen lernen, und denselben mit Sicherheit betreiben können. Aber vor Allem Noth thut eine Reform des Erziehungswesens. Damit diese durchgreifend seyn möge, muß sie namentlich die Bildung der Geistlichkeit in sich begreifen. Denn bleibt diese der Aufklärung fremd, so läßt sich voraussehen, daß sie jedem Schritte zum Bessern entgegenarbeitet und jede Neuerung als eine Art Kirchenschändung betrachtet. Durch die Revolution hat in-

---

*) Von den Mauren hat Ceuta Nichts zu fürchten. Sie sind die schlechtesten Artilleristen von der Welt; sie können weder schnell abfeuern, noch irgend eine Entfernung des Schusses berechnen. Vor einiger Zeit sandte der Kaiser von Marocco sechs Mauren nach Gibraltar, um sie in der Artilleriekunst unterrichten zu lassen. Während sie sich übten, zersprang unglücklicher Weise eine Kanone, zerriß die Plattform und nahm dreien der Mauren die Füße weg. Der Zufall wollte, daß der englische Offizier, der diese Uebungen leitete, und die englischen Matrosen, die ihnen halfen, unbeschädigt blieben. Hierin ermangelten sie nicht einen Fingerzeig der Vorsehung zu erkennen, und man konnte sie nicht mehr dazu bringen, Hand an's Werk zu legen. „Nein, nein, wie sehen, Eure Kanonen tödten keinen Christen; wir wollen nicht hier stehen, und uns todtschießen lassen!“

deß ihr Einfluß ziemlich *) Noth gelitten; denn wenn einerseits in der Zeit der Noth das religiöse Bedürfniß in den Gemüthern nur um so stärker hervortreten mußte, so konnte auf der andern Seite der trockene Ceremoniendienst der Kirche, der überdieß oft genug unterbrochen wurde, nicht befriedigen. Die faktische Trennung der Griechen von ihrem geistlichen Oberhaupt in Konstantinopel trug nicht Wenig dazu bei, dem Kirchenthum überhaupt einen Stoß zu versetzen, von dem es sich noch nicht erholt hat. Bei den gebildeteren Griechen ist wirklich die Ansicht herrschend, daß die Kirche einer großen Reinigung bedürfe. Der Präsident, welcher von den kirchlichen Ländereien Besitz ergriff, hat dadurch viele Bischöfe und geistliche Würdenträger vor den Kopf gestoßen, die sich jetzt gar zu gern von ihrem Patriarchen wieder belehnen ließen, bei welchem sich doch mit einer vollen Börse Alles abmachen läßt. Dagegen erkennen alle vernünftigen Männer in Griechenland mit dem Präsidenten an, daß ein von den Ungläubigen und im Interesse der Ungläubigen bestellter Patriarch nicht dazu taugt, der geistliche Oberhirte der freien griechischen Nation zu seyn; freilich ergiebt sich dann die Gefahr eines Schisma zwischen den 3,250,000 Griechen in der Türkei, die bei dem Stuhl in Konstantinopel verbleiben, und den 750,000, die dem neuen Staat angehören. Die jetzige Bevölkerung Griechenlands dürfte übrigens von Glaubensverwandten aus den Provinzen des türkischen Reichs noch manchen Zuwachs erhalten, und man muß Dieß sehr wünschen, da diese Zahl der Ausdehnung des Landes keineswegs entspricht und immerhin wegen der nationalen Homogeneität einer Kolonisation von Europa aus bei Weitem vorzuziehen wäre.

Englische Memoiren.

The Marchmont Papers. By the Rigth Hon. Sir George Rose. 3 vol. 8. London 1831.

Unter den zahlreichen Sammlungen von Denkwürdigkeiten, welche seit einiger Zeit aus den Archiven der großen Familien Großbritanniens hervorgehen, gebührt den vorliegenden Papieren der Familie Marchmont eine sehr bedeutende Stelle. Von der Periode des Todes Karls II bis zur Thronbesteigung Georgs III behauptete das Haus Marchmont in seinen auf einander folgenden vier Häuptern ein hohes Ansehen vor dem öffentlichen Auge Schottlands wie Englands — ein Ansehen, das der verdiente Preis ihres Patriotismus, ihrer Talente und ihrer ausgezeichneten Geistesbildung war. Ueber diesen Zeitraum von mehr als einem Jahrhunderte erhalten wir hier in einer Reihe von Briefen und Tagebüchern die Geschichte der Earls von Marchmont und ihrer Zeit, welche die hervorragendsten Personen des vorigen Jahrhunderts, z. B. Bolingbroke, Carteret, Swift, Pope, Lord Cobham, Lord Stair, Sir William Windham, den Herzog von Marlborough und seine Gemahlin Sara — kurz die Koriphäen in der politischen Welt unter den Regierungen Williams, Anna's und der beiden ersten George in sich begreift. Von diesen und anderen Personen bringt die Korrespondenz eine Menge äußerst merkwürdiger noch nie gedruckter Aktenstücke zum Vorscheine, während die Tagebücher sich in frischen und lebendigen Erzählungen über den Verlauf der Parlaments-Debatten in beiden Häusern und aller zu Gunsten der Stuarts versuchten Insurrektionen verbreiten. Doch die Proben mögen für sich selbst sprechen.

Sara Herzogin von Marlborough an Hugh Earl von Marchmont.

3 März 1742.

Mein Lord! Ich weiß Ihnen sehr Dank für ihren gütigen Brief, und mit Vergnügen finde ich darin, daß Sie mit mir einverstanden sind, wenn ich dem stillen Leben auf dem Lande vor dem Aufenthalte in London den Vorzug gebe. Da ich von dem einfacheren Geschlechte bin und meine achtzig Jahre zähle, so weiß ich gewiß, daß ich nicht in Versuchung gerathe, meine Neigung zu ändern, seitdem ich Niemand in der Welt mehr von Nutzen seyn kann; denn ob ich gleich noch Bekannte habe, mit denen ich mich sehr gerne unterhalten würde, so lassen doch ihre natürlichen Berufsgeschäfte und meine schlechten Gesundheitsumstände mich mit zu wenig Sicherheit auf Besuche rechnen, als daß ich nicht lieber so lebe, wie ich lebe, bis dann wieder irgend eine Unvermeidlichkeit mich nach Marlborough House nöthigt, wo es für mich nicht ohne mancherlei Unruhe abläuft, wodurch das Vergnügen des wenigen Umganges, den ich mir versprechen darf, gar stark geschmälert wird. Es freut mich, so oft ich höre, daß Sie in dem Hause der Lords Etwas durchsetzen. Sie sind noch ein sehr junger Mann und so ist's recht, wenn Sie hoffen, es müsse Alles noch besser kommen; kommt es auch nicht immer, so soll man jedenfalls darauf hinwirken, so viel man vermag; ich für meinen Theil zweifle übrigens, ob, wenn wir auch der Tyrannen und Narren los würden, welche unser Vaterland so nah an den Rand des Verderbens gebracht haben, als jene dreißig Tyrannen, von welchen die Geschichte meldet, wir mit den ehrlichen Leuten am Ende viel besser daran wären — wenigstens will es mich nach all den Veränderungen, die in Folge des jetzigen Systems durch die Verbindung der Patrioten mit dem Hofe eingetreten sind, so bedünken. Die bei Weitem größere Mehrheit in England ist arm und unwissend, und es kann diesen gleichgültig seyn, Wer regiert. Die aber, welche so viel Vermögen besitzen, daß es der Mühe werth ist, es zu erhalten, sind solche Schurken und Narren, daß sie, um Mehr an sich zu raffen, riskiren, das Ganze zu verlieren; in der That, Wer sich zum Kämpfer gegen Vernunft und Gesetz zumal hergiebt, der verdient, daß man ihn so hoch schätzt und preist, als Hr. Pope es nur immer kann. Ich bin Ew. Lordschaft und ihm sehr verbunden, daß Sie zum Mindesten daran dachten, mich zu besuchen; allein jetzt, wo die Gicht, wenn die Leute ein Mal alt sind, sich auf keinen bestimmten Theil mehr fest setzt, was sie zwar schmerzhaft macht, aber doch zuletzt stets wieder Augenblicke der Erholung herbeiführe, sondern wo sie, wie bei mir, unaufhörlich im Körper herumzieht, bin ich eben gar nicht gesellschaftlich aufgelegt, zumal da in meinem Hauswesen ein gut Theil Verwirrung herrscht, indem mir mehrere Diener krank liegen; indeß denke ich nicht, daß ich in wirklicher Todesgefahr schwebe, und wenn der Tod mich heimsucht, so, hoffe ich, soll er mich gelassen finden, wiewohl ich noch nicht so weit in der Philosophie bin, daß ich ein qualvolles Leiden für kein Uebel hielte; Dieß ist das Einzige, wofür mir noch bangt — denn der Tod ist unvermeidlich, und ich wüßte nicht, daß bis jetzt Jemand erwiesen hätte, ob er ein gut oder ein schlimm Ding sey. Halten Sie mich nicht für leichtfertig, wenn ich so rede, und wenn Sie Hrn. Pope sprechen, so bitten Sie ihn, daß er mein Freund bleibt, denn ich glaube so fest an die Unsterblichkeit der Seele als er, ob ich gleich nicht weise genug bin, um gefunden zu haben, Was sie ist; ich bin aber überzeugt, daß es eine große Macht geben muß, welche diese Welt gebildet hat, und daß diese Macht Belohnung und Strafe austheilen wird; denn sonst würde der Schlechte glücklicher seyn als der Rechtschaffene, da der erstere in der Regel alle seine Leidenschaften befriedigt, wogegen es den würdigsten Menschen meist nicht nach Wunsch ergeht. Ich langweile Sie da mit Dingen, die ich, wie ich wohl weiß, nicht verstehe; aber in Wahrheit kann ich Sie versichern, daß, seit ich das Bewußtseyn von mir selbst in mir trage (wie ich dazu gekommen, kann ich nicht angeben), mir Nichts so furchtbar war als der Gedanke, Etwas zu thun, woraus mir Schande erwachsen könnte; deßwegen hoffe ich, daß meine Strafe für kleine Unterlassungen so hart nicht ausfallen wird, wenn ich nun aus der Welt scheide; auch dürfte schwerlich eine schlimmere Lage auf langhin möglich seyn als meine gegenwärtige. Ich bin mit größter Achtung und Aufrichtigkeit Ew. Lordschaft treuste und verbundenste Dienerin S. Marlborough.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als Beweis, daß die griechische Geistlichkeit in geringer Achtung stehe, erzählte Trant eine Anekdote, die unter dem Volk cursire. „Es war einmal ein lustiger Geselle, der, um sich über die Unwissenheit der Priester lustig zu machen, einen Esel zum Bischof führte, und ihn ehrfurchtsvoll bat, er möchte denselben ordiniren. „„Fort mit Dir!““ schrie der ergrimmte Priester; „„Du wagst es, der Geheimnisse unserer heiligen Religion zu spotten! Fort mit Dir!““ Der Mann kehrte sich um, und führte das Thier weg, als der Bischof einen vollen Beutel gewahrte, der dem Esel am Schwanz hing. „„Halt, Freund,““ rief er jetzt; „„ich hatte Unrecht; bringe Dein Thier nur wieder; denn wenn es gleich vorn ein Esel ist, so giebt es doch hinten einen trefflichen Priester!“““ Indeß solche Anekdoten sind oft nur eine Erfindung müßiger Köpfe, und man kann deßwegen nicht sagen, daß die Ansicht des Volks sich darin ausspreche; so wenig als wir es für mehr als einen Scherz halten, wenn uns Millingen versichert, zu einer griechischen Schönheit gehöre, daß sie wie eine Gans oder eine Ente gehe (σαν χηνα, σαν παππε περιπατεις) womit man einer Dame das größte Compliment mache.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 72. 13 März 1831.

Politischer Geist in den französischen Departementen.

Sechster Artikel.

Vor einigen Monaten war die Stimmung der Departemente verschieden von der jetzigen; man umfaßte Regierung, Verwaltung und Kammer mit gleicher Liebe, und wenn schon damals in der Provinz einzelne freisinnige Stimmen gegen die jetzige Kammer laut wurden, ihre ersten zweideutigen Akte streng anklagten und mit Schmerz und Eifer voraussagten, daß diese Kammer nicht willig weichen werde, so wurden diese Stimmen nicht beachtet. Desto mehr erinnert man sich jetzt in den Departementen jenes ersten Klagerufs; ob Interesse oder richtiger Blick jene frühern Schriften diktirte, man findet darin die Prinzipien, die gegenwärtig in der Provinz vorherrschen; und eine derselben, welche vor dem Ministerprozesse in Lyon erschien, *) ist um so merkwürdiger, als sie uns Aufschluß über die Forderungen giebt, welche die Partei der republikanischen Institutionen kurz vor Absetzung Lafayettes an Regierung und Kammer richtete. Daß Hr. Rosset das Gewebe der bevorstehenden Politik besser als viele Andre durchschauen konnte, ist leicht zu begreifen; denn nicht Alle hatten wie er thätigen Antheil an allen politischen Bewegungen seit der ersten Revolution genommen: er kämpfte zu dieser Zeit gegen die Anarchie, wurde in Kontumaciam zum Tode verurtheilt, focht in Italien, wo er Hauptmann beim Geniekorps wurde, man verbannte ihn 1816, dann war er 21 Monate lang im Gefängniß, immer wegen seiner Einmischung in die Politik, und beim Ausbruche der letzten Revolution führte er das Volk gegen das lyoner Rathhaus. Nachdem Hr. Rosset aller Welt ausdrücklich erlaubt hat, sein Büchlein nachzudrucken, kommt er gleich auf folgenden Text: „Was hat das Volk gethan? Alles. Was hat man für das Volk gethan? Nichts. Was haben die Kammern gethan? Nichts. Was haben Sie für sich selbst gethan? Alles. Sie haben den Erhaltungssenat nachgeäfft, der Alles für sich behalten hatte, und dessen Werk Ludwig XVIII zu Gunsten seiner Legitimität zerstörte.“ Wir drängen nun den Inhalt der Schrift kurz zusammen. Das einzige bei der Revolution für das Volk Günstige, das einzige Wahre ist die dreifarbige Fahne statt der weißen. Man geht auf Oligarchie aus. Ein gutes Wahlgesetz kann allein Alles wieder gut machen. Die ärmeren Volksklassen wollen an den Wahlen Antheil nehmen. „Während eines vierjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten,“ bemerkt der Verleger August Baron in einer Note, „konnte ich mich überzeugen, wie ein gutes Gesetz gute Bürger schafft. Als ich von Philadelphia nach New-York fahren wollte, rief ich einem armen Schlucker zu, meinen Koffer auf's Schiff zu bringen. Es ist zu weit, erwiederte er, ich wäre nicht bei Zeiten zurück, um meine Stimme zur Wahl eines Friedensrichters zu geben.“ Die Oligarchie hat den „Widerstand“ erzeugt, der Widerstand kann Anarchie herbeiführen, letztere Terrorismus. Alles, was ohne die von dem Volke in Primärversammlungen vorgebrachte Stimme geschieht, wird von dem Volke verworfen. Was hat der Widerstand der Geistlichkeit im J. 1790 herbeigeführt? Den Umsturz der drei Ordnungen, und die Revolution. Das Volk will die jetzige Kammer nicht, die so viele Mitglieder zählt, welche in Gent und St. Acheul waren. Es ist unglaublich, wie die Kammer, das Beispiel der Konstituante verschmähend, die keine Stellen für sich haben wollte, darauf besteht, nicht zu weichen und der öffentlichen Meinung zu trotzen. Das einzige Gute, was die Kammer gethan, ist die Erwählung des Königs, und jede Frevelthat gegen die neue Dynastie wäre ein Unglück für Frankreich; alle andern Akte der Kammer sind das Werk der Oligarchie. Die Nation wird stets rufen: es lebe Philipp! keine Republik! allein man wünscht zwei neue Kammern. Man wünscht, daß man jährlich ein Drittel derselben erneuere. Die Mitglieder der oberen Kammer auf Lebenszeit; aber jeder fünf Mal gewählte Abgeordnete, der keine Stelle angenommen, soll *erblicher* Pair werden, und Dieß möge der einzige Adel seyn. Die Abgeordneten sollen nicht berathschlagen, wenn nicht drei Viertel zugegen. Den Deputirten gebe man jährlich je 4000 Fr. und nicht mehr, den Ministern je 30,000. Damit es in Zukunft keine Montagne, keine rechte Seite gebe rc., mögen sich die Abgeordneten nach alphabetischer Ordnung der Departemente setzen. Jeder Nationalgardist soll Wähler seyn. Kann er das Gesetz nicht verstehn, so ist er nicht würdig, es zu vertheidigen. Die Konstitution vom J. 1791 sagte: „Die Nationalgarden bilden weder ein militärisches Korps, noch eine Institution im Staate; sie sind Bürger, welche zum Dienste der Staatsgewalt berufen sind.“ Was ist aber ein Bürger? Ein Mann, der die politischen Rechte ausübt. Warum wollen nun die *Guizotiner* nicht zu viele Wahlmänner? Weil sie wissen, daß das Volk sie nicht wieder wählen würde. Wenn sie früher die Wahlgesetze von 91 und

*) Opinion des départemens ou l' écho de la France, par L. Rosset.

95 bei einem neuen Gesetze zu Grunde gelegt hätten, mit der Bestimmung, daß die Wähler im Lesen und Schreiben bewandert seyn müssen, so wären alle wiedererwählt worden; jetzt nicht. Man wird fragen, woher ich die Meinung des Volkes kenne? Weil ich meine Landsleute sprechen höre, weil ich mit Reisenden umgehe, weil ich sehe, wie man die von Hrn. Dupin beibehaltenen Richter auszischt. Beruft Primärversammlungen, und Ihr werdet die Stimmung des Volkes erfahren. Frankreich verlangt auch, daß man Festigkeit den Fremden gegenüber zeige. Heute anerkannt, werden wir morgen angegriffen. Was ist Anerkennung? Zeitgewinnen, um sich zu rüsten. Die vorige Regierung hat die Kortes anerkannt. Ich schließe mit meinen Fragen: Was hat das Volk gethan? Alles. Was hat man für das Volk gethan? Nichts. Was haben die Kammern gethan? Nichts. Was wollen sie für sich thun? Alles für sich nehmen. Sie müssen sich aber vor der öffentlichen Meinung der Departemente zurückziehen, und zum Beweise der Unverträglichkeit werden sie nicht wiedererwählt." So weit der Text. In einer Endnote macht Hr. Resset noch die originelle Bemerkung, daß Laffitte und Soult dem Volke zu Gefallen sprechen, weil sie Geld und Mannschaft haben wollen; Montalivet dagegen wolle dem Volke Maulkörbe anlegen.

Siebenter Artikel.

Ersparungen! Man liest nicht leicht ein Buch, eine Zeitung, einen Brief aus den Departementen, worin nicht beiläufig oder obenan gesagt würde: sorgt für Ersparungen! Wahr ist es, daß die Departemente nicht unzufrieden sind, ihre konstitutionelle Verfassung etwas theurer bezahlen zu müssen, als das alte Reglment; das Bewußtseyn, daß ihre Geschäfte von ihren Stellvertretern besorgt werden, die interessante Publizität, das Treiben der Wahlkollegien hat viel Reizendes für die Departemente und sie würden gerne noch etwas Mehr bezahlen, wenn man ihnen wie in andern Ländern mehr Municipalfreiheit vergönnte; allein die Provinzialen mögen mit ihren Abgeordneten, Stadträthen, Journalisten oder mit wem sonst sprechen, so heißt es immer: sorgt für Ersparungen! In der That muß der gute Haushalt den im Allgemeinen ärmeren Bewohnern der Provinz noch mehr am Herzen liegen als den Bewohnern der Hauptstadt; denn erstere bringen die meisten Geldsäcke in die Staatskasse, und letztere tragen am Meisten heraus, gar nicht von den hübschen Dekorationen in der pariser großen Oper zu reden, wozu die Provinz so große Zuschüsse liefert. Nachdem die Minister der Restauration das Budget sehr vergrößert, und die Minister der letzten Zeit als Abgeordnete unnachahmliche Reden über Sparsamkeit gehalten hatten, meinten die Provinzialen, jetzt sey aller Tage Abend geworden, und, die Verwaltung würde ihnen Geld zu verdienen geben, anstatt durch sie zu verdienen. In Paris gab es ebenfalls solche Provinzialen, und ich gehöre dazu. Ich hatte zugehört, wie die linke Seite sagte und wiederholte, das Budget sey so groß, weil die Höflinge prassen, die oberen Beamten schwelgen, die Emigrirten sich erholen, die Kongregationisten sich zurunden, und weil die Spione und Angeber doch auch leben wollten. Ich hörte auch dagegen sprechen, daß man Schweizertruppen bezahle, und theurer als französische, daß man der Vendee Pensionen gebe; als daher Hr. von Martignac das Budget nur um drei Mal hundert tausend Franken verringerte, war ich nicht minder als die Radikalen und Provinzialen gegen ihn aufgebracht, und vollends erbittert gegen Hrn. Boisbertrand, einen früher beim Ministerium des Innern angestellten Deputirten der rechten Seite, als er in der Kammer erklärte: wer 100 Millionen erspart, zerrüttet die Verwaltung. Ich verzehrte, wie alle Provinzialen, die Reden der HH. Laffitte, Perier &c., die in denselben fortwährend subtrahirten, und fand Nichts einfacher, als diese arithmetische Spezies; die Minister aber erklärten, Subtrahiren sey die Quadratur des Kreises, und addirten drauf los. Unsre Väter erfreuten sich 1781 eines Ausgaben-Budgets von 610 Millionen Franken, wir Spätgeborne hatten vor der letzten Revolution fast eine Milliarde erreicht, und doch ist der Werth des Silbers und Geldes überhaupt seit jener Zeit kaum um ein Viertheil gesunken. Im Jahre 11 der Republik besaß Frankreich Belgien, das linke Rheinufer, Savoyen, Nizza, kurz 103 Departemente anstatt 86, und während man 370 Millionen für die Heere brauchte, war das Budget nicht so stark wie jetzt; 1812, im Glanze des Kaiserreiches, war das Budget sehr stark; etwa 1 Milliarde und 200 Millionen, allein Frankreich besaß 130 Departemente und brauchte für Heer und Seewesen 660 Millionen. Die Kriege, wenigstens die bedeutenden, hörten auf, und dennoch belief sich das Budget 1820 auf 905 Millionen, und man addirte immer zu. Im Augenblicke, als die Milliarde ohne Krieg voll werden wollte, brach die Revolution aus, wiewohl nicht aus diesem einzigen Grunde; die Wunden des Staates klafften, und Hr. Barbé Marbois eröffnete in einer feierlichen Rede das Scandal der Restauration, „welche nach Willkür die Stellen multiplizirte, und die starken Gehalte, die Indemnitäten, die Gratifikationen, die ungeheuren Gnadengelder, die freien Wohnungen, die unentgeltlichen Möblirungen, die zwiefachen und dreifachen Aemter, oder die schlecht bekleideten, unnützen Nominalämter, als unentbehrlich und alle auf Sparsamkeit zielenden Vorschläge als unausführbar und barbarisch behandelte." Was thut man nun, diesem Uebelstande abzuhelfen? Man vergrößert das Budget (für 86 Departemente) bis 1 Milliarde 200 Millionen. Die Rüstungen machen Dieß nicht allein, sondern auch die frais de répresentation, das Geld, welches die Repräsentanten des Volkes erhalten, um wegen bezahlter Stellen ihre Erwählung von Neuem bestätigen zu lassen. Hierüber klagen die Departemente, und wundern sich, daß man den zweiten Befehlshaber der Nationalgarde, ehe man 20,000 Fr. für ihn aussetzte, und eine Weigerung erhielt, nicht erst auch fragte, ob er das Geld haben wolle, für einen Dienst, der wesentlich unentgeltlich seyn sollte, und worauf doch auch die untergeordneten Offiziere einige Kosten und Zeit verwenden müssen, ohne daß man sie bezahlt. Weniger zurückhaltend als Hr. Jacqueminot zeigte sich ein Abgeordneter, der freie Wohnung im Telegraphenhotel erhalten hat; er wird außerdem nicht bezahlt; wenn aber die Sitzung vorüber ist, steht er mit einem Fuße im Telegraphenhotel, mit dem andern im Wahlkollege. Diese Beispiele würden den Departementen gleichgültiger seyn, wenn man nur im Allgemeinen die Abgaben verringerte, oder nicht zu sehr erhöhte. In Paris ist man auch einigermaßen für Sparsamkeit gestimmt; man schreibt kurze Flugschriften und Zeitungsartikel darüber, und wiederholt bündig allgemeine Sätze, bis der Leser sie glaubt. In der Provinz geht man gewissenhafter zu Werke; man

verschafft sich alle Reden früherer Berichterstatter vor der Kammer, welche Sparsamkeit predigten, und stellt das Schlagendste in langen Büchern zusammen. In Paris sagt man: Ihr solltet ökonomischer seyn; in der Provinz sagt man, in wiefern. In der Hauptstadt predigen Viele guten Haushalt, um Geld zu verdienen, Stellen zu erhalten; anderer Orten giebt man Geld aus, um Ersparnisse herbeizuführen, „denn Sparsamkeit," sagt ein Blatt, „läßt sich nicht theuer genug bezahlen;" man läuft Gefahr seine Stelle dabei zu verlieren, aber Noth bricht Eisen. Als daher vor Kurzem die Rede davon war, man werde das Budget einreichen, schrieb Hr. Duchesne, Advokat zu Grenoble: „die Zeit drängt, laßt uns die Feder ergreifen," und schrieb mit dem Motto Incedo per ignes ein übrigens sehr bedächtiges Buch von 520 Seiten, *) und stellte behutsam 100 Millionen Ersparnisse auf den Titel, wiewohl im Buche von 115 Millionen die Rede ist. Nichts wäre leichter und interessanter, als aus dem großen Gemälde des Hrn. Duchesne die schreiendsten Farben zusammenzutragen, und die großen Wunden des Staatskörpers neben einander zu sondiren; allein ein solcher parteisüchtiger Ueberblick würde keinen richtigen Gesammteindruck gewähren, und wir ziehen vor, einige Gruppen des Gemäldes auszuwählen, gerade die, welche bald der Kritik der Kammer unterworfen werden sollen, nämlich Civilliste, Klerus, Gesandtschaften, Kumuliren verschiedener Stellen, Lotterie. Die politischen Agenten (Konsuln ungerechnet) kosteten i. J. 1830 Frankreich 3,107,000 Franken, nämlich 9 Botschafter 1,704,000; 18 Gesandte 1,015,000; 1 Auditor in Rom 20,000; 51 Botschafts- und Legationssekretäre 342,000; 1 Introdukteur 18,000 und dessen Sekretär 8000. Im J. 1815 kosteten sie ½ Million weniger. Schon früher dachte man daran, die Zahl der Botschafter zu verringern, und H. Duchesne erwartet, daß eine einfache Regierung wie die jetzige mit 4 Botschaftern zu 800,000 Fr. zufrieden seyn kann, mit 5 Gesandten zweiter Klasse zu 500,000, so daß die politischen Agenten in Zukunft nur 1300,000 Fr. kosten würden. Als die Botschafter an einem auswärtigen Hofe, erzählt Hr. Duchesne, Hrn. Sieyes den Rang streitig machen wollte, erwiederte er: „Geht voran, ich habe doch den ersten Platz." J. J. 1830 betrug das Budget der Geistlichkeit gegen 36 Millionen Franken. Hr. Duchesne theilt nicht die Ansicht des Hrn. Lamennais, daß man den katholischen Klerus nicht bezahlen solle; er stimmt sogar für Bezahlung des israelitischen Kultus, was er schon 1814 **) verlangt hatte. Allein er wünscht Sparsamkeit. In 103 Departementen kostete 1812 der Kultus nicht so Viel als jetzt, und doch nannte man den Kaiser den Gesalbten des Herrn. Damals waren überdieß alle Pensionen mitbegriffen, jezt nicht; 1812 war das eigentliche Budget des Kultus nur 17 Millionen stark, dann stieg es regelmäßig; 1822 betrug es 22,900,000 Fr.; die Kammer von 1829 setzte die 36 Mill. um 30,000 Fr. herab. Hr. Duchesne aber weist nach, wie man diese Gruppe des Gemäldes bedeutend reduziren kann, daß unter Anderm die Geistlichen ihre Vikare bezahlen sollen, daß man nicht 30,000 Fr. auszugeben habe, um die Wilden (nicht) zu bekehren und 118,000 für 21 weibliche Kongregationen, und so gelangt er ohne große Mühe zu dem Schluß, von den 36 Millionen beinahe sieben abzuziehn. Er verlangt überhaupt keine sehr radikalen Reformen, und wenn er eine Ersparniß vorschlägt, zeigt er, daß die Berichterstatter der Kommissionen in den Kammern bereits eben so große oder größere Sparsamkeit gefordert hätten. Die Civilliste freilich bringt er auf 12 Mill. herab (gerade wie man es zu Anfang Augusts versprochen hatte); sie würde aber sammt den 4 Millionen Einkünften aus dem k. Privatvermögen und den Apanagen für die k. Familie 20 Mill. Fr. betragen. Die vorige Regierung brauchte sehr Viel für Gardes du Korps, Schweizer, Thürhüter (die 24,000 Mann starke k. Garde wurde vom Staate bezahlt), 32 Edelleute der Kammer, 15 Adjutanten, 20 Stallmeister, 36 Pagen, 16 Kämmerer, 24 Huissiers, 22 Aerzte, 18 Chirurgen, 5 Apotheker, 30 Beichtväter, Almoseniere, Kaplane rc., was jetzt meist aufgehört hat. Die Lotterie will der Verfasser nicht mit einem Male abschaffen, sondern nur die Einkünfte davon um 3 Millionen herabsetzen. Sie soll in Lyon, Bordeaux, Lille und Straßburg aufhören, und in Paris soll nur zwei Mal monatlich gezogen werden. Dadurch könnte man gleich von jenen drei Millionen fast anderthalb wiedereinbringen. In Bezug auf Kumuliren von Stellen verlangt er, daß man nicht mehr als zwei bekleiden dürfe, und schlägt eine Ersparniß von 9 Millionen vor. So gelangt er bis zu 115 Millionen, die 45 aber könne man zu Landstraßen, Kanälen, Eisenbahnen, Kolonien, Befestigungen u. a. m. anwenden. Hr. Duchesne spricht nur als Individuum, allein wie er, rufen alle Leute in den Departementen, spart! Die Einen rufen so, weil sie nicht Geld genug auftreiben können, die Andern, weil man ihnen keine Stellen giebt, Viele auch aus Ueberzeugung. Und dennoch werden die Departemente nicht ungern sehen, daß die Kammer dieß Mal ein sehr bedeutendes Budget votirt; warum? Dieß betrifft den kriegerischen Geist, welcher die Provinz belebt, von dem sich auch ein Wort sprechen läßt.

*) Essai sur les finances, sur les économies de cent millions, au moins, à faire aux divers budgets des depenses, 1831 auch in Paris bei Dondey-Dupre.

**) Nouvelles reflexions d'un royaliste constitutionel.

Beschreibung von London *)
aus dem Chinesischen übersetzt von Heinrich Kurz.

1.

Jenseits der Meere, im äußersten Nordwest
Liegt ein Reich, dessen Name ist Inglün.
Das Landes Kälte zwingt die Bewohner, sich stets dem Feuer nah zu halten.
Die Häuser sind so hoch, daß man die Sterne mit der Hand greifen könnte.
In der Aufrichtigkeit ihres Gemüths huldigen sie der Sitte des Gebets;
In ihrem Herzen denken sie stets an ihre heiligen Bücher.
Nur hassen sie die Folangkse (Franzosen);
Die Schilder und die Lanzen ruhen nicht einen Augenblick.

2.

Die Berge und die Seen sind üppig und fruchtbar;
Die aufeinander gethürmten Berggipfel sind den Augenbraunen zu vergleichen.
Die Einwohner verehren die Weiber und erweisen ihnen hohe Achtung;
Denn in diesem Land sind die Weiber das schönste Erzeugniß;
Die jungen Mädchen haben ein rothes, blühendes Antlitz;
Die schönen Jungfrauen sind weißer als ein weißer Edelstein.
Daher kommt es, daß eheliche Liebe hoch geachtet ist;
Mann und Weib erfreuen sich gegenseitiger Eintracht.

*) Der chinesische Titel dieser Beschreibung ist Laodun schi jung, das heißt Landun in zehn Stanzen. Verfaßt wurde sie gegen 1813 von einem in England reisenden Chinesen, der einen englischen Herrn als Sprachlehrer begleitete. Das Original dieses Gedichts findet sich mit einer englischen Uebersetzung in den Denkwürdigkeiten der asiatischen Gesellschaft.

3.

In den Sommermonaten bringen sie den Abend in Gärten und Dörfern zu.
Die zahllosen Spaziergänger ergeben sich im Schatten.
Das Gras wächst üppig auf, um die Rosse zu füttern;
Hölzerne Zäune umgeben die Waideplätze der Rinder.
Sie sammeln die Ernten ein, indem sie passende Lieder singen;
Sie suchen die Blumen zusammen und ermüden nicht, es zu thun.
Sie ermuntern einander bei guter Zeit aufzustehen.
Denn sie befürchten, die dichten Nebel möchten die Blüthen vernichten.

4.

Ihre Schauspielhäuser sind den ganzen Tag hindurch geschlossen;
Erst bei angezündeten Lampen wird der gemahlte Vorhang aufgezogen.
Der Schauspieler Gestalt ist lieblich anzuschauen;
Ihre Kleider sind aus Seide und Atlas.
Die Gesänge harmoniren mit den Guitarren und mit den Flöten.
Und sie tanzen nach der Musik der Trommeln und der Clarinetten;
Darin besteht ihr hauptsächlichstes Vergnügen.
Alle verlassen das Theater mit lachendem Angesicht.

5.

Die beiden Ufer des Flusses liegen gegen Süden und gegen Norden;
Drei Brücken unterbrechen den Lauf des Stromes;
Nachen und Schiffe segeln durch die Bogen;
Und Menschen und Rosse durchschneiden den dichten Nebel.
Tausend Klafter Steine sind auf einander gehäuft;
Und der Fluß strömt hinweg in neun Kanälen.
Die Brücke von Lojang, welche die erste ist in unserm Reich,
Ist an Gestalt und an Größe diesen etwas ähnlich.

6.

Es ist ein reiches, bevölkertes und fruchtbares Land;
Die Künstler übertreffen einander in allen Arbeiten.
In der Kaiserstadt ist ein großer Pallast,
Bei welchem wolkenhohe Bäume sind, und Häuser für zehntausend Menschen.
Die jungen Herrn reiten da einher und fahren herum.
Und die schönen Damen sind mit seidenen Kleidern angethan.
Alle Wege sind mit Blumen und Weiden bepflanzt.
Wo sollte man dann Maulbeerbäume und Flachs hinpflanzen?

7.

Thurmähnlich erheben sich die Gebäude in vielen Stockwerken übereinander;
Fest und zierlich sind die prächtig aufgebauten Häuser;
Eisenstangen laufen an den Seiten der Treppen;
Wassergräben umgeben alle Wälle.
Die angemahlten Wände sind mit zierlichen Sinnbildern ausgeschmückt;
An den Fenstern hängen rothseidene Vorhänge;
Viel Anmuthiges wird selbst in den Straßen erblickt;
Denn die Häuser sogar sind sämmtlich bemahlt.

8.

Im neunten Monde herrscht in Landün die Gewohnheit,
Daß die Menschen sich durch kleine Wanderungen belustigen;
Sie verlassen ihre Häuser und ziehen auf das Land,
Wo sie ihre Freunde besuchen in ihren ländlichen Wohnungen.
Man hört den ganzen Tag den Lärm der Wagen und der Rosse.
Im Herbste sinkt der Preis der Fische;
Dann sind auch die meisten Häuser leer und still,
Und die baufälligen werden zu dieser Zeit wieder ausgebessert.

9.

Die großen Straßen sind ganz glatt und eben,
Und die Wege durchkreuzen sich von Zeit zu Zeit.
Zu beiden Seiten wandeln Herren und Damen;
In der Mitte aber sprengen die Rosse und rollen die Wagen.
Gegen Abend hört man in den Kaufläden die Stimmen der Menschen.
Den ganzen Winter hindurch sind die Wege mit Schnee bedeckt;
Laternen und Lampen sind an den beiden Seiten der Straßen aufgehängt,
Und ihre Flamme beleuchtet den Weg, den Sternen nicht ungleich.

10.

Bei der Kälte des Landes ist es schwer, Reis zu bauen,
Doch seit ewigen Zeiten ist das Reich nicht mit Hungersnoth geplagt gewesen.
Wenn die Leute Thee trinken, so vermischen sie ihn mit Milch.
Und ihr Waizenbrod ist in fetter Butter gebacken.
In silbernen Schüsseln tragen sie ihre Speisen auf,
Und den köstlichen Wein trinken sie in Gläsern, die wie Edelsteine funkeln.
Nach des Landes Sitte achtet man die Gastmähler hoch;
Und wenn man zur Tafel geht, zieht man reichere Kleider an.

Eine ähnliche Beschreibung enthält ein anderes Gedicht, welches aber nicht die Engländer ausschließlich, sondern die Europäer überhaupt besingt. Es rührt von einem vor mehreren Jahren verstorbenen Kaufmann, Hung, her. Dieser Mann, obgleich kein Dichter von Beruf, besaß mancherlei Talente, und einer seiner Söhne nimmt einen hohen Rang im kaiserlichen Collegium zu Peking ein. „Nach Verlauf von dreißig Jahren," sagt er, „während welcher ich viel mit den Fremden umging, und mannigfaltige Gelegenheit hatte, ihre Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, habe ich mich, schon ziemlich bejahrt, in die Einsamkeit zurückgezogen, und mich, gleich Litaipe den Becher zur Seite, damit beschäftigt, eine Anzahl Stanzen über die Gebräuche und Meinungen der Fremdlinge zu verfassen, welche jenseits der Meere herrschen." Sein Gedicht, welches er Si jang tsa jung, d. h. ungebundne Verse über die Europäer betitelte, entspricht auch seinem Titel; begreiflicher Weise kann aber das Urtheil, welches ein Chinese, der sein Land nie verlassen, über die „Nationen, welche Röcke und Hüte tragen," nicht anders als mangelhaft seyn. So steht der Verfasser namentlich in dem Wahn, daß alle Europäer, wie die Portugiesen in Makao, Katholiken seyen. Der in der Einsamkeit lebende Dichter fängt damit an, daß er die guten Sitten der Fremden lobt, „da sie auch die wichtigsten Handelsgeschäfte ohne Förmlichkeiten *) abmachten, indem sie sich bloß die Hand reichten und drückten; daher würden auch „die einfachen Tugenden der Barbaren" seit den ältesten Zeiten her gepriesen. „Wenn ein Gast kommt, beut ihm der Wirth einen Becher Traubensaft; denn," fügt er in einer Note hinzu, „die Barbaren bewillkommnen ihren Besuch nicht mit Thee, sondern mit Wein. In Winterabenden sitzen die Fremdlinge zusammen beim Feuer und trinken kalten Wein, **) unbekümmert um den Schnee, welcher fußhoch auf der Straße liegt. Sie schätzen ihr Leben gering, wenn es sich um einen persönlichen Streit handelt, und wenn zwei eine Ehrensache haben, so können die Folgen sehr ernsthaft werden. Sie stellen sich dann einander gegenüber, und feuern auf ein gegebenes Zeichen Gewehre auf einander ab." In einer Note wird dabei bemerkt: „daß wenn der Eine auch fällt, der Ueberlebende doch nicht bestraft wird, und daß im Gegentheil der Streit ein Ende hat, wenn auch Keiner geblieben ist. Sie thun Dieß, um zu zeigen, daß sie nicht furchtsam sind." Unser Dichter verwundert sich stark über das späte Heirathen der Europäer, aber er versucht diese ihm fremdartige Erscheinung auf folgende Weise zu erklären: „Die weiten Reisen dieser Menschen in fremde Länder halten sie lange von der Heimath ferne, und sie kehren nicht eher zurück, um ein Weib zu nehmen, als bis sie sich ein großes Vermögen erworben haben. Manche heirathen nicht vor dem fünfzigsten Jahre, und wenn auch die Braut bei solchen Gelegenheiten noch sehr jung ist, so fällt es doch nicht auf. In der Bestimmung ihrer jährlichen Perioden haben die Fremdlinge keinen Schaltmonat; ihr neues Jahr beginnt jedes Mal nach des Winters Sonnenwende Bei dieser Gelegenheit pudern sie ihr Haupt mit weißem Staub und alle berauschen sich. Doch hat," setzt der Verfasser hinzu, „diese Gewohnheit in den letzten Jahren abgenommen." Nach vielen andern Bemerkungen schließt er damit, daß er erwähnt, die Fremden hätten seit beinahe zwanzig Jahren mit einander Krieg geführt, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie bald Frieden schlössen. Uebrigens, meint er, haben sie jetzt die beste Gelegenheit, sich zu bilden und zu bessern, da sie viel Umgang mit den Chinesen pflegen.

---

*) In Canton nämlich werden die meisten Handelsgeschäfte bloß mündlich abgemacht.

**) Die Chinesen trinken bloß gewärmten Wein; auch genießen sie den Thee meistens ohne irgend eine Beimischung; selten zuckern sie ihn, und noch seltner, beinahe niemals, genießen sie ihn mit Milch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 73. 14 März 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

8. Pirano und die Salinen.

Wochen und Monden waren bereits in Triest mit Botanisiren, Jagen *) und Ausflügen in die benachbarte Gegend unvermerkt vergangen, und die Abreise nach Istrien auf den morgenden Tag anberaumt. Der Herbst war schon weit angerückt, dichte Nebel lagerten morgens auf der See, die Stürme mehrten sich, und der Boden war mit rothen und gelben Blättern von den Bäumen, deren Wipfel die Bora peitschte, bedeckt. Zur bequemern Fahrt hatten wir ein kleines Trabakulo **) nach Pola gemiethet, fröhlich wurde der lezte Abend unsers Aufenthalts am Heerde ***) bei der Punschbowle zugebracht, und langsam schlichen sich die Stunden der Nacht vorüber. Der Sirokko, †) der schon einige Tage wehte, erhob sich aber nun zu einem bedeutenden Sturme, und vom Fenster aus hörten wir das Brausen der Wogen, das Knarren und Krachen der Schiffe, und das Geschrei der Matrosen. Furchtbar tobte die See, sehnsüchtig erwarteten wir den Morgen und eilten dem Hafen zu, doch welches Schauspiel! Der ganze Corso stand unter Wasser, Ballen und Fässer waren ein Spiel der Wogen, Boote fuhren in den Straßen, ungeheure Wellen stürzten sich in die Stadt. Wir fuhren bis zum Fischmarkt in das Haus eines Bekannten, um von da das wüthende Element freier übersehen zu können. Die Köpfe der Wellen, wie sie der Schiffer nennt, schäumten hoch empor, eine Woge hob und verschlang die andere, wehklagend flogen die Möven durch das Tauwerk der Schiffe, die Matrosenpfeife überschrillte die donnernde Brandung, die Schiffe wurden gewaltig hin und her geschleudert, so daß die Fluth schier oft ihre Masten berührte, des Fluchens und Schreiens der italienischen Matrosen war kein Ende. Keine dreihundert Schritte von uns, nicht weit vom Kai, lag ein nordamerikanisches dreimastiges Kauffartheischiff; eine Ankerkette war gerissen, hätte eine Woge das Schiff mit dem Vordertheil oder Hintertheil an den Kai geworfen, so wäre es unrettbar verloren gewesen. Das Schiffsvolk blieb so ruhig, als wäre Nichts vorgefallen, keine Stimme vernahm man, nur das Pfeifchen des Kapitäns belebte sie, und durch sie die Lenkungen des höchst gefährdeten Schiffes; glücklich wurde es durch die Muthigen, die bis zur höchsten Erschöpfung arbeiteten, gerettet. Endlich wichen allmählig die Wassermassen aus den Straßen, der Wogentanz wurde ruhiger, der Regen ließ nach, die schweren Wolken zertheilten sich; allein noch immer gährte die See, und die Schiffe im Hafen schwankten hin und her. Zweifelhaft sah unser Schiffer über die wogende Fluth, als wir ihn fragten, ob er die Fahrt zu beginnen traue, da sich das Wetter immer mehr aufheiterte; doch bald zeigte er und die Bootsknechte sich willig, und wir sagten das lezte Lebewohl unsern Triesterfreunden. Nun ging es durch den Hafen in's offne Meer. Indessen stellten sich mit der Windstille von Neuem Regengüsse ein. Wir konnten unmöglich die See halten, und fuhren daher, nachdem wir mehrere Stunden mit Rudern an den Küsten herum zugebracht hatten, nach Pirano, um hier besser Wetter und guten Wind abzuwarten.

Pirano, eine ehemalige Besitzung Venedigs, wie die meisten istrischen weiland zu Venedig gehörenden Städte, mit engen Straßen, verfallenen Häusern, hat seit Jahrhunderten das gefährliche Piratenhandwerk, von dem es den Namen haben soll, aufgegeben, und sich dem friedlichen Oelbau und Fischfang gewidmet. Kühn erhebt sich die Kirche auf einem Felsen, dessen Basis die stürmende See schon tief unterwühlt hat, und in den Spalten der Ruinen seiner ehe-

*) Leider ist nicht viel zu jagen, denn 200 Jagdpatente à 5 fl. C. M. werden für die kleine triester Stadtmarkung ausgetheilt, und die Anwesenheit eines hieher verirrten Lampe erregte unter dem ganzen Waidhaufen Triests lebhafte Sensation. An Sonntagen wähnt man in der Nähe von Vorpostengefechten zu seyn, und die Hunde werden in Ermanglung der Rebhüner auf Lerchen abgerichtet. Der Zoologe wird aber durch folgende seltne Vögel auf den Jagdpartien in Triest entschädigt. Falco cenchris, Strix scops, passerina, Tichodromus phoenicopterus, Emberiza hortulana, cirlus, cia, zuweilen auch melanocephala, Parus lugubris, Turdus cyanus, saxatilis, Saxicola stapazina, Cypselus melba, Columba livia, Perdix saxatilis, Larus melanocephalus, plumbiceps etc.

**) Ein leichtes Seegelboot.

***) Bekanntlich hat der Italiener keine Oefen, die Kamine werden des Sommers über als Wandschränke benützt, um alle möglichen Kleinigkeiten, für welche man sonst im ganzen Haus keinen schicklichen Platz findet, hineinzuwerfen und die Kälte muß grimmig werden, bis sich der Italiener entschließt, seinen während des Sommers zum Augias-Stall gewordenen Kamin zur behaglichen Feuerstätte auszuräumen. Er sezt sich lieber auf den Heerd, und während der Rücken erfriert und das Gesicht geräuchert wird, verbrennen die Beine. Dabei ist das Holz theuer, und besteht nur in Reißholz, und der Deutsche möchte im Winter in Italien oft — erfrieren.

†) Ein feuchter Südwind, der besonders viel Fische in den Golf von Triest treibt, daher nach Sirokkowinden der Fischmarkt reich besezt, und die Fische wohlfeil sind.

maligen Stadtmauern wuchsen die ersten Kapern, die wir sahen. *) Mitten im Städtchen ist ein Winterhafen, der, da er zugleich als allgemeine Kloake benützt wird, den Sommer hindurch seine Umgebungen sehr belästigt.

Pirano war sonst durch seine Salinen reich, abee diesee Erwerbszweig liegt tief darnieder, nicht weil sich etwa die Natur minder spendend zeigte, sondern weil drückende Regierungsmonopole die hemmenden Prinzipien für den Salinenbau Oesterreichs sind.

Das Wasser des adriatischen Meeres ist ungemein salzhaltig und könnte allein ganz Europa mit Salz versehen, und einmal angelegte Salinen sind in ihree Unterhaltung gae nicht kostbar. Nach den dort bestehenden Gesetzen aber muß alles Salz, das in den Salinen erzeugt wird, bei den schärfsten Strafen dee Regierung um einen bestimmten Preis, an dem sie wenigstens 300 Prozente reinen Gewinst hat, ausgeliefert werden. Der größte Salinenbesitzer darf nicht ein Pfund zu seinem Bedarf aus seinen eigenen Salinen mit nach Hause nehmen, und in seinen eigenen Salinen sind zahlreiche Wachthäuser und bestellte Wächter, die, wenn sie ihn im Verdacht haben, er stecke eine Handvoll Salz in die Tasche, ohne Umstände seine Kleider durchwühlen können. Dennoch gewann der Wohlstand der thätigen Piraneser, die mit ungeheueen Kosten die größten Salinen Oesterreichs angelegt hatten, täglich, bis nach dem neapolitanischen Keiez das Königreich Neapel seine Kelegsschulden an Oestereeich theilwese mit sicilianischem Salz abzutragen anfing. Dadueh wurde nun das pieanesische Salz größtentheils entbehrlich, England und andere Seestaaten kaufen näher und eben so billig Salz in Sicilien und Spanien, und mit dem Wohlstand der Piraneser war es vorbei; denn jetzt schried man ihnen vor, wie oiel Zentnee Salz sie jährlich bereiten dürfen; machen sie mehe, so wird der Ueberschuß von einer Kommission — wieder in das Meer geworfen. An den Salinen selbst haben viele Privatleute Antheil, und sie sind zu merkwüedig, als daß wir ihnen nicht noch ein'ge Aufmerksamkeit schenken sollten.

Zwischen Pieano und dem Vorgebieg von Salvore erstreckt sich eine breite Bucht fast stundenlang östlich in's Land, und an ihrem flachen Ende befinden sich die Salinen. Eine geoße Mauer mit verschiedenen Eingängen für das Meerwassee, um die Salinen voe plötzlichen Ueberschwemmungen zu schützen, teennt sie oom Meere

den Eingängen an ziehen sich geoße Wassergräben, die durch kleinere mannigfach mit einander verbunden sind, bis an's Ende der Salinen; der von diesen Gräben duechschnittene Boden ist nur etwas höher als die See, und durch die oielen Gräben gleichsam wie in Gartenbeete eingetheilt. Jedes solches Beet ist mit Lehm belegt, und hat eine handhohe erhöhte Einfassung von Lehm. Da wo sich vier Beete mit ihren Winkeln (durch Wassergräben jedoch getrennt) nähern, ist im Wassergraben selbst eine Pyeamide von drei Stangen, von denen ein Strick herabfällt, woran ein Eimer hängt. Mit diesem Eimer nun wird das Seewasser solange aus den Gräben in die Beete geschöpft, bis diese zum Rande der Lehmeinfassung voll sind, und das Weitere der Sonne überlassen. Nach einigen Tagen ist alles Wasser verdunstet, und das Seesalz zurückgeblieben. Die erste Schichte ist das feinste und weißeste, die tiefern Schichten werden immer schlechter, und es gehört besondre Geschicklichkeit dazu, diese einzelnen Partien ordentlich abzurechen, und zu sortiren. Dieß geschieht im Juni, Juli und August; die vielen hundert kleinen Häuschen, die in den Salinen stehen, sind dann belebt, und die Salinen selbst wie eine Stadt bevölkert, Gesang und Jubel erfüllt die Umgegend. Ist diese Zeit vorbei, so stehen die Salinen öde. Saftige Salzpflanzen wachsen in ihnen, und dienen verschiedenen Sumpfvögeln zum Aufenthalt, während Schwärme von Möven den Schlamm nach Würmeen durchwühlen.

Der Weg von Pirano bis zu den Salinen geht am felsigen, jedoch niederen Ufer des Meeres hin. Felsen, deren Kuppen mit Olivenwäldern besetzt sind, deeen Früchte jetzt blau zu werden beginnen, *) hohes, dichtes Geröhrig, an den Bergabhängen Weingärten mit Loebeerbüschen, Winzer und Ziegenhirten, Eselheerden und Schiffernachen, die zum Sardellenfang auslaufen, wechseln mannigfach ab. Im Wirthshause zu San Martino trafen wir köstlichen Isteter Ausbruch **) und setzten auf Maulthieren unsee Reise zum Leuchtthurme bei Salvoee über eine felsigte dem Karst ähnliche, und hier gleichfalls Karst genannte Gegend fort. Unsre Führer eezählten uns viel vom vecchio di mar, der zuweilen aus dem Meer auf die benachbarten Wiesen steige, und wir hatten Mühe zu ereathen, daß dieser Meeralte eine Phokenart sey. In der Campagna di Salvore wurden wie von Conte Fabris gütig aufgenommen, und waren in Kurzem auf der Punta Passania, wo sich der Leuchtthurm erhebt. Dee Leuchtthurm ähnelt einee hohen Säule mit Piedestal, und besteht aus starken Quadern von nicht unbeträchtlichee Höhe und einee wohlgefälligen Bauart.

Auf Schneckenstiegen gelangt man zu der mit sehr dicken Gläsern besetzten Laterne. Der Wächter versicheete uns, daß im Herbste oft viele hundert Vögel so stark gegen den erleuchteten Candelaber stießen, daß sie auf dem rund herumgehenden Gang todt gefunden würden. Die Erleuchtung geschah ehemals mit Steinkohlen-Gas. Material lieferten die Steinkohllager im Innern Istriens bei Albona; jetzt wird wegen der dortigen Wohlfeilheit wieder Oel angewendet. Dee Thurm selbst wurde nach dem Modell des von Livorno erbaut und am 17 April 1818 zum ersten Male erleuchtet; erforderlich machten ihn die felsigen Untiefen der Ufer Istriens und seine 12 Lampen sind weit in die See sichtbar. Am Eingang steht die wegen ihrer Küeze ansprechende Aufschrift:

Cursibus
Navigantium nocturnis dirigendis
Franciscus I.
A. I.
1818.

*) Caparis spinosa. Die Blütenknospen geben den aromatischen in Essig eingemachten, und in der Kochkunst vielfach benützten Handelsartikel, die Kappern, ab. Sie wachsen als niederer Busch nur an steilen Felsen und an alten Mauern, oft kann man solche Mauern nicht gut besteigen, und der Saame wird mit Blasrohren hinauf geblasen.

*) Die Olive reift Anfangs Novembers; keine bekannte Frucht hat bei ihrer Reife einen solchen unausstehlich fettig-bittern Geschmack als die Olive. Die unreifen Oliven werden mit Essig oder Branntwein als Salat eingemacht, möchten aber auch nicht Jedermann behagen.

**) Ein köstlicher, dem Cyperwein an Geschmack und dunkelgelber Farbe ähnlicher Wein, der aus getrockneten Trauben gekeltert wird.

Die Höhe des Thurms selbst beträgt 102 wiener Fuß; über den Wasserspiegel des Meers aber ist er 122 Fuß erhaben. Hier am Vorgebirg Salvore war es, wo Barbaressa in einer Seeschlacht seinen Sohn und 30 Galeeren, die im Triumph nach Venedig geführt wurden, verlor, und das Kirchlein zu S. Salvore bewahrt das Andenken jener denkwürdigen Schlacht. *) Bei dem dem heiligen Johann geweihten Kirchlein ist auch noch ein Stein am Eingange mit folgender römischer Inschrift befindlich:

P. TROSIUS. C. F.
PORTIO.
NAEVIA. P. F.
QUARTA.
TROSIA. C. F.
TERTIA. V.

Der Abend war schon lange angebrochen, als wir auf einem kleinen Batello die Rückfahrt quer über den Meerbusen nach Pirano begannen; zu dem einförmigen Ruderschlag wurde ein venezianisches Gondolierlied von den rauhen, aber nicht unmelodischen Stimmen unsrer Schiffer gesungen; die Wellen kräuselten sich, nur sanft von einem kühlen Herbstwinde erregt; am Kiel spritzte die weiße Fluth in die Höhe, das Segel wurde aufgerollt, und näher und näher rückten wir zu den Lichtern, die durch die Dämmerung uns von Pirano entgegen leuchteten. Hinter uns glänzte der Leuchtthurm weit in die See helles Licht verbreitend, und bald landeten wir in dem Hafen. Der schöne Abend nach dem stürmischen, unglücksvollen Morgen machte, daß noch Alles auf den Straßen lebendig war, die Schiffer in ihren Kaputzen, selbst einige Duennen mit ihren altvenezianischen schwarzen Regentüchern unterhielten sich auf dem Markt über die heutigen Ereignisse; chinesische buntgefärbte Papierlaternen erhellten das Abenddunkel, und die Schiffer meldeten uns, daß der Wind sich gewendet, und eine uns förderliche Tramontana **) wehe, die, wenn wir die Nacht zur Abreise benützen wollten, unserer Fahrt sehr förderlich seyn würde. Wir waren hiemit zufrieden, und verließen das arbeitsame Pirano, nicht ohne den Wunsch, daß es seine 1,202,607 Klafter Salinenboden frei benützen können möge!

*) Heus populi celebrate locum quem Tertius olim
Pastor Alexander donis celestibus auxit.
Hoc etenim pelago Venetæ victoria classis
Desuper eluxit, ceciditque superbia magni
Imperio regis Frederici. Reddita sanctæ
Ecclesiæ pax tunque fuit: jam tempora mille
Septuaginta dabat centum septemque supernus
Pacifer adveniens ab Oriente carnis amictæ.

Das hierauf Bezug habende Gemälde von Tintoretto, das sich früher im Rathhaussaal zu Pirano befand, ist vor Kurzem in die Gemäldegallerie nach Wien gebracht worden.

**) So nennt der italienische Schiffer — und Deutsche, und den Nord-Westwind.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Wie die Freiheit ihre Reise durch die Welt macht.

La liberté fera le tour du monde.

Mirabeau.

O wie war sie schön die herrliche Jungfrau, als sie erschien voll Jugendkraft und Feuer, mit raschem stolzem Schritt niedertretend in den Staub Kron und Zepter, und verdorrte Stammbäume und modrige Pergamente! Wie war sie schön mit ihrer durch die Welt hin hallenden Stimme, mit ihrem sennigen Arm und ihrem blitzschleudernden Blick!

Sie erschien in Frankreich umgürtet mit der rothblauweißen Schärpe, und das Volk erkannte sie, und sie zermalmte unter ihrem Tritte ein erbettelte Zepter und einen Thron, den fremde Gewalt aufgerichtet, und unter den Sohlen der hehren Jungfrau röthete sich der Boden von ihrem Blute, wie man Rosen streut vor dem Thronhimmel am Frohnleichname.

Alles war vorüber, da versammelte sich der Rath der Vierhunderte und sprach: Wir haben das Vaterland gerettet! Heil uns!

Die Freiheit ist schön und edel, sagten sie, aber ihr Schritt ist etwas zu kühn. Es wäre gut, wenn sie sich für die Zukunft das Gehen ganz abgewöhnen wollte. Und Hr. Alexander Lameth, ein in Oligarchie verfallener Republikaner, schlug vor, sie einzuwindeln.

Die Freiheit ist schön und edel, sagten sie, aber ihre Stimme hat etwas Rauhes und schneidet durch Mark und Bein.

Hr. Dupin schlug vor, man solle ihr das Reden verbieten.

Hr. Mauguin setzte noch so viel durch, daß man ihr erlauben wollte, leise zu reden, doch unter der Bedingung, daß sie Kaution leiste, und nur eines eigens für sie angefertigten Wörterbuches sich bediene, das ungefähr hundert Worte enthielt.

Dreihundert Schriftgelehrte verlangten, man solle ihr Daumenstöcke anlegen; es sey ihnen angst und bange vor ihren sennigen Armen.

Einige fanden, daß sie einen kühnen und fast drohenden Blick und schwarze Augen habe. Man band es ihr ein, künftig blaue Augen zu haben, sie niederzuschlagen und einen dichten Schleier überzuwerfen.

Endlich erbot sich der schönste unter den Rednern, nieste dreimal, räusperte sich und sprach: Die Freiheit, die Ihr aufgenommen habt, paßt nicht für die beste Republik. Hier habt Ihr eine, wie wir sie für Euch gemacht und gut befunden haben. Dankt uns und greift in den Beutel! Wir sind eine wohlfeile Regierung, und verlangen kaum doppelt so Viel von Euch, als unsere Vorgänger.

Die Freiheit entfloh. Die Schriftgelehrten machten eine Gliederpuppe, die mit einem Maulkorb angethan, geknebelt, verschleiert, ohne Stimme, Bewegung und Augen war, und schrieben darüber: Das ist die Freiheit.

Die Freiheit aber war indeß in Belgien angekommen, umgürtet mit der gelbschwarzweißen Schärpe. Sie stürzte mit Einem Tritt eine fremde Tyrannei. Das Volk schlug sich wie ein Volk von Löwen. Als Alles vorüber war, versammelten sie hier gleichfalls Vierhundert und sprachen: „Wir haben das Vaterland gerettet; die Pflastersteine glänzen von rothem Blut, das vergossen wurde, um einen König zu verjagen. Es giebt nun nichts Nothwendigeres zu thun, als einen neuen zu suchen.“ Man sendete barmherzige Brüder allenthalben umher mit Bettelbriefen: „Um der Barmherzigkeit Gottes willen, einen armen kleinen König bitten wir gar schön.“

Das Volk schrie, man nannte es Pöbel. Die Freiheit entfloh. Sie ließ sich in Polen nieder, umgürtet mit der amarantweißen Schärpe. Und auch hier drängen sich die Tapfern um sie her, und wollen zu ihren Füßen sterben. Aber die Freunde Polens verlassen sie, und es braucht kein Wunderwerk, „so wird die Freiheit ihre Reise durch die Welt gemacht haben.“

Die Märtyrin.

Seit der Restauration des Julius haben die unglücklichen Karlisten alle Leidensstationen des diokletianischen Märtyrerthums durchlaufen.

Anfangs erduldeten sie die Folterbank der entsetzlichsten Furcht, und verkrochen sich in die Wandschränke und Keller, auf die Speicher und unter die Betten, und wo es überhaupt einen Ort gab, in den sich ein auf den kleinsten Ausdruck gebrachter Körper verstecken konnte.

Dort stimmten sie das Klaglied an: De profundis clamavi ad te, domine. Der Herr ließ sie schreien und gab ihnen keine Antwort.

Darnach trauerten sie in Sack und Asche. Die Marquisinen sahen so häßlich aus wie Vogelscheuchen. Nun beschloß man den Hungertod zu erleiden, und kasteiete sich durch ein schauderhaftes Fasten. Aber am zweiten Tag stellte sich ein heftiges Leibreißen ein; und die Geistlichkeit that den Ausspruch: der Himmel nehme eine solche Art des Märtyrthums mißfällig auf.

Man verzichtete also auf den Hungertod, und faßte einmüthig den Beschluß, sich durch die Langeweile tödten zu lassen. Man versammelte sich und hielt bei verschlossenen Thüren Lobreden auf Karl Anton und Heinrich Capet, las die Quotidienne und die Etoile zwei Mal des Tags, sammt

den Predigten des Hrn. v. Quelen, dann spielte man blinde Kuh, und es fliegt die Taube, wobei man Niemand zuließ als ungetrübte Karlisten, „Märtyrer und Bekenner."

Ach, sagten sie endlich eines Tags, es ist nur zu leicht, sich in der Einsamkeit zu betrüben, und das Unglück Jerusalems zu beseufzen. Es wäre weit verdienstlicher, sich in Mitten der Ungläubigen und Liberalen zu martern.

Man sieht, daß es wirklich Karlisten waren, die so redeten, denn die Liberalen hatten zu jener Zeit gleichfalls keine fröhlichen Tage, hingegeben, wie sie waren, in die Hände der Doktrinäre, des Hrn. Dupin, der besten Republik, der h. Allianz und der „rechten Mitte" (juste milieu).

Und nun stürzten sich die Karlisten, wie Verzweifelte, in die Bälle, in die Theater und in die Vergnügungen, und die Frauen putzten sich mit Blumen auf wie Opferlämmer.

Unter allen fiel auf einem diplomatischen Ball das Fräulein v. B** †) auf. Sie hatte große Augen, die wie Diamanten unter der Fassung langer Wimpern hervorblitzten, die schönsten Lockenwellen, einen rosenrothen, frischen Mund, eine Wespentaille, und Füßchen, die in ihrer weißseidenen Haft beide mit einer Hand sich bedecken ließen.

Aber was noch mehr ist, sie hatte unter ihren Ahnherren Großjägermeister, Großceremonienmeister, Oberstallmeister, königliche Kammerherrn, Kammerfrauen und Palastdamen, lauter Stellen, die vormals bei Weitem weniger zur Posse geworden waren, als heut zu Tage.

Die ganze diplomatische und tanzende Jugend von Paris umflatterte sie gleich Schmetterlingen; man haschte nach einem Blick, nach einem Lächeln, nach einer Bewegung, einem Wort, um in Entzückung zu schwimmen, man hatte nur einen Ehrgeiz noch, sie auf den achtzehnten Contretanz zu engagiren.

Umgeben von Stuyerduft und Schmeichelei, warf das schöne Fräulein v. B** in Vergnügen und Stolz die siegreichen Blicke umher.

Und ihre hochedlen Eltern sagten: „Sehen Sie diese Ungläubigen von Liberalen, sie müssen doch vor unsern Töchtern das Knie beugen; denn nur eine Baronin hat einen so reinen Teint, nur die Haare einer Gräfin sind so wallend, nur die Hände einer Herzogin so süß, nur der Blick einer Marquisin so durchbohrend."

Eine Galopade begann, und das Orchester spielte eine lebhafte hüpfende Musik. Ein junger Prinz, der sich in der „rechten Mitte" des Saales befand, bot seinen Arm dem Fräulein v. B** zum Tanz.

Alle Fräulein schossen Blicke des Neides, und fanden, daß sie zu dünne Beine und schmale Lippen habe.

Das Herz des Fräuleins v. B** schwoll von Glück und Stolz. Aber ein Blick ihrer Mutter machte sie erbleichen, und sie erwiederte, sie sey unwohl und tanze nicht mehr. Der junge Prinz sagte: „es thut mir leid" und nahm eine andere Tänzerin. Was Fräulein v. B** betrifft, so blieb sie den ganzen Abend auf ihrem Stuhle sitzen und vermochte kaum die Thränen zu unterdrücken, die ihr in's Auge stiegen.

Aber am andern Morgen wie wurde sie gepriesen, gelobt, umarmt von einem Schwarm von Ex-Großjägermeistern, Ex-Großceremonienmeistern, Ex-Oberstallmeistern, Ex-Pagen, Ex-Kammerfrauen und Ex-Palastdamen!

Sie langweilte sich fast zu Tode.

Der Jahrestag der Martyrin, Fräulein v. B**, fällt auf den nächsten 12 Februar, ist bei großem Kirchenfest und doppelter Oktave.

Vermischte Nachrichten.

Der Ausschuß der Theaterdichter und Direktoren unter dem Vorsitze des bekannten Akademikers Lemercier hat am 26 Januar beiden Kammern eine Petition überreicht, welche auf Abänderung einiger bedeutender Artikel in dem Theatergesetzvorschlage ausgeht. Nach dem Artikel 3 B. sollen die Stücke 14 Tage vor der Aufführung höheren Orts niedergelegt werden; es ist aber bekannt, daß man viele Stücke in weniger als 14 Tagen schreibt, einstudirt und vors Publikum bringt, denn die beliebtesten kleinen Stücke in Paris beziehen sich meist auf irgend einen neuen Vorfall, und man ist gewohnt, noch am Tage der Aufführung Manches, was nicht mehr paßt, zu ändern. Soll also das aufzuführende Stück mit dem eingereichten identisch seyn, sagen die Bittsteller, so müsse man es erst am Tage der Aufführung einreichen lassen. Die ehemalige Censur sogar behielt das Stück selten über fünf Tage. In politischer Hinsicht ist die Petition besonders insofern merkwürdig, als sie sich darüber beklagt, daß in dem Vorschlage die beiden Kammern als der königlichen Gewalt untergeordnete Staatsgewalten betrachtet werden. Diese „falsche, schädliche, servile Doktrin," die sich in den 16 Art. eingeschlichen, könne man daraus nicht dulden. „Die drei Zweige der konstitutionellen Regierung erheben sich sämmtlich zu gleicher Höhe. Das Wirken einer jeden der drei Staatsgewalten ist gleichmäßig unabhängig, und hat ein Recht auf gleiche Achtung. Dieselbe Strafe ist gegen die Beleidigungen festzusetzen, wodurch eine oder die andere angegriffen wird." Ein anderer Artikel lautet bekanntlich: Kein Bürger kann früher als 25 Jahre nach seinem Tode auf die Bühne gebracht werden; diese Bestimmung soll gegen die napoleonischen Stücke gerichtet seyn. In dieser Beziehung verlangen die Bittsteller, man solle nur 15 Jahr annehmen, und überdieß die bereits aufgeführten Stücke nicht verbieten, um kein retroaktives Gesetz zu machen. „Ein meineidiger Fürst, zwei oder drei Verräther, ein berüchtigter Mörder sind auf einer durch die volksthümlichste der Revolutionen befreiten Bühne persönlich genannt oder ausgestellt worden. Ein großer Mann, dessen Geschichte die von Frankreich ist, wurde auf unsern Theatern in dem Glanze gezeigt, wonach sich Niemand unter der Herrschaft der Freiheit zurücksehnt. Eine bewundernswerthe Frau (Mad. Lavalette) erhielt gegen den Wunsch ihrer Familie das Zeugniß einer Verehrung, welches auf Dank Anspruch machen konnte. Dieß sind alle Verbrechen der Theaterfreiheit, seitdem sie, den Banden der Restauration entgangen, in's Gebiet gleichzeitiger Ereignisse, und wir erkennen es an, zum Nachtheile der Kunst, eingedrungen ist." In dem eignen Vorschlage, welchen der Ausschuß vorlegt, soll die Aufführung nur dann suspendirt werden, wenn das Stück Beleidigungen gegen König und Kammern enthält. Ferner wird gefordert, das Gesetz solle ausdrücklich das Eröffnen von andern Theatern erlauben. Drei von den Bittstellern werden persönlich dadurch leiden, opfern aber ihr Interesse der Ueberzeugung. Die Petition schließt mit den Worten: „Gleiches Recht für Jeden, für Alle, und die dramatische Literatur wird, stets dankbar, durch freisinnige Bedächtigkeit die unvolksthümliche Anwendung einer ungerechten und mißtrauischen Bestrafung unnöthig machen." Zu denen, welche unterzeichnet haben, gehören auch die HH. Alexander Dumas und Fontan.

Der Palast Holyrood ist am äußersten Ende der untern Stadt Edinburg's gelegen. Er besteht aus einem Gebäude von drei Stockwerken und sieben Fenstern an der Hauptseite; er hat übrigens ein klösterliches Aussehen und einen innern Hof von hundert Fuß in's Gevierte, der von Bogengängen umgeben ist. Zu beiden Seiten des Hauptthores springen zwei Seitengebäude in Gestalt runder Thürme hervor; das zur Linken, von Karl V erbaut, bildet den ältesten Theil dieses Palastes und enthält die königlichen Gemächer, die einst von den Stuarts bewohnt waren. Das zweite Stockwerk, das aus einem Empfangsaal oder Vorgemach, einem Schlafgemach, einem Toilettenzimmer und einem kleinen Betsaale besteht, war der gewöhnliche Aufenthalt der Königin Maria. Man bewahrt hier mit gewissenhafter Sorgfalt alle Geräthschaften und andere Gegenstände, die die Sage der Königin zuschreibt, noch in derselben Ordnung auf, wie sie sich ihrer zu bedienen pflegte. Die rechte Seite des Palastes, und die dem Haupteingange gegenüberliegende wird von Karl X. und dem Herzog von Bordeaux bewohnt; der Dauphin und die Dauphine haben ein Haus nicht weit davon, auf dem Hügel Calton, inne. Auch die Herzogin von Berry hat dieses zu ihrem Aufenthalt gewählt. Am Abende vereinigt sich die ganze Familie bei der Tafel; die Zahl der Gäste beläuft sich gewöhnlich auf 15 bis 18 Personen.

Dem König von England wurde neulich ein Neues Testament überreicht, das als ein typographisches Wunderwerk gepriesen wird. Es ist mit goldenen Buchstaben auf Porzellanpapier gedruckt — das erste Beispiel eines Drucks dieser Art auf beiden Seiten. Zwei Jahre wurden zu seiner Vollendung gebraucht; das dabei verwendete Gold ist allein auf fünf Guineen geschätzt. Es wurden bloß hundert Abzüge gemacht.

†) Die Gräfin v. Bearn, die dem Kronprinzen einen Tanz abschlug.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 74. 15 März 1831.

Sir Stamford Raffles. *)

Sir Thomas Stamford Raffles gehört zu den wenigen Europäern, welche die Fremdenherrschaft in Indien auch für die Eingebornen wohlthätig zu machen, und somit die schwierige Aufgabe zu vereinigen wußten, entlegene Provinzen mit Völkern, gegen welche das übermüthige Europa kein Rechtsprinzip anerkennt, zum Nutzen und Frommen eines habsüchtigen Handelsstaats zu verwalten, ohne die Pflichten einer uneigennützigen Menschenliebe zu verleugnen. Freilich zeigt seine Lebensgeschichte, daß sein Benehmen nicht immer im Einklang mit den Ansichten der ostindischen Kompagnie war. Aber Raffles ließ sich durch keine Anfeindungen im öffentlichen wie im Privatleben abhalten, nach seinen Grundsätzen zu handeln, und wenn man auch höhern Orts vielleicht glaubte, daß er ein zu sanftes Regiment führe, so war doch seine Erfahrung in Allem, was Handel, Hülfsquellen, Verfassung, Sprachen und Sitten des großen indischen Archipels, namentlich der zwei prächtigen Inseln Java und Sumatra, betraf, zu schätzbar, als daß man seiner Dienste hätte so leicht entbehren können. Auch kam ihm in jener Beziehung kein Europäer weder vor- noch seither auch nur von ferne gleich. Was hätte ein solcher Mann noch leisten können, wenn er länger gelebt hätte? Raffles erwarb sich durch seine milden und einnehmenden Manieren, durch seine unbeschränkte Zugänglichkeit, und seine unermüdlichen Bestrebungen, die Lage des Volks zu verbessern, so sehr das allgemeine Vertrauen, daß es ihm mit Hülfe aufgeklärter Missionäre, nach denen er sich immer eifrig umsah, wahrscheinlich binnen wenigen Jahren gelungen wäre, die vier Millionen halb heidnischen, halb mohammedanischen Sumatraner für's Christenthum und die Civilisation zu gewinnen. Leider verließen seine Nachfolger bald die von ihm eingeschlagene Bahn.

Aber nicht bloß als Menschenfreund, sondern auch als Mann von hohem wissenschaftlichem Streben war Sir Stamford eine seltene Erscheinung in Indien, und der Verlust seiner Sammlungen, die Frucht vieljähriger Arbeiten und Forschungen, wie sie nur ein Kenner, und nur Raffles unter den günstigen Umständen, in welchen er sich befand, ausführen konnte, hat daher eine Lücke gelassen, welche so bald nicht ausgefüllt werden wird. Ein dreijähriger Aufenthalt unter einer Breite wenige Grade vom Aequator war in gutem Wohlseyn verflossen; aber die Folgen des entnervenden Klima's sollten nicht ausbleiben. Sir Stamford bekam verschiedene Anfälle von Fieber; seine Gemahlin litt fast immerwährend. So trieb man es noch zwei Jahre; da entriß ihnen der Tod nach einander drei liebliche Kinder, und um die übrigen zu retten, da mittlerweile einer ihrer Freunde nach dem andern um sie her starb, beschloß Sir Stamford mit seiner Familie Sumatra zu verlassen. Ein Brief aus Bencoolen vom 1 Februar 1824 schildert das Mißgeschick, das ihn jetzt betraf. „Wir schifften uns am 2 ein, und gingen mit Tagesanbruch nach England unter Segel. Der Wind war gut, und Alles verhieß uns eine schnelle und angenehme Ueberfahrt. Das Schiff konnten wir uns nicht besser wünschen; meine Amtsgeschäfte hatte ich zu meiner Zufriedenheit beschlossen, und so däuchte mich der Morgen der Abreise einer der glücklichsten Tage meines Lebens. Wir waren aber zu glücklich; denn am Abend kam ein trauriger Wechsel. Sophie war eben zu Bett gegangen, und auch ich hatte mich bereits halb entkleidet, als der Ruf: Feuer! Feuer! uns aus unserer stillen Ruhe aufschreckte. In fünf Minuten stand das ganze Schiff in Flammen. Ich stürzte hinaus, um nachzusehen, wo das Feuer hauptsächlich seinen Sitz hätte, und fand, daß es unmittelbar unter unserer Kajütte ausgebrochen war. Hinab mit den Booten! Wo ist Sophie? Hier. Die Kinder? Hier. Ein Tau ausgehängt. Lassen Sie sich herab, Lady Raffles. Gebt sie mir her, sagte Einer; ich will sie halten, erwiederte der Kapitän. Das Pulver über Bord geworfen. Nicht möglich; es ist in dem Magazin, dicht neben dem Brand. So räumt neben der Pulverkammer doch auf. Laßt die Wasserfässer laufen. Wasser! Wasser! Wo ist Sir Stamford? Kommt in das Boot, Nilson! Kommt in das Boot, Nilson! Fort, fort! Weg vom Hintertheil des Schiffs! Dieß Alles ging viel schneller vor sich, als ich es niederschreibe. Wir stießen ab, und kaum waren wir in der Schaluppe, als das Feuer zu unserem Kajüttenfenster herausschlug, und Maste und Segel ergriff. Wir ruderten so weit weg, als nöthig schien, um der Gefahr der Explosion auszuweichen. Die Flammen loderten jetzt auch aus der großen Luke, und da wir den Kapitän mit dem Rest der Mannschaft noch an Bord erblickten, fuhren wir zurück gegen den Bug, so jedoch, daß wir von dem Pulver Nichts zu fürchten hatten. Als wir uns näherten, bemerkten wir,

*) Memoir of the life and Public Services of Sir Thomas Stamford Raffles etc. particularly in the Government of Java 1811—1816 and of Bencoolen and its Dependencies 1817 — 1824. By his Widow. London 1830. Vrgl. Ausl. vor. J. S. 349.

daß die Leute auf der entgegengesetzten Seite in ein Boot stiegen. Das Boot stieß ab; wir grüßten es. Habt Ihr Alle an Bord? Ja Alle, außer Einen. Wer ist Dieser? Johnson, er liegt krank in seiner Hängmatte. Können wir ihn nicht retten? Unmöglich. In diesem Augenblick erhob der arme Bursch, der, von den Flammen, denk' ich, etwas geröstet, auf das Verdeck sprang, ein wackeres Geschrei. Ich will nach ihm gehen, sagte der Kapitän. Die beiden Boote kamen nun zusammen und wir nahmen dem Kapitän, dessen Boot überladen war, einige Personen ab. Hierauf fuhr er unter das Bugspriet des Schiffs, und nahm den armen Teufel auf. Sind Alle beisammen? Ja wir haben den Mann; kein Leben ist verloren. Gott sey Dank! Fort von dem Schiff! Sehen Sie den Stern dort, Sir Stamford. Er ist kaum sichtbar; dorthin müssen wir. Zum Glück hatte der Kapitän einen Kompaß; dagegen hatten wir kein Licht als das von dem Schiff. Unsere Entfernung von Bencoolen schätzten wir auf etwa 50 Meilen. Da es südlich von Bencoolen keinen Landungsplatz gab, so blieb uns Nichts übrig, als wieder nach diesem Hafen zu steuern. Der Kapitän unternahm es, uns zu führen und wir folgten ihm in nordnordöstlicher Richtung so gut wir konnten; dem Schiff beizukommen war keine Möglichkeit: denn es war nunmehr vorn und hinten und oben eine leuchtende Flamme. Da stürzt der Besanmast: losgerudert Jungen; da fliegt die Pulverkammer auf! Gott sey Dank! Gott sey Dank! Man kann sich unsere Lage vorstellen, ohne daß ich weitere Nebenumstände beizufügen brauche. Der Lärm entstand ungefähr 20 Minuten nach 8 Uhr, in weniger als zehn Minuten war der Brand so weit, daß sich nicht mehr löschen ließ, nach halb neun Uhr befand sich Alles an Bord und in weniger als zehn Minuten nachher gewahrte man nur noch einen ungeheuern Feuerklumpen. Anfangs besorgte ich, es möchte an Booten fehlen, die Leute aufzunehmen; denn um das große Boot auszusetzen, oder ein Floß zu verfertigen, hatten wir keine Zeit. Wir mußten uns also mit zwei kleinen Booten begnügen, welche wir glücklicher Weise gleich herausbekriegten, und auf diesen zwei offenen Fahrzeugen, ohne einen Tropfen Wasser oder einen Bissen Brod oder einen Fetzen zur Bedeckung, außer was wir gerade auf dem Leib trugen, schifften wir auf dem Ozean, Gott dankend für seine erbarmungsvolle Rettung. Die arme Sophie konnte in der Eile bloß aus dem Bett springen und ein Tuch um sich werfen, Schuhe und Strümpfe anzuziehen erlaubte die Gefahr nicht. Die Kinder wurden aus dem Bett genommen als schon eines seine Händchen nach der Flamme ausstreckte, die es beleckte. Kurz man dachte nur an zwei Dinge. Ist das Schiff zu retten? Nein. Retten wir wenigstens uns. Alles Andere versank in das große allgemeine Verderben, das Schiff brannte bis gegen Mitternacht, als das Pulver sich entzündete, und eines der glänzendsten Feuerschauspiele vor uns sich entfaltete, welches den ganzen Horizont auf eine Ausdehnung von mehr als fünfzig Meilen beleuchtete, und jene grauenvolle blaue Helle über uns verbreitete. Der Brand währte noch eine oder zwei Stunden, worauf eine Wolke von Rauch ihn unsern Blicken entzog. Weder Nilson noch Hr. Bell, unser ärztlicher Freund, hatten ihre Röcke gerettet; das Ende von dem meinigen und ein Sacktuch diente dazu, Sophiens Füße warm zu halten, und aus unsern Halstüchern machten wir Hemden für die Kinder. Nun mußte auch noch Regen kommen; doch hörte er bald auf und wir trockneten uns wieder. Es wurde eine heitere sternhelle Nacht. Die Männer ruderten nach Kräften dem Tag und dem Land entgegen. Ich war überzeugt, wir hätten, Preisgegeben dem Mangel, der Witterung und der Sonne, nicht lange ausgedauert; unsern Weg wußten wir genau, nur fürchtete ich, wir möchten in die reißende Strömung gerathen und über den Hafen hinaus entführt werden. Mit Tagesanbruch erkannten wir die Küste und die Ratteninsel, was uns neuen Muth gab, und um acht Uhr sahen wir ein Schiff von der Rhede auf uns zusteuern. Sie hatten an der Küste den Brand wahrgenommen, und sandten dieses Schiff uns zu Hülfe; da erschien ein Diener der Vorsehung in dem Charakter eines Dieners des Evangeliums, denn die erste Person, die sich uns zeigte, war einer unserer Missionäre. Sie gaben uns einen Eimer Wasser, und der Kapitän diente uns als Pilot. Da jedoch der Wind ungünstig war und uns hinderte, an die Küste zu gelangen, so begaben wir uns an Bord des Schiffes, wo wir Erfrischungen und Schirm vor der Sonne fanden. Zu dieser Zeit war Sophie ganz erschöpft und lag in einer fortwährenden Ohnmacht. Um zwei Uhr stiegen wir endlich an's Land, und keine Worte vermögen die Gefühle der Theilnahme auszudrücken, die sich aller Orten gegen uns äußerten. Hätte es eines Beweises bedurft, daß meine Verwaltung befriedigend gewesen, so hatten wir denselben unbestreitbar an dem Empfang, der uns von Jedermann ohne Unterschied zu Theil ward. Da blieb kein Auge trocken und als wir wieder in unserer vorigen Wohnung einzogen, hörte man aus Aller Mund den Ruf: „Gott sey gepriesen." Doch genug; ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß wir uns bereits größten Theils erholt haben, wohlgemuth sind und uns angelegen seyn lassen, neu gemachte Kleider zu bekommen. Wir legten uns am Nachmittag zu Bett und ich wachte erst heute Morgens sechs Uhr wieder auf. Sophie hatte fast einen eben so gesunden Schlaf, und mit Ausnahme von ein Paar Quetschungen und etwas Müdigkeit in den Gliedern können wir über Nichts klagen. Was mich aber über Alles schmerzt, ist der Verlust meiner sämmtlichen Papiere, Bemerkungen, Beobachtungen und Denkschriften, welche vollständige und ausführliche Nachrichten nicht nur über Sumatra, sondern auch über Borneo, und fast jede Insel von einiger Bedeutung in diesem Meere enthielten, meines Berichts über die Kolonie Sincapur, der Geschichte meiner Verwaltung, orientalischer Grammatiken und Wörterbücher und einer großen Karte von Sumatra, mit welcher ich mich seit meiner Ankunft beschäftigte, und der ich zumal in den letzten sechs Monaten meine ungetheilte Aufmerksamkeit widmete. Allein Dieß war nicht Alles — sondern all meine naturhistorischen Sammlungen, meine prächtige Sammlung von gegen 2000 Zeichnungen mit den werthvollen Noten und Zugaben meiner Freunde Arnold und Jack, in denen kaum ein Exemplar von einem unbekannten Thier, Vogel oder Fisch, oder einer interessanten Pflanze fehlte, führten wir an Bord — einen lebendigen Tapir, eine neue Tigerart, herrliche zahme Fasanen — unser Schiff war in dieser Hinsicht eine vollkommene Arche Noahs. Alles, Alles ist dahin, doch Gott sey gepriesen, wir haben das Leben gerettet und unsern nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Belgische Novellen.

Le gueux de mer. 2 vol. 12. Paris 1830.

Le gueux des bois, ou les patriotes belges de 1556, suivi de la bataille de Navarin. 4 vol. 12. Paris 1830.

Philippine de Flandres, ou les prisonniers du Louvre. Roman historique belge. 4 vol. 12. Paris 1830.

Moke ist der Erste, durch den in Belgien die scottische Gattung des Romans nationalisirt wurde. Hat er dadurch die Literatur seines Vaterlandes wesentlich bereichert, so hat er sich auch ein Verdienst um das Ausland erworben, indem er uns durch seine treuen Schilderungen der freiheitslustigen, reichen, rechtschaffenen und unruhigen Bürger und Freisaßen Niederlands mit dem Charakter eines Volkes näher bekannt macht, das gerade jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa beschäftigt, und dabei das Schicksal hat, vielfach verkannt oder vielmehr nicht gekannt zu werden. Es ist aber nicht bloß die Neuheit und Lebendigkeit seiner flämischen Gemälde, die wir loben, sondern auch die glückliche Wahl des Stoffes; denn seine Novellen spielen in einer Periode, die der jetzigen sehr gleicht — in einer Periode großer Volksbewegungen und Kämpfe um bürgerliches und politisches Recht. In seinem Gueux de Bois hat er vielleicht die Laster der spanischen Statthalter, die auf Befehl Philipps II die Inquisition einführen sollten, mit etwas zu starken Farben gezeichnet; hingegen ist das Wenige, was er von dem Prinzen von Oranien und dessen Partei beibringt, von treffender Wahrheit. In demselben Werke bildet auch der kühne und gutmüthige Kapuziner einen guten Gegensatz gegen die unduldsamen verfolgungssüchtigen katholischen Priester, so wie gegen den gleich würdigen protestantischen Zeloten, der wieder mit dem pseudofanatischen Demagogen kontrastirt, von welchem die Novelle den Namen trägt, und der durch die verbrecherischen Ausschweifungen, wozu er seine Anhänger verleitet, den abscheulichsten Prozeduren der Inquisition einen Schein von Recht verleiht. Doch eine Probe aus Philippine von Flandern mag des Verfassers malerische und dramatische Stärke am Besten zeigen.

Graf Wilhelm von Juliers, ein kriegerischer Geistlicher, begleitet eine als Bäuerin verkleidete Dame nach Brügge. „Kaum hatten sie die Stadt betreten, als eine Barrikade sie aufhielt. „„Was soll Das bedeuten!““ rief Graf Wilhelm, „„läßt das Volk seine Wälle unbewacht und verschanzt sich in den Straßen?““ „„Es sind die Schr de,““ versetzte ein Bauer mit einem Dreschflegel in der Hand und einem Köcher auf den Schultern; „„sie befestigen ihr Quartier, und beim Blut unsers Herrn, sie thun wohl daran, da sie rechts und links feindliche Gewerke haben. Die Straße zu Eurer Rechten, Hr. Ritter, findet Ihr frei!““ Der junge Graf folgte dem Rathe und erreichte ohne weiteres Hinderniß den Marktplatz; Banden von Tuchmachern und Bootsleuten hielten hier Wacht. Vor ihren Posten hatten sie Pfähle aufgerichtet und daran Fässer befestigt, die mit brennbaren Materialien gefüllt waren; die aus diesen ungeheuern Kohlpfannen aufschlagenden Flammen beleuchteten den ganzen Platz. Bei diesem unheilvollen Lichte sah man kleine Abtheilungen Bewaffneter hin und her eilen, und sich unter den Bannern ihrer verschiedenen Gilden aufstellen. Der traurige Klang der Glocken; die Schüsse, welche die wüthende Menge von Zeit zu Zeit abfeuerte; in einiger Ferne der Anblick der dichten Haufen, die sich in den benachbarten Straßen bildeten — Alles kündigte eine nahe unvermeidliche Bewegung an. Es war etwas so Unheimliches in der ganzen Scene, daß es Wilhelm von Juliers nicht wohl zu Muthe wurde. „„Laßt uns umwenden,““ sagte er zu seiner Gefährtin; „„ein so gefährlicher Ort paßt nicht für Euch. Mag eher der Name Flandern und der Löwe unserer Vorfahren zu Grunde gehen!““ Das Mädchen warf ihm einen strengen Blick zu. „„Bereits habe ich Mehr als das Leben geopfert,““ erwiederte sie mit schmerzlichem Tone, „„und Nichts soll mich verhindern, jetzt zurück zu gehen. Und warum sollte ich es? Besser, ich sterbe hier als in der Verbannung?““ Eine Rotte Pickenträger, welche ihre blauen Kittel als Weber zu erkennen gaben, umringten ein unansehnliches Haus. Beim Anblicke des Reiters senkten sie ihre Picken und setzten seinem Wege einen eisernen Wall entgegen, während allerlei Stimmen durch einander verlangten. „„Wer seyd Ihr? — Was habt Ihr hier zu schaffen? — Niemand nähert sich Meister Peters Haus. — Priester oder Teufel, Ihr kommt nicht durch!““ „„Wo ist der Zunftmeister?““ fragte Wilhelm von Juliers ungeduldig. „„Wenn wir es nur wüßten,““ entgegneten sie, ihre langen Picken schwingend. „„Oder seine Söhne?““ „„In dem alten Kastell!““ „„Nun so muß ich sein Weib sprechen.““ „„Ja, ja! — Nein, nein! — Holt die Zunftmeisterin! — Kreuzt Eure Picken! — Laßt ihn durch! — Stoßt ihn zurück!““ schrien tausend Stimmen. Die Hausthüre that sich auf, und eine Frau erschien, deren noch immer schönes Antlitz die Spuren tiefen Kummers trug. Sie schaute die Reiter an, und indem sie dieselben augenscheinlich erkannte, rief sie aus: „„Oeffnet Eure Reihen! Es ist die Hoffnung, die letzte Hoffnung Flanderns!““

Die Zunftmeisterin führte die Fremden in ihr bestes Gemach und benahm sich mit der wärmsten Anhänglichkeit gegen die Dame, die Tochter des unglücklichen Grafen von Flandern, der, von seinen rebellischen Unterthanen verlassen, von König Philipp an den französischen Hof eingeladen, und als er sich dahin verfügte, treuloser Weise gefangen gehalten wurde. Die Frau half Philippinen von ihrer ländlichen Verkleidung, während letztere sich ängstlich nach dem Zunftmeister Koning erkundigte, der, um seine Empörung wieder gut zu machen, sich jetzt ihres Vaters Sache widmete, und mit dessen Beistand sie die gute Stadt Brügge wieder zu gewinnen hoffte, die sich bereits in offenem Aufstand gegen französische Unterdrückung befand. Sie wurden durch eine männliche Stimme unterbrochen, welche von dem unteren Stocke heraufrief: „„Seid guten Muths, Zunftmeisterin. Meister Peter ist in dem gräflichen Palaste, und wir gehen ihn herauszuholen.““ „„Wie verstehe ich diese Worte?““ fragte die junge Gräfin, indem sie aufsprang. „„Erstreckt sich das Mißgeschick, das unsere Familie verfolgt, auch auf Koning?““ Die Zunftmeisterin führte sie weinend an das offene Fenster und zeigte ihr die Schaar der wider einander streitenden Pickenmänner: „„Dieß sind die Weber,““ sagte sie, „„die zur Stadt zurückkehren; die gegen uns feindselig gesinnten Gewerbe haben ihre Abwesenheit benützt, den Zunftmeister in's Gefängniß zu werfen. Nun werden sie es theuer büßen müssen. Schaut, wie die Waffen auf der Place du Bourg glänzen! Sie zünden die Fackeln an; sie entfalten die Fahnen. Die Stunde der Rache ist gekommen.““ Von dem Fenster sahen Wilhelm und Philippine einen Theil des großen Marktplatzes und der Umgebungen des stark befestigten Kastells. Die Nacht war dunkel, der Himmel umwölkt; aber die brennenden Fässer und Fackeln warfen ein blaßrothes flackerndes Licht über den entdeckbaren Raum. Die stattlichen Gebäude der alten Burg und des Marktplatzes traten in unbestimmten schwankenden Umrissen vor oder zurück, je nachdem der Wind die wirbelnden Flammen und Rauchsäulen antrieb oder die Fackeln sich rührten.“ Die Weber sammelten sich bei dem Kastell, eingedrängt zwischen einer Kirche von alterthümlicher riesenhafter Bauart und einer vom Feuer kürzlich halb verzehrten Brustwehr. Sie brachen auf, und so groß war ihre Zahl, daß sie sich eher um sich selbst zu winden, denn fortzubewegen schienen, als die Spitze der Kolonne durch eine finstere enge Gasse auf den Marktplatz vorrückte. Plötzlich machten sie ohne bemerkbare Ursache Halt. Ein lautes Geschrei erscholl. Philippine faltete die Hände und schien in Gebet versunken; dann erhob sie ihr liebliches Haupt und murmelte vor sich: „„Ich muß hin.““ Und sie eilte die Treppe hinab und schwang sich auf ihr Roß mit der Leichtigkeit und Anmuth einer feenhaften Tochter der Luft. Ihr weißes Gewand schwamm in reichen Falten über den Rücken des Zelters; ihre Haare fielen in langen Flechten über ihre Schulter. Bleich, aber nicht furchtsam, drängte sie ihr Thier durch den Haufen. Als Philippine die Spitze erreichte, setzte sich die Kolonne wieder in Bewegung. Die Weber hatten eine Schaar Feinde, die sich ihrem Marsch widersetzten, zurückgetrieben, und wild tobte das Gefecht rings um das Schloß der Grafen von Flandern. Sie sah die Fleisch- und Fischhändler, die den Palast bewachten, ungeheure Steine auf die Stürmer wälzen; sie hörte den Schlachtruf und das Schmerzgestöhne der Verwundeten. Aber es war unmöglich, sich durch die wüthende Masse der Weber den Weg zu bahnen, und einen Augenblick vergaß die Gräfin ihr Vorhaben, gefesselt von der Neuheit des Schauspiels, welches vor ihren Augen vorging. Mittlerweile unternahm eine Abtheilung Zimmerleute, Schmide und Ziegler, sich des Schlosses zu bemächtigen, indem sie von dem Giebel eines benachbarten Hauses nach einem der Thürme eine Art Brücke zu schlagen versuchten. Drei Mal gelang es ihnen, Balken querüber zu legen, und die Kühnsten warfen sich darauf, aber jedes Mal stürzten die Feinde die Brücke mit Denen, die sich ihr anvertrauten, auf die Straße hinab. Doch die Stürmer ließen sich nicht

entmuthigen. Man schritt zu einem vierten Angriff. Ein längerer Balken wurde fester angebracht und eine tapfere Schaar stürmte auf der wankenden Brücke hinüber. Wiederum fielen Einige hinab, aber Viele erreichten den Thurm und vergrößerten den Paß durch eine Lage breiter Bohlen, auf welcher ihre Kameraden ihnen folgten. Siegesgeschrei erfüllte die umliegenden Gassen. Die Kolonne strebte hinan; das Schloß war genommen; Philippine konnte jetzt vorreiten und gelangte in den Schloßhof, gerade als Koning, aus seinem Kerker befreit, auf einem Schilde im Triumph emporgehoben wurde. Unansehnlich von Person, alt, blind auf einem Auge, hatte der Zunftmeister der Weber nichts Furchtbares oder Einnehmendes an sich. Er war ein niedergeborner Mann mit gewöhnlichen Zügen, gemeiner Haltung und hartem und scharfem Blick, allein die unbeugsame Entschlossenheit, die auf seiner kühnen knochigen Stirn geschrieben stand, erinnerte an jene antiken bronzenen Statuen, welche durch keine Zeit und keinen Sturm verwittern. Seine Ketten waren zerbrochen, noch hingen aber einige Glieder an seinen Armen, welche er mit Blicken grollenden Grimms seinen Rächern wies. Die, welche ihn im Triumph trugen, fast sämmtlich verwundet und von Blut triefend, boten alle Kontraste dar, welche man bei Volksaufständen zu sehen pflegt. Da war ein Gypser mit Kalkichten, da ein Schmid mit berußten Händen und Gesicht; da waren Weber, Färber, Walker, Alle verschieden an Tracht und Bewaffnung, aber Alle gleich stark, kühn und rüstig. Einige Gefangene von den feindlichen Gewerben, die man zu des Zunftmeisters Füßen stellte, schienen einem gewissen Tode geweiht. Die meisten derselben lagen auf den Knien und beteten ihr Sterbegebet; andere hingegen, mehr bedacht, ihren Feinden zu trotzen, als um das Heil ihrer Seele bekümmert, standen aufrecht, mit drohenden Blicken und höhnenden Worten, der Rache der Sieger spottend. „„Was sollen wir mit diesen Leuten, Koning?““ fragten einige Anführer. „„Zum Tode mit ihnen! Zum Tode mit ihnen!““ brüllte die ungeduldige Menge. Der Zunftmeister, dem die erduldeten Leiden noch wurmten, schien zu lächeln bei dem Gedanken an ihre Hinrichtung. Er neigte sein Haupt, und seine Lippen bewegten sich zu dem verhängnißvollen Ja, als eine Stimme, bei der jede Nerve an ihm zuckte, flüsterte: „„Koning!““ Er fuhr zusammen, hob sein Auge auf und begegnete dem strengen Blicke der jungen Gräfin. Die Wangen des stolzen Webers färbten sich mit Schamröthe. „„Von welchem Thone müßte des Menschen Seele geformt seyn,““ rief er bitter aus, „„wenn ich um kleinlicher Fehden willen einen Augenblick die Sache verrathen könnte, der mein Leben angehört!!““ Und indem er von dem Schilde herab sprang, rief er mit lauter Stimme: „„Keine Ehren mehr, keine Autorität mehr für mich! Schaut Die, der wir Alle gehorchen müssen!““ Aller Augen richteten sich auf Philippinen, die unter der wilden Menge gleich einem Wesen höherer Art erschien. Zuerst, indem die abergläubischen Vorstellungen der Menge sich mit dem täuschenden über der reinen, weißen, ätherischen Gestalt verbreiteten Zauber vermischten, traten sie vor ihr in stummer Verwirrung zurück; als aber der Name Philippine von Flandern ausgesprochen ward, drängten sich Alle um Die, deren Unglück so viel Theilnahme und Mitleid erregte. Die ihrem Vater zur Last gelegten Unbilden waren vergessen, so wie alle städtischen Feindschaften der Zünfte und zahllose Stimmen brachen in den Schlachtruf ihres Hauses aus — Flanderen den Leeuw, der Löwe von Flandern!“

Cean-Bermudez.

(Nekrolog.)

So Wenig weiß man von dem einstigen und jetzigen Zustand der schönen Künste jenseits der Pyrenäen, daß selbst Manche, die mit deren Geschichte im übrigen Europa vertraut sind, vielleicht hier zum ersten Mal erfahren, daß Spanien in der Person von Cean-Bermudez kürzlich einen seiner scharfsinnigsten und fleißigsten kritischen Kunsthistoriker verloren hat, dessen Arbeiten dem Forscher den Zugang zu reichen, bisher verschlossenen Schätzen eröffnet haben. Juan Augustin Cean-Bermudez war geboren im Jahr 1749 in dem asturischen Hafenstädtchen Gijon, und erhielt seine Erziehung in dem Jesuitencollegium zu Oviedo, wo er bis in sein sechszehntes Jahr blieb. Das Glück wollte, daß er der frühe und vertraute Freund eines Mannes wurde, dessen Name einen hohen Glanz über sein Vaterland verbreitete, und dessen Tugenden die Menschheit ehrten — seines städtischen Mitbürgers Jovellanos. Nachdem Cean-Bermudez zwei Jahre mit Jovellanos in Alcala und ein Jahr in Sevilla zugebracht hatte, begleitete er ihn im J. 1778 bei seiner Anstellung als Oberrichter nach Madrid. Ob er mit ihm hier in einem amtlichen Verhältniß stand, ist nicht bekannt; aber nachher zog er mit ihm auch nach Sevilla, und hier unter den herrlichen Monumenten, welche diese Stadt besitzt, richtete Cean-Bermudez zum ersten Mal seinen Geist auf jene Studien, worin er sich in der Folge so sehr auszeichnete. Während seines dortigen Aufenthalts trieb er Architektur, Anatomie und Zeichnen, und in Verbindung mit einigen andern Verehrern der schönen Künste gelang es ihm dafür eine Akademie zu stiften, welcher Karl III seine königliche Bestätigung verlieh. Auf seines Freundes Jovellanos Rath besuchte er Madrid, um die Unterweisungen in der Malerei zu benutzen, welche Mengs daselbst ertheilte; indeß konnte er von der Schule dieses Meisters nicht lang Gebrauch machen, da Mengs nach einigen Monaten sich nach Rom zurück begab. Um diese Zeit erhielt er durch Jovellanos eine Stelle bei der Bank von San Carlos, welche er, so wenig sie auch seinen Neigungen entsprechen mochte, bis zu Ende des Jahrs 1790 bekleidete, worauf die Regierung ihm den Auftrag vertraute, die Papiere in den Archiven für die indischen Angelegenheiten in Sevilla zu ordnen — eine Arbeit, die ihn die folgenden sieben Jahre beschäftigte. Die Einsicht und der Fleiß, womit er sich seiner Aufgabe unterzog, verschaffte ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem Rath von Indien in Madrid, wozu Jovellanos ihn empfahl. Die Ungnade und Verbannung seines Gönners führte indeß auch seine Entlassung herbei, er mußte aus Madrid fort, und kehrte zu seinen Arbeiten in Sevilla zurück, denen er in der stürmischen Periode, die nun eintrat, mit dem gewohnten Eifer sich zu widmen fortfuhr, bis er sich zuletzt mit einer Pension in Ruhestand zurückzog, um künftig ganz seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zu leben, die den Trost seiner sinkenden Jahre bildeten, und die er ununterbrochen fortsetzte bis zu einem Schlaganfall, der ihn im September 1827 betraf. Sein Tod erfolgte jedoch erst am 3 December 1829. Wenn wir bedenken, wie lange Zeit Cean-Bermudez fremdartigen Beschäftigungen oblag, so müssen wir uns wundern, wie es ihm möglich war, so viele Werke zu vollenden, deren mehrere nicht nur aus zahlreichen Bänden bestanden, sondern auch viele und angestrengte Nachforschungen erforderten. Sein erstes Unternehmen war ein biographisches Lexikon der spanischen Künstler (Diccionario historico de los mas ilustres Professores), welches im Jahr 1800 in sechs Oktavbänden in Madrid erschien, und bei dessen Ausarbeitung ihm sein magerer Vorgänger Palomino nur wenig Vorschub leistete. Vier Jahre darauf gab er seine „künstlerische Beschreibung der Kathedrale von Sevilla“ heraus, die für die Geschichte der verschiedenen Baustyle von bedeutendem Interesse ist, und noch in dem nemlichen Jahr die Beschreibung eines andern merkwürdigen Gebäudes zu Sevilla, des Hospitals del Sangre. Im Jahr 1806 folgte sein Versuch über die Malerschule dieser Stadt, und im Jahr 1814 seine Lebensgeschichte des berühmten Jovellanos (Memorias para la vida etc.). Sein letztes und wichtigstes Werk aber ist seine Geschichte der Baukunst und der Baukünstler in Spanien in vier Quartbänden 1829. Das Werk ist eigentlich eine Fortsetzung des Llaguno'schen, welches bis zum Jahr 1734 geht; Cean-Bermudez führte es nicht nur bis zum Jahre 1825 herab, sondern bereicherte es auch mit so vielen Zugaben, daß wohl drei Viertheile davon ganz von ihm sind. Außer den erwähnten und einigen andern Schriften hinterließ er im Manuscript eine Geschichte der römischen Alterthümer in Spanien, welche mit Nächstem zu Tage gefördert werden soll, eine allgemeine Geschichte der Malerei, einen kritischen Katalog seiner Kupferstichsammlung und ein Werk über Architektur.

Notiz aus Paris.

Die Masse des der Stadt Paris zugeführten Brennmaterials belief sich am 1 Januar 1831 auf 2.372.761 Stères (ungefähr 1.186.000 Klafter) Brennholz und 1.037.844 Hektoliter Holzkohlen. Am 1 Januar des Jahres 1830 war die Zufuhr des Holzes um 269.000 Stères (154.000 Klafter) geringer; dagegen die der Holzkohlen ungefähr um 98.000 Hektoliter größer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 75. 16 März 1831.

Ueber die Vereinigung Italiens.

(Aus den Observations on the appointment of the R. H. G. Canning to the Foreign department etc. by Lewis Goldsmith).

Aus dem hier oben angeführten Sendschreiben ist neulich in diesen Blättern *) ein wichtiges Dokument in Betreff der Wiederherstellung Polens mitgetheilt worden. Der folgende Auszug aus gedachter Schrift über eine Vereinigung Italiens ist in gegenwärtigem Augenblicke von nicht geringerer Bedeutsamkeit. Es geht aus demselben hervor, daß die in jüngster Zeit erfolgten Aufstände in Mittelitalien bloß der Erfolg längst gehegter Entwürfe sind, die schon unter französischer Herrschaft darauf hin arbeiteten, Italien von dem Joche des Auslandes zu befreien.

Kann wohl das Volk Venedigs und Genua's, sagt der Verfasser des Sendschreibens an Canning, mit dem Wechsel einer Herrschaft zufrieden seyn, die man ihm auflegte, ungeachtet jener Proklamationen der verbündeten Mächte, durch die ihnen ihre alte Unabhängigkeit zugesichert wurde, wenn sie mit Europa Hand anlegen würden, das Joch Napoleons abzuschütteln?

Allerdings hat die Lombardey, die von Neuem Oesterreichs Zepter unterworfen wurde, die Stellung wieder eingenommen, in der sie dieser Macht gegenüber früher sich befunden hatte. Aber ist es nicht allbekannt, daß die Lombarden sich dieser Maßregel nur mit dem größten Widerstreben unterworfen haben?

In dem letzten europäischen Kriege bot sich einen Augenblick die günstigste Gelegenheit dar, die Großbritannien bemühen konnte und sollte, um sich einen dauerhaften Einfluß auf Italien zu verschaffen. Ich will hier einige Thatsachen anführen, die auf diese Angelegenheit Bezug haben, und im Ganzen noch nicht zur Kenntniß des Publikums gekommen sind.

Bekanntlich bildeten Italiener, des französischen Joches müde, in verschiedenen Theilen Italiens einen geheimen Bund, dessen Absicht auf eine Vereinigung von ganz Italien unter einer Herrschaft gerichtet war: die Lombardey, Rom und Piemont mit einer Bevölkerung von 18 Millionen Seelen sollten ein Reich bilden, das Königreich Neapel jedoch hievon ausgeschlossen bleiben. Zu wiederholten Malen machten die Häupter der Unionisten, wie sich die Mitglieder dieses Bundes nannten, verschiedenen Höfen Europa's in dieser Beziehung Eröffnungen. Allein ein österreichischer Gesandter der von diesem Bunde Kenntniß erhielt, benachrichtigte die französische Regierung, worauf Napoleon die Verschwornen auf der Stelle verhaften ließ.

Während im Kriege mit Rußland die Heere Frankreichs und Italiens an den Ufern der Weichsel standen, gerieth der Bund der Unionisten abermals in Bewegung, und zu Anfang des Jahres 1813 schickte er einen seiner Eingeweihten nach England, um der Regierung Eröffnungen zu machen. Dieser Abgesandte war der General Graf Comelli, der beauftragt war die Hülfe Englands anzurufen, wenn Italien das eiserne Joch Bonaparte's und Mürats zerbrechen würde. Da ich mehrere Zusammenkünfte mit dem Grafen Comelli hatte, dem ich vorgestellt wurde, so erhielt ich Kenntniß von dem unten folgenden Dokument, das dem Hof von St. James, der sich damals im Kriege mit Oesterreich befand, vorgelegt wurde, und den Plan zu einer Art Defensiv- und Offensivtraktat zwischen England und dem neu zu errichtenden Königreich Italien enthielt. Großbritannien sollte diesen Vertrag bekannt machen, sobald es zu den einzelnen Artikeln desselben seine Einwilligung gegeben haben würde.

„Wir Georg III, von Gottes Gnaden König u. s. w. In Betracht, daß Oesterreich, die einzige Macht, die im Stande gewesen wäre, eine Nation, deren Ehrgeiz alle Schranken überspringt, in die gebührenden Gränzen zurückzuweisen, nicht allein den Angriffen Frankreichs kein Hinderniß entgegensetzt, sondern jetzt nicht ein Mal die geringste Bewegung gegen den gemeinschaftlichen Feind zu machen wagt, der es von allen Seiten umgarnt;

„In Betracht, daß Oesterreich alle seine Verbündeten durch eine Allianz hintergangen hat, die es entehrt, und daß diese Macht eine große Anzahl von Staaten erst zum Kriege aufgereizt und dann bloß gestellt hat;

„In Betracht, daß Frankreich seine Vergrößerung allein der Unthätigkeit der Italiener verdankt, deren Lage äußerst glückliche Mittel darbietet, ein Ehrfurcht gebietendes Königreich zu bilden;

„In Betracht, daß Portugal, Spanien, Belgien, Holland, Preußen, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland ihrer Stellung nach die natürlichen Freunde dieser geistvollen aber unglücklichen Nation seyn müssen;

„In Betracht, daß die Italiener, indem sie der Invasion Frankreichs in Italien die Hand gereicht haben, Dieß nur thaten im Vertrauen auf die feierlichsten Verheißungen Frankreichs, ihnen zur

*) Ausland Nr. 63 und 64.

Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit behülflich zu seyn -- in der Hoffnung, einen einzigen großen politischen Körper zu bilden, und, was ihren theuersten Wunsch ausmacht, die Oesterreicher aus ihrem Gebiete, und eine Menge kleiner Souveräne zu vertreiben, die, um mit desto größerer Sicherheit zu regieren, Italien unaufhörlich durch die fluchwürdigste Unthätigkeit und innere Zwietracht fesseln;

„In Betracht, daß sie von dem Volke, das sich als seinen Befreier erklärt hatte, betrogen und wie Sklaven behandelt wurden, worüber alle Italiener nur Eines Sinnes sind, so daß sie nur Eine Partei, die der Union, bilden;

„In Betracht, daß Oesterreich selbst, unterrichtet von der einmüthigen Gesinnung Italiens und von Besorgniß für seine eigene Existenz durchdrungen, den Wünschen dieser Nation seine Beistimmung zu geben schien; daß Oesterreich künftig nicht mehr seine Herrschaft über Italien erstrecken, noch es beschützen kann; daß Oesterreich nichts desto weniger, als es sich in den letzten Feldzügen darum handelte, ein feierliches Manifest zu erlassen, zwar die Italiener zu den Waffen rief, als es aber darauf ankam, die nöthigen Maßregeln für die Unabhängigkeit Italiens zu ergreifen, verstummte und listig diese Frage umging, zum Beweis, daß dieses Kabinet noch immer damit umgeht, Italien wieder seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen;

„In Betracht, daß die Wiederherstellung Italiens in den status quo ante bellum, eben so viel heißen würde, als dieses schöne Land der Willkühr Oesterreichs und Frankreichs überlassen, die sich über seinen Besitz streiten, und ganz Europa nur in neue Kriege verwickeln würden;

„Endlich in Betracht, daß die Wünsche der Völker Italiens, die zu den Stufen Unseres Thrones gelangt sind, vollkommen in Einklang stehen mit dem Interesse Unsers Königreiches und nur darauf hinzielen, das Gleichgewicht und den Frieden in Europa wieder herzustellen

„In Betracht von allem Diesem, und nach Vernehmung Unsers geheimen Staatsrathes haben Wir beschlossen und beschließen, wie folgt:

„Art. 1. Italien wird frei und unabhängig seyn.

„2. Die Gränzen seines Reiches werden sich durch drei Meere und die Alpen bestimmen.

„3. Corsika, Sardinien, Sizilien, die sieben Inseln und alle an den Küsten des mittelländischen, adriatischen und jonischen Meeres gelegenen Eilande werden dem römischen Reich einverleibt.

„4. Rom wird die Hauptstadt dieses Reiches und der Sitz der Cäsaren seyn.

„5. Das Wappen und die Farben dieses Reiches werden die der alten Römer seyn, nämlich: weiß und roth, ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der in einer seiner Klauen das Zepter hält, in der andern ein Schwert mit der Erdkugel darüber. Der Adler wird auf seinem Kopf die kaiserliche Krone tragen.

„6. Sobald der Feind das Gebiet Italiens völlig geräumt haben wird, soll eine Nationalversammlung zusammenberufen, und von dem Volke und dem Heere zur Wahl eines Kaisers geschritten werden. Von der Thronwahl sollen die königlichen Häuser Neapels, Sardiniens und Englands ausgeschlossen bleiben. Die Nationalversammlung wird sich eine Verfassung geben, wie sie dieselbe für das Wohl des Landes am Zweckmäßigsten erachtet.

„7. Zu gleicher Zeit soll eine provisorische Regierung ernannt werden, die aus einem Konsul-Gouverneur, einem Konsul-General, aus einem Kriegsminister, Finanzminister, Seeminister, Siegelbewahrer, Minister des Innern, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und einem Generalinspektor der Polizei bestehen wird.

„8. Zu diesem Zweck ernennen wir als Konsulgouverneur den Marquis . . ., als Konsulgeneral den Grafen General . . . . als Generalstaatssekretär den Herzog von . . . . als Kriegsminister den Fürsten von . . . Se. brittische Majestät wird zu den übrigen Staatswürden, wenn es für zweckmäßig erachtet werden sollte, unter den Ministern und Großwürdenträgern des Königreiches Sizilien wählen.

„9. Das Heer wird aus 50 Legionen bestehen, von denen 42 römische und 8 Miethtruppen seyn werden, und jede aus 5000 Mann in Friedenszeiten, in Kriegszeiten aber aus 7500 bestehen wird. Diese Truppen werden aus Infanterie und Kavallerie, nach der Uns vom Konsulgeneral vorgelegten Ordonnanz, gebildet werden.

„10. Der Konsulgeneral wird beauftragt werden, die Städte und Provinzen nach ihrer größern oder geringern Wichtigkeit zu organisiren, und die Truppenzahl zu ihrer Garnison zu bestimmen; außerdem sollen die Städte und Provinzen, die der Feind geräumt hat und die nicht im Stande sind, römische Truppen aufzunehmen, berechtigt seyn, provisorisch ihre Magistrate zu ernennen. Die Städte ersten Ranges werden einen Gouverneur erhalten, die Städte zweiten Ranges einen Podesta, die des dritten einen Prätor, kleinere Städte und Dörfer einen Syndikus.

„11. Der Konsulgeneral wird insbesondere mit der Organisation des Heeres und allen militärischen Operationen beauftragt seyn, wozu 50,000 Mann und 25 kleine Kriegsschiffe zu seiner Verfügung gestellt sind. Diese Kriegsschiffe werden die Bestimmung haben, die Verbindungen zu erleichtern, so wie die Armee bestimmt ist, die Verschworenen zu unterstützen.

„12. Es wird außerdem ein außerordentliches Komité aus einem Präsidenten, Vicepräsidenten, 50 Sectionschefs und 50 Mitgliedern errichtet, die mit der geheimen Korrespondenz beauftragt sind.

„13. Alle in Art. 3 erwähnten Inseln, die in diesem Augenblick von unsern Truppen besetzt sind, werden in Zukunft zum römischen Reiche gehören, und Unsere Zivil- und Militärbeamten werden die weiß und rothe Fahne aufpflanzen, bis es die Umstände erlauben, sie römischen Besatzungen zu übergeben.

„14. Mit Ausnahme Istriens und Friauls werden alle von Oesterreich an Frankreich abgetretenen Provinzen Illyriens, das Königreich Illyrien bilden, welches zum Ersatz für Sizilien, dem König von Neapel gehören wird, wenn man nämlich keine andere ihm gelegnere Entschädigung finden kann. Das Königreich Illyrien wird die Scheidewand zwischen dem römischen Kaiserthum und der österreichischen Monarchie bilden.

„15. (Dieser Artikel, der viele Erklärungen nothwendig machen würde, um verstanden zu werden, kann aus unumgänglichen Rücksichten nicht der Oeffentlichkeit übergeben werden).

„16. Das deutsche Tyrol, das gegenwärtig von den bayerischen Truppen besetzt ist, wird an die Schweiz als Entschädigung für einige

abzutretende Landvogteyen dießseits der Alpen überlassen werden. Tyrol wird die dritte Vormauer bilden, die das römische Reich von den andern Nationen trennt.

„17. Zwischen Rom, Illyrien, Aquitanien, Spanien und England und den übrigen Verbündeten wird ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen werden, nach welchem sich Alle verbindlich machen, einander zu Wasser und zu Land Beistand zu leisten.

„18. Gegenwärtige Proklamation wird in Unsern vereinigten Königreichen öffentlich bekannt gemacht und den fremden Höfen durch Unsere Minister, die die römische Farbe der Unserigen beifügen werden, mitgetheilt. Eben so werden auch von ihr Unsere Generale und Kommandanten in Kenntniß gesetzt; sie werden gehalten seyn, Truppen, Waffen und Unterthanen des römischen Reiches, die vor Lagern, Häfen und Garnisonen erscheinen, aufzunehmen, wenn sie in Begriff sind, sich an den Versammlungsort der römischen Armee zu begeben."

Man berücksichtigte," setzt der Verfasser des Sendschreibens hinzu, „die in diesen Dokumenten enthaltenen Bestimmungen nicht weiter, und wenige Monate später, als zwischen England und Oesterreich gegen Frankreich ein Bündniß geschlossen worden war, wies man die Anträge der Italiener geradezu ab. Ich begreife die Ablehnung dieser wichtigen Vorschläge nicht. Vielleicht geschah Dieß aus Schonung gegen den Pabst, von dem in der vorgeschlagenen Uebereinkunft gar nicht die Rede war, und der sich damals noch in französischer Gefangenschaft befand.

Vermischte Nachrichten.

Man wird sich erinnern, daß der versterbene Earl von Bridgewater, dieser höchst originelle Sonderling, dessen Wunderlichkeiten lange Zeit den Stoff zur Unterhaltung in der Hälfte der Salons zu Paris ausmachten, im vorigen Jahre mehrere tausend Pfund als Preis für die beste Schrift „über den Bau der Erde" und „über die menschliche Hand" ausgesetzt, und das Schiedsrichteramt über die eingelaufenen Abhandlungen der jeweiligen königlichen Akademie zu London übertragen hat. Da die Preisbewerber nicht bloß aus England, sondern auch von dem Kontinent zugelassen werden sollten, so glaubte man einem großen Andrang entgegensehn zu dürfen. Dieß scheint jedoch nicht der Fall zu seyn. Bis jetzt nennt man unter den Preisbewerbern den Professor Buckland aus Oxford, der die geologische Aufgabe bearbeitete. Ueber die menschliche Hand schrieb Charles Bell den anatomischen, und Dr. Roget den physiologischen Theil. Man sagt, daß diese Herren übereingekommen sind, falls sie den Preis erhalten, ihn unter sich und die übrigen Preisbewerber zu theilen."

In Walter Scott's „Leben Napoleon's" liest man folgende Stelle: „Die Polen erwarteten mit Hoffnung und Frohlocken die Annäherung der französischen Heere; und man muß offenherzig gestehen, ungerecht, wie sie einem fremden Joche unterworfen waren, hatten sie nicht nur ein Recht die Hülfe Napoleons, sondern sogar Mohammeds oder des Teufels selbst anzurufen, wenn er ihnen versprach, sie in der Wiedererlangung ihrer so grausam und gesetzlos entrissenen Unabhängigkeit zu unterstützen."

In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften am 21 v. M. machte Hr. Geoffroy St. Hilaire Mittheilungen über den Teleosaurus, ein fossiles Thier, das in der Gegend von Caen gefunden, und deshalb früher das Crocodil von Caen genannt wurde. Hr. St. Hilaire hatte schon in seinen früheren Berichten, die er über dieses neweltliche Thier abstattete, auf die Verschiedenheit der Schuppen des Teleosaurus von denen des Crocodils aufmerksam gemacht, da sie wie bei den Fischen dachziegelsförmig übereinander liegen; er hatte auch die Muthmaßung aufgestellt, daß diese neue Eidechsenart mehr zu den im Wasser lebenden Thieren gehören dürfte, als das gewöhnliche Crocodil, und daß vielleicht die Vorderfüße mehr zum Schwimmen denn zum Gehen geschaffen sich ausweisen würden. Die Entdeckung neuer Theile des Thieres scheinen diese Meinung zu bestätigen. Die mit Eifer betriebenen Nachgrabungen werden in Kurzem zu einem entscheidenden Resultate führen. Die vordern Theile des Fossiles, der Kopf und ein Stück des Thorax, wurden im Jahre 1828 aufgefunden, das hintere Theil im J. 1829, das Mittelstück wurde endlich im December 1830 zu Tag gefördert; alle drei Fragmente passen vollkommen zusammen. Um den ganzen Bau des Thieres kennen zu lernen, fehlen jetzt nur noch die Vorderfüße und ein Theil der Hinterfüße, von denen man bereits ein Schenkelbein gefunden hat. Aus den Zeichnungen, die der Professor der Zoologie, Hr. Delochamp zu Caen an Ort und Stelle entwarf, so wie aus den eingesendeten Fragmenten läßt sich folgende Körperbeschaffenheit des Thieres entnehmen: Der ganze Rückenharnisch des Teleosaurus besteht nicht wie bei dem Crocodil aus mehreren Reihen von Platten, die sich in ihrem Mittelpunkt anlegen, sondern bloß aus zwei Reihen Schuppen, ohne sonderlich hervorspringenden Rand, die an der äußersten Seite dünn, an der innersten aber dick und fest an einander gefügt sind, und wie Fischschuppen sich bedecken. Der Vordertheil des Schwanzes hat gleichfalls nur zwei Reihen länglich geformter Schuppen. Das Ende desselben aber entspricht dem sägenartigen Kamm des Crocodiles und hat bloß eine Reihe runder Platten, die in der Mitte sehr stark befestigt sind. Die untere Bedeckung zeigt sechs Reihen Schuppen, die nicht, wie die am Bauch des Crocodiles befindlichen, die bloß von der Epidermis gebildet werden, biegsam, sondern alle starr und unbeweglich waren, so daß der Harnisch sich nur im ganzen Stück bewegen konnte. Deßhalb mußten auch bei der Bewegung des Athmens die beiden Harnische, wie die Bretter eines Blasebalges, auf- und niedergehen. „Bevor ich noch diesen doppelten Schuppenkasten zu Gesicht bekam," sagt Hr. Geoffroy St. Hilaire in seiner Vorlesung, „schloß ich nur aus dem Anblick des Kopfes des Teleosaurus, daß die Respiration eines Thieres, dessen Nasenlöcher auf der Mitte des Hirnschädels stehen, von der des Crocodiles verschieden, und der der Schildkröte ähnlich seyn müsse. Diese Annahme ist zum Theil schon bestätigt, da der Teleosaurus gleich den Schildkröten mit unbeweglicher Schale bedeckt, dagegen die Bauchdecke des Crocodiles biegsam ist. So hatte ich auch aus der Dachziegellage der Schuppen gefolgert, daß der Teleosaurus in einiger Beziehung dem Fische sich nähern müsse, und es sind mir jetzt neue Belege an die Hand gegeben, die mich in dieser Ansicht bestärken. Wenn man nämlich den Abstand der Schultern mit dem des Beckens und einen bereits gefundenen Schenkelknochen vergleicht, so kann man nicht zweifeln, daß die hintern Glieder wenigstens doppelt so lang als die vordern waren; so daß der Teleosaurus unter den Eidechsenarten gleichsam den Typus des Känguru vorstellen würde; er konnte daher nur sehr unbehülflich gehen, da er bei seinem ganz eingeschalten Körper nicht die Gelenkigkeit dieses Thieres zum Springen haben konnte; folglich ist das Wasser allein als das Element anzunehmen, in dem sich der Teleosaurus mit Leichtigkeit zu bewegen vermochte."

Die Nachrichten aus dem Cap reichen bis zum 26 November. Damals hatte man alle Aussicht auf eine gesegnete Kornernte; Gerste und Haber waren bereits eingeheimst, und der Ertrag gleichfalls reichlich ausgefallen. Weinmost zahlte man den Leager zu 152 alten Gallonen mit 4 bis 5 Pf. St.; es fehlte sehr an Nachfrage, und bei diesem Preis konnte der Winzer nicht bestehen. Der Handel lag überhaupt darnieder. In der Capstadt wurde eine Sparbank errichtet, welche, wie man hoffte, die Emancipation fleißiger Sklaven erleichtern sollte. Die Kaffernstämme verhielten sich ziemlich ruhig, und ihre räuberischen Exkursionen beschränkten sich auf einige Viehdiebstähle. Die britischen Ansiedler in Albany gedeihen wohl, und dieser Distrikt verspricht bald einer der schönsten der Kolonie zu werden. Ein Beweis, welche Fortschritte die Hottentotten in der Civilisation machen, ist das Gastmahl, welches sie Dr. Philip und Hrn. Fairbairn zu Ehren in Bethelsdorp veranstalteten. Diese beiden Herren hatten, jener in einem Werk, dieser als Publicist, die Sache der Hot-

tentotten vertheidigt, und um ihnen ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen, luden diese sie zu einem Bankett ein. Das in holländischer Sprache abgefaßte Einladungsschreiben war vom 25 Februar v. J., und am folgenden Mittwoch fand das Fest Statt. Die Gesellschaft versammelte sich, 160 Personen stark, Mittags 4 Uhr im Schulhaus. Vor der Thür mußten Karten abgegeben werden. Die Hottentotten erschienen in sauberer Kleidung, und nahmen ihre Sitze ein. Das Essen bestand aus gebratenem und gekochtem Ochsenfleisch, Hammelfleisch, gebratenen Enten, Gänsen und anderm Geflügel, Rosinenpuddingen, Aepfel-, Pfirsich- und andern Kuchen und Früchten. Die Hottentotten hatten Alles selbst zubereitet, und zwar so wohlschmeckend, als man nur wünschen konnte. Anfangs machte sie die Neuheit der Scene etwas verlegen, indeß bald bildete sich eine ordentliche Unterhaltung; sie bedienten sich der Messer und Gabeln wie Leute, die es nie anders gewohnt waren; man bemerkte keine Spur roher Sitten; ihr Appetit war mäßig, und obgleich die Flasche immer voll auf dem Tische stand, so vergaß sich doch keiner im Trinken.

Die Mission auf Neu-Seeland scheint einigen Fortgang zu gewinnen. Der Missionär Marsden aus Parmatta kehrte im vorigen Sommer von einem Besuch der Inseln-Bai nach Sydney zurück. Er hatte den Ankauf eines Guts von 250 Morgen in einer Gegend etwa 20 Meilen landeinwärts mit einem Häuptling in's Reine gebracht, und die Errichtung einer Wassermahlmühle zum Gebrauch der Missionsfamilien auf einer der alten Stationen angeordnet. Sein Urtheil über den Charakter der Eingebornen lautet jetzt besser; früher hatte er geäußert, nach menschlichem Dafürhalten scheine es unmöglich, daß diese wilden Cannibalen der Herrschaft christlicher Prinzipien unterworfen würden; jetzt sagt er: „Die Macht des göttlichen Worts hat unbestreitbar die Herzen einiger dieser Heiden dem Gehorsam gegen das Evangelium zugewendet.“ Am 17 Juli segelte das Schiff „Active“ nach Neu-Seeland ab; es brachte den Missionären von der englischen Missionsgesellschaft eine Presse nebst Lettern, so wie sonstige Gegenstände des Bedürfnisses und eine Kollekte von 105 Pf. St. So weit dürfte man es hier indeß noch lang nicht bringen, wie auf den Gesellschaftsinseln, wo sich Alles nach dem Christenthume modelt; in der letzten Zeit waren vierteljährige Volksversammlungen aufgekommen, auf welchen man sich über allgemeine Angelegenheiten berathschlagte, sie wurden mit Gebet eröffnet und geschlossen.

LA VARSOVIENNE. *)

Il s'est levé, voici le jour sanglant:
Qu'il soit pour nous le jour de délivrance!
Dans son essor voyez notre aigle blanc
Les yeux fixés sur l'arc-en-ciel de France:
Au soleil de Juillet, dont l'éclat fut si beau,
Il a repris son vol, il fend les airs, il crie:
Pour ma noble patrie,
Liberté, ton soleil, ou la nuit du tombeau!
Polonais, à la baïonnette!
C'est le cri par nous adopté;
Qu'en roulant, le tambour répète:
A la baïonnette!
Vive la liberté!

„Guerre! A cheval, cosaque des déserts!
„Sabrons, dit-il, la Pologne rebelle.
„Point de Balkans; ses champs nous sont ouverts;
„C'est au galop qu'il faut passer sur elle.“
— Halte! n'avancez pas: ses Balkans sont nos corps;
La terre où nous marchons ne porte que des braves,
Rejette les esclaves,
Et de ses ennemis ne garde que les morts.
Polonais, etc.

Pour toi, Pologne, ils combattent, tes fils,
Plus fortunés qu'au temps où la victoire
Mêlait leur cendre aux sables de Memphis,
Où le Kremlin s'écroula sous leur gloire.
Des Alpes au Thabor, de l'Ebre au Pont-Euxin,
Ils sont tombés, vingt ans, sur la rive étrangère;
Cette fois, ô ma mère,
Ceux qui mourront pour toi, dormiront sur ton sein.
Polonais, etc.

Viens, Kosciusko, que ton bras frappe au coeur
Cet ennemi qui parle de clémence;
En avait-il, quand son sabre vainqueur
Noyait Praga dans un massacre immense?
Tout son sang va payer le sang qu'il prodigua,
Cette terre en a soif; qu'elle en soit arrosée,
Faisons sous sa rosée
Reverdir le laurier des martyrs de Praga.
Polonais, etc.

Allons, guerriers, un généreux effort!
Nous les vaincrons; nos femmes les défient.
O mon pays, montre au géant du Nord
Le saint anneau, qu'elles te sacrifient.
Que par notre victoire il soit ensanglanté;
Marche et fais triompher au milieu des batailles
L'anneau de fiançailles
Qui t'unit pour toujours avec la liberté.
Polonais, etc.

A nous, Français! Les balles d'Jéna
Sur ma poitrine ont inscrit mes services;
A Marengo le fer la sillonna;
De Champ-Aubert comptez les cicatrices.
Vaincre ou mourir ensemble autrefois fut si doux!
Nous étions sous Paris.... Pour de vieux frères d'armes,
N'aurez vous que des larmes?
Frères, c'était du sang que nous versions pour vous!
Polonais, etc.

O vous de moins, dont le sang glorieux,
S'est dans l'exil répandu comme l'onde,
Pour nous bénir, mânes victorieux,
Relevez vous de tous les points du monde!
Qu'il soit vainqueur, ce peuple, ou martyr comme vous,
Sous le bras du géant qu'en mourant il retarde
Qu'il tombe à l'avant garde,
Pour couvrir de son corps la liberté de tous.
Polonais, etc.

Sonnez, clairons! Polonais, à ton rang!
Suis sous le feu ton aigle qui s'élance.
La liberté bat la charge en courant,
Et la victoire est au bout de ta lance.
Victoire à l'étendard que l'exil ombragea
Des lauriers d'Austerlitz, des palmes d'Idumée!
Pologne bien aimée,
Qui vivra sera libre, et qui meurt l'est déjà!
Polonais, à la baïonnette!
C'est le cri par nous adopté;
Qu'en roulant, le tambour répète:
A la baïonnette!
Vive la liberté!

*) In dem am 1 März zu Paris für die Polen veranstalteten Konzerte wurde obenstehende Cantate Delavigne's, in Musik gesetzt von Auber, von Nourrit mit Chorbegleitung, vorgetragen. Mehrere Damen aus den angesehensten Familien von Paris sangen in diesem Konzert, dem unter Andern auch der General Lafayette beiwohnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 76. 17 März 1831.

Sir Stamford Raffles.

(Fortsetzung.)

Eine Sammlung, welche 122 Kisten füllte, war verloren; aber dieser unermüdliche Geist war nicht gebeugt. Gleich am nächsten Morgen begann Sir Stamford von Neuem seine Karte von Sumatra, sandte Leute in die Wälder, um Thiere zu fangen, ließ Zeichnungen entwerfen, und so brachte er binnen zwei Monaten wieder eine schätzbare Sammlung zusammen, die jetzt den bedeutendsten Theil des zoologischen Museums in London bildet — eines Institutes, das, so wie es besteht, ihm und Sir Humphrey Davy Plan und Anordnung verdankt. Am 8 April 1824 schiffte er sich hierauf zum zweiten Male nach England ein, und am 22 August landete er glücklich in Plymouth. In Europa gedachte er seine durch dreißigjährige mühevolle Dienste in tropischen Ländern erschöpfte Lebenskraft neu anzufrischen. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung: schon am 5 Juli 1826, einen Tag vor Vollendung seines fünf und vierzigsten Lebensjahres, überraschte ihn der Tod. Die Art, wie die ostindische Kompagnie seine Dienste würdigte, ist zu charakteristisch, als daß wir das ihm von dem Kollegium der Direktoren nach zweijährigem Besinnen verabfolgte Zeugniß nicht beisetzen sollten: „Die Verwaltung von Sir Stamford Raffles hat, wie ziemlich unzweifelhaft scheint, das gute Vernehmen wenigstens der großen Mehrheit der europäischen und der einheimischen Bevölkerung hergestellt; seine für ihn in hohem Grade ehrenvollen Bemühungen für die Interessen der Literatur und Wissenschaft waren von ausgezeichnetem Erfolge begleitet, und obgleich seine übereilte und unautorisirte Emancipation der Sklaven der Kompagnie und seine Gründung einer Niederlassung zu Pulo Nias, hauptsächlich in der Absicht, dem Sklavenhandel Einhalt zu thun, von dem Kollegium getadelt werden mußte; so kann man doch den Beweggründen dieses Verfahrens und seinem unnachlässigen Eifer für Abschaffung der Sklaverei einen Ausdruck von Billigung nicht versagen."

Doch laßt uns nun einen unkaufmännischen Blick auf seine lange rühmliche Laufbahn zurückwerfen.

Im Jahre 1805 beschloß die ostindische Kompagnie auf Penang oder Prinz-Wales-Eiland eine Niederlassung anzulegen. Im September dieses Jahres traf der junge Raffles in dieser Kolonie ein, wo ihn Sir Hugh Inglis als Sekretariatsgehülfen bei der neuen Regierung anstellte. Nicht lange, so machte er sich mit der Sprache der Eingebornen und mit den Verhältnissen und Lokalinteressen der benachbarten Staaten und Inseln so genau bekannt, daß, ob er sich gleich damals noch in untergeordneten Verhältnissen befand, seine Stimme in den wichtigsten Angelegenheiten gehört wurde. Das Klima von Penang zeigte sich indeß bald ihm wie allen Europäern so nachtheilig, daß er sich genöthigt sah, um sich von der Last von Arbeiten, die ihm bei der Organisation zufiel, zu erholen und seine wankende Gesundheit zu befestigen, einen Ausflug nach Malacca zu unternehmen. Diese Reise war nicht nur für ihn wegen des größeren Zusammenflusses von Eingebornen aus Java, Amboyna, Celebes, den Molukken, Borneo, Papua, China, Cochinchina u. s. w., mit denen er hier in Berührung kam, und in deren Umgang er seine Bildung zum indischen Geschäftsmanne vervollständigte, von unendlichem Nutzen, sondern auch ein Glück für Malacca selbst. Die Regierung hatte nämlich Befehl gegeben, die Festungswerke abzutragen und die öffentlichen Gebäude zu zerstören, um den Handel und die Bevölkerung dieses Platzes nach Penang zu ziehen. Diese holländische Politik sagte seinem menschenfreundlichen Sinne nicht zu, und er erhob nachdrückliche Vorstellungen wider eine so grausame Maßregel. Er stellte vor, wie die Bevölkerung sich weit über zwanzigtausend Einwohner belaufe — Holländer, Portugiesen mit ihren chinesischen, arabischen, javanischen etc. Mischlingen, die zu mehr als drei Viertheilen auf dieser Küste geboren, und deren Familien seit Jahrhunderten auf ihr ansässig wären; die kein anderes Vaterland kennten, die hier Achtung genössen, hier ihren Unterhalt fänden, hier ihre eigene Art zu leben hätten. Viele seyen Grundeigenthümer oder Angehörige von solchen; ihre Gärten brächten Pfeffer, Gemüse und alle Arten von Früchten in Ueberfluß hervor; die See liefere ihnen köstliche Fische. Ihre Anhänglichkeit an ihren Boden beweise schon der Umstand, daß Keiner die ihm angebotene freie Ueberfahrt nach Penang angenommen hätte. Auf diese Vorstellungen wurde Gegenbefehl ertheilt, und die Regierung ersparte sich eine späte Reue.

Kurz nach seiner Ankunft in Penang schloß Raffles mit einem vorzüglichen jungen Mann, dem jetzt verstorbenen Dr. Leyden, ein Freundschaftsbündniß, das nach dessen Rückkehr nach Calcutta, wo derselbe im Hauswesen des Generalgouverneurs angestellt war, zu einem Briefwechsel über malaiische Literatur und andere verwandte Gegenstände Veranlassung gab. Dr. Leyden ließ die Briefe den Generalgouverneur lesen, und dieser fand ein solches Vergnügen daran, daß er den Doktor beauftragte, seinem Freund zu melden, es würde ihm angenehm seyn, direkte Mittheilungen über die östlichen Regio-

nen der indischen Meere von Raffles zu erhalten. So wurde letzterer der regelmäßige Korrespondent Lord Minto's, der eine so vortheilhafte Meinung von seinen Talenten und seinem Charakter faßte, daß er die Statthalterschaft über die Molukken, die im J. 1810 in britischen Besitz geriethen, für ihn bestimmte. Dieser Wink bewog Raffles sich nach Calcutta zu begeben. Minto nahm ihn mit großem Wohlwollen auf, und von diesem Augenblick schien er ein unbedingtes Vertrauen auf ihn zu setzen. Damals hatte Napoleon Holland dem französischen Reich einverleibt, und dadurch die ausgedehnten holländischen Besitzungen im Orient, wovon Java der große Centralpunkt war, zu seiner Verfügung erhalten. „Ich lenkte eines Mals" schreibt Raffles an seinen Vetter, „die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs auf Java, indem ich bemerkte, es gebe noch andere Inseln, die verdienten, von Sr. Lordschaft beachtet zu werden — z. B. Java. Bei der Erwähnung Java's warf Se. Lordschaft einen so forschenden, und dabei freundlich zuvorkommenden Blick auf mich, daß ich ihn nimmer vergessen werde. „„Ja,"" sagte er; „„Java ist eine interessante Insel; es soll mich freuen, wenn Sie im Stande sind, mir darüber einige Nachweisungen zu geben."" Mehr brauchte ich nicht zu wissen, ich hatte bereits meine Urkunden gesammelt, und das Resultat war — der Beschluß Sr. Lordschaft, ohne Verzug, und auf seine eigene Verantwortung Java und dessen Dependenzen zu unterwerfen. Raffles ging in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten des Generalgouverneurs nach Malacca, um dort die nöthigen Vorbereitungen einzuleiten, mit mehrern der eingebornen Häuptlinge Verbindungen anzuknüpfen, und über ihre Gesinnungen gegen die Holländer Erkundigung einzuziehen. Am 9 Mai langte Lord Minto selbst in Malacca an, und Raffles überreichte ihm eine ausführliche Denkschrift, *) voll Belehrung über jeden Theil des Archipels, ein Werk, wie es nur Fleiß, Thätigkeit und Talent in seltenem Verein hervorzubringen vermochten. Es fragte sich, welchen Weg sollte die Expedition durch die Inseln und die Straßen einschlagen; der gerade Weg führte längs der Südwestküste von Borneo hin, der andere um die Nord- und Ostküsten dieser Insel herum und durch die Meerenge von Macassar; ersterer wurde als sehr schwierig und unsicher, wo nicht unfahrbar dargestellt; der letztere wenigstens als außerordentlich gefährlich und langwierig. Allein Raffles hatte die Schwierigkeiten schon beseitigt: er hatte ein Schiff ausgesandt, um eine neue Durchfahrt auszumitteln und erklärte kühn, er bürge mit seiner Ehre für den Erfolg, wenn man ihm folge. Die Seebehörden widersetzten sich dem Gedanken, mit so vielen Transportschiffen sich auf einen neuen Weg zu wagen; allein Lord Minto, auf Raffles's sicheres Urtheil bauend, schiffte sich mit ihm ein und in weniger als sechs Wochen lag die Flotte, die ungefähr neunzig Segel zählte, ohne daß ihr ein Unfall zugestoßen, im Angesichte von Batavia. Lord Minto bemerkte nachher: „Hätte ich den vermeintlichen Schwierigkeiten nachgegeben, so hätte die Expedition für dieses Jahr aufgeschoben werden müssen."

*) Sie ist in den hinterlassenen Memoiren eingerückt, wo sie sechzig Seiten einnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Tandscher.

Tandscher, die erste afrikanische Stadt, welcher das Auge bei der Einfahrt in die Straße von Gibraltar begegnet, ist die Residenz aller europäischen Konsuln in Marocco; sie wird als der einzige Ort in diesem Reiche betrachtet, wo ein Europäer mit einiger Bequemlichkeit und Sicherheit leben kann. Die Stadt gehörte erst den Römern und dann den Gothen, und kam durch Graf Julian an die Moslemen. Im Jahre 1471 wurde sie von den Portugiesen erobert, und im Jahre 1662 brachte sie Katharine von Portugal bei ihrer Vermählung Karln II von England als Mitgift zu. Die Engländer räumten sie jedoch nach zwei und zwanzig Jahren wieder, nachdem sie den Hafendamm und die Festungswerke zerstört hatten. Die Bevölkerung, die sich auf etwa fünfzehntausend Einwohner beläuft, gewinnt ihren Unterhalt hauptsächlich durch den Handel mit der gegenüber liegenden Küste von Spanien, namentlich mit Gibraltar, und ihr beständiger Verkehr mit dem Auslande macht sie daher auch weit verträglicher als die Mauren aus andern Theilen der Berberei. Tandscher wäre kein unangenehmer Aufenthaltsort, würde nicht das hartnäckige Festhalten der Mauren an ihrem hergebrachten Wesen sich jeder Verbesserung widersetzen. Ihr Widerwille gegen europäische Sitten geht so weit, daß, obgleich die Konsuln sich wiederholt anerboten haben, die Hauptstraßen auf ihre Kosten pflastern und reinigen zu lassen, die Mauren vorziehen im Kothe zu waten. Es ist ein Brunnen in Tandscher, über den zwei leichte Bogen, wie man sagt von den Engländern, gebaut sind; deßwegen erklären die Mauren das Wasser, obwohl es das beste in der Stadt ist, für untrinkbar und geben es bloß ihren Pferden.

Ich besuchte Tandscher auf dem Dampfboote Georg IV im Jahre 1828. Diese Schiffe nennen die Mauren Feuerbüchsen; sie erkundigten sich angelegentlich, ob der Großherr sich auch solcher Maschinen bediene, und da man es verneinte, so wurde ihre Neugierde dieselben zu besichtigen sehr gemäßigt. Desto mehr Aufsehen erregte eine englische Musikbande, die eine Gesellschaft von Offizieren aus Gibraltar auf einem Ausfluge nach Tandscher begleitete. Den Tag über wurden mehrere Stücke auf dem Balkon des englischen Konsulats gespielt, was hier zu Lande etwas ganz Neues war. Alle Einwohner — Lahme, Blinde, Bettlägerige, und selbst Frauen — sammelten sich auf den Gassen; sie konnten kaum glauben, daß diese Töne von Pauken und Klarinetten nicht Zauberei seyen, und ihre Freude gab sich durch jede Art roher Possen zu erkennen. Es war für sie eine Sphärenmusik, bei der alle Kunst der Berberei in das Bewußtseyn ihrer Nichtigkeit versank.

Von sehenswerthen Gebäuden giebt es keine in der Stadt, ausgenommen die Cassaba des Pascha und die Moschee, ein einfaches artiges Gotteshaus, das äußerst sauber gehalten wird. Vordem ward der Wasserbedarf dieser Moschee in großen Krügen aufbewahret; jetzt befindet sich ein schöner Brunnen mitten auf dem Hofplatz. Eine Uhr, womit einer der europäischen Konsuln sie beschenkte, blieb gleich stehen. Jedermann erkannte den Uebelstand, daß man die Tagesstunden nicht genau wußte; aber einem Christen, um die Uhr auszubessern, das Heiligthum zu öffnen, schien noch weniger statthaft. Ein Diwan pflegte Rath, ob man die Uhr herstellen oder herauswerfen solle. Nach langen Debatten, in welchen der negative Beweis aus dem Koran

nicht hinreichte, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, führte endlich ein scharfsinniger Imam die Sache zur Entscheidung, indem er fragte: „Wie wurden die Materialien zum Bau der Moschee herbeigeschafft?" „„Auf Maulthieren und Eseln."" „Nun, warum sollten wir also nicht auch ein Thier von einem Christen in die Moschee lassen, damit durch dasselbe bewerkstelligt werde, was wir wünschen?"

Vor der Stadt liegt der Zoco oder der Marktplatz von Tandscher, ein großer freier Raum, in welchem alle Straßen aus dem Innern zusammenlaufen. In der Mitte ist das Grabmahl eines berühmten Heiligen; eine Menge kleiner Fahnen, die auf Stäben aufgesteckt sind, zieren es. Zwei Mal in der Woche strömt die ganze Umgegend mit ihren lebenden und leblosen Produkten hieher, wo Alles in wilder Verwirrung durch einander geht. Da sieht man Vieharzte, die einem Kamel Arznei reichen, welche das geduldige Thier knieend empfängt; da einen reisenden Zahnarzt, der seinem Patienten die Zähne mit einem Instrumente herauszieht, womit man ein Pferd beschuhen könnte; da einen Krämer mit seinem Waarenkasten auf dem Rücken, der zu einem neuen Anbot einladet, und mit den gräßlichsten Flüchen betheuert, daß ihm bereits so Viel und so Viel darauf geschlagen worden; da Weiber, die neben ihren Saisenhaufen oder ihrer stark mit Ziegenhaar gemischten Butter kauern und ihre Handelschaft unter dem undurchdringlichen Vorhange des Schleiers und des breitkrempigen Strohhutes treiben, wodurch sie das Ansehen von redenden Automaten erhalten. Bettler und Heilige haben gleichfalls hier ihre Niederlage, und vollenden mit ihrem lazarusmäßigen Ansehen das Panorama eines maurischen Marktes. Außerdem sind die Gärten der Konsuln und einige Grotten bei Cap Spartel, an deren Mündung die Brandung des immer bewegten und furchtbaren atlantischen Ozeans mit dem Schaum und Gebrülle ergrimmter Löwen anwogt, fast die einzigen Anziehungspunkte in den Umgebungen.

Da unsere Anwesenheit gerade in die Zeit fiel, in welcher der Sultan von Marocco, Muley Abderrahman, Tandscher mit seinem Besuche beehrte, bekamen wir einige Proben der Reitkunst Sr. Hoheit zum Besten. Der Kaiser hielt mit mehreren seiner Offiziere längs der sandigen Küste ein Wettrennen. In vollem Jagen hoben sie Händevoll Sand von der Erde auf und streuten sie in die Luft; dann feuerten sie ihre Gewehre ab, luden sie wieder, drehten sie über dem Kopf im Kreis herum, und mit einem Ruck hielten sie den Lauf ihrer Rosse an, indem sie dieselben wörtlich auf die Hanken zurückwarfen. Mancherlei Anekdoten wurden damals in Tandscher erzählt. Bekanntlich ist der Sultan ein großer Liebhaber von beleibten Frauenzimmern. Ein europäischer Resident machte dem Sultan auch seine Aufwartung und richtete eine wohlstudirte Rede an ihn, die aber jener mehrmals durch die Frage unterbrach, ob es wahr wäre, daß, wie er gehört, seine Töchter so schön seyen? „Nein, nein," entgegnete der erschreckte Hofmann; „ich versichere Ew. Hoheit, daß beide (die beiläufig wegen Rundung ihrer Gestalt berühmt sind) aus Nichts als Haut und Knochen bestehen." Mit besonderer Neugierde drängte sich das Gefolge des Sultans um die englischen Offiziere, deren Uniform sie musterten. Vielleicht hatte noch nie einer von diesen Soldaten einen Europäer erblickt. Indem sie sich die Miene gaben, die Dolche der hochländischen Offiziere zu bewundern, fehlte nicht Viel, daß sie sie nicht stahlen. Was sie am Wenigsten begriffen, war der Gebrauch von Messer und Gabel, welche ein Anhängsel des Dolches bilden, und da die Unterhaltung meist durch Zeichen ging, so entstand das Mißverständniß, als ob sie dazu dienten, getödtete Feinde zu zerschneiden und zu essen. Eben so wenig begriffen sie, wozu Handschuhe nützlich seyn sollten. Von ihren eigenen Waffen haben sie einen so hohen Begriff, daß sie, so roh dieselben auch gearbeitet sind, doch glauben, es gebe nichts Trefflicheres in der Welt. Indeß zeigten sie sich nicht abgeneigt, davon zu veräußern. Ein Gewehrhandel, der zu Stande kam, kostete jedoch dem Verkäufer hundert Streiche auf die Fußsohlen, und die Flinte mußte heimlich eingeschifft werden.

(Schluß folgt.)

Der Getraidebau in Frankreich in seinem Verhältniß zur Konsumtion.

Schon vor fünfzig Jahren schrieb Turgot: „Frankreich bringt in gewöhnlichen Jahren für dreizehn Monate oder für einen Monat mehr als ein Jahr (zu 380 Tage gerechnet) Getraide hervor, und nur für 10 Monate (304 Tage) in den schlechten Ernten. Die guten Jahre liefern den Bedarf für 450 Tage oder für drei Monate mehr als ein Jahr."

Lavoisier's Berechnungen bestätigten zwanzig Jahr später Turgot's Behauptung. Er fand, daß von der ganzen Bodenfläche Frankreichs nur 28 Millionen Morgen Landes jedes Jahr ertragfähig gemacht werden, und daß ihr Ertrag nicht 11 Milliarden Pfund Körner von Getraidefrüchten jeder Art übersteigt. Hievon zog er ein Sechstheil für das Samengetraide ab, theilte den Rest unter 25 Millionen Einwohner, von denen er ein Fünftheil als Kinder unter zehn Jahren abrechnete, und es ergab sich somit, daß jedes Individuum täglich ein Pfund und fünf Unzen Brod zu verzehren habe.

Spätere Berechnungen gaben hievon abweichende Resultate. Im Jahre 1795 schlugen die Herausgeber der Zeitschrift „le Cultivateur" den Ertrag zu 112 Millionen Hektoliters an. Fünf und zwanzig Jahre später berechnete Chaptal 94, nach ihm Depping 110, Straforello im Jahr 1827 150, und der Moniteur, in einem offiziellen Artikel für das Jahr 1829, nur 82 Millionen. Diese verschiedenen Ergebnisse auf ein bestimmteres Resultat zurückzuführen, soll hier versucht werden.

Die Ernten Frankreichs nach einer vierjährigen Berechnung (von 1825 bis 1828) haben einen Ertrag gegeben:

an Waizen	60.535.000	Hektol.
an andern Kornfrüchten	114.738.000	—
Im Ganzen	175,271,000	Hektol.

Von dieser Summe müssen abgezogen werden:

1) 16 Proz. als Samengetraide;
2) 19 Proz. als Futter für Hausthiere;
3) 2 Proz. als Verbrauch für Branntweinbrennereien, und Brauereien —

also 37 Proz. oder mehr als ein Drittel der Ernte.

Es bleiben also für jeden Bewohner zur Nahrung nur

	238 Kilogramm	63	an Getraide
	44 ——	17	an andern mehlhaltigen Früchten
im Ganzen	282	80	Kilogramm.

Doch hievon müssen noch in Abzug gebracht werden 35 bis 36 Proz. für Das, was durch körnerfressende Thiere auf den Speichern, durch das Mahlen der Körner auf der Mühle, durch den Transport, schlechte Beschaffenheit des Mehles u. s. f. verloren geht, so daß also nicht mehr als 182 Kilogramme mehlhaltiger Nahrungssubstanzen jeder Art für das verzehrende Individuum übrig bleiben, was für den Tag ungefähr ein Pfund Brod abwirft. Da hiebei nun das Korn nur mit 62 Kilogrammen in Anschlag gebracht werden kann, so ergiebt sich, daß Frankreich davon nicht so Viel erntet, daß alle seine Bewohner daran einen Theil erhalten könnten, und daher gezwungen sind, sich mit andern Getraidearten zu behelfen, deren Mehl nicht so nahrhaft ist, wodurch Denjenigen, die bloß auf letzteres angewiesen sind, noch ihr Bedarf geschmälert wird.

Der Verfasser der Denkschrift, auf die sich diese Mittheilungen gründen, berechnet, daß der Ueberschuß der Ernte über den Bedarf Frankreich in gewöhnlichen Jahren nur 15 Tage ernähren könne, in guten Jahren nur 27 Tage, und in den gesegnetsten Jahren nur 66 Tage oder drei Monate.

Den mittlern Ertrag einer Hektare Landes setzt er an Korn auf $12\frac{1}{2}$ Hektolitres, die 75 Kilog. oder 150 Pfund wiegen; die höchste Zahl dieser Durchschnittsberechnung ergiebt sodann das Maximum, wie im Departement des Nordens, wo die Hektare 20 Hektolitres trägt, die niedrigste Zahl das Minimum, wie im Departemente der Dordogne, wo man nur $4\frac{2}{3}$ Hektolitres erntet. Endlich nimmt er das mit Getraidefrüchten bestellte Land in ganz Frankreich ebenfalls nur auf 14 Millionen Hektolitres oder 28 Millionen Morgen an, was auffallend genug mit der vor 40 Jahren aufgestellten Berechnung Lavoisier's zusammentrifft.

Wenn diese Resultate nicht so günstig, wie die Turgot's und Lavoisier's, ausfallen; so dienen sie doch eine Ansicht zu begründen, die schon oft von unterrichteten Männern ausgesprochen, aber von Vielen nicht glaubhaft gefunden wurde, daß nämlich Frankreich in gewöhnlichen Jahren nicht über seinen Bedarf Getraide erzeugt, was auch durch die Rechnungen der Mauthen bewiesen wird, aus denen hervorgeht, daß schon seit einem Jahrhundert der Getraideausfuhr Frankreichs immer von der Einfuhr das Gleichgewicht gehalten wird. Vierhundert Millionen Franken, die von der Regierung seit 1715 für Ankauf von Korn und Mehl in's Ausland gesendet wurden, beweisen nur allzusehr, wie oft Frankreich während dieser Zeit nicht den hinlänglichen Bedarf des täglichen Brodes für seine Bewohner erzeugen konnte.

Die Frohnen und Zehnten sind aufgehoben, die großen Grundbesitzungen vertheilt, Sümpfe und Seen ausgetrocknet, öde Ländereien urbar gemacht, neue Kommunikationen eröffnet, Verbesserungen im Ackerbau gelehrt und angewendet worden, und dennoch sieht sich Frankreich, verweigert der Himmel in einem oder dem andern Jahre eine glückliche Ernte, von Hungersnoth bedroht — ein Land sieht sich von Hungersnoth bedroht, das in jedem Betracht ein ackerbauendes ist, in welchem eine Landwirthschaft treibende Bevölkerung von 20 Millionen eine Grundfläche von 28 Millionen Morgen bearbeitet, einen Boden, der größtentheils von einer Fruchtbarkeit ist, wie man sie kaum in den gesegnetsten Ländern Europa's findet. Fehlt es Frankreich an Händen oder Intelligenz?

Die Konsumtion von Paris erforderte im Jahr 1817 täglich 1450 Säcke Mehls, gegenwärtig ist sie bis auf 1800 Säcke gestiegen, was, auf den Sack 102 vierpfündige Brode gerechnet, 734.400 Pfund Brod für eine Bevölkerung von 816.000 Seelen ergiebt; denn diese Einwohnerzahl hat die neueste Zählung nachgewiesen. Indeß haben nicht alle Einwohner an dieser ungeheuern Mehlzufuhr gleichen Antheil. Der Kranke, der Soldat, der Gefangene erhalten mit den übrigen Einwohnern nicht ein und dasselbe Brod. Diese dürfen also bei der allgemeinen Konsumtion nicht in Anschlag gebracht werden.

Man zählt gegenwärtig zu Paris:

Garnison und Munizipalgarde . .	17.400	Mann.
Pompiers	500	—
Invaliden, Veteranen	4000	—
Kranke in den Spitälern . . .	19.000	—
Gefangene in den verschiedenen Gefängnissen	3700	—
Im Ganzen	44.600	Mann,

die von der Gesammtzahl 816.000 abgerechnet werden müssen. Es bleiben also für die eigentliche Bevölkerung von Paris noch 772.000 Seelen, unter die 734.000 Pfund Brod vertheilt, auf jedes Individuum nicht ganz ein Pfund (15 Unzen 2 Gran) geben.

Wenn man nun annimmt, daß die tägliche Konsumtion in den Kasernen, Spitälern und Gefängnissen 500 Säcke Mehl erfordert, und man 100 Säcke für die Kuchenbäcker, Zuckerbäcker, Stärkemacher u. s. w. rechnet, so werden sich für die gesammte Konsumtion von Paris 2300 Säcke ergeben, eine Zahl, bei der man stehen bleiben muß, wenn man sich nicht lächerlicher Uebertreibung schuldig machen, oder den Bedarf zu gering anschlagen will.

Hier möge nur noch bemerkt werden, daß der jährliche Getraidebedarf von Paris in den zunächst gelegenen Provinzen Isle de France, Brie, Beauce, Berry, Champagne, Picardie 300.000 Morgen Landes (151,000 Hektaren) in Anspruch nimmt und 50 bis 55 Millionen in Umlauf setzt.

Vermischte Nachrichten.

Die Erkundigungen, die die französische Regierung über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in den Kolonien, besonders unter den farbigen Menschen, eingezogen hat, haben nicht das erfreulichste Resultat geliefert. In den Städten ist in dieser Hinsicht noch sehr Viel zu thun, und auf dem Lande müssen Unterrichtsanstalten erst geschaffen werden. Dieser beklagenswerthe Zustand der Dinge hat den Minister des Seewesens veranlaßt, hierin folgende Bestimmungen zu treffen. Ein Inspektor des öffentlichen Unterrichts wird unverzüglich in die Kolonien abgeschickt, um sich an Ort und Stelle von dem Zustande des öffentlichen Unterrichts zu überzeugen. Derselbe wird in jeder Kolonie die Städte und Ortschaften nacheinander besuchen, genaue Erkundigungen über die Zahl der farbigen Menschen einziehn, die nach ihrem Alter an dem öffentlichen Unterricht Theil nehmen können, er wird Schulen des wechselseitigen Unterrichts zuerst in den Städten, dann in den bevölkertsten Ortschaften errichten. In diesen Schulen soll Lesen, Schreiben, Grammatik, Arithmetik und Linienzeichnung gelehrt werden. Es werden Lokalkomités zur Beaufsichtigung der Anstalten des öffentlichen Unterrichts ernannt werden. Der Inspektor wird sich Anfangs nach Martinique begeben, und dann nach der Reihe nach Guadeloupe, Mariagalante, Saintes und dem französischen Theil von Saint Martin. Hierauf wird derselbe sich nach Guiana und Bourbon verfügen. Mit dieser Sendung ist bereits Hr. Ballin, Professor der Militärschule von Saint-Germain, beauftragt, der mit dem glücklichsten Erfolg Schulen wechselseitigen Unterrichts am Senegal, nach der Musterschule von Paris, angelegt hat.

•

Die Budjets der englischen und französischen Regierung wurden heuer an demselben Tag vorgelegt, und es ist auffallend, daß der Anschlag der Ausgaben nur um 150.000 Pf. St. abweicht, indem dieselben in England zu 46.850.000 Pf. St. und in Frankreich zu 1.177.151.035 Fr. oder 47.000.000 Pf. St. berechnet sind. Hierauf beschränkt sich jedoch die Aehnlichkeit. Bei dem englischen Budjet sind die möglichen Reduktionen bereits angebracht, das französische ist aber um 8.000.000 Pf. St. über den gewöhnlichen Betrag erhöht, und sieht noch stärkern Reduktionen entgegen. Das Interesse der Schuld mit der Civilliste und allen bleibenden Lasten beläuft sich in Frankreich nur auf 558.000.000 Fr. oder etwas mehr als 14.000.000 Pf. St.; in England über 30.000.000 Pf. St. Der Tilgungsfonds in England ist fast auf Nichts zusammengeschrumpft, in Frankreich beträgt er 81.000.000 Franken oder 3.200.000 Pf. St.

•

Die neue Universität zu London wird einen königlichen Gnadenbrief erhalten, der nur noch die Unterschrift des Königs erwartet, worin ihr alle Privilegien, deren die am Meisten begünstigten Universitäten Englands genießen, verliehen werden sollen, bis auf das Recht, die Doktorwürde der Theologie zu ertheilen. Zum Ersatz dafür soll die Universität zu London die neueingeführten Grade eines Master's der Medizin und Chirurgie sammt den schon früher bekannten eines Baccalaureus und Master's der schönen Künste und Doktors der Medizin verleihen dürfen. Cambridge und Oxford sind auf diese neue Begünstigung sehr eifersüchtig, und die schottischen Universitäten Edinburg und Glasgow äußern sich sehr mißvergnügt darüber als über eine Beleidigung, die man ihnen als medizinischen Schulen zugefügt habe.

Zur Nachricht.

Da nur ein kleiner Ueberschuß vom Ausland gedeckt wird, so sieht man sich veranlaßt, nachgeforderte Blätter als gefehlt haben sollend nur dann gratis nachzuliefern, wenn sie unmittelbar nach Empfang angezeigt werden; ältere jedoch können nur gegen Bezahlung à 6 Kr. pro Blatt abgegeben werden, wenn sie anders noch vorhanden sind.

Die Expedition.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 77. 18 März 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

9. Pola.

Kühl und feucht war die Nachtluft, ich hüllte mich in meine Kapuze, und ein leichter Schlummer folgte auf einen unbedeutenden Anfall der Seekrankheit. *) Schnell segelte die Barke weiter, und ein wundervolles Schauspiel überraschte mich bei meinem Erwachen. Links erhoben sich die schwarzen Gebirge Istriens, um uns her lag dichter Nebel, und brennendroth war der Mond aufgegangen; rechts verschmolzen Wasser und Nebel, und hinter uns phosphorescirten die Furchen, die der Kiel unseres Schiffs schnitt. Tiefe Ruhe herrschte — nur das Schlagen der Ruder störte die Stille. So ging es fort durch die Nacht. Da wird es im Osten allmählig heller, das Geld des Horizonts hinter den schwarzen Gebirgen wird lichter, die Nebel der Küste steigen in die Höhe, und sammeln sich zu leichten durchsichtigen Wolken — in unermeßlicher Weite ist der grüne Adria vor uns ausgedehnt. Schon färbt die Kuppen der Berge ein leichter Schein, der erste Strahl blitzt hervor, geröthet sind die Wolken, erleuchtet die Gebirge, und an den tiefern schwarzen Ufergegenden lehnen sich weiße Städtchen in weiter Ferne an. Ueber uns fliegen hoch am Horizont Kraniche, Wasservögel streichen mit lauten Fittigschlägen an uns vorbei, und Thunfische springen in großen Schwärmen plätschernd über den Wasserspiegel. Die Fahrt war geendet, froh sprangen wir am klassischen Gestade Pola's ans Land, um die Ueberreste alter Pracht und Baukunst zu bewundern.

Pola's Hafen ist einer der größten, schönsten und sichersten Istriens, und die Einwohner können auf ihn vielmehr stolz seyn, als auf ihre viel ungewissere Abkunft von den Joniern! Die Stadt ist klein, hat enge Gassen, alte dem Einsturz nahe Häuser, und zählt höchstens 900 Einwohner. Oestlich von ihr, ungefähr 200 Schritte entfernt, am Fuße der Hügelkette, die den Hafen Pola's umgiebt, sind die Ueberreste des berühmten Amphitheaters. Man behauptet, daß es erst nach August entstanden, jedoch sind Stifter und Baumeister unbekannt, und wir hüten uns die voluminösen hierüber abgefaßten Werke mit neuen Hypothesen zu vermehren. Ein ausführliches Werk erschien in Pola selbst. *) Das Amphitheater ist, wie meistens der Fall, elliptisch gebaut, und nur wenig kleiner als das zu Verona.

Wehmüthig betrachteten wir den Riesenbau, der so manchen Stürmen getrotzt hat, und noch mancher Menschenalter fest stehen wird! Kapern und Epheu bedecken die Steine, wo früher die Welteroberer sich bei Kampfspielen ergötzten, Ziegen waiden an den verödeten Stufen und der Herbstwind schüttelt das von der Zinne herabhängende Gebüsche, wie Silberlocken eines Greises!

Wir wendeten uns zum Tempel Augusts. Empörendes Gefühl — die ehernen Buchstaben der Aufschrift

ROMAE. ET. AUGUSTO. CAES. DIVI. FILIO. PATRI. PATRIAE]

waren gestohlen, nur Vertiefungen bezeichneten ihre frühere Anwesenheit. Der Tempel ist 42′ 10″ lang und 8 Säulen tragen den Porticus. Die Ruinen eines dritten Monuments, der Bogen des Sergius, ist minder interessant. Ueber dem Bogen lesen wir die Inschrift:

SALVIA. POSTUMA. SERGI. DE. SVA. PECUNIA.

An den Piedestalen sind die Aufschriften:

L. SERGIUS. C. FILIUS AED. JUR.	L. SERGIUS. L. FILIUS LEPIDUS AED. TRIB. MIL. LEG. XXIX.	C. SESGIUS. C. F. AED. II VIR. QUINQ.

und

SALVIA POSTUMA SERGI. **)

Durch Olivenwälder ging in vielfältigem Zickzack über felsige Hügel eine schlechte Straße nach Fiume, die wir in einen noch schlechtern Gefährt bis zu dem kleinen am Golf von Quarnero gele-

*) Die Seekrankheit ist durchaus keine eigene Krankheitsform, sondern ein mehr oder minder heftiges Gefühl von Uebelkeit, erregt durch die schaukelnden, schwindelverursachenden Bewegungen des Schiffs. Bei sehr hohen Schaukeln, wie wir sie öfters in unseren Gärten haben, fühlt man einen ähnlichen, mit Beklommenheit verbundenen Schwindel, der sich zuletzt bis zum Erbrechen steigern kann. Nur bei längern Seereisen gilt der Satz, daß man nach einmaligem starkem Ergriffenseyn von der Seekrankheit nachher davon befreit sey, bei kleinern Reisen, wobei man immer dazwischen sich auf dem Festlande aufhält, kehrt die Seekrankheit gewöhnlich immer wieder, wenn man nicht etwa schon mehrere Jahre auf der See zugebracht hat.

*) Stancovich, il anfiteatro di Pola, Venezia e Pola. 8. mit Pl.

**) Mit welchem Vandalismus von polaer Architekten selbst das Amphitheater, um mit seinen Steinen die Stadtmauern zu verbessern, oder neue Hütten zu bauen, zerstört worden sey, kann man nicht ohne Unwillen aus Stancovich's Werkchen ersehen. Den Alterthumsforscher wird diese in Deutschland wenig bekannte Schrift, die alle möglichen alten Inschriften giebt, gewiß befriedigen.

genen Städtchen Fianona befuhren, um von da die Reise von Neuem zu Schiff nach Fiume fortzusetzen, und bald trugen uns die Wellen des Quarnero. Wunderschön ist dirser Golf, der eingsum von den Hochlanden Istriens und der Moriachen eingeschlossen wird, in dem die gebirgigen Inseln Osuro, Cherso und Veglia liegen, und der mehr einem Landsee als dem Meere gleicht. Hier kommt der Menschenhai *) vor, und nicht selten werden Badende seine Beute, hier lebt die seltene Mönchsrobbe, **) Möven und Taucher bedecken in zahllosen Schaaren den Wasserspiegel. Wir stießen spät Abends in Fiume an's Land, und freutrn uns der romantischen Lage dieser eesten und schönsten Stadt Kroatiens.

Landscher.

(Schluß.)

Verschmitztheit und Arglist sind Hauptzüge im Charakter der Eingebornen der Berberei; was ihnen an Kenntniß abgeht, suchen sie durch Feinheit zu ersetzen; hochmüthig und befehlshaderisch gegen den Schwachen, unterthänig und kriecheird gegen den Mächtigen sind sie falsch und tückisch gegen Alle. Die abgemrssene Haltung, welchr sie sich zu geben wissen, könnte man auf den ersten Andlick für innere Würde halten, sie ist aber in der Wirklichkeit Nichts als ein künstliches Gewand, welchrs in rinem despotischen Staat Klugheitsrücksichtrn anzulegen rathen. Obgleich ohne Beredsamkeit sind sie doch nie um Ueberredungsgründe verlegen, und ihee schwachen Seiten wissen sie gae gut zu verstecken. Werden sie auf einem unrechten Weg ertappt, so können sie, um ihren Irrthum zu entschuldigen, anrusen: „Ihr müßt uns Das nicht übel nehmen; was könnt Ihr von Barbaeen erwarten?“ Es ist ihnen nehmlich wohl bekannt, daß man sie in Europa Barbarrn nennt. Ihe natürlicher Verstand verdient indeß alle Achtung; denn er macht es ihnen möglich, in manchen Fällen mit iheen brssee unterrichteten Nachbaen sich zu messrn. Als die Behöeden, wie es scheint, um ihr Einkommen zu vergrößern, in Gibraltae auf alle Fremden, welche die Festung besuchten, eine Kopfsteuer legten, über deren Illiberalität sich die englischen Einwohnee selbst, abee umsonst beschwerten, kamen die Barbaeesken, denen die Zahlung zunächst zur Last fiel, mit ihren Unterhandlungen schnell zu Ende, indem sie drohten, jeden Engländer, dee einen Fuß auf ihren Boden setzte, mit zwei Doll. zu besteuern, statt daß früher bloß tagweise ein Real entrichtet wurde. Diese Deohung, weiche ganz auf das Recht der Gegenseitigkeit gegründet wae, that Wirkung. Man wollte zuerst zu Gunsten von Militärpersonen eine Ausnahme zugestehen; als aber die Mauren erkläeten, sie seien sämmtlich Soldaten, da sie im Falle der Noth für ihren Sultan die Waffen ergreifen müßten, so fand man es dienlich, alle Araber, die auf die Märkte von Gibraltar kommen, von der Taxe zu entbinden und sie später ganz zurückzunehmen.

Neger sind die einzigen Sklaven, die in der Berberei gekauft und verkauft werden können. Meist werden sie aus Tunbuktu eingeführt und zwae so jung, daß ihnen keine Erinnerung an ihre frühere Lage bleibt, wodurch sie in Versuchung gerathen könnten zu entfliehen. Sie sind hier eben so sehe fremd als die Europäer, und unterwerfen sich nur widerstrebend den Glaubensgebräuchen, zu welchen die Muselmänner sie anhalten. Die Knaben erleiden oft jene grausame Verstümmlung, welche der Maure seinem Pferd zuzumuthen Bedenken teägt; die Mädchen bevölkern die Harems der Reichen. Die Mischlinge, deren es von verschiedenen Farben und Physiognomien giebt, und die ihre natürliche Häßlichkeit noch durch Tätuiren ihres Gesichts und Körpers erhöhn, bilden eine zahlreiche Klasse in der Bevölkerung der Berberei, die ihren Ursprung noch in der dritten und vierten Generation nicht verleugnet und sehr zue Entartung des maurischen Geschlechts beiträgt.

Den Vorurtheilen des Islams ist allein der bei der Nähe beider Kontinente so auffallende Unterschied zwischen der afeikanischen und europäischen Welt zuzuschreiben; nicht nur sind sie ein Damm gegen alle Künste der Civilisation, sondern sie lassen nicht einmal in den äußern Erscheinungen des Lebens die geringste Veränderung zu, so daß der Muselmann noch dieselbe Kleidung trägt, die er voe zweitausend Jaheen teug, noch wie damals sich den Kopf scheert, und ihn dann mit einer dicken rings mit meheern Wülsten von Muslin besetzten Wollenmütze bedeckt: der Anzug selbst ist so schwerfällig, daß man ihn gewiß überall anderswo, auch in einem weniger waemen Klima, unausstehlich fände. Wie es aber mit aller Bigotteeie geht, daß sie die Form zue Hauptsache macht, zeigt sich auch an den Mauren; strenge Beobachter dee Lehre des Propheten machen sie die fünf gesetzlichen Waschungen täglich duech, ohne daß man sagen kann, sie seyen reinlich. Wenigstens sieht man Dieß ihrem Weißzeug nicht an und ihe Schlafen in den Kleidern deurkundet es auch nicht. Mitten unter civilisirtrn Nationen bewaheen sie eine theilnamlose feindselige Gesinnung gegen den Rest der Menschen, welche fortdauern wird, so lang der Islam selbst dauert, bis ein neuer Erobereе und Gesetzgeber mit der Schäefe des Schwertes tilgt, was das Schwert aufgenöthigt hat. Urbrigens ist es vielleicht nicht so wohl der Koean, als die Masse von Auslegungen und Commentaren eigennütziger Peiester, welche den Glauben dee Muselmänner mit kindischen Satzungen beschwert und ihren Geist mit einem finsteen Grwebe von abergläubischen Meinungen umsponnen haben. Dahin gehört das böse Auge, an dessen Wirkungen man in der westlichrn Berberei allgemein glaubt, wovon man aber so oft es auch besprochen worden, noch krine genügende Erklärung besitzt. Sie scheint indeß nahe zu liegen. Indem dee Musrimann nach übernatürlichen Uesachen des Unglücks forschte, kam ihm wohl der Gedanke, der Teufel sende Boten aus, um Böses auf Erden zu verbeeiten und diese Boten erkannte er an übel aussehenden Personen mit glitzenden Augäpfeln. Ehe daher ein Maure sich mit einem Fremden in ein Gespräch einläßt, mustert er ihn zuvor genau und besorgt er, derselbe möchte mit dem bösen Auge begabt seyn, so bricht er jedes Geschäft mit ihm ab, wenn auch der Gewinst noch so lockend wäee. Fällt das böse Auge auf ein Kind, so vergiftet es auf einmal sein ganzes Lebensglück, wovoe die Eltern eine solche Angst haben, daß es die größte Feindschaft absetzt, wenn man ein Kind nue bewundert. Gegen die Ansteckung des unheilvollen Blicks giebt es Gegenmittel, in denen dee Arzt den Geund der Krankheit suchen mag — Amulette, welche die Priester verkaufen und

---

*) Squalus carcharias, der mit scharfen dreieckigen Zähnen bewaffnet der Schrecken aller Meere ist, und jährlich viele Menschen verschlingt. Der Wallfisch ist bekanntlich nicht im Stande durch seinen engen Schlund auch nur ein Kind hinunterzuwürgen.

**) phoca monacha, auch die Lederschildkröte, sphargis coriacea, kommt hier in bedeutender Größe vor.

die man den Kindern um den Hals hängt. Ein anderes Gegengift besteht darin, daß man die rechte Hand mit ausgespreizten Fingern in die Höhe hält, und dabei ausruft: „Fünf für Deine Augen.“ Auch leistet eine kleine Hand von Silber, die umgehängt wird, dieselben Dienste.

Trifft man auch manchmal tüchtige Männer in der Berberei, so sind Dieß doch bei dem herrschenden Erziehungssystem nur seltene Erscheinungen; der Hauptgegenstand, den ein Vater seinen Sohn lernen läßt, bleibt immer der Koran; von diesem kostbaren Buch erwartet er Speise und Trank und Schutz gegen seine Feinde; die Deutung der Geheimnisse und Hyperbeln desselben würde er nicht gegen das nützlichste Wissen vertauschen. Hat der Knabe seine zehn ersten Jahre mit diesem Studium zugebracht, so macht das Lernen einen tödtlichen Stillstand; mit dreizehn Jahren bekommt er den Zutritt in die Moschee und wird in den muselmännischen Ritus eingeweiht; von nun an muß er sich von der Gesellschaft der weiblichen Kinder trennen, und er darf künftig nicht einmal mehr das Antlitz seiner Schwestern schauen. Natürlich unterdrückt diese Ordnung der Dinge alle geselligen Gefühle und beraubt das Leben aller Reize, die aus der Familienliebe entspringen. In diesem Alter kostet man nun auch zum ersten Mal das furchtbare Fasten das Ramasan, welches, ungeachtet der Behauptung, die man oft hört, es sey für den Reichen eine leichte Casteiung, da er den Tag über schlafe, so sehr das Gegentheil davon ist, daß, zumal wenn es in die Sommermonate fällt, die Marter gegen das Ende der dreißig Tage fast unerträglich wird; sechszehn Stunden nicht rauchen dürfen ist eine Enthaltsamkeit, welche den Mauren oft bis zum Wahnsinn bringt. Auf diese Feier der Flucht des Propheten wird so streng gehalten, daß die Imame nur bei absoluter Lebensgefahr oder bei Kriegszeit eine Ausnahme von der Regel erlauben, aber bloß unter der Bedingung, daß man die Versäumniß nachholt. Kommt das Bairam, so versammeln sich die Muselmänner — in keinem andern Tempel als in dem Natur, bei keinem andern Altar als dem der Berge und des Firmaments, und ihre lobpreisenden Stimmen ertönen mit denen aller Wesen, ohne Vermittlung eines Priesters zum Schöpfer, empor. Dieß ist ein Theil ihres Gottesdienstes, den andersgläubige Frömmler nicht vergessen sollten! In der Türkei wird das Bairam mit vielem Glanz gefeiert. Bei den Mauren beschränkt sich die weltliche Festigkeit darauf, daß sie in ihren besten Kleidern lustwandeln, mit ihren Weibern tafeln, Feuerwerke abbrennen und sich mit Schießen (lab-el-barod) erlustigen. *)

*) Von sonstigen muselmännischen Gebräuchen sind das Begraben ohne Sarg, das schnelle Hinaustragen der Todten (weil sie nicht eher, als bis sie mit Erde bedeckt sind, in Mohammeds Gegenwart gelangen), die Richtung des Gesichts gegen Mecca und das Legen der Hand unter das Haupt bekannte Dinge. In Bezug auf die Mauren bemerkt Chenier, daß sie den Hingeschiedenen fragen, warum er denn sterben wolle, ob ihm Etwas in der Welt gemangelt, ob er nicht genug Cuscusu (eine Art Griesenbrei) gehabt? Ihre Gräber seien auf dem Boden weit, daß der Leichnam gehörig Platz habe; und nie werden zwei Personen in einem Grab beigesetzt, aus Furcht, ihre Gebeine möchten am Tage des Gerichts verwechselt werden. Auch werden Nahrungsmittel, selbst oft Geld und Juwelen mit gegeben, damit die Verstorbenen in der andern Welt standesgemäß erscheinen könnten. Eines Christen Fuß endlich dürfe eines Muselmannes Grab nicht betreten; Dieß würde dem armen Todten wehe thun.

Gedächtnißfeier Koszinszko's.

Die Weigerung des katholischen Klerus zu Paris, das Andenken Koszinszko's (am 25 Februar) durch eine kirchliche Feierlichkeit zu begehen, veranlaßte die Polenfreunde, den Abbé Chatel, den Gründer der französisch-katholischen Kirche, wie er sich gerne nennen hört, um diesen frommen Dienst zu ersuchen. Dieser ließ sich auch sogleich bereitwillig finden, für die Manen des Freiheits-Märtyrers ein Todtenamt in französischer Sprache zu halten.

In Ermangelung eines geräumigen Lokals sah man sich genöthigt, für diese Feier, die, wie sich voraussehen ließ, eine zahlreiche Versammlung herbeiziehen würde, den Basar in der Straße St. Honoré zu miethen, den man in der Eile in eine Kapelle umschuf. Seine nußbaumenen Buden, seine Ladendiener mit den kleinen Käppchen waren an diesem Tage verschwunden, die Fenster des Gebäudes vermacht, seine Wände mit schwarzem Tuch behängt. Große Leuchter warfen von der Decke herab ein strahlendes Licht. In der Mitte der Kapelle erhob sich ein Katafalk von dreifarbigen Fahnen umgeben: ihm gegenüber ein prachtvoller ganz schwarz behangener Altar, mit einem Kreuze, Kandelabern und Trophäen, die aus Sensen und anderen Waffenstücken gebildet waren. Zu beiden Seiten des Altars, mit dem Gesichte gegen die Versammlung gewendet, standen mehrere Künstler aus der königlich-musikalischen Akademie und die Musik der zweiten Legion der Nationalgarde. Für die übrigen Anwesenden waren im Kreise umher Bänke aufgestellt. Den Eintritt bezahlte man mit drei Franken, die zur Unterstützung der Polen bestimmt sind.

Es läßt sich denken, daß der größte Theil Derer, die dieser Feierlichkeit beiwohnten, die improvisirte Kapelle mehr des ungewöhnlichen Schauspiels wegen als um der Andacht willen besuchte. Indeß stand man mit entblößtem Haupt, und da der Anlaß der Versammlung selbst eine große und feierliche Erinnerung enthielt, so gewann die Masse der neugierigen und müßigen Zuschauer doch immer noch einen gewissen Anstrich religiösen Ernstes.

Mittags traten die Priester in den Saal und zwar durch die Hauptthüre. Eine Sakristei war nicht vorhanden, und so mußten sie sich den Weg zum Altare durch das Gedränge bahnen. Sie unterschieden sich in ihrem Anzuge und Benehmen nicht im Mindesten von der übrigen katholischen Geistlichkeit bei gottesdienstlichen Verrichtungen. Sie gingen einher mit gesenktem Haupte, gefalteten Händen, und murmelten leise vor sich hin die gewöhnlichen Gebete; man vermißte nicht die Stola, die Albe, das Meßgewand, das Baret, die Tonsur. Der Abbé Chatel selbst, ein Mann von schlankem Wuchs, verrieth in seinen sanftmüthigen und bescheidenen Zügen Nichts von der kühnen Begeisterung, der stolzen Härte und dem unbeugsamen Muthe, die sich auf den Gesichtern der Reformatoren früherer Jahrhunderte mahlen.

Die Messe begann. Die Uebersetzung des Introibo ad altare Dei u. s. w. lautete: J'entrerai à l'autel du Seigneur; à l'autel de Dieu qui ait la joie de ma jeunesse; das Dominus vobiscum: Le Seigneur soit avec vous, worauf der ministrirende Knabe antwortete: Et avec votre esprit. Kurz, die Uebersetzung der lateinischen Messe war keine andere, als die man in den gewöhnlichen Gebetbüchern liest, und die, mit mehr Frömmigkeit als Verstand abgefaßt, Wort für Wort übertragen ist, ohne daß man sich besonders um den Sinn bekümmerte. Während der Messe ließen sich Gesänge, begleitet von der Musik der Nationalgarde, hören. Das De profundis und das Dies irae, die gewöhnlichen Kirchengesänge bei einem Leichenamte, ließen sich gleichfalls in französischer Sprache vernehmen. Die ersten Verse des de profundis lauteten so:

Je suis plongé dans les ténèbres,
O grand Dieu, je crains ton courroux;
Entendez-vous nos cris funèbres?
O Dieu puissant, protége-nous!

Kasimir Delavigne hatte es übernommen, das schauerlich-einfache Dies irae durch ein Lied mit Bezug auf den Zweck der heutigen Versammlung zu ersetzen. Offenbar ist er in diesem Versuche hinter der körnigen Kraft und dem düstern Ernste des alten Psalms eben so weit zurückgeblieben, als die kunstreichen Sänger der Opera, die es vortrugen, hinter jener furchtbarfeierlichen Melodie, die auf gewaltigen Orgeltönen getragen von den Kirchengewölben wie die Stimme des Weltgerichtes über die andächtige Gemeinde herabdrang. Zum Beweise hören wir folgende Strophen:

A Kosziusko.

Jour de colère, jour de larmes,
Où le sort, qui trahit nos armes,
Arrêta ton vol glorieux!

A tes côtés, ombre chérie,
Elle tomba notre patrie,
Et ta main lui ferma les yeux.

Tu vis de ses membres livides
Les rois, comme les loups avides,
S'arracher les lambeaux épars.

Le fer dégouttant de carnage,
Pour en grossir le héritage,
De son cadavre fit trois parts.

La Pologne ainsi partagée;
Quel bras humain l'aurait vengée!
Dieu seul pouvait la secourir etc.

Nach diesen Gesängen, die allerdings mit bezaubernder Meisterhaftigkeit vorgetragen wurden, ertönte ein Trauermarsch von der Komposition des Hrn. Albert Sowinski, während dessen die Messe beendigt war. Hr. Jullien von Paris hielt eine Rede, die, mit zaghafter Verwirrung vorgetragen, wenig Aufmerksamkeit fand; größern Eindruck machte die Rede des Hrn. Frank-Zeltner, eines ehemaligen Adjutanten Koszinszko's. Die Ceremonie dauerte über zwei Stunden; die für die Polen angestellte Sammlung fiel sehr reichlich aus, und die Versammlung ging in der größten Ordnung auseinander. Indeß bei allem Dem konnte man sich eines Lächelns über diese ganze sonderbare Feierlichkeit nicht entwehren; man mußte gestehen, daß sie allein von Koszinszko's Namen und Erinnerung einige Würde erborgte; durch ihn allein erhielt die barrocke Uebersetzung des ehrwürdigen Kultus noch einigen Adel; durch ihn die an die Stelle der feierlichen Kirchengesänge gesetzten Lieder einige Poesie. Gewiß, Koszinszko und die heldenmüthigen Kämpfer für Polens Freiheit hätten verdient, was noch keinem großen Manne und keiner großen Sache verweigert worden ist — einen wirklichen Tempel, einen ehrwürdigen Altar, einen begeisterten Prediger und die volle imposante Pracht, womit sich der katholische Gottesdienst zu umgeben weiß.

Vermischte Nachrichten.

Die Kommission, die durch das Gesetz vom 30 August 1830 niedergesetzt wurde, um die während der Julinstage erlittenen Beschädigungen der einzelnen Bürger zu untersuchen, hat jetzt über 1212 Reklamationen entschieden, die sich auf die Summe von 2,364,260 Fr. 59 Cent. beliefen, aber nach angestellten Untersuchungen, eingezogenen Berichten der Maires u. s. w. auf 1,181,973 Fr. 3 Cent. herabgesetzt wurden. Das eben erwähnte Gesetz vom 30 August erklärte die Entschädigungen aus der Staatskasse zahlbar, ohne jedoch hiezu einen bestimmten Kredit anzuweisen. Der Minister des Innern hat deßhalb im Einverständnisse mit der Kommission für nöthig erachtet, vorläufig bis die Kammern den nöthigen Kredit zur Tilgung einer so wichtigen Nationalschuld bewilligen, die dringenden Anforderungen der Bürger, die unter der großen Bewegung der Julinstage gelitten haben, so schnell als möglich zu befriedigen und von dem König die Erlaubniß erhalten, einstweilen eine Million in der kürzesten Frist an diejenigen auszahlen zu lassen, deren Lage eine schleunige Unterstützung erheischt.

•

Folgendes ist das Verzeichniß der in England bestehenden Pfarreien, wie es vor Kurzem öffentlich bekannt gemacht worden ist. In den verschiedenen Diözesen befinden sich: in St. Asaph 30, Bangor 58, Bath und Wells 190, Bristol 103, Canterbury 155, Carlisle 44, Chester 138, Chichester 110, St. Davids 194, Durham 78, Ely 71, Exeter 256, Gloucester 128, Hereford 133, Llandaff 94, Lichfield und Coventry 268, Lincoln 530, London 234, Norwich 473, Oxford 69, Peterborough 116, Rochester 47, Salisbury 174, Winchester 177, Worcester 83, York 260; im Ganzen 4,254. Von diesen haben 6 Pfarrer ein Einkommen unter 20 Pfund, 59 unter 30 Pf., 175 unter 40 Pf., 441 unter 50 Pf., 692 unter 60 Pf., 500 unter 70 Pf., 413 unter 80 Pf., 458 unter 90 Pf., 156 unter 100 Pf., 300 unter 110 Pf., 69 unter 110 Pf., 207 unter 130 Pf. 62 unter 140 Pf., 32 unter 150 Pf., 162 unter 160 Pf., 26 unter 170 Pf., 15 unter 180 Pf., 6 unter 190 Pf., 3 unter 200 Pf., 17 unter 210 Pf., 3 unter 220 Pf., 1 unter 230 Pf., 2 unter 240 Pf., 5 unter 250 Pf., 4 unter 280 Pf., 1 unter 290 Pf., 2 unter 310 Pf., 1 unter 320 Pf. und 1 unter 340 Pf.

•

Im Departement der Seine zählt man gegenwärtig 136 Dampfmaschinen. Die erste war im Jahre 1778 im Gange; bis zum Jahre 1780 zählte man erst drei; im Jahre 1788 kamen sechs hinzu. Die eigentliche Vermehrung derselben beginnt erst mit dem Jahre 1817, von wo an ihre Zahl jährlich zunahm. Während dieser Zeit sind von den oben angegebenen 158 Maschinen 19 außer Thätigkeit gekommen. In Paris allein befinden sich 85 Dampfmaschinen. Man zählt an verschiedenen Orten des Departements 25 Dampfmaschinen zu Hebung von Wasser, 6 Dampfschiffe, 21 Maschinen zu Woll- und Baumwolle-Spinnereien, 3 in Metall-Plattmühlen, 24 in Werkstätten und Fabriken, 7 in Oelfabriken, 1 in einer Zuckerraffinerie, 3 in Chokoladefabriken, 2 in Bleiweißfabriken, 1 in einer Floretseidespinnerei, 1 in einer Kaschmirmanufaktur, 1 in einer mechanischen Bäckerei, 1 zur Schur von Hasenfellen, 4 in Mühlen mit fünf und sechs Gängen, 1 in einer Papiermühle, 9 Holz- und Stein-Säge-Maschinen, 1 in einer Pappendeckelfabrik, 1 in einer Fayencefabrik, 5 zu mechanischen Pressen u. s. w.

•

Der König der Franzosen hat auf Vorschlag des Marschalls Herzogs von Dalmatien, die Bildung einer königlichen Militärschule zu genehmigen geruht, in welcher die Söhne unbemittelter Offiziere und insbesondere deren Waisen erzogen werden sollen. Die Zahl der darin auf Staatskosten unterhaltenen Zöglinge ist vorläufig auf dreihundert bestimmt. Diesem Institut sind die Gebäude der Vorbereitungsschule von La Fleche angewiesen, die durch die königliche Verordnung vom 10 November 1830 über die Organisation der Militärschule aufgelöst wurde.

•

Seit dem Jahre 1789 hatte Frankreich vierzig Kriegsminister (seit 1791 bis jetzt hatte dieses einzige Departement sechszig), 35 Minister des Innern, 46 Minister des Aeußern, 25 der Justiz, 23 der Finanzen, 25 der Marine, 2 des Staatsschatzes, 15 der Polizei, 10 des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes, 2 des Handels, 3 des königlichen Hauses, 1 der öffentlichen Arbeiten, im Ganzen 223. — Von diesen bekleideten mehrere ihre Stellen nur so kurze Zeit, daß kaum der Schneider mit ihrem Staatsrocke fertig werden konnte. Um nur einiger zu erwähnen: Hr. Lenoir-Laroche verwaltete das Polizeiministerium nur zwanzig Tage; Hr. Mourgues das des Innern nur fünf Tage, und eben so lange Hr. Milet-Mureau das Kriegsministerium. Dumouriez war sogar nur vier Tage Kriegsminister. Die sich am längsten in ihrer Stelle erhalten haben, sind die HH. Gaudin, Mollien, Dejean und Fouché. Letzterer war vier Mal Polizeiminister.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 78. 19 März 1831.

Das englische Zeitungsbureau.

1 Scene. Das Redaktionszimmer.

Der Herausgeber. (allein). Schon halb neun Uhr vorbei und noch keine Post. In der That, wir können mit unserer jetzigen Armuth an Nachrichten nicht vor dem Publikum bestehen; ein schlimmer Umstand, so schlimm, als wenn man, wie der verstorbene Perry *) mit anderthalb Schilling ein Weib und drei Kinder vom Stapel laufen lassen muß. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber unsere Frontekolonnen scheinen mir mit absoluter Unfruchtbarkeit heimgesucht. Meist verrathen die Nachrichten eine Tendenz zur Selbstmultiplikation; eine, kann man sagen, zieht die andere so gewiß nach sich als der erste des Monats auf einen schwergestiefelten Artikel in dem „evangelischen Magazin" rechnen darf; jetzt aber sind sie wie Maulthiere, denen das Vermögen fehlt ihre Gattung fortzupflanzen. Als ob man nicht genug Plage hätte, so muß auch das Bureau von Morgen bis Nacht mit Besuchen bestürmt werden. Da kommt zuerst ein Tagsneuigkeitenkrämer und bietet seine bettelhaften Waaren aus — eine „jammervolle Feuersbrunst," einen „verwegenen Einbruch" oder einen „teuflischen Mord;" dann kommt ein Prozeßgeschichtenhändler, in dessen Kopf es zwar etwas heller aussieht, als in dem seines Vorgängers, doch nicht so, daß die Themse gerade phosphoresciren würde, wenn man ihn hineinwürfe; dann ein hungriges Mitglied der Opposition, auf dessen flehendem Gesicht mit großen Buchstaben geschrieben steht: „man wünscht ein Amt;" dann ein Flugschriftler, Kritiker oder Novellist, dürr und reizbar genug, um einen epischen Dichter abzugeben; und zu guter Letzt kriegt man noch einen vielseitigen hibernischen Glücksritter auf den Hals, der im Uebermaß von Unverschämtheit und Verzweiflung sich als Kandidat für ein Anlehn, ein Weib, eine Verwalters- oder Schreibersstelle einrücken läßt und des Näheren sich auf unser Bureau beruft. Meine Thüre ist ein wahres Perpetuum mobile; sie dreht sich immer in den Angeln. (Der Laufjunge tritt ein mit Briefen ꝛc.). Ha! Da ist ja endlich die Post. Möge uns nur der Himmel gute Neuigkeiten senden. (Der Herausgeber öffnet einen Brief und liest): Milsomstreet, Bath, den 31 Juli. „Mein Herr! Haben Sie die Güte, die beifolgenden Anzeigen in Ihr nächstes Blatt aufzunehmen, und wegen der Gebühre halten Sie sich an die HH. Parker und Comp., in Fleetstreet, die beauftragt sind, die Sache zu bereinigen. Ihr ergebener Diener, Samuel Nasensack, Ausrufer und Schätzer." Eine sehr beredte Epistel; Form und Inhalt passen gut zusammen; wenn Junius selber geschrieben hätte, könnte er den Nagel nicht besser auf den Kopf treffen. (Er öffnet einen andern Brief und liest). „Bolton, d. 28 Juli. Hr. Redakteur! Alles ist bei uns in großer Bewegung, denn so eben trafen Se. Gnaden der Herzog von Wellington zu unserm Hahnengefecht ein. Se. Gnaden genießen ein besonderes gutes Aussehen und tragen pfeffersalzfarbene Hosen, die an den Knieen etwas abgenutzt sind, einen blauen Frack mit einem kleinen Loch in dem Ellbogen, Schuhe, Sporen und eine schwarze Soldatenkappe. Kaum waren sie abgestiegen, als sie dem Kellner schellten, und mit ungemeiner Leutseligkeit ein Glas Schnaps und Wasser kalt mit Zucker verlangten. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß man in der Stadt mit allen Glocken läutet, daß eine ungeheure Volksmenge vor dem Gasthof versammelt ist, und daß Bürgermeister und Magistrat sich anschicken in Prozession dem Herzog mit einer Beglückwünschungsadresse ihre Aufwartung zu machen. Es geht hieraus augenscheinlich hervor, daß eine Ministerialveränderung nahe bevorsteht. P. S. Nachmittags vier Uhr. In diesem Augenblick fährt die Post ab und läßt mir gerade noch Zeit, Ihnen nachträglich zu bemerken, daß das Ganze ein Mißverständniß war. Der fremde Gast ist nicht der Herzog, sondern ein französischer Gaukler, der so eben seine Absicht ankündigt, ein Polster zu verschlingen und sich mit dem Absatz auf einer Punschbohle herumzudrehen. Der Bürgermeister ist rasend vor Aerger und vom Magistrat haben Einige den Gedanken geäußert, man solle den fremden Herrn zur Strafe in den Stock legen. Wenn ich von diesem wichtigen Gegenstand Mehr erfahre, so werde ich nicht ermangeln, Sie davon zu benachrichtigen. Aristides." (Er öffnet einen dritten Brief und liest) „Hr. Redakteur! Sie, Ihr Haus und Alles was darin ist, wird heute Nacht auffliegen. Swing." Recht artig und lakonisch abgefaßt; leider muß ich ihm ein Gegenkompliment schuldig bleiben.

(Hr. O'Flam ein irischer Neuigkeitssammler tritt auf.)

O'Flam. Habe ich die Ehre, den Hrn. Redakteur zu sprechen?

Redakteur. Ja, mein Herr, aber verzeihen Sie, ich bin eben sehr überhäuft —

O'Flam. Wohl, wohl. Ich halte Sie keinen Augenblick auf Mein Name ist Dennis O'Flam, oder abgekürzt Dionysius — ich

*) Der bekannte Redakteur des Morning Chronicle

bin erst neulich in London angekommen, da ich meine Lage gerne etwas verbessern möchte — ich habe — doch entschuldigen Sie meine Bedrängtheit — in Ihrem schätzbaren Blatt mich nach einem Weib umgeschaut. Der Ehestand, heißt es zwar, sey ein kaltes Bad, vielleicht finde ich ihn indeß weniger frostig als ich erwarte.

Redakteur. Oh! seyen Sie unbesorgt; es wird ihnen bald heiß genug werden. Welche Ziffer hat Ihre Anzeige?

O'Flam. Herkules Lendenstark. Ich bin Ihnen auch noch meinen Dank schuldig für die Aufmerksamkeit, die Ihr Sekretär für mich hatte, mir, falls ein Frauenzimmer sich auf die Anzeige melden würde, zu einer Privatunterredung ein Zimmer in Ihrer Wohnung anzubieten. Wiewohl eine Ehre ist die andere werth — ich habe auch schon ein oder zwei Berichte gratis geliefert —

Redakteur. Herkules Lendenstark! Ein sehr anziehender Name!

O'Flam. Anziehend, mein Herr! Nein, unwiderstehlich! Bedenken Sie, was für ein hübscher athletischer Bursch Herkules war — ein Held mit den Lungen eines Löwen, den Schultern eines Elephanten, mächtig genug, um durch seine bloße Muskelkraft einen Mann mit drei Köpfen zu erdrosseln. Ach, Herr! Die Zeiten haben sich geändert. So wenig giebt es heut zu Tage Männer mit drei Köpfen, daß man zufrieden seyn muß, wenn man nur drei Männern mit Einem Kopf begegnet.

Redakteur. Haben Sie viele Erwiederungen auf Ihre Anzeige erhalten?

O'Flam. Ein Dutzend, mein Herr! Ich habe mich aber wohlweislich mit zwei begnügt, einer „sinnigen Jungfrau," und einer „trostlosen Witwe." Mein gutes Herz neigt sich instinktmäßig zu der Unglücklichen hin, und ich habe sie demnach zu einer Zusammenkunft bestellt, die erstere auf heute Mittag zwei Uhr, die letztere eine halbe Stunde später. Bis dahin Ihr Diener. (O'Flam geht ab.)

Tetuan.

Von Tandscher nach Tetuan ist es ungefähr 12 Stunden Wegs durch eine äußerst üppige und romantische Gegend. Die Mauren in Tetuan galten seit langer Zeit für so unduldsam, daß kein Europäer seinen Aufenthalt hier zu nehmen wagte, nachdem im J. 1770 die Konsuln sämmtlich die Stadt zu verlassen sich genöthigt gesehen hatten. Erst in den letzten Jahren hatte England wieder einen Konsul daselbst, dem es aber nur mit vieler Mühe gelang, ein erträgliches Verhältniß zwischen Mauren und Christen herzustellen. Die Stadt ist sehr ausgedehnt, und enthält 30,000 Einwohner. Ihrer Lage nach wäre sie bei Weitem der bequemste Platz für den Handel, wenn nur nicht die Sandbänke — das gewöhnliche Hinderniß in Marocco — auch die Mündung des dortigen Flusses dergestalt sperrten, daß kein Fahrzeug, das über 80 Tonnen führt, einlaufen kann. In der Nähe befindet sich das schöne Gebirg Rif, dessen elende halbnackte Bevölkerung der Schrecken der Stadt ist. Die Bedeckung, welche uns durch das Land begleitete, weigerte sich, uns in die Berge zu führen; die Männer von Rif, hieß es, hätten am Abend zuvor in der Dunkelheit über den Fluß gesetzt, und einige maurische Weiber aus einem Dorf geholt, und würden nun glauben, man komme um ihnen ihre Beute wieder abzujagen. Südlich von Tetuan streift der Blick längs einem Vorsprung des kleinen Atlas hin. Den breiten Raum dazwischen durchschneiden anmuthige mit Weingärten bepflanzte Hügel, und im tiefern Hintergrund schießen blaue Berggipfel in die Wolken empor und schließen den Horizont. Für den Jagdfreund bieten die Umgebungen von Tetuan ein wahres Paradies dar; man kann keinen Schritt gehen, ohne daß man nicht auf ein Wild irgend einer Art stößt. Die Mauren haben keine Vorstellung davon, wie man Vögel im Flug schießt, und Rebhühner fangen sie in der Regel dadurch, daß sie dieselben hetzen, bis sie erschöpft nieder sinken. Nichts hält den Waidmann ab, rings umher das ganze Jahr hindurch seiner Unterhaltung nachzugehen, es sey denn die Rücksicht auf die Brutzeit; allein die Menge Eier, die ausgeführt und verzehrt werden, beweisen, daß die Mauren derlei Bedenklichkeiten nicht kennen. Die wilden Bären, deren Fleisch die Muselmänner nicht essen dürfen, sind um Tetuan sehr zahlreich; weiter an der Küste hinauf, gegen Oran hin, Gasellen und Antilopen; erstere lassen sich nicht leicht zähmen, und leben nie lang, wenn man sie ihren heimischen Wäldern entreißt; das schöne Auge, die symmetrische Gestalt, und der würzige Wohlgeschmack dieses zarten Thiers haben schon Manche zu dem Versuch verleitet, dasselbe zu verpflanzen; allein vergeblich. Nur im Naturzustand wählt die Gaselle ihr Futter; in der Gefangenschaft frißt sie Alles ohne Unterschied, und stirbt an Unverdaulichkeit.

Der Pascha von Tetuan ist allein für Diejenigen sichtbar, denen ihre Neugierde zu befriedigen es auf ein kleines Geschenk nicht ankommt; ein Paar Zuckerhüte, etliche Pfund Thee oder Kaffee sind hinreichend. In dieser Hinsicht mag man ihn mit einem fremden wilden Thier vergleichen, das zur Schau herumgeführt wird; der Mann hat aber seine guten Gründe sich nicht öffentlich zu zeigen, da er an beiden Beinen furchtbar mit dem Aussatz behaftet ist. Zu meiner angenehmen Ueberraschung fand ich indeß in der Unterhaltung mit ihm einen Mann von mehr Sinn und Gefühl, als sein Aeußeres mir versprach. Als er mir seine Gärten zeigte, gewahrte ich einen mit Moos überzogenen Brunnen, der nicht mehr lief; auch ein Stück Land dabei lag unbebaut, Gesträuch und Blumen wuchsen in wildem Kontrast gegen die Pflege, die sonst überall wahrzunehmen war. Auf die Bemerkung, die ich ihm deßhalb machte, erwiederte er: der Brunnen habe seinem Lieblingsweib angehört, die das Wasser getrunken, und den Grund, den man jetzt in solcher Unordnung sehe, mit ihren Händen angebaut; jetzt sey sie nicht mehr, und so mögen auch die Wasser versiegen, und ihre Beete wüste bleiben. Die schwermüthige Stimmung Sr. Excellenz war an diesem Tag noch durch das dringende Ansinnen des Kaisers eine ansehnliche Summe nach Marocco einzuschicken, gesteigert worden. In dieser Noth ließ der Pascha die Aeltesten der Juden — diese untrüglichen Stein der Weisen — kommen und ersuchte sie höflich, ihm mit einem kleinen Anlehen auszuhelfen. Der große Finanzmann, der Rothschild von Tetuan, trat aber kühn vor den Gebieter, und mit einem Muth, der seinem reichen Verwandten in London Ehre gemacht hätte, erklärte er ihm: seine Brüder seyen nicht im Stande, Sr. Excellenz Ausfälle in Dero Abrechnungen mit dem Sultan zu decken, zumal, da sie so manche ungnädige Launen auszustehen hätten, wofür sie mit ihrem Geld und ihrer Haut bezahlen müßten, so sie jetzt kaum das Eine oder das Andere ihr Eigenthum nennen könnten. Eine solche außerordentliche Sprache wurde, wie sich von selbst versteht, sehr übel aufgenommen, und würde zu

einer andern Zeit dem Frevler eine tüchtige Salve eingetragen haben; allein die Juden hatten von der drohenden Ungnade des Pascha Wind bekommen, und beschlossen, seinen Sturz zu beschleunigen, indem sie ihm ihre Unterstützung versagten. *) (Schluß folgt.)

*) Als der Pascha von der Einnahme Algiers hörte, wollte er es nicht glauben, und nannte es Mala Fama; denn die Mauren seyen viel tapferer als die Franzosen. Als aber die Neuigkeit sich bestätigte, und später auch die Nachricht von Karls X Entthronung einlief, rief er aus: „Ah! Dios es grande! Als die Franzosen Algier eroberten, schlief Mohammed; aber als er aufwachte, ärgerte er sich über Das, was geschehen, und vertrieb den König von Frankreich aus seinem Reich."

Vermischte Nachrichten.

Aus den unlängst von Hrn. Dupin in der Kammer vorgetragenen Berichten geht hervor, daß die bis auf diesen Tag unternommenen Flußbau-Arbeiten in der Kanalisirung dreier Flüsse und zwölf verschiedener anderer Kanäle bestehen. Diese noch unvollendeten Unternehmungen haben bis jetzt 249,413,426 Fr. gekostet.

Man bemerkt als eine auffallende Thatsache, daß fast seit zwei Jahrhunderten keinem Könige von Frankreich sein Sohn auf dem Thron gefolgt ist. Der gegenwärtige König der Franzosen folgte dem entthronten Karl X, dieser seinem Bruder Ludwig XVIII, auf den die Regierung gleichfalls von einem Bruder, Ludwigs XVI, überging. Ludwig XVI bestieg nach seinem Großvater Ludwig XV den Thron, der erst fünf Jahre alt gleichfalls seinem Großvater Ludwig XIV in der Regierung gefolgt war.

Ueber den Betrag des in Frankreich umlaufenden Metallgeldes.

Der vorjährige Finanzbericht (Rapport au Roi sur l'administration des finances. Paris, Mars 1830) enthält, nebst so manchen andern schätzbaren Daten und Beiträgen zur Statistik von Frankreich, eine Uebersicht des Betrages der Ausmünzungen, die seit dem Jahr 1803 bis zum 31 December 1829 bewirkt worden sind, beziehungsweise des Totals von Metallgeld aus französischen Münzstätten, welches sich im Umlaufe befindet. Bei dem großen Interesse, das sich in dem gegenwärtigen Augenblicke an jedes Datum knüpft, welches zur Gewinnung einer Einsicht in den wirthschaftlichen Zustand und in die sonstigen Verhältnisse dieses Reiches beitragen kann, glauben wir durch Mittheilung dieser Uebersicht den Lesern dieser Blätter um so mehr einen Dienst zu erzeigen, als der erwähnte Bericht nicht in den Buchhandel gekommen ist, überhaupt außerhalb Paris wenig bekannt seyn dürfte.

Nach dieser Uebersicht sind in dem vorerwähnten Zeitraume zum Behuf der Einschmelzung und Umprägung nach dem Decimalsysteme in die verschiedenen Münzstätten nachstehende Beträge als Münzmetall eingeliefert worden, und zwar:

		Gold.	Silber.	Ueberhaupt.
		F. — C.	F. — C.	F. — C.
1) an alten Münzsorten	von Privatpersonen	120,435,851 — 00	271,938,666 — 63	392,374,517 — 63
	durch die öffentlichen Kassen	14,206,009 — 27	610,748,382 — 67	624,954,391 — 94
	überhaupt an alten Münzsorten	134,641,860 — 27	882,687,049 — 30	101,7,328,909 — 57
2) in Barren 2c. von Privatpersonen		812,485,739 — 73	1,158,048,037 — 70	197.0,333,777 — 43
	Totalbetrag . . .	947,127,609 — 00	2,040,735,087 — 00	2.987,862,687 — 00
Hieraus sind geprägt worden, und zwar mit dem Münzstempel oder Gepräge		F. — C.	F. — C.	F. — C.
von Napoleon		528.021,440 — 00	887,830,035 — 30	1,415,834,493 — 30
von Ludwig XVIII		389,333,060 — 00	614,830,109 — 75	1,004,163,169 — 75
von Karl X		29,770,100 — 00	538,074,921 — 75	567,845,021 — 75
	Ueberhaupt . . .	947,127,600 — 00	2,040,735,087 — 00	2,987,862,687 — 00
Mit Hinzurechnung der Münzen die mit Herculesstempel v. 1795 bis 1803 ausgeprägt worden in einem Betrag von				106,237,255 — 00
beträgt die Gesammtsumme der nach dem Decimalsystem ausgeprägten Münzen				3,100,000,000 — 00

Uebertrag	3,100,000,000 F.
Das Total der alten Münzsorten, die noch im Umlaufe sind, und gleichmäßig umgeprägt werden sollen, ist zu einer Summe von . .	600,000,000 —
geschätzt, *) durch deren Umprägung das Total der nach dem Decimalsysteme umgeprägten Gold- und Silbermünzen sich auf	3,700,000,000 —
erhöhen wird. Bekanntlich war in dem Jahr 1725 eine Einschmelzung und Umprägung aller, damals vorhandenen Gold- und Silbermünzen und im J. 1755 eine abermalige Umprägung der erstern verfügt worden. Das Total der seit dem obenerwähnten ersten Jahre bis in das Jahr 1789 im Duodecimalsystem ausgeprägten Münzen ist zu 751 Mill. in Gold, und zu 2047 Mill. in Silbermünzen, überhaupt zu .	2,800,000,000 —
angegeben, und eine Vergleichung dieser beiden Summen zeigt, daß die Masse der ausgeprägten und in Umlauf gesetzten Gold- und Silbermünzen sich seit dem J. 1789 um die beträchtliche Summe von	900,000,000 F.

vermehrt hat. Das Total der im Umlaufe befindlichen Kupfermünzen ist zu 56.976.071 Fks. 20 C. angeschlagen.

*) M. s. die Berechnungen, auf welche diese Schätzung sich stützt, im Monit. von 1829, Nro 108.

Der vormalige Finanzminister Herzog von Gaeta gibt den Betrag der mit dem Münzstempel von Napoleon ausgeprägten Gold- und Silbermünzen geringer an, nämlich nur zu 1.396.581.981 Frks. *), mithin um 19.275.514 Frks. unter der obigen Summe. Seine Berechnung schließt jedoch mit dem 31 December 1813 ab, enthält mithin nicht den Betrag der Ausmünzungen in dem ersten Drittel des J. 1814, und auch diejenigen nicht, die während der hundert Tagen im J. 1815 stattgefunden haben können, wogegen die vorstehende Summe von 1.415.834.493 $\frac{1}{2}$ Fr. das Total aller Ausmünzungen nachweist, die überhaupt mit diesem Stempel bewirkt worden sind, wodurch sich diese Differenz befriedigend erläutern dürfte. Die Summe derselben beträgt nahe an die Hälfte ($47\frac{8}{10}$ Proz.) des Totals aller Ausmünzungen von 1803 bis Ende des Jahrs 1829, für deren durchschnittlichen Betrag in jedem Jahre sich nachstehende Summen ergeben — nämlich

für den Zeitraum von 1803 bis in das erste Drittel des J. 1814	128.714.045	Frks.
für jenen der Regierung Ludwigs XVIII	100.116.316	—
für jenen der Regierung Karls X bis Ende 1829	113.569.003 $\frac{1}{2}$	—
für den früheren Zeitraum von 1826 bis Ende 1829 hingegen nur . .	56.612.827 $\frac{3}{4}$	—

In dem Bericht an den König scheint angenommen zu seyn, daß die 5700 Millionen Franks in dem Königreiche vorhanden und im Umlaufe sind, und es möchten allerdings nicht unwichtige Gründe für diese Ansicht

*) Memoires etc. du Gaete. t. 315 fol.

geltend gemacht werden können. Die Summen, welche die Ereignisse im J. 1815 und deren Folgen dem Geldstocke des Königreichs entzogen haben, dürften durch diejenigen mehr als ergänzt seyn, welche Frankreich in den Kriegen vor der Restauration und seit dieser, durch die Theilnahme des Auslandes an den verschiedenen Anlehen, aus diesem an sich gezogen hat — allein aus England 36 Mill. Pf. St. oder 900 Mill. Frk. Außerdem hat, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von Jahren, einerseits der Geldwerth der Ausfuhren jenen der Einfuhren, andrerseits die Einfuhr von Metallgeld die Ausfuhr von solchem, zum Theil bedeutend überstiegen, wodurch der Geldstock einen Zuwachs erhalten hat, der den Betrag der Einschmelzungen zu Luxusarbeiten mehr als ausgleichen dürfte. *) Say schätzt den Bedarf des Verkehrs in Frankreich zu beiläufig zwei Milliarden Franks **); und schwerlich möchte, beim Hinblicke auf dessen Größe und Umfang, und auf die Größe der Summen, welche der Betrieb des landwirthschaftlichen und des Manufaktur- und Fabrikgewerbes ꝛc. erfordert, †) diese Schätzung als zu hoch zu erachten seyn. Wird außerdem berücksichtigt, daß das Inland zu den seit dem J. 1816 aufgenommenen Anlehen über zwei Milliarden Nominalbetrag, oder effektiv wohl nicht unter 1¼ bis 1½ Milliarden, und mehr als 300 Millionen zu den Anleihungen für Privatunternehmungen (von Kanälen, Bauten in Paris ꝛc.), beigetragen hat, wenn man noch die Summen in Anschlag bringt, welche für die Entrichtung der öffentlichen Abgaben ꝛc. erforderlich sind, dann dürfte die Richtigkeit der vorerwähnten Annahme einem gegründeten Zweifel nur wenig Raum lassen.

Die Summe des in Europa umlaufenden Metallgeldes zu 2971⅔ bis 3000 Mill. Rthlr. C. M. oder 5400 Mill. Gulden rhein. angenommen, käme ††) von dessen Gesammtbetrage beinahe ein Drittel (nicht ganz ³³/₁₀₀) auf Frankreich. Mit der Bevölkerung dieses Reiches (32⅔ Mill.) verglichen, vertheilen sich die 5700 Mill. Frks. (oder 1.716.985.000 Guld.) im allgemeinen Durchschnitte mit 52 fl. 49 kr. auf jedes Individuum, während eine Vergleichung der Bevölkerung von Europa mit dem Totale des Metallgeldes in diesem Welttheile für die individuelle Theilnahme an demselben nur 24 fl. 41 kr. auswirft. Könnte Dupins Schätzung der Größe des Nationaleinkommens zu 7432⅔ Mill. Frks. (oder 3448⁸/₁₀ Mill. Gulden) als richtig vorausgesetzt werden, dann würde sich die Masse des umlaufenden Geldes zu derselben ungefähr wie 49⅓ zu 100 verhalten.

In dem britischen Reiche beträgt nach Maßgabe einer Angabe des Herzogs von Wellington in dem Oberhause die Summe des Geldumlaufes überhaupt 65⁴/₁₀ Pf. St. (28 Millionen Gold — 8 Mill. Silbermünzen, 19⁹/₁₀ Mill. Banknoten, und 9.200.000 Pf. St. Papier der Landbanken oder 759⅔ Mill. Gulden. Mit der Bevölkerung verglichen, vertheilt sich diese Summe im allgemeinen Durchschnitte mit 33³/₁₀ Guld. auf jedes Individuum, und verhält sich zu dem (von Colquhoun) zu 452 Mill. Pf. St. (oder 10.886.400.000 Frks. = 5040 Mill. Guld. rhein.) geschätzten National-Einkommen, wie 15 zu 100.

Die Bevölkerung beider Reiche aber verhält sich wie 68 (brit. R.) zu 100; das Nationaleinkommen wie 55⅓ (Frankreich) zu 100; der Geldwerth der Einfuhren und der Ausfuhren — in dem britischen Reiche 105.555.000 Pf. St. od. 1.229.118.355 Guld.; in Frankreich 1.217.599.955 Frks. oder 565.027.280 Guld. — wie 54⅓ zu 100; die Summe der umlaufenden Cirkulationsmittel hingegen wie 55³, (in dem britischen Reiche) zu 100 (Frankreich) *). Das Bedürfniß des größern Verkehrs in dem britischen Reiche wird, außerdem daß der Umlauf des Geldes ungleich rascher ist, durch Kredit, Geldpromessen, Handelseffekten ꝛc. befriedigt. Ueberhaupt bestätigt das Ergebniß dieser Vergleichung die — wenn gleich nicht unbedingt richtige — Behauptung, daß, je reicher ein Land in Vergleichung mit andern ist, es um so weniger Geld besitze.

*) Der Ueberschuß des Werthes der Ausfuhr über die Einfuhr in den J. 1815 bis 1823 beide einschließl., hat durchschnittlich in jedem Jahre 78⅓ Mill. Frks.; jene der Einfuhr von Metallgelde über die Ausfuhr von solchem, in dem nämlichen Zeitraum, überhaupt — 75⅓ Mill., im J. 1827 — 37,957,085 Frks.; im Jahr 1828 78⅓ Mill. betragen. Moreau de Jonnès le Commerce au 19ème siècle I, 104, 136; für das Jahr 1827 die Uebersicht des Handels ꝛc. in dem Moniteur; für 1828, jene in dem Rapport au Roi.

**) Vollständ. Handbuch der prakt. Nationalökonomie ꝛc. II, 292.

†) Dupin forces productives etc. II, 261, 265, 266.

††) Malchus, Statistik und Staatenkunde ꝛc.

Die französischen Exminister in Ham.

Ueber das Gefängniß der Minister zu Ham berichten französische Blätter Folgendes: Die Mauern des Schlosses sind sehr hoch. Man gelangt in dasselbe durch ein einziges Thor, das nach der Stadt zu führt. Man muß zwei Zugbrücken passiren, die den Tag über herabgelassen sind und des Abends aufgezogen werden. Zwischen diesen beiden Brücken befindet sich ein Wachtposten von zwanzig Mann; ein anderer von vierzig Mann ist am Ausgange des Schlosses aufgestellt. Schildwachen an verschiedenen Orten beobachten die Umgebung. Man kann in die Festung nur gelangen, wenn man sich am Halbmondwerk- und dem Einlaßpförtchen durch Erlaubnißscheine ausgewiesen hat, die von den Ministern des Innern und des Kriegs ausgestellt werden. Die Erlaubniß, die Gefangenen zu besuchen, wird nur mit der äußersten Einschränkung ertheilt, und die hiezu ausgestellten Karten müssen bei jedem neuen Besuche jedes Mal von dem Polizeikommissär zu Ham unterzeichnet seyn. Das Gefängnißhaus der Minister steht abgesondert und wird von Außen durch Schildwachen bewacht. Alle Oeffnungen, selbst die Dachfenster, sind vergittert. Die Gefängnißwärter, die nicht im Dienste sind, wohnen unter dem Dache und sind von den Gefangenen durch einen Verschlag und eine verriegelte Thüre abgesondert. Die Thüren sind doppelt wie bei allen Verwahrungshäusern, und während der Nacht wird jedes Zimmer der Gefangenen noch mit einer sehr starken Thüre verschlossen. Schildwachen stehen auf dem Walle und außerhalb desselben; im Ganzen besteht die Wache aus einer dreifachen Reihe, und noch dazu in einem Schlosse, das man nicht leicht mit Leitern ersteigen könnte, selbst wenn man es ungehindert thun dürfte. Das Halbmondwerk, die Thürme und der Mittelwall sind außerdem noch durch Batterien vertheidigt. Am 10 Februar wurden die gefangenen Minister zum ersten Male ausgeführt und gingen auf den Wällen spazieren. Der Festungskommandant, Hr. Delpire, verließ sie dabei keinen Augenblick. Um jeden Versuch zur Flucht unmöglich zu machen, hatte Hr. Delpire die beiden äußersten Enden eines Abschnittes des Mittelwalles verpallisadiren lassen. Die Eingänge waren von Außen mit Schildwachen, von Innen mit den Gefängnißwärtern besetzt; während des Spazierganges blieben die Festungsthore geschlossen, und die Besatzung stand unter den Waffen.

Westaustralien.

Briefe aus Freemantle, aus der Kolonie vom Schwanenflusse, vom 14 Oktober, enthalten günstige Nachrichten über die Verhältnisse der dortigen Ansiedelung. Lebensmittel jedoch, Hausgeräthe und andere Artikel des täglichen Bedarfes standen in hohem Preise. Branntwein wurde die Gallone mit 20 Schilling bezahlt, Brod das Pfund mit 9 Pence, Rindvieh mit 15 Pfund. Irdene und zinnerne Waaren, Glas u. s. w. wurden zu hohen Preisen verkauft. Nach Shark's Bay, Raffles's Bay und andern in dieser Richtung gelegenen Orten war eine Expedition unter dem Lieutenant Parton in drei Booten auszulaufen im Begriffe, und man schmeichelte sich mit einem sehr günstigen Erfolge derselben, da man die Hoffnung hegte, die Malayen bewegen zu können, daß sie im nächsten Sommer die Kolonie besuchten, was für die Fischerei und die Kolonie überhaupt sehr vortheilhaft werden könnte.

*) Die Angabe der Einfuhren und Ausfuhren im J. 1828 von England nach Maßgabe der im J. 1829 dem Parlamente vorgelegten Urkunden; von Frankreich nach Maßgabe der Uebersicht in dem vorerwähnten Rapport au Roi etc. 18te Tabelle.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 79. 20 März 1831.

Das englische Zeitungsbureau.

(Job Allwork, ein Berichterstatter über Unglücksfälle ꝛc., tritt auf.)

Job. Oh, lieber Herr! Das war ein Brand! Ein ächtes Brillantfeuer! Ich gleich auf und davon, um Ihnen die erste brühwarme Nachricht zu bringen, und schier hätt' ich den Hals gebrochen, als ich —

Redakteur. Halt Freund! Das ist Henkers Arbeit!

Job. Schweigen Sie davon; es wird mir nervenschwach.

Redakteur. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Job. Nun so hören Sie. Dem Lehrling des alten Hrn. Dobbs, des Pfandverleihers in Newport-street, der, was ich vorausschicken muß, die üble Gewohnheit hat, im Bett zu lesen, begegnet es in der verwichenen Nacht, daß er — sonderbar! — über einem Band Gedichte einschlummert.

Redakteur. Daran finde ich Nichts sonderbar; doch fahren Sie fort.

Job. Während nun der junge Mann in den Armen des Morpheus lag, ergriff die Flamme der Nachtkerze auf eine oder die andere Weise seine rothe baumwollene Schlafmütze, und kaum war dieselbe versengt, als die Gluth in aller Hast auf die Bettvorhänge losging. Bei dieser kitzlichen Lage der Dinge konnten die Bettvorhänge nicht anders als ihr Mißgeschick auch den Bettpfosten mittheilen, die Bettpfosten sympathisirten gleichzeitig mit den Thürpfosten, die Thürpfosten mit der Wand und die Wand mit der Treppe, bis im Verlauf der Zeit das ganze Haus vom Giebel des Dachs bis zum untersten Boden einen ungeheuern leuchtenden Feuerklumpen bildete. Das verzehrende Element hatte einen Appetit wie ein Alderman, nur etwas weniger exkurelisch, denn es verschlang mir Nichts dir Nichts was ihm in den Weg kam. Gerade in der Krisis, als das Feuer mitten in seinem Mahl begriffen war, gelang es dem Lehrling und seinem Meister durch das Ladenfenster zu entwischen, aber mit Bedauern muß ich hinzufügen, daß Frau Dobbs, die am Abend eine tüchtige Portion geröstete Kaldaunen gespeist und davon das Alpdrücken bekommen hatte, in dem Augenblick als sie herausspringen wollte, von dem Betthimmel erschlagen wurde.

Redakteur. War der Zudrang der Volksmenge nach der Brandstätte groß?

Job. Allerdings, und zwar war es ein eben so zahlreicher als ausgesuchter Haufen. Ich habe übrigens alle Einzelnheiten aufgezeichnet.

Redakteur. Gut — und was fordern Sie für Ihren Bericht?

Job. Diese Brunst, lieber Herr, steht weit über dem gewöhnlichen Schlag solcher Unterhaltungen, sowohl was den Gegenstand als die glänzende Darstellung betrifft. Das Verunglücken der Frau allein ist eine Guinee werth. Indessen da ich Ihnen noch mehr derlei Casualien zu liefern hoffe, so sollen Sie das Ganze um den halben Preis haben.

Redakteur. Es sey, darf ich aber, ehe Sie gehen, mein Bester, bei der ausgezeichneten Achtung, die ich für Ihre Talente hege, Ihnen noch mit einem Anliegen beschwerlich fallen? Sie könnten uns in diesen einförmigen Zeiten unendlich verbinden, wenn Sie Ihre Hand bei einem Einbruch versuchten. Sie sind ein Mann von Kopf, nicht ohne Ehrgeiz und lassen Sie sichs ein Wenig Fleiß nicht dauern, so sollten Sie, denke ich, eine treffliche Figur in den Zeitungen machen. Old Bailey ist eine herrliche Schule für einen aufstrebenden Geist.

Job. Sie belieben zu scherzen, lieber Herr!

Redakteur. Scherzen, Ey bewahre. Ich war nie ernster in meinem Leben mein guter Geselle. Es liegt Etwas in Ihrer Stimme, Ihrem Blick, Ihrer Manier, was mir besagt, daß Sie bestimmt sind in der Welt zu steigen. Tausend Mal Schade wär's, wenn Sie das natürliche Streben Ihres Geistes unterdrückten.

Job. Lassen Sie das gut seyn, mein Herr — das Ding, das man Gesetz heißt —

Redakteur. Das ist freilich da und Sie haben ja auch sieben Jahr in Botanybay seine Bekanntschaft gemacht.

Job. Wie so?

Redakteur. Sie haben doch wohl das kleine Versehen mit eines Herrn Tabaksdose, das Ihnen vor etlichen Jahren auf dem Strand begegnet ist, nicht vergessen?

Job. Das ist wirklich nicht zum Aushalten.

Redakteur. So dachte jener Herr und lud Sie nach Old-Bailey. Aber kommen Sie, bester Hr. Allwork und lassen Sie sich durch diese kleinen Erinnerungen nicht in Ihrem Gleichmuth stören, das Fleisch ist schwach und Sie wissen die Besten von uns sind in der Moralität bankerott. Nun ich höre, Sie geben ein Sonntagsblatt heraus. Geht es gut damit?

Job. Ziemlich mittelmäßig, bis letzte Woche, wo ich in Folge eines Pasquills, das ich gegen einen Modemann schrieb, so glücklich war, die Hundspeitsche zu bekommen, wodurch —

Redakteur. Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Hr. Allwork; wenn Sie aber je wieder in der Verlegenheit sind, daß es Ihnen an einer Erzählung fehlt, um die Interessen Ihres Blatts zu fördern, so verfügen Sie unbedingt über meine Dienste.

Job. Sie sind sehr gütig; ich habe vorläufig schon Hoffnung auf einige Geschichten, womit ich mein nächstes Sonntagsblatt ausstaffiren kann.

Redakteur. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Ihre Erwartung nicht getäuscht werde. Aber sagen Sie mir, haben Sie Ihr Institut kürzlich erweitert, oder mit andern Worten, haben Sie frische Vorrathsammler aufgetrieben?

Job. Nein, wir haben jetzt eine Zeit, wo Nichts zu machen ist. Die Aufregung der Unionsfrage läßt uns mit den Irländern im Stich. Es bleibt dort Alles auf dem heimischen Markt in Dublin. Doch ich muß jetzt fort und einen Einbruch, eine oder zwei Verführungen und einen satanischen Mord erfinden, oder meine Sonntagsleser beklagen sich bitter über meine Geistesarmuth. (Job Allwork geht ab.)

(Ein Parlamentsmitglied tritt auf.)

Parlamentsherr. Ich bin gekommen, dem Hrn. Redakteur einen Besuch abzustatten.

Redakteur. Sie wünschen den Redakteur zu sprechen? Ich bin dieser unglückliche Mann. Womit kann ich dienen?

Parlamentsherr. Ohne Vorrede also, mein Name ist Edwin Davendot, Repräsentant des freien und unabhängigen Fleckens Humbug. Ich habe gestern Nacht in dem Hause über die Münzfrage einen Vortrag gehalten, der, wie ich mir schmeichle, sich durch seltne Gründlichkeit auszeichnete. Unter diesen Umständen rechnete ich natürlich auf eine anerkennende Beachtung in den Morgenblättern. Denken Sie Sich mein Befremden — um nicht zu sagen, meinen Unwillen — als ich mich schlechtweg so abgefertigt fand: „Ein ehrenwerthes Mitglied, dessen Namen wir nicht erfahren konnten, hat einige Worte über die Münzfrage gesprochen." Der Zweck meines Besuchs ist nun, Sie zu ersuchen, daß Sie mir eine Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche Ihre Kollegen mir verweigerten, indem Sie diesen kurzen Auszug (er zieht sechs Folioblätter Manuscript aus der Tasche) von meiner Rede in Ihr unschätzbares Journal einrücken. Die Minister werden sich, wenn sie denselben lesen, zu Tod ärgern, und Sie erhalten das Vergnügen ihn ausschließlich zu besitzen.

Redakteur. In der That, Hr. Davendot, unsere Kolonnen sind bereits angefüllt, so —

Parlamentsherr. Wie, Sie lehnen die Ehre ab?

Redakteur. Die Wahrheit zu sagen, ich —

Parlamentsherr. Heraus damit, wenn es mir auch nur um die Neuheit wäre. Also die Wahrheit! Als ob ein Zeitungsschreiber wüßte, was Wahrheit wäre! Die Ente lauft dem Wasser, das Pferd der Schwemme, der Alderman der Schildkrötensuppe, der Lord der Sinekure nach — mit unendlich weniger Liebhaberei als der Zeitungsschreiber der Lüge. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie meine Rede nicht aufnehmen?

Redakteur. Sie haben mich errathen, Hr. Davendot, mit bewunderungswürdigem Scharfsinn.

Parlamentsherr. Schön, schön. Aber ich versichere Sie, mein Herr, mit aller Debattenfreimüthigkeit eines brittischen Senators, daß das ehrenwerthe Mitglied für den freien und unabhängigen Flecken Humbug nicht der Mann ist, den man ungestraft beleidigt!

Redakteur. Hört! Hört! Hört!

Parlamentsherr. Herr, ich bin ein Mitglied der britischen Gesetzgebung, wie sie gegründet ward durch unsere glorreiche Revolution von 1688, Herr; ich will den Gegenstand Eurer bestechlichen Presse vor das Parlament bringen; ich will diese schändliche Zügellosigkeit zeichnen, Herr; man soll diese schamlose Frechheit kennen lernen, Herr; diese schnöde Irreleitung der öffentlichen Meinung, Herr; ich will dem Haus die Frage vorlegen, ich will eine Kommission über die Frage ernennen lassen, ich will die Frage verfolgen Nacht um Nacht, Woche um Woche, Monat um Monat, Sitzung um Sitzung; ich werde nicht eher ruhen und rasten, als bis die gesammte nichtswürdige ruchlose verleumderische Presse — mag sie Whigismus, Torysmus, Liberalismus oder Radikalismus auf ihrem Schild führen — zu spät einsehen lernt, daß man sich gegen das ehrenwerthe Mitglied für den freien und unabhängigen Flecken Humbug Nichts ungestraft herausnimmt. (Geht außer Athem ab.)

Redakteur (allein). Was für ein bedauernswürdiges Geschöpf ich bin! Muß ich nicht stündlich Jedermann — vom Herzog bis zum Gassenkehrer — Rede stehen, und mich wie ein Hund anbellen lassen? Das vornehme und das Diebsgesindel haben einen heiligen Bund geschlossen, mich rasend zu machen. Ich war elend genug, als ich heurathete, aber kaum hatte ich mein Weib los, als das Schicksal, neidisch über mein Glück, mich lebenslänglich zu einer Zeitung verdammte. Dieß ist nicht mein einziges Leiden. Die zwei Eigenthümer des Blattes sind just das Gegenstück von einander. Der Eine ist ein Ultra, der Andere ein Liberaler, aber trotz der Verschiedenheit ihrer politischen Grundsätze stimmen sie darin bestens zusammen, daß sie mich langweilen. Indeß bei allen Plackereien, die man sich gefallen lassen muß, eignet sich doch Nichts so gut dazu, Einem zu einer treuen Kenntniß der Welt zu verhelfen als das Zeitungsbureau. Da überflügelt die Jugend die Erfahrung des Alters, und der Enthusiasmus findet hier seinen Spielraum; da stehen die Fratzen der Mode, des Handels, der Literatur, der schönen Künste, des Patriotismus, der Tugend, ihres prächtigen Flitters entkleidet, in ihrer nackten Häßlichkeit da, da allein lernt man Wahres und Falsches an Menschen und Dingen, in Natur und Kunst, frühzeitig unterscheiden. Es giebt keine Kolonne in einer Zeitung, die nicht ernste Moral predigt. Die Polizeiberichte melden die Laster, die Reviews die Thorheiten, die Annoncen die Habsucht der Menschen; die Parlamentsverhandlungen beweisen, wie weit die Albernheit gehen kann, wenn sie die Form der Beredsamkeit annimmt; da gucken längere Ohren aus der St. Stephanskapelle heraus, als man sonst beim Anblick eines Distels gespitzt sieht. Was den moralischen Einfluß der Zeitung anbelangt, so giebt es keine Macht, vor der es einem Fürsten mehr grauen kann. Bei ihrer Stimme erbleicht die Tyrannei; ihr Gebot hemmt den Marsch feindlicher Heere. Sie ruft die Freiheit, und die Freiheit erscheint; sie verkündigt der Welt ihre Wiedergeburt und neue Geschlechter erheben sich. Was ist das Schwert? Die plumpe Waffe Goliaths. Was ist die Feder? Der kleine Stein Davids. Was die Zeitung? Die Schleuder, die den Kiesel auf den Riesen wirft.

Uebersicht des Geldwerthes der Ein- und Ausfuhren Frankreichs, so wie der transitirenden Waaren im Jahr 1828. *)

A. Geldwerth des gesammten Handels von Frankreich mit seinen Kolonien, und mit andern Ländern in allen Theilen der Welt. (Commerce general.)

Welttheile, aus welchen die Einfuhren erfolgt sind, und nach welchen die Ausfuhren stattgefunden haben.	Geldwerth der Einfuhren in Frankreich — der Güter und Waaren, die theils zum inländischen Verbrauch bestimmt, theils bloß durchgeführt, theils in den Entrepots niedergelegt worden sind. Waaren: rohe Stoffe f. den Gewerbsbetrieb.	Verbrauchs-Gegstände: Natur-Produkte.	Verbrauchs-Gegstände: Erzeugnisse d. Industrie.	Metallgeld.	Totalbetrag d. Geldwerthes d. Einfuhren.	der Ausfuhren aus Frankreich — von Waaren und Gütern ohne Rücksicht auf ihren Ursprung, ob sie in Frankreich erzeugt, oder aus den Kolonien und dem Auslande eingeführt waren. Waaren: Natur-Produkte.	Waaren: Erzeugnisse d. Industrie.	Metallgeld.	Totalbetrag d. Geldwerthes d. Ausfuhren.
Europa	219,396,704	85,307,503	64,751,333	136,363,263	355,821,603	206,667,487	205,506,999	27,030,564	439,205,050
Afrika	9,358,772	490,511	47,546	3,209,170	13,106,032	2,114,525	4,338,373	232,800	6,685,700
Amerika	81,224,900	19,747,235	1,012,280	46,937,209	148,921,624	31,003,363	92,448,979	620,000	124,074,342
Asien	18,168,405	5,883,001	1,625,135	141,800	25,818,541	7,542,499	6,332,239	381,400	14,256,138
Französische Kolonien	6,221,806	56,289,930	335,613	1,343,833	64,191,182	19,716,399	34,018,622	306,800	54,041,821
Fischerei u. Epaven	2,140,081	5,582,563	91,170	105,800	7,919,614	225,032	6,107		232,145
Totale	366,510,668	173,300,376	67,866,077	208,101,075	815,778,396	267,271,311	342,651,321	28,571,564	638,494,196

B. Geldwerth der zum Verbrauch im Inlande verzollten Einfuhren. (commerce special.) — und der Ausfuhr von inländischen Produkten und Erzeugnissen der inländischen Industrie.

Welttheile	rohe Stoffe f. den Gewerbsbetrieb.	Natur-Produkte.	Erzeugnisse d. Industrie.	Metallgeld.	Totalbetrag d. Geldwerthes d. Einfuhren.	Natur-Produkte.	Erzeugnisse d. Industrie.	Metallgeld.	Totalbetrag d. Geldwerthes d. Ausfuhren.
Europa	189,458,383	75,600,457	38,020,505	136,500,888	459,580,013	113,936,092	203,268,181	27,645,607	346,849,880
Afrika	7,014,890	182,158	13,458	3,006,080	10,217,286	383,258	3,951,596	232,800	4,770,454
Amerika	62,575,720	7,336,376	90,539	46,834,395	116,837,030	25,680,736	94,669,605	840,800	121,191,141
Asien	13,817,669	3,278,169	51,124	147,000	17,293,962	6,042,379	6,518,373	381,400	12,942,152
Französische Kolonien	3,548,461	50,438,820	51,586	1,392,334	55,431,201	19,120,189	35,424,928	426,800	34,971,917
Fischerei u. Epaven	2,175,746	9,258	96,539	105,800	2,387,342	14,358	3,427		17,758
Totale	278,590,868	136,845,938	38,323,551	207,986,497	661,746,854	167,377,012	343,838,910	29,529,407	540,745,329

Aus einer Vergleichung des Totalbetrages der Einfuhren und Ausfuhren, und der Summarien der einzelnen Rubriken ergeben sich nachstehende Resultate:

	Frks.
1) daß der Geldwerth der gesammten Einfuhr, einschließlich jener von Metallgeld (Tabl. Lit. A), den Geldwerth der gesammten Ausfuhr, um	177,284,200
2) daß beim Ausschlusse dieses leztern hingegen der Geldwerth der Ausfuhr jenen der Einfuhr um .... übersteigt;	2,215,311
3) daß in Ansehung der Naturprodukte ein gleicher Mehrbetrag der Ausfuhr von	93,970,735
4) und in Ansehung der Erzeugnisse des Fabrikgewerbes, überhaupt der industriellen Gewerbsthätigkeit, ein gleicher Mehrbetrag der Ausfuhr von . stattfindet;	274,783,244
5) endlich, daß die Einfuhr von Metallgelde die Ausfuhr von solchem um überwiegt.	179,529,511

	Frks.
1) daß wenn die Vergleichung auf die Einfuhren zum Verbrauch im Inlande, und auf die Ausfuhr der inländischen Produkte und Erzeugnisse der Industrie beschränkt wird, die erstern, oder die Einfuhren, den Betrag der Ausfuhren, um	121,003,505
2) beim Ausschlusse des ein- und ausgeführten Metallgeldes aus der Vergleichung aber, entgegengesezt, die Ausfuhr die Einfuhr um übersteigt.	57,453,585
3) daß in Ansehung der Naturprodukte ein gleicher Mehrbetrag der Ausfuhr von	30,531,074
4) deßgleichen in Ansehung der Erzeugnisse der industriellen Gewerbsthätigkeit von	305,515,359
5) und in Ansehung des ein- und ausgeführten Metallgeldes ein solcher von stattfindet.	178,457,090

Am Beträchtlichsten ist der Verkehr mit dem britischen Reiche, aus welchem die Einfuhren, mit Einschluß von 81,239,155 Frks. Metallgeld, 107,405,601 Frks., und die Ausfuhren aus Frankreich in dasselbe, einschließlich 614,564 Frks. Metallgeld, 126,549,800 Frks., beide zusammen, 233,955,401 Frks. betragen haben; sodann jener mit dem K. der Niederlanden, Einfuhr aus demselben, einschließlich 47,341,511 Frks. Metallgeld, 145,621,987 Frks., und Ausfuhr in dasselbe, einschließlich 8,762,600 Frks. Metallgeld, 56,856,729 Frks., beides zusammen, 202,478,716 Frks.; der Verkehr mit den sardinischen Staaten, Einfuhr aus denselben 80,133,507 Frks., und Ausfuhr in dieselben, 45,460,575 Frks., überhaupt, 125,593,682 Frks. — Der Geldwerth der Einfuhren aus Deutschland, ausschließlich des Handels mit den Hansestädten (25,513,828 Frks.), hat und zwar von rohen Stoffen, 16,232,692 Frks.; von Naturprodukten 9,107,235 Frks.; von Fabrikaten, 5,475,500 Frks.; von Metallgeld, 5,628,318 Frks., überhaupt, 36,443,745 Frks., und die Ausfuhr aus Frankreich in dasselbe die beinahe ganz gleiche Summe betragen, nämlich an Naturprodukten, 5,303,386 Frks., an Fabrikaten, 30,430,072 Frks., an Metallgeld, 635,290 Frks., überhaupt 36,368,748 Frks.

*) Aus dem Rapport au Roi sur l'administration des finances de la France. Mars 1830.

Vermischte Nachrichten.

Monrovia, der Hauptort der afrikanischen Kolonie Liberia, liegt unter 6° 21' nördl. Br. und 10° 50' westl. L. (von London), ½ Meile oberhalb der Mündung des Flusses Monserado und ¾ Meilen von der Landspitze desselben Namens. Nicht weit davon ergießt sich auch der St. Paul in's Meer. Während der beiden ersteren Jahre bewohnten die Ansiedler kleine Hütten mit Strohdächern; die ersten hölzernen Häuser entstanden vor fünf Jahren, und wo jetzt die angehende Stadt liegt, war damals ein dichter Forst, aus dem die Tiger bis vor die Schwellen kamen. Monrovia zählt siebenhundert Einwohner, neunzig Häuser, sowohl Wohnungen als Magazine, zwei Gebäude für den Gottesdienst und eines für die Justiz; mehrere dieser Häuser sind schön; alle bequem eingerichtet. Die Oberfläche der Stadt nimmt mehr als eine Quadratmeile ein; sie liegt siebenzig Fuß über dem Meeresspiegel; die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln und haben eine Breite von hundert Fuß. Der Kolonisationsverein hält hier einen Agenten, welcher die erste Behörde, und einen Arzt, der sein Beisitzer ist. Sonst ist es keinem Weißen erlaubt, sich daselbst aufzuhalten, sey es um Handelschaft oder ein Gewerbe zu treiben, da die Niederlassung ausschließlich für die farbige Klasse bestimmt ist. Vice-Agent, Sheriff, Schatzmeister, Sekretär, Einsammler, Feldmesser, Konstabler, kurz alle Beamten, außer dem Arzte und dem Agenten, werden von den Einwohnern gewählt. Am ersten Montage jedes Monats versammeln sich die Assisen; die Jury wird wie gewöhnlich zusammengesetzt und ihre Jurisdiktion erstreckt sich über die ganze Kolonie; die meisten vorkommenden Fälle betreffen Diebstähle, welche von Eingebornen begangen werden; Prozesse wegen Entführung von Sklaven sind selten, obgleich nur 45 Meilen vom Cap Mesurado, auf Cap Mount, ein Spanier Namens Pedro Blanco ein förmliches Haus für den Sklavenhandel hält, der längs der Küste offen betrieben und seine Zufuhren meist aus Haussa bezieht. Zwei Landesfürsten haben sich mit ihren Unterthanen, die man zu zehntausend schätzt, unter den Schutz der Kolonie begeben, und sich bereit erklärt, mit den Ansiedlern, falls sie angegriffen würden, gemeinschaftliche Sache zu machen. Sieben Meilen von Monrovia, am St. Paul, liegt das Dorf Caldwell mit 560 Pflanzern; der Boden ist sehr fruchtbar, die Lage angenehm, und die Leute scheinen glücklich und zufrieden. An demselben Flusse, aber 25 Meilen von Monrovia, am Endpunkte der Springfluth, in der Nähe mehrerer nie versiegender Bäche, die stark genug wären, hundert Mühlen zu treiben, befindet sich Millsburg mit zweihundert Einwohnern. Um den Ort herum giebt es so viele Wälder, daß man ein halbes Jahrhundert lang Holz sägen könnte. Die Insel Bushrod, welche Monserado von dem St. Paul scheidet, zeichnet sich nicht minder durch Fruchtbarkeit aus; ihre Länge beträgt sieben, ihre Breite in ihrer größten Ausdehnung drei, die Entfernung von Monrovia fünf Meilen. Dreißig Familien aus den Carolinen wohnen dort. Die Gesammtzahl dieser Kolonisten beläuft sich auf 1500, lauter Ausgewanderte aus den Vereinigten Staaten. Die befreiten Afrikaner sind am linken Ufer des Stockton-Creek, unfern der Niederlassung auf der Insel Bushrod, angesiedelt; 250 hat die Regierung der Vereinigten Staaten hingeschickt; 150 kamen aus spanischen Faktoreien. Denn da Agenten aus den letzteren sich einiger freigelassenen Sklaven bemächtigt hatten, holten die Kolonisten sie mit Gewalt und führten noch andere mit. Diese vierhundert Schwarze sind gute Bauern und scheinen mit ihrem Loose sehr zufrieden. Als der Kolonie kaum dreißig waffenfähige Männer zu Gebote standen, wurden sie von mehreren tausend Eingebornen, welche mit Schießgewehren versehen waren, angegriffen, und einer Abtheilung derselben gelang es, einer der beiden Kanonen habhaft zu werden, womit die Pflanzer sich vertheidigten; aber statt dieser Kanone, wenn sie den Gebrauch anders kannten, sich zu bedienen, umarmten sie das Geschütz und schrien: „Schieß, Kanone! Schieß, Kanone!“ Die Prise wurde ihnen wieder abgenommen und der Haufen völlig geschlagen; nachher traten sie in Verkehr mit der Kolonie und gestanden selbst, daß sie in jenem Treffen siebenzig bis achtzig Leute eingebüßt hätten, während die Amerikaner nur zwei bis drei Mann verloren. Jetzt bestehen die Vertheidigungsmittel aus zwanzig Geschützen, und Gewehren und Munition für tausend Mann, ungerechnet die Privatwaffen. In Monrovia ist eine Kompagnie Infanterie, eine Kompagnie Artillerie und eine Kompagnie Karabinier, eben so viele Truppen zu Caldwell und Millsburg. Diese Freiwilligen sind alle uniformirt, und außer ihnen verfügt die Regierung noch über eine gute Anzahl Milizen und Eingeborne. Das Cap Monserado wird durch ein Fort vertheidigt, das in gutem Zustande ist, und kürzlich ein unglückliches Schiff rettete, auf welches ein Pirate Jagd machte. Die Truppen befehligt Major Barbour unter dem Oberbefehle des Agenten. So hat wohl die Kolonie keinen Angriff zu fürchten. An den Einwohnern von Monrovia rühmt man Gastlichkeit und gute Sitten; von ihren Kirchen gehört eine den Baptisten, die andere den Methodisten; die ersteren haben drei, die letzteren fünf Prediger, unterrichtete und verständige Farbige, die sich nebenbei mit Handel beschäftigen und ihren Gemeinden Nichts kosten. Fünf deutsche Missionäre lehren und predigen zuweilen in der Kirche der Methodisten. Eine Handelsgesellschaft mit einem Kapital von zweitausend Dollars ist unlängst auch in Monrovia zusammengetreten, und es wurde beschlossen, daß keine Dividenden vertheilt werden sollen, ehe der Grundstock sich verzehnfacht hätte. In einem Jahre stiegen die Aktien von 50 auf 75 Dollars. Was endlich das Klima anbelangt, so ist es nur für Weiße, nicht aber für Farbige ungesund. Die Ansiedler aus den nördlicher gelegenen Theilen der Vereinigten Staaten bekommen im ersten Monat ihres Aufenthaltes das Klimafieber, welches indeß, seitdem man Vorsichtsmaßregeln braucht, ohne gefährliche Folgen ist; die aus Georgien, den Carolinen und dem Süden Virginiens entgehen diesem Uebel oder werden davon nur leicht berührt. Wie Dr. Mechlin, der Agent, versichert, sind die Sterbfälle nicht häufiger als anderswo, und verhältnißmäßig ihre Zahl sogar geringer als in den Städten Baltimore, Philadelphia und New-York.

Nach dem Census von 1821 haben folgende zwei und dreißig Städte in England und Wales, die größtentheils wichtige Handelsplätze sind, über zehntausend Seelen Bevölkerung, ohne im Unterhause einen Repräsentanten zu haben: Birmingham, Blackburn, Bolton, Bradford (York), Brighton, Bury (Lancashire), Chatham, Cheltenham, Dertford, Dudley, Frome, Greenwich, Halifax, Hanley (Stafford), Kidderminster, Leeds, Macclesfield, Manchester, Oldham, Rochdale, Sheffield, Shields, Stockport, Sunderland, Wakefield, Walsall, Warrington, Whitehaven, Wolverhampton, Woolwich, Holywell (Flint). Außer diesen giebt es noch mehrere andere, deren Bevölkerung im Jahre 1821 sich fast auf zehntausend belief, und seitdem diese Zahl sicherlich überstiegen hat. Nach der von dem Ministerium vorgeschlagenen Parlamentsreform würden folgende sieben Städte jede zwei Repräsentanten wählen: Manchester und Salford, Birmingham und Aston, Leeds, Greenwich, Deptford und Woolwich, Wolverhampton, Bilston und Sedgeley, Sheffield, Sunderland und Wearmouth. Von zwanzig andern Städten würde jede eine, und von sieben und zwanzig jede zwei Zusammitglieder senden.

Die Theurung der Lebensmittel war der Vorwand, unter welchem in England alle Gehalte vom Jahr 1797 mehr und mehr erhöht, zugleich aber auch — sonderbar genug! die Angestellten zum Nutzen und Frommen der Aristokratie vermehrt wurden. In dem erwähnten Jahr beliefen sich sämmtliche Ausgaben des Schatzamtes auf 14.000, und im J. 1828 auf 80.000 Pf. St., und die des auswärtigen Ministeriums waren von 34.000 auf 65.000, so wie die des Kolonialministeriums von 9000 auf 39.000 Pf. St. gestiegen. Alle Gehalte und Halbsolde (mit Ausschluß dessen, was Heer, Marine und Artillerie kostete) betragen in dem ersten Jahr 1.570.000, und in dem letztern 2.780.000 Pf. St., und die Zahl der Beamten in diesen verschiedenen Verwaltungszweigen damals 16.000, jetzt 22.000 Individuen. Sind, fragt ein englisches Blatt, das diese Verhältnisse berechnet, unsere Staatsmänner weiser, thätiger geworden, als im J. 1797. Haben sie wichtigere Interessen zu handhaben, einen furchtbarern Feind zu bekämpfen? Damals hatten wir Krieg; Frankreich stand gegen uns in den Waffen, Napoleon an der Spitze. Seither haben wir Frieden, und nur die Hunts, Watsons und andere Pöbelführer im Zaum zu halten; Kapitän Swing hat kürzlich die Liste vergrößert, und sich als keinen unkecken Gegner gezeigt. Aber wir denken, die Männer, die Napoleon bekriegten, verdienten ihr Geld so gut als die Peels und die Dawsons.

Im Jahre 1830 ereigneten sich in London und der Umgegend nicht weniger als zweihundert und sieben und achtzig Feuersbrünste, bei welchen ein und zwanzig Menschen ihr Leben einbüßten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 80. 21 März 1831.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

10. Kroatien.

Ungeheure Felswände umgeben Fiume, das bei Stürmen oft die donnernde Brandung bis in seine Straßen fluthen sieht. Die Häuser sind im italienischen Geschmacke erbaut, Theater und Einwohner sind italienisch, der Hafen, den die rauschende Fiumara *) bildet, ist von hohen Platanen umschattet und reges Leben herrscht in dem hübschen Städtchen. Erdbeben haben, wie uns eine Inschrift eines zum zweiten Mal davon zerstörten und wieder erbauten Thurmes bewies, schon öfters gewüthet und die sumpfige Lage einiger benachbarten Dörfer wirkte so nachtheilig auf die Gesundheit durch typhöse Krankheiten, welche die Einwohner hinwegrafften, daß die Regierung eines dieser Dörfer nicht mehr zu bewohnen erlaubte. Im Hafen liegen sehr viele dalmatinische Küstenfahrer. Fiume ist der Stapelplatz für alles Getraide, das über Ungern zur Verforgung des getraidearmen Istriens und Dalmatiens herbeigeschafft wird. Die wollenbedeckte Prore, **) die schwarzgekleideten Schiffer und die eigne Form der Schiffe selbst und ihrer Beseglung lassen die dalmatinischen Schiffe nie verkennen; doch sahen wir auch französische Kauffahrteifahrer im Hafen und hörten, wie die Matrosen beim Aufziehen der Lasten auf den Verdeken mit vaterländischen Liedern von den Ufern der Loire und der Garonne den gleichförmigen Takt hielten. Fiume gehört erst seit neuerer Zeit zu Kroatien, und hat, da es dadurch wie ganz Ungern von Oesterreich in Bezug auf das Zollwesen als Ausland betrachtet wird, an seinem Handel sehr Viel verloren, wogegen Lebensmittel, besonders aber Wein und Tabak, um so wohlfeiler daselbst geworden sind. Wer mühsame Spaziergänge nicht scheut, der erklimme die Ruinen der alten Burg; Salbei und Thymian umkleiden die Felsen, Feigen wachsen aus jeder Spalte; unten, einem weiten Garten gleich, breitet sich das Thal der Fiumara aus und im Vordergrund von den hohen Gebirgen Istriens und der Insel Ossero eingeschlossen erglänzt der Spiegel des Meeres.

Wir wurden gewarnt unsre Reise nicht weiter fortzusetzen; Räuber aus Bosnien hatten in Schaaren die Gränzen Oesterreichs überschritten, und raubten und mordeten in der nächsten Umgegend Fiumes. Doch war der Plan nach der Militärgränze zu reisen beschlossen und wir verließen uns auf unsre Waffen.

Mit frühem Morgen gingen wir, dem Lauf der Fiumara nach, die sich tief eine Bahn durch schauerliche Schluchten gewunden hat, den steilen Berg hinan. Oelbäume und Feigen nahmen, je höher wir stiegen, desto mehr ab. Ein kalter Landwind wehte uns in's Gesicht, und Züge von hundert Wägen, mit Rädern die mehr Quadraten glichen und jämmerlich knarrten, da am ganzen Wagen kein Stückchen Eisen ist, kamen uns schwer mit Getraide beladen auf der schönen neuen Kunststraße *) entgegen. Immer ging es bergauf; wir zogen an einigen Zollhäusern und kroatischen Dörfern vorbei, und sahen zu unserer Verwunderung, wie auf dieser Höhe von einigen 1000 Fuß die italienische Vegetation auf ein Mal wie abgeschnitten war. Hohe Fichten- und Tannenwälder überzogen mit Gestrüppe untermengt die felsigen Berggründe. Hier waideten rothbraune langhaarige ungehörnte Ziegen, und Hirten, die nur von denen im Isonzothal **) an Armuth übertroffen werden können, bliesen auf ihren Doppelpfeifen ***) wehmüthige Nationalweisen. Die Volksgesänge der Russen sind uns von den letzten Kriegsjahren her noch im Andenken; wie erinnern uns an ihre eigenthümliche Härte und den disharmonirenden Triller, mit dem sie gewöhnlich schlossen. Gerade so fand ich alle Gesänge der Slaven; bei den ächten Alpenbe-

*) Fiume (Fluß) hat seinen Namen von dem Umstand, daß ein rascher Fluß, Fiumara, sich hier in's Meer ergießt. Ein rascher Fluß ist in den wasserarmen Steinwüsten des Karsts eine Seltenheit, daher Fluß und Stadt diesen Namen führen. Sonst hieß Fiume St. Veit am Pflaum.

**) Bei allen italienischen und dalmatinischen Schiffen ist der höchste Theil der Prora, den die Alten Akroterium nannten, mit einem zottigen Schafpelz beschlagen — Dieß sowohl als Zierrath, als damit kein Wasser in den Balken bringt, dessen vorderer Querdurchschnitt sonst freistände.

*) Die Luisenstraße, sie wurde wenn ich nicht irre, seit 1811 von einer Gesellschaft wiener Kaufleute auf Aktien erbaut.

**) Das Isonzothal ist das vom Berge Prebil (in der Nähe von Ponteba) gebildete furchtbarste Gebirgsthal. Als wir durchfuhren, fragte ich den Arzt in dem am südlichen Abhange des Dorfes liegenden Wirthshaus nach den hier häufigsten Krankheiten, und erhielt die lakonische Antwort: „Hier leben meistens Ziegenhirten, und diese fallen sich vor dem Eintritt des kränkelnden Alters alle zu todt, die andern erhält die Bergluft gesund.“ Diese Ziegenhirten haben einen flachen breitrandigen Hut, und außer Hemd, Hosen und Holzschuhen ist ihre ganze Kleidung, mit der sie Tag und Nacht im Freien leben, ein Mantel von — Schilfblättern, nicht etwa gewebt, die Blätter sind bloß an einem Ende zusammengenäht, und fliegen wild im Wind umher.

***) Der Kroate heißt sie: Judalize.

wohnern dagegen erscheint dieser Grundton von Ernst und Trauer mit einer eigenen Beimischung von Lustigkeit. Wer den Pintschgau und das Zillerthal durchreist hat, wird Dieß gewiß bemerkt haben, und Wem wären morlachische Volkslieder, die selbst Goethe einer Uebersetzung würdigte, unbekannt? Traurig wie der wehklagende Ton der Hirtenpfeife war nun die Natur, der Rückblick auf die See war uns durch hohe Berge abgeschnitten, und wir kamen in ein weites ebenes Thal. Aber keine grünen Wiesen, keine Heerden belebten die Landschaft; nur Falken kreisten in der Höhe und ließen ihre widerlichen Stimmen vernehmen. Mit zugerundeten weißen Kalksteinen lag der kahle Boden besäet — einst, wie es scheint, die Stätte eines großen Landsees, dessen Gewässer in die See stürzte, jezt eine unfruchtbare Oede, die das Bild des Todes darbietet. Züge von Saumpferden mit Kohlen beladen begegneten uns, ihre Glocken waren mit Moos verstopft, um durch das laute Geschelle nicht die Aufmerksamkeit einer Räuberbande zu erregen. Immer elender wurden die Wohnungen, die jetzt größtentheils nur aus unbehauenen Baumstämmen zusammengefügt waren. Sobald man zur Thüre eintritt, ist man in einem mit Lehm gestampften Platz, welcher Küche, Zimmer und Kammer zugleich darstellt, und oft nur durch eine leichte Bretterwand von dem unter demselben Dache befindlichen Viehstall getrennt ist. Von der Mitte des Daches hängt an einer langen Kette ein großer Kessel herab, unter ihm auf der Erde wird das Feuer angeschürt, und die Familie lagert sich im Kreise. Gesottene Kürbisse, gekochte Castanien, Schaffleisch mit spanischem Pfeffer gewürzt und vor Allem rohe Zwiebeln in Oel sind die Hauptgegenstände kroatischer Mahlzeit. Die Weiber tragen wie die Kraicerinnen Schafpelze, der Mann aber weite, weiße, unten gefranzte Hosen, Sandalen, die dort Opanken heißen, und einen niedern breitkrempigen Hut. Selten sieht man eine Jacke.*) Die Pauschen des an der Brust geschlitzten Hemds vertreten die Stelle der Säcke, und sind ein Magazin für Tabak, Speck und Zwiebeln; an der linken Seite hängt ein sehr flachgedrücktes kleines Oelfäßchen, an der rechten eine gewirkte Waidtasche, die allerhand Kleinigkeiten, vor Allem aber eine Blase voll Schnupftabak, enthält. Der Kroate ist athletisch gebaut, sein Auge blickt muthig, ein starker Schnurrbart bedeckt seinen Mund, und die Wildheit seines Landes mag auf seine Roheit bedeutenden Einfluß haben.

(Schluß folgt.)

Tetuan.

(Schluß.)

Die ganze Einwohnerschaft der Küste war damals in ungewöhnlicher Bewegung. Ein genuesisches Schiff wartete vor der Mündung des Flusses, um eine Fracht Pilgrime nach Alexandria an Bord zu nehmen. Durch widrige Winde verzögerte sich die Abfahrt, und die Mauren lagerten am Strand. Ihr Gepäck für diese lange Wanderung, die, wenn sie den Besuch von Medina und Jerusalem in sich begreift, ein Jahr dauert, besteht selten in Mehr als den Teppichen, worauf sie schlafen. Eine lederne Tasche schließt den Rest ihrer Habseligkeiten ein. Ein Scherif steht an der Spitze, und führt den Marsch an, wenn die Landreise angetreten wird. Ihre Art zu kochen ist so, daß sie so wenig als möglich Hausrath brauchen. Ein längliches viereckiges Loch wird in den Boden gegraben, darin ein Feuer angezündet, ein Stecken, der als Bratspieß dient geschnitten, über das Loch herübergelegt, und an einem Ende so lange gedreht, bis die Mahlzeit fertig ist. Die Herrschaft, welche die muselmännische Religion auf die Gemüther ausübt, erweist sich nirgends so deutlich, als in der Anzahl von Andächtigen, die zu dem Schrein des Propheten wallen. Vom Bauer bis zum Fürsten leben alle derselben Hoffnung, und hegen denselben Wunsch, eine Wallfahrt zu vollbringen, welche ihren Pfad zum Grab ebnen, die Last ihrer Sünden in dieser Welt erleichtern, und ihnen das Heil der andern Welt verbürgen soll. Der Name Hadschi gewährt einen Anspruch auf Adel und Achtung, den Alle zu erlangen sich ängstlich angelegen seyn lassen, und um dessen willen sie die Ersparnisse ganzer Jahre voll Arbeit aufopfern. Ein Haufen von Bettlern schließt sich immer an die Hadschi's an, und harrt des Augenblicks der Abfahrt, um sich an die Seiten des Schiffs oder des Takelwerks anzuklammern, und ihre Landsleute bei der Liebe zum Propheten zu beschwören, daß sie ihrem frommen Vorhaben, ihre Sünden an seinem Grabe abzubüßen, nicht im Wege seyen. Es ist zu spät, um Gegenvorstellungen zu machen, das Schiff hat die Anker gelichtet — die Armen müssen in die Wogen gestürzt oder zugelassen werden. Da die Reise einen Zweck der Buße hat, so werden unglückliche Brüder selten mit Härte zurückgestoßen. Unter mancherlei Gründen rufen sie die Hülfe ihrer reicheren Gefährten an. Einer erklärt, er sey ein Scherif, dem königliches Blut in den Adern fließt, dem aber leider kein Heller Geld in der Tasche klingt; ein Anderer hat eine Schuld auf sich, die auf das Haupt Dessen zurückfällt, der ihn hindert, sie zu sühnen; ein Dritter hat einen betagten Vater, der, blind und aussätzig, seine Genesung von der Lösung des Gelübdes seines Sohnes erwartet, und solche unwiderlegliche Beweisgründe werden in einem Moment vorgebracht, wo sie nicht lange erörtert werden können, und der Kapitän macht meist der Sache damit ein Ende, daß er mit einer doppelten Ladung in See geht. Von dem Mangel an allen Bequemlichkeiten, der auf einem solchen Pilgerschiff herrscht, hat man keine Idee, und doch bildet die Seereise zu den Strapazen und Mühseligkeiten unter der brennenden Sonne Arabiens nur ein leichtes Vorspiel. Jedes Jahr bricht aber auch eine Karawane von Marocco auf, welche den ganzen Weg durch die Wüste von Angard, über Oran, Algier, Tripolis rc. zu Land zurücklegt — einen Weg, auf welchem die Pilger sich oft um die spärlichen Brunnen, aus denen sie ihren brennenden Durst stillen, halbverschmachtet mit den plünderungssüchtigen Beduinen schlagen müssen. All Dieß erduldet der Muselmann, um einen schwarzen Stein zu küssen, und aus dem Quell der Hagar einen Schluck zu thun. Für die europäischen Konsuln ist die Rückkehr einer Pilgerkarawane immer ein Schrecken, da sie sich nie einer Quarantäne unterwerfen. Durch diese Unvorsichtigkeit wurde vor fünfzehn Jahren die Berberei mit der Pest beschenkt — einem Uebel, vor dem sich dieser im Ganzen so gesunde Landstrich

*) Pierot in der Pantomime ist das leibhaftigste Bild eines Kroaten. Die Slaven in Gailthau hatten ehedem spitzige weiße Filzhüte wie Harlequin. Sollten diese Trachten vielleicht Bezug auf die Pantomime haben?

leicht bewahren ließe. Aber die Mauren halten es für eine Sünde einer Seuche, die sie als eine Schickung Gottes betrachten, Einhalt zu thun; Gott will es so, rufen sie aus, indem sie die Kleider verstorbener Pestkranken stehlen.

Simon Bolivar.

(Nekrolog.)

Die Kunde von dem Hinscheiden des südamerikanischen Befreiers schallt über den atlantischen Ozean; aber sie wird kaum vernommen vor dem Sturmeswehen, das durch diesen Welttheil braust. Bolivar ist nicht mehr, und sein Tod nur konnte das Geheimniß dieser so oft des gemeinen Ehrgeizes angeklagten Seele lösen. Wie lange waren die Blicke der Völker auf dieses Südamerika gerichtet, das so Viel versprach und so Wenig erfüllte; auf dieses Südamerika, wo wir jeden Augenblick erwarteten, der Arm des Soldaten werde das Schwert gegen die Freiheit zücken, sie von ihrem Stuhle schleudern und sich an ihre Stelle setzen. „Nur einige Monate noch,“ rief man schadenfroh seinen Bewunderern entgegen, „und Euer theurer Glaube an die Freiheit wird abermals zur Lüge werden. Südamerika wird seinen Bonaparte gefunden haben; Ihr werdet Bolivar mit der Krone auf dem Haupte erklären hören, daß man nicht nach Euern Prinzipien regieren könne!“ Bolivar ist nicht mehr und hinterläßt sein Vaterland in Freiheit. Er unterlag dem Gram und Schmerze, aber er trug seinen Kummer, seine getäuschten Hoffnungen lieber als eine Krone; er wollte lieber Undankbare als Knechte hinterlassen. Weniger glücklich als Washington, war es ihm nicht vergönnt, seinem Vaterlande den Frieden zu schenken. Südamerika, wenn es einst ruhig und glücklich ist, wird die Abschiedsworte Bolivar's als das rührendste, als das hochherzigste Vermächtniß des Patriotismus an ein Volk wiederholen. Zwei Cromwelle hat die Geschichte, wir haben jetzt auch zwei Washingtone. So ist es also nicht unumstößliche Wahrheit, daß die Freiheit geraden Weges zu Bürgerkrieg führt, der die Wiege der Tyrannei ist. Das Beispiel der beiden Gründer der amerikanischen Freiheit entwaffnet dieses der Moral und der menschlichen Würde Hohn sprechende Axiom.

Simon Bolivar ist zu San Leon de Caracas, in Venezuela, am 24 Juli 1783 geboren. Sein Vater, Don Juan Vicente Bolivar y Ponte, und seine Mutter, Donna Maria Concepcion Palacios y Sojo, stammten aus angesehenen kreolischen Häusern. Die Stelle eines Regidor Alferez (königlichen Statthalters) bei der Munizipalität von Caracas, die sein Vater lange Zeit bekleidete, war in seiner Familie erblich. Diese wanderte bei dem Beginne der Revolution aus, ohne durch ihren Widerwillen gegen die neue Ordnung der Dinge etwas Anderes zu bewirken, als daß Bolivar's Patriotismus noch mehr befeuert und bemerkbar gemacht wurde.

Frühzeitig elternlos geworden, wurde er der väterlichen Pflege des guten Doktors Carreno Rodriguez anvertraut, den Bolivar stets als seinen Freund und Lehrer verehrte. Ein Hang zu muthwilligen Streichen, verbunden mit einer frühreifen Entwickelung des Verstandes, zeichnete ihn unter seinen Mitschülern aus, die ihm aus wohlwollendem Scherze den Diminutiv-Beinamen Simoncito zu geben pflegten. Die Jahre und das Nachdenken entwickelten allmälig seine Ideen, und in einem Lande, wo die Geister noch unter einer strengen Zuchtruthe schmachteten, mußte sich der junge Simon bald beengt und nicht mehr heimisch fühlen. Er beschloß auf Reisen zu gehen, um nützliche Kenntnisse zu sammeln und vielleicht dereinst seinem Vaterlande wie Czar Peter zu dienen. Mit einem Passe nach Spanien versehen, besuchte er auf der Hinreise Mexico und die Insel Cuba, und durchwanderte dann das ganze südliche Europa. Während seines Aufenthaltes in Paris war er Zeuge von mehreren großen Ereignissen der Revolution, und hier, sagt man, faßte er den ersten Gedanken für Columbiens Befreiung.

In Madrid hatte er sich mit der Tochter des Don Toro vermählt, des Oheims des Marquis von Toro, des Gastfreundes des berühmten Humboldt in Caracas. An seinen heimathlichen Herd zurückgekehrt, lebte er ganz dem Genusse des häuslichen Glückes. Seine Zeit theilte er zwischen den Studien, der Verwaltung seines nicht unbeträchtlichen Vermögens und den Verbesserungen der Landwirthschaft. Um diese Zeit wurde er zum Kapitän der Milizen des Thales von Aragua ernannt. Waffenübungen nahmen jetzt einen Theil seiner Thätigkeit in Anspruch und bildeten die Vorschule zu seiner künftigen Laufbahn. Allein sein bescheidenes Glück der häuslichen Zurückgezogenheit sollte nicht von Bestand seyn. Das gelbe Fieber riß seine Gemahlin von seiner Seite. Dieser unvorhergesehene Verlust stürzte ihn in so tiefen Schmerz, daß er sich nur durch neue Reisen zerstreuen konnte. Er schiffte sich abermals nach Europa ein, und sah sich mit einem Male aus der Stille einer Plantagenbesitzung unter die rauschenden Feste versetzt, die Napoleons Krönung verherrlichten.

Ein sigenvolleres Schauspiel boten ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er sah hier eine schon kraftvoll erstarkte Nation unter der Aegide des Friedens jenen Bau unberechenbaren Glückes fortsetzen, der auf ein unermeßliches Gebiet und nicht minder große und fruchtbare Institutionen gegründet war. Ein philosophischer Reisender mußte wichtige Lehren schöpfen aus der Vergleichung Amerika's, dieses zugleich so jugendlichen und so reifen Staates, mit dem altersmürben Frankreich, das, der Eroberungen seiner Revolution vergessend, in kindischer Begier nach feudalem Spielzeug, bereit war, um ein Wenig Gold und eiteln Ruhm seine politischen Rechte hinzugeben, die es zwanzig Jahre später mit seinem kostbarsten Blute wieder erkaufen mußte.

Herz und Kopf voll von diesen großen Erinnerungen, war Bolivar nach Caracas zurückgekehrt, als dort Napoleons Taschenspieler-Kunststück mit der königlichen Familie Spaniens und die auf diese Treulosigkeit erfolgte feigherzige Entsagung bekannt wurde. Bald darauf langte einer der alten Freunde Bolivar's, der spanische General Vicente Emparan, an, der von dem aufgedrängten Könige Joseph zum Generalkapitän von Venezuela ernannt und von der Centraljunta der Halbinsel bestätigt worden war. Emparan zeigte sich geneigt, der neuen Dynastie in dem ganzen Umkreise seines Gebietes Anerkennung zu verschaffen. Bolivar, der ihn durchschaute, schwankte keinen Augenblick zwischen Pflicht und Freundschaft; er setzte seine Mitbürger von den Intriken des Generalkapitäns in Kenntniß; Unruhe verbreitete sich allenthalben, und so schnell erfolgte die Wirkung, daß am 19 April 1810 die Revolution in Caracas ausbrach. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Bolivar sie mit dem feurigsten Eifer unterstützte.

Die Feinde des Libertadors haben es ihm oft zum Vorwurfe gemacht, daß er einer früheren und fruchtlos erfolgten Aufstandsbewegung nicht die Hand geboten. Seine Freunde und der Erfolg haben dagegen bewiesen, daß dieser unzeitige Versuch nur der englischen Politik dienen konnte; die Geister und die Lage der Dinge waren damals noch nicht für eine solche Umgestaltung gereift.

Nachdem sich die oberste Junta von Venezuela gebildet hatte, wurde Bolivar zum Obristen ernannt, und bald darauf mit der Sendung beauftragt, dem Hofe von St. James die Veränderung in der Regierung Columbiens zu hinterbringen. Nach beendigtem Auftrage eilte er nach Caracas zurück, wo er unablässig daran arbeitete, die völlige Emanzipation seines Vaterlandes zu sichern. Diese wurde endlich auch am 11 Juli 1811 feierlich ausgesprochen; aber um den neuen Bau zu befestigen, bedurfte es eines fünfzehnjährigen Vernichtungskriegs und des Blutes mehrerer Armeen.

Von dieser Zeit an das Leben Bolivar's beschreiben zu wollen, wäre eben so viel als die Geschichte Columbiens zu entwerfen. Fortan entwickelte er in ununterbrochener Folge jene mannigfaltigen Talente, jene unermüdliche Thätigkeit, die ihn stufenweise über alle seine Mitbürger erhob. Er mußte kämpfen gegen die an Zahl und Kriegszucht überlegenen Heere des Feindes, gegen innere Zwietracht, die bis zum Bürgerkriege aufloderte; gegen die Entmuthigung der Seinigen, gegen Abfall, Hungersnoth, Verbannung und die Natur selbst, die sich zu Gunsten des Mutterlandes gegen den jungen Staat zu erheben schien. Ein furchtbares Erdbeben stürzte am 26 März 1812 einen Theil der Hauptstädte Venezuela's in Trümmer. Der religiöse Fanatismus ermangelte nicht, in diesem furchtbaren Unglücke die Strafruthe des himmlischen Zornes zu erkennen. Ein abergläubischer Schrecken bemächtigte sich der Gemüther des Volkes, und die wüthenden Predigten der Geistlichkeit waren keine unmächtigen Bundesgenossen der spanischen Waffen. Venezuela wurde in weniger als zwei Jahren mehrere Male gewonnen und wieder verloren. Unter den Mühseligkeiten dieser gefahrvollen Feldzüge legte der columbische Held den Grundstein seiner großen politischen Schöpfung, indem er Neu-Granada zur Unterstützung Venezuela's bewog. Er vollendete den damals begonnenen Bau, als er

später Venezuela dem bedrängten Neu-Granada und Quito zu Hülfe führte. Durch seine erfahrungsreiche Entschlossenheit stürzte er die Föderativ-Regierung, die nur Zwietracht und Unheil gebracht hatte, und über den Trümmern von fünf oder sechs armseligen Republiken, die ununterbrochen gegen einander unter den Waffen standen, erhob sich bald das majestätische Staatsgebäude, das zur Basis die Andes und zur Grenze zwei Ozeane und die Seen von Guatimala hatte.

Eine weniger bekannte Thatsache ist es, daß der Kongreß von Granada auf Betrieb Bolivar's zwei Abgeordnete auf den Kongreß von Chatillon sendete, um vor den Schranken des dort versammelten Europa's für die Rechte der neuen amerikanischen Republiken das Wort zu führen. Die Stimmen dieser Sendung verhallten in dem Getümmel der für so viele Nationen unheilvoll gewordenen Epoche; aber die Thatsache dieser Gesandtschaft allein beweist, welcher großen Gedanken Derjenige fähig war, der zehn Jahre später alle Völker der alten und neuen Welt zum heiligen Bunde von Panama zusammenberief.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Calcutta war im verwichenen Monat August ein Prozeß anhängig, der viel Aufsehen erregte. Kapitän Hawkins war angeklagt, auf der afrikanischen Ostküste Sklaven gekauft zu haben, welche auf den Kompagnieschiffen als Matrosen gebraucht werden sollten. Einem Gerüchte nach wäre Sir Charles Malcolm, Vorstand der Admiralität, dem Handel nicht fremd. Dagegen giebt die Regierungszeitung von der Geschichte folgende Version. Da man erfahren, daß die Sidde's oder Eingebornen der afrikanischen Ostküste Geschmack am Seeleben hätten und ein abgehärteter und tapferer Menschenschlag seyen, während man sich auf die indischen Matrosen nicht sehr verlassen könne, so habe Sir Charles Malcolm der Regierung vorgeschlagen, einen Kreuzer hinzuschicken, um zu sehen, ob junge Bursche daselbst geneigt wären, in den Dienst der Marine einzutreten. Kapitän Hawkins, Befehlshaber des Kriegsschiffs Clive, fuhr demnach nach Muscat am arabischen Golf, wo er einen Dolmetscher nahm, und von da nach Zanguebar und dessen Umgebungen, um taugliche Bursche von 12 bis 18 Jahren anzuwerben. Nach einiger Zeit kam der Kapitän mit einer Ladung von 60 jungen Negern zurück, lauter Freiwilligen, denen selbst oder deren Eltern und Vormündern er das Handgeld ausbezahlt hatte, mit der Versicherung, sie sollten gekleidet, verköstet und besoldet werden wie die übrige Mannschaft, und nach einer gewissen Dienstzeit in ihr Vaterland zurückkehren dürfen. Bloß drei Knaben unter jenem Alter waren unter dieser Zahl; sie hatten aber so viele Lust bezeugt, Matrosen zu werden, daß der Kapitän bei ihnen von der Regel abzuweichen nicht umhin konnte. Fast möchte es auch nach dieser Erzählung scheinen, daß das Ganze doch so ziemlich auf einen Sklavenhandel hinauslaufe; denn Freiwillige, wovon einige unter 12 Jahren zählen, kann man sich nicht recht denken. Uebrigens, bemerkt eine andere Zeitung, habe man an Bord für die Moralität der jungen Afrikaner alle Sorge getragen.

•

Ausflüge in den Himalaja scheinen bei den Engländern immer mehr in die Mode zu kommen. Hier der Brief eines Reisenden vom 5 Juli v. J., den man in der calcuttaer Regierungszeitung vom 5 August liest: „Wir verließen Simla am 7 Juni und trafen vorgestern in Tscheni ein, sehr zufrieden mit unserer Partie, da wir keine Schwierigkeiten zu überwinden hatten, als solche, welche mit allen Gebirgsreisen verbunden sind. Schnee trafen wir nicht eher als in Liti, wo wir an dem Tag lagerten, bevor wir den Paß Borendo überstiegen, welcher 15,095 Fuß über dem Meer liegt; wir brauchten drei Stunden, bis wir die Höhe erreichten; man rechnet von Liti dahin 5 bis 6 Meilen, von welchen wir 1½ über Schnee gingen. Auf dem Scheidepunkt zeigte das Thermometer 57° und in den Schnee gesteckt 52°. Leider waren wir oben ganz in Wolken gehüllt, und kamen so um die prächtige Aussicht, die wir erwarteten. Das Bergabsteigen machte uns viel Spaß; am Besten setzte man sich auf ein Tuch und rutschte hinunter, was mehrere unserer Diener thaten; einer, der das Gleichgewicht verlor, überpurzelte sich ein Mal um das andere zu unserer großen Belustigung. Es war uns eigentlich nicht lieb, als wir die Schneeregion verließen. Als wir wieder in das Holzrevier gelangten, fanden wir zuerst die Birke, und dann die Tanne. In Liti schossen wir eine Schnepfe, welche uns einen guten Schmaus verschaffte, und auf der andern Seite des Passes wuchs wilder Lauch und Rhabarber. Von Bäumen bemerkten wir folgende: Roßkastanien, Wallnuß-, Lambertsnuß-, Birnen-, Aprikosen-, Pfirsichbäumen, Weiden, Buchen, Eichen, Alprosen, Ahorne, Eschen, Wachholder; letzterer schießt zu einem 15 Fuß hohen Baume auf. Die Klimawechsel, die wir erfuhren, sind stark und plötzlich. Am 12 Juni z. B. zeigte das Thermometer Mittags 9 Uhr 46°; am folgenden Tag um dieselbe Stunde 70°. In dem Sutledschthal bekamen wir völlig reife Aprikosen, die einen ziemlichen Wohlgeschmack haben, doch den englischen nachstehen. Birnen- und Aprikosenbäume wachsen zu einer sehr ansehnlichen Höhe und Dicke, und waren mit Früchten überladen; ein Pfirsichbaum in dem Bnoffathal, welchen ich maß, hatte 12 Fuß 11 Zoll im Umfang. In Simla schoß ich zwei Goldadler; einer war von einem Flügel zum andern 9, der andere 8½ Fuß breit. Ueber den Sutledsch setzten wir mittelst einer Thula oder Seilbrücke: sie bestand aus neun wollenen Seilen, die auf beiden Ufern befestigt und durch einen hölzernen Ring gezogen waren, an den man sich anbindet, in dem man von der höhern nach der niedern Seite hinüberfährt; es sieht etwas schreckhaft aus, doch ist keine Gefahr dabei. Hier gedenken wir zehen Tage zu verweilen, und dann nach der chinesischen Tatarei aufzubrechen."

•

Die Bittschrift einer Anzahl Hindus um Zurücknahme des Sultiverbots befand sich bereits an Bord des Schiffs Alexander auf dem Wege nach England, als dieses Schiff im Ganges einen bedeutenden Leck bekam, der den Kapitän nöthigte, es auf den Strand laufen zu lassen. Die Hindublätter streiten sich jetzt darüber, ob dieses Unglück als eine Schickung zu betrachten sey, die sich zugetragen habe, damit noch mehr Gläubige, die bis jetzt zweifelhaft gewesen, unterschreiben könnten; oder ob das Fahrzeug nicht vielmehr die Gefahr des Untergangs, womit es bedroht wurde, der gottlosen Bittschrift verdanke, die es an Bord hatte.

•

Jermak, dem Eroberer Sibiriens, wird in der Stadt Tobolsk, auf dem Kap Tschuknan, ein Denkmal errichtet, das aus einer 7 Faden 16 Werschok hohen Marmorpyramide bestehen und sich auf einer 8 Arschin 6 Werschok hohen Grundlage von Granit erheben soll. Ein gußeisernes Gitter wird es umgeben, und hinter demselben wird ein Garten angelegt. Die Pyramide läßt der Kaiser Nikolaus in der gornoschitschen Fabrik in Katharinenburg auf Kosten des Kabinets ausarbeiten; für die Vollendung des untern Theiles ist eine Subscription in allen Statthalterschaften des Reiches eröffnet worden.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Ein Alterthümler schlägt folgende Definition des Juste-Milieu vor: zwischen den drei Grazien und den drei Parzen die drei Dupin.

Ein anderer: zwischen Krieg und Frieden Hrn. von Talleyrand.

•

Die Freiheit ist eine so schöne Sache, daß Jeder davon sein Theil und dann auch dem Andern das Seine nehmen will.

•

Wer trennt Frankreich von Polen und Belgien? — Ach, das Juste-Milieu!

•

Frau von Staël nannte Napoleon einen Robespierre zu Pferde und Hrn. von Talleyrand einen hinkenden Machiavell.

•

Man fragte einen Handwerker, der am 2 März verhaftet worden, warum habt Ihr: Es lebe Napoleon der Zweite gerufen? — Weil ich kein Brod habe und man mich im Gefängnisse füttern wird. — Aber warum habt Ihr Napoleon der Zweite und nicht Karl der Zehnte oder Heinrich der Fünfte gerufen? — Weil ich, hätte ich Karl den Zehnten leben lassen, morgen wieder losgekommen wäre. Es lebe Napoleon der Zweite hält viel länger nach. Man wird mich wenigstens drei Monate festhalten vor meinem Urtheil.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 81. 22 März 1831.

Ein Abenteuer auf dem Eismeer des Montblanc.

Der Waldgletscher (Glacier de Bois) in der Nähe der Stadt Chamouny füllt eine tiefe und enge Kluft zwischen dem Montavert und den ungeheuren nackten und schroffen Felsengipfeln des Dru- und Vertspitzes aus, die wie Nadeln in die Wolken emporschießen, und mit dem Könige der Berge selbst zu wetteifern scheinen. Die Spitze des Gletschers heißt von dem furchtbaren Anblick, den sie gewährt, das Eismeer (Mer de Glace); um auf ihre Höhe zu gelangen, muß man den Montavert dreitausend Fuß hoch über dem Thal, oder viertausend dreihundert und sechzig Fuß über der Fläche des Genfersees erklimmen.

Wir verließen Chamouny um sieben Uhr eines Morgens, der uns einen heitern und schönen Tag zu versprechen schien. Mein Begleiter war ein Student der Arzneikunde, ein rüstiger beherzter junger Mann, der seit drei Monaten schon die ganze Schweiz in französischer Bauerstracht zu Fuß durchwandert hatte, und kräftig gebaut alle Reisebeschwerden gewohnt war. Ich hatte mich mit einem sechs Fuß langen Gebirgsstocke mit eiserner Spitze, um im Eise einen festen Halt zu haben, versehn, mein Gefährte begnügte sich mit einem einfachen Wanderstocke. Unser Weg wand sich in steilem Zickzack an der Seite des Berges durch einen Tannenwald jäh und ermüdend, aber nicht gefährlich, empor. Auf der Hälfte des Weges holten wir eine französische Dame mit ihren beiden Töchtern ein, die auf Maulthieren ritten und von einem Führer begleitet waren. Einholen und in Gesellschaft reisen ist bei solchen Gelegenheiten gleichbedeutend, und da sie ein und dasselbe Ziel mit uns hatten, so schlossen wir uns ihrem Zuge an, und erreichten so gemeinschaftlich in ungefähr zwei Stunden die Spitze des Berges. Während wir emporstiegen, öffneten sich uns hier und dort Aussichten auf Chamouny, den Mont Brevent und die gegenüber liegenden Gebirgsketten — Aussichten, die zwar sehr schön sind, aber in den Reisebeschreibungen mit etwas übertriebenen Farben geschildert werden.

Auf der Spitze des Berges fanden wir eine kleine Hütte, „das Hospitium" genannt, wo zwei Männer aus dem Dorfe Argentiere wohnen, bei denen man sich mit Kaffee, Brod und gebranntem Wasser erlaben kann. Von diesem Ort aus bietet sich eine äußerst reizende Aussicht dar; das Eismeer liegt unmittelbar zu unseren Füßen und sieht, von dieser Entfernung aus betrachtet, wie ein gefrorner Wassersturz aus; die ungeheuren Klüfte, die in der Nähe den Wandrer so unabsehbar tief und grauenvoll angähnen, gleichen von da aus den Furchen eines gepflügten Feldes, während jenseits die Nadeln des Montblanc emporschießen — Felsenpyramiden, so spitz und kahl, daß der Adler nicht darauf fußen, der Schnee daran nicht haften kann. Das Eismeer senkt sich vom Montblanc selbst herab, und sein Raum beträgt vom Hospitium an gerechnet, vor dem es sich jäh in die furchtbare Bergschlucht stürzt, ungefähr nicht volle vier Stunden in die Länge, und eine Meile in die Breite, obgleich es wegen der unermeßlichen Höhe der umher emporragenden Berge weit schmäler erscheint.

Am Ende dieses Thales, das man mit Recht das Thal der Schatten des Todes nennen könnte, sind die Berge mit ewigem Schnee bedeckt und bilden mit dem Montavert den Fuß des Montblanc, dessen Spitze man jedoch von da aus nicht sehen kann, da ungeheure Felsen (wohl von zehntausend Fuß Höhe), die den Gletscher umkränzen, ihn dem Auge verdeckt halten. Meine Feder ist zu schwach diesen Anblick zu schildern; eine Grabesstille ist über diesem grauenvollen Gefilde gelagert, und selbst da, wo wir uns jetzt befanden, flogen die Wolken in Nebelstreifen an unserem Gesichte eilend vorüber. —

Nachdem die Damen in der Alphütte einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, begleiteten wir sie einen schroffen schmalen Pfad hinab, der uns in einer Viertel-Stunde an das Eisfeld führete; der Gletscher bestand hier aus Hügelklumpen von Eis, von einander durch tiefe Spalten getrennt, die sich zuweilen zu furchtbaren Abgründen erweiterten; einige waren nur zwei oder drei Fuß breit, andere zwölf bis vierzehn und so tief, daß das Auge schwindelnd in die unabsehbare Kluft hinabblickte; viele dieser Eisblöcke waren flach, andere stiegen schroff in Zacken und Kegeln auf, während die Seitenwände, die in die Abgründe sich verloren, durchsichtig wie Kristall und von einem grünlichen Farbenhauche überflogen waren — Jahrhunderte wohl haben an diesen Eisthürmen gearbeitet.

Wir befanden uns jetzt dreitausend Fuß hoch über dem Fuße des Gletschers, und diese Spalten zerklüfteten ihn bis in seine innerste Tiefe. Seine Oberfläche war schmutzig und mit kleinen Kieseln bedeckt, die von den umherliegenden kahlen Berggipfeln durch die wüthenden Orkane, denen diese Gegend ausgesetzt ist, herabgeschleudert werden. Wenn ein Theil des Eises von der Sonne schmilzt, so senken sich diese Steine und bilden Höhlungen, die sich mit Wasser

füllen; so sinken sie immer tiefer und tiefer in den festen Block ein, der dann krachend berstet und durch das eingesunkene Gewicht sich schnell zu einem Abgrund spaltet. An manchen Stellen konnten wir das Wasser gurgeln hören, indem es sich seine unterirdischen Kanäle höhlte und da wo es hinabfällt, die Klüfte vertieft. Da Dieß an tausend Stellen zu gleicher Zeit geschieht, so brechen diese verschiedenen Strömungen, auf dem Felsgrunde angelangt, auf dem der Gletscher ruht und in den sie nicht eindringen können, vereinigt jedem Hinderniß zum Trotz sich einen Ausweg, und rinnen zum Arveflusse hinab. Die Klüfte dieses Eissees sind indessen hier am Eingange enger, als in der Mitte, wo sie am Weitesten und Tiefsten zu werden scheinen, und mit furchtbarem Krachen bersten.

Die Damen hatten ihre Neugierde befriedigt, und ihre Füße bei dem Versuch, eine kleine Strecke auf dem Eisfelde umherzuwandeln, hinlänglich naß gemacht, um die Lust zu einem weiteren Wege zu verlieren. Wir kehrten mit ihnen zur Sennhütte zurück, als mir mein Gefährte den Vorschlag machte, eine Stelle an dem fernsten Ende des Gletschers zu besuchen, die, „der Garten" genannt, gerade auf der entgegengesetzten Seite ungefähr vier Stunden von da, wo wir uns jetzt befanden, gelegen ist. Man legt den Weg dahin, bei schönem Wetter und von Führern geleitet, leicht zurück — wir faßten den Entschluß uns allein dahin aufzumachen. Der Führer, als er von unserm Vorhaben hörte, suchte uns davon abzubringen, indem er uns die unüberwindlichen Hindernisse schilderte, denen wir ohne Wegweiser begegnen würden; ja, es könne um uns geschehen seyn, sagte er, wenn wir von einem jener dichten Nebel überrascht würden, die nicht selten den Wanderer, selbst am heitersten Tage, einzuhüllen pflegten.

Mein Gefährte schenkte diesen Vorstellungen wenig Gehör, in der Meinung, der Führer wolle uns bloß abschrecken aus Furcht sein Erwerbszweig möchte, wenn ohne Wegweiser ein Versuch gelänge, hiedurch künftig beeinträchtigt werden. Ich muß gestehen, ich dachte nicht so und war geneigt, die Folgen unsers Vorhabens näher in Erwägung zu ziehen. Wir waren im Begriff, uns von der bewohnten Welt und aller menschlichen Hülfe zu entfernen; wir konnten von einem Sturm überrascht werden, ohne uns irgend ein Obdach versprechen zu dürfen. Indeß mein Freund zeigte sich so zuversichtlich in seiner Bekanntschaft mit Gletschern, und ich traute seiner Erfahrung so sehr, daß ich mich endlich nach einigem Sträuben entschloß, ihm zu folgen.

Der Tag war heiter, und die Sonne strahlte in ihrem vollen Glanze. Wir nahmen Abschied von den Damen und dem Führer, der kopfschüttelnd über unsre Verwegenheit uns den Weg bezeichnete, den wir einzuschlagen hatten — eine Art von Geissteig, der uns an den Rand des Eisgefildes hinab, und längs der Bergreihe hinführete, die das Thal an der Seite des Montaverts umschließt. Wir waren uns nun selbst überlassen, und wanderten am Fuße von Felsen fort, die zehntausend Fuß hoch über uns emporstiegen; unser Pfad rauh und uneben an sich selbst war noch mit Granitblöcken bestreut, die durch Lauwinen, von ihren ursprünglichen Lagern losgerissen, hier schroff und ungefüge durcheinander lagen. Ueber einige mußten wir hinwegklimmen, bei andern zwischen, oder unter ihnen hindurchkriechen; zuweilen stiegen wir fünfzig Fuß über den Gletscher empor, um dann wieder zum Eisfelde herabzuklettern; wir gelangten deßhalb nur langsam vorwärts, da wir überdieß fast bei jedem Schritt vorsichtig Acht geben mußten, ob nicht der Fels, auf den wir traten, unter unseren Füßen wegrollen, oder ein anderer von oben herab uns auf den Kopf stürzen werde; da die ungeheuren Trümmer nur in dürftigem Boden eingelagert waren, den noch dazu der Regen erweicht und weggespült hatte. Nicht selten ereignet es sich daher, daß riesenhafte Felsblöcke aus der höhern Gegend sich losmachen, mit unberechenbarer Gewalt niederstürzen, durch ihr Gewicht im Schwung beschleunigt, in großen Bogensätzen fortspringen, und Alles, was ihnen im Wege steht, mit sich hinabreißen, bis sie mitten auf dem Eisfelde durch eine der ungeheuren Klüfte aufgehalten werden, die sie mit ihrem eisigen Rachen packt, aber wegen ihrer Größe nicht verschlingen kann, so daß sie auf diese Weise eingeklemmt, oft die einzige Brücke über die Abgründe bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Das englische Zeitungsbureau.

2. Scene. Kabinet der Eigenthümer auf dem Bureau. (Hr. Western, einer der Eigenthümer, sitzt an einem Tisch; Flugschriften, Magazine, Sterbelisten rc. liegen umher.)

Hr. Western (liest). „Im Ganzen sind wir entschieden der Meinung, daß eine Parlamentsreform die einzige Maßregel ist, wodurch dem Lande der Frieden erhalten werden kann." Meisterhaft auf Ehre, ich schrieb nie besser in meinem Leben; Brougham selbst würde mich um meine Auseinandersetzung beneiden. Es giebt doch keinen angenehmern Zeitvertreib als über Politik schreiben. (Er langt die Morning Post.) Ich möchte wissen, Wer heute Nacht in der Oper singt? Lablache, beim Jupiter! O dieser göttliche Vokalkoloß! (Er sumst O Patria.) Eine herrliche Arie, und wie einzig die Pasta — wie viel Uhr es seyn mag? In der That bei diesem Zeitungsschreiben kann man einen schweren Kopf bekommen; ich hasse das Schreiben, es schmeckt so nach Autorschaft. (Hr. Skrip, zweiter Eigenthümer, tritt ein.)

Skrip. Giebts 'was Neues?

Western. In dem Augenblick nicht. Aus den Times sehe ich, daß die Sterblichkeitsverhältnisse in dem letzten Jahre beträchtlich zugenommen haben.

Skrip. Wirklich? Bekommen wir heute Etwas aus Ihrer Feder?

Western. Eine Kleinigkeit! Einen Leitartikel über die Parlamentsreform.

Skrip. Bedaure, daß Sie mir Dieß sagen, Hr. Western, ich hasse das Wort Reform; es klingt mir wie Revolution.

Western. Unsinn, Skrip! Bei der Stufe der Aufklärung, auf der wir stehen, kommt es zu keiner Bewegung der Art.

Skrip. Was Aufklärung! Dieß ist der Kunstausdruck, mit dem man heut zu Tag die empörendsten Neuerungen beschönigt, das goldene Kalb des Staats, der Fluch der Religion, der Ruin der Moralität — die große Narrenkappe, unter welcher der Bauer den Staatsmann, der Bürger den Lord, und der Taschendieb den Patrioten spielt — die Maskerade, welche der Philosophie den Unterrock, der Apostasie den Kirchenrock anzieht, und der Schurkerei den

Doktorhut aufsetzt. Noch ein Mal und immer Aufklärung! Damit kommt der A ins Parlament, der B nach Newgate und der C auf die Galeeren. Sie verwirrt die Begriffe von Laster und Tugend, von Geist und Ueberspanntheit, von edler Schwärmerei und platter Verrücktheit; sie bringt uns das tausendjährige Reich der Spitzbuben, der Prahlhanse, der Wüstlinge und der Lumpen, sie zerrüttet alle menschlichen, und vernichtet alle göttlichen Institutionen. Ja, Hr. Western, wir leben in einer seltsamen Zeit; das gesellschaftliche Gebäude ist in den Grundfesten erschüttert; Nichts geht mehr seinen Weg, selbst die Natur muß sich nach der Mode richten. Unsern Frühling haben wir im Sommer, unsern Sommer im Herbst, und unsern Herbst im tiefsten Winter. Noch ein Paar Jahre und ein zwei Mal tollerer Narrentanz wird in Europa anheben. Die Sturmwolken ziehen sich zusammen — die Furien der Anarchie sind los — es riecht schon in der Luft nach Blut. England und Frankreich schneiden gegen einander Gesichter; Rußland gelüstet nach einem fetten Bissen von Preußen; Preußen zeigt einen gleich starken Appetit für Belgien; Belgien schneidet sich Luxemburg zu einem Frühstück zu, und — soll man nicht die Geduld verlieren? — die Fonds sind um 3 Proz. gefallen, und ich habe dadurch eine Einbuße von 10,000 Pf. erlitten.

Western. Erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese Aufklärung, welche Sie so überberedt abschätzen —

Skrip. Da giebt es eine verbesserte Methode, die Taschen zu leeren, preußische Säure zu verschlucken, Walzer auf dem Kinn zu spielen, Frauenzimmer von der Schwindsucht zu heilen, indem man sie hinter einem Vorhang zwischen den kurzen Rippen magnetisirt, Tunnels in die Erde zu bohren, und Ohren in das Haus der Gemeinen, Theater zu bauen, die am nächsten Tag wieder einfallen, Dampfkutschen, Schandbühnen, neue Kirchen, Eisenbahnen und Aktiengesellschaften zu fabriziren.

Western. Was haben Sie dawider? Gerade diesen Verbesserungen verdankt das Land seinen jetzigen blühenden Zustand.

Skrip. Blühender Zustand! Wie kann Das seyn? Die Regierung hat mich um ein Drittheil meines Einkommens verkürzt.

Western. Meine Renten in Nord-Wallis sind um ein Drittheil gestiegen.

Skrip. Die Fonds sind um 3 Proz. gefallen.

Western. Alle Logen in der Oper sind für das Semester verpachtet.

Skrip. Rothschild sagt, das Geld sey nie so rar gewesen.

Western. Crockford betheuert das Gegentheil.

Skrip. Herr! Wer ist Crockford?

Western. Und Wer ist Rothschild? (Er greift rasch nach seinem Hut, um das Zimmer zu verlassen.)

Skrip. Noch ein Wort, Hr. Western, ehe Sie gehen, und ich bin fertig. Der anarchische revolutionäre Zeitgeist hat Ihr besseres Selbst so ganz und gar eingenommen, daß eine Rückkehr zur Vernunft, so sehr sie Ihnen zu gönnen wäre, offenbar nicht zu erwarten ist. Ich wünsche daher nur, und zwar von Herzen, da Sie ein so gewaltiger Verehrer dieser neuen Verbesserungen sind, daß Ihre nächste Reise in einem Luftballon, Ihre nächste Fahrt auf einer Eisenbahn, Ihre nächste Spekulation in einem Tunnel, Ihr nächster Wohnsitz in einem neuen Stadtviertel und Ihre nächste Unterhaltung in einem neuen Theater sey. (Beide ab.)

Simon Bolivar.

(Schluß.)

Der Bürgerkrieg, der in dem Jahre 1814 zwischen Cundinamarca und Cartagena ausbrach, entzog dem General Bolivar die Aussicht, der Republik mit Ehren dienen zu können; er zog sich nach Jamaica zurück, wo seine Feder nicht Wenig dazu beitrug, die späteren Triumphe der Freiheit zu befördern. Durch ein Wunder einem spanischen Dolche entkommen,*) begab er sich nach Cayes auf St. Domingo, wo ihn der Admiral Brion erwartete; hier brachte er die kleine Expedition von zweihundert Mann zusammen, mit denen er die Wiedereroberung Venezuela's unternahm, das von fünfzehntausend Royalisten besetzt war, während Morillo das feste Cartagena belagerte. Bolivar befand sich fast zu gleicher Zeit in gleicher Lage mit Napoleon, der von der Insel Elba zurückkehrte; aber das Schicksal bestimmte ihn, mehr als ein Waterloo zu überleben. Nach mehreren glücklichen Erfolgen, denen mancher Unfall folgte, führte ihn endlich seine unbeugsame Ausdauer von den brennendheißen Ufern des Orinoco bis auf das Hochland der Andes, wo der Schlachttag von Boyaca für immer die Unabhängigkeit seines Vaterlandes entschied. Die columbische Konstitution wurde unter seinen Auspizien auf dem Kongreß von Cucuta vollendet, der ihm den Ehrennamen des Libertadors und des Vaters des Vaterlandes ertheilte. Die Invasion in Peru war für die Columbier eine fast ununterbrochene Reihe von Siegen und endigte sich mit dem glorreichen Tage von Ayacucho, wo neun Tausende der Independenten eine spanische Armee von zwanzigtausend Mann schlugen und gefangen nahmen. Dieß war der Gnadenstoß der europäischen Herrschaft auf der andern Hemisphäre. Columbien rief die Freiheit durch Amerika aus, und spielte fortan dort die Rolle Frankreichs in Europa. Bolivar war unbestritten der erste Mann der neuen Welt, dem die alte keinen Nebenbuhler an die Seite stellen konnte. Das Jahr 1826 schien für Amerika ein wunderbares Zeitalter der Größe und des Glückes zu eröffnen. Spanien besaß keine Spanne Landes mehr in diesen ungeheuern Erdstrichen, wo es seit drei Jahrhunderten mit stiefmütterlicher Eifersucht geherrscht hatte. Der Kongreß von Panama berief die Abgeordneten des menschlichen Geschlechtes. Zum Unglücke seines Vaterlandes und vieler andern Nationen war Bolivar weit seinem Zeitalter vorausgeeilt; der Gedanke des großen Mannes wurde in Amerika mißverstanden, in Europa vernachlässigt, und dieser Kongreß, an dem sich wie in einem Mittelpunkte die zuweitest auseinandergelegenen politischen und kommerziellen Verhältnisse des Erdkreises festknüpfen konnten, wird in dem Andenken der Menschheit nur als Ahnungstraum und Vorbote eines erleuchteten und glücklichern Zeitalters fortleben.

Die Empörung Paez's zwang Bolivar, seinem Lieblingsentwurfe, der großen Föderation von Columbien, Peru und Bolivien zu entsagen. Er mußte Peru, das ihn wie einen Inca anbetete, in ungeschickte oder treulose Hände gefallen sehen, und nicht einmal Bolivien konnte die Konstitution verwirklichen, die er als den Schlußstein seiner Schöpfung vorbereitet hatte; so unaufhaltsam stürzte der Geist der Widerspenstigkeit, der Intrike und der Zwietracht den Staat von Empörung in Empörung. Der neidische Santander, Vizepräsident von Columbien, zettelte heimlich eine Verschwörung gegen den Libertador an, den er als ein unüberwindliches Hinderniß seiner ehrgeizigen Entwürfe betrachtete. Die Versammlung von Ocanna, offenen Ohres für die verderblichen Einflüsterungen dieses ehrgeizigen Mannes, zeigte sich bereit, die Flamme des Bürgerkrieges wieder anzuschüren, die bereits durch die Gegenwart Bolivar's in den östlichen Provinzen unterdrückt worden war. Der wilde Padilla wiegelte in Kartagena die farbige Bevölkerung gegen die unvermeidliche Obergewalt der Weißen auf. Ein Mordanschlag, unter den Augen und der Leitung Santander's angesponnen, bedrohte das Leben Bolivar's. Peru, kaum wieder befreit, richtete von Neuem die Waffen gegen seinen Retter. Bolivar war aller Orten gegenwärtig, wie Cäsar; er schien sich verzehnfachen

---

*) Ein Gefährte der Verbannung Bolivar's wurde in seiner Hängmatte erdolcht, während dieser glücklicherweise diese Nacht anderswo zubrachte.

zu können, um die allenthalben wieder emporschießenden Hydraköpfe der Anarchie zu erdrücken. Siegreich gegen die Peruaner erinnert er sich, daß er ihr Vater gewesen; der Feinde habhaft geworden, die ihm nach dem Leben getrachtet, läßt er ihnen Vermögen und Leben, das sie, wie er wohl weiß, nur anwenden werden, ihm zu schaden. Die zweite Empörung Venezuela's, seiner Wiege und des Schauplatzes seiner ersten Thaten, fehlte noch, um mit völligem Ueberdrusse das Herz des großen Bürgers zu erfüllen, der überall Eintracht und Friede säete und Nichts als Stürme erntete.

Müde einer Macht, die ihn unablässig den Streichen des Neides und der Verleumdung aussetzte, gewann er es doch noch über sich, so lange noch sie zu behalten, bis er sie in die Hände einer neuen konstituirenden Versammlung niederlegen konnte. Hier sprach er seinen Abschied in eben so schmerzlichen als beredten Worten aus. Eine tiefe Trauer, eine Art erhabener Verzweiflung tönte aus diesen letzten Worten des Patrioten, der für die Opfer, Kämpfe und Leiden von zwanzig Jahren seinem Vaterlande keinen andern Preis, kein anderes Vermächtniß hinterlassen konnte, als die politische Unabhängigkeit. Nach dieser feierlichen Handlung wollte er sich nach Europa zurückziehen, um der Intrike auch den Vorwand zu unruhigen Bewegungen, den sie in seiner Gegenwart finden konnte, zu entziehen. Eine zerrüttete Gesundheit, die Bitten seiner Freunde, die täglich mehr anschwellenden Gefahren der Republik, hielten ihn noch einige Monate an dem Gestade des Ozeans zurück, der ihn von seinem undankbaren Vaterlande auf immer trennen sollte. Angefleht, als Friedensstifter zwischen den Parteien aufzutreten, die Columbien zerrissen, machte er sich, schon im Sterben begriffen, an der Spitze einiger Tapfern, dahin auf den Weg. Er gelangte bis an die Ufer des Magdalenenflusses, der das Ziel seines thatenreichen Lebens bezeichnen sollte. Schon fühlte er die Hand des Todes, als er noch ein Mal alle Kraft des schwindenden Lebens zusammenraffte, um Worte des Friedens und der Versöhnung den Undankbaren zuzurufen, deren Ungerechtigkeit seinen Schritt zum Grabe beschleunigt hatte.

Simon Bolivar starb am 17 Dezember v. J. im Dorfe San Pedro in der Nähe von Santa Maria im sieben und vierzigsten Jahre. Seine an die Columbier gerichteten Abschiedsworte sind aus öffentlichen Blättern durch Uebersetzung bekannt. Hier stehe das denkwürdige Aktenstück im Originale:

El Libertador a los Pueblos de Colombia.

Colombianos! Habeis presenciado mis esfuerzos para plantear la ***Libertad*** donde reinaba antes la ***Tirania***. He trabajado con desinteres, abandonando mi fortuna y aun mi tranquilidad. He separé del mando cuando me persuadi que desconfiabais de mi desprendimiento. Mis enemigos abusaron de vuestra credulidad y hollaron lo que me es mas sagrado mi reputacion y mi amor á la libertad. He sido victima de mis persegui dores que me han conducido á las puertas del sepulcro. — Yo los perdono.

Al desaparecer de en medio de vosotros mi cariño me dice qua debo hacer la manifestacion de mis últimos deseos. No apiro a otra gloria que á la consolidacion de Colombia. Todos debeis trabajar por el bien inestimable de la *Union*: Los pueblos obedeciendo al actual Gobierno para libertarse de la anarquia, los ministros del santuario dirijendo sus oraciones al Cielo; y los Militares empleando sa espada en defender las garantias sociales.

Colombianos! Mis ultimos votos son por la felicidad de la Patria — si mi muerte contribuye para que cesen los partidos y se consolide la Union, yo bajaré tranquilo al sepulcro.

Simon Bolivar.

Firmado en la Hacienda de campo, llamada San Pedeo una legua distante de Santa Marta á 10 de Diciembre de 1830.

Nachrichten aus Neuholland.

Neu-Süd-Wallis besitzt zwar bereits seit einiger Zeit einen legislativen Körper; indessen scheinen bei der besondern Lage dieser Kolonie, die zu einem großen Theil aus noch wirklichen oder gewesenen Sträflingen besteht, manche Beschränkungen nothwendig erachtet worden zu seyn, wodurch diese Kolonisten gegenüber von andern sich benachtheiligt glauben. Sie machen daher in einer Bittschrift an das Parlament auf den Mangel constitutioneller Formen aufmerksam, den sie als eine Ursache der Entmuthigung in Bezug auf die Auswanderung aus Großbritannien und folglich als ein Hinderniß der vollständigen Entwickelung der Hülfsquellen der Kolonie betrachten; namentlich verlangen sie die Einführung einer wirklichen Jury, statt daß der Gouverneur bisher unter seinen Offizieren sieben Geschworne nach Willkür ernannte. Das öffentliche Einkommen der Kolonie, führen sie an, belaufe sich jetzt auf 102,571 Pfd. *) und die freie Bevölkerung auf 21,000 Einwohner, so daß also die Person im Durchschnitt 5 Pfd. zahle, was eine sehr beträchtliche Steuer ausmache; ein Volk aber, das so hoch besteuert werden könne, müsse auch am Besten wissen, wie die Abgaben auf seine Industrie umzulegen seyen. Sie beabsichtigen künftig einen Kolonialagenten in England zu unterhalten, und die Bittschrift jedes Jahr von Neuem einzureichen, bis sie ihren Zweck erreicht haben. Ein besonderer Gegenstand von Beschwerden ist der neuerdings eingeführte Preßzwang, indem Herausgeber, Drucker und Verleger eines Blattes 300 Pfd. St. Bürgschaft stellen, und eine eben so große Summe für etwaige Geldbußen wegen Verunglimpfungen (welche im Wiederholungsfall Verbannung von der Kolonie nach sich ziehen) hinterlegen müssen. Der „Australian" hat daher das Bild eines Druckerjungen gegeben, den der Teufel an den Galgen hängt, während eine Person in Uniform ihn unterstützt und ein sehr respektabel aussehender Herr in Angst davon lauft; und der Sydney Monitor ist mit dem Emblem eines Sargs erschienen, worauf das ergötzliche Stück Latein zu lesen: „Heu vixit! Imperante Thoma Brisbane, Eq., nata est scribendi libertas; imperante Rudolpho Darling armig. strangulata. Resurgam." Uebrigens wird trotz all dem die Lage der Einwohner als sehr günstig geschildert. Von armen Leuten, schreibt ein Kolonist an einen Freund in England, wisse man Nichts, und die arbeitende Klasse habe es bei weniger Arbeit weit besser als ihre Brüder jenseits des Meeres. Der Arbeitslohn steige mit jedem Jahr, so daß ein Tagwerker leicht in einem Tag seine 7 bis 10 Schilling verdiene; wenn 5000 auf einmal ankämen, so würden sie vollauf zu thun erhalten, ohne daß ihr Verdienst geschmälert würde. Einige hundert unverheirathete Frauenzimmer von 14 bis 40 Jahren könnten gleichfalls ihr Glück machen; sie dürften sofort auf Männer zählen, und keine würde gefragt werden, ob sie Jungfrau oder Wittwe sey. Wer ein kleines Kapital mitbrächte, fände in Sydney einen guten Markt; der gesetzliche Zins sey 10 Prozent und oft zahle man 15 und 20. Der Briefsteller bedauert, daß so Viele die „stürmische Sandwüste" am Schwanenfluß vorzögen; 30 Morgen am Hawkesbury oder Hunter wären ihm lieber als dort eine ganze Grafschaft. Die Regierung in Neu-Süd-Wallis begehe nur den Fehler, daß sie zu große Grundstücke an dieselben Personen veräußere; sie sollte den Morgen zu 5 Schilling, ¼ baar und den Rest in Fristen, verkaufen; Dieß würde dann das Preisminimum für alle bereits verliehenen Ländereien werden, und die Bevölkerung, statt sich zu zerstreuen, um mit Aufwand von Geld, Zeit und Arbeit Straßen anzulegen und Wildnisse urbar zu machen, würde sich konzentriren; die Einwanderer würden statt rohes Land von der Regierung lieber bereits angebautes von ältern Ansiedlern übernehmen, und indem diese von 2000 Morgen 1000 abgäben, bekämen sie ein Kapital, um ihre übrigen 1000 desto vortheilhafter zu benützen und einen Nachbar obendrein in den Kauf.

---

*) Nach der Sydney Gazette vom 22 Juni warfen allein die Zölle, welchen die Einfuhr geistiger Getränke unterliegt, das Jahr zuvor die glänzende Summe von 80,000 Pfd. St. ab und trugen damals Tag für Tag 200 Pfd. ein. Dieß beweist hinlänglich, daß die Neu-Süd-Walliser ein ziemlich üppiges Volk sind. So verbrauchen sie auch jährlich für 40,000 Pfd. Thee und ein Patriot rieth daher, man solle sich lieber an Wasser und einheimischen Wachholderbranntwein und Kaffee halten, welchen letztern man sich in Port Macquarie verschaffen könne, wo es nächstens auch Kolonialzucker geben werde. In dem Jahr, das mit dem 31 Juli 1830 schloß, waren 2,854,770 Pfd. Zucker, meist aus Mauritius, und 349,461 Pfd. Thee eingeführt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 82. 23 März 1831.

Das englische Zeitungsbureau.

3. Scene. Redaktionszimmer.

O'Flam. Der Zeit nach sollte meine „sinnige Jungfrau" schon hier seyn.

Redakteur. Lassen Sie sich drob keine grauen Haare wachsen; ich bürge Ihnen für die Pünktlichkeit der Dame. Das Heirathen ist eine Spekulation, wobei die Weiber nicht ausbleiben.

(Ein Laufjunge tritt herein.)

Laufjunge. Eine Dame ist in dem Privatzimmer und wünscht Hrn. Herkules Lendenstark zu sprechen.

O'Flam. Meld' ihr, ich werde sogleich aufwarten. (Laufjunge ab.) Jetzt, o Schutzgeist Irelands, der Du mit dreifachem Erz die Stirne Deiner milesischen Söhne bekleidest — allgegenwärtige, allmächtige, allwissende Unverschämtheit stehe mir bei. Ich habe noch nie Deinen Namen vergeblich angefleht. (O'Flam ab.)

Redakteur. Ich wette, Dein Patron wird Dich auch jetzt nicht verlassen.

(Ein Advokat tritt herein.)

Advokat. Ich komme, Hr. Redakteur, in einem unangenehmen Auftrag, betreffend einen Polizeibericht, der in Ihrem schätzbaren und weitverbreiteten Journal am 5 dies. Monats erschienen ist. In diesem Bericht, mein Herr, wird mein Client Isak — besser bekannt, durch sein vulgo Ikey — Singleton beschuldigt, er habe gestohlene Waaren gekauft, von denen er gewußt, daß sie gestohlen seyen. Sie werden mir einräumen, daß ein Gentleman, wie mein würdiger Client, der von seinem Charakter lebt, eine solche Beschuldigung nicht auf sich liegen lassen kann.

Redakteur. Ei, da lebt er ja von einer Kost, wobei ein Anderer verhungern würde.

Advokat. Darüber habe ich kein Urtheil. Indeß, mein Herr, gehen wir zur Sache. Hr. Singleton, auf dem empfindlichsten Punkt, in seiner Ehre, verletzt, hat mich bevollmächtigt, Ihnen folgenden gemäßigten und billigen Vorschlag zu machen. Erstlich händigen Sie mir binnen zwei Stunden für ihn die Summe von 300 Pf. St. ein; zweitens widerrufen Sie sogleich Ihre verleumderische Anklage, und erklären mit großer Schrift in Ihrem Blatt Ihre Ueberzeugung von der vollkommenen Reinheit seines Benehmens als Mann von Ehre.

Redakteur. Dreihundert Pfund Sterling! Herr, wenn Sie so viele Pence sagten, so wäre Ihres würdigen Clienten Charakter noch immer außerordentlich überschätzt. Was die Zurücknahme der Beschuldigung anbelangt, so hat Hr. Singleton, ich müßte mich denn sehr irren, kürzlich in dem Theil der australischen Besitzungen Sr. britischen Majestät figurirt, den man Botany Bay zu nennen pflegt.

Advokat. Hm! Leider, hm! Er war unglücklich, ich gebe es zu.

Redakteur. Ferner hatte er eine Ehrensache mit Old-Bayley.

Advokat. Unglücksfälle kommen selten einzeln.

Redakteur. Noch mehr, sein Name stand letztes Frühjahr auf der Liste der Moderpartien nach Brixton.

Advokat. Die dortige Luft wurde ihm von seinem Arzt empfohlen. Er war immer von etwas schwächlicher Leibesbeschaffenheit.

Redakteur. Sie wissen nun genug. Von Bezahlung, Widerruf, oder Ehrenerklärung kann keine Rede seyn.

Advokat. Dann ist es meine peinliche Pflicht, Sie zu benachrichtigen, daß das gerichtliche Verfahren gegen Sie beginnen wird. Da ich eine solche Antwort vermuthete, so bin ich bereits Sir James Scarlett um seine guten Dienste angegangen, und dieser hat denn auch den fraglichen Bericht als ein ruchloses Pasquill anerkannt, und mich der innigen Theilnahme versichert, die er für die Leiden meines trefflichen Clienten empfindet, der, wie er selbst, das Opfer einer zügellosen Presse ist. Erlauben Sie, daß ich mir Namen und Adresse Ihres Anwalts ausbitte.

Redakteur. Anwalts! Lassen Sie mich mit allen Anwalden in Ruhe. Ich weiß, was ich mir selbst schuldig bin.

Advokat. Gut. Ich will Ihnen zeigen, daß Sie nicht so leicht wegkommen. Wenn A mit Wissen und Willen den B beleidigt, und dadurch seinen (des besagten Bs) guten Leumund antastet, so wird A —

Redakteur. Die Güte haben, mein Zimmer zu verlassen, sonst möchte B —

Advokat. Ihn die Treppe hinabwerfen. Realinjurie, mit der Absicht ein Duell zu veranlassen. Höchst strafbar. Wenn A den B die Treppe hinabwirft, so zeigt er damit —

Redakteur. Daß er weiß, wie man sich mit einem Zungendrescher abzufinden hat.

(Advokat geht ab, O'Flam trit eilfertig ein.)

O'Flam. Der Himmel sey gepriesen, daß ich wieder los bin.

Redakteur. Sie scheinen bewegt, Hr. O'Flam. Ist Ihr Ehestandslotterieloos zu einer Niete geworden?

O'Flam. Mein Herr — ich — entschuldigen Sie meine Aufregung, meine Gefühle sind zu angegriffen — kurz, mein Herr, in der sinnigen Jungfrau, von der ich Ihnen sagte, entdecke ich — wie soll ich mich ausdrücken? eine —

Redakteur. Vormalige gute Freundin? Wirklich ein dummer Queerstreich!

O'Flam. Nicht gerade, sondern nicht Mehr und nicht Weniger als meine alte Wirthin, deren Quartier ich vor einem Monat verließ, und zwar unter Umständen von so widerwärtiger Art, daß ich in der Verwirrung des Augenblicks vergaß — doch lassen Sie mich über diesen leidigen Gegenstand weggehen —

Redakteur. Ich begreife. Dringt Ihre sinnige Jungfrau auf Bezahlung?

O'Flam. Bezahlung von mir! Nein, mein Herr, die gute Frau hat bereits das kluge Alter erreicht, wo man sich nicht mehr mit sanguinischen Erwartungen trägt. Indem war ihr gutes Herz über die unverhoffte Begegnung zu gerührt, als daß sie an das Schuldbuch hätte denken können; sie verließ das Zimmer, indem sie sich alle fünf Schritt verneigte, und ihr Gesicht glühte, wie ein kupfernes Brühnäpfchen. Doch um auf ein angenehmeres Thema zu kommen — darf ich, nachdem meine Heirathspläne gescheitert sind, Ihrem interessanten Journal meine Voluntärsdienste als Neuigkeitssammler anbieten? Ich schmeichle mir, daß Sie mit meinen Leistungen zufrieden seyn werden; die Vorschule, die ich in Dublin —

Redakteur. Warum gingen Sie denn dort weg?

O'Flam. Ein unglücklicher Vorfall mit meinem Oheim! Er behauptete mir Geld vorgestreckt zu haben; durch diese Kränkung meiner Ehre sah ich mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihn bei der Nase zu nehmen. Es kam zu einem Duell, und mein böser Stern wollte, daß ich meinen verehrten Verwandten aus dem Sattel hob. Aber das Schlimmste folgt noch. Den nächsten Tag, als ich meine Papiere noch ein Mal sorgfältig durchmusterte, entdeckte ich, daß mein Oheim Recht hatte; ich eilte nach seiner Wohnung, und wollte mich in gehöriger Form entschuldigen — allein —

Redakteur. Er war todt, ehe Sie hinkamen.

O'Flam. Ja, so todt als das Dünnbier in der walworther Kostschule. Die Sache sieht jedoch schlimmer aus, als sie ist; denn solange es noch Pfandverleiher in London giebt, fehlt es mir nicht an Oheimen, die für meine Bedürfnisse sorgen.

(Laufjunge tritt ein.)

Laufjunge. Eine zweite Dame ist in dem Privatzimmer, und wünscht Hrn. Herkules Lendenstark zu sprechen.

O'Flam. Wieder eine Wirthin, beim Jupiter! O, lieber Herr, ich bitte, gehen Sie und drücken Sie dem Frauenzimmer von Seiten des Hrn. Herkules Lendenstark ein respektvolles Bedauern aus, daß er bereits eingegangener Verpflichtungen halber außer Stande sey, die Ehre ihres Besuchs anzunehmen. Ich bin für den Rest meines Lebens von aller Heirathslust kurirt. Schon der Gedanke daran macht mir Sodbrennen. (Redakteur geht ab, O'Flam bleibt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

II. Kroatien.

(Schluß.)

Wir machten in einer Glashütte zu Marschlawodiza Halt und beschäftigten uns mit Botanisiren und dem Erlernen der nöthigsten Redensarten aus einer Sprache, deren Verwandtschaft mit dem Russischen unverkennbar ist. Auf einer leichten ungrischen Trijuga setzten wir am andern Tage die Reise nach Karlstadt fort. Wilder und waldiger wurde die Umgegend, mannshohes Farrenkraut bedeckte jeden von kolossalen Fichten leer gelassenen Raum, uns zur Rechten lag das theilweise schon türkische Kapellagebirge, tief unten wurde zuweilen die Kulpa sichtbar, und unser leichtes Gespann brachte uns mit reißender Schnelligkeit über hohe Berge und steile Abhänge weiter. Allmählig ebnete sich das Land wieder, Reis und Mais und Kastanien wurden einzeln gebaut, wir kamen durch mehrere große Dörfer, und hielten auf der Gränzkordonslinie, Kupiak, an. Im Wachthause hingen Trombons, Weiderflinten von ungeheurer Länge, Handschellen, Ketten und Stachelhalsbänder für die Doggen, die im Hofe furchtbar bei unserer Ankunft tobten; keine guten Vorbedeutungen für die weitere Reise! Der Abend neigte sich; durch Wälder, deren Bäume in dichter Verwüstung durcheinander lagen, fuhr rasselnd unser Wagen, von den nahen Gränzgebirgen blitzten Wacht- und Hirtenfeuer zu uns herüber. Heerden von Ziegen und Schafen mit schraubenförmigen Hörnern waideten an den Waldrändern, und die einzelnen Hütten an der Landstraße, welche die fehlenden Dörfer ersetzten, zeigten eine unglaubliche Armseligkeit. Sie bestanden zum Theil nur aus dachförmig konvergirenden unbehauenen Stämmen mit einer hintern Erdwand. Die vordere Oeffnung diente als Thüre, Fenster und Rauchfang. Das Feuer unter dem Kessel geht den ganzen Tag nicht aus, und während um dasselbe wilde Gestalten ein monotones trauriges Lied mehr heulen als singen, brüllt im Hintergrund das in demselben Raume befindliche Vieh, und es war ein unheimlicher Anblick, als wir bei später Nacht in dem großen Dorf Kammeral-Maraviza anlangten, und aus den vielen offenen Thüren eben so viele helle Feuer unter schwarzen Kesseln von wilden Männergestalten umlagert sahen. Um das Dorf her war Alles voll von Getraidwägen, Fuhrleuten, Vieh und Saumpferden mit ihren Führern, die insgesammt im Freien übernachteten, und eine weite Wagenburg bildeten.

Wir stiegen vor einer Art Wirthshaus aus, wo wir in die allgemeine Wirthsstube traten, und froh waren an dem Feuer unter dem Kessel Platz zu bekommen. Neben uns saßen einzelne Wallachen *) mit langen Schnurrbärten und Zöpfen und kauten Zwiebeln mit Oel befeuchtet, Kinder rösteten sich Kartoffeln, und verbrannten sich mit lautem Geschrei die Hände, im Hintergrund wurde ein bejahrter

*) Der römisch-katholische Kroate nennt alle sich zur griechisch-katholischen Kirche bekennenden Einwohner dieser Gegend, Wallachen. Die Männer sind äußerlich sogleich durch ihre Zöpfe, die der Kroate nicht trägt, kennbar.

Hammel geschlachtet, abgezogen und in großen Stücken in den Kessel geworfen. Auf einer Schnellwage wog man Salz, und verkaufte es an die Fuhrleute für ihre Ochsen, dort stellte man Häfen voll Kastanien an das Feuer und nahm sie wieder weg. Der Rauch drohte meine Augen zu verzehren, doch interessirte mich das sonderbare Schauspiel allzu sehr, und erst spät verlangte ich eine Ruhestätte, die uns endlich — auf einem Heuboden angewiesen wurde. Doch noch waren wie nicht am Ziele. Ueber eine große Pfütze im Hof legte unser Wegweiser in Ermanglung einer Brücke eine Leiter und langte glücklich mit einem Kienbrand in der Hand am jenseitigen Ufer an. Ich folgte ihm nach, doch es war finster, und ich nicht so wie jener mit den Lokalitäten der Leiter, der einige Sprossen in der Mitte fehlten, bekannt, und bekam so ein unwillkührliches Bad. Die Leiter wurde hierauf emporgerichtet, an ein Bodenloch gesetzt, und wir mußten uns bequemen einen eben so gefährlichen Weg in die Höhe zu machen.

Mit dem ersten Beginnen des Tages wach, gingen wir, um unsre naturhistorischen Sammlungen zu bereichern, in die nahen Gebirge. Die Kirchthürme stehen hier öfters wie in Istrien von der Kirche selbst entfernt, und sind Nichts als eine einfache hohe Mauer, die, zuoberst unter einem schmalen Dach, eine oder mehrere Glocken hat. Unter den wallachischen Mädchen giebt es hin und wieder hübsche Gesichter; man unterscheidet die Mädchen von den Weibern an den zwei seitlichen Zöpfen, die ihnen gegen die Brüste, jenen aber gegen den Rücken herab hängen. Ihre Kleidung ist höchst einfach, und besteht meistens nur in einem groben Hemde und einer Art Jacke ohne Aermel, die beide vorn offen sind; ist das Wetter zu kalt, so wird ein Schafpelz übergehängt. Die Wiege mit dem Kinde, Gemüse-Körbe und Lasten werden auf dem Kopf getragen, und besonders merkwürdig ist die Art, mit welcher auch unterwegs gesponnen wird. Unter das Kopftuch nämlich wird Flachs um den Kopf gewunden, der Faden durch den Mund gezogen und so benäßt, und emsig dreht die eine Hand während des Gehens die Spindel.

Auch hier trafen wir die trichterförmigen Vertiefungen wie im Karst wieder, aber sie sind mit fruchtbarer Erde und Gras überkleidet. Eine Brücke führte uns über die Dobra an der Mauthstation vorbei, waldige Anhöhen wechselten mit Weinbergen und Reispflanzungen, süße Kastanien und Platanen beschatteten die Straße; jetzt erblickten wir vor uns Karlstadt und die weiten Ebenen des Saustromes. Erzherzog Karl von Oesterreich ließ im Jahre 1579 als Brustwehr gegen die Einfälle der benachbarten Türken die Festung, die seinen Namen erhielt, erbauen, und ich gestehe gerne, daß ich mich sehr in meinen Erwartungen von Karlstadt täuschte, indem selbst die bessern Häuser bloß von Holz sind, und Erdwälle die ganze Befestigung ausmachen. Die Stadt, nur einige Stunden von der türkischen Gränze entfernt, liegt in einer ungesunden niedern, dabei heißen und sumpfigen Gegend. Die Landestracht ist schon ungarisch und die Gerichtssprache die lateinische. Hier sahen wir seit langer Zeit die ersten Tabakspflanzen wieder, und köstlicher ungarischer Wein würzte den Mittagtisch.

Ueber abwechselnde Anhöhen und Ebenen langten wir am nächsten Tag in Agram, den Sitz des Bans (Vicekönigs) von Kroatien, der aber sich gewöhnlich zu Prag aufhält, an. Im Kroatischen heißt die Stadt Zagred und der Bärenberg, an den sie sich anlehnt, Medved. Die Stadt zerfällt in die untere, obere und Alt-Stadt (Opatowina), und ist freundlicher und hübscher als Karlstadt gebaut. Ein ehrwürdiger, altgothischer Dom, und der Sitz mehrerer Dikasterien machen Agram merkwürdig.

Französische Gerichtsverhandlungen.

Folgender Rechtsstreit vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris hat viel Aufsehen erregt und mag als Beleg dienen, wie sich auf einer Seite die Ansicht der Dinge geändert und die Julushitze gewisser Leute in der Hofluft abgekühlt hat; auf der andern Seite giebt er einen Beitrag zur Charakteristik einiger Männer, die in jener Zeit eine Rolle spielten.

Hr. Lacroix, der sich einen General „der pariser Freiwilligen" nennt, tritt klagbar gegen den Moniteur auf. Eine zahlreiche Versammlung von Militärpersonen in Civilkleidung und Uniformen erfüllt die Zeugenbänke und bildet einen Theil der Zuhörer. Mehrere derselben tragen Dekorationen. Hr. Bethmont, Anwalt des Hrn. Lacroix, welcher letztere nicht zugegen ist, trägt vor:

„Nach den Tagen des Julius hatte Hr. Lacroix um sich viele Offiziere versammelt, die von verschiedenen Seiten her durch Obristen, Generale und überhaupt im Kriegsministerium angestellte Offiziere höheren Ranges an ihn gewiesen worden waren. Hr. Lacroix bildete aus diesen Offizieren die Legion der pariser Freiwilligen. Diese Legion machte sich nach Bayonne auf den Weg in dem Augenblicke, wo Valdes und Mina einen Einfall in Spanien versuchten. Auf ein Mal änderte sich die Politik. Hr. Lacroix wurde angehalten und das Offizierskorps, das ihn begleitete, zerstreut. Indeß erhielt bald darauf Hr. Lacroix abermals den Auftrag, die zur Armee von Afrika oder Morea bestimmten Offiziere um sich zu versammeln. Aber nicht lange so erschien bei einem neuen Wechsel der politischen Ansichten im Moniteur eine Erklärung, die Regierung wolle gegen Hrn. Lacroix nicht die Gesetze anrufen; wenn er aber auf seinem Verfahren beharre, so dürfte die ganze Strenge des Strafgesetzbuches gegen ihn in Anwendung gebracht werden. Auf diesen Artikel forderte Hr. Lacroix den Redakteur des Moniteurs vor die Schranken des Zuchtpolizeigerichts.

Der fragliche Artikel lautete wörtlich so: „Nach einem Briefe vom 31 Jan., in Messager des Chambres, legt sich Hr. v. Lacroix, Baron von Boërgard, den Titel eines Generallieutenants und Kommandanten der pariser Freiwilligen bei, indem er zugleich in diesem Briefe versichert, der König habe ihn und seine Offiziere anerkannt. —

„Die Werbungen, die Hr. von Lacroix nach dem Julius anzustellen versuchte, sind ohne Wissen der Regierung geschehen. Sobald die Behörden davon in Kenntniß gesetzt waren, wurde ihm untersagt, sie fortzusetzen und sogar ein gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet. Indeß löste sich die militärische Association, an der sowohl alte Offiziere als Leute, die niemals im Kriegsdienste standen, Theil genommen hatten, nicht auf. Sie hatten unter sich Rang und Titel bis zum Grade eines Feldmarschalls vertheilt und verlangten nun von der Regierung in diesen Eigenschaften anerkannt zu werden. Der Kriegsminister, hievon unterrichtet, ließ ihnen mündlich und schriftlich bedeuten, daß man sie, wenn sie fortführen, gegen die Gesetze zu handeln, als Falschwerber behandeln würde. Nur auf ihr Versprechen hin, sich unverzüglich aufzulösen, wurde ihnen bewilligt, die zum Dienst tauglich befundenen Individuen, welche freiwillig eintreten wollten, bei der Armee von Afrika zu verwenden. Den Offizieren oder Denen, die sich so nannten, wurde angedeutet, daß ihre Grade ohne Nachweis und Bestimmung des Ministeriums nicht anerkannt werden könnten. Späterhin behauptete Hr. von Lacroix, der König habe von seinen Werbungen Kenntniß gehabt und sie gebilligt. Der Kriegsminister machte ihm hingegen die bestimmteste verneinende Erklärung und schärfte ihm wiederholt ein, sich nicht mehr mit einer Truppenorganisation zu befassen, wenn er nicht kriminalgerichtlich verfolgt werden wolle. Endlich verlangte Hr. v. Lacroix für sich und seine Offiziere Besoldung und anderweitige Verwendung. Der Minister that ihm zu wissen, daß er ihm keine Besoldung zu verwilligen habe, und daß die mit ihm vereinigten Offiziere, wenn sie sich über ihre Befugniß, die Insignien militärischer Grade zu tragen, nicht ausweisen könnten, verhaftet werden würden. So standen die Sachen, als die Erklärungen des Hrn. v. Lacroix in einigen öffentlichen Blättern erschienen. Wir glauben es dem Pu

blikum schuldig zu seyn, es mit dem wahren Verhältnisse dieser Sache bekannt zu machen."

„Hr. v. Lacroix," setzt sein Anwalt nach Vorlesung des Artikels hinzu, „hat in den Juliustagen den Generalshut erworben. Er stellte sich an die Spitze der Bewegung. Heute macht man ihm die Eigenschaft eines Generals streitig, die ihm in einer Anzahl von Briefen beigelegt wurde." — Der Anwalt legt hierauf eine Menge Briefe vor, in denen verschiedene Generale, unter ihnen General Pajol, die Adjutanten des Königs, Hr. Treilhard, Präfekt der Polizei u. s. w. Hrn. Lacroix den Titel General gegeben.

Folgender Brief war von dem Obristen Bisselt nach den Unruhen des Dezembers an Hrn. Lacroix geschrieben:

„Mein General! Der Hr. Marschall Gérard hat Ihr an den König gerichtetes Schreiben demselben vorgelegt und mich beauftragt, Ihnen, mein General, und den Offizieren, die unter Ihrem Befehle stehen, bei Gelegenheit der neuen Beweise von Ergebenheit, die Sie gegen ihn an den Tag gelegt, seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben.

„Wenn die Umstände es erheischen, wird der König die Dienste, die Sie ihm anbieten, annehmen; gegenwärtig sind die Sachen noch von keiner Bedeutung."

Der Anwalt des Königs: Von welchem Datum ist dieser Brief?

Hr. Bethmont: Vom 22 Dezember im Moment der kleinen Woche.

Mehrere Offiziere: Damals sprach man freilich gut von unserer Ergebenheit.

Der Anwalt des Klägers sucht hierauf darzuthun, daß der Artikel im Moniteur eine Diffamation enthäle und trägt auf eine Geldbuße und Entschädigung von 10,000 Fr. an.

Einer der vielen Offiziere, die der Sitzung beiwohnten, erhob sich und sagte, daß diese Summe bestimmt seyn solle, die Patrioten zu unterstützen.

— Für die Polen! rufen alle Offiziere.

Hr Barrot, Anwalt des Königs, nimmt das Wort; er sucht zu beweisen, daß der gegen Hrn. Lacroix gerichtete Artikel des Moniteur nicht auch die übrigen dabei betheiligten Offiziere betreffen habe „Ihre Sache," fügt er hinzu, „ist nicht die des Hrn. Lacroix. Sie sind schuldlos, denn Sie wurden hintergangen; diese Veteranen unserer alten Armee, diese jungen Männer, Soldaten des Julius, die wir heute vor den Schranken sehen, waren das Opfer trügerischer Vorspiegelungen; aber ich wiederhole es, sie sind unschuldig. Wurden sie also verleumdet? Ich glaube nicht; denn der Artikel ist nicht auf sie anwendbar. Er betrifft allein Hrn. Lacroix. Und wer ist dieser Hr. Lacroix? — Ohne Zweifel ein tapferer unerschrockener Mann. In den Tagen des Julius kämpfte er in den Vorderreihen mit den Vertheidigern unserer Freiheit. Damals nahm er den Titel und die Uniform eines Generals an. Wollen wir sagen, daß er sich diesen Titel angemaßt? Nein, denn unter dem Feuer des Louvre hat er ihn angenommen. In diesen Tagen des Kampfes war der General der Tapferste, er war es, der sich zuerst in's Kartätschenfeuer stürzte, und so kann ihm nicht die Anmaßung eines Titels angeschuldigt werden, der damals eine Gefahr mehr war. Aber sobald die öffentliche Gewalt wieder in ihre Rechte eingetreten, sobald eine Regierung auf den Trümmern der alten wieder aufgerichtet war, mußten die erworbenen Titel und Grade einer andern Bestätigung als der der Massen unterworfen werden; man mußte auf sie verzichten oder sie gesetzlich bestätigen lassen. Dieß hat Hr Lacroix nicht gethan. Man muß gestehen, es lag in dem Stillschweigen, das die Regierung eine Zeit lang über die auf dem Schlachtfeld improvisirten Grade beobachtete, eine gewisse Nachlässigkeit. Hr. Lacroix konnte darin eine stillschweigende Anerkennung sehen. Aber endlich redete die Regierung, der Kriegsminister fand sich veranlaßt, einer Ordnung der Dinge sich entgegen zu stellen, die, ohne gefährlich zu werden, nicht länger bestehen konnte. Ja, meine Herren, eine so schrankenlose Gewalt, wie sie Hr. Lacroix besaß, konnte nicht länger dauern. Als oberster Chef einer Division wählte er Offiziere, bildete Cadres und theilte Ernennungen aus. Nein, eine solche Gewalt mußte aufhören, vorzüglich wenn man bedenkt, in welche Hände sie gegeben war. (Heftiges Murren unter den Offizieren.)

„Hr. Lacroix wollte Männer von Ehre befehligen, er wollte an ihrer Spitze stehen. Hier ist ein Abriß seines Lebens. (Neue Unterbrechung.)

„Hr. Lacroix ist niemals Generallieutenant gewesen, er hatte bloß den Rang eines Bataillonschefs. Von einem General zum Generallieutenant ernannt, der nicht das Recht hatte, eine solche Beförderung vorzunehmen, wollte Hr. Lacroix seinen Rang behalten. Aber der erste Konsul, der doch die Tapfern liebte, erlaubte es ihm nicht wegen des ärgerlichen Betragens, das sich Hr. Lacroix auf Guadeloupe zu Schulden kommen ließ. (die Offiziere verneinen Dieß, alle erheben sich und unterbrechen den königlichen Anwalt durch verschiedene Zwischenreden.) Der königliche Anwalt fährt fort: „Wir glauben bis jetzt keinen Anlaß zu solchen Unterbrechungen gegeben zu haben. Wir haben ehrend Alles anerkannt, was wir ehrenvoll in dem Charakter und dem Betragen der Offiziere, von denen wir uns umgeben sehen, anerkennen mußten. Wollen Sie jetzt Den kennen lernen, der sie auf dem Weg der Ehre zu führen verhieß? (Tiefes Stillschweigen) Adjutant des General Moreau, hat er mit diesem die Fahnen Frankreichs verlassen . . . Er wurde aus den Listen der Armee gestrichen. Hr. Lacroix wollte diese Thatsache ableugnen, aber in einer Bittschrift an Ludwig XVIII im Jahre 1815... (Hier entspinnt sich ein Wortwechsel zwischen dem königl. Anwalt und dem des Klägers. Der Präsident giebt Ersterem das Wort wieder.)

Der königliche Anwalt fährt fort;

„Eben dieser Mann, der sich jetzt als den Ritter der Freiheit rühmt, richtete damals an Ludwig XVIII eine Bittschrift, in der er um Anstellung nachsuchte. Wissen Sie, meine Herren, worauf er seine Ansprüche gründen wollte? Auf seine Ergebenheit gegen das regierende königliche Haus; seinetwegen nur hatte er mit Moreau die Fahne Frankreichs verlassen." (Tiefer Eindruck.)

Endlich versucht der königl. Anwalt zu beweisen, daß der in Rede stehende Artikel nichts Diffamirendes enthalte. Man hört einen der Offiziere mehrmals rufen: „Brod ist's, was wir verlangen, nachdem wir unser Blut hergegeben haben."

Hr. Sauvo, Redakteur des Moniteur, beschränkt sich darauf zu erklären, daß der erwähnte Artikel ihm vom Kriegsminister zur Aufnahme eingesendet worden sey, daß er übrigens alle Verantwortlichkeit auf sich nehme.

Der Anwalt des Hrn. Lacroix schließt, indem er zu zeigen versucht, daß der Artikel nicht bloß gegen Hrn Lacroix allein, sondern auch gegen alle Offiziere gerichtet gewesen und erklärt, daß er nicht sowohl für Hrn. Lacroix als für die ehrenwerthen Männer auftrete, die mit ihm verunglimpft worden seyen. Uebrigens sey nach französischen Gesetzen die Anschuldigung einer Handlung, sie möge wahr oder unwahr seyn, eine Diffamation, und Alles, was der königl Anwalt vorgebracht, diene nur zu erweisen, daß eine Anschuldigung gemacht worden sey.

Das Tribunal entscheidet nach einstündiger Berathung, daß der Artikel nur Hrn. Lacroix gegolten habe, und verurtheilt den Redakteur des Moniteur wegen des diffamatorischen Inhaltes des fraglichen Artikels zu sechs Franken Strafe und den Kosten.

Mehrere Offiziere: „das heiße ich eine wohlfeile Verleumdung!"

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Man hat meines Erachtens sehr richtig gesagt, daß der Bodensatz aller menschlichen Weisheit in einer Mystifikation besteht. Unter allen Mystifikationen, von denen das menschliche Geschlecht jemals genasführt wurde, giebt es keine ärgerlichere als die neuen Lehren von der Freiheit und Gleichheit. Es wird als gewiß angenommen, daß dieses Erbstück der Revolution uns fortan durch das Repräsentativ-System gesichert bleiben wird. Ich glaube von Grund meines Herzens an das Repräsentativ-System, denn ich kenne keine Regierung, die nicht Etwas repräsentirt oder wenigstens zu repräsentiren glaubt. Man müßte denn eine Ausnahme machen wollen mit der Repräsentativ-Regierung, wie wir sie schon seit vierzig Jahren gesehen haben, und die durchaus Nichts repräsentirt. Wenn man in Frankreich ein gewichtiges Substantiv und dazu ein wohlklingendes Adjektiv gefunden hat, so glaubt man gewöhnlich, es müsse dahinter auch ein Begriff stecken; auch finden sich in der That jedes Mal Leute, die diesen Begriff auf bewunderungswürdige Weise zu ihrem Vortheile herauszukernen wissen, und hochherzige Bürger, die, eines bessern Schicksals würdig, sich dafür todtschlagen lassen. Ich schlage vor, auf ihre Grabsteine folgende Inschrift im Geschmacke des Simonides zu setzen:

„Wanderer, sagt zu Paris, daß wir gefallen sind in der Vertheidigung eines Substantivs und eines Adjektivs!"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 83. 24 März 1831.

Das englische Zeitungsbureau.

4. Scene. Privatzimmer. Eine Dame sitzt an einem Tisch.

Dame. Ach! Wie fühl' ich mich so seltsam ergriffen! Es ist doch ein eigen Ding, wenn man so gefühlvoll ist! Doch ich war immer ein zartes Wesen, wie der gute liebe Doktor Schnelltödter zu sagen pflegte. Schon der bloße Gedanke an einen zweiten Mann überwältigt mich. Gnädiger Himmel, wie mein Herz pocht! Lendenstark, welch herrlicher Name! Herkules, wie ansprechend! Wenn die Person des theuern Mannes seinem Namen entspricht — wie ich zittere! Was für ein bedeutungsvoller Augenblick! (Redakteur tritt ein.)

Redakteur. Ich komme, Madame, in Auftrag des Hrn. Herkules Lendenstark, Ihnen zu sagen —

Dame. (den Kopf bei Seite drehend, zimpferlich lispelnd.) Der liebenswürdige Mann, wie anmuthig seine Stimme lautet, mit welcher feinen Galanterie er mich anredet! (Sie wendet sich verliebt gegen ihn, und schlägt zu gleicher Zeit ihren Schleier zurück.) Gott sey mir gnädig! Mein Mann, Hr. G—

Redakteur. Verdammt! Mein Weib, Frau G—!

Dame. Wie kommt Das? Ich glaubte Sie schon längst todt.

Redakteur. Das war ich, nach demselben Grundsatz, nach welchem ein Schuldner für seine Gläubiger nicht zu Haus ist.

Dame. Gefühlloser Mann! Ist es recht, daß Sie mich nach einer so langen Trennung so bewirthen?

Redakteur. Bewirthen! Würden Sie es einen Schmaus nennen, wenn Ihnen ein Apotheker zum Vorschmack ein Glas Rhabarber vorsetzte?

Dame. Grobian! Ich frage, sind Sie der schwächlichen Leibesbeschaffenheit einer leidenden Dame keine Rücksicht schuldig? Schauen Sie mich doch nur an. Bin ich nicht ein wahres Marterbild, und durch Wen bin ich es geworden? Sehe ich nicht ganz schmachtend und schwindsüchtig aus?

Redakteur. Vielleicht haben Sie noch nicht gespeist.

Dame. (schmeichelnd.) In der That, mein Lieber —

Redakteur. Lieber! Mag seyn! Es war mir zwar immer, als ob mir hier ein Geweih hervorsprossen wollte. (Er fährt nachlässig mit der Hand nach der Stirne.)

Dame. Tropf!

Redakteur. Freilich der war ich, daß ich Sie heirathete.

Dame. Ach, mein erster Mann, Hr. T— ging nie so mit mir um. Mit ihm lebte ich wie im Himmel.

Redakteur. Ich wünschte, Sie wären jetzt bei ihm.

Dame. Bei Ihnen könnte man toll werden.

Redakteur. Das wäre nicht zum ersten Mal.

Dame. (weinend.) Grausamer, grausamer Mann, habe ich Das um Sie verdient?

Redakteur. (bei Seite.) Thränen! Sie kann sich jetzt doch nicht verstellen. Sollte ich zu weit gegangen seyn? (Er tritt zögernd auf sie zu.) Auf ein Wort, Madame, und es kommt dann auf Sie an, ob wir künftig wieder unter einem Dach wohnen sollen oder nicht. Sie kennen mein nervenkrankes fieberhaftes Temperament, die Ursache all unsrer Händel. Sie erinnern sich jener stürmischen Momente, wo in der Hitze der häuslichen Debatte Sie Ihre Beweisgründe mit dem Leuchter zu erhärten pflegten, während ich mich an den Schämel hielt. Erklären Sie sich ein für alle Mal aufrichtig. Da Sie dieß Alles wissen, haben Sie Lust, mich und meine Neeven noch einmal unter Ihre gnädige Schirmvogtei zu nehmen? Was mich betrifft, so bin ich Willens den Versuch zu wagen, da ich immer ein abenteuerlicher Spekulant war, selbst wenn alle Zeichen gegen mich standen. Jahre sind verflossen, seit dem wir uns nicht mehr sahen, und so sind wir ohne Zweifel beide verhältnißmäßig weiser geworden. In Bezug auf unsere persönlichen Annehmlichkeiten mag die Rechnung sich so ziemlich ausgleichen; Sie haben Ihr Haar verloren, und ich meine Zähne, so daß wir nicht mehr auf einander eifersüchtig zu seyn brauchen. Ich bin weit entfernt zu befürchten, irgend ein Cassio möchte mit meiner holden Desdemona davon laufen — er müßte nur in ihre Perücke verliebt seyn, und bei mir, der ich seit Jahren von der Gicht gelähmt bin, ist vom Davonlaufen füglicher Weise auch nicht mehr die Rede. Eine Schnecke würde mich einholen, wenn ich auch zehn Yards voraus hätte. Bei dieser Bewandtniß der Dinge habe ich einige Hoffnung auf häusliches Glück, wenigstens auf eine Stunde von vierundzwanzig, und ich kann Sie versichern, Madame, in jetziger Zeit ist eine Stunde Frieden des Tags schon ein hübsches Fixum für den Ehestand. Sie sehen, ich hege keine überspannten Erwartungen.

Dame. (reicht ihm die Hand.) Ich gebe Ihren Vorschlag ein.

Redakteur. So bin ich der glücklichste unter den Männern.

Dame. Ach ja, so sagten Sie auch, als Sie mich das erste Mal aus meinem Witwenstande erlösten.

Redakteur. Es ist wahr, Madame, ich habe viel dummes Zeug in meinem Leben gesagt. (O'Flam tritt ein.) Hr. O'Flam Sie treffen mich in einer neuen Lage. Ich habe meinem Lebensbuch einen Anhang beigefügt und in der Person dieser Dame mein längst verlornes Weib entdeckt.

O'Flam. Entschuldigen Sie meine Verlegenheit. Ich weiß nicht, soll ich Ihnen mein Beileid bezeugen, oder zu Ihrer Entdeckung Glück wünschen.

Redakteur. Ich finde Ihren Zweifel natürlich, und zum Beweis, daß ich die Beweggründe davon achte, lassen Sie mich Ihren werthen Namen auf die Liste unserer Neuigkeitssammler setzen. Ich will Ihr Zartgefühl nicht durch ein übertriebenes Anbot von Bezahlung verletzen. Ich weiß, der Stolz der Geistesbildung verschmäht mit gemeinem Wucher sich zu beflecken; Sie sollen deßhalb — doch genug von dieser Materie. Die Zeit drängt; und da ich den ganzen Morgen mit Unterbrechungen verloren habe, und das Blatt jetzt erscheinen soll, so werde ich nun eben heute unsere Leser mit der dienlichen Formel abspeisen müssen, daß sich seit Gestern Nichts von Wichtigkeit in der politischen Welt ereignet hat.

(Alle ab.)

Ein Abenteuer auf dem Eismeer des Montblanc.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise setzten wir eine Zeit lang unsern Weg fort, als wir auf ein abschreckendes Hinderniß stießen; ein ungeheurer Felsblock nämlich lag vor uns, und um seine glatten Wände hin mußten wir auf die andere Seite zu gelangen suchen. Wir waren an ihm allmälig hinaufgestiegen, und er erhob sich über uns noch volle fünfhundert Fuß, während er fast senkrecht mehr als sechzig tief unter uns sich absenkte. Hier verloren wir natürlich jede Spur eines Wegs und die einzige Möglichkeit weiter zu kommen bot sich in einer schmalen Leiste dar, die nur wenige Zoll breit an dem Felsen fortlief, und kaum hinreichte den einen Fuß festzustellen, während man den andern vorwärts setzte; die kahle Oberfläche bot keinen Strauch, keinen Grasbüschel, an dem man sich hätte halten können. So schoben wir uns Fuß vor Fuß gesetzt weiter, indem wir uns dicht gegen die etwas einwärts geneigte Felsenwand anlehnten, aber deßhalb unter nicht geringerer Gefahr, da die geringste Unachtsamkeit uns aus dem Gleichgewicht gebracht, und rettungslos in die Tiefe hinabgestürzt haben würde. Endlich gelangten wir auf der andern Seite an und fanden den Weg wieder, wenn man es so nennen kann. Hier ruhten wir einige Augenblicke aus, und erfrischten uns durch ein Glas Wein, mit dem mein Gefährte zum Glück seine Feldflasche angefüllt hatte. Dann setzten wir unsern Weg auf die angegebene Weise noch zwei Stunden weiter fort. Wir näherten uns jetzt dem obern Ende des Gletschers, wo wir das Eis glatter und weißer, als frischgefallenen Schnee fanden, und nun unsern Weg seitwärts nahmen, da der Garten auf der entgegengesetzten Seite lag. Von nun an ging unsere Wanderung ziemlich gut von Statten, nur daß wir zuweilen auf vierzehn bis fünfzehn Fuß hohe Eisdämme stießen, die schmutzig und von Regen und Sonnenstrahlen ausgenagt sich in den Weg stellten, und wovon uns oft mühsam genug umgangen werden mußten. Nur selten hielten wir an, um Athem zu holen und unser Auge auf die furchtbare Umgebung um uns her zu richten.

Schon einige Zeit hatte ich bemerkt, daß das Wetter allmälig sich zu ändern angefangen habe; der Himmel bedeckte sich, Gewölk lagerte um die Bergspitzen, und wurde immer dunkler und niedriger und färbte sich endlich mit jenem Grau, das uns nicht mit einem vorübergehenden Schauer, sondern mit einem anhaltenden Regen bedrohte. Ich machte meinen Gefährten darauf aufmerksam und rieth zurückzukehren, indem ich die äußerst mißliche Lage schilderte, in die wir gerathen müßten, wenn meine Ahnungen in Erfüllung gingen: nur in vollen drei Stunden konnten wir ein Obdach wieder erreichen, wir mußten über den Gletscher zurück durch ein enges Thal, wo die geringste Erschütterung, selbst lautes Sprechen hinreichte, die Schneemassen loszureißen, die nur locker an den Felsen über uns hingen, um so mehr, wenn erst der Regen und die ihn begleitenden Folgen unsern Weg äußerst beschwerlich, wo nicht gefährlich machen würden. Meine Bedenklichkeit wurde überstimmt, und wir fuhren fort, den Schlamm zu durchwaten, als auf einmal ein lang nachhaltender Donnerschlag aus dem trüben Gewölk hervorbrach, und von Fels zu Fels fortgewälzt in zahllosen Echo's widerhallte. Große Regentropfen fielen und schlugen schwer auf das Eis; ein dichter dunkler Nebel verbreitete sich nach allen Seiten hin; seine furchtbare Düsterheit erhöhte noch das Schreckliche unserer Umgebung und brachte selbst meinen Gefährten dahin, Halt zu machen, und nach einigem Widerstreben, sein Vorhaben aufzugeben. Zu meiner großen Freude richteten wir unser Gesicht wieder nach dem Hospitium zurück, das leider fern unsern Augen verborgen lag.

Statt den Gletscher von da aus, wo wir uns jetzt befanden, quer zu durchschneiden, faßten wir den Entschluß, auf derselben Seite wieder zurück zu kehren, bis wir die Alphütte entdecken könnten, und dann erst einen andern Weg zu versuchen. Dieß war der Anfang zu all unsern Leiden. Es war keine Zeit zu verlieren, der Regen nahm zu, die Blitze leuchteten, und von Zeit zu Zeit ließ der Donner sein furchtbares Gebrüll vernehmen. Wir eilten so schnell fort, als es der unsichere Grund erlaubte, indem wir eine Stunde lang an dem Rande des Gletschers und unter den Felsen unsern Weg fortsetzten. Nun beschlossen wir, in schiefer Richtung durch das Eisfeld zu gehen, um wo möglich das Hospitium schneller zu erreichen. Wir hatten, ohne es zu merken, die ganze glatte Eisdecke wieder zurückgelegt, auf der wir zuvor sicherer und leichter vorwärts gekommen, wo aber jetzt Alles von ungeheuern Schneehaufen bedeckt lag, die fast fünfzehn Fuß hoch und mit den von den Berggipfeln wie Hagelschauer herabgestäubten platten Steinchen vermischt waren.

Indem wir nur langsam, und unter den größten Schwierigkeiten unsern Weg zwischen diesen Massen fortsetzten, gelangten wir auf den eigentlichen Gletscher, der sich aber völlig verändert zu haben schien. Statt des glatten Eises, wie wir es zuvor gesehen hatten, fanden wir ihn mit einer Rinde gefrorenen Schnees überlagert, die Blöcke größer und die Eisspalten breiter und nur äußerst schwierig zu überspringen. Es war kein Kinderspiel auf einem schlüpfrigen

Eisblock zu stehen, und auf einen eben so schlüpfrigen Klumpen über eine Kluft von unabsehbarer Tiefe hinüber zu sehen, mit Gefahr, wenn ein Fuß ausglitt, ohne alle Rettung rückwärts hinabzustürzen.

Nachdem wir einige dieser fürchterlichen Stellen zurückgelegt, war es unmöglich, wieder umzukehren, und wir mußten denn noch auf jede Gefahr hin unsern Weg fortsetzen; nun fühlten wir erst recht die Größe unsrer Thorheit; das Ungewitter nahm furchtbar zu, die Blitze flammten uns vor den Augen, der Donner brüllte und der Wind schlug in heftigen Stößen uns den Regen in's Gesicht, während der dichte Nebel, wie ein Leichentuch über das Antlitz der sterbenden Natur gebreitet, unsre angstvolle Lage noch mehr verdüsterte. Natürlich wurden wir in Kurzem durch und durch naß, setzten aber unsern Weg so gut es gehen wollte fort.

Die Eisberge vereinzelten sich mehr und mehr, die Spalten erweiterten sich zu gähnenden Klüften; oft mußten wir mehr als ein Mal einen Block umwandern, um ein Mittel zu finden, wie man auf einen andern hinüber gelangen sollte; manche waren nur durch eine schmale Eisbrücke verbunden, die einen gefährlichen und unsichern Uebergang bot, während jede andere Seite mit Abgründen umgeben war; viele derselben zu weit, als daß man daran denken konnte, darüber weg zu springen. Die Ränder der Klüfte waren durch den beständigen Regen abgerundet, und die Eisfläche durch den jetzt fallenden überaus schlüpfrig. Auf diese Art bald vor bald rückwärts gehend, gelangten wir endlich auf die Mitte des Gletschers — unsre Lage war grauenvoll, der Regen goß in Strömen, unsre Kleider klebten uns auf der Haut, Hände und Füße waren erstarrt, und durch das Gehen auf dem nassen scharfkantigen Eis meine Schuhe an sich schon dünn, hinten niedergetreten und an den Seiten aufgeschlitzt. Das Wasser schwabbelte darin, und ich konnte sie nur mit größter Mühe am Fuß behalten. Zum Glück waren sie nicht dick und stark, sonst würde ich keinen sichern Tritt auf dem Eis gehabt haben, und gezwungen worden seyn, sie weg zu werfen und baarfuß zu gehen, was auf einem solchen Wege fünf Stunden lang etwas mehr als unbequem gewesen wäre. Endlich geriethen wir durch einen Sprung hinab auf einen Eisblock, der, wie wir zu unserm großen Schrecken bemerkten, von allen andern durch eine weite Kluft getrennt war, in die sich ein ungeheurer Felsblock eingeklemmt hatte; über diesen mußten wir wegzukommen suchen, er hing hoch über dem entsetzlichen Abgrund, dessen glatte Kristallwände in unabsehbare Tiefe hinabschossen. Der Fels war schmal, und das Eisstück, das wir erreichen wollten, lag viel tiefer, als das, worauf wir standen; so daß es ein vollkommener Thorbogen war, über den wir uns hinablassen mußten. Deßhalb konnten wir auch nicht sehen, wie die andere Seite beschaffen war, so daß wir, war der Weg auf der andern Hälfte des Bogens nicht fortzusetzen, nicht mehr rückwärts gekonnt haben würden, da wieder empor zu klettern eine reine Unmöglichkeit gewesen wäre. Allein wir mußten Alles wagen. Einige Augenblicke sahen wir uns sprachlos an. Es blieb keine Wahl. Mein Freund begann die schreckliche Fahrt zuerst; mit auseinander gespreiteten Beinen, und mit den Händen auf den Felsbogen gestemmt schob er sich fort, bis er die Mitte erreichte; hier mußte er sich umwenden, was mit der größten Gefahr verbunden war, um an der andern Seite auf dem Bauch hinab zu gleiten. Allein es ging glücklich von Statten, und nun kam an mich die Reihe. Ich klomm gewiß nicht mit sehr fröhlichen Gedanken Anfangs aufwärts; und als ich mich umkehrte, und den nassen kalten Stein umklammerte, schien sein Frost mir bis an's Herz zu dringen. Doch ich ließ mich hinunter gleiten, und mein Gefährte stand mir bei, festen Fuß zu fassen.

Wir setzten unsern Weg immer in derselben Richtung in dumpfem Schweigen fort; unsre Seelen waren in die Gefahren versunken, denen wir offenbar noch entgegen gingen. Ueber einen andren Abgrund wurde auf einem ähnlichen Felsblock auf ähnliche Weise übergesetzt; aber unten angelangt, fanden wir uns auf einem unermeßlichen Eisberg, der, ringsum schroff abgeschnitten, nur an einer Stelle einen Uebergang darbot, der jedoch zu gefährlich schien, als daß wir nicht bei diesem Wagstück an jedem Erfolg hätten verzweifeln sollen. Die Brücke bildete hier ein schmaler Eisrücken, der sich wie eine Mauer in die Tiefe senkte, und von den Elementen scharfkantig ausgezackt, und so dünn gewaschen war, daß er am obersten Rande kaum breiter als ein Pferderücken schien, wiewohl er sich nach unten zu wieder etwas verdickte; er mochte in der Breite einige zwanzig Fuß haben. Mein Gefährte erklärte, es sey unmöglich hinüberzukommen, und wir setzten uns in stummer Verzweiflung nieder, ohne die mindeste Hoffnung auf irgend eine mögliche Hülfe; keine menschliche Seele konnte uns hören oder sehen. Ich ließ einen Hallorus durch die stürmische Wüste erschallen; aber fühlte auch in demselben Augenblicke seine völlige Fruchtlosigkeit.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Papiere der Familie Marchmont.

(Fortsetzung.)

Sara Marlborough an Hugh Earl von Marchmont.

15 März 1742.

Mein Lord! Ich habe heute Ihren und Hrn. Pope's Brief erhalten, und daran große Freude gehabt, ungeachtet aller Späße, die darin auf meine Rechnung kommen. Es beliebt Euch, mich als das Haupt einer Philosophenschule zu charakterisiren und sehr verbindlich in mich zu bringen, daß ich Euch Gelegenheit geben solle, Euch zu bessern. Ich lasse mir diesen Titel von Euch gefallen, denn ich habe gleich herausgebracht, daß Ihr damit nur meine Meinung bestärken wollt, es passe für mich Nichts so gut als Zurückgezogenheit. Wenn ich von Ihnen und Hrn. Pope, so oft Ihr Zeit hättet, Briefe bekäme, so würde ich auch gar nicht mehr daran denken, so lang ich lebe, noch ein Mal in die Stadt zu gehen. Bei dieser Art des Umganges genieße ich all das Vergnügen, das ich mir möglicher Weise versprechen mag, ohne daß ich mich ärgern muß, wenn Hr. Pope einschläft, *) oder Ihr mir mit Abschied nehmen droht, wenn Ihr müde seyd. Wenn ich mich aber mit Euch schriftlich unterhalte, so kann ich die Besuche so lang machen, als ich will, indem ich die Briefe nur wieder und wieder zu lesen brauche, und wenn ich hier bleibe, vermeide ich so Manches, was mir in London so in der Seele zuwider ist, wo ich es daher nie lange aushalte; bin ich dort, so sehe ich Euch freilich zuweilen, aber so ungewiß, daß ich mich nicht darauf freue, denn der Ansicht bin ich nun nicht, daß Warten gerade eine erwünschte Zugabe sey; ich denke, man wird für die Noth, die es Einem macht, selten oder nie entschädigt; übrigens versteht

---

*) Die Herzogin selbst verhüllte zuweilen bei ihren Abendzirkeln den Kopf mit dem Halstuch, und man nahm dann an, daß sie schlafe. In diesem Zustande befand sie sich eines Abends zu einer Zeit, wo sie über ihren Enkel, den damaligen John Spencer, sehr aufgebracht war, weil er, wie sie glaubte, sich von dem Einflusse des Hrn. Fox (Fuchs) leiten lasse. Zufälliger Weise wurde der Name des letzteren genannt, als sie ausrief: „Ist Das der Fuchs, der meine Gans geholt hat?“

es sich, daß es mir immer angenehm ist, Ew. Lordschaft und Hrn. Pope bei mir zu sehen, wenn Sie so gütig seyn wollen, einen Theil Ihrer Zeit mir zu schenken. Um auf die Ehre zu antworten, die Sie mir anthun, mich ein Orakel zu schelten, so kann ich mir doch nicht wohl einbilden, Sie seyen darüber ärgerlich, daß ich gewisse Leute so gut auskannte, um zu wissen, daß es mit ihnen enden würde, wie es geendet hat. Was will es denn heißen, wenn einer meiner Bekannten einen sehr schlechten oder sehr dummen Streich machte, und ich erfuhr ihn, daß ich dann sagte, auf solche Leute kann man sich nicht verlassen? Was meinen theuern Freund Sokrates betrifft, so glaube ich nicht, daß es hier zu Lande solche Männer giebt, und selbst mit ihm bin ich nicht vollkommen zufrieden; denn ich meine, wenn ihm der Tod gleichgültig und er der Welt, die ihm keine Lust mehr gewähren konnte, so wenig als mir, überdrüssig war, so wäre es immer vernünftiger gewesen, in einem hohen Alter als aus den Gründen zu sterben, welche er gegen seine Freunde anführt, die ihn aus dem Kerker führen wollten, daß er nach den Gesetzen sterben müsse. Das ist eben so recht und schön, als wenn ich, so ich mich retten könnte, vorzöge zu sterben, weil ich durch eine Majorität von Räubern allen Gesetzen zum Hohne verurtheilt worden wäre, deren Spruch ich nicht umstoßen wollte; indeß abgesehen hievon, ist er mir lieber als jeder der andern Philosophen. Was die heitere Stimmung betrifft, die er in der Unterhaltung an den Tag legte, nachdem bereits der Giftbecher geleert war, so schließe ich daraus, daß er einen leichten Tod hatte; er konnte fortreden, und es war ihm dabei gewiß viel behaglicher, als unter den Händen der Aerzte, die uns noch Blasen ziehen und heiße Umschläge auf den Kopf legen, wenn schon jeder Beweis vorhanden, daß wir nicht mehr leben können. Ich sehe, Sie wissen so wenig als ich, Was die Seele ist. Giebt mir aber auch keiner meiner Philosophen genügenden Aufschluß, so bleibe ich doch dabei, daß es einen Zustand der Vergeltung nach diesem Leben giebt, und ich habe neulich in einigen meiner lieben Philosophen gelesen, daß die Seele, wenn sie von ihrem Leibe scheidet, in einen andern Menschen oder in ein Thier übergehe. Da diese Meinung meines Dafürhaltens auf die Seite des Beweises für die Unsterblichkeit der Seele fällt, so bin ich, obgleich die Philosophen mich darüber nicht in's Klare setzen, sehr geneigt, zu vermuthen, daß Königs- und Premierministersseelen beim Tode in Schornsteinfeger fahren. Und ihre Strafe besteht darin, daß sie sich erinnern, wie sie mächtige Herrscher waren, wie das Parlament sie wegen ihrer großen Talente bekomplimentirte, wie das Volk sich für die große Ehre bedankte, daß sie die Krone annahmen, während sie dasselbe bloß auszusaugen suchten und ihm auch nicht den geringsten Dienst zu leisten vermochten, ob man ihnen gleich alles Geld des Staates in die Taschen steckte. Dieß wäre eine kleine Züchtigung für sie, wiewohl bei Weitem nicht eine solche, als sie verdienen, wenn man bedenkt, welch große Personen sie gewesen, und wie sie die Aufgabe ihrer Lage erfüllten. Was mir den Gedanken an die Schornsteinfeger eingab, war ein Zufall. Meine Leute, die sehr um mich besorgt sind, fürchteten, da man seit vier Monaten Tag und Nacht in meinem Zimmer heizte, so möchte das Kamin Feuer fangen und ich nicht aus dem Bette aufstehen können, weßhalb sie mich baten, es fegen zu lassen, wozu ich einwilligte; da kam nun ein Kaminfeger, ein kleiner Junge, ein erbärmliches Geschöpf, ohne Schuhe, Strümpfe, Hosen und Hemd. Nachdem er sein Geschäft gethan, sandte ich einen von meinen Dienern mit ihm nach Windsor und ließ den armen Schelm von Kopf zu den Füßen kleiden, was mich eine Kleinigkeit kostete, da er natürlich nicht so gut ausstaffirt zu werden brauchte, wie das letzte Privatsiegel. *) Freilich, wenn ich dessen gewiß gewesen wäre, daß diese Kaminfegersseelen von großen Männern herkommen, so hätte ich nicht nöthig gehabt, sie zu bedauern, daß sie so übertheuer bezahlt werden. Dieser Brief wird so lang als eine Kanzlei-Bill, denn ich muß Ihnen noch melden, daß ich eine neue Kränkung von unseren großen und weisen Regierern erlitten habe. Da ich aller Rentmeister, Gerichtsvögte und Pfandverschreibungen herzlich überdrüssig bin, weil man da völlig in der Gewalt der Advokaten ist, welche ich unter die schlimmen Dinge zähle, so hatte ich im Sinne, einiges Geld auf die Landtaxe anzulegen, indem ich mir doch dachte, hier würde es wenigstens für ein oder zwei Jahre sicher stehen können; da es nun Jedermann unbenommen ist, wenn ein Anleihen im Publikum eröffnet wird, ein Anerbieten zu machen, so machte ich auch eines. Hr. Sandys *) wies es aber zurück und sagte, man würde mein Geld nicht annehmen, wenn es auf ihn ankomme; und der Grund, den er angab, wie ich von einer bedeutenden Person weiß, war, daß ich übel von ihm gesprochen. Dieß belustigte mich; denn Was liegt mir an dem Verluste einiger Zinse, die ich zumal aller Wahrscheinlichkeit nach nur auf ganz kurze Zeit bezogen hätte. Sobald ich den Tag bestimmt haben werde, wann ich nach Marlborough-House gehe, werde ich meine beiden Schüler davon benachrichtigen.

(Schluß folgt.)

*) Lord Hervey.

*) Damals Kanzler des Schatzes.

Vermischte Nachrichten.

Die Thätigkeit des französischen Kriegsministers, Marschalls Soult, wird von allen Seiten mit Bewunderung betrachtet. Um Das, was unter seiner Leitung bis jetzt für die Armee geschehen ist, nach seinem ganzen Umfange zu würdigen, führt der Temps Folgendes an:

Mit dem Ende dieses Monates werden vier Armeen vollkommen gerüstet bereit stehen, den Feldzug zu eröffnen, wenn es die National-Ehre Frankreichs erfordert. Ungefähr hundert Millionen Fr. sind zu diesem Zwecke verwendet worden; nämlich:

1) 12.000.000 Fr. für Kleidung und Kopfbedeckung. Als: verschiedenfarbiges Tuch, Leinwand zu Hemden u. s. w. Macherlohn. Metallene und andere Knöpfe. Tschako's. Helme, mit Verzierungen und Zubehör. Posamentir-Arbeiten von wollenen Borten, Epaulettes u. s. w. Patrontaschen für Infanterie und Kavallerie. Lederzeug zu Bandelieren, Scheiden u. s. w. Stiefel und Schuhe.

2) 26.545.000 Fr. für Ausrüstung der Kavallerie. Als: Sattel und Zaum. Wollene Decken. Schabracken von Tuch. Sättel und Riemenzeug für die Artillerie, das Geniewesen und den Train. Ankauf von Pferden.

3) 12.040.000 Fr. für Proviantirung der festen Plätze, und Feldzug- und Lager-Geräthschaften. Als: Getraide, Mehl, Hülsenfrüchte u. s. w. Pferdefutter. Feuerung. Decken, Säcke von Leinwand. Eiserne und hölzerne Näpfe. Feldkessel. Aexte, Schaufeln u. s. w. Für die Hospitäler, Feldlazarethe, Feldapotheken, Verbandzeug u. s. w

4) 32.898.000 Fr. für Artillerie. Ankauf und Verfertigung von Waffen. Flinten, Bajonette, Säbel für Kavallerie und Infanterie, Pistolen, Küraße, Lanzen u. s. w. Ankauf und Verfertigung von Salpeter, Pulver, Blei, Zinn, Kupfer, Eisen, Sarsche für Stückpatronen, Papier zu Patronen, Kugelgießerei. Haubitzen, Bomben, Kartätschen und Zinnkugeln. Anfertigung von Artilleriegeräthschaften. Holz und Eisen dazu. Munitionskästen, Laffetten, Pontons, Feldschmieden, Packwagen, Kanonenläufe.

5) Für das Geniewesen 13.145.000 Fr. Vorräthe von Holz, Eisen und Werkzeug. Arbeiten am Festungsbau der Grenzfestungen. Arbeiten an Militärgebäuden. Arbeiten, um Paris und Lyon in Vertheidigungsstand zu setzen.

Sind diese Arbeiten vollendet, so wird man, wenn es nöthig ist, die Organisation und völlige Bewaffnung einer eben so starken mobilen Nationalgarde beginnen.

•

Man hat in England berechnet, daß die verschiedenen Maschinen, deren man sich in den Baumwollenmanufakturen dieses Landes bedient, Einer Person erlauben, die Arbeit von 150 zu verrichten; da nun wenigstens 280.000 Arbeiter in diesem Zweige der Industrie beschäftigt sind, so wären vor Erfindung der Maschinen, um die nämliche Quantität von Fabrikaten zu liefern, die man jetzt liefert, 42 Millionen Personen erforderlich gewesen. Betrüge der Arbeitslohn in diesem Falle bloß einen Schilling des Tages, so käme die Summe von 18 Milliarden 900 Millionen Franken heraus, und würde man davon auch abziehen, was das Maschinenwesen und dessen Handhabung gegenwärtig kostet, was etwa 1500 Millionen betragen mag, so bliebe immer noch eine jährliche Ersparniß von mehr als 17 Milliarden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 84. 25 März 1831.

Sir Stamford Raffles.

(Fortsetzung.)

Nach der Eroberung Java's, eines Reichs, wie Lord Minto sagte, dem seit zwei Jahrhunderten einer der Hauptstaaten Europa's den größten Theil seiner Macht und seines Wohlstandes verdankte, wurde Raffles durch den Generalstatthalter von Indien zum Lieutenant-Gouverneur dieser wichtigen Besitzung bestellt, und dadurch das Geschick von 5 bis 6 Millionen in seine Hände gelegt.

Seine erste Sorge war nun, den ganzen Umfang seiner Pflichten und Befugnisse auf's Genaueste kennen zu lernen. Zu dem Ende beschloß er, Agenten an die heimischen Vasallenhöfe zu senden, um sich statistische Aufschlüsse über jeden Distrikt, insonderheit in Bezug auf Qualität und Quantität der jeder Ortschaft zugehörigen Ländereien, so wie in Bezug auf die Pachtverhältnisse zu verschaffen; eine allgemeine Landesvermessung zu veranstalten; im Finanz-, Handels- und Gerichtswesen passende Reformen vorzubereiten; mit einem Wort alle diejenigen Materialien zu sammeln, deren er zu einer völligen Umwandlung eines fehlerhaften Systems bedurfte, wie sie ihm nicht nur um des Interesses seiner Regierung willen, sondern auch zum Nutzen und Frommen der Insel selbst erforderlich schien. Die Art, wie Raffles hiebei verfuhr, gereicht seinem Kopf und Herzen sehr zur Ehre; denn obgleich durch seine Neuerungen nothwendig manche Personen, welchen die bestehenden Mißbräuche Gewinn brachten, sich nicht anders als verletzt glauben konnten, so weiß man doch nicht, daß er deßhalb persönlich angefeindet worden wäre. Die Eingebornen — Hohe und Niedere — segneten die neue Ordnung der Dinge, als ein Geschenk brittischer Menschenliebe, und indem sie sich dem Genuß der ihnen davon zufließenden Vortheile mit Vertrauen überließen, suchten sie durch vermehrte Thätigkeit sich der Verbesserung ihrer Lage würdig zu zeigen; die Holländer versöhnte er durch seine einnehmenden anspruchlosen Manieren, wozu vielleicht noch der Umstand kam, daß sie den Verlust ihrer Herrschaft um so weniger fühlten, als derselbe in eine Periode der größten öffentlichen Noth fiel, wo sie nicht einmal ihre geringsten Anstalten mehr zu bezahlen vermochten, und die milden Stiftungen zu den Bedürfnissen des Staats verwendet werden mußten.

Ein werthloses Papiergeld hatte die Insel überschwemmt — ein Papiergeld das Niemand mehr im Handel nahm, womit aber die Abgaben entrichtet wurden; dieser Verlegenheit abzuhelfen, sah Raffles kein Mittel, als das Papier aus dem Kurs zu ziehen, und den Ausfall durch den Verkauf von Staatsländereien zu decken. Diese Maßregel erfreute sich des Beifalls der Direktoren der ostindischen Kompagnie nicht; der Wohlstand indeß, zu dem in wenigen Jahren Java emporblühte, und der ohne Zweifel einzig und allein von der freien Stellung herrührte, in welche Raffles die große ackertreibende Bevölkerung der Insel versetzte, widerlegte siegreich alle Besorgnisse engherziger Vorurtheilsmenschen. Unter den Holländern hatten die Einkünfte 4 Millionen Rupien nie überstiegen; als Raffles Java verließ, beliefen sie sich auf nicht weniger als 30. Aber damals fand eine gezwungene Lieferung der Produkte Statt; unter Raffles durfte Jeder seinen Ertrag auf den Markt bringen. So gab er ihnen nicht nur Eigenthum, sondern er ließ sie auch dasselbe benützen, und spornte dadurch ihren Fleiß an, statt daß der holländische Monopolismus, bloß darauf bedacht, zu ernten, wo er nicht gesäet hatte, den armen Javanern höchstens den Arbeitslohn des Sklaven gönnte, eben deßwegen aber auch durch Entziehung aller Aufmunterung den Ertrag auf das Minimum herabdrückte. Mit diesen Bemühungen für das physische Wohl seiner Untergebnen gingen seine Bemühungen für ihr sittliches und geistiges Wohl Hand in Hand. Die Einführung des Geschwornengerichts, die Gründung von Volksschulen, die Herstellung der batavischen Akademie, die Errichtung eines Wohlthätigkeitsvereins beurkunden die weisen und wohlwollenden Absichten des Lieutenant-Gouverneurs. Vor Allem lag ihm die Abschaffung der Sklaverei am Herzen, und er war so glücklich, sich hierin von den angesehensten Einwohnern unterstützt zu sehen; als die bengalischen Behörden der von ihm beabsichtigten Emancipation, unter dem Vorwand, daß man nicht wisse, ob die Kolonie künftig von der Krone oder der Kompagnie verwaltet werden würde, ihre Beistimmung versagten, und die Sklaven einregistriret werden sollten, erklärte der Penambahan von Samunap, einer der vornehmsten Häuptlinge, stolz: „Ich lasse meine Sklaven nicht einregistriren; bis jetzt waren sie Sklaven, weil es die Sitte so wollte, und die Holländer uns gern von Sklaven begleitet sahen, wenn wir den Palast besuchten; da Dieß aber bei den Engländern nicht der Fall ist, so sollen sie frei seyn; denn längst schämte ich mich, als ich daran dachte, als ich einmal nach Batavia und Samarang kam, und daselbst menschliche Wesen zum Verkauf angeboten, auf einen Tisch gestellt und wie Ochsen und Schafe besichtigt wurden." Diesen edlen Zug erzählte Raffles bei seiner Rückkehr nach England dem berühmten Vertheidiger der un

den Sklaven gekränkten Menschenrechte, Wilberforce, und erhielt von ihm den Auftrag, dem Häuptling zum Beweis seiner Achtung ein zierliches Pettschaft einzuhändigen, wofür der Javaner jenem als Gegenverehrung einen schönen Kris übermachen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer auf dem Eismeer des Montblanc.

(Schluß.)

Wie mancherlei Gedanken durchkreuzten meine Seele in dieser Lage; ich dachte nach Hause zurück und an die fernen Freunde, wie sie manchen Abend am behaglichen Kaminfeuer mit Schauer überlaufenem Rücken von unserm Abenteuer künftig sich unterhalten würden, wenn anders je eine Kunde davon ihnen zu Ohren käme; denn selbst Dieß war nicht einmal wahrscheinlich — man fand uns vielleicht, aber gewiß nicht mehr am Leben, da wir diese Nacht unmöglich überleben konnten. Und was für ein Tod, durch Hunger und Kälte umkommen in dieser grauenvollen unwirthbaren Einöde! Wir saßen eine Zeit lang da, den starren Blick in die entsetzliche Tiefe gerichtet. Endlich erhob sich mein Gefährte, er war entschlossen, das verzweifelte Wagstück zu unternehmen. „Hier ist keine Wahl," sagte er, „zu bleiben, wo wir sind, ist unvermeidliches Verderben, verunglücken wir bei dem Versuch, so haben wir wenigstens unsre Leiden verkürzt." Es war keine Zeit zu verlieren, und wir bereiteten uns, auf die Eisrippe hinabzusteigen, die schmal wie Mohammeds Brücke in das Paradies, und mit eben so wenig Aussicht hinüber zu kommen vor uns lag. Mein Gefährte ging voraus. Die Eiswand war auf unsrer Seite etwas tiefer, als der Block, auf dem wir standen und senkte sich gegen die Mitte hin noch mehr, in einem halbmondförmigen Ausschnitt; jenseits lief sie wieder gegen vier Fuß hoch aufwärts. Mein Freund setzte sich auf den schmalen Rand, die Füße zu beiden Seiten hinabhängend über die gähnende Schlucht, und mit den Händen vorwärts aufgestemmt, rückte er von Stelle zu Stelle, wie man oft Knaben über die Balken eines Gerüstes hin rutschen sieht; der einzige Vortheil, den wir hierbei hatten, bestand darin, daß wir unsere Schenkel an die Eiswand drücken und uns so fest halten konnten. Nachdem er auf diese Weise fast hinüber gekommen war, mußte er an der Stelle, wo die Wand wieder emporstieg, mit der größten Vorsicht die Füße heraufzubringen suchen, um vollends auf den höher gelegenen Eisblock hinan zu klettern.

Mit starrem Entsetzen im Auge folgte ich seinen Bewegungen, und nun kam an mich die Reihe. Alles Blut in mir flüchtete sich in namenloser Angst nach dem Herzen, mein Gefährte stand jenseits auf der Höhe und sprach mir Muth zu. Ich warf meinen Gebirgsstock ihm hinüber, und ließ mich dann auf den Rand, der zwei entsetzliche Abgründe schied, hinabgleiten. Meine Gefühle waren schauderhaft, nur die äußerste Verzweiflung konnte mich aufrecht halten. Ich spreitete meine Beine über den Eissattel aus; Regengüsse peitschten meinen Rücken, der unebene ausgezahnte Eisbogen verwundete meinen Schenkel, meine Kleider waren steif gefroren, Hände und Füße erstarrt, und meine Finger an den Eiskanten und kleinen Steinen, die über den Gletscher ausgestreut waren, wund gerissen. Ich rückte langsam hinüber; zu beiden Seiten sah ich hinab in die schwarze Tiefe des Abgrundes, ich fühlte, daß ich alle Geisteskraft aufbieten müsse — es war die stumpfsinnige Ruhe der Verzweiflung. Kein Laut kam über meine Lippen, im genau abgewogenen Gleichgewicht, wie ich saß, brauchte es nur den geringsten Ruck oder Schwindel, um mich unrettbar in den Rachen des Todes hinabzustürzen. Ich schleppte mich allmälig weiter, die Beine fest an die Eiswand geklammert, und endlich, als ich fast hinüber gekommen, mußte ich mir wieder auf die Füße helfen, um die Anhöhe hinanzuklettern, was bei dem ganzen Wagstück das Gefährlichste war. Ich klomm einen Fuß hoch empor, und mit Hülfe des Gebirgsstockes, den mir mein Gefährte entgegen reichte, richtete ich mich auf, und gelangte auf dem schmalen schlüpfrigen Rand glücklich auf den festen Eisblock. Aber noch eine solche Gefahr, und was dann zu thun? Reichten unsre Kräfte hin noch eine dieser Art zu bestehen?

Der Sturm raste in unverminderter Wuth, die Sonne neigte sich, in der Gegend, wo wir uns rings von Berghöhen umschlossen befanden, mußte das Tageslicht schnell vergehen, die Nacht konnte uns überraschen, jede Hülfe fern, neue Gefahren drohten uns vielleicht beim nächsten Schritte — unsre Lage wurde mit jedem Augenblicke entsetzlicher.

Begegnete meinem Gefährten oder mir ein Unglück, so konnten wir einander, wie ich wohl fühlte, unmöglich beistehen; ohne Seil und Leitern war hier an keine Hülfe zu denken. So wenig tröstliche Betrachtungen, wie diese, spornten uns freilich zu den verzweifeltsten Wagnissen. Die eiserne Seele meines Gefährten überließ sich einem wilden Grimm.

So schnell als möglich setzten wir unsern Weg fort; eine Zeit lang ohne bedeutende Hindernisse, wiewohl wir oft hundert Schritte weit wieder zurückgehn und eine andere Richtung einschlagen mußten, da wir meistens die Schwierigkeiten nicht sahen, bevor wir auf sie stießen. Manchmal mußten wir auf einen Eisblock hinab, und über eine Kluft wegspringen, ohne wieder umkehren zu können, theils wegen der Schlüpfrigkeit des Bodens, theils weil es unmöglich war, über einen Abgrund hinweg und zugleich mehrere Fuß auf den höher emporragenden Rand der andern Seite hinauf zu springen. Endlich sprangen wir wirklich auf einen breiten Eisberg dieser Art hinab, und fanden ihn zu unserm größten Schrecken rings von Abgründen abgeschnitten, gegenüber hohe Eismauern, davon die uns zunächst gelegene durch eine sechs Fuß breite Kluft von uns getrennt. Nicht sowohl die Weite des Sprunges, als die Höhe gegenüber, auf der man nicht festen Fußes aufspringen, sondern nur mit den Händen, und vielleicht dem halben Leibe angelangt sich fest zu klammern suchen mußte, was bei dem schlüpfrigen Eisboden unmöglich schien, setzte uns in Verzweiflung. Mein Gefährte gab alle Hofnung auf; aber seit ich der letzten Gefahr entronnen, war ich gleichgültig gegen Alles, was uns noch begegnen konnte. Ich warf meinen Gebirgsstock hinüber, trat einige Schritte zurück, sprang und kam mit Nase und Knieen zugleich auf den Boden jenseits an; es lag mir wenig daran, daß ich durch das gewaltige Aufprallen bis in's innerste Mark durchschüttert wurde, und Nase und Mund auf den scharfen Eiskanten blutig schlug, war doch „gerettet die lebende Seele." Mein Gefährte folgte, und glücklicher Weise war Dieß die letzte bedeutende Gefahr; die gewaltsame Aufregung, in die wir seit drei Stunden versetzt

waren, ließ uns von jetzt an geringere Schwierigkeiten kaum bemerken. Der nun durchwanderte Theil des Gletschers kam uns fast eben und unzerklüftet vor, und nachdem wir noch eine Zeit lang fortgeeilt, sahen wir uns zu unserer größten Freude auf festem Grund und Boden angelangt; wir befanden uns am Fuß der Felsen, nahe der Stelle, wo wir am Morgen durch einen Schluck Wein uns erlabt hatten.

So schnell als es der rauhe Pfad erlaubte, ging es nun weiter; Hände und Schenkel schmerzten mich von den erhaltenen Wunden; und obgleich unsre Lage nichts weniger als erfreulich war (der Regen goß noch in Strömen), so beseelte uns doch nach so vielen überwundenen Gefahren ein unbeschreiblich freudiges Gefühl des Dankes, und nur ein Wunder, schien es uns, konnte einem ringsum lauernden entsetzlichen Tode uns entrissen haben. Die zweite Empfindung, die hierauf folgte, war die des Hungers; seit sechs Uhr des Morgens hatten wir Nichts zu uns genommen, es war gegenwärtig vier Uhr Nachmittags und noch eine gute Strecke zurückzulegen. Mein Freund hatte noch ein Wenig Wein übrig behalten, den wir jetzt theilten. Unser Weg führte uns am Rande des Gletschers hin, und wir gelangten endlich an den kahlen Fels, den wir am Morgen umklettert hatten. Dieß war in der That noch ein mühsames, ja gefährliches Stück Arbeit, aber mit keiner der bestandenen zu vergleichen; auch gab uns die Aussicht Kraft, daß dieß Letzte überwunden, Alles geschehen sey. Der schmale Saum, an dem wir uns vorbei schmiegen mußten, war sehr schlüpfrig geworden; mein Gefährte ging voran, und mit seiner Hülfe gelangte ich glücklich hinüber. Mein Freund stürzte nun eiligen Laufes nach der Sennhütte, die bald darauf sich wieder unsern Augen zeigte. Ich folgte, so schnell ich konnte, und um fünf Uhr trat ich unter dem gastlichen Dache ein.

Nur Wer so, wie wir, solche Leib und Seele abspannende Todesangst und Mühseligkeit ausgestanden hat, kann den Werth der wohlthätigen Erquickung schätzen, der uns in dieser armseligen Hütte zu Theil wurde. Frische Scheite wurden in's Feuer gelegt; ich zog mich bis auf die Haut aus, wickelte mich in eine wollene Decke, und thaute allmälig unter Strömen gewärmten Branntweins wieder auf, während meine Kleider am Feuer trockneten. Mein Gefährte machte nach kurzer Rast sich auf den Weg, um nach Chamouni vorauszueilen, Essen und trockene Kleider zu bestellen, und überließ es mir, ihm später zu folgen. Der Regen dauerte noch immer fort, und so oft die Thüre sich öffnete, sah man die gießenden Wolken in furchtbarer Schnelligkeit vorüberziehen; wir befanden uns mitten in dem Ungewitter. Bald darauf kamen fünf oder sechs Männer in die Hütte; es waren Hirten von den gegenüberliegenden Bergen, um eine Heerde von sechzig Schafen zusammenzusuchen, die Tags zuvor ein Wolf, der aus den Schluchten des Montblanc herab kam, zerstreut hatte. Die Leute waren früh am Morgen von Argentière heraufgestiegen, und hatten gleich uns die Wuth der Elemente erfahren, ohne jedoch gleichen Gefahren ausgesetzt zu seyn, da sie in der Gegend wohl bekannt waren. Sie waren gleichfalls durch und durch genetzt, und von Kälte erstarrt, doch hatten sie ihre ganze Heerde bis auf vier Stücke wieder gefunden. Einer brachte die Ueberreste eines Schafes mit sich, die der Wolf übrig gelassen hatte. Die Schäfer sagten, sie hätten diesen Morgen zwei Menschen auf dem Eismeere gesehen, aber hielten es für eine baare Unmöglichkeit, da, wo wir hergekommen, durchzudringen. Alle betrachteten unsere Rettung als ein Wunder.

Nachdem ich noch einige Zeit verweilt hatte, zog ich meine halbgetrockneten Kleider wieder an, und machte mich auf den Weg nach Chamouni; es regnete noch heftig, und in zehn Minuten war ich so naß als zuvor. Theilweise rutschend und springend und an Baumwurzeln mich festhaltend, gelangte ich den schlüpfrigen Pfad in drei Viertelstunden hinab, an den Fuß des Berges, und in einer halben Stunde später befand ich mich in dem Wirthshause von Chamouni.

Einige Zeilen in dem Fremdenbuche der Sennhütte auf dem Waldgletscher hinterließ ich, die Wanderer vor einer ähnlichen Fahrt zu warnen.

Literarische Chronik.

Papiere der Familie Marchmont.

(Schluß.)

Von dem vertrauten Verhältniß, in welchem der Dichter Pope zu der damaligen vornehmen Welt stand, liefern diese Papiere mancherlei Beweise. Die Furcht vor seinem satirischen Talent mag indeß auch zu der rücksichtsvollen Behandlung, die ihm überall angedieh, das Ihrige beigetragen haben. Wenigstens möchte man Dieß fast vermuthen, wenn man sieht, daß der Herzogin von Marlborough so viel daran liegt, ihn als Freund zu behalten. Er selbst scheint ihre Freundschaft nicht hoch angeschlagen zu haben, wie man aus einem Brief an Swift vom 17 Mai 1739 ersieht, wo er sagt: „die Herzogin von Marlborough macht mir sehr den Hof; doch ich bin zu alt für sie nach Geist und Körper.“ Unter diesem Brief bemerkt Lord Marchmont, daß Pope die Summe von 1000 Pfd. von der Herzogin zum Geschenk bekommen habe. So möchte wohl also der Vorwurf des Undankes von Pope nicht abzuwälzen seyn; über seine Einbildung, die Herzogin sey in ihn verliebt, muß man aber lachen, wenn man sich an Pope's bucklichte Person erinnert, und daß er Dieß fünf Jahre vor seinem Tod (er starb am 30 Mai 1744) schrieb.

Abgesehen aber von einzelnen Frivolitäten möchte man glauben, es habe in jener Periode vielmehr zum guten Ton gehört, in Briefen einander mit Philosophie und Religion zu unterhalten. Denn selbst in die politischen Betrachtungen dieser vornehmen Korrespondenten mischt sich überall eine gute Dosis von diesen Ingredienzen ein, wobei freilich kleine Reverelen aller Art mitunterlaufen. So schreibt Pope an Hugh Earl von Marchmont, indem er auf den Tod Sir William Wyndham's und des verstorbenen Earls, der seinem Sohn im Jahre 1750 seine Titel hinterließ, anspielt: „Jetzt weiß ich Niemand, dessen Leben oder Tod ich mir wünschte; aber ich kenne Personen, deren Tod mir vor einigen Jahren ein Glück scheinen mochte, weil dadurch großem Unheil, das nun ohne Heilmittel ist, vorgebeugt worden wäre, und Andere, deren Leben ich auf bessere Tage aufgespart gewünscht hätte; aber unter gewissen Umständen ist es für den Rechtschaffenen besser, daß er stirbt, denn daß er lebt, und es giebt Zeiten, wo es passender ist, daß Schurken herrschen und mit ihrer Schande belastet vor die Nachwelt treten. Der allmächtige Gott weiß, was er thut, wenn er Die von uns nimmt, um deren Erhaltung wir ihn flehen und uns dagegen diese Zuchtruthen läßt, die ein feiges Volk verdient, ob es wohl nur einiger weniger tugendhaften oder tapfern Männer, in seiner Mitte geboren, bedürfte, um es zu retten. Wir leben, mein Lord, nicht unter der jüdischen Gnadenwahl, noch bilden wir uns ein, das schmutzigste und spitzbübischste Geschlecht auf Erden sey das Lieblingsvolk Gottes. Sie wissen, als die Juden es waren, reizten sie so lang seinen Zorn, bis er sie mit einem unumschränkten König strafte; auf ähnliche Weise hat er ganz Europa in der letzten Zeit heimgesucht; und wenn England der einzige freie Winkel bleibt, glauben Sie, daß wir es seiner Güte oder unserem Verdienst verdanken?“ Auf ähnliche Weise äußert sich Lord Chesterfield: „Abspannung und Unlust haben mir das Leben diesen Winter zur Last gemacht; mir thut ein besseres Klima und mehr Zerstreuung Noth, als ich hier finde; ich denke, es ist besser, ich treibe mich unter den muntern gebornen Sklaven Frankreichs um, als unter den trübsinnigen,

künstlichen freiwilligen Sklaven Englands. Man ist natürlich begierig zu ersehen, wie es im Vaterland und bei den Freunden steht, und es wäre tadelnswerth, dieses Interesse zu verleugnen; aber wie soll man bei der traurigen Gegenwart, in die man hineinsieht, nicht für alle öffentlichen Angelegenheiten gleichgültig werden, daß man weder sich selbst noch seine Freunde damit behelligen mag? Mir gebrechen zwei Haupttriebfedern zum Handeln — Geiz und Ehrsucht, und da ich überzeugt bin, daß, so wie es in der Welt jezt geht, Wer ein ruhiges Gewissen bewahren will, ein ruhiges Leben führen muß, so ziehe ich eine ehrbare, wenn auch verachtete, Dunkelheit vor." Etwas weltmännischer äußert sich Bolingbroke in einem Schreiben vom Jahre 1745: „Ich bin lahm — mein Weib hat den Gebrauch einer Hand fast gänzlich verloren. Wir wallfahrten jezt nach dem Teich von Bethesda, und es muß sich bald zeigen, ob der Engel herabsteigen und das Wasser für uns bewegen wird. Ich bin gefaßt, meine Leiden zu ertragen, so gut als irgend Jemand, wie ich sie nicht abzuändern oder zu heilen vermag; indeß seyen physische Uebel doch die Philosophie auf eine harte Probe, und statt daß ich mit den Stoikern ausrufe: „Gicht, thue dein Schlimmstes!" werde ich nicht bekennen, daß der Schmerz ein Uebel, sondern ich werde bekennen, daß er ein sehr großes Uebel sey, und daß ein Rheumatismus nicht nur unangenehme körperliche Empfindungen, sondern auch mancherlei geistige Störungen verursache." Und an einer andern Stelle sagt er: „Ich bin mit Ew. Lordschaft einverstanden, daß es besser ist, auf der Bühne beklatscht als ausgezischt zu werden, und ich billige das Verlangen nach Beifall, weil ich fürchte, daß Tacitus die Maxime contemtu famae contemni virtutes aus einer richtigen Anschauung der Schwäche unserer Natur geschöpft hat. Bei all Dem ist der Beifall der Welt ein unsicheres Gut, und ein weiser und tugendhafter Mann wird sich daher noch einen andern Beifall zu erringen suchen — den Beifall des Bewußtseyns, der uns nie verläßt, wenn wir ihn verdienen."

Wir geben zum Schluß einen Brief Pope's an Hugh Earl von Marchmont, worin theils eine merkwürdige Selbstcharakteristik dieses Dichters enthalten, theils eine Seite jenes Zeitraums berührt ist, die nicht allgemein bekannt seyn dürfte.

Twickenham, 10 Oktober 1741.

Mein Lord! Eines der großen Uebel dieser unsittlichen Zeiten ist die Feindschaft unserer Obern gegen jede Tugend sowohl des öffentlichen als des Privatlebens, welche selbst die harmlosen Genüsse der Freundschaft vergiftet. Das Postamt kann es nicht leiden, wenn ein Paar Freunde einander mit dem Zeugniß ihrer Liebe und Achtung erfreuen, oder über Gegenstände korrespondiren, wobei weniger Bosheit und Eigennuz mitunterlaufen, als wenn diese Herren sich mit einander in Briefwechsel seyen würden. Dieß muß uns beim Schreiben sehr entmuthigen. Ich habe oft Hrn. Hume gefragt, ob er keine sichere Gelegenheit wüßte, durch die wir mit einander verkehren könnten, und keine gefunden. Ich will mir vorstellen, Ew. Lordschaft, habe mir geschrieben, und Ew. Lordschaft mag sich vorstellen, ich habe ihr geschrieben. Indeß versichere ich Sie, wenn mir auch kein Zeichen der Erinnerung an Sie zukäme als die, welche ich bewahre und stets in meinem Herzen bewahren werde, so sollen Sie doch immer Etwas so oder so von mir vernehmen — wo nicht geschrieben, doch gedruckt; wo nicht im Leben, doch im Tod; wo nicht in einem lezten Willen, doch auf eine nicht minder feierliche und heilige Weise. Ich darf Ihnen wohl sagen, daß ich entschlossen bin, so lange ich noch lebe, Nichts mehr herauszugeben aus mancherlei Gründen, aber hauptsächlich weil ich die ganze Wahrheit sprechen und mich nicht aus halben oder weltlichen Rücksichten zu Lob oder Tadel bestimmen lassen will. Ist man einmal seine fünfzig Jahre alt, so schreibt man nicht mehr zur Unterhaltung, sondern man möchte auch gern etwas Gutes stiften. Ich trug mich nie mit einer unruhigen Ruhmsucht, noch mit einem bittern Groll wegen erlittener Kränkungen und jezt schlafen diese beiden Leidenschaften gänzlich. Mein höchster Ehrgeiz lag in dem Wunsch, Die, welche ich achtete, möchten eine erträgliche Meinung von mir haben, und Dieß ist mir über alle Erwartung gelungen. Ich hasse kein menschliches Wesen, und von dem Augenblicke an, wo Einer Reue fühlt oder sich bessert, liebe ich ihn aufrichtig. Oeffentliches Unglück rührt mich, und wenn ich an vergangene Zeiten denke, so bin ich bei der Vergleichung mit der Gegenwart nicht unzufrieden, und ich danke Gott, daß ich unter keiner Tyrannei oder Inquisition lebe — daß ich solange Unabhängigkeit, Freiheit des Geistes und des Körpers genossen — daß ich der Welt selbst über die wichtigsten Dinge und über die hochgestelltesten Personen frei meine Ansicht sagen *) durfte — daß rechtschaffene Männer sich meiner nicht schämten — daß meine Werke (welches der Fall mit den meisten Schriftstellern ist) nicht vor mir starben und daß wenn sie nach mir sterben, ich es in der andern Welt wahrscheinlich nicht erfahren oder wenigstens nicht davon berührt werden werde. Das größte und vernünftigste Glück, welches mir wiederfahren könnte, wäre ein näherer Umgang mit einem oder zwei Männern, die das Verhängniß von mir und ihrem Vaterland ferne hält. Sie würden einige Theilnahme fühlen, wenn ich die Namen nennte, und den Wunsch beifügte, daß Ihre Privatangelegenheiten so wohl bestellt wären, um Ihnen zu erlauben, von Schottland Abschied zu nehmen. Ich hoffe, Ew. Lordschaft und ein anderer meiner Freunde sollen sich bald hier zusammenfinden. Ich meine ihn, **) der, obgleich sein Leben in so manche Strudel des Schicksals hineingerissen ward, doch noch Alles besizt, indem er sich selbst besizt, noch immer ein zu großer Geist ist, um nicht auch ein guter Geist zu seyn und fortfährt sein Vaterland zu lieben, ob es ihn gleich von sich stieß. Es kann ihm aber nicht so wehe gethan haben, als es sich selbst wehe that durch die Wahl solcher Diener, die es ihm zwanzig Jahre vorzog. Was soll ich nach Allem nun noch sagen, mein theurer Lord? Es ist für mich peinlich zu schreiben, was ich schreiben muß, denn dieselben Dinge sind in unserer beiden Herzen, und es sind widerwärtige Dinge. Ihnen meine wirkliche Achtung zu bezeugen, ist mir noch peinlicher; denn dafür habe ich keinen Ausdruck, für jene Dinge aber habe ich einen, und würde ich auch einen dafür finden, so fürchtete ich Ihrer Bescheidenheit zu mißfallen. Glücklich würde ich mich schäzen, wenn Sie vor dem Dezember in die Stadt kämen; soll es aber nicht geschehen, so lassen Sie wenigstens nächstes Frühjahr das Motto nicht vergeblich seyn, welches ich zu Twickenham über meine Thüre geschrieben habe: „Libertati et amicitiae."

Bourrienne.

Aus einer von der Handelsgerichtskammer am 11 März durch Hrn. Locard, Anwalt des Hrn. Hue, eingereichten Klage geht hervor, daß Hr. von Bourrienne, derselbe, der über Napoleon, seinen Wohlthäter, und noch so manchen Namen, den die Geschichte ehrenvoll nennt, so lügenhafte und schmähsüchtige Memoiren geschrieben hat, schon seit mehreren Jahren her an Wechsel-, Bank- und Handelsgeschäften Theil genommen, aber seinen Verbindlichkeiten nicht mehr nachgekommen; daß sich in den Rechnungen ein Ausfall von 50,000 Fr. ergeben; daß seine Schulden sich auf die ungeheure Summe von 310,588 Fr. belaufen; daß das einzige Aktiv-Vermögen des vormaligen Sekretärs Napoleons in dem Honorar bestehe, das ihm der Buchhändler Ladvocat für die erwähnten Memoiren auszuzahlen habe; daß dieser aber dieses Honorar auszuzahlen verweigere, unter dem Vorwande, es sey unter seiner Hand schon mit Beschlag belegt; und daß folglich gegen Hrn. von Bourrienne das Gantverfahren einzuleiten sey, um die Beschlagnahme des Honorars aufzuheben und die Gläubiger des Gemeinschuldners davon sich entschädigen zu lassen. Die Handelsgerichtskammer hat demzufolge gegen Hrn. von Bourrienne Gant ausgesprochen, und angeordnet, daß seine Komptoire und Magazine unter gerichtliches Siegel gelegt und er selbst in einem Schuldengefängnisse aufbewahret werden solle.

---

*) Eine Unannehmlichkeit, welche Pope sich durch seine Freimüthigkeit zuzog, erwähnt Marchmont. Eine große Gesellschaft, bei welcher Pope war, speiste auf Lord Bathursts Landhaus in der Nähe von London. Man saß noch an der Tafel, als ein Bedienter dem Dichter Etwas in das Ohr flüsterte, worüber dieser so sichtlich in Bestürzung gerieth, daß Lord Bathurst den Burschen fragte, was er für eine Nachricht zu bringen gehabt hätte. Der Bediente erzählte, ein Herr mit einem Degen, der sich Dennis nenne, habe Hrn. Pope sagen lassen, daß er ihn vor dem Haus erwarte. Lord Bathurst nahm sogleich Hut und Degen, forderte den Feind und erfocht einen solchen Sieg, daß Pope nicht mehr angefochten wurde.

**) Lord Bolingbroke.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 85. 26 März 1831.

Sir Stamford Raffles.

(Fortsetzung.)

Man kann sich wohl vorstellen, daß ein so durchgreifender Reformator wie Raffles bei seinem Unternehmen auf mancherlei Hindernisse stoßen mußte; er ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern verfolgte unverdrossen die einmal eingeschlagene Bahn. Einige javanische Fürsten, unter ihnen der Sultan von Djojocarta, entwarfen den Plan, die Europäer von der Insel zu vertreiben; ein schnelles Einschreiten vereitelte die Absichten der Unzufriedenen.

Das Benehmen des Sultans von Palembang, einer Dependenz, die auf Sumatra lag, erheischte zunächst die Aufmerksamkeit des Lieutenant-Gouverneurs. Eine Kommission, die den Sultan zur Anerkennung der britischen Hoheitsrechte vermögen sollte, wurde nicht nur von ihm schnöde zurückgewiesen, sondern er ließ die Abgeordneten und alle ansässigen Holländer ermorden. Dieser Frevel durfte nicht ungeahndet bleiben. Obrist Gillespie erhielt sofort den Auftrag, jenen zur Rechenschaft zu ziehen. Allein die schlechte Witterung und die Strömung des Flusses verzögerten sein Vorrücken sehr, als er unter Wegs erfuhr, daß der Sultan entflohen, daß wilde Mord- und Plünderungsscenen in der Stadt herrschten, und daß in der folgenden Nacht die reichen Chinesen und andere Einwohner, deren Vermögen eine ansehnliche Beute versprach, gleichfalls abgeschlachtet werden sollten. Diese Nachricht überbrachte ein arabischer Häuptling, worauf der Obrist sich mit demselben, bloß begleitet von Kapitän Meares und einem spanischen Herrn, sogleich in einen Nachen setzte, und auf Palembang zueilte. Auf einem zweiten Nachen befanden sich sieben Grenadiere und zwei Kriegsschaluppen folgten. „Die beiden Nachen" erzählt Raffles, „kamen bald so voraus, daß sie die Kriegsschaluppe gänzlich aus dem Gesicht verloren, als sie ein feindliches Lärmsignal vernahmen, wobei es ihnen nicht ganz wohl zu Muth werden mußte, um so mehr, als Alles umher geeignet war, den Verdacht in ihnen zu erregen, daß irgend eine Verrätherei im Werk sey. Durch das gräßliche Geschrei, das nach allen Seiten ertönte, und durch die Menge Lichter und Feuerbrände, welche die ganze gegen sieben Meilen weite Strecke eines dicht bevölkerten Landes längs beiden Ufern des Flusses erhellten, verstärkte sich jener unheimliche Eindruck noch mehr. Indessen gelang es den verdoppelten Anstrengungen der Mannschaft, den Obrist mit seiner kleinen Schaar einzuholen, um mit vereinten Streitkräften handeln zu können. Die Schrecken dieser Nacht mit treuen Farben zu schildern, möchte ich mich nicht unterfangen, noch weniger die kühne That, welche uns den Besitz des Forts und des Palasts nebst ihren Batterien gewann, die man aber glauben wird, wenn man sich an den Namen des Anführers erinnert. Unbekümmert um die zahlreichen Gruppen Bewaffneter, welche umherstanden, sprang der Obrist mit seinen drei Gefährten und den sieben Grenadieren an's Land, und marschirte festen Schrittes mitten durch einen Haufen von Arabern und verrätherischen Malaien, deren in Gift getauchte Wurfgeschosse in dem Schein der Fackeln erglänzten, nach dem Fort voran. Durch hohe mit Zinnen versehene Mauern führten gewaltige massive Thore von einem Hofraum in den andern, wo noch das Blut der Schlachtopfer auf dem Pflaster dampfte, so daß man glaubte, man betrete ein Schlachthaus. In diesem Augenblick drängte sich ein Malaie durch das Volk, näherte sich dem Obrist, und ging ihm zur Seite als einer seiner Landsleute ihm heimlich ein großes zweischneidiges Messer in die Hand steckte. Es war eine finstere stürmische Nacht, aber ein Lichtschimmer entdeckte den Mordstahl, wie der Mann ihn in seinen weiten Aermeln verbergen wollte. Der Obrist sich rasch umkehrend packte den Bursch, nahm ihm die Waffe ab, und vereitelte so durch seine Festigkeit den verbrecherischen Anschlag; der Mörder entschlüpfte durch das Gedränge. Mit dem Bild der Verwüstung, welches der Palast darbot, stand die Natur in furchtbarem Einklang. Der Donner brüllte, die Blitze durchzuckten den Horizont, der Regen ergoß sich in Strömen, ein ungeheurer Brand verzehrte die Außengebäude, und bedrohte den Ort, wo der Obrist und sein Gefolg ihr Quartier aufschlugen; ließ der betäubende Orkan nach, so hörte man wieder das Prasseln der Flammen in den einstürzenden Dächern, das Krachen des Bambus, das dem Knall eines Pelotonfeuers glich, und rings das Toben einer feindseligen blutdürstigen Bevölkerung. Die ganze Macht, welche der Obrist zur Vertheidigung des Forts zu seiner Verfügung hatte, bestand, außer ein Paar Offizieren, aus siebzehn britischen Grenadieren und einigen Matrosen, aber lauter Männern, entschlossen, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wenn sie angegriffen würden, ehe die erwarteten Verstärkungen einträfen. Nachdem das Innere des Hofraums mit Fackeln sorgfältig durchforscht war, ließ er alle Zugänge, mit Ausnahme eines einzigen, verschließen und verrammeln, und an dem Hauptthor die Grenadiere Wache halten. Bald nach Mitternacht ward ihnen die Freude, den Major

Trench mit sechzig Mann anlangen zu sehen, und am Morgen stieß der Rest der Expedition unter Obristlieutenant Mac Leod zu der Garnison. Auf solche Weise brachte bloße Entschlossenheit die Einnahme eines Forts zu Wege, das, mit 242 Kanonen besetzt, wenn es hätte angegriffen werden müssen, sicherlich nicht ohne bedeutenden Verlust von Menschenleben zu erobern gewesen wäre.“ In seinem Bericht an Raffles entwirft der Obrist ein grauenvolles Gemälde von den Ereignissen, welche seine Sendung veranlaßt hatten. Unter den unglücklichen Opfern der Rachewuth des Sultans befand sich auch eine europäische Frau, welche auf ein Boot geworfen, und, nachdem man ihr alle Schmach und Gewalt angethan, niedergehauen, und in den Fluß gestürzt wurde. Die übrigen Weiber wurden als Sklavinnen in das Innere geführt, und keine Erniedrigung war zu grausam, welche sie nicht erdulden mußten. Die schwangere Gattin des Residenten setzten die Bösewichte in den Dschungeln aus, und ließen sie hülflos verschmachten.

Statt des flüchtigen Ungeheuers setzte Raffles den Bruder auf den Thron. Aber kaum waren die Holländer wieder im Besitz von Java, als sie mit dem neuen Sultan Feindseligkeiten anfingen, sich seiner Person bemächtigten, und ihn gefangen nach Batavia führten, und den Thron des alten Tyrannen, des Mörders ihrer Landsleute, wieder herstellten. Dafür bezahlte er ihnen 100,000 Dollars!

Ueberhaupt kehrten die Holländer ganz und gar mit den Ueberlieferungen ihres alten Kolonialsystems zurück, entschlossen jede Spur des britischen Interregnums zu verwischen. Raffles konnte nicht ohne Bedauern von dieser Katastrophe sprechen. Von Seiten der ostindischen Kompagnie scheint man nie einen großen Werth auf Java gelegt zu haben, um es für sich zu behalten. Holland aber, das als Staat nicht mehr existirte, konnte, und Frankreich, dem Erben Hollands, wollte man die Insel nicht überliefern; daher beschloß man, die Festungswerke zu zerstören und den einheimischen Fürsten ihre Souveränität zurückzugeben. Dazu war an Minto bereits der Befehl ergangen, und nur aus Rücksicht auf die seit zwei Jahrhunderten ansässige holländische Bevölkerung, die er nicht auf einmal der Willkür der malaischen Häuptlinge preisgeben mochte, schob er die Vollziehung des Befehls auf. Mittler Weile schlug Raffles in seiner Verwaltung einen Gang ein, der diese Emanzipation allmählig vorbereiten sollte. Da kam auf ein Mal aus Europa die Abschrift eines Vertrags, der die unbedingte Zurückgabe des Landes an Holland verfügte, ohne daß man auch nur mit Einem Worte der Gerechtsamen der Eingebornen gedachte, nachdem man ihnen so lange mit der Aussicht auf Unabhängigkeit geschmeichelt hatte. Der unparteiische Beurtheiler ist hier wirklich in Verlegenheit zu entscheiden, ob die Politik der englischen Regierung, welche die Interessen von sechs Millionen keiner Rede werth hält, unwürdiger und sündhafter sey, oder die Politik der holländischen Regierung, welche den verbesserten sittlichen und bürgerlichen Zustand ihres wiedererlangten Kolonialreiches muthwillig wieder zerstört. Die Engländer mögen nachher einige Reue darüber empfunden haben, als die Holländer mit mehr als 10,000 europäischen Truppen in Java allein erschienen, ungerechnet ihre Militärstationen auf den Molukken, als sie eine zahlreiche Kolonialarmee aushoben, und eine Seemacht in die indischen Gewässer brachten, welche, aus einem Neunzig- und einem Vierundsiebzigkanonenschiff, drei Fregatten, acht Korvetten und noch vielen kleinern Fahrzeugen zusammengesetzt, den Nachfolgern des großen Moguls selbst Besorgnisse einflößte. Doch diese Linienschiffe, Fregatten und Korvetten mit diesen Zehntausenden, und noch andere Tausende, Europäer und Eingebornen, sind von der Erde verschwunden, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß den Holländern ihre Wirthschaft auf Java seit fünfzehn Jahren mehr Blut und Geld gekostet hat, als ihnen dieses schöne Besitzthum so bald eintragen wird. Noch ehe man in Java die Rückkehr der holländischen Herrschaft wußte, sah sich Raffles genöthigt, aus Gesundheitsgründen eine Reise nach Europa zu machen. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich eine öffentliche Theilnahme, wie sie selten einem Regierungsbeamten zu Theil wird. Die Einwohnerschaft verehrte ihm ein prächtiges Silberservice, und am Morgen der Abfahrt war die ganze Rhede von Batavia mit Booten bedeckt, aus denen ihm ein tausendfältiges Lebewohl nachtönte. Als er auf das Verdeck kam, fand er es mit Gaben aller Art gefüllt und geschmückt — mit Blumen, Früchten, Geflügel und was sonst dazu dienen konnte, die Beschwerden einer langwierigen Reise zu erleichtern. Raffles behielt auch seine lieben Javaner in so gutem Andenken, daß er im J. 1817, als er nach seiner neuen Statthalterschaft auf Fort Marlborough abging, den Weg über Holland nahm, und in einer Audienz, die er sich von dem König Wilhelm erbat, zu ihren Gunsten sich verwendete. Se. Majestät nahm ihn mit vieler Zuvorkommenheit auf, zog ihn zur Tafel, und versprach ihm die Beibehaltung des neuen Systems; allein Könige machen oft Zusagen, für deren Erfüllung sie nicht bürgen können. Von den Ministern versprach er sich Nichts; denn diese schienen ihm zu kaufmännisch, und auf unmittelbaren Gewinnst erpicht, als daß ein liberales System von ihnen zu erwarten war.

(Fortsetzung folgt.)

Wasserrevolutionen.

(Fortsetzung.)

„Unzählige Heerden von Hirschen und Bisons waiden auf den üppigen Triften der Ebenen am Mississippi. Der Dschaguar, der Wolf, der Fuchs suchen hier ihren Raub. Die Wasser strotzen von Alligators und Schildkröten, und der Spiegel ist bedeckt mit Millionen von Wasservögeln, welche zwischen den canadischen Seen und den Küsten des Golfs hin und her ziehen. Menschliche Gewalt fängt an sich fühlbar zu machen, und an die Stelle der Wildniß treten Städte, Felder und Gärten; das vergoldete Dampfboot schwimmt bald gegen den Fluß in langsamem Schritte, bald schießt es pfeilgeschwind stromabwärts durch einsame Wälder und Wiesgründe. Schon übersteigt die blühende Bevölkerung des großen Thales jene der dreizehn Vereinigten Staaten zur Zeit, als sie zuerst ihre Unabhängigkeit erklärten. Das ist der Zustand eines Landes, in welchem jährlich Tausende von Gießbächen Felsen und Bäume aus den Gebirgen nach der Ebene treiben, und vermischt mit den Gebeinen der Geschöpfe, die in den Ueberschwemmungen zu Grunde gehen, durch einen ungeheuren Strom in die See hinab rollen. Erreichen diese Gegenstände den Golf, so machen sie das Wasser für Seethiere nicht untauglich; vielmehr wimmelt hier der Ocean von lebenden Wesen, wie Dieß in der Regel der Fall ist, wo das Einströmen eines großen Flusses bedeuten-

den Zuwuchs an organischen und mineralischen Staffen herbeiführt. Und doch giebt es Geologen, welchen der Beweis eines beunruhigten *) statt eines ordentlichen und steten Zustandes des Planeten darin liegt, daß sie in successiven Schichten angehäuft Erdstücke in wildem Gemenge mit Ueberbleibseln von Fischen, oder zerbrochenen Muscheln und Korallen wahrnehmen. In solchen Erscheinungen lesen sie chaotische Umwälzungen und wiederholte Katastrophen, statt darin Anzeichen eines Landes zu finden, welches so angenehm zu bewohnen war, wie die freundlichsten und fruchtbarsten Striche, auf denen jetzt Menschen leben. Nicht zufrieden die Analogie des jetzigen Laufs der Natur zu übersehen, wenn sie sich in Betrachtungen über Revolutionen vergangener Zeiten verlieren, bringen sie durch ihre Schlüsse oft das gerade Gegentheil von Dem heraus, was sie bei einer sorgfältigen Beobachtung der Thatsachen ausmitteln sollten.

Eine Masse mineralischer Körper gelangt im Zustande der Auflösung durch Quellen nach der Oberfläche der Erde, und bildet entweder durch Aussetzung an freier Luft, oder in den Flüssen, Seen und Meeren, in welchen sie entladen werden, einen Niederschlag. Mineralische Quellen entspringen gewöhnlich in der Nähe aktiver oder ausgestorbener Vulkane, und rühren wahrscheinlich dem größten Theile nach von der Verdichtung von Dünsten her, die aus unterirdischen Behältern stark erhitzter Staffe aufsteigen, deren Vorhandenseyn sich durch verschiedene vulkanische Erscheinungen bewährt. Kalk-Ablagerungen kommen am Häufigsten vor. Der italienische Travertin erzeugt sich noch fortwährend nach einem großen Maßstabe im Thale der Elsa, bei San Vignone und San Fillppo im Toskanischen, und in der Campagna von Rom bei Tivoli. Bei San Fillppo setzt der Strom je in vier Monaten eine harte Steinkruste van etwa einem Fuß in der Dicke ab, und in einer kurzen Periode hat er eine Masse hervorgebracht, die sich an dem Hügel hinab erstreckt, an welchem die Bäder gelegen sind, eine und eine Viertel Meile in der Länge, eine Drittel Meile in der Breite, und an einigen Orten von wenigstens hundert und fünfzig Fuß in der Dicke. Dieses neue Gestein ist stark kristallisch und zeigt an einzelnen Stellen die kugelförmig geballte, die zellenförmige und geblätterte Structur, wie der magnesische Kalkstein van Sunderland; sie schließt Rieth, Blätter, Muscheln und andere organische Stoffe in sich, und behält den Eindruck davan, wenn die Substanz selbst abfällt, oder durch Infiltrationen entfernt wird, wo dann meist Mineral-Wasser an ihre Stelle treten. In den Sümpfen von Ungern setzen sich beständig weite horizontale Schichten von solchem Travertin ab, den man häufig zu Bausteinen bricht. An dem Ufer des Urmia-Sees, zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meere, bildet sich heut zu Tage sehr schnell durch eine warme Quelle ein Marmor, welcher sehr wohl zu Verzierung von Gebäuden zu verwenden ist. So bedeutend die Masse des durch Mineralwasser in vulkanischen Gegenden abgesetzten Kalkgesteins seyn mag, so ist sie jeden Falls unbedeutend gegen diejenigen Quantitäten, welche durch die Flüsse nach dem Meer geführt, oder durch die in den Seeniederungen entspringenden Quellen zu Tag gefördert werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lyell, B. 1, S. 189.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Paganini zu Paris.

Schon lange Zeit sprach man von Paganini. Wußten Sie, Wer er war?

Anfangs existirte Paganini gar nicht; er war eine fabelhafte Person; man trieb einen bloßen Scherz mit seinem Namen und seiner Kunst; ein ausgezeichneter Meister hatte sich den Spaß gemacht, diese unausführbaren Studien zu schreiben, die unter Paganini's Namen herauskamen, um das musikalische Europa zum Besten zu haben. Nicht wahr, so erzählte man sich vor zwölf oder fünfzehn Jahren?

Nachher suchte man uns zu überzeugen, das unmögliche Wesen existire wirklich; es sey ein Künstler — ein Künstler von wunderbar schöpferischer Kraft und romantischer Originalität. Das Wort Originalität klang verdächtig. Man malte sich das Original bis zu einem verrückten Querkopfe aus; man stellte sich unter ihm einen Marktschreier vor, der unter Pickelhäringsprüngen ein Buffo-Konzert tanze auf der vierten Saite oder auf der Quinte; man schilderte ihn als einen wahnwitzigen Geiger, der seine Phantasie zu einem fratzenhaften Satz für Geige und Bogen überreize oder mit verrenktem Körper hinter dem Rücken, zwischen den Beinen hindurch oder mit den Füßen spiele. Es giebt kein so läppisches Mährchen, das man nicht ersann, um sich über einen Künstler lustig zu machen, der seinerseits sich über alle erdenklichen Schwierigkeiten lustig machte; der den geschicktesten Meistern Aufgaben vorlegte, die wie Räthsel klangen, zu denen keiner den Schlüssel fand.

Die verletzte Eigenliebe und der Hang zur Karrikaturenzeichnung in diesem Lande der Eitelkeit und des Spottes machten aus Paganini einen Zwerchfelltrommler, einen Possenreißer, höchstens gut genug für die Schenken und Straßenecken. Indeß hörte doch Einer oder der Andere von uns den genuesischen Meister im Auslande, und die Meinung über ihn änderte sich in Frankreich auf ein Mal sehr zu seinen Gunsten. Man vergrößerte ihn jetzt um so mehr als man ihn vorher verkleinert hatte; man sprach von ihm mit Achtung, mit Bewunderung; man sehnte sich nach ihm, und siehe da — hier ist er.

Verflossenen Dienstag (8 März) war eine der köstlichsten Abendunterhaltungen Baillot's, eine jener wahrhaften Lehrstunden der musikalischen Literatur, wo alle harmonischen Schulen in ihren Meisterwerken auftreten, mit bewunderungswürdiger Vollendung von fünf geschickten Künstlern unter Baillot's Leitung vorgetragen. Heute gab man ein herrliches Quintett von Mozart; Baillot war silberklar, zierlich, kraftvoll; er entwickelte in einem wundervoll einfachen und glänzenden Vortrage die Schönheiten des Meisters ... Der ganze Saal tönte von Beifall wieder.

Das Quintett war geendigt. Ein Mann erhebt sich und steigt die Estrade hinauf; er ergreift mit Wärme Baillot's Hand und begrüßt ihn mit einigen jener herzlichen Worte, die einem Künstler Ersatz genug sind für zwanzigjährige Bemühung, die hundert noch so glänzende Erfolge aufwiegen.

Dieser schwarzgekleidete, magere, große, seltsame Mann war Paganini.

Niemand kannte ihn, und Jedermann spricht sogleich seinen Namen aus. Paganini allein darf so zu Baillot über Mozart und von Baillot zu Mozart sprechen, den die Künstler durch eine erhabene Geisterbeschwörung wieder in's Leben gerufen. Man erblickt und heißt ihn durch allgemeinen Zuruf willkommen.

Welche Züge! Welcher Ausdruck auf diesem Gesichte! Dieser Kopf, oben so ausgezeichnet schön und unten so eingestaucht; diese ungeheure Stirn in unzählige Falten gelegt und von hüpfenden Adern durchzogen; diese Augen zuweilen aufblitzend, aber meist düster sinnend; diese Augenbraunen, die die tiefe Wölbung umschatten, in der sich der Blick verbiegt; diese lange gebogene Nase; dieser Mund mit dem herabgezogenen Winkel zur Rechten, mit den schmalen eingezwängten Lippen, als wäre dahinter kein Zahn mehr zu finden, wo vielleicht nur ein einziger fehlt, und unter diesem Munde ein kleines benarbtes Kinn, das von dem dichten Busche eines schwarzen Backenbartes umschattet wird; ein schwarzes Haupthaar, das, auf der Stirn gescheitelt, in langen Locken über die Schultern herabfällt; endlich dieses Spiel des lebhaftesten Geistes auf allen Muskeln mit dem Anfluge der Kränklichkeit, die dem ganzen Kopfe den wunderbarsten

Ausdruck giebt! — Es läßt sich nicht beschreiben, welch ein phantastischer Zauber von diesem Gesichte strahlt, das dem seltsamen Gebilde eines Malers gleicht. Man möchte es eine Erfindung Hofmann's oder Goethe's nennen: es ist der Kopf eines Christus, Dante, Voltaire, Petrarca, Rotrou, Karl Vernet, und Wer weiß, von Wem noch? — Es ist eine wunderbare Mischung aus Allem, selbst aus einem Franconi.

So Viel von dem Menschen. — Und der Künstler? Der Künstler ist auch ein Mensch, aber eine Mischung von Engel und Dämon.

Er erscheint, in seiner Hand Etwas, das man gewöhnlich eine Geige nennt; er grüßt wie ein Tanzmeister, der nicht tanzen kann, mit einer linkischen Schüchternheit, einem seltsamen Lächeln; nun legt er sich in die Hüfte zurück, wird ernst, sinnend; er beginnt, und der Mensch ist verschwunden.

Der Bogen, die Hände, die Geige, der Leib sind wohl noch da, aber man bemerkt sie nur zufällig bei der Ausführung gewisser wunderbarer Schwierigkeiten des Spieles. Nur Kopf und Seele bleibe übrig; ein Kopf, der blaß und leidend mit dem Instrumente leise flüsternd spricht, Zauberworte, die der Ungeweihte nicht versteht, und auf die die Seele sogleich antwortet. Denn sein Instrument ist seine Seele; sie lacht, weint, singt, seufzt, verliert sich in anmuthigen Sprüngen, im Aufflug des Gefühles; sie ist erhaben, träumerisch, glühend, leidenschaftlich, frauenhaft, geschmackvoll... Nein, sie ist dieß Alles nicht; es lassen sich dafür keine Worte finden; erhaben, ungeheuer — drückt nicht aus, was ich sagen wollte.

Baillot, de Beriot spielen bewunderungswürdig die Violine; Dieser spielt die — finde, Wer es vermag, das rechte Wort. Er hat Töne, ein Instrument geschaffen; er ist völlig neu, unglaublich, unnachahmlich; es ist Paganini, der vor Freude aufjauchzen macht, vor Freude empört, dem man zuerst mit Erstaunen Beifall klatscht, dann mit Verzückung, endlich mit Wahnsinn.

Paganini! Es bedurfte eines Paganini, um uns zwei Stunden Polen vergessen zu machen und die vielleicht furchtbare Zukunft Frankreichs.

Vor der Thüre eines Wahlkollegiums.

— Wie viel zahlst Du Steuern?

— Zweihundert Franken.

— Gut, Du bist ein Mann von Geist und Verstand. Geh' hinein und stimme. — Und Du, wie viel zahlst Du Abgaben?

— Hundert neun und neunzig Franken und fünf und achtzig Centimen.

— Du darfst nicht hinein. Du bist ein Dummkopf.

— Warum?

— Geh' und frage den Rentamtmann.

— Sie wollen Deputirter werden?

— Man hat mir gesagt, daß ich diesen Beweis des Zutrauens meiner Mitbürger verdiene.

— Wie viel zahlen Sie dem Staate?

— Fünfhundert Franken.

— Erstaunlicher Mann! Sie haben Patriotismus, Talent, Uneigennützigkeit, Rechtschaffenheit, Beredsamkeit. Gehen Sie hinein, Man wird sich bei den Wahlen um Sie reißen. — Und Sie, wie hoch sind Sie in der Anlage?

— Ich zahle vierhundert neun und neunzig Franken und fünf und neunzig Centimen.

— Sie sind ein Aufrührer, ein Narr, ein Republikaner, ein Bonapartist, ein Pinsel. Sie können nicht gewählt werden. Marsch!

— Jean-Jacques Rousseau besaß gar Nichts. Er hätte also nicht die Ehre gehabt, in Eurer Kammer zu sitzen?

— Jean-Jacques Rousseau war ein gefährlicher Mensch, wie Sie. Wir brauchen Leute, die Garantien bieten und Etwas verlieren können.

— J. P., Frankreich.

Man zieht ein Chorhemd an und nimmt eine Feder und erhält ein Portefeuille, und man glaubt, jetzt sey man mir nichts dir nichts Kanonikus, Poet oder Regierung. Fehlgeschossen. Als Kanonikus braucht man ein gewisses Bauchmaß, als Poet die Ideen des Hrn. Keratry, als Regierung die Charte von 1830. Der Kanonikus hat einen Bauch, der knurrt; der Poet Ideen, die strudeln; die Regierung eine Charte, die sie bindet. Ein Kanonikusbauch verdaut; ein Ideen-Poet schreibt; eine Regierung regiert nach der Charte. Aber es ist nicht genug, einen dicken Bauch, hausgemachte Ideen und eine Charte in der Tasche zu haben: die ganze Welt kann essen, reimen oder schwören: der Wille thut es nicht allein, die Hauptsache ist die That. Eine dreifarbige Fahne weht auf der Vendomesäule, und die Adler schlafen unter ihr. Ihr Metall donnert nicht. Man unterhandelt gegen die Belgier, man kartätscht die Polen nieder, und wir geben Bälle und Konzerte; das ist die Fastenzeit der Freiheit.

Vermischte Nachrichten.

Die seit langer Zeit in Tübet eingeführte Gesetzgebung besteht aus 11 Artikeln und ist in drei Bänden enthalten. Die Kriminalgesetze lauten außerordentlich streng. In der Nähe von H' Lassa-Tsio-k'han befindet sich ein Gefängniß, in welchem die Verbrecher, ohne Rücksicht auf den Grad der Strafbarkeit, an Händen und Füßen gefesselt bleiben, bis das Urtheil gefällt ist. Wer in einer Balgerei getödtet wird, wird in den Fluß geworfen; der Todtschläger muß eine Geldstrafe erlegen, wovon ein Theil dem Staatsschatze, ein Theil der Familie des Verstorbenen zu gut kommt, oder er giebt an Zahlungsstatt eine Anzahl Ochsen und Schafe. Kann er nicht zahlen, so bindet man ihn in's Wasser hinein, und sein Haus und Eigenthum werden mit Beschlag belegt. Räuber und Mörder und ihre Mitschuldigen erleiden ohne Weiteres den Tod. Manchmal kettet man sie an eine Säule und erschießt sie mit Flinten oder Pfeilen. Wer im Rausche stirbt, dem wird der Kopf abgeschnitten und man stellt seinen Leichnam vor den Augen des Volkes aus. Manchmal werden die Verurtheilten nach dem im Norden des birmanischen Reiches gelegenen Lande der wilden H' Lokba geschickt, um von denselben aufgefressen zu werden, oder man thut sie in die Skorpionenhöhle von Chüschui, wo sie durch den Stich dieser Insekten umkommen. Wenn Einer einen Andern bestiehlt, so wird seine Habe versiegelt und er muß doppelten Ersatz liefern. Ist Dieß geschehen, so werden ihm die Augen ausgestochen, die Nase oder auch wohl Hände und Füße abgehauen. Wird Jemand eines sehr großen Verbrechens beschuldigt, so fängt man damit an, daß man ihn mit Riemen peitscht und dann in's Wasser taucht. Nach einigen Stunden stäupt man ihn abermals, und diese Prozedur wird drei Mal wiederholt, ehe man zum Verhöre schreitet. Gesteht er nicht, so schüttet man ihm heiße Butter auf Brust und Hals, und macht ihm mit einem Messer Einschnitte am ganzen Leibe. Verweigert er auch nach dieser Tortur das Geständniß, so setzt man ihn in's Wasser, flicht zwei Flechten aus seinen Haaren, womit man ihn rechts und links anbindet, bedeckt ihm das Gesicht mit einem weißen Tuche und befeuchtet dieses immerwährend mit Wasser. Zuweilen bohrt man ihm Splitter von Schilf zwischen die Nägel. Bleibt der Gefangene trotz Allem dabei, daß er unschuldig sey, so erhält er seine Freiheit. Ehebruch wird nach dem Vermögen des schuldigen Theiles mit einer Geldbuße bestraft oder auch bloß mit einer körperlichen Züchtigung. Männer und Frauen, die auf dem öffentlichen Platze ihre Strafe erleiden, werden ganz nackt aufgezogen. Seit einiger Zeit ist auch das Cangue in Gebrauch. Diese grausamen Gesetze werden übrigens, wie Klaproth bemerkt, gegenwärtig in der Regel nicht mehr in Anwendung gebracht, sondern es wird nach chinesischem Rechte verfahren; die Kriminal-Rechtspflege ist nämlich in den Händen der Chinesen; jede Sache von einiger Bedeutung kommt, nachdem sie in erster Instanz abgeurtheilt worden, vor den Dalai-Lama, der sie seinerseits der Begutachtung der beiden chinesischen Generale unterwirft.

Die Aktien-Gesellschaft des Themse-Tunnels hielt in vergangener Woche eine Versammlung, in welcher angezeigt wurde, daß der Tunnel noch in vollkommener Festigkeit und unversehrt besteht. Noch immer wird dieses unterirdische Werk zahlreich von Schaulustigen besucht und die Einnahmen für Eintrittskarten beliefen sich zu Ende des vergangenen Jahres auf 1,100 Pfund. In derselben Versammlung wurde auch zur Anzeige gebracht, daß sich eine Gesellschaft in Frankreich zur Vollendung des Tunnels angeboten habe. Mehrere Vorschläge wurden gemacht, unter andern der, bei der Schatzkammer und dem Parlamente um ein Anlehen, oder wenigstens um die Erlaubniß einzukommen, das nöthige Geld zum Weiterbau durch eine Lotterie erheben zu dürfen. Zuletzt wurde der Beschluß gefaßt, es den Direktoren anheimzustellen, welche Schritte sie für den Fortgang des Unternehmens am Sachdienlichsten erachten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 86. 27 März 1831.

Einführung des Geschwornengerichts in Indien. *)

Während der Standesgeist unserer Juristen sich gegen die natürlichste aller Rechtsformen sträubt, führen die Amerikaner das Geschwornengericht auf ihrer Negerkolonie Liberia und die Engländer in Indien ein, ohne daß sich, wie es scheint, bis jetzt einer der Nachtheile gezeigt hätte, die man in Deutschland als unvermeidlich diesem Institut anklebend darzustellen pflegt. Wenn ein sehr hoher Grad von Bildung nöthig wäre, um dem Volk einige Theilnahme an seiner Rechtspflege zu sichern, so müßte jene Maßnahme bei Cingalesen und Negern wohl voreiliger seyn als bei Deutschen, die sich rühmen, zu den civilisirtesten Nationen der Erde zu gehören; aber freilich giebt es unter uns Staatsmänner, die dieses Prädikat bei jeder Gelegenheit für sich und ihre Pflegbefohlenen in Anspruch nehmen, und doch wenn es sich darum handelt denselben gewisse Rechte einzuräumen, deren andere Völker sich längst erfreuen, kein Bedenken tragen, von den Fähigkeiten ihrer lieben Landsleute die geringfügigste Meinung aufzustellen, nur um auf ihre Vormundschaft nicht verzichten zu müssen. Wir gestehen, daß uns bei dem Geschwornengericht nicht sowohl die juridische Seite in Betracht kommt, die allerdings mangelhaft seyn mag, (wiewohl wir den Beweis gegen dasselbe, den man aus einigen ruchbar gewordenen Justizversehen ziehen will, nicht haltbar finden, da die geheime Justiz gewiß ähnliche Sünden genug auf ihrem Gewissen hat, nur mit dem Unterschied, daß in der Regel das Auge der Publicität nicht in die bestäubten Archive eindringt, worin sie begraben liegen) als vielmehr der Umstand, daß es, um von seiner Wohlfeilheit gar nicht zu reden, das beste Mittel ist, das Volk mit den Gesetzen, die es zu beobachten hat, näher bekannt zu machen, und dafür ein lebendiges Interesse zu erregen. Jedermann muß aber zugeben, daß ein Staat um so fester gegründet sey, je stärker dieses Interesse für die öffentlichen Institutionen vom Volk empfunden wird.

Wer die vorsichtige Kolonialpolitik der Engländer kennt, wird nicht voraussetzen, daß sie aus bloßer Philanthropie einen — wie Manchen bedünken möchte — so gefährlichen Versuch gewagt haben. Daß es ein schwieriger Versuch war, unterliegt keinem Zweifel, wenn man einen Blick auf die verschiedenen, durch Sprache, Sitten, Religion Vorurtheile und Antipathien getrennten Bestandtheile der indischen Bevölkerung wirft. Da sind die Hindu's mit ihrem Castenwesen und ihrer Hierarchie, an deren Spitze die Braminen stehen; da die Buddhisten, die keine Casten anerkennen, und besonders im Süden der Halbinsel, und auf Ceylan zahlreich vorkommen; da die Muselmänner, die vormaligen Eroberer des Landes, die, überall zerstreut, ungefähr den siebenten Theil der Bevölkerung bilden; da die Portugiesen, Holländer, Engländer, mit den mancherlei Mischlingen ihres Blutes, theils Katholiken, theils Protestanten. Mitten unter dieser bunten Masse, worin die Engländer sich fast verlieren, konnten sie zuvörderst bloß darauf denken, die vorhandenen Gesetze in Kraft zu erhalten, und jeder Klasse ihre eigenthümliche Rechtsverfassung zu bewahren — daher ein seinem Wesen nach persönliches System, zumal in Bezug auf die bürgerlichen Rechtsverhältnisse, so daß z. B. Erbschaften und Kontrakte bei den Hindu's nach den indischen Gesetzen, bei den Mohammedanern nach dem Koran, bei den Engländern nach dem englischen, bei den Holländern von Ceylan nach dem römischen Recht ꝛc. ausgemacht werden mußten. Die Person des Beklagten entschied bei Prozessen von Parteien verschiedener Klassen über den Koder, der in Anwendung zu bringen war. Die Klasse der Mestizen litt unter diesem System; denn sie wurden ohne Weiteres den Eingebornen zugerechnet, und unter das indische Gesetz gestellt. Eine noch größere Verwirrung herrschte in Bezug auf das Kriminalrecht. So galt in einigen Theilen von Bengalen durchaus das mohammedanische Gesetz, ergänzt und erläutert, wo sich darin Lücken oder Dunkelheiten zeigten, durch englische Mandate und Statuten. In den zinsbaren Staaten, welche etwa die Hälfte der Gesammtbevölkerung Indiens in sich begreifen, galt dagegen nur das alte Landesrecht. Außerdem bestehen in den drei Präsidentschaften ein oder zwei englische Obergerichte, von denen in vielen Fällen die Appellation an den Geheimenrath in England Statt findet, und in manchen größeren Städten noch dazu englische Spezialgerichte; ferner bestehen noch zum Theil das alte indische Punschayut *) und die mohammedanischen Bezirksgerichte, Moffussil genannt, wo man persisch plädiert, obgleich diese Sprache nur von einem kleinen Theil der Bevölkerung und kaum von den Muselmännern selbst verstanden wird. Es dürfte überhaupt schwer halten, sich eine richtige und vollständige Vorstellung von dem indischen Gerichtswesen zu bilden, was sich daraus abnehmen läßt,

*) Fortsetzung der die indischen Angelegenheiten betreffenden Artikel. vrgl. Ausl. v. J. S. 1195 — 1201.

*) S. Ausl. vor. J. S. 1410.

daß die Parlamentskommission an die Personen, die sie über die ostindischen Angelegenheiten vernimmt, oft ganz einfache Fragen richtet, z. B. ob dieser oder jener Bezirk in dem oder jenem Gerichtssprengel liege, worauf jene nicht anders zu antworten wissen, als indem sie seitenlange Aufsätze ablesen. Offenbae ist die Rechtspflege in den englischen Kolonien eben so verwickelt, wie im Mutterland selbst und es scheint der englische Nationalcharakter dege einen Widerwillen gegen Alles, was einfach und regelmäßig ist.

Bei der Keiminalrechtspflege mußte dem europäischen Richter die Schwierigkeit seiner Aufgabe vornehmlich einleuchtend werden; er sollte Beklagte, Kläger und Zeugen verhören, und jeder derselben redete vielleicht eine andere Sprache. Sollte er sich nun auf die Dolmetscher unbedingt verlassen? Das war doch auch nicht rathsam. Oder sollte er selbst diese Sprache lernen? Wäre Dieß auch möglich gewesen, so fragte sich, ob, wenn er sie grammatisch studirte, er Leute aus dem Volk gerade immer richtig aufgefaßt hätte. Den Grad der Strafbarkeit eines Beklagten beurtheilen, und dann nach den oft dunkeln und schwankenden Rechtsbegriffen ihn richten, war eine Sache, die auch den geschicktesten Juristen in Verlegenheit bringen konnte. Manchem fiel deßhalb das Geschwornengericht ein, um sich wenigstens einen Theil ihrer Last zu erleichtern; wenn jedoch Sir Alexander Johnston, Oberrichter auf Ceylan, im J. 1811 die erste Probe machte, so hatte er dazu noch andere als persönliche Gründe.

(Schluß folgt.)

Wasserrevolutionen.

(Fortsetzung.)

Wir fassen die im Fortschreiten begriffenen Veränderungen auf der Erdoberfläche nur sehr unvollständig auf, was unter Anderem daher rührt, daß uns die Anschauung dieser submarinen Schöpfungen mangelt. So hat man angenommen, der größere Theil der Korallen-Riffe im indischen und stillen Meere habe Vulkane unter dem Wasser zur Basis — was sich aus der häufig vorkommenden Kreisgestaltung zu ergeben scheint; aber ein vielleicht noch viel stärkerer Beweis zu Gunsten dieser Theorie mag aus dem reichlichen Vorhandenseyn von kohlensaurem Kalk genommen werden, der für das schnelle Wachsthum zoophytischen und konchylischen Kalkgesteins erforderlich ist — eine Erscheinung, welche nur da gesucht werden kann, wo sich aktive Vulkane und häufige Erdstöße finden, wie im Süden des stillen Meeres. Wir können daraus ableiten, daß die Entwicklung organischen Lebens bei Korallen, Schwämmen und beschalten Mollusken sich durch Hitze, Kohlen, Säure, Kalk, Kieselerde, und andere mineralischen, im Zustande der Auflösung befindlichen Stoffe, welche durch Quellen unter dem Meere hervorgesprudelt werden, auf dieselbe Weise sich beschleunigt, wie Dieß Davy bei der Vegetation in dem See der Solfatara in der Campagna von Rom beobachtet hat. Kalkstein-Formationen lösen sich durch durchsickerndes Quellwasser auf, besonders wenn dieses, wie beinahe alle Quellen, Kohlensäure enthält; hieher muß man noch die unzähligen unterirdischen Höhlen und krummen Gänge rechnen, die sich ausschließlich in Kalkstein-Formationen zeigen. Unterirdische Bäche, die sich ihren Weg durch die häufig vorhandenen Risse solcher Felsen bahnen, müssen diese nach und nach zu Höhlen oder Gallerien erweitert haben, die den wilden Thieren Aufenthalt boten, nachdem der Strom gegen einen andern Kanal seine Richtung genommen. Hätte irgend eine Revolution den Wassern eines benachbarten Flusses oder Baches den Lauf in diese Gänge verschafft, so erklärte sich einfach die Erscheinung von Knochenhöhlen in Kalkstein-Lagern, die so sonderbare Theorien veranlaßt hat. Quellen, welche Kiesel absetzen, sind ausschließlich thermal und in Verbindung mit aktiven Vulkanen. Sie hüllen animalische und vegetabilische Stoffe nicht bloß ein, sondern verkieseln sie vielmehr nach und nach gänzlich. Die Geysers in Island sind bekannte reichhaltige Quellen dieses Minerals. Wo solche Quellen in der Gegend unterseeischer Vulkane zum Vorschein kommen, dürfen wir Betten von Quarz, Lager und Klumpen von Kiesel erwarten, die sich weit über den Boden der See ausbreiten, vermischt mit Depositen von Konchylien und Kalksteinen oder mit Stoffen, die sich von den Klippen trennen und von vulkanischen Auswürfen herschreiben. In den meisten Quellen ist aufgelöstes Eisen, welches bei den Absetzungen unter dem Wasser als Mörtel und Farbestoff dient. Finden wir nun Sandsteine und andere Formationen in den Bodenlagern durch Eisen verbunden oder gefärbt, so stellt sich uns eine treffende Analogie zur Vergleichung des Zustandes der Dinge in verschiedenen Perioden heraus. Wie bituminöse und Naphtha-Quellen, so trifft man häufig in der Nachbarschaft vulkanischen Gesteins Salzquellen, und die bituminösen Muscheln und Kalksteine älterer Formation scheinen auf eine frühere Schwängerung des Wassers von Seen und Meeren aus denselben Quellen hinzuweisen.

Die Bildung der Deltas, d. h. die Ablagerung von angeschwemmten Körpern bei der Mündung der Flüsse geht in Seen, wie im Meere vor. Das Vorschreiten dieses Prozesses verwandelt den See in ein angeschwemmtes Flachland, bewässert durch den Fluß, der hier noch vor Kurzem all sein Getreibe und seinen ganzen Bodensatz absetzte, diesen aber nun in einen niederer gelegenen See trägt, den er auf dieselbe Weise zu füllen sucht; findet er keinen solchen, so führt er die Körper in das Meer. So wurde der Genfersee nach und nach durch Ablagerungen des Rhone gefüllt, welcher zwischen der alten Stadt Port Vallais und dem jetzigen Ufer ein Stück Landes ungefähr anderthalb Meilen in das Breite schuf. Jedes Querthal in Gebirgsgegenden zeigt, daß es einst aus einer Reihe von Seen bestanden haben müsse, die sich auf diese Art nach und nach ausfüllten, einer nach dem andern, und nun als eben so viele Terrassen eines angeschwemmten Flachlandes erscheinen, die durch enge felsigte Schlünde von einander getrennt sind, in welchen wir die alten Markungen der Seen erblicken. Ausfüllen von Gräben und Durchschneiden von Steindämmen ist der gewöhnliche Weg, auf welchem fließendes Wasser gleichförmigere Abhänge zu schaffen sucht. Hat bis jetzt der Rhone den Genfersee auch noch nicht umgewandelt, wie es früher oder später der Fall seyn wird, so kann man doch hunderte von angeschwemmten Erdstrichen von gleichem oder größerem Umfange sehen, die einst ebenfalls Seen gewesen seyn müssen. Es ist klar, daß erst, wenn jeder See den Fluß entlang aufgefüllt ist, seine ganze mechanische Kraft zu Ausfüllung des Delta bei der Mündung gegen das Meer hin arbeiten wird. Ist dieser Prozeß zu Ende, dann mag der Strom in wenigen Jahren so viel Stoff

in das Meer führen, als er vorher in langen Zeiten nicht im Stande war.

Die Küsten des baltischen Meeres, und noch mehr die des bothnischen Golfs gewinnen durch Hinzukommen neuen Landes rasch über solche Seen die Oberhand. Von diesem allmäligen Seichtwerden des Wassers in der Nähe des Gestades mag die irrige, längst niedergelegte Meinung herrühren, als nehme der Wasserspiegel des baltischen Meeres überhaupt von Jahr zu Jahr ab. Das Delta des Rhone rückt in das mittelländische Meer vor. Orte, welche im neunten Jahrhundert Inseln waren, liegen jetzt zwei französische Meilen von der See, und ein im Jahre 1737 am Ufer errichteter Leuchtthurm ist jetzt eine Meile davon entfernt. Die Ablagerung dieses Flusses besteht hauptsächlich in festem Gestein, nicht in aufgelösten Theilen. Im Museum von Montpellier befindet sich eine aus dem Wasser unfern der Mündung des Rhone herausgefischte Kanone, in kristallisirtem Kalkstein eingehüllt. Ein sandiges Gestein, welches durch kalkartige Materie verbunden ist, und Massen zerbrochener unversteinerter Muscheln einschließt, wird in Menge zu Bausteinen gebrochen. Das Delta des Po rückt noch viel geschwinder vorwärts. Adria, zu August's Zeiten ein Seehafen, liegt jetzt zwanzig Meilen landeinwärts. Donati fand bei Untersuchung des adriatischen Meergrundes zwischen der Mündung des Po und Dalmatien in den neueren Ablagerungen zum Theil Schlamm, zum Theil kalkartiges conchylienhaltiges Gestein. Nach ihm sind besondere Arten von Muscheln an gewissen Orten zusammen gehäuft, und verleiben sich nach und nach den Schlamm- und Kalk-Niederschlägen ein. Es scheint in der That eine förmliche Identität der Bildung zwischen den im adriatischen Meere langsam sich gestaltenden Betten und den Schichten der subapenninischen Gebirge zu herrschen. Lyell schließt aus der abgebrochenen Gestalt, in welcher das Hochland, das diesen Meerbusen begränzt, von den angeschwemmten Flächen an der Küstenlinie aufsteigt, daß das Meerbecken früher bedeutend tief gewesen seyn müsse, und daß die Niederschläge daselbst an Volumen dem Mergel von Parma und den Conglomeraten von Nizza gleichkommen, welche tausend Fuß in der Dicke messen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Johanna.*)

Johanna, eine der Comorainseln im Kanal von Mozambique, liegt zwischen der nördlichen Spitze von Madagascar und dem festen Land unter 12° 7' südl. und 44° 30' östl. von Greenwich. Die Nachrichten, die wir über diese Inselgruppe besitzen, sind sehr unbedeutend, da bei der Gefahr der Schifffahrt im Kanal von Mozambique nur wenige Schiffe diesen Weg wählen. Ein zufälliger Umstand gab Veranlassung zu einem Besuch von Johanna durch eine englische Kriegsbrigg, und die folgenden Bemerkungen enthalten einen Auszug aus dem Berichte eines der Offiziere. Eid Hamza, ein Sohn des Königs der Comorainseln, hatte sich von Johanna eingeschifft, um als Pilger nach Mecca zu reisen, aber sein Schiff scheiterte bei Hafoon auf der afrikanischen Küste, in der Nähe von Cap Gardafui; er fand jedoch Mittel, von da nach Muscat und nach langen Wanderungen an den Küsten von Indien nach dem Cap der guten Hoffnung zu kommen, ohne daß er seine Pilgerschaft vollbracht hatte. Der Gouverneur des Caps nahm ihn und sein Gefolge freundlich auf, gab ihm Geschenke von Waffen für den König, seinen Vater, und ließ ihn von der englischen Brigg Spearwater im Mai 1828 mit seinen Begleitern nach Johanna zurückbringen, zugleich gab man ihnen einen Missionär, Hrn. Elliot, mit, der als Schulmeister einen Bekehrungsbesuch mit den Eingebornen machen sollte. Die Brigg langte den 16 Juni vor Johanna an. Der Anblick der Insel von der See aus ist unbeschreiblich malerisch. Ueberall die reichste Vegetation und so weit das Auge reicht, sieht man nichts als Fruchtbäume aller Art, die in tropischen Klimaten vorkommen, einige mit Knospen, andere mit Blüthen, und noch andere mit reifen Früchten. Die Hügel steigen stufenweise empor und sind mit dem üppigsten Grün geschmückt, das bis zum Ufer reicht; den Hintergrund füllt ein etwa 2000 F. hoher Berg, der vom Fuß bis zum Gipfel ein Obstgarten ist. Bald umringten die Brigg eine Menge sonderbar gebaute Kähne; sie bestanden aus ausgehöhlten Baumstämmen, die an den Enden, um das Umschlagen zu verhüten, mit je zwei Querhölzern versehen, und an welchen letztern Querstangen angebracht waren, was den Booten ein schwerfälliges Ansehen giebt, aber den Zweck vollkommen erfüllt. Sie waren mit Negersklaven bemannt, welche sie mit ziemlicher Behendigkeit ruderten, und in einer Reihe saßen, da das Boot zu schmal für zwei Reihen gewesen wäre; sie trugen die Haare geschoren, und gingen nakt; bloß um die Lenden hatten sie einen Gürtel; sie schienen glücklicher als ihr Aussehen vermuthen ließ, und sangen, während sie um das Schiff herumfuhren. Dieses war bald angefüllt mit Eingebornen, welche sich erboten zu waschen, zu lootsen ꝛc. Sie hatten sich englische Namen, von den Schiffen und Personen, mit denen sie früher bekannt gewesen, beigelegt, und kupferne mit diesen Namen bezeichnete Medaillons umgehängt; alle hatten Turbane, schwarze Zähne, rothgefärbte Nägel, was die Mode in Johanna ist, und waren kupferbraun; was sie von Staat besaßen, bestand aus der sonderbarsten Zusammensetzung alter europäischer Kleider. Die Offiziere wurden von Ali, dem Kronprinzen, eingeladen; er sprach etwas Englisch und nahm sie mit der größten Artigkeit auf. Das Zimmer, in dem er sie empfing, war rings mit kleinen Spiegeln in Goldrahmen ausstaffirt, runde Stücke von Zinn, zum Theil vergoldet, waren an die Wand genagelt, ebenso mehrere Porzellanschüsseln, mit dem Boden nach Außen, endlich eine Menge schlechter Kupferstiche mit grellen Farben angemalt vollendeten die sonderbare Auszierung des Gemaches. Vier schöne Sopha's mit reichen Seidestoffen, welche dem Prinzen als Betten dienten, ein alter eichener Tisch und zwei englische Lehnsessel, die ihm ein Schiffskapitän geschenkt hatte, bildeten das übrige Geräthe. Prinz Ali, ein schöner junger Mann, mit schwarzen Augen und angenehmer Miene, betrug sich mit freiem Anstand und einem Gefühl von Ueberlegenheit. Die Gesellschaft wurde beständig von jungen Sklaven mit Wedeln von Federn befächelt; man wartete mit Früchten, Kokusnüssen und Reis auf, worauf man ihnen die Festungswerke zeigte, welche auf einem Hügel unmittelbar oberhalb der Stadt liegen, und in großem Zerfall sind. Die Madacassen hielten diesen Hügel vor etwa 25 Jahren besetzt, und pflegten von da die Leute in den Straßen zu erschießen; nachdem sie durch Hunger genöthigt worden, ihre Stellung zu verlassen, hatten die Eingebornen diese Batterie gebaut, aber nach der Beendigung des Kriegs wieder vernachlässigt. Der Garten des Prinzen schien nicht mit sonderlicher Kunst angelegt, noch mit Sorgfalt unterhalten zu seyn. Der Prinz befahl einem Sklaven, einen Kokusbaum zu besteigen, um seinen Gästen Toddy zu verschaffen. Der Mann kletterte mit großer Leichtigkeit hinauf, eine Calabasche, ein Beil und einen Bohrer in der Hand, hieb in der Nähe des Gipfels die Rinde durch, bohrte ein Loch in den Stamm, und der Toddy rann sogleich kristallhell heraus. Es ist ein höchst angenehmes Getränke etwa wie Obstmost mit Kokusnußmilch gemischt. Die Offiziere wurden den nächsten Tag vom Prinzen zum Essen geladen, und als sie bei Sonnenuntergang landeten, fanden sie Hunderte der Eingebornen an dem Ufer, die Sonne beobachtend; sobald sie verschwunden war, warfen sich alle auf den Boden in der Richtung gegen Abend, und blieben eine Zeit lang so, erhoben dann ein lautes Gebet, und richteten sich auf ihre Knie, standen auf, machten das Zeichen des Kreuzes, neigten sich gegen die untergegangene Sonne und begannen zu schreien und zu tanzen, als wären sie wahnsinnig. Hierauf fingen sie an zu rauchen, Betel zu kauen u. s. w. und kehrten nach Hause zurück, um zu essen; denn es war Ramadan und sie hatten den ganzen Tag gefastet. Nach dem Essen sahen die Offiziere die

*) United Service Journal 1830

Sklaven tanzen, sie waren auf einem Platze versammelt, rings um welchen ihre elenden aus dem Holz und den Blättern des Kokusnußbaumes gebauten Hütten standen. Ein Mann schlug mit allen Kräften auf ein Tomtom, eine Art Trommel, die einen Ton hervorbringt, den man auf eine bis anderthalb Stunden hört; ein Anderer blies auf dem Murex tritonis, der Trompetenmuschel; ein Dritter schüttelte Bohnen in einem aus Bambus geflochtenen Gefäße, das ein Getöse verursachte, etwa wie Kieselsteine in einem Sieb; diese Instrumente und der einförmige, heulende Gesang, der sie begleitete, waren hinreichend, das härteste Ohr in der Christenheit zu zerreißen. Der kreisförmige Tanz der widrigschreienden halbnakten Männer und Weiber war ekelhaft anzusehen und anzuhören. Johanna wird von zwei abgesonderten Stämmen bewohnt, Arabern und den ursprünglichen Eingebornen. Nach der Sage tödtete vor etwa 150 Jahren ein arabischer Kaufmann einen Portugiesen in Mozambique, entfloh in einem Boot und kam nach Johanna, wo er durch seine größere Intelligenz und die Hülfe einiger Landsleute die Oberherrschaft an sich riß, welche er auf seine Nachkommen vererbte. Mehr und mehr Araber folgten nach und trieben die Eingebornen in die Gebirge; dort wohnen sie noch und führen häufige Kriege mit den Eindringlingen, in welchen sie durch die beständigen Einfälle der Madacassen unterstützt werden. Diese letztern machte zuerst Benjowsky, ein Gouverneur von Madagascar, mit Johanna bekannt, etwa vor 40 Jahren, und von da beginnt das Unglück der Insel. Denn seitdem suchen die Könige von Madagascar fast jedes Jahr Johanna heim, um sich Sklaven zu holen für die Schiffe, die bei ihnen landen, und die Verheerungen, welche sie angerichtet haben, gehen so weit, daß von 73 Städten und Dörfern, die in Johanna vormals blühten, nur drei kleine Städte und kaum ein Dorf übrig sind. Die Madacassen landen meist Nachts und schleppen Männer, Weiber und Kinder mit sich. Die Zahl der Bewohner beträgt gegenwärtig nur 2000 Araber und 5000 Neger. Der Zustand der Insel war so elend geworden, daß der König im Jahre 1812 Kapitän Beaver versicherte, daß er die Insel verlassen müsse, wenn die Einfälle fortdauerten; seine Ländereien seyen verwüstet, seine Weiber und Kinder hungern, und wenn er fortziehe, so werde ihm sein ganzes unglückliches Volk folgen. Glücklicherweise verwendete sich die englische Regierung für ihn und schloß den 11 Oktober 1820 einen Vertrag mit König Radama, welcher sich verpflichtete, die Angriffe auf die Insel zu unterlassen, und auf den Sklavenhandel in seinen Besitzungen zu verzichten. Die Stadt Johanna liegt am Ufer und enthält innerhalb eines zerfallenen Walls 200 Häuser, die theils mit hohen Mauern von Stein, theils mit Umzäunungen von Rohr umschlossen sind. Die besten Häuser sind von Stein und haben ein großes Zimmer zum Empfang der Gäste; der Rest des Hauses ist für die Weiber bestimmt, deren jeder Mohammedaner, die Konkubinen ungerechnet, vier hat; sie werden aufs Strengste abgesondert gehalten, gehen nur Abends von den Männern begleitet und völlig verschleiert aus, und auch dann nur in umzäunte Gärten, oder auf die flachen Dächer. Man beobachtet Förmlichkeit bei einem Besuch, läßt sich durch einen Boten melden, und wartet einige Zeit vor der Thür, ehe man das Haus betritt, damit die Frauen Zeit haben sich zu entfernen. Das Hornvieh in Johanna ist von großer Schönheit, mit einem Höcker zwischen den Schultern, es wird nie zum Ziehen oder Tragen gebraucht, was immer von Sklaven geschieht; wenn etwas sehr Schweres fortgeschafft werden soll, so wird es an Stangen gebunden und eine verhältnißmäßige Zahl von Sklaven müssen es tragen; sie besitzen weder Pferde noch Schweine, noch Hunde, aber Ziegen und Geflügel in Menge. Kein Europäer hat je versucht, sich dort niederzulassen, bis Hr. Elliot ankam, aber Haß und Vorurtheile der Einwohner nöthigten auch ihn, die Insel nach einem Jahr wieder zu verlassen. Die schwarzen Urbewohner haben dicke Lippen und platte Nasen, und sind sehr häßlich. Die Weiber tragen ihre Haare kurz geschoren wie die Männer, und können fast nur durch ihre Ohrenringe von ihnen unterschieden werden. Einige trugen versilberte und silberne Ketten um die Knöchel ihrer Füße; diese sind Lieblinge ihrer Herren, und die Ketten sind eine Auszeichnung, auf die sie stolz sind. Johanna ist übrigens nicht die größte der Comorasinseln, aber der König wohnt auf ihr, alle andern sind unter seiner Oberherrschaft, und bezahlen ihm einen Tribut, der fünf Prozente beträgt, aber von der Insel, auf der er wohnt, nicht gefordert wird.

Vermischte Nachrichten.

Nur wenige Kronbeamte der früheren Könige von Frankreich hatten sich eines so ausgezeichneten Ranges zu erfreuen als „die Großjägermeister,“ „Großfalconiere“ u. s. w. Diese Würden gingen zu Grunde in dem allgemeinen Schiffbruche des Feudalkönigthums; erst als der Thron der Bourbone sich wieder erhob, gelangten auch sie wieder zu Ehren und Einkünften. Ludwigs XVIII fettklumpige Gestalt war mehr für den Lehnsessel und Fußschämel, als für die Waidtasche und den Steigbügel gemacht, und so lang sein Bruder Monsieur blieb, kümmerte sich die Nation wenig darum, ob er Dianen oder sonst einer andern Göttin diente. Kaum hatte aber dieser den Thron bestiegen, als man merkte, daß sein Steckenpferd kostspielig zu füttern sey: des Großjägermeisters Departement erschien auf dem Budget mit 1,080,000 Fr.

Einen mit größter Genauigkeit abgefaßten Bericht über den Dienst in diesem Zweige der königlichen Hofhaltung, voll von den interessantesten Mittheilungen, verdanken wir der Durchstöberung der Tuilerien in den Juliustagen, wo man zufällig das Livret des Chasses du Roi pour 1829 fand. Der ängstlichste Buchhalter kann nicht mit so bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit das Hauptbuch führen, als dieser Großjägermeister das seinige für Se. allerchristlichste Majestät. Man wird es kaum glauben, daß die königliche Aufmerksamkeit sich so weit herabließ, zu bemerken: „daß der Solofänger Pilote fünf Monate vermißt und daß Fanfor angekauft worden sey.“ Karl X schien eine besondere Vorliebe für die englische Hundszucht zu haben, da er in einer Verfügung anordnete: „bei der Remonte des königlichen Stalles sollten ein Fünftheil englische Pferde genommen werden, weil die Hunde auch englische seyen, bei deren größerer Schnelligkeit man mit französischen Pferden nicht zu recht kommen könne.“ Es scheint, daß die dem Großjägermeister angewiesene Summe, obgleich sie bedeutend genug war, ohne die strengste Oekonomie doch nicht für die Ausgaben hingereicht haben würde. So waren z. B. für das Wolfszeug (Louveterie) 369 Lieutenants angestellt, ein offenbar zu stark besetztes Personal, da die Zahl der in ganz Frankreich im Jahr 1828 erlegten Wölfe nicht mehr als 854 betrug, so daß also nur 2⅓ auf jeden Lieutenant gekommen wären. Se. allerchristlichste Majestät wußte mit Pulver und Blei viel besser umzugehen. In demselben Jahr schoß Karl X 7405 Stück Wild vom Hirschkalb und Fasanen an bis zum Wildschwein und der Nachtigal. Monsieur's Büchse blieb nur unbedeutend hinter der des Königs zurück; sie erlegte in derselben Zeit 7025 Stücke Wild; dagegen war unter dieser mindern Zahl die Qualität weit vorzüglicher. Das erwähnte Buch giebt an, daß Se. königliche Hoheit weniger Hirschkälber und Wildschweine, aber desto mehr Rehböcke und Hirsche, weniger Kaninchen, aber desto mehr Hasen, weniger Dresseln, aber desto mehr Rebhühner erlegt habe. Der königliche Vater und sein Sohn waren bei Weitem glücklichere Nimrods, als all ihr Jagdgefolge; sie theilten sich, wie wir gesehen haben, in die Erlegung von 14,429 Stücke Wild; die Schüsse ihres Jagdgefolges erlegten insgesammt nicht mehr als 5857. Indeß ungeachtet dieser reichen Jagdbeute brauchte die königliche Tafel doch noch 1714 Stück mehr, als geschossen wurde. Woher und von Wem dieser enorme Wildappetit ausging, müssen wir unentschieden lassen.

•

Die Wappen des Kanzlers Lord Brougham und des Vizekanzlers Sir Lancelot Shadewell wurden neulich im Kanzleihofe (dem hohen Gerichtshof, der die buchstäblichen Aussprüche der übrigen nach Billigkeit mildert) aufgehängt und fanden ihre Stelle gerade über der Sitzungsbank. Das Motto Lord Brougham's ist: „Pro rege, lege, grege“ — das des Vizekanzlers: „Loyal au mort.“

Literarische Anzeige.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 87. 28 März 1831.

Ueber den innern Zustand von Piemont.

In dem Augenblicke, wo auf Piemonts Boden die Lösung der Frage bevorzustehen scheint, ob das Prinzip der Nichtintervention, an das sich gegenwärtig das Geschick der Völker Europa's knüpft, noch länger geachtet bleiben wird, liest man vielleicht nicht ohne Interesse Mittheilungen über das öffentliche Leben in diesem Staate, die aus einem von dem vormaligen sardinischen Minister di Pozzo an den König von Sardinien gerichteten Sendschreiben entnommen sind. *)

„Eines der blühendsten Länder Europa's ist seit neun Jahrhunderten das Erbtheil Ihrer Ahnen gewesen. Die Krone, die in den Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens auf ihr Haupt gesetzt wurde, empfing ihren Glanz von dem Waffenglücke der Vorfahren Ihres Hauses, und von der [illegible] Piemontesen. Aber im Laufe so vieler Jahrhunderte, wo die Nation so Viel für ihr Königshaus gethan hat, Was hat dieses für sie gethan? Wir haben ihm mit heiliger Treue gedient, wir haben tausend Mal unser Blut vergossen, um es zu befestigen, und unsre Fürsten suchten sich durch immer höhere Bollwerke von uns zu trennen. So lange die Freiheit des Volkes ihnen nothwendig schien, um ihre Macht zu vergrößern, ließen sie den Piemontesen eine nationale Vertretung; als sie sich aber stark genug fühlten, das Szepter unbeschränkter Macht zu tragen, wurde die Nationalversammlung durch den undankbaren Emanuel Philibert aufgelöst.

„Aber die Zeiten Philiberts sind vorüber, die Nation fühlt sich mit fortgezogen auf der Bahn der allgemeinen Civilisation; sie fordert ihren Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, weil sie das Bedürfniß fühlt zu wissen, nachzudenken, sich selbst zu erkennen, und Eure Majestät über die Mittel aufzuklären, wie sie am Besten regiert werden könne.

Sie haben, Sire, die Verwaltung des Königreiches, die einst unter Klerus, Adel und Grundeigenthümer vertheilt war, in Eines zusammengezogen, und die Ausübung der öffentlichen Gewalt in Hände gelegt, deren Reichthum als Entschuldigung ihrer Unwissenheit gilt.

„Aber hellere Ansichten haben sich unter dem Volke verbreitet, die Menschen sind ihrer Rechte sich bewußt, und Eure Majestät findet sich im Widerstreite mit der Zeit, der Nation und den Fortschritten der Gesellschaft. Als die Menschen noch nicht viel besser als eine Heerde von Thieren waren, d. h. zur Zeit als Ihr Haus zur Herrschaft gelangte, mochte es nicht befremden, wenn man das Volk mit dem Stocke regierte. Aber die Zeit der Erlösung ist gekommen; Ihre Unterthanen sind nicht mehr eine Waare, sie sind Menschen. Die Regierung des zehnten Jahrhunderts ist unverträglich mit den Einsichten des neunzehnten. Die Zeit hat uns vorwärts gedrängt, es ist unmöglich Rückschritte zu machen. Es ist an Ihnen, Sire, der Bewegung zu folgen; Ihre Höflinge haben Ihren Augen eine Binde angelegt, die das Volk zerreißen muß. Vernehmen Sie.

„Der öffentliche Schatz ist erschöpft; die direkten Auflagen verschlingen den Ertrag des Grundei[illegible] von einem unerträglichen Druck; keine Hülfsquelle ist Ihnen mehr offen, die Einkünfte, auf die Sie rechneten, werden fruchtlos verschleudert und warum? Weil das Geld, das aus dem Schweiß des Volkes gemünzt wird, der Verschwendung von Personen in die Hände fällt, die durch ihre Würden und ihre Geburt die höchste Stellung im Staate einnehmen, weil die Personen, die mit der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte beauftragt sind, ihrem Eigennutz das Wohl des Vaterlandes opfern.

„Von dem Wunsche geleitet, alle Gewalt in Einer Hand zu vereinigen, haben Sie aus einem Schwachkopf einen Staatswirth, aus einem Heuchler einen Kriegsminister, aus Idioten Beamte geschaffen. Die Finanzen reichen nicht mehr aus zur Erhaltung eines so zahlreichen Heeres, das Ihnen die Einflüsterungen Oesterreichs als nothwendig darstellten. Die verschiedenen Zweige der Verwaltung, in Verwirrung gebracht und ohne gegenseitige in einander greifende Verbindung, entbehren der Einigkeit in den Maßregeln und der Intelligenz der obersten Behörden. Wenn Eure Majestät, anstatt alle öffentlichen Gewalten einem einzigen Stande zu übertragen, den Beirath der Nation aufgerufen hätten, so hätten die erleuchteten Einsichten der Gesammtheit diese Uebel geheilt, und Sie würden nicht dem Vorwurfe heimgefallen seyn, den Staat an den Rand des Verderbens geführt zu haben. Der öffentliche Unterricht ist unverkennbar im Fortschreiten begriffen; aber diese Fortschritte verdankt er nicht einem umfassenden Systeme; eine Regierung dieser Art kann nur im Dunkeln Gedeihn und Bestand suchen, und war daher jeder-

*) Diese Zuschrift an den König von Sardinien wurde gegen Ende Februars d. J. erlassen.

zeit im Kampf gegen das Licht, das sie daraus befreien wollte. Der Elementarunterricht ist der Unwissenheit und Mittellosigkeit der Gemeinden überlassen, und auf die Anfangsgründe einer Sprache beschränkt, die der arbeitsamen Klasse unnütz bleibt. Die Erziehung schmachtet unter dem Joche des Jesuitismus, die philosophischen Studien sind von dem Roste der unumschränkten Monarchie überdeckt, das Studium der Gesetze ist aus Mangel einer Gesetzgebung verworren, und die Universität, unter der Leitung von unfähigen, blödsinnigen oder schlechten Menschen, die sich wenig um ein dem Bedürfniß des Jahrhunderts angemessenes Unterrichtssystem bekümmern, in ein Buß- und Zuchttribunal verwandelt.

„Unsere Brüder in Italien seufzen über den Zustand der Erniedrigung, in den die Wissenschaften verfallen sind; die ausgezeichnetesten Genies suchen anderwärts ihr Brod, die erleuchtetsten Köpfe erbetteln an der Schwelle des Auslandes ihren Unterhalt; dort, wo man sie nicht aus ihrem Vaterlande verbannt hat, schmachten sie unbekannt in einem Winkel unter Kummer und Verachtung. Was getrauen wir uns dem Auslande zu erwiedern, wenn es uns fragt, ob ein Karl Botta Mitglied der Akademie ist?

„Eine bevorrechtete Klasse hat sich der Gesetze als eines Monopols bemächtigt, und ihre eiserne Hand lastet auf dem industriellen Stande der Gesellschaft. Die Provinzen klagen, daß sie Statthaltern hingegeben sind, die eben so gefühllos als ungeschickt ihre Tyranney ausüben, und das Land wie eine feindliche Eroberung behandeln. Die Verwaltung der Städte und Gemeinden liegt durch die Trägheit und Unfähigkeit der Beamten, wie durch die Uneinigkeit, die unter ihnen herrscht, in Zerrüttung.

„Die Religion, in die Hände der Jesuiten gerathen, ist nicht [illegible] wie es von den Apo- [illegible] stein des Friedens und der Liebe gepredigt würde.

„Was sollen wir von der Gesetzgebung sagen? Das Ausland, das uns nach unsren Gesetzen beurtheilen wollte, würde ausrufen: das ist ein Volk von Barbaren. Die Civilgesetzgebung hat zur Grundlage die Willkür, die Kriminalgesetzgebung als Handlanger den Henker. Eine seltsame und unförmliche Mischung von römischen Gesetzen, Lokalstatuten, besondern Satzungen, Gerichtsaussprüchen und Gemeinde-Gewohnheiten haben das Richtscheit der Gerechtigkeit zerbrochen, und den Gerichtshöfen das Schwert des Despotismus in die Hand gegeben.

„Was nützt die Erbauung von Kirchen und Theatern, wenn die Grundfeste aller sozialen Verbindung, die Gesetzgebung, zerstört ist? Das Heer ist ohne moralische Kraft, weil es aus den fremdartigsten Elementen zusammengefügt ist, aus bevorrechteten Ständen, aus Söldlingen, die Nichts in Erziehung, Sprache und Rechten mit einander gemein haben; weil es von untauglichen Führern befehligt wird, die ihren Rang nicht dem Verdienst, sondern der Gunst verdanken; weil es aus Soldaten besteht, die zum Theil dadurch, daß ihnen jede Aussicht auf höhere Beförderung verschlossen bleibt, in Gemeinheit versunken sind, während sie im Ganzen vor Unwillen über die Schleichwege einer Regierung sich empört fühlen, die ihr Blut an Oesterreich verkaufen will. Was ist aus diesen Menschen geworden, die um einer guten Tafel willen Ihre Vertheidiger sind, Guastala, Casserio! Sklaven eines ausländischen Machiavelismus sind sie geworden, und an ihrer Spitze haben sie einen nordischen Emissär, der unter dem Vorwande, das Heer zu reorganisiren, einen Anhang unter den Truppen zu gewinnen sucht, um Sie und die Nation dem gemeinschaftlichen Unterdrücker zu verkaufen. Und wollen Sie Etwas von dem piemontesischen Soldaten erwarten? Niemals wird sich ihr Name mit dem der Oesterreicher vermischen lassen; sie sind Italiener, und wollen als Italiener sterben.

„Möchten Eure Maj. der Stimme der Nation Gehör geben. Tausende von Männern, die ihr Vaterland lieben, erheben sich, für sie zu sprechen. Noch ist es Zeit, und Sie können ihr großes Unglück ersparen. Sire, Sie vertrauen vielleicht auf die scheinbare Ruhe, auf den Zuruf, der Sie bei Ihrem Erscheinen im Schauspielhaus begrüßt. Erfahren Sie, daß Ihr Fuß auf einem Aschenhaufen wandelt, der glühende Kohlen bedeckt. Ihr Thron ist die Bildsäule Nebuchadnezars, das Haupt von Gold, die Füße von Thon.

„Die unterdrückte Nation wird sich erheben: die Revolution ist die Religion mißhandelter Völker, und Piemont und ganz Italien wird so lange keine andere Gottheit anrufen, als seine Beherrscher ihm keine humanere und volksthümlichere Regierungsform geben.

„Es ist ein Volk, Sire, das sich an Sie wendet, und ein Volk, das neun Jahrhunderte der Erniedrigung von sich abschütteln will; bedenken Sie, daß Volksstimme Gottesstimme ist.“

Einführung des Geschwornengerichts in Indien.

(Fortsetzung.)

Sir Alexander Johnston giebt in einem Schreiben an Hrn. Mann, das von dem letzteren der Parlamentskommission mitgetheilt wurde, folgenden authentischen Aufschluß über seine Einführung des Geschwornengerichts auf Ceylan:

„Mit Vergnügen, mein Herr, entspreche ich Ihrem Wunsch, und setze Ihnen die Grundsätze auseinander, von welchen ich ausging, um als Oberrichter und erstes Mitglied des Raths von Ceylan die Jury auf dieser großen Insel einzuführen, und das Recht zu Sitz und Stimme dabei auf alle Einwohner, Eingeborne oder Mischlinge, ohne Unterschied der Kaste und des Glaubens, auszudehnen. Die Klagen, welche im Publikum gegen das frühere Rechtsverfahren verlauteten, betreffen die Langsamkeit, Kostspieligkeit und Unvolksthümlichkeit desselben. Diese Gebrechen entsprangen theils aus dem geringen Werth, welchen die Eingebornen auf die Wahrhaftigkeit legten; theils aus der Gleichgültigkeit gegen ein System, das sie von jeder Mitwirkung ausschloß: theils endlich aus den Schwierigkeiten, welche die europäischen Richter erfuhren, wenn sie über Gesetzesanwendung und Thatbestand entscheiden, und den Grad der Glaubwürdigkeit einheimischer Zeugenschaft ausmitteln sollten. Die für die Parteien sehr lästige und für die Regierung, welche den Zeugen ihre Ausgaben zu ersetzen hatte, sehr kostspielige Langsamkeit des Prozeßganges war eine natürliche Folge davon. Diesen Gebrechen abzuhelfen boten sich keine einfacheren Mittel dar, als daß man ein Mal in den Eingebornen, indem man ihnen eine bedeutende Theilnahme an der Rechtspflege verwilligte, ein unmittelbares Interesse dafür schuf; zweitens daß man die Liebe zur Wahrhaftigkeit beförderte, indem man davon die Achtung ihrer Vorgesetzten, und die Möglich-

keit im Dienst des Staats vorzurücken abhängig machte; drittens, daß man das Urtheil über Thun und Lassen ihrer Landsleute, da sie dieselbe am Besten auskennen, ihrem Forum zuwies, wodurch Zutrauen gewonnen und Zeit erspart wurde. Die Einführung der Jury und die Zulassung aller Eingebornen unter gewissen Bedingungen zur Bildung derselben schien mir der sicherste Weg dieß Ziel zu erreichen. Nachdem ich die Oberpriester des Buddha wegen der Eingalesen im Süden, und die Braminen von Remissuram, Madura und Jafua wegen der Hindus im Norden der Insel, zu Rath gezogen, legte ich meinen Plan dem Gouverneur und Rath vor. Der Gouverneur Sir T. Maitland, und die übrigen Mitglieder des Raths betrachteten diese Maßregeln als sehr heilsam; da sie sich aber vor Einwendungen fürchteten, die man in England dawider erheben könnte, entweder wegen der Neuheit der Sache, oder weil im übrigen Indien kein Recht der Art den Eingebornen eingeräumt worden, so sandten sie mich nach England mit dem Auftrag, die Genehmigung der Minister Sr. Majestät einzuholen. Nachdem man dort Alles reiflich erwogen hatte, ward ein Freibrief unter dem großen Siegel ausgefertigt, und darin den Eingebornen von Ceylan, mit den Modifikationen, welche ich vorschlug, das Recht in Kriminalfällen als Geschworne zu Gericht zu sitzen zugestanden. Diesen Freibrief brachte ich bei meiner Rückkehr im November 1811 sogleich zur Ausführung. Damit Sie nun im Stand sind, selbst zu beurtheilen, was es mit der Jury auf Ceylan für eine Bewandniß hat, will ich Ihnen erklären: 1) welche Eigenschaften man von einem Eingebornen fordert, um Geschworner zu werden; 2) wie die Berufung der Geschwornen für die Session geschieht; 3) wie man sie für den einzelnen Fall wählt; und 4) wie das Zeugenverhör und der Ausspruch vor sich gehen. Jedem Eingebornen, der ein freier Mann, einundzwanzig Jahr alt und auf der Insel ansässig ist, kommt die Juryfähigkeit zu. Der Fiska oder Sheriff jeder Provinz läßt, sobald die gerichtliche Behörde die Zeit der Eröffnung der Session ausgemacht hat, eine beträchtliche Liste von Geschwornen aus jeder Kaste entwerfen, wobei er Sorge trägt, daß Jeder nur in der Reihe berufen, und in seinen Ackerbau- und Gewerbsbeschäftigungen, so wie in der Erfüllung gottesdienstlicher Gebräuche, nicht beeinträchtigt wird. Am ersten Tag der Session werden alle Geschwornen, deren Namen die Liste enthält, vorgeladen, und der Richter liest ihnen, in Gegenwart der Polizeibeamten und Friedensrichter, die Anklagakte vor. Jeder Beklagte wird von dreizehn Personen aus seiner Kaste gerichtet, es sey denn daß der Fiskaladvokat, der auf Ceylan ähnliche Funktionen erfüllt, wie der Lord-Advokat *) in Schottland, irgend einen Grund vorbringt, dessen Statthaftigkeit der Gerichtshof anerkennt, daß die Geschwornen aus einer andern Kaste als der des Beklagten gezogen werden sollen; oder daß der Beklagte, in der Meinung, die Leute von seiner Kaste seien gegen ihn eingenommen, eine aus einer andern Kaste oder aus Europäern oder Mischlingen zusammengesetzte Jury verlangt. Ist man über die Kategorie der Personen, welche die Jury bilden sollen, einig, so wirft der Aktuar in die frei dastehende Urne eine große Anzahl Namen aus dieser Kategorie. Von den Namen, die er herauslangt, darf der Beklagte fünf ohne und eben so viele mit Angabe des Grundes zurückweisen; sind dann die dreizehn Geschwornen nach Beseitigung aller Einwürfe gefunden, so werden sie nach den durch ihre Religion vorgeschriebenen Formen beeidigt.

(Schluß folgt.)

*) Oder der Kronanwalt in Frankreich.

Einige Kuriositäten aus der großen Kunst- und Gewerbausstellung in Brüssel im Sommer 1830.

(Von einem Augenzeugen.)

Da diese berühmte Ausstellung mit mancherlei Feyerlichkeiten, Prozessionen, Musikfesten, Feuerwerken, Preisvertheilungen, Konzerten, Pferdewettrennen, Scheibenschießen oder Vogelschießen, Illuminationen, Vauxhall und ähnlichen Vergnügungen verbunden war, so hat man wohl Recht gehabt, wenn man sie mit den Nationalfesten der alten klassischen Völker verglich und sie die modernen olympischen Spiele genannt hat; nur muß man bei dieser Nationalausstellung nach fünfjährigen Olympiaden rechnen, und das Olympia war nicht jedesmal Brüssel, sondern abwechselnd zuerst Amsterdam 1820, dann Harlem 1825 und zuletzt Brüssel 1830. Um sich einen Begriff von der ungeheuren Größe und dem Reichthum dieser Doppelausstellung zu machen — denn es war eine Gewerb- und eine Gemäldeausstellung zugleich — so bedenke man nur, daß die Gewerbsausstellung gegen 9 bis 10,000 Artikel und 1016 Fabrikanten als Einsender zählte, die Gemälde- und Bildhauerausstellung aber über 720 Kunstwerke enthielt, die von etwa 280 Künstlern herrührten, wovon 160 bloß in Brüssel lebten. Zur Gewerbausstellung trugen aus Brüssel 300 Fabrikanten, aus Gent 76 und aus dem großen Amsterdam nur 49 bei. Kleine Städte übertrafen darin die großen, wie z. B. das unbekannte Eecloo in Ostflandern 10 Einsender, und die große Residenz Haag auch nur 10 aufwies. Aus dem obscuren Ort Molenbeck kamen Einsendungen von 10 Meistern, und aus dem volkreichen Rotterdam nur von 11; dagegen aus der Universität Leyden von 25; aus dem kleinen Saint Nicolas von 15, und aus dem großen Harlem nur von 16 Fabrikanten; wobei man aber freilich auch in Rechnung bringen muß, daß die holländischen Städte bei größerer Entfernung von Brüssel auch mehr Kosten und Gefahr zu scheuen hatten, als die naheliegenden brabantischen Flecken und Dörfer. Sonst möchte man in Versuchung gerathen, zu glauben, daß auch bei dieser Gelegenheit sich wieder das bekannte holländische Phlegma bewiesen haben möge. Noch haben sich folgende Städte ausgezeichnet durch viele oder durch wenige Einsender: Lüttich zählte 35, Brügge 40, das kleine Mecheln 19, das große Antwerpen nur 20; das unbedeutende Courtray 28, Ypern nur 10 und das große Gröningen gar nur 1; das kleine Tournay im Hennegau 21, die große Seehandelsstadt Harlingen nur 1, das große Leeuwarden 2 und das kleine Sneek 4; die Universität Löwen 9, das obscure Tilbourg auch 9; Luxemburg 10, Namur 7, Bergenopzoom nur 5, Breda auch nur 3; Gotteghem 1, Dinghem 1, Ecainhem 1, und alle die übrigen Hems und Ghems auch alle nur 1, aber das durch Van Dyk und Friedrich Kind so bekannt und beliebt gewordene Savelthem gar keinen; das durch Peter den großen berühmte Saardam 3, Delft 4, Dordrecht 1, Mastricht 7, Utrecht 3, das niedliche Zwyndrecht 1, woraus zu sehen, daß die Drechts sich nicht sehr angestrengt haben, und die Hovens stehen auch nur mit 1 bis 2 da, nämlich Schoonhoven 1, Eindhoven 1 und Kerkhoven 2. Die Mondes, Mont und Mons lassen sich ein Wenig besser finden: Ruremonde mit 5, Termonde mit 6, Mons mit 5, Lambermont mit 1, Grammont mit 3, Tirlemont mit 3, Helmond mit 1, Hodimont mit 5. Die Bourgs sind etwas flau, wie der Kaffee, nämlich Walkenbourg erscheint nur mit 1, Ottenbourg in Brabant mit 1, Dolhain-Limbourg mit 1, und das eigentliche Limbourg mit 0, doch Luxemburg die Festung mit 10. Die Daels oder Thäler stehen sonst gut, wie die Zuckerpreise, aber dießmal hat das liebliche Bloemendael bei Harlem nur 1, und Daelhem nur 1, und Herenthals bei Antwerpen, so wie Herstal, Gestal und Blaarthem auch nur je 1. Jetzt einige Proben zur Auswahl, die eine ernste Sache ist; denn es heißt: wer die Wahl hat, hat die Qual.

Gleich beim Eingang sehen wir drei Van Dyk's, aber nicht Gemälde, sondern andere Sachen, jedoch mit der Malerkunst verwandt. In Antwerpen lebt noch ein Johann Baptist Van Dyk, vielleicht ein Abkömmling des großen Malers. Von ihm sehen wir „un petit pain de Céruse“ — Sonderbar! Was mag das seyn? Ein kleines Brod von Bleiweiß? Vielleicht eine Portion Bleiweiß und nur in Form eines Brods — Das mag seyn.

Eben so sah man hier vert de Prise en pains, d. h. grüne Malerfarbe aus Friesland in Broden oder in Formen. Beides kommt oft vor. Von Karl Borromäus van Dyk in Löwen sehen wir einige Löwen hübsch gebacken von Terra cotta, nämlich die 17 Provinzen der Niederlande und das Großherzogthum Luxemburg, dargestellt durch 18 Löwen von gebrannter Erde in Einem Stück und mit Glasur überzogen. Kornelius van Dyk zu Tilbourg in Nordbrabant hat Coating, Boi und Fries von allen Farben geliefert. J. B. Smits van Dyk in Tilbourg ebenfalls bunte Bois und Friese.

Wem noch mit Namen von berühmten Männern gedient ist, dem können wir aufwarten, als da sind: Van de Velde, van Laar, Calcar, Winands, Vermenlen, Verhulst, van Breugel, auch ein Schriftsteller über Kataster, Berchem, van Loo, Bourguignon (der große Schlachtenmaler), van Gelder oder de Gelder, van Eyk (noch jetzt in der Gegend von Brügge, wo auch die berühmten Brüder van Eyk lebten), David in Lambermont, Bakker in Gent; de Poorter, de Bos, de Vries, de Wit, Dujardin (der berühmte Landschaftsmaler), Hobbema (ebenfalls ein großer Landschafter, jetzt in Hommema verwandelt), le Brun (ehemals der große Historienmaler), Peeters, vormals berühmt als Seemaler, Romain, Schoreel jetzt Chorel noch in Antwerpen, Egbers (der liebliche Blumenmaler), Stevens in Gent, ehemals Palamedes Stevens u. a., auch Rousseau, Tavernier, den berühmten Dichter Cats, van Aken und andere bekannte Namen treffen wir wieder. Den Revolutionär Ducpétiaux kennt Jedermann. Von der Firma A. Ducpétiaux und Sohn in Brüssel waren schöne brüsseler Spitzen ausgestellt, aber diese haben sich bald in andere Spitzen verwandelt und sind spitzige Degen und spitzige Reden daraus geworden. Dieser Ducpétiaux scheint ein Galanterie- und Modehändler zu seyn, denn er hat auch Pelerinen, Roben, Schärpen, Schleier von Spitzen und dergl. ausgestellt. Ein Stück brüsseler Spitzen von ihm war 4⅞ Ellen lang und etwa ⅞ Elle breit, ein anderes 5⅞ Elle lang. Alles superfein und prima Sorte. Namen von anderen Revolutionärs sind mir nicht vorgekommen, wie z. B. Kessel, van de Weyer, d'Hoogvorst, Felix Merode u. s. w.

Seltsam war in einem Rahmen unter Glas ein vertrocknetes Eichenblatt, dessen Umriß das Portrait Sr. Maj. des Königs der Niederlande darstellt, ein sogenanntes künstlich macerirtes Blatt, ausgestellt von einer Dame, wie es scheint, genannt Jungfer Carpentier in Brüssel. (Nro. 991 im Saal Nro. I.) — Eine Art von Perpetuum mobile bestand in einer äolischen Seyuhr oder Winduhr (?), une pendule éolienne, die seit dem Jahr 1819 beständig in Bewegung war, ein Werk von Kupfer, welches die Stunden und Minuten anzeigt; die Hemmung der Uhr ist mit Stiften versehen, ein doppelter Sperrkegel mit Spornen (double cliquet à éperons); eingesandt und verfertigt von Anton Joseph Lechem in Brüssel (Nro. 696 im Saal Nro. VI bei den Galanteriesachen oben im ersten Stockwerk.) Als etwas recht Kostbares zeigte man eine mit ächten Steinen besetzte Toilette, deren sich ein Kaiser oder Sultan oder ein Großmogul nicht hätte zu schämen gebraucht, wenn er sie auch in seinem Staatszimmer aufstellte. Sie war vom Hofjuwelier und Hofgoldarbeiter Joseph Germain Dutalis in Brüssel und stand ebenfalls im Saal Nro VI, Nro. 995. Sie enthielt einen Spiegel auf kreuzweisem Gestell (à bascule) mit zwei Figuren, ein Becken mit einer Gießkanne zum Waschen, zwei Armleuchter und zwei gewöhnliche Leuchter, zwei kleine niedrige Handleuchter mit einer Handhebe, zwei Lichtscheeren mit Untersätzen, eine Kassette für Juwelen, zwei länglich viereckte Kästchen, acht ovale Büchsen, ein Tellerchen mit Nadeln und eine Klingel oder Glocke zum Schellen, Alles in Feuer vergoldet (en vermeil), aufgestellt auf einem Tisch von vergoldeter Bronze, deren obere Tafel mit inländischen Marmorplatten ausgelegt und von dem Hrn. de Meeschoudere de Proost, Marmorarbeiter in Brüssel, verfertigt ist. Daneben lagen noch folgende neue Geschmeide: ein Paar Bracelets nach indianischer Art, ein bracelet chevalière mit ächten Steinen (pierres fines), ein Halsband oder collier in Brillanten, ein paar Ohrgehänge mit Perlen und Brillanten, ein Kreuz in Brillanten, ein Sonnenschirm mit Gold verziert, ein Halsband oder cordelière von Gold, ein Theekessel oder bouilloire von Silber, zwei Tafelbestecke oder cadenas mit Rosen, alles Dieß von demselben Juwelier verfertigt und so reich, ja wahrhaft prachtvoll, daß man sich nicht satt daran sehen konnte. — Ein lithographirtes Kunstwerk zum Andenken an die dritte Säkularepoche der Uebergabe des augsburgischen Glaubensbekenntnisses war ausgestellt von Sander und Comp. in Haarlem, und befand sich Nro. 167 unten im Saal Parterre. Recht niedlich und allerliebst war eine Gruppe von zwei Nachtigallen und einem Zaunkönig, ausgestopft unter Glas und Rahmen von Pierre Hocquart in Brüssel Nro. 254. — Ein Tellurium und ein Lunarium von der Erfindung des Hrn. E. Terkuile in Enschede in der Provinz Oberyssel. Diese Maschine ist aus mehr als hundert und dreißig Rädern und Getrieben zusammengesetzt, aber so komplicirt, daß man ohne Erklärung unmöglich klug daraus werden kann. — Eine sehr schöne Sekundenuhr von Michel Mertens in Brüssel Nro. 727 soll ein Jahr lang gehen, ohne aufgezogen zu werden; sie heißt auch pendule régulateur. — Sehenswerth war ein Körbchen mit künstlichen Blumen, die sonderbarer Weise nicht bloß gefärbt, sondern auch gemalt und kolorirt waren! (teintes, peintes et coloriées steht im Katalog). Wie das eigentlich zu verstehen und worin es verschieden sey, weiß ich nicht. Von Joseph Xavier Walle in Brüssel Nro. 746. Andere ähnliche Körbchen und Tellerchen mit Früchten, Melonen und Blumen von Wachs, von Madame Lucin Buschmann in Antwerpen standen unten, getrennt von jenen, Nro. 745. — Prächtig war ein Glaskasten, der einen eisernen verzierten Haken enthielt, um einen Kronleuchter daran aufzuhängen, welcher die Gestalt eines Lilienstengels in einem von Seide und Gold gearbeiteten Blumentopf hatte, der oben mit Blumen angefüllt war. Verfertigt von Jan Franz de Beer in Antwerpen. Nro. 775 im Saal V. — Sehr schöne Eisen-Basreliefs und andere Eisenwaaren, so fein und kostbar, als ob Alles für Fürsten gemacht wäre, verfertigt von Hanquet-Gendarme in Couvin bei Namur, und treffliche Säbel, Degen und Rappiere von Hanquet dem Aelteren in Lüttich, deren Fabriken nun auch wohl still stehen mögen. Nro. 787 im Souterrain aufgestellt. — Ein landauer Wagen mit doppelten Springfedern, auch mit einem Bock und einer Schabrake, war so prachtvoll verziert, daß er für einen König oder Kaiser passen konnte, im Souterrain ausgestellt von Lievin van der Cruyssen in Gent. — Noch eine Art von perpetuum mobile war zu sehen, nämlich eine Pendule in Form einer Leyer, getragen von dem Sonnenwagen, den Apollo fährt, von Johann Wilhelm Aerts in Tongeren bei Limburg. — Ganz neu war ein Tisch, der theils als Möbel zur Zierde und auch zu gleicher Zeit als Musiktisch und Notenpult dienen kann, neu erfunden und ausgeführt von J. E. Renotte in Brüssel, Nro 845. — Interessant war eine vollständige Waffenrüstung ganz von inländischem Eisen, bestehend aus einem Küraß, Beinharnischen, Panzerhandschuhen, einer Sturmhaube (un capuchon), einem Visier und einem Gürtel; und doch das Ganze nur von neun Pfund niederländischem Gewicht, von P. A. Stieldorf in Brüssel. Von demselben auch noch ein großer Damenputz, genannt Berlinereisen oder fer de Berlin, mit Kamm, Halsband, Bracelets, Ohrgehänge, Sevigné und dergl. Eine ähnliche kleinere Parure von fer de Berlin mit Kette, Kreuz, Collier und Ohrringen; noch zwei kleine, deren eine schwarz, die andere vergoldet, ferner im Souterrain zweihundert und zwei eiserne Hufeisen mit beigelegter ausführlicher Beschreibung Nro. 52. Auch ein phosphorisches Feuerzeug, vereinigt mit einem Schreibzeug. Nr. 895 oben im Saal Nro. VI bei den Galanteriesachen. — Ein Paar Candelabren aus Bronze und Marmor mit sieben Lichtern war so kolossal und herrlich, daß sie einen fürstlichen Hof zieren mochten, von J. Doresse in Brüssel, Nro. 952, von dem noch viele andere Sachen da waren. — Bewundernswürdig waren die Porzellanvasen von Frederic Faber in Brüssel, besonders eine große Vase mit der Scene, wie der Arzt Hippokrates die Geschenke des Königs Artaxerxes ausschlägt; eine andere mit dem Bildniß der Maria Stuart; eine dritte mit einer Psyche, die ihren Schwestern Geschenke giebt; eine vierte, wie Aeneas der Dido seine Abenteuer erzählt; und eine Menge Teller und Näpfe, theils oktogonisch, theils in etrurischer Form, vergoldet, bemalt u. s. w. Ebenso Tassen, Schalen, Services und dgl. Dieß war wohl das Kostbarste und Luxuriöseste, was man sah. (Forts. folgt.)

Notiz.

Eine neue Expedition zur Vervollständigung der Aufnahme der afrikanischen Küste soll mit Nächstem unter dem Kommando Kapitäns Belcher auf der Sloop Aetna nach Sierra Leone abgehen. Die englische Regierung hat durch die Auswahl der Mannschaft wie durch die Art der Ausrüstung des Schiffs Alles gethan, was den Erfolg des Unternehmens sichern kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 88. 29 März 1831.

Einführung des Geschwornengerichts in Indien.

(Schluß.)

„Der Fiskaladvokat," fährt der Brief fort, „beginnt die Prozedur und ruft die Zeugen auf. Ihre Aussagen werden, wenn es nöthig ist, vor Richter und Jury gedolmetscht, die Geschwornen haben die Befugniß Fragen zu stellen, und der Beklagte mit den Zeugen ein Gegenverhör (Crossexamination) zu halten. Nach dieser Prozedur trägt der Beklagte seine Vertheidigung vor, und führt seine Zeugen auf, die von der Jury mit Fragen, und von dem Fiskaladvokat mit Querfragen angegangen werden mögen. Ist man auch damit fertig, so darf der klagende Theil (höchst seltene Fälle ausgenommen) nicht mit neuen Einreden oder Zeugen auftreten, die gerichtlichen Debatten sind geschlossen, der Richter wiederholt, um das Urtheil der Jury zu unterstützen, nach den Bemerkungen, die er sich aufgezeichnet, die Beweise Für und Wider, und fügt solche Erinnerungen bei, welche ihm dienlich scheinen. Die Jury berathschlagt nun entweder auf ihren Bänken oder indem sie sich in ein Nebenzimmer zurückzieht und giebt durch das Organ ihres Präsidenten ihr Erkenntniß von sich. Stimmenmehrheit entscheidet. In dem Protokoll muß von dem Aktuar bekräftigt werden, daß die Geschwornen von dem Augenblick, wo sie den Eid leisteten, bis wo sie ihren Ausspruch thaten, nicht auseinander gegangen sind, noch mit Jemand Rücksprache genommen haben. Die Liste der Geschwornen ist so groß, daß man unmöglich die Namen der Mitglieder einer Jury voraus wissen kann, und folglich ist kein Einfluß auf sie zu befürchten. Da man die Ausmittlung des Thatbestands den Eingebornen überläßt, und die Europäer bloß mit Handhabung des Gesetzes sich befassen, so reicht jetzt ein europäischer Richter hin, wo man früher deren zwei und drei brauchte. Die Indier, welchen die genaue Kenntniß des Charakters ihrer Landsleute zu Gut kommt, gehen mit einer Sicherheit und Schnelligkeit zu Werk, daß kein Handel mehr über einen Tag, und keine Session über acht bis zehn Tage dauert; während nach der alten Methode ein Prozeß nicht selten sechs Wochen oder zwei Monate einen Gerichtshof in Anspruch nahm. Die Jury ist überdieß für die Eingebornen so bildend, daß die Regierung seither aus ihrer Mitte sehr brauchbare und achtungswerthe Friedensrichter ernennen konnte, welche die niedere Rechtspflege mit wenigen ja fast ohne Kosten für den Fiskus verwalten. Auf solche Weise wurde es möglich, an der gerichtlichen Organisation der Kolonie eine jährliche Ersparniß von 10,000 Pf. St. zu erzielen. Wer keinen guten Leumund besitzt, kann nicht Geschworner seyn; daher gilt die Eigenschaft des Geschwornen bei ihnen als Prädikat, worauf sie sich berufen, wenn sie sich gegen eine Anschuldigung verantworten, oder bei der Regierung eine Anstellung suchen. Schon der Umstand, daß die Geschwornenliste vor jeder Session von dem Obergericht auf's Neue durchgesehen wird, trug wesentlich dazu bei, ihnen ein tadelloses Betragen an's Herz zu legen; auf der andern Seite verlieh ihnen aber auch ihr neuer Beruf Begriffe von Rechtlichkeit, die ihnen vorher ziemlich fremd waren, und bewirkte eine Umwandlung in ihren Gesinnungen, deren Folgen bald auch politisch sichtbar wurden. Dieß sah man an ihrem verschiedenen Benehmen in den beiden Kriegen gegen die Kandier im J. 1803 und im J. 1816. Während des ersten Kriegs befanden sich die Eingebornen größten Theils im Zustand der Empörung gegen die englische Herrschaft; während des zweiten Kriegs, fünf Jahre nach Einführung der Jury, ergriffen sie, statt ein Merkmal von Mißvergnügen zu äußern, die Gelegenheit meiner Rückkehr nach England, um der englischen Regierung ihren Dank über das ihnen verliehene köstliche Recht auszudrücken. Die Berichte meines Nachfolgers enthalten die stärksten Zeugnisse für die glücklichen Resultate der Einführung der Jury. Da alle Eingebornen, deren Namen auf der Liste der Geschwornen aufgezeichnet sind, welcher Kaste, oder welchem Theil der Insel sie auch angehören, wenigstens ein Mal in zwei Jahren vor dem Obergericht erscheinen, und der Richter die Sitzung immer mit einem Vortrag über den moralischen Zustand der Gesellschaft eröffnet, so kann es nicht fehlen, daß ihnen nicht manche heilsame Wahrheit beigebracht wird. Durch den Traktat von 1795, durch welche Ceylan von Holland an Großbritannien überging, war den Sklavenbesitzern ihr Eigenthumsrecht verbürgt worden. Die Regierung konnte folglich auf legislativem Weg nicht zur Abschaffung der Sklaverei schreiten. Als ich im J. 1806 versuchte, die Sklavenbesitzer zu allmähliger freiwilliger Verzichtung auf diese ihre Rechte zu vermögen, verwarfen sie mein Ansinnen einmüthig; nachdem die Jury eingeführt worden, wandte ich mich beim Anfang jeder Session an die Geschwornen, wovon die Mehrzahl große Sklavenbesitzer waren, sagte ihnen, wie man in England über die Sklaverei denke, und machte sie auf die Verlegenheiten aufmerksam, die sie als Geschworne empfinden müßten, wenn Sklaven in eine Sache verwickelt wären. Nach und nach änderte sich die Meinung über diesen Gegenstand völlig und im J. 1816

erklärten mir die Sklaveneigenthümer aller Kasten und Klassen einmüthig ihre Bereitwilligkeit, ihre Sklaven einregistriren zu lassen, so daß alle Kinder derselben, die nach dem 12 August 1816 geboren wurden, frei seyn sollten. So ward die Sklaverei, die gegen drei Jahrhunderte auf Ceylan bestand, mit einem Male aufgehoben."

Es ist zu bemerken, daß man auf Ceylan nicht die englische, sondern die schottische Form der Jury einführte, welche für das Erkenntniß nicht Einstimmigkeit, sondern bloß Stimmenmehrheit erheischt. Sir Alexander Johnston glaubte, die englische Form wäre bloß geeignet gewesen, den Eingebornen das ganze System zu verleiden. Auch entscheidet auf Ceylan keine Groß-Jury wie in England über die Versetzung einer Person in Anklagestand, sondern der Fiskaladvokat. Johnston soll übrigens im Sinn gehabt haben, auch die große Jury nach Ceylan zu verpflanzen, so wie die Jury auf das Civilrecht auszudehnen; da er bald darauf von der Insel abging, so kam dieser Theil seines Plans nicht zu Stande. In den Kompagniegebieten wurden auch einige Versuche mit der Jury angestellt, die jedoch ohne bedeutende Resultate blieben. In Kalkutta erkennt das Obergericht mittelst einer Jury, aber in dieser Jury sitzen bloß Europäer. In dem kleinen Distrikt von Candisch, der im J. 1818 an die Engländer fiel, bediente sich Oberst Briggs zwei Jahre lang eines aus Eingebornen zusammengesetzten Geschwornengerichts mit gutem Erfolg und er rühmte die Unpartheilichkeit und den Scharfsinn seiner Geschwornen besonders bei Veranlassung eines Falls, wo sie über einen Mord zu entscheiden hatten, welchen einer der ersten Landeigenthümer der Provinz an seiner Gattin verübt haben sollte; allein dieses Gebiet wurde mit der Präsidentschaft Bombay vereinigt und so hatte es mit dieser Jury ein Ende. In Bombay ließ einer der letzten Richter Sir Edward West Eingeborne zur kleinen Jury zu; man schloß sie aber bald wieder aus. Inzwischen sind verschiedene Bittschriften von Eingebornen Bombay's eingelaufen, welche das Jurysystem als eine Wohlthat ansprechen. Endlich wollte Sir Thomas Munro seiner Statthalterschaft Madras die Jury schenken und hielt deßwegen im J. 1817 mit Sir A. Johnston eine Zusammenkunft; der vorzeitige Tod dieses würdigen Mannes verhinderte die Ausführung des Entwurfs.

Wasserrevolutionen.

(Fortsetzung.)

Das Delta des Nils liefert nicht minder interessante Gegenstände der Betrachtung; doch das des Ganges ist durch das größere Raumverhältniß und die ungeheure Schnelligkeit seiner Verwandlungen noch weit merkwürdiger. Seine Uferlinie beträgt zweihundert Meilen in der Länge, und wie Major Rennell bemerkt hat, hat der neugebildete Theil davon, meist eine Wildniß von Buchten und Inseln, die von Tigern und Alligators bewohnt wird, ein Areal so groß als das Fürstenthum Wales. Die Quantität des zur Ueberschwemmungszeit in den Golf geschwemmten Schlammes und Sandes, ist so gewaltig, daß die See ihre Durchsichtigkeit in einer Entfernung von erst sechzig Meilen von der Küste wieder erhält, und man beim Sondiren noch sechzig Meilen weiter Flußschlamm findet. Hier ist eine Seeformation auf einer horizontalen Fläche von wenigstens zweihundert Meilen Länge und hundert und zwanzig Meilen Breite im Werden begriffen. In den Armen und an der Mündung dieses Riesenflusses entstehen stets neue Inseln, und alte werden weggeschwemmt. Colebrook erwähnt eines Landstriches von vierzig Quadrat-Meilen in der Ausdehnung, und mehr als hundert zwanzig Fuß in der Tiefe, welcher in wenigen Jahren weggewaschen wurde. Einige der neuern Inseln, die sich in kurzer Zeit bildeten, gleichen an Größe und Fruchtbarkeit der Insel Wight. Sie erheben sich nicht sobald zur Höhe der höchsten Fluthen, als sie bereits mit Riet, langem Grase und Buschwerk überzogen werden, worin Tiger, Büffel, und andere wilde Thiere ihren Aufenthalt nehmen. Krokodile hausen ebenfalls in großer Anzahl an den Schlammbänken und Inseln der äußersten Küste. Natürlich müssen animalische und vegetabilische Ueberreste sich stets in dem Niederschlag des Delta einbetten. Wie ungereimt ist es, wenn die Kosmogonisten das Vorhandenseyn successiver Gattungen von Thieren in ältern Schichten Haupt-Katastrophen und Revolutionen zuschreiben, während derselbe Prozeß augenscheinlich gegenwärtig im Zustande der vollkommenen Ruhe und Ordnung vor sich geht, wie man an dem reichen und bevölkerten Delta Bengalens sieht.

Das Delta des Mississippi wächst sehr schnell, wie sich dieß erwarten läßt. Seit Neu-Orleans steht, ist es um viele französische Meilen vorgeschritten. Große unterseeische Ablagerungen setzen ihr Werk fort, und erstrecken sich weit und breit über den Grund des Meeres, welches auf eine große Ausdehnung ganz seicht geworden ist. Vor der Mündung des Stroms haben große Flöße Treibholz sich zu einem Netzwerk vereinigt, welches viele Yards in die Tiefe reicht und Hunderte von französischen Quadrat-Meilen im Umfang hat. Sie bedecken sich später mit feinem Schlamm, auf welchem sich frische Holzlagen im nächsten Jahre niedersetzen, und so sammeln sich zuletzt zahlreiche Erd- und Pflanzenstoffe an. Die Geologen können aus der Beschreibung Darbys die Verhältnisse der älteren Holz- und Kohlenlagerformationen kennen lernen.

Die unermeßlichen Ablagerungen an oder nahe bei der Mündung mächtiger Flüsse werden uns nicht mehr in Erstaunen setzen, betrachten wie das großartige Verhältniß des von den Wassern entführten Bodensatzes, der den Weg nicht mehr zurückfindet, während sich das Wasser durch Verdünstung immer wieder erhebt, und in Gestalt des Regens auf das Land zurückkehrt. Der berühmte Hydrograph Manfredi berechnete das mittlere Verhältniß des Niederschlags in allem fließenden Wasser auf dem Erdball zu $^{1}/_{175}$. Dieser Calcul als begründet angenommen, müßte in 175 Jahren eine Quantität niedergeschlagenen Stoffes in den Ocean getrieben werden, gleich dem gesammten Volumen von Wasser, welches derselbe von allen Strömen der Welt jährlich erhält, was natürlich eine ungeheuere Summe ausmacht. Major Rennell schätzte die Quantität des während der Ueberschwemmungsperiode vom Ganges schwebend getragenen Schlammes gleich einem Viertheil seiner Masse. Ist diese Annahme, so wie die von demselben Hydrographen gegebene Schätzung des Volumen des Ganges richtig, so trägt dieser Fluß allein während jener Periode über 8641 Millionen Kubik-Fuß Schlamm in den indischen Ocean! Mag dieses Resultat auch einigermaßen übertrieben seyn, so bleibt doch immer genug, eine jede fernere Beleuchtung der Unermeßlichkeit der Formationen überflüssig zu machen, die sich stündlich an

den Seiten und auf dem Grunde des Oceans anhäufen. Auch als Beleg der Aushöhlungs- und Ueberschwemmungskraft des fließenden Wassers wird dieses Beispiel hinreichen. Wenige Geologen möchten wohl in Versuchung gerathen, die Erosions-Thätigkeit des Wassers als unbedeutend darzustellen, ließe sich das Volumen der in einer gewissen Zeit in die See geflößten Substanzen eben so genau ausmitteln, als Alle zugeben müssen, daß das Ganze mit geringen Ausnahmen von Thälern subtrahirt ist, mit andern Worten, daß alle Thäler Aushöhlungen sind, deren Raumverhältniß dem Volumen der niedergesetzten Substanzen, wenn sie im konsolidirten Zustande sich befänden, entsprechen würde.

Ergießen sich Flüsse direkt in's Meer, oder in einen See, wie längs allen gebirgigen Küsten der Fall ist, so bestehen die weggeschwemmten Körper aus Sand, Grieß und größeren Kieselsteinen. Große Lager dieser Art bilden sich gegenwärtig im tiefen Meere, wie am Fuße der ligurischen Alpen, wo Strömung und Fluth gegen die Felsküste wüthen. Bei den periodischen Veränderungen in der Geschwindigkeit und dem Volumen der Flüsse, oder in der Richtung der Meeresströmungen kommt es oft vor, daß die gröbern Ablagerungen mit feineren wechseln. Laufen zwei Flüsse in eine Mündung, so wird das gemeinschaftliche Delta häufig nach und nach der Behälter verschiedener Niederschläge beider Ströme, deren Fluthperioden nicht immer zusammenfallen. Der Eine ist vielleicht mit kalkartigen, der andere mit thonartigen Substanzen beladen, der eine führt Sand und Kieselsteine, der andere Lehm hinab. Diese Verschiedenheiten mögen sich ganz regelmäßig wiederholen, bis sich mehrere hundert Fuß tiefe Schichten wechselnder Lager gebildet haben. Da ferner zu den unzähligen Veränderungen an der Mündung der Deltas auch die gehört, daß dieselbe Fläche abwechselnd längere Zeit mit Salzwasser und mit süßem Wasser bedeckt ist, so müssen hier auch abwechselnd Vermischungen von Fluß- und Meer-Lagerungen vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man liest in französischen Blättern folgenden Brief des Grafen von Pfaffenhofen in Bezug auf seine Forderungen an Karl X und die Prinzen des Hauses Bourbon: *)

Paris den 13 März 1831.

„Der Artikel des „Scotsman“ vom 3 d. M., der in einige französische Blätter übergegangen ist, erheischt von meiner Seite einige Erläuterungen.

„Ich würde mir niemals erlauben, meinen allzu unglücklichen Schuldner anders zu nennen, als er sich selbst nennt: Karl Philipp von Frankreich, Graf von Ponthieu u. s. w.

„Die dringendste Nothwendigkeit hat mich gezwungen, gerichtliche Einschreitungen gegen meinen königlichen Schuldner anzurufen, um zur Bezahlung der heiligsten Schuld zu gelangen, die es wohl jemals gab. Ludwig XVIII war mit mir übereingekommen, sie durch jährliche Fristenzahlungen von 50,000 Fr. zu tilgen, die mir auch bis zu seinem Tode ausbezahlt wurden. Karl X ließ mir Nichts mehr bezahlen, obgleich er als solidarischer Schuldner dafür haftbar blieb. Man wird sich der Kommission erinnern, die den Kammern angekündigt und am 2 August 1828 ernannt wurde, um die Schulden Sr. Maj. liquid zu machen. Diese Kommission erkannte meine Forderungen an, und setzte sie unter die ersten Schulden des ersten Ranges, was auch Se. Maj. anerkannte.

„Im Jahre 1818, als ein k. Gerichtshof mich verurtheilte, die Schuld der französischen Prinzen zu bezahlen, für die ich im Jahre 1792 Bürgschaft geleistet hatte, verkaufte ich 28.000 Fr. meines Einkommens, um dem gegen mich ergangenen Urtheilsspruche nachzukommen. Als Karl X sich weigerte, die von seinem Bruder eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, mußte ich meine eigenen Gläubiger sich meiner Güter bemächtigen und dieselben dem Gantverfahren unterworfen und verkauft sehen, ohne daß die Civilliste mich einer Unterstützung würdigte. Es blieb mir von meinem Eigenthum Nichts als ein Schloß und ein Park, ein bloßer Aufenthaltsort zum Vergnügen, der jezt der Sequestration unterliegt. — Ich bin ohne Brod.

„Ich bat, flehte, beschwor meinen unglücklichen Schuldner, mit mir eine Uebereinkunft zu treffen, wie sie seine Verhältnisse erlaubten; er verweigerte es!! — und auf diese Weigerung hin sah ich mich gezwungen, die Gerichte anzurufen, vor denen ich jedoch nie die Verehrung aus den Augen sezen werde, die ich dem erlauchten Unglücklichen schuldig bin. Aber ich bin ohne Brod und in meinem acht und siebenzigsten Jahre. Mit meinen Thränen habe ich die Schrift benezt, in der ich eine Klage anhängig machte, wozu mich die Verzweiflung nöthigt, zumal da ich mich zu Erörterungen gezwungen sehe, die mir die Wahrheit gegen die mehr als irrigen Einreden auferlegt, die man am 18 Februar d. J. vor dem Gerichtshofe zu Edinburg mir entgegenzustellen sich nicht geschämt hat. Ich bin u. s. w.

Graf von Pfaffenhofen.“

Die Verheerungen, welche die Brechruhr in der Statthalterschaft Orenburg anrichtete, wo diese Seuche aus Mittelasien hinkam, veranlaßten daselbst Vorsichtsmaßregeln, in deren Folge zwei Karawanen, die sich von Bochara und Chiwa nach Troitsk und Orenburg begaben, bei ihrer Annäherung gegen die militärische Gränzlinie an den Ufern des Uyat und Ilek von einem militärischen Kordon umschlossen und unter eine strenge Quarantäne gestellt wurden. Um diese Quarantäne zu organisiren, ließ man die Karawane von Koitsk, die aus 1000 Kamelen bestand, an den Ufern des Tusak in einer angemessenen Entfernung von der Militärlinie lagern; und der von Orenburg, welche 5145 Kamele und 1200 bucharische Kaufleute mit ihren Dienern zählte, wies man zwischen dem See Sischutschye und dem Ilek einen Lagerplaz an. Alle Waaren wurden hierauf in großen Kibitken oder Zelten von Filz, die man von den Kirgisen entlehnte, unter Aufsicht Dschanturi's, Sohns von Deligangher, ersten Sultans der östlichen Kirgisen von Orenburg, und Yussuf Nurali's, Sultans der Kirgisen von der mittlern Horde gereinigt. Dieß war das erste Mal, daß die Kirgis-Kaissaken der Steppe sich mit den Russen zur Aufrechthaltung der Gesundheitsordnung vereinigten. Die Karawanenlager boten einen ungemein interessanten Anblick dar. Mitten unter den zahlreichen Kibitken, um welche die Russen und Kirgisen Wache hielten, sah man die schönsten Kaschmirshawls und die in den glänzendsten Farben prangenden Seidenstoffe flattern, die man hier aufgehängt hatte, um sie auszulüften. Reich gekleidete Bocharen gingen spazieren, tranken Thee, rauchten Kalian oder belustigten sich mit ihren Nationalspielen. Außerhalb des Kordons waideten Heerden von Kamelen, Ziegen und Schafen; die Bewohner der Militärgränze und halbwilde Kirgisen mit ihren Frauen und Kindern drängten sich unter die bewaffneten Kosaken, und benuzten die Gelegenheit, um einen gewinnreichen Handel mit Lebensmitteln zu treiben. Nach überstandener Quarantäne rückte die eine Karawane am 25 August v. J. in Orenburg ein. Voran zogen, Lieder singend, Derwische aus Bochara, welche nach Mecca und Medina wallfahrten, und den Weg durch Rußland dem durch Persien und die asiatische Türkei der größeren Sicherheit der Straßen wegen vorziehen; ihnen folgten zwei Artilleriestücke, welche zur Bewachung der Quarantänelager dienten; hierauf kam die Karawane, begleitet von einer Abtheilung Kosaken und einer Schaar Kirgisen unter den Befehlen des Sultans Yussuf; die Kamele, eines an das andere geschirrt, und beladen mit den Erzeugnissen Asiens, bildeten eine unabsehbare Reihe das linke Ufer des Ural entlang. Die in Orenburg ansässigen Orientalen erwarteten mit der ihnen eigenthümlichen Gravität, auf ihren Kamelen sizend, die Ankunft ihrer Landsleute, oder sie waren der Karawane auf ihren Pferden — Thieren von der unansehnlichen aber wegen

---

*) S. Ausl. Nr. 66. S. 264

ihrer außerordentlichen Flüchtigkeit berühmten sogenannten Argamak-Juchi — entgegengeritten. Eine unermeßliche Menge Zuschauer strömten herbei. Der Militärgouverneur von Orenburg, umgeben von seinem Stab, empfing die Karawane bei ihrem Eintritt auf den Basar und wünschte den Karawanbascha's zu ihrer Ankunft Glück. Dem Sultan der Kirgisen dankte er für seine Mitwirkung bei Bildung des Gesundheitskordons, und machte ihn auf die Vortheile aufmerksam, welche für die Seinigen erwüchsen, wenn sie die Bedeckung der Karawanen auf dem Weg durch die Steppen und die Lieferung ihrer Bedürfnisse übernähmen. Die Waaren wurden nun in den Douanenmagazinen niedergelegt, der größte Theil derselben ging jedoch sogleich nach Nischneinovgorod ab.

•

Aus den Nachforschungen des Parlaments in Betreff der Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie geht hervor, daß der Opiumhandel, troz den chinesischen Verboten, in dem himmlischen Reich von Jahr zu Jahr zunimmt, und namentlich in den letzten zehn Jahren sich verdreifacht hat, so daß die Einfuhr dieses Gift's und die Ausfuhr des Thee's sich jezt das Gleichgewicht halten. Man schäzt den Verbrauch des Opiums in ganz China auf 13,000 bis 14,000 Kisten zu 150 Pfd. mit einem Werth von 70 bis 75 Millionen Franken. Nimmt man die Bevölkerung von China zu 140 Millionen an, so käme auf je 10,000 Einwohner eine Kiste oder auf je 70 Personen ein Pfund. Die Zunahme des Verbrauchs rührt ohne Zweifel daher, daß, Wer einmal an den Genuß des Opiums gewöhnt ist, seine Dosis nach und nach vermehren muß, während man nicht leicht ungestraft dieser verderblichen Gewohnheit wieder entsagt. Nach dem Werk des Grafen Hogenborp über Java rauchen Javaner und Chinesen das Opium; sie bedienen sich dazu hölzerner Pfeifen von der Dicke und Länge einer Flöte; dasjenige Ende, das man in den Mund nimmt, ist offen, das andere geschlossen; in dem leztern befindet sich ein kleiner kupferner Trichter, wo ein sehr fein geschnittener, mit Opium vermischter Tabak hineinkommt; der Raucher zündet nun seine Pfeife an und raucht die Essenz langsam durch die Nase; wenige Züge reichen hin, den Inhalt zu verzehren, aber auch den Sinnentaumel zu erregen, in dem der Opiumliebhaber seine höchste Lust findet. Der javanischen Regierung wirft das Opium eine jährliche Einnahme von etwa drei Millionen Gulden ab.

•

Man ist in London auf einen neuen Zweig des Schmuggelhandels aufmerksam geworden. Bei den hohen Stempeltaxen, die auf den Journalen liegen, hat man nun auch angefangen, ungestempelte Zeitungen zu verkaufen, die unter der niedrigsten Volksklasse im Umlauf und ganz nach deren schlechtem Geschmack und geringen Mitteln berechnet sind. Dessenungeachtet ziehen die Unternehmer dieser Schmuggelei daraus einen ungeheuern Vortheil. Der Preis dieser Blätter ist vier Pfenning, was einen größern Gewinn abwirft, als er dem Verleger einer gestempelten Zeitung übrig bleibt. Die Auslage für die Artikel ist auch gering, da sie bloß aus Declamationen und Erfindungen bestehen, wozu man nicht mehr als Dinte und Papier braucht. Uebrigens athmen diese Schmuggel-Journalisten, wie alle Schmuggler, einen sehr verwegenen und bedrohlichen Geist. Eines ihrer Blätter empfiehlt das Aufhängen von 162 Boroughmongers, und ist sogar so gefällig, die Namen derjenigen Personen anzugeben, die die Nation mit größtem Vergnügen „gehenkt bis zum Tod“ sehen würde. Man hat bereits gerichtliche Nachforschungen gegen die Verleger und den Druckort dieser ultraliberalen Blätter angestellt.

Phantasien und Einfälle des Figaro.

Die politische Dreifaltigkeit.

Ein gelehrter Mann der „echten Mittelstraße,“ ein Mann von einer Einbildungskraft, wie es nur je eine gab, hat so eben einen recht glücklichen Wurf gethan: er hat das Mittel gefunden, alle Parteien zu vereinigen. Er ist entschlossen, sobald er einen Buchhändler zum Verlag und Leser findet, die etwas Anderes als Zeitungen lesen, einen großen Quartband herauszugeben, in welchem er seine herrliche Erfindung der Welt vorlegen wird. Vorläufig hat der geniale Verfasser die Güte gehabt, uns sein Manuscript mitzutheilen, aus dem wir in Kürze folgenden Auszug geben:

Bekanntlich theilen sich vier große Parteien in Frankreich und alle müssen nothwendig eine Garantie in der Staatsgewalt finden. Die der Republik verhält sich zu der der Monarchie ungefähr wie 1 zu 100, die des Bonapartismus zur Republik etwa wie 6 zu 2; und die des Karlismus steht zur Revolution in einem Verhältnisse wie ⅙ zu 160.

Die oberste Staatsgewalt muß demnach die Monarchie, den Bonapartismus und den Karlismus in sich vereinigen. Wie ist Das anzufangen?

Um die Sache zum Ziele zu bringen und eine chemische Mischung der Meinungen zu bewirken, die Frankreichs Größe und Ruhe sicherstellt, den Handel und die Industrie wiederbelebt, den Mißvergnügten Schweigen auflegt, das Aufruhrfieber, das in gewissen Köpfen spukt, niederschlägt, und alle so lange Zeit einander entgegenarbeitenden Menschen unter einen Hut bringt — kurz, um Alles in's rechte Gleis zu führen, hat unser Publizist, mit dessen Gedankenfedern wir uns hier schmücken, den sinnreichen Einfall gehabt, eine Art Dreifaltigkeitsthron zu errichten, auf den der Herzog von Orleans, der Herzog von Reichstadt und der Herzog von Bordeaux berufen werden sellen.

Die Verfechter der Julius-Revolution würden zur Stüze den Herzog von Orleans erhalten, dessen monarchischer Thron von republikanischen Institutionen umringt wäre. Die Bonapartisten hätten den Herzog von Reichstadt und die Karlisten würden überglücklich seyn, wenn man dem Herzog von Bordeaux ein Stück von dem Throne einräumte.

Die drei Herzoge würden aber nicht Könige seyn, weil man auch die Republik zufrieden stellen muß; sie würden Konsuln heißen. Um diesen Preis würde die Republik gerne schwören, keinen Aufruhr mehr anzufangen.

Die Münze würde mit dem dreiköpfigen Bilde geschlagen. Auf der einen Seite mit der Umschrift: Die Konsuln Orleans, Napoleon, Bourbon, auf der andern wäre ein Hahn und ein Adler angebracht, die in ihrem Schnabel eine Lilie hielten mit darüber schwebender phrygischer Müze und der Umschrift: Königreich Frankreich.

Jede der Parteien wübe ihre Tage des Königthums haben. Die von den drei Konsuln verwaltete Republik würde je den ersten Tag jedes Quartals und die Frühstunde des 31 Dezembers erhalten.

Die Bonapartisten würden sieben Feiertage haben, nämlich: Die Jahrestage der Schlachten von Marengo, Austerliz, Jena, Wagram, Lodi, und den Geburts- und Todestag Napoleons I. Der Herzog von Reichstadt würde an jedem dieser Tagt sich Mühe geben, ein großer Mann zu seyn.

Dem Karlismus wären vier und zwanzig Stunden eingeräumt, und dieser Tag würde Andachtsübungen, der Vorstellung von Gelegenheitsstücken, die in der großen Epoche der Restauration aufgeführt wurden, und dem Handkuß des ganzen alten Hofes geweiht seyn. Die übrige Zeit gehörte der Monarchie der Julius-Revolution.

Alle Anstellungen würden nach Verhältniß unter die Bürger der verschiedenen Meinungen vertheilt. Diese Maßregel wäre äußerst leicht ausführbar; man brauchte bloß zwanzigtausend Karlisten abzusezen, die bis jezt noch Stellen in Frankreich bekleiden.

Das Ministerium würde die Schattirungen der obersten Staatsgewalt erhalten; es würde gerade so viel Einigkeit besizen, als das so eben entlassene und das neugeschaffene. Hr. von Talleyrand würde Präsident des Konseils werden, als am Besten geeignet, alle möglichen Farbenabstufungen darzustellen.

Die Fahne Frankreichs würde die dreifarbige seyn mit einem weißen Flecke im obern Winkel der blauen Farbe, und auf diesem Flecke würde eine Lilie stehen.

Die Lilien würden zwar an den öffentlichen Monumenten nicht wiederhergestellt werden, da sich die Mehrzahl der Franzosen gegen dieses Sinnbild ausgesprochen hat; allein die Offiziere, die das Kreuz der Ehrenlegion und des heiligen Ludwigsordens haben, könnten das rothe Band mit einer weißen Einfassung tragen, wie es ohnehin schon mehrere coram populo während der vier lezten Monate nach der Revolution gethan haben.

In der Deputirtenkammer würde man sich zu verständigen versuchen, da hiezu Repräsentanten aller Parteien gewählt würden, sowohl nach dem Census als nach dem Nicht-Census.

Die Charte würde nach Bedürfniß mit der neuen Ordnung der Dinge in Einklang gebracht werden.

Der Verfasser gegenwärtigen Entwurfes würde eine Pension erhalten, eine Anstellung, einen Orden und Zutritt bei den drei Konsuln.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 89. 30 März 1831.

Sir Stamford Raffles.

(Fortsetzung.)

Seine neue Statthalterschaft auf Sumatra bot einen traurigen Kontrast gegen das blühende Java dar. Bei seiner Ankunft in Bencoolen schreibt er an seinen Freund Marsden: „Dieß ist ohne Ausnahme der elendeste Ort, den ich je gesehen habe. Sie können sich keine Vorstellung von dem Zustand des Zerfalls machen, in welchem Alles rings umher sich befindet. Nach den furchtbaren Erderschütterungen, womit uns die Vorsehung kürzlich heimsuchte, haben wir kaum eine Stätte, wo wir unser Haupt hinlegen mögen, noch wissen wir Mittel die ersten Bedürfnisse der Natur zu befriedigen. Die Wege sind ungangbar; die Straßen in der Stadt mit üppigem Gras überwachsen; das Regierungshaus eine Höhle für raubgierige Hunde und Iltisse; die Eingebornen sagen, Bencoolen sey jetzt ein todtes Land (tana mati). Wir werden nun versuchen, ob etwas Besseres zu Wege zu bringen ist; wenn ich indeß nur gut unterstützt bin, so gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß die Westküste nicht noch eine werthvolle Besitzung für uns werde. Da muß man aber die Sklaverei abschaffen, dem Landvolk den gezwungenen Pfefferbau abnehmen, die Spiel- und Hahnenkampfpachtungen (freilich bis jetzt die Hauptquelle der öffentlichen Einkünfte) und tausend andere gleich schmähliche Einrichtungen beseitigen; eine durchgreifende Reform ist unerläßlich." Zu dieser erbärmlichen Niederlassung gehörten zwei- bis dreihundert Sklaven, Abkömmlinge afrikanischer Neger, welche die Kompagnie gekauft hatte; man versicherte ihn, diese Leute könnten, wenn sie frei wären, nicht glücklicher seyn. Allein dieß war eine Vorspieglung, womit die Freunde der Sklaverei sich und Andere zu täuschen pflegen, die aber auf Raffles ihren Eindruck verfehlte. So hatte man ihm auch den Charakter der Malaien als so schlecht geschildert, daß es unmöglich sey, ihnen irgend einen Grad persönlicher Freiheit einzuräumen; dagegen galt ihm die Ueberzeugung, daß man die Entwürdigung des Volkes nur auf Rechnung der Tyrannei der muselmännischen Eroberer zu setzen habe, und er zweifelte nicht, daß mit dem Schutz, welchen das Gesetz den Unterdrückten angedeihen lasse, auch das herrschende Sittenverderbniß sich vermindern müsse.

Sir Stamford zauderte nicht lange, sondern ohne Befehle von England abzuwarten, die erst nach einem Jahr anlangen konnten, begann er Fort Marlborough zu säubern. Sein erster Schritt war, daß er allen Sklaven zumal die Freiheit schenkte. Hierauf theilte er die fünfhundert Sträflinge aus Bengalen nach ihrem Charakter in drei Klassen ein, und eröffnete ihnen die Aussicht auf ein ehrbares Unterkommen; dadurch verwandelte er in sehr kurzer Zeit eine Menge Personen, die bisher den Auswurf der Gesellschaft bildeten, in nützliche Arbeiter. Nun versammelte er die eingebornen Häuptlinge und traf mit ihnen unter Anderem die Verabredung, daß künftig Freiheit des Landbaus Statt finden sollte; auch nahm er das aus Veranlassung der Ermordung des Gouverneurs Parr im J. 1801 erlassene Verbot, den Kris zu tragen, welches ihre Nationalsitten verletzte, auf ihren Wunsch ohne Anstand zurück. Parr zog sich durch seine gewaltsamen Maßregeln jene Katastrophe zu; er wollte dem Volk neben dem Pfefferbau noch den Kaffeebau aufnöthigen; zudem erlaubte er sich willkürliche Einmischung in die Entscheidungen der inländischen Gerichte, so daß er die Besorgniß in dem Volk erweckte, es sey ein Angriff auf alle ihre vaterländischen Institutionen im Werk. Die Rache der Europäer war eben so gräßlich als unpolitisch. Viele Eingebornen wurden vor die Kanonenmündungen gebunden, alle Ortschaften bis auf eine gewisse Entfernung niedergebrannt und zerstört, und als ob man die Sicherheit der Kolonie darauf bauen wollte, daß man sich mit einer Wüste umschließe, alle Pflanzungen von Fruchtbäumen, welche um jedes malaische Dorf herliegen, und fast wie Heiligthümer schirmender Götter betrachtet werden, ausgerottet.

Als Sir Stamford in Bencoolen erschien, fiel es Niemand ein, außerhalb der Niederlassung seinen Wohnsitz aufzuschlagen und kein Diener hätte sich — so verödet war das Land um Fort Marlborough — nach Sonnenuntergang eine Stunde Wegs vor die Stadt gewagt. Der Gouverneur ersah kein besseres Mittel, die Gegend wieder zu bevölkern, als daß er mit gutem Beispiel voranging, indem er sich 12 Meilen vom Fort ein Landhaus baute. Er wählte die Lage auf der ersten Bergkette gegen das Innere — den sogenannten Nebelhügeln (Bukit kabut), wo man eine ausgebreitete Aussicht genoß, und das Thermometer wenigstens 6° niederer als in Bencoolen stand. Kein Europäer hatte vor ihm einen Fuß dahin gesetzt, und ehe man bauen konnte, mußte man erst den Wald lichten. „Die einzige Unannehmlichkeit," schreibt Sir Stamford an die verstorbene Herzogin von Somerset, „verursachten uns die Tiger und Elephanten, welche in der Nachbarschaft zu Haus sind. Ein Dorfbewohner sagte mir, sein Vater und Großvater seyen von den Tigern gefressen worden, und

es gebe kaum eine Familie, die nicht auf diese Art eines oder mehrere ihrer Mitglieder verliere. Die Leute fügen sich geduldig in die Herrschaft dieser Thiere und gebrauchen nur wenige Vorsichtsmaßregeln wider sie; Dieß kommt mitunter von ihrem Glauben an die Seelenwanderung her, welcher sie in denselben ihre Voreltern (nene) erkennen läßt. An den Ufern eines der Küstenflüsse zählt man gegen hundert Personen, welche im verwichenen Jahre Tigern zur Beute wurden. Dringt ein Tiger in ein Dorf ein, so pflegt das thörichte Volk ihm mit Reis und Früchten aufzuwarten, in der Voraussetzung, er werde sich damit begnügen und ohne ihnen ein Leid anzuthun, wieder abziehen. Auf dieselbe Weise suchen sie, wenn sich die Blatternseuche zeigt, den Zorn des bösen Geistes zu besänftigen. Ich werde Alles thun, die Herrschaft des Menschen wiederherzustellen; ich muß eine offene Kriegserklärung gegen das ganze reißende Heer erlassen, und dann erst kann ich hoffen, ohne Gefahr auf den Nebelhügeln zu wohnen." Ein Beispiel von der abergläubischen Furcht der Eingebornen erzählt Lady Raffles. Als sie mit einigen Culi's durch einen Forst reisten, kam ein Tiger und legte sich gerade in den Weg. Jene hielten sogleich an, richteten eine Rede voll Ergebenheit an das Ungethüm, versicherten, sie seyen arme Leute und trügen eines großen Mannes Gepäck (tuan basar), der sehr zürnen würde, wenn sie nicht zu rechter Zeit anlangten; daher bäten sie den Hrn. Tiger inständig, sie unbelästigt gehen zu lassen. Der Tiger, überrascht durch ihre Erscheinung, machte sich auf, und wanderte ruhig in das Dickicht, und sie glaubten nicht anders, als sie hätten durch ihr Flehen den Feind gerührt.

In fünf Jahren füllte sich der ganze Raum zwischen der Residenz auf den Nebelhügeln und Bencoolen mit Landhäusern und Anlagen. Von 100,000 Muskatnußbäumen, welche Raffles pflanzte, trug ein Viertel bereits Frucht. Alles hatte ein anderes Ansehen gewonnen. Im J. 1818 erblickte man weit und breit keinen Baum oder Strauch; Raffles legte sogleich um den Regierungspalast einen Garten an, und als ein Beweis der außerordentlichen Ueppigkeit des Pflanzenreichs auf diesen Inseln mag erwähnt werden, daß, als er nach einer eilfmonatlichen Abwesenheit zurückkehrte, die Casuarbäume zu einer Höhe von 30 bis 40 Fuß emporgeschossen waren; er traf ein dichtes Lustwäldchen von Gewürznelken-, Muskat- und Kokosnußbäumen an, und fuhr durch eine prächtige Allee ein, welche aus den beiden erstern dieser Baumarten bestand. Etwas Herrlicheres als eine solche Einfahrt kann man sich nicht denken. Die stattliche Höhe der Gewürznelkenbäume, die Anmuth ihrer Form, die Fülle ihres Blätterwerks, der köstliche Geruch, womit sie die Luft würzen, und dann daneben die stattlichen Muskatnußbäume, ihre in weiten Kreisen geschwungenen Aeste, behängt mit der lieblichsten Frucht von der Welt, ihre Schale von der reichsten Sahnfarbe, ähnlich einer Pfirsche, und wenn sie aufgeborsten, die schwarze Nuß umschlossen von der glänzend scharlachrothen Muskatblüte, und endlich der Kontrast des tief smaragdgrünen Laubes — dieß Alles wirkt mit einem Zauber auf Nerven und Sinne, und erzeugt ein Gefühl der Wonne, wovon man außer den klaren sonnigen Regionen südlicher Breiten keine Ahnung hat.

In den meisten Theilen Indiens halten Europäer und Eingeborne sich von einander ferne; so war es auch in Bencoolen. Sir Stamford riß diese Scheidewand nieder, und sein Haus stand jeder Zeit den Eingebornen offen. Dadurch bildete er nicht nur ein geselllschaftliches Verhältniß, das ihm manchen Genuß gewährte und ihm die Gelegenheit verschaffte die Sitten, Gesinnungen und Wünsche seiner Untergebenen kennen zu lernen, sondern er flößte diesen auch so viel Zutrauen ein, daß sie ihn bei allen seinen Unternehmungen nach Kräften unterstützten. Er fand an den Eingebornen Menschen, denen jener Geist der Unduldsamkeit und Bigotterie, welcher in Indien herrschte, in hohem Grade fremd war; daher hoffte er hier den Baum der Civilisation zu pflanzen, der bald seine Aeste über alle die Landschaften im Süden und Osten des Ganges ausbreiten sollte. Die Stiftung eines Kollegiums für die besseren Klassen der Eingebornen, welchen er bald Volksschulen nachfolgen zu lassen gedachte, versprach ihm zugleich den Vortheil, Männer zu bekommen, die den Europäern bei dem Studium der Literatur und Geschichte Hinterindiens behülflich seyn könnten.

Bei all Dem betrieb Sir Stamfords seine naturhistorischen Sammlungen mit unausgesetzter Thätigkeit. Sein Haus war eine vollständige Menagerie; das Zimmer seiner Kinder theilten zwei junge Tiger, ein Bär, ein blauer Papagai und ein Lieblings-Katze — diese ganze Gesellschaft lief frei herum, und spielte zusammen, und der Schnabel des Papagais war der einzige Gegenstand, vor dem die Andern Furcht hatten.

Nicht leicht führte ein Mann, der sich in höheren Verhältnissen befand, ein so einfaches Leben. Er stand bei früher Tageszeit auf, ritt auf die benachbarten Dörfer und auf die Pflanzungen hinaus, und ermunterte die Leute zum Fleiß; um neun Uhr versammelte sich die Familie zum Frühstück, gieng aber gleich wieder auseinander; nun setzte er sich an den Schreibtisch, studirte Naturgeschichte, Chemie, Geologie, sah nach den Ausbälgern, deren er stets fünf bis sechs in einer Veranda beschäftigte, oder ging mit seinen Kindern in's Vogelhaus. Um vier Uhr speiste er zu Mittag, meist in Gesellschaft von Kolonisten, da er die ganze Niederlassung als eine Familie und sich als das Haupt derselben betrachtete; nach Tisch fuhr man aus, und der Abend ward mit Lektüre, Musik und Konversation zugebracht; gespielt wurde nie; nachdem Alles auseinander gegangen, genoß er mit seiner Gemahlin noch einen Augenblick die köstliche Kühle des Nachtlandwindes auf einem Spaziergang im Mondschein. Lady Raffles, welche diese Schilderung ihres häuslichen Glückes entwirft, setzt hinzu, daß diese Nachtpartien einen unbeschreiblichen Zauber gehabt hätten; denn so klar und durchdringend seyen die Strahlen des Mondes unter diesem tropischen Himmel, daß man davon geblendet wurde wie von der Sonne, und obgleich selten ein Tag verfloß, ohne daß die Sammlungen mit Reptilien aller Art, namentlich Capra-capella's sich vermehrte, so weiß sie sich doch keiner unangenehmen Störung zu erinnern, die ihnen durch diese Thiere verursacht worden wäre!

Auf einem Ausflug in's Innere, auf welchem ihn seine Gemahlin begleitete, ergab sich ihm manche merkwürdige Beobachtung. Nichts ist überraschender als die Größe der Pflanzenwelt in den Wäldern. Gegen die dortigen Blumen, Kriechlinge und Bäume erscheint Alles, was dieses Naturreich in Europa darbietet, höchst unbedeutend. Unsere stärksten Eichen sind gegen jene Riesen wie Zwerge. Da giebt es mannsdicke und noch viel dickere Kriechlinge und Reben, welche sich um die ungeheuren Bäume von seiten

weniger als hundert, und oft von hundertsechzig bis zweihundert Fuß Höhe winden und noch mehr als hundert Fuß herabhangen. Ein Baum, den Sir Stamford maß, hatte neun Yards im Umfang. Auch das Mineralreich erfreute sie mit neuen Schätzen. Leider kamen sie aber durch die Einfalt der Eingebornen zum Theil darum. Sie gelangten eines Tags in eine Gegend, wo sich Feldspath, Granit, Quarz und anderes Urgestein, vermischt mit allerlei vulkanischen Produkten, vorfand, und Dr. Horsefild las davon einige hübsche Proben auf, womit er den mitziehenden Trägern die Körbe füllte. Diese, in der Meinung, es sey ihm nur um Steine überhaupt zu thun, warfen die Last weg und ersetzten sie am Ende der Tagreise mit einem tüchtigen Vorrath von der Straße. In Bezug auf die Eingebornen berichtete er auf diesem Ausflug manche irrige Begriffe. So hatte man ihm von dem Volk van Passuma gesagt, es sei ein sehr rohes unbotmäßiges Geschlecht; er überzeugte sich von dem geraden Gegentheil. Er traf brave fleißige und harmlose Menschen, die sich dem Ackerbau widmen, und in großen Dörfern leben, deren manches fünfhundert und mehr Bewohner zählt. Van einem dieser Dörfer bemerkt er: „Gute Laune und Anhänglichkeit scheinen mir unter diesen Leuten zu Haus zu seyn; man glaubt unter Einer Familie sich zu befinden; die Männer gehen mit einander Arm in Arm, und treiben Possen wie die Kinder. Es ist ein so schöner Menschenschlag, als ich nur je einen sah; sie sind meist sechs Fuß groß und proportionirt, von heller und reiner Hautfarbe, und von offener edler Gesichtsbildung. Ueberfluß an Allem herrscht daselbst; der Reis, die Hauptnahrungsquelle des Landes, ist fünf Mal wohlfeiler als in Bencoolen, und dieses Verhältniß waltet auch in den übrigen Artikeln ob. Weiber und Kinder tragen eine Menge silberner Zierrathen, namentlich Schnüre von Dollars und andern Münzen, bis zu 300 Stück um den Nacken. Alle scheinen auf Arzneimittel sehr erpicht, und da die Blattern gerade große Verheerungen anrichteten, so ließen sie sich frischweg die Pocken impfen.

Auf einer längern Reise wurde die Hauptstadt van Menangkabu besucht. Diese zahllosen Städte und Dörfer, die ununterbrochen auf einander folgten, und durch Kokusnuß- und andere Fruchtbäume beschattet wurden — diese Reste von Gebäuden und Inschriften, die ein fernes Alterthum verriethen — diese herrlichen Landschaften, mit denen in Java Nichts wetteifern konnte, während die Bevölkerung nicht weniger dicht und die Kultur eben so reich war, hatte Sir Stamford nicht vermuthet. Seinee Schätzung nach belief sich die Bevölkerung in einem Umkreis von 50 Meilen um Pagerbaong auf nicht weniger als eine Million. Die Gegend lag in schöner wellenförmigen Erhebung, ein See war in der Mitte, rings darum ein Kranz von Dörfern und Städten, und das Ganze umschlossen von vulkanischen Gebirgen, wovon eines 15000 Fuß über den Spiegel des Meeres emporstieg. Sir Stamford schrieb damals an Sir Robert Inglis: „Wir fanden das Wrack eines großen Reichs, von dem wir kaum den Namen kannten, und das offenbar die Quelle ist, aus welchen alle längs den Küsten des Archipels zerstreuten Malaienkolonien entsprungen sind — eine Bevölkerung von einer bis zwei Millionen, eine weit vorgerückte Civilisation, und eine Menge neuer Sitten, Gebräuche und Produkte. Ich kann Ihnen das Vergnügen nicht schildern, welches ich empfand, als ich nach vier Tagreisen durch Gebirg und Wald das reiche und bevölkerte Menangkabu entdeckte. Hätte ich auch Nichts als die Ruinen einer alten Stadt gefunden, so hätte ich mich für die Beschwerden des Wegs für hinlänglich entschädigt gehalten, so fand ich aber so viel Herrliches in Land und Volk, daß ich glaube, von hier muß man ausgehen, um Sumatra mit den Segnungen europäischer Gesittung zu beschenken. Die Einwohner nahmen mich mit ungemeiner Gastlichkeit auf; und waren auch ihre Manieren etwas rauh und selbst mitunter widerwärtig, so ließ sich doch die Freundlichkeit ihrer Gesinnung nicht verkennen. Sie hatten nur eine Bitte an mich, ich möchte verhindern, daß die Holländer nicht mehr nach Pedang kämen; denn seit den dreiundzwanzig Jahren, daß wir jenen Platz inne hätten, seyen große Veränderungen vorgefallen, neue Interessen erwachsen, damals ungeborne Kinder Männer geworden, und Wer ein Freund der Holländer gewesen, habe aufgehört es zu seyn. Ich beruhigte sie, indem ich eine Bittschrift an den König von England, worin sie ihm ihre Interessen empfahlen, zu befördern übernahm, und indem ich zugleich durch angestellte Nachforschungen ausmittelte, daß der holländische Einfluß sich nie über das Gebirg ins Innere erstreckte, sondern sich auf die Westseite davon beschränkte, trug ich kein Bedenken, mit dem Sultan von Menangkabu, als Oberherrn aller malaischen Fürstenthümer, ein Freundschaftsbündniß abzuschließen." *)

*) Die berüchtigten Battas bewohnen den ganzen Theil der Insel, welcher zwischen Atschin und Menangkabu liegt, und auf beiden Seiten bis an die Küste reicht. Es muß bemerkt werden, daß der Kannibalismus dieses Volkes bis jetzt noch nicht durch europäische Augenzeugen erwiesen ist. Die Missionäre Ward und Burton, die einen Ausflug in das Land der Battas machten, melden zwar die Sache gleichfalls, scheinen aber auch nur vom Hörensagen zu reden. Sie erfreuten sich übrigens einer Aufnahme, die sie mit der Verehrung verglichen, welche die Spanier bei ihrer ersten Erscheinung in Amerika erfuhren. Sie setzten einer Versammlung der Häuptlinge den Zweck ihrer Sendung auseinander, ihre Vorträge wurden mit Aufmerksamkeit angehört, und sie eingeladen, sich unter ihnen nieder zu lassen.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Memoirs of the Life of Sir Humphrey Davy, late President of the Royal Society etc. By J. A. Paris, Med. Dr. London 1831. 4.

Der Geschichtschreiber*) des berühmten Präsidenten der königlichen Gesellschaft zu London beginnt damit, daß er den Leser bis in die Kindheitsjahre seines Helden zurückführt. Schon an dem kleinen Knaben wollen seine Lehrer bemerkt haben, daß er ein Buch mit der größten Schnelligkeit las, so daß man glaubte, er durchblättere es nur, um Bilder zu suchen; wenn man ihn aber fragte, so konnte er den Inhalt genau angeben. Was man aber bei der Richtung, die sein Geist später nahm, nicht von ihm erwarten würde, ist die Liebhaberei für das Wunderbare, die ihn in seinem frühern Alter auszeichnete. Als achtjähriger Knabe unterhielt er sich und seine Mitschüler häufig mit Romanen und Rittergeschichten, die er mit der Leichtigkeit eines italienischen Improvisators erfand, und es scheint fast, als ob sein Biograph bedauere, daß er nicht auf diesem Wege fortfuhr, wo er, da es in Cornwall nicht an Feen und Elfen fehlte, leicht ein zweiter

*) Vergl. Ausl. v. J. Nr. 39. Die dortige Angabe des Geburtsjahres Davy's ist nach Paris dahin zu berichtigen, daß 1778 statt 1779 zu setzen ist

Scott hätte werden können. Da es heut zu Tage keine Universalgenies mehr giebt, sondern man sich in die Musen theilen muß, so hat man nicht Ursache, in jenes poetische Bedauern einzustimmen. Davy's Neigung für die Naturwissenschaften äußerte sich jedoch nicht minder früh. Schon in der Schule verfertigte er gerne Feuerwerke, und namentlich eine Art Knallpulver, das er zur großen Belustigung seiner Kameraden mit einem Steine beschwerte, und dann los ließ. Auch erzählt man, daß er Rüben aushöhlte, ein Licht hineinsteckte, und auf diese Art Bruchstücke von Zinn schmelzte, die er in einer Stadt, wo viel in diesem Metalle gearbeitet wird, sich leicht verschaffte. Wer ihm bei seinen Versuchen zuschauen wollte, mußte eine Anzahl Stecknadeln bringen. Als er bei Hrn. John Borlase, einem achtbaren Apotheker in Penzance, (1795) in die Lehre trat, pflegte er jeden Abend zu einer Tante nach Merezion zu gehen, um mit ihr Thee zu trinken. Bei dieser Gelegenheit unterließ er nie, einen Hammer mitzunehmen und längs dem Strande zu mineralogisiren, und in seiner Apotheke trieb er angelegentlich seine chemischen Versuche, wobei seine älteste Schwester ihn unterstützte, deren Kleider oft die Spuren der Verheerung durch seine ätzenden Substanzen an sich trugen. Wenn er nun, statt Arzneien zu bereiten, fort und fort laborirte, wobei es oft tüchtige Explosionen absetzte, daß Gläser und Flaschen zertrümmert wurden, pflegte Dr. Tonkin zu sagen: „dieser Bube Davy ist unverbesserlich. War je denn immer ein so fauler Hund? Er wird uns noch Alle in die Luft sprengen." Er konnte ihn dann aber wohl auch scherzweise den Philosophen und Sir Humphrey nennen. Seine einsamen Wanderungen am Ufer des Meeres benutzte Davy auch dazu, wie Demosthenes, indem er unter dem Geheule des Windes und der Wogen deklamirte, einen Fehler seines Organs zu verbessern; was ihm so weit gelang, daß man diesen Fehler nur noch an der Art der Betonung merkte, welche in seinen Vorträgen auffiel. Um ein guter Redner zu werden, fehlte es ihm übrigens an einer nothwendigen Erforderniß — einem musikalischen Gehör. War er in seine Arbeiten vertieft, so summte er meist eine Melodie vor sich hin, wenn man anders Etwas so heißen konnte, wovon Niemand die Tonleiter verstand. Seine Freunde zogen ihn häufig mit seinem musikalischen Talent auf, und einer derselben berichtet, sie hätten sich auf einem Ausfluge ein Mal alle Mühe gegeben, Davy das God save the King singen zu lehren: allein es sey schlechterdings unmöglich gewesen. So wird auch gemeldet, daß er als Freiwilliger beim Exerciren, ob er gleich Privatlektionen nahm, nie Takt zu halten vermochte, und seine Vormänner stets in Gefahr waren, von ihm auf die Fersen getreten zu werden. Wenn aber Davy, dessen elektrische Batterie über die Eifersucht der Nationen triumphirte, es nicht dahin brachte, in seiner Vaterstadt ein Gewehr zu schultern, so kann man deßwegen nicht behaupten, daß ihm auch männlicher Muth und Entschlossenheit gemangelt hätte. Eines Tages biß ihn ein Hund, den er für wüthend hielt, und ohne sich zu besinnen, langte er sein Taschenmesser, schnitt die verletzte Stelle aus, ging heim und brannte sie mit dem glühenden Eisen. Dr. Tonkin hörte ihn oft äußern, er glaube nicht, daß es einen Schmerz gebe, wenn der Geist mit Kraft sich dawider stemme; „allein," fügt der Doktor hinzu: „ich war bald darauf Zeuge einer praktischen Widerlegung dieser Theorie in seiner eigenen Person; denn mein junger Freund Humphrey wurde von einem Meeraal gezwickt und schrie recht wacker." Dieß sind Kleinigkeiten; aber bei einem so hervorragenden Manne will man doch auch wissen, wie er das Alles geworden ist, was wir an ihm bewundern, und so dürfen wir wohl diese kleinen Züge aus seiner Jugendgeschichte nicht ganz unerwähnt lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Es verdient als eine politische Merkwürdigkeit erwähnt zu werden, daß Lord Grey, der in seiner Jugend als Oppositionsmitglied eine Parlamentsreform in Anregung gebracht hatte, und zwar kurz nach dem Ausbruche der ersten französischen Revolution, gegenwärtig dieselbe Maßregel, an der Spitze des Ministeriums und nicht lange nach der zweiten französischen Revolution vorschlägt. So wurde eine und dieselbe Motion von einem und demselben Staatsmanne in zwei weit auseinander liegenden wichtigen Zeitabschnitten gemacht, in deren Zwischenraume viele politische Versprechen gebrochen, viele Zusicherungen von Staatsmännern vergessen, viele Vorkämpfer des Patriotismus der Ehre untreu geworden sind. Lord Grey blieb in seinem hohen Alter, was er in seiner Jugend gewesen war.

Es war im Jahre 1793, als er seine erste Motion machte, und vorschlug, daß die Petitionen, welche eine Parlamentsreform verlangten, und unter denen sich auch eine der bekannten Gesellschaft „der Volksfreunde" befand, einer eigenen Kommission übergeben werden sollten, um über den Zustand der Nationalvertretung die nöthigen Untersuchungen anzustellen. Pitt, der seine politische Laufbahn als Vertheidiger der Reformangelegenheit betreten, und mehr als ein Mal den Geist der Konstitution gegen die Betrügereien der Boroughmongers angerufen, widersetzte sich damals der Einbringung der Bill, und bewirkte mit Hülfe der dichten Phalanx von stummen Mitgliedern, die eben jene Stimmenverkäufer der verrotteten Flecken in's Parlament sendeten, daß die Motion mit einer ungeheuren Mehrheit (282 gegen 41 Stimmen) verworfen wurde. Dieß war die goldene Zeit der Reformgegner. An ihrer Spitze stand ein seinen frühern Grundsätzen abtrünnig gewordener Minister, ausgerüstet mit einer unwiderstehlichen Beredsamkeit, und ihrer selbst waren sieben gegen einen; aber die Zeit ist die beste Reform, und die verrotteten Boroughs, die selbst Auswüchse der Neuerung in der englischen Verfassung waren, stehen jetzt auf dem Punkte, eine der wichtigsten Neuerungen zu erfahren, welche die allgewaltige Zeit durchzusetzen weiß.

Im Jahre 1797 machte Grey eine zweite Motion für Parlamentsreform; sein Vorschlag war zwar nicht derselbe, den er gegenwärtig dem Hause vorgelegt hat; aber man findet zwischen beiden doch manche Aehnlichkeit. Damals schlug er vor, die Repräsentanten der Grafschaften um zwanzig zu vermehren; den größeren Grafschaften einen Repräsentanten mehr zu geben; die Grafschaften in Distrikte einzutheilen, von denen jeder ein Mitglied des Hauses zu erwählen haben sollte; das Wahlrecht auch auf die Miethsleute und Pächter zu erstrecken; vierhundert andere Mitglieder von den Grundeigenthümern erwählen und die Wahlversammlungen an einem Tage im ganzen Königreiche halten zu lassen, so wie Niemand zu gestatten, mehr als an Einem Orte zu stimmen. Grey wollte auch, daß die Repräsentanten nur auf drei Jahre gewählt würden.

Aber vergeblich unterstützten die mannhaften Reden Fox's und die glänzende Beredsamkeit Erskin's die Motion ihres Freundes. Die feile Majorität unter Pitt's Anführung vereitelte alle Anstrengungen, und der Antrag fand nur 63 Stimmen für sich, während seine Gegner 258 zählten. Der Krieg, den die Boroughwucherer zur Wiedereinsetzung der Bourbone und zum Vortheil der Geldmäkler, der Lieferanten und Gefällpächter angefangen, war damals schon vier Jahre fortgesetzt worden, während welcher Zeit die Regierung bereits 130.000.000 Pf. St. von dem Gelde der Nation verschleudert und dem Lande eine jährliche Steuer, die auf sechs und eine halbe Million stieg, aufgelegt hatte. Dieser Krieg wurde mit Ausnahme einer Unterbrechung von wenigen Monaten achtzehn Jahre lang fortgesetzt, und verursachte einen Aufwand, dessen Betrag gegenwärtig im Buche der Nationalschuld aufgezeichnet steht. Eine Parlamentsreform würde der Nation ohne Zweifel eine Verschwendung erspart haben, für die sie sich einen sehr unbedeutenden Kriegsruhm erkaufte, und sie würde nicht heute noch seufzen über die verderblichen Folgen derselben.

Ein merkwürdiger Prozeß ist zu Edinburgh unlängst entschieden worden; man kann daraus vollkommen die in Schottland über die Ehe bestehenden Gesetze kennen lernen, und die losen Vögel jenes Landes, die der weiblichen Unschuld nachstellen, mögen sich daran ein warnendes Beispiel nehmen. Ein gewisser Sir Richard Honeyman, dessen Name (Honigmann) schon auf die Süßigkeiten schließen läßt, mit denen er sein böslisches Vorhaben in's Werk setzte, verführte im Jahre 1811 die Gouvernantin seiner Schwestern, und erzeugte mit ihr zwei Kinder, worauf er sie sitzen ließ. Da die Thatsache der Beiwohnung erwiesen werden konnte, so wurde die Klägerin von dem Gerichtshofe zu Edinburgh als rechtmäßige Gattin des Sir Richard anerkannt. Eine rechtsgültige Ehe kann in Schottland auf dreifache Weise vollzogen werden, erstens: durch ein Heirathsversprechen, dem die priesterliche Einsegnung folgt; zweitens: durch ein Verhältniß zwischen zwei in Schottland wie Mann und Frau lebenden Personen; drittens: durch ein Heirathsversprechen, das in Gegenwart eines Zeugen abgelegt worden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 90. 31 März 1831.

Polnische Nationallieder.*)

Schlachtgesang.

Von S. Jachowicz.

Nach der dombrowskischen Melodie: Noch ist Polen nicht verloren.**)

Noch ist Polen nicht verloren,
Wir sind noch lebendig.
Fort zu den Waffen! Auch das Unglück
Ist ja nicht beständig.
Fort, ihr Brüder, Alles glückt uns,
Fort mit Gram und Klage,
Sigmunds Zeiten kommen wieder
Und der Freiheit Tage.
Marsch, Marsch, ihr Polen,
Lorbern vom Feinde zu holen.
Kampflust ermuthigt im Kriege,
Ruh' ist — nach [illegible]

Noch ist Polen nicht verblutet,
Blut noch in unsern Herzen,
Laßt uns des Sklaventhumes Scharten
Jetzt mit dem Schwert ausmerzen.
Fort, ihr Brüder, fort zu den Waffen,
Laßt nur die Feinde sie prahlen,
Unser Name, unsre Tugend
Soll vor den Völkern strahlen!
Marsch, ꝛc.

Noch ist Polen nicht verlassen,
Fromm sind seine Kinder,
Schreckt sie auch Gottes mächt'ger Donner,
Trifft sein Blitz doch minder;
Fort zu den Waffen, Brüder, Gott selbst
Wird uns die Kraft ergänzen,
Und wie nie sie vordem gewesen,
Steckt er uns weite Gränzen.
Marsch, ꝛc.

Nicht verwaist ist unser Polen,
Nicht ein Raub für Wilde,
Seiner ächten Kinder Herzen
Dienen ihm zum Schilde.
Fort, ihr Brüder, fort zu den Waffen!
Horcht! die Barden singen,
Seht sie bei der Drommete Schmettern
Selber die Lanzen schwingen!
Marsch, ꝛc.

[illegible]
Denn es hat sich die braven Söhne
Trefflich auferzogen,
Wo sich der Blick hinwendet, leuchten
Seiner Vertheidiger Waffen,
Und der gnädige Gott vollendet,
Was die Guten schaffen.
Marsch, ꝛc.

Noch ist Polen nicht gestorben,
Wird auch nimmer sterben,
Denn sein Leben mit unsrem Blute
Werden die Kinder erben.
Und wenn je das Schicksal neidisch
Drohte sein Untergehn:
Welche Wunder Verzweiflung wirke,
Solltet ihr staunend sehn!
Marsch, Marsch, ihr Brüder,
Donnern die Kriegeslieder!
Der Pole versteht zu sterben,
Doch Polen soll nicht verderben.

*) Aus der „Sammlung verschiedener zur Zeit des Aufstandes der polnischen Nation ausgegebener Schriften. Warschau 1831. 4. No. 14 vom 27 Dezember v. J."

**) Die Uebertragung im Versmaße des Originals kann natürlich nicht jedes einzelne Wort wieder geben. Die Hauptsache sind die Ideen, der Ton, der Rhythmus und der Geist des Liedes. (Der fünfte unbedeutende Vers ist mit Fleiß weggelassen.)

P o l o n o i s e.

Von Reynold Suchodolski.

(Nach der Melodie der Polonoise des Kosciuszko.)

Schau Kosciuszko her von Oben,
Wie in der Feinde Blut wir baden!
Jetzt sind Schwerter wie Deins zu loben,
Polen zu retten wir geladen.
Freiheit schreitet im weißen Gewande,
Hebt sich empor mit den goldenen Schwingen,
Schaut huldvoll auf entfesselte Lande,
Hilft uns die furchtbaren Feinde zwingen.
Freiheit! — O Das klinget
Gut, gut, gut!
Gern für sie verspritzt sich
Blut, Blut, Blut!

Hast Du den weisen Spruch vernommen,
Wir sei'n Brüder der Moskowiter?
Der ist aus brandigem Hirn gekommen,
Aus der Kirche der Karmeliter.
Wem nicht ein fühlendes Herz gegeben,
Daß er die Schmach und die Ketten beweine,
Schleppt, den Verräthern gleich, sein Leben
Ueber zu rächende Todtengebeine.
Freiheit! O Das klinget
Gut, gut, gut!
Gern für sie verspritzt sich
Blut, Blut, Blut.

Gut gestählt sind so die Waffen;
Scheue Verräther, unsre Siege
Werden uns die Freiheit schaffen;
Nur in Eintracht! Nur zusammen,
Und Chlopizki vorn im Streite,
Solcher Zunder wird entflammen
Völker, die dem Joch man weihte!
Freiheit! O Das klinget
Gut, gut, gut!
Gern für sie verspritzt sich
Blut, Blut, Blut.

H e i n r i c h   B r o u g h a m. *)

Wenn England in richtiger Erkenntniß der Anforderungen des Jahrhunderts die zeitgemäße Fortbildung jener großartigen Institutionen vollbringt, die seit so langer Zeit die meerumgürtete Insel vor dem gewaltsamen Sturm, der Throne und Völker taumelnd in seinen Wirbeln fortriß, sicherer bewahrten, als „der Silberwall des Oceans;" wenn es hiedurch mit einem Schritte zu Verbesserungen fortschreitet über jene gefährliche Kluft zwischen Altem und Neuem, an der die übrigen Völker des Welttheils noch schwindelnd verweilen; wenn es, während andere Staaten von der Macht des Geschickes fortgerissen werden, aus freier Wahl sicheren Blickes fortschreitet und ein Ziel erreicht haben wird, das andere auf unheilvollen Irrwegen, und spät erst gewinnen werden; so wird es unter den Staatsmännern, deren Weisheit eine Wiedergeburt der veralteten Institutionen ankündigt, wie sie den kühnsten Hoffnungen der Radikalen nicht vorschwebte, dem Manne nicht die letzte Bürgerkrone reichen, der lange schon mit allem Zauber der Beredsamkeit muthvoll das Evangelium der Fortschritte des Menschengeschlechts vor dem staunenden Europa verkündigte.

Brougham ist es, gegen dessen unvergleichliche Kraft, gegen dessen kühne Ideen und unbeugsame Ausdauer die große Sache des Jahrhunderts in untilgbarer Schuld steht; seinen großen Talenten wird es auch England verdanken, wenn es in die Reformbahn der mächtigen Zeitbewegung eintritt, ohne warten zu müssen, bis blindes Ungefähr oder Leidenschaft es hinein schleudern. Ein Mann, der so wie er „des rechten Weges sich bewußt," konnte in der schimmernden Waffenrüstung der guten Sache von sich unbedenklich im Angesicht der Welt sagen: *) „Ich weiß es, man wird mich einen Neuerungssüchtigen, einen Freund des Wechsels nennen und so einen Feind der Institutionen dieses Landes schelten. Aber wird man den einen Feind derselben nennen, der nicht ihres eigentlichen Wesens willen, sondern der zufälligen Gebrechen wegen, die unsern Institutionen äußerlich ankleben, die Schlacken läutern will, auf daß das Metall in desto größerer Reinheit hervortrete? [illegible] dieser Art und eines Vorwurfs schuldig, den ich zu vertreten bereit und stolz bin. Die einzige Feindschaft, die ich in Bezug auf unsre Institutionen in mir fühle, ist gegen die Mißbräuche derselben gerichtet, und mein einziger Wunsch, sie zu reinigen und zu verbessern."

Indem wir hier einen kurzen Abriß dieses merkwürdigen und in der Geschichte dieser Zeiten einzigen Mannes zu entwerfen versuchen, werden wir ihm nicht auf die Höhe der Stellung folgen, zu der ihn sein König berufen hat. Es ist nicht Lord Brougham und Vaux, der Kanzler des Königreiches, den wir unsern Lesern vorführen wollen; wir werden uns hier, in so fern es möglich ist ein so großes Bild auf so kleinem Raum zusammen zu drängen, nur mit Henry Brougham beschäftigen, und zwar in seiner dreifachen Stellung als Anwalt vor den Schranken der Gerichtshöfe, als Redner vor dem Hause der Gemeinen, und als Sprecher vor den Volksversammlungen. Brougham ist nicht der Mann, dem eine Würde von Gestern erst seine Stelle anweist, und sein Gedächtniß wird doppelt in der Geschichte glänzen, wenn der Lord auf dem Wollsacke nicht hinter dem Mitglied des Hauses der Gemeinen zurückstehn muß.

Man würde Broughams Talenten wenig Gerechtigkeit wider-

---

*) Eine kurze biographische Skizze von dem gegenwärtigen Lordkanzler giebt das Ausland Nro. 10. S. 39 heurigen Jahrganges; einen kurzen Abriß von ihm siehe im vorigen Jahrgang in der Reise eines amerikanischen Pfarrers in England S. 1378.

*) In seiner herrlichen Rede über Reform im Court of Chancery, auf die wir später zurückkommen werden.

fahren lassen, wenn man ihn bloß als Rechtsgelehrten denken wollte; er war Anwalt im weitesten Umfange des Worts; Anwalt vor den Gerichtsschranken in seinem Berufe, Anwalt im Parlamente für die Sache des Volkes, überall voll Kraft, Feuer und Beredsamkeit. Es giebt wohl keine öffentliche Behörde, vor der ausgezeichnete Advokaten aufzutreten pflegen, die nicht gelegentlich Zeuge von Broughams Berufsthätigkeit gewesen wäre. Man hörte seine beredte Stimme im Hause der Lords, vor dem Geheimen Rathe, im Kanzleigerichtshofe, vor allen Civilgerichten, selbst vor der in Gray's Kaffeehaus versammelten Kommission, die über die Rechtsfähigkeit gemüthskranker Personen entscheidet; und zwar trat er vor dieser in seinem letzten Prozeß von Bedeutung auf. Es war in der Sache des Theehändlers Davies *) in der City, der jetzt wahrscheinlich ohne die außerordentliche Anstrengung, die sein Anwalt für ihn geltend machte, nach den Gesetzen unter die Verrückten gezählt würde. Der eigentliche Schauplatz von Broughams Berufsthätigkeit war der Gerichtshof der Kingsbench. Hier fand man ihn schon von früher Morgenstunde an, die ganze Terminzeit über und mit geringer Unterbrechung auch den übrigen ganzen Tag, nicht eben immer bei einem Geschäfte von besonderer Wichtigkeit betheiligt, sondern abwartend, bis an ihn die Reihe kam, sich an die Richter zu wenden, wobei er wohl Dinge von höherer Bedeutung im Kopf haben mochte, als die in seinem Aktenauszuge standen.

Wenn Du, geneigter Leser, Gelegenheit gehabt hättest, eines Morgens während der Gerichtsverhandlungen die Kingsbench zu besuchen, so würdest Du wahrscheinlich an der äußersten Seite der Sitze, die von den königlichen Anwälten eingenommen werden, einen Advokaten bemerkt haben, mit seinen Aktenauszügen vor sich, in die er dann und wann einen flüchtigen Blick warf, wie plötzlich von einem Gedanken über einen Punkt überrascht, von dem er sich Gewißheit verschaffen wollte; worauf er wieder in ein mehr lebhaftes als tiefes Nachdenken zu versinken schien. In seiner oft gewechselten Stellung drückte sich keine in sich abgeschlossene Ruhe aus, vielmehr verrieth sich in dem kräftigen Zupfen an Nase und Oberlippe die heftige innere Bewegung, von der er durch die gewaltsame Unterdrückung ungestümer Gedanken ergriffen zu seyn schien. Sein Gesicht machte keinen Anspruch auf Schönheit der Züge oder angenehmen Ausdruck; die Stirne war mehr breit als hoch, die Nase lang und etwas aufgestülpt, die Oberlippe vorstehend und der Mund fest und geschlossen, das Gesicht durchaus blaß und von scharfen Linien des Denkens durchfurcht, die Augenbraunen dicht und voll, ein Auge überschattend, das im ruhigen Zustande klein, und keines besondern Ausdruckes fähig schien, aber in den Augenblicken der Aufwallung — und diese waren nicht selten oder gemäßigt — mit solch ungestümer Kraft aufblitzte, wie man es kaum an einem andern Menschen mag gesehen haben. Das ganze Antlitz trug den Ausdruck eines den Studien eifrig ergebenen Mannes, eines tiefen und lebhaften Denkers. Dieß war Brougham.

*) S. Ausl. vor. J. S. 667 — 715.

(Fortsetzung folgt.)

Verein in England gegen die Censur auf dem Festlande.

Man hat den Engländern oft, und gewiß nicht mit Unrecht, den Vorwurf gemacht, daß sie, wie ihre Insel, in egoistischer Abgeschlossenheit sich ferne halten dem Interesse des Kontinents, und dem Wohl und Wehe der übrigen Völker nur in so fern Aufmerksamkeit zuwenden, als ihr kaufmännischer Vortheil sie dazu auffordert. In der neuesten Zeit dagegen scheinen kosmopolitische Sympathien auch unter den europäischen Karthaginiensern mehr und mehr Eingang zu finden. Einen neuen Beweis hievon sehen wir in einem gegenwärtig zu London gebildeten Vereine, der von allem Andern abgesehen an und für sich schon eine merkwürdige Erscheinung bleibt. Eine große Anzahl Briten angesehenern Standes hat sich vereinigt, nach allen Kräften zu dem Sturze derjenigen schädlichen Institutionen auf dem Festlande mitzuwirken, die dem gesellschaftlichen Glücke Europa's tiefe Wunden schlagen, und Haß und Zwietracht, Kriege, Armuth und Elend unter den Völkern verewigen, indem sie ihre soziale Entwickelung hemmen. Zu diesem Behufe will der Verein insbesondere gegen das täglich mehr gehässig werdende Institut der Censur in mehreren Ländern des Kontinents zu Felde ziehen, das in den Augen eines jeden Briten als eine politische Inquisition erscheint, die eben so schlimm ist, als die religiöse in Spanien und Italien war. Um dieses der Freiheit der Presse und dem Umsatz der Gedanken so schädliche Censursystem zu bekämpfen, hat die Anticensurgesellschaft folgende Maßregeln vorgeschlagen: Jeder Censor, weß Ranges oder Standes er auch sey, soll als ein öffentlicher Feind seines Vaterlandes betrachtet und mit einem gesellschaftlichen Interdikt belegt werden, so daß kein rechtlicher Bürger mit ihm Umgang pflegen darf, bis er die Inquisitionsstelle wieder niedergelegt haben wird. Die Gesellschaft wird sich die Namen aller Censoren, selbst der wiener, zu verschaffen suchen, und dieselben in den englischen Zeitungen öffentlich bekannt machen.

Ein- und Ausfuhr in den russischen Häfen.

Im Laufe des Jahres 1830 liefen zu Kronstadt und Petersburg 1423 Handelsschiffe ein (im Ganzen mit einer Ladung von 120,339 Lasten); von diesen waren 746 befrachtet und 677 beballastet; hiezu kommen noch 43, die daselbst überwinterten, und 11 neue russische Fahrzeuge, was eine Gesammtzahl von 1.477 ergiebt, von denen 1.460 (mit 124,961½ Lasten befrachtet) während der Schifffahrtzeit ausgelaufen sind. Zu Narva betrug die Zahl der angekommenen Schiffe 84; 2 Fahrzeuge überwinterten dort, 86 liefen aus. — Der Werth der Ausfuhren belief sich für den Hafen von St. Petersburg auf 111.255.171 Rubel 44 Kopeken; für den von Kronstadt auf 857.092 Rubel 77 Kopeken; für den von Narva auf 715.740 Rubel 45 Kopeken; also im Ganzen für die drei Häfen auf 112.828.004 Rubel 66 Kopeken. Die Einfuhr wurde berechnet, in dem Hafen von St. Petersburg auf 131.943.176 Rubel 82½ Kopeken; in dem Hafen von Narva auf 207.642 Rubel 70 Kopeken; im Ganzen auf 132.150,819 Rubel 52½ Kopeken. Aus- und Einfuhr in den drei Häfen zusammengenommen, ergiebt sich ein Umsatz von 245.078.824 Rubel 18½ Kopeken.

Unter den Einfuhren in den Hafen von St. Petersburg kommen vor:

an gemünztem Golde	681.364	Rubel	—	Kopeken;
an gemünztem Silber	8.577.784	—	5	—
an Gold in Barren .	1.170.000	—	—	—
an Silberbarren . .	3.615.300	—	—	—
Im Ganzen .	14.044.448	Rubel	5	Kopeken

Im Vergleiche mit dem Jahre 1829 hat der Betrag der Einfuhren in den Hafen von St. Petersburg eine Verminderung von 17.192.226 Rubel 34½ Kopeken erfahren; dagegen die Ausfuhr eine Erhöhung von 3.251.521 Rubel 45 Kopeken. Die Verminderung der Einfuhr erstreckte sich vorzüglich über rohe und gesponnene Baumwolle, Kaffee, Zucker, Spezereiwaaren, wollene und baumwollene Zeuge, Wein unterm Reif, Arzneiwaaren u. s. w.; einer Vermehrung der Einfuhr hatten sich zu erfreuen: Gold und Silber, Seidenwaaren, Wein in Bouteillen und andere starke Getränke. In der Ausfuhr ergab sich eine Verminderung an Unschlitt, Kerzen, Juchten, Eisen, Kupfer, Seilen und Tauen, Kornfrüchten

(Waizen ausgenommen); eine Vermehrung der Ausfuhr fand Statt in Hanf, Lein, Potasche, rohen Häuten, Waizen, Leinwand u. s. w. Für den Hafen von Narva ergab sich eine Verminderung in der Ausfuhr von 54.379 Rubel 39 Kopeken, und in der Einfuhr von 1.270 R. 89 Kop.

Der Ertrag der Douanen, Quarantänen und anderer Auflagen auf die ausgeführten Waaren belief sich zu St. Petersburg auf 4.855.665 Rubel 60½ Kopeken; zu Kronstadt auf 30.566 Rubel 56¾ Kopeken; zu Narva auf 52.901 Rubel 17 Kopeken. Der dießfällige Ertrag von den Einfuhren dagegen war zu St. Petersburg 32.709.584 Rubel 71½ Kopeken (das Lager- und Magazinirungsgeld mit eingerechnet); zu Narva 293.538 Rubel 3½ Kopeken; die Gesammteinkünfte: 37.884.106 Rubel 9½ Kopeken, die im Vergleiche mit denen des vorhergegangenen Jahres für die Häfen von St. Petersburg und Kronstadt einen Ausfall von 2.587.264 R. 72½ Kop. und für den von Narva eine Vermehrung von 8.974 Rubel 57¾ Kopeken ergeben. Der Werth der konfiszirten Waaren betrug im Jahre 1830 in St. Petersburg nur 10.498 Rubel; er belief sich im Jahre 1829 auf 71.425 Rubel. Diese beträchtliche Abnahme ist ein günstiges Anzeichen für den Handel, dem die Schmuggelei immer Eintrag thut.

Die Einfuhr zu Odessa berechnete sich in gedachtem Jahre auf 15.357.464 Rubel, wovon die Gefälle an den Staat 1.217.925 Rubel betrugen; die Ausfuhr belief sich auf 27.031.960 Rubel; die Abgaben davon auf 516.268 Rubel.

In dem Hafen von Theodosia liefen im verflossenen Jahre 126 Fahrzeuge ein, von denen 99 Ladung einnahmen. Die hiedurch bewirkte Ausfuhr ergab einen Werth von 1.755.135 Rubel 70 Kopeken, insbesondere von 18.300 Rubel in Metallwaaren; eingeführt wurde für 715.230 Rub. 50 Kopeken in Kaufmannswaaren, und 824.926 Rubel 50 Kopeken in gemünztem Gold und Silber. Die Abgaben für Ein- und Ausfuhr ertrugen 223.508 Rubel 62 Kopeken. Unter andern liefen dort 70 Küstenfahrer ein, die für 250.664 Rubel 41 Kopeken Nationalprodukte einführten und dafür andere Artikel zum Werthe von 56.663 Rubel 64 Kop. luden. Auf die Ausfuhr dieses Hafens wirkten im vergangenen Jahre nachtheilig die mißrathene Ernte im südlichen Rußland und die Schwierigkeiten, die dem freien Verkehr im Innern durch die Cholera Morbus begegneten. Indeß läßt sich für den Verkehr dieser Stadt für die Zukunft ein fortwährend steigendes Verhältniß erwarten, seitdem die Getraidehändler die Vortheile kennen gelernt haben, die ihnen der Hafen von Theodosia zur Ausfuhr der Getraidfrüchte gerade zu einer Zeit bietet, wo sie auf den Märkten des südlichen Europa's am Gesuchtesten sind, zur Zeit nämlich, wo das azowische Meer mit seinen Häfen durch das Eis geschlossen ist.

Die äußerst billigen Auslagen für Einschiffung, Lagerung und andere lokale Bequemlichkeiten sind gleichfalls geeignet, die Aufmerksamkeit der Spekulanten auf diesen Hafen zu ziehen. Der einzige Uebelstand daselbst liegt für die Europäer darin, daß der Handelsstand dieser Stadt aus lauter Orientalen besteht; doch Dieß kann nur ein Motiv werden, um dort andere Niederlassungen dafür zu bilden, die, wenn sie solide Verbindungen mit den Handelsplätzen des mittelländischen Meeres anknüpfen, die Aussicht auf doppelten Vortheil haben, indem sie nämlich selbst gewinnen müssen und außerdem auch dazu beitragen, den Verkehr der Provinz zu erweitern.

Vermischte Nachrichten.

Die Berichte, die der australischen Ackerbau-Gesellschaft in einer ihrer letzten Sitzungen vorgetragen wurden, lauteten sehr günstig. Seit Hr. E. Parry die Führung der Kompagniegeschäfte daselbst übernommen hatte, hat das Unternehmen den erfolgreichsten Fortgang gewonnen. Ihre Wollenproduktion stieg im verflossenen Jahre zu dem Ertrag von 10.000 Pfd. Sterl. Es ergab sich ferner, daß einige neue Maßregeln der Regierung in Bezug auf den Verkauf des Grundes und Bodens in der Kolonie, den Unternehmungen der Kompagnie sehr vortheilhaft geworden seyen. Die Versammlung bewilligte den Direktoren der Kompagnien für ihre pünktliche Geschäftsführung einen jährlichen Gehalt von 300 Pfd.

Man beginnt jetzt in Frankreich die Goldminen von Gardette (Departement der Isère) zu bearbeiten, wozu Hr. Eduard van der Velde und Komp. die königliche Erlaubniß erhalten hat. Diese Goldminen, die erst durch die schönen Arbeiten Herikart's de Thury und den Bericht Schreiber's bekannt geworden sind, waren Anfangs von Ludwig XVI seinem Bruder, dem Grafen von Provence (nachherigem Könige Ludwig XVIII) geschenkt worden, und Napoleon hatte kurz vor seinem Sturze den Entschluß gefaßt, sie auf Rechnung des Staates bearbeiten zu lassen. Die Hauptader dieser Minen, die von einer außerordentlichen Reinheit ist, streicht sowohl an der Oberfläche als in der Tiefe in einer ununterbrochenen Länge von 450 Metres.

Eine Schrift: „Gedanken über die Ursachen und Heilmittel der gegenwärtigen Noth," von Barber Beaumont, berechnet den reinen Ertrag der öffentlichen Einkünfte in England (die Erhebungskosten jedoch nicht eingerechnet) von 1603 bis 1830 auf folgende Weise: Bei der Thronbesteigung

Jakobs I, 1603, beliefen sie sich auf	600.000 Pf.
Karls I, 1625	896.819 —
Während der Republik, 1648 . .	1.517.247 —
Karls II, 1660	1.800.000 —
Jakobs II, 1685	200.000 —
Wilhelm's und Maria's, 1688 . .	2.001.855 —
Anna's, 1701	3.895.905 —
Georg's I, 1714	5.691.805 —
Georg's II, 1727	6.762.643 —
Georg's III, 1760	8.523.540 —
Georg's IV, 1820	46.152.634 —
Wilhelm's IV, 1830	47.139.873 —

Im gegenwärtigen Augenblicke sind folgende Mittheilungen vielleicht von Interesse:

In Rußland kommen jetzt drei und siebenzig Journale heraus, von denen „die nordische Biene," „der Patriot," „der Invalide," sich der größten Verbreitung zu erfreuen haben; sie sind in nicht weniger als zwölf verschiedenen Sprachen geschrieben. Die Zahl der Elementarschulen ist in Rußland 1411, die von 70.000 Schülern besucht werden; so daß im Verhältnisse zu der übrigen Zahl von Kindern, die zum Unterrichte fähig wären, von denjenigen, welche wirklich einige Erziehung erhalten, wenn auch nur eine höchst oberflächliche, nicht mehr als 1 auf 367 kommt. Es bestehen in Rußland sieben Universitäten, auf denen 300 Professoren lehren und 5100 Jünglinge Unterricht erhalten. Die geistlichen Pflanzschulen sind wohl bestellt, indem die vier theologischen Akademien zu Kiew, Petersburg, Moskau und Kasan, mit 73 höheren und 18 niederen Seminarien, die zur griechischen Kirche gehören, 26.000 Zöglinge enthalten, die unter 417 Professoren vertheilt sind. Die römisch-katholische Kirche besitzt 15 Seminarien, in denen gegen 250 junge Leute zu Priestern erzogen werden.

Nach einem neu-yorker Handelsjournale sind in der einzigen County Oneida zwölf Baumwollenwebereien in Thätigkeit, von denen sechs allein 18.736 Spulen beschäftigen. Diese zwölf Manufakturen geben 968 Personen Arbeit. Der Verbrauch an Baumwolle beläuft sich in denselben jährlich auf 1.250.000 Pf., die zu 156.250 Dollars angeschlagen werden; dagegen fabriziren sie für 525.750 Dollars Handelswaaren. Diese zwölf Manufakturen haben 750.000 Dollars zu errichten gekostet; ihr gegenwärtiger Werth ist auf 565.000 Dollars geschätzt. In dem ganzen Staate von Neu-York zählt man 208 Wollen-, 88 Baumwollen- und 202 Eisen-Manufakturen. Von den Baumwollenspinnereien haben, eine in die andere gerechnet, jede 1.500 Spulen, und verarbeiten insgesammt jährlich 6.600.000 Pf. oder 22.000 Ballen Baumwolle; sie verfertigen jährlich für 5 Millionen Dollars Handelswaaren. Ferner zählt man in dem genannten Staate fünfzig Papiermühlen, neun Glashütten und mehr als dreißig Lohgerbereien, die 512.000 Häute gerben.

Die Zahl der Wohnhäuser, die am 5 April, dem Ende des Etatsjahres 1830, in England Fenstersteuer bezahlten, beläuft sich auf 344,495; unter diesen sind London, Middlesex und Westminster mit 69,808. Die Gesammtzahl der mit der Haussteuer belegten Wohngebäude betrug am Ende gedachten Etatsjahres 378,786; davon kommen auf London, Middlesex und Westminster 116,279. Der Ertrag des Miethzinses im ganzen Lande wies sich auf 11.154,104 Pfd. aus, darunter die City von London mit 771.615 Pfd., Westminster mit 1.200.977 Pfd.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 91. 1 April 1831.

Sir Stamford Raffles.

(Schluß.)

So groß auch der Spielraum war, welchen Sumatra darbot, so genügte derselbe doch der Thätigkeit des Gouverneurs nicht, der mit Eifer jeden Gegenstand ergriff, wobei ihm das Interesse seines Landes und der Menschheit in Betracht kam. Sir Stamford hatte in Erfahrung gebracht, daß die der Niederlassung von Tappanuli gegenüberliegende Insel Nias durch den Sklavenhandel furchtbare Verheerungen erlitt; sofort sandte er eine Kommission hin, um sich nähere Aufschlüsse zu verschaffen. Da zeigte sich denn, daß die Bevölkerung nicht weniger als 230,000 Seelen betrug, daß jährlich 12,000 Säcke Reis ausgeführt werden konnten, und daß der Sklavenmarkt jährlich über 1300 Personen in Anspruch nahm. „Die Insel,“ sagt Sir Stamford, „liegt im Angesicht Sumatra's, und wird von den meisten Schiffen auf der Vorbeifahrt gesehen. Sie hat ein Areal von ungefähr 1500 Quadratmeilen und auf die Quadratmeile kommen etwa 153 Einwohner. Das Land ist vorzüglich angebaut, der Boden reich, und der Menschenschlag ohne Ausnahme der schönste, welchen ich im Orient traf. Es ist eine blonde, kräftige, athletisch gebaute, thätige Völkerschaft, die auch in geistiger Hinsicht ihre Nachbarn auf der Küste von Sumatra weit überragt. Worüber ich mich am Meisten verwunderte, ist der verhältnißmäßig hohe Grad von Civilisation, den sie ohne Verkehr mit Außen erreicht haben. Man weiß schlechterdings nicht, woher die Insel ihre Bevölkerung erhielt. Die Leute selbst sagen, ein Mann und ein Weib seyen vom Himmel gekommen, und von diesen stammten sie her. In Sprache, Charakter, Staatseinrichtungen weichen sie von allen Völkern, die wir kennen, auffallend ab. Weder der Hinduismus noch der Dienst Mohammeds konnten sich zu ihnen den Weg bahnen; von Muselmännern leben bloß einige Kaufleute längs der Küste. Die Insulaner wohnen nicht nur in ansehnlichen und bequemen, sondern auch in niedlich und sogar geschmackvoll ausstaffirten Häusern; sie tragen eine Menge goldener und anderer Zierathen an sich, die man sich nicht origineller denken kann; ihre Dörfer haben regelmäßige und gepflasterte Gassen, mit Eingängen durch Alleen; steinerne Treppen führen auf die Spitze der Hügel, wo sie meist, mitten im Schatten herrlich belaubter Baumgärten, liegen; Hügelabhänge und Thäler bedeckt der Sammtteppich einer sorgsam gepflegten Natur und auf der ganzen Insel sieht man keinen Waldbaum; alles Wilde ist vor der Kraft des Fleißes verschwunden. Bei jedem Dorf befinden sich steinerne Bäder, welche nach den verschiedenen Geschlechtern abgetheilt sind, und an Römerluxus erinnern. Wir haben einen vortrefflichen Hafen entdeckt, und zwei Militärstationen, bloß zum Schutz unserer Flagge, daselbst angelegt; ich hoffe, die Insel soll mir manche angenehme Beschäftigung gewähren.“ Sir Stamfords erste Maßregel, um die Civilisation auf dieser Insel zu fördern, war, daß er dem Sklavenhandel ein Ziel setzte, wodurch er sich indeß das entschiedene Mißfallen der Kompagniedirektoren zuzog, die ihm sogar drohten, ihn von seiner Statthalterschaft zu entfernen. Mochte jedoch auch das Resultat seyn, welches es wollte, so wäre es auf keinen Fall von langer Dauer gewesen. Denn bei der nachmaligen Zurückgabe Bencoolen's an die Holländer kam der Sklavenhandel von Pulo Nias wieder mehr in Aufnahme als je, da Batavia und Bourbon einen großen Theil ihres Bedarfs von dort aus beziehen.

Nach dem allgemeinen Frieden suchten die Holländer auf jede Weise ihr altes Exklusivsystem in dem ostindischen Archipel herzustellen; dieses Bestreben zeigte sich aber nach dem letzten Vertrag, wodurch sie Bencoolen zurückerhielten, und dadurch die einzigen Seestraßen, zwischen Mauritius und China, die Sunda- und Malaccastraße, in ihre Hände bekamen, für den englischen Handel, dem die kleine Niederlassung auf Penang keinen hinlänglichen Anhaltspunkt sicherte, von einer so bedrohlichen Seite, daß Sir Stamford es nothwendig erachtete, sich persönlich nach Kalkutta zu verfügen, um den Generalstatthalter auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Lord Hastings, der seine Ansicht vollkommen theilte, ermächtigte ihn sogleich zur Gründung einer Schiffsstation, welche diesem Uebelstand abhelfen sollte, und deren Lage zu erwählen er ihm anheimstellte. Demnach pflanzte Sir Stamford im Febeuar 1819 in Sincapur an der Mündung der Straße von Malacca die britische Flagge auf. Die neue Niederlassung gedieh rasch; schon nach vier Monaten hatte die Bevölkerung um 5000 Einwanderer, meist Chinesen, zugenommen, und in den ersten dritthalb Jahren wurden bereits 161,000 Tonnen Waaren im Betrag von zwei Millionen Pf. St. umgesetzt. In Bencoolen beliefen sich, wie Sir Stamford bemerkt, die Ausgaben in einem Monat höher als in Sincapur in zwölf; das dort umgesetzte Kapital überstieg in keinem Jahr 100,000 Doll., meist für Rechnung der Kompagnie; hier erreichte es, ungerechnet jene Rubrik, 8 Millionen. Für den Handel war seiner Meinung nach Sincapur mehr werth als das Gebiet eines ganzen Reichs. Für diese Kolonie entwarf Sir

Stamford ein Gesetzbuch, das auf den einfachsten Billigkeits- und Rechtsgrundsätzen beruhte; es hebt mit der Erklärung an, Sincapur sey ein Freihafen, wo alle und jede Schiffe einer Nation wie der andern abgabenfrei einlaufen und Handel treiben könnten. Wie in Bencoolen so verbot er auch in Sincapur Hasardspiele und Hahnengefechte bei Strafe der Vermögensconfiskation und Verbannung, und vom 19 Februar 1819 sollte Niemand mehr als Sklave eingeführt oder verkauft werden können. Dabei vergaß er der Sorge für die Wissenschaften nicht. Das englisch-chinesische Kollegium zu Malacca wurde nach Sincapur versetzt, und mit einem malaischen Kollegium vereinigt, und beide bildeten Theile des wissenschaftlichen Instituts, an welchem Professoren der Naturwissenschaften ꝛc. Unterricht gaben. Sincapur betrachtete Sir Stamford als ein Kind, an dem sein Herz mit Zärtlichkeit hing. „Unser Feld," schreibt er an Dr. Wallich, „ist Indien jenseits des Ganges, mit Einschluß des malaischen Archipels, Australiens, China's, Japan's und der Eilande des stillen Ozeans — bei Weitem die bevölkertste Hälfte der Welt! Glauben Sie nicht, lieber Freund, daß es mir um den eitlen Ehrgeiz eines Namens zu thun ist; es ist für mich ein Akt der Pflicht und Dankbarkeit. In diesen Ländern habe ich meine kleine Unabhängigkeit errungen und meine besten Jahre verlebt; ich bin durch manche Bande herber wie freundlicher Erfahrungen an sie gefesselt. Hier möchte ich auch ein gutes Werk stiften." Seine Gesundheitsumstände nöthigten ihn seinem noch unvollendeten Werk und bald der öffentlichen Laufbahn in Indien überhaupt Lebewohl zu sagen. Nach Europa zurückgekehrt, starb Sir Stamford Raffles, nachdem er einige Wochen zuvor einen apoplektischen Anfall gehabt, am 5 Julius 1826. *)

*) Die Bevölkerung Sincapurs zählt nach dem Census vom 1 Januar 1830

	männlichen	weiblichen Geschlechts.
Europäer	75	19
Indo-Briten . . .	21	8
Eingeborne Christen	226	117
Armenier	46	7
Juden	9	
Araber	28	
Malaien	2645	2530
Chinesen	6021	556
Indier von der Küste von Coromandel .	1437	54
Hindustaner	508	114
Javanesen	591	226
Bugi's, Bali'er ꝛc.	1048	812
	12213	4421

In dem J. vom 1 Mai 1828 bis zum 1 Mai 1829 betrug die Einfuhr, Waaren und Baares, 18,546,962 Siccarupien; die Ausfuhr 16,868,962. Bringt man den Zwischenhandel nach Penang und Malacca mit in Rechnung, so erhält man als den ersten Betrag 19,644,203 und als den letztern 18,046,604 Siccarupien; es kommen nämlich auf diesen Zwischenhandel 1,261 241, nämlich mit Penang 842,838⅞, und mit Malacca 418,402¾. In Penang beliefen sich die Einfuhren in derselben Periode auf 6,057,404 und die Ausfuhren auf 4,320,777; in Malacca auf 1,544,499 und 957,450, und auf den drei Niederlassungen zusammen auf 55,948,565⅞, und 22,126,562 Siccarupien.

Wasserrevolutionen.

(Fortsetzung.)

Beispiele von der großen Gewalt, welche das Meer besitzt, um Felsmassen von ungeheuerem Gewichte abzutragen, bieten die Shetlandsinseln dar, welche zugleich von den Fluthen des atlantischen Oceans gepeitscht, und durch eine gewaltige Strömung unterwühlt werden. Ein Block von neun Fuß in der Länge, und vier in der Dicke wurde im Winter 1818 auf eine Entfernung von 150 Fuß einen Abhang hinan gewälzt; ähnliche Fälle giebt es in Menge. Die merkwürdige Zerrissenheit der Küstenlinie der westlichen Eilande, der Shetlands, Orkneys und der Westküsten von Schottland und Ireland, wie von Norwegen, ist ohne Zweifel hauptsächlich dem Anwogen des atlantischen Meeres, und der eben so heftigen nordwestlichen Strömung zuzuschreiben. So werden diese Küsten zu einem bloßen Gerippe von Vorgebirgen und Inseln oder zu Büscheln nadelförmiger Felsen ausgewaschen, worin man die letzten Fetzen eines zusammenhängenden Landes erkennt. Beinahe jeder Sturm richtet an ihnen eine merkliche Verheerung an, und wie uns Dr. Hibbert zeigt, verbindet sich hier mit der Gewalt des Meeres häufig noch der Blitz, um die härtesten Felsmassen zu zerschmettern, und in ungeheuren Trümmerhaufen über das Land und unter dem Wasser zu zerstreuen. In den letzten zwanzig Jahren sind von der Insel Sheppey fünfzig Morgen Landes, welche sechzig bis achtzig Fuß über der Meeresfläche lagen, abgelöst worden. Die Kirche von Minster, die jetzt nahe an der Küste steht, soll noch vor fünfzig Jahren in der Mitte der Insel gelegen seyn; und man vermuthet, daß nach dem jetzigen Grade der Zerstörung in einem weiteren halben Jahrhundert die ganze Insel zernichtet seyn wird. So waren die Goodwin-Sandbänke, der Sage nach, weiland Ländereien der Earls von Goodwin, was ohne Zweifel auf das frühere Daseyn einer Insel oder die Ausdehnung der Küste nach dieser Richtung hindeutet, welche wie Sheppey weggewaschen worden. Die Vermuthung einer früheren Verbindung von England und Frankreich gewinnt viele Wahrscheinlichkeit durch die Beweise des jetzt noch vor sich gehenden schnellen Schwindens des Landes an dem englischen Gestade, wie sie Lyell gesammelt hat. Die französische Seite des Kanals ist eben so zerfressen durch die Heftigkeit der großen Springfluth, die sich in Gestalt eines mächtigen Flusses durch diese Meeresstraße drängt. Als Regel gilt, daß, wo Klippen und steile Felsen das Ufer bilden, immer ein Abrosionsprozeß stattgefunden hat oder noch stattfindet, und daß sich eine Strömung längs der Küste bewegt, welche das zertrümmerte Gestein in die Tiefe des Wassers führt. Wellen allein vermögen schon einen Felsen anzufressen, und aufzubrechen, aber ohne eine Strömung die die Trümmer wegträge, wäre die Bildung von Klippen nicht möglich. Durch das Schieben der Strömung geschieht es oft, daß das Meer zurücktritt, und unter den von ihm untergrabenen Klippen eine Böschung, oder ein flaches Sand- oder Lehmufer zurückläßt. Verändern sich die Umstände, durch welche die Richtung der Strömungen und demzufolge ihre Ausfressungs- und Anhäufungsgewalt örtlich bedingt ist, so mag die See wieder dahin zurückkehren.

Das Vorhandenseyn von Strömung und Springfluth da, wo sich Flüsse in die See ergießen, ist von bedeutender Einwirkung auf den

Charakter der Mündungen. Wir haben das Entstehen der Deltas, dieser flachen Alluvialprojektionen, verfolgt, wie die von Flüssen hinabgetriebenen Substanzen auf die Verstopfung der Mündungen hinarbeiten, wenn sie in stehendes Wasser, wie Seen im Innern des Landes oder Meere ohne Strömung eintreten. Fließen sie im Gegentheil in Meere, wo eine Strömung die Küste entlang stattfindet, so wird die losgerissene Masse weggeschafft, ehe sich ein bleibender Niederschlag bilden kann, und so kann die Küstenlinie nicht zunehmen. Kommt zu einer Strömung noch hinzu, daß hohe Fluthen an der Mündung der Flüsse aufsteigen, so wird diese im Gegentheil beständig erweitert; Aushöhlung tritt an die Stelle der Anhäufung und eine Seebucht bildet sich statt der Projektion. So entstanden die großen Buchten der Flüsse Themse, Savern, Solway, Seine, Gironde, Tajo, Elbe, Delaware und vieler anderer, weil sie in Fluthmeere abfließen, denn sonst müßten sie längst die großen unterseeischen Thäler, die sie berühren, ausgefüllt haben, statt daß sie dieselben offen halten und täglich erweitern. Ist an der Mündung eines Flusses eine Strömung, so setzt sich an der Scheidelinie zwischen der Strömung des Flusses und der des Meeres, die sich gegenseitig neutralisiren, eine Quantität fortgetriebener Substanzen fest, und eine Barre oder verlängerte Bank queer durch die Mündung des Flusses ist das Resultat davon. Die Ausdehnung und Höhe der Barre, so wie ihre Form, hängen von der relativen Kraft und Richtung der antagonistischen Strömungen des Meeres und des Flusses ab. Der letztere erhält sich beinahe immer eine Oeffnung zum Ausfluß durch die Barre am vorderen Ende der Richtung der Meeresströmung; aber wo die Gewalt des Flusses verhältnißmäßig unbedeutend, da füllt sich die Barre, und der Strom seigt entweder durch, oder er wird durch dieselbe zu einem See eingedämmt und übersteigt sie an einer oder an mehreren Stellen, die sich zufällig zu Verbindungskanälen gebildet haben, Seewasser zulassen und sich dann wieder schließen, so daß jener See abwechselnd Salz- und süßes Wasser enthalten kann. Barren und Untiefen entstehen auch, wo zwei Meerströmungen, welche Ablagerungsstoffe schwebend mit sich führen, oder wo Strömung und Springfluth zusammentreffen, oder längs der Gränzlinie einer Strömung, die an stehendes Wasser anstößt. Die Richtung jeder Strömung hängt hauptsächlich von der Gestalt der Ufer ab, an welchen sie vorüberkommt; sie wird durch vortretende Landspitzen, Bänke und Untiefen abgeleitet. Hinter solchen Vorsprüngen bleibt das Wasser ungestört, es sey denn, daß die Reibung des vorbeifließenden Stromes Wirbel verursacht. Die Gränzlinie der Strömung und des stehenden Wassers bestimmt sich durch die Stärke und die frühere Richtung der ersteren, so wie durch den Widerstand der Vorsprünge; aber gemeiniglich nimmt sie eine mehr oder weniger regelmäßige Krümmung mit Rücksicht auf diese Umstände an. Längs dieser Streiflinie setzen sich die geschwemmten Körper nieder, da die Schwere ihrer Theile sie über diejenige Linie hinwegträgt, welche die fortbewegende Kraft des Stromes begränzt. Die Etangs im Süden von Frankreich, die Haffs von Nord-Preußen, die Fjords der Westküste von Dänemark, die großen Lagunen im Meerbusen von Mexiko kann man als bedeutende Beispiele stehender Teiche nennen, welche durch Barren angeschwemmter Körper, die sich längs der begränzenden Krümmung einer großen Seeströmung gelagert haben, vom Meer ausgeschlossen sind. Die lange schmale Küstenlinie und Inselkette, welche den Norden von Holland umgürtet, scheint einst eine ausgedehnte Barre dieser Art mit verschiedenen Lagunen von der Mündung der Schelde bis zur Elbe gebildet zu haben; aber durch den mächtigen Andrang der Meerströmung gegen das Land, vielleicht in Folge der ungeheuren Bänke, die sich im deutschen Meer ansetzten, ist Alles schnell wieder losgerissen worden. Rhein und Ocean streiten sich hier mit einander um den Boden von Nordholland; der eine sucht aus der Küste eine krumme Linie zu gestalten, der andere will ein Delta daraus machen.

(Schluß folgt.)

Römischer Luxus in Betreff der Thiere, welche bei den öffentlichen Spielen und anderen feierlichen Gelegenheiten in Rom zur Schau gebracht wurden.

Hr. Monget, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften in Paris, hat Alles gesammelt, was sich in den Werken der Alten über die Thiere vorfindet, welche in Rom bei den öffentlichen Spielen erschienen, und hat hievon der Akademie ein höchst interessantes Verzeichniß überreicht, nicht allein, weil es eine Idee von dem erstaunenswerthen Luxus des römischen Volkes und den ungeheuern Kosten giebt, welche man dieser Art von Feierlichkeiten zum Opfer brachte, sondern auch, weil aus seinen Nachweisungen hervorgeht, welche ungeheuere Mittel die alten Naturforscher an der Hand hatten, die allerseltensten ausländischen Thiere zu beobachten.

Im Jahre der Stadt Rom 479 (275 vor Chr.) nahm Curius Dentatus dem von ihm besiegten Pyrrhus vier Elephanten ab, welche dieser selbst von Demetrius Poliorcetes erbeutet hatte. Sie sind die ersten, welche die Römer haben. Metellus ließ 252 Jahre vor Chr. auf Flößen 142 Elephanten nach Rom bringen, die er den Karthagern abgenommen und sie im Circus mit Pfeilen erlegen, indem man von ihnen keinen Gebrauch zu machen wußte. Im Jahre 169 wurden bei den Spielen des Scipio Nasica und des Publius Lentulus drei und sechzig Panther und vierzig Bären vorgezeigt. Im Jahre 93 ließ Sylla zur Zeit seiner Prätur hundert männliche Löwen mit einander kämpfen.

Aemilius Scaurus zeigte im Jahre 58 dem Volke in den berühmten Spielen, die er während seines Amtes als Aedil gab, zum ersten Male einen Hippopotamus (Nilpferd), von fünf Krokodilen und hundert und fünfzig Panthern begleitet. Pompejus stellte zur Einweihung seines Theaters einen Luchs, den äthiopischen Affen, die Katze Caracal und ein einhörniges Nashorn zur Schau aus. Zu gleicher Zeit sah man sechshundert Löwen, worunter dreihundert und fünfzig Männchen, und vierhundert und zehn Panther; dabei kämpften bewaffnete Männer mit zwanzig Elephanten.

Sechs und vierzig Jahre vor Christus ließ Cäsar eine Giraffe und vierhundert Löwen, sämmtlich Männchen mit Mähnen, vorführen. Diese Ausschweifungen nahmen unter den Kaisern noch mehr zu.

Eine Aufschrift von Ancyra preist Augustus, weil er dreitausend fünfhundert wilde Thiere zur Belustigung des römischen Volkes habe niedermetzeln lassen. Bei der Einweihung des Tempels des Marcellus wurden sechshundert Panther erwürgt. Es erschien ein Königstiger; eine gegen fünfzig Fuß lange Schlange wurde dem Volke auf dem Forum vorgezeigt, und in den Circus des Flaminius leitete man Wasser, in welchem sechs und dreißig Krokodile umherschwammen, die nachher sämmtlich in Stücke zerrissen wurden. Beim Triumphe Augusts über die Kleopatra wurden ein Nashorn und ein Nilpferd getödtet.

Den Thieren suchte man ganz außerordentliche Dinge einzuüben. So ließ Caligula, 36 Jahre nach Chr., ein Preisrennen mit Kamelen veranstalten, welche an großen Wägen angespannt waren, und Galba, als Kaiser, Elephanten auf dem Seile tanzen. Unter Nero sah man einen Elephanten, auf dem ein römischer Reiter saß, auf einem Stricke von der Höhe der Bühne bis an deren entgegengesetztes Ende herabsteigen. Zu solchen Kunststücken wurden junge, in Rom selbst geborne Elephanten abgerichtet.

denn damals kannte man die Mittel, sie zur Fortpflanzung in der Gefangenschaft zu bringen. Claudius besaß auf Ein Mal gegen vierzig Königstiger, wovon das Monument vor einigen Jahren wieder aufgefunden wurde. Selbst der weise Titus bestimmte bei der Einweihung seiner warmen Bäder neuntausend sowohl wilde als zahme Thiere zum Tode, dabei kämpften auch Weiber miteinander.

Ein ganzes Buch der Epigramme Martials ist dazu bestimmt, die Thiere zu feiern, welche von Domitian dem Volke gezeigt, und beim Scheine der Fackeln gejagt wurden; hier kämpfte eine Frau mit einem Löwen, dort zerriß ein Königstiger einen Löwen in Stücke. Auerochsen waren großen Wägen vorgespannt. Zu dieser Zeit war es auch, daß man zum ersten Male das zweihörnige Nashorn sah; dasselbe findet man auch auf den Münzen dieses Kaisers abgebildet. Nicht weniger als gegen eilftausend sowohl zahme als wilde Thiere wurden im Jahre Christi 105 bei den Spielen getödtet, welche Trajan feierte, nachdem er den König Decebalus besiegt hatte. Antonin zeigte Elephanten vor, Krokodile, Nilpferde, Tiger, und zum Ersten Male Hyänen, und die große Antilope mit dem spiralförmigen Levergehörn (Antilopa strepsiceros). Marcus Aurelius, viel empfindsamer, hatte Abscheu vor solchen Schauspielen; allein mit neuer Kraft erstanden sie unter Domitian, der, als sein Vater starb, vierzehn Tage hintereinander Spiele gab, und dabei einen Tiger, ein Nilpferd und einen Elephanten eigenhändig tödtete, und Straußen den Hals abhieb. Herodian bemerkt selbst, daß diese geköpften Strauße noch einige Schritte weit gingen, was weniger Erstaunen erregen dürfte, wenn man bedenkt, daß auch Enten unter ähnlichen Umständen Dasselbe thun.

Eine der merkwürdigsten dieser Darstellungen war die des Philipp im Jahre Chr. 248. Die zu diesem Feste von Gordius dem Dritten zusammengebrachten Thiere, der jenes Fest zu feiern hoffte, bestanden aus zwei und dreißig Elephanten, zehn Elenthieren, zehn Tigern, sechzig gezähmten Löwen, dreißig Leoparden, zehn Hyänen, einem Nilpferde, einem Nashorn, zehn Giraffen, zwanzig wilden Eseln, vierzig wilden Pferden, zehn Argoleonen (es ist unbekannt, welches Thier damit gemeint ist), und vielen andern. Sie alle wurden getödtet.

Probus ließ bei seinem Triumphe im Circus einen Wald anlegen, in welchem tausend Strauße, tausend Hirsche, tausend wilde Schweine, tausend Dammhirsche, hundert männliche und eben so viele weibliche Löwen, hundert Leoparden aus Libyen und eben so viele aus Syrien, dreihundert Bären, Kamele und wilde Bergschafe u. s. w. umherliefen. Es scheint, daß die gehörnten Schweine, welche man bei den Spielen des Carus und des Numerius sehen ließ, und die von dem Dichter Calpurnius besungen wurden, sogenannte Babirussas oder Hirscheber (Sus babirussa) waren.

Konstantin hob diese blutigen Spiele und die Kämpfe im Circus auf. Inzwischen spricht Symmachus unter Theodosius noch von Panthern, Leoparden und der Antilope Addax. Auch berichtet er, daß die für den Circus bestimmten Krokodile nach vierzig Tagen aus Hunger starben.

Claudias sagt, daß Honorius vor seinen Wagen Tiger angespannt hatte; und Marcellinus erzählt, daß Justinian zwanzig Löwen und dreißig Panther sehen ließ — Die Schwierigkeit, sich zu dergleichen Metzeleien Thiere zu verschaffen, der Verfall der römischen Geldmacht, so wie endlich die erwachende Menschlichkeit, waren ohne Zweifel Ursache, diese barbarischen Gebräuche zu unterdrücken, die vielleicht eingeführt worden waren, um ein zum immerwährenden Kriege bestimmtes Volk an das Vergießen von Blut zu gewöhnen. W..l.r.

Diebitsch und Suwarow.

(Aus polnischen Blättern.)

Mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Orkans wollte Graf Diebitsch mit einem entscheidenden Schlage die „rebellischen Polen vor sich niederwerfen,“ zermalmen. Trunken von den Siegen, die er über ein hinter den Fortschritten der europäischen Kriegskunst weit zurückgebliebenes, in Sklaverei und Demoralisation versunkenes Volk errungen, hielt er es für eben so leicht, ein Volk zu vernichten, das, in der Schule selbstverschuldeten Unglückes gereift, von der großen Bewegung des Jahrhunderts ergriffen, geschworen hatte, seine unwürdigen Fesseln zu brechen, und für die Freiheit und das schmachvoll entrissene Recht der Selbstständigkeit zu siegen oder zu sterben. Die Brust der Polen hat seiner überlegenen Macht unübersteiglichere Hindernisse entgegengestellt, als die Schluchten des Balkans. Die Ufer der Weichsel sind durch Thaten verewigt worden, die Alles überglänzen, was die Geschichte der Vor- und Mitwelt aufbewahrt. Auf einem von so theuerm Blute getränkten Boden sprießen keine Lorbeeren, wie sie das Haupt des transbalkanischen Grafen schmückten. Noch steht die Vorhut der europäischen Civilisation unüberwältigt dem nordischen Koloß gegenüber; noch hat die Uebermacht der russischen Waffen in blutigen Anstrengungen keinen entscheidenden Erfolg errungen. Zwischen zwei angeschwollenen Strömen, zwischen Sümpfen und Wäldern eines erschöpften Landes eingeschlossen, möge sich der auf schnellen Sieg, aber nicht auf solchen Widerstand der Verzweiflung gefaßte Feldherr vor dem Loos des Varus hüten, der, eben so wie er der Laune eines übermüthigen Gebieters gehorsam, außer einem schmählichen Tode auch noch die Verwünschungen seines Herrn und eines ganzen Volkes mit in's Grab nahm.

Suwarow, einem gebornen Russen, einem wenig gebildeten, in einem despotischregierten Zeitalter, unter beschränkten Begriffen erzogenen Manne, der außer persönlicher Tapferkeit keine andere Tugend besaß, als blinden Gehorsam gegen die Herrscherlaunen eines Weibes, dürften die Greuelthaten von Oczakow und Praga noch verziehen werden. Doch welches Urtheil hat Graf Diebitsch, ein Schlesier, ein Zeitgenosse von Schiller und Goethe, der Sohn eines Jahrhunderts, das auch den Pöbel durch eine heilige Begeisterung für Menschenwürde adelt, vor dem Richterstuhle der Nachwelt zu erwarten, selbst dann, wenn es ihm gelingen sollte, ein Volk zu vertilgen, das in seiner heldenmüthigen Todesverachtung nicht bezwungen, sondern nur ausgerottet werden kann? Traurige Wahl zwischen dem Verluste des neuerrungenen Feldherrnruhmes und dem furchtbaren Gedanken, auf den Blättern der Geschichte neben den blutdürstigen Geißeln der Menschheit aufgezeichnet zu werden!

In den an die Polen gerichteten Manifesten, so wie in dem ganzen Verfahren des Feldmarschalls, ist es unmöglich, den Edlen von Diebitsch wieder zu erkennen, welcher vor dreißig Jahren, als in seinem Vaterlande wegen Emanzipation der Juden ein heftiger Federkrieg entstand, an demselben Theil nahm, und mit edler Begeisterung das Wort erhob für die Rechte der Menschen. So schweren Abfall von der bessern Ueberzeugung wird die Geschichte doppelt strafen, und Wer wird ihn vor der Stimme des Gewissens, Wer das Blut, das in der heiligsten Sache vergossen wird, vor dem Richterstuhle des Ewigen verantworten?

Vermischte Nachrichten.

Dem französischen Konsul in Egypten, Hrn. Mimault, dem schon so viele Griechen ihre Befreiung aus der Sklaverei und viele Familien ihre verloren geglaubten Kinder verdanken, ist es neuerdings gelungen, bei Mohammed Aly Pascha die Loslassung von 107 jungen Griechen zu erwirken. Hr. Mimault brachte sie, bis man sie auf griechischen Schiffen zur Ueberfahrt einmiethen konnte, in einem griechischen Kloster unter, wo sie sich beeilten, von dem Islam, den sie während ihrer Sklaverei anzunehmen gezwungen worden waren, zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren. Im Monat December kamen diese 107 jungen Griechen glücklich im Hafen von Nauplia an, wo sie einstweilen verpflegt werden, bis ihre Familien ausfindig gemacht sind; die übrigen, die keine Angehörigen mehr haben, werden in Erziehungshäusern untergebracht werden. Zu bedauern ist nur, daß vierzig dieser Befreiten von der in Egypten endemischen Augenkrankheit befallen sind und, weil diese ansteckend ist, von ihren Leidensgefährten getrennt werden mußten. Der Graf Capodistrias hat dem französischen Konsul für seine menschenfreundlichen Bemühungen in einem sehr schmeichelhaften Schreiben gedankt, das in den öffentlichen Blättern Griechenlands erschienen ist.

Ein englisches Blatt berechnet, daß man zum Baue eines Kriegsschiffes von vier und siebenzig Kanonen vierzig Morgen mit Eichen bepflanzten Landes bedarf, so zwar, daß auf jeden Morgen fünfzig Eichen gerechnet werden. Zu einem noch größeren Linienschiffe ist eine noch größere Masse Holz nothwendig. Alle großen Eichen Schottlands, die gegenwärtig noch stehen, würden nicht hinreichen, um zwei Linienschiffe ersten Ranges zu bauen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 92. 2 April 1831.

Heinrich Brougham.

(Fortsetzung.)

Nie hörte ich noch einen Redner, der die Aufmerksamkeit so zu fesseln wußte; seine Stimme war hell, seine Aussprache von scharfer Deutlichkeit wie bei keinem andern Mann an einem Gerichtshofe, und sein ununterbrochen flüssiger und eindringender Vortrag lieh selbst unbedeutenden Kleinigkeiten ein Interesse, das sie im Munde eines Andern nicht gewonnen haben würden. In seiner Aussprache war er nicht überlaut, aber so hell, deutlich und kraftvoll, das nicht ein Wort verloren ging; selbst seine sinkende Stimme, sein bei Seite Sprechen, wenn er sich an die Richter oder Geschwornen wendete, drang mit äußerst vernehmlicher Deutlichkeit in's Ohr; aber die ausgezeichnetste Eigenthümlichkeit alles Dessen, was er sprach, war eine ernste Klarheit: da war keine Unebenheit, kein Stocken, kein Uebereilen der Worte, keine Verlegenheit im Ausdrucke zu bemerken. Wenn er sprach, schien er innerlich vollkommen überzeugt, daß er Recht habe, und selbst, wenn er völlig Unrecht hatte, wie es in Gesetzauslegungen nicht selten der Fall ist, trug er so ganz mit der Zuversicht eines Mannes vor, der seiner Sache gewiß ist, daß die Gesetzesunkundigen überrascht waren, wenn sie in dem Ausspruch der Richter vernahmen, daß Hrn. Brougham's Berufung auf die Gesetze unhaltbar sey. So sah man ihn oft übermeistert — und konnte sich dabei eines gewissen Schmerzes nicht erwehren — von Gegnern, die, durch Buchstabengelehrsamkeit mehr bewandert als er in den Subtilitäten der Gesetze, weit unter ihm standen im gelehrten Ueberblicke, in Verstand und Beredsamkeit, wiewohl er auch Gegner hatte, die nicht zu diesem Schlage gehörten, und von denen man ohne Demüthigung selbst einen Brougham überwunden sah, wie den streng logischen Pollock oder seinen Freund Alderson, wenn er mit seiner gutmüthigen Offenherzigkeit und ausgebreiteten Gesetzkunde die Beweisgründe Broughams widerlegte. Indeß seine Advokatenfähigkeiten traten vor verständigen Geschwornen in der Durchführung der Thatsachen erst recht in ein vortheilhaftes Licht. Ausgebreitete Kenntniß der Menschen und Lebensverhältnisse gab ihm einen unerschöpflichen Schatz von Bemerkungen und Erläuterungen an die Hand, während die unvergleichliche Geläufigkeit und Energie seines Vortrages jedem Umstande, den er berührte, zehnfaches Gewicht verliehen. Durch den verführeeischen Zauber seines Lobes und die schneidende Schärfe seines Sarkasmus erhielt seine Beweisführung eine unwiderstehliche Gewalt, und hätte er sich herablassen können, auf die Geschwornen immer durch geschickt angebrachte Huldigungen einzuwirken, so würde sein Beistand für seine Clienten unschätzbar gewesen seyn. Aber diese Geschmeidigkeit, dieses Anschmiegen seiner selbst unter Vorurtheile und Unwissenheit des Volkes, mit dem er es zu thun hatte, um einen Ausspruch heraus zu schmeicheln, war eine Kunst, zu deren Erlernung seine gewaltige und herrische Seele sich nicht bequemen konnte. Wenn sich sein Vortrag an das Geschwornengericht wendete, enthielt er eine belehrende Anweisung über den vorliegenden Fall. Er sprach wie Einer, dessen Geschäft es war, seinen Zuhörern durch die eindringlichste Berufung auf ihre gesunde Vernunft den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus die vorgelegte Sache betrachtet werden müsse. Seine Energie wuchs jederzeit mit der Wichtigkeit der Umstände, auf die er sich vorbereitete, und allmälig erhob er sich von dem kraftvollen, aber noch gebändigten Ernst, mit dem er auf einfachen und gewöhnlichen Thatsachen verweilte, bis zum heftigsten Sturm feuriger Beredsamkeit. Dieß war gewöhnlich auch der Moment, wo er seine furchtbaren Geschosse des Sarkasmus und der bittern Ausfälle auf den Gegner schleuderte — dann stand er da mit ausgestrecktem Arm, wie ein zürnender Cherub und vorwärts gebeugt als wollte er auf den angegriffenen Gegenstand die ganze Last seines Gewichtes wälzen; bei solchen Stellen mußte Jedermann ihm den Preis des ersten gerichtlichen Redners seiner Zeit zuerkennen. In diesem eigenthümlichen Zweige der Beredsamkeit, in der Philippika, wurde er wohl seit Cicero's Zeiten von keinem Redner übertroffen; man muß jedoch auch bemerken, daß Brougham in der vielleicht weniger manneskräftigen, aber nicht weniger hinreißenden Gewalt eines Redners, der sich an die zarten Gefühle und edlern Sympathien des menschlichen Herzens wendet, durchaus fremd war. Das abscheuliche Unrecht der Tyrannei und Unterdrückung mahlen, in Begeisterung sprechen von dem Ruhme, sich ihm widersetzt zu haben — Niederträchtigkeit und Grausamkeit geißeln — Unwissenheit und Anmaßung mit sarkastischer Verachtung niedertreten — Dieß waren Aufgaben, denen seine gewaltige Rede vollkommen gewachsen war. Die Herrlichkeit des menschlichen Geistes in Wissen und Erkenntniß — der hohe Adel der Freiheit — die ernste Größe unerschütterlicher Willenskraft — Dieß waren Gegenstände, von denen er sprach wie ein Mann, der sie fühlt; aber die Milde des Mitleids — der sanft überwältigende Zauber der Güte und des Wohlwollens — die Innig-

keit der Rührung — die Zärtlichkeit der Liebe fanden entweder in seiner Brust keinen Widerklang der Sympathie, oder schienen ihm nicht geeignet, um zu den Zwecken seines Berufes ihrer sich zu bedienen.

„Impiger, iracundus, inexorabilis, acer“ schien er sich darin zu gefallen, von dem wilden Waldstrom des Unwillens sich dahin tragen zu lassen — nie verweilte er einen Augenblick bei dem stillen Born menschlicher Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Wasserrevolutionen.

(Schluß.)

Selbst der große Golf von Mexico nähert sich den Verhältnissen einer ungeheuern Lagune, die flachen Landspitzen von Yucatan und Florida, verbunden mit den unermeßlichen unterseeischen Bänken, durch welche sie eine Ausdehnung auf wenigstens zwei Drittheilen des Weges längs des Golfeinganges erhalten — bilden die Endpunkte jener Barre, welche durch die Thätigkeit der großen zwischentropischen Strömung geschaffen wird. Diese mächtige Strömung, welche von den Passatwinden quer durch das atlantische Meer und an der Nordküste von Südamerika vorüberbewegt wird, wo ihr der Amazonenfluß und der Orinoco eine ungeheure Masse abgelösten Bodens, das Kehricht des halben südamerikanischen Kontinents, zuführten, lagert an der Mündung des Golfs den größten Theil der Substanzen, welche sie trägt und entflieht dann seitwärts durch den Kanal von Bahama mit einem so starken Falle, daß sie vier Meilen in einer Stunde zurücklegt. Viel Schlamm, den der Golfstrom vom Amazonenfluß aufnimmt, häuft sich an der Küste von Guiana auf, wo sich unermeßliche Striche neuen üppig fruchtbaren Landes ansetzen; viel bleibt im caribischen Meere, an den Küsten von Trinidad und Honduras zurück, welche jährlich an Ausdehnung gewinnen. Hat sich eine Lagune gänzlich von der See getrennt, mit Ausnahme des Kanals, der quer durch die Barre zur Entleerung der einströmenden Flüsse offen bleibt, so kann die nachfolgende Auffüllung bloß das Werk dieser Flüsse seyn, und wird, je nachdem dieselben viel oder wenig Substanzen mit sich führen, rascher oder langsamer vor sich gehen. So füllen sich die Lagunen an den Mündungen des Rhone, des Po, des Nils, in Preußen, an der Küste von Languedoc und im Innern des mexikanischen Golfs, weil sich bedeutende Flüsse darein ergießen, sehr schnell auf; während andere, die nur wenig Wasser vom Lande her erhalten, obgleich in derselben geographischen Lage, ihr Areal nicht vermindern.

Sehr häufig wirken Winde bei der Bildung und Vergrößerung der Barren mit, indem sie den Sand der Küsten auf eine größere Höhe treiben, als derselbe sonst wohl erreichen möchte, manchmal zu Hügeln von beträchtlicher Erhebung, bis auf dreihundert Fuß und noch mehr, wie die Dünen der Nordküste von Frankreich und Holland, von Norfolk, Cornwall und Moray. Das überraschendste Beispiel von der Tragkraft der Winde giebt die Sandfluth von Afrika, die sich nach und nach östlich zieht, und alles Land im Westen des Nil, welches sich zum Feldbau eignet, es sey denn durch hohe Gebirge gänzlich gesichert, überwältigt, und Egyptens reiche Ebene gänzlich zu verwüsten droht. Es könnte scheinen, die Bildung der großen Binnenwüste von Afrika, der Sahara, sey durch die steten Westwinde bewirkt worden, welche den Sand mit sich treiben, welcher durch die mächtige und gefährliche Strömung von der seichten Küste zu beiden Seiten des Kap Blanco aufgehäuft wird. Die Zeit, deren es bedarf, um einen so ausgedehnten Landstrich zu überdecken, ist im Kalender der Natur Nichts, wie groß auch das Resultat erscheinen mag, wenn man nach dem Maßstabe menschlicher Geschichte mißt.

Die fragmentarischen Stoffe, welche die Meeresströmungen weit über das Bett des Oceans verbreiten, müssen die Ablagerungen der Flüsse bei Weitem überschreiten. Das deutsche Meer, dieser gemeinschaftliche Behälter aller weggeschwemmten Körper von der Ostküste Britanniens, den Mündungen des Rheins, der Maas, der Schelde und Elbe, von den Ufern Hollands, Dänemarks und Norwegens, ist in hohem Grade von Sandbänken und Untiefen eingefaßt. Die Dogger-Bank allein mißt dreihundertundfünfzig Meilen in der Länge und die Hauptuntiefen zusammen nehmen einen Raum ein, der einem Drittheil von Großbritannien gleich kommt. Ihre mittlere Höhe beträgt achtundsiebzig Fuß, so daß man, vorausgesetzt, sie sey gleichmäßig aus angeschwemmten Substanzen gebildet, ganz England und Schottland damit bedecken könnte. Die Substanzen, welche die Strömung des mittelländischen Meeres ostwärts trägt, lagert sie an den Küsten von Syrien und Kleinasien ab, als Schichten von Gestein, nicht als zertheilte Materie, was dem kohlensauern Kalk zuzuschreiben ist, welchen die hier in das Meer sich ergießenden Ströme und Flüsse aufgelöst mit sich führen. Girard, einer der Gelehrten, welche Napoleon auf der Expedition nach Egypten begleiteten, und wie mehrere Andere mit Untersuchung des alten Kanals von Amru, mittelst dessen der Nil mit dem rothen Meere zusammenhing, beauftragt wurde, behauptet, die Landenge von Suez sey bloß eine Barre, gebildet durch jene Strömung und den Nil, und beide Meere seien vorher in Verbindung gestanden. Ausgemacht ist, daß der Isthmus durch frische Ablagerungen an der Küste des mittelländischen Meeres täglich an Breite zunimmt.

Eisberge dienen gewiß auch als Werkzeuge der Fortschaffung von Sand und Kies von den gebirgigen Küsten, an denen sie sich gestalten, nach entfernten Meeren, wo sich das Eis auflöst. Scoresby zählte fünfhundert Eisberge unter 69 und 70°. Viele enthielten Lager von Erde und Steinen, oder waren mit Felsenbetten von ansehnlicher Dicke beschwert. Man weiß, daß solche Eisberge, bevor sie schmolzen, von der Baffinsbay zu den Azoren, und vom Südpol bis in die Nähe des Kapes schwammen.

Oft bilden sich Strömungen bei der Mündung von großen Binnenseen durch das Ein- oder Ausströmen des Wassers, das die Gleichmäßigkeit seiner Oberfläche herzustellen sucht, wenn diese durch die reichlichere Lieferung zinsbarer Flüsse sich erhöht, oder durch Verdünstung vermindert hat. Das baltische Meer mag als Beleg des erstern, das mittelländische als Beleg des letztern Falles betrachtet werden. Ersteres Becken entladet seinen Ueberfluß durch den Sund in das deutsche Meer; darum steht es auch den übrigen Meeren an Salzinhalt bei Weitem nach. Im Norden des bothnischen Meerbusens ist das Wasser beinahe süß, und der Salzgehalt ist äußerst unbedeutend, wo der Golf sich mit dem baltischen Meer vereinigt. Das

mittelländische Meer dagegen empfängt einen Zuschuß vom atlantischen Meere durch die Straße von Gibraltar; daher ist das mittelländische Meer viel salzhaltiger, als der Ocean. Da es nun außer den eigenen zinsbaren Quellen diesen Zuwachs an Salz vom atlantischen Ozean erhält, und denselben mit keinem andern Meere theilt, Was wird aus diesem Uebermaß? Lyell meint in den unergründlichen Tiefen in der Mitte dieses Meeres schlagen sich vielleicht über mehr denn hundert Meilen fortlaufende Massen einen Steinsalzes nieder.

Ist ein Becken im Innern des Landes weit von der See entfernt, und empfängt mehr Wasser, als es durch Verdünstung verliert, so entleert sich der Ueberschuß durch einen Fluß, und das Wasser bleibt süß wie bei gewöhnlichen Seen. Sollte sich hingegen der durch Verdünstung verursachte Verlust nicht durch den Zufluß zinsbarer Ströme ersetzen, so muß sich der See natürlich nach und nach verkleinern, und seine Fläche sich zusammenziehen, bis sich das Gleichgewicht zwischen Verlust und Gewinn an Wasser wiederhergestellt hat. So scheint es dem todten Meer in Syrien, dem kaspischen, dem Aral, Wan, Urmia und vielen andern Seen in Mittelasien, und nicht wenigen im Innern von Afrika ergangen zu seyn; Wasserbecken ohne Abfluß enthalten gleich viel oder noch mehr Salz als das Meer, und sind gewöhnlich von flachen Gründen umgeben, auf denen sich Salzteiche, Salzinkrustationen, Konchilienbetten rc. befinden. Aus den Mittheilungen von Pallas und andern Reisenden geht hervor, daß man in der Nähe des kaspischen Meeres deutliche Spuren findet, welche nicht nur auf Vereinigung dieses Meeres mit dem Aral, und einen frühern vielleicht vier bis fünf Mal größeren Flächeninhalt hinweisen, sondern auch auf eine Verbindung mit dem azof'schen Meere durch einen weiten Paß, den man jetzt noch in dem mit Salzsümpfen gefüllten Manytsch-Thale, und in den wasserdurchfressenen Klippen wahrnimmt, welche dasselbe begränzen. Die häufigen Erdbeben in der Nähe des Kaukasus mögen wohl die Grundursache der Trennung dieses großen Binnenmeeres vom mittelländischen, und der daraus hervorgehenden Abnahme seines Inhalts gewesen seyn, gerade wie sich das mittelländische Meer vermindern würde, ließe sich seine Verbindung mit dem atlantischen durch die Straße von Gibraltar abschneiden.

Die Richtigkeit der Erklärung der schnellen Abnahme der Wasser des Euxinus durch die Bildung der Meerenge der Dardanellen steht fast außer Zweifel. Die alte Sage von der ogygischen Fluth, welche, wie uns Strabo, Strato und Diodorus Siculus erzählen, diese Scheidewand durchbrach, bestätigt sich, trotz der entgegengesetzten Ansicht Andreossy's und Anderer, durch die physische Gestaltung dieser Straße bei ihrer Oeffnung gegen das schwarze Meer. Beide Ufer sind hier aus zertrümmertem, verrücktem Gestein vulkanischen Konglomerats gebildet — eine Formation, die leicht schon dem Andrang eines Eisganges nachgeben zu müssen scheint; während der vulkanische Ursprung die Wahrscheinlichkeit bestärkt, daß ein Erdbeben den Weg zuerst aufgeschlossen habe, den die vorbrechenden Wasser dann erweiterten. War der Wasserspiegel des schwarzen Meeres ein Mal bedeutender als jetzt, so müssen sich Merkzeichen der früheren Höhe längs den europäischen und asiatischen Küsten in den Stein- und Muschellagern und in den Höhlen der Lithophagen finden. Es scheint nur dem Mangel an Beobachtung zuzuschreiben zu seyn, daß nur wenige oder gar keine Beweise bis jetzt hiefür gesammelt worden sind.

Vermischte Nachrichten.

Es ist in diesen Blättern (Nr. 60, S. 239) eine Uebersicht der Bevölkerung von Frankreich und Paris gegeben worden, der wir hier eine Vergleichung mit der Seelenzahl von London in demselben Zeitraume beifügen.

Die Zahl der getauften Kinder belief sich im Jahre 1829 zu London auf 27.028, unter denen sich 15.674 Knaben und 15.554 Mädchen befanden (zu Paris waren unter 28.721 Gebornen 14.760 männliche und 15.961 weibliche). Die Anzahl der Verstorbenen betrug 23.524, worunter 12.015 dem männlichen und 11.509 dem weiblichen Geschlechte angehörten (unter den zu Paris verstorbenen 25.591 waren 12.239 männliche und 15.552 weibliche Individuen). Von dem Jahre 1829 ging also auf das Jahr 1830 ein Ueberschuß der Bevölkerung über, zu London von 5.504, zu Paris von 5150 Seelen. Wenn man weiß, daß letztere Stadt weniger bevölkert ist als London, so muß das für beide fast gleiche Resultat in den Geburten und Sterbfällen sonderbar scheinen. Der Grund hievon ist darin zu suchen, daß zu Paris die Geburts- und Sterbelisten sowohl über die in den Häusern als in den Spitälern vorgekommenen Fälle geführt werden, während in London die Geburten, die in einigen gewissen Religionssekten zugethanen Familien vorkommen, nicht der Kirche angezeigt werden, und die Sterbelisten, die man alle Wochen ein Mal bekannt macht, nicht die Todesfälle Derer enthalten, die nicht ihren Aufenthalt in London, Westminster und zehn Meilen im Umkreise (within the bills of mortality) haben. Indeß, ungeachtet dieser unvollständigen Geburts- und Sterbelisten lassen sich doch einige interessante Vergleichungen mit Paris anstellen. Die Zahl der weiblichen Geburten zu Paris ist weit geringer, als die der männlichen (14.760 Knaben und 15.981 Mädchen), hingegen sind zu London die Geburten beiderlei Geschlechtes fast gleich (15.674 Knaben und 15.554 Mädchen; die geringe Ueberzahl ist zu Gunsten der männlichen Gebornen. Ferner sind die Sterbfälle zu Paris zahlreicher unter dem weiblichen Geschlechte, während Dieß in London der entgegengesetzte Fall ist; zugleich ließ sich die allgemeine Beobachtung machen, daß die verheiratheten Weiber weit länger leben als die unverheiratheten. Es liegen keine Verzeichnisse über die verschiedenen Ursachen der Todesfälle in beiden Hauptstädten vor. Nur so Viel kann bemerkt werden, daß zu London an den Pocken 627, in Paris nur 285 gestorben sind. Dieß muß auffallen, wenn man erwägt, wie dicht aufeinander gedrängt das Volk von Paris wohnt, vorzüglich in einigen Stadtvierteln, so daß man kaum begreift, wie eine so ansteckende Seuche nicht größere Verheerungen anrichtet. Dieses glückliche Resultat verdankt man der Sorgfalt der Regierung für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung, ungeachtet noch immer Unwissenheit, selbst unter den höhern Ständen, und Sorglosigkeit dieser wohlthätigen Absicht entgegenkämpfen, während doch zahlreiche Beobachtungen dargethan haben, daß die Pocken von 100 Kindern 8 hinwegraffen, und die übrigen, die befallen werden, größtentheils für ihr ganzes Leben entstellt bleiben, wogegen man auf 300 geimpfte Kinder nur ein einziges rechnet, das dieser furchtbaren Seuche erliegt. — In England werden jährlich 90.000 Ehen eingegangen, und unter 65 Ehen rechnet man 5, welche unfruchtbar bleiben. Auf dem Lande werden aus einer Ehe ungefähr 4 Kinder erzielt, in den Städten rechnet man auf 2 Ehen 7. Die Hälfte der Kinder stirbt vor ihrem 17 Jahre (in Frankreich vor dem 20); von 18.750 erreichen 6 ein Alter von 100 Jahren (in Frankreich kann man nicht ganz vier rechnen) Unter 65 Geburten ist ein Zwillingspaar. Boerhave behauptet, daß die stärksten Kinder im Januar, Februar und März geboren werden. In diesen Monaten finden in England die meisten Geburten Statt. Das Verhältniß der Weiber zu den Männern ist wie 26 zu 25. In den Seehäfen zählt man 133 Weiber auf 100 Männer, und in den Manufakturstädten 115 W. auf 100 M. Die verheiratheten Weiber stehen mit den übrigen in einem Verhältnisse von 1 zu 5, und die verheiratheten Männer mit den unverheiratheten wie 5 zu 6. Es scheint, daß die Witwen dem Andenken ihrer ersten Liebe treuer bleiben als die Witwer; denn das Verhältniß der Witwer, die sich wieder verheirathen, ist zu den Witwen, wie 5 zu 4.

Ein noch günstigeres Resultat läßt sich in dieser Beziehung zu Paris nachweisen, wo (im Jahre 1829) 901 Witwer das süße Joch Hymens wieder aufgeladen haben, während der Witwen, die sich zu diesem Schritte noch ein Mal entschlossen, nur 540 waren. Die kalte Jahreszeit ist bekanntlich dem Alter am Gefährlichsten; so verhalten sich auch die Greise, die dem Winter erliegen, zu denen, die im Sommer sterben, wie 7 zu 4.

Kapitän d'Urville, Befehlshaber des Astrolabe, war von der Akademie der Wissenschaften ersucht worden, Versuche anzustellen, um die Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen auszumitteln. Er bekam zu dem Ende von dem Marineministerium drei Thermometrographen von Bunten, und in dem Arsenal von Toulon ließ er einen starken kupfernen Cylinder verfertigen, welcher sich hermetisch verschließen ließ. Die Zahl der Versuche des Kapitäns beträgt über sechzig, und wie mühsam dieselben waren, kann man daraus abnehmen, daß, wenn man den Thermometrographen in eine Tiefe von 400 Faden und darüber hinabließ, man mehr als eine Stunde brauchte, um das Blei, womit man ihn beschwert hatte, daß er in eine solche Tiefe sank, wieder herauf zu holen. Beim eilften Versuch wurde der Cylinder bei einer Tiefe von 1000 Faden oder 6000 Fuß durch den Druck der Wasserschichten vollkommen abgeplattet, und der Thermometrograph blieb zwischen seinen Wänden hängen. Der Schiffsschmid verfertigte hierauf einen neuen Cylinder aus doppeltem Eisenblech; so sorgfältig aber auch die Arbeit war, so konnte man doch nicht verhindern, daß jedesmal Wasser hineindrang, so oft er sich einer Tiefe von 300 Faden näherte. Daher wohl diesen Versuchen in so fern absolute Genauigkeit abgeht, als ohne Zweifel die Kühlung der untern Schichten etwas stärker war, als sie auf diese Art angezeigt ward; doch bedeutend dürfte der Unterschied nicht seyn. Die gewonnenen Resultate sind nicht ohne vielseitiges Interesse, und es ist nur zu wünschen, daß auch in eingeschlossenen Meeren und großen Binnenseen ähnliche Versuche angestellt werden. Bis zu 100 Faden hängt, wie der Kapitän glaubt, die Temperatur der unterseeischen Schichten von jener der Oberfläche ab, und entfernt sich in der Regel nur wenig davon. Weiter hinab wird sie mit der Zunahme der Tiefe schnell niederer, aber auch gleichmäßiger, unter 400 Klafter ist die Temperaturveränderung nicht mehr sehr merklich und in der Nähe von 4° des hundertgradigen Thermometers scheint ihre Grenze zu seyn. So haben sich bei Tiefen von 400, 500, 520, 600, 610, 820 Faden als Temperaturverhältnisse beziehungsweise 5°2, 7°7, 5°4, 6°9, 5°6 und 4°6 ergeben, während dieselben auf den oberen Schichten zwischen 26°8, 28, 27°5, 20°7, 29°4 und 23° wechselten. Bedauern muß man, daß die in einer Tiefe von 1000 und 1160 Faden gemachten Versuche mißlangen, weil sich darnach die Grenze der Kühlung hätte bestimmen lassen. Allein im ersteren Falle hatte, wie gesagt, der Druck der Wasserschichten den kupfernen Cylinder zerbrochen und im letzteren Fall drang das Wasser in Form eines unendlich dünnen Thaues in den Cylinder ein und wirkte dadurch so auf den Alkoholbehälter, daß die Temperatur von 7°4, welche man fand, als kein ächtes Resultat betrachtet werden kann. Die Temperatur der freien Luft betrug hier 21°8 und die der Wasseroberfläche 25°. Nach Kapitän d'Urville wäre die Ursache der allgemeinen und zunehmenden Kühlung in den Strömungen zu suchen, welche ohne Unterlaß von den Polen das Wasser gegen die Aequatorialregionen treiben, und deren Wirkung besonders in beträchtlichen Tiefen wahrzunehmen seyn muß, wodurch denn auch die ziemliche Temperaturgleichförmigkeit, die in allen offenen Meeren Statt findet, erklärt würde. Denn zwei Versuche im Mittelmeer zwischen den balearischen Inseln und den spanischen Küsten, bei welchen das Senkblei eine Tiefe von 600 und 300 Faden erreichte, führten in letzterer Beziehung auf ein ganz verschiedenes Resultat; denn wenn einerseits die Temperatur der freien Luft 14°2 und 14°5, und die Temperatur der Wasseroberfläche 14°7 und 13°9 auswies, so gab der Thermometrograph in den erwähnten Tiefen eine Temperatur von bloß 12°6 und 12°7 an, was eine Differenz ausmacht, die mit den obigen Beobachtungen in keinem Verhältniß steht. *)

Zu Athen, dessen Räumung von Seite der türkischen Besatzung man gegen den 22 oder 25 Januar entgegensah, waren am Anfang des genannten Monats bei Gelegenheit der Beschneidung des Sohns des Selikter-Bey glänzende Feste veranstaltet worden. Die Stadt und ihre Ruinen hallten von dem Donner ihrer Kanonen, dem Geprassel der Raketen und dem Rollen der Trommeln wider, womit sich der Schall der Geigen und die Gesänge fröhlicher Gelage mischten, die an mehreren Orten gehalten wurden, wobei man sich ganz der Lust jener ausdrucksvollen griechischen und albanesischen Tänze hingab. Von dem Seliktar waren zwei Preise ausgesetzt worden, einer für ein Pferderennen und einer für einen Wettlauf zu Fuß. Der Umkreis, den hierbei die Reiter zurückzulegen hatten, betrug ungefähr fünf Meilen, vom Piräeus an bis über die Stadt hinaus. Der Preis bestand in einem schönen, ganz ausgerüsteten Pferde im Werth von 1000 Piastern. Vier Preise waren für den Fußlauf bestimmt, der erste bestand in einem Stück schönen Tuches zu einem Kleide, der zweite in einem Shawl, der dritte in einem Fes (rothen Käppchen) der vierte (wahrscheinlich zum Scherz) in zwei Rüben. Der Raum, der zu durchlaufen war, betrug eine Viertelstunde und wurde von den Läufern in fünf Minuten zurückgelegt. Der englische Admiral Malcolm, der sich in Athen Haus und Garten anlegen läßt und wahrscheinlich wie viele andere Fremde künftig hier seinen Aufenthalt nehmen wird, wohnte dem Wettrennen und einigen Manövers der Delhis (leichten Kavallerie) bei.

Nach den neuesten Zeitungsblättern, die von dem Vorgebirg der guten Hoffnung eingetroffen sind, wurde dort eine Versammlung gehalten, um eine Petition an das Parlament gegen die Erneuerung des Monopols der ostindischen Kompagnie auf den Handel mit China zu entwerfen. — Der Wallfischfang an der Küste war wieder sehr glücklich. Im Ganzen wurden 88 Fische, im Werthe von 100,000 Rthlrn., gefangen; fünfzehn in der Algoabay, acht in der Mosselbay, neun in der Fischangelbay, drei in der Kalkbay, drei in der Tafelbay. Man verspricht sich von dieser Fischerei, außer dem kommerziellen Vortheil für die Kolonie, auch die Beförderung einer genaueren Kenntniß der Bayen, Häfen und der Küste überhaupt. — Die Kolonisten auf dem Kap haben seit einiger Zeit Versuche mit dem Anbau der Theepflanze angestellt, und der „South African Advertiser" bemerkt, daß Hr. Rhenius, vormaliger Gouverneur auf dem Kap, für seinen ganzen Bedarf Thee gebaut habe. Die Theepflanze ist nach der Behauptung des gedachten Blattes dauerhaft und kräftig, und würde überall vom Aequator bis zum 45sten Grad der Breite fortkommen; der beste Thee wird freilich immer zwischen dem 25sten und 32sten Grad der Breite erzielt werden. Man glaubt, daß der Bau der Theepflanze auf dem Cap sehr gedeihlich ausfallen würde, wenn Chinesen, die mit der Behandlung dieses Gewächses bekannt sind, bewogen werden könnten, wenn auch nur auf einige Zeit, auf dem Kap sich aufzuhalten und die nöthige Anleitung zu geben. Die größte Schwierigkeit scheint darin zu liegen, wie man Chinesen zu einem Besuch auf dem Kap bewegen soll. Die Kolonisten hoffen, daß, wenn der Handel zwischen England und China freigegeben wird, eine größere Anzahl von Chinesen als bisher England und die Kolonien besuchen würde. — Ein spanisches Sklavenschiff von 1800 Tonnen, mit 1000 Negern am Bord, wurde an der Kapküste von der englischen Schaluppe „die Schlüsselblume" (Primrose), Kapitän Gristinhole, von nur 18 Kanonen, nach einem hitzigen Gefecht aufgebracht; von der Mannschaft des Sklavenschiffes wurden achtzehn verwundet und getödtet, auf der Primrose vier.

Während des Feldzuges in Polen, im Jahre 1806, schickte die Mutter des Fürsten Czartoryski den General Sokolnizki an Murat, den damaligen Sekretär Napoleons, um sich von ihm ein handschriftliches Andenken von dem Kaiser ausbitten zu lassen. In dem Augenblick, wo der General bei Murat seine Aufwartung machte, war dieser eben im Begriff, einige Papiere durchzumustern, unter denen sich ein Zettel befand, auf dem der Kaiser seine Feder probirt und folgende Worte geschrieben hatte: „Die Theilung Polens ist das schwerste politische Verbrechen, das in der neueren Zeit begangen wurde." Dieses Autograph wurde in einem köstlichen Rahmen aufbewahrt, und ist jetzt in dem Museum zu Pulawy zu sehen, das die Fürstin zum Andenken großer Männer mit verschiedenen Gegenständen, die einst denselben angehörten, angefüllt hat. Es hängt zunächst dem Schilde, den Cäsar in der Schlacht mit den Tongrern verloren haben soll.

*) Die Tabelle, welche Kapitän d'Urville über seine Beobachtungen führte, ist zu finden in dem Dezemberheft des Bulletin der geographischen Gesellschaft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 93. 3 April 1831.

O'Connells Sendschreiben an das irische Volk über die Reformbill.

London, den 5 März 1831.

Lieben Landsleute! Mit achtungsvollem Vertrauen nehme ich Eure Aufmerksamkeit für die große Maßregel der Parlamentsreform in Anspruch, welche von dem Ministerium vor das Haus der Gemeinen gebracht worden ist. Es ist Dieß eine Maßregel von unermeßlicher Bedeutung, und verdient die eifrige und entschiedene Unterstützung jedes Freundes vernünftiger Freiheit. Mit Einem tapfern Schlag wird dadurch dem ganzen alten Unwesen der Fleckenwirthschaft ein Ende gemacht, in allen Städten und Märkten das schmähliche Korporationsmonopol, welches sich bis jetzt die Rechte des Volks angemaßt, zerstört. In Dublin z. B. schickt gegenwärtig der Stadtrath beide Mitglieder in das Parlament: darum ward der Sohn Henry Grättan's, wie sein Vater einer der festesten und kühnsten Verfechter der Sache Irelands, ausgeschlossen. Mit dieser Gewalt der städtischen Magistrate ist es nun aus. Eben so giebt es in Zukunft keine nicht ansässige Wähler mehr; man muß ansäsig seyn, wenn man stimmen will. Jeder Hausinhaber in Dublin, dessen Haus im Jahr zehn Pfund werth ist, hat eine Stimme. Es ist nicht der Ertrag der Hausmiethe, welcher bei dieser Stimme in Anschlag kommt, sondern einfach der Werth des Hauses. Ein Haus, das zehn Pfund des Jahrs Zins abwirft, oder abwerfen könnte, giebt dem Inhaber das Wahlrecht. Die Freisaßen, welche bis jetzt d. h. bis zum 1 Januar in den Listen iiefen, behalten ihr Stimmrecht, solange sie leben. So ist es auch mit den ansäßigen Freibürgern (Freemen) in Dublin, vorausgesetzt daß sie ansäßig bleiben; sie behalten ihr Stimmrecht lebenslänglich; versteht sich Solche, die vor dem letzten 1 Januar Freibürger waren. Künftig aber wählt kein Freibürger in's Parlament als Freibürger, sondern er wählt als Inhaber eines Hauses von zehn Pfund Werth. Eine ähnliche Veränderung soll in allen übrigen Städten und Märkten Irelands Statt finden. Von den Privilegien verfallener Flecken soll keine Rede mehr seyn. Kein Herzog von Devonshire wird fürder für Youghal ernennen — kein Sir C Denny fürder für Trade — kein Lord Charleville fürder für Carlow — kein Lord Enniskillen fürder für Enniskillen — kein Lord Portarlington fürder für Portarlington — kein Hr. Wynne fürder für Sligo und so bei allen diesen Flecken. Die ansässigen Hausinhaber, welche in Häusern wohnen, so zehn Pfund des Jahrs werth sind, werden wählen.

In England werden in den Grafschaften die Vierzigschillingsfreisaßen beibehalten. Die Zinslehenbesitzer (copyholders), eine ansehnliche Klasse, werden zum Stimmrecht zugelassen — Personen, welche Pachtverträge auf einundzwanzig Jahre haben, und des Jahrs fünfzig Pfund Pacht zahlen, dürfen stimmen. So sind also in den englischen Grafschaften die Vierzigschillingsfreisaßen beibehalten und zwei neue Klassen — zwei ansehnliche neue Klassen — kommen dazu. Glückliches England, daß Du Dein heimisches Parlament hast, das Dir die volle Wohlthat jeder Verbesserung gewährt!

In Schottland wird die Zahl der Wähler ungeheuer vermehrt. Bis jetzt ist das Wahlrecht daselbst so beschränkt, daß man wohl sagen kann, es sey fast eine bloße Täuschung. In der Grafschaft Sutherland, welche von Lord F. L. Gower vertreten wird, sind jetzt vierundzwanzig Wahlmänner — künftig werden es deren wahrscheinlich mehr als tausend. Ich erwähne Dieß, weil in Schottland zwei neue Klassen von Wählern geschaffen werden — eine Klasse, welche aus Freisaßen und eine, welche aus Pachtinhabern besteht. Nicht bloß die Freisaßen bekommen das Wahlrecht, sondern Wer in Schottland ein Pachtgut auf neunzehn Jahren hat, bekommt es.

Soweit wäre die vorgeschlagene Parlamentsreform eine große Maßregel, nämlich soweit sie England und Schottland angeht; sie verdient aber auch in Ireland, sofern sie die Korporations- und Fleckenverhältnisse umgestaltet, aufrichtige Beachtung. Freilich, wie man es unter der Verwaltung Lord Anglesea's und Stanley's nicht anders erwarten konnte, verweigert sie den irischen Grafschaften, was sie den englischen zugesteht — sie verweigert uns jede Erweiterung der Wahlberechtigung. Warum sollen Pächter in Schottland und England stimmfähig seyn, während sie es in Ireland nicht sind? Lord Anglesea und Stanley mögen diese Fragen beantworten. Doch sie dürfen nicht darauf rechnen, daß man es ihnen so hingehen läßt; ich will dem Haus diese grausame Ungerechtigkeit vor Augen stellen, und hat das Haus einmal in England und Schottland so weit Gerechtigkeit geübt, so kann es gegen Ireland allein nicht ungerecht seyn.

Vereinigt Euch mit mir, meine Landsleute, zur Unterstützung des Prinzips dieser Maßregel. Möge jede Grafschaft, jede Stadt, jeder Markt, jedes Kirchspiel in Ireland sich versammeln, um Petitionen für die Parlamentsreform zu entwerfen; mögen Eure Petitionen um der Einmüthigkeit willen sich bloß mit der Parlamentsreform befassen. Mißversteht mich aber nicht; ich meine nicht,

daß Ihr unsere Hauptfrage, die Frage, auf welcher Leben und Tod Irelands beruht — den Wiederruf der Union — aufgeben, oder hintansetzen solltet. Allein ich muß Euch wohlgemeint, bestimmt und ernstlich rathen, bleibt dieß Mal einzig und allein bei der Petition für Reform stehen. Jeder Freund der Freiheit trete auf, und kämpfe für die große Maßregel der Vernichtung des Fleckenunwesens und des Korporationsmonopols in Ireland. Laut, einmüthig und kräftig erhebt Eure Stimmen für die Erweiterung der Wahlberechtigungen in unsern Grafschaften; erinnert das Haus an die frevelhafte und niederträchtige Rechtsverletzung gegen die Vierzigschillingsfreisaßen; fordert für die irischen Pächter das Stimmrecht in den Grafschaften, wie man es denen von England und Schottland verleihen will.

Laßt mich Euch beschwören, lieben Landsleute, von welcher Ansicht oder Partei Ihr auch seyd, vereinigt Euch Dieß Mal um das britische Ministerium. Sey auch die Reformmaßregel nicht so ausgedehnt, als manche ächten Freunde der Freiheit wünschen als ich selbst wünsche und wünschen muß, da sie insonderheit die Abstimmung durch Kugelung nicht in sich begreift; so ist sie doch eine große und wirkliche Verbesserung der gröbsten und beleidigendsten Mißbräuche; so ist sie doch ein schöner konstitutioneller Versuch. Darum laßt uns sie unterstützen. Ist sie ins Leben getreten, so muß sich entweder zeigen, daß nicht Mehr nöthig ist, und dann werden alle vernünftigen Männer zufrieden seyn; oder daß man noch weiterer Verbesserungen bedarf, und diese werden sich nicht nur ohne Mühe und Gefahr, sondern auch mit sicherem Erfolg bewerkstelligen lassen. Mit Einem Wort, es ist die erste Zahlung an der großen Nationalschuld, welche die Aristokratie dem Volke schuldet — der erste Wechsel, welchen das Volk großmüthig als vollgültig für sein angeliehenes Kapital von Macht und Reichthum annehmen wird, wenn er hinreicht, die Rechte der Einzelnen wie das Wohlergehn und die Freiheit der Gesammtheit zu sichern. Sollten wir aber bei der Abrechnung zu kurz kommen, so wird Dieß dem Volk so viel Kraft und Elastizität geben, daß es das Fehlende zurück fordert. Wir wollen nun also nicht um Nebendinge streiten, denn, wo es Noth thut, kann man da nachher leicht abhelfen. Die Tory's, die Fleckenkrämer, die Legion Derer, die bei den gegenwärtigen Verderbnissen, Mißbräuchen und elenden Bedrückungen ihr Interesse finden, halten Musterung und rüsten sich — das Ministerium braucht, um die Maßregeln durchzuführen, Unterstützung — es braucht die offene entschlossene ungetheilte Unterstützung des Volks. Vergessen oder legen wir bei Seite unsre Privat- oder öffentliche Beschwerden und stehen wir alle für einen Mann, wo es gilt, dem Ungethüm der Oligarchie den Todesstreich zu versetzen. Irländer! Im Norden und im Süden, im Osten und im Westen — rührt Euch, versammelt Euch, reicht Petitionen ein, Petitionen in edler kräftiger männlicher Sprache. Die Grundsätze der Volksfreiheit sind auf dem Punkt anerkannt zu werden. Laßt uns und sie fortschreiten und unser einmüthiger Beistand werde Jedem, der sie befördert. Noch einmal — vereinigt Euch, diese Segnung England und Schottland zu verschaffen — vereinigt Euch — Einer und Alle — damit auch Ireland derselben theilhaftig werde!

Heinrich Brougham.

(Fortsetzung.)

Im Zenith seiner vollen Größe glänzte Brougham im Hause der Gemeinen. Vor den Schranken der Gerichtshöfe standen ihm Rechtsgelehrte gegenüber, die ihn verdunkelten. Aber selbst sie verschwanden im Unterhause vor ihm wie Schatten, während er sich erhob zur Würde des ersten Mannes in der gewichtigsten berathenden Versammlung der Welt. Hier sah man ihn nahe bei dem Sprecher auf der vordersten Bank der Opposition in einem alten, schlecht verfertigten schwarzen Kleid sitzen, die Arme über einander geschlagen, den Hut tief über die Augen hereingedrückt — eine Gestalt, der man es ansah, daß sie unter der Nachtlampe der Studien so lange zusammengekrümmt saß, bis nicht nur die Blume, sondern selbst das Mark des Lebens verdorrt war. Und doch sind auf diese hülflose Figur alle Blicke des Hauses gerichtet, ein Gemurmel läuft von Mund zu Mund wenn sie sich erhebt, und auf den Gallerien drängt sich Kopf an Kopf dicht neben einander eingekeilt, wie die Steine eines Schwibbogens.

Auf dieses vorbereitende Geflüster folgt eine athemlose Stille, indeß Brougham langsamen und zögernden Schrittes an die Tafel tritt, wo er mit hinaufgezogenen Schultern, den Kopf vorwärts geneigt mit einer zuckenden Bewegung auf der Oberlippe dasteht, als könnte er vor Bestürzung nicht einen einzigen Satz hervorstammeln. Er beginnt zu sprechen, seine Stimme ist volltönig und melodisch, aber die Worte folgen sich langsam, zögernd und, wie es scheint, mit Mühe, so daß man fast zweifeln möchte, ob die geistige Kraft des Mannes fähig sey, ihres Gegenstandes Meister zu werden, oder die physische ihm Ausdruck zu leihen vermöge. Seine ersten Sätze, oder vielmehr die ersten Glieder seiner Sätze, denn man findet bald, daß seine Sätze sowohl in Form als Inhalt einen größern Umfang haben, als ganze Reden von Andern, trägt er kalt und unschlüssig vor, und sie scheinen so weit ausgeholt, daß man nicht zu begreifen im Stande ist, wie sie sich an die vorliegende Frage anschließen werden. Aber alle sind tief, klar und an sich selbst erschöpfend, alle offenbar mit ausgesuchter Kunst aus dem ausgewähltesten Stoffe genommen, und von welchem Felde des weiten Umfanges der Encyklopädie sie auch herbeigeführt worden sind — in diesen Worten ist die reinste Quintessenz gegeben und vollkommen erschöpfend gegeben. Man erkennt die Richtung, in der sie zusammenlaufen werden, man erkennt eine allgewaltige Kraft, die sie dort vereinigen wird; aber diese Kraft ist unsichtbar wie der Wind, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht.

Wenn so eine hinreichende Anzahl von Vordersätzen hingestellt ist und in ihrer Stellung zugleich auch ihr Beweis liegt — wenn jede Hülfstruppe, die menschliches Wissen herbeiführen kann, geordnet — wenn jedes Hinderniß, das sich ihrer vollen Wirkung entgegenstellen könnte, mit einer einzigen Fingerbewegung auf die Seite geschoben ist — wenn der ganze Schlachthaufen politischer und moralischer Wahrheiten in Reih und Glied steht; so bewegt sich die ganze Masse, dicht geschlossen wie eine mazedonische Phalanx, unwiderstehlich wie ein Bajonnettangriff zur Entscheidung vorwärts. Nachdem so der Redner mit einem Anschein von Schwäche und Unschlüssigkeit, in der That — aber mit voller Kraft und Bestimmt-

heit, die sich alsbald kund giebt durch die gebieterische Anforderung an die Ueberzeugung der Zuhörer, seine Stellung genommen hat, scheint er an Leib und Seele zu erstarken, indem er zu einem noch kühneren und kürzern Angriff schreitet. Auf den zweiten folgt ein dritter, auf den dritten ein vierter und so fort, bis Jedermann im ganzen Hause unwiderstehlich von der abstrakten Wahrheit so ganz überzeugt ist, wie von seiner eigenen Existenz; so daß Brougham selbst, wenn er hier sich Stillstand geböte, als der größte Redner der St. Stephanskapelle gelten müßte. In der That ist aber auch die Unerschöpflichkeit seines innern Reichthums erstaunenswürdig, und man möchte fast glauben, er habe, wie in jener alten Scythenfabel, in jedem Gebiete des Wissens den Fürsten erschlagen und sich dessen geistigen Erbgutes bemächtigt. Nichts, was auf irgend eine menschliche Angelegenheit Bezug hat, ist Brougham fremd geblieben, und es ist das Wunderbarste, daß er bei einer so großen Mannigfaltigkeit von Gegenständen, über die er sich verbreitet, noch mit so viel Wirkung und so vielem Anschein von Gründlichkeit sprechen kann. Man wird vielleicht bei genauerer Zergliederung in Brougham's Reden eine tiefe und in Einzelnheiten eingehende Gelehrsamkeit vermissen; Jedermann aber, der mit öffentlichen Angelegenheiten und mit Männern in einer öffentlichen Stellung bekannt ist, wird zugeben müssen, daß in unseren Tagen kein Mensch lebt, der eine so großartige Uebersicht auf dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, und eine solche gewaltige Fähigkeit besitzt, seine erworbenen Kenntnisse in Anwendung zu bringen. Ein Verzeichniß von den verschiedenen Gegenständen, über die er weitläufige und ausgebreitete Reden gehalten, würde in Erstaunen setzen und so Etwas unglaublich finden lassen, wenn ein Mann, auch ohne andere Berufsgeschäfte und selbst in einer langen Reihe von Jahren eine nur oberflächliche Bekanntschaft mit so verschiedenartigen und umfangreichen Gegenständen sich erworben hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch einer vergleichenden Statistik Europa's am Ende des Mittelalters und in seinem gegenwärtigen Zustande. *)

Es hat ein besonderes Interesse für den Philosophen, welcher die Gründe des Emporblühens und des Verfalls der Staaten erforscht, die Macht und die Reichthümer derselben zu verschiedenen Epochen ihres Daseyns vergleichend gegenüber zu stellen; und es ist dieß besonders belehrend, wenn so ihre jetzige als ihre frühere Lage vollkommen genau bekannt ist. Die nachstehende Uebersicht der Militärmacht und des Einkommens der europäischen Staaten gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bietet eine Menge der anziehendsten Vergleichungspunkte mit den jetzigen Verhältnissen dar. Um die Parallele schärfer zu ziehen muß man sich indessen die Gränzen jener Staaten in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigen, weil man nur hierdurch im Stande ist sie mit den entsprechenden Gebietstheilen zu vergleichen. Mehrere derselben, wie England, Schottland, Portugal, haben keine Veränderung erlitten, und lassen also in Beziehung auf Umfang, Beschaffenheit des Bodens, Klima, Küsten, Häfen zc ohne Weiteres eine Vergleichung zu.

Besonders auffallend erscheint in dieser Uebersicht das überwiegend große Einkommen der Republik Venedig, im Verhältnisse zu allen anderen europäischen Mächten. Betrachten wir die Ausdehnung und die Bevölkerung dieser Republik neben Frankreich, England, Spanien und Ungern, so fühlen wir uns durch ihren Reichthum überrascht, und müssen denselben ausschließlich als die Wirkung des Verkehrs, der Schifffahrt und des Gewerbsfleißes betrachten, die unter einer vor allen anderen erleuchteten Regierung jede Art von Aufmunterung erhielten. In der Folge sehen wir anderswo, namentlich in England, dieselben Wirkungen aus denselben Ursachen sich erzeugen. Im Jahre 1500 waren jedoch die Marine, so wie die Schifffahrt und der Handel Englands fast Null, und diese Nation stand noch tief unter Portugal und Venedig, ungeachtet durch ihre Lage ihr Uebergewicht zur See sehr begünstigt wurde.

Den beiden Elementen des Nationalreichthums — einer günstigen Lage und dem Besitz von Kolonieen — verdankten nicht weniger Venedig und Portugal, als später Holland und England ihren ungemeinen Wohlstand. Doch ist hier nicht zu übersehen, daß eine thätige und nach festen Grundsätzen handelnde Regierung den Reichthum Venedigs lange zu bewahren wußte. Spanien und mehr noch Portugal waren dagegen zwar rasch emporgeblüht, aber durch die Schuld ihrer Regierungen nicht weniger schnell in Verfall gerathen; während Holland und England, die Erben Portugalls, nicht nur das Gewonnene zusammenhielten, sondern auch ihrem kommerziellen System eine bisher ungekannte Entwickelung verschafften.

Ich habe hier zunächst noch auf die Quellen meiner Uebersicht hinzuweisen. Die erste Zusammenstellung rührt von Marino Sanudo dem Jüngeren her. Dieser edle Venetianer entwarf im Jahre 1485 eine Statistik der Militärmacht der Hauptstaaten vom Jahre 1450, so wie eine Statistik ihres Einkommens vom Jahre 1455. Die wichtigen Aufklärungen, welche dieser Gelehrte aus den an statistischen Werken so überaus reichen Archiven der Republik Venedig schöpfte, und die Thatsachen, die er bei seinem glühenden Eifer für die Wissenschaft selbst mochte gesammelt haben, flößen Vertrauen in seine Schätzungen ein. Meine freundschaftliche Verbindung mit dem verstorbenen Grafen Carli, Sohn des berühmten Oekonomisten dieses Namens, hat mich in Stand gesetzt, in Betreff einiger Staaten die von Marino Sanudo gelassenen Lücken auszufüllen. Immer kann ich jedoch nicht verschweigen, daß mir mehrere Schätzungen des venetianischen Statistikers, so wie des Grafen Carli, irrig scheinen. Nichts destoweniger ist jene Uebersicht eines der werthvollsten Denkmäler der Statistik. Sie giebt uns den Maßstab für die verhältnißmäßigen Streitkräfte und Hülfsquellen der bedeutendsten europäischen Staaten, nach der Ansicht, welche damals einer der kompetentesten Richter hiervon hatte; und wenn man die grellen Widersprüche, ja sogar die Ungereimtheiten der Statistiker neuerer Zeit berücksichtigt, mag man wohl einem Marino Sanudo seine Irrthümer verzeihen.

Die zweite Zusammenstellung ist aus meiner so günstig aufgenommenen Balance politique du Globe

Ich muß hier bemerken, daß die im Verhältniß mit ihrem Einkommen so geringe Anzahl von Reiterei, die nach Sanudo einige Staaten in's Feld stellten, wohl daher rührt, daß diese Staaten einen großen Theil ihrer Hülfsmittel auf Unterhaltung zahlreicher Flotten verwendeten. So wenigstens dürften sich einige seiner Angaben rechtfertigen lassen, die auf den ersten Blick ungenau scheinen.

Die nicht mehr existirenden Staaten, gegenwärtig Bestandtheile größerer Reiche, sind mit einem * bezeichnet. Dieß ist jedoch bei Morea unterblieben, weil dieser Theil von Griechenland in dem von den europäischen Großmächten unlängst gegründeten neuen Staate mit begriffen ist. Das ausgedehnte polnische Reich wird gegenwärtig nur noch durch die kleine Republik Krakau vertreten, und gewissermaßen durch das jetzige, besonders konstituirte Königreich Polen, welches jedoch deßhalb vor den jüngsten Ereignissen der That nach nicht weniger abhängig von Rußland war.

Ein Dukat, wie er in der Uebersicht M. Sanudo's und in der Statistik der Republik Venedig im fünfzehnten Jahrhundert vorkommt, gilt nach heutigem Gelde etwa zwölf Franken. Alle Welt kennt den großen Unterschied des verhältnißmäßigen Geldwerthes zwischen damals und jetzt.

---

*) Von A. Balbi. In der Revue des deux Mondes.

Fürsten und Staaten.	Einkünfte in Dukaten im Jahre 1455.	Landmacht im Jahre 1450. Zahl der Reiter, die gestellt werden konnten.	
		im Innern.	außerhalb des Landes.
Der Kaiser mit allen Fürsten Deutschlands und den freien Städten .	2.000.000	60,000	50,000
* Der König von Frankreich. [1]) .	1,000,000	30,000	15.000
* Der Herzog von Burgund [2]) . .	900,000	3.000	1.500
Der König von Spanien [3]) . .	800,000	30,000	15,000
Der König von Polen	800,000	60,000	25,000
* Republik Venedig [4])	800,000	10,000	5,000
* Der König von Ungern mit allen Fürsten dieses Königreichs . .	600,000	80,000	40,000
* Der Herzog von Mailand [5]) . .	600,000	10,000	5,000
* Der Großmeister des preußischen Ordens	500,000	30,000	15,000
Der König von England . . .	500,000	30,000	15,000
* Barcelona mit ganz Katalonien	400,000	12,000	6,000
Der Pabst.	400,000	6,000	3,000
* Die Besitzungen des Königs von Arragonien im Königreich Neapel	310,000	12,000	6,000
Der König von Dänemark, Schweden und Norwegen	250.000	14.000	7,000
* Der König René	250,000	6.000	3,000
* Albanien, Kroatien, Sklavonien, Servien und Bosnien . . .	250,000	30,000	15,000
* Der Großmeister des St. Jakobsordens	200,000	4.000	2.000
Alle Fürsten des Königreichs Neapel	200,000	4,000	2,000
* Republik Bologna [6])	200.000	2,000	1,000
* Republik Florenz [7])	200,000	4.000	2,000
Der Fürst von Morea	200,000	20,000	10.000
* Der König von Schottland . .	180,000	10,000	5,000
* Republik Siena	180,000	2,000	1,000
* Republik Genua	180,000	4,000	2,000
* Wallachei	160,000	20,000	10,000
Der Herzog von Savoyen . .	160,000	8,000	4.000
Der König von Portugal [8]) . .	140,000	4,000	2,000
* Der Herzog von Bretagne [9]) .	140,000	2.000	1,000
* Der Großmeister von Rhodus .	140.000	2,000	1,000
* Der Marquis von Montferrat .	100.000	2,000	1.000
* Der König von Cypern . . .	100,000	2,000	1,000
* Der Herzog von Naros in dem Archipel	80,000	2,000	1,000
* Der Herr von Metelin . . .	70,000	2,000	1,000
* Der Marquis von Ferrara [10]) .	70,000	2.000	1.000
* Der Marquis von Mantua [11]) .	60,000	2.000	1,000

Einkünfte zu anderen früheren Epochen, nach Marino Sanudo:

1) Der König von Frankreich im Jahre 1414 . . 2.000.000 Dukaten
2) Der Herzog von Burgund — — 1400 . . 3.000,000 —
3) Der König von Spanien — — 1410 . . 3,000.000 —
4) Die Republik Venedig — — 1423 . . 1,100 000 —
5) Der Herzog von Mailand — — 1423 . . 1,000 000 —
6) Die Republik Bologna — — 1423 . . 400,000 —
7) Die Republik Florenz — — 1423 . . 400.000 —
8) Der König von Portugal — — 1410 . . 200.000 —
9) Der Herzog von Bretagne — — 1414 . . 200.000 —
10) Der Marquis von Ferrara — — 1423 . . 150.000 —
11) Der Marquis von Mantua — — 1423 . . . 150.000 —

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zeitungen aus Calcutta vom 25 August melden die Ankunft des englischen Gesandten Majors Burney sammt seinem Gefolge zu Ava. Der dortige Hof scheint sich dem beständigen Aufenthalt eines englischen Abgesandten zu Ava nicht zu widersetzen, vielmehr zeigt er sich geneigt, einen birmanischen Gesandten nach Calcutta zu schicken, wozu er nach dem siebenten Artikel des Vertrages von Yandabu verbunden ist. Major Burney erreichte Ava am 24 April, konnte aber zur Audienz erst am 17 Juni gelangen, theils weil er von einer Krankheit befallen worden war, theils weil er sich weigerte, bei seiner Aufwartung bei dem Könige die Schuhe auszuziehen. Endlich sah er sich jedoch genöthigt, hierin nachzugeben. Man schickte ihm zu seiner Auffahrt am Hofe mehrere Elephanten. Der Zug dahin setzte sich des Morgens um neun Uhr in Bewegung. Major Burney wurde in seiner Sänfte getragen, der vier Träger von silbernen Stäben vorausgingen mit dem Porträt des Königs von England. Das Gefolge ritt auf Elephanten. Die Zuschauer beliefen sich auf mehr als zwanzig tausend Menschen. Der Major mußte vor dem königlichen Palast warten, bis die Prinzen und obersten Staatsbeamten hineingezogen waren; während dessen wurden Erfrischungen in goldenem Geschirr gereicht. Die Schuhe mußten an den Stufen des Audienzsaales ausgezogen werden; worauf man den Gesandten und sein Gefolge dem Throne gegenüber niedersitzen ließ. Einige Augenblicke darnach ließ sich ein Getöse wie ferner Donner vernehmen, eine übergoldete Flügelthüre that sich auf und der König in einem prachtvollen Anzuge trat herein. Er trug eine goldene Krone und ein Kleid mit Goldblumen durchwebt und reich mit Edelsteinen besetzt. Die Hofleute warfen sich auf den Boden und die Gesandtschaft zog ihre Hüte ab und verbeugte sich. Der hiezu bestimmte birmanische Staatsbeamte verlas nun mit lauter Stimme das Sendschreiben des Generalgouverneurs und das Verzeichniß der Geschenke. Der König erkundigte sich nach der Gesundheit des Generalgouverneurs; ob die Jahreszeit in Calcutta günstig sey und ob es dort erfrischende Regen gebe. Auf diese Fragen wurden die gehörigen Antworten ertheilt. Bald darauf entfernte sich der König wieder und die Flügelthüren wurden hinter ihm geschlossen. Major Burney stand mit den Ministern auf sehr gutem Fuß und hatte die Hoffnung, eine Privataudienz zu erlangen. Der König von Ava übt ausschließlich die höchste unumschränkte Gewalt; seine Minister sind bloß Rathgeber. Ungeachtet des letzten Kriegs hat weder der König noch das Volk überhaupt einen richtigen Begriff von dem Verhältniß der englischen Macht zu der seinigen. — Man entnimmt gleichfalls den Bombay Zeitungen, daß die Regierung dieser Präsidentschaft es zu einem Verbrechen, das wie ein Mord bestraft wird, gemacht hat, wenn ein Hindu einer Wittwe nach dem Tod ihres Mannes zum Verbrennen hülfreiche Hand leistet. Wahrscheinlich wird dieses Gesetz hinreichen, diese grausame Landessitte zu unterdrücken. Die Regierung von Madras ist kürzlich dem Beispiele Bengalens gefolgt, so daß in keinem Theil des brittischen Indiens dieses Verbrechen mehr ungestraft begangen werden kann.

In Aegina fand man bei Ausgrabung des Bodens, auf welchem man den Grund des dort zu erbauenden Waisenhauses legen wollte, verschiedene antike Vasen, die durch ihre Form und die Materie, aus der sie verfertigt sind, die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich ziehen. Andere antike Denkmale wurden bei anderen Ausgrabungen in verschiedenen Gegenden der Stadt gefunden. Neben dem neuen Krankenhause fand man ein Basrelief, ein Pferd und dessen Reiter darstellend. Auf diese Art erhielt das unlängst in dem erwähnten Spitale errichtete Museum mehrere schätzbare Kunstdenkmale und enthält gegenwärtig zwei Statuen, zwei Büsten, neun Inschriften, sechs und sechzig Basreliefs, eine große Vase von Marmor mit Basreliefs und zwei goldene Ringe.

Im Laufe des Jahres 1830 hat die Dampfschiffgesellschaft zu Dublin aus der Hauptstadt Irelands nach Liverpool ausgeführt: 568 Pferde, 45,412 Kühe, 44,306 Schweine, 73,177 Hämmel und 25,179 Lämmer. Der Totalwerth dieser ausgeführten Thiere ist auf 711,510 Pf. St. angeschlagen. Man glaubt, daß von andern Transportschiffen eine gleiche Anzahl von Vieh von Dublin nach Liverpool ausgeführt worden ist, woraus hervorgeht, daß im Jahre 1830 Dublin allein auf den Markt von Liverpool Rindvieh, Pferde und Wollenvieh für 1,423,020 Pf. 10 Sch. gebracht hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 94. 4 April 1831.

Beechey's Entdeckungsreise. *)

In jener glänzenden Reihe von Versuchen zu Entdeckung einer Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ozean durch die Polarsee im hohen Norden Amerika's, welche seit dem J. 1818 auf Kosten der englischen Regierung unternommen worden sind, nimmt Kapitän Beechey's Entdeckungsreise der Zeit ihrer Beendigung nach die letzte Stelle ein. Bekanntlich bildete sie einen Theil der Doppelexpedition Parry's und Franklin's: der Erstere sollte durch die Baffin'sbay, der Letztere vom Mackenziestrom aus längs der amerikanischen Küste gen Westen vordringen; Beechey sollte ihnen von Westen her entgegen kommen. Parry's Eingefrieren im Eis und Verlust eines Schiffes, wodurch er zur Rückkehr genöthigt wurde, so wie Franklin's theilweisen Erfolg (indem nur gegen 40 deutsche Meilen an der Küste zu entdecken übrig blieben) haben wir den Lesern dieser Blätter seiner Zeit gemeldet **); durch die Erscheinung von Beechey's Werk wird nun diese denkwürdige Trilogie vollendet.

Am 19 Mai 1825 segelte Kapitän Beechey auf dem Schiff Blossom, das 16 Kanonen und 110 Mann Besatzung führte, von Spithead ab. Zwar war, wie gesagt, seine Bestimmung, die Polarexpedition zu unterstützen; da jedoch in der Geographie der Inseln des stillen Ozeans und der Nordwestküste von Amerika, so wie in der Naturgeschichte dieser Länder noch so mancher wichtige Punkt zu beleuchten ist, so erhielt der Kapitän dadurch eine weitere Aufgabe, der er sich auf eine Art entledigte, daß vielleicht kein Seefahrer seit Cook auf ein so vielfaches Interesse Anspruch machen dürfte.

Die Blossom erreichte bald, das Kap Horn umschiffend, das stille Meer, wo Beechey's Verhaltungsbefehle sein Augenmerk auf die Osterinsel richteten. „Der Anblick unserer Boote," erzählt Beechey, „brachte auf die Eingebornen einen Eindruck hervor, der sich durch ein Geschrei äußerte, welches die Stimmen unserer Offiziere übertäubte, und ehe wir noch an die Küste gelangten, sahen wir uns mitten unter Hunderten von Schwimmern, die um Kanonenlage, Stern und Ruder schwärmten und fast nicht mehr abzuwehren waren. Sie schienen freundlich gesinnt, und keiner kam mit leeren Händen. Bananen, Yams, Potaten, Zuckerrohr, Netze, Götzenbilder rc. wurden zum Kauf angeboten, und zum Theil in das Boot geworfen, ohne abzuwarten, was dagegen geboten werden würde. Unter den Schwimmern befanden sich eine Menge Frauenzimmer, die sich eben so viel oder noch mehr Mühe gaben, als die Männer, um in die Boote zugelassen zu werden, und mit all ihrer Einschmeichlungskunst deßhalb die Mannschaft bestürmten. Allein hätte man ihnen ihre Bitte bewilligt, so hätte man sich nur überladen und Beraubungen ausgesetzt. Schon jetzt zog die Last der Personen, welche sich an den Booten anklammerten, dieselben nieder, so daß die Mannschaft ihrer Sicherheit wegen zu Stecken ihre Zuflucht nehmen mußte, um die Zudringlichen ferne zu halten, was indeß diese so wenig übel deuteten, daß sie gleich wieder auf ihre Station zurückkehrten, so wie sie sich von den Matrosen nicht mehr beobachtet wußten. In der Gegend der Kanonenlage waren allerhand kleine Gegenstände, welche in den Augen der Schwimmer einen hohen Werth hatten; und da die Boote durch die Menge, die sich ihnen anhängte, tief im Wasser gingen, so vermochte alle Wachsamkeit nicht zu verhindern, daß nicht da und dort ein Stück gestohlen ward, das man nicht mehr zurückbekam, indem die Diebe augenblicklich mit ihrer Beute untertauchten. Die Weiber leisteten hiebei trefflichen Beistand; wenn sie auch nicht selbst stahlen, so verschafften sie dadurch, daß sie die Mannschaft durch ihr grobsinnliches Gebehrdenspiel unterhielten, ihren Begleitern Gelegenheit. Beim Vorfahren gegen den Landungsplatz mußten die Boote an einem kleinen einzeln stehenden Felsen vorbei, welcher sich mehrere Fuß über das Meer erhob. Auf diese Erhöhung kletterten so viele Weiber hinauf, als der Raum erlaubte, und drückten sich so an einander, daß der Felsen eine Masse lebender Wesen zu seyn schien. Dann sprangen wieder drei bis vier von diesen Nereiden zumal in's Wasser und schwammen mit der Leichtigkeit eines Fisches nach den Booten, um den Einfluß ihrer Reize auf ihre Gäste zu versuchen. Eine von ihnen, ein sehr junges Mädchen und weniger gewöhnt an dieses Herumtummeln auf den Fluthen als die übrige Sippschaft, wurde von einem ältlichen Mann, den wir für ihren Vater hielten, auf die Schultern genommen und einem der Offiziere empfohlen, der sie in das Boot sitzen ließ. Sie war ein sehr niedliches Geschöpf, eine starke Brünette, mit feinen und wohlgebildeten Zügen, dunkeln Augen und langen

*) Narrative of a Voyage to the Pacific and Beering's Strait, to cooperate with the Polarexpeditions, under the Command of Capt. F. W. Beechey 4. 2 Voll. London 1831. Colburn and Bentley.

**) Vergl. Ausl. 1829 Num. 81 folg. 1828 Num. 244 — 293.

schwarzen flatternden Haaren. Auf der Stirne hatte sie die Figur von Bögen und am Leib bis an die Knie hinab, gleich den meisten ihrer Landsmänninen, schmale dicht neben einander laufende blaue Linien eintättuirt, welche in einiger Entfernung wie Hosen aussahen. Ihre einzige Hülle bestand in einer kleinen dreieckigen Schürze (maro) von Gras und Binsen; weil dieser dürftige Staat aber ihren Begriffen von Anständigkeit in ihrer neuen Lage nicht genügte, so ersetzte sie den Mangel ohne viel Umstände durch Zueignung des nächsten Besten, was ihr in die Hände gerieth, worauf sie einen nicht unharmonischen Gesang anhob. Weit entfernt eifersüchtig auf die Gunst zu seyn, welche ihr zu Theil geworden, half sie allen ihren Landsmänninnen, die nach demselben Ehrenplatz begehrten, und zog sie an den Haaren in das Fahrzeug; so unartig es aber seyn mochte, sich in's Mittel zu schlagen, um sie daran zu hindern, so mußte man es doch thun, wollte man zurecht kommen. Als wir uns dem Felsen näherten, begann die ganze weibliche Versammlung ein Lied ähnlich dem, welches die Dame im Schiff sang, dabei streckten sie die Arme über dem Kopf, schlugen die Hände auf die Brust, und machten alle möglichen Gebehrden, welche uns bedeuteten, daß unser Besuch angenehm, wenigstens diesem Theil der Gemeinde willkommen seyn werde. Als die Boote der Küste so nahe waren, daß man vollends hinwaten konnte, wurden sie von Eingebornen dicht umringt; jeder brachte Etwas mit, und forderte meist gleich auch die Gegengabe. Die im Wasser gingen ganz nackt, und nur bei denen am Land bemerkte man mitunter einen dünnen Umwurf von inländischem Tuch. Einige hatten das Gesicht schwarz, Andere roth bemahlt; Andere schwarz und weiß, oder roth und weiß, in der Art, wie man es bei unsern Hanswursten trifft; einige teufelmäßige Ungethüme waren völlig schwarz angestrichen. Es ist nicht leicht sich die Scene vorzustellen, welche dieser rührige Haufe darbot, der, durch keine Autorität oder Rücksicht im Zaum gehalten, aus Leibeskräften jubelte und unter allen Arten von Fratzen und Possen die Boote berannte.

„Man fand es unmöglich an dem Ort zu landen, wo man Anfangs beabsichtigte; die Boote ruderten deßhalb begleitet von der Menge, ein Wenig nördlicher, wo es ihnen gelang das Ufer zu gewinnen, indem einige Eingeborne sie mit der Hand über die Felsen zogen, während sie ihnen mit der andern Hand die Taschen ausleerten. Sollte man es machen wie Cook, der die strenge Maxime hatte, jeden Dieb zu bestrafen, wenn er ausgemittelt werden konnte; oder sollte man, wie La Peyrouse auf der Osterinsel that, gelassen ein Auge zudrücken? Was auch rathsamer seyn mochte, so ließ sich in dem Labyrinth von Gestalten kein Dieb verfolgen, und es blieb folglich der Schiffsmannschaft Nichts übrig, als eben genau auf ihrer Hut zu seyn. Unter den Vordersten des Haufens standen zwei Männer mit Pelikanfedern auf dem Kopf, welche das Ansehn von Häuptlingen zu besitzen schienen, und mit den beiden erwähnten Teufelsgestalten den Weg einiger Maßen zu säubern suchten; sie schlugen zu dem Ende die Leute auf die Füße; aber Dieß thaten sie so sanft, daß es nicht viel fruchtete. Drohungen richteten eben so wenig aus; hielt man ihnen eine Muskete vor's Gesicht, um sie zu bewegen daß sie zurück wichen, so wirkte ein solcher Wink fast nicht ein Mal so viel, als wenn man sie mit Wasser sprützte. Einen der Seemänner, der zuerst ausstieg, und den sie wahrscheinlich deßhalb als eine Person von Auszeichnung betrachteten, geleiteten sie auf die Höhe des Gestades und ließen ihn auf einem großen Lavablock sich niedersetzen. Die Mannschaft wollte einen Kreis um ihn bilden; allein Dieß hielt sehr schwer, da die Insulaner in der Hoffnung Etwas zu erhaschen fort und fort sich andrängten; sie zeigten ihre Säcke, die sie sorgfältig ausgeleert, und gaben ihr Verlangen deutlich zu erkennen, daß man sie füllen möchte; einige gingen sogar bis zu Drohungen. Um diese Zeit gewahrte man von dem Schiff aus einen Häuptling mit Mantel und Federbusch, der von den Hütten nach dem Landungsplatz eilte und von etlichen Personen mit kurzen Keulen begleitet wurde. Diese feindselige Erscheinung, verbunden mit dem Blasen der Muschelschale, deren Töne man vernahm, und die, wie Cook bemerkt, nie etwas Gutes bedeuteten, hielten unsere Gläser eine Zeitlang auf jene Stelle geheftet. Diesem Häuptling — denn bestimmt konnten wir ihn aus dem Haufen nicht unterscheiden — machte Hrn. Peard eine schöne Verehrung, die eine gute Aufnahme fand, so daß wir jetzt keinen Ausbruch von Feindseligkeiten mehr befürchteten. Es geschah jedoch, daß die Geschenke sich erschöpften, weßhalb dieser Offizier, um einen frischen Vorrath zu holen, sich nach den Booten zu gehen anschickte; Allem nach mißverstanden die Eingebornen seine Absicht, denn sie zeigten sich außerordentlich aufgebracht und lärmend, und die Verwirrung nahm noch zu, als ein Matrose seine Mütze wieder wollte, welche ihm vom Kopf weg entwendet worden war. Zuletzt wurden sie immer ungestümer und verwegener, es kamen immer mehr Stöcke und Keulen zum Vorschein und die Weiber entfernten sich, so daß Hr. Peard es rathsam fand, Befehl zum Aufbruch nach den Booten zu ertheilen. Dieß war das Signal zum Angriff. Der Häuptling warf einen großen Stein nach Hrn. Peard, womit er ihn heftig auf den Rücken traf, und alsbald folgte ein Hagel von Geschossen, der die Luft verdunkelte. Die Eingebornen im Wasser und am Strand zogen sich zu ihren Kameraden zurück, die sich hinter einer Bank außer Musketenschußweite aufstellten; eine Vorsicht, die sie bei frühern Gelegenheiten gelernt haben müssen, denn bis jetzt hatte Niemand gefeuert. Die Steine, deren jeder etwa ein Pfund wog, fielen unglaublich dick und sie schleuderten dieselben mit solcher Sicherheit, daß mehrere Seeleute zu Boden stürzten, und Alle mehr oder weniger bedeutende Verletzungen davon trugen, mit Ausnahme des Mädchens, die ruhig auf der Kanonenlage saß, als ob sie von der Geschicklichkeit ihrer Landsleute Nichts zu fürchten hätte, bis einer der Offiziere sie über Bord stieß, worauf sie an's Land schwamm. Jetzt schoß man einen blinden Schuß über den Köpfen der Wilden ab; aber Schonung sind Wilde nur zu geneigt als Schwäche anzusehen, und es hagelte wo möglich noch stärker mit Steinen. Da sah man sich genöthigt zu ernstern Maßregeln zu schreiten und der erste Schuß tödtete, wohl verdienter, vielleicht glücklicher Weise den Häuptling; durch dieses Beispiel abgeschreckt hielten sich die Eingebornen mehr hinter ihr Bollwerk, zwar setzten sie den Angriff fort, doch konnten sie die Wiedereinschiffung nicht verhindern. Unter der Mannschaft hatten mehrere gefährliche Quetschungen bekommen; doch verlor keiner das Leben; und, wie die Offiziere versicherten, war der verrätherische Häuptling von den Eingebornen das einzige Opfer; was wirklich sehr für die Gutmüthigkeit unsers Schiffsvolks spricht. Nach diesem widrigen Ereigniß beschloß ich die Insel

zu verlassen, da der Verlust von Menschenleben, den wir riskirten, in keinem Verhältniß zu den Merkwürdigkeiten stand, die wir uns versprechen mochten. Wir waren ärgerlich, denn wir hatten uns auf diesen Abstecher gefreut; das Publikum dürfte indeß um nicht sonderlich viel Neuigkeiten dadurch gekommen seyn, da von Roggewein, Cook, La Peyrouse, Kotzebue und Andern die Insel hinlänglich beschrieben worden ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Polenfreunde in England.

Niemals haben wohl, die Wiedergeburt Griechenlands ausgenommen, alle Herzen des civilisirten Europa's mit größerer Einmüthigkeit für eine Sache geschlagen, als in dem Gefühle über Polens Schicksale, Heldenmuth und Rettung. Mit Schmerz sehen die Völker auf die Thermopylen der Civilisation, wo eine der edelsten Nationen noch ein Mal ihre Stirn mit den schönsten Lorbeeren bekränzt und sich in freudiger Begeisterung dem Tode weiht. Die feurigste Beredsamkeit erhebt ihre Stimme, den neuen Lakedämoniern ihre Leichenrede zu halten; aber nur den unmächtigen Wünschen der Völker ist es vergönnt, auf jene marathonischen Schlachtfelder zu eilen. Das tapfere Frankreich sendet wenigstens Geld, wo es nicht Waffen senden darf, und das stolze England verbirgt nicht seine laute Klage und Bewunderung. Diese Gesinnung, der Unwille gegen Polens Unterdrücker und die innigsten Wünsche für seine Rettung, sprachen sich kräftig aus bei einem zu Ehren des polnischen Gesandten, Marquis Wielopolski, zu London veranstalteten Gastmahle. Außer mehreren Fremden von hohem Range hatten sich hiezu Engländer meist von ausgezeichneter öffentlicher Stellung vereinigt. Man erblickte bei diesem Gastmahle Hobhouse, Hume, die Obristen Jones und Thompson, den Dichter Campbell, R. Nichols, C. Buller, O'Connell, O'Gorman Mahon u. A. m. Sir Francis Burdett war durch Geschäfte im Unterhause abgehalten, bei dem Gastmahle den Vorsitz zu führen, und an seiner Stelle brachte Sir Hobhouse den ersten Toast mit den Worten aus: „Unserm höchst edeln und patriotischen Könige; mögen seinem Beispiele alle Monarchen der Erde folgen!" Seine hierauf folgende Anrede an die Versammlung schloß er mit folgenden Worten: „Polen darf der Sympathie Europa's versichert seyn; Polens Sache ist die Europa's. Ich halte nicht, wie Viele fürchten, seine Sache für eine verlorene; die Vorsehung wird Dieß verhüten, und der Same der Freiheit, den Polen ausstreute, Wurzel schlagen und der Keim zu einem Baume erstarken, von dessen Zweigen ganz Europa überschirmt werden wird." Sein hierauf ausgesprochener Toast: „Die Unabhängigkeit Polens, durch Trug verletzt, möge sie durch Muth wiederhergestellt und durch die Freiheit befestigt werden," wurde mit dreimaligem Zurufe erwiedert. Hierauf wendete sich der Dichter Campbell mit einer Rede an die Gäste, in der er unter Anderm sagte:

„Die Feinde Polens sind die Feinde der allgemeinen Freiheit, und nothwendig also auch die unserigen; denn auf dem Grabsteine Polens lesen wir mit blutigen Buchstaben geschrieben die furchtbare Warnung, daß Rußland, wenn auch die Macht, doch nicht der Wille gebricht, alle freisinnigen Institutionen der civilisirten Welt zu zertrümmern. England ist sich dieser Wahrheit bewußt; es ist sich bewußt des beklagenswerthen Irrthums seiner Väter, die in Polens Theilung willigten, so daß, wenn Windham wieder unter uns aufstände und die Hartherzigkeit hätte zu behaupten wie vor sechs und dreißig Jahren: „Polen gehe uns so wenig an als ein Land im Monde" — ganz England heute ihm entgegenrufen würde, er habe keine größere Albernheit aussprechen können, selbst wenn sein Gehirn unmittelbar unter dem Einflusse des Mondes gestanden wäre. Ja, edle Gäste, wir fühlen und erkennen es, daß durch den Dolchstoß, der Ihr Vaterland traf, die Interessen der Welt verwundet wurden. Das unheilvolle Verhängniß Ihres Vaterlandes hat in unsern Augen nicht den hohen Werth verringert, den es für Europa als Vorhut der Civilisation gegen das barbarische Rußland haben mußte, wenn man es unabhängig bestehen ließ. Aber wenn Rußland abermals die Unterjochung Polens gelingt, wird man ihm erlauben, einen ewigen Grabstein auf Polens Freiheit zu wälzen, und an diesem Steine sein Schwert zu neuen Niedermetzelungen freier Männer zu schärfen? Ich stelle diese entsetzliche Frage, indem ich mich dabei nachdrücklich auch gegen die feinste Absicht verwahre, einen Seitenblick auf unsere weise und männlichstarke Regierung zu werfen, weil sie nicht mit einem Kriege dazwischen getreten. Dieses Wort ist in dem gegenwärtigen Augenblicke für das erschöpfte England voll furchtbarer Bedeutung, und auch angenommen, daß Rußland das ganze freie Europa stückweise unterjochen wolle und müsse, ohne Widerstand zu finden, so bin ich doch immer der Meinung, daß Britannien mehr die Hinterhut als das Vordertreffen dieses Widerstandes bilden könne. Doch ohne weissagen zu wollen, sehe ich auch auf der andern Seite ein, daß man keiner prophetischen Gesichte bedarf, um vorauszusehen, daß die freien Institutionen der europäischen Völker, auch wenn diese gegen Rußland sich verbänden und noch dazu kräftig verbänden, früher oder später unter dem slavischen Einbruche fallen müssen, und daß dann die Nacht finsterer Jahrhunderte wieder heranziehen wird. Der ungeheure nordische Greif spreitet bereits seine Schwingen vom baltischen bis zum gelben Meere aus, und kommt so eben von seinem Fraße in Persien, China, den kurilischen Inseln und selbst in Amerika, um an der Weichsel Menschenblut zu trinken. Gerechte Besorgniß befällt uns, wenn wir die wenigen Nationen sehen, die sich Rußland entgegenwerfen können. Preußen ist geschreckt, Deutschland in Erschlaffung und ich fürchte in Knechtschaft versunken. Unbedenklich dürfen wir freilich auf das Land der drei Farben blicken" (ungeheurer Beifall); „aber bevor Frankreich ein mächtiges Bollwerk gegen Rußland bilden kann, müssen wir den letzten Funken unsers antigallischen Vorurtheiles ersticken, und Frankreich und Britannien müssen nebeneinander gehen als zwei gegenseitig vertrauensvolle und gleich hochherzige Nationen. Indessen, es besteht wie in der Körperwelt, so in der moralischen das unwandelbare Gesetz, daß jeder Wirkung eine verhältnißmäßige Gegenwirkung entspricht, und ich kann nicht umhin, mich der Hoffnung hinzugeben, daß die Entwürfe des russischen Kaisers nicht völlig so weise sind, als der Autokrat sich einbildet. Zwar seine Macht ist groß, und eine weite Strecke des noch nicht frei gewordenen Europa's wird ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Aber hat er auch in Anschlag gebracht, daß er Vernunft, Religion, Wissenschaft, Menschlichkeit und sogar den Trieb der Selbsterhaltung in der civilisirten Welt ausrotten muß, bevor nicht jede davon beseelte Brust vor seinen Fortschritten zurückschaudert? Wird nicht ein Schrei der Scham und des Unwillens bei seinem Waffenglücke in Polen von einem Ende der civilisirten Welt bis zum andern wiederhallen? Wird Deutschland — das gelehrte Deutschland — bei seiner Annäherung in unmächtiger Zerstückelung beharren, wenn der Verwüster auf seiner Schwelle steht, der seine Bücher verbrennen, seine Pressen zertrümmern, seine Hochschulen in Pferdeställe verwandeln wird? Endlich wird nicht die bis in's Mark verwundete Geduld des mißhandelten Europa's zuletzt auffahren, wenn es vernimmt, Russen, ein Volk, das noch nicht den Vorhof der Civilisation erreicht hat, wollen sich herausnehmen, über die Verfassungen aufgeklärter Staaten zu entscheiden? Deutsche, werdet Ihr Dieß ertragen? Ist es nicht Schande genug, daß vor Eurer Schwelle Barbarenhorden von Pferdefleischfressern und Thransäufern ein Volk würgen, vernichten, das einst Euch selbst und die ganze Christenheit vor dem Szimitar der Ungläubigen errettete — ein Volk von romantischem Gefühlaufschwunge, von herrlichen Männern, von wunderschönen Frauen — ein Volk, dessen Erbtheil ein Land ist voll historischer Erinnerungen des Genies und des Heldenmuthes — das Land des Dichters Casimir *) und des Helden Sobieski? — Ach, ich fürchte, dieses Trauerspiel wird noch weiter gespielt werden. Doch laßt uns vertrauen, daß der Tag der Vergeltung kommen wird. Dieß ist Alles, was ich Polens Feinden zu sagen habe; seinen Freunden aber wünsche ich alles Heil, und zum Toaste bringe ich aus: „„Die Gesundheit des Marquis von Wielopolski und der übrigen ausgezeichneten Fremden, die uns die Ehre erzeigten, unsere Gäste zu seyn!""

Hierauf erhob sich der Marquis unter großem Beifallrufe, und dankte in französischer Sprache, indem er zugleich sein Bedauern ausdrückte, hiezu nicht der englischen mächtig zu seyn. In seiner Antwort sagte er unter Anderm: „Die Revolution Polens sey völlig national, und durch eine Unterdrückung hervorgerufen worden, die auf gleiche Weise Adel, Bürger und Bauer gefühlt und unerträglich gefunden habe — die Nachrichten von Uneinigkeit der Polen seyen eine boshafte Erdichtung." Schließlich brachte er als Toast aus: „Das Glück Englands, und möchte die alte Verbindung zwischen ihm und Polen erneuert werden!"

*) Wahrscheinlich Sarbieski gemeint.

Hr. Wilks erhob sich, um den nächsten Toast auszubringen; er sagte hiebei, er könne nicht umhin, der Versammlung Glück zu wünschen wegen des Enthusiasmus, mit dem die glorreiche Sache Polens von ihr begrüßt werde. Nur betrübe es ihn, daß England in seiner Unterstützung Polens hinter jenen grosen Männern Frankreichs zurückgeblieben sey, die sich dort an die Spitze gestellt, und für ihr Beispiel den Dank der civilisirten Welt verdienten. Er wies hiebei auf Lafayette, Casimir Perier und die andern hochherzigen Männer Frankreichs hin, die schon vor drei Monaten sich zu einer Gesellschaft vereinigten, nicht um die Polen durch festliche Gastgelage anzufeuern, sondern durch eine werkthätige Unterstützung dieses edeln unterdrückten Volkes. Der Name Lafayette's, des Patriarchen der Freiheit, sey allein hinreichend gewesen, die schönste und außerordentlichste Verbindung in's Leben zu rufen. Er schloß mit dem Toaste: „Lafayette und die Freunde Polens in Frankreich! Die französische Nation! Möge der Triumph der Freiheit, so edel errungen, in Friede vollendet, mit Glück verewigt werden!“ (Beifall.)

Der Graf Laborde dankte in französischer Sprache, indem er zugleich beklagte, daß die Regierung Frankreichs allzu furchtsam gewesen sey, den tapfern Polen, die sich erhoben, um aus einer abscheulichen und erniedrigenden Knechtschaft sich zu befreien, Beistand und Unterstützung zu reichen.

Hr. Hume sagte hierauf: „Alle Freunde der Freiheit in England müssen wünschen, den Polen beistehen zu können; aber während sie ihren Blick auf das Mißgeschick Polens würfen, dürften sie nicht vergessen, wie Viel sie zu Hause zu leiden haben. Während Polen unter einer verhaßten Herrschaft schmachtete, konnte man sagen, daß England frei gewesen? Ich scheue das Wort: „Intervention,“ da ich die daraus entspringenden Uebel gesehen habe. Ich wünsche in dem Augenblicke nicht, die Aufmerksamkeit der Engländer von ihren eigenen Angelegenheiten abzulenken. Wir sind selbst in einen Kampf verwickelt für unsere Rechte und Freiheiten, die von einer Oligarchie uns gestohlen worden, deren Herrschaft so viele Jahre auf England lastet. Alles Vertrauen hege ich, daß die Polen aus dem begonnenen Kampfe siegreich hervorgehen werden; denn ihr Sieg würde auch ein Sieg für England seyn, und unumwunden erkläre ich, daß die glorreiche und ewig unvergeßliche Revolution in Paris“ (Beifall), „der Kampf in Polen und Italiens Erhebung insgesammt England in den Stand setzen werden, sich aus der Dienstbarkeit voriger Jahrhunderte zu befreien, und einem verkehrten Regierungssystem ein Ende zu machen, das dieses Land im Angesichte Europa's entwürdigt hat. Nicht eher ist es uns möglich, für die Freiheit in fremden Ländern kräftig aufzutreten, bevor wir im Innern unsere eigenen Rechte erfochten.“ Seine Rede schloß mit dem Toaste: „Belgiens Glück und Unabhängigkeit!“ Hr. Behr, Sekretär der belgischen Gesandtschaft, dankte in französischer Sprache.

Endlich brachte O'Connell, der laut dazu aufgefordert wurde, seinen Toast „auf Italiens Glück und Unabhängigkeit“ aus, wobei er in sehr beredten Worten unter fortwährendem Beifalle durchführte, daß Italien von Rom abwärts groß und glücklich gewesen, so lange das demokratische Prinzip in den verschiedenen Republiken Italiens herrschend geblieben; dagegen sey es in Unmacht hingesunken von dem Augenblicke an, wo es sich der Oligarchie unterworfen. Mit Wärme sprach er auch von der Reform, und empfahl, die Minister durch Assoziationen, die sich über das ganze Land verbreiten sollten, zu unterstützen.

Signor Rosetti erstattete hierauf seinen Dank.

Hobhouse und die Parlamentsmitglieder entfernten sich jetzt, und Hr. Campbell nahm den Vorsitz an der Tafel ein, an welcher die herzlichste Fröhlichkeit, von Zeit zu Zeit durch Reden unterbrochen, den ganzen Abend herrschend blieb.

Einige Kuriositäten aus der grosen Kunst- und Gewerbausstellung in Brüssel im Sommer 1831.

(Fortsetzung.)

Unter den ostindisch-javanischen Kunstsachen zeichnete sich ein kleines Schiff aus, welches aus lauter Gewürznägelein zusammengesetzt und von einem Einwohner auf den molukkischen Inseln verfertigt war — ein gar merkwürdiges Stück. Recht hübsch war auch das Modell eines chinesischen Kriegsschiffs oder einer Jonque, doch sind nicht alle Jonquen Kriegsschiffe; meistens sind es gewöhnliche Fahrzeuge. — Ein Tableau oder Plateau stellte in Relief den Garten des vormaligen Kapitäns der Chinesen in Samarang vor, als Spiel für Kinder zu betrachten. Die javanischen, nicht japanischen, Kunstsachen füllten ein eigenes Zimmer, den Saal Nro. 10. Bloß von der Insel Java waren 157 Proben verschiedener Stoffe und Zeuge von Seide und von Baumwolle, andere von roher Seide und von roher Baumwolle, sechs Sorten Linnen von verschiedenen Pflanzen, die in Java einheimisch sind und womit man Versuche angestellt hat, Stoffe für Sacktuch und für Tauwerk daraus zu machen. Verschiedene Sorten Hanf von Java, Cheribon und andern Inseln, woraus Säcke dort gemacht werden; ein Sack aus der Rinde des Baums, der Tipplosan heißt. Vielerlei Matten und Strohgeflechte von seltenen Bäumen, wovon einige zu Segeln der dortigen Schiffe dienen. Ferner viel Hausgeräth, Holz- und Lederarbeiten, Waffen, Dolche, Säbel und Jagdmesser der Eingebornen. Ein gewisser Dolch von Bôgine heißt badi badi, eine andere Mordmaschine nennt man aui ani, eine Art von Dolchen heißt Ladat taten, eine andere Tilam opiet. Die Degenklingen werden von den Eingebornen bereits den europäischen Klingen ganz treu und gut nachgemacht und auch reich verziert und beblümt. Ein Manuskript von Tenger war auf Blättern der Lontarstaude geschrieben (wornach der Lontarzucker benannt ist). Ein Pflug und ein Grabscheit der Eingebornen war auch da. — Unter den sechserlei Proben von Landesprodukten waren 17 verschiedene Sorten Thee, davon fünf japanischen Ursprungs, fünf andere aus dem botanischen Garten der Regierung zu Buitenzorg, d. h. Sanssouci oder Ohnesorgen. Tabak von Japan und von Java, Wachslichter aus dem Baum Kondang von Passaroang und dgl. — Eine goldene Garnitur, ein goldnes Kästchen und eine silberne Schachtel, verfertigt auf der Insel Sumatra in der Residenz Padang. Zwei Gläser mit Cochenille, gesammelt in Buitenzorg von der Cochenille, welche die Regierung von Java aus Cadix nach dieser Insel verpflanzen ließ. Deux bocaux de cochenille, sagt der Katalog, also zwei Pokale voll, vermuthlich sind dort einheimische Becher oder Gläser gemeint. — Zwei Kästchen mit Thee, gesammelt in dem Park von Buitenzorg, wo dessen Kultur erst neuerlich durch den Generalkommissär des Königs in den ostindischen Besitzungen eingeführt ist. — Ein lackirtes Kästchen, enthaltend mehrere Proben von Pecco-Thee prima Sorte, zweite Sorte, Thee Souchon von verschiedenen Sorten u. s. w. — Mehrere Sorten Indigo, einige in Gestalt von Thürmen (tours), bereitet von den Eingebornen des Regierungsbezirks Limbangang aus der Pflanze Nila Kambangan vermittelst Kochens oder vielmehr Backens (par le moyen de cuisson). — Seide, gewonnen in der Niederlassung zu Krawang auf der Insel Java. Eine Ziegenhaut und ein Stück Büffelleder, ebendaselbst gegerbt. — Eine Probe von schwarzem Katjang, um damit die bekannte Soja oder Ketjap zu bereiten. Proben von Kastor oder Nüsse von der Palma Christi in Passaroang. Proben von Pfeffwurz aus dem botanischen Garten in Buitenzorg. Verschiedene Holzarten, Sapan- und Sandalholz, Vitriol, Harz, Saffior, Baumseife, Bintudu, Drachenblut oder Sandarach, Benjoin von Sumatra, Frisgarin, Sodasalz aus der Kalipflanze in Petalongang, Potasche aus dem Abfall von Zweigen und Stengeln der Indigopflanze — Eine Baumwollenmühle; Papier aus Soerakarta. Stücke Zeug oder Stoffe von Stroh, besetzt mit Blättern von der Staude Gebang oder Potjonk. Eine grose Matte von den dicken Blättern des Frandangbaums mit bunt kolorirten Blumen. Proben von sonderbaren Tauen und Stricken aus Büffelhaut, die besonders an den Segeln und dem Steuer der dort einheimischen Schiffe gebraucht werden. Seide aus Samarang, nach dem Urtheil Sachverständiger in Bengalen, China und England von sehr guter Qualität, gesammelt von Hrn. Bremner. — Schöne ostindische seidene Shawls, Tücher, die um den Kopf gebunden werden, blaue und auch rothe Roben mit Blumen von Macassar, andere mit Carreaux, einige mit goldenen Blumen, Guinquang oder Ranga, d. h. Gingham von der Insel Cheribon, eine blaue Paradedecke oder Pranat, ein Shawl aus Nankin, ein violet seidener Shawl mit goldenen Blumen von Tapara, weiß seidene Handschuhe, ein rother Damengürtel und fünf feine blaue Schürzen (slendang batik nilea und mera), Bänder zu Gürteln von Bantam, ein Galakleid der Grosen in Soerakarta, ein Mannsanzug und ein Kopftuch für diese Herren. Säcke aus der Pflanze Widjinan und aus der Staude Tedoe soero. Besonders merkwürdig war ein seidener Shawl, verfertigt aus den Erzeugnissen von dreißigtausend Würmern (trente mille vers, Seidenwürmer) Nro. 115, Seite 311.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 95. 5 April 1831.

Heinrich Brougham.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir hier nur seine im J. 1828 gehaltene Rede über eine Gesetzreform, die zwar im Zusammenhange steht mit seinen Berufsstudien und in manchem Betracht nicht allen Anforderungen der Rechtsgelehrten genügen mag, aber wie muß Dieß allein schon in Verwunderung setzen, daß er außer seinen Geschäften vor Gericht und im Parlament sich noch eine Aufgabe von so ungeheurem Umfang setzen konnte! Wie muß man über den unermüdlichen Fleiß eines Mannes erstaunen, der sich durch eine abschreckende Masse von Einzelnheiten hindurch arbeiten konnte, zu deren Vortrag allein er sechs Stunden im Unterhause brauchte! Und wie überrascht es, nach einer so verdrüßlichen und mühseligen Arbeit am Schlusse dieser Rede, die unstreitig zu den schönsten Erzeugnissen englischer Beredsamkeit gehört, den Genius Brougham's in seiner ganzen Erhabenheit noch ausstrahlen zu sehen! Es sey erlaubt, zugleich als eine Probe von Brougham's Rednergabe einen Theil dieser Peroration hier anzufügen, wenn anders eine Uebersetzung die Meisterhaftigkeit des Originales wieder zu geben wagen darf:

„Mögen mich die Minister unterstützen oder nicht; ich blicke auf das Haus mit fester Zuversicht, daß es jene unter seiner Aufsicht halten, und mir beistehen wird, indem es, wenn ich zu weit gehe, meinem Schritte Einhalt gebietet, wenn zu rasch, meiner Eile; jedenfalls aber mir geneigt und freundlich in dem besten und größesten Werke hilft, das die Hand des Gesetzgebers unternehmen kann. Die Bahn ist uns deutlich vorgezeichnet, der Lauf glorreich. In Eurer Hand liegt es, Euern Namen durch alle Zeiten fortleben zu lassen, im Glanz von Thaten, ruhmvoll und ersprießlich, wie noch keine in diesen Mauern vollbracht worden. Ihr sahet den größten Feldherrn dieses Jahrhunderts — den Eroberer Italiens — den Demüthiger Deutschlands — den Schrecken des Nordens — und für armselig dürft Ihr alle seine unvergleichlichen Siege rechnen gegen den Triumph, den Ihr Euch jetzt erringen könnt — Ihr sahet ihn den Wankelmuth des Glücks verachten, als er ihm zu Trotz das stolze Wort aussprechen konnte: „mit meinem Gesetzbuch in der Hand werde ich der Nachwelt entgegentreten.“ Ihr habt ihn auf dem Schlachtfelde besiegt, strebt jetzt sein Nebenbuhler zu werden in den heiligen Werken des Friedens. Entringt ihm die Palme des Gesetzgebers, wie Ihr ihm den Lorbeer der Waffen entrissen. Der Ruhm der Regentschaft wird verdunkelt werden durch den dauerhafteren und schönern Glanz des Königthums. Der Preis, der von schmiegsamen Höflingen unsern Edwarden und Heinrichen als den Justinianen ihrer Tage gereicht wurde, wird eine gerechte Zugabe zu dem Namen des Guten und Weisen für einen Monarchen werden, unter dessen Herrscherstabe ein so großes Werk wird in Erfüllung gehen. In Wahrheit, die Zepter sind zumeist beneidenswerth, die zu solchen Eroberungen, zu solcher Herrschaft Macht verleihen. Es war der Stolz des Augustus — es bildete einen Theil des Glanzes, in dem die Treulosigkeiten seiner frühern Jahre sich verlor — daß er ein Rom von Ziegelsteinen gefunden, und von Marmor hinterlassen habe; ein Lob, nicht unwürdig eines großen Fürsten, auf welches auch das gegenwärtige Königthum nicht ohne Anspruch ist. Aber um wie viel edler erst wird der Stolz unsers Monarchen seyn, wenn er sagen kann, daß er Gesetze theuer fand und sie wohlfeil hinterließ — daß er sie als ein versiegeltes Buch fand, und als lebendigen Buchstaben hinterließ — daß er sie fand als ein Eigenthum der Reichen und sie hinterließ als ein Erbstück den Armen — daß er sie fand als ein doppelschneidiges Schwert von Ränken und Gewaltthat, und hinterließ als einen Stab der Ehrlichkeit und als Schild der Unschuld. Mir, der ich oft über diese Gegenstände nachgedacht, schien es jederzeit eine würdigere Ehre, Euch in dieser hochwichtigen Angelegenheit anzufeuern, als alles Dessen mich zu erfreuen, was ein öffentliches Amt gewähren mag — ein öffentliches Amt, dessen Verleihung eine verdrüßliche Last, dessen Vortheile überflüssig für Den seyn würden, der wie seine übrigen fleißigen Mitbürger lieber mit eigener Hand für seine eigenen Bedürfnisse sorgt, und der in Betreff der Macht, die, wie man glaubt das Amt begleitet, ein halbes Jahrhundert gelebt hat, um zu sehen, wie oft Macht und Stelle genommen werden können. Nur eine Macht preise ich, die der Vorsprecher meiner Landsleute hier, und anderwärts ihr Mitarbeiter zu seyn in jenen Dingen, die die theuersten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechtes betreffen. Diese Macht, ich fühle es ganz, kann keine Regierung verleihen, kein Wechsel nehmen.“

Es ist vielleicht der Mühe werth, mit dieser höchst durchdachten und sorgfältig ausgearbeiteten Stelle, die einer Uebersetzung eines klassischen Griechen nicht unähnlich sieht, eine andere zu vergleichen, die den Schluß seiner in der ersten Nacht der gegenwärtigen Parlamentssitzung gehaltenen Rede über die politische Lage Englands bildete, die zwar nicht mit der erst angeführten in künst-

licher Ausarbeitung die Vergleichung aushält, aber von der natürlichen Kraft seiner Beredsamkeit als Probe gelten mag.

„Das Volk von England zieht eine beschränkte Monarchie vor, und mit ihr eine Aristokratie; denn diese ist die nothwendige Begleiterin einer beschränkten Monarchie. Das Volk von England ist ruhig, weil es seine Institutionen liebt. Ich wünsche alles Heil den Rechten des Volkes, und bin entschlossen bei diesen Rechten zu leben, da ich bereit bin mit ihnen und für sie unterzugehen, weil ich glaube, daß diese Rechte von dem Volke begriffen worden und seinem Charakter und seiner Gemüthsart angemessen sind. Beschränkte Monarchie und Aristokratie sind die zuverlässigsten Garantien für diese Rechte, und ich wenigstens wünsche keine Veränderung. Ich wünsche keine Umwälzung und bin überzeugt, ich spreche hierin die Gesinnung der großen Mehrheit des Volkes aus, das die Institutionen seines Landes liebt, das die Monarchie liebt, das die Aristokratie liebt, weil mit den Rechten und Freiheiten des Volkes selbst diese innig verwebt sind. Es hat eine feste Anhänglichkeit an unsre Regierungsform, und ich für meinen Theil erkläre feierlich, daß ich — wenn alles Dieß zu Grunde gehen müßte — unendlich lieber mit ihm zu Grunde gehen wollte, als es überleben, um auf seinen Trümmern die traurige Lehre von der Hinfälligkeit der besten menschlichen Institutionen zu lesen."

Es ist möglich, daß einige englischen Redner in den äußern Schönheiten der klassischen Literatur besser bewandert sind, als Brougham, aber keiner ist so ganz und gar durchdrungen von ihrer prachtvollen und glänzenden Philosophie, die den kostbarsten Edelstein in jener reichen Schatzkammer bilden, die uns längst vergangene Jahrhunderte hinterlassen haben. Brougham ahmt weder die reine und saubergeglättete, obgleich oft etwas höfische Sprache des Tullius nach, noch haben seine Reden (obgleich sie, wie aus dem zuerst angeführten Beispiele zu bemerken war, öfters einen dergleichen Zuschnitt verrathen) die geründete Form der griechischen Redner; doch fehlen ihm nicht die logische Festigkeit Cicero's, noch die furchtbar losschlagenden Ausfälle der Griechen. Ueberdieß weiß keiner der Redner in und außer dem Hause der Gemeinen, die gang und gäb gewordene Wissenschaft unsrer Zeit so zu benützen, und wenn man die politische Farbe und Wichtigkeit seiner Reden sich hinwegdenken will; so finden sich unter denselben einige, die man als bewunderungswürdige Vorträge über Philosophie, Literatur und Kunst betrachten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Beechey's Entdeckungsreise.

(Fortsetzung.)

Nachdem Kapitän Beechey die Osterinsel verlassen, und den Ducie- und Elisabethinseln, welche beide unbewohnt sind, einen flüchtigen Besuch abgestattet hatte, ging es nach Pitcairn Eiland, wo der alte Adams, der Letzte, der sich von der unglücklichen Mannschaft der Bounty noch am Leben befand, das Interesse der englischen Seefahrer längere Zeit festhielt. Kaum hatten sie sich vor Anker gelegt, als statt eines Kanots ein Boot erschien, das, wie man sich gleich vorstellte, den alten Adams und seine junge Mannschaft brachte. Sie kamen nicht eher an Bord, als bis man ihnen förmlich die Erlaubniß ertheilte; dann sprangen sie hinauf, und schüttelten jedem Offizier mit dem Ausdruck ungeheuchelter Freude die Hand. Adams, obgleich ein Fünfundsechziger, und von ansehnlicher Beleibtheit, war für sein Alter noch ungewöhnlich kräftig und rüstig. Er trug Seemanns Hemd und Hosen, und einen niedern Hut, den er instinktmäßig in der Hand behielt, bis man ihn denselben aufsetzen hieß. Diese seemännische Haltung blieb ihm auch nachher, indem nie ein Offizier ihn anredete, ohne daß er den Hut abzog, und mit der Hand über seine kahle Stirn fuhr. Es war seit der Meuterei das erste Mal, daß er sich wieder an Bord eines Kriegsschiffs sah, und der Eindruck der Scenen, zu denen sein Geist natürlich zurückkehrte, konnte nicht anders als eine augenblickliche Verlegenheit in ihm erregen, die sich wohl durch die Vertraulichkeit noch steigerte, mit welcher Personen von einer höhern Klasse, als sein gewöhnlicher Umgang, ihn behandelten. Für seine Sicherheit fürchtete er nichts, denn er hatte zu viel Beweise des Wohlwollens von Seite der britischen Regierung wie Einzelner bekommen, als daß ihm ein solcher Gedanke hätte aufsteigen mögen. Nach einem Schreiben aus dieser Insel vom 19 März v. J. ist Adams seither gestorben. Der Verfasser des Briefs, ein Mann, der sich auf Pitcairn Eiland niederließ, um mit einem Andern die religiöse Pflege der Einwohner zu übernehmen, gedenkt darin mit Dank der Ankunft von Geräthschaften, Kleidungsstücken und andern Artikeln, welche die Regierung den Insulanern durch das Schiff Seringapatam schickte. Durch den Missionär Nott hatten sie erfahren, daß man in England vor einem oder zwei Jahren sie nach Taheiti oder einer der Freundschaftsinseln überzusiedeln beabsichtigte; dieser Plan scheine jetzt aufgegeben, worüber sie sich sehr freuten, da sie mit ihrer kleinen Insel sehr zufrieden wären, und sie nicht gerne verlassen möchten. Damit scheint Beechey's Bericht nicht ganz übereinzustimmen, nach welchem die Unterhaltung mit Fremden und das Lesen von Reisebeschreibungen, die von Zeit zu Zeit zu ihnen gelangten, in vielen den Wunsch hervorgerufen hätte, ihre nur zwei Meilen lange Insel mit einem geräumigeren Aufenthaltsort zu vertauschen; „doch," setzt Beechey hinzu, „ihre Anhänglichkeit an einander und an den vaterländischen Boden erlaubte ihnen nicht, einzeln sich zu entfernen." Adams starb am 5 März 1829 nach einer kurzen Krankheit, sein Weib überlebte ihn nur wenige Monate. Georg Adams hatte Polly Young, und Georg Nobbs Sarah Christian (die Tochter des Anführers bei dem Aufruhr) geheirathet; Robert und Edward Young und Mary Christian waren noch ledig. Wir bemerken diese Einzelnheiten, weil das Schicksal der Abkömmlinge jener durch die Rache des Gesetzes auf allen Meeren verfolgten Meuterer, denen Lord Byron sein schönes Gedicht „die Insel" weihte, manche Leser auch außer England interessiren dürfte. Die Bevölkerung der Kolonie von Pitcairn Eiland bestand aus sechsundsechzig Personen, als Kapitän Beechey daselbst war und man kann seine rührende Schilderung des Abschieds von diesen einfachen unverdorbenen Naturkindern nicht lesen, ohne daß man wünscht, es möchte der Verkehr mit der Welt, der ihnen so viele Freude zu machen scheint, nie ihren innern Frieden stören.

Auf den Gambierinseln waren die Einwohner höchst zudringlich und diebisch. Nach einem unangenehmen Auftritt mit denselben

kam Abends Niemand an Bord; aber kaum graute der Morgen, als ein Insulaner in einem kleinen Katamaran auf das Schiff zuruderte. Er war völlig nackt und hatte Nichts auf seinem Floß als eine Stange und ein Ruder. Erst nach langem Besinnen, und nicht eher als man ihm in taheitischer Sprache wiederholt zurief, man sey gut Freund, wagte er sich in die Nähe. Nach einer fernern kleinen Ueberlegung band er sein Floß mittelst eines Stricks, den man ihm hinabließ, am Schiff fest, und endlich, indem er die Leiter bei jeder Sprosse sorgfältig probirte, stieg er hinan. Seine Ueberraschung als er das Verdeck erreichte, war über alle Maßen; er tanzte, hüpfte und warf sich in alle mögliche Stellungen, schreiend und singend; er redete Jedermann an, ohne daran zu denken, daß man seine Sprache nicht verstand, und seine Augen liefen in beständiger Thätigkeit von Gegenstand zu Gegenstand. Man bot ihm mehrere Geschenke, die er sehr bereitwillig annahm, und nachdem er sich so der freundlichen Gesinnung des Schiffsvolks überzeugt hatte, eilte er zurück zu seinen Kameraden an der Küste, die ihn dort in großer Anzahl erwarteten. Da seine Botschaft günstig lautete, so stießen im Augenblick mehrere Katamaran's ab, und fuhren nach dem Schiff. Ihre Art der Begrüßung verdient beschrieben zu werden. Die Lippen werden zwischen den Zähnen eingepreßt, die Nasenlöcher aufgerissen, und die Backen aufgeblasen; hat man sich so in Fassung gesetzt, so wird das Gesicht vorwärts bewegt, die Nasen der sich Bewillkommnenden begegnen sich, und die Ceremonie schließt mit einer herzlichen Aneinanderreibung, wozu noch ein heftiges Schreien oder Grunzen gehört, dessen Tonleiter durch den Grad der Brünstigkeit der Gefühle bedingt ist. So gut aber Anfangs Alles ging, so nöthigte doch die Habsucht der Eingebornen bald den Kapitän, den Verkehr zu unterbrechen. Einer der Gäste hatte besonders einen kleinen Dachshund liebgewonnen, so daß er ihn um Alles in der Welt gern mitgenommen hätte, woran man ihn nur mit Mühe hinderte. Dieser und ein großer Newfoundländer leisteten indeß dem Kapitän bessere Dienste, um das Verdeck sauber zu halten, als die an die Schiffsleitern postirten Schildwachen, deren Wachsamkeit jene auf alle Art zu täuschen suchten. Die Thiere faßten nämlich einen solchen Widerwillen gegen die ungezogenen Wilden, daß sie keinen mehr heraufließen, und die Eingebornen, die nie Hunde gesehen, empfanden vor ihnen einen so ungemeinen Respekt, daß sie sich nun nicht mehr in ihre Nähe getrauten. *)

*) Sie nannten den Hund boa, ein Wort, welches in der taheitischen Sprache eigentlich Schwein bedeutet. Bei der Armuth ihres Landes an Thieren bezeichnen sie mit diesem Namen auch andere Thiere, wie den Ochsen und das Pferd, welches letztere bei ihnen boa-afae-taata d. h. menschentragendes Schwein heißt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage der russischen Armee in Polen.

Wenn man den Bewegungen des russischen Heeres von seinem Uebergang über den Bug bis auf das Schlachtfeld von Grochow und in seine gegenwärtige Stellung folgt, so muß man zugeben, daß der ursprüngliche Plan des Feldzuges durchaus fehlgeschlagen ist, und einsehen, daß die gegenwärtige Lage des russischen Heeres nichts weniger als vortheilhaft seyn kann.

Ein Blick auf die Carte zeigt, daß die Weichsel Warschau in zwei Theile schneidet. Die Vorstadt Praga liegt auf dem rechten Ufer, die Hauptstadt, die bloß durch die neu aufgeworfenen Verschanzungen gedeckt ist, auf dem linken. Nördlich von Warschau, in einer Entfernung von ungefähr acht Meilen, ergießt sich der Bug in die Weichsel auf der Seite des rechten Ufers; hier an seiner Einmündung liegt die Festung Modlin. Geht man von dieser aus den Bug wieder aufwärts, so sieht man, daß er sich in einem Bogen östlich und in bedeutender Entfernung von Warschau krümmt, bis nach Nur hin; von da aus wendet er sich gegen Süden, und bezeichnet parallel laufend mit der Weichsel die Gränze Polens und des russischen Reiches auf einer Strecke von ungefähr 50 Meilen.

Der Raum nun zwischen dem Bug und der Weichsel war von dem Grafen Diebitsch zu seinem Operationsplane ausersehen, der nur durch die größtmögliche Geschwindigkeit der Ausführung gelingen konnte. Hiezu bedurfte es vorzüglich einer andauernd starken Kälte, durch welche die Bewegungen der Kavallerie und Artillerie erleichtert und ein Uebergang über das Eis der Weichsel möglich wurde. Die milde Witterung in der ersten Hälfte des Februars führte das Aufthauen sechs Wochen früher, als gewöhnlich herbei.

Allem Anschein nach lag es in dem Plane des russischen Feldherrn, zu gleicher Zeit auf Warschau einen dreifachen Angriff auszuführen. Das Hauptkorps sollte geradezu auf Warschau losgehen und in geringer Entfernung vor der Hauptstadt sich aufstellen, während der rechte Flügel des Heeres zwischen Warschau und Modlin über die Weichsel ging und Warschau von Norden her auf dem linken Ufer bedrohte. Zu gleicher Zeit hatte Diebitsch zu seiner Linken ein Korps von 10 bis 12.000 Kosaken entsendet, die von sechs- bis achttausend Mann Linientruppen unterstützt von Süden her über Radom auf Warschau losgehen sollten, nachdem sie bei Pulawy über die Weichsel gesetzt. Inzwischen konnte Diebitsch hoffen, die Polen auf Praga zurückwerfen und nach bewerkstelligten Uebergängen mit seiner überlegenen Macht von drei Seiten einschließen zu können.

In diesem Plane lag vielleicht weniger Kühnheit als unbesonnene Verachtung der moralischen Kraft des Volkes; so wie der Feldherr dabei auf einen äußerst wankelmüthigen Bundesgenossen — die Witterung — ein allzu unbedingtes Vertrauen gesetzt zu haben scheint. Die patriotische Begeisterung und das Thauwetter wurden Hindernisse, die, nicht in die Berechnung aufgenommen, den ganzen Plan scheitern machten.

Das Thauwetter fiel, wie es scheint, früher ein, als die vorbereitenden Manöver alle ausgeführet werden konnten; der rechte Flügel, der einen sehr weiten Umweg zu machen hatte, blieb allzusehr zurück, und der linke, der auf einer kürzeren Linie schneller an die Weichsel gelangte, wagte seinen Uebergang nicht zu bewerkstelligen, ohne der Mitwirkung der übrigen Armeekorps versichert zu seyn. Es war natürlich, daß die Truppen in einem Lande, das bei eingetretenem Thauwetter aus bodenlosem Sumpf und Sand besteht, das von unzähligen Flüssen und Bächen durchschnitten ist, und nur eine einzige gangbare Straße besitzt, die von Praga nach Theresypol über den Bug führt, auf unüberwindliche Hindernisse stoßen mußten. Diebitsch mußte daher unverzüglich seinen ursprünglichen Plan aufgeben, so viel als möglich von seiner Heeresmacht vor Praga zusammenziehen und hier durch überlegene Macht den Feind mit Einem Schlage zu erdrücken suchen.

Dagegen schienen die Polen ihrerseits eingesehen zu haben, wie viel darauf ankam, sich nicht auf Praga zurückwerfen zu lassen. Es konnte ihnen nicht unbekannt seyn, daß Suwarow im Jahre 1796 hier ihre tapferen Vorgänger niedermetzelte, nachdem er die Position von Praga durch einen dreifachen Angriff erzwungen hatte, den Diebitsch nachahmen zu wollen schien. Hieraus erklärt sich wohl auch die Hartnäckigkeit des Kampfes, der sich auf einem Umkreis von zwei bis vier Meilen um Praga her entspann. Die unsterblichen Thaten des polnischen Heldenmuthes in den glorreichen Tagen zu Ende Februars sind bekannt. Die Polen konnten sich unbedenklich auf das linke Weichselufer zurückziehen, nachdem sie ihren Feind in einem dreitägigen Gefechte mörderischer Gegenwehr so übel zugerichtet und ermüdet hatten, daß sie von seiner Verfolgung oder erneuertem Angriffe nichts mehr zu fürchten brauchten. Wirklich führten sie auch ihren Uebergang aus, ohne von dem Feind ungeachtet seiner Ueberlegenheit beunruhigt zu werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die gegenwärtige Lage des russischen Heeres.

Wenn der Kriegsschauplatz in Bayern, Würtemberg oder Sachsen wäre, in jenen fruchtbaren und reichen Gegenden, auf deren Boden gewöhnlich Europa's Schlachten ausgefochten werden, in Gegenden, die von guten Straßen durchschnitten, wo die Kommunikationen leicht und regelmäßig sind; so würden die streitenden Armeen unbedenklich ihre Bewegungen erneuern können, sicher, daß ihre Zufuhren ihnen folgen und sie selbst überall Lebensmittel für Menschen und Pferde antreffen würden. Nicht so in Polen und besonders auf dem rechten Weichselufer, auf dem sich unermeßliche Sümpfe, und die meisten Seen befinden, von denen das Land bedeckt ist. Zum Beweis hievon nehme man den nach Quadratmorgen berechneten Flächenraum, der von Seen und Sümpfen eingenommen wird.

	Seen.	Sümpfe.
In der Wajewodschaft von Augustow, wo die russische Armee eindrang:	28,530 M.	71,340 M.
In der Wojewodschaft Plozk, wo man gegenwärtig manövrirt	1680 M.	20,550 M.
In der Wojewodschaft Warschau, wo die Schlachten Ende Februars geliefert wurden	2,280 M.	8,550 M.

Die Wojewodschaft von Augustow, Plozk und Podlachien, wo gegenwärtig die russische Armee ihre Stellung hat, sind überdieß eben wegen ihres Sumpfbodens die am Wenigsten fruchtbaren und bevölkerten. Eben so ist die Wojewodschaft Warschau beschaffen, die auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegen ist und sich bis an den Bug erstreckt.

Die russische Armee hat demnach 60 bis 80 Meilen von Bialystok und Grodno, wo ihre Hauptmagazine sind, in einem Lande ohne fahrbare Wege, wo man oft auf vier bis fünf Meilen nur einem elenden Dorf begegnet, auf einem durch das Thauwetter bodenlos gewordenen Terrain, mitten unter einer feindlichen Bevölkerung, eine Stellung eingenommen, um ihre Verluste wieder zu ergänzen und sich von ungeheuern Anstrengungen zu erholen. Angenommen, daß Zwischendepots von Lebensmitteln und Futter angelegt sind, denen sich das Heer auf etwa fünf Tagmärsche genähert hat, so wird man doch ein ungeheueres Material nothwendig haben, um den täglichen Bedarf herbeizuschaffen.

Man giebt die Gesammtmacht des russischen Heeres auf 200,000 Mann an, worunter man, ist diese Zahl richtig, verhältnißmäßig 20,000 Mann Kavallerie rechnen kann. Wenn man den täglichen Bedarf eines Menschen auf 2 Pfund Mehl oder andere mehlhaltige Früchte und auf ein halb Pfund eine Quart Branntwein anschlägt, ohne welchen der russische Soldat nicht fechten kann, so beträgt das Gewicht der Lebensmittel für 200,000 Mann auf einen einzigen Tag 5000 Zentner, also auf 5 Tage 25,000 Zentner, zu deren Transporten 1250 Proviantwagen oder vierspännige Fuhrwerke erforderlich sind. Eben so viele braucht man, die leer zurückkehren. Es sind also im Ganzen 2500 Wagen und 10,000 Pferde zu diesem Dienste nothwendig.

Der Futterbedarf für die Pferde bietet noch größere Schwierigkeiten dar. Abgesehen von den 20,000 Pferden der Reiterei und den 10,000 Pferden für das Gepäcke sind zum Fortschaffen von 400 Stücken Geschütz und 400 Munitionswagen wenigstens 5000 Pferde nöthig; hiezu kommen noch gegen 5000 Pferde für den Generalstab, für das Gepäck bei dem Fußvolk, die Feldapotheken u. s. w., endlich 15,000 Zugpferde, um die 4 bis 5000 Wagen zum Transport der Lebensmittel zu führen; so daß also gegen 50,000 Pferde zu unterhalten wären. Jedes Pferd verzehrt Tag für Tag wenigstens 18 Pfund Heu oder Haber, was also 9000 Zentner auf einen Tag und 45,000 Zentner auf fünf Tage geben würde, zu deren Transport man 2250 Wagen und eben so viel leere rückwärts, also im Ganzen 4500 Wagen bedürfte.

Denkt man sich hiezu, daß die ohnehin schlechten Wege noch durch die tägliche Bewegung von 7000 mit Lebensmitteln für das Heer belasteten Fuhrwagen bodenlos, und durch Streifkorps und die feindliche Bevölkerung unsicher gemacht werden; so ist es nicht wohl begreiflich, wie Diebitsch diese Stellung lange wird behaupten können. Neue Verstärkungen, die man ihm nachsendet, würden seine Verlegenheit nur vermehren. Es bleibt also nur ein Rückzug auf das russische Gebiet übrig, um die bessere Jahreszeit abzuwarten, oder ein unverzüglicher Uebergang über die Weichsel in der Gegend von Plozk oder Pulawy, wodurch er zwar auf dem linken Weichselufer einen sandigen und ergiebigen Boden finden wird, der aber wahrscheinlich durch das polnische Heer selbst nicht wenig erschöpft ist; auch dürfte er den Uebergang nicht ohne bedeutende Verluste erzwingen und dann erst einen nicht minder furchtbaren Widerstand als vor Praga zu bekämpfen haben.

Vermischte Nachrichten.

Der portugiesische Historiker Damian de Goes erzählt in seiner Chronico do Principe D. Joao, daß auf der kleinen Insel Corvo, der nördlichsten der Azoren, die damals Ilha do marco hieß, weil ihre Höhe als Seemark diente, ein altes Monument gefunden worden sey. Auf dem nordöstlichen Gipfel des Berges stand die Bildsäule eines Mannes zu Pferd, in einem Gewand, das einem maurischen Mantel ähnlich war, sein Haupt unbedeckt, seine linke Hand auf der Mähne des Pferdes ruhend, seine Rechte nach Westen deutend. Das Bildwerk und das Piedestal waren aus dem Felsen gehauen. König Emanuel ließ durch einen gewissen Duarte Darmas eine Zeichnung von der Statue entwerfen, die er so interessant fand, daß er eine Person aus Oporto mit den gehörigen Werkzeugen hinschickte, um das Monument nach Lisbon bringen zu lassen. Allein er brachte nur den Kopf und den rechten Arm des Mannes, und den Kopf und einen Fuß des Pferdes mit sich, und erklärte, daß die Bildsäule durch die Stürme des letzten Winters niedergeworfen und zerbrochen worden. Die Wahrheit war, sagt Damian de Goes, daß er sie bei einem ungeschickten Versuch, sie wegzubringen, zerbrochen hatte. Die Fragmente blieben einige Zeit im Palaste und verschwanden später. Im Jahre 1529 besuchte Pero da Fonseca, der durch Erbschaft in den Besitz von Corvo gekommen war, die Insel, und da er von den Eingebornen hörte, daß an dem Platze, wo die Bildsäule gestanden, Buchstaben in den Felsen gehauen seyen, so befahl er, mit Stricken Jemand vom Gipfel an der Seite des Abhangs hinabzulassen, um die Inschrift in Wachs abdrucken zu können. Dieß war jedoch fruchtlos; denn entweder waren die Buchstaben zu sehr erloschen, oder die Anwesenden zu unwissend, um zu erkennen, in welcher Schrift die Worte geschrieben waren. Es wäre zu wünschen, daß ein Reisender, der die Azoren bereiset, die Spuren dieser Inschrift und der Statue untersuchte.

Die französische Regierung hat die zum Druck des Journal des Savans bestimmten Fonds unterdrückt, so daß es aufhören wird, sobald die noch schuldigen Hefte vom November und Dezember erschienen seyn werden. Es ist unbegreiflich, daß ein civilisirter Staat einen solchen Akt begehen und das beste gelehrte Blatt von Europa wegen einiger 1000 Franken fortzusetzen sich weigern konnte. Die Kommission des Journals hat sich erboten, es umsonst fortzusetzen; allein es ist zweifelhaft, ob es geschehen wird und kann. Die alte Gesellschaft des Globe will wieder ein literarisches Journal stiften, in der Art des Globe, wie er zuerst erschien, und ist im Begriff, dazu das Lycée zu kaufen, ein schlechtes wöchentliches Journal für die Schulen. Im Uebrigen ist ein vollkommener Stillstand in der Literatur, nicht sowohl wegen Mangel an Interesse von Seite des Publikums, als weil der größte Theil der Buchhändler banquerot ist, und die übrigen nicht drucken wollen, weil sie den Detail-Buchhändlern keinen Kredit geben können. In Nichts ist so wahnsinnig spekulirt worden, als in Büchern; das große Vermögen, das einige Modebuchhändler in wenigen Jahren gesammelt hatten, lockte eine Menge von Leuten ohne Vermögen, die sich hinlänglich Kredit zu verschaffen wußten, um Ausgaben von Voltaire, Rousseau, Diderot, Prevost, Laharpe rc. zu drucken; wenn die Bücher sich verkauften, so ging es zu immer größeren, ungewisseren und hohleren Spekulationen. Die Bücher wurden zu Preisen verschleudert, zu denen sie nicht gedruckt werden konnten, aber der Markt war überfüllt, und man mußte um jeden Preis losschlagen. Daher wurde seit zwei Jahren Paris auf einmal mit Librairies au rabais angefüllt, wo man auf allen Seiten neue, schöngedruckte und werthlose Bücher um einen Spottpreis weggab. Die Revolution kam dazu. Niemand wollte mehr kaufen, wie niedrig auch die Preise seyn mochten, und die Seifenblase platzte. Einige erschossen sich, andere gingen in's Gefängniß, und fast Alle brachten eine Menge Familien in's Elend. Leute, die nicht 2000 Franken besaßen, erklärten Banquerotte von 600,000 Franken. Die alten Häuser haben sich erhalten, und die Literatur wird sich wohl in einiger Zeit wieder heben, aber für den Augenblick kann Nichts erscheinen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 96. 6 April 1831.

Beechey's Entdeckungsreise.

(Fortsetzung.)

Kapitän Beechey, der nun mitten in den Archipeln des stillen Ozeans schiffte, bekam mit Aufnahme und Untersuchung von Inseln vollauf zu thun. Die meisten derselben sind von Korallen gebaut, und haben in der Mitte eine große Lagune, welche eine aus unergründlichen Tiefen aufsteigende Korallenwand vom Meere trennt. Man trifft zwar hin und wieder einige Kokosnußbäume; doch ist der Fischfang die Hauptnahrungsquelle der Eingebornen.

Auf Byam Martin Eiland fand Beechey zu seiner angenehmen Ueberraschung, daß der Eifer der taheitischen Missionäre das Christenthum eingeführt hatte. Die Leute wiesen ihnen ihre Bibeln und Gesangbücher, die in taheitischer Sprache gedruckt waren, ihre Bleistifte und Schreibmaterialien; einige Mädchen sangen geistliche Lieder, und das ganze Völklein legte eine sehr erbauliche Verehrung für die heilige Schrift an den Tag. Das schnelle Fortschreiten der Bewohner Australiens auf der Bahn der Gesittung, nachdem sie kaum noch in der tiefsten Nacht der Barbarei wandelten, ist erstaunenswerth. Wirklich scheint der Kannibalismus unter ihnen ziemlich allgemein gewesen zu seyn. Der Dolmetscher des Dart, einer Brigg im Dienst der australischen Perlenfischereikompagnie, theilte in dieser Beziehung mehrere interessante Einzelnheiten aus dem Munde des Häuptlings der Bogeninsel (Bow Island) mit. Nach dessen Geständniß hatte man dort vor nicht langer Zeit dem Kannibalismus entsagt, und der Mann selbst wohnte noch mehreren Mahlzeiten von Menschenfleisch bei, über deren Vortrefflichkeit, besonders wenn das Fleisch von Weibern herrührte, er sich mit einer Beredsamkeit verbreitete, wobei ein gräßlich thierischer Ausdruck seine Züge belebte. Wie er jedoch versicherte, traf dieses Schicksal bloß im Gefecht erschlagene Feinde, oder überhaupt Personen, die eines gewaltsamen Todes starben, und Mörder. Die letztern, mochten sie sich rechtfertigen oder nicht, wurden getödtet und mit ihren Opfern verzehrt. Noch jetzt haben sie eine große Liebhaberei für rohes Fleisch, was nur ein Schritt zum Kannibalismus ist; kommt ein Fahrzeug mit Fischen nach dem Dorf, so fallen die Männer, noch ehe man es an's Ufer gezogen, schon über den Inhalt her, und speisen die Fische bis auf Knochen und Gräten auf, und die Weiber, denen das Geschäft des Ausladens obliegt, ermangeln nicht, indem sie die Portionen in kleine Haufen legen, ihren Antheil zwischen die Zähne zu stecken. Eine Spur von Menschlichkeit zeigt sich darin, daß sie den Thieren, um sie nicht lange leiden zu lassen, gleich den Kopf entzwei beißen; auch spülen sie, des Gesetzes der Reinlichkeit eingedenk, immer sorgfältig nach diesem ekelhaften Schmaus den Mund aus. Ein anderer Beweis von der ungeheuren Barbarei der Australier war der Zustand von Sklaverei, in welchem das schwächere Geschlecht seufzte. Nicht nur daß die Vielweiberei überall herrschte, sondern die Weiber galten gleichsam für Wesen geringerer Art, sie bekamen schlechtere Kost, mußten die härtesten Arbeiten verrichten, und der tyrannische Gatte erlaubt sich nicht selten gegen sie die gröbsten körperlichen Mißhandlungen. Es begreift sich, daß von jenem Zauber der Reize, der anderswo dieses Geschlecht auszeichnet, hier Wenig oder gar Nichts übrig blieb.

Der Aufenthalt auf Taheiti gehört noch immer zu den genußreichsten Partien des stillen Ozeans. Schon der Anblick dieser Insel bildet einen auffallenden lieblichen Kontrast gegen die einförmige Erscheinung der Korallenformationen, und die reichen Hülfsquellen der Erholung, welche sie den müden Seefahrern darbietet, verstärken diesen angenehmen Eindruck. Auch der Charakter der Eingebornen hat für die Fremden viel Freundliches und Ansprechendes; gegenwärtig übrigens, wo sie eine Art Mittelstufe zwischen Barbarei und Civilisation einnehmen, ist es etwas schwieriger geworden mit ihnen umzugehen. Kapitän Beechey ließ sich mit seinen Offizieren der Königin Regentin vorstellen, die ihn sehr gut aufnahm; er ergänzte hier seine Vorräthe, und benützte die Gesundheit des Klima's für seine Kranken. Während ihrer Anwesenheit langte ein neuseeländer Wallfischfänger mit einer Anzahl Eingeborner von dort an, denen der Schiffer zur Unterhaltung erlaubte ihren Kriegstanz aufzuführen. Als die Arbeit des Tages vorüber war, versammelte sich die Ballgesellschaft vor dem Hause des Konsuls, und die Taheitier, begierig, die Tänze anderer Völker mit den ihrigen zu vergleichen, wohnten dem Schauspiel zahlreich bei. Die Darstellung fand bei Fackellicht Statt. Die Tänzer, ihren Befehlshaber an der Spitze, der ihre Bewegungen leitete, stellten sich in einer Linie auf. Diese Bewegungen, obgleich sehr mannigfaltig, gingen alle mit großer Taktfestigkeit vor sich. Zuerst stampften sie auf den Boden, und schlugen die flachen Hände etwa eine Minute lang auf die Schenkel, alsdann ließen sie ihren Körper eine Menge Windungen durchmachen, verdrehten den Kopf, heulten grimmig, stießen alle möglichen Verwünschungen und Flüche gegen den Feind aus, als

ob sie ihn zum Kampf herausforderten, und nachdem sie sich so zuletzt bis zur völligen Raserei gesteigert, stürzten sie unter einem gellenden Schlachtruf in's Handgemenge, welches in der Wirklichkeit furchtbar genug anzuschauen seyn mag; die Wirkung auf die friedlichen Taheitier wenigstens war so, daß, ehe noch die Streitscene anfing, viele wegrannten, und ohne Zweifel sich glücklich priesen, daß eine so weite Wasserfläche zwischen ihnen und Neuseeland lag. Ein Triumphgesang über die erschlagenen Feinde beschloß das unbeschreibliche Ganze. Von dem Wallfischjäger erfuhr man, daß der in England erzogene Häuptling Shongi seine dadurch erworbene Ueberlegenheit benützte, grausame Verwüstungen unter seinen Landsleuten anzurichten. Die Künste der Civilisation sind für den Wilden, was Waffen für Kinder sind, ein stets bedenkliches Geschenk, das sich leicht in seinen Händen in ein Mordwerkzeug verwandelt!

Von Taheiti segelte Beechey nach den Sandwichinseln. Die Ueberfahrt war so schnell, daß ihnen der Unterschied zwischen beiden Gegenden um so außerordentlicher vorkam. In Woahu sucht das Auge umsonst jene grünen schattigen Wälder, welche die taheitische Küste umgürten. Alles hat ein ödes und unfruchtbares Ansehen, und nicht eher, als bis man die Höhen erreicht und die ausgedehnten Taropflanzungen gewahrt, welche jedes Thal füllen, können Fremde sich's erklären, warum man diese Insel den Garten des Sandwicharchipels nennt. Nicht minder auffallend ist der Unterschied zwischen den Eingebornen von Woahu und Taheiti. Immer ausgesetzt der Sonne haben ihre dunklen Gesichter in ihren Zügen einen groben und selbst wilden Ausdruck, der auf den ersten Anblick abstößt; aber bald vergißt man Dieß und die Männlichkeit ihres Wesens flößt eine Achtung ein, welche die verweichlichten Taheitier nicht zu erregen im Stande sind.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Brougham.

(Fortsetzung.)

Wenn der Redner, wie oben gesagt, den Grund seiner Rede auf der breitesten Unterlage der Philosophie und in der innersten Tiefe der Vernunft befestigt hat, überblickt er gleichsam noch ein Mal den Bau, legt Winkelmaß und Richtscheit an und erprobt mit einem Riesenstoß die Festigkeit des Werkes. Dann, nachdem er den Verstand des Hauses und der Zuschauer in die Bande seiner Argumente verstrickt hat, die sie weder zerreißen können noch mögen, beginnt er auf seinen Grundpfeilern das Gewölbe aufzuthürmen — er scheint an Gestalt und Stimme zu wachsen; aus den verborgensten Tiefen ruft er die Leidenschaften herauf, überwältigt und erschüttert er die, offenen Mundes staunenden Mitglieder, das wiederhallende Haus. Jene Stimme, die zuerst so sanft und demüthig war, schwillt zum betäubenden Donner und entschiedenen Getöse des sturmbewegten Meeres an; jene Gestalt, die Anfangs unter ihrem eigenen Gewicht einzubrechen drohte, erscheint jetzt wie mit stählernen Sennen und aus Erz gegossen, unsterblich und unwandelbar wie die Wahrheiten, die sie in ihrer ruhigeren Stimmung ausgesprochen; dieses Antlitz, vorhin blaß und kalt wie Stein, belebt sich und flammt in jedem Zuge auf, und diese Augen, die beim Beginn der Rede ihre blauen ruhigen Scheiben auf Euch gerichtet hielten, als wollten sie um Nachsicht und Vergebung bitten, sprühen jetzt ihr Meteorfeuer aus, bis Jeder, auf den sie strahlen, in Bewunderung entbrannt ist und in den Männern aller Parteien heimlich im Herzen der Wunsch rege wird: Wäre er doch Einer der Unsrigen! So schließt der zweite — der leidenschaftliche oder deklamatorische Theil seiner Rede.

Ist er nun auf den Punkt gelangt, welchen man für den höchsten Gipfel, den eine so gewaltige Beredsamkeit erreichen kann, halten möchte, und steht er nun da und blickt um sich her, als wollte er die staunende Verehrung sehen und belächeln, die er so unverweigerlich geboten hat, so sinkt seine Gestalt auf ein Mal und krümmt sich wieder zusammen; seine Stimme fällt bis zum leisesten Gewisper herab, das einem Menschen möglich ist. Diese seltsame Kadenz oder vielmehr diese hinsterbende Abnahme des Ausdruckes, der Geberden und der Stimme, diese leisen, feierlichen und flüsternden Worte, die jedoch bis zur kleinsten Silbe noch deutlich hörbar sind, machen eine wunderbare und unwiderstehliche Wirkung. Dieser bescheidene Blick, diese demüthigen Töne aber sind durchaus nicht die Folge von einer Erschöpfung des Redners oder der Rede; sie bilden gleichsam nur eine begütigende und einschmeichelnde Anrede an seine Gegner, als wäre sich der Redner plötzlich bewußt geworden, daß er zu weit gegangen. Dieses Zusammensinken der Gestalt deutet nicht auf Schwäche, dieses Hinschwinden der Stimme nicht auf Furcht oder Demuth: so krümmt sich der Ringer zusammen, um desto unwiderstehlicher seinen Gegner zu fassen — so duckt sich der Tiger, um mit desto furchtbarerer Sicherheit seine Beute zu packen — es ist das Zeichen, daß Brougham seine ganze Rüstung anzulegen, seine mächtigste Waffe zu ergreifen im Begriffe steht. Klar und überzeugend in seinem Argument, glücklich, obgleich etwas hart und übermüthig, in seinem Aufruf an die Leidenschaften, wird er jetzt seinen letzten und mit übermenschlicher Kraft gefederten Pfeil auf die Senne legen — er wird die Blitze seiner zürnenden Invektive schleudern. Wehe dem Mann, auf den das Auge, jetzt noch in so klarer Bläue, seine Blicke hervorschießen wird aus der düstern Umschattung dieser zusammen gezogenen Braunen! Wehe dem Geschöpf, dem dieses Flüstern der Worte ein Vorbote des nahen Ungewitters ist!

Wer Brougham zum ersten Male gehört hat, muß bei dieser scheinbaren Ermattung des Redners sich sehr in Dem getäuscht fühlen, was er von einem so glänzenden Anfang sich versprochen hatte; er wird vielleicht darüber seufzen, daß das Ganze in einem so lahmen und kraftlosen Schluß sich endigen soll. Wer aber im Unterhause gerade so säße, daß er die Mitglieder vor sich hätte, der würde bemerken, daß nicht Alle diesen Schluß so lahm und kraftlos zu finden scheinen. Er würde finden, daß Mancher, den seine Partei oder seine zuversichtliche Anmaßung auf dieses stürmische Meer geworfen, ohne den erforderlichen Ballast und das nöthige Steuerruder, mit eben so furchtsamer und hülfloser Bestürzung umher blickt, als ein Schiffer auf dem chinesischen Meere, wenn er die schwärzliche Meeresstille an einem Punkt des Horizonts bemerkt, die ihm verkündigt, daß von einer andern Seite her, noch ehe er das Minutenglas umstürzen kann, der Typhon mit seinem zerstörenden Fallwind losbrechen wird — er würde einige kleine Männer greinen und zappeln sehen, wie Vögel in dem Zauberkreis einer Klapperschlange — er würde bemerken, wie sie im Bewußtseyn der Gefahr, aber

ohne Schutzmittel, in kläglicher und verwirrter Unmacht ihrer Vernichtung entgegenharren — er würde manchen klapperbeinigen Gegner die Rucklehne der Bank vor ihm mit den dürren zitternden Fingern umkrallen sehn, als wollte er sich festhalten, um nicht von dem hereinbrechenden Sturm hinweggestäubt zu werden — er würde manche gewichtige und breitsäßige Figur eines wohlbestallten Repräsentanten einer fetten Grafschaft die Fäuste in den Sitzpolster eingraben sehen, fest entschlossen, sollte ein Mann von seinem Gewicht aus dem Hause geweht werden, auch seinen Sitz mit zu nehmen.

Und der Sturm bricht los — die Worte, die so leise und wispernd waren, donnern so laut, daß der Redner den Beifallärm seiner eigenen Partei übertäubt; endlich, nachdem er einen oder den andern seiner hülflosen Gegner bis auf den Knochen ausgeschält und die zerfetzten Stücke in allen nur möglichen Redeformen umher geschleudert hat, sinkt der Leib des Redners, überwältigt von der Energie seines eigenen Geistes — einer Energie, die man nicht beschreiben kann — zusammen und läßt dem Hause Zeit und Athem, in einen Sturm von Beifall auszubrechen.

(Schluß folgt.)

Ueber den Zustand des Unterrichtes in Frankreich.

Hr. von Vatimesnil, vormaliger Minister des öffentlichen Unterrichtes, las in einer der neueren Sitzungen der Gesellschaft des Bulletin universel einen Aufsatz vor, von welchem Hr. Barthe bei seinem Entwurfe einer Organisation des Elementar-Unterrichtes, den er vor Kurzem der Pairskammer vorlegte, Gebrauch machte. Der Aufsatz des Hrn. Vatimesnil enthält eine vortreffliche Zusammenstellung der in Frankreich eingeführten Lehrkurse.

Man unterscheidet drei Arten des Unterrichtes; nämlich: den Elementar-, den sekundären und den höheren Unterricht.

Der Elementar-Unterricht umfaßt die für Jedermann unumgänglich nothwendigen Kenntnisse, d. h. Lesen, Schreiben, Rechnen und einige Nebengegenstände. Dieser Unterricht wird in den sogenannten Primär- oder Elementar-Schulen ertheilt.

Der Sekundär-Unterricht begreift schon eine etwas höhere Stufe des Wissens; nämlich: lateinische und griechische Sprache, Geschichte, Geographie, Rhetorik, Philosophie, Anfangsgründe der Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte. Die Kenntniß aller dieser Gegenstände ist nothwendig, um den Grad eines Bakkalaureus zu erhalten, und dieser Grad, um als Studirender in den Fakultäten zugelassen zu werden.

Der höhere Unterricht wird in den sogenannten Fakultäten ertheilt, deren es fünferlei giebt; nämlich: Theologie, Recht, Medizin, Wissenschaften und Literatur (des lettres). Jede Fakultät hat drei Grade: das Bakkalaureat, das Licentiat und das Doktorat; diese Grade erlangt man nach und nach in Folge von Prüfungen, öffentlichen Dissertationen oder Vertheidigung von Thesen.

In Frankreich bestehen sechs Fakultäten der katholischen Theologie: in Paris, Lyon, Aix, Bordeaux, Rouen und Toulouse. Die Fakultäten der Theologie haben sehr wenig Zuhörer, und es ist äußerst selten, daß Jemand in denselben Grade bekommt. Nach den alten kanonischen Satzungen konnte man, ohne gewisse Grade erreicht zu haben, zu keinen höhern Stellen in der Kirche gelangen; es konnte z. B. ehemals Keiner Bischof seyn, wenn er nicht Licenciat der Theologie war; allein von diesen Vorschriften ist man neuerer Zeit gänzlich abgewichen, und beinahe keiner von den seit einigen Jahren ernannten Prälaten hat diesen Grad inne. Die Bischöfe würden daher mit Vergnügen die Unterdrückung der Fakultäten sehen; allein die Absicht der Regierung ist, sie aufrecht zu halten und ihnen eine zweckmäßigere Einrichtung zu geben.

Für protestantische Theologie bestehen in Frankreich zwei Fakultäten: die eine in Strasburg, für die augsburger Konfession; die andere in Montauban, für die helvetische Konfession. Es wird daselbst Dogmatik, evangelische Moral, das Hebräische, Kirchengeschichte, Homiletik, Philosophie und Exegese gelehrt. Diese Anstalten sind sehr besucht.

Fakultäten der Rechte zählt man neun: zu Paris, Aix, Caen, Dijon, Grenoble, Poitier, Rennes, Strasburg und Toulouse. Auf allen diesen Hochschulen werden die Institutionen, das Civilrecht und Prozeßverfahren vorgetragen. Auf einigen gab es außerdem noch Lehrstühle für Handelsrecht, für Verwaltungsrecht, für Pandekten, für Rechtsgeschichte und für Völkerrecht. Um das Bakkalaureat zu erlangen, muß man eine Fakultät zwei Jahre lang besuchen; ein Jahr darauf kann man Licenciat, und noch ein Jahr später Doktor werden. Der Licenciatengrad ist erforderlich zur Advokatur und zur Bekleidung einer Richterstelle. Den Doktorgrad erwerben nur Diejenigen, welche als öffentliche Lehrer auftreten wollen; die Meisten begnügen sich mit dem Licenciatengrad.

Von Personen, welche die Heilkunst ausüben, unterscheidet man zwei Klassen: die Doktoren der Medizin oder Chirurgie, und die Sanitätsbeamten. Um Doktor der Medizin oder der Chirurgie zu seyn, muß man vier Jahre auf einer Fakultät der Medizin studirt, fünf Prüfungen bestanden und eine These vertheidigt haben. Fakultäten der Medizin sind drei: in Paris, in Montpellier, in Strasburg. Auf der Fakultät von Paris werden Vorträge gehalten über Anatomie und Physiologie, medizinische Chemie, medizinische Physik, medizinische Naturgeschichte, Arzneikunst, Gesundheitslehre, chirurgische Pathologie, medizinische Pathologie, Operationen und Verband, Therapeutik und Materia medica, gerichtliche Medizin, medizinisch-chirurgische und geburtshülfliche Klinik. Auf den beiden andern Fakultäten kommen fast die meisten dieser Gegenstände gleichfalls vor. Um Sanitätsbeamter zu werden, ist es nicht gerade nothwendig, daß man auf einer Fakultät studirt habe; es ist hinreichend, von einer medizinischen Jury geprüft worden zu seyn. Im Hauptorte eines jeden Departements ist eine medizinische Jury. Diese medizinischen Jury's versammeln sich zu bestimmten Zeiten des Jahres; sie sind aus zwei im Departement ansässigen Aerzten und aus einem Kommissär, der Professor bei einer der Fakultäten ist, gebildet. Man verlangt von den Kandidaten, daß sie sechs Jahre als Zöglinge bei Doktoren zugebracht, oder fünf Jahre nacheinander in Hospitälern praktizirt, oder endlich drei Jahre lang, sey es auf einer Fakultät der Medizin oder auf einer Sekundär-Schule der Medizin, studirt haben. Solcher Sekundärschulen für die Medizin besitzt Frankreich fünfzehn: in Amiens, Angers, Arras, Besançon, Bordeaux, Caen, Clermont, Dijon, Grenoble, Lyon, Marseille, Nancy, Nantes, Poitiers, Rheims, Rennes, Rouen und Toulouse. Pharmazie-Schulen sind zu Paris, Strasburg und Montpellier.

Fakultäten der Wissenschaften giebt es sieben: zu Paris, Caen, Dijon, Grenoble, Montpellier, Strasburg und Toulouse; auf jeder derselben sind Lehrstühle für Mathematik, Naturgeschichte, Physik und Chemie. Zu Toulouse wird auch noch angewandte Mathematik, und zu Montpellier Astronomie, Mineralogie und Zoologie vorgetragen; zu Paris ist die Anzahl der Lehrstühle noch bedeutender: es sind daselbst Prof[illegible]; für die Differential- und Integral-Rechnung, für höhere Algebra [illegible]ür descriptive Geometrie, physikalische und mechanische Astronomie, für Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Pflanzen-Physiologie und Zoologie.

Für Literatur giebt es sechs Fakultäten: zu Paris, Besançon, Caen, Dijon, Strasburg und Toulouse. Diese beiden letzteren haben Lehrstühle für Geschichte, lateinische Literatur, griechische Literatur, französische Literatur und Philosophie. Besançon, Caen und Dijon haben einen oder zwei Lehrstühle weniger. Die Fakultät von Paris zählt eilf Lehrstühle; nämlich: für griechische Literatur, lateinische Beredsamkeit, lateinische Poesie, französische Beredsamkeit, Geschichte, französische Poesie, Philosophie, Geschichte der alten Philosophie, Geschichte der neuen Philosophie, alte Geschichte, neue Geschichte und Geographie. Auf dieser berühmten Schule hielten die Villemain's, die Guizot's, die Cousin's ihre beredten Improvisationen.

Den Schulen für höheren Unterricht muß man noch das Kollegium von Frankreich beifügen, in welchem man dieselben Lehrkurse, wie bei den Fakultäten der Wissenschaften und der Literatur durchmacht — das Museum für Naturgeschichte im Garten des Königs, die Schule für morgenländische Sprachen in der Bibliothek des Königs, und die Spezial-

Schule für schöne Künste. Die polytechnische Schule und die Normalschule sind ebenfalls Anstalten für den höheren Unterricht. Die erstere genießt einen europäischen Ruf; die leztere ist dazu bestimmt, für die Kollegien Professoren zu bilden; im Jahre 1812 errichtet, ward sie auf ein Mal im Jahre 1821 durch eine politische Maßregel unterdrückt; einige Jahre darauf bildete man, unter dem Namen Vorbereitungsschule, eine Anstalt ganz von derselben Beschaffenheit, wie die Normalschulen, aber in den allerdürftigsten Verhältnissen. Seit den Ereignissen des Julius hat die Vorbereitungsschule wieder den Namen Normalschule angenommen. Ohne Zweifel wird sie sich bald ihres Zweckes würdig entwickeln.

Außer den obgenannten Schulen giebt es in Frankreich noch verschiedene Spezialschulen.

1) Die Schulen für Künste und Gewerbe zu Chalons-sur-Marne und d'Angers. Der Zweck ihres Unterrichtes ist: Personen zu bilden, die mit der praktischen Fertigkeit in den mechanischen Künsten den ganzen theoretischen Unterricht vereinigen, welcher nothwendig ist, um dieselben auf eine mehr als handwerksmäßige Weise auszuüben. Die Zöglinge werden vom Minister des Innern aufgenommen; es sind deren 600, nämlich 400 in Chalons und 200 in d'Angers; 450 dieser Zöglinge werden ganz oder theilweise auf Kosten des Staates unterhalten. Der theoretische Unterricht betrifft Schreiben, Arithmetik, französische Grammatik, Anfangsgründe der Geometrie und Trigonometrie, descriptive Geometrie mit ihrer Anwendung auf Baurisse und Verzahnungen, und auf industrielle Mechanik; die Hauptbegriffe der physikalisch-chemischen Wissenschaften in ihrer Beziehung auf die Arbeiten des Gewerbfleißes, so wie die Untersuchungen über die Kraft und den Widerstand der verschiedenen Baumaterialien. Wagner, Zimmerleute und Tischler, Grob- und Feinschmide, Holzdrechsler und Metalldrechsler, Maschinenzusammensezer, Bildner, Eisengießer im Tiegel und nach wilkinson'scher Art, Rothgießer, finden hier Unterricht. Der Kurs dauert gewöhnlich vier Jahre.

2) Das Konservatorium der Künste und Gewerbe zu Paris. In dieser Anstalt sind öffentliche Kurse für Mathematik und Chemie, angewendet auf die industriellen Künste, ferner für industrielle Oekonomie, descriptive Geometrie und Zeichnungskunst. Das Konservatorium enthält eine sehr kostbare Modellensammlung von Maschinen aller Art. Eine Kommission, in welcher Gelehrte und Fabrikanten sizen, berathschlagt und ertheilt ihre Meinung über Das, was ihr für Aufrechthaltung und Verbesserung des Konservatoriums und der Schulen für Künste und Gewerbe von Interesse zu seyn scheint.

3) Die Freischule für Mathematik und Zeichnungskunst zum Behufe der mechanischen Künste zu Paris. Man trägt daselbst die praktische Geometrie, die Arithmetik, die Lehre der verschiedenen Ausmessungsarten und die Feldmessung, das Steinschneiden, den Holzschnitt, die Anfangsgründe der Architektur, das Zeichnen der menschlichen Gestalt, der Thiere und Blumen vor. Auch giebt es in Paris eine unentgeldliche Zeichnungsschule, und eine große Anzahl der Departement-städte hat ähnliche Anstalten.

4) Die Spezialschule für schöne Künste zu Paris. Sie besteht aus zwei Abtheilungen: die eine umfaßt Malerei und Kupferstecherei, die andere Baukunst. Der Staat unterhält außerdem zu Lyon und Dijon Schulen für Malerei; andere bestehen in verschiedenen Städten.

5) Die französische Schule der schönen Künste zu Rom.

6) Die königliche Gesang- und Deklamations-Schule.

7) Die Veterinär-Schulen zu Alfort, Lyon und Toulouse.

8) Die Schulen für Ausbildung von Personen für den öffentlichen Dienst. Nämlich: Die Militärschule von St. Cyr; die Schule für Reiterei von Saumur; die Uebungsschule für den Generalstab; die Uebungsschule für die geographischen Ingenieurs; die Schule für Artillerie und das Geniewesen zu Mez; die Schule für Brücken- und Straßenbau; die Schule für Bergbau in Paris; die Schule für Bergbau zu St. Etienne; die Forstschule zu Nancy; die Schule für das Seewesen; die Spezial-Schule für das Geniekorps zur See in Brest.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zeitungen aus Madras vom 10 November v. J. berichten, daß die Cholera Morbus in mehreren Gegenden Indiens mit furchtbarer Wuth ihre Verheerungen erneuert hat. Aus Tauris schrieb man vom 25 Oktober: „Die Cholera hat hier auf eine höchst beunruhigende Weise um sich gegriffen; mehr als zehntausend Einwohner sollen eine Beute dieses Uebels geworden seyn.“ — Der calcuttische „John Bull“ meldet vom 28 Oktober, daß „die seit einiger Zeit verschwunden gewesene Cholera“ ihre Verheerungen in Calcutta wieder begonnen; mehrere Europäer sind als Opfer derselben gefallen. Auch in Tschessur hat sie, wie man hört, heftig unter den Einwohnern gewüthet. — Die Madras-Zeitung vom 15 November sezt noch hinzu: „Es thut uns leid, sagen zu müssen, daß das Fieber unter den Einwohnern von Black Town in dieser Präsidentschaft sehr überhand genommen hat. Man schreibt diesen Umstand dem Mangel an Regen, dem seltenen Thau und den kalten Winden zu, die geraume Zeit anhielten, und meistens von halb vier oder vier Uhr Morgens bis Sonnenaufgang wehten — eine Witterung, wie sie gewöhnlich gegen Mitte Januars vorkommt. Vielleicht können sich die ältesten Leute in Madras nicht erinnern, daß die Atmosphäre vom 1 Oktober bis 12 November so ununterbrochen heiter war als gegenwärtig. Auf viele Meilen um Madras sind die Ernten aus Mangel an Feuchtigkeit verdorrt; da aber anderwärts Regen genug gefallen ist, so sind die Getraidepreise nicht sonderlich gestiegen.“

•

Die alte Ernsthaftigkeit des obersten Kanzleihofes in England ist in der neuesten Zeit, seit dort Brougham als Lord Kanzler den Vorsiz führt, durch manchen ergözlichen Wortwechsel, wie man ihn nur in den Debatten des Parlaments zu hören gewohnt ist, erheitert worden. Seit Brougham auf den Wollsack befördert wurde, ist Sir Edward Sugden, sein vormaliger Amtsbruder, ihm nicht mehr grün geworden. Schon bei der Abschiedsrede Brougham's von seinen Kollegen bemerkte man, daß Sir E. Sugden allein nicht aufstand, als alle Andern sich erhoben, um dem neuen Lord ihr Lebewohl zu sagen. Der langverhaltene Groll machte sich endlich in einer der lezten Sizungen Luft. Sir E. Sugden, der einen Vortrag vor dem Kanzleihof zu halten hatte, bemerkte, daß Lord Brougham Etwas niederschrieb und hielt in seiner Rede inne. Der Lord-Kanzler ersuchte ihn, fortzufahren; allein der erboste Advokat entgegnete, er werde nicht sprechen, wenn ihm der Gerichtshof nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenke. Lord Brougham erwiederte, er sey vollkommen auf Alles aufmerksam gewesen, was vorgetragen worden, und er habe sich bloß Einiges aus dem Vortrage des gelehrten Anwaltes angemerkt; übrigens, wenn ihm Papiere vorgelegt würden, um sie zu unterzeichnen, so könne ein so mechanisches Geschäft seine Aufmerksamkeit nicht zerstreuen. Wenn ein Richter, sezte der kaustische Lord hinzu, während des Vortrages eines Advokaten durchaus nicht das mindeste mechanische Geschäft vornehmen dürfe, so müßten die Gerichtssizungen jedes Mal unterbrochen werden, so oft sich einer schneuzte oder eine Prise Tabak nähme. Sir E. Sugden sezte sich hierauf nieder und erwiederte auf die Frage des Lord-Kanzlers, ob er noch Etwas vorzubringen hätte, daß er Nichts mehr zu sagen habe.

Fiaskiana.

Gestern, am 20 März,*) wo der Schatten Napoleons in voller Glorie vor der Vendomesäule erscheinen sollte, hatte sich die ganze bewaffnete Macht von Morgens fünf Uhr an versammelt und die vorzüglichsten militärischen Stellungen der Hauptstadt eingenommen. Dieser Tag wird roth angestrichen stehen in dem Kalender des öffentlichen Unglückes; die Entwickelung war schauderhaft, entsezlich .... drei Blumensträuße von Veilchen wurden in die Einfassung der Säule geworfen. Wann endlich werden die Revolutionen aufhören? Wo blieb denn die so hochgerühmte Geschicklichkeit des Hrn. Kasimir Perrier? Hr. von Montalivet hätte gewiß diese Katastrophe vereitelt. Ach!

•

Hr. Vivien läßt alle Karrikaturen konfisziren. Man fürchtet sehr für die Kammer.

*) Am Geburtstage des Herzogs von Reichstadt, an welchem mehrere Journale eine Volksbewegung angekündigt hatten. Der König hielt an diesem Tage Heerschau über die Nationalgarde.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 97. 7 April 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Ich zog verschiedene Erkundigungen über St. Salvador ein. Graf Saldanha antwortete mir auf meine Fragen, daß man es längst unnöthig erachtet habe, dahin eine Besatzung zu legen; daß die Eingebornen die Märkte von Encoche und Loando vorzögen, und daß die Portugiesen bei dem aristokratischen Kastengeiste der Regierung von Congo keinen Widerstand gegen ihre Autorität zu besorgen hätten, indem in Streitfällen alle Parteien sich an sie als Schiedsrichter wendeten. Obgleich also eine Besatzung in St. Salvador nicht länger nöthig war, so wird doch die katholische Mission dort erhalten, und gelegentlich aus Italien ergänzt. Diese Missionäre sind zwar nach der Beschreibung des Grafen Saldanha im Allgemeinen höchst unwissend, besitzen aber doch einen so großen Einfluß auf den König und die Großen, daß sie ihnen die Erziehung ihrer Söhne und Neffen anvertrauen, welche deßhalb in's Kloster St. Paul geschickt werden. Während der Graf die Verwaltung der Kolonie führte, wurden mehrere dieser Knaben in Brasilien erzogen, und als Folge ergab sich, daß sie bei ihrer Rückkunft ihrem Vaterlande nützlicher, und den Portugiesen anhänglicher waren, als die, welche bei den Missionären im Lande in die Schule gingen. Ebenso sandte der König von Dahomey, der einen portugiesischen Mulatten zum Sekretär hat, seinen Sohn dem Bruder des Grafen Saldanha nach Bahia, wo derselbe die Stelle eines Gouverneurs bekleidete, zur Erziehung. St. Salvador ist entweder sehr in Zerfall gerathen, oder wahrscheinlicher sehr überschätzt worden; dessen ungeachtet stehen noch zwei Kirchen in der Stadt, deren eine den Missionen gehört, die andere von den Jesuiten vor der Unterdrückung ihres Ordens gebaut worden war. Noch andere Missionärstationen sind von den Karmelitern und den Kapuzinern errichtet. Etwa vor 20 Jahren bestand der portugiesische Bischof von St. Paul, der nach Graf Saldanha's Meinung noch auf einer der Azoren lebt, aus Gelegenheit eines Streits mit dem Generalgouverneur darauf, St. Salvador zu visitiren.

Es gab nie eine unmittelbare Verbindung der Westküste mit Mozambique, und der erste Versuch eine zu Stande zu bringen wurde während der Verwaltung des Grafen Saldanha gemacht. Da Costa, ein angesehener portugiesischer Kaufmann, der die Landwehr im Innern befehligte, hatte sich aus Unzufriedenheit zurückgezogen, und sich als Kaufmann in Cassange niedergelassen, wo er viele Jahre in vollkommener Eintracht mit den Eingebornen lebte. An ihn wendete sich Graf Saldanha bald nach seiner Ankunft in dem Sitz der Regierung im Jahr 1807, um von ihm Auskunft über die Möglichkeit zu erhalten, eine Expedition auf eine Entdeckungsreise abzuordnen. Nachdem dem Gouverneur entschieden seinen Planen günstige Nachrichten zugekommen, gab er da Costa die Erlaubniß, einen portugiesischen Mulatten, der bei einem der Märkte in Cassange angestellt war, mit eingebornen Führern und Dolmetschern auszuschicken, um wo möglich bis Moolooa vorzudringen — eine Gegend von der die Europäer bisher Nichts kannten als die Sage von ihrer großen Bevölkerung und Macht. Der Mulatte erreichte nach einer zweimonatlichen Reise von dem südlichsten Marktplatz von Cassange aus die Hauptstadt von Moolooa, wo ihn der König, Muata, freundlich empfing. Der Muata, denn Dieß scheint ist sein Titel, lebt in beträchtlicher Entfernung von seiner Frau, die einen andern Staat regiert, und völlig unabhängig von ihrem Gemahl ist, mit dem sie nur an besondern Tagen des Jahrs zusammen kommt. Die Stadt der Mooloaas ist in regelmäßigen Straßen angelegt, die man täglich besprengt und in denen ordentliche Märkte gehalten werden. Die abscheuliche Sitte, täglich 15 — 20 Neger zu opfern, herrscht am Hofe sowohl des Muata als an dem seiner Frau. Ihre südöstlichen Nachbarn bezahlen ihnen Tribut in Seesalz, und sie bezeichneten ein anderes Land als von ihnen abhängig, in das kürzlich ein portugiesischer Offizier von der Ostküste vorgedrungen sey. Dieß war der Artillerieobrist Lacerda, früher Professor der Mathematik in einer der Militärschulen; er war zum Gouverneur von Sena ernannt worden, damit er astronomische Beobachtungen anstellen, und Entdeckungen im Innern von Afrika von dieser Seite aus befördern könnte. Bei seinem ersten Versuch war er nicht im Stande gewesen, jenseits Teti vorzubringen; bei dem zweiten kam er beträchtlich weiter, fiel aber seinen Anstrengungen zum Opfer. Der König der Mooloaas wollte dem portugiesischen Abgeordneten nicht erlauben, den Weg durch seine Besitzungen gegen die Ostküste zu nehmen, bis er sich darüber mit dem Generalgouverneur Graf Saldanha verständigt hätte, an den daher zwei förmliche Gesandtschaften abgingen, die eine von dem Muata, die andere von seiner Frau, deren jede besondere Geschenke brachte. Diese Afrikaner waren größtentheils in europäische Stoffe gekleidet,

welche sie aus den portugiesischen Besitzungen in Mozambique erhalten hatten; und Graf Saldanha bemerkte, sie seyen nicht nur ein schönerer Menschenschlag, als der in der Nähe der Küste, sondern bei Weitem auch gebildeter und verständiger. Sie waren höchst zufrieden mit ihrer Aufnahme, und die militärischen Paraden und Anstalten in St. Paul erregten ihr Erstaunen; allein die Stadt selbst fanden sie unter ihrer Erwartung, da sie bedeutend kleiner war, als ihre eigene Hauptstadt, während sie sie größer erwarteten. Da sie die Errichtung eines portugiesischen Marktes in Moolova verlangten, so schickte Graf Saldanha eine andere Expedition mit dem Befehl nach Mozambique vorzudringen, sich dort einzuschiffen, und zu Schiff nach Loando zurückzukehren. Unglücklicherweise wurde dieser aufgeklärte und unternehmende Gouverneur kurz nachher zurückberufen, und als Gesandter nach Rußland geschickt, sein Nachfolger aber kümmerte sich wenig um die Sache, so daß der Plan, der so große Vortheile versprach, theils durch die Schuld der Regierung, theils durch die Abneigung der Cassanges wider den vorgeschlagenen Handel mit den Moolovas völlig scheiterte.

Ich will noch ein anderes Beispiel von dem Eifer des Grafen Saldanha für das öffentliche Wohl, und seiner Tüchtigkeit für seinen Posten in Afrika geben. Don Francisko de Souza, der im J. 1771 die Stelle des Generalgouverneurs bekleidete, war der Erste, der daran dachte, die Eisenminen im portugiesischen Gebiet bearbeiten lassen, von deren Existenz man seit langer Zeit wußte. Man ließ dazu eine kleine Kolonie von Bergleuten aus Biscaja und Schweden kommen, und errichtete bedeutende Werke; allein die häufigen Ueberschwemmungen des Flusses Lucala erschwerten die Arbeiten ungemein, überdieß starb die Mehrzahl der Bergleute, und die übrigen fielen in einen Zustand von Erschöpfung, der sie unbrauchbar machte; die Minen blieben daher vernachlässigt bis zur Ankunft des Grafen Saldanha, der bei der Unmöglichkeit, sie durch Europäer bearbeiten zu lassen, den Jova, d. h. das Haupt des Distrikts bewog, eingeborne Arbeiter zu liefern, und mit ihm die Uebereinkunft traf, daß der Tribut künftig in Eisenstangen entrichtet werden sollte; dadurch hoffte man den Aberglauben der Neger, wornach der Teufel die Maschinen und Wasserwerke bei den Minen leitete, zu überwinden. Gewöhnlich werden die Steuern der von der Statthalterschaft St. Paul abhängigen Provinzen, welche zur Bezahlung der Gerichtshöfe und anderer öffentlichen Anstalten dienen, in portugiesischem Gelde erhoben, das durch den Handel in allgemeinem Umlauf ist, da es in diesem Lande keinen Goldstaub giebt. Der Vorschlag des Grafen hatte die gewünschte Wirkung und 150 Eisenstangen wurden monatlich nach St. Paul geschickt. Zur Belohnung ihres Fleißes, und zu Aufmunterung ihrer Beharrlichkeit, erlaubte er ihnen dann den Ueberfluß ihres Eisens auf die Märkte im Inlande zollfrei zu bringen. Im Innern von Angola sollen sich Kupferminen befinden; allein das Kupfer welches die Cassanges den Portugiesen verkaufen, kommt von Moolova. In Benguela sind reiche Schwefelgruben, und der Sage nach giebt es andere in Cassandama. Die von Benguela liefern allen Schwefel der nach Brasilien geht. Petroleum trifft man im Ueberfluß in Dande. Auch Eisenbeine, Wachs, Palmöl, und andere Oele werden nach den portugiesischen Besitzungen in Südamerika ausgeführt. (Fortsetzung folgt)

Heinrich Brougham.

(Schluß.)

Es bleibt uns noch übrig, Brougham vor den Volksversammlungen zu betrachten. Wir versetzen unsre Leser einen Augenblick nach Westmorland. Die ganze Grafschaft ist in Bewegung, es gilt die Wahl eines Mitgliedes für das Unterhaus. Wer erinnert sich nicht des heißen Sommers von 1826? In diese Zeit fielen die letzten Anstrengungen der Kandidaten — das Thermometer stand über 80°, die kleine Stadt Appleby war vollgestopft über die Maßen, zehn Mal so viel Volk stak darin auf einander gepöckelt, als dazu Raum vorhanden und Jedermann davon, wenigstens von den Gegnern Brougham's und zum Schein auch manche seiner Anhänger, aß zehn Mal so Viel als seine Schuldigkeit war. Die Völlerei des Fraßes, die Trunkenheit, das Geschrei, der Pöbel, das Getümmel und vor Allem die erstickende Hitze machten das kleine Landstädtchen Appleby zu dem widerwärtigsten Ort der Welt; aber Brougham hielt es neun Tage aus, und jeden Tag sah er sich mehr aus dem Feld gedrängt. Dennoch blieb er in unbeugsamer Hartnäckigkeit auf dem Kampfplatz und hielt eine Menge Anreden, die um so peinlicher für ihn seyn mußten, als man sah, daß sie durchgehends verlorne Mühe waren. Jeden Tag haranguirte er den Pöbel von dem Brettergerüst herab, unter einer brennenden Sonnenhitze, von Geschrei unterbrochen, ausgezischt und mit Schimpfnamen mißhandelt, und dennoch sprach er und sprach größtentheils trefflich. Eines Tages wurde das Getümmel so groß, daß seine Stimme völlig unterlag und er hielt inne. Ein Mensch mit dem blauen Band rief ihm zu, fortzufahren. „Ich werde es thun," erwiederte er mit der höchsten Erbitterung, so daß man ihn über das ganze Geschrei des Pöbels deutlich vernahm, „ich werde es thun, wenn dieser besoffene Kohlengräber von Whitehaven (es waren ihrer betrunkene und nicht betrunkene gegen fünfhundert) ausgeschrien hat." Der letzte Tag bot das auffallendste Schauspiel dar; nach einer zwei Stunden lang dauernden Abstimmung drängte sich eine ungeheure Volksmenge um das Gerüste, um die gewählten Mitglieder und ihre Abschiedsreden zu hören. Das Gerüste war zu diesem Zweck aus Balken in der Mitte des Städtchens aufgeschlagen, und hatte drei Vorsprünge, auf die sich die einzelnen Kandidaten stellten, wenn sie das Volk anredeten. Brougham stand auf seiner gewöhnlichen Stelle, und nie verrieth sein Gesicht einen so düstern Ingrimm, als in diesem Augenblick.

Der Himmel hatte sich etwas überzogen und die Sonne war zum ersten Mal seit vielen Tagen mit Wolken bedeckt. Die wogende Menge hatte durch wiederholtes Zischen ein allgemeines Stillschweigen geboten, als der durchgefallene Kandidat, nachdem die andern ihre Dankrede gehalten, hervortrat, um zu sprechen. Sein finsteres Aussehen und der Gedanke an seine übermächtig beredte Zunge, der er bei dieser Gelegenheit, wie man wohl voraussehen konnte, alle Zügel schießen lassen würde — Alles wirkte zusammen, diesem Augenblicke kein gewöhnliches Interesse zu geben. Der Redner schlug die Arme übereinander, richtete sich auf in seiner ganzen Größe, und indem er mit zorniger Verachtung rings umher auf die Versammlung seinen Blick hatte streifen lassen, begann er dumpf aber vernehmlich mit folgenden Worten seine Rede:

„Wäre ich hieher gekommen auf meinen eigenen Antrieb —

wäre ich gekommen mit der Bitte an Euch, mich zum Parlamentsmitglied zu wählen — wäre ich gekommen, um Eure Stimmen zu betteln — so würde ich jetzt vor Euch mit Reue erscheinen, vielleicht auch mit Scham und Verdruß; allein ich kam nicht, um Eure Stimmen zu erbetteln, denn ich brauche sie nicht — ich kam nicht mit der Bitte an Euch, mich zum Parlamentsmitglied zu wählen, denn ich war es bereits — *) ich kam nicht hieher aus eigenem Antrieb; ich wurde hieher gezerrt, um Euch Befreiung aus der Knechtschaft anzubieten, um Eure Grafschaft von Schmach zu retten."

Zehn Minuten ungefähr fuhr er in diesem herben und verächtlichen Tone fort; während seine übrige Rede, die beträchtlich lang dauerte, ohne gerade ein bestimmtes Ziel im Auge zu behalten mit der nachdrücklichsten Heftigkeit sich dahin aussprach, daß er nie von dem Kampf der Mitbewerbung sich werde zurückschrecken lassen, so oft sich eine Gelegenheit dazu anböte, ihn wieder zu erneuern. Sein Wahlspruch sagte er, sey hierin: „immer und immer wieder" (again and again for ever). Daß dieser Sinn der Beharrlichkeit bei seinen Zuhörern Eindruck gemacht haben mußte, ließ sich daraus abnehmen, daß gleich darauf an allen Wänden und Hausthüren diese Worte mit Kreide geschrieben zu lesen waren.

Glücklicher war der durchgefallene Kandidat von Westmoreland in York. Der Prophet, der in seinem Vaterlande nicht geachtet worden war, wurde von dieser mächtigen Grafschaft zum Vertreter erwählt, und bei dieser Gelegenheit konnte man die Energie des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Stärke sehen. Mit Herz und Kopf, mit Leib und Seele ging er an's Werk, den Preis zu erringen, den er schon halb und halb in seiner Hand sah; doch die gewaltigen Anstrengungen, die er machte, war nur ein Mann von seiner Riesenkraft auszuhalten im Stande. An Einem Tage sprach er zu sieben verschiedenen Volksversammlungen an verschiedenen Orten der Grafschaft; die erste Rede hielt er Morgens um sieben Uhr, und die letzte war erst Nachts um zehn Uhr geendigt. Und Was vermöchte ein Mann von Brougham's Talenten nicht durchzusetzen, bei einer so unermüdlichen Ausdauer?

Um die ganze Größe von Brougham's Genie, und die Wichtigkeit seiner nützlichen Dienste zu ermessen, wäre es nöthig, ihn mit andern großen Rednern seines Vaterlandes in Vergleich zu stellen, mit Erskine und Curran vor den Gerichtsschranken, mit Plunkett und Romilly in der Reichsversammlung. Doch Dieß verbietet der enge Raum dieser Skizze, und muß seinen Biographen überlassen bleiben. Nur Eines darf hier, ohne ungerecht seyn zu wollen, nicht unberührt bleiben — sein großes Wirken für die herrliche Sache der Erziehung und des geistigen Fortschreitens. Die zornigen Kämpfe der Politiker werden zu Grunde gegangen und vergessen seyn; die Stimme des Redners wird verhallen, und die tausend Herzen, die seine Beredsamkeit mit Begeisterung entflammt, werden stumm seyn wie der Staub, unter dem sie ruhen; aber noch auf die spätesten Kindeskinder des englischen Volkes wird die Nachwirkung dieser mächtigen Zeit der Erkenntniß sich fortpflanzen, deren Strom in Bewegung zu setzen Brougham so Vieles gethan hat.

*) Er war von Winchelsea noch vor der Wahl zurückgekommen.

Ueber den Zustand des Unterrichtes in Frankreich.

(Schluß.)

Für den Ackerbau bestehen in Frankreich zwei Hauptschulen: die eine zu Noville, die andere in dem Versuchspachtgute zu Grignon. Der Unterricht ist daselbst zugleich theoretisch und praktisch.

In Paris giebt es mehrere Schulen für Handel und Gewerbe, die von Privatleuten geleitet werden. Eine derselben Art für die Wissenschaften ist das Athenäum, in der Nähe des Palais Royal.

Endlich giebt es noch eine Anstalt, welche dazu bestimmt scheint, der Industrie die glänzendsten Dienste zu erweisen; diese ist die Central-Schule für Künste und Manufakturen, mit dem Zwecke, bürgerliche Ingenieurs, Direktoren von Maschinen, Vorsteher von Fabriken und Professoren von angewandten Wissenschaften zu bilden. Diese Schule wurde von ausgezeichneten Gelehrten begründet, die zugleich erfahrene Practiker waren.

Dieß sind die Hülfsmittel, welche Frankreich für den öffentlichen Unterricht besitzt.

Nachdem Hr. Batmesnil die von der Regierung für Erziehung der verschiedenen Volksklassen getroffenen Maßregeln durchgegangen, betrachtet er noch insbesondere und mit größerer Ausführlichkeit die für den Unterricht der Bauern und der Handwerker errichteten Anstalten, und setzt als Bedingungen einer tüchtigen Volksbildung Folgendes fest:

1) Man muß eine hinlängliche Anzahl von Schulen zu Ausbildung von Meistern gründen.

2) Der Primär-Unterricht muß für die dürftigen Familien unentgeldlich seyn.

3) Alten und kränklichen Lehrern muß eine sorgenfreie Zukunft verbürgt werden.

4) Man muß sich der Fähigkeit der Meister durch regelmäßige Prüfungen, und ihres guten Betragens durch entsprechende Beaufsichtigung versichern.

5) Die besten Methoden müssen Aufmunterung erhalten.

6) Mit dem Unterrichte im Lesen, Schreiben und Rechnen muß man noch diejenigen Gegenstände verbinden, die jeder geschickte Handwerker sonst zu wissen braucht.

7) Die Regierung muß Elementar-Bücher drucken und austheilen lassen.

Hier knüpfen sich noch einige allgemeine Bemerkungen an. Die Primär-Normalschulen sind in sehr kleiner Anzahl vorhanden und gänzlich unzureichend. Auf Kosten der Gemeinden Freischulen zu errichten, geht nicht an, weil die meisten Gemeinden zu arm sind. Der Lehramts-Kandidat hat vor Allem von dem Rektor der Universität ein Fähigkeitszeugniß beizubringen. Es giebt drei Klassen von Zeugnissen. Für die unterste Stufe erlangt man bloß, daß der Lehrer lesen, schreiben und numeriren könne; für die zweite Stufe, daß er das Rechtschreiben, das Schönschreiben und das Rechnen inne habe; für die dritte Stufe braucht man schon die Kenntniß der französischen Grammatik in ihren Grundsätzen, der Arithmetik, der Geographie und Feldmeßkunst. Dieser Theil des Unterrichtes ist schon ziemlich ausgedehnt, und bedarf nur einiger geringen Nachhülfe. Man kennt im Ganzen drei Methoden des Primär-Unterrichtes: den individuellen Unterricht; den gleichzeitigen Unterricht (bei welchem ein Lehrer zu gleicher Zeit alle Zöglinge unterrichtet); den wechselseitigen Unterricht, sonst lancastrische Methode genannt. Die erste von diesen Methoden ist wesentlich fehlerhaft; die zweite paßt für ländliche Gemeinden, die bloß eine schwache Bevölkerung haben; die dritte verdient den Vorzug an allen den Orten, wo die Bevölkerung beträchtlich genug ist, so daß eine Schule 40.—50 Zöglinge enthalten kann. Dieser Unterricht geht schneller von Statten, ist wohlfeiler und kann sich mehr verallgemeinern. Eine von den Brüdern der christlichen Schulen gehaltene Schule für gleichzeitigen Unterricht kostet jährlich 1800 Franken; eine Schule des wechselseitigen Unterrichtes kostet kaum die Hälfte, und dennoch kann man in die zweite mehr Zöglinge aufnehmen als in die erste; denn der Lehrer vervielfältigt sich gewissermaßen durch die Monitoren (Zöglinge, welche die Lektion des Lehrers ihren Kameraden vortragen). Die Schulen, in denen man mit dem Unterrichte im Lesen und Schreiben das Linearzeichnen, und die Anfangsgründe der Geometrie verbindet, fangen an, ziemlich zahlreich zu

werden. Die Regierung sollte noch Mehr dafür thun. In den Primär-Schulen von Frankreich ist allgemein Mangel an guten Büchern. Die Albernheit und die Dummheit der meisten, von denen man Gebrauch macht, ist wahrhaft empörend. Die dem Minister des öffentlichen Unterrichtes für diese Ausgabe gestatteten Fonds betrugen vor drei Jahren bloß 50,000 Franken; hierauf wurden sie auf 100.000, und dann auf 300.000 erhöht: diese Summe ist offenbar noch nicht hinreichend; es würden mehrere Millionen nothwendig seyn. In den Dörfern trifft man weder Bibliotheken, noch Lesekabinette für Journale. Die Bibliotheken findet man nur in den etwas bedeutenden Städten; in den meisten kleinen Städten giebt es Zimmer oder Cirkel, wo Die von der wohlhabendern Klasse die Journale lesen; allein die arme Klasse liest sie höchstens in Paris und in einigen großen Städten. Es wäre daher zu wünschen, daß in Frankreich eine gewisse Anzahl von Journalen bestünde, welche die Beförderung der Bildung der niedern Volksklasse sich zur Hauptaufgabe machten; allein bis jezt scheint kein periodisches Blatt sich diesen Zweck gesezt zu haben. Man findet in den Journalen nichts Weiteres als Neuigkeiten und politische Erörterungen mit dem Ausdrucke der Leidenschaften des Tages. Nüzliche und bleibende Belehrungen kommen selten darin vor.

Versuch einer vergleichenden Statistik Europa's am Ende des Mittelalters und in seinem gegenwärtigen Zustande.

(Schluß.)

Statistische Tabelle der Einkünfte und Militärkräfte der bedeutenderen Mächte Europa's im Jahre 1826.

Namen der Staaten.	Einkünfte im Jahre 1826.	Landmacht im Jahre 1826.*)
	Franken.	Soldaten.
Britische Monarchie	1,527.750.000	102,283
Französische Monarchie	989.000.000	231,560
Russisches Reich	400.000.000	1,039,000
Kaiserthum Oesterreich	550.000.000	271,404
Türkisches Kaiserreich.	250.000.000	278.000
Preußische Monarchie	215.000.000	162.600
Niederländische Monarchie	161.836.000	45.297
Spanische Monarchie	180.000.000	50.000
Königreich beider Sizilien . . .	84.000.000	30,000
Königreich Bayern	79.100.000	55.000
Königreich Sardinien (Staaten des Königs von Sardinien) . . .	65.100.000	26,000
Portugiesische Monarchie	54.096.000	26.636
Norwegen und Schweden	42.000.000	45,200
Dänische Monarchie	44.000.000	38,819
Kirchenstaat	30.000.000	6.000
Königreich Sachsen	28.000.000	12.000
Königreich Hannover	26.000.000	13.054
Königreich Würtemberg	23.761.000	13.955
Großherzogthum Baden	20.355.000	10.000
Großherzogthum Toskana	17.[illegible]	4.000

Um die Ursachen des bewundernswürdigen Wohlstandes und der großen Macht der Republik Venedig schärfer hervorzuheben, dienen noch folgende Angaben über ihre Hülfsquellen, ihre Reichthümer, ihre Marine und ihren Handel während der Zeit ihres höchsten Glanzes, im fünfzehnten Jahrhunderte. Ich entnehme dieselben dem unter dem bescheidenen Titel Compendio della Storia veneta erschienenen, höchst ausgezeichneten Werke von M. Quadri.

Das Gebiet der Republik bestand im Jahre 1453 aus drei scharf geschiedenen Theilen; 1) dem Dogado, mit der Stadt Venedig und ihren unmittelbaren Dependenzen; 2) den Staaten des Festlandes Friaul, Treviso, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Bergamo, Crema und Ravenna; 3) den Kolonien Istrien, Dalmatien, einem Theil von Albanien, Livadien, Morea und Mazedonien, den Inseln Candia, Negroponte und einigen anderen Inseln des Archipelagus. Diese gesammten Länder mochten etwa 25,400 QMeilen (60 Meilen auf den Grad gerechnet) und 3,600,000 Einwohner enthalten.

Troz diesem so geringen Gebiete, das überdieß höchst zerstückelt, schwer zu vertheidigen und schwach bevölkert war, erschienen die Venetianer als die erste See- und Handelsmacht jener Zeit. Außer einer Menge einzelner Fahrzeuge, welche das adriatische Meer bedeckten, sandte die Republik jährlich vier große Handelsflotten nach dem schwarzen Meere, nach Syrien, nach Egypten, nach England und Flandern aus.

Nach den Registern der Bankiers wurden aus Mailand, Monza, Como und anderen Städten Oberitaliens jährlich 1.612,000 Dukaten in Geld eingeführt; so wie eine Menge von Erzeugnissen des Gewerbfleißes, wie unter Andern 90.000 Stück Tuch im Werthe von 90.000, und Leinwand im Werthe von 100.000 Dukaten. Die von diesen Waaren bezahlten Zölle ertrugen dem Schaz der Republik 200.000 Dukaten. In die Städte der Lombardei sezte Venedig an Baumwolle und Wollewaaren, Gewürz 2c. für 1,790.000 Dukaten ab; unter den Ausfuhrartikeln findet man auch für 30.000 Dukaten Sklaven. Von Florenz bezogen die Bankiers in Venedig wöchentlich 7000 Dukaten in baarem Gelde.

Allein die Hauptstadt der Republik sezte jährlich zehn Millionen Dukaten in Umlauf. Die Bevölkerung der Stadt belief sich damals auf 190.000 Seelen; darunter 1000 Nobili, mit einer jährlichen Rente von 600 bis 4000 Dukaten. Der Werth der Häuser wurde auf 7 Millionen, und das jährliche Einkommen daraus auf 500.000 Dukaten geschäzt.

In Venedig wurden jährlich eine Million Dukaten in Gold oder Zechinen, 200,000 Silberstücke und 800.000 Seus ausgemünzt. Hievon wurden 500,000 nach Syrien und Egypten, 100.000 nach dem Festland, 100.000 in die Kolonien und 100.000 nach England ausgeführt, so daß die gesammte Ausfuhr des baaren Geldes auf 800.000 Dukaten sich belief; der Rest bereicherte Venedig. Während man zugleich die Kosten der Kriegsrüstung gegen die Ottomanen bestritt, wurden unter der Regierung des Dogen Mocenigo im Verlauf eines Jahrzehends vier Millionen Dukaten an der öffentlichen Schuld getilgt — eine höchst beträchtliche Summe in einer Zeit, wo noch Amerika unserem Welttheile seine Schäze nicht geöffnet hatte.

Im Jahre 1421 hatten die Venetianer 3000 Fahrzeuge von 10 bis 200 Tonnen Gehalt und mit 17.000 Matrosen bemannt, 300 größere Schiffe mit 8000 Matrosen und 45 große Galeeren, zusammen 3345 Handelsfahrzeuge, welche 36.000 Mann für den Dienst erforderten.

Diese Republik stellte Armeen von 30 — 40.000 Soldaten in's Feld, gleich dem Kaiser, den Königen von Spanien und von Frankreich. Fürsten und Herzoge, durch den hohen Sold angelockt, stritten sich um den Befehl ihrer Truppen. Es ist nicht selten von 100, 200 bis zu 480 Schiffen die Rede, die aus ihren Häfen ausliefen. Die Ausrüstung und Unterhaltung einer Flotte von zehn Galeeren während neun Monaten kostete 85.000 Goldgulden; und man mag sich einen Begriff von den unermeßlichen Reichthümern einer Republik machen, die im Stande war, zu gleicher Zeit mehrere Flotten von hundert Schiffen auslaufen zu lassen.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem jüngst erlassenen Befehl der londoner Polizei sollen die Straßen der Hauptstadt von aller Bettelei gesäubert werden. Diejenigen Bettler, die man als unverbesserliche kennt, werden der Bettelgesellschaft (Mendicity Society) übergeben, heimathlose Landstreicher von den Polizeibehörden nach den Landesgesezen behandelt werden. — Die londoner Polizei hat im lezten Jahre 194,126 Pfd. Sterl. gekostet. Hiezu haben die Kirchspiele 160,530 Pfd. beigetragen.

•

Aus einem von dem Acciseamt zu London erstatteten Bericht scheint hervorzugehen, daß die Zahl der im verflossenen Jahre vor diesem Amte abgelegten Eide und eidlichen Aussagen sich auf 194.612 belaufen hat!

*) Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß hier nur von Linientruppen die Rede ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 98. 8 April 1831.

Der Feldzug der Russen jenseits des Kuban.

(Aus den Briefen eines Jägeroffiziers, geschrieben im November 1830, abgedruckt in dem Februarhefte des russischen Merkurs).

In diesem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt auf die wichtigen Ereignisse im Westen gerichtet ist, finden vielleicht meine kurzen Mittheilungen über unsern letzten Feldzug jenseits des Kuban weniger Theilnahme, dennoch gehören unsere Unternehmungen gegen die Gebirgsvölker nicht nur zur Kriegs-, sondern auch zur politischen Geschichte des Kaiserreiches, denn sie dienen zur Sicherheit unsrer Gränzen, zur dauerhaften Begründung der militärischen und Handelsverbindungen mit den transkaukasischen Provinzen, und zur Einführung der Ruhe auf dem ungeheuern Kaukasus, der seit Menschengedenken von keinem Eroberer unterworfen worden. Dieser Ruhm ist, wie es scheint, den russischen Waffen vorbehalten.

Alle politischen Begebenheiten unsrer Zeit stehn mit einander in so inniger Wechselwirkung, daß die an der Seine oder Schelde fallenden Schüsse in Lesghistans Schluchten und in den transkaukasischen Thälern wiederhallen. So verbreitete sich unter allen Gebirgsvölkern, auf die Nachricht von den Unruhen im Westen Europa's, sogleich das Gerücht, Rußland rüste sich gegen Frenkistan, es würden nur wenig Truppen gegen die Gebirgsvölker zurückbleiben, daher diese den Umstand benutzen müßten, um die russischen Provinzen anzugreifen. Die hiedurch wieder ermuthigten Gebirgsvölker des Kaukasus nahmen allmälig eine feindselige Stellung an und schienen entschlossen, ihrer neuen Herrschaft sich bei einer so günstigen Gelegenheit zu entledigen. Unsre Feldzüge gegen diese halbwilden Völkerschaften werden vielleicht leicht und unbedeutend scheinen, in der That aber sind sie nicht minder gefahrvoll und beschwerlich, als die von Cäsars Legionen gegen die Gallier. Unstreitig ist der rastlose und schwierige Kampf gegen die Gebirgsvölker die beste Schule nicht nur für Offiziere, sondern auch für Generale, und aus dieser Rücksicht sind wohl auch zum kaukasischen Korps Offiziere aus allen Garderegimentern geschickt worden, welche mit uns an der Expedition Theil nahmen.

Die beabsichtigten Unternehmungen gegen die Gebirgsvölker wurden durch die Cholera lange verzögert, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Wuth alle Provinzen des Kaukasus durchstrich, und uns sowohl als unsere Feinde hinwegraffte. Gegen Ende Septembers zogen sich die zum Feldzuge bestimmten Truppen jenseits des Kuban in der Nähe des „langen Waldes“ zusammen, wo eine neue Befestigung erbaut worden war. Der Oberbefehlshaber unserer Militärmacht an der kaukasischen Linie, der General der Kavallerie Emanuel, kam der allgemeinen Verfügungen halber zu uns; aber sämmtliche jenseits des Kuban befindlichen Truppenkorps waren dem Kommando unseres früheren Befehlshabers, des G. L. Pankratjew, der uns gegen Perser und Türken geführt hatte, übergeben. Der Anfang unsers Feldzuges war langweilig; die beständigen Regengüsse und die kalten Winde von den Schneebergen versprachen uns keinen guten Herbst; inzwischen wurde unser Aufenthalt bei dem langen Walde benutzt, Proviantransporte einzurichten, hauptsächlich aber, die Abasechen in Schrecken zu setzen, welche, als sie sahen, daß die Kriegsoperationen gegen sie beginnen würden, um deren Verzögerung baten, und versprachen, sich dem russischen Zepter zu unterwerfen. Dieses vom Gipfel des Berges Laba bis zum Flusse Pschebs lebende Volk zählt über 20,000 Familien, und kann gegen 20,000 Bewaffnete aufstellen; aber zum Glück für uns leben sie unter sich in steter Uneinigkeit. Die Abasechen und deren Nachbarn, die Schapsugen, welche vom Kuban bis Anapa wohnen, zeichnen sich durch musterhafte Tapferkeit aus, und haben eine demokratische Verfassung, die sie für das höchste Glück in der Welt halten. Die Schapsugen können ebenfalls gegen 10,000 Krieger aufstellen. Diese beiden Völker, welche über Gilindshik, Sudshuk-Kale und andere Küstenstädte des schwarzen Meeres mit den Türken in häufigen Verbindungen stehen, erhielten aus Konstantinopel einige Handelsartikel, und wurden von den türkischen Mollahs und Effendis zum Hasse gegen die russische Regierung gereizt. Die Abasechen und Schapsugen sind unsre wichtigsten Feinde jenseits des Kuban. Wir zogen, wie die Folge erwies, nur deßhalb gegen sie, um ihr Land genau kennen zu lernen, und sichere Maßregeln für die Zukunft zu treffen. In der Nacht vom 9 auf den 10 Oktober nahm unser General Pankratjew 2 Bataillone des naschburgischen Regiments, 6 Kanonen reitender Artillerie, die asiatische Miliz nebst den Linienkosaken des choperskischen Regiments, und zog zum Flusse Bielaja. Wir machten 25 Werst und durchwateten bei Tagesanbruch diesen reißenden Strom. Die Vorposten der Abasechen, welche den Uebergang bewachten, hatten uns nicht erwartet; sie ergriffen die Flucht, und benachrichtigten durch Flintenschüsse und Geschrei die nächsten Dörfer von der Ankunft des Feindes. Wir zogen weiter zum Flusse Pschaga, welchen wir

ebenfalls durchwateten; hier konnten sich unsre jungen Soldaten überzeugen, welche Vortheile das Geheimhalten und die Schnelligkeit einer Unternehmung gewähren, denn hätten wir etwas gezögert, so würden wir an der Bielaja heftigen Widerstand gefunden haben. Kaum hatte unsre Reiterei die Pschaga passiet, so wurde sie von beinahe 500 Mann berittener Abasechen rasch angegriffen, während unser Nachtrab, welcher den Uebergang der Artillerie und des Gepäckes deckte, mit den aus dem Walde hervordringenden Fuß- und Reiterschaaren der Abasechen kämpfen mußte. Der General ließ sogleich mit Kartätschen feuern; die Scharfschützen eilten in kleinen Kolonnen zum Rande des Waldes, und der schnell geworfene Feind setzte über den Fluß und verstärkte diejenigen Abasechen, welche mit dem Vortrabe kämpften. Sobald unsere ganze Abtheilung über die Pschaga gegangen, stürmten wir gegen den Feind, welcher jedoch in den Wald entkam. Mit großem Vergnügen schlugen wir hierauf unser Lager, denn der nächtliche Marsch, das Durchwaten der Flüsse und der Kampf mit dem Feinde hatten uns ziemlich ermüdet. Bemerkenswerth ist es, daß in diesem Kampfe unsere aus kabardinischen und nagaischen Reitern bestehende asiatische Miliz gegen ihre Landsleute, die Gebirgsvölker, mit glänzender Tapferkeit focht. Gegen Abend stieß der General der Kavallerie Emanuel mit dem ganzen Korps zu uns. Unser Heer bestand nun aus 11 Bataillonen Fußvolk, 26 Kanonen, 3 Kasakenregimentern, und der asiatischen Miliz, 400 Reiter stark, gebildet aus den ausgezeichnetsten Fürsten und Usdeni's der Kabardinzen und Nagaien. Unsre täglichen Beschwerden und Scharmützel werde ich nicht beschreiben, sondern sage nur, daß wir, von dem langen Walde bis zu der am Flusse Pschebs, Jekaterinodar gegenüber, erbauten Befestigung, 120 Werste zurücklegten, über acht Flüsse setzten, welche wir theils durchwateten, theils auf den von uns geschlagenen Brücken passirten, und täglich mit den Abasechen scharmützelten, deren Reiterschaaren uns beständig begleiteten, und sobald sie eine vortheilhafte Stellung für sich oder Schwierigkeiten bemerkten, welche wir auf unserm Zuge zu überwinden hatten, jede Gelegenheit und jede örtliche Lage vortrefflich benutzten. Wir litten an Nichts Mangel; dreißig Fuhren mit Proviant folgten uns; Heu und Holz fanden wir überall, denn die linke Seite des Kuban bis zu den Bergen ist ziemlich bevölkert mit verschiedenen Stämmen der Abasechen, Gatiukaizen, Kirkineizen, Brsheduchen, und Kamischeizen; aber jeder Fourageplatz mußte erkämpft werden. Die Abasechen wollten uns weder ihr Heu, noch ihre Hirse umsonst geben. Während des Zuges und bei der Vertheilung der Truppen wurde die strengste militärische Vorsicht gebraucht. In unsern Lagern erschienen oft verschiedene Bei's oder Herrscher der Gatinkaizen und Kirkineizen, und deren Unterthanen, der strengen russischen Disciplin vertrauend, brachten uns allerlei Lebensmittel, Hühner, kalekutische Hähne, Käse, saure Milch und Honig zum Verkauf. Wir gaben ihnen dafür kein Geld, sondern Sachen; vorzüglich wünschten die Tscherkessen Leinwand oder baumwollene Tücher zu haben. Gold und Silber sind ihnen noch wenig bekannt, und doch lebt dieses Volk in Europa! Erinnert Dieß nicht auf vielfache Weise an die kriegerischen Stämme der Gallier zur Zeit des Julius Cäsar? Diese Transkubaner wohnen in hölzernen Häusern, welche den kleinrussischen Lehmhütten gleichen; sie treiben Ackerbau und Viehzucht, verfertigen die unumgänglichsten Bedürfnisse selbst, und kaufen nur Salz und Leinwand. Ihre Gutsbesitzer und die reichen Leute unter ihnen verschaffen sich einige Luxusartikel von den Türken über Anapa und Sudshuk-Kale. Am 17 Oktober kamen wir zum Flusse Pschebs in die Befestigung Iwanowskoje, wo wir das Hauptquartier unsers Oberfeldherrn, des Feldmarschalls Grafen Paskewitsch-Eriwanskij, fanden. Von hier aus sollten unsre eigentlichen Unternehmungen gegen die Schapsugen beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Unmittelbar unterhalb Felipe de Benguela liegt ein großer Salzteich, oder vielmehr See, in der Nähe des Meeres, und nicht in großer Entfernung der Schwefelgruben. In unregelmäßigen Perioden fängt dieser See an, in große Bewegung zu gerathen, als wären kochende Quellen auf dem Boden; das Wasser erwärmt sich und die Hitze der Luft an dem Ufer wird plötzlich so drückend, daß die Bewohner genöthigt sind, ihre Häuser eine Zeit lang zu verlassen, und sich in einige Entfernung zurückzuziehen. Die dieses Phänomen begleitende Ausdünstung bringt eine große Menge Salz hervor, das zwar von den Eingebornen gesammelt wird, aber wie der Ertrag der Salzquellen Eigenthum der Regierung ist, und bei der Leichtigkeit es im Innern abzusetzen eine wichtige Quelle von Einkünften bildet.

Cassaba, die alte Hauptstadt von Ginga, welche die Gräber der dortigen Könige enthalten soll, liegt gegen 200 Meilen von dem Fort Pungo Andongo, dem Verbannungsort des portugiesischen Ministers Seabra, beinahe unter demselben Meridian, wie die Quindonga-Inseln, welche von einem portugiesischen Korps während der Verwaltung des Grafen Saldanha in Besitz genommen wurden. Diese Inseln gehören zu dem Distrikt Mattemba, den der Fluß Lunini, ein Zufluß des Coango, von dem Gebiet von Ginga trennt. Von Cassaba, das somit zwischen dem Loango und dem Coango liegt, hat man nach den Berichten der Eingebornen vier Tagreisen südwärts zu dem erstern, und drei Tagreisen nordwestwärts nach dem letztern Fluß. Nach den Nachrichten der portugiesischen Handelsleute läuft der Zaire, der im Innern, den Namen Loango trägt, wenn man ihn von dem äußersten Punkte der Reise Tuckey's verfolgt, an den Gränzen von Mokolo hin, von da nimmt er eine südliche Richtung in der Nähe von Benduque, einer kleinen Provinz drei Tagreisen von St. Salvador, setzt seinen Weg von Gonega Batta gegen Mattemba fort, und läßt, wie schon bemerkt, Cassaba drei Tagreisen südwestlich liegen. Wie Hr. v. Silva, ein portugiesischer Naturforscher, glaubt, der auf Auftrag der Regierung mehrere Jahre in Embaca zubrachte, hat dieser Fluß und der Coango denselben Ursprung nicht weit von Mattemba. Die Eingebornen bestätigen und erklären diese Ansicht durch die Versicherung, daß beide Ströme in einem großen See auf der Ostgränze von Cassange entspringen, wobei sie bemerken, daß in derselben Gegend im Inlande noch ein dritter Strom, genannt Casati, sich finde, der noch größer als die beiden erstern sey. Der Coango ist von den Eingebornen bis auf 15

Tagreisen von den Quindonga-Inseln aus, durch das Gebiet der Mogenguelas und der Somghos, zwei von Cassange abhängiger Völker, verfolgt worden; aber weiter haben sie seinen Lauf nicht erkundet.

Die Hocangas werden von den Mericongos, d. h. den Congos des Innern, als eine mächtige Nation geschildert, die sich von dem östlichen Ufer des Coanga weit in's Innere erstrecke, während jenseits von ihnen ein anderer bedeutender Stamm, die Amulacas, wohnen. Die Cassanges beschreiben die Cachingas als ihre nördlichen und die Donges als ihre östlichen Nachbarn. Diese letztern sollen Handelsverbindungen mit der portugiesischen Niederlassung von Moembaca auf der östlichen Küste unterhalten; sie haben die Cassanges bei jedem Einfall in ihr Land zurückgetrieben, und sie in allen Kriegen geschlagen. Das Voewoet Jaga, auf das die Cassanges so stolz sind, daß es einen Theil des königlichen Titels bei ihnen bildet, bezeichnet einen Stamm, der ursprünglich aus nomadischen Kriegern bestand; so wie dagegen der Name Jova, welchen andere Häupter afrikanischer Stämme tragen, ein seßhaftes Volk bezeichnet, das vorzüglich von Ackerbau lebt.

Unter den Handschriften, worin die offiziellen Briefe enthalten sind, die Baron Mossamedes, während er Generalgouverneur von Angola war, schrieb und erhielt, und welche sein Sohn Graf da Lapa mir anvertraute, fand ich ein Tagebuch von Gregorio Mendes, der eine Expedition zu Entdeckungen im Innern von Angola und Benguela befehligte.

Den 30 September 1785 zog die Expedition, bestehend aus etwa 30 Europäern und 1000 Eingebornen, in einer süd-südöstlichen Richtung von Quipara aus, wo eine heiße Schwefelquelle ist, die von Menschen und Thieren getrunken wird. Den nächsten Tag setzten sie ihren Zug nach Südwesten fort, und lagerten sich, nachdem sie sich am Fuße der Berglinie, deren Spitze sich ihrem Fortschritt entgegenstellte, herumgewunden, in Dombo da Quinzamba, das von dem Fluß Cororoso durchströmt wird, jenseits dessen die Gegend sich erhebt. Am 2 und 3 Oktober rastete die Gesellschaft um sich mit Vieh, Lebensmitteln und Wasser zu versehen; den 4 setzten sie ihre Reise in einer west-süd-westlichen Richtung zwei Lieues (leaguas) weit fort, und erreichten dann Labata, d. h. Hauptstadt von Mani Calunga, welche an der nördlichen Grenze des Staates liegt. Die zwei folgenden Tage blieben sie, um die Umgegend zu untersuchen, in einer Entfernung von $1^1/_2$ Lieues von dem Fluß, der mittelst eines kleinen südlich laufenden Baches mit einem Salzsee zusammenhängt. Der Corporoso nimmt, wo er etwa 4 Lieues von dem Meere ist, zum Theil eine nordöstliche Richtung, und läuft durch einen großen Wald, dessen Breite an einigen Orten eine Lieue beträgt, und der den trefflichsten Anbau zuließe, wenn die Einwohner thätig und regsam wären. Die Ufer des Flusses sind im Besitz von fünf eingebornen Häuptlingen; der zunächst der Küste heißt Mueni Calga, d. h. Herr der See, der zweite Mueni Mama, der dritte Campembri, der vierte Mueni Cheia, der fünfte, der nächste gegen Benguela, Mueni Quinzamba. Sie besitzen große Heerden schwarzer Ochsen, Schaafe und Ziegen, welche sie zwar zu verkaufen sich weigerten, wovon sie aber dem Führer der Expedition zugleich mit schönem Mais und Sellerie reichliche Geschenke machten. Den 7 setzte die Expedition über den Coporoso, und zog $3^1/_2$ Lieues in einer beinahe süd-südwestlichen Richtung nach Macaya, hart an dem Bett eines ausgetrockneten Flusses, in dessen Nähe sie Quellen fanden, woraus sie ihren Bedarf an Trinkwasser schöpften. Den folgenden Tag ging es durch eine hügelichte Gegend, die deutliche Spuren darbot, daß sie während der Regenzeit von Schäfern bewohnt sey. Nach einem beschwerlichen Zug, beständig bergauf und ab, lagerten sie bei einem Wasser, das der Regen auf einem sonst dürren Platz zwischen Steinen zurückließ; sie fanden daselbst Reste von Negerhütten, und einige ihrer Feuersteine. Die Breite wurde an diesem Tage genommen, und war 13° 5′ S. Am 8 führte der Weg an einem Bergrücken fort, der steil und beschwerlich war, und durch einen ausgetrockneten Fluß, der sich in einen See in der Nähe des Meeres endigt, der aber, wie meist der Fall, nur in der Regenzeit mit dem Meer zusammenhängt. Doch trafen sie in der Nähe leidliches Wasser. Die Breite an diesem Tag war 13° 9′ S. Unfern von diesem Ort, gegen Osten, liegt ein ausgedehnter Wald, und auf der entgegengesetzten Seite gegen Süden steigt ein hohes und unübersteigbares Gebirg auf, das die Reisenden durch einen Umweg zu umgehen sich genöthigt sahen. Die benachbarte Gegend gehört unbedeutenden Häuptlingen, welche sich sehr ungeneigt zeigten, mit den Fremden irgend einen Umgang zu haben. Unter ihnen war ein Neger, der sich dahin aus der Nähe von Benguela geflüchtet, und eine Anzahl anderer flüchtigen Sclaven um sich gesammelt hatte, so wie einige wandernde Wilde. Der Führer der Expedition konnte zwar den Neger nicht in seine Gewalt bekommen, doch gelang es ihm, die portugiesische Herrschaft von dem Häuptlinge einiger Dörfer, deren Einwohner sich mit Fischerei für Zimbos beschäftigten, anerkennen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Peitschenstrafe auf der englischen Flotte.

Die Maßregeln der englischen Admiralität in den letzten Jahren, um grausame und übermäßig strenge Züchtigungen zu verbannen, waren eben so weise als lobenswerth. Indessen bleibt es unbegreiflich, warum sie nicht noch einen Schritt weiter ging, um auch den barbarischen Gebrauch des „Peitschens rund um die Flotte“ zu beseitigen. Wahrscheinlich ist diese besondere Strafart nie in besondere Erwägung gezogen worden, und doch sind Tausende von Seeoffizieren der Meinung, daß wenn auch der Gebrauch des Peitschens überhaupt nicht abgeschafft werden kann, doch die Fortdauer einer alles menschliche Gefühl empörenden Strafe, die eine Schmach der britischen Marine bleibt, keineswegs mehr nöthig ist. Das Spießruthenlaufen und Kielholen, zwei scheußliche Torturarten zur See, bestehen nicht mehr, und so darf man vielleicht hoffen, daß jenes Peitschen im Flottenkreis bald dasselbe Schicksal haben wird. Kein Kriegsgesetz spricht von dieser martervollen Bestrafung, auch kein Kriminalrecht erwähnt ihrer; die Autorität ihres Alters scheint der einzige Grund ihrer Beibehaltung, den man mit eben so viel Verstand auf alle Justizbarbareien des Mittelalters erstrecken könnte. Ein Verbrecher kann dazu nur durch ein Kriegsgericht verurtheilt werden. Gewöhnlich wird sie dann zuerkannt, wenn die Kriegsgesetze wegen eines Verbrechens die Todesstrafe verhängen, und die Richter noch mildernde Gründe finden, die letztere nicht eintreten zu lassen. Zu einer bestimmten Stunde des Morgens vor dem Beginn dieses Trauerspieles wird am Bord des Kommandeur-Schiffes das Signal aufgehißt. Jedes Schiff sendet ein Boot ab mit einem Offizier und einigen Soldaten, um als Zeugen und Zuschauer bei dem Verfahren zu dienen. Der Verbrecher wird in ein geräumiges Fahrzeug ohne Segel oder Ruder gesetzt, nackt ausgezogen, und mit kreuzweis ausgespannten Gliedern auf ein Holz gebunden, das man den Triangel nennt. Der Waffenmeister

steht mit gezogenem Schwerte neben ihm, und zählt die ihm zuerkannten Hiebe. Wein und andere Stärkungsmittel sind bereit, um damit auf Geheiß des Wundarztes die durch den Schmerz erschöpften Lebensgeister des Sträflings wieder anzufrischen. Ein Trommler und Pfeifer stehen am Bug, ein Lieutenant mit dem Chirurg sitzen am Stern. Ist Alles gehörig vorbereitet, so fällt die ganze Flotille der Boote in die Linie ein, und bugsirt das Schiff, worauf der Verbrecher sich befindet. Der Spitzbubenmarsch ertönt von Pfeifer und Trommler, und der Zug bewegt sich langsam hinter einem leichten Kahne her, der das Eilboot heißt, und jedem Schiffe die Annäherung des Verbrechers bekannt macht. Die Zahl der Hiebe wird unter den Schiffen gleichmäßig vertheilt. Die Mannschaft füllt die Räume auf jener Seite, wo der Zug vorbei geht. Die Seesoldaten mit aufgepflanzten Bajonetten, die Offiziere in voller Uniform an ihrer Spitze, sind in den Schiffsgängen aufgestellt. Jeder Kapitän liest beim Herannahen des Verbrechers die Sentenz des Kriegsgerichts mit dem Befehle des Admirals, die Strafe zu vollziehen, laut vor. Zwei Gehülfen der Hochbootsmeister steigen bei dem Verbrecher ein, und versetzen ihm abwechselnd 25 Hiebe auf den Rücken. Dann wird ein weißes Tuch über ihn geworfen; die Boote setzen sich wieder in Bewegung; die Trommel wird gerührt; das Eilboot segelt an das nächste Schiff, wo dasselbe Verfahren beobachtet wird. So schleppt man den Verbrecher von Schiff zu Schiff, und die Züchtigung wird erneuert und in Zwischenräumen wieder ausgesetzt bis zum gänzlichen Vollzug des Urtheils. Gewöhnlich giebt der Verbrecher unter dieser verlängerten Marter den Geist auf.

Im Jahre 1811, als der Admiral Sir Charles Cotton die Flotte im Mittelmeer befehligte, wurde ein Seemann zum Peitschen im Kreis der Flotte verurtheilt, und im Hafen von Mahon auf Minorca der Ausspruch vollzogen. Dieser Hafen hat so tiefen Grund, daß die größten Schiffe dicht an dem Felsufer ankern können. Herbeigezogen durch die Musik, und vor Allem durch das Geschrei des Unglücklichen häuften sich Tausende der Bewohner am Strande, und wurden Zeugen dieses kläglichen Schauspieles. Sie bemerkten, wie abwechselnd pausirt und wieder fortgefahren, und die Pein dadurch geschärft wurde. Laut klagten sie die britische Grausamkeit an. „Ihr prahlt mit Humanität," sagte ein alter Mönch, „was sind die Torturen, die Euere Nation wahr oder falsch dem Tribunal der Inquisition Schuld giebt, gegen diese unmenschlichen und absichtlich verlängerten Martern? Zweimal ist der Verbrecher bereits halbentseelt dagelegen und dennoch erlauben Euere Wundärzte dieses Geißeln fortzusetzen!" Obgleich man ihm bemerkte, daß der britische Matrose ein offenes und freies Verhör erhalten habe, daß ihm Ankläger und Zeugen entgegen gestellt worden, so trat gerade diesem gesetzlichen Verfahren die unmenschliche Bestrafung nur um so greller gegenüber. Ein anderer Fall kam im Jahre 1805 vor. Ein gepreßter Matrose von der westindischen Flotte erhielt einen Brief von seinem Vater, der ihm Nachricht von seinen körperlichen Leiden gab, und den Wunsch ausdrückte, ihn wo möglich vor seinem Tode noch ein Mal zu sehen. Der junge Mann war entschlossen, keine Gefahr zu scheuen, um diesem Befehl seines sterbenden Vaters nachzukommen. Demgemäß entwich er bei der nächsten Gelegenheit, wurde aufgefangen, an Bord gebracht, und nur leicht gezüchtigt. Zum zweiten Mal entfernte er sich von seinem Schiffe; allein abermals entdeckt, erhielt er schon eine strengere Peitschenstrafe. Bei dem dritten Versuch zur Flucht wurde er einem Kriegsgerichte übergeben, das dem Buchstaben des Gesetzes gemäß ihn verurtheilte, an den Raa-Mast gehängt zu werden. In Betracht seiner Jugend, und des Umstandes, daß er zum Dienst gepreßt war, so wie mit Berücksichtigung der von ihm angegebenen Motive seiner Entweichung sprach der Gerichtshof die Strafe des Geißelns im Flottenring aus, und verdammte ihn zu 400 Peitschenhieben. Sir Alexander Cochrane, obgleich zur Gnade geneigt, hielt dennoch, um den Geist der Desertion zu unterdrücken, der in dieser Periode unter den so eilig errichteten Schiffskompagnien eingerissen, ein Beispiel für nöthig; er setzte die Strafe um ein Viertheil herab, und befahl, die bleibende Zahl von 300 Hieben sogleich zu ertheilen. Die von der früher erlittenen Geißelung erhaltenen Wunden waren nur leicht vernarbt; neu aufgerissen mußten sie um so furchtbarer schmerzen. Dem dienstleistenden Wundarzt schien es daher menschlicher, die Strafe lieber auf einmal ertheilen zu lassen. Zuletzt jedoch war der Rücken so scheußlich zerrissen, daß bei jedem Streich Fleischfetzen wegflogen. Der Kopf des Dulders sank empfindungslos auf die Brust herab — es mußte ingehalten werden. Man brachte den Halbentseelten in das Hospital; die Hitze des tropischen Klimas erzeugte den Brand, und nach zwei Tagen hatte er aufgehört zu leben.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der in England und Wallis während der letzt verflossenen sieben Jahre zum Tode verurtheilten Verbrecher und der vollzogenen Hinrichtungen stellt sich in folgender Angabe dar:

Im Jahre	zum Tode verurtheilt,	hingerichtet
1824	1066	49
1825	1056	60
1826	1205	67
1827	1529	75
1828	1165	58
1829	1585	74
1830	1827	46
	8781	407

Die auf der Post zu London für die nach Frankreich gehenden Journale eingehenden Abonnementgelder betrugen:

Im Jahre	Pf. St.	Sch.	Pf.
1821	1266	14	6
1822	1540	19	11
1823	1198	10	1
1824	1495	2	—
1825	1505	19	11
1826	1465	—	5
1827	1475	15	11
1828	1540	—	2
1829	1174	19	2

Hieraus ergiebt sich für diese neun Jahre eine Durchschnittszahl von 1411 Pfd. 17 Sch. 4 Pf. auf das einzelne Jahr. Ein englisches Tagblatt (bekanntlich erscheint am Sonntage keines) kostet in England 9 Pf. St. 2 Sch. 7 Pf. oder 228 Fr. 25 Cent. jährlich; durch den Postaufschlag für die Versendung steigt der Preis zu 13 Pf. St. 3 Sch. oder 331 Fr. 25 C. — Von französischen Zeitungen werden nach England jährlich, nach einer neunjährigen Durchschnittzahl berechnet, für 1158 Pfd. 18 Sch. 7 Pf. oder 28,476 Fr. 20 Cent. versendet. Das Abonnement des Moniteurs, das in Paris 112 Fr. beträgt, erhöht sich in England auf 251 Fr. 25 C. Der Preis der übrigen Journale, die 80 Fr. kosten, steigt bis zu 172 Fr. 50 Cent. Aus der oben angegebenen Berechnung geht hervor, daß ungefähr ein Fünftheil englische Zeitungen mehr nach Frankreich gehen, als französische nach England.

Nachrichten von der Kolonie am Schwanenflusse melden, daß von den dort angekommenen 1600 Personen 400 wieder das Land verlassen haben; die zurückgebliebenen vertheilen sich ungefähr so: in der Hauptstadt Perth befinden sich gegen 300, zu Freemantle 400 und zu Clarence eben so viel. Perth ist gegen eilf Meilen von der Mündung des Schwanenflusses entfernt, Freemantle dagegen liegt am Ausfluß desselben und überblickt die See. Clarence ist ungefähr zwölf Meilen südlich von Freemantle gelegen und hat gleichfalls die Aussicht auf das Meer. So umfaßt die neue Kolonie innerhalb dieser drei Niederlassungen gegen 23 Meilen an Fluß und Meer, oder 20 Meilen Land in der Breite und 12 Meilen in der Länge. Man versichert, daß die Eingewanderten von Krankheiten weggerafft werden, die man theils dem schlechten Wasser, theils dem Umstande zuschreibt, daß die Kolonisten von Vegetabilien und eingesalzenem Fleische leben müssen. Auch das Rindvieh ist in großer Anzahl gefallen und das übrig gebliebene kränklich und mager.

Aus dem vom englischen Parlament in Druck gegebenen offiziellen Berichte geht hervor, daß die Gesammtsumme der in der Ersparnißkasse seit ihrer Errichtung (1817) niedergelegten Gelder 20,760,228 Pfd. Sterl. beträgt. Hievon wurden in dieser Zeit wieder herausgenommen 5,648,338 Pfund, so daß also gegenwärtig noch in dieser Anstalt 15,111,890 Pfd. niedergelegt sind, die mit 5,141,410 Pfd. 8 Sch. 7 Pence verzinset werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 99. 9 April 1831.

Skizzen aus Spanien. *)

Im Gasthof zu Perpignan saß Alexander Slidell, ein junger amerikanischer Schiffslieutenant, und hörte einem alten französischen Kapitän zu, der ihn von der Nothwendigkeit in Spanien beraubt und gemordet zu werden zu überzeugen suchte. Es war im Oktober 1826; der kalte Nordwind hatte bereits das Laubwerk an den Reben abgestreift, und die reizenden Weingärten des südlichen Frankreichs, wovon dem Amerikaner in seiner Phantasie ein so glänzendes Gemälde vorschwebte, erschienen ihm jetzt nicht unähnlich den Bohnen- und Hopfenpflanzungen seines Vaterlands; kurz van dem ganzen geträumten Arkadien fand er Nichts, was seinen Erwartungen entsprach, als etwa die Weiber, deren seelenvolles Auge, gesunde Frische und ebenmäßiger Wuchs ihn nicht unarkadisch bedünkten, wie er denn überhaupt keine Gelegenheit vorbeiläßt, sich als Bewunderer des schönen Geschlechts zu erkennen zu geben; troß jenen drohenden Gefahren wollte er daher nicht länger in dem herbstlich verödeten Lande weilen, sondern beschloß den Weg über die Pyrenäen fortzusetzen. Kaum graute der Tag, so rasselte der Postwagen, von dessen drei Abtheilungen der Amerikaner eine einnahm, über die Zugbrücke der Grenzstadt; zwei Deichselpferde und drei neben einander gespannte Handpferde trabten vor dem gewichtigen Fuhrwerk her; auf dem linken Deichselpferde ritt der Postillon, einen Theil seiner Person in ein ungeheures Paar Stiefel gepackt, und den Rest fantastisch ausstaffirt, und von der Höhe des Imperial oder von dem vordern Cabriolet aus kommandirte der Kondukteur die Maschinerie.

Von Perpignan aus gesehen bieten die Pyrenäen, von dem mittelländischen Meer allmälig aufsteigend und westwärts sich beugend, wo der „verlorne Berg“ sein Schneehaupt in die Wolken erhebt, eine wilde Scenerie dar. Es giebt im Ganzen drei Straßen über das Gebirg; der Postwagen fuhr die südlichste längs der Küste des mittelländischen Meeres hin, auf welcher man keine sehr große Erhebung zu überwinden hat. In Junquera, dem ersten spanischen Dorf, nahm der Zollbeamte mit dem Gepäck eine sorgfältige Durchsuchung vor, wobei es ihm hauptsächlich um Aufrechthaltung des Bücherverbots zu thun war, welches auf einer langen Liste die Werke Voltaire's, Rousseau's, Marmontels und aller neuen Philosophen und Staatswissenschaftslehrer in sich begriff, und um so strenger gehandhabt wurde, als man kürzlich eine spanische Uebersetzung des „Contrat social“ unter der Maske von Lebensbeschreibungen der Heiligen hatte einschmuggeln wollen; unser Reisender, dem es um ein Exemplar der Henriade bangte, erkaufte die Nachsicht des Wächters der spanischen Monarchie durch ein kleines Geschenk, da man ihn merken ließ, daß ein solches in Betracht des schlechten Einkommens der Stelle nicht abgelehnt werden würde. Der Unterschied zwischen Frankreich und Spanien fiel sehr auf. Auf der französischen Seite wohlverwahrte Zollhäuser, sauber uniformirte Zollbediente, und gutberittene Gendarmen, welche die Gegend durchstreifen, und die Einwohner gegen das Gesindel von Freibeutern schützen, welches sich auf den Grenzen herumzutreiben pflegt; auf der spanischen Seite baufällige Lehmhütten, woraus elend aussehende Aduaneros mit papiernen Cigarren im Mund, alten Kremphüten von Wachstaffent auf dem Kopf, zerfetzten Röcken am Leib, hervorschleichen, jeder Mann zur Sicherung seiner Person und seines Eigenthumes mit einer Flinte bewaffnet.

Indem man weiter gegen Spanien hinabkommt, mildert sich nach und nach die Landschaft und die Thäler sind mit Waizen, Reben und Oelbäumen, die Hügel mit Korkbäumen bedeckt. „Dieser nützliche Baum,“ sagt Slidell, „trägt den spanischen Namen Alcornoque. Er ist eine Spezies der Encina, und obgleich von ganz verschiedenem Aussehen als unsere Eiche, liefert er ein Holz von derselben Ader und Eicheln, die, minder bitter als die unseigen, als Nahrungsmittel von den ärmern Klassen nicht völlig den Schweinen überlassen werden. So wissen wir, daß Sancho ein großer Liebhaber von Bellotas war. Der Korkbaum erreicht die Höhe unseres Apfelbaums, und breitet so ziemlich in derselben Weise seine Aeste aus; der Stamm aber ist von weit größern Verhältnissen, und das Laub von düsterer Färbung. Stamm und Aeste sind mit einer zerrissenen Rinde bekleidet, die von dem erstern, wo sie allein die erforderliche Dicke bekommt, mit dem fünfzehnten Jahr, im Monat Julius zum ersten Mal abgeschält wird; sie dient zwar da nur zum Verbrennen, wächst aber stärker nach; Dieß geschieht in sechs bis acht Jahren; in solchen Zwischenräumen läßt sich die Abschälung mehr als ein Jahrhundert lang wiederholen.“

Ohne sonderliche Abenteuer, als daß sie meheere angeschwollene Flüsse ohne Brücken passiren mußten, wobei oft das Wasser bis in

*) A Year in Spain. By a young American. Boston 1830 p. 393. 8.

den Boden der Postkutsche eindrang, gelangten sie nach Tordera. Hier trafen sie mit Kataloniern zusammen, die ihnen schon ein gut Stück spanischer Nationalität darstellten. Die Männer sind von hoher Statur, vollkommen gut gebildet und sehr muskulös; indeß lag etwas Unheimliches in ihrem Wesen, was zum Theil von ihren langen zottigen Haaren und ihren scharf gezeichneten Zügen, zum Theil von ihrer nicht sonderlich anmuthigen Tracht herrühren mochte. Letztere bestand aus einer kurzen Jacke nebst Weste von grünem oder schwarzen Sammet, die nur halb über die Rippen reichte und an Brust, Aermeln und Schößen eine dichte Garnitur von silbernen Knöpfen hatte; aus langen und weiten Hosen, die von demselben Stoff oder von Nankin waren, und vom Boden bis unter die Achseln heraufgingen; statt der Schuhe an den schwarz gegerbten sehnigen Füßen aus hänfernen oder strohernen Sandalen mit einer kleinen Bedeckung für die Zehen und hinten mit Riemen, um über dem Rist gebunden zu werden; und endlich aus einer rothseidenen oder wollenen Schärpe um den Leib. Diese Schärpe ist unter den arbeitenden Klassen Spaniens allgemein im Gebrauch; sie hält Kreuz und Bauch warm und verwahrt gegen Rückenweh. Meist tragen die Männer gestickte Krausen und mit roth- oder gelbseidenen Borten geschmückte Krägen, mitunter auch noch an der Weste ein Paar grünseidene rothgestickte mit silbernen Nägeln und Schnallen befestigte Quasten. Der merkwürdigste, keineswegs aber schönste Theil des Ganzen ist eine lange rothwollene Mütze, von der ein langer Zipfel über den Rücken hinabfällt, wodurch die Leute ein etwas bandittenmäßiges Aussehen erhalten. Zum höchsten Staat tragen die Frauenzimmer weiße Kleider, und roth-, grün-, oder schwarzseidene mit Goldblättchen verzierte Pantoffeln; für gewöhnlich ein einfaches schwarzes Kleid mit sammtner Einfassung von derselben Farbe. In der Regel sieht man sie mit bloßem Kopf, zuweilen mit einem Fächer in der Hand, und wenn sie vielleicht gerade aus der Messe kommen, mit der Mantilla über dem Kopf. Die Mantilla ist oft ganz aus Spitzen gemacht, sonst aber nur aus schwarzer Seide, und mit dem kostbareren Stoff eingesäumt. Sie wird über dem Kamm im Haar angeheftet; hinten senkt sie sich auf Nacken und Schultern nieder, vorn flattern zwei gestickte Enden um die Stirn, so daß die Hände einer Dame vollauf zu thun haben, theils um mit dem immer beweglichen Fächer sich zu kühlen, theils um durch Zurechtlegung der leicht sich verschiebenden Hülle ihre Sittsamkeit zu beurkunden. Früher galt es nach den Begriffen einer Spanierin für unschicklich den Fuß zu zeigen; mit dieser Strenge der Etikette ist es jetzt vorbei, und das Kleid der Catalonierin ist um Vieles kürzer geworden, so daß sich der wohlgeformte Knöchel, und der runde niedliche Fuß in dem feingezwirnten Strumpf nicht mehr verbirgt. Die Fülle der Gesundheit röthet die Wangen der Catalonierinnen, und aus ihren Augen strahlt eine feurige Seele; Wuchs, Anmuth und feenhafte Leichtigkeit theilen sie mit den Provençalinnen; nur verräth sich die Ueppigkeit, und die Glut einer heißern Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Während dieser freundlich gesinnte Häuptling, dem man Kleider von Zeug schenkte, der Expedition zu Führern verhalf, begannen einige seiner Nachbarn Angriffe, welche indeß leicht zurückgeschlagen wurden. Diese kleinen Fürsten stehen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt, dem der König von Cainnga seine Würde verleiht; von Handel schien keiner von ihnen einen Begriff zu haben. Die Gegend ist sehr fruchtbar, und alle Einwohner sprechen eine Sprache mit Kehllauten, welche den Negern bei der Expedition vollkommen verständlich war. Während des 10 und 11 hielt man, um einen freundlichen Verkehr mit den Eingebornen zu eröffnen, was theilweise glückte. Den 12 wurde ein beschwerliches Gebirg überstiegen; auf dem Gipfel befand sich eine natürliche Cisterne mit erträglichem Wasser; die Nacht brachte man in der Ebene am Fuße des Gebirgs zu. Den nächsten Tag langten sie, südwestlich reisend, Abends an einem Platze unter 13° 29′ südl. an. Hier erfreute sie der Anblick einer Quelle mit vortrefflichem Wasser neben einem Felsen; nach einigen ledernen Gefäßen zu schließen, die umherlagen, mußten da kurz zuvor Wilde gewohnt haben. Den 14 ging es in derselben Richtung fort, durch eine ebenere und gleichförmigere Gegend bis zu dem Fluß Dougue Amuchito, der sich nicht weit vom Meer in einen See von salzigem Wasser ergießt. Doch lieferten einige Bäume an dem dort mit Holz bedeckten Ufer des Flusses ihnen etwas süßes Wasser. Die Breite an diesem Tage war 13° 40′ S.

Da der Vorstand der Expedition Grund hatte zu vermuthen, daß die Verfolgung der südlichen Richtung Schwierigkeiten haben würde, so sandte er den Marineoffizier Manoel de Cruz aus, um die Möglichkeit dieses Weges auszumitteln, und da der Bericht ungünstig ausfiel, so drang die Expedition über die unmittelbar auf der Seite liegenden Berge in's Innere vor. Nachdem alle Lebensmittel, die in Quimana zusammengebracht worden, verzehrt waren, so erachtete man es für nothwendig, zwei Haufen von 700 Negern, davon 120 mit Gewehren, abzuordnen, um sich einen neuen Vorrath für den Rest der Reise herbeizuschaffen. Bei einer Zählung wies sich aus, daß die Karawane sich auf 1038 Personen belief, und täglich im Durchschnitt 10 Ochsen und 30 Schaafe verzehrte. Einer von jenen Haufen brachte eine Negerin mit, welche sie entführt hatten; da jedoch Mendes glaubte, es könne für sie von Nutzen seyn, wenn dieselbe ihren Landsleuten einen vortheilhaften Bericht abstatte, so ließ er sie kleiden und nach Hause gehen. Aber obgleich sie nie zuvor Leinwand gesehen, so konnte sie doch nicht über sich bringen ihre alten ledernen Kleider zurückzulassen, sondern nahm sie zugleich mit den neuen weg. Nachher nahm man einen Neger mit seinem Weibe und Sohn gefangen; auch sie wurden gekleidet, und dienten bis Mezaz als Führer, wo man sie verabschiedete. Wie sie von diesem Mann erfuhren, erkennen seine Landsleute keine Art von Obrigkeit, sondern hausen in den Bergen zerstreut in Höhlen, und nähren sich von Wildpret und kriechenden Thieren so wie von der Milch ihrer Heerden: dagegen tödten sie aus abergläubischen Gründen nie ein Stück Vieh, sondern leiden

lieber den äußersten Hunger; wenn die Noth sie treibt so machen sie Streifereien in das angrenzende Gebiet von Quimana. Die Expedition machte 6 Tage lang Halt, um die ausgeschickten Streifparteien und 80 Neger, welche zurückgeblieben, zu erwarten. Obgleich jene Vieh antrieben, so geschah es nur nach beträchtlichem Widerstand der Eingebornen.

Den 15 passirten sie das erste kleine Gebirg von Dongue Amuchito. An diesem Tag kamen die 80 Neger nach, und man lagerte sich in der Nähe eines trockenen Flußbettes, genannt Cangala, wo man Brunnen grub und leidliches Wasser bekam. An diesem Ort wurden der Marineoffizier und einige Andere krank; dennoch setzte man den Zug bis zu einem andern ausgetrockneten Fluß, genannt Dandagoa fort. Hier schlug man wieder das Lager auf; das Wasser, welches man entdeckte, hatte einen starken Salzgeschmack; doch erhielt man weit besseres, als man etwa einen Flintenschuß weit von dem Ufer grub. Das Land ist eben und bringt kaum einiges Gras und Sträucher hervor. Den 23 wanderte man noch immer im Angesichte des Meeres weiter, bis ein großer Berg, der für Menschen und Vieh unzugänglich war, den Zug hemmte; man umging ihn daher auf seiner östlichen Seite; im Süden zeigte sich ein neuer Berg, der wie eine Festung aussah, und dessen Fuß an der Stelle, die Mezaz oder die Tische heißt, von der Fluth bespült wird. Nicht fern von diesem Berge ist ein ausgedehnter Wald, der sich tief landein erstreckt, und von einem trockengelegten Fluß durchschnitten ist, der in der Nähe des Meeres Verbindungskanäle mit mehrern Seen von salzigem und süßem Wasser hat. Die Landschaft umher schien fruchtbar, und war durch stattliche Bäume mit dichtem Laubwerk verschönert, worin eine Menge großer und kleiner Vögel herbergte, mit deren Fang die Mombo Neger von Quilinga vormals sich abgaben, um sie an die Portugiesen in Benguela zu verkaufen. Dieser Platz, von den Eingebornen Senhebari genannt, liegt unter 15° S. Breite. Die Einwohner waren wie die, welche man zuvor getroffen, in den Gebirgen in kleinen Stämmen zerstreut; aber nach einer Sage, die unter ihnen ging, hatten ihre Voreltern etwas einer regelmäßigen Regierung Aehnliches gehabt, und sie standen gerade damals im Begriff den ersten Schritt zur Civilisation zu thun, und einen den Nachkommen ihrer alten Häuptlinge zum Anführer zu wählen. Man fand gegen Norden zwanzig ihrer Hütten, und nahm 14 Neger gefangen, die man kleidete, ein Wenig im Ackerbau unterrichtete, und mit Schaufeln und Saamen versehen wieder heimziehen ließ. Die Leute wußten Nichts vom Handel; all ihre Lebensnothdurft befriedigten sie durch die Milch ihrer Heerden, mit wilden Früchten und Fischen. Eine gewisse Wurzel, die nach ihnen die Eigenschaft besitzt, mehr den Durst als den Hunger zu stillen, schienen sie sehr zu lieben. Einer von ihnen trug eine Knieschnalle im Haar, die er von seinen südlichen Nachbarn erhalten zu haben angab.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Reisen auf dem Schauplatze des letzten griechisch-russisch-türkischen Kriegs in Europa und Asien.

Narrative of a Journey across the Balcan, by the two Passes of Selimno and Pravadi; also of a visit to Azani and other newly discovered ruins in Asia Minor, in the Years 1829/30. By Major the Hon. George Keppel. 2 vol. 8. London. 1831.

Journal in the seat of War between Russia and Turkey. By T. B. Armstrong. London 1831. 8.

Das Schauspiel eines Krieges, das man bei uns so lange nicht mehr gesehen hatte, und Das, wie manche gute sanfte Seele in ihrem frommen Glauben an den ewigen Frieden der heiligen Allianz verkündigte, fürder nicht mehr aufgeführt werden sollte, zog Zuschauer aus ganz Europa nach den russischen Feldlagern. Die kleinen Unterbrechungen der europäischen Waffenruhe durch die Spaziergänge der Oesterreicher nach Neapel und die Thaten der Franzosen unter ihrem Trocaderohelden in Spanien boten kein Interesse dar, das den durch einen etlich und zwanzigjährigen Krieg genährten Soldatengeist zu befriedigen vermochte; während der jetzt zwischen Rußland und der hohen Pforte sich entspinnende Kampf nicht nur die Wiederkehr alten großartigen Schlachtgetümmels versprach, sondern auch das ganze politische System mit einer allgemeinen Umwälzung bedrohte. Daß England, welches bei seinen vielseitigen Staats- und Handels-Interessen alle Theile der Welt berührt, jenem militärisch-diplomatischen Kongresse nicht fremd bleiben konnte, begreift sich; wirklich wurde es auch durch viele beglaubigte und nicht-beglaubigte Agenten repräsentirt, und da kein Engländer irgendwo gewesen ist, der nicht gern ein Buch davon schreibt, so haben wir wahrscheinlich noch manche Werke über diese Periode zu hoffen. Keppel und Armstrong scheinen zu der letztern Gattung von Agenten gehört zu haben, was wir aus ihren mitunter ziemlich undiplomatischen Herzensergießungen schließen, die, zumal bei dem Erstern, an die Satire grenzen. Daß aber beide Reisende den Zweck ihrer Regierung verfolgten, geht daraus hervor, daß sie sich gleichsam gegenseitig ergänzen, indem der Eine hauptsächlich Griechenland und die europäische Türkei, der Andere das türkische Asien zum Gegenstande seiner Forschungen machte.

Major Keppel reiste im Junius 1829 aus England über Frankreich, die Schweiz, Italien nach Corfu, besuchte verschiedene Theile von Griechenland, und schiffte nach der Hauptstadt des osmanischen Reiches über. Um den Krieg selbst mit anzusehen, kam er somit zu spät; daher begnügte er sich mit einem Durchfluge des Kriegsschauplatzes, von Konstantinopel nach Schumla und zurück.

Da in diesem Augenblicke Graf Diebitsch die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade erregt, so begleiten wir den Verfasser zuerst nach Adrianopel, wo er den russischen Feldmarschall traf. „Das fünfte Armeekorps, siebentausend Mann stark," erzählte er, „war im Begriffe, nach Rußland abzumarschiren. Vor dem Aufbruche wurde ein Tedeum gehalten. Die Truppen bildeten ein großes hohles Viereck, das auf jedem Winkel sich öffnete. In der Mitte befanden sich die Priester in vollem Ornate, eine beim Gottesdienste hülfreiche Hand leistende Abtheilung Soldaten und der Generalstab. Die ganze Versammlung stand mit entblößtem Haupte da. Die Priester in ihrer orientalischen Tracht, mit langem Haare und Barte, gleich den Propheten des Alterthums, bildeten eine überraschende Erscheinung. Der Gesang lautete äußerst melodisch. Der Oberpriester war ein sehr schöner Mann, von sechs Schuh fünf Zoll Größe; sein lichtes gescheiteltes Haar hing über die Schultern; sein langer Bart ruhte auf einer Art von Ephod mit einem goldenen Kreuz. Die Stimmen der Sänger harmonirten wie die Töne einer gutgestimmten Orgel. Nach dem Amte wurde ein großes metallenes oder silbernes Gefäß mit Weihwasser herumgereicht, in welches die Priester einen Borst-Weihwedel tauchten, womit sie die Soldaten im Vorbeigehen besprengten. Die am Meisten in die Augen fallende Person bei diesem Akte war Feldmarschall Diebitsch, welcher, obgleich ein Protestant, in Bezug auf Bekreuzung, Besprengung und Kniebeugung dem bigottesten Altrussen Nichts nachgab. Der Kontrast zwischen dem Feldherrn und dem Feldprobste nahm sich fast komisch aus, da jenem eben so Viel zur gewöhnlichen Größe fehlte, als dieser darüber hinausreichte. Doch der kleine Feldmarschall ist ein zu großer Mann, als daß sein Aeußeres nicht eine nähere Beschreibung werth wäre; um so mehr als, wie von der Melkmagd in dem Ammenlied, von ihm gilt, daß sein Gesicht sein Glück war. Feldmarschall Diebitsch ist ein kleiner, fetter, vollsaftiger Mann, etwas unter fünf Fuß; er hat einen sehr großen Kopf, lange schwarze Haare, kleine durchdringende Augen, und eine Gesichtsfarbe von dem tiefsten Scharlach; ein Beweis eben so sehr von seiner Liebhaberei für kalten Punsch als einer gewissen Gallichtkeit seines Temperaments, weßwegen ihm seine Truppen zu seinem stolzen Titel Sabalkanski, mit römischem Prätorianerwitz, noch das Zusatzprädikat Samowar, d. h. Theekessel, geschöpft haben. Ich habe gesagt, Graf Diebitsch verdanke sein Glück sei-

nem Gesichte, damit hatte es folgendes Bewandtniß: Er ist der zweite Sohn eines preußischen Offiziers, der in dem Stabe Friedrichs diente. Er trat in früher Jugend in das russische Heer und erhielt eine Kompagnie in der kaiserlichen Garde. Es geschah um diese Zeit, daß der König von Preußen dem russischen Selbstherrscher einen Besuch abstattete, und daß an Kapitän Diebitsch die Reihe kam, mit seinen Grenadieren vor dem königlichen Gaste zur Parade auszurücken. Der Kaiser, welcher sich vorstellte, welche lächerliche Figur der kleine Kapitän an der Spitze der langen Grenadiere spielen würde, ersuchte einen Offizier, er möchte ihm als guter Freund auf feine Weise zu verstehen geben, daß es seinem kaiserlichen Herrn angenehm seyn würde, wenn er seine Garde-Kompagnie an einen Kameraden abträte. Der gute Freund geht und meldet dem kleinen Kapitän mit dürren Worten, der Kaiser wünsche, daß er nicht auf der Parade erscheine; „denn," fügte er hinzu, „l'empereur dit, et il faut convenir que vous avez l'exterieur terrible." Dieser feine Wink brachte den künftigen Helden des Balkans dergestalt in Harnisch, daß er mit der natürlichen Wärme seines Temperaments nicht seine Tour im Dienste, sondern seine Stelle in der russischen Armee aufzugeben sich bereit erklärte, und da er ein Preuße und kein russischer Unterthan sey, nach seinem Vaterlande zurückzukehren verlangte. So hatte es aber der Kaiser Alexander nicht gemeint, und um ihn zu besänftigen, glaubte er ihn befördern zu müssen, und bald darauf stellte er ihn im Generalstabe an. — Nach beendigtem Amte stieg der Feldmarschall mit seinem Stabe zu Pferde und richtete noch einige Worte an die Soldaten, worauf ihre Obern denselben geboten, einen Lebehochruf erschallen zu lassen. Dieß thaten sie, wie sie jedem andern Befehle gehorcht haben würden; ein hübsches Hurra erklang von ihren Lippen, ohne daß ihre unbeweglichen Züge im Geringsten daran Theil nahmen. Die Truppen defilirten nun vor dem Feldmarschall, und jene Musikbanden, wodurch die Russen so berühmt sind, belebten ihren Marsch. Die Regimenter waren kaum siebenhundert Mann stark; vollzählig rechnet man auf eines dreitausend; allein Pest, Seuchen und Hunger hatten sie gezehntet."

(Fortsetzung folgt.)

Die Staatsdienerbesoldung in Frankreich.

In der letzten Monatsitzung der statistischen Gesellschaft von Frankreich hielt Hr. Benistan de Chateauneuf einen Vortrag über das Resultat seiner den Staatsdienst in Frankreich betreffenden Untersuchungen. Er hatte sich hiebei zur Aufgabe gesetzt, die Anzahl aller Individuen zu ermitteln, die in den verschiedensten Zweigen des öffentlichen Dienstes vom Staate besoldet werden. In diese Arbeit suchte er alle Stufen und Verhältnisse des Staatsdienstes aufzunehmen, so daß vom Schiffsjungen bis zum Admiral, vom gemeinen Soldaten bis zum Marschall, vom Küster bis zum Kirchenprälaten, vom Bureaudiener bis zum König Keiner übergangen wird, der vom Staate irgend eine Besoldung zieht. Auf diesem Wege wurde gefunden, daß in Frankreich bei einer Bevölkerung von 32 Millionen, wovon jedoch 16 M. für die Weiber und drei Fünftheile für die Individuen unter zwanzig Jahren abgezogen werden müssen, ein vom Staate besoldetes Individuum auf 10 Köpfe komme, und daß im Ganzen 613,500 besoldete Personen eine Summe von 347 Millionen in Anspruch nehmen, wovon 6200 allein 55 M. oder fast ein Zehntheil ziehen. Hieraus leitete das vortragende Mitglied die Folgerung ab, daß in Frankreich an keine bedeutende Ersparniß zu denken ist, wenn nicht das Dienstpersonal auf die Hälfte herabgesetzt und in einigen Verwaltungszweigen ganz aufgehoben wird. Indeß trägt die Schuld dieser unverhältnißmäßigen Ueberzahl von Beamten nicht sowohl die schlechte Verwaltung, als die große Ausdehnung des Königreiches, das in einer Länge von 300 und in einer Breite von 225 Meilen eine Oberfläche von 105 Millionen Morgen darbietet. Die Verwaltung, soll sie bis an die äußersten Gränzen dieses ungeheuren Raumes ihre Zweige ausbreiten, muß sich hiedurch unendlich vervielfältigen. So war es nöthig, 340 Tribunale und 3530 Gerichtsbehörden, die 10 Millionen kosten, zu schaffen, um die Gerichtssprengel nicht allzu weitläufig zu machen. Um Einschwärzung und Schmuggelhandel zu verhüten muß Frankreich seine Gränzen mit 25,000 Mauthbeamten und Zollwächtern besetzen, die eine Ausgabe von 16 Millionen erfordern; um in den zahlreichen Gemeinden nur einen einfachen Pfarrer für jede Kirche zu unterhalten, bezahlt der Staat 29 Millionen an 42,000 Geistliche.

Dessenungeachtet könnten überall bedeutende Reduktionen gemacht und das Ueberflüssige mit Beibehaltung des Nothwendigen vermindert werden; so besonders in den oben angeführten 55 Millionen, in die sich 6000 Individuen theilen. Wenn man den Rest des Staatsaufwandes für Besoldungen mit 312 Millionen unter die übrigen 607,500 Personen gleichmäßig vertheilt, so ergiebt sich, daß auf jeden Einzelnen im Durchschnitt nur die mäßige Summe von 515 Fr. kommt, was genau so viel beträgt, als dem Staat die jährliche Unterhaltung eines Galeerensklaven und eines Soldaten kostet. Die Reformen, der Tod und andere Ursachen verändern jedes Jahr diese Ansätze um einige Tausende; aber der Krieg steigert dieselben unberechenbar. Im gegenwärtigen Augenblicke bezahlt Frankreich an Besoldungen eine Summe, die dem vereinigten Staatseinkommen von Spanien, Preußen und Dänemark gleich kommt.

Wir können hier nicht Hrn. v. Chateauneuf durch seine ganze interessante Berechnung folgen und begnügen uns, davon nur nachstehende Notiz anzuführen.

Es bestehen in Frankreich

3,533	Gerichtsbehörden, welche dem Staate	9,724,000	Fr. kosten.
42,500	Geistliche	29,000,000	—
11,933	Offiziere von allen Waffen .	26,374,000	—
1,423	Schiffsoffiziere. . . .	3,050,000	—
5,389	Angestellte jeden Ranges in den Ministerien u. zweiten Verwaltungsstellen	15,317,000	—
242,800	Pensionäre, unter denselben 120,000 Militärpersonen, 27,560 Legionäre und 25 Minister . . .	76,500,000	—
307,598		159,915,000	—

Vermischte Nachrichten.

Die Gaceta de Cartagena vom 26 Dezember enthält den letzten Willen Bolivar's, woraus wir folgende Punkte hervorheben: „4. Ich versichere, daß ich kein anderes Eigenthum besitze, als die Ländereien und Bergwerke von Arroa, in der Provinz Carabobo; außerdem einiges Hausgeräthe, wie es in dem Inventarium verzeichnet steht, das in die Hand des Francisco Martin, Bürgers von Cartagena, niedergelegt ist. — 6. Es ist mein Wunsch, daß die Medaille, die mir von dem Kongreß von Bolivia im Namen des Volkes überreicht wurde, ihm in meinem Namen wieder zugestellt werde als Andenken von treuer Anhänglichkeit, die ich bis zu meinem letzten Augenblicke für diese Republik gehegt habe. — 7. Es ist mein Wunsch, daß die mir von meinem Freunde Wilson zum Geschenke gemachten zwei Werke: „der Contrat social," von Rousseau, und „die Kriegskunst, von Montecuculi, die sich früher in der Bibliothek Napoleons befanden, der Universität von Caracas zugestellt werden. — 10. Es ist mein Wunsch, daß meine irdischen Ueberreste in meiner Vaterstadt Caracas beerdigt werden. — 11. Meine Testamentsvollzieher beauftrage ich, den Degen, den ich von dem Großmarschall von Ayacucho (General Sucre) zum Geschenk erhielt, seiner Witwe zurückzugeben, damit sie ihn als ein Andenken der Liebe, mit der ich immer ihrem Gemahl zugethan blieb, aufbewahre. — 12. Ich beauftrage meine Testamentsvollzieher, dem General Sir Robert Wilson meinen Dank abzustatten für die guten Dienste, die mir sein Sohn der Obrist Bedford Wilson geleistet, der mir mit so viel Treue bis zu diesem meinem letzten Augenblicke zur Seite geblieben." (Obrist Wilson war einer von Bolivar's Adjutanten.) — Zu Testamentsvollziehern waren von Bolivar ernannt: der General Briceno Mendez, Juan de Francisco Martin, Präfekt von Magdalena, und Dr. Joseph Vargas.

*

Die Lehre des Abbé La Mennais über die völlige Trennung der Kirche vom Staate, wodurch jener allein Freiheit und Unabhängigkeit gesichert werden soll, scheint unter dem katholischen Klerus wenig Beifall zu finden; wenigstens hat man noch Nichts davon gehört, daß einer oder der andere Geistliche auf seine Staatsbesoldung Verzicht geleistet hätte. Dagegen finden die Aufforderungen des „Avenir" unter den Protestanten nicht wenige Anhänger. Dieselben haben seit den Ereignissen des Julius in Paris bereits mehrere kleine Kirchen nach dem Prinzipe, „daß der Kultus nicht vom Staate besoldet werden solle," eröffnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 100. 10 April 1831.

Der Feldzug der Russen jenseits des Kuban.

(Fortsetzung.)

Die Befestigung von Iwanowskoje ist im vorigen Sommer am Flusse Pschebs, unweit der schwarzen Berge 25 Werste von Jekaterinodar erbaut worden. Die Besetzung dieses Punktes im Lande der Schapsugen bringt ihnen großen Schaden, indem dadurch ihr Ackerbau und ihre Viehzucht gefährdet werden, *) weßhalb sie auch das Detaschement des Generals Beskrownuj, welches diese Befestigung erbaute, sehr beunruhigten. Im Lager, so wie in großen und kleinen Städten, erzählt man sich gern Neuigkeiten und spricht über die vorfallenden Begebenheiten. Einige meiner Gefährten waren erstaunt, daß der Oberbefehlshaber selbst mit einem kleinen Korps von 8000 Mann über den Kuban gegangen sey, da er doch nach seinen ausgezeichneten Heldenthaten sich den Beschwerden und Gefahren des kleinen Krieges nicht auszusetzen brauche; aber ein würdiger Stabsoffizier erklärte uns, daß unser Feldherr nicht nach neuen Lorbeern trachte, sondern nur unsern ewigen Feind genauer kennen zu lernen wünsche, um sichere Maßregeln zu dessen gänzlicher Unterwerfung zu ergreifen. Von einigen Offizieren des Generalstabes hörte ich, daß der Oberbefehlshaber, um das Blutvergießen zu vermeiden, einige Male zuverlässige Leute mit Aufträgen an die Schapsugen geschickt habe, um sie aufzufordern, sich dem Zepter des Kaisers zu unterwerfen, wobei ihnen erklärt ward, daß sie durch den Frieden zu Adrianopel von der Pforte an Rußland abgetreten worden, und unter der russischen Regierung vollkommen glücklich seyn würden, sobald sie ihre Räubereien einstellen, und sich unterwerfen wollten. Das letzte Mal wurde ihnen eine in diesem Sinne abgefaßte Proklamation zugeschickt, welche sie mit folgender Aufschrift zurücksandten: „Seit der Sündfluth bis jetzt sind wir stets unabhängig gewesen, und erkannten als unsern Schutzherrn den türkischen Sultan, als Erben der Kalifen; wir haben Nichts als Erde, Wald und Waffen, wollt Ihr sie nehmen, so möget Ihr zu uns kommen.“ Erinnert Dieß nicht an die Antwort, welche die Scythen dem mazedonischen Alexander gaben, der sich auch dem Kaukasus näherte? Nach einer so bestimmten Aeußerung blieb nur ein Mittel übrig — die Waffen.

Die vom „langen Walde“ durch das Land der Abasechen angekommenen Truppen erhielten zwei Rasttage, und rückten am 19ten wieder aus. Unsere erste Kolonne unter dem G. L. Pankratjew, bestehend aus 6 Bataillonen Fußvolk, einem großen Theil der Artillerie und zwei Kasakenregimentern, zog zum Flusse Ubin, auf der großen Straße nach Anapa, welche fast parallel mit diesem Flusse, an dessen linkem Ufer fortgeht, und in Entfernungen von 20 oder 30 Wersten ebene waldbewachsene Gegenden hat. Sieben bis acht Werste links von dieser Straße beginnt der Fuß der schwarzen Berge, welche von Anapa bis zum Schneerücken des Kaukasus sich erstrecken. Bei unsrer Kolonne befand sich das Hauptquartier des Feldmarschalls nebst dem Proviantransport. Die zweite Kolonne, unter dem General der Kavallerie Emanuel, bestehend aus 5 Bataillonen Fußvolk, 4 Kanonen reitender Artillerie, 6 Abtheilungen aus dem kubanschen Linienregiment und der asiatischen Miliz, zog den Fluß Afips hinauf zur Quelle des Flüßchens Ubin, um auf diesem Wege die Wohnungen der Schapsugen zu erreichen, und Alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. An diesem Tage, den 19 Oktober, so wie am 20 und 21 hörten wir häufig Kanonenschüsse in den Gebirgen, und die dichten Rauchwolken bezeichneten uns ziemlich deutlich den verheerenden Zug der zweiten Kolonne. Die Schapsugen, welche nicht erwartet hatten, daß die Russen in das Innere ihrer Berge dringen würden, und auch den eigentlichen Angriffspunkt nicht kannten, waren zu einzelnen Haufen in ihren Dörfern versammelt und vertheidigten selbige nach Möglichkeit, mußten sich aber, zurückgeworfen durch den raschen und tapfern Angriff der Russen, in die unzugänglichsten Gegenden zurückziehen; ihre Trauer bei dem Anblick ihrer flammenden Dörfer, bei der Vernichtung ihrer großen Korn- und Heuvorräthe läßt sich leicht denken. Nachdem General Emanuel durch die Thäler des Afips und Ubin gezogen war, vereinigte er sich am bestimmten Orte auf der großen anapaschen Straße mit der ersten Kolonne. Bei seiner rückgängigen Bewegung aus den Bergen wurde er von den erbitterten Schapsugen rasch angegriffen, welche in Schaaren von ungefähr fünfzehnhundert Mann beständig den Nachtrab und sogar die Spitze der Kolonne beunruhigten; allein die Festigkeit unserer Truppen vereitelte alle Absichten des Feindes, welcher an Todten und Verwundeten bedeutenden Verlust erlitt; von unserer Seite

*) Diese Art, eine halbwilde Völkerschaft zur Unterwerfung unter den russischen Zepter einzuladen, ist allerdings etwas seltsam. Auch wird man gestehen müssen, daß Paskewitsch's Zug mit Feuer und Schwert durch das Land der Schapsugen und Abasechen, wie weiter unten zu ersehen, ein sehr kaustisches Mittel ist, sich Unterthanen zu machen. A. d. R.

fielen gegen 70 Gemeine und einige Offiziere. General Emanuel war außerordentlich zufrieden mit dem musterhaften Muthe der Truppen überhaupt, besonders mit der glänzenden Tapferkeit unsrer Kabardinzen und Nagaien, welche während dieses Zuges an Waffen, Sachen und Gefangenen große Beute machten. Alles Dieses wurde ihnen gänzlich überlassen, und fesselt sie um so mehr für die Folgezeit an unsern Dienst. Unser Oberbefehlshaber hat durch seine weisen Verfügungen bereits verschiedene asiatische Stämme unter die russischen Fahnen versammelt; sie werden nicht nur mit Geld und Beute, sondern auch mit Orden und Rang belohnt, wonach sie eben so eifrig streben, wie die russischen Edelleute. Man denke sich, daß die karabagschen Beks, die lesghinzischen Sultane, die kurtinischen Aeltesten und die kabardinischen und nagaiischen Fürsten, unsre Orden sehr gut zu unterscheiden wissen, und sich Einer vor dem Andern einer höheren Auszeichnung rühmen, indem sie die Folgenstufe des St. Annenordens 4ter und 3ter Klasse, des St. Wladimir-Ordens mit der Schleife, und insbesondere des Militärverdienstordens sehr gut kennen. — Die aus den Bergen zurückkehrenden Truppen brachten eine zahllose Menge Hausgeflügel mit sich, und ich bemerkte, daß in allen Kesseln der zweiten Kolonne Hühner, Gänse und kalekutische Hähne gekocht wurden, und unsern Soldaten schien es zum besondern Vergnügen zu gereichen, den Ungehorsam der Schapsugen auf diese Weise zu züchtigen. Während die zweite Kolonne in den Bergen thätig gewesen war, gelangte die erste mit dem Hauptquartier zum Flusse Ubin; unterwegs hatte sie in den an der Straße befindlichen Wäldern kleine Scharmützel, und nahm dem Feinde einiges Vieh und Gefangene ab. Nachdem das ganze Detaschement am 22 Oktober zum Flusse Il gekommen, wo man zwei Brücken geschlagen hatte, ließ der Oberbefehlshaber daselbst die ganze schwere Wagenburg unter Bedeckung eines Bataillons des koslowschen Fußregiments, eines Infanterieregiments der Kasaken vom schwarzen Meer, und des donischen lukowkinschen Regiments mit 6 Kanonen, unter dem Befehl des Obristen Lukowkin. Die übrigen Truppen nahmen zehntägigen Proviant mit und rückten vor. Am 23 kamen wir zum Flusse Asips, wo ein Uebergang gebildet werden mußte; Dieß geschieht bei uns mit unglaublicher Schnelligkeit, denn während der Expedition wurde eine temporäre Sapeurkompagnie aus gewandten Leuten der Fußregimenter und aus 50 Kasaken vom schwarzen Meere zusammengesetzt, welche zu Pferde überall rasch vorwärts kommen. Diese Kompagnie wurde dem Kapitain Daragan von der Gardepioniereskadron anvertraut. Am 23 erhielt die erste Kolonne des Generals Pankratjew den Befehl längs dem Asips aufwärts in die Berge zu dringen, um die Schapsugen in Schrecken zu setzen, welche in diesem Thale eine bedeutende Bevölkerung haben, und von deren angesehensten Mollah's und Effendi's, welche großen Einfluß auf die Gemüther ausüben, die Wohnsitze daselbst sich befinden; dort sind oft ihre Volksversammlungen, in der Art wie sie im alten Nowgorod Statt fanden. Das Thal des Asips liegt fast mitten im Lande der Schapsugen. Da ich den ganzen Tag mit den Scharfschützen voran zog, so will ich hier eine genaue Schilderung geben.

Unsere Kolonne rückte den Asips aufwärts in folgender Ordnung. Voran zog ein Theil des choperskischen Linien-Regiments, und hundert Reiter der asiatischen Miliz, mit zwei Kanonen reitender Artillerie; ihnen folgten zwei Bataillone des 39 Jäger-Regiments und 2 Bataillone des naschcburgischen Regiments; bei jedem derselben befanden sich zwei leichte Feldstücke; kleine Kolonnen von Scharfschützen flankirten rechts und links, und eine ganze Kompagnie Jäger bildete die Bedeckung mit zwei Kanonen reitender Artillerie, welche zur Reserve der Reiterei dienten. Die aufgehende Sonne beleuchtete das reizendste Gemählde der Schneegipfel des Kaukasus und der schwarzen Berge; eine Menge Dörfer, von Gärten umgeben, zeigten sich auf dem Thale des Asips; zahlreiche Haufen berittener Bergbewohner in Panzern und in ihrer besten Kleidung ritten auf den Gipfeln der Berge und am Rande des Waldes hin und her; der blendende Glanz der Flinten unserer Infanterie bezeichnete die Bewegung der Kolonnen, welche bald zwischen Felsen und Hainen verschwanden, bald sich auf den erhöheten Stellen zeigten. Zwei große Dörfer am rechten und linken Ufer des Flüßchens wurden nach kurzem Gewehrfeuer von den Kasaken und Scharfschützen besetzt und den Flammen Preis gegeben. Aber drei Werste weiter fanden wir heftigen Widerstand. Ein reiches und großes Dorf mit einer Moschee, und den Häusern einiger Effendi's, gelegen auf einer Anhöhe, und von Felsen und Hainen umschlossen, gewährte den Schapsugen hinlängliche Mittel zur Vertheidigung. Gegen fünfhundert Mann Gebirgvölker waren von den Pferden gestiegen, hatten sich hinter die Flechtzäune, Bäume und Häuser gestellt, und empfingen uns mit scharfem Gewehrfeuer. Der General ließ sogleich einige Kanonen auf das Dorf richten, und befahl nach Beschaffenheit der Umstände mit Granaten und Kartätschen zu schießen; die Reiterei war im Hohlwege versteckt, und die Scharfschützen erhielten Befehl gegen den Hain vorzurücken, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen, welcher, in der Meinung, daß man ihn in der Fronte angreife, in große Verwirrung gerieth, als ein Bataillon des 39 Jäger-Regiments, welches den Wald auf einem Fußpfade durchschnitten hatte, plötzlich hinter dem vertheidigten Dorfe erschien. In diesem Augenblick rückten Fußvolk, Reiterei und Artillerie rasch gegen das Dorf an, welches die Schapsugen augenblicklich verließen, wobei sie ihren raschen Pferden ihre Rettung verdankten. Unsere Truppen rückten vor, und jemehr wir flußaufwärts zogen, desto gebirgiger und waldiger wurde die Gegend. Nachdem wir noch vier Werste zurückgelegt hatten, kamen wir an einen ziemlich dichten Eichenwald, welchen wir durchaus passiren mußten. Die voranschreitenden Plänkler berichteten, daß der Wald von feindlicher Infanterie stark besetzt sey. Der General stellte sogleich die ganze Kavallerie in die Reserve, die Infanterie und Artillerie in die erste Linie, und beorderte voran ein in vier Kompagnie-Kolonnen getheiltes Jägerbataillon, nachdem er jedem der Kommandeurs die Richtung des Angriffs angedeutet, und streng befohlen, vor dem Eintritt in den Wald keine Flinte abzufeuern. Vor den Augen ihres geliebten Befehlshabers eilten Offiziere und Soldaten mit dem größten Eifer, aber in der vollkommensten Ordnung in den Wald; der Feind eröffnete das Feuer, wurde aber bald in die Flucht gejagt, und während ein donnerndes Hurrah im Walde ertönte, umging ein Bataillon des naschcburgischen Regiments den Wald von der linken Seite, und besetzte das auf einer Anhöhe hinter dem Walde gelegene Dorf mit einer Moschee. Hier wurde Halt gemacht, denn die Truppen hatten schon über zwölf Werste zurückgelegt. Der Feind, bestürzt über unsern raschen Angriff, und dar-

über, daß wir seine Stellungen immer umgingen, konnte sich nirgendwo lange halten; kaum aber hatten unsere Soldaten die Ranzen abgeworfen, um etwas auszuruhen, und ein Paar Zwiebacke zu essen, so schlichen sich die Schapsugen heran, und feuerten auf unsere Plänkler und Scharfschützen. Der General mußte unter dem Zischen der Kugeln frühstücken, denn die Büchsen der Schapsugen tragen ziemlich weit. Bald wurde zum Aufbruch getrommelt und wir zogen noch vier Werste weiter bis zu einem sehr großen Dorfe mit zwei Moscheen. Die Schapsugen vertheidigten es nicht im Geringsten, und dieser Schlupfwinkel der transkubanischen Effendi's und Mollah's, welche von dort aus Haß gegen die Russen verbreiten, wurde den Flammen Preis gegeben. Dieses Dorf befand sich schon auf dem Gebirgsrücken, welcher Europa von Asien, und die transkubanischen Thäler von den östlichen Küsten des schwarzen Meeres trennt. Noch drei oder vier Werste, und wir hätten die blaue Oberfläche des alten Euxinus erblickt, da aber unser General zu keiner sentimentalen Reise verpflichtet war, so hielt er es für zweckmäßig zum Flüßchen Chaplia zurückzugehen, wo er sich mit dem Oberbefehlshaber vereinigen sollte, um so mehr, da der Zweck dieser Expedition erreicht war. Wir hatten über zwölf Dörfer, vier Moscheen und bedeutende Korn- und Heulager verbrannt, einiges Hornvieh genommen, und Gefangene gemacht. Bei dem Vorrücken war unser Verlust sehr unbedeutend; wir hatten nur acht Verwundete; aber die Gefahren und der eigentliche Kampf erwarteten uns auf dem Rückzuge.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Schreibtische der Herzogin von Angouleme.

Das englische Hofjournal liefert eine Reihe von Briefen, die während der Juliustage bei Erstürmung der Tuilerien aus dem Schreibtische der Herzogin von Angouleme hinweggenommen wurden, und sich jetzt in den Händen eines Engländers befinden. Das erwähnte Journal verbürgt ihre Aechtheit, und verspricht, von den merkwürdigsten derselben Facsimile's zu liefern. Diese Dokumente bestehen aus eigenhändigen Briefen verschiedener gekrönten Häupter Europa's an die Herzogin, und in deren Antwortschreiben darauf. Unter diesen Briefschaften fanden sich auch mehrere Reliquien vor, von denen einige bei der vormaligen Eigenthümerin in großer Verehrung gestanden zu haben scheinen, da auf denselben von der eigenen Hand der Herzogin die Namen der Personen, die sie ihr zum Geschenke machten, der Tag des Empfanges u. s. w. bemerkt sind. Ein seltsamer Brief eines Engländers an die Herzogin ist mit einer Reliquie begleitet die die Jahreszahl A. D. 175 trägt. Einige Zeilen des damaligen Polizeipräfekten Mangin an den Herzog von Ragusa sollen gleichfalls unter den gedachten Papieren in den Tuilerien gefunden worden seyn, obgleich nicht wohl begreiflich, wie sich dieselben in den Schreibtisch der Herzogin verirrt haben sollen, die bekanntlich während der stürmischen Vorfälle zu Paris sich fortwährend zu St. Cloud befunden hatte. Der Brief des Polizeipräfekten ist indeß deßhalb merkwürdig, weil daraus die unselige Verblendung ziemlich deutlich hervorgeht, in der man sich höheren Ortes über die damals in Paris herrschende Stimmung befunden haben muß. Darauf deutet vorzüglich das Wort „positivement" hin.

Diese Briefsammlung enthält eigenhändige Schreiben von dem Kaiser von Oesterreich, von dem Könige von Preußen, von dem jetzigen Könige Ludwig Philipp, als er sich im Jahre 1800 zu London befand u. s. w. Letzteres ist besonders merkwürdig in Betracht der gegenwärtigen Stellung, in der sich der damalige Herzog von Orleans zu der vertriebenen Königsfamilie befindet.

Es folgen hier die Dokumente im Originale in der Folgenreihe, wie sie das Hofjournal giebt.

I.
Schreiben des Polizeipräfekten Mangin an den Herzog von Ragusa.

Cabinet du Préfet de Police.

Monsieur le Maréchal — L'hôtel de la Préfecture est „positivement" menacé, et je prie Votre Excellence de vouloir bien y envoyer des forces suffisantes pour le proteger.

J'ai l'honneur d'être avec une très haute considération

Monsieur le Maréchal

Votre très humble et très-obéissant serviteur.

27 Juillet 1830.

J'apprends que des boutiques d'armouriers ont été pillées; des brigands se sont armés et des troupes de la ligne les ont laissé passer sur le quai de la Grève — se dirigeant par le faubourg St. Antoine.

II.
Die Prinzessin Wilhelmine von Preußen an die Herzogin von Angoulême.

Madame ma soeur et cousine — La lettre amicale que Monsieur de Montmorency m'a remise de la part de Votre Altesse Royale m'a été infiniment agréable. Je me hâte de l'en assurer par ces lignes, et charge le Baron d'Alblaing, mon premier chambellan, d'en être le porteur. Le Roi est tres-sensible à votre souvenir, Madame, et à tout ce que vous me chargea de lui dire de votre part; vous prisnt d'en recevoir les assurances, de lui continuer les mêmes sentimens d'amitié et de croire a la part sincère qu'il prend à tout ce qui regarda votre Altesse Royale, les intérêts de sa famille et de sa cause laquelle, comme elle le dit si bien, est celle de toute l'Europe. C'est avec l'intérêt le plus sincère que j'ai apprise l'heureuse arrivée du Duc d'Angoulême en Espagne, ayant bien partagée les inquietudes que Votre Altesse Royale a du prouver pour le prince son epoux. Je me rappelle toujours avec satisfaction d'avoir eu le plaisir de faire sa connaissance, et m'intéresse bien vivement a tout ce qui le regarde. Je regrette infiniment do n'avoir pas jouie de ce même avantage avec vous, Madame; mais veuillez croire que sans avoir jamais eu celui de Vous connaitre personnellement, mon coeur vous porte les plus tendres sentimens, et se sent entrainé vers vous par tout ceux que vous êtes si bien faite pour inspirer. Je prie Votre Altesse Royale à son retour en Angleterre de me rappeler au souvenir de ma soeur la Duchesse de York. Je n'ai pas de nouvelles récentes du Roi mon frère, mais je le crois dans ce moment à Berlin, ou au moment d'y arriver. Veuillez, Madame, être mon interprête auprès du Roi et de toute Votre famille — tous les miens me chargent d'être le leur aupres de Votre Altesse Royale. Je la supplie de se bien parsuader de tous les sentimens que je lui ai vouée, et avec lesquels je suis

Madame ma Soeur et Cousine
de Votre Altesse Royale
la tres attachée Soeur et Cousine,
WILHELMINE.

Bruxelles, le 31 Mai 1815.

Französische Gerichtsverhandlungen.

Im Jahr 1822 war bei der Wittwe Vivien zu Gaillon ein Diebstahl begangen worden. Eine Frau, Namens Mallet, gab sofort einen alten Soldaten Lecomte, dessen Leumund immer ehrbar gewesen war, als den Thäter an und um ihrer Anklage noch mehr Gewicht zu geben, beschuldigte sie ihn auch mehrerer bei ihr begangener Diebstähle. Vor den Assisen des Departements der Eure zeugten die gegen ihn vorgebrachten Beweise so stark, daß er ungeachtet aller Unschuldsbetheuerungen zu achtjähriger Zwangsarbeit verurtheilt ward. Während er seine Strafe in dem Galeerenhause zu Toulon erstand, wurde die Mallet wegen Prellereien mittelst Fälschung von Urkunden einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen, und im Jahre 1830 von demselben Assisenhofe zu siebenjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Die öffentlichen Verhandlungen dieses Prozesses warfen ein neues Licht auf die Anklage, die Lecomte's Verurtheilung zur Folge hatte und ließen den Verdacht schöpfen, daß die Mallet, die in diesem Prozesse als Hauptzeuge aufgetreten war, die Thäterin des

jenem Unglücklichen zur Schuld gelegten Diebstahles seyn könne. In diesem Betracht verordnete der Assisenhof, daß gedachte Frau in eine neue Untersuchung gezogen werden solle und zwar 1) als eines Diebstahls verdächtig, wegen dessen Lecomte verurtheilt worden; 2) wegen falschen Zeugnisses gegen denselben. Wegen dieses doppelten Verbrechens angeklagt erschien sie vor den Assisen von Evreux, wo sie schuldig befunden und zu acht Jahren Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Zwei Angeklagte waren also durch zwei verschiedene Urtheilssprüche als des Diebstahles bei der Witwe Vivien schuldig befunden worden; und es ging daraus hervor, daß einer der beiden Verurtheilten unschuldig seyn mußte. Auf Antrag des Staatsprokurators Dupin kassirte deshalb der Kassationshof beide Urtheile, und verwies die Prozesse von Neuem an die Assisen von Rouen. In der Zwischenzeit war die Mallet gestorben und Lecomte erschien am 24 März vor den Schranken des Assisenhofes von Rouen. Bei den hiebei eröffneten Verhandlungen zeigte sich die Unschuld Lecomte's in ihrem vollen Lichte. Mit der Zeugenaussage der Mallet fielen alle gegen ihn erhobenen Anschuldigungen weg und namentlich die Aussagen zweier alter Fanatiker, deren Leichtgläubigkeit durch lächerliche Erfindungen der Mallet mißbraucht worden war. Es zeigte sich, daß diese beiden alten Geistlichen das Spielzeug gewisser abergläubischer Mummereien gewesen, deren sich die Mallet bedient hatte, diese alten Schwachköpfe von dem Diebstahl Lecomte's zu überzeugen. Wenige Augenblicke nach dem Schluß der Verhandlungen erklärten die Geschwornen einstimmig Lecomte für unschuldig. Eine Sammlung, die sie für den Unglücklichen angestellt und zu der auch die Richter beigetragen hatten, wurde sogleich in seine Hände gelegt. Viele Personen umgaben den armen alten Mann mit Thränen im Auge, und schenkten ihm gleichfalls Geld. Schließlich erklärte der Präsident des Gerichtshofes, daß er Alles anwenden werde, um ihm für die ausgestandenen Leiden von der Regierung eine Entschädigung auszuwirken. Lecomte war fünf Vierteljahre im Bagno zu Toulon.)

Vermischte Nachrichten.

Die „Echo de la Pologne" vom 5 März giebt folgende Anekdote, deren Wahrheit sie verbürgt, um zu beweisen, wie sehr eine despotische Regierung den menschlichen Geist zum thierischen Stumpfsinne herabdrücken könne. Drei russische Soldaten wurden von einigen polnischen Jägern des dritten Regiments zu Gefangenen gemacht. An einen der Russen stellt ein polnischer Offizier einige Fragen, wobei sich folgendes Zwiegespräch ergab:

Der Pole. Wo bist Du her?

Der Russe. Aus Kasan.

Der Pole. Und warum bist Du so weit hergekommen, uns zu bekämpfen?

Der Russe. Nun, weil es der Kaiser befohlen hat.

Der Pole. Aber weißt Du nicht, daß wir Polen für unsere Freiheit fechten? Hast Du gehört, für unsere Freiheit? Warum sucht Ihr nicht auch frei zu werden, wie wir? Warum macht Ihr keine Revolution?

Der Russe. Der Kaiser hat uns nicht befohlen, eine Revolution zu machen; wenn er es gesagt hätte, hätten wir's vielleicht auch gethan.

Der Pole. — Welch ein Vieh! — Hast Du Hunger?

Der Russe. O ja, sehr. Seit zwei Tagen haben wir keine Rationen erhalten.

Der Pole. Und wenn ich Dir recht zu essen und zu trinken gebe, würdest Du gegen die Schurken da (er zeigte auf die in Schußweite in Plänklerordnung aufgestellten Russen) feuern?

Der Russe. O ja.

Hierauf gab ihm der polnische Offizier tüchtig Brod und Branntwein, und nachdem der Russe ordentlich Bescheid gethan hatte, reichte er ihm ein Gewehr und sagte: Gut, nun feure.

Der Russe zögerte keinen Augenblick und schoß drei Mal auf die Seinigen, wobei er, nach Gewohnheit, so genau zielte als möglich.

•

Der Kaiser von China ließ sich unlängst eine Reihe von seinem Vater ihm hinterlassener Dokumente vorlesen, worunter eine von diesem Monarchen herrührende Schilderung des Zustandes der Gefängnisse seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Hiernach ergiebt sich, daß im zehnten Jahre der Regierung seines Vaters, außer den Gefängnissen des Staats, in den Distrikten von Canton und Whamboa die Polizeioffizianten deren zu ihrer Verfügung hatten, worin die wegen leichter Uebertretungen Angeklagten, und selbst die Zeugen, von denen man die Aussagen zu empfangen hatte, festgehalten wurden. Es war nicht selten, daß auf diese Art in einem oder dem anderen Falle Individuen der Freiheit für ihr ganzes Leben beraubt bleiben. Ueberdieß hatte man besondere Gefängnisse für Frauen, welche unter der Verwaltung weiblicher Polizeioffizianten, Aufseher und Gefängnißwärter standen. Die Unglücklichen, die man daselbst einsperrte, wurden der Entehrung Preis gegeben, wofür ihre Wärterinnen den Lohn empfingen. Der Kaiser, welcher das Fortbestehen ähnlicher Mißbräuche in seinen Staaten befürchtete, nahm hiervon Veranlassung, allen Gouverneuren seiner Provinzen genaue Berichte über den wahren Bestand abzufordern.

•

Der Distrikt von Nanchoi in der Provinz Canton enthält wenigstens 1 Million Sklaven. Andere Distrikte von derselben Ausdehnung haben deren eine etwa gleich große Anzahl. Man nennt Sklaven von Rechtswegen Diejenigen, welche als Sklaven geboren oder zur Strafe in den Sklavenstand herabgestoßen sind. Freiwillige Sklaven dagegen sind Die, welche sich selbst verkaufen, oder durch ihre Eltern verkauft werden. Die Kinder der Sklaven sind das Eigenthum des Herrn, und nach dessen Tod gehen sie an seine Erben über, wie die andere Verlassenschaft. Die Sklaven dürfen sich nur unter sich verheirathen, und es ist ihnen streng untersagt, gewisse Farben und gewisse Formen von Kleidern zu tragen. Uebrigens haben ihre Herren kein Recht über Leben und Tod; und der Tod eines dieser Unglücklichen, veranlaßt durch die Schläge, die er empfängt, wird mit einer Geldbuße oder mit Deportation von anderthalb Jahren bestraft. Die tatarischen Soldaten, welchen die Regierung Sklaven giebt, behandeln sie indessen gewöhnlich mit äußerster Strenge.

•

La liberte fera le tour de monde. Selbst bis nach China scheinen die Erdstöße des Revolutionswesens sich zu erstrecken. Das „Canton-Register" berichtet, daß eine Art Emissär des Comité Directeur eine neue Ordnung der Dinge in dem himmlischen Reiche zu begründen gewagt habe, jedoch in diesen Versuchen gescheitert sey. „Zu Junia" (erzähle die Zeitung von Canton) „hat jüngst ein Sohn des Teufels" (ein Jakobiner) „seine Waffen gegen den Thron von China zu erheben gewagt. Sein Name ist Thanynglau. Er ließ sich von einem andern Sohne des Teufels" (einem andern Jakobiner) „ein großes Siegel, dem des Kaisers ähnlich, verfertigen, dessen er sich zur Besiegelung seines Manifestes bediente. Der Zorn des Kaisers, schnell wie der Blitz und furchtbar wie der Donner, traf nicht so bald die Rebellen, als sie auch schon zerstreut waren. Matemselin" (wahrscheinlich der Siegelstecher) „wurde gefangen und sein Leib in zehntausend Stücke zerhackt, Chanynglau jedoch entfloh nach Leanchon. Die treuen Diener Sr. Maj. wurden auf wahrhaft kaiserliche Art belohnt. Der Feldherr wurde mit einer Pfauenfeder von zwei Augen beschenkt. Poh-Poh erhielt den blauen Stab, und Hiderchi die gelbe Kugel. Der aufrührische Chamnglau floh über Hals und Kopf, und mußte seine Theevorräthe im Stiche lassen. Wahrscheinlich befindet er sich jetzt in Verzweiflung. Möge der Zorn des Himmels ihn ewig verfolgen; möge er immer in Verzweiflung wohnen und allezeit ohne Thee seyn!!"

•

Eine mit Dampfmaschinen verbundene Bäckerei zu Portsmouth, unter der Leitung des Hrn. Grant, liefert in 24 Stunden 160,000 Pfund Schiffszwieback, was zu dem täglichen Bedarf von 20 Linienschiffen ausreicht. Mittelst 8 oder 10 dergleichen Maschinen kann täglich der Schiffszwieback für 160,000 Seesoldaten verfertigt werden, eine Seemacht, wie sie England nur in Zeiten des gefährlichsten Krieges aufgestellt hat. Die Einrichtung dieser Bäckerei zu Portsmouth hat gegen 5000 Pfd. Sterl. gekostet. Diese Summe wird, wie man berechnet, im ersten Jahre durch die Ersparniß an Händen und Zeit wieder eingebracht seyn. Ueberdieß wird durch die Maschinen der Teig viel besser durchgeknetet und das Brod weit gesünder. Ferner wird durch diese Anstalt die Marine immer mit frischem Zwieback versorgt werden können, da die rasche Arbeit der Maschinen zuverlässig und regelmäßig ist, so daß man nur dann zu backen braucht, wenn es gerade nöthig ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 101. | 11 April 1831.

Skizzen aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Hinter Tordera, wo man in das Angesicht des mittelländischen Meeres kommt, führt der Weg oft durch hübsche Dörfer mit zwei Reihen weißer meist einstöckiger Häuser, die mit rothen Ziegeln bedacht sind. Die Reise durch diesen Theil Cataloniens wird als sehr angenehm geschildert. Bei Amposta, ein Wenig oberhalb der Mündung des Ebro, setzte man über diesen Fluß. Hier, obgleich noch in Catalonien, nahm Alles eine andere Gestalt an, und erinnerte an die Annäherung der Provinz Valencia, die sich 200 Meilen in südwestlicher Richtung längs der Seeküste erstreckt. Statt der langen catalonischen Beinkleider haben die Valencianer kurze leinene Hosen (bragas), welche sich wie bei den Hochländern über den Knien endigen, und von ihnen mittelst eines Gurtes über den Hüften fest gebunden werden; das Bein bleibt entweder bloß, oder wird mit einem Strumpf, der nur bis an die Knöchel reicht, oder einer Art lederner Gamaschen bedeckt. Die Stelle der sammtnen Jacke mit den silbernen Knöpfen vertritt bei ihnen ein sackförmiges Gewand, das sie über die Schultern werfen; desselben bedienet sich der Bauer wirklich als eines Sacks, in dem er z. B. darin seine Saatfrucht auf das Feld trägt; die langen rothen Zipfelkappen sind auch hier zu Haus.

In der kleinen Stadt Amposta, auf dem westlichen Ufer des Ebro, fiel unserem Reisenden vor dem Eingang in den Hof des Wirthshauses eine Gruppe Kartenspieler auf, welche ihre nackten Beine gekreuzt in tiefster Aufmerksamkeit bei ihrer Unterhaltung aßen, und in dem Haus selbst die Masse von Kisten, Strohkörben und Futterbüscheln für die Maulthiere, die in dem Gastzimmer, wo man speiste, unter einander lagen. Die Postwagen-Gesellschaft bestand aus einem valencianischen Kaufmann, einem gutmüthigen, redseligen Mann, den man nach seiner bunten Kleidung für einen Harlekin hätte halten können; aus seiner Frau, die, gleich allen verheiratheten spanischen Damen, etwas wohlbeleibt aussah, nebst ihrer hübschen fünfzehnjährigen Tochter; aus einem Haufen valencianischer Studenten, die, wie in Spanien gewöhnlich, ganz schwarz gingen, und einem Mönch. Diese kleinen Kollegienherren beinstigten ihre Mitgäste einiger Maßen durch ihren Appetit, indem sie mit Hast über die Schüsseln herfielen, so daß die Andern sich mit Dem begnügen mußten, was ihnen die tapfere Jugend übrig ließ. Schweinfleisch, stark mit Knoblauch gewürzt, bildete einen Bestandtheil fast jedes Gerichts — ein Gebrauch, der sich aus den Zeiten der Judenverfolgungen herschreiben soll, wo der Genuß dieser Speise für ein Glaubensbekenntniß galt. Nachdem dem ersten Heißhunger Genüge geschehen, fingen die Studenten an, artiger zu werden, und die Schüsseln mit dem Rest ihres Inhalts herumzubieten, und bei der letzten Lieferung ließen sie ihren Tischgenossen den Vorrang. Als das Desert erschien, warteten sie mit besonderer Aufmerksamkeit der schönen Valencianerin auf; jeder von ihnen schälte einen Apfel, und bot ihr ein Stück davon auf der Messerspitze, welches sie ganz oder theilweise aß; so schien es die Landessitte zu erfordern. Diese Huldigungen begleiteten sie mit allerlei Redensarten, die dem amerikanischen Reisenden, der noch an die sittsame Zurückhaltung der französischen Damen gewöhnt war, als eine grobe Verletzung des Anstandes vorkamen; wogegen die Eltern nicht das mindeste Aergerniß daran nahmen, [illegible] die an sie gerichteten Komplimente oft in demselben freien Ton erwiederte.

Um Morgens zwei Uhr brach der Postwagen auf, und während er sich um die Hügel wand, und die Abhänge längs der Küste, die Straße nach Valencia entlang, auf und nieder rollte, legte sich der Mayoral oder Kondukteur ruhig auf's Ohr, und gab das Steuer ganz in die Hände des Postillions Pepito, eines muntern Burschen; unser Amerikaner mit seinen Gefährten folgte diesem Beispiel, als die Erschütterung der im Lauf plötzlich angehaltenen Kutsche die schlafende Gesellschaft aus ihren Träumen weckte. Das gedrohte Räuberabenteuer war da. Hören wir den Reisenden selbst. Es wurde draußen laut, man vernahm Stimmen, die in einem heftigen Wortwechsel begriffen schienen; ich erhob mich auf meinem Sitz, rieb die Augen, und blickte zum Schlag hinaus. Bei dem Licht einer Laterne, das vom Gipfel der Kutsche herabschien, konnte ich so Viel entdecken, daß die Straße hier von Oelbäumen eingefaßt war, und daß die Maulthiere auf ein Hinderniß gestoßen seyn mußten; denn sie waren auf einem Knäul beisammen, und sahen mit gespitzten Ohren und verwundert über den unerwarteten Aufhalt einander an. Ein Blick rechts und das Räthsel löste sich mir. Neben dem vordern Rand stand ein Mann in valencianischer Tracht; seine rothe Mütze, die er über die Stirn herein gezogen, hing noch weit hinten hinab, und sein gestreifter Mantel (manta) flatterte frei von seiner Schulter. Während er den linken Fuß wie zum Angriff vorsetzte, erhob sich eine Muskete in seiner Hand, und sein Auge funkelte so

wild auf, das Gesicht des Mayoral, daß er mit dem Ende des Laufs berührte, daß es das Licht der Laterne zurückzustrahlen schien. Auf der andern Seite war die Scene etwas verschieden. Pepito hatte die Zügel fahren lassen, und sprang von seinem Sitz, in der Absicht, zwischen den Bäumen zu entwischen. Leider kannte der arme Junge dieses Vorhaben nicht ausführen. Fast ehe er den Boden erreichte, begegnete er der Mündung einer Muskete, und in demselben Augenblick trat ein anderer Schurke aus dem verrätherischen Versteck hinter dem Baum hervor, gegen welchen hin er entweichen wollte, ergriff ihn, und führte ihn auf die Straße zurück; hier mußte er sich auf das Gesicht niederlegen, wie der Kondukteur bereits lag. Ich hörte jetzt deutlich, daß einer der Räuber den Mayoral fragte, wie viel Passagiere er hätte, ob sie bewaffnet seyn, ob sich Geld auf dem Postwagen befinde. Das Verhör schloß mit dem befehlshaberischen Ruf „La bolsa!" Der Unglückliche that, wie ihm befohlen, erhob sich so weit, um einen großen ledernen Beutel aus einer innern Tasche herauslangen zu können, und streckte ihn mit den Worten hin: „Hier, Hr. Ritter, aber schont mein Leben" (toma usted caballero, pero no me quita usted la vida!) Dieß schien jedoch nicht in seinem Plan zu seyn. Er ging nach einem der Steinhaufen, die zur Ausbesserung des Wegs längs dem Rande der Straße lagen, holte einen großen Stein, und begann damit dem Mayoral auf den Kopf zu klopfen. Der so angefallene Mann stieß die jämmerlichsten Klagelaute aus, und flehte bei Jesu Christo, dem Apostel und Märtyrer Santiago, unser lieben Frau del Pilar, und allen jenen heiligen Namen, die der Spanier nur mit tiefer Ehrfurcht zu nennen pflegt, den Mörder um Erbarmen an. Allein eher mochte der Stein, welcher ihn hämmerte, Mitleid empfinden, als der Elende, dessen Wuth derselbe zur Waffe diente. Der Räuber schlug und schlug, bis es ihm immer ernster wurde, und er [illegible] mit beiden Händen auf sein Opfer losarbeitete. Das Flehen um Erbarmen, welches die ersten Schläge entlockten, übertäubten die spätern Schläge. Es hatte sich allmählig zum furchtbarsten Angstgeschrei gesteigert, als aber die Leiden alles Maß überschritten, ging es in ein dumpfes unartikulirtes Gestöhne über, welches, verbunden mit dem tiefen Röcheln, und den krampfhaften Zuckungen des Todeskampfs, allein verrieth, daß das Leben noch nicht entflohen. Pepito erging es nicht besser als dem Mayoral; das Bitten um Gnade, das diesem so wenig geholfen, unterließ er, und die winselnden Töne, die er hervorbrachte, erstarben im Staub unter ihm. Man hätte mögen meinen, seine Jugend sollte ihm Ansprüche auf Schonung verleihen. Dem war nicht so. Die Räuber waren ohne Zweifel aus Amposta, kannten ihn, und fürchteten von ihm wieder erkannt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldzug der Russen jenseits des Kuban.

(Schluß.)

Es ist bekanntlich die beliebteste Taktik der Gebirgsvölker den Rückzug ihrer Feinde zu beunruhigen, und ihnen allen nur möglichen Schaden zuzufügen; da nun unsere rückgängige Bewegung beinahe 15 Werste weit sich erstreckte, so hatten wir heftigen Angriff des Feindes zu erwarten. Der General ordnete den Rückzug in staffelweiser Aufstellung, indem er alle vortheilhaften Stellungen zum Voraus besetzen ließ, wodurch wir großen Verlust vermieden. Kaum hatten die Schapsugen unsern Rückzug bemerkt, als gegen 1500 Mann Reiterei und Fußvolk unsern Nachtrab angriffen. Das naschebourgische Bataillon, unter dem Befehl des tapfern Majors Poltinin, manövrirte wie auf einer Musterung; unter dem Pfeifen der Kugeln veränderte sich die Kette der Scharfschützen mit aller Genauigkeit, und viele Offiziere schossen mit ihren Flinten die feindlichen Reiter nieder. Die Artillerie wirkte von vortheilhaften Stellungen; aber vor dem großen Walde in dem obenerwähnten Dorfe mit der Moschee benutzten die Schapsugen das dichte Gesträuch, und verhüllt durch den Rauch der brennenden Häuser, warfen sie sich, in Haufen von dreihundert Mann mit lautem Geheul auf zwei Kanonen, welche auf einer kleinen Anhöhe standen; einige Artilleriepferde wurden augenblicklich verwundet, und die Geschütze kamen in große Gefahr. Der Augenblick war kritisch, aber eine Abtheilung Jäger, die sich unweit davon im Walde befand, eilte den Kanonieren zu Hülfe, so daß es diesen gelang einige wirksame Kartätschenschüsse zu thun, während die Naschebourger sich mit dem Bajonet den Schapsugen in die Flanken warfen, die nun mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden. Um sie von neuen Angriffen zurückzuschrecken, ließ der General an mehrern Stellen im Walde Truppen in Hinterhalt legen, wovon die Schapsugen, die auf einem schmalen Fußpfade durch den Wald unsern linken Flügel umgehen wollten, auf einen Theil stießen, wo sie denn mit einem gut unterhaltenen Feuer empfangen, großen Verlust erlitten; seitdem zeigte sich Niemand mehr von ihnen. Wir kamen erst in der Nacht zu unserm Lager; wir hatten einige verwundete Offiziere und einige 40 Verwundete und todte Soldaten. Wenn ich in Erzählung dieser einzelnen Vorfälle etwas zu weitläufig geworden bin, so geschah es nur, um einen richtigen Begriff von dieser Art des Krieges zu geben. Am 25 Oktober durchzog der General Emanuel das Thal der Chaplia; am 26 that General Pankratjew ein Gleiches im Thale des Antchir, und am Abend plänkelten unsre Fourrageurs mit den Gebirgsvölkern. Am 27 kam das ganze Korps zum Flusse Bugundur' und schlug dort Brücken. Unsre Asiaten nahmen einige Schapsugen gefangen, welche gar nicht glauben wollten, daß sie unsre Truppen vor sich sähen; denn, sagten sie, die Russen kommen immer vom Kuban her, nun aber kommen sie aus den Gebirgen. Am 28 kamen wir zum Flusse Abin, wo die zahlreichsten Stämme der Schapsugen wohnen; von dort hatten wir bis Anapa nur noch 70 Werste. An demselben Tage zog General Emanuel längs dem Abin hinauf, und General Pankratjew an eben diesem Flusse hinab, um die Einwohner zu züchtigen; von allen Seiten hörte man den Widerhall der Kanonen- und Flintenschüsse. Am 29 zog der Feldmarschall selbst mit drei Bataillonen Fußvolk, einigen Kanonen, und der gesammten Kavallerie aus dem Lager um ein kleines Dorf zu besetzen. Anfangs stellte er alle Truppen in eine Masse; feindliche Reiterhaufen näherten sich bis auf Pistolenschußweite, und als sie sich ziemlich weit vor einem Walde herangewagt hatten, schickte der Oberbefehlshaber die asiatische Miliz und das choperskische Linienkasakenregiment gegen sie ab, diese sprengten mit verhängten Zügeln gegen den Feind und verfolgten ihn bis zum Walde. Die

Schapsugen glaubten, daß wir uns Anapa noch mehr nähern würden, aber in der Nacht auf den 30 ließ der Feldmarschall im Lager große Feuer anzünden, und zog in der größten Stille zur Chaplia zurück. Unterdessen brachten die Schapsugen aus den Bergen eine Kanone, und beschossen unsern Lagerplatz, den wir bereits verlassen hatten. Wir legten in der Nacht über 20 Werste zurück, und erst am Morgen wurde unser Nachtrab unter dem General Pankratjew vom Feinde eingeholt und schwach angegriffen. Gegen Abend kamen wir, nach einem Marsche von 45 Wersten, zur Chaplia. Die Schapsugen setzten sich im Walde nahe bei dem Lager fest, beunruhigten uns, und ihre Kugeln flogen sogar bis nahe an das Zelt des Oberbefehlshabers heran. Ein Jägerbataillon trieb sie aus dem Walde; ich befand mich bei den Scharfschützen, und sah bei dieser Gelegenheit die treffliche Wirkung der coehornischen Mörser, mit denen wie die Felsenschluchten beschossen, in denen sich der Feind verborgen hielt. Am 31 vor Tagesanbruch zog der Oberbefehlshaber mit dem ganzen Heere auf dem großen anapaschen Wege zurück zum Flusse Il, wo sich unsre Wagenburg befand. Kaum fingen wir an die Brücken über die Chaplia zu passiren, so begannen die Schapsugen, einen dichten Nebel benutzend, vom Rande eines Waldes ein scharfes Feuer auf unsre Kolonnen; auf zwanzig Schritte sah man keinen Feind, aber das aus den Flinten blitzende Feuer verrieth und seine Stellung. Der General ließ sogleich vier Kanonen gegen den Wald richten, und unsre Kartätschen öffneten uns einen sichern Rückzug, der wieder staffelweise ausgeführt wurde. Von diesem Tage an bis zu unserer Rückkehr zum Kuban in den ersten Tagen des Novembers fiel nichts Erhebliches vor. Die Schapsugen begleiteten uns nur in beobachtenden Parteien.

Unsre Unternehmung jenseits des Kuban hatte einen doppelten Zweck; nämlich die Züchtigung der widerspenstigen Schapsugen, und die Erforschung der örtlichen Lage, um Mittel zu ihrer gänzlichen Unterwerfung zu treffen. Wir Alle sind fest überzeugt, daß der sichere Blick des Feldmarschalls bereits diejenigen Punkte bestimmt hat, deren Besetzung diese Völkerschaften des Kaukasus zügeln und als Bürgschaft ihrer Unterwürfigkeit dienen kann. Gegen zweihundert Dörfer mit allen Korn- und Heuvorräthen sind in Flammen aufgegangen, und der größte Theil der Aeltesten und angesehensten Schapsugen ist theils getödtet, theils verwundet. Nach ihrem eignen Geständniß haben sie bedeutenden Verlust erlitten. Während der ganzen Expedition haben wir durch des Feindes Waffen nicht über zweihundert Mann verloren; dieser geringe Verlust ist die Folge unsers raschen Vordringens, unsers unvermutheten Rückzuges und der musterhaften Ordnung bei allen Scharmützeln, denn bei den bisherigen Unternehmungen jenseits des Kuban, sogar bei den unbedeutendsten, büßten wir drei Mal mehr Mannschaft ein.

Fragmente aus dem polnischen Freiheitskampfe.

Der Baron M...., ehemaliger preußischer Offizier, hat in dem „Dziennik powszechny" vom 21 März folgenden Aufsatz über die Bülletins des Feldmarschalls Diebitsch eingesandt:

„Die ersten Generale Europa's und die Kundigen in der Kriegskunst werden gewiß mit ihrem Urtheile hervortreten, ob der Feldmarschall Diebitsch auf den grochowschen Gefilden unterhalb Praga das große von einigen deutschen Zeitungsschreibern ihm nach dem türkischen Feldzuge zugestandene Talent entwickelt, und ob die über asiatische Horden leicht errungenen transbalkanischen Lorbeeren sich unverwelkt den tapfern Schaaren der Polen gegenüber erhalten haben. So Viel ist aber gewiß, daß dieser vermeintliche Held des Nordens kein Jünger der reinen Wahrheit ist, dieser so herrlichen Tugend des redlichen Mannes, indem er die verlornen Schlachten und Gefechte in Siege umgestaltet.

„Hören wir, was der Bericht von Diebitsch an den Kaiser Nikolaus über die Schlacht vom 25 Februar verkündigt, und was ich, ein Ausländer, als unbefangener Augenzeuge, über dieselbe gewissenhaft mittheilen kann.

„Laut Bericht des transbalkanischen Grafen hat der Fürst Szachowski, dessen Grenadiere vor Freude, mit den Polen zu fechten, in die Hände klatschten, mit dem Bajonettangriffe die polnischen Truppen auf deren linkem Flügel *) geworfen, und nur in der Absicht, sich mit der ganzen Armee zu vereinigen, eine rückgängige Bewegung gemacht. Ich aber sah, wie sein Korps nach einem mehrstündigen Kampfe sich rückwärts gewendet, wie der General Krukowiezki dasselbe in der wildesten Unordnung vor sich her getrieben, und es auf der Flucht, in zwei Theile getrennt, mehrere Feldstücke verloren hat. Dieß ist der erste Sieg der russischen Armee.

„Inmitten der zwei sich schlagenden Armeen behaupteten beide Seiten, trotz den weit überlegenen Streitkräften der Russen, trotz ihrer zwiefach stärkeren Artillerie, ihre Stellung. Auf dem rechten Flügel und dem linken feindlichen wüthete das Gefecht am Heftigsten; von beiden Seiten wurde das Erlengehölz drei Mal genommen und geräumt. Die russischen Kolonnen wechselten sich unablässig ab, während die Polen ohne abgelöst werden zu können, im beständigen Feuer blieben. Es ist wahr, daß das Kürassierregiment des Prinzen Albrecht zu weit vorgegangen ist; aber auch Dieß ist wahr, daß es von dem Gewehrfeuer der Infanterie, die nicht von ihm erschüttert werden konnte, und von zwei Schwadronen des zweiten Uhlanenregiments und eben so viel neuorganisirten Schwadronen des zamoyskischen, völlig vernichtet worden. Dieß ist der zweite Sieg dieses Tages.

„Es hat seine Richtigkeit, daß auf diesem Punkte die Polen vor den überwiegenden Streitmassen und dem mörderischen Feuer von mehr als hundert feindlichen Geschützen weichen mußten; aber der russische Feldherr hat sie weder laufen, noch sich hinter die Schanzen von Praga flüchten sehen; sie wichen, aber in der größten Ordnung, und zwar nicht mehr als eine Werste.

„Warum wußte der Genius dieses nordischen Helden von einem so vollständigen Siege, wie er ihn zu nennen beliebt, keinen Nutzen zu ziehen? Die Antwort ist einfach: weil er nicht konnte; weil er nicht siegte; weil die übermenschliche Tapferkeit der polnischen Krieger eine außerordentliche Verheerung in den feindlichen Reihen angerichtet; weil nicht Viel gefehlt hat, daß er selbst eine totale Niederlage erlitten hätte. Eine Bewegung des Generals Krukowiezki, nachdem das szachowskische Korps zersprengt worden, gegen den linken feindlichen Flügel hin hätte schon heute das Schicksal der Polen entschieden, und dieselben würden vielleicht schon jetzt ihre siegreichen Fahnen jenseits des Bugs flattern sehen.

„Der Feldmarschall Diebitsch bedauert, daß die Polen keine Fahnen haben, und deßhalb keine erobert werden konnten; die Bescheidenheit aber läßt ihn gewiß den Umstand verschweigen, daß ihm die Polen vier Fahnen im kurzen Zeitraume dieses Krieges genommen haben.

„Die treffenden Worte, welche ein ausgezeichneter polnischer Offizier einst zu mir sprach, stimmen ganz mit Dem überein, was ich seit dem Einmarsche der Russen in das Königreich gesehen habe. „„Dank sey der Vorsehung,"" sagte er, „„welche beschlossen hat, daß der Feldmarschall Diebitsch das russische Heer gegen uns befehligen soll. Dieß ist einer von den Alltagsgeneralen, der dem weichenden Feinde nachsetzt, der eine Linie aufstellen kann und feuern, so lange das Pulver und die Menschen ausreichen, wenn diese bis auf den letzten Mann Stand hielten. Bei dem Oberbe-

---

*) In drei Schlachten war ich, und in allen drei sah ich, wie die Polen sich mit dem Bajonett auf die Russen stürzten, und diese nie den Anlauf aushielten; aber auch nicht ein Mal habe ich die Russen mit dem Bajonett angreifen sehen.

fehle eines Andern würde die — wenn auch ungewöhnliche — Tapferkeit der Unserigen endlich doch unterliegen müssen.“ “

„Welches Urtheil aber über einen Befehlshaber zu fällen ist, der sich nicht entblödet, durch falsche Berichte seinen Monarchen zu täuschen, ist nicht meine, sondern Europa's Sache.“

Einer der Bewohner des unglücklichen Praga, jezt acht und fünfzig Jahre alt, wohnte den Mordscenen bei, welche den 4 November 1794 in diesem Orte verübt wurden. Er verlor damals seine Eltern, seinen Bruder und zwei Schwestern; diese theuern Wesen schwammen vor seinen Augen in ihrem Blute, und gaben unter den schrecklichsten Leiden ihren Geist auf; er selbst erhielt vier Bajonettstiche und einen Hieb in die Hand. In die Gegend von Bialolenka geführt, brachte er hier drei Tage zu, ohne Nahrung und Verband. Sein väterliches Haus ward eine Beute der Flammen. Nachdem er diese Gegenden verlassen, diente er als Gutsverwalter in verschiedenen Wojewodschaften des Königreiches. Erst voriges Jahr kehrte er nach Warschau zurück, da er seines Herrn Sohn, welcher in ein Masurenregiment eintrat, hieher begleitete; der Zufall fügte, daß er den 25 Februar in Praga war, wo er so unpäßlich wurde, daß er nicht nach Warschau zurück konnte. Eben an demselben Orte, wo ehemals das Häuschen seiner Eltern stand, überfielen ihn am 26 die Kosaken und verwundeten ihn in dieselbe Hand. Nach einer Kolonie unterhalb Mieporet gebracht, lag er hier mehrere Tage dem Tode entgegensehend. Er wurde aber wieder hergestellt und ist nach Warschau zurückgekehrt.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Baumwollenernte in Egypten ist so reich ausgefallen, als man gehoffe hatte. Hunderttausend Zentner ungefähr wurden bereits den Handelsleuten, die darauf Kontrakte gemacht hatten, abgeliefert. Man schäzt die ganze Ernte auf mehr als 500,000 Zentner. — Seit seiner lezten Reise im Dezember hat der Vizekönig zum zweiten Mal das Innere des Landes bereist, wobei er täglich mehrere Stunden zu Pferd zubrachte und eine Rüstigkeit zeigte, die weit unter seinem Alter ist. Die Vorsteher der Distrikte legten ihm die Plane zu den Wasserleitungen vor, die sie nach seinen Befehlen ausgeführt, deßgleichen Rechenschaftberichte über die Verwaltung des ihnen anvertrauten Landes. Der Vizekönig ersah daraus mit Vergnügen, daß seine Verbesserungen nach und nach Wurzel geschlagen haben und endlich Früchte zu tragen anfangen. Er konnte sich mit eigenen Augen überzeugen, daß viele vormals ödgelegene Pläze jezt mit beträchtlicher Menge von Bäumen aller Art bepflanzt sind. Ueberall fand er Gärten und Pflanzungen. Vor seiner Abreise von Alexandrien wollte er noch eine große Heerschau über seine Reiterei und Artillerie halten. Zu diesem Ende wurden die genannten Truppen auf der großen Ebene von Asaty-Kabe zusammengezogen, wo auch die Manöver Statt fanden. Sechs Regimenter Kavallerie und zwei Batterien Artillerie führten alle militärischen Evolutionen mit großer Genauigkeit aus. Hierauf fand die Vertheilung der Fahnen Statt, die die Regimenter aus Mohammed-Ali's Händen selbst empfingen, nachdem sie ihm den Eid der Treue geschworen hatten. Suleiman Bei (der französische Obrist Selves) kommandirte einen Theil dieser aus 8000 Mann bestehenden Reiterei, die sehr zweckmäßig ausgerüstet und herrlich beritten ist. Die Kavallerie-Manöver überraschten die zahlreichen Zuschauer, die der Musterung beiwohnten. Die Artillerie schoß in einer Minute ungefähr sieben bis acht Mal. Der Vizekönig schien mit der Organisation dieser Truppen sehr zufrieden.

Die Gesellschaft zur Ermunterung der Literatur hielt unlängst eine Versammlung im britischen Kaffeehause zu London, bei welcher in Abwesenheit des Herzogs von Somerset Hr. W. A. Mackinnon, Verfasser des Werkes „Ursprung, Fortgang und gegenwärtiger Zustand der öffentlichen Meinung“ den Vorsiz führte. Man bemerkte unter den Anwesenden den Dichter Campbell, die HH. Duckett, Philipps, Dr. Granville und Dr. Conolly bei der londoner Universität u. a. m. Die Versammlung faßte den Beschluß, ein Kapital von 10,000 Pfd. Sterl. durch Unterzeichnung von 200 Mitgliedern, zu 50 Pfd. jedes, zu errichten, um hiedurch Werke von Verdienst, deren Verfasser nicht die Kosten der Herausgabe zu bestreiten vermögen, herausgeben zu können. Ferner wurde beschlossen, daß den Verfassern, wenn ein bedeutender Gewinn aus ihrem Werk gezogen würde, eine Summe, die jedoch 100 Pfd. nicht übersteigen soll, zum Geschenk gemacht, außerdem aber von dem Gewinn des Verkaufes 30 bis 90 pCt. zu Theil werden soll. Der Präsident zeigte übrigens an, daß die Finanzen der Gesellschaft bereits sehr günstige Aussichten gewährten, da gegenwärtig schon auf 3000 Pfund unterzeichnet sey. Der Herzog von Somerset, der Marquis von Londonderry und der Earl Dudley hatten hiezu bedeutende Summen beigetragen.

Die russische akademische Zeitung liefert aus offiziellen Berichten folgende Angaben: Russische Kirchen in St. Petersburg 141; Kirchen auswärtiger Konfessionen 16; der Altgläubigen 4; Bethäuser 8; Klöster 2; Kapellen 4; erzbischöfliche Höfe 4; Paläste 9; Ingenieurschloß 1; — Kronhäuser, steinerne 301, hölzerne 148, in Allem 449; Privathäuser, steinerne 2311, hölzerne 5150, in Allem 7471, worunter ganzen Gesellschaften gehörige Häuser, 4 steinerne, 7 hölzerne; Summe aller Wohngebäude 7931. — Im Jahre 1830 waren im Bau begonnen: steinerne Kronhäuser 6, Privathäuser, steinerne 20, hölzerne 41. In eben diesem Jahre sind beendigt worden: steinerne Kronhäuser 4; Privathäuser, steinerne 16, hölzerne 31. — Leere Pläze 476. Fabriken aller Art 187. Die Zahl aller Gebäude mit den im Jahre 1830 vollendeten beträgt also 8169. — Das Straßenpflaster in verschiedenen Theilen der Stadt umfaßte im Jahre 1830 770,970 Quadrat-Faden; ausgebessert und neu gepflastert auf Kosten der Stadt wurden in jenem Jahre 62,826 QFaden; neu gepflastert 15,550 QFaden.

Die Bevölkerung Großbritanniens betrug im Jahre 1750 7,800,000 Einwohner, im Jahre 1801 10,820,000; innerhalb fünfzig Jahren wuchs also die Seelenzahl um 3 Millionen. Im Jahre 1811 zählte man 12,555,000 Seelen, so daß der Zuwachs in zehn Jahren sich auf 1½ Millionen beläuft. Im Jahre 1821 war die Bevölkerungszahl 14,400,000, also in zehn Jahren ein Zuwachs von 2 Millionen — im Jahre 1830 17,000,000 Einwohner, also in neun Jahren ein Zuwachs von 2½ Millionen. Ehen wurden im Jahre 1801 geschlossen: 67,228; im Jahre 1821: 96,383; getauft wurden im Jahre 1801: 237,029; im Jahre 1829: 313,660. Hieraus geht hervor, daß seit dem Jahre 1795, wo die Armengesetze zuerst in volle Anwendung kamen, die Bevölkerung sich beinahe verdoppelte. Wenn die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Verhältnisse wie bisher fortschreitet, wird die Insel im Jahre 1890 60 Mill. Einwohner zählen.

Die irländische Nüchternheits-Gesellschaft (the Hibernian Temperance Society) hat bekannt gemacht, daß die Konsumtion von gebrannten Wassern unter dem irländischen Volke von Jahr zu Jahr zugenommen hat; bis zum Jahre 1820 ist sie zu der furchtbaren Masse von zehn Millionen Gallonen gestiegen (vierzig Millionen Quart). Im Jahre 1762 betrug die Quantität der in Irland gebrannten Wasser, nach dem davon entrichteten Aufschlage berechnet, 692,875 Gallonen, also nur wenig Mehr als eine halbe Million. Das für Whisky (schottischen Branntwein) allein ausgegebene Geld beläuft sich auf 6,300,000 Pfd. St. Diese Summe würde nach Berechnung der erwähnten Gesellschaft hinreichen, 640 Armenanstalten zu errichten oder zwanzig Institute, deren jedes dem in Dublin bestehenden dieser Art gleichkäme.

Es scheint, daß die Mitglieder des englischen Unterhauses, besonders wenn sie in einem bedeutenden Rufe stehen, mit Zuschriften und Aufträgen übermäßig angegangen werden. O'Connell wenigstens, der als Parlamentsmitglied täglich 30 Briefe postfrei hat, ließ in den englischen Blättern bekannt machen, daß er außerdem an einem einzigen Tage zehn Pfund Sterling für Postgeld ausgelegt habe. Mehrere, die ihm schrieben, legten auch noch Briefe für ihre Freunde und Bekannte in London bei.

Zu Dublin fand eine zahlreiche Versammlung unter dem Vorsize des Lord-Mayor Statt, um eine Petition für die Abschaffung der Todesstrafe wegen Schriften- und Banknotenfälschung an das Parlament zu entwerfen. Die Bittsteller verlangen anstatt der Todesstrafe eine mehr dem Geiste des Christenthums angemessene Strafe. Man bemerkte in der Versammlung viele Damen, vorzüglich von Quäckergemeinden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 102. 12 April 1831.

Skizzen aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Als beide Schlachtopfer kein Lebenszeichen mehr von sich gaben, trat eine kurze Pause ein, und die Räuber hielten eine leise Berathschlagung. Nun verfügte sich der erste an die linke Seite des Postwagens, und nachdem er zuvor zur größern Sicherheit den Radschuh ausgehängt und damit das Rad gesperrt, öffnete er die Thüre und begehrte, indem er auf den Kutschentritt stieg, unter einem gräßlichen Fluch von jedem Reisenden eine Unze Gold. Der valencianische Kaufmann erwiederte diese Forderung durch die Betheuerung, daß sie so viel Baarschaft nicht besäßen, daß sie aber gerne geben wollten, was sie vermöchten. Dann gab es ein Geklingel von Geld, und in der Eile und Verwirrung fielen einige Stücke auf den Boden. Nach einer Weile ging er nach der Rotunda. Da er wahrscheinlich am Abend zuvor in Amposta gesehen, daß daselbst keine Weiber, sondern sechs Studenten, lauter kräftige Bursche sich befanden, so wandte er alle Vorsicht an, ließ einen um den andern von ihrem Kastell herabkommen, Geld und Uhren ausliefern, und dann mit flachem Leib und Gesicht auf der Straße sich niederstrecken. Inzwischen kehrte der zweite Räuber zu der Stelle, wo Pepito lag, zurück. Er wickelte das Messer aus der Falte seiner Schärpe, machte es auf, stemmte eines seiner nackten Beine dem Jungen in die Seite, zog ihm die Jacke aus, und versetzte ihm Wunden auf Wunden, indem er den Körper umdrehte und eigentlich Sorge trug, daß kein Theil davon unversehrt bliebe. Der junge Priester, mein Gefährte, drückte sich in seinen Winkel und barg das Gesicht in seine zitternden Hände, aber ich, wie von einem Zauber gefesselt, konnte meine Augen von dem grausamen Schauspiel nicht wegwenden. Obgleich die Fenster vorn und zu den Seiten verschlossen waren, so traf doch jeder Streich des Mordstahls, wie er in das Schlachtopfer fuhr, mein Ohr; es war nicht der derbe Ton einer Waffe, die auf einen positiven Widerstand stößt, sondern ein hohler zischender Laut, als ob dieses Handwerkzeug, bestimmt das friedliche Brod zu zertheilen, unwillig der Frevelthat seinen Dienst liehe. Diesen Moment meines Lebens werde ich nie vergessen; denn konnte es eine Lage geben, bemitleidenswerther als zu sterben wie der arme Pepito, so war es Zeuge seyn zu müssen von seinem Schicksal, ohne den Arm zu seiner Rettung zu heben. Nach vollbrachtem Mordgelüste näherte sich der kaltblütige Bandit der Thür des Kabriolets und suchte sie zu öffnen. Er schüttelte heftig daran, uns zurufend ihm zu helfen; zufälliger Weise waren wir nie auf dieser Seite eingestiegen, so daß der junge Priester, der zum ersten Mal auf einem Postwagen fuhr, glaubte, es sey nur eine Thüre da, und dem Burschen erwiederte, er müsse auf die andere Seite gehen. Bei dem Anfang der Geschichte schob ich eine werthvolle Uhr, die in meiner Westentasche stak, schnell in meinen Stiefel; als die Räuber aber unsere Führer auf die Köpfe schlugen, dachte ich, die wenigen Dollars in meiner Börse möchten ihnen nicht genügen und langte sie wieder hervor, um sie ihnen ohne Umstände zu überantworten. Dieser Vorsichtsmaßregel bedurfte es indeß nicht. Der dritte Räuber, der mit der Büchse im Arm um den Postwagen die Runde machte, stand auf der Straße vor uns auf ein Mal still, legte den Kopf auf den Boden um zu lauschen, kam zu seinen Kameraden und flüsterte mit ihnen zusammen. Die Besprechung dauerte nur kurz. Sie blieben noch einen Augenblick vor dem Mayoral stehen und schlugen ihm ihre Gewehrkolben auf den Kopf, während der Bursch, der sich vorhin des Messers bediente, Pepito noch ein Paar Abschiedsstöße gab. In einem andern Augenblick waren sie alle verschwunden. Wegen der Dunkelheit, welche nur zum Theil durch die Laterne zerstreut wurde, deren Licht mich in den Stand setzte, zu beobachten, was um uns vorging, merkten wir die Entfernung der Räuber nicht sogleich, sondern beharrten noch gegen eine halbe Stunde in der Lage, worin sie uns gelassen. Das noch eben so hörbare kurze Athemholen und Zähneklappern in dem Innern des Wagens ließ allmälig nach, und man vernahm weibliches Geflüster, und bald darauf deutlicher gesprochene Worte; und draußen bei unsern verstümmelten Führern äußerten sich durch Seufzer und Stöhnen Zeichen des rückkehrenden Lebens. Mein Gefährte und ich zogen langsam die Fenster weg, und nachdem wir eine Zeitlang um uns geblickt, öffneten wir den Schlag und stiegen aus. An dem innern Kasten stand die Thür noch von dem Besuch des Räubers her offen, und die Gesellschaft darin saß in ängstlichem Gespräch. Im Hintergrund der Kutsche sah man einen schwarzen Schock auf dem Boden, in dem ich just die sechs Studenten erkannte, welche von der Rotunda hatten herab müssen, und die noch da lagen, wie man sie's nach Empfang ihres Geldes und ihrer Uhren geheißen. Man stelle sich die seltsame Gruppe von Schwarzröcken mit ihren Kremphüten von gleicher feierlicher Farbe vor, woraus von Zeit zu Zeit ein Kopf auftauchte! Da wir bedächtig auf sie zuschritten, flüsterten sie unter

einander und dann guckte Einer hervor, und dann ein Anderer, bis sie zuletzt fanden, daß wie zu der Gesellschaft gehörten und Alle auf ein Mal wie eine Wolke emporstäubten, trotz der Drohung der Räuber, Jeden niederzuschießen, der es wagte sich von der Stelle zu bewegen.

(Schluß folgt.)

Beechey's Entdeckungsreise.

(Fortsetzung.)

Werfen wir noch einen Blick auf die Archipeln des stillen Ozeans zurück, ehe wir unsern Seefahrer von den Sandwichinseln nach dem eigentlichen Ziel seiner Fahrt, der Behringsstraße, begleiten, so sehen wir, daß nach und nach zweiunddreißig von den östlichen Inseln dieses unermeßlichen Ozeans, wo wahrscheinlich noch lange Zeit manche zu entdecken seyn mögen, von ihm besucht wurden. Bloß zwölf davon, wenn man Pitcairn Eiland einrechnet, waren bewohnt und die gesammte Bevölkerung kann kaum über 3100 Seelen betragen; nämlich etwa 1000 kommen auf die Gambiergruppe, 1260 auf die Osterinsel und 840 vertheilen sich auf den andern Inseln. Alle Eingebornen bekennen sich, wie es scheint, zu derselben Religion, sprechen dieselbe Sprache und gehören zu demselben Volksstamm. Ein auffallender Unterschied in Bezug auf die Gesichtsbildung und Farbe zwischen den Bewohnern der vulkanischen Inseln und der Korallenformationen läßt sich übrigens nicht verkennen. Die erstern sind ein bei Weitem schönerer und schlanker gewachsener Menschenschlag. Dieser Umstand erklärt sich vielleicht aus der Verschiedenheit der Lebensart: die Einen, ausgesetzt einer glühenden Sonne, welche von den weißen Korallen zurückstrahlt, müssen ihren Unterhalt mühsam zwischen den Felsenriffen suchen, während die Andern die freiwilligen Gaben einer gütigen Natur im Ueberfluß genießen, unter dem erquickenden Schatten der Haine von Brodfruchtbäumen ruhen, und ihre Tage in behaglicher Ruhe zubringen. Es ist eine noch nicht aufgelöste Streitfrage, woher diese von beiden großen Continenten so fernen Inseln ihre Bevölkerung bekommen haben. Die innige Verwandtschaft dieser Völkerschaften mit den Malaien und andern Bewohnern der großen Inseln im Westen, welche man in Sprache, Religion, Sitten, Gebräuchen und Sagen wahrnimmt, weist jedoch entschieden auf häufige Auswanderungen von dort hin; nur begreift man nicht leicht, wie es möglich war, bei der vorherrschenden Richtung von Wind und Strömung ohne besser ausgerüstete Schiffe, als jene Eingebornen besitzen, so weit vorzudringen. Diese Schwierigkeit bedünkte manche Geschichtsforscher so bedeutend, daß sie zu dem Umweg durch die Tatarei über die Behringsstraße, und das amerikanische Festland ihre Zuflucht nehmen, um diese Bevölkerungen in eine Lage zu versetzen, von wo sie der gewöhnliche Lauf der Winde nach jenen Regionen bringen konnte. Allein dann müßte wohl eine größere Aehnlichkeit zwischen den amerikanischen Indianern und den Australiern bemerkbar seyn.

Daß der Zufall wahrscheinlich bei der Bevölkerung von Inseln eine Hauptrolle spielt, beweist ein Begegniß, wovon Kapitän Beechey berichtet. Auf Martin Byam Eiland, 600 Meilen von Taheiti, fand er 40 Eingeborne von der Ketteninsel, die der Sturm dahin verschlagen hatte, und von denen er Einen Namens Tuwarro als Botschafter seiner Genossen nach seinem Vaterland zurückführte. „Tuwarro war zu Haus auf einer der von Cook während dessen erster Reise entdeckten niedern Korallenformationen, welche die Insulaner Anaa nennen, er aber auf den Karten unter dem Namen der Ketteninsel aufzeichnete. Sie liegt gegen 300 Meilen östlich von dem Königreich Taheiti, an welches sie Tribut zahlt. Der alte König Pomare starb, und sein Sohn, noch ein Kind, folgte ihm in der Regierung; bei dieser Gelegenheit machten sich mehrere Häuptlinge und Einwohner der Ketteninsel, darunter Tuwarro, nach Taheiti auf den Weg, um ihrem neuen Oberherrn ihre Huldigungen darzubringen. Zur Ueberfahrt standen ihnen bloß Doppelkanots zu Gebot, wovon sie drei der größten in Bereitschaft setzten. Uns, die wir diese Gewässer in Schiffen von ansehnlichem Tonnengehalt, und versehen mit einem Kompaß und allen erforderlichen Instrumenten, um die Richtung genau auszumitteln, zu beschiffen pflegen, scheint auf einem Kahn, wobei man bloß das Firmament zur Leitung hat, die Fahrt nach einem Ort, dessen Lage man auf jeden Fall nur annähernd kennt, ein unsicheres Unternehmen, daß wir uns höchlich verwundern, wie sich Leute finden mögen, die entschlossen genug sind, es zu wagen. Indeß sie wußten, daß ähnliche Reisen glücklich vollbracht worden waren, und zwar nicht bloß nach den leewärts gelegenen gebirgigen Inseln, sondern nach andern auf der entgegengesetzten Seite, die kaum sechs Schuh über den Wasserspiegel sich erheben, und da keine ungünstigen Vorzeichen sich ankündigten, so hegten sie keine sonderlichen Besorgnisse. Die Kanots wurden demnach mit Allem, was man für nothwendig erachtete, bestens befrachtet, und die Mannschaft, aus 150 Personen bestehend, ging an Bord. Die in den beiden andern Kanots getroffenen Anstalten sind uns nicht näher bekannt; in Tuwarro's Fahrzeug befanden sich dreiundzwanzig Männer, fünfzehn Weiber und zehn Kinder, nebst einem Vorrath von Wasser und Lebensmitteln für wenigstens drei Wochen. Am Tag der Abreise versammelten sich alle Eingebornen am Strand, um von den Abenteurern sich zu verabschieden, und die Kanots stachen, in der Richtung, welche durch gewisse Marken am Land angedeutet ward, begleitet von den Wünschen ihrer Landsleute, in die See. Mit einem guten Wind und vollen Segeln glitten sie dahin, ohne an die Möglichkeit der Drangsale zu denken, welche sie erdulden sollten. Der Unstern wollte, daß der Monsun sich dieses Jahr früher einstellte, als man erwartete, und daß er mit großer Heftigkeit blies; nichts desto weniger legten sie die ersten zwei Tage sonder Unfall zurück, bereits begannen sie nach dem Hochland von Maitea zu schauen, und sich auf das Vergnügen zu freuen, das ihrer nach bestandener Fahrt harrte, als eine Windstille eintrat, die Vorbotin eines Sturms, der denn auch plötzlich aus einer ungünstigen Himmelsgegend über sie kam, die Kanots zerstreute, und vor sich herjagte. In dieser Art ging es mehrere Tage fort; da aber mittlerweile das schöne Wetter wieder kehrte und ihnen noch Lebensmittel für zwei Wochen übrig blieben, so steuerten sie wieder getrost auf den Ort ihrer Bestimmung los, bis ein zweiter Sturm, der sie noch weiter als das erste Mal zurücktrieb, ihre Kraft vollends erschöpfte. Viele Tage verflossen; ihre Entfernung von der Heimath nahm stündlich zu; die Wellen brachen sich über dem Kahn

und ihr Mundvorrath ging auf die Neige. Eine lange Windstille, und was schlimmer war, heiße trockne Witterung folgte auf den Sturm und steigerte ihre Leiden zur Verzweiflung. Man stelle sich vor einen Kahn festgebannt auf dem einsamen Weltmeer, die Mannschaft, unter dem Strahl der tropischen Sonne verschmachtend vor Durst, an der Ruderbank ausgestreckt — die Kinder ihre Eltern um Hülfe flehend, und die Mütter jammernd über ihre Rathlosigkeit. Jedes Mittel den brennenden Durst zu lindern ward versucht; Einige tranken Seewasser, Andere badeten sich darin, oder begossen sich damit die Köpfe; allein der Mangel an süßem Wasser in der heißen Zone läßt sich nicht ersetzen. Tag für Tag hob, Wer es noch vermochte, die Calabasse betend zum Himmel empor — umsonst; doch in der Luft schwebten die leichten Wolkenvließe und besagten ihnen, daß ihre Leiden noch nicht zu Ende seyen; die Noth erreichte allmälig eine gräßliche Höhe, und siebzehn Personen fielen als Opfer, glücklich zu preisen gegen die, welche sie überlebten. Wir hätten von ihrem Schicksal keine Kunde, hätte nicht die Vorsehung in diesem kritischen Augenblick eine Veränderung zu ihren Gunsten bewirkt. Der Himmel, welcher seit längerer Zeit vollkommen heiter gewesen, nahm ein Aussehen an, welches unter andern Umständen die Gemüther mit Bangigkeit erfüllt haben würde; jetzt aber wurde der tropische Orkan, der sich näherte, als Befreier begrüßt. Man raffte sich auf, spannte Tücher aus, stellte Calabassen und Kokosnußschalen auf dem Verdeck umher, und hielt sie der schwarzen Wolke entgegen, bis sie endlich einen Strom von Regen herabschüttete, von dem jeder Tropfen für die Verlassenen ein unschätzbares Labsal war; sie tranken reichlich und dankbar, und füllten jedes Gefäß mit dem köstlichen Element. So gestärkt lebten sie wieder auf; aber nur um durch den Hunger von Neuem in Verzweiflung gestürzt zu werden. Wir brauchen nicht zu reden von dem furchtbaren Nothweg, den sie einschlugen, um ihr elendes Daseyn zu fristen, bevor einige große Haie aus der Tiefe auftauchten, und dem Kahn nachzogen. Tuwarry, indem er den Kopf eines Schabeisens (iron scrape) abbrach, brachte einen Haken zu Stand, womit er eines dieser Thiere fing, welches sie ihrer bisherigen ekelhaften Mahlzeiten überhob. Nun arbeiteten sie wieder an den Rudern und spannten die Segel aus, und nicht lange, so sahen sie ihre Anstrengungen mit dem lieblichen Anblick von Land belohnt, und Büscheln von Kokosnüssen, welche die Krone einiger Palmen schmückten, blinkten ihnen entgegen; sie eilten durch die Brandung und bald erreichten sie die vielersehnte Freistätte; aber zu schwach, die hohen Bäume zu erglimmen, fällten sie einen derselben mit der Art. Als sie hierauf die Insel durchstreiften, zeigte sich an den Kanots, welche in der Lagune lagen und an den Pfaden, welche die Gehölze durchschnitten, daß sie vor Kurzem bewohnt gewesen seyn müsse; die meisten Eingebornen der niedern Inseln kannten sie als Kannibalen, und so beschlossen sie nicht länger zu verweilen, als absolut nöthig wäre, um wieder etwas zu Kräften zu kommen. Denn wenn die Eingebornen zurückkehrten, fürchteten sie, möchte man sich nicht damit begnügen, sie bloß zu vertreiben. Wie lang aber kurz aber auch ihr Aufenthalt dauern mochte, sie brauchten sie Schutz gegen die Witterung und mußten ihre Vorräthe ergänzen; sie bauten daher Hütten, gruben Brunnen und zimmerten zu den Kanots, die sie vorfanden, noch drei neue zum Behuf des Fischfangs. Ihre Lage war jetzt sehr erträglich und es gelang ihnen nicht bloß, sich den täglichen Unterhalt zu erwerben, sondern auch noch eine beträchtliche Quantität Seefische zurückzulegen. Da sie Niemand störte, so gewannen sie allmälig Vertrauen und ihre Abreise verzog sich bis in den dreizehnten Monat. Nach Verlauf dieser Zeit gingen sie wieder in See, um ihre Heimath zu suchen. Sie steuerten zwei Tage und zwei Nächte gen NW, und trafen eine kleine Insel, auf welcher sie, da sie unbewohnt schien, landeten; daselbst rasteten sie drei Tage und setzten dann ihre Reise fort. Nachdem sie einen Tag und eine Nacht gefahren, gelangten sie abermals an eine unbewohnte Insel. Bei ihrem Versuch zu landen, strandete ihr Kanot; die Gesellschaft jedoch rettete sich unversehrt an's Ufer. Um das Schiff auszubessern, bedurften sie mehrerer Wochen Zeit; sie siedelten sich also auf der Insel an, und begannen wieder Vorräthe aufzuspeichern. Acht Monate waren ihnen unter diesen Beschäftigungen verflossen, als wir unerwartet auf Martin Byam Eiland mit ihnen zusammentrafen, ihr Kanot war fertig und alles für die fernere Expedition Benöthigte bereit. Von den beiden andern Kanots wurde Nichts mehr gehört."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kolonie am Schwanenfluß.

Zur Berichtigung der vielen widersprechenden Nachrichten, welche man über die neue Niederlassung in Westaustralien liest, theilen englische Blätter folgendes Schreiben aus Perth vom 4 Oktober 1830 mit: „Da es im Laufe dieser Woche eine Schiffsgelegenheit nach England giebt, so benütze ich dieselbe, um Ihnen in wenigen Zeilen über unser Treiben und den Zustand der Kolonie Nachricht zu geben. Ich bin mit meinen Mittheilungen an meine Freunde etwas spät daran; wenn Sie indeß bedenken, daß dieß erst das zweite Schiff ist, welches seit unserer Ankunft direkt nach England segelt, so werden Sie diesen Verzug keiner Nachlässigkeit von meiner Seite zuschreiben. Auf die Richtigkeit meiner Angaben dürfen Sie sich unbedingt verlassen. Nach den letzten Berichten aus England scheint es, daß allerhand Gerüchte über die gegenwärtige Lage und wahrscheinlichen Aussichten der Niederlassung im Umlauf sind, welche wie gewöhnlich eine trübe Mischung von Wahrheit und Irrthum enthalten, wo dann der letztere der mit sehr glänzenden Farben aufzutragen pflegt, natürlich in dem Gemälde immer voransteht. Diese Gerüchte verdanken wir einem Haufen elender Tagdiebe und Landstreicher, der sie ausgestreut, und der Geneigtheit der Bewohner von Vandiemensland und der Capstadt, welche dieselben begierig aufgegriffen und weiter verbreitet hat. Diese beiden Plätze sind außerordentlich eifersüchtig auf die Schwanenflußkolonie, weil sie befürchten, der Strom der Auswanderung möchte sich zu uns wenden; darum versuchen sie jedes Mittel, die Ansiedler unter Wegs zu verleiten, daß sie bei ihnen bleiben; und ich muß sagen, es ist ihnen nur zu gut gelungen, sie haben uns wirklich gegen zweihundert Arbeiter abspenstig gemacht. Man beklagt sich, die Kolonie entspreche den Erwartungen nicht, die davon erregt worden wären. Der Artikel im Quarterly Review *) ist im Ganzen genau; nur ist der Eindruck, auf den er berechnet ist, verbunden mit den Hoffnungen dürftiger Abenteurer, zu günstig, als daß sich Alles so leicht verwirklichen ließe. Das Quarterly Review behauptet, das Land, welches man an den Ufern des Schwanenflusses gesehen, sey von vorzüglicher Qualität; dieß ist eine unbestreitbare Wahrheit; wenn jedoch die Einbildungskraft mancher Enthusiasten diese Vortrefflichkeit gleich auf das Land an den Ufern des Schwanenflusses überhaupt und die ganze Gegend seitwärts übertrug, so lag darin eine selbsterzeugte Täuschung. Der gute Boden beschränkt sich vornehmlich auf die nächsten Umgebungen des Flusses; der

---

*) S. diesen Bericht Ausl. 1829, S. 797 ff.

Rest ist sandig, aber das Jahr über mit einer üppigen Vegetation bedeckt; was zum Theil von der Beschaffenheit des Erdreichs herrührt, welches im Durchschnitt in einer Tiefe von fünf bis sechs Fuß auf einer Unterlage von Thon ruht, so daß das Wasser nicht abfließen kann, worin dann auch die Menge von Lagunen ihren Grund haben, auf die man bei jeder Vertiefung auf dieser Seite des Gebirgs stößt. Unglücklicher Weise trifft man das gute Land nicht einmal so weit am Fluß hinauf als bis Perth; vielmehr giebt es hier bloß Sandboden; dadurch wurden viele Ankömmlinge entmuthigt und ohne die Sache näher zu prüfen, verließen sie ärgerlich die Kolonie. Indeß hat sich gezeigt, daß das Land bei Perth, ungeachtet seines wenigversprechenden Aeußern, Vorzüge besitzt, welche erfahreneren und einsichtsvolleren Personen nicht entgingen, und daß es nur der Zeit und der Geduld bedarf, um diese Vorzüge zu entwickeln. In diesem Augenblick wachsen hier Vegetabilien zu einer fast unglaublichen Größe, und ich habe deßwegen von einigen das Maß genommen. Was sagen Sie z. B. zu Rettigen von zwanzig Zoll im Umfang, die in bloßem Sand, ohne daß man den Boden im Geringsten bearbeitete, so groß geworden sind? Rüben, Kohl, Erbsen, Lattich kommen auf den schlechtesten Gründen fort; nur für Potaten, besorge ich, ist das Klima zu warm, das dagegen für die meisten Tropenfrüchte, Yams, Bananen rc. gut paßt. Auch für den Weinbau scheint das Land der Ansicht des Bodens und des Landes nach sehr angemessen und die kleinen Versuche, die wir in dieser Hinsicht angestellt, stimmen damit überein. Von heimischen genießbaren Erzeugnissen finden sich keine von Belang; aber schönes Zimmerholz haben wir, das vermuthlich ein Ausfuhrartikel werden dürfte; es hält die Mitte zwischen dem Mahagoni und dem Hollunder, und kann vollkommen die Stelle des erstern vertreten, wobei es sich noch dadurch empfiehlt, daß die weißen Ameisen es nicht angreifen; auch haben wir weißen und blauen Gummi, wiewohl nicht in starker Quantität, beide in der unmittelbaren Nachbarschaft von Perth. Die Erzeugnisse des Thierreiches sind dieselben wie auf der Ostküste. Die Flüsse wimmeln von Fischen, die alle gut zu essen sind; wir haben uns übrigens erst spät damit versehen. Kalkstein läßt sich in den meisten Gegenden des Flusses leicht brechen; eben so liefert das Ufer bei Perth auf eine Strecke von 1½ M. einen sehr feinen und starken Lehm. Von den mineralischen Hülfsquellen des Landes verlautet bis jezt Nichts; denn Jeder hat mit seiner Ansiedlung so Viel zu thun, daß er keinem anderen Gegenstand seine Aufmerksamkeit schenken kann. In England, höre ich, herrscht wegen der Unfälle, welche den ersten Schiffen zustießen, eine sehr unvortheilhafte Meinung rücksichtlich der Sicherheit des hiesigen Hafens. Indeß gewährt Gage's Rhede immerhin einen guten Ankerplaz während der Sommermonate, und wenn sie, ausgesezt den Nordwestwinden, bei ihrem theils felsigen, theils losen Sandgrund, Winters nicht dieselben Dienste leistet, so ist durch die Entdeckung eines Ankerplazes etwa vier Meilen südlich von der Mündung des Flusses ziemlich geholfen. Dieser Ankerplaz, Britanniarhede genannt, hat bereits bei den lezten Stürmen, die auf Gage's Rhede alle Schiffe an den Strand trieben, seine Probe bestanden, indem bloß einem Fahrzeug der Anker brach, die übrigen aber unbeschädigt blieben. Ueberdieß ward kürzlich ein Kanal aufgefunden, durch den man von Gage's Rhede nach Cockburn segeln kann, wenn man von der Britanniarhede zu weit leewärts ist, so daß es nie an einer Zuflucht gegen Stürme fehlt. Ich hoffe, Sie werden diesem Umstand alle Publicität geben, da das Aufblühen der Kolonie vornehmlich davon abhängt, daß man Dieß weiß. Die Barre an der Mündung und die Untiefen an verschiedenen Stellen im Bett des Flusses schaden dem innern Verkehr; allein dagegen wird mit der Zeit und ohne bedeutenden Kostenaufwand schon Rath geschaffen werden. Schiffe von 500 Tonnen treffen immer ein freies Fahrwasser etwa 1½ Meilen oberhalb Freemantle bis Perth, und hat man dort die Untiefen um die Inseln zurückgelegt, so kann man wieder ungehindert viele Meilen den Fluß hinaufschiffen. Was das Klima anbelangt, so kann man sich kein lieblicheres wünschen. Man athmet eine so erquickende Luft, und die Hize des Tages wird durch die Seewinde dergestalt gekühlt, daß sich's wohl auf keinem Punkt der Erde gesünder und vergnüglicher leben läßt. Ich sende Ihnen keine Thermometerbeobachtungen, da dieselben kein genauer Maßstab zur Beurtheilung der Temperatur sind; ein Wärmegrad, der in England unerträglich wäre, ist hier ganz angenehm. Die Aussichten der Kolonie bessern sich von Tag zu Tag, zur Zufriedenheit aller Klassen; die große Zahl achtbarer Ansiedler, ihre Beharrlichkeit und ihr Fleiß verbürgen uns das endliche Gelingen der Niederlassung. Ich weiß keine Bedenklichkeit, als etwa, daß das Land bei Perth und in der Nachbarschaft nicht so beschaffen ist, daß es zum Anbau einladet, und daß, nachdem alles gute Land diesseits der Berge bereits verliehen worden, den Wünschen neuer Kolonisten hier nicht mehr Genüge geschehen kann; allein diese Bedenklichkeit fällt weg, seit Dale, Fähnbrich vom 63sten Regiment, von einer Entdeckungsreise aus dem Innern die Nachricht zurückbrachte, daß östlich vom Schwanenfluß eine große und fruchtbare Landstrecke liegt, welche von einem Fluß durchströmt wird — eine Nachricht, die Lieutenant Erskine auf einem späteren Ausflug bestätigt hat. Diejenigen Kolonisten, welche hier noch nicht unterkamen, gedenken sich daselbst anzubauen; ich selbst bin von dieser Zahl, und habe mir bereits Ländereien im Betrag von 5200 Morgen zuerkennen lassen. Der Gouverneur ist darüber sehr froh und betrachtet den Erfolg der Kolonie jezt als gewiß; er beabsichtigt in einigen Tagen die Gegend zu bereisen und den Lauf des Flusses zu verfolgen; ich werde ihn begleiten, um meine Grundstücke auszusuchen. Benachrichtigen Sie mich doch, ob Sie wirklich entschlossen sind, hieher zu kommen; ist dieß Ihr Plan, so rathe ich Ihnen, denselben ohne Verzug in's Werk zu sezen, weil Sie sonst nicht mehr so gut wählen können. Ueber die Gesellschaft hier kann man nicht klagen; sie besteht hauptsächlich aus den Regierungsbeamten und ihren Familien, lauter braven und artigen Leuten. Der Gouverneur ist sehr beliebt und zwar mit Recht; er ist ein sehr thätiger und verständiger Mann, der für die Bedürfnisse der Ansiedler und das Interesse des neuen Staates mit einem Eifer wacht, daß man ihn den Vater der Kolonie nennen kann. Am lezten 23 April war Lever im Regierungshaus, nach welchem die Magistrate und Beamten Sr. Exzellenz in Perth-Hotel ein Gastmahl gaben; wir speisten zu siebzig Gedecken, zu einer Zeit, wo man auswärts glaubte, bei uns sey Noth und Elend. Auf den 21sten dieses Monats ist von den Junggesellen in Perth ein Ball ausgemacht, welchen der Gouverneur und seine Gemahlin mit ihrer Gegenwart beehren werden. Wir besizen ein literarisch-philosophisches Institut, welches sich der Unterstüzung der angesehensten Kolonisten erfreut und die Vortheile eines Museums, einer Bibliothek und eines Zeitungskabinets vereinigt; auch haben die Herren in Perth einen Whistklub errichtet, der abwechselnd jeden Freitag in den Privathäusern zusammen kommt und mit einem guten Nachtessen schließt, wobei man alle englische Gesellschaftlichkeit genießt. Sie sehen, daß unsere Lage nicht so schlimm ist, als man sie schildert. Mit einem Wort, die ersten Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, die jede Kolonisation unzertrennlich begleiten, sind überstanden; Alles gewinnt ein freundliches Aussehen; Zelte und Hütten weichen bequemen Wohnungen, und die Ansiedler, die jezt wieder in einer ihren Gewohnungen entsprechenden Art zu leben anfangen, fühlen sich glücklich."

Vermischte Nachrichten.

Nach einer Bekanntmachung der Regierung der jonischen Inseln hat man zwischen dem Vorgebirge Chiefali (auf der Karte des adriatischen Meeres, die im Jahre 1820 von dem Depot des Seewesens herausgegeben wurde, heißt es Pointe-Avilla) und der kleinen Insel Diaplo (auf der erwähnten Karte Cap Sidari genannt) eine für die Seefahrer sehr gefährliche Untiefe entdeckt, die aus einem triangulären Felsen besteht, dessen höchster Theil nur mit sieben Fuß Wasser bedeckt ist; jede seiner Seiten hat fünfzehn Fuß Länge. Diese gefährliche Stelle liegt auf dem Wege der Schiffe, die von SO kommen, um das Kap Drasti zu umsegeln.

•

Das dritte Konzert Paganini's zu Paris hat diesem Künstler 22,000 Franken eingetragen. Nur Madame Catalani hatte sich einer gleichen Einnahme zu erfreuen, als sie im Jahre 1806 vor Napoleon in St. Cloud sich hören ließ. Sie erhielt nämlich von dem Kaiser 5000 Fr., einen Gehalt von 1500 Fr. und zwei freie Konzerte in der Oper, die ihr 49,000 Fr. eintrugen.

•

Die Einfuhr aller Handelswaaren aus Indien und China in England im Jahre 1830 betrug 9,479,576 Pfd. Sterl., und die Ausfuhr Großbritaniens nach beiden Ländern in demselben Zeitraum 4,442,497 Pfd. 10 Sch. 7 Pf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 103. 13 April 1831.

Beechey's Entdeckungsreise.

(Fortsetzung.)

Da der ausgemachte Zeitpunkt des Zusammentreffens mit der franklin'schen Expedition heranrückte, so segelte die Blossom von den Sandwichinseln nach der Küste von Kamtschatka, um von da in die Behringsstraße einzulaufen. „Es war," sagt Kapitän Beechey, „eine jener schönen Nächte, wohl bekannt allen Denjenigen, welche die Polarregionen besucht haben, wann der Himmel ohne Wolken ist, und die mitternächtliche Sonne, kaum mit dem Durchmesser über dem Horizont, ihren Farbenglanz über den ganzen Nordkreis ausströmt, als das Schiff, getragen von einem schwellenden Winde und Schwärme von Lummen, Tauchtauben (dovekies) und andern Wasservögeln, deren Flügelschlag das Ohr durch die Stille der Nacht auf beträchtliche Ferne vernimmt, von ihren nassen Pfaden aufstöbernd, auf der sanft bewegten See hinschwebte, und wir der Straße nahten, welche die zwei großen Kontinente trennt — in ängstlicher Erwartung, das Nebelwetter, in höhern Breiten der fast unausbleibliche Nachfolger jedes schönen Tags, möchte solang zögern, bis es uns gelungen wäre, die uns gewordene wichtige geographische Aufgabe zur Entscheidung zu bringen." Am 10 Julius 1826 erblickte man Behrings Eiland, und am 22 ging man in Kotzebue's Sund vor Anker. Hier kamen viele Eingeborne auf ihren Baidars, je 10 bis 13 Mann auf einem, an das Schiff, um einen Tauschhandel anzuknüpfen. Die Leute glichen in allen Stücken den Anwohnern von Schismareff-Einfahrt, obwohl sie etwas besser aussahen; sie trugen insgesammt Lippengehänge (labrets), die entweder von Elfenbein und blauen Korallen, oder von Elfenbein allein oder von verschiedenen Steinarten, Steatit, Porphir, Grünstein, verfertigt waren, und die sie mit aller Bereitwilligkeit losmachten und verkauften, ohne sich um den Uebelstand zu bekümmern, daß ihnen der Speichel durch die schlecht vernarbte Oeffnung oder dem Kinn floß; ja wenn man ihnen seinen Ekel über diesen Anblick zu erkennen gab, so lachten sie nur, streckten die Zungen durch das Loch heraus, und schnitten Gesichter. Einigen hingen auch kleine Korallenschnüre an den Ohren. Die Artikel, welche sie zum Verkauf brachten, waren Häute, Fische und Fischereigeräth. Ihr Pelzwerk bestand hauptsächlich aus Seehund, dem gemeinen und arktischen Fuchs, der gemeinen und der Zibethkatze, dem Marder, dem Biber, drei Arten Hermelin (einer weißen, einer mit lichtbraunem Rücken und gelbem Bauch, und einer mit grünem weiß und gelb gesprenkeltem Rücken), der amerikanischen Fischotter, dem weißen Hasen, dem Polarbären, dem Wolf, dem Rennthier und dem Dachs; ihre Fische aus Salmen und Heringen; ihr Fischereigeräth aus Lanzen mit Spitzen von Stein, oder Wallroßzähnen, aus Harpunen, ähnlich denen der Eskimo's, aus Pfeilen, Bohrern (drills, zum Ausbohren des Eises?) und einem Werkzeug, dessen Gebrauch nicht gleich einleuchtete. Es ist nämlich ein Stück von einem Wallroßzahn, ungefähr von der Form eines Schuhhorns, mit vier Löchern an dem kleinern Ende, das mit einer Rinne in Verbindung steht, welche sich längs der Mitte des Instruments erstreckt, und gegen den breitern Theil hin erweitert. Aus der Erklärung der Eingebornen ging hervor, daß sie sich desselben bedienen, um sich von sterbenden Thieren das Blut zu verschaffen, indem sie das Ende, woran die Löcher sind, in die Wunde stecken, und das entgegengesetzte Ende an den Mund nehmen, um die ausfließende Flüssigkeit einzusaugen; der Selbstgefälligkeit, mit welcher einer der Eingebornen diese Beschreibung entwarf, merkte man an, daß das Blut der Thiere hier nicht minder hochgeschätzt wird, als bei den Eskimo's. Auf diesen und andern Geräthschaften waren eine Menge Gestalten von Menschen, Thieren, Vögeln ꝛc. eingeätzt mit einer Wahrheit und Treue, welche beweist, daß diese Kunst ihnen etwas sehr Gewöhnliches seyn muß. Die Rennthiere sah man in der Regel heerdenweise dargestellt; auf einer der Schildereien, wie sie von einem Mann mit Schneeschuhen in gebückter Stellung beschlichen werden; auf einer anderen, wie der Jäger sich dem Wild genähert hat, und im Begriff ist, seinen Pfeil drauf abzudrücken. Ein drittes Bild zeigte, wie man Robben fängt mittelst einer aufgeblasenen Haut dieses Thiers, die man als Köder benützt; das Fantom ist auf das Eis gesetzt, und nicht weit davon liegt ein Mann auf dem Bauch, bereit die Harpune zu schleudern, wenn der Seehund sich täuschen läßt und kommt. Auf andern Bildern erscheint ein Mann, der einen Seehund auf einem kleinen Schlitten heimführt, oder ein Baidar, von welchem aus man die Harpune nach den Wallfischen wirft, nachdem dieselben zuvor mit dem Bogen angegriffen worden. „Wenn man Eines mit dem Andern verglich," fügt Kapitän Beechey hinzu, „so erhielt man eine bessere Kenntniß von ihrer ganzen Lebensweise, als man hätte durch Zeichen und Winke bekommen können."

Nebel und Windstillen, welche an der Tagesordnung waren,

verursachten manchen Aufenthalt, so daß sie am 25, fünf Tage nach der verabredeten Frist, auf Chamisso Eiland eintrafen. Von Franklin fanden sie daselbst keine Spur, dagegen gewahrten sie durch ihre Fernrohre auf einer Anhöhe einen steinernen Pfeiler, den sie nicht ermangelten näher zu besichtigen, da er als Werk von Menschenhand an sich interessiren mußte, leicht aber auch von der franklin'schen Partei zum Zeichen ihrer Anwesenheit hinterlassen seyn konnte. Letzteres war nun nicht der Fall, und so erklärte sich die Sache durch Kapitän Kotzebue's Besuch dieser Insel vom J. 1817. Nachdem sie selbst auf den Fall der spätern Ankunft Franklin's Signalstangen aufgerichtet, und einen Vorrath von Lebensmitteln niedergelegt hatten, fuhr das Schiff in der Aufnahme der Küste gegen Norden fort, wo die starke oberflächliche Strömung, welche durch die Straße nach der Polarsee eindringt, die Fahrt begünstigte. Die Blossom segelte bis zum Eiskap und ihr Boot verfolgte den Weg noch bis zu 71° 23′ n. Br., und 156° 21′ w. L.; dort nöthigte die Furcht vom Winter überfallen zu werden sie zur Rückkehr. Diese Küstenfahrt ist durch die vielen Beobachtungen merkwürdig, mit welchen sie die Menschenkunde bereichert. Kapitän Beechey schildert seine neuen Bekannten im Ganzen als eine sehr kleine, schmutzige und abschreckende Gattung. Es gab viele blinde und abgelebte Personen unter ihnen, und in ihren schmierigen abgetragenen Kleidern boten sie alle eine sehr elende Erscheinung dar. Ihre Gastfreundschaft war indeß fast größer als den Engländern lieb war; man schleppte sie an der Hand nach den Hütten, nöthigte sie auf Häuten niederzusitzen und wartete ihnen mit Schüsseln voll Thran, Wallroß- und Einhornsfleisch (monodon monoceros) und sonstigen Leckerbissen auf, wodurch sie sich jedoch, wie man ihnen glauben mag, nicht sehr in Versuchung führen ließen. Einmal hatten die Eingebornen mehrere vortheilhafte Tauschhändel abgeschlossen, als ein alter Mann eine kleine Trommel zum Vorschein brachte, und indem er sich rittlings auf dem Dach einer der Hütten niederließ, ein Lied anstimmte, wozu er die Trommel schlug, was er mit einer Lustigkeit that, als ob ihm das größte Glück des Lebens zu Theil geworden wäre. Die gute Laune des Tonkünstlers, und die Lebhaftigkeit seiner Musik wirkten auf zwei eben so alte Unholde dergestalt, daß sie ihn im Chor begleiteten, wobei sie sich in die mannigfaltigsten Stellungen warfen, sich um und um drehten, mit den Fingern schnippten, und ihre Seehundsmützen verkehrt aufsetzten. Mehrere pausbackige Dirnen regte die Musik in ihren unterirdischen Klausen auf, und sie guckten zu den Rauchfängen heraus. So kann ein Volk, das von allen Bequemlichkeiten der Erde keine einzige besitzt, auch seine glücklichen Tage haben! *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Eines Brauchs gedenkt Beechey, der mit einem unsrigen Aehnlichkeit hat. Ein Eskimo war zweifelhaft, ob ein Handel für ihn vortheilhaft sey oder nicht. Er setzte daher einen Käfer auf die Hand und beobachtete die Richtung, die er nehmen würde. Als er fand, daß das Insekt, statt fortzufliegen, gegen ihn kroch, zog er seine Waare zurück.

Skizzen aus Spanien.

(Schluß.)

Die Gesellschaft mußte auf dem Platz des Raubmords warten, bis der Alkalde eines benachbarten Dorfes herbeigeholt war. Endlich stellte ein kleiner wohlgenährter Beamter mit einer rothen Kokarde am Hut sich ein, nahm die ganze Begebenheit umständlich zu Protokoll, und ließ den Mayoral und Pepito auf einen Karren legen und nach Amposta zurückschaffen, wo sie beide an ihren Wunden starben. Die zwei Polizeisoldaten, die jener mitgebracht, schnitten hierauf das von den Räubern über die Straße gespannte Seil ab, und der Wagen fuhr weiter. Im Verlauf der Reise kam Slidell durch Murviedro, eine kleine Küstenstadt, 6 bis 7 Stunden nördlich von Valencia, welche auf der Stelle des alten Saguntš liegt. Von Valencia folgt die Straße noch immer der Küste nach aber nicht gegen Madrid; denn San Felipe, wohin man von dort etliche und fünfzig Meilen zählt, ist von Madrid eben so weit entfernt als Valencia. In San Felipe erst wendet man sich in nordwestlicher Richtung gegen die Hauptstadt und steigt allmälig 2000 Fuß bis zur weiten Hochebene von Neukastilien empor. *) Die Landschaft hat hier ein ungemein trübseliges und einförmiges Aussehen, das durch keinen Strauch oder Baum, sondern nur durch die kleinen zerfallenen in großer Entfernung aus einander liegenden Dörfer unterbrochen wird, da die Furcht vor Beraubung den Einwohnern nicht erlaubt sich einzeln anzusiedeln und der Wahn, daß Bäume nur Vögel herbeizögen, die ihre sparsame Ernte beeinträchtigen würden, der Baumkultur im Wege steht. So geht es fort fast bis Madrid.

In Madrid richtete sich Slidell für den Winter ein, so daß er Muße hatte sich nach allen Merkwürdigkeiten umzusehen. Er wohnte bei einer spanischen Familie, deren Lebensweise er theilte. Sein Wirthsherr war ein Edelmann, Don Valentin genannt, der zur Zeit der Kortes ein Lesekabinett hielt, welches er nach der Invasion des Herzogs von Angouleme auf das Diario und die Gaceta beschränken mußte. Das Diario, wie schon der Name ausweist, ein Tagblatt erscheint auf einem kleinen Quartbogen, und ist zu einem guten Theil mit Geschichten von Heiligen ausgefüllt. So kann man die Anzeige lesen: „Morgen Freitag wird das Fest des glorreichen Märtyrers San Poncio gefeiert, des Anwalds und Beschützers gegen die Bettwanzen (abogado contra las chinches). Um sieben Uhr ist Messe, und nachher findet die Einsegnung der Zweige und Blumen Statt zu Ehren des besagten Heiligen." Ohne Zweifel sind diese Zweige und Blumen ein wirksames Verwahrungsmittel wider jene widrigen Hausbewohner, das die beschwerliche Sorge für Reinlichkeit entbehrlich macht. Den übrigen Inhalt bilden Nachrichten über die Kirchen, worin Messe gelesen wird, über die Truppen, die am Schloß, an den Thoren, am Theater die Wache haben, oder man erfährt, wo es bayoner Schinken und flandrische Butter gibt, wo neuangekommene asturische Säugammen mit frischer

*) Die Höhe der Lage von Madrid, welche nach Genf die höchstgelegene Hauptstadt von Europa ist, macht den Winter daselbst sehr streng, so daß im Winter 1825/26 mehrere Schildwachen, ob sie gleich von einer halben Stunde zur andern abgelöst wurden, auf ihren Posten erfroren.

Milch und gutem Prädikat zu erfragen sind. Was die Gaceta betrifft, die drei Mal wöchentlich auf einem Stück Papier, etwas größer als ein Bogen Propatriapapier, herauskommt, so befaßt sie sich hauptsächlich mit Berichten von dem Befinden Ihrer Majestäten und mit Auszügen aus auswärtigen Blättern, welche sich für den Meridian von Madrid eignen oder die man dafür zustutzt; mit Meldung von Staatsschuldscheinen, welche als Preise gezogen worden, d. h. als berechtigt zur Bezahlung aus der Tilgungskasse; mit Wiederabdruck von alten Statuten, worin etwa die Entrichtung von Zehnden bei Strafe der Bastonade eingeschärft wird; oder mit Erlassen gegen die Freymaurer, die mit allen weltlichen und geistlichen Züchtigungen bedroht werden, worüber Thron und Altar verfügen können. Diese Herrlichkeiten der madrider Presse bot Don Valentin im allgemeinen Eingang seines Hauses dem neugierigen Publikum zum Genuß. Die Familie hatte folgende Hausordnung. Das Erste, was man Morgens that, war für den ganzen Tag zu bestimmen, was geschehen sollte. Dann trank man seine Tasse (higada) Schokolate und aß dazu eine kleine Semmel von dem köstlichen madrider Brod. Dieses Frühstück wurde nicht am Tisch eingenommen, sondern man saß oder stand oder ging von Zimmer zu Zimmer, oder lag wohl auch noch im Bett. War man damit fertig, so begab sich jede Person an ihr besonderes Geschäft; die alte Frau mit ihren Diarios und Gacetas eröffnete ihre Lesanstalt unter der Thüre; die Tochter Florencia setzte sich an ihr Nähkissen; Don Valentin griff nach Feuerstein und Stahl, zündete seinen Zigarilla an und seufzte bei jedem Zug nach den Tagen der Freiheit, als dieses Vergnügen statt vier nur zwei Kuartos kostete. Gegen Mittag hängte er seinen braunen Mantel (capa parda) um, und wandrlte nach der Puerta del Sol, um die tausend Gerüchte sich erzählen zu lassen, die täglich umliefen. War Festtag, so machte er nach der Messe mit Florencia einen Spaziergang nach dem Prado. Um zwei Uhr ging es an das Mittagsmahl, welches außer einem einfachen Dessert in Suppe und Puchero bestand, letzterer mit Pfeffer, Saffran und Knoblauch wohl gewürzt. Im Sommer folgte dann die Siesta, aber da es Winter war, so benutzte der Don die kurze Dauer der Sonnenwärme zu einem Ausgang mit einem Freund und Abends besuchte er sein Kränzchen (tertulia). Während der heißen Jahreszeit legt man sich nicht vor ein oder zwei Uhr zur Ruhe; im Winter um eilf Uhr. Unmittelbar vor Schlafgehen wird immer mit gedämpftem Fleisch und tüchtig geölten Tamatos zu Nacht gespeist. In müßigen Pausen unterhielt man sich vom Balcon, wenn je Prozessionen oder Kavalkaden fehlten, mit dem Anblick der vorüberwogenden Volksmenge, welche in ihren verschiedenen Trachten alle Volksstämme der Halbinsel repräsentirte. In dieser Art lebte man in den meisten Familien Tag für Tag.

Fragmente aus dem polnischen Freiheitskampfe.

Nach den ruhmvollen Tagen am Ende Februars erließ der Oberbefehlshaber Skrzinezki folgenden Tagsbefehl:

Ludwig Mycielski, gewesener Unterlieutenant im vierten Linien-Infanterieregiment, Vater von fünf Kindern, verließ, auf das Signal des auferstehenden Vaterlandes, seine Habe, Familie, und eilte aus der Fremde herbei, um als Freiwilliger in die Schaar seines ehemaligen Regiments eingereiht zu werden. In den Schlachten vom 19 und 20 Februar gab er solche Beweise von Tapferkeit, daß die Offiziere aus freiem Antriebe beschlossen, seine Ernennung zum Bataillonschef nachzusuchen. Nun trat die denkwürdige Schlacht am 25 ein, in welcher Ludwig Mycielski in Heldenthaten sich selbst übertraf, und mit ruhmvollen Wunden bedeckt fiel er auf der Wahlstatt für die heilige Sache des Vaterlandes. Gepriesen sey sein Name! Augenzeuge seiner Thaten im Kampfe, halte ich mich verpflichtet, dem Gebliebenen das geziemende Lob zu ertheilen.

(gez.) Skrzinezki.

Folgendes sind die nähern Umstände, die ein so ehrenvolles Zeugniß des Oberfeldherrn veranlaßten: Ludwig Mycielski, ein Bürger aus dem Herzogthume Posen, trat in früher Jugend unter die vaterländischen Fahnen. Zu Zeiten des Herzogthums Warschau kämpfte er unter Kosinski in Wolhynien, gerieth in Gefangenschaft und hatte viele Leiden zu erdulden. Später, unter der russ. Regierung, diente er im vierten Linienregimente, nahm seine Entlassung und kehrte zum heimathlichen Herde zurück. Kaum empfing er die Nachricht von dem Nationalaufstande in Warschau, als er ohne Verzug zur Vertheidigung des ihm so theuern Vaterlandes eilte. Seine Familie verlassend, trat er als gemeiner Soldat in die posener Schwadron, und gab sein und seiner Familie bedeutendes Vermögen der Raubgier des Feindes Preis. In den merkwürdigen Tagen vom 19 und 20 Februar reihte er sich als Freiwilliger an das heldenmüthige vierte Linienregiment und verrichtete bei Grochow Wunder der Tapferkeit. In der mörderischen Schlacht vom 25 stürzte er zuerst mit dem National-Feldgeschrei auf die feindlichen Kolonnen. Eine Kartätschenkugel reißt ihm drei Finger von der linken Hand weg; er verbindet die Wunde und unter wiederholtem Rufe: „es lebe das Vaterland!" eilt er von Neuem den feindlichen Reihen entgegen. Bald darauf bringt ihm eine Karabinerkugel eine schmerzliche Wunde am Fuße bei; Mycielski achtet auch hierauf nicht, reißt sein Tuch vom Halse, hemmt den Blutverlust und wirft sich, trotz den dringenden Bitten und Befehlen seines Obristen, auf eine russische Kanone. Schon tödtet er einige Kanoniere, schon will er die Kanone vernageln, als ihm plötzlich eine Kugel das Kinn zerschmettert und ihn besinnungslos zu Boden streckt. Die, welche ihn bei diesen übermenschlichen Thaten begleiten, tragen ihn auf den Händen zu den Seinigen; doch auf dem Wege von einer zweiten Kanonenkugel erreicht, giebt er seinen Geist auf. Das tapfere vierte Linienregiment soll beschlossen haben, das Herz ihres heldenmüthigen Kameraden an seine Fahne zu hängen.

* * *

Am 19 Februar während der denkwürdigen Schlacht bei Grochow rückte das erste Bataillon des ersten Fußjägerregiments gegen den Feind vor, um ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Drei feindliche Kolonnen standen unbeweglich da. Die tapfern Offiziere und Soldaten des erwähnten Bataillons marschirten im Doppelschritte, um den Gegner mit dem Bajonette anzugreifen, dergleichen Kampf er gewöhnlich nicht aushielt. Um den Muth des ganzen Bataillons noch mehr anzufeuern, stellte sich der tapfere Kapitän Bobinski an dessen Spitze, stürzte sich mit dem Ausrufe: „vorwärts, Brüder, mir nach!" in die russischen Reihen, erlegte mit eigener Hand einige zwanzig Feinde, worauf die ganze Kolonne auseinander gesprengt wurde. Dieser Kapitän, von den großen Strapatzen und einer sich zugezogenen Erkältung erkrankt, mußte auf die dringenden Bitten seiner Kollegen sich nach Warschau begeben, um dort seine Gesundheit wiederherzustellen. Ein anderer Kapitän, welcher von der Entfernung des tapfern Bobinski Nichts wußte, fragte die Soldaten: „wo ist Euer Kapitän?" „Er liegt krank in Warschau," antworteten sie mit innigem Bedauern. „Wer wird Euch morgen anführen?" — „Oho! laß nur die Russen einen Schuß thun, so kommt unser Kapitän sogleich hergelaufen." Und in der That, am 25 Februar vergaß der tapfere Kapitän seine noch nicht hergestellte Gesundheit, und eilte, sobald er die sich wiederholenden Kanonenschüsse vernahm, zu seiner Kompagnie zurück, die ihn mit Jubelgeschrei begrüßte.

* * *

Vor vierzehn Tagen stürzten Kosaken in ein zwischen Ostrolenka und Rozan gelegenes Dorf, und fingen nach ihrem Gebrauche an zu plündern; sie schwangen zugleich die Embleme ihrer Macht, nämlich die Batogs (Peitschen), und waideten sich mit asiatischer Grausamkeit an den Schmerzen der Wehrlosen; endlich drangen sie in eine Kammer, wo ein achtzigjähriger

Greis lag, der jeden Augenblick dem Tode entgegensah. Der Anblick dieses Leidenden rührte die Barbaren nicht; sie warfen ihn aus dem Bette, indem sie darin Geld zu finden hofften. Der Greis nahm seine letzten Kräfte zusammen, und rief den Räubern zu: „Ihr Frevler, fürchtet Ihr nicht die Rache Gottes; ist Dieß das Versprechen Eures Generals, daß Ihr die Unbewaffneten in Ruhe lassen werdet; ich sterbe vor Euern Augen, aber seyd gewiß, daß meine Seele Euch und Eure Familien verfolgen wird; die Ruhe wird Euch fliehen; das Gewissen Euch quälen bis zum Tode; Ihr werdet nie Eure Frauen und Kinder wiedersehen." In diesem Momente brach die Decke ein, und zwei Kosaken, welche auf dem Boden Wäsche plünderten, fielen herunter. Dieß erschreckte die Kosaken so sehr, daß sie die Flucht ergriffen, und die im Dorfe geraubten Sachen im Stiche ließen.

* * *

Als der Feldmarschall Diebitsch dem verwundeten und in Gefangenschaft gerathenen Obristlieutenant Kiwerski, vom Grenadierregiment, die auf dem Felde des Ruhmes erworbenen Ehrenzeichen abriß, und ihm sagte: „daß Empörer derselben nicht würdig seyen," antwortete der von einer solchen Schmach lebhaft ergriffene Offizier, mit Würde: „Sie können uns erschießen lassen, Hr. Feldmarschall, aber nicht entehren; wo eine Nation der andern Krieg erkläre, giebt es keine Empörer." Der erzürnte Feldmarschall ließ sogleich die polnischen Gefangenen wegführen. Auf dem Wege begegnete ihnen der General Gerstenzweig, welcher die schimpflichsten Ausdrücke gegen sie ausstieß. Die Soldaten warfen auf sie mit Koth und Steinen. Man sperrte sie in eine mit verwundeten und sterbenden Russen angefüllte Kammer; hier mußten sie die Nacht ohne die mindeste Hülfsleistung und Nahrung zubringen. Den andern Tag erhielten Alle, ohne Unterschied des Standes, Grades und der Gesundheit, trockene Zwiebacke, und wurden von Milosna nach Minsk getrieben.

* * *

In dem kobylakschen Walde wurde den 18 März ein aus der Gegend von Wengrow nach Warschau gehender Reisewagen, in welchem Damen saßen, von einem feindlichen Trupp überfallen. Die Kosaken spannten die Pferde aus, schnitten die Felleisen ab, und machten schon Miene auf die Salopen der Damen, als eine von denselben die Geldbörse einige Schritte von sich hinwarf. Die Kosaken stürzten sogleich über dieselbe her, und in diesem Augenblicke ergriff das Fräulein Johanna S... die Pistole, welche einer von den Räubern fallen ließ, drückte sie los und verwundete den Anführer des Trupps. Zu gleicher Zeit hörte man einen Schuß von der Ferne, was die Kosaken so sehr erschreckte, daß sie die ganze Beute und den verwundeten Chef, ja sogar die Börse im Stiche ließen und die wildeste Flucht ergriffen. Die befreiten Damen fanden bei dem Verwundeten eine Schreibtafel, in welcher sich unter andern Papieren ein russischer nach Brzesc adressirter Brief des Inhaltes befand: „daß wir (die Russen) binnen einigen Tagen in Warschau einrücken und uns nach einem mehrtägigen Hunger erquicken werden."

Briefe aus dem Schreibtische der Herzogin von Angoulême.

III.

Der Kaiser von Oesterreich an die Herzogin von Angoulême.

Madame ma Soeur et très chère Cousine — J'ai été très touché de la bonne et affectueuse lettre que votre Altesse Royale a eu l'attention de m'écrire le 9 Mars dernier, au sujet de la perte si inopinée de ma bien-aimée fille, l'Impératrice du Brésil. Habitués comme nous le sommes, Madame ma très-chère cousine, de considérer les événemens que la Providence nous envoie, dans un même esprit de famille et de résignation commune, j'ai apprécié les temoignages de sensibilité et d'intérêt que votre Altesse Royale a bien voulu m'exprimer en cette occation, comme ceux de ma Fille d'adoption. Je la prie de recevoir de même mes remercimens des voeux que sa bonne amitié lui a dictés pour la conservation de ma santé, qui, grâces au Ciel, a su résister à cette pénible épreuve. Je lui aurais égalment beaucoup de gré, si elle veut bien faire agreer à Son Altesse Royale le Dauphin mes remercimens pour ses voeux affectueux. Votre Altesse Royale sait que les sentimens de ma plus haute estime lui sont acquis depuis long tems, et què je serai toujours empressé de lui donner de nouvelles preuves de l'inviolable attachement avec lequel je ne cesserai d'être

Madame ma Soeur et très chère Cousine

de Votre Altesse Royale

Le très-affectionné Frère et Cousin

François.

Vienne, le 14 April 1827.

IV.

Der König von Preußen an die Herzogin von Angoulême.

Madame ma Soeur et Cousine — Lors de mon dernier sejour à Paris, Votre Altesse Royale a bien voulu m'exprimer quelque intérêt pour mon armée. J'ai pensé qu'en conséquence vous voudriez bien, Madame, accepter l'Annuaire Militaire de la Prusse, ainsi que l'histoire des différens Corps dont elle se compose (Stamm-Liste), et les dessins ci-joints des Uniformes des différentes armes, que je me fais un plaisir de vous envoyer, vous priant en même tems de vouloir bien en remettre un second exemplaire au Dauphin Votre auguste époux, qui comme Vous, Madame, sait si bien apprécier le merite militaire et qui s'est montré si digne de commander une brave armée.

Je saisis cette occasion, Madame ma Soeur et Cousine, pour exprimer à Votre Altesse Royale toute la gratitude dont je suis pénétré pour l'accoeil aimable que j'ai reçu et pour les attentions dont j'ai été l'objet pendant mon séjour en France. Veuillez, Madame, être mon interprète auprés du Roi Votre auguste beau-pére, et lui rappeler souvent combien je lui suis sincèrement attaché, et combien ses éminentes vertus ajoutent à la haute considération que je lui ai voué depuis long-tems. Mais de principes et d'intentions, notre amitié ne sera sujette à aucune chance. Veuillez accueillir avec bonté l'hommage de la considération la plus distinguée avec laquelle je suis,

Madame ma Soeur et Cousine,

de Votre Altesse Royale

le bon frère et cousin,

Frédéric Guillaume.

Berlin, ce 19 Novembre 1825.

Anekdote.

Eine ansehnliche Frau von ungefähr 50 Jahren erschien jüngst in der Unionshalle, unter Beistand eines Offiziers, und brachte vor: sie wohne in der Brixtonstraße und sey ihrer Zähne beraubt worden. Zum Glück gehörte zu dieser fürchterlichen Unthat eben keine besonders zahnbrecherische Grausamkeit. Die Zähne waren falsch, kosteten aber über 50 Guineen. Die Klägerin hatte eine Frau, die mit ihr im gleichen Hause wohnte, im Verdacht, den Perlenschmuck ihres Mundes entwendet zu haben. „Vor drei Tagen," sagte die Klägerin, „hatte sie noch keinen Zahn im ganzen Kopf, und seitdem ich um meine Zähne gekommen bin, erscheint sie beim Mittagstisch beide Kinnladen voller Zähne. Ich kann zwar nicht schwören, daß es meine Zähne sind; aber wenn ich ihre Wangen so aufgesteift sehe, so bleibt mir fast kein Zweifel daran übrig. Ich nahm meine ganze Zahnreihe vorigen Montag Nachts aus dem Munde und legte sie in ein Glas. Am folgenden Morgen ging ich zum Frühstück hinab, und als ich wieder heraufkam, waren meine Zähne weg. Die verdächtige Frau schläft mit mir in demselben Stock, und da sie an jenem Tage nicht beim Frühstück erschienen war, so schöpfte ich noch mehr Verdacht gegen sie." Der Beamte bedauerte den Verlust der Klägerin, sagte aber, es thue ihm noch mehr leid, ihr nicht helfen zu können.

Berichtigung.

Num. 98 S. 390 und 391 ist Coango statt Loango, und Caanza statt Coango zu lesen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 104. | 14 April 1831.

Ireland. *)

(Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.)

Die blutigen Kriege, welche seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Ireland zu einem Schauplatze des Todes und der Verwüstung machten, entsprangen vornehmlich aus zwei Quellen, der Reformation und der wachsenden Bevölkerung von England, welche, über den bisherigen Stand der bürgerlichen Geschäfte und den Ertrag des Bodens schnell sich erhebend, mit immer steigender Gewalt über die Grenzen des Vaterlandes sich zu ergießen strebte. Als Heinrich VIII, gänzlich unbekümmert um die Neigungen des Volkes, seine Aenderungen in der Kirchenverfassung auch den Irländern aufdrängen wollte, fand er, daß die Macht der Krone sich kaum über die Wälle von Dublin hinauserstreckte, und daß die anglo-irischen Lords „der Umpfählung," die Nachkommen der ersten Ansiedler, dieselbe nur insofern anerkannten, als sie ihnen nützlich werden konnte und als es ihnen an Gelegenheit oder an dem augenblicklichen Willen gebrach, sich ihr zu widersetzen. Die Geistlichkeit, stark durch vereinte Kräfte und ehrwürdig durch eine über den Kulturzustand des Volkes weit hervorragende Bildung, sprach den Bann gegen die Glaubensneuerer; O'Neil, Fürst von Ulster, griff zu den Waffen, und dem Könige blieb Nichts übrig, als seine Maßregeln zu ändern, wenn er nicht den Plan gänzlich aufgeben wollte. Heinrich war ein Mann von beträchtlichen Talenten, und er hatte in dem gegenwärtigen Falle Selbstbeherrschung genug, sich ihrer erfolgreich zu bedienen. Er bewog den mächtigen O'Neil zu einer Reise nach London, empfing ihn auf die schmeichelhafteste Weise, gab ihm den Titel eines Grafen von Tyrone und fesselte ihn so an sich, daß die Trennung von der Gemeinschaft der römischen Kirche dem irischen Häuptling nur ein leichter und pflichtmäßiger Beweis seiner Dankbarkeit schien. Viele angesehene und mächtige Männer folgten dem Beispiele O'Neil's und bei stetem Frieden wurde zu einer der folgenreichsten und durchgreifendsten Umwandlung der bestehenden Verhältnisse des Landes der Grund gelegt; allein Edwards VI schwache und übereilte Maßregeln erschütterten ihn, ehe er noch die gehörige Festigkeit erlangt hatte. Der König lockte mehrere Häuptlinge nach England, ließ sie in das Gefängniß werfen, vertheilte ihre Besitzungen unter die Urheber dieser verrätherischen Anschläge, gestattete Plünderung der katholischen Kirchen und erregte durch sein ganzes Verfahren so heftige Erbitterung, daß Nichts den Irländern erwünschter kam, als die Thronbesteigung der katholischen Maria und der fast gleichzeitige Befehl zu dem Glauben ihrer Väter zurückzukehren.

Nichts desto weniger enthielten sie sich aller Gewaltthätigkeiten gegen ihre bisherigen Unterdrücker, so daß Viele vor der Wuth der Verfolgung nach Ireland flohen; allein in einer Zeit, wo religiöse Duldung für Schwäche, wenn nicht für Gottlosigkeit galt, diente selbst dieses vernünftige Betragen nur dazu, die Vorurtheile der Engländer zu erhöhn und zu befestigen, welche seit Jahrhunderten ihre westlichen Nachbarn als Horden wilder Barbarn anzusehen, und, wann immer die Gelegenheit sich darbot, auch zu behandeln gewohnt waren. Und jetzt zeigte sich eine solche. Die Stammhäupter O'Moore und O'Connor waren unter der letzten Regierung ihrer Besitzungen verlustig erklärt, und es wurde der Plan entworfen, ihre Distrikte mit Engländern anzusiedeln. Vergebens stellten die Mitglieder der Clans vor, daß ihr eigenes Recht an den Boden, welchen sie bearbeiteten, durch gesetzwidrige Handlungen ihrer Oberen unmöglich verwirkt werden könne; militärische Gewalt brach ihren schwachen Widerstand und ein allgemeines Morden reinigte die Grafschaften des Königs und der Königin für die Aufnahme einer neuen Bevölkerung. Unter solchen Umständen konnte von einer Repräsentation des Volks natürlich nicht die Rede seyn. Die seltenen Sitzungen des Parlaments der Umpfählung dienten nur, den ungerechten Maßregeln der Regierung einen Anstrich von Gesetzmäßigkeit zu leihen, und jetzt ward bestimmt, daß hinfort kein Parlament in Ireland gehalten werden sollte, bevor der Statthalter und der Rath die Ursachen seiner Einberufung und die zu machenden Anträge der Krone mitgetheilt hätten, und daß kein Gesetz, ohne die vorhergehende Billigung des Monarchen und seines Ministeriums erhalten zu haben, in einem irischen Parlament vorgeschlagen oder angenommen werden dürfe.

Es ist eine höchst niederschlagende, aber dem Betrachter der nun folgenden Ereignisse sich mit immer erneuerter Kraft aufdrängende Bemerkung, daß der Zweck, welchen die Beherrscher von England von jetzt an bis zu der Revolution im Jahre 1688 in Hinsicht auf Ireland verfolgten, kein anderer war, als die alte Bevölkerung der Insel gänzlich zu vernichten und die an ihre Stelle gesetzte neue

*) The history of Ireland by John O'Driscol. London 1827 pr. for Longman a. c. vol. I. XV. 417; vol. II. II. 400 p. 8.

auf alle Weise so zu lähmen und niederzudrücken, daß sie nie die stets wache Besorgniß der Engländer rechtfertigen konnte, Irland möchte einst, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und seine Lage begünstigt, ein glücklicher und mächtiger Nebenbuhler Britanniens werden. Daß das englische Volk von dieser entehrenden Mißgunst gequält wurde, ist eben so unzweifelhaft, als daß die Regierung Nichts that, um die reichen Hülfsquellen Irlands auf eine vernünftige Weise zu benutzen, und daß die dortigen Beamten der Krone fast ohne Ausnahme kein Mittel unversucht ließen, England in dieser traurigen aber ihrer eigenen Habgier überaus zusagenden Verblendung zu erhalten und zu befestigen.

Auf den Glanz von Elisabeths Regierung wirft Irland den dunkelsten Schatten. Wenn es anfänglich, ehe noch die steigende gegenseitige Erbitterung alle vernünftigen Gesichtspunkte verrückte, ihr Zweck war, auch das irische Volk des Glücks, dessen es in seiner gegenwärtigen Lage fähig gewesen wäre, genießen zu lassen und im Laufe der Zeit sein Wohlseyn zu erhöhen, so entsprachen doch ihre Maßregeln wenig dieser eines Regenten würdigen Absicht. Nur durch Klugheit und Milde konnte der Protestantismus in Irland neu gegründet werden. Die Bekenner desselben, weit entfernt, Liebe zu erregen oder Achtung zu gebieten, bestanden fast nur aus den Beamten der Regierung und aus englischen Abenteurern — Menschen, deren Stellung und Grundsätze und Absichten den Eingebornen gleich verdächtig seyn mußten. Wer noch Ehrfurcht vor der Ueberzeugung des Gewissens hatte, konnte dem häufigen Religionswechsel, wie er bisher in Dublin stattgefunden, nur mit Widerwillen und Verachtung zusehen. Die Apostel der neuen Lehre waren größtentheils Menschen ohne Grundsätze, ohne Sitten, ohne Anstand, gemeine Glücksritter, die nicht einmal die Sprache Derer verstanden, die ein thörichter Glaubenseifer ihrer geistlichen Obhut zu unterwerfen strebte. Die Unzufriedenheit der Irländer, durch Nationalhaß gegen die neuen Glaubensboten und durch die Habgier dieser Letzteren vermehrt, drohete in lichte Flammen auszubrechen, sobald nur ein Führer sich fände. Allein Shane (John) O'Neil, der Tanist von Ulster, welcher als vieljähriger Widersacher der königlichen Macht am Meisten geneigt und fähig schien, sich an die Spitze der Mißvergnügten zu stellen, hatte den Haß und die Furcht der Lords von der Umpfählung gegen sich und fand, als er in Dublin mit dem Unterstatthalter unterhandelte, sich so von Nachstellungen umringt, daß er um ihnen zu entgehen, das letzte verzweifelte Mittel ergriff und mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge in London an den Stufen des Thrones erschien. Das Kühne und Abenteuerliche dieses Schrittes überraschte und vergnügte die Königin, sie empfing O'Neil mit der auffallendsten Herablassung, und entließ ihn nicht ohne Beweise ihrer Gunst, welche Manchem des Neides werth dünkten. O'Neil scheint aufrichtig gewesen zu seyn in dem Gelübde steter Unterthanentreue gegen die huldvolle Monarchin, so wie er es in seiner Vertheidigung vor ihrem Throne gewesen war; und um jeden noch obwaltenden Zweifel an seiner guten Gesinnung auf immer niederzuschlagen, warf er sich selbst auf seine früheren Verbündeten, die in Ulster ansässigen Schotten, und trieb sie mit großem Verlust aus dem Lande. Er fand jedoch bald, daß er durch diese unüberlegte Maßregel nur die Plane seiner Feinde gefördert habe, denn kaum war er so wehrlos, als auch die Königin von seinen verrätherischen Absichten Nachricht erhielt. „Desto besser," antwortete sie, „für meine Diener in Irland; dann wird es ihnen Allen nicht an Gütern fehlen." Es bedurfte in der That keiner solchen Ermunterung für die längst nach O'Neil's reichen und ausgedehnten Ländereien lüsternen Beamten; die neue nach Derry gelegte Garnison verletzte O'Neil's Rechte und bedrohete seine Sicherheit, ein Meuchelmord hemmte für immer die Wirkungen seines Zorns, und der Unterstatthalter marschirte mit einer Armee in das Gebiet der bestürzten und verwaisten Clans, und gab ihnen in der Person eines alten, schwachen Mannes aus der Familie O'Neil ein Oberhaupt, das sich gänzlich dem Willen der Regierung unterwerfen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Beechey's Entdeckungsreise.

(Fortsetzung.)

So vielen Mühen und Gefahren Seefahrer trotzen müssen, so hat auf der andern Seite das Wanderleben auf dem Ozean schon in dem Wechsel von Sturm und Sonnenschein, von winterlichen Nordklimaten und heitern Südstrichen Reize und Genüsse, die nicht nur für manche Entbehrungen schadlos halten, sondern auch dadurch um so werthvoller werden. Die Blossom sagte der wetterwendischen Polarsee Lebewohl, und steuerte auf die Küste des herrlichen Californiens zu. „Als der Tag anbrach," sagt Beechey, „fanden wir uns nur etwa vier Meilen von der Küste. Es war ein schöner Morgen frisch genug, um zur Munterkeit aufgeweckt zu werden, und mild genug, um nicht zu frieren. Die Spitzen der Berge, des einzigen Theils vom Land, den man sah, bildeten zwei Ketten, zwischen denen unser Hafen liegen mußte. Obgleich seinen Eingang so wie die Thalgründe umher, der in den Niederungen verdichtete Nebel noch barg, richteten wir doch unsern Lauf rasch nach dieser Bergöffnung, sehnsüchtig des Augenblicks harrend, da die aufgehende Sonne den Vorhang wegzöge, und uns den Anblick des Landes vergönnte, in welchem wir die nächsten Wochen zubringen sollten. Als wir uns näherten, senkten sich die Strahlen tiefer und tiefer, der Nebel zerfloß, Cap um Cap enthüllte sich und üppige Landschaften, reich an Wäldern und Flüssen, kamen zum Vorschein. Zuletzt bezeichneten uns zwei niedere Vorgebirge, das südliche durch ein Fort vertheidigt, auf welchem die mexikanische Flagge wehte, die schmale Hafenmündung." San Francisco scheint in demselben Zustand geblieben zu seyn, wie Kapitän Vancouver es gelassen hat; eine Bemerkung, die von allen Niederlassungen auf dieser Küste gilt. Das interessante Gemählde von San Francisco, die Abenteuer einer Gesellschaft, die Monterey besuchte, der treulose Angriff auf einige unglückliche Indianer, welchen ein unwürdiger Priester herbeiführte, die Lieblingsunterhaltungen der Einwohner mit Bären- und Stiergefechten und alle die Jesus-Maria's, Sakramento's, Espiritu-Santo's, Madre's de Dios ꝛc., womit die Spanier die Karte von Californien ausgeschmückt haben, sparen wir für einen zweiten größern Artikel über Beechey's Werk auf, da wir für jetzt uns darauf beschränken müssen, eine kurze Skizze davon zu geben.

Von San-Francisco segelte die Blossom abermals nach den

Sandwichinseln, und von da nach Macao. Hier lief sie, ohne, wie es scheint, vorher Erlaubniß eingeholt zu haben, in den Hafen ein, wodurch die Repräsentanten des himmlischen Reichs sich so beleidigt fühlten, daß sich eine jener schwülstigen Kanzleistil-Korrespondenzen entspann, worin die Chinesen bekanntlich ihre Stärke besitzen. Sir William Frazer, der Vorstand der englischen Faktorei in Kanton, ertheilte zwar über die Sache Auskunft; indeß, da das Schiff sich nicht so bald wieder entfernte, als erwartet wurde, so richtete der Hoppo folgendes Schreiben an die Hongkaufleute: „Ich Wan, durch kaiserliche Bestallung Oberster über die ausländischen Zölle im Hafen von Kanton, Beamter des kaiserlichen Hauses, Offizier der Reuterei rc. rc., der auf drei Stufen erhoben, und dessen Name siebzehn Mal aufgezeichnet ward, thue Euch Hongkaufleuten kund und zu wissen. Der Wangniu von Macao hat mir am 18 des dritten Monats gemeldet, daß er von dem Lothse Tschinnong-Kwang die Anzeige bekommen, daß am 17 ein englischer Kreuzer, Namens Peit-sche, angekommen, und bei Tausae vor Anker gegangen ist. Als ihn der Lothse deßhald zur Rede stellte, versicherte ihn besagter Kapitän, er komme aus seinem Land, um in andern Gewässern zu kreuzen, und sey durch Windstürme hieher genöthigt worden; er wollte aber nur so lang bleiben, bis der Wind wieder gut würde, und dann fort. Es sind auf dem Schiff 120 Seemänner, 26 Kanonen, 60 Musketen, 60 Schwerter, 700 Catty's Pulver und 700 Kugeln. Diese Kunde habe ich sofort vor die höhere Behörde gelangen lassen. Da nun mir dem Hoppo der Fall vorliegt, so nahm ich ihn in Ueberlegung und, in Betracht, daß das Fahrzeug kein Handelsschiff ist, noch Kaufleute an Bord hat, fand ich nicht dienlich, daß man ihm erlaube, sich solcher Vorwände zu bedienen, um daselbst zu ankern, und Unordnung zu stiften. Ich gebiete somit dasselbe soll aus dem Hafen getrieben werden, und Ihr sollt diesen Fremden bedeuten, daß sie gehorsamen, und sich schleunigst wegbegeben. Laßt also keine glatten Ausreden gebrauchen, um zu zögern, und Unordnung zu stiften, die sie in ein Verbrechen verwickeln würde. Den Tag ihrer Abreise soll man mir berichten. Eilt! Eilt. Ein ausdrücklicher Befehl.“ Die Hongkaufleute übersandten das Schreiben des Hoppo an die britische Faktorei, mit der Bitte, den Inhalt dem Kapitän des Kreuzers einzuschärfen. Da es ohnehin nicht in Beechey's Plan lag, sich lange in Macao aufzuhalten, so ermangelte er nicht, der Aufforderung sogleich Folge zu leisten.

(Schluß folgt.)

Fragmente aus dem polnischen Freiheitskampfe.

Die Allgemeine Zeitung hat jüngst (Nr. 96) der Proklamation eines Generals Jermolow erwähnt, die von warschauer Blättern unter dem Beisatze mitgetheilt wurde, daß dieselbe bei einem gefallenen russischen Offizier, der den St. Andreasorden trug, gefunden worden sey. „Diese Proklamation,“ setzen die polnischen Zeitungen hinzu, „trägt ein ächt russisches Gepräge, und läßt an vielen Merkmalen erkennen, daß sie nicht aus einer polnischen Feder floß.“ Vor der Hand läßt sich wohl nicht schlechtweg behaupten, daß die ganze Sache eine Erdichtung ist; was aber auch wahr oder falsch an dieser Urkunde seyn mag: immerhin geht daraus eine Ansicht von der Lage der innern Verhältnisse Rußlands hervor, und Gebrechen werden darin zur Sprache gebracht, die, wenn sie auch zur Verfertigung einer Proklamation unter erdichteten Namen dienen mußten, deßhalb dennoch wirkliche Thatsachen seyn können. Was den angeblichen Verfasser dieses Ausschreibens anbelangt, so hörte man zur Zeit des russisch-türkischen Krieges von einem General Jermolow, der in die Ungnade des Kaisers fiel und sein Kommando verlor. Da übrigens die öffentliche Aufmerksamkeit bereits auf dieses Aktenstück gelenkt wurde, so möchte doch Einer oder der Andere unserer Leser desselben ansichtig zu werden wünschen, und wir theilen es hier mit geringen Abkürzungen mit.

„Tapfere Söhne Rußlands! Ein siebenzigjähriger Greis, der vier Regierungen erlebt hat und unsere Nation genau kennt, spricht zu Euch aus einem für das Wohl des Vaterlandes entbrannten Herzen; vom Sturme des Despotismus umhergetrieben, will er noch an der Neige seines Lebens volksthümliche Freiheit in Eure Seelen hauchen, und sterben als Freier.

„Rußland, die Königin des mitternächtlichen Europa's, kann, nachdem sie die Freiheit der Völker gerettet, ihre eigene nicht erringen. Russen, warum seufzt Ihr — warum mangelt Euch der belebende Muth? Sklaven seyd Ihr — Euer Czar ist ein Despot — Ihr bebet vor dem Angesichte der Eigenmacht, und an Freiheit denken nennt Ihr einen Frevel! Ihr, so tapfer dem Feinde gegenüber, so schrecklich den Mächten der Welt, Ihr seyd Knechte des Vorurtheiles und der Despotie!

„Russen! die Augen aller Nationen sind auf Euch gerichtet; der unerschütterliche Muth und die kräftige Faust des russischen Kriegers sind weltbekannt. Jeder kennt die einfachen Sitten des russischen Landmannes und das erhabene Gemüth des Bürgers. Allein was nutzen diese Naturgaben da, wo der Despotismus unter dem Namen einer gesetzlichen Macht herrscht; wo der Stolz, seine Stirn verwegen emporhebend, den Nächsten mit dem Fuße der Verachtung tritt, und mit weithingedehnten Flügeln das Aufstreben des Glückes und der Freiheit niederdrückt? Was hemmt Euern Anlauf zur Erlangung volksthümlichen Glückes und der unschätzbaren goldenen Freiheit? Vielleicht das Vorurtheil, daß Eure Väter auch als Sklaven lebten und starben? Und doch hat die Aufklärung, die den Nebel der Knechtschaft zerrissen, eine solche Stufe erreicht, daß der ärmste Russe den ganzen Werth und die Heiligkeit der Freiheit fühlt. Stillschweigend seufzt er nur deßhalb noch nach Freiheit, weil er ohne fremden Antrieb sich nicht zu handeln getraut.

„Es giebt kein Beispiel in der Geschichte, daß Derjenige, welcher kräftig und feurig nach Freiheit strebte, sie nicht auch erringen sollte. Gott selbst segnet jedes biedere Unternehmen. Blicket nur umher auf das Glück anderer Völker, Ihr, Opfer eines alten eisernen Despotismus! Blicket hin auf die Liebe Eures Volkes für seinen Monarchen, der Anfangs mit Sanftmuth und Barmherzigkeit regierte, später aber, vom Stolze geblendet und von gemeinen Ohrenbläsern irre geleitet, auf eine schreckliche Weise Eure gefaßten Hoffnungen täuschte. Sehet die Früchte seiner Gunst und seiner Gerechtigkeit, welche er bloß um eigenmächtig zu herrschen, den unüberwiesenen und ohne Richterspruch verurtheilten Opfern durch eine bis jetzt in Rußland beispiellose Art von Strafe widerfahren ließ. Blicket hin auf die jetzigen Nationaltrophäen, mit welchen unsere Brüder aus der Türkei zurückgekommen sind! Zurückgekommen, jedoch nicht alle. Wo sind ihre Waffengenossen, wo sind unsere Väter, Brüder, Söhne? Sie sind dort, dort jenseits des Balkans. In der türkischen Erde ruhen ihre Gebeine. O könnte der tiefgerührte Russe in seinem Schmerze wenigstens ausrufen: „sie starben für uns; sie fielen für das Wohl des Vaterlandes!“ Doch nein! diese unserm Herzen so theuern Opfer wurden dem Stolze und der Wildheit zweier Despoten hingeschlachtet.

„Seht die Rache Gottes, aufgeweckt durch die unserer glorreichen Kirche seit der Zeit des Czars Alexis Fedorowitz immer mehr drohenden Streiche! Russen, Ihr habt zu befürchten, daß jede Minute Euch größeres Unglück bringe — der Handel ohne Hülfe und Stütze von der Regierung — die Kaufleute von Lasten gedrückt, die Bauern, durch Abgaben vernichtet, kaufen ihre Seelen los, als wenn sie sie von der Hand des Czars empfangen hätten. Die alten russischen Bürger leben in Schande und Verachtung, während Ankömmlinge die ersten Stellen im Lande einnehmen und die russischen Unterthanen plündern; denn es sind nicht unsere Brüder. Und wo ist der kriegerische Geist? Wo sind die alten Helden Rußlands? Wo sind die Dolgorukis, die Pozarskis, die Minins, welche sich einst im Namen Gottes, der Nation und des Czars bewaffneten? Sie unterlagen alle; und uns wählt man zu schändlichen Werkzeugen des Despotismus. Wehe uns, wehe! Wir haben allzu blindlings gehorcht.

„Russen, wir beklagen uns vergebens; nutzlos vergießen wir alle bittere Thränen. Geziemen solche Waffen den tapfern Söhnen Rußlands? Mit dem Schwerte in der Hand eilt hin in die Hauptstadt und in's Schlachtfeld, von Mitternacht bis zu Mittag, um Euch National-Freiheit zu erkämpfen! Wer vermag Eurer Tapferkeit zu widerstehen? Die Götzen des Despotismus werden vor der volksthümlichen Freiheit niederstürzen; doch eröffnet die Bücher des göttlichen Testaments; der Czar bleibe unser Vater; wir aber sind alsdann keine Waisen mehr, nicht fremd auf unserer eigenen Erde; so wie die Engländer, wie die Franzosen, wie die Griechen unsere Brüder, in Christo, werden auch wir frei und durch ewigen Ruhm unsterblich seyn.

„So schreitet nun hin auf das Feld der Freiheit, ihr Kinder der Wolga und anderer Ströme. Die Zeit ist da, wo wir handeln müssen. Wer wird es wagen, den würdigen Söhnen Rußlands Hindernisse in den Weg zu legen? Weniger berühmte und weniger zahlreiche Nationen sind aufgestanden, nicht achtend der sie umringenden Mächte, die auf ihre Vertilgung gierig lauerten. Die Zerstreuten verbanden sich, und die mit eigener und fremder Wehre Bewaffneten eilten auf die Stimme des Vaterlandes ihre National-Rechte und Freiheiten zu vertheidigen.

„Die Stunde hat geschlagen! Gott, in dessen Hand das Loos der Könige und der Nationen liegt, wird auch uns segnen. Ihr habt zwar Treue geschworen; doch auch der Czar schwor, daß er Euer Vater seyn werde. Er hat zuerst den Eid gebrochen, und wir sind davon entbunden. Dennoch aber ehrt unsern Kaiser als den Gesalbten Gottes, als die höchste Macht. Nur müßt Ihr die Staatsform ändern, eine Konstitution verlangen. Russen, denen das Glück Eurer Familien und ihrer Nachkommen am Herzen liegt, benutzt den gegenwärtigen Augenblick, eilt an die Ufer der Wolga; dort wehen schon die Fahnen russischer Freiheit. Dort haben wir schon das Werk begonnen. Die Bürger mit den Soldaten vereinigt schwuren, als sie Waffen anlegten, im Angesichte der Wele Tod oder Freiheit. Wem die Entfernung nicht erlaubt, sich mit uns zu verbünden, der möge dort, wo meine Stimme ihn erreicht, die im tiefen Schlafe versenkte Seele erwecken, und mit den Waffen in der Hand sich Freiheit und Verfassung erkämpfen! Krieger, das Vaterland streckt nach Euch die Arme aus! Von Euch erwartet es seine Befreiung! Gebet nicht zu, daß es ferner ein Spiel der wilden Laune des Despotismus bleibe!

„Sollte aber der Despot unser Unternehmen durch seine Günstlinge hemmen wollen, und vergessen, daß er unser und nicht ihr Monarch, daß er Vater der vielzähligen Familie der Russen ist; alsdann möge sich zeigen, daß der Selbstherrscher nicht länger Rußland zu unterdrücken vermag — daß die Russen Freiheit fordern — daß sie frei seyn können und werden!

Samarad, den 29 Januar 1831.

Jermolow.

Briefe aus dem Schreibtisch der Herzogin von Angoulême.

V.

Die Herzogin von Goutaut an den Marschall —

Le 2 Septembre.

Je veux vous parler, Monsieur, d'une chose qui me donne beaucoup d'inquiétude pour la sureté de Monseigneur le Duc de Bordeaux et Mademoiselle. Il y a une vieille consigne qui dit que les armes seront chargés pour le service de Bugatolle. Cette coutume m'a toujours paru dangereuse par le raprochement des petits princes, qui étant très souvent avec les soldats, peuvent se trouver exposés par le maniment continuel des armes que leurs promenades nécessitent. Ne pensez vous pas, que chaque soldat étant muni de cartouches, ce service pourait se faire comme celui de St. Cloud, et même des Tuileries. Il est déjà arrivé à Bugatolle de graves accidens, et un jour, il y a deux ans, notre precieux Prince a couru un danger reel par le négligence d'un soldat qui a laissé tomber son fusil. La balle a dû passer bien près de lui, étant tout à fait dans la direction où il s'était placé pour jouer. Réfléchissez à ceci, je vous en conjure, mon cher général, et adoptons le parti le plus sage. Du reste il est connu de tout le monde que les armes sont chargés, et l'ennemi (s'il en reste) peut ignorer que cette précaution de guerre ait cessé.

Voulez-vous bien causer de ceci avec Monsieur le Maréchal, et le prier de ma part de peser dans ce sujet lequel est le moindre des maux. A présent que je vous ai parlé de ce qui m'occupe depuis long-tems, décidez sur le parti le plus prudent, et recevez l'assurance de mes sentimens sincères.

La Duchesse de Gontaut.

VI.

Die Prinzessin Auguste von England an die Herzogin von Angoulême.

Kew, 8 Décembre 1816.

Madame ma Soeur et Cousine — C'est dans les momens de la plus profonde douleur qu'on apprécie encore plus les marques d'amitie et de commisération — c'est donc avec la plus vive reconnaissance que j'ai reçu la lettre de Votre Altesse Royale si tendre et si consolante pour un coeur navré. Il n'est que trop vrai, ma très chère Princesse, que nous venons de faire une perte irreparable, mais cette mère chérie vivra toujours dans nos coeurs. Ses souffrances ont été des plus sévères; pourtant sa patience et sa résignation devint une bénédiction pour elle même, un exemple pour mes frères, mes soeurs et pour moi, et pour tous ceux qui l'entouraient.

Elle vous estimait, chère Princesse, et ne l'aurait pas fait, si vous n'en étiez digne. Ni le rang ni la grandeur ne peuvent céder à ses excellens principes: car elle agissait veritablement selon les bons conseils qu'elle donnait, et c'était ses principes qui rendaient son caractere encore plus grand comme bonne épouse, bonne mère et amie affectionnée; ce qui la faisait considerer beaucoup plus que comme Reine. En un mot elle était soumise à la volonté de son Dieu, et elle aimait son prochain.

J'ose prier votre Altesse Royale de présenter mes respects à Sa Majesté Votre oncle, et de lui offrir mes remercimens pour son message si gracieux; je suis pénétrée de ses bontés à cette occasion, ainsi que ma soeur Marie. Elle doit retourner avec moi à Windsor ce soir, et ce sera un moment très pénible pour nous, quand nous y retournerons, et aussi quand nous revenons. Notre chère Sophie après une si longue séparation nous consolera beaucoup. Mon frère aîné n'a pas voulu nous permettre de quitter Kew jusqu'à ce que la triste cérémonie d'hier au soir était finie. Il y a assisté avec Fréderic et Auguste, et vous pouvez penser combien ce moment pénible doit avoir eu sur eux; car ils étaient tous très attachés à leur venerable mère. Ayez la bonté de me rappeler au souvenir de Monsieur le Duc Votre époux et de Monsieur le Duc de Beri, et croyez moi pour toujours, Madame ma Soeur et Cousine,

Votre fidèle amie et cousine

Augusta.

Vermischte Nachrichten.

In Moskau wurden (nach der russisch-akademischen Zeitung) im Jahre 1830 geboren: 4367 männlichen und 4565 weiblichen Geschlechts — im Ganzen also 8,934; getraut wurden 888 Paare; gestorben sind 5303 männlichen und 4926 weiblichen Geschlechtes; im Ganzen 10,229. Von diesen hatten 13 das neunzigste, 2 das zwei und neunzigste, 2 das vier und neunzigste, 6 das fünf und neunzigste, 1 das sechs und neunzigste, 1 das neun und neunzigste und 1 das hunderte Jahr erreicht. Die größte Sterblichkeit fällt auf die Säuglinge unter einem Jahre, deren 1515 starben.

Die schlechte Bauart der russischen Bauernhäuser und die vielleicht eben so schlechten Löschanstalten machen dort eine Feuersbrunst nicht selten zu dem schauderhaftesten Ereignisse. So brach in der Nacht vom 1 auf den 2 Februar in dem serpfanschen Kreise im Pfarrdorf Chowanschtschon, der Fürstin Golizyn gehörig, eine Feuersbrunst aus, und zwar zuerst in dem Hause des Bauers Dementy Filipow, welcher mit seiner ganzen Familie, Mutter, Schwester, Frau, vier unmündigen Töchtern, einem Neffen nebst dessen Frau und Sohne, in Allem eilf Personen, ein Opfer der Flamme wurde. Außer diesem Hause brannten noch drei andere ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 105. 15 April 1831.

Die Volksstimmung in Polen vor der Revolution.

Einer der unheilvollsten Irrthümer, dem man sich von einigen Seiten so gerne hingiebt, ist unstreitig die verkehrte Ansicht, daß alle Volksbewegungen der neuern Zeit von einer im Finstern schleichenden Partei Anstoß, Leitung und Fortgang erhalten. Die Feinde der Freiheit thun sich unendlich viel zu gut auf diese vermeintliche Entdeckung, und wissen sie aller Orten, scheinbar zum Nachtheil der Freiheit, in der That aber zu ihrem eigenen und Anderer Verderben, die ihren daraus abgeleiteten Rathschlägen folgen, geltend zu machen. Einige von Ehrgeiz, Gewinnsucht oder Bosheit verschrobene Köpfe müssen Alles eingeleitet und ausgeführt haben; diese allein hetzen die Völker gegen ihre Fürsten auf, verleiten sie zur Verachtung alt angestammter Satzungen, zu Ungehorsam gegen die gute alte Ordnung, zum Haß gegen Thron und Altar, zu Gewaltthat und Empörung. Ihre Lehren allein sind es, die die Welt in Unfrieden und blutige Zwietracht stürzen. Dieser kurzsichtige Irrwahn, der aus hartnäckigem Vorurtheil oder bösem Willen die Augen gegen die mit Flammenzügen geschriebenen Mahnungen der Geschichte verschließt, hat den Thron der Bourbonen gestürzt, und zum zweiten Mal eine mit unheilbarer Verblendung geschlagene Dynastie aus Frankreich verstoßen. Dieser Wahn droht mit gleicher Gefahr allen Fürsten, die darauf beharren, an ihn zu glauben. Wer es treu und redlich mit dem Throne meint, kann nicht eifrig genug gegen dieses Vorurtheil ankämpfen, dem die Jahrhundert lange Kinderschwäche der Völker einen Anstrich von Wahrheit und geschichtlicher Rechtfertigung zu geben scheint. Leicht finden daher die Einflüsterungen Derer Gehör, die die gewaltige Bewegung, welche von einem Ende der Welt bis zum andern geht, als das Werk einzelner Menschen schildern. Leicht verleiten sie zu den verkehrtesten Schritten, indem sie wie Tarquinius rathen, man brauche bloß die hervorragenden Köpfe abzuschlagen und Alles sey gethan, Alles kehre in sein altes Geleis zurück; als wenn diese Bewegung sich nicht aus dem innersten Wesen des Völkerorganismus hervordrängte, wie der Trieb des Wachsthums in jedem organischen Körper, als wenn jene verschrieenen unruhigen Köpfe nicht selbst das Ergebniß ihrer Zeit und ihres Volkes, gleichsam die zum Bewußtseyn gelangten Gedanken der großen geistigen Massengährung wären. Um diese geschichtliche Erscheinung zu erklären, nehmen jene Schwachköpfe zu derselben Thorheit ihre Zuflucht, wie Diejenigen, welche die Wunder der Bibel handgreiflich aus natürlichen Ursachen abzuleiten suchen, wozu sie einen Aufwand von Mitteln geltend machen müssen, der ein grösseres Wunder wäre, als das größte Wunderwerk. Wahrlich, wenn ein Paar oder tausend Paare überspannter oder schlechter Menschen im Stande wären, bei einem Volke Alles in Verachtung zu bringen, woran es seit Jahrhunderten mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe gehangen hat; wenn sie es überreden könnten, Hab' und Gut, Leib und Leben in die Schanze zu schlagen, um irgend einem Phantom nachzujagen, das nur in den verrückten Köpfen sogenannter Freiheitsmänner spuckte; wenn sie vermöchten dieß Alles auszurichten durch einige Schriften und Predigten — wahrlich, dann sollten die Fürsten Nichts so eilig thun, als sich unbedingt in die Arme dieser wunderthätigen Männer zu werfen; denn diese haben dann gewiß auch „aus Häckerling Gold schon gemacht.“

Drei Tage nur braucht die tapfere Bevölkerung von Paris, den Thron der Legitimität zu zertrümmern, und ganz Frankreich erhebt sich, die große Woche als das glorreichste Ereigniß seiner Geschichte zu begrüßen. Kein Wunder, sagt man, das Komité Direkteur hat es so veranstaltet. Wer im Leben der Völker an keine andern als mechanische Triebfedern glaubt, für den muß man freilich die wunderbare Allgewalt des Komité Direkteur bestehen lassen. Doch ist es nicht noch wunderbarer, daß eben diese allgewaltige Macht, die durch ihre unsichtbaren Zündfäden die Gemüther der Massen so mit einem Schlage entzünden konnte, im gegenwärtigen Augenblick nicht auf die Seite zu drängen vermag einige Dutzend feiger Intrikanten und schwacher Stubengelehrten, die, von ihrem Schreibtische weg in den Strom der Bewegung geschleudert, ängstlich schwindeln und der Revolution des Julius ihr sta sol zurufen! Aber der Stoß der Bewegung pflanzte sich bis in den hohen Norden fort. Polen erhob sich, für das abscheulichste Verbrechen, das in der neuern Zeit an einem Volke begangen wurde, Rechenschaft zu fordern. Warschau hat kaum das Zeichen gegeben, so entbrennt das ganze Volk von einem namenlosen Eifer, das verhaßte Joch einer despotischen Fremdherrschaft zu zerbrechen. Ungeheure Opfer werden gebracht, die Nationalversammlung erklärt die Revolution als die Sache des Vaterlandes, der auf den Feldern von Grochow die Bluttaufe des erhabensten Heldenmuthes ertheilt wird. Und doch reden die russischen Manifeste von einer tollkühnen Schaar unruhiger Köpfe, die es gewagt, gegen die väterliche Herrschaft des Kaisers sich aufzulehnen, und Wenig fehlte, so schrieb man eine Folge der großartigsten

Ereignisse, wie sie je in den Blättern der Geschichte aufgezeichnet wurde, gleich dem Herzoge von Modena, den bösen Umtrieben der Juden zu.

Es ist in unsrer Zeit von der höchsten Wichtigkeit, sich nicht über den Anstoß der Bewegung zu täuschen. Nur die mathematische Gewißheit von der Tiefe, Geschwindigkeit und Masse des Stromes kann die richtigen Mittel an die Hand geben, seinen verheerenden Ueberschwemmungen vorzubeugen. Es wird nicht ohne Nutzen seyn, hier die Ursachen näher zu betrachten, welche die polnische Revolution zu einer wahrhaft nationalen machten und ihr daher auch einen günstigen Erfolg verheißen. Um die Kraft würdigen zu können, die dieses große Ereigniß hervorgebracht hat, wird es genügen, die Stimmung des polnischen Volkes vor der Revolution etwas genauer kennen zu lernen. Man wird dann finden, daß alle Stände der polnischen Bevölkerung, auf gleiche Weise in ihren theuersten Interessen verletzt, in ihren Wünschen und Hoffnungen getäuscht, von einem und demselben Drucke einer jeden geistigen Aufschwung lähmenden Regierung niedergehalten — den Haß gegen ihre Unterdrücker und die Sehnsucht nach Befreiung gemeinsam hatten. Es wird dann einleuchten, daß es keiner revolutionären Propaganda bedurfte, um ein Volk, wie das polnische, für Freiheit und Unabhängigkeit mit der heldenmüthigsten Begeisterung zu entflammen; so wie auf der andern Seite daraus zur Genüge die Grundlosigkeit der Ansicht hervorgehn wird, daß die Sache der Polen nur von einem Theile der Nation mit wahrhaftem Enthusiasmus unterstützt werde.

Man kann füglich acht Klassen der Bevölkerung Polens annehmen: 1) den reichen Adel; 2) Edelleute die nur ein Dorf besitzen; 3) Edelleute, die Nichts als einige Morgen Feldes ihr Eigenthum nennen; 4) die Manufakturisten und Kaufleute; 5) die Beamten und die Geistlichkeit; 6) die Soldaten jeden Ranges; 7) die Bürger und Handwerker; 8) das ackerbautreibende Volk.

Was die erste Klasse der Bevölkerung betrifft, so hat der reiche Adel sonst eine so wichtige Rolle in Polen gespielt, daß man im Auslande sich gerne der Meinung hingiebt, er behaupte bis jetzt noch einen wichtigen Einfluß und sey der Hauptanstifter der gegenwärtigen Revolution. Beide Ansichten sind irrig. Dieser Adel, der übrigens längst schon seine alten Vorrechte eingebüßt hat, besitzt allerdings noch großes Grundeigenthum; allein er weiß sehr gut, daß unter einer despotischen Regierung dieses Eigenthum nur so lange gesichert ist, als es dem Alleinherrscher nicht beliebt, es ihm zu entreißen; daß es keinen eifersüchtigeren Nivelleur giebt, als den Despotismus, und daß die hohe Aristokratie nur von diesem jederzeit das Schlimmste zu fürchten hatte. Noch mehr, er weiß daß in einer wahrhaft konstitutionellen Monarchie Reichthum von Erziehung begleitet ist, daß Erziehung Verdienste giebt, und daß durch diese allein die Aristokratie die hohe politische Stellung einnehmen kann, die ihr in einem Staate, wo vor dem Gesetze alle Bürger gleich sind, gebührt.

Die unumschränkte Gewaltherrschaft des Cesarewitsch achtete keine Klasse der Bevölkerung. Der reiche Adel erfuhr nur allzuoft, daß gerade ihn der Cesarewitsch sich aussuchte, um die Polen fühlen zu lassen, daß sie vor seinen Augen Nichts als Staub seyen. Es läßt sich leicht denken, daß die ersten Familien des Landes, im gleichen Gefühl mit der übrigen polnischen Nation, als die Erben großer geschichtlichen Namen nur noch entschiedener sich von der russischen Regierung abwendeten; noch wahrscheinlicher aber ist es, daß der hohe Adel, völlig herabgewürdigt zu einer politischen Nullität, aus seiner Erniedrigung mit Freuden der Wiedergeburt des Reiches entgegensah, in welchem er die bedeutsame Stellung wieder zu erlangen hoffen durfte, von der er unter der russischen Herrschaft für immer ausgeschlossen blieb.

(Schluß folgt.)

Beechey's Entdeckungsreise.

(Schluß.)

Der nächste Punkt der Expedition waren die Lutschuinseln (sonst Likeo, oder besser Lieu chieu), und die Blossom langte, bewillkommt von den Eingebornen, in der berühmten Bai von Napakiang an. Dieselbe geschäftige Neugierde in Bezug auf Alles, was das Schiff betraf, dieselbe Artigkeit in den Manieren; aber auch derselbe Widerwillen den Seefahrern das Innere des Landes zu zeigen, und dieselbe Zurückgezogenheit des weiblichen Theils der Bevölkerung, wie aus früheren Reisebeschreibungen bekannt ist. Die Lutschuinsulaner sind ein höchst eigenthümliches und verständiges Volk. Aus der sanft freundlichen Art des Benehmens der Vornehmen gegen ihre Untergebenen schloß Beechey, die härteste Strafe für ein Verbrechen sey etwa ein gelinder Schlag mit dem Fächer. Ein Beamter mit einem Bambusrohr, der die Ordnung zu handhaben sich auf dem Schiff befand, überzeugte ihn bald vom Gegentheil. Auch hatte Beechey ein Buch über die in China üblichen Strafen, deren abgefeimte Grausamkeit sich in mancherlei Gestalten zu erkennen giebt, mitgebracht, das er ihnen wies, indem er sie fragte, ob sie dieselbe Justiz auch im Gebrauch hätten. Hinrichtung durch Strangulation am Kreuz, oft in Verbindung mit der unmenschlichsten Tortur, Belastung des Körpers mit eisernen Ketten, Einschließung des Halses in eine schwere hölzerne Form, oder Einsperrung einer Person in einem Gehäuse, so daß nur der Kopf herausguckt, welcher geschoren und der brennenden Sonne ausgesetzt wird, gestanden Sie unter Anderem zu. Ja es sollen noch qualvollere Martern bei ihnen vorkommen, so daß man Jemand Hände und Füße bindet, und ungelöschten Kalk in die Augen träufelt, oder daß man Einem die Gelenke der Finger und die Zehen an den Füßen mit Scheren abschneidet ꝛc. Eben so wenig scheint es mit ihrer vorgeblichen Abneigung gegen den Besitz von gemünztem Geld seine Richtigkeit zu haben. Wie die Chinesen sind die Lutschuinsulaner sehr auf ihr Alterthum erpicht, und ihr erster König hätte vor nicht weniger als 18,146 Jahren gelebt. Bürgerkrieg und Invasionen haben ihren Wohlstand sehr beeinträchtigt, ihre Städte wurden geplündert, ihre Paläste zerstört, und die Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt. In der Mitte gelegen zwischen China und Japan, wurden sie immer in die Kämpfe dieser Reiche hineingezogen, bald durch Eroberungsheere heimgesucht, bald mit der Rolle der Vermittlung beehrt. Wenn Bildung und Gesinnung sie den Chinesen nähern, so bewirken Furcht und Bedürfniß, daß sie sich wieder an das benachbarte Japan anschließen; daß sie, um Eifersucht zu vermeiden, an beiden Tribut bezahlen müssen. Ihr Betragen gegen Fremde war stets artig und gastlich; aber sie lieben diese Besuche nicht, und so sehr ihnen mit europäischen Waaren, namentlich Tüchern, Strümpfen, Messerschmidarbeiten, geholfen ist, so werden sie doch nie einen unmittel-

baren Verkehr wünschen. Durch die chinesischen Kaufleute in Kanton aber ließe sich leicht ein Handel mit ihnen eröffnen.

Beechey hatte jetzt noch seinen vorjährigen Versuch in der Behringsstraße zu wiederholen. Er nahm im Vorbeigehen die wegen ihrer vulkanischen Beschaffenheit merkwürdigen Erzbischofinseln (islas del Arzobispo) in Augenschein, bestimmte die Lage einiger kleinern Eilande und segelte sodann nach der Awatska Bai, an welcher die kleine Stadt Petropaulski sich erhebt. Es wurden damals mehrere Gebäude für Verbannte aufgeführt, die man aus Petersburg erwartete. In der Behringsstraße angelangt ließ Beechey, wie das vorige Mal, die Barke ausrüsten, um in der Richtung, in welcher Franklin's Expedition daher kommen mußte, die Küste zu durchforschen. Allein die Witterung zeigte sich diesen Sommer bei Weitem weniger günstig; unaufhörlich bliesen ungestüme Westwinde und das Eis an dem amerikanischen Gestade erstreckte sich viel tiefer gegen Süden hinab. Auf der Höhe von Hotham-Einfahrt gerieth die Blossom auf eine Bank und wäre beinahe gestrandet. Da gerade etwas ruhigeres Wetter eintrat, so machte sie sich glücklich wieder los. Endlich war der Zeitpunkt da, wo die Barke zurück seyn sollte, und Beechey fuhr deßwegen nach Chamisso Eiland. Mehrere Tage verstrichen, ihre Lebensmittel mußten fast zu Ende seyn, und noch immer erschien sie nicht; endlich entdeckte man mit den Teleskopen auf der Südspitze der Halbinsel Choris eine Flagge, und bald darauf zwei Männer, die ein weißes Tuch bewegten. Anfangs dachte man an die längst ersehnte Landexpedition, aber bei näherer Beobachtung zeigte sich, daß es die von der Barke waren. Man schickte sogleich die Boote mit Lebensmitteln und wollenen Tüchern versehen ihnen zu Hülfe; denn da man nur einen Theil der Mannschaft wahrnahm, so konnte man kaum daran zweifeln, daß ihnen ein Unfall zugestoßen, und daß vielleicht die Andern unter dem kleinen neben der Flagge errichteten Schutzdach krank lägen. Die Barke war in Kotzebue's Sund zu Grund gegangen, und drei von der Mannschaft mit umgekommen. Die Lage der Schiffbrüchigen wurde aber dadurch um so schwieriger, als es ihrem Befehlshaber, Hrn. Belcher, nicht gelang, ein gutes Vernehmen mit den Eingebornen einzuleiten. Mit dem Anfang des Oktobers stellte sich der Winter ein, und es schneyte stark. Bereits am 4 hatte der Schnee das Land weiß bedeckt, und die Seen das Eis; das Thermometer sank in der Nacht auf 25°, und noch am Mittag des folgenden stand es auf 24°. Da jede Hoffnung auf einen endlichen Erfolg der Expedition verschwunden, so entschloß sich Beechey zur Rückkehr.

So wäre also ein Theil des amerikanischen Festlandes noch immer unumschifft, der indeß in Bezug auf die westliche Durchfahrt von keiner Bedeutung ist; wird Kapitän Roß mit seinem Dampfboot Victoria, nun das Problem lösen? Ist er bereits durch die Eiswildnisse in die Behringsstraße gedrungen? Oder müssen wir seinen Namen auf die Liste jener unglücklichen Seefahrer setzen, auf welcher Hudson oben ansteht?

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Reisen auf dem Schauplatze des letzten griechisch-russisch-türkischen Kriegs in Europa und Asien.

Man hat häufig sich verwundert, daß Feldmarschall Diebitsch, nachdem er den Balkan überschritten und in Adrianopel eingezogen, seinen Siegeslauf hemmte und auf den Ruhm verzichtete, über der Sophienkirche das Kreuz aufzupflanzen. Manche wollten hierin eine edle Selbstbezähmung, einen Akt russischer Großmuth erkennen. Daß wir gegen diese freigebigen Voraussetzungen etwas mißtrauisch sind, wird uns Niemand verargen, der Etwas von der Geschichte der russischen Politik weiß. Oder gäbe es überhaupt in der Politik Großmuth? Die Ursache dieses unbegreiflichen Stillstandes dürfte also wohl anderswo zu suchen seyn. Major Keppel macht auf einige Umstände aufmerksam, welche, wie uns scheint, so ziemlich das Benehmen der Russen erklären. Bekannt ist, daß die russischen Heere nie wirklich so zahlreich sind, als der moskowitische Stolz die Welt glauben machen will; wenn man nun auch annimmt, daß der Feldzug von 1828 mit mehr als 100,000 Mann eröffnet wurde, so führte derselbe so ungeheuere Einbußen mit sich, daß die Truppen trotz den Verstärkungen, die sie einstweilen bekommen hatten, am Anfang des folgenden Feldzugs aller Wahrscheinlichkeit nach unter jener Zahl waren. Die Verstärkungen aber, die ihnen im Laufe dieses Feldzuges zugeschickt wurden, reichten wohl kaum hin, die Lücken auszufüllen, welche Hunger und Krankheiten in ihren Reihen anrichteten. „Den Verlust, welchen die Russen im Feldzug von 1829 durch Seuchen allein erlitten," sagt unser Gewährsmann, „kann man unbedenklich zu 80 bis 90,000 Mann anschlagen; 70,000 gestehen die russischen Offiziere selbst ein. In Warna wies die Lazarethliste zwischen dem 1 Januar und dem 17 November 12,666 Todesfälle aus; eine Pest, etwas verschieden von der gewöhnlich sogenannten orientalischen, aber immerhin eine Pest, wüthete daselbst; zwölf Generaloffiziere, davon sieben innerhalb drei Wochen, fielen ihr zum Opfer." Daß die Armee, als sie jenseits des Balkan anlangte, bereits bedeutend geschwächt war, läßt sich daher kaum bezweifeln. Nothwendig mußte dieser Umstand das kriegerische Feuer Sabalkanski's ein Wenig mildern. Dazu kam noch, daß der Großwessir in Schumla, und die Pascha's von Servien und Scutari mit ansehnlichen Truppenkorps Rücken und Flanken des vordringenden Heeres bedrohten, daß eine englische Flotte im Archipel sich befand, welche nöthigen Falls die Hauptstadt zu beschützen in die Dardanellen einlaufen konnte — um von den diplomatischen Manövers, welche die Botschafter der großen Mächte anwendeten, gar Nichts zu sagen. Kurz den Russen schien es gerathen, dieß Mal Konstantinopel nicht zu erobern, und Diebitsch's Zug über den Balkan war eben so eine Art „Rekognoscirung" wie bei Grochow! Wir hoffen, daß er so wenig Warschau als Sieger betreten solle, als er Konstantinopel betrat, oder als er vielleicht wieder über den Balkan kommt!

Daß es übrigens die Russen sehr gelüstet, das Wort wahr zu machen: es giebt keinen Balkan mehr, beweist ihr Betragen gegen die türkische Bevölkerung. Denn was sollte sonst vermögend gewesen seyn, sie so im Zaum zu halten, daß sie ihre sprüchwörtlich gewordenen Gewohnungen an Räuberei und Gewaltthat ablegten und in dem neuen Charakter ruhiger, ordnungsliebender und ehrbarer Truppen erschienen? „Die strengste Zucht," sagt der Major, „herrschte in der Armee. Zwischen Enos und Adrianopel, in der Nachbarschaft verschiedener Korps, waren die Ebenen voll Schaf- und Rinder-, hauptsächlich Büffelheerden; in den Dörfern neben den Bivouaks und selbst in denjenigen, durch welche die Truppen marschirten, standen die Hausthüren offen, und die Bewohner gingen ihren gewöhnlichen Geschäften nach. In Adrianopel angelangt, zeigten sie alle mögliche Achtung für Personen und Eigenthum; sie stellten Schildwachen vor die Moscheen; sie zahlten Alles baar; lagerten vor den Thoren der Stadt und selbst im November, ungeachtet der rauhen Witterung, wurde kein Bürger mit Einquartirung belästigt. Die wenigen türkischen Knaben, welche ihre Pflicht thaten, entwaffnete Diebitsch und sandte sie ihren lieben Müttern nach Haus." Major Keppel bemerkt zwar, daß diese Schilderung nicht auf alle Theile des Landes passe, welche auf seinem Weg lagen; er ist aber entschieden der Meinung, daß der Grund so vieler Mäßigung einzig und allein darin beruhe, daß man die Bevölkerung für die Verwirklichung künftiger Plane geneigt stimmen wollte. Viele Türken hatten nicht undeutlich die Russen als Befreier betrachtet, von denen sie die Herstellung der Janitscharen erwarteten, oder sich wohl auch dahin ausgesprochen, wenn sie einen Ungläubigen zum König bekommen müßten, so solle es wenigstens einer seyn, der ihr Leben und Eigenthum schone. Wer weiß, ob das russische Kabinet bei dem kürzlich ausgebrochenen Aufstand in Bosnien, Albanien und Mazedonien nicht die Hand im Spiel hat? Ist dieser Aufstand, wie es heißt, hauptsächlich wegen der Neuerungen des Sultans ausgebrochen, so zieht offenbar Rußland den

meisten Vortheil davon, wenn sie nicht zu Stande kommen! Sultan Mahmud scheint indeß sehr überschäzt worden zu seyn, wenn man da und dort schon einen Peter den Großen aus ihm machen wollte. Seine übertürkische Vorurtheilsfreiheit ist wenigstens nicht weit her, wenn die Anekdote wahr ist, welche der Verfasser erzählt. Das Papier, auf welchem man in der Türkei wichtige Urkunden schreibt, muß vergoldet und auf besondere Art bemalt seyn. Nun war unglücklicher Weise dieses kostbare Material nicht fertig, und um es zu fabriziren, brauchte man einige Zeit. Durch diesen Uebelstand verzögerte sich die Ausfertigung der Friedensurkunde um mehrere Tage; umsonst drang man in den Sultan, zu unterzeichnen; er wollte Nichts davon hören, ehe das Goldpapier da wäre, und wie der König von Spanien verbrannte, weil die geeignete Person nicht anwesend war, der es wäre obgelegen, ihm den Stuhl vom Feuer wegzurücken, so riskirte dieser erleuchtete König der Könige eher seine Hauptstadt zu verlieren, als daß er einen Buchstaben von seiner Goldpapieretikette fahren ließ!

Bulgarien zeigt uns der Verfasser von einer Seite, wie wir es nach älteren Reisenden zu sehen nicht gewohnt sind. Er versichert, daß er durch die Lage des dortigen Landvolkes überrascht worden; ihre Häuser fand er nett und reinlich nach Innen und Außen; die Leute selbst wohlgekleidet und die Weiber mit einem Puz, der von ihrem Wohlstand zeugt. „Die Bulgarier,“ sagt er, „sind ein schöner, gesund aussehender Menschenschlag; sie bauen ihre Felder, waiden ihre Heerden, ziehen Vieh zum Verkauf auf, bringen Butter, Käse und Geflügel auf den Markt, hauen Holz in den Wäldern und führen es nach den größeren Städten. In Adrianopel und Philippopel treiben Viele von ihnen Handwerke. Im Allgemeinen sind sie Eigenthümer des Bodens; einen Theil ihrer Gründe verwenden sie zu Blumengärten, zu Wein- und Getreidepflanzungen; den Rest zur Waide. Büffel, weiße und schwarze Schafe, Ziegen, Truthühner und anderes Geflügel trifft man aller Orten im Ueberfluß. Fast jeder Bauer hat seine Araba; ihre Häuser, die von Holz und Lehm sind, bauen sie selbst. Je zahlreicher eine Familie, desto besser ist sie daran; denn Arbeit giebt es genug. Thierische Nahrung scheinen sie nicht zu lieben; im Oktober wird in der Regel eine Kuh geschlachtet; allein Dieß geschieht mehr aus Luxus. Man ißt bei ihnen mitunter vortrefflich, und ich kann ein Gericht, Saschnk genannt, und einige Cababs von feinen Kräutern vorzüglich rühmen. Ihre Kost besteht aus Käse, gestandener Milch (yaurt), Eyern und einem Salat, wozu Gurken, spanischer Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch kommen. Während der Fasten leben sie fast einzig und allein von Bohnen und Oliven. Für gewöhnlich trinken sie bloß Wasser; doch verschmähen sie den Wein nicht; berauscht sieht man sie indessen nur selten, es sey denn an einem hohen Festtag, namentlich an dem ihres hohen Schuzpatrons Nikolas. Die Stoffe, in die sie sich kleiden, bereiten sie selbst — meist aus der Wolle ihrer schwarzen Schafe, welche ihre Weiber und Kinder spinnen und weben. Von diesem Tuch tragen sie eine Jacke, die über die Schenkel reicht, und von den Weibern mit schöner schwarzer Stickerei verziert ist; die Weste hat gleichfalls Stickereien. Zu ihrem übrigen Anzug gehören Hosen (patur), welche bis an die Kniee weit sind und von da zu den Knöcheln hinab knapp anliegen, Winters und Sommers wollene Socken, Schuhe von der Form der italienischen Sandalen, baumwollene Hemden, an Aermeln und Krägen mit verschiedenfarbigen wollenen Stickereien versehen, und eine cylinderförmige Müze von schwarzem Schafspelz. Die Tracht des schönen Geschlechts ist einfach aber malerisch; sie wechselt in den verschiedenen Bezirken des Balkans etwas; einige tragen eine cylinderförmige hanswurstartige Haube mit einem Halstuch darüber, das sie unter dem Kinn knüpfen; einen schwarzen Rock mit breitem, von drei verschiedengefärbten Tuchstücken besetztem Saum, einen breiten feingearbeiteten Gürtel, große Ringe an Ohren und Fingern, Schnüre mit Münzen in den Haaren, und gläserne zuweilen silberne Armbänder, gleich den Brazeletten von Lava in Neapel, an den Handgelenken.“ In Bezug auf den Charakter der Bulgarier berührt der Verfasser noch schließlich einige minder liebenswürdige Seiten, unter Andern, daß sie sehr ungastlich seyen (wozu wohl die türkische Brutalität das Ihrige beitragen mag), so wie daß unter den geringfügigsten Vorwänden eheliche Verbindungen unter ihnen wieder aufgelöst werden.

(Fortsezung folgt.)

Briefe aus dem Schreibtische der Herzogin von Angoulême.

VII.

Die Herzogin von Angoulême an die Kaiserin Mutter in Rußland.

Paris.

Madame ma Soeur at Cousine — Occupée de V. M. dans les momens surtout où son coeur maternel est en proie à la plus vive douleur, je veux si j'ose dire unir ma peine sincère à la sienne. Oui, Madame, vous avrs perdu un fils tendre adoré de sa famille et de ses états dont la nom passera glorieux à la postérité, dont la mémoire sera bénia par tous ceux qui l'ont connu. Mes regrets sont vifs et sincères, combien ne lui dois-je pas! Ah, Madame, c'est à la Russie que je dois toute ma félicité en ce monde. L'Empereur Alexandre a remis ma famille sur son tròno, et par sa magnanimité a fait le bonheur de ma patrie et assuré la paix. Que ne lui dois-je pas! Lui-même a été si bon, si aimable pour moi toutes les fois que j'ai eu l'avantage de le vair que sa perte m'est bien cruelie. Mais, Madame ma Soeur, pensez en apprenant ce malheur de V. M. combien mon coeur a dû souffrir, et si c'est une consolation pour elle, qu'elle veuilla se dire que le mien si accoutumé à toutes les douleurs partage la sienna bien vivement. Toute ma famille me charge d'offrir à V. M. tous leurs hommages, toutes leurs douleurs, elle a perdu dans l'Empereur Alexandre un appui, un ami fidèle. J'ose espérer et vous demande, Madame, d'offrir à son successeur tous mes hommages et le prier d'accorder à tous les miens la continuation des mêmes sentimens. N'ayant j'amais écrit à l'Impératrice Élisabèthe, je n'ose saisir cette occasion; mais combien je la plains, et V. M. serait-elle asses bonne pour lui faire exprimer tout ce que j'éprouve pour elle en cette triste circonstance. Je m'unis à tous les amis de V. M. à tous ceux qui lui sont attachés pour la conjurer de modérer sa douleur avec la resignation religieuse que je lui connais, et de ménager sa santé pour ses autres enfans. Si je suis importune dans un tel moment, elle me le pardonnera, mais je n'ai pu me refuser à lui offrir l'hommage de ma douleur, de la reconnaissance que j'ai de l'intérêt et del' amitié qu'elle a bien voulu toujours me témoigner, et des sentimens que je lui ai voués pour la vio, avec lesquels je suis avec respect,

Madame ma Soeur et Cousine, do votre M. I. la bien affectionnée Soeur comme Servante M. T.

VIII.

Antwort-Schreiben der Herzogin von Angoulême an den König von Preußen.

Paris 1825.

Mon. M. F. et C. — Je prio V. M. d'agréer les expressions de ma sensibilité pour l'aimablo lettre qu'elle a bien voulu m'écrire, en m'envoyont comme elle me l'avait promis, les gravures des régimens de son armée. Je suis touchée de cette marque de son souvenir. Le Dauphin me charge de lui en faire ses remercimens et de lui offrir ses hommages. Nous sommes penetrés l'un et l'autre de la manière pleine de grâce dont V. M., qui s'y connait si bien, veut bion s'exprimer sur sa campagne. Nous regarderons souvent les uniformes d'une armée à laquelle nous aurons un vif intérêt, ne pouvant oublier tout ce que nous devons à l'amitié et à la magnanimité de V. M.; et le Duc de Bordeaux, qui s'amuse beaucoup à regarder ces dessins militaires, et comprend déjà l'Allemand, apprendra un jour à connaitre (par nous) les obligations que sa famille a eu à V. M. Le Roi mon beau père touché des souvenirs de V. M. me charge de lui offrir tous ses complimens. Il est bien aise qu'elle ait été content de son séjour ici et désirerait ainsi que nous être assez heureux pour l'y revoir. Que V. M. me permette de lui exprimer la peine bien vive que j'éprouve de la mort de l'Empereur de Russie; et qu'elle me permette de l'assurer de ma vive reconnaissance pour toutes les bontés d'amitié qu'elle m'a toujours témoignées, particulièrement dans son dernier voyage. Je la prie de me continuer ses sentimens d'être persuadée du prix que j'y attache, et de tous ceux que je lui porte.

Je suis avec le plus profond respect et attachement.

De V. M.

la très affectionnée Soeur et Cousine, M. T.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 106. 16 April 1831.

Ireland.

(Fortsetzung.)

Durch die nämlichen Mittel, aber mit noch größerem Erfolge ward das englische Gebiet im Süden der Insel erweitert. Fitzgerald von Desmond, hier das Haupt der reichsten und mächtigsten Familie, stritt mit Lord Ormond über die Grenzen seiner Besitzungen, und ward, als er den schiedsrichterlichen Anspruch des Unterstatthalters Sydney verwarf, von diesem überrascht und gefangen genommen. Desmond bat nun die Königin um Gehör, und erhielt Erlaubniß, in London zu erscheinen; er wurde aber unmittelbar nach seiner Ankunft, nebst seinen beiden Brüdern in den Tower geworfen, und mehrere Jahre hindurch in strenger Haft gehalten. Der Tod oder die Gefangenschaft zweier Männer, die fast mit allen angesehenen Familien des Landes durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft waren, erregte allgemeine Unzufriedenheit; die Konfiskation der Hälfte von O'Neil's Besitzungen, obwohl von dem Parlament nach langer Weigerung bestätigt, und Sydney's Versuch, auf Grund eines Befehls der Krone Abgaben zu erheben, mehrten die Gährung; und als etwa hundert spanische Soldaten an der Küste von Kerry landeten, schien die Empörung unvermeidlich. Die Kriegsmacht, welche der Unterstatthalter dieser dringenden Gefahr entgegenstellen konnte, bestand nur aus vierhundert Soldaten; dennoch ging er mit diesem geringen Haufen dem Feinde rasch entgegen, und schlug und zerstreute ihn, ehe noch angesehenere Häuptlinge sich mit ihm vereinigt hatten, in einem mörderischen Gefecht. Die Empörung war unterdrückt, aber bei dem völlig gesetzlosen Zustande des Landes mußte Unheil aus jedem noch so geringfügigen Ereignisse erwachsen, welches die öffentliche Ruhe gestört hatte. Desmond, erst seit kurzer Zeit wieder im Besitz der Freiheit, ward beschuldigt, den Aufstand begünstigt zu haben, und erhielt Befehl, vor dem Unterstatthalter zu erscheinen. Er weigerte den Gehorsam, und wurde sofort als Rebell behandelt. Desmond war ein Mann von persönlichem Muthe, aber unfähig, dem von allen Seiten heranziehenden Ungewitter kräftigen Widerstand entgegenzusetzen; seine weitläufigen Ländereien boten bald nur den Anblick der grauenvollsten Verwüstung, und mit überlegter Blutgier wurden nicht bloß die Bewohner derselben niedergemetzelt, um Raum für neue Ansiedler zu gewinnen, sondern Lord Grey und Walter Raleigh besudelten auch ihre Namen mit dem Blute von mehreren hundert Mann spanischer Truppen, welche, obgleich sie die Waffen niedergelegt hatten, sämmtlich an der Küste von Kerry ermordet wurden. Diesen Greueln konnte der Tod des Grafen von Desmond und eines großen Theils seiner Unterthanen eben so wenig Einhalt thun als die Besitznahme seines aus 600,000 engl. Morgen Landes bestehenden Eigenthumes. Grey verfolgte seine Laufbahn mit immer grausamerer Wuth, und übte so entsetzliche Mordthaten und Verräthereien gegen die angesehensten Familien des Landes, daß Elisabeth, weniger aus Mitleid gegen ihre Unterthanen als aus Besorgniß, daß ihre Widersacher auf dem Festlande den anarchischen Zustand Irelands benutzen möchten, um sie ernsthaft zu beunruhigen, ihn zurückrief, und Sir John Perrot, einen Mann, den nicht gemeine Fähigkeiten und die bei einem Statthalter von Ireland in jener Zeit seltenen Eigenschaften der Rechtschaffenheit, Güte und Uneigennützigkeit schmückten, an seine Stelle setzte.

Der treffliche Charakter des neuen Unterstatthalters verfehlte um so weniger, einen günstigen Eindruck auf die Bewohner von Ireland zu machen, je seltener sie bisher billig und menschenfreundlich waren behandelt worden; dennoch hatte Perrot Mühe, die anglo-irischen Lords im Parlament, welche in dem Schicksale der Familie Desmond nicht ohne Grund ihr eigenes ahneten, dahin zu bringen, daß sie die Uebertragung der verwirkten Ländereien auf die Krone bestätigten. Der bei Weitem größte Theil der Bevölkerung von Munster war in den letzten Unruhen durch Hunger und Schwert umgekommen, und die ungeheuere Masse des wüst liegenden Landes schien die unersättliche Habgier der Beamten der Krone und der Günstlinge der Minister befriedigen zu können, forderte aber auch zugleich Maßregeln für eine neue Anpflanzung. Demgemäß wurden mehr als dreißig neue Lordschaften errichtet, und jede derselben gegen einen geringen Grundzins einem Unternehmer zugeschlagen, unter der Bedingung, daß er eine gewisse Anzahl englischer Familien auf seinen Ländereien ansiedele, aber durchaus keinem Irländer einen Theil derselben überlasse. Allein weder hier noch in Ulster kam der Plan zur Ausführung. Im Norden gelangten die neuen Herren trotz allem Beistande von Seiten der Regierung nicht zum Besitz der ihnen angewiesenen Ländereien, und in Munster waren die Reste der alten Bevölkerung noch stark genug, um die englischen Pflanzungen in steter Unruhe zu erhalten, und so zu bewirken, daß die Eigenthümer ihnen ihre heimathlichen Felder gegen eine mäßige Pachtabgabe wieder überließen.

So hatte die Königin bisher in Ireland die größten Interessen der Menschen, ihr Wohlseyn in dieser und ihre Glückseligkeit in jener Welt, ohne Unterlaß heftig bekämpft; jetzt empfahl die drohende Stellung der spanischen Macht, und das gänzliche Mißlingen der englischen Ansiedelungen in Ulster eben so sehr als Perrots dringende Vorstellungen gelindere und billigere Maßregeln. Hugh O'Neil, ein ausgezeichneter Offizier der englischen Armee, hatte die nächsten Ansprüche an das Fürstenthum Ulster, und erhielt die Würde eines Tanisten dieser Provinz zugleich mit dem Titel und den Rechten eines Grafen von Tirowen. Zwar fehlte es nicht an Personen unter den neuen und alten Engländern in Ireland, die, nach Konfiskationen begierig, oder neidisch über die Macht und die Ansprüche der Familie O'Neil, den Fürsten der königlichen Gnade eben so schnell zu berauben suchten, als er sie gewonnen hatte; allein Perrot vereitelte ihre Bemühungen um so leichter, da er die Liebe seiner Untergebenen in einem solchen Grade besaß, daß, als er Ireland unter den Thränen und Segenswünschen einer unzähligen Volksmenge verließ, er kühn behaupten durfte, obgleich ein bloßer Privatmann, wolle er ohne Waffengewalt jeden irischen Häuptling binnen zwanzig Tagen wieder zum Gehorsam bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksstimmung in Polen vor der Revolution.

(Schluß.)

Die zweite Klasse des Adels, die aus Eigenthümern kleiner Grundbesitzungen besteht, bildet jenen Kern der Nation, den man anderwärts den dritten Stand heißt. Mächtige Beweggründe walteten hier vor, ihn für die Revolution zu stimmen. Schon durch den Verfall des Getraidehandels sehr verarmt, schmachtete er mehr als alle andere Stände unter dem unmittelbaren Druck eines unersättlichen Fiskus und einer Verwaltung, die so viele Millionen verschlang. Mit verbissenem Schmerz duldete er fünfzehn Jahre lang mehr als ein Helote, verurtheilt die Summen zu erschwingen, die man verschwendete, um Häuser und Schlagbäume anzustreichen, der Willkür des Cesarewitsch zu schmeicheln, eine kostspielige Armee zu erhalten und die zahlreichen Satelliten des Despotismus zu besolden. Diejenigen, die das Zutrauen der übrigen Grundbesitzer zum Wojewodschaftsrath oder zur Reichsversammlung berief, mußten bald bemerken, daß die gerechtesten Vorstellungen nicht den geringsten Eindruck auf die Regierung machten; im Gegentheil, wenn sie es wagten, einem Soldaten zu trotzen oder gegen die Mißbräuche ein Wenig allzu laut ihre Gedanken zu äußern, mußten sie in beständiger Furcht schweben, gewaltsam vor den Cesarewitsch geschleppt und zu erniedrigenden Erklärungen gezwungen zu werden.

Der Adel, der nur einige Hufen Landes besitzt, fristete sich unter harter Arbeit kümmerlich das Leben, kam übrigens weniger in Berührung mit der Regierung, deren Ungerechtigkeiten minder fühlbar auf ihm, als auf den übrigen Ständen lasteten. Indessen von den schweren Lasten niedergedrückt, die auf die ackerbauende Bevölkerung in Folge der Steuern und anderer Maßregeln der Verwaltung fielen, bewahrte er doch immer noch das Andenken an die frühern Reichstage, wo ihn die Theilnahme an den öffentlichen Geschäften einigermaßen für seine Armuth tröstete. Auch ihn also kann man als der neuen Ordnung der Dinge zugethan betrachten.

In der vierten Klasse der Bevölkerung, unter den Manufakturisten und Kaufleuten, findet man viele Ausländer. Der erleichterte Handel mit Rußland und die Unterstützung, deren sich die Industrie von Seiten der russischen Regierung zu erfreuen hatte, schien zu der Annahme zu berechtigen, daß die Revolution unter dieser Klasse weniger Anklang gefunden haben möchte. Ueberdieß weiß man, daß die Handelsleute, größtentheils von der Liebe zum Gewinn geleitet, immer die Ruhe, welche die Spekulationen begünstigt, den noch so nöthigen Reformen vorziehen, die mit Verwirrung und Stocken der Geschäfte verbunden sind. Allein, wenn man bedenkt, daß der Handelsstand nur eine sehr geringe Zahl der polnischen Bevölkerung ausmacht, so kann sein zweifelhafter Eifer in der Wagschale der Entscheidung von nur sehr geringem Gewichte seyn.

Die Beamten und die Geistlichkeit mußten, nach ihren dermaligen Verhältnissen zu urtheilen, die Revolution nicht mit günstigen Augen betrachten, da jene reichlich besoldet und regelmäßig bezahlt, diese, vorzüglich seit dem J. 1820, ausnehmend begünstigt wurden. Allein Dem ist nicht also; unter den Angestellten unterwarfen zwar einige sich einer knechtischen Erniedrigung; allein der größere Theil war tief von Unwillen ergriffen über die Schamlosigkeit, mit der man unaufhörlich die Gesetze mit Füßen trat. Für die Administrativbeamten in den Wojewodschaften, die einem Wessier, Präsident der Kommission genannt, unterworfen waren, fanden sich täglich erneuerte Anlässe, das russische Regierungssystem zu hassen, unter welchem der höhere Rang eine maßlose Eigenmächtigkeit über den Untergeordneten verleiht. Selbst die Mitglieder der Staatsschatzkommission konnten nie nach Verdienst vorrücken, oder ihre Stellen behalten, wenn sie nicht blindlings der ihnen vorgezeichneten Bahn folgten; blinde und rücksichtslose Ergebenheit an die Willkühr gab die einzig gültigen Ansprüche auf Begünstigung von Seite einer Regierung, in deren Auge das Verdienst, ein guter Pole oder guter Bürger zu seyn, nicht die beste Empfehlung ausmachte. Alle edelgesinnten Beamten sahen daher ungeduldig dem Sturze einer so unvolksthümlichen Herrschaft entgegen. Die Geistlichkeit konnte sich ebenso wenig der Regierung befreunden, da die griechische Religion und die politische Proselytensucht des Monarchen die polnische Kirche bedrohten, da die eigenmächtige Gewaltherrschaft des Cesarewitsch selbst auf Religionsangelegenheiten sich erstreckte, da endlich die Einkünfte des niedern Klerus, ungeachtet aller Versprechungen, anstatt sich zu vermehren, im Gegentheil durch die eingeführte Ablösung der Zehnten bedeutend vermindert wurden.

Die Gesinnung des Heeres sprach sich deutlich genug bei den Ereignissen des 29 Novembers, und in den glorreichen Tagen des Februars auf jenen Schlachtfeldern aus, wo Polens Fahnen sich mit unsterblichen Lorbeern umkränzten. In dem ganzen Heere beseelte die Soldaten jeden Ranges nur der Gedanke, die Schmach Polens zu rächen und die Freiheit des Vaterlandes zu erringen oder zu sterben.

Die Bürger und Handwerker, dieser ehrenwerthe Stand, lebten unter einem unaufhörlichen Drucke von Abgaben und administrativen Maßregeln, gegen die bei den Gesetzen kein Schutz zu finden war. Besonders hatten die Einwohner der kleineren Städte ohne irgend

eine Munizipalverfassung ein erbarmungswürdiges Loos und sahen mit Verlangen einer Revolution entgegen.

In Betreff der polnischen Bauern hört man gewöhnlich behaupten, daß sie gegen die Sache der Revolution gleichgültig sind und daran nur Theil nehmen werden, in dem Maße, als man sie Theil an dem Grundbesitze nehmen läßt. Die polnischen Blätter bezeichnen diese Ansicht als durchaus irrig und die Echo dela Pologne spricht sich hierüber in Folgendem aus: „Man braucht nur einen Blick auf das Benehmen der gestürzten Regierung gegen das Landvolk zu werfen, um sich zu überzeugen, daß unsre ackerbautreibende Bevölkerung mit diesem Umsturze vollkommen zufrieden seyn muß. Man hatte den Elementarunterricht so viel als möglich beschränkt; man hatte die Abgaben durch Einführung der Frohnden zur Erbauung und Erhaltung der Straßen (szarwarkowa, Schaarwerk) durch einen neuen Zins für den Transport der Heimathlosen u. s. w. bedeutend erhöht; was aber bei Weitem am Meisten auf diesem Stande lastete, war die Theuerung des Salzes, die grausame Behandlung, welche die Rekruten erlitten, die den Juden wieder ertheilte Erlaubniß, in den Dörfern Brantwein auszuschenken, und eine Reihe anderer Bedrückungen, deren Aufzählung zu weit führen würde. Hierauf allein konnte die vorige Regierung ihre Ansprüche auf die Liebe unsers arbeitsamen Landvolkes gründen. Vergebens forderten alle Reichstage von dem Alleinherrscher Verbesserungen in der Lage der ackerbauenden Bevölkerung; er wollte lieber Diejenigen, die auf den Nationalgütern leben, dem Verluste aller Vortheile aussetzen, auf die sie Ansprüche hatten, als dem Verkauf dieser Güter Einhalt thun, aus dem er ein ungeheures Kapital zu bilden gedachte, um in Belgien einen unvolksthümlichen Krieg zu Gunsten der absoluten Gewalt führen zu können. Gegenwärtig, wo wir allein einen furchtbaren Krieg führen müssen, was hat unter so schwerer Bedrängniß des Landes bereits der Reichstag gethan? Er hat die Naturallieferungen (liverunek) aufgehoben; deßgleichen die Abgaben, die zur Erbauung der Brücken und Straßen auferlegt waren, die Schaarwerksdienste zur Wiederherstellung der Vizinalstraßen, die man auch zum Bau der großen Heerstraßen verwendete, während man die dazu angewiesenen Fonds bei Seite schaffte; er hat Grundeigenthum im Werthe von fünf Millionen angewiesen, das unter jene Soldaten vertheilt werden soll, die sich in diesem Kriege auszeichnen; er bereitet einen Beschluß vor, durch welchen die auf Nationalgütern ansäßigen Bauern mittelst einer auf äußerst billige Bedingungen gesetzten Abgabe Eigenthümer der Grundstücke werden sollen, die sie bebauen. Der Landmann und der Soldat sind bereits zur Einsicht gelangt, daß sie geboren sind, als freie Menschen die Luft ihres Vaterlandes zu athmen, daß die Zeit gekommen ist, wo es Denen, die das Staatsruder führen, vor Allem obliegt die Mißbräuche abzustellen, und die Wege einzuschlagen, auf denen das bedauernswürdige Loos eines Standes verbessert werden kann, der von schlechten Regierungen so unverantwortlich vernachlässigt wird. Um es in Kurzem zu fassen: Wer sind unsre Bauern? Polen sind sie mit wenigen Ausnahmen, Polen, die an ihrem heimatlichen Boden von jenem tief in die menschliche Brust eingegrabenen Gefühle gefesselt sind, das so glücklich das Wort Liebe mit dem Vaterlande vereinigt hat. Und gewiß, wenn es sich um die Vertheidigung dieses theuern Vaterlandes handelt, wird der Pole nicht um einiger Morgen Feldes willen, sondern für den heiligen Boden die Waffen ergreifen, der die Gebeine seiner Väter deckt — er wird kämpfen, um seinem Vaterlande jene dem Fortschritt des Jahrhunderts angemessenen Institutionen zu erringen — er wird kämpfen für den Namen eines freien Mannes, entschlossen, nicht mehr unter das Joch einer barbarischen Fremdherrschaft den Nacken zu beugen."

Literarische Chronik.

Reisen auf dem Schauplatze des letzten griechisch-russisch-türkischen Kriegs in Europa und Asien.

(Fortsetzung.)

Major Keppel kam auf seiner Reise außer dem Feldmarschall Diebitsch mit mehreren vielbesprochenen Personen jener Periode in Berührung. In Neapel sprach er einen bekannten preußischen General, der von Berlin nach Konstantinopel ging, um dort die Rolle des Friedensvermittlers zu übernehmen; er hörte von ihm wieder in Konstantinopel, wo jener gegen den 6 August eintraf. Bei dem ersten Besuch, den der Preuße dem Reis-Effendi abstattete, soll dieser zu ihm gesagt haben: „welchen Vorschlag, General, bringen Sie uns also rücksichtlich des Friedens von Seite Rußlands?" Der General erwiederte, er sey bloß beauftragt, die Pforte von den friedlichen Gesinnungen des Kaisers zu versichern. „Dann," versetzte der türkische Minister, „muß ich mich wundern, daß ein Mann von Ihrem Alter und Ihrer Wohlbeleibtheit eine so lange und beschwerliche Reise macht, um eine so unbedeutende Botschaft auszurichten, die wir hier fast von jedem Gesandten täglich hören können?"

An der trojanischen Küste speiste der Major an Bord des russischen Flaggenschiffs. „Admiral Ricord," bemerkt er, „sprach sehr gut englisch; er hat sechs Jahre unter Kapitän Parker in unserer Marine gedient; von den drei Oberoffizieren des russischen Geschwaders ist der erste, Graf Heyden, ein Holländer, und die beiden andern verdanken uns ihre seemännische Bildung. Die Flotte im schwarzen Meer befehligt ein Engländer, der kürzlich in den Grafenstand erhobene Admiral Greigh; außer ihm zählt man nicht weniger als sieben Eingeborne Großbritanniens, welche russische Admirale in aktivem Dienste sind — nämlich seinen Sohn, der, wie ich glaube, der Nächste nach ihm im Kommando ist; Cobley und Baillie, die gleichfalls auf dem schwarzen Meer und Hamilton, Crown, Brown und Chandler, die auf der Ostsee kommandiren. Admiral Mercer, ein anderer Engländer, starb vor einiger Zeit in Sebastopol. In andern hohen Staatsämtern befinden sich Sir James Wylie, Direktor des Militärmedizinalwesens; Sir William Creighton, Leibarzt des Kaisers; Dr. Leighton, welchem das Medizinalwesen der Flotte, General Wilson, welchem die Eisenwerke von Terpena und die alexanderowskische Manufaktur, General Forbe, welchem die Arsenale, und Venning, welchem die Gefängnisse zur Oberleitung anvertraut sind. Hieher gehört noch Kapitän Sherwood, welcher die letzte große Verschwörung entdeckte und der kaiserlichen Familie das Leben rettete." Hat es mit der letzteren Behauptung seine Richtigkeit, so hätten Engländer das Verdienst, die beiden großen feindseligen Dynastien in Konstantinopel und Peteraburg gerettet zu haben. Bekanntlich war es der englische Gesandte, durch den die Pforte vor der Gefahr der Hetärias-Verschwörung, welche in Konstantinopel ausbrechen sollte, die erste Warnung erhielt!

In Argos wohnte der Major einer Sitzung des griechischen Parlaments bei. „Die Versammlung saß schon beisammen," berichtet er, „als wir anlangten; sie hatte ihre Berathschlagungen mit Tagesanbruch begonnen. Zum Sitzungssaal diente das alte Theater, welches, wenn man die beiden in Sparta und Janina ausnimmt, das größte im europäischen Griechenland ist. Ein Gebäude mit einer halbkreisförmigen Reihe von Bänken war auf der Stelle der Scene gegenüber der Cavea aufgeschlagen worden; es war ohne Dach und wie in der Vorwelt bloß mit Baumästen bedeckt. Die Manier, das Parlament durch Trommelschlag einzuladen, bedünkte unserm eigensinnigen Begriff von Redefreiheit fast zu militärisch; aber wir sollten gleich ein noch entschiedeneres Merkmal von militärischer Einmischung sehen. Wie manche andere alte Theater ist das von Argos in einen Hügel gehöhlt und just auf der Höhe an den obern Bänken der Cavea

standen fünf Pikete Palikaren, so postirt, daß sie im Nothfall den versammelten Senatoren auf die Köpfe schießen konnten. Es schien übrigens nicht, daß man ihrer Dienste benöthigt seyn würde; denn durch seine weisen Vorkehrungen wußte der Präsident die Versammlung dermaßen zur Eintracht zu stimmen, daß sie allen Wünschen Sr. Exzellenz bereitwillig entgegen kam. Es mochten gegen zweihundert Mitglieder anwesend seyn, und fast insgesammt trugen sie albanesische Kleidung, welche in so mancher Hinsicht den alten Trachten gleicht, daß ihr Anblick nicht ermangelte, klassische Erinnerungen zu erwecken. Das ganze Schauspiel mußte auch schon diesen Eindruck hervorbringen, wenn man die fast hellenische Sprache hörte, in welcher die Redner über einen ächt homerischen Gegenstand — die Vertheilung von Spolien — sich verbreiteten. Es waren den Truppen, die in dem Kriege mitgefochten, Geldbelohnungen verheißen worden, und nun handelte es sich um die Art der Vertheilung; in der lebhaften Erörterung, die sich entspann, machten die Einwohner des Peloponneses und anderer Gegenden ihre Ansprüche gegen einander geltend und je nachdem ein Redner sich für den einen oder den andern Theil erklärte, wurde er mit Aeußerung der Zufriedenheit oder des Mißvergnügens angelassen. Unter den Sprechern dieses Morgens befand sich Colocotroni, weiland ein lauter Patriot, jetzt ein Regierungsmann, in Betracht — wie man sich in das Ohr raunt — einer Summe von achtzehntausend Dollars. Dieser Mann spielte eine zu ausgezeichnete Rolle in der Revolution, als daß ich seinen Namen nicht hätte erwähnen sollen, wollte ich aber alle aufzählen, welche gegen die klingenden Gründe des Präsidenten ihr Herz neigten, so müßte ich eine Liste beinahe von dem ganzen Parlament entwerfen." Sollte nicht Griechenland auch einer Parlamentsreform bedürfen?

Bekanntlich regte die Partei der Anhänger des Alten von Neuem in der Türkei, zumal in Konstantinopel, ihr Haupt, und der Sultan mußte strenge Maßregeln ergreifen, um dem Ausbruch einer allgemeinen Volksbewegung vorzubeugen, als die Nachricht von dem siegreichen Vorrücken der Russen dahin gelangte. Da nun der Aufenthalt des Majors daselbst gerade in diese Zeit fällt, so weiß er davon Allerhand zu erzählen. „Ein Ritt um die Mauern von Konstantinopel ist eine köstliche Partie. Die Mauern sind sehr merkwürdig und von auffallender Stärke. Es giebt sechs alte große Thore, wovon jedoch Wenig mehr übrig ist, als der allgemeine Riß der Einfahrten. Sie bieten prächtige Ansichten von Alterthümern dar, die der Epheu in der üppigsten Weise umrankt. Man zeigt Einem noch die Stelle, wo der letzte griechische Kaiser fiel und wo die Stadt erstürmt ward. Nicht fern davon sind die Gräber des berüchtigten Ali Pascha von Janina und seiner Söhne, die vor einigen Jahren enthauptet wurden. Wir vollbrachten unsere Wanderung ohne im Mindesten belästigt zu werden. Seit der Vernichtung der Janitscharen darf kein Türke, der nicht im Dienste des Staates ist, Waffen tragen und ein Franke kann jetzt nicht nur ungefährdet, sondern selbst unbeleidigt in Konstantinopel herumgehen. Als wir durch eine Straße kamen, gewahrten wir, daß der Boden mit Blut besudelt war. Es war die Stelle, wo man vor Kurzem einen Mann hingerichtet hatte — einen von den Tausenden, die einige Tage vor meiner Ankunft den Tod erlitten. In dem Augenblicke, als das Reich durch den Feind von Außen in der größten Gefahr schwebte, erwachte das lang unterdrückte Mißvergnügen von allen Seiten. Zu Anfang Augusts waren verschiedene Versuche gemacht worden, die Hauptstadt in Brand zu stecken, und der Sultan sah sich genöthigt, die besten Truppen, die er den Russen im Feld hätte entgegen werfen können, zur Bewahrung der Ruhe in der Hauptstadt zu verwenden. Die Desertion nahm überhand; bloß von dem regulären Korps, das bei Bujukdere lagerte, verließen 1500 Mann, als sie zum aktiven Dienst berufen werden sollten, ihre Fahnen, und verübten in Gemeinschaft mit Ausreißern von den irregulären Truppen so viele Ausschweifungen, daß die Nachbarschaft um Konstantinopel völlig unsicher wurde und Niemand mehr ohne Bedeckung zu reiten sich getraute.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Spitzenklöpplerinnen in der Normandie bedienen sich (nach St. John's Journal of a Residence in Normandie. Edinburgh, 1831) zur Ersparung der Feuerung eines seltsamen Surrogates. Während des Winters (und diese Jahreszeit bringt eine strenge Kälte mit sich, das Brennholz ist theuer und gegen Steinkohlen haben die Normannen ein unüberwindliches Vorurtheil) kommen sie nämlich mit einem Pächter, der eine große Anzahl von Kühen in warmen Winterquartieren hat, überein, daß er sie ihre Werkstätte unter den milchgebenden Müttern aufschlagen läßt. Die Kühe stehen auf einer Seite des Stalles in einer Reihe, auf der andern sitzen die Spitzenklöpplerinnen mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen, die Füße in Stroh eingegraben, auf dem Boden. Jedem der Mädchen gegenüber steht in einer kleinen Wandnische ein Licht hinter einer gläsernen halbkugelförmigen Flasche, deren flache Seite gegen das Licht, die gewölbte aber gegen die Arbeiterin zugekehrt ist. Diese Flasche ist mit Wasser gefüllt und wirft einen schmalen Streif eines äußerst klaren weißen Lichtes auf die Arbeit, wobei jeder Faden des Gewebes wo möglich noch sichtbarer wird als bei Tage. Da diese Kuhställe zu finster sind, um ohne Licht eine so niedliche Arbeit darin vorzunehmen, auch manchmal das Vieh bei Tage auf dem Felde ist, so ziehen die Spitzenmacherinnen es vor, zur Nachtzeit zu arbeiten. Die jungen Leute ihrer Bekanntschaft finden sich bei dieser Gelegenheit in den Kuhställen ein, und sitzen oder liegen auf Stroh neben dem Arbeitspolster ihrer Herzgeliebten, singen, erzählen Geschichten, und unterhalten die arbeitenden Schönen die ganze Nacht auf diese Art.

Derselbe Sir St. John erzählt von seinem Aufenthalte in der Normandie Folgendes: Unter den Frühlingsboten dieser Landschaft ist einer, der nichts weniger als poetisch genannt werden darf, und dieser besteht in dem Froschgequack, das von Anfange der Dämmerung die ganze Nacht hindurch so laut und ununterbrochen erschallt, daß Niemand, der nicht unter dieser abscheulichen Musik aufgewachsen ist, ein Auge schließen kann. Dieses Geschrei, wie ich es nirgends noch hörte, ist fast so laut, wie das der Wachteln. Jede Pfütze, jeder Teich und Bach dieser Gegend muß Myriaden von diesen Nebenbuhlern der Nachtigall ernähren. Mit diesem höllischen Gekrächze, das mir Nacht für Nacht die Chöre des Aristophanes wieder ins Gedächtniß rief, vermischt sich ein anderer Ton, den ich das erste Mal in meinem Leben in der Nachbarschaft von Caen hörte. In einer Frühlingsnacht vernahm ich hier auf meinem Spaziergange einen Ton, der, dem fernen Klingeln kleiner Glocken ähnlich, plötzlich und auf seltsame Weise das Ohr traf; während ich stille stand und horchte, um über die Ursache dieser Töne nachzusinnen, erklangen Hunderte an verschiedenen Orten, wie aus der Erde hervorquellend, so daß das ganze Feld umher von dieser seltsamen Musik ertönte. Ich war nun überzeugt, daß es der Schrei eines Vogels, eines Gewürmes oder Insektes seyn müsse, und horchte auf dieses schöne silberklare Getön in der Ferne, als derselbe Klang dicht zu meinen Füßen im Gras sich hören ließ. Ich glaubte es nun gefunden zu haben, indem ich diese Töne für den Ruf der Heuschrecken hielt, die auf diese Art ihre verliebten Zwiegespräche zu halten schienen. Als ich aber die Bauern, die einzigen Leute, die von der Sache Etwas wußten, darüber befragte, vernahm ich, daß diese artigen Glöckner — Kröten seyen. Eine andere Meinung erklärte sie für eine Art Eidechsen; noch andere schrieben diese Musik den Fröschen zu; aller Wahrscheinlichkeit nach aber waren wirklich die Kröten diese angenehmen Musikanten. (Beobachtungen, die mit Kröten von Andern angestellt wurden, vindiziren diesen, als außer Zweifel gesetzt, das nächtliche Geläute.)

Von den 658 Mitgliedern des Hauses der Gemeinen stimmten bekanntlich 302 für und 301 gegen die Reformbill; nämlich: aus England 238, aus Schottland 13, aus Ireland 51 dafür; dagegen: aus England 239, aus Schottland 25, aus Ireland 37. — Die Eine Stimme ist in parlamentarischen Entscheidungen für England schon ein Mal von großer Wichtigkeit gewesen. Durch eine Stimme mehr wurde im Jahre 1689 das Welfenhaus auf den britischen Thron berufen.

Zur Nachricht.

Da nur ein kleiner Ueberschuß vom Ausland gedruckt wird, so sieht man sich veranlaßt, nachgeforderte Blätter als gefehlt habend nur dann gratis nachzuliefern, wenn sie unmittelbar nach Empfange angezeigt werden; ältere jedoch können nur gegen Bezahlung à 6 Kr. pro Blatt abgegeben werden, wenn sie anders noch vorhanden sind.

Die Expedition.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 107. 17 April 1831.

Politische Lage der Indianer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

1. Ursachen des Verfalls der indianischen Bevölkerung.

Daß die indianische Bevölkerung Nordamerika's in immerwährender Abnahme begriffen ist — diese Thatsache läßt sich nicht leugnen. Es wäre aber eitle Empfindelei, wollte man deßhalb jene glänzenden Siege bedauern, welche die Civilisation in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahrhunderten daselbst erfochten hat. Was damals ein unermeßliches Jagdrevier barbarischer Horden war, ist jetzt zu einem mächtigen Reich aufgeschossen, in welchem Freiheit und sittliche Bildung ihre schönsten Blüten treiben. Wohl mag man wünschen, diese Segnungen möchten um einen geringern Preis erlangt worden seyn — die Ureinwohner möchten den unvermeidlichen Wechsel der Dinge, welchen das Umsichgreifen der neuen Geschlechter herbeiführen mußte, vor denen das Jägerleben unterzugehen bestimmt war, richtig gewürdigt und sich darin zeitig geschickt haben. Allein dieser Wunsch ist umsonst. Nie entsagt der wilde Sohn der Natur bereitwillig der freien Lust seiner Wälder, seiner Flüsse und seiner Seen; je weiter aber die Marken des angebauten Landes vorrücken, desto mehr erleidet er Abbruch an dem Gebiet, woraus er seinen Unterhalt zieht. Das Wild, von dessen Fleisch er seinen Hunger stillt, oder mit dessen Pelz er seine Blöße deckt, und aus dessen Erlös er die ihm mangelnden Bedürfnisse anschafft, meidet die Nähe volkreicher Ansiedlungen, und sucht in weniger zugänglichen Gegenden eine Zuflucht; so vermindert sich nicht nur der Umfang, sondern auch die Ergiebigkeit seiner Jagd. Einst waideten Heerden von Büffeln an dem Gestade des Eriesees und längs dem Fuß der alleghenischen Gebirge; seitdem sind sie mehr und mehr westlich gezogen nach den Ebenen jenseits des Mississippi; noch vor wenigen Jahren waren sie in den Felsengebirgen unbekannt; jetzt haben sie die Scheidewand überschritten, und bald werden sie am stillen Ozean stehen. Der Biber ist fast von allen Flußufern der vereinigten Staaten verschwunden, und die Jäger verfolgen ihn bis an die Wasser der Colombia. Selbst das einst so häufige Rothwild trifft man kaum noch diesseits der Allegheni's, und sogar in den Westlandschaften ist es selten geworden. Aber nicht bloß die Umwandlung in Kornfelder war es, was den Jagdreichthum der Indianer vernichtete, sondern noch mehr der unvortheilhafte Tauschhandel, der sich zwischen ihnen und den weißen Eindringlingen eröffnete. Man bot ihnen europäische Fabrikate an — man lehrte sie Wollenzeuge ihren Büffelfellen, tuchene der ledernen Bekleidung vorziehen; man unterrichtete sie von dem Werth ihrer Pelze und ermunterte sie zu größern Lieferungen; Flinten, die an die Stelle von Bogen und Pfeil traten, erleichterten das Waidmannsgeschäft. Die Anzahl der Thiere, deren jede Familie nun bedurfte, steigerte sich aber nicht bloß in dem Verhältniß, als es galt eine Menge neuer Bedürfnisse zu befriedigen, sondern noch mehr als die Artikel, welche sie brauchten, theuer, diejenigen aber, welche sie dagegen geben konnten, wohlfeil waren. Zu diesen allgemeinen Ursachen, die zerstörend auf die indianische Bevölkerung wirken mußten, kam endlich noch die Einführung der geistigen Getränke, wodurch ein tiefes sowohl physisches als moralisches Verderben unter ihnen einriß, in einem Grad, der vielleicht ohne Parallele in der Geschichte ist. Man darf den Kolonialstaaten nicht den Vorwurf machen, daß sie mit berechneter Inhumanität dieses Gift gemischt hätten; sie erließen Verordnungen und Gesetze dem Uebel Einhalt zu thun; aber die strengsten Verbote blieben ohne Kraft, und trugen nur dazu bei, die verpönte Waare zu vertheuern; denn die Völlerei und die Habsucht fanden sich immer zu Kauf und Verkauf zusammen. Ihre innern Befehdungen kommen hier nicht in Betracht; einmal sind sie eine von der Einwanderung unabhängige Erscheinung; und dann kann man sogar sagen, die Berührung mit den Europäern habe in dieser Hinsicht nicht ungünstig gewirkt; europäische Vermittlung hat diesem Kriegsstand bei den benachbarten Stämmen nach und nach ein Ziel gesetzt, und nicht lange so wird auch bei den entfernteren die Streitart ruhen.

Ob die indianische Bevölkerung um die Zeit der Entdeckung Amerika's ihr höchstes Maß erreicht habe, ist eine Frage, die sich nicht ausmitteln läßt. So Viel scheint gewiß, daß, wenn sie auch die je-

*) Documents and Proceedings relating to the Formation and Progress of a Board in the City of New York for the Emigration, Preservation and Improvement of the Aborigines of America. July 22, 1829. Speeches on the Indian Bill; viz. of Messrs. Frelinghuysen, Sprague and Robbins, in the Senate of the United States; and of Messrs. Storrs, Huntington, Bates, Everett and others, in the House of Representatives, in the months of April and May 1830. Boston.

zige *) Zahl weit überstieg, sie doch ziemlich dünn über das Land zerstreut war. Man hat keinen Grund zu vermuthen, daß Vegetabilien je einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung ausmachten. Mais, Bohnen und Pferden waren einheimische Gewächse, und wurden in kleinen Quantitäten wahrscheinlich um jedes indianische Dorf gepflanzt; aber dieser ganze Ackerbau war den Händen der Frauen überlassen, und seine Unbedeutenheit geht schon aus dem Mangel an landwirthschaftlichem Geräth hervor. **) Ihre damalige Lebensweise unterschied sich von der jetzigen in keinem Stück. Man kehrte im Frühling von den Jagdgründen zurück, und versammelte sich in den Dörfern. Dann besorgten sie ihre kleinen Anpflanzungen; aber gab es auch eine Saatzeit, so gab es doch keine Ernte. Denn das Korn hatten sie, noch ehe es zur Reife kam, bereits aufgezehrt, mit jener Unbekümmertheit um die Zukunft, die wir als einen hervorstechenden Zug in ihrem Charakter betrachten müssen. Mit der Annäherung des Herbstes schieden sie und begaben sich nach ihren Wintergründen, wo sie acht Monate des Jahrs abwechselnd der Jagd und jenen Vergnügungen oblagen, welche diesen gesellschaftlichen Zustand begleiten. In diesem Kreislauf bewegte man sich von Jahr zu Jahr.

(Schluß folgt.)

Irland.

(Fortsetzung.)

Der neue Unterstatthalter Fitz-William schien keinen andern Zweck bei der Verwaltung seines Amtes im Auge zu haben, als die Irländer ihre unglückliche, mehr von dem Ausschlage einer königlichen Ernennung als von dem Gesetz abhängige Lage empfinden zu lassen, und zugleich auf jede Weise für seinen Privatvortheil zu sorgen. So brachte er es bald dahin, daß die Nation, zum Aufstande bereit, auf O'Neil als den geschicktesten und würdigsten Anführer ihre Blicke richtete, während die Diener der Krone ihn als einen furchtbaren Gegner und als eine reiche Beute mit einer zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden gespannten Aufmerksamkeit beobachteten. O'Neil bemerkend, daß er zum Opfer ihrer Habsucht ausersehen war, ergriff nach langem Zögern und vergeblichen Bemühungen, den Frieden aufrecht zu erhalten, die Waffen, und seine Ueberlegenheit im Felde, durch den Sieg bei Armagh errungen, und befestigt durch Unterhandlungen mit Spanien und Frankreich, erregte in der Königin bald die gegründetsten Besorgnisse für das Bestehen ihrer Herrschaft in Irland. Die Absendung einer Armee von 20,000 Mann unter dem tapfern Essex zeigte den Engländern die Größe der Gefahr, womit ein anfänglich verachteter Rebell das Reich bedrohete, und die gewisse Hoffnung eines schnellen Sieges. Allein Irland war jetzt vereinigt, und des Grafen Zuversicht verwandelte sich nach den ersten unglücklichen Gefechten in Mißtrauen und behutsame Unthätigkeit. Er lag mit seiner Hauptmacht am Ufer des Blackwater; ihm gegenüber O'Neil, entschlossen, den englischen Heerführer durch kleine Gefechte zu ermüden. Plötzlich stieg Essex zu Pferde und ritt am Ufer des Flusses hin, während der irische General ihm auf der andern Seite entgegen kam. Die Vorderhufe seines Pferdes berührten schon das Wasser, als O'Neil zu ihm herüberschwamm, und beide Heerführer verfolgten nun, ohne Begleiter und in eine Unterredung vertieft, ihren Weg. Ein sechswöchentlicher Waffenstillstand war der Erfolg dieser sonderbaren Zusammenkunft, an der bald die Offiziere beider Armeen theilnahmen; und statt der so sehnlich erwarteten Siegesnachricht hörte die Königin nur von dem Rückzuge ihrer Truppen nach Leinster. Es ist völlig dunkel, was der eigentliche Gegenstand der Unterredung zwischen O'Neil und Essex gewesen sey; gewiß, daß der Graf in der öffentlichen Meinung fortan für einen eben so thörichten als undankbaren Verräther galt, und daß seine eigenmächtige Rückkehr nach England die Königin nur noch heftiger erbitterte. Der Krieg aber gewann seit Essex's Entfernung eine für England günstigere Wendung. Die Talente des neuen Gouverneurs, Lord Mountjoy, und des Lord Präsidenten von Munster, Carew, um so wirksamer, da keine Grundsätze der Moralität und Menschlichkeit sie fesselten, triumphirten nach manchem harten Kampfe über O'Neil und seine durch bitteren Parteihaß entzweiten Anhänger. Der Fürst von Ulster unterwarf sich der sterbenden Königin, nachdem er zehn Jahre lang der ganzen englischen Macht getrotzt, nur durch das thörichte Benehmen seiner eigenen Freunde und Bundesgenossen überwunden. Die fast ununterbrochenen Kriege während Elisabeths Regierung hatten England erschöpft, Irland grausam verwüstet: aber statt der Reformation und der englischen Verfassung auf der unglücklichen Insel einen festen Haltpunkt zu gewähren, hatten sie in der Brust der überlebenden Irländer den tödtlichen Haß gegen ihre Unterdrücker nur desto unauslöschlicher entflammt.

Die Regierung Jakobs I ist durch Nichts so merkwürdig, als durch die fortwährenden und ausgebreiteten Kolonisationsversuche, in deren Verfolg er auf die Rechte der wilden Stämme von Nordamerika und der irischen Klans gleich wenig Rücksicht nahm. Um die Ansiedelungen in Irland desto leichter und schneller zu bewirken, erklärte der Gerichtshof der Kingsbench zuvörderst alle irischen Besitzthümer für ungültig und die Häupter der Klans wurden aufgefordert, ihre Rechte aufzugeben und den Besitz ihrer Ländereien durch Patente der Krone England sich von Neuem zu erwerben. Sie wichen der Gewalt, und einige Mitglieder des irischen hohen Adels suchten sogar noch Vortheil zu ziehen aus der allgemeinen Unsicherheit des Eigenthums, indem sie sich zugleich mit den Gütern ihrer Untergebenen belehnen ließen. Nun schritt man zu der Ansiedelung von Ulster. Durch ein erdichtetes Komplott, dem die gleichzeitige Pulververschwörung einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit lieh, wurde O'Neil aus dem Lande getrieben, und mit ihm und seinem Sohne

---

*) Man rechnet gegenwärtig nach einem Bericht des nordamerikanischen Kriegsministeriums auf die vereinigten Staaten, d. h. auf ein Reich, das sich über 24 Breiten- und 58 Längengrade erstreckt, 213,130 Indianer, wovon 16095 auf die östlichen Staaten, 108,070 auf den Raum zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen, 20,000 auf die Felsengebirge und 80,000 auf das westlich davon gelegene Gebiet kommen. Dieß ist der Rest des Urvolks, welches diese ungeheure Ländermasse vor zwei Jahrhunderten noch ganz inne hatte.

**) The only instrument of agriculture was a clamshell or the shoulder blade of a buffalo, tied to a stick. Sollte damit eine Art Pflug gemeint seyn?

erstarb der Hauptstamm dieser edlen und alten, durch die Talente ihrer Glieder so ausgezeichneten Familie.

O'Neils und O'Donells, eines andern mächtigen Häuptlings Flucht, gaben dem Könige den Besitz von 500,000 Morgen Landes, die er in einzelnen Theilen an englische und schottische Unternehmer verkaufte; aber nicht zufrieden mit diesem weiten Schauplatze für seine eingebildete Regentenweisheit und seinen Geldgeiz, streckte er mit einer Willkühr, die den nachfolgenden Stuarts zum Muster und zum Verderben diente, die Hand nach der Habe ruhiger Unterthanen aus, indem er die Gültigkeit ihrer Besitztitel dem Spruche seiner feilen Gerichtshöfe unterwarf und sie nöthigte, entweder ihr rechtmäßiges Eigenthum hinzuwerfen, oder beträchtliche Geldsummen für den ferneren Besitz desselben zu zahlen. Mitten unter diesen Gewaltthätigkeiten und im Begriff, auf die beschriebene Weise den Grund und Boden der Provinz Connaught an sich zu reißen, starb Jakob I und hinterließ seinem Sohne eine furchtbare Saat von Haß und Unwillen, die sein Despotismus ausgestreut hatte, und die Karls I stuartische Grundsätze zu einer schnellen und verderblichen Reife förderten.

Ermüdet und eingeschüchtert durch Jakobs Kolonisationsprojekte, erschienen die irischen Katholiken flehend vor dem Throne des jungen Monarchen. Sie baten um die Gnade, ihr Eigenthum künftig in Ruhe besitzen zu dürfen, um Entbindung von dem Supremateide, um Schutz gegen soldatische Unterdrückung, um gerechtes Gericht, Bestrafung von Verbrechen und andere gleich vernünftige und nothwendige Dinge, und versprachen dafür die Summe von 120,000 L. St. unter sich aufzubringen und an die königliche Schatzkammer zu entrichten. Ein so billiges und durch solche Gründe unterstütztes Verlangen schien unwiderstehlich; allein Karl, dessen richtiges Gefühl leicht durch die verderblichen Rathschläge seiner Diener besiegt ward, folgte seinem talentvollen aber tyrannischen Minister, dem Grafen von Strafford, und verweigerte die Bestätigung des Gnadenbriefs in der Hoffnung, noch größere Summen für die Gewährung einer gerechten Bitte von seinen Unterthanen zu erpressen. Strafford, eben so kühn und entschlossen in seinen Handlungen, als unbekümmert um ihre Rechtmäßigkeit, verheimlichte es keineswegs, daß er dem Könige zu dieser Maßregel gerathen habe, und damit die Furcht jeden etwa sich regenden Unwillen entwaffnete, erneuerte er sogleich den boshaften Plan zur Ansiedelung von Connaught und verfolgte ihn mit der ihm eigenen Kraft und Beharrlichkeit. Außerdem erpreßte er Geld von vermögenden Irländern und sogar von der Stadt London, welche einen Theil des Gebietes von Ulster erstanden hatte. Doch während seine raschen und herrischen Maßregeln so die Zahl seiner Feinde in England und Irland verdoppelten, war seine Thätigkeit nicht überall ohne löbliche Absichten und gute Folgen. Er suchte die protestantische Kirche in Irland zu verbessern, und sie zu einem Werkzeuge der Belehrung umzuschaffen, er hob die Leinwandmanufakturen und verwendete beträchtliche Summen seines eigenen Vermögens auf diesen wichtigen Zweig der Gewerbsthätigkeit; aber er strebte auch aus aller Kraft dahin, die Produktion und Verarbeitung der Wolle zu stören, damit Irland nicht zu einem gefürchteten Nebenbuhler des englischen Handels erwüchse.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Chronik.

Reisen auf dem Schauplatze des letzten griechisch-russisch-türkischen Kriegs in Europa und Asien.

(Fortsetzung.)

Am 12 August ward die heilige Fahne aus der Moschee nach der großen Kaserne in Ramis Tschiftlik gebracht. Hieher begab sich auch der Sultan. Nicht lange, so brachen in den Kasernen Unruhen aus, welche etlichen und dreißig Personen das Leben kosteten, und noch in demselben Monat wurde eine förmliche Verschwörung entdeckt; des Sultans Herrschaft sollte gestürzt, die Janitscharen hergestellt und die Hauptstadt niedergebrannt werden, worauf man sich nach Kleinasien zurückziehen wollte. Die Verzweigungen dieses Komplotts waren äußerst ausgedehnt. Die meisten Asiaten, die sich im Heer bei Schumla befanden, sollen darein verwickelt gewesen seyn. Die Verschwörer hatten Astrologen wegen des zur Ausführung ihres Vorhabens günstigen Tages zu Rathe gezogen. Einer der letzten Tage des Augustmonats ward dazu bestimmt. Mittlerweile wurden aber die Astrologen verhaftet, auf die Foltern gebracht und zum Bekenntniß genöthigt. Wie ich von Mustapha, einem Türken im britischen Dienst, erfuhr, verfügte sich der Sultan am nächsten Freitag, nachdem er die Umtriebe inne geworden, mit ungewöhnlichem Pomp und begleitet von einer großen Musikbande in die Moschee. Nach seiner Zurückkunft vom Gebet gingen die Verhaftungen vor sich, man ließ die Schuldigen niederknieen und schlug ihnen ohne langen Prozeß die Köpfe ab. Der Kapudan Pascha auf der Flotte machte mit mehreren Personen aus seiner unmittelbaren Umgebung den Anfang. Bald darauf wurde der Nasir von Buzukdere hingerichtet und sein Haupt auf einem der Thore des Serails aufgepflanzt. Der Sultan übertrug nun dem Seraskier Pascha, einem Greis von sechs und siebzig Jahren, der die volle Gunst Se. Hoheit besaß, das Geschäft den Aufstand zu unterdrücken. Dieser Mann fand kein besseres Mittel zum Zweck zu gelangen, als dasjenige, dessen sich sein kaiserlicher Gebieter einige Jahre zuvor mit so glücklichem Erfolg bediente, d. h. Strick und Beil. Jeden Tag wurden vier bis fünf Personen geköpft und in den Straßen ausgesetzt und jede Nacht fünfzig bis hundert erwürgt, und bei den sieben Thürmen in den Bosporus geworfen. Drei bis viertausend kamen auf solche Art um. Alle englischen Reisenden, welche damals in Konstantinopel waren, können die Ausstellungen in den Straßen bezeugen. Lord Dunlo sagte mir, daß er unter den Leichnamen der Hingerichteten auf den eines Kaffeewirths stieß, den er kannte. Er hatte sich den Verdacht zugezogen, daß er sein Haus zu einem Sammelplatz der Mißvergnügten hergebe; darum wurde dasselbe bis auf den Grund zerstört und der Besitzer verlor den Kopf. Ein anderes Mal wäre fast der Lord nahe dazu gekommen, als das Todesurtheil an einem schönen athletisch gebauten jungen Mann vollzogen wurde. Das sehr ungeschickt getrennte Haupt war der Sitte gemäß ihm unter den Arm gelegt. Neben der Leiche stand die unglückliche Wittwe des Entseelten, die einzige Person, die ihre Theilnahme zu äußern wagte. Andere zogen vorüber oder blieben einen Augenblick stehen, um den Yafta oder den angehefteten Zettel mit dem Erkenntniß zu lesen. Den Schiffslieutenant Slade führte am 5 September, zwei Tage ehe ich in Konstantinopel eintraf, der Zufall wirklich zu einer Hinrichtung. Er ging von dem Fischmarkt gegen das Zollhaus hin, und wollte gerade um die Ecke biegen, als er einen Volkshaufen bemerkte, der die Blicke nach dem entgegengesetzten Ende der Straße richtete. Er sah jetzt eine Wache von etwa zwanzig Mann auf sich zu kommen. Begierig zu wissen, was es gebe, hielt er im Durchschnittspunkt der beiden Straßen an. Hier machte auch die Wache Halt. Der Offizier winkte der Menge zurückzuweichen, worauf zwei Männer hervortraten, der Scharfrichter und der Verurtheilte, letzterer die Hände auf den Rücken gebunden, ersterer mit einem Yatagan bewaffnet. Der Verurtheilte schritt mit einer furchtlosen Haltung, daß, hätte er nicht die Hände gefesselt gehabt, Niemand das Opfer des Todes in ihm erkannt haben würde. Mit derselben unerschütterten Entschlossenheit kniete er, und ließ, indem er Turban und Mütze abnahm, seinen Kopf und Nacken von dem Henker in Bereitschaft setzen, ihm die Stelle bedeutend, wo der Streich hinfallen sollte. Als dieß geschehen, las der Henker das Erkenntniß vor, und der Verbrecher sprach mit lauter und fester Stimme ein kurzes Gebet an den Propheten, worauf er sagte, daß er bereit sey, und jener mit

Einem Streiche des Yagatan's das Haupt vom Rumpfe tödte. Inzwischen verschwanden der Pöbel und die Wache; der Henker wischte gelassen das Mordinstrument an den Kleidern des Todten ab, steckte es ein und legte den Leichnam auf den Rücken, mit dem Kopf unter dem Arm und dem Yafta auf die Brust. Bei Hinrichtungen von Raya's, deren damals mehrere vorkamen, wird ein etwas verschiedenes Verfahren beobachtet: man legt nämlich die Leiche auf den Bauch und giebt ihnen den Kopf zwischen die Beine. Auch Weiber wurden hingerichtet; da aber die Türken die Rücksichten der Schicklichkeit gegen das Geschlecht nie aus den Augen verlieren, so wurden ihre Leichen in roßhärenen Säcken ausgesetzt. Folgendes ist die wörtliche Uebersetzung eines Yafta, den ein Mann auf der Brust trug, welcher am 6 September von Henkershand starb. Man wird ersehen, daß der Unglückliche sich durch aufrührerische Reden, die ein Anderer gegen ihn führte, diese Strafe zuzog. „„Ahmet, Kiaja (Vorsteher) der Innung der Modehändler in Konstantinopel. Dieser Elende erhielt vor einiger Zeit durch die Huld Sr. Hoheit das Amt eines Kiaja seiner Innung. Statt Erkenntlichkeit zu beurkunden für die mancherlei Wohlthaten, die ihm angediehen; statt Gott zu danken in den fünf Gebeten; statt mit seiner Familie Tag und Nacht zu beten für das Wohl Sr. Hoheit und der muselmännischen Nation, eingedenk der Gnaden, mit denen er seither überhäuft worden; statt sich alles Betritteins in Bezug auf Dinge zu enthalten, die ihn nichts angingen; statt sich eines stillen Wandels zu befleißen und sich durch Anhänglichkeit an die Regierung vor Andern auszuzeichnen, wozu er hätte sollen durch Pflicht und Gefühl der Dankbarkeiten bewogen werden — hat dieser Mann nicht nur an all Das nicht gedacht, sondern er hat sich aufrührerisches Geschwätz beikommen lassen und geäußert, der Seraskler Pascha oder der Seraskler Capissi seyen in Stücken gehauen worden; Dieß und Jenes sey vorgefallen. So beging er die Frechheit, falsche Gerüchte auszustreuen und Unruhe unter dem muselmännischen Volk zu verbreiten. Als man ihm Dieß vorhielt, konnte er's nicht leugnen; er behauptete bloß, e r h a b e e s n i c h t g e s a g t, sondern Abdi, ein Diener bei dem kaiserlichen Diwan, der in dem Quartier, genannt Ferusaga, wohnte. Abdi wurde vorgeladen, und Ahmed gegenüber gestellt, und auch er vermochte nicht, nein zu sagen. Die Dreistigkeit ihres ehrlosen Betragens und ihr Salbader über Dinge, um die sie sich nicht zu bekümmern haben, beweisen, daß sie undankbare Bösewichter und Verräther sind, die nicht geduldet werden dürfen. Man hat demnach für nothwendig erachtet, sie nach der Strenge der Gesetze zu züchtigen, auf daß man die gute Ordnung aufrecht erhalte, und so wurde der Verräther Abdi an einem anderen Platz hingerichtet und der Räuber Ahmet empfing hier seine Strafe. Mögen Andere an ihnen ein Beispiel nehmen!"" *)

(Fortsetzung folgt.)

Der General Torrijos.

Auch der zweite Versuch der Konstitutionellen, auf Spaniens Boden die Fahne der Freiheit zu entfalten, scheint verunglückt. Wie Mina und Valdez an den Pyrenäen, scheiterten Torrijos und Manzanares in ihrem Unternehmen, auf der Insel Leon und zu Cadix, dem alten Herde konstitutioneller Freiheit, die mit so edelm Blute erstickte Flamme vaterländischer Begeisterung wieder zu erwecken. Noch herrscht über den Ausgang dieser neuesten Vorfälle große Ungewißheit. Während die Zeitung von Madrid Sieg der königlichen Waffen und Untergang der gelandeten Konstitutionellen ausruft, verkünden anderwärtige Gerüchte, daß auf andern Punkten der pyrenäischen Halbinsel glücklichere Schritte für die Sache der Freiheit gemacht worden und Malaga in die Hände Torrijos und seiner Gefährten gefallen sey. Wie Dem auch seyn mag, vorläufig wird nachstehende biographische Notiz über den Anführer der letztversuchten Unternehmung, aus der Feder seines alten Freundes und Waffengefährten, Juan's van Halen, nicht ohne Interesse gelesen werden.

Der General Torrijos ist zu Madrid am 2 März 1791 geboren. Von Natur mit einem freisinnigen Geiste und einer ausgezeichnet edeln Gestalt begabt, weihte er sich der Sache der Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes mit unerschütterlicher Treue und rückhaltsloser Entschiedenheit, wodurch er sich die Achtung aller Patrioten und ausgezeichneten Krieger der Halbinsel erwarb.

Nachdem er unausgesetzt gegen die Heere Napoleons in Spanien gedient hatte, beschloß er seine denkwürdigen Feldzüge mit Wunden und Ehrenzeichen bedeckt und erhielt für seine Verdienste durch Beförderung zu höhern Stellen Lohn und Anerkennung.

Bei dem Friedensschlusse von 1815 war Torrijos bereits Brigadegeneral und wurde von Ferdinand VII zum zweiten Befehlshaber der Expedition unter Morillo gegen Columbien ernannt. Aber der tapfere Offizier, treu seinen politischen Ansichten, wollte lieber eine ehrenvolle Entlassung nehmen, als gegen die Patrioten der andern Hemisphäre die Waffen tragen.

Er befand sich zu Murcia an der Spitze eines der schönsten spanischen Regimenter zur Zeit, als einer seiner Freunde, Juan von Halen, eingekerkert wurde, und mußte selbst mit mehreren seiner Offiziere in die Gefängnisse der heiligen Inquisition wandern, in eben dem Augenblicke, wo er Alles aufbot, sein Vaterland von einem schmachvollen Joche zu befreien. Nachdem er sieben und zwanzig Monate in der furchtbarsten Einsamkeit des Kerkers unter unerhörten Qualen gelitten, wurde er von dem Volke befreit, das Riego und Quiroga noch ein Mal für Spaniens Freiheit zu erwecken gewußt hatten.

Von 1820 bis 1823 stand er an der Spitze eines Regimentes zu Madrid; dann befehligte er die Truppen, welche abgesendet wurden, den Aufstand in Catalonien zu unterdrücken; endlich erhielt er den Oberbefehl der Waffenmacht von Biscaja, und, obgleich erst ein und dreißig Jahre alt, erfüllte er doch seine hohe Aufgabe mit ehrenvoller Auszeichnung. Bis zum Aeußersten vertheidigte er Cartagena und Alicante gegen das französische Heer, das damals Spanien unterjochen half. Er unterlag als der letzte Vertheidiger der Sache seines Vaterlandes, und da er der Schande, sich Ferdinand VII zu unterwerfen, den Verlust seiner Stellen, seiner Ehrenzeichen und der Früchte einer so glänzenden Laufbahn vorzog, ließ er sich nach Frankreich bringen. Hier von der damaligen Regierung mit jeder erdenklichen Unbill überhäuft, sah er sich gezwungen, das Festland zu verlassen; er begab sich nach England, wo ihm eine edelmüthige Aufnahme das Unglück, von dem vaterländischen Boden verbannt zu seyn, erträglich machte. Immer an Thätigkeit gewöhnt, beschäftigte er sich hier mit wissenschaftlichen Arbeiten. Die spanischen Krieger verdanken ihm die Uebersetzung der berühmten Denkwürdigkeiten Gourgaud's und Montholon's, deren Inhalt so geeignet war, in ihnen jene militärischen Ideen und Erinnerungen zu nähren, von denen diese Blätter einen so großen Reichthum aufbewahren.

Von brennendem Eifer getrieben, als der Erste die Fahne der Freiheit auf dem vaterländischen Boden aufzupflanzen, schiffte sich Torrijos mit einigen seiner muthigsten Gefährten, noch vor den Ereignissen des Julius zu Paris, die der Sache der Völker so glückverheißend begonnen hatten, nach dem Festlande ein.

Vielleicht ist Torrijos Laufbahn, die er jetzt in seinem vierzigsten Jahre betreten hat, nicht weniger glänzend als seine vormalige. Alle, die ihn in England und Spanien kennen gelernt haben, bauen auf ihn die kühnsten Hoffnungen. Seine Standhaftigkeit, seine Energie, seine Liebe zur Gerechtigkeit und Ordnung, sein an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist sind würdig, der edeln Sache, für die er die Waffen ergriffen, einen glücklichen Fortgang zu erringen.

*) Wen es interessirt zu hören, wie in der Türkei gehenkt wird, der findet gleichfalls in Major Keppels Reise Auskunft. Es scheint, daß dort Jeder, dem dieses Loos widerfährt, einen eigenen Galgen bekommt. Das Schaffott ist ein Dreieck von sehr roher Bauart und nur sieben Fuß hoch, so daß die Füße fast den Boden erreichen. Ein Mann schlingt dem Schächer den Strick um den Hals und durch einen Ring, und zieht ihn hinauf, während ein Anderer sich demselben an den Leib hängt und ihn herunterzieht, bis er todt ist. In einem Dorf am Bosporus sah der Verfasser vier Griechen von der Marinebäckerei aufgeknüpft, die einen ihrer Kameraden ermordet und geplündert haben sollten; neben jedem Galgen stand eine Schildwache, die bereitwillig jede Frage beantwortete, welche an sie gerichtet wurde. Die Hingerichteten bleiben zwei Tage lang am Galgen und werden dann in das Meer geworfen.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 108. 18 April 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Die Expedition blieb hier zwei und einen halben Tag, um den Fluß und Wald zu untersuchen, und da man die See in der Nähe hatte, so verfertigte man einen Floß zum Fischfang. Wegen der Schwierigkeit des Wegs an der Küste zog man es vor über den kleinen Meerbusen von Lapa zu fahren, von wo aus man den Wald von Dingue Ware sehen konnte. Hier blieb die Expedition zum Behuf des Fischfangs wieder zwei Tage. Am 26 Oktober beugte man, um den Bergen an der Küste auszuweichen, zwei Lieues gegen das Innere ein, und wendete sich dann durch eine ziemlich ebene Gegend nach einem See, im Süden von Mezaz, wo sich ein Wald mit grünem Gras fand; der See ist klein und wird von den Eingebornen Monavatagandu genannt, d. h. der Sohn der Eidechse. Am 27 zogen sie fünf Lieues weiter, und kamen an einen Fluß, der in einen See, genannt Quissa, mündet. Dieser Fluß, der Wasser zu den Quellen gab, welche nahe an seinen Ufern gegraben wurden, war etwas salzig in dem untern Theil seines Laufes, aber höher hinauf vollkommen süß. An diesem Theil der Küste giebt es Brennholz in Ueberfluß, und der Boden ließe sich leicht bebauen; aber die Landung ist sehr schwierig. Gegenüber dem Ufer liegt eine kleine Insel, gegen welche sich das Meer mit Heftigkeit bricht. Die Lage des Ortes ist nach einer nicht sehr genauen Beobachtung 14° 10′ s. B. Man traf keinen Bewohner, allein sie hatten Spuren ihrer kürzlichen Flucht auf den naheliegenden Hügeln gelassen. Am 28 mußte die Gesellschaft den Kranken einen Ruhetag gönnen.

Der Zug wurde den 29 wieder angetreten, aber mit so vielen Unterbrechungen durch die Unregelmäßigkeit des Gebirgs, daß die Expedition von Zeit zu Zeit sich landeinwärts wenden mußte. In der Mündung eines der kleinen Meerbusen gewahrte man etwa auf Flintenschußweite vom Ufer eine Insel, deren Gestade eine Menge Bäume bedeckte. Am 30 drangen sie, da sie am Seeufer nicht weiter konnten, zwischen den Bergen landeinwärts, und erreichten nach einem mühsamen Zug von 7 Lieues in beständigem Auf- und Absteigen einen See, von wo aus sie den Angra do Negro vor sich hatten; hier hielten sie den ganzen folgenden Tag still. In dem Thal zwischen den Gebirgen fand man ungeachtet des gänzlichen Wassermangels mehrere Hütten; aber die Eingebornen waren geflohen, und man suchte umsonst mit ihnen einen Verkehr anzuknüpfen, obgleich man den ganzen nächsten Tag zu diesem Versuch verwendete.

Den 1 November setzten sie ihren Weg durch das Gebirgsland fort, bis zum Abend, wo sie ein trockenes Flußbett erreichten; hier starb Miguel Pinhero, ein Marineoffizier, der die Expedition als Freiwilliger begleitete. Den nächsten Tag lagerten sie neben einem ausgetrockneten See, in dessen Nähe sie durch Graben einiges leidliche Wasser erhielten. Die Leiden, welche sie in den vorhergehenden Tagen erlitten, waren dadurch besonders erhöht worden, daß sie fast beständig salziges Wasser trinken mußten. Den 3 gelangten sie abermals an ein trockenes Flußbett; die Gegend war ebener als die, welche sie früher durchzogen, aber sie sah aus, als wäre sie versengt, und der Boden war an einigen Stellen von einer lebhaften rothen Farbe. Von dem Fluß daselbst lief ein kleiner Arm oder Bach aus, der sich in einen See zwischen zwei Bergen im Norden und Süden ergoß. Hier nahm man eine alte blinde Negerin gefangen, von der man hörte, daß der Meerbusen etwa eine Lieue entfernt sey, und daß die Eingebornen kürzlich dort einige Weiße getödtet hätten. Nachdem sie etwa eine Meile weiter gezogen, erreichten sie einen Hafen, dem sie nach dem Generalkapitän den Namen Novo Porto de Mossamedes beilegten. Er liegt in der Mitte des Meerbusens von Angra do Negro, und ein Bach ergießt sich nahe an dem Ort, wo sie sich lagerten, in die See. Eine Lieue im Norden des Angra do Negro ist ein Fluß, der durch seine Größe, und die benachbarten Seen von einiger Wichtigkeit ist. Einer dieser Seen, der gegen Süden liegt, mißt eine halbe Meile im Umkreis, und hat Ebbe und Fluth, wie das Meer. Der Boden in den Umgebungen des Flusses ist feucht, und der besten Bebauung fähig. Nach Mendes's Bericht gab es im Ueberfluß Steine und Holz zum Verbrauch der Festung, welche am Hafen Mossamedes gegründet werden sollte, der Fluß wimmelt von Fischen, und seine Ufer sind von Wilden bewohnt, welche sich indeß landeinwärts flüchteten, in der Furcht, wie es schien, die Expedition sey gekommen, die Ermordung der Schiffsmannschaft eines kürzlich gestrandeten Schiffes zu rächen, wovon mehrere Merkzeichen in einem nahen Dorfe wahrgenommen wurden.

Mendes schickte zwei Streifparteien den Fluß entlang, der in den Angra do Negro fällt, und Rio das Mortes genannt wurde. Einer derselben brachte einen alten und lahmen Eingebornen, welcher

erzählte, die Stämme stünden unter Häuptlingen, wären nicht zahlreich, und besäßen zwar große Schafheerden, jedoch nur wenig Hornvieh. Eben so gestand er, daß seine Landsleute hauptsächlich von Raub lebten, und rühmte sich, daß er selbst in seinen jüngern Jahren ein geschickter Räuber gewesen. Die andere Partei hätte beinahe die Wilden erwischt; aber sie ließen lieber 200 Schafe im Stich, um die Aufmerksamkeit ihrer Verfolger zu beschäftigen, während sie mit dem Rest entflohen. Nach viertägigem Aufenthalt brach die Expedition am 8 wieder auf, und zog unter der Führung des alten Negers drei Tage durch eine sandige Gegend, 11 Lieues weit. Der Rio das Mortes ist zwei Meilen von seiner Mündung durch aufgehäufte Baumstämme gesperret; in einer Entfernung von 8 Lieues erheben sich zwei Bergketten, deren Spitzen regelmäßige Pyramidalform haben, durch die es aber keine Pässe oder Durchbrüche giebt. In dem Sandboden am Fuß des Gebirges findet sich immer Regenwasser, das sich in natürlichen Behältern sammelt; die mit verschiedenartigen reichbelaubten Bäumen bewachsenen Gebirge endigten sich in Cobal, einem Grenzland von Dimba, an welches letztere die Provinzen Humbe und Channgro auf der Westseite des Flusses Cuneni stoßen. Diesen Theil von Cobal bedeckt ein ungeheurer Wald, aus dem die Bäume herrühren, welche der Rio das Mortes bei seinen Ueberschwemmungen aufhäuft. Da der gefangene Neger wegen seines hohen Alters beinahe unbrauchbar war, und man sich nach andern Führern umsehen mußte, so schickte Mendes wieder zwei Streifparteien aus, die erste am Rio das Mortes hin, die andere an dem trockenen Flußbett, das in den erstern ausläuft, und eine nordöstliche Richtung hat, indem er Miene machte, der letzten Partei mit seiner ganzen Truppe zu folgen. Die Gegend ist fruchtbar und würde bei mäßigem Anbau eine zahllose Bevölkerung ernähren. Ueberall zeigten sich Spuren von Elephanten, deren man auch nebst andern großen Thieren eine Menge zu Gesicht bekam. Man blieb bis zum 9 liegen, um die ausgeschickten Streifparteien zurück zu erwarten, und Lebensmittel zu sammeln, da die Vorräthe auf die Neige gingen. Es gelang einem Korporal, Manuel da Guerra, einige Gefangene aufzutreiben, und eine bedeutende Anzahl Schafe und einige Kühe zu erbeuten. Die Gefangenen dienten als Führer, und die Expedition setzte ihren Zug am nächsten Abend fort, jenen mit dem Rio das Mortes zusammenhängenden Fluß entlang, welcher der Sage nach in Cobal entspringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Irland.

(Fortsetzung.)

Nichts desto weniger war der gegenwärtige ruhige Zustand des Landes zu sehr das Ergebniß einer rücksichtslosen Gewaltherrschaft, als daß Strafford selbst auf eine längere Dauer desselben hätte hoffen können. Die Furcht vor seinen harten Maßregeln und vor den Drohungen, welche von den englischen Puritanern mit immer verdoppelter Heftigkeit gegen die Katholiken ausgestoßen wurden, mehrte die Unzufriedenheit, und der herannahende Kampf zwischen dem König und dem Parlament gab den vertriebenen und ihres Eigenthums beraubten Irländern, welche entweder in den Armeen des Kontinents dienten oder in den Bergen und Sümpfen ihres Vaterlandes mit Kummer und Noth ein armseliges Leben fristeten, die eben so gerechte als ermuthigende Hoffnung auf eine baldige Wiedereroberung des Erbtheils ihrer Väter. Als der König mit mehr als gewöhnlicher Schwäche und Undankbarkeit den Grafen von Strafford, seinen treuesten Freund und seinen fähigsten Minister, dem wüthenden Hasse des langen Parlaments preisgab, gingen seine Angelegenheiten mit immer schnelleren Schritten ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Dieselbe Verblendung, welche Karl I verleitete, diesen großen obwohl nicht schuldlosen Mann aufzuopfern, ließ ihn zwei Werkzeuge des Parlaments, Parsons und Borlaie, zu Oberrichtern von Irland ernennen. Beiden war es wohl bekannt, daß der ausgewanderte irische Adel in Uebereinstimmung mit seinen im Lande zurückgebliebenen Vasallen den Plan zu einem Aufstande gelegt hatte, und daß O'Moore, ein junger Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, herüber gekommen war, Nordirland zu den Waffen zu rufen. Allein anstatt diesem Anschlag sofort zu begegnen, förderten sie ihn vielmehr auf jede Weise, um den König in desto größere Verlegenheit zu bringen; und damit zugleich die Veranlassung zu Konfiskationen nicht fehle, boten sie die geringen Kräfte ihres Verstandes auf, auch die anglo-irischen Lords der Umpfählung in den gehofften Ruin der Rebellen zu verwickeln. Die Nordirländer erleichterten ihnen dieß ehrlose Geschäft. Sir Phelim O'Neil an der Spitze, brachen sie (Oktober 1641) aus den Bergen und Sümpfen hervor und überströmten mit Alles niederwerfender Gewalt die englischen und schottischen Niederlassungen in Ulster; und in wenigen Tagen fielen an sechstausend Protestanten jedes Alters und Geschlechts, die Opfer eines lange verhaltenen und durch Leiden aller Art zur grimmigsten Wuth gesteigerten Hasses. Es wäre entsetzlich, solche Grausamkeiten entschuldigen zu wollen, allein es muß bemerkt werden, daß die Häupter des Aufstandes die lästigen Fremdlinge bei ihrer eigenen großen Uebermacht ohne Blutvergießen zu vertreiben hofften und beabsichtigten, und daß die gewöhnliche Erzählung dieser Gräuel schon von ihren ersten Verbreitern, den Anhängern des langen Parlaments und der englischen Republik, durch die gröbsten Unwahrheiten und Uebertreibungen entstellt ist. Da nun der ganze Norden von Ireland unter den Waffen stand, Phelim O'Neil eine untergeschobene königliche Vollmacht vorzeigte, die Furcht der Protestanten kaum hinter den Wällen von Dublin Sicherheit hoffte, und das lange Parlament den Aufstand zu erhalten und weiter auszudehnen wünschte, um unter diesem Vorwande desto leichter gegen den König sich zu rüsten, ließen die Oberrichter einige der angesehensten katholischen Mitglieder des irischen Parlaments verhaften und erkauften falsche Zeugen, um dieselben der Theilnahme an dem Aufstande zu beschuldigen. Eine so wenig bemäntelte Ungerechtigkeit erreichte ihren Zweck; die Lords der Umpfählung erklärten Parsons und Borlase für ihre und des Königs Feinde und ergriffen die Waffen gegen die Kreaturen des langen Parlaments. Ihre Hauptabsicht war, den so lange ihnen verweigerten Gnadenbrief zu erkämpfen, keineswegs aber, Irland von Britannien loszureißen, weil sie dann dem Uebergewichte der alten Irländer hätten erliegen müssen.

So standen auf einem engen Raume plötzlich vier Parteien einander gegenüber. Die Anglo-Irländer forderten nothwendige

Gerechtigkeit; die Nordirländer, jetzt unter der trefflichen Leitung Owen O'Neil's, den Besitz ihres Eigenthums; beide bestanden aus Katholiken. Die Anhänger des Königs, den Grafen von Ormond, einen Mann von außerordentlicher Klugheit, Beharrlichkeit und Umsicht an ihrer Spitze, waren aus Protestanten und Katholiken zusammengesetzt; ihre Stellung war ungemein schwierig, aber bedeutsam durch die Talente ihres Anführers und den königlichen Namen, den sie bei vorkommender Veranlassung mit dem des Parlaments ohne große Mühe vertauschen konnten. Hierdurch näherten sie sich der vierten oder republikanischen Partei, die, jetzt noch schwach, ihr Ansehen aus den erwarteten Siegen des langen Parlaments schöpfte. Die Katholiken ordneten ihre Angelegenheiten in der Konvention zu Kilkenny, wo sich die Geistlichkeit zu heilsamen Beschlüssen vereinigte und ein oberster Rath von Ireland niedergesetzt wurde, dem die vollziehende Gewalt zustehen sollte. Von ihm empfing Owen O'Neil seine Bestallung als Obergeneral in Ulster, Preston und Leinster, indeß Barry in Munster und Burge in Connaught befehligten. Zugleich bat die Versammlung um Erlaubniß, ihre Beschwerden dem Könige vorzulegen. Die Partei Ormond's und des Parlaments war schwach, aber beide waren weit entfernt eine schleunige Beilegung des Krieges zu wünschen, weil sie die Katholiken mit tödtlicher Erbitterung verfolgten und bei dem Ruin derselben zu gewinnen hofften. Ormond besonders hatte ein so festes Vertrauen auf seine eigene Gewandtheit in den verwickeltsten Geschäften, daß er, was immer das Schicksal seiner Freunde und Feinde seyn mochte, aus der Fortdauer der Unruhen für sich selbst nur Vortheil erwartete; und der Erfolg bewies, wie wenig er sich täuschte. Er vor Allen scheint es gewesen zu seyn, der die sonst so leichte und beiden Theilen so nothwendige Aussöhnung zwischen dem Könige und den Verbündeten hintertrieb; und selbst als die Fortschritte dieser letzteren einen Waffenstillstand gebieterisch von ihm forderten, betrieb er die Unterhandlungen so geschickt, daß er Denen eine Gnade zu gewähren schien, von denen es fast abhing, wie lange er noch einen Fuß auf Irelands Boden setzen sollte.

(Schluß folgt.)

Walter Scott als Reformgegner.

„Der große Unbekannte" trat in einer Versammlung zu Roxburgh in Schottland als Redner gegen die vorgeschlagene Parlamentsreform auf, und übernahm somit die mißliche Vertheidigung jener Mißbräuche, welche die Grundpfeiler der englischen Verfassung unterhöhlt und ihrem Einsturze nahe gebracht haben. Es ist ein betrübender Anblick, einen großen Mann durch Anfeindung der Menschen oder des Geschickes in eine unwürdige Stellung gebracht zu sehen; aber es erweckt ein Gefühl schmerzlichen Unwillens, ihn die großen Ideen seiner Zeit verleugnen zu hören, um mit kurzsichtigen Schwachköpfen und von Vorurtheil und Leidenschaft mißleiteten Menschen, wie Petrus neben den Kriegsknechten am Feuer, Platz zu nehmen. Doch wir müssen billig seyn; wir müssen, indem wir einen Walter Scott die unmächtige Stimme erheben hören gegen die großen Anforderungen seines Jahrhunderts, uns erinnern, daß dieser Irrthum zwar ein entstellender, aber fast nothwendiger Auswuchs an einem kräftigen Stamme ist, der sonst so viele gute Frucht getragen hat. Denn verdanken wir nicht eben seiner Vorliebe für mittelalterliches Leben und Wesen, für Aristokratie und Feudalverfassung alle jene Schöpfungen seines Genius, durch die er uns oft aus einer unfreundlichen Wirklichkeit in eine unter dem Zauberlichte der Poesie verklärte Vergangenheit entrückt hat? Bedauern nur können wir, daß der Dichter aus dem Feenreiche seiner Phantasie als Politiker in die Stürme der Gegenwart sich herab wagte, in der er sich, wie jene heiligen Siebenschläfer nach ihrem Erwachen aus hundertjährigem Schlafe, nicht zurecht finden kann. Die hohlen und unhaltbaren Schlußfolgerungen von Walter Scotts Rede sind übrigens augenfällig, und die Schwäche seiner Argumente hängt wohl mit seiner körperlichen Entkräftung zusammen.

Es sey nicht seine Absicht, sagte der würdige Baronet im Eingange seines Vortrages, sich der Versammlung aufzudrängen; seine Stimme sey fast erloschen und er selbst unwohl; doch von so hoher Wichtigkeit erachte er den gegenwärtigen Augenblick, daß er, bei der klaren Ueberzeugung, die er über den vorliegenden Gegenstand hege, wenn der Besuch der Versammlung ihm das Leben kosten sollte, gern seinen letzten Athemzug zur Opposition gegen die dem Parlament vorgelegte Maßregel hergeben würde (Zischen unter der Versammlung) — Denen, die sich ein Vergnügen daraus machten, zu zischen, wozu in dieser Versammlung wenig gerechter Anlaß sey, müsse er sagen, daß er sich darum eben so wenig kümmre, als wenn ihn Gänse anbliesen. Der Augenblick, den man zur Vorlage der Maßregel gewählt habe, mißfalle ihm eben so sehr, als die Art, wie die Vertheidiger der Bill die Volksstimmung aufzustacheln bemüht seyen. Man kenne die letzte Revolution in Frankreich — wie sie sich ereignet habe, wolle er nicht untersuchen; nur so Viel wolle er sagen, daß Diejenigen, die auf die Demokratie hin arbeiteten, den erwünschten Sieg errungen und eine Regierung geschaffen, wie sie es für sich am Besten hielten. Hierdurch sey der Zunder zu einem Brande gelegt worden, der sich weit und breit über das Land erstrecke. Frankreich habe schon seit Jahrhunderten die englische Verfassung nachgeahmt, aber nicht zweckmäßig. Immer habe es versucht, Etwas hinzuzufügen und daran zu verbessern, aber jederzeit darin fehlgegriffen. Nicht weniger als dreizehn verschiedene Konstitutionen habe es entworfen, und Dieß sey die vierzehnte seit Menschengedenken, und jede dieser Konstitutionen sey von der Art gewesen, daß sie nicht länger als ein Jahr anwendbar gefunden wurde. Und sollte Britannien Frankreich in einer Verfassung nachahmen und seine eigene aufgeben, die dem Lande Glück und Sieg verliehen und seinen Ruhm zu einer Höhe gesteigert, den Frankreich nie zu erreichen im Stande gewesen? Außerdem sey er überzeugt, daß England mit Frankreich Krieg haben werde, da dieses nie aufhören könne, gegen die Briten feindselig gesinnt zu seyn, so lange noch in einem Herzen das Andenken an die Schlacht von Waterloo fortlebe; *) und wie möge dieses Reich auf Sicherheit vertrauen, so lange Franzosen ohne eigene Gefahr den Briten Schaden zuzufügen im Stande wären. Er selbst habe eine kleine Probe davon gesehen, wie französische Geschicklichkeit englische Erfindungen nachahme. Man habe dort eine Eisenbrücke aus England einzuführen beabsichtigt, und zu diesem Ende einen englischen Ingenieur beauftragt, eine solche Brücke über die Seine, dem Hospital der Invaliden gegenüber, zu erbauen. Das Erste, was die französischen Ingenieurs thaten, war, daß sie die Zeichnungen des Entwurfes untersuchten und dann erklärten, die beabsichtigte Brücke könne so nicht ausgeführt werden, sie sey nicht elegant genug; kurz, sie sey englisch — und hiemit begannen sie, im Gleichgewichte der Spannketten, das zur Festigkeit des Werkes nothwendig war, Abänderungen zu machen; aber kaum war die Brücke so fertig, als sie auf einer Seite einbrach. Ein ähnlicher Fall sey es mit ihrer Konstitution; sie versuchten sie zu verbessern, und wir sehen den Erfolg davon. Wenn man ein altes Gebäude ausbessern will, das Jahrhunderte lang den Stürmen und Fluthen getrotzt hat, muß man sorgfältig auf die Erhaltung seiner Symmetrie Bedacht nehmen. Würden wir wohl so rasch damit seyn, die Bäume, unter denen wir und unsere Väter Jahrhunderte lang Schatten gefunden, umzuhauen? Vieles habe er von dem glücklichen Erfolge der Union gehört. Aber wie lange habe es gedauert, bis man davon eine Frucht gespürt? Mehr als dreißig Jahre; Mannshaar wurde grau, bevor ein Erfolg sichtbar geworden; jetzt erst hätten sie ihre Hoffnung in Erfüllung gehen sehen. Die Ernte reift heran in Gottes des Allmächtigen Zeit; wir aber sollen nicht so rasch Neuerungen gut heißen, die wahrscheinlich Uebel von nicht geringer Art zur Folge haben werden, statt daß wir in Ruhe und Frieden leben könnten.

*) Eine der größten Schwachheiten des großen Unbekannten ist unstreitig sein blinder Franzosenhaß, durch den er sich auch in seiner Geschichte Napoleons als völlig unfähiger Geschichtschreiber bewiesen hat. So ungeschickt Walter Scott hier die Franzosen in die Parlamentsfrage verwickelt, so unzeitgemäß und unvernünftig sind überhaupt jene Tiraden, durch die man noch den gegenseitigen Haß der Völker zu nähren sucht. Der Nationalhaß ist allzeit eine bequeme Waffe für den Ehrgeiz des Despotismus gewesen, und von diesem daher sorgfältig gepflegt worden. Die neuere Zeit hat die Völker gelehrt, daß sie gemeinschaftliche Interessen und ganz andere Feinde haben, als ihre Nachbarn.

wie bisher. Ich nehme Abschied von Euch, wie die Gladiatoren der alten Kaiserzeit: morituri te salutant. Gott sey dafür, daß ich gegen alle Reform wäre. Wir haben ohne Zweifel ein Bedürfniß der Reform, aber sie sollte zuerst in unserer eigenen Brust beginnen. Die Uebereilung ist es, wogegen ich vorzüglich bin. Was die Konstitution dieses Landes betrifft, so möcht' ich fast von ihr sagen: pondere librat suo — ihre eigenen Kräfte halten sie im Gleichgewicht. Nur selten noch kamen diese Kräfte mit einander in gewaltsame Berührung. Wird man eine dieser Kräfte zerstören, so wird man das Gleichgewicht der Konstitution zerstören, indem man die Macht des Volkes überwiegend macht und sich selbst die Mittel zu Verbesserungen abschneidet. Die gegenwärtige Maßregel kann man mit einer Uhr in der Hand einer ungeschickten Person vergleichen, die ohne Kenntniß der innern Einrichtung den Perpendikel so lange hin und her bewegt, bis er in Stücke gegangen ist; und wir sind jetzt eine Repetiruhr in der Hand von Kindern geworden, und Gott weiß wie es ausgehen wird."

Satyrische Hohlspiegelbilder des Auslands.

Wie Hr. von Conny *) sich unendlich täuschte.

Seit drei Wochen schmachtete Hr. von Conny im Gefängnisse von St. Pelagie — in einem sehr hübschen Zimmer, aß wie ein Prinz, trank wie ein Gott, erhielt Besuche von seinen Freunden, und schwamm in einem Rausche von Lobräucherungen; er war auf dem besten Wege zum Märtyrthum und Seligsprechen.

Zwölf Stunden hatte er bereits auf dem Eiderdunenbette der Gefangenschaft geschlafen, siehe, da wurde er entführt im Geiste gegen die fünfte Stunde des Tages, eben als die aufgehende Sonne einen rosenrothen Strahl durch die Gardinen schoß; denn der Unglückliche hatte das beste Zimmer im Hause, auf der Sonnenseite.

Ach, und welch schöner Traum! Es war ihm, als sehe er Karl X gekrönt von einem Heiligenscheine, der ringsumher ein himmlisches Licht verbreitete. Der transparente Monarch ging in seiner Glorie auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte: Mein lieber Getreuer, verlaß dieses häßliche Loch und komme zu mir in die Tuilerien. Und der verklärte Fürst öffnete ihm seine Arme, und Hr. von Conny, der über einen so ausschweifenden Ehrengenuß außer sich kommen wollte, fuhr in die Höhe und erwachte in seinem Bette. Noch trunken vom Schlafe und von dem genossenen Glücke, bemerkte er, erst als er seine Strümpfe und Hosen anzog, die schöne Morgensonne, und erinnerte sich, daß er im Gefängnisse von St. Pelagie sitze.

Horch, da pocht es an die Thüre, und eine sanfte und fast furchtsame Stimme bittet um die Erlaubniß, einzutreten; es war das grimmige Marterwerkzeug der liberalen Wütheriche. Er brachte ein artiges Frühstück, und nachdem er drei äußerst höfliche Verbeugungen gemacht hatte, erlaubte er sich, seine Grausamkeit hinter der Maske von Höflichkeit und Demuth verbergend, zu sagen: „Sie sind frei, mein Herr."

Hr. von Conny hüpfte auf vor Freuden; er setzte in der Eile eine seidene Schlafmütze, die er für seinen Hut ansah, auf den Kopf, steckte die Feuerzange statt des Degens an die Seite, und gelangte ohne Hinderniß auf die Straße. Als er durch die Gefängnißgänge hinwandelte und Nichts als liberale Gesichter bemerkte, sagte er bei sich: „Mein Traum war ein Bote des Himmels. Karl X ist wieder zurück und diese liberalen Flegel sitzen im Käfige. Herr, Dein Wille geschehe!"

Er stieg in einen Fiaker, und da er Hrn. Dupin mit dem Ehrenkreuze auf der Brust vorüber gehen sah, sagte er: „Ach, dieser gute Karl Capet hat seine Freunde nicht vergessen; er wußte die Treue und Anhänglichkeit an seine geheiligte Person zu lohnen."

*) Der Vicomte Conny wurde bekanntlich in Folge der bei der Leichenfeier des Herzogs von Berry in der Kirche von St. Germain l'Auxerrois vorgefallenen Unruhen in das Gefängniß von St. Pelagie gesetzt, aber am 1 April auf Ausspruch der Anklagekammer des Zuchtpolizeigerichtes von Paris auf freien Fuß gestellt. Dagegen wurden Valerius und Ducouchoue an den Assisenhof verwiesen, als des Komplottes gegen die Sicherheit des Staates angeklagt; schuldig befunden, würde sie die Todesstrafe treffen. Drei andere Individuen, Robelet, Guinet und de Balthasard wurden gleichfalls wegen der erwähnten Auftritte in der Fastnacht vor die Assisen verwiesen, als angeklagt, aufrührerische Gesinnungen verbreitet zu haben. Die höchste Strafe, die sie treffen könnte, würde zwei Jahre Gefängniß seyn. Der Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois und Hr. Conny wurden frei gelassen. A. d. R.

Er hörte auf der Straße sagen: das Budget ist auf eine Milliarde zweihundert Millionen gesetzt. „Nicht mehr als billig," sagte er, „die Emigranten haben ihre Milliarde gehabt, auch wir müssen die unserige haben." Ein öffentlicher Ausrufer kreischte die prächtige Rede des Hrn. Casimir Perier gegen die Gesellschaften her. „Ei, ei," sagte Hr. von Conny, „es scheint, das Komité directeur hält sich noch immer auf den Beinen. Aber man hat ihm einen Casimir entgegengesetzt, der wird ihm schon zeigen." Und Hr. von Conny weinte vor Freuden.

Endlich auf dem Boulevard — es war gerade der Tag von Longchamps — sah er, daß aus grenzenloser Höflichkeit nur die Wagen der fremden Gesandten in der Mitte der Straße fahren durften. „So recht, so recht!" sagte Hr. von Conny; „der gute Karl weiß, daß man sich auf die Fremden verlassen muß. Die Fremden allein sind gute Franzosen." Er kam an dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorbei, wo er ein Schock ungetrübtester Karlisten ein- und ausgehen sah. Er umarmte vor Freude drei Mal seinen Kutscher.

Aber so heftig ihn vorhin die Freude gekitzelt hatte, so scharf stachen ihn jetzt die Dornen des Schmerzes, als sein zaubervoller Traum bei dem Anblicke eines untrüglichen Zeichens — in Nichts zerfloß. Er sah die wohlthätigen Früchte der Julius-Revolution. „Ach Gott!" schrie er, „ich habe mich getäuscht! Karl X spielt noch Domino zu Holyrood, und die Liberalen triumphiren!"

Er erblickte nämlich einen Mann von der Munizipalwache, der einen Tschako aufhatte, und die Gendarmen Karls X, wie er sich wohl erinnerte, trugen Hüte.

Daran erkannte Hr. von Conny, daß er sich unendlich getäuscht hatte; er gab seinem Kutscher aus Aerger kein Trinkgeld, und schalt ihn einen Republikaner. F.

Neue Eisenbahn in England.

Unter dem Namen der Liverpool- und Leeds-Eisenbahn wird gegenwärtig in England eine der riesenhaftesten Unternehmungen unserer Zeit vorbereitet. Es ist nämlich in Vorschlag gebracht worden, eine Bahn für Dampfwägen in gerader Linie von Liverpool durch das große Steinkohlengebiet von Lancashire zu führen, die, in Verbindung gesetzt mit den großen Städten und zahlreichen Manufakturen dieses Distriktes, zuletzt quer durch die Mitte von England in den Westbezirk von Yorkshire, den Hauptsitz der englischen Wollenmanufakturen, und sofort an die Häfen des Humber geführt werden, lohin das deutsche Meer mit der irischen See in Zusammenhang bringen soll. Diese Straße soll sehr geräumig mit vier Linien von Eisenbahnen angelegt werden, von denen zwei für die Eilwagen, die mit Reisenden und leichten Gütern hin und her gehen, und zwei für Lastwagen mit schweren Gütern und Mineralien bestimmt seyn sollen. Der ganze Weg wird mit Gas beleuchtet werden, um bei Nacht wie bei Tag fahrbar zu seyn. Auf diese Weise werden Reisende zu jeder Zeit von dem Ufer der Mersey zu dem des Humber in sechs Stunden gelangen können — was in Krieg und Frieden für ganz England von höchster Bedeutung werden müßte, insbesondere wenn man bedenkt, daß die weitausgedehnten Verzweigungen der Dampfschifffahrt westlich in Liverpool als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zusammenlaufen, und östlich Dieß derselbe Fall mit dem Humber ist. Die Wichtigkeit einer solchen Verbindungsstraße durch solche Distrikte mit der größtmöglichen Schnelligkeit im Transport von Gütern und Reisenden; die Vortheile, die die Rückfracht nicht allein mit Manufakturwaaren, sondern auch mit Steinkohlen gewähren würde, welche letztere leichter und wohlfeiler eingeführt werden könnten, überhaupt der große Aufschwung, den hiedurch Handel und Industrie nehmen müßten, liegt auf flacher Hand. So groß die Manchester- und Leeds-Eisenbahn ist, so wäre sie mit der in Vorschlag gebrachten doch in keinen Vergleich zu stellen. Die erwähnte Eisenbahn hat bereits 100.000 Reisende in weniger als der Hälfte Zeit und um die Hälfte wohlfeiler, als bei der früheren Art zu fahren, hin und her geführt, und die Fracht der Stapelartikel der Baumwolle um 30 pCt. herabgebracht. Wenn auf dieser verhältnißmäßig kleinen Straße schon solche Vortheile erreicht wurden, um wie viel mehr muß Dieß erst bei einer Eisenbahn der Fall seyn, die bei einer weit größeren Ausdehnung noch viel bevölkertere und wichtigere Provinzen durchschneidet! Es sollen bereits über 900,000 Pf. zu dieser Unternehmung unterzeichnet seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 109. 19 April 1831.

Uebersicht der politischen Blätter in Paris. *)

Unter der alten französischen Monarchie zählte man kaum ein oder zwei Journale, die sich fast ausschließlich mit Literatur beschäftigten; die Geheimregiererei gestattete dem Volk keine Stimme bei seinen Angelegenheiten. Da brach die Revolution aus, der Widerstreit der Meinungen begann und jede Partei fand es nothwendig, ihre Sache vor dem Publikum zu verfechten. Eine Menge von Blättern entstand und verschwand mit den Meinungen und Parteien, die sie repräsentirten; aber alle hatten das Gepräge der Zeit, die Leidenschaftlichkeit der Ueberzeugung, die Energie des Hasses, die Wuth der Polemik: klare unbefangene Erörterung durfte man damals nicht erwarten. Unter dem Kaiserthum lastete die Censur schwer auf der Journalistik; die Zeitungen sanken zu kaiserlichen Lager- und Hofbülletins herab; die Preßfreiheit beschränkte sich auf einige unschuldige Federnkriege. Diesem Zustand der Dinge, der allerdings sehr geeignet war die Ordnung zu befestigen, aber die Früchte der Revolution nicht zur Reife bringen konnte, machte die Restauration ein Ende. So karg diese auch das Maß der Freiheit zuzumessen sich angelegen seyn ließ, und so wenig sie von den wirklichen Bedürfnissen des Jahrhunderts begriff, so sahen die Gesetzgeber von 1814 doch ein, daß sie nicht stark genug seyen, Frankreich unter dem Joch zu halten, welches Napoleons eiserne Hand seinem Volk auferlegt hatte. Sie behielten sich daher vor, den Gedanken sorgfältig zu bewachen und ihm Stillstand zu gebieten, wenn er zu weit ginge, ihn sonst aber in keine Fesseln zu schlagen. Dieß war für die Presse genug; mit dieser bedingten Freiheit, die man ihr vergönnte, mußte es ihr schon gelingen, sich die volle und ganze Freiheit zu erringen. So geschah es denn auch; von dem Tag ihres Bestehens an wurde sie allmächtig und als der Despotismus vor der Gefahr aufschrak, war sie ihm bereits zu stark; sie hatte sein Prinzip an der Wurzel zerstört; endlich wagte er einen letzten entscheidenden Schritt und der Sturz des Bourbonismus war das Resultat. Diese letzten fünfzehn Jahre des Kampfes kann man sagen, sind die Schule gewesen, in welcher die periodische Presse in Frankreich sich zu ihrer politischen Bestimmung herangebildet hat.

*) Nach einem Artikel von Anselm Petetin im Februarheft der Revue encyclopédique.

Der Constitutionnel ist das erste Blatt, dessen sich Männer, welche die geheimen Absichten der Restauration und ihre alte Anhänglichkeit an das göttliche Recht, die Aristokratie und die Mönchnerei erriethen, als eines Organs der Opposition bedienten. Der Erfolg dieses Journals war schnell. Das durch den Anblick der fremden Waffen, unter deren Schutz eine fast vergessene Dynastie zurückkehrte, empörte Nationalgefühl; die Bedrohung aller von der Revolution geschaffenen Interessen durch geheime Reaktion oder offene Gewaltthat; das instinktartige Bewußtseyn, daß zwischen dem neuen Frankreich und den alten Herren keine Sympathie möglich sey; dieß Alles vergrößerte in Kurzem die Reihen der werdenden Opposition. Seit jener Zeit hat der Constitutionnel fortwährend einer unermeßlichen Publicität sich erfreut, die ihm erlaubte der Sache der Freiheit Dienste zu leisten, deren Wichtigkeit man, ohne ungerecht zu seyn, nicht verkennen kann. Eben so wenig läßt sich aber auf der andern Seite leugnen, daß er das Glück, welches er machte, nicht immer der Weisheit seiner Grundsätze verdankte. In die Grenzen einer systematischen Opposition sich einschließend, vertheidigte er nicht jeder Zeit jene auf breiten philosophischen Grundlagen beruhende Freiheit, für welche seine Redakteure, die meist unter dem Kaiserthum zu Ehren gekommen waren, nicht wohl sehr eingenommen seyn konnten. Oft mochte man ihm vorwerfen, er huldige den Leidenschaften und den Vorurtheilen und beuge sich gar zu gefällig unter die Launen der Tagesmeinungen, wenn diese auch offenbar vom rechten Weg abschweiften. So schmeichelte er lang dem Militärstolz, der so gerne sich über das Bürgerthum erhebt; so trieb er seinen Krieg gegen den Jesuitismus bis zur Verzichtung auf das Prinzip der Freiheit des Unterrichts. Diese Geschmeidigkeit bewies, daß es sich bei ihm nicht sowohl um den Sieg von Grundsätzen als um eine Finanzunternehmung handelte. Es waren nicht die Schriftsteller, welche den Geist des Journals leiteten, sondern die Kaufleute, welche auf die öffentliche Meinung nach allen Schwankungen des Kurses spekulirten. Der 25 Julius zog diese Thatsache an's helle Tageslicht. Während andere Blätter das ehrenvolle und gefährliche Beispiel des Widerstandes gegen eine grobe Verletzung des Rechts aufstellten, weigerte der Constitutionnel zu ihrer kräftigen Protestation den Beitritt; er erkannte die Rechtmäßigkeit der Gewalt an, warf sich vor dem Meineid in den Staub und ließ sich ein schmähliches Daseyn fristen. Mehrere talentvolle Mitarbeiter versagten ihm von da an ihre Feder, und andere, um wenigstens

ihre persönliche Ehre zu wahren, unterzeichneten als Einzelne die Protestation vom 27 Julius. Indessen ging die Gefahr des Kampfes vorbei, die Freiheit triumphirte und der Konstitutionnel trat wieder unter ihre Fahnen; und jetzt erklärt er sich für eine ihrer festesten Stützen. Doch zeigt sich noch etwas Verlegenes und Gezwungenes in seiner Haltung. In Ermanglung jener unveränderlichen Grundsätze, die unter allen Umständen ihre Anwendung finden, weiß er nicht, welchem System er sich anschließen soll. Seine alten Gewohnungen der Opposition aufzugeben und sich der Regierung geradezu anzuschließen wagt er nicht, weil er ein Vermögen auf's Spiel zu setzen fürchtet, das ihm bloß seine Rolle als Oppositionsmann und zwar als erster Oppositionsmann erworben hat. Er verliert aber eben deßwegen auch von Tag zu Tag seinen Einfluß in den Departementen, und in Paris ist es mit seinem Ansehn längst aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie von diesem Fluß abgegangen, lagerten sie nach einem zweitägigen Marsche, an einem andern bedeutenden Strom, der sich im Norden von Angra in's Meer ergießt. Obgleich dieser Theil des Innern überaus gebirgig war, so fehlte es doch nicht an Pässen, deren sie in der Entfernung von 26 Lieues von der Küste, wenn man die Wendungen des Wegs mit einrechnet, oder von etwa 16 Lieues in gerader Linie mehrere trafen. In diesem Bezirk, der einen Ueberfluß von Rindern und Schafen enthielt, hatte der Neger Meturo, der Hauptanstifter der Ermordung von Jose da Souza und Sepulveda, einen Zufluchtsort gefunden. Er wohnte in einer Höhle, wo er sich mit großem Muth vertheidigte, und endlich durch seine labyrinthischen Schlupfwinkel glücklich entfloh. Doch ließ er nicht nur einen ledernen Sack mit dem seinen unglücklichen Opfern abgenommenen Raub zurück, sondern auch 600 Schafe, eine sehr willkommene Beute für die Expedition. Obgleich es die Untersuchung dieser entlegenen Provinzen galt, und nicht die Verfolgung dieser Verbrecher, so gab doch Mendes diesen Justizakt als seinen Hauptzweck aus, um dadurch einen Eindruck hervorzubringen, der zur Rettung unglücklicher Schiffsmannschaften dienen könnte, die künftig an dieser unwirthbaren Küste stranden möchten. Die Bewohner dieses Theils von Afrika heißen Memuaschagues; sie leben von Ochsen- und Schaffleisch, Wildprät, Milch und Früchten; ihre Hütten sind von Stroh, und mit einem Gemisch von Erde und Kühmist überzogen, welches durch die Sonne so gehärtet wird, daß es den Regen abwehrt. Um ihr völlig durchnäßtes Gepäck zu trocknen, hielt die Expedition den 20 und 21 Rast; den 22 setzten sie ihren Marsch in der Richtung des Landes Bumbo fort, das theils an Njau, theils an Canina oder Gonga stößt; dann passirten sie den Fluß der in den Rio das Mortes sich ergießt, und wanderten zwei Tage an seinem Ufer, wo ihnen im Sande Rinden von krystallisirtem Salpeter auffielen; das Wasser ist salzicht, ernährt aber Schafe und Hornvieh, die nirgends schöner seyn können. Die Lage wurde hie genommen, und fand sich 14° 40′ s. Br. Man befragte die Gefangenen, ob sie nicht wüßten, daß ihre Väter mit weißen Männern Handel getrieben hätten; allein sie versicherten, daß ihnen Nichts der Art bekannt sey; auch hatten sie keinen Begriff von irgend einer Art von Kleidern, als solchen, die aus Schaf- oder Ochsenhäuten verfertigt werden. Die Einwohner zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Gestalt, und die richtigen Verhältnisse ihrer Gliedmaßen aus; sie tragen Zierrathen von Schafleder im Haar, die in sonderbare Figuren ausgeschnitten sind, und woran die Wolle nach außen geht; ihre Weiber sind sehr fruchtbar. An diesem Ort wurde der alte Neger in Freiheit gesetzt, nachdem man ihn zuvor in Wolle gekleidet hatte; er bestand darauf, daß er weiße Menschen zuvor weder selbst gesehen, noch von ihrem Verkehr mit andern gehört. Die Sprache der Eingebornen hat große Aehnlichkeit mit jener der Wilden an der Küste von Anpla; sie wird jedoch von Denen, die die Bunda-Sprache kennen, leicht verstanden.

Am 23 November erreichte die Expedition den Staat Bumbo, der die Oberherrschaft über Njau ausübt, und hier überschritten sie den Fluß, der nördlich von Angra in's Meer fällt. Mendes bemerkt in seinem Tagebuch: „Wenn ich nicht fürchtete, durch die Länge meiner Erzählung zu ermüden, so könnte ich viele Notizen über diese Gegend geben, die an Klima, Fruchtbarkeit, glücklicher Lage und Schönheit der Landschaft in allen den Theilen von Westafrika, die den Portugiesen bekannt sind, ihres Gleichen nicht hat.“ Das Land liegt in einem Halbkreis von Bergen, die zwischen Nordost und Südost in beträchtliche Entfernung sich erstrecken, und von einem zahlreichen und kühnen Volke bewohnt werden. Von dem Gipfel der Bergkette ergießt sich ein Fluß, der, am Fuß des Gebirges durch künstliche Kanäle in viele Arme getheilt, ausgedehnte Felder mit Mais, Hirse, Waizen, Bohnen, Massags und bedeutende Tabakpflanzungen bewässert. Den Tabak bereiten die Bewohner zum Rauchen, indem sie die Blätter zwischen zwei Steinen pressen; der von Natur leichte Boden wird mit verbranntem Stroh gedüngt. In Bezug auf die Art der Bewässerung äußert Mendes: „Die Kunst Wasser zu vertheilen, in der die Egyptier unsere ältesten Lehrer waren, drängte sich diesen Negern durch dieselben Umstände in ihrer Gegend auf; allein es ist das einzige Beispiel, das mir bei meinem langen Aufenthalt in Afrika vorkam. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist im Verhältniß zu der Mühe, die sich die Eingebornen geben; sie beginnen unmittelbar nach der Ernte wieder zu säen, und nehmen ihre Zuflucht zu ihren Wasserbehältern, wenn der Regen ausbleibt.“ So baumreich das Land ist, so gehen die Einwohner doch sehr sorgfältig mit dem Holz um, sie hauen bloß Bäume von der kleinern Art, und lassen die größern wachsen, damit sie ihnen Bretter geben, die sie gegen die Sonne schützen. Die Expedition würde sich bei diesen Eingebornen besser mit Lebensmitteln versehen haben, wenn nicht ein benachbartes Volk, genannt Catallas, überall Verwüstungen angerichtet hätte. Diese Feindseligkeiten werden meist in Verbindung mit dem König von Anpla Ogonga unternommen und ausgeführt; denn hat gleich dieser Fürst die Oberherrschaft über die Bewohner von Njau, so will er doch nicht, daß seine Vasallen reicher, und am Ende mächtiger als er selbst seyn sollen; Dieß zu verhindern befördert er Einfälle in diese Provinzen. Dieser Theil von Bumbo, der ohne allen Zweifel der einladendste und zweckmäßigste Bezirk für Gründung einer Handelsniederlassung wäre, liegt unter 14° 12′

s. Breite, 28 Lieues nördlich vom Hafen Mossamedes. Der Fluß kommt von einem Gebirg gegen ONO, und schlängelt sich südöstlich gegen die See, mit der er sich unter 14° 57′ s. B. vermählt. Seine Ufer sind sehr bevölkert, und mit zahlreichen Dörfern besetzt, die bei der Annäherung der Expedition alle verlassen wurden; obgleich man Abgeordnete an die Einwohner sandte, so erregte doch die Erscheinung weißer Männer solchen Schrecken, daß keine Ueberredung sie bewegen konnte, zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus dem polnischen Freiheitskampfe.

Folgende That einer beispiellosen Entschlossenheit verdient von der Geschichte aufbewahrt zu werden. Der Kapitän des sechsten Linien-Infanterieregimentes, Nikolaus Dobrzyzky, der früher schon in dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel mit Auszeichnung diente und späterhin geraume Zeit, wegen seiner freisinnigen Grundsäze verfolgt, im Gefängnisse schmachten mußte, wurde am 24 Februar von dem General Jankowski entsendet, den Heerhaufen des Fürsten Szachowski zu rekognoszieren. Der Kapitän Dobrzyzki begab sich mit einer Abtheilung Plänkler in die Nähe von Nieporent, wo er in einem Defilee sich aufstellte, und von da aus mit Erfolg den Angriff der dreifachen Plänklerlinie des Feindes aushielt. Nach einem langen Gewehrfeuer bemerkte er bei dem Feinde eine Bewegung und sah sich auf ein Mal von dem Regiment verlassen, das eine andere Stellung genommen hatte. Sogleich beorderte er den Unterlieutenant Bojankowski, Erkundigung einzuziehen, der endlich nur mit größter Gefahr zurückkehrt, nachdem er von einem verwundeten Soldaten erfahren, daß die Polen sich bereits seit einer halben Stunde zurückgezogen. Sonach war die Abtheilung des Kapitäns Dobrzyzki völlig abgeschnitten. Diese Nachricht wurde gleich darauf noch bestätigt durch den Unterlieutenant der vierten Kompagnie, Szlochman, der sich mit acht Mann auf die polnischen Plänkler zurückgezogen hatte. Kein Augenblick war zu verlieren; hinter sich hatten sie ein sumpfiges Erlengehölz, und jeder Rückzug war unmöglich. Indeß der Kapitän war entschlossen, die Seinigen wieder zu erreichen oder zu sterben. Ganz allein ersteigt er einen Hügel, um die Stellung des Feindes zu beobachten, sieht sich aber in dem Augenblicke, wo er die Höhe erreicht, kaum fünfzehn Schritte weit von einem Bataillon des russischen Regimentes Czarnomorski, das, bei seinem Anblicke erstaunt, Halt macht. Ein einziger Schuß fällt aus dem Bataillon und durchbohrt den Tschako des Kapitäns, der ohne einen Schritt zu weichen seinen Leuten zuruft: „Voran, Kinder, es lebe Polen!“ Mit Blitzesschnelligkeit wirft er sich hierauf mit seiner nur achtzig Mann starken Schaar auf den Feind, durchbricht das Bataillon, tödtet sechzig Russen, eilt im Angesichte des ganzen Korps des Fürsten Szachowski hinweg, und gewinnt ein Gehölz, wo er einen Grenadier findet, der in der Gegend bekannt ist, und erreicht auf Umwegen sein Bataillon wieder, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Dobrzyzki wurde bei dieser kühnen That trefflich unterstützt durch die Unerschrockenheit der Lieutenants Szlochman und Bojankowski, und alle drei erhielten das Militärkreuz auf einstimmiges Verlangen aller Offiziere des Regimentes.

* * *

Auf einer andern Seite der Schlachtlinie gab der Bürger Radonski, aus dem Herzogthum Posen, eine nicht geringere Probe von dem Heldenmuthe, der das ganze polnische Heer beseelt. Radonski stand als gemeiner Kanonier in der Batterie des Kapitäns Piutka, die durch das feindliche Feuer fast ihre ganze Mannschaft verloren hatte. Ganz allein richtete er ungeachtet der Warnungen seiner noch übrigen Mitsoldaten die Kanonen gegen den Feind. Eine Granate verwundet und stürzt ihn zu Boden. Der anwesende Offizier ruft den andern Kanonieren zu, den Verwundeten wegzubringen, und es scheint, daß die Kanonen eine Zeitlang unbedient bleiben müssen. Doch der mit Blute bedeckte Radonski rafft sich auf und ruft: „Ich lebe noch, Kanoniere! An's Geschüz!“ Der Generalissimus, von diesem tapfern Benehmen unterrichtet, hat dem Bürger Radonski das Militär-Ehrenkreuz ertheilt.

* * *

Während der Schlacht von Bialolenka verwundete eine Haubize einen polnischen Offizier gefährlich; der Kampf ist gerade in seiner vollen Wuth entbrannt, und der Verwundete bleibt bewußtlos auf dem Boden liegen, in dem Augenblicke unbeachtet von den Seinigen und ohne Hülfe. Der Sohn eines Bauers, ein Knabe von sieben Jahren, sieht aus einer Hütte, in deren Nähe das Gefecht wüthete, die hülflose Lage des Offiziers, tritt unter dem furchtbarsten Kanonenfeuer heraus, schöpft Wasser aus dem Brunnen und schüttet es über das Gesicht des Offiziers, der hierdurch wieder zur Besinnung kommt. In diesem Augenblicke reißt eine Kugel dem Kinde beide Beine weg. Der Knabe bei dem heftigsten Schmerze streckt noch seine kleinen Hände nach dem Offiziere aus, um ihm die Halsbinde aufzuknüpfen, sinkt aber, während er noch damit beschäftigt ist, entseelt zurück.

* * *

Der Reichstags-Marschall, Graf Wladislaus Ostrowski, hat allen Bauern auf seinen Gütern, die für das Vaterland kämpfen, durch eine feierlich ausgestellte Urkunde die Freiheit und den Besiz von Grundeigenthum unter folgenden Bedingungen zugesichert: Jeder Bauer, der für die Unabhängigkeit des Vaterlandes die Waffen ergreift, wird ein erbliches Grundeigenthum von sechs Morgen fruchtbaren Landes erhalten; dafür wird er jährlich zwei Gulden für jeden Morgen Steuer entrichten, und diese Abgabe soll zur Errichtung einer Elementarschule bestimmt seyn. Jeder Bauer, der sich durch ein Zeugniß über Proben seines Muthes in dem gegenwärtigen Kriege ausweisen kann, erhält außerdem noch sechs andere Morgen Feldes, Pferde, Rindvieh und alle zum Ackerbau gehörigen Geräthschaften. Ein Jahr nach dem Ende des Kriegs soll jeder Bauer die Frohndienste ablösen können, entweder durch eine Ablösungssumme oder dadurch, daß er landeigenes Besitzthum erwirbt. Die geschenkten oder verkauften Grundstücke werden den neuen Eigenthümern frei von allen Schulden übergeben.

* * *

In dem Gefechte bei Markuszow, durch das der General Dwernizki den russischen General Kreuz zum Rückzuge zwang, zeichnete sich besonders der Obrist Lanckoronski aus. Zwei seiner Söhne dienen unter ihm in derselben Schwadron. Einer von ihnen wurde durch mehrere Säbelhiebe in Kopf und Arm so gefährlich verwundet, daß man ihm den Arm auf der Stelle abnehmen mußte. Der Vater, so tief er auch bei diesem traurigen Anblicke sich ergriffen fühlte, fuhr dennoch fort, die Pflicht des tapfern Soldaten zu erfüllen, und setzte sich selbst der äußersten Gefahr aus. In demselben Gefechte sah man einen vormaligen Offizier, Namens Garczynski, der späterhin als Unterpräfekt sich durch seine bürgerlichen Tugenden auszeichnete, und gegenwärtig mit seinem Sohne als gemeiner Soldat in einer und derselben Schwadron diente, mit Löwenmuth gegen mehrere russische Dragoner fechten, indem er seinen Sohn, der verwundet worden war, vertheidigte. Selbst vom Pferde gestürzt, wurde er von seinen Kameraden, die ihm zu Hülfe eilten, sammt seinem Sohne gerettet. — Zwei Geistliche, Pulawski und Szynglatzki, befanden sich an diesem wie an dem vorhergehenden Tage fortwährend an der Spitze der Kolonne, und nahmen an dem Gefechte mit einem Muthe Theil, den der General Dwernizki selbst in seinem Berichte an den Oberfeldherrn als über jedes Lob erhaben schildert.

Vermischte Nachrichten.

Der Sultan hat zur Tilgung der ungeheueren Schulden des heiligen Grabes 1000 Beutel (500.000 türkische Piaster) beigetragen. Außerdem bewilligt er, daß von allen Griechen, die im Umfange des osmanischen Reiches wohnen, zu Gunsten der heiligen Orte eine Kopfsteuer von einem Piaster erhoben werden darf, um theils die Schulden zu tilgen, die durch die Mißbräuche der Pascha's und Papa's (griechischen Priester) angehäuft wurden, theils um damit die Kosten zur Wiederherstellung des christlichen Tempels zu bestreiten. Ein kaiserlicher Chattischerif ernennt fünf Aufseher und an ihrer Spitze den griechischen Wojewoden Eustathius Nicolaides von Zagora, den Fanarioten. Durch einen andern Chattischerif des Großherrn wird bestimmt: „die Raya's, d. h. die Griechen, Armenier, katholischen Armenier und Juden werden mit den Türken vor dem Gesetze gleich

seyn, ohne daß der Moslim das geringste Vorrecht sich anmaßen oder auf seinen Namen als Muselmann irgend einen Anspruch begründen darf. Denn vor dem Angesichte des Sultans bilden Alle nur Einen Körper, nur Eine Familie, was auch immer die Religion des Einzelnen seyn mag: der einzige Unterschied besteht in dem Gewissen, wofür der Mensch nur Gott verantwortlich ist. Die Regierung wird unter keinem Verhältniß darauf Rücksicht nehmen, zu welchem Glauben sich der Unterthan, der vor ihr erscheint, bekennt. — Der Sultan beschäftigt sich anhaltend mit Verschönerungen der Hauptstadt. Bereits hat er in einigen der Hauptstraßen eine große Anzahl von kleinen Kaufbuden niederreißen und an ihrer Stelle Läden von einer besser in's Auge fallenden Bauart errichten lassen. Bis jetzt herrschte des Nachts in allen Theilen der Stadt die dichteste Finsterniß, die jeden Unfug und jede Störung der öffentlichen Ruhe begünstigte. Diesem Uebelstand wenigstens theilweise abzuhelfen, sind einstweilen vor den Thoren des Palastes des Seraskers große Laternen angebracht worden und ein Gleiches wird vor den Kaufläden geschehen, wenigstens die Zeit des Ramadan hindurch. — In die Gegenden von Rumelien, die am Meisten von den Verwüstungen des Krieges gelitten haben, hat der Sultan Geld zur Vertheilung geschickt; deßgleichen Getreide und Lebensmittel, womit die armen Rayas unentgeltlich unterstützt werden sollen. Außerdem erhielten sie einen zweijährigen Steuernachlaß, und den Paschas und andern Gerichtsbehörden wurde durch einen Firman eingeschärft, sich nicht die mindeste Ungerechtigkeit gegen irgend Jemand zur Schuld kommen zu lassen. Künftighin werden sie einen Raya, der seine Pflicht übertreten hat, nur im Einverständniß mit dem Primaten, unter dessen unmittelbaren Gerichtssprengel er gehört, bestrafen können. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß jeder Raya, der sich durch das Urtheil einer Mekkeme (Gerichtshofes) oder sonst einer Behörde beschwert fühlt, nach Konstantinopel sich begeben darf, ohne im Mindesten daran gehindert werden zu dürfen. Man sieht, daß der Sultan auf der betretenen Reformbahn mit eben so viel Kraft als Klugheit fortschreitet, und diese Schritte können als Vorboten von noch tiefer eingreifenden Reformen in der Gesetzgebung betrachtet werden. Auf den Inseln und an anderen Orten, die in der Nähe des neuen griechischen Staates liegen, dürfen die Paschas und türkischen Statthalter die Einwohner nur nach den Landesgesetzen richten: niemals sollen dieselben ihrem natürlichen Richter entzogen und von den Statthaltern nur mit Zustimmung der Primaten verurtheilt werden. Die Einwohner von Samos insbesondere werden auf ihrer Insel weder einen Cadi, noch einen Gouverneur haben und zum Statthalter einen Griechen, den sie hiezu der Pforte vorschlagen dürfen. Es wird ihnen auch eine eigene Flagge mit dem christlichen Kreuze zugestanden. „Werden sie sich ungeachtet dieser Verwilligungen nicht unterwerfen, heißt es in dem Chatti, so werde man andere Mittel gegen sie ergreifen (bakaloum, wir werden sehen.) — Alle Raya's sollen in der Tracht der regulären Truppen gehen; die türkischen Soldaten werden zum Unterschied von den Raya's eine Epaulette tragen.

•

Seit dem Jahre 1742 war die Aufmerksamkeit der geschicktesten Chemiker auf die Erfindung einer dauerhaften blauen Farbe gerichtet, die als Surrogat für den Indigo dienen konnte. Bis jetzt waren diese Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt. Das berliner Blau, die einzige Farbe, die man als Ersatz des Indigo benutzen konnte, macht die Wolle zu spröde zum Weben und trocknet sie allzusehr aus. Gegenwärtig hat in England eine Gesellschaft ein Privilegium auf Bereitung einer blauen Farbe erhalten, die, nach der darüber ergangenen Anzeige der Erfinder, allen Färbungen, die je mit Indigo gemacht wurden, gleichkommt, wo nicht sie übertrifft, und an Dauerhaftigkeit bei Weitem besser ist. Man hat als Proben Kleider vorgelegt, deren Tuch bis auf den Faden abgetragen ist, während die Farbe noch so frisch aussieht, als wäre das Tuch erst zugeschnitten worden; auch läßt sich an keiner Naht die mindeste Spur von weißer Abfärbung wahrnehmen — eine Dauerhaftigkeit der Farbe, die kein Indigo erreichen kann. Die Erfinder versprechen von der Einführung dieser Farbe folgende Vortheile: Die Substanzen, aus denen sie bereitet wird, sind in allen Ländern in Ueberfluß, und äußerst wohlfeil zu haben, nicht sowohl ihrer Menge wegen, als weil sie größtentheils aus Dingen bestehen, die als Unrath weggeworfen werden, z. B. wollenen Lumpen, Fleisch, das man nicht brauchen kann, Blut, Eingeweide; überhaupt jeder Art animalischen Stoffes, in so verdorbenem Zustande er sich auch befinden mag — ein neuer Industriezweig wird durch die Bereitung dieser Farbe aufblühen — größere Dauerhaftigkeit, Schönheit und Glanz der Farbe, die man zu allen möglichen Färbungen verwenden kann, wird erzielt — bei gleichem Färbegeräthe kann drei Mal mehr Wolle in einer und derselben Zeit und mit unendlich geringeren Kosten gefärbt werden, als mit Indigo — die auf diese Art gefärbte Wolle ist in jedem Betrachte besser zu verarbeiten, ist geschmeidiger, krempelt besser, und läßt sich leichter weben als die mit Indigo gefärbte — man kann die neue Farbe nicht allein als Blau anwenden, sondern auch als Grundfarbe von Schwarz und Grün; letztere Farben daraus werden äußerst schön gemacht. Für Hüte ist die Schönheit und Stärke der so gewonnenen schwarzen Farbe, und die Schnelligkeit, mit der die Färbung vor sich geht, unschätzbar u. s. w.

•

Das Budget des englischen Kriegsministeriums stellt sich in Folgendem dar. Im aktiven Dienste befinden sich

	Pfd.	Sch.	Pf.
Landtruppen, die für den Dienst in Indien abgerechnet 82.042 Mann, deren Unterhaltung erfordert . . .	3.152.154	8	2
Generalstäbe	124.522	8	—
Verwaltungsstellen . . .	105.897	6	4
Krankenanstalten . . .	12.420	—	—
Garnisonen	33.855	15	10
Militärschule	5.817	17	5
Invalidenspital	19.975	12	5
Freiwillige	155.088	19	8
	3.545.622	9	9

Nicht aktiv befinden sich:	Pfd.	Sch.	Pf.
Generale mit	155.000	—	—
Ausgediente Offiziere mit Gnadengehalten.	96.300	—	—
Offiziere auf halbem Sold . .	697.800	—	—
Fremde Offiziere . . .	91.500	—	—
Ausgediente Offiziere der Landmiliz, Adjutanten und Sergeant = Majors der Yeomanry	27.174	5	—
Wittwengehalte	147.778	—	—
Pensionen für Wunden und verschiedene Entschädigungen u. s. w. . . .	240.619	—	—
Pensionäes von Chelsea u. Kilmainham	1.335.986	7	5
Wartgelder	53.369	6	3
	2.765.328	18	8

Die aktive Landarmee von 82.042 wird somit im Jahre 1832 im Ganzen 6.381.849 Pf. 2 Sch. 5 P. zu unterhalten kosten. Die in den verschiedenen Niederlassungen der ostindischen Kompagnie befindlichen Truppen belaufen sich auf 20.976 Mann, die einen Aufwand von 742.217 Pf. 11 Sch. 1 Pf. erfordern. Das ganze Budget des Kriegsministeriums nimmt also die Summe von 7.426.096 Pf. 19 Sch. 6 P. in Anspruch. Auf Befehl Königs Georgs IV werden hievon jährlich 609,000 Pf. in die Schatzkammer der ostindischen Kompagnie niedergelegt, um davon die Altersgehalte und Pensionen der in Indien dienenden Truppen zu bezahlen.

•

In einem kaiserlich russischen Ukas vom 14 Februar d. J. heißt es: bei den gegenwärtig in unserem Vaterlande stattfindenden Hülfsmitteln zur Erziehung und bei unseren festen Absichten selbige noch mehr zu erweitern und dauerhaft zu begründen, sehen wir mit Bedauern einige Beispiele des Strebens, die Jugend im Auslande zu bilden, und die verderblichen Folgen für Diejenigen, welche eine solche ausländische Erziehung erhalten. Die Jünglinge kehren zuweilen mit den allerfalschesten Begriffen über Rußland in dasselbe zurück u. s. w. Zur Abwendung so wichtiger Mängel wird bestimmt, daß die russische Jugend im Alter von 10 bis 18 Jahren vorzugsweise in inländischen öffentlichen Anstalten, oder, wenn auch im Hause unter Aufsicht der Eltern oder Vormünder, doch jedenfalls in Rußland erzogen werden soll. Nur aus wichtigen Gründen kann eine Ausnahme von dem Ministerium erlaubt werden. Wer diese Vorschriften nicht befolgt, verliert seine Ansprüche auf Militär- und Staatsdienst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 110. 20 April 1831.

Politische Lage der Indianer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

1. Ursachen des Verfalls der indianischen Bevölkerung.

(Schluß.)

Der nahe liegende Gedanke an das endliche Erlöschen einer Bevölkerung, in der so manche auch der edlern Seiten menschlicher Individualität sich darstellte, hatte für jeden Menschenfreund etwas Betrübendes, daß man früh auf Mittel Bedacht nahm, durch welche diese Gefahr sich abwenden ließe. Aber was war das Ende von Allem? Indianer wurden in amerikanischen Bildungsanstalten sorgfältig erzogen, in der Hoffnung, daß sie die empfangenen Grundsätze der Sittlichkeit und die Gewöhnungen des Fleißes unter ihren Landsleuten durch Unterricht und Beispiel verbreiten, und dadurch den Grund zu einer allgemeinen Wiedergeburt ihrer Nation legen sollten; Missionshäuser wurden unter den verschiedenen Horden errichtet, und fromme Männer widmeten sich dem mühevollen Beruf als Prediger des Christenthums und der Civilisation, als Lehrmeister des Ackerbaus und nützlicher Gewerbe. Die katholische Kirche ging den Protestanten in diesem Werk der Liebe voran, und die „erbaulichen Briefe" sind Denkmale ihres schönen Eifers; nur sind sie leider auch Denkmale ihrer unfruchtbaren Bemühungen. Welche Horde ist durch diesen Aufwand von Geld, Fleiß und Arbeit der Gesittung gewonnen worden? Von Vater Brebeufs Märtyrerthum am Huronsee im J. 1649 bis zu dem Tod des letzten Missionärs, der sich in einer eben so heiligen als rettungslosen Sache opferte, welches blinkende Resultat ward erzielt? Jahre um Jahre gab man sich leichtgläubiger Hoffnung hin, man schmeichelte sich und Anderen mit Erfolgen und baute Schlösser voll glänzender Aussichten in die Luft; jeder Missionär zog Wunder verheißend aus, und kehrte enttäuscht zurück. Niemand hat sich hierüber mit so treffender Wahrheit geäußert, als ein Geistlicher, der selbst ein frommer und thätiger Missionär ist, Isaak Mac Coy. „Missionsgesellschaften und ihre Missionäre" sagt er in seinen Bemerkungen über indianische Reform, „sollten sich allermeist vor Uebertreibungen in Acht nehmen. Wir sind nur zu geneigt, die vortheilhaften Partien einer Geschichte herauszuheben, und die minder günstigen in den Hintergrund zu stellen. Ich könnte leicht beweisen, wie Dieß namentlich von der Berichterstattung über Missionsunternehmungen gilt. Ich will mich aber bloß auf die einzige Bemerkung beschränken, daß, Wer in Europa unsere Missionsjournale, Missionsbriefe ꝛc. liest, nicht anders glauben kann, als daß der Zustand der Ureinwohner unsers Landes sich außerordentlich verbessert, und daß Christenthum und Civilisation aller Orten rasch Eingang finden. Wie würde ein Solcher sich getäuscht finden, wenn er diese Gegenden besuchte, und statt Fortschritte zum Bessern überall nur Abnahme und gehäuftes Verderben wahrnähme?"

Die Wyandots, mit deren Bekehrung die katholischen Missionäre sich so lange beschäftigten, wohnen zwar in diesem Augenblick noch, zu etwa 700 Individuen zusammengeschrumpft, auf ihrem „Vorbehalt" (reservation) in der Mitte des Ohiostaats; aber schon fängt die Ansässigkeit an ihnen zur Last zu werden, und sie richten ihre Blicke nach den transmississippianischen Regionen. Die Delawaren, die treuen Pfleglinge der mährischen Brüder, sind bereits über den Mississippi gewandert, und haben ihre alte Lebensart wieder ergriffen. Eine kleine Gesellschaft besteht noch in Obercanada; aber sie vermindert sich mehr und mehr, und ihre Erscheinung zeugt auf keinen Fall von Wohlbefinden. Mit den Irokesen oder den „sechs Nationen," den Schanesen, den Miamy's, den Potawatamy's und den Ottawa's, welche sämmtlich der Gegenstand der Bemühungen von Einzelnen, oder von ganzen Vereinen waren, ist es der nämliche Fall. Die übrigen Stämme auf den Nordwestgrenzen der vereinigten Staaten, die Kickapu's, die Tschippwa's, die Joway's, die Menomony's, die Winnebago's, die Sioux, die Sacs, die Fuchsindianer, oder im Süden die Creeks, die Tschirokesen, die Tschokta's, die Tschikasa's, kurz die sämmtlichen eingebornen Völkerschaften im Osten des Mississippi, wie sie durch Aeußeres, durch Charakter und Sitten eine überraschende Aehnlichkeit darbieten, und sich als eine eigenthümliche Spezies der menschlichen Gattung ausweisen, wenn auch ihre Sprachen in vier Hauptstämme und eine Menge Mundarten zerfallen, sind im Ganzen allen Versuchen Kultur bei ihnen einzuführen widerstanden.

Wir haben die Tschirokesen in dieser Reihe genannt; sollten sie nicht eine Ausnahme begründen? Wir zweifeln sehr; denn was man von einer unter ihnen vorgegangenen Umwandlung der Gesinnungen und Verhältnisse hört, scheint sich größten Theils auf einige Halbindianer (half-breeds) und deren unmittelbare Angehörigen zu beziehen, die eine zu wenig zahlreiche Klasse bilden, als daß das obige allgemeine Urtheil dadurch angefochten wäre. Unter den Ursachen,

welche zu dieser theilweisen Revolution beitrugen, ist eine der bedeutendsten der Umstand, daß die Straße von Natchez nach den Staaten am Ohio, welche, ehe die Dampfschifffahrt aufkam, von den zwischen New-Orleans hin- und herreisenden Kaufleuten sehr stark benützt wurde, durch ihr Land führte. Mehrere ihrer einflußreichen Männer erhielten, indem sie sich an dieser Straße niederließen, Gelegenheit ihre dürftigen Vorräthe an die Reisenden um hohe Preise abzusetzen. Allein die Masse des Volks theilte diese Vortheile nicht, sondern blieb vielmehr in ihrer alten trostlosen Lage, so daß z. B. erst vor vier Jahren an den Kongreß von Florida die Aufforderung erging, Maßregeln zu treffen, um der Noth dieser Indianer abzuhelfen. Dieselbe träge Sorglosigkeit herrscht hier, wie bei den nördlichen Indianern und man trifft weder einen Ueberfluß von Wildprät zum Lebensunterhalt, noch von Pelzwerk zum Verkauf. Auch ist die Einfuhr von Sklaven, womit in letzter Zeit einige der angesehensten Tschirokesen sich versehen haben, ein neuer Beweis, daß die allen wilden Stämmen charakteristische Arbeitsscheue noch lange nicht überwunden ist. Gewiß hat Jedermann die in den öffentlichen Blättern angekündigte Nachricht von Schrift, Presse, Zeitung, Schulwesen, Staatsverfassung und Verwaltung der Tschirokesen mit Interesse gelesen und Mancher der freudigen Erwartung Raum gegeben, daß nach der langen Nacht urvolklicher Unwissenheit endlich ein besserer Morgen angebrochen sey; wir wünschen von Herzen es wäre Dem also. Aber wir fürchten, die Sache möchte darauf hinauslaufen, daß einige Häupter, die sich Sklaven halten können, deren Hände ihnen Baumwollenländereien anbauen, allerdings recht behaglich leben und daß, so lange die Nation die reichlichen Jahrgelder, welche sie von den Vereinigten Staaten bezieht, für Zeitungen und andere Gegenstände verwendet, die dem Reichen wichtiger sind als dem Armen, man auch allerhand hübsche Dinge zu hören bekommen wird; um aber den richtigen Werth dieser Bestrebungen zu ermessen, müssen wir zusehen, bis sich davon ein praktischer Einfluß auf die Gesammtheit kund thut.

Aber, hält man entgegen, wie kommt es, daß in Meriko und Südamerika ein großer Theil der indianischen Bevölkerung der neuen Ordnung der Dinge sich anschließend nun mit den Eroberern einen wesentlichen Bestandtheil derselben Gesellschaft ausmacht? Schon unter dem spanischen Zepter führten die Indianer, ob sie gleich als eine entwürdigte Kaste bestanden, ein ansässiges Leben und nährten sich durch ihrer Hände Arbeit, und jetzt, nachdem sie sich des Schutzes der Gesetze erfreuen, beginnen sie mit den europäischen Abkömmlingen sich wirklich zu verschmelzen. In andern Theilen des Kontinents, wie in Kalifornien und Paraguay, wohin die spanische Herrschaft bloß dem Namen nach sich erstreckte, gelang es den Jesuiten sie in ordentliche Gemeinden zu vereinigen, und in physischer und moralischer Hinsicht ihre Lage zu verbessern und zu beaufsichtigen. Allein können vom St. Lorenz bis zum mexikanischen Golf Franzosen, Briten, Spanier oder Amerikaner sich rühmen, es dahin gebracht zu haben, daß auch nur ein indianischer Stamm seinem Herkommen entsagt, sich dem Volke der Sieger einverleibt oder einen Wunsch der Theilnahme an den Wohlthaten der Civilisation verrathen hätte?

Wie erklärt man dieses Räthsel? Hat der Norden Amerika's Reize, wodurch die wilden Stämme sich unwiderstehlich zum Jägerleben hingezogen fühlen, welche der südlichere Kontinent nicht hat? Oder liegt die Ursache einzig und allein in der Charakterverschiedenheit der Stämme? Indeß diese Charakterverschiedenheit hängt wieder von einer Menge äußerer und innerer Bedingungen ab. Die Schwierigkeiten erblicken wir überall, aber dem letzten Grund derselben kommen wir nicht auf die Spur. Einige Züge aus dem Leben dieser seltsamen Menschen mögen hier am Platz seyn. Jeder Indianer unterwirft sich in seiner Jugend einem Verfahren strenger geistiger und leiblicher Zucht. Während dieser Prüfungszeit wird ihm die Pflicht langer und harter Entbehrung auferlegt, und dadurch seine Einbildungskraft auf einen höhern Grad der Empfänglichkeit gesteigert. Der Novize bringt Tage versunken in Träumen zu, in denen er seinen Beruf und sein Geschick inne wird, in denen sein Manitou, der ihn schirmend durch's Leben begleitet und ihm in der letzten Stunde zur Seite steht, in der Gestalt irgend eines Hausthieres, das von da an Gegenstand seiner besondern Verehrung ist, ihm sich offenbart. Gleichgültigkeit gegen den Tod und unwandelbare Beharrlichkeit des Willens sind Hauptlehren, die dem indianischen Jüngling eingeprägt werden. Selten begeht daher ein Indianer einen Selbstmord; nicht als ob das Grab ihm keine Freistätte böte; aber Standhaftigkeit und Ausdauer gegen Leiden sind eine Pflicht des Kriegers, der nur der Feigling sich entzieht. Ganz für Krieg und Jagd soll er leben, jede andere Beschäftigung ist seiner unwürdig, würde ihn zum Weibe stempeln. Unbeugsamer Glaube an ein waltendes Verhängniß ist seine Religion. Mag ihm Gutes oder Böses widerfahren, er nimmt es mit unerschütterlicher Gemüthsruhe hin. Wenn das Unglück ihn übermannt, daß er sich nicht dagegen zu stemmen vermag, so kann er sterben und er stirbt ohne Murren. Die Meinungen, Sagen und Gebräuche seines Stammes gehn ihm über Alles. Von frühster Jugend auf weiß er, daß der große Geist sich gekränkt fände, wenn eine der Einrichtungen, die er für seine rothen Kinder angeordnet hat, verletzt würde. Unbekümmert um Folgen ist er das Kind der Laune des Augenblicks; ungehemmt durch moralische Betrachtungen thut er was seine Leidenschaften ihn heißen. Beherrscht von jenen erniedrigenden Fantomen des Wahns, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten, kennt er keine Triebfedern sittlicher Belohnung oder Strafe. Der Begriff einer Regierung, wenigstens einer Regierung, welche allgemeine Verhaltungsregeln vorschreibt, ist ihm fremd. Die völlige Blöße ihres gesellschaftlichen Verbandes kann man ohne persönliche Anschauung sich nicht vorstellen. Die Blutsverwandtschaft scheint das einzige Mittel zu seyn, welches die Stämme zusammenhält; sie haben kein Gesetzbuch, keine Gerichte, keine Beamten, sie haben keine Abgaben zu erheben, keine Schulden einzutreiben, keine Prozesse zu schlichten. Sie befinden sich in einem Naturzustand wie nur immer einer möglich ist. Beleidigungen werden durch Rache vergolten und Stärke sichert Recht. Nicht nur sind sie zufrieden und wünschen sich nichts Besseres, sondern so tief wurzelt diese Gewohnheit des Daseyns in allen ihren Gefühlen und Neigungen, daß sie jedem Eindruck anderer Art schlechterdings unzugänglich sind. Der Indianer streift in den Steppen und Wäldern umher, jagt das Wild, greift die Feinde an, geht müßig nach Laune, schwelgt, wenn er Ueberfluß hat, darbt, wenn der Mangel kommt und ist jeder Zeit gefaßt zu sterben; aber man braucht kein großer Kenner der menschlichen Natur zu

seyn, um einzusehen, daß es den Wilden schwer fallen muß diese freie Ungebundenheit gegen die Gesetzmäßigkeit einer civilisirten Gesellschaft zu vertauschen.

Literarische Chronik.

Davy's Lebensgeschichte, von Paris.

(Fortsetzung.)

Seine ersten Originalversuche machte Davy schon in Pensanze als ein Jüngling zwischen siebenzehn und achtzehn Jahren. Dahin gehört seine wichtige Entdeckung der Eigenschaft der Zeckryptogamen mittelst der Einwirkung des Lichtes auf Erzeugung von Sauerstoff das Wasser zu zersetzen, wodurch er herauszubringen suchte, ob, wie auf dem Lande, die Vegetabilien dazu dienen, die Atmosphäre für die Landthiere zu erneuen, eben so die Seevegetabilien in der Atmosphäre des Oceans das Gleichgewicht erhielten. Setzen diese Versuche schon eine für diese Jahre seltene Tiefsinnigkeit des Geistes voraus, so muß man sich noch mehr darüber wundern, wenn man den chemischen Apparat kennt, der ihm dabei zu Gebote stand. Seine Werkzeuge waren von der rohesten Art; meist verfertigte er sie selbst, oder er benutzte dazu die nächsten besten Geräthschaften, die ihm in den Wurf kamen, Töpfe und Pfannen aus der Küche oder Tiegel und Instrumente aus seiner Apotheke. Diese außerordentliche Geschicklichkeit für das Mechanische seines Berufes würde Davy, wie sein Biograph bemerkt, sich nie erworben haben, wenn nicht die beschränkten Mittel, über die er Anfangs verfügte, ihn genöthigt hätten, allen seinen Scharfsinn aufzubieten, um neue Manipulationen zu erfinden.

Eine wichtige Epoche in Davy's Jugendgeschichte bildet seine Bekanntschaft mit Hrn. Gilbert, seinem Vorgänger in der Präsidentur der königlichen Gesellschaft. Die Art der Entstehung dieser Bekanntschaft ist ein neuer Beweis, wie oft Kleinigkeiten von wichtigem Einflusse auf unsere Geschicke sind. Davy erregte die Aufmerksamkeit Gilbert's durch die seltsamen Gesichter, die er schnitt, als er sich nachlässig über die Halbthüre seines Apothekers wegschwang. Man muß wissen, Davy besaß Züge, die selbst in ihrer natürlichen Form nichts weniger als angenehm waren, und konnte man ihn auch in reiferen Jahren gut aussehend finden, so blieb doch seine Erscheinung immer so, daß ein Witzling meinte, er habe so Etwas von einem teufelischen Charakter an sich. Ein Herr, der mit Gilbert ging, bemerkte, der merkwürdig aussehende Junge sey der Sohn des Bilderschnitzers (carver) Davy; „wie man sagt," fügte er hinzu, „ist er ein außerordentlicher Liebhaber von chemischen Experimenten." „Von chemischen Experimenten!" rief Gilbert aus. „Wenn Das ist, muß ich ihn sprechen." Gilbert, ein scharfer Menschenkenner, entdeckte bald die ausgezeichneten Talente des Jünglings, bot ihm seine Bibliothek und Alles, womit ihm sonst bei seinem Studium gedient seyn konnte, an, und gestattete ihm den Zutritt in seine Familie.

Seine Bekanntschaft mit Gregory Watt, welche auch in diese Zeit fällt, erwies sich nicht minder erfolgreich in Bezug auf seine Laufbahn. Die Aerzte riethen diesem trefflichen Chemiker eine Erholungsreise nach dem Westen von England an, und der Zufall wollte, daß er seinen Aufenthalt in Pensanze und just im Hause von Davy's Mutter sein Quartier wählte. Zwei so verwandte Geister konnten sich nicht fremd bleiben; Davy suchte sich ihm Anfangs mit Metaphysik zu nähern, wodurch er sich bei Watt nicht empfahl; aber kaum ließ dieser ein Mal ein Wort von Chemie fallen, worauf Davy leichthin bemerkte, er würde sich getrauen, die französische Theorie in Zeit einer halben Stunde zu widerlegen, so war der Anziehungspunkt gefunden, die Scheidewand von Eis löste sich und die beiden Chemiker waren Freunde.

Als bald darauf Dr. Beddoes in Bristol das „pneumatische Institut" errichtete, wurde der junge Davy sein Assistent im Laboratorium. Borlase entließ ihn aus den Lehrlingsverhältnissen „aus Rücksicht auf seine außerordentlichen Talente," und im Oktober 1798 reiste er aus Pensanze ab. Kaum sah er sich in einer Lage, wo er seine nothwendigsten Lebensbedürfnisse gedeckt wußte; als er zu Gunsten seiner Mutter und Schwester allen Ansprüchen auf sein väterliches Erbtheil entsagte. In Bristol erwarb er sich viele Freunde. „Diejenigen," sagt sein Biograph, „welche, frühzeitig mit Davy bekannt, im Stande waren, den ganzen Gang seiner Laufbahn von der Dunkelheit bis auf die höchste Stufe des Ruhmes zu beobachten, erklären, daß er nie so viel Staunen und Bewunderung erregte, als während seines kurzen Aufenthaltes in Bristol. Die Einfachheit seines Wesens nahm äußerst für ihn ein. Er kannte kaum die Namen unserer besten Schriftsteller, und noch weniger hatte er ihre Werke gelesen; dessen ungeachtet mochten selbst Gelehrte vom Fache mit ihm über jeden Gegenstand der Moral und der Metaphysik in Erörterungen eingehen, und sie mußten bekennen, daß seine wissenschaftliche Unterhaltung eben sowohl wegen seines reichen naturkräftigen Geistes in hohem Grade genußreich, als wegen der Neuheit und Wahrheit seiner Ideen belehrend sey. Coleridge äußerte namentlich seine Ueberraschung, als er kurz nach seiner ersten Bekanntschaft mit Davy ihn eine sehr dunkle Streitfrage gegen einen durch den Umfang seines Wissens so wie durch die Gabe der Darstellung ausgezeichneten Gelehrten verfechten hörte; der Kontrast war einzig, auf der einen Seite die frische, wilde, heimische Blume, auf der andern die sauber bereitete exotische Pflanze des Herbariums. Die Versuche Davy's in Bristol, wo ihm das ganze Laboratorium zu Gebote stand, sind zahllos.*) Hier war es, wo er unter Anderm sich der Thatsachen der voltaischen Elektrizität vergewisserte, worauf er später seine Forschungen über Galvanismus baute.

Nach einigen Unterhandlungen bot Graf Rumford dem jungen Chemiker die Stelle eines Direktors des Laboratoriums und außerordentlichen Professors (assistant Professor) bei dem königlichen Institut an. Am 11 März 1801 ergriff er von seinem neuen Amte Besitz. Der erste Eindruck, den Davy's Persönlichkeit auf den Grafen hervorbrachte, fiel so wenig günstig aus, daß er bereits sein Bedauern ausdrückte, den Verwendungen von Freunden nachgegeben zu haben, und jenem nicht gestatten wollte, auf dem „Theater" des königlichen Instituts aufzutreten, ehe er vorher in dem kleinen Hörsaale eine Probe seiner Geschicklichkeit abgelegt hätte. Diese Probe entfernte aber jedes Vorurtheil, und am Schlusse der Vorlesung rief der Graf emphatisch aus: „Jetzt mag er jede Einrichtung verfügen, welche das Institut erlaubt." Am folgenden Tage wurde er auf das „Theater" befördert, und sechs Wochen darauf rückte er zum ordentlichen Professor vor. Den Titel und Rang eines königlichen Professors erhielt er jedoch erst einige Zeit nachher. Wenn man damals die elegante Art bewunderte, mit der Davy seine öffentlichen Versuche anstellte, denen oft Personen aus den höchsten Ständen beiwohnten, so ist es vielleicht nicht uninteressant, auch einen Blick hinter den Vorhang zu werfen. Sein Biograph äußert sich darüber folgendermaßen: „Wer Davy bloß in dem Hörsaale sah, hat keinen Begriff davon, wie es in seinem Laboratorium zuging; aber in dem einen Falle theilte er Wissen mit, in dem andern verschaffte er sich's. Man erzählt sich in dieser Beziehung sehr charakteristische Anekdoten. So z. B. trug er ein Mal einem seiner Schüler eine Einleitungslektion vor und wollte ein bedeutungsloses Beiwort aus seinem Manuscript ausstreichen; statt nun die Feder zu nehmen, tunkte er die Finger in das Dintenfaß und fuhr damit über das Papier. Immer pflegte er gleichzeitig mehrere nicht zusammenhängende Versuche vorzunehmen und ohne Plan und Ordnung sich von einem zum andern zu wenden; bei diesen Gelegenheiten verfuhr er mit seinem Apparate ganz unbarmherzig, nahm, zerbrach und zerstörte, wie er eben im Augenblicke Etwas brauchte. So rasch waren seine Bewegungen, daß, während ein Zuschauer vielleicht glaubte, er mache bloß Vorbereitungen zu einem Versuche, er bereits die Resultate in Händen hielt, die von nicht minderer Genauigkeit waren, als wenn er länger dabei verweilt hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Ein- und Ausfuhr in Rußland.

Zu den in Nro. 90 des Auslandes enthaltenen Mittheilungen über die Ein- und Ausfuhr der russischen Seehäfen fügen wir noch folgende

---

*) Die Resultate sammelte Dr. Beddoes in den „West Country Contributions." Davy's Arbeiten erschienen auch in einem besondern Bande mit seinem Namen (1800).

über den Handel von Riga während des verflossenen Jahres. In den Hafen von Riga wurden eingeführt für 15,983,598 Rubel 75 Kop. — 614,550 Rubel weniger als im Jahre 1829 — ausgeführt für 15,059,152 Rubel 50 K. — für 2,829,291 weniger als im Jahre 1929. Unter der Einfuhr befinden sich 952,770 R. 50 K. in Gold und Silber, gesponnene Baumwolle für 175,620 R.; rohe Baumwolle für 116,902 R.; Kaffee für 792,480 R.; Rohzucker für 7,526,704 R.; Seidenzeug für 151,147 R.; wollene, baumwollene und leinene Waaren für 627,460 R.; Weine für 987,057 R.; Salz für 2,137,750 R. u. s. w. — Unter der Ausfuhr findet man für 11,104,521 R. 50 K. Leinwand; für 6,906,591 R. Hanf; für 929,679 R. Unschlitt; 64,097 R. 50 K. Potasche; 273,027 R. 50 K. Tabak; 982,435 R. Hanföl; 293,704 R. 50 K. Schreibfedern; 1,654,607 R. Häute; 7,582,251 R. Getraidfrüchte; 8,417,945 R. Sämereien; 2,105,052 R. 50 K. Holz u. s. w. — Die von der Regierung gezogenen Auflagen beliefen sich auf 7,259,599 R. 64½ K. in Assignaten, und 64,456 R. 57 K. in Silber, um 452,851 R. 72 K. in Assignaten, und 9189 R. 53 K. in Silber weniger als im Jahre 1829. — Die Zahl der eingelaufenen Schiffe belief sich auf 1241, der ausgelaufenen auf 1248. Die meisten derselben waren englische; nach diesen kommen die schwedischen, hannöverischen und holländischen; die russischen bilden nur ein 36 Theil der Gesammtzahl. Während alle Zweige der Industrie in Rußland namhafte Fortschritte gemacht haben, ist der der Schifffahrt allein noch zurückgeblieben, obgleich kein Land einen solchen Ueberfluß an Schiffsbaumaterial besitzt, als Rußland. Der Mangel an einer zahlreichen Handelsmarine bleibt für Rußland's Handel nach Außen das größte Hinderniß. Hieraus entspringt der große Nachtheil für den russischen Handelsbetrieb, daß die Waaren lange in Magazinen aufgespeichert bleiben und die Ankunft der Käufer abgewartet werden muß, so zwar, daß, wenn Zeitereignisse die Verbindungen unterbrechen sollten, der Handelsverkehr des Hafens von Riga wenigstens, ganz darniederliegen würde. Außerdem sind die Summen, die für Transport der russischen Handelsartikel den fremden Schiffen zugewendet werden, außerordentlich bedeutend. Im Jahre 1830 betrug der Waarenumsatz von Riga gegen 61 Millionen an Werth; 2490 Schiffe waren damit beschäftigt, unter denen nur 71 russische gezählt wurden. Nimmt man an, daß die Aus- und Einfuhr der letzteren zwei Millionen Rubel betrug — daß die verführten Waaren größtentheils von sehr großem Volumen sind und 10 bis 14 pCt. Fracht bezahlen, so kann man berechnen, welche ungeheueren Summen der Hafen von Riga allein an die fremden Schiffe bezahlt haben muß.

In dem Hafen von Pernoff liefen im Jahre 1830 100 fremde und zwei russische Schiffe ein, eben so viele liefen aus. Der Werth der eingeführten Waaren betrug 262,764 R. 99 K.; jener der ausgeführten 2,456,956 R. 16 K. Die davon erhobenen Auflagen ertrugen 384,789 R. 76 K. Assignaten und 5275 R. 38 K. in Geld.

Die Einfuhr durch die Mauthstationen von Jurburg, Polangen, Gorzdy, Kowno und Mereez belief sich im Jahre 1830 auf 4,320,580 R. 59½ K., die Ausfuhr auf 6,942,748 R.; aus beiden wurden 2,320,380 R. 39¾ K. Abgaben erhoben. Im Jahre 1929 ergab die Ausfuhr die Summe von 6,646,215 R.; die Einfuhr 4,605,260 R.; und der Ertrag der Abgaben 2,096,375 R. 90¾ K. — Unter Anderm wurden im erwähnten Jahre an Gold und Silber eine Summe von 260,832 R. 55 K. ausgeführt, wogegen die Einfuhr des Metallwerthes sich auf 5,342,628 R. 61 K. erhob; darunter Gold- und Silberbarren im Betrag von 3,754,350 Rubel. Man hat seit 1822 von Jahr zu Jahr wahrgenommen, daß die Einfuhr der Manufakturwaaren des Auslandes in den Provinzen des baltischen Meeres in dem Maaße sich vermindert hat, als die russischen Fabrikwaaren dort Zugang gefunden haben. Im Ganzen war der Handel in diesen Bezirken des russischen Reiches im verflossenen Jahre weit lebhafter als 1829. Vor 1825 konnten die Mauthen von Polangen und Jurburg nur von rohen Produkten Zölle erheben. Damals wurden sie zu Douanen ersten Ranges erhoben, und man darf bloß einen Blick auf die Zunahme der Zollerträge werfen, um sich von dem reißendschnellen Wachsthume des dortigen Verkehres zu überzeugen. Im Jahre 1822 betrug die Zolleinnahme zu Polangen 2,786 R. 33¾ K.; zu Jurburg 170,612 R. 9¾ K.; im Jahre 1829 zu Polangen 1,007,387 R. 76½ K., zu Jurburg 1,034,516 R. 79¾ K.; im Jahre 1830 an erstgedachtem Orte 1,237,946 R. 63¾ K., an letzterem 1,031,542 R. 90¾ K.

Vermischte Nachrichten.

Die „Times“ warnen in einem Artikel England, vor der zunehmenden Seemacht Frankreichs und der vereinigten Staaten auf der Hut zu seyn. Gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann England seine Uebermacht zur See zu entwickeln, während Frankreichs Aufmerksamkeit durch die fortwährenden Kriege auf dem Kontinent von dem Meere abgeleitet wurde. Indeß hat bekanntlich die französische Regierung seit dem Jahre 1815 mehr Sorge und Kosten auf ihre Marine verwendet, als je zu einer früheren Zeit seit Ludwig XIV. Ein französisches Kriegsschiff ist jetzt ein ganz anderes Ding als eines am 1 Juni 1795 oder selbst in der Schlacht von Trafalgar. Zwar sind die französischen Schiffe in den letztvergangenen Jahren, was die Segelfähigkeit betrifft, noch nach keinen besseren Modellen gebaut worden; dagegen sind sie in ihrer verschiedenen Klasse weit größer, weit zerstörender bewaffnet, stärker gebaut, von tüchtigeren Offizieren befehligt und mit einem Schiffsvolk bemannt, das über allen Vergleich besser diszipliniert und ein bei Weitem gefährlicherer Nebenbuhler der britischen Seeleute ist, als das des 18ten Jahrhunderts. Was wird die Folge seyn, fragen die Times, wenn Frankreich oder Nordamerika mit gleichen Waffen ausgerüstet und noch dazu in irgend einem physischen, mechanischen oder moralischen Vortheil uns überlegen England angreift? — Als Verbesserungen in der englischen Marine werden dann vorgeschlagen: keine Schiffe von 74 Kanonen mehr zu bauen, da sich dieselben mit keinem französischen oder amerikanischen Linienschiff messen können; die französischen Kriegsschiffe, die in den letzten zehn Jahren gebaut worden sind, führen nie weniger als 84 bis 90 Kanonen, während die sogenannten 74ger der Vereinigten Staaten nie weniger als 90 und manche von ihnen 96 Feuerschlünde an Bord haben; ferner einige der 74 Kanonen führenden Linienschiffe in Fregatten ersten Ranges von 30 bis 56 Kanonen zu verwandeln, die Fregatten von 46 zum Theil und alle Fregatten von 42 ohne Ausnahme in Korvetten umzubauen u. s. w., vor Allem aber unverzüglich eine ansehnliche Anzahl Dampfschiffe von 200 bis 500 Pferdekraft bauen zu lassen, deren Ruderkammern Kugelprobe aushalten und die mit zwei bis vier großen und eben so viel kleineren Kanonen bewaffnet seyn sollen. Zur Bedeckung, zum Bugsiren der Kriegsschiffe an die Angriffspunkte oder leewärts, zur Beobachtung eines feindlichen Geschwaders, zum Kreuzen gegen Kauffahrteischiffe und Transporte, zu jeder Art von Defensiv und Offensiv-Kampf zur See — das Gefecht in der Schlachtlinie ausgenommen — giebt es Nichts, was mit dieser Art von Schiffen verglichen werden könnte. Ob nicht selbst Fregatten, die einzeln zum Kreuzen in die See stechen, außer der gewöhnlichen Ausrüstung auch noch mit einem kleinern oder größern Dampfapparate versehen werden könnten, gleich jenem Schiff des Lord Cochrane, das in's mittelländische Meer bestimmt war, aber auf Betrieb einer fremden Macht durch die Regierung zurückgehalten wurde, sey eine noch unentschiedene Frage. Ueberdieß könne die Dampfschifffahrt keinem Staate von so großer Bedeutung seyn, als England, dem Lande der Steinkohlen und der Mechanik. Breche ein Krieg aus, so dürfe man nur die Ausfuhr von Steinkohlen verbieten, um die Dampfschifffahrt des Auslandes sehr beschränkt zu sehen.

Das Morning-Chronicle führt als Beleg, wie „die Brode und Fische in der englischen Kirche an einzelne Familien vertheilt sind,“ den gegenwärtigen Bischof von Ely an, der seine Erhebung dem Umstande verdankt, daß er Erzieher des Herzogs von Rutland war. Das Bisthum Ely und der dazu gehörige Sprengel trägt außer dem Patronate 27,742 Pfd. St. Der älteste Sohn des Bischofs Joh. Heinr. Sparks vereinigt in sich folgende Stellen und Gehalte: eine Präbende in der Hauptkirche von Ely 400 Pfd., als Kaplan des Bischofs 100 Pfd., als Registrator der Diözese Ely 300 Pfd., als Rektor (Pfarrer) von Littlebury 305 Pfd., als Oberverwalter von Wisbeach, Burton und anderen Gütern 200 Pfd., als Rektor von Leaeringlon mit der Kapellanei von Parson Drove 500 Pfd.; im Ganzen 1805 Pfd. — Der Schwiegersohn des Bischofs, Edward Fardell, besitzt eine Präbende in der bischöflichen Kirche von Ely mit 400 Pfd., das Rektorat von Berwell mit 300 Pfd., das Rektorat von St. Marcy 400 Pfd., das Rektorat von St. Nicolaus 600; das Vicariat von Waterbrach mit 400 Pfd., im Ganzen 2100. Diese drei Personen genießen also zusammen ein Einkommen von 31,645 Pfd. St.“ (579,740 fl.).

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 111. 21 April 1831.

Uebersicht der politischen Blätter in Paris.

(Fortsetzung.)

Da der Constitutionnel, ohne ein selbstthätiges Lebensprinzip, sich begnügte, der schwankende Wiederschein der im Umlauf befindlichen allgemeinen Ansichten zu seyn, so nimmt er in dem großen Schema der Repräsentanten der öffentlichen Meinung keine bestimmte Stelle ein, sondern dient mehr den Nachzüglern der Parteien zum Vereinigungspanier. Nicht so die andern Blätter; diese haben sämmtlich Farbe und Richtung, wodurch sie sich wohl von einander unterscheiden. Die pariser Revolution brach nicht aus, wie engherzige Menschen sich einbilden, weil das Volk sich erhoben hätte, um eine Charte zu vertheidigen, die es kaum kannte, um Ungesetzlichkeiten zu ahnden, die es nicht berührten — mit Einem Wort sie war keine Auflehnung gegen eine Spalte des Moniteurs. Während nach diesen winzigen Staatsklüglern Nichts anders geworden wäre, als eine Kokarde, ein König und einige Beamten, giebt es viele sehr vernünftige Leute, die den 29 Julius als den Anfangspunkt einer Umwälzung der Gesellschaft überhaupt betrachteten. Wie aber in Epochen großer Weltentwickelungen nie ein Sieg oder eine Niederlage die Sache zur Entscheidung bringt, so scheint die pariser Revolution vor der Hand nur dazu gedient zu haben, den Parteien zum Bewußtseyn zu verhelfen und ihnen einander gegenüber ihren Standpunkt anzuweisen. So haben sich drei Prinzipien ergeben, die wider einander ihre Kräfte aufbieten und aus deren Kampf die sich vorbereitende Wiedergeburt der Menschheit hervorgehen soll: es sind die Prinzipien des Rückgangs, des Widerstandes und des Fortgangs. Unter dieser dreifachen Rubrik lassen sich die gegenwärtigen Organe der öffentlichen Meinung in Frankreich klassifiziren, und man könnte hinzufügen — in allen Ländern Europa's, wenn überall Preßfreiheit bestünde. Dieß gilt namentlich von Deutschland; zwar wenn man die Mehrheit der öffentlichen Blätter nimmt, könnte man glauben, bloß die zwei erstern Kategorien seyen hier repräsentirt; man darf dann aber nur die laute Stimme, die aus unsern jetzigen landständischen Versammlungen erschallt, mit der leisen schüchternen Sprache früherer Zeit vergleichen, um sich zu überzeugen, daß auch in Deutschland das Prinzip der Bewegung zahlreiche Anhänger hat, die freilich in der durch Gewohnheit oder Autorität gefesselten Presse nur ein unvollkommenes Echo finden. Hoffentlich bewirkt die Redefreiheit der Tribüne, daß wir nicht lange mehr auf die Preßfreiheit warten müssen. Oder sollte man sich vielleicht von einigen Don Quirot's eines antifranzösischen Deutschthums, mit denen man uns von Berlin aus droht, eingeben lassen, daß Denk-, Rede- und Schreibfreiheit bloß wälsche Afterweisheit sey? An dem Versuch wird es kaum fehlen!

Um auf Frankreich zurückzukommen, so sind es die Gazette de France und die Quotidienne, welche dem System des Rückgangs huldigen. Die Gazette wurde immer mit vielem Talent redigirt. Gegenwärtig besteht ihre Taktik darin, daß sie die Revolution als vollendete Thatsache, als nothwendige Folge der Fehler der legitimen Gewalt anerkennt; daß sie sich der neuen Ordnung nur in sofern entgegensetzt, als sie den Beweis zu liefern unternimmt, es könne nichts Tüchtiges und Dauerndes durch sie begründet werden; daß sie die Vergangenheit benützt, um die Männer, die sich auf dem Wrack der Restauration erhoben haben, durch die Geschichte ihrer Widersprüche und Inkonsequenzen, ihrer geschwornen und gebrochnen Eide vor dem Publikum in Mißkredit zu bringen; eine Aufgabe, die nicht schwer ist und die sie sich wohl auch ersparen könnte, da an diesen alten Trümmern aller Regierungen nicht Viel zu verderben scheint. Was die Quotidienne betrifft, so ist es nicht das Verdienst der Redaktion, wodurch sie sich auszeichnet, noch die scharfe Logik ihres Urtheils, oder die Gewandtheit ihrer Polemik, sondern die tragisch-komische Sentimentalität, mit welcher sie die Tugenden und das Unglück einer Familie beweint, die ihre Hände tief in französisches Blut getaucht hat, und deren ganzes Streben auf Verfinsterung und Entsittlichung gerichtet war; mit welcher sie Wünsche für die Rückkehr eines Kindes ausspricht, die, ohne die Nation in alle Gräuel eines Bürgerkriegs zu stürzen, nimmermehr bewerkstelligt werden könnte. Diese beiden Journale sind in sofern merkwürdig, als man aus ihnen ersieht, daß jene Partei, welche seit fünfzehn Jahre ihr Scepter über Europa schwang, die Rückkehr der guten alten Zeit immer noch hofft. Ihr Einfluß in Frankreich dürfte sich darauf beschränken, daß Hofschranzen, Pfaffen et id genus omne daraus Trost und Ermunterung schöpfen.

An der Spitze der Blätter des Widerstandes, d. h. derjenigen, welche der Revolution von 1830 beitraten ohne ihre Folgen zu wollen, erscheint das Journal des Debats. In der langen Laufbahn, die dieses Journal durchlief, hat es nie Grundsätze verfochten, sondern nur Interessen. Die Aristokratie, deren gemeinsamer Anwalt es ist, besteht aus dem Rest der Herrlichkeiten (Grands-Seigneurs) der alten Monarchie, aus dem Theil des alten Provinzialadels, der

sich in den Vorzimmern des Kaiserthums ein Vermögen erbettelte, aus einem Theil des von Napoleon hinterlassenen neuen Adels, und endlich aus einigen bürgerlichen Glückskindern, die sich gern mit den Lappen dieser Kasten schmücken möchten. Wortführer dieser Bastardaristokratie, blieb das Journal des Debats monarchisch-religiös, bis auf das Ministerium Villèle, das eigentliche Reich der Emporkömmlinge; als dieses zu rasch und zu weit ging und der Möncherei zu Viel einräumte, sah es sich genöthigt, gegen diese ungeschickten Freunde in die Schranken zu treten. Man kann sagen, das Journal des Debats entschied Villèle's Sturz. Das martignacsche Ministerium fand in ihm wieder den natürlichen Diener der Macht; denn dieses Ministerium war just die Regierung, welche ihm taugte. Allein bald mußte es abermals zur Rolle der Opposition greifen. Das polignac'sche Ministerium, die Ausgeburt einer Koterie oder vielmehr der Sakristei, wurde ohne die Zustimmung und sogar gegen die Absichten der Liberalen der Tuilerien und des Luxembourg gebildet; sie kannten Frankreich zu gut, als daß sie es wagen mochten, zur Rückführung der Willkürherrschaft die Hand zu bieten; ja mit einer solchen Willkürherrschaft wäre der Mehrheit dieser Aristokratie nicht ein Mal gedient gewesen; Viele von ihnen wußten gar wohl zu schätzen, daß sie unter einer Repräsentativverfassung nach englischem Muster mit einer hohen Kammer, Majoraten und großem Grundbesitz eine weit schönere einflußreichere und sichrere Lage hätten. Man entschloß sich daher zu einem kräftigen Kampf gegen das neue Ministerium, und zweifelte nicht, dasselbe wie das Ministerium Villèle theils durch offene Opposition, theils durch Familienmanövers und Hofintriken zu verdrängen. Die Thorheiten des 25 Julius machten einen großen Strich durch alle Berechnungen. Gewiß darf man glauben, daß es der Aristokratie nie in den Sinn kam, auf diesem Weg zu triumphiren, und hätte auch ihr Schicksal vom Gelingen eines Staatsstreichs abgehangen; aber eben so wenig darf man auch annehmen, daß sie eine Ungesetzlichkeit durch eine Opposition zurückgewiesen haben würde, wie eine in den Massen von Paris sich erhob. Die Monarchie fiel. Was, fragte man sich, soll unter der durch den Volksaufstand gegründeten Regierung aus uns werden? Man besann sich einen Augenblick, ob man sich auf den Ruinen des Königthums niedersetzen, und den von dem Oberpriester in der Kammer der Pairs angestimmten Hymnus absingen, ob man der alten Liebe, ob man einem Thron, der so plötzlich eingestürzt war, daß man unmöglich wissen konnte, ob noch Wurzeln von ihm übrig seyen, treu bleiben, oder ob man sich der Dynastie in der Wiege in die Arme werfen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Irland.

(Schluß.)

Dieser Waffenstillstand war ein lähmender Schlag für die Sache der Katholiken. O'Neil war bei der Unterhandlung nicht um Rath gefragt worden, und die Verachtung, womit die Offiziere des Parlements sich über die mit Ormond abgeschlossene Uebereinkunft hinwegsetzten, gab ihm Gelegenheit, fortwährend in Thätigkeit zu bleiben. Dieß war der Anfang der Zwietracht, welche von nun an die besten Kräfte der beiden katholischen Parteien in Irland verzehrte, und ihre Heimath dem Racheschwert Cromwell's überlieferte. Hingehalten durch Unterhandlungen mit dem Könige, die Ormond nie zu dem erwünschten Ziele gelangen ließ, und unter sich noch mehr erbittert durch die Wuth des Legaten Rennucini, der mit Hülfe eines Theils der Geistlichkeit und des großen Haufens nach unumschränkter Herrschaft trachtete, und jede Neigung zum Frieden für einen Abfall von der römischen Kirche erklärte — vernachlässigten sie mehr und mehr die Vertheidigungsmittel, deren sie nie bedürftiger gewesen waren, als in dem Augenblicke, wo Cromwell mit 10,000 abgehärteten, und durch das Bewußtseyn früherer Siege, Fanatismus und ein blindes Vertrauen auf ihren Führer fast unüberwindlichen Kriegern an der Küste von Irland landete. Ormond zwar bemühete sich, die Verbündeten, an deren Spitze er jetzt als königlicher Lord-Lieutenant getreten war, wenigstens durch Herstellung der Eintracht für den Empfang des furchtbaren Gegners vorzubereiten; aber Nichts konnte sie mehr von dem Abgrunde zurückreißen, zu dem Cromwell und Ireton mit unwiderstehlicher Gewalt sie hindrängten. Die alten Irländer, des thörichten Betragens der Lords von der Umpfählung und ihres eigenen Mißgeschicks überdrüssig, ließen sich zuerst in Unterhandlungen mit den Republikanern ein. Manche legten die Waffen nieder, andere erhielten, daß sie auf Kosten des Parlaments nach Spanien und Frankreich übergesetzt wurden; die ganze Masse der Menschen, welche in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren ihr verwüstetes Vaterland verließen, ward auf 200,000 geschätzt, und kaum trauten die Führer des kleinen englischen Heeres ihren Augen, als sie so plötzlich eine Festung nach der andern geöffnet, und den jüngst noch so mächtigen und gefürchteten Insurgenten die Waffen entfallen sahen, da kein Fürst in Europa die von der Konföderation von Kilkenny ausgebotene irische Krone der Annahme werth hielt.

Der lange grausame Krieg und besonders der erbarmungslose Fanatismus der republikanischen Armee hatte das Land gänzlich entvölkert und verödet, und der Eroberer konnte nun so wie ohne Hindernisse, so beinahe ohne irgend Jemand der alten Besitzer noch Unrecht zu thun, über dasselbe verfügen. Connaught wurde den Irländern zurückgegeben, die sich unbedingt dem Sieger hatten unterwerfen müssen; Ulster war bereits in der Hand englischer und schottischer Ansiedler; Leinster und Munster erhielten in den Soldaten von Cromwell's Armee eine neue, und in der That merkwürdige Bevölkerung. Der kühne enthusiastische und freiheitsliebende Sinn dieser Veteranen, ihre frühere enge Verbindung unter einander und ihr jetziges gemeinsames Interesse in einem fremden eroberten Lande machten sie zu einem festen, mächtigen und wohlgerüsteten politischen Körper. Sie ließen den Katholiken wenige der Menschenrechte, aber nur eine überlegene bewaffnete Macht durfte es wagen, sie im Genusse des eroberten Gutes zu stören, oder zu beeinträchtigen. So geschah es, daß sie, die Feinde der Monarchie, selbst bei der Erneuerung des Königthums im ruhigen Besitze ihrer Ländereien blieben, während die Vertheidiger Karls I von seinem Sohne keine Gerechtigkeit erlangen konnten. Unter diesen letzteren gewann fast nur Ormond bei dem allgemeinen Ruin seiner Landsleute. Seine beiden herrschenden Leidenschaften, Ehrgeiz und Habsucht, wurden im reichlichsten Maße befriedigt, und lange Zeit

gebot er fast unumschränkt über das Land. Allein als er sich bemühte, die Wunden zu heilen, welche er selbst großentheils geschlagen hatte, begegnete er den unausiöschlichen Vorurtheilen der Engländer. Die Handelseifersucht des Parlaments war so groß, daß alle irischen Häfen dem fremden Handel gänzlich geschlossen wurden, und als die Bewohner des verwüsteten Landes durch einen Theil ihrer allein noch übrigen Habe, durch Vieh, die Noth der Abgebrannten in London zu erleichtern strebten, wurde selbst diese Handlung des Mitleids als ein schwarzer Anschlag gegen das Wohl von England mit Widerwillen aufgenommen. Das englische sowohl als das schottische Parlament verbot die Einfuhr von Vieh aus Ireland, und Dieß war nun das einzige Tauschmittel in dem Verkehr der Insel, bis der König ihr einen freien auswärtigen Handel gewährte. Diesen Schimmer eines wiederkehrenden Glückes konnte selbst das berüchtigte papistische Komplott, welches ganz England erschütterte, nur wenig trüben. Ormond war zu stolz, sich zum Werkzeuge fremder Bosheit zu erniedrigen, und während der König den furchtbaren Wirkungen dieser Höllenmaschine schweigend zusah, verlachte der Vicekönig sie öffentlich.

Die letzten Jahre Karls II waren eine Zeit des drückendsten Despotismus in ganz Britannien. Die Volkspartei hatte ihr Ziel verfehlt, indem sie es zu heftig verfolgte, und alles Unheil, welches sie Anderen bereitete, fiel jetzt mit verdoppelter Kraft auf ihre eigenen Häupter zurück. Es ist bekannt, wie der Verfolg dieser tyrannischen Maßregeln und die Politik Wilhelms von Oranien den König Jakob II vom Throne stürzten, und zu dem Standpunkte eines ganz der Willkür Ludwigs XIV hingegebenen Flüchtlings erniedrigten. Nur bei den so lange unterdrückten irischen Katholiken fand Jakob thätige Unterstützung. Er erschien mit französischen Truppen in Dublin, aber sein Betragen zeigte auch hier, daß so viele und so große Begebenheiten spurlos an seinem bigotten Geiste vorübergegangen waren. Die heldenmüthige Vertheidigung von Derry durch die Protestanten erschütterte ihn, seine Verblendung führte ihn zu der Schlacht an der Boyne, seine kindische Furcht entriß den neugeworbenen und schlecht bewaffneten irischen Regimentern den Sieg über König Wilhelms zahlreichere, in so vielen blutigen Gefechten geprüfte Armee. Dennoch hingen die Irländer fest an einem Manne, der durch schimpflichste Flucht sie und sich selbst verließ. Heldenmüthig und bisweilen nicht ohne Glück führten sie den Krieg, bis sie, der Uebermacht weichend, sich durch den Vertrag von Limerick unter der Bedingung, daß sie religiöse Duldung und politische Freiheit in demselben Maße, wie unter Karl II genössen, der Krone England unterwarfen.

Fragmente aus dem polnischen Freiheitskampfe.

Jedem unverblendeten Auge ist wohl schon neben der begeisterten Aufregung, die durch alle polnischen Herzen flammt, die Besonnenheit, Würde und Mäßigung aufgefallen, von der alle Schritte der Reichsversammlung, des Heeres und der Bürger bezeichnet sind. Ueberall die klarste Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache, für die man bereitwillig Gut und Blut opfert; überall entschlossene Festigkeit, zu siegen oder zu sterben; heldenmüthige Hingebung und die Sprache männlicher Entschlossenheit — nirgends Leidenschaft, wilde Schwärmerei, Uebermuth — nirgends brausekopfige Ueberspannung oder ruhmrediges Geschrei. Niemand verbirgt sich die gefährliche Lage der Nation; Niemand schrickt aber auch vor ihr zurück. Man sieht den Abgrund zu den Füßen gähnen; aber auch jenseits den Preis — National-Unabhängigkeit und National-Ehre, für die nur der Schlechte und Feige Alles auf den Wurf zu setzen sich bedenken kann. So ruhig festen Männeraugen ist wohl der Tod mit seinen Schrecknissen noch nicht begegnet. Die unerschütterliche Haltung des Reichstages, der unter dem Kanonendonner vor Praga's Wällen, gleich jenen römischen Senatoren unter dem Einbruche der Gallierhorden, unbeweglich auf seinen Stühlen saß — Chlopizki's, Radziwill's, Krukowiezki's antike Hintansetzung der Privatansichten und des Ehrgeizes — die Würde, mit der das polnische Volk die Vermittlung der europäischen Mächte anrief, und von einer kleinmüthigen und schmachvollen Politik der Vernichtung preisgegeben, mit Gott und seinem Arme den ungleichsten Kampf antrat, den die neuere Geschichte noch gesehen hat — die starke und gemessene Sprache in den Reden des Reichstages wie in den letzten Unterhandlungen Skrzynezki's, der mit wahrhaft ritterlicher Treuherzigkeit, das Schwert an der Seite, die Hand zu Frieden und Versöhnung bot — Wer hat all diese Züge jugendlich frischer Begeisterung und ernster Männlichkeit neben einander gesehen, und wollte nicht die hochherzigen Anstrengungen eines so edeln Volkes mit seinen besten Wünschen begleiten? Aber Wer erkennt nicht auch in dieser großartigen Bewegung die Entwickelung einer bei Weitem gediegeneren Volkskraft, als sie in der Revolution irgend einer andern Nation noch hervortrat?

Dieser Geist der Ordnung, Mäßigung und Männlichkeit giebt sich auch in der periodischen Literatur Polens kund, die, mit einem Male der schwersten Fesseln entledigt, weit entfernt ist, von einem frivolen Ungestüme sich hinreißen zu lassen, wozu plötzlich errungene Freiheit so mächtig antreibt. Mitten unter dem Getümmel einer wilden Volksbewegung, als noch das Blut der erschlagenen Bürger auf Warschau's Pflaster rauchte, erhob schon der greise Dichter Niemcewicz seine Ehrfurcht gebietende Stimme, um die Presse gegen Zügellosigkeit zu warnen. Ausfälle, lügenhafte Berichte, Anklagen und Prahlerei wurden alsobald mit scharfer Rüge zurechtgewiesen und der öffentlichen Verachtung preisgegeben. In dieser Beziehung ist ein Aufsatz des Grafen Bruno Kicinzki (bekannt als Publizist und Uebersetzer von Schiller's Gedichten) in dem „Merkury“ unter der Aufschrift: „Bemerkungen über mehrere Artikel in den öffentlichen Zeitschriften.“ lesenswerth. Da sich in ihm die Richtung der öffentlichen Meinung in Polen und die oben angedeutete Stimmung der Gemüther treffend abspiegelt, so theilen wir hier daraus folgende Auszüge mit:

„Unter allen Menschenrechten,“ sagt der Verfasser im Eingange seiner in allen Staaten beherzigenswerthen Abhandlung, „die uns die Konstitution gewährt, ist die Preßfreiheit das größte und gewichtigste. Der vernünftige Gebrauch derselben gereicht der Regierung zu wahrem Nutzen, klärt sie auf über die Fehler der Verwaltung, über die Mißbräuche der Beamten, und befördert durch einsichtsvollen Rath das Glück der Bürger. Elend ist das Land, dessen Beherrscher nicht so viel Einsicht hat, die Vortheile der Preßfreiheit zu begreifen, oder so unbesonnen ist, wenn er ihre Wohlthaten erkennt, sie seinen Unterthanen zu entziehen. Aber von der andern Seite ist es höchst nothwendig, daß die Schriftsteller von der Wahrheit durchdrungen sind, daß der Mißbrauch der Presse, besonders in Kriegszeiten, ein wahres Verbrechen, eine Sünde gegen das Vaterland sey. Einen weisen Patrioten nenne ich nur Denjenigen, der seine Freiheit mißbraucht, besonders in Augenblicken, wo der Mißbrauch von den schrecklichsten Folgen begleitet ist.

„Zu unserm Unglücke wurde mit der Preßfreiheit zur Zeit des ersten Nationalaufstandes ein unverzeihlicher Mißbrauch getrieben, und hiedurch der allgemeinen Sache schwerer Schaden zugefügt. Man verunglimpfte und überlieferte dem öffentlichen Spotte Personen, die sich bloß Schwächen zu Schulden kommen ließen, und deren Reue und Besserung wir mit brüderlichem Herzen hätten entgegen nehmen sollen — Personen, welche ihre geringfügigen Vergehungen mit unbedingter Hingebung an das Vaterland abgebüßt haben würden, während sie, in ihrer Eigenliebe gekränkt, der allgemeinen Sache zu schaden suchten. Man reizte und erbitterte verdienstvolle Männer, weil sie anderer Meinung, anderer Ansicht, weil sie überzeugt waren, daß sie auf andere Art dem Vaterlande nützlicher seyn könnten; überzeugen mußte man sie also in öffentlichen Schriften, nicht erbittern. Man vergaß sich bis zur höchsten Frechheit, die National-Repräs

sentation zu beschimpfen, anstatt ihr mit gesundem Rathe beizustehen. Man verkündete in den öffentlichen Schriften die Stellung unsers Heeres; man machte den Feind mit unserer Nationalkraft bekannt; man entdeckte, Wer im Auslande unserer Sache geneigt war, und zog dadurch Manchem Verfolgung zu; Andere, die uns zugethan waren, wurden abgeschreckt; und alles Dieß geschah, weil wir, ohne eine Censur einzuführen, kein Gesetz gegen die Mißbräuche der Presse hatten. Dieß Gesetz, so wie eines in Bezug auf die Spione, ist höchst nothwendig. Bestätigen wir wenigstens das Sprüchwort: „Schaden macht den Polen klug." Ich erdreiste mich nicht, der Kammer einen Gesetzentwurf vorzulegen, denn es befinden sich in ihrer Mitte viele angesehene Publicisten, die eben so wie ich die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes erkennen; aber ich denke, daß über die allgemeinen Prinzipien keine Meinungsverschiedenheit obwalten wird.

„Das Gesetz muß die Grenzen der Preßfreiheit genau bestimmen und die Strafen gegen die Mißbräuche derselben festsetzen. Unter Mißbrauch der Preßfreiheit verstehe ich jede der Freiheit, der Ruhe, der Unabhängigkeit oder der Sicherheit des Landes schädliche Schrift, welche nicht einzelne Personen, deren Fehler zu rügen erlaubt ist, sondern die ganze Volks-Repräsentation, die ganze Staatsregierung, eine Behörde in ihrer Gesammtheit, ohne die Personen namhaft zu machen, angreift; eine Schrift, welche das Oberhaupt des Staates, das nach den Grundsätzen konstitutioneller Monarchien heilig und unverletzlich ist, und für dessen Handlungen nur die Minister verantwortlich sind, beleidigt. Unter Mißbrauch der Preßfreiheit verstehe ich alle Schriften gegen die Moral, die Toleranz und die Gewissensfreiheit; ferner alle, die fremden Ruf auf ungerechte Weise anschwärzen."

Nachdem der Verfasser verschiedene Mittel, dem Preßunfuge zu steuern, vorgeschlagen hat, unter andern eine Kaution, die der Herausgeber einer Schrift leisten, und die dem Maximum der durch den Reichstag festgesetzten Strafe gleichkommen soll, fährt er fort:

„Was gewann die allgemeine Sache oder die Freiheit durch den neulich in einem unserer öffentlichen Blätter enthaltenen Artikel, in welchem der Name Diebitsch auf eine verhöhnende Weise etymologisch, aber nicht einmal witzig, zergliedert wurde? Eine solche Sache ist eines Polen unwürdig. Zwar hat der Feldmarschall Diebitsch die jenseits des Balkans errungenen Lorberren von dem Augenblicke an entweiht, als er es unternahm, ein zur Freiheit sich ermannendes Volk zu unterjochen. Indeß vielleicht glaubte er, daß der Aufstand der Polen nicht allgemein, nicht national sey. Vermuthlich haben ihm schon die Gefilde Grochow's und Bialolenka's, die zahllosen Schlachtopfer von beiden Seiten, die vielen Heldenthaten unserer Krieger, eines Bessern belehrt; vielleicht haben sie sogar dem Kaiser den Irrthum benommen, und Beiden erscheint nun unsere Sache in einem andern Lichte, als sie ihnen von Abtrünnigen und Söldlingen, die das Vertrauen des russischen Monarchen mißbrauchen, dargestellt wurde."

Im weitern Verfolge seiner Ansicht eifert der Verfasser gegen den Kurver Polski, daß er Rozniezki und Lubezki zusammengestellt habe, da ersterer, ein Auswurf der Polen, selbst von dem russischen Kaiser verachtet werde; letzterer hingegen, obwohl wegen Einführung der Monopole tadelnswerth, dennoch unbestreitbare Verdienste durch die Gründung der Bank und des landschaftlichen Kreditvereines erworben habe.

„Der Kurver Polski," fügt der Verfasser hinzu, „verachtet alle ehemaligen Wohlthaten des Kaisers Nikolaus, indem er an die Einführung des Spionirsystems, der Censur, an die Aufhebung der persönlichen Freiheit, die Einführung der Monopole und des schmählichen Erziehungssystems erinnert. Was die geheime Polizei betrifft, so kann man dieselbe nicht dem Kaiser Nikolaus zur Last legen, da er in seiner Erwiederung auf die Note des Grafen Jezierski feierlich im Angesichte Europa's erklärte, von dem Bestehen derselben in unserm Lande Nichts gewußt zu haben. Schuldig sind mithin nur die Minister, die ihn davon nicht mit polnischer Offenheit benachrichtigt; schuldig sind Diejenigen, die diese neronische Einrichtung zur ewigen Schmach ihres Namens eingeführt haben. Was aber die Censur, die Monopole, die Vernichtung der persönlichen Freiheit und die Verschlimmerung des Erziehungswesens betrifft, so läßt sich allerdings die wirkliche Verletzung der Konstitution, und mit derselben die begründete Veranlassung zum Nationalaufstande nicht läugnen. Der Kaiser begünstigte nur das materielle Wohl seiner polnischen Unterthanen. Die Errichtung von Fabriken, die Beförderung des Absatzes unsrer Tücher und anderer Fabrikate nach Rußland, der befestigte Kredit, der Bau neuer Landstraßen, die Verschönerung Warschau's, alle diese seine Bemühungen um unsern Wohlstand, können, ohne ungerecht zu seyn, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Aber er verkannte, daß die Polen auch der moralischen Glückseligkeit bedürfen; daß sie dieselbe sogar der physischen vorziehen. Er stellte uns den Russen gleich, die unbekannt mit dem Genusse der Freiheit sind; seine Minister glaubten uns wie ihre eigene Nation beherrschen zu können; uns, die wir einst eine Republik waren; die wir die Freiheitsliebe nicht in der Schule, nicht aus den Büchern, wie man irrig glaubte, sondern mit der Muttermilch einsaugen, von unsern Vätern erben und auf die Nachkommen fortpflanzen.

„Daraus ergiebt sich nun unabweisbar die Ueberzeugung, daß zwei Völker, zwar von gleicher Abkunft, aber von ungleichen Gesinnungen, Sitten und Gewohnheiten, zu ihrem Gedeihen und zur Ruhe Europa's einer abgesonderten Regierung bedürfen; daß es für ein zumal freies Volk unmöglich ist, sich an willkürliche Herrschaft zu gewöhnen, wenn dasselbe im Laufe der Zeit zu festen Gesetzformen vorbereitet, wenn die Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze und alle verfassungsmäßigen Rechte ihm zur zweiten Natur geworden sind."

S h i e l.

Das englische Journal „der Atlas" (der Opposition gegen die Reformbill zugethan) enthält den Schattenriß des Irländers Shiel, dessen unlängst zu Gunsten der Reformbill gehaltene Rede neben der O'Connells zu den ausgezeichnetsten Meisterstücken parlamentarischer Beredsamkeit gehört und einen erfreulichen Beweis giebt von den neuen Elementen, die durch die katholischen Parlamentsglieder Irelands in dem Hause der Gemeinen lebendig werden. „Wer Hrn. Shiel," sagt das erwähnte Blatt, „nur aus seinen gedruckten Reden kennt, wird sich denselben wahrscheinlich als einen Mann von kühnem ritterlichem Wesen mit einem Ausdruck poetischer Lebendigkeit im Gesichte denken. Dieses Ideal zerfließt, wie es gewöhnlich den rosenfarbigen Gemälden unserer Phantasie zu ergehen pflegt, sobald man seiner Person ansichtig wird. Nicht ein Zug von Ritterlichkeit, Poesie oder Anmuth ist an dem Mitglied von Malbourne Port zu gewahren. Er ist ein zwerghaftes Männchen von schwarzem Antlitz und rohen Gesichtszügen, mit einer seltsamen Haltung von Begeisterung im Kopfe und einem beständigen Spiel von Nerven und Muskeln in seiner Gestalt, als wenn sein Leib mit einem elektrisirten Drahte in Verbindung stände. Sein Haar steht aufgesträubt vom Kopfe weg; seine Stirne ist niedrig und scheint kaum groß genug die Gedanken zu fassen, die aus seinen Augen blitzen; der untere Theil seines Gesichts fällt plötzlich in einer krummen Linie ab, und das Ganze hat einen Ausdruck von Derbheit, in die sich die Lust an geißelnder Satire mischt; was ein Genie verräth, von dem man aber nicht sagen kann, welcher Art es sey. Er hat mehr das Aussehen eines Gelehrten oder Künstlers, der in tiefe Abstraktionen versunken ist, als das eines Politikers oder Redners. Seine kleine Gestalt ist außerdem nachläßig gekleidet, und diese ungünstige Zusammenwirkung von Natur und Gewohnheit gewinnt einige Erhebung durch eine zu gleicher Zeit theatralische und anmuthlose Haltung. Seine Stimme ist ein quickender Alt, gellend, dünn, durchdringend und heftig: sie ertönt klagend und emphatisch, wie die Deklamation der Tragödie, oder schrillt mit der hitzigen Lustigkeit der Posse, ohne Schlüssel und Tonart zu ändern; sie befindet sich immer auf der höchsten Spannung, schlägt jedoch niemals über. Die merkwürdigste Veränderung in dem öffentlichen Leben Shiels trug sich zu, als die katholische Emanzipationsbill durchgesetzt war. Seitdem hat er sich nämlich ganz von dem Systeme der Volksaufregung losgesagt, und durch keine weitere Aufstöberung von Gründen zum Mißvergnügen der Regierung Angelegenheiten verursacht. Dieses Betragen hat ihm bei allen unparteiischen Männern großes Zutrauen erworben. Das gemeine Volk glaubt zwar wunder, wie sehr es ihn verhöhnt, wenn es, wie O'Connell that, ausruft: „Platz für den königlichen Rath!" — allein die Verständigen bedauern bloß, daß in der Gesellschaft noch eine so häßliche Untugend herrscht, die, um niedrigen Vorurtheilen zu schmeicheln, das Verdienst seines gerechten Lohnes zu berauben strebt."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 112. 22 April 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's. *)

1. Das europäische Gleichgewicht.

Zwei Jahrhunderte lang ist Europa durch die Spiegelfechterei eines angeblichen Gleichgewichts geblendet und irre geführt worden. Dieses Gleichgewicht mußte den Vorwand zu jedem Kriege, und die Maske zu jeder Friedensverhandlung hergeben; dieses Gleichgewicht galt als Schutzrede für jeden Raub, und als Entschuldigung für jede diplomatische Taschenspielerei. Eine politische Gleichheit unter den europäischen Staaten herzustellen, wären vor Allem zwei Dinge nothwendig: Der Wille und die Macht, die Vereinigung beider aber setzt eine große bürgerliche Tugend voraus, von der wir in unserer Staatengeschichte noch kein Beispiel gesehen haben. Im Gegentheil darf man es wohl sagen, daß die Mächte, die mit der gehörigen Größe ausgestattet auftreten könnten, gewöhnlich geradezu so großmüthigen Gesinnungen, die ein Gleichgewicht zu begründen vermöchten, feindselig entgegenarbeiten, weil sie bei dem Sieg dieses Prinzipes am Meisten selbst einbüßen würden. Sollen zwei noch nicht im Aequilibrium befindliche Kräfte in's Gleichgewicht gebracht werden, so muß auf der einen Seite Aufopferung, auf der andern Gewinn eintreten; und einen wirklichen Privatvortheil für ein künftiges öffentliches Gut aufzuopfern, dazu gehört eine Seele, die über die gewöhnlichen Triebfedern menschlicher Handlungen erhaben ist.

Wir dürfen uns daher nicht verwundern, daß bis jetzt in Europa noch kein wirkliches Gleichgewicht bestanden hat, da keines unter den europäischen Staaten bestehen kann, das nicht das Prinzip der Nationalunabhängigkeit zur Grundlage hat. Vergebens wiegt man auf der Goldwage die Offensiv- und Defensivmacht ab, vergebens theilt man Seelen und Dezimalbrüche von Seelen aus, um für eine schwache und unnatürliche Grenze auf einer Seite durch Handels- oder Gebietsgewinn auf der andern zu entschädigen. Es liegt in allen Nationen ein Instinkt, durch den sie sich unbehaglich fühlen unter dem Scepter eines Gebieters, der nicht ihr angebornes Oberhaupt ist; zugleich fühlen sie den Trieb, sich zu einem Volke unter einem nationalen Herrscher zu vereinigen. Das große Geheimniß der in Verhältniß zu ihrer Größe auffallenden Schwäche der größern Staaten Europa's liegt in ihrem Mangel an Nationaleinheit, wodurch auch Einheit der Gefühle und Interessen ausgeschlossen wird. Ein Staat ist nur in dem Verhältniß mächtig, als er aus homogenen Theilen zusammengesetzt ist, und daß Dieß bei dem größten Theil der europäischen Staaten nicht der Fall ist, liegt klar am Tage.

Ein Blick auf die Staaten ersten Ranges in unserm Welttheil giebt Beweise genug für die eben angeführten Sätze an die Hand.

Frankreich ist gegenwärtig derjenige Staat des Festlandes, der am Meisten ein abgeschlossenes wohl organisirtes Ganzes bildet. Eine Sprache, eine Geschichte, eine Religion, ein Geist waltet durch das ganze Land; die Erinnerungen der Vergangenheit und die Aussichten in die Zukunft erregen in der Brust aller Franzosen ein und dasselbe Gefühl. Vortheilhaft gelegen in der Mitte Europa's, innerhalb natürlich gezogener und leicht zu vertheidigender Grenzen, von einem ächten Nationalgeist beseelt — ein solches Volk ist unbesiegbar, so lange es seine Pflicht erfüllt. Frankreich ist stark, weil es nur von Franzosen bewohnt, und unter einer nationalen Regierung vereinigt ist. Das Kaiserreich Napoleons war noch drei Mal so ausgedehnt und dennoch hatte es im Verhältniß nicht die Stärke, wie das heutige Frankreich — aus keinem andern Grunde, als weil über die ächten Grenzen Frankreichs hinaus das Volk nicht mehr aus Franzosen bestand.

Spanien steht in Hinsicht einer zusammengedrängten Nationalkraft mit Frankreich in gleichem Verhältniß. Durch seine Lage schon scharf abgeschlossen, umfaßt es in seinen Marken nur Spanier. Spanische Sinnesart, spanischer Patriotismus kennt keinen andern Mittelpunkt, kein anderes Band, als seine Muttererde. Zur Zeit der großen spanischen Herrschaft stand die Nationalkraft, sobald der Impuls zu Eroberungen aufgehört hatte, im umgekehrten Verhältnisse zur Gebietsausdehnung. Ueber den Norden, Westen und Süden von Europa ausgedehnt, zerfiel es allmälig in Stücke, weil die große Masse der spanischen Unterthanen nicht aus Spaniern bestand.

England war so glücklich, schon vor vielen Jahrhunderten seine französischen Provinzen einzubüßen, und möchte Jemand behaupten, daß es seitdem als Nation schwächer gewesen sey?

Doch wenden wir nun unsern Blick von den Staaten, die vormals ausgedehnte und nicht nationale Gebiete in sich begriffen, und sie

*) Aus den so eben erschienenen Thoughts on the present Aspect of Foreign Affaires by an Englishman. London, 1831.

durch den Willen des Geschickes oder vielmehr durch den natürliche Gang der Ereignisse verloren haben, auf ähnliche Staatenverhältnisse, die gegenwärtig noch bestehen.

An Preußen bemerken wir zuvörderst alle Gebrechen, die einem Staate von solchem Umfange ankleben können. Mit seiner Grenze Frankreich und Rußland berührend, hat es gegen Süden keinen sichern natürlichen Grenzvorwall und ist nur gegen Norden im Rücken zum Theil durch das Meer gedeckt; und hier besitzt es ein Gebiet, auf das es (aus andern Gründen) am Wenigsten mit Sicherheit zählen kann. Alles, was es jenseits des Rheins und der Oder besitzt, hängt an dem schwächsten aller Fäden — an der Freundschaft der Nachbarstaaten. In welchem Nationalgefühl, in welchem Gemeingeist können die Einwohner von Trier und Memel sich miteinander verbunden fühlen? Was wird dem Herzogthum Posen daran liegen, wenn Westphalen morgen von einer feindlichen Invasion bedroht wird? Preußen ist nur in dem Maße stark, als es deutsch ist, jemehr es sich und seine Interessen mit Deutschland verschmelzt, desto besser für es und für Europa selbst. Die Schwingen seines Adlers, die sich über eine französische oder slavische Bevölkerung ausbreiten, dürfen nur eines Tages beschnitten werden — und es läuft selbst Gefahr von seiner Höhe herabzustürzen. Die meisten Staaten können sich durch ein Defensivsystem erhalten, Preußen braucht einen Angriffskrieg zu seiner eigenen Sicherheit.

Oesterreich hat die Begünstigung eines genauen geographischen Zusammenhangs seiner Gebietstheile zum Voraus, aber die Vereinigung seiner Unterthanen ist vielleicht das elendeste diplomatische Flickwerk auf der politischen Karte von Europa. Indeß hat es, wollte es nur seine eigentliche Stärke kennen, einen wahrhaft nationalen Kern und Vereinigungspunkt — Ungern. Oesterreich hätte sich weit vortheilhafter als das alte Königreich Ungern gestellt, das einst als unabhängiger Staat von bedeutendem politischem Gewichte war, wiewohl es aus Gründen, die hier jetzt nich entwickelt werden können, jederzeit in der Civilisation eine untergeordnete Stufe einnahm, worin ihm jedoch seine günstige Lage und die Nähe Italiens zu weitern Fortschritten leicht behülflich werden konnte. Aber weit entfernt, die Anlage des ungrischen Volkes, eines völlig eigenthümlichen Stammes, der mit warmer Liebe an seiner Krone und seinem Lande hing, auszubilden, vernachlässigte es Oesterreich auswärtiger Eroberungen wegen, die jetzt mit ihm nur durch einen sehr dünnen Faden zusammenhängen. Gallizien, die Lombardei und Venedig behalten kaum noch einen zweideutigen Schein von Treue, während die Eifersucht zwischen der slavischen Bevölkerung Böhmens und den deutschen Unterthanen das erbliche Gebiet des österreichischen Kaiserhauses selbst unsicher macht.

Rußland vor Allen liefert den klarsten Beweis von dem Mißbrauch großer Macht und großer Vortheile. Im Rücken durch Wüsten gedeckt, in Verbindung mit dem baltischen und mittelländischen Meere und in dieser ungeheuren Grenzlinie Länderstriche umfassend, die mit andern unter gleichem Klima gelegenen wenigstens mit gleicher Fruchtbarkeit gesegnet sind, mit unvergleichlichen Hülfsmitteln zur Schiffahrt im Innern und leichten Handelsverbindungen nach Ost, Nord und Süd, mit noch unergründeten Schätzen von Bergbau und Agrikultur, besitzt es eine Bevölkerung, die sich in jenem Mittelzustand von Civilisation befindet, wo die Völker sich noch folgsam vom Gebote unbeschränkter Gewalt leiten lassen, während es hiebei, obgleich langsam, auf der Bahn der Civilisation voranschreitet. Betrachtet man es als das moskowitische Kaiserthum und Moskau mit der eigentlich moskowitischen Bevölkerung umher als den Kern von Nationalcharakter und Nationalkraft, so sieht man ihm ein weites Ziel ausgesteckt zu Fortschritten in jenen Künsten des Friedens, die eine Nation wahrhaft glücklich und geachtet machen; aber der unersättliche Ehrgeiz seiner Autokraten verließ diese ehrenvolle Bahn, um den Weg einzuschlagen, der zu einer gränzenlosen Monarchie führt mit dem Entschlusse, darauf per fas et nefas zum Ziele fortzuschreiten.

Wenn man die Geschichte und die Verhältnisse dieser drei großen Reiche unsrer Tage überblickt, so muß man sich von der Thatsache überrascht finden, daß sie, worin auch immer der Kern ihrer Stärke bestehen mag, im gegenwärtigen Augenblicke weit mehr zu ergreifen suchen, als sie zu halten vermögen, und daß bei all ihrer ausgezeichnet vollkommnen Militärverfassung und trotz den Ränkeangen ihrer Diplomatie über lang oder kurz die Zeit kommen muß, die ihr Stückwerk von Macht, ihr auf die Unbill gegen Millionen kümmerlich aufgeführtes Gebäude zertrümmern wird. Da alle drei ihre Macht auf denselben Grundlagen gegründet und nach denselben Grundsätzen weiter ausgebaut haben; so werden sich an allen dreien dieselben Mängel entdecken lassen, sey es, daß diese aus ihrem Wesen uranfänglich herrühren, oder nur zufällig hinzugekommen sind.

In der bunt zusammengewürfelten und übelverkitteten Masse von kleinen Staaten und Staatentrümmern, die sie um ihren Thron her angeschlossen haben, erkennt man nur lose zusammenhängende Glieder, die weit entfernt sind, von gleichem Gefühl der Vaterlandsliebe oder des Gehorsams zusammengehalten dem eigentlichen Rumpfe zu dienen, vielmehr weit größere Neigung fühlen, ihren besondern und vom Ganzen wegstrebenden Interessen zu folgen, bereit, bei dem nächsten besten Anlasse von Schwäche oder Uneinigkeit des Hauptlandes dieses selbst zersplittern zu helfen.

Einen aus so fremdartigen Theilen zusammengelötheten Staatskörper mit dem Namen einer Nation beehren, ist eben so vernünftig als eine Stube voll Schulknaben eine Familie nennen, und eben so schwer würde es bei beiden halten, wollte man sie überreden, sich als Brüder zu betrachten. Einer der augenfälligsten Fehler dieser großen Mächte aber war die Wahl ihrer Hauptstädte außerhalb des Mittelpunktes ihres Reiches, oder ferne vom Schooße ihrer Kernbevölkerung. Geblendet von dem Glanze des deutschen Kaiserthums zog Oesterreich Wien, das von keinem Lande einen Mittelpunkt bildet, dem in der Mitte seiner treuesten und mächtigsten Unterthanen gelegenen Ofen vor. Preußen, das eine seiner zahlreichen Handelsstädte wählen konnte, wollte lieber Berlin erheben, und beging den Fehler Potsdam zu erbauen, beide in der dürresten Gegend des Königreichs gelegen, während sich ihm Magdeburg darbot, das, an den Ufern eines der schönsten deutschen Ströme und in gleichmäßiger Entfernung von den zwei fernsten Punkten des Reiches, zu einer Nationalhauptstadt des nördlichen, oder im günstigen Falle des gesammten Deutschlands unvergleichlich vortheilhaft gelegen war. Rußland beging denselben Fehler, als es seinen alten Czarensitz aufgab, um an einem entlegenen Winkel seines Reiches,

unter dem ungünstigsten Himmelsstriche, in der ärmsten Gegend, die noch dazu nicht ein Mal von russischem Landvolk bewohnt wird, eine Kaiserstadt zu gründen. *) Wie aber in der Politik Mißgriffe gewöhnlich Ungerechtigkeiten den Weg bahnen, so mußten diese drei großen Mächte, um den Fehler wieder gut zu machen, den sie bei Anlegung ihrer Sitze außerhalb des Schwerpunktes ihrer Reiche, fern von ihrer Nation und ihren Hülfsquellen, begangen hatten, einen Theil des Nachbarlandes an sich reißen, um daraus ein Bollwerk ihrer nachtheilig gelegenen Hauptstädte zu bilden. (wie sie gewöhnlich zu ihrer Entschuldigung vorbringen.) So bemächtigte Rußland zu diesem Zwecke sich Finlands; Preußen riß ein Drittheil Polens an sich, um Berlin zu schirmen, und Oesterreich ein anderes Drittheil, um Wien vor einem Anmarsch der Russen zu decken. Hiezu fügte sich noch die Nothwendigkeit eines fortdauernden Zwanges, um die Millionen jener unfreiwilligen Unterthanen im Zaum zu halten, die mit den übrigen Genossen ihrer Knechtschaft Nichts als die Ketten gemeinschaftlich hatten, dagegen in fortwährender Sympathie mit jenen Trümmern ihrer Nation lebten, in die sich die benachbarten Gewalthaber getheilt hatten. Hieraus ergab sich für diese selbst die zweite Nothwendigkeit, einander eifersüchtig zu bewachen, damit sich nicht Einer einfallen lasse, außer seinem Antheil noch mehr von Dem an sich zu reißen, was von Allen zugleich auf so ungerechte Weise erworben worden. Ungerechtigkeit, die sich ihrer bewußt wird, kann nicht anders als argwöhnisch seyn, sowohl gegen ihre Mitschuldigen, als auch gegen die erbeuteten Unterthanen; aus Gewohnheit wird sie es endlich auch gegen ihre eigenen Kreaturen und Werkzeuge. Daher die dritte vorgeschützte oder auch wirkliche Nothwendigkeit, zahllose Heere zu unterhalten, daher diese abscheuliche Polizei, diese hinterlistige Diplomatie, diese finanzielle Unredlichkeit, diese erdrückende Steuerlast, diese Unsicherheit der Personen und des Eigenthums, diese Vorliebe für die Unwissenheit und diese Furcht vor der Stimme der Wahrheit — lauter Züge, die an jenen großen Staaten bemerklich sind, wie an kleinern, die knechtisch die unmoralische Staatsklugheit derselben nachahmen. Eine freie und geeinigte Nation kann bei einem liberalen Systeme mit dem halben Aufwande, mit weniger noch als der Hälfte von Sorgen, und mit zehn Mal mehr Glück und Sicherheit regiert werden, als die noch so künstlich gegliederten Triebwerke jener stolzen Staatsmaschinen. Man kann nur mit einem tiefen Schmerzgefühle darauf hinblicken, daß so viele Jahrhunderte hindurch die edelsten Anlagen der Völker durch einen so tyrannischen Mechanismus niedergehalten, und an ihrer Entwicklung verhindert wurden; aber ein Trost kommt uns aus der Gegenwart entgegen: der auswärts strebende Widerstand der Völker nimmt allerwärts in einem Verhältnisse zu, in welchem ihre Beherrscher von Oben herab den Druck nicht vermehren können. Die Völker lernen Vieles und wir dürfen hoffen, daß auch die Fürsten Einiges aus der Schule dieser Zeit mit sich nehmen werden. Ohne ein Prophet zu seyn, läßt sich voraussehen, daß beide Parteien, wenn nicht auf halbem Wege, doch zeitig genug zusammentreffen werden, um Erschütterungen vorzubeugen, die auf anderer Bahn nicht vermieden werden könnten. Leider muß man freilich gestehen, daß die gegenwärtige Generation der Souveräne des Festlandes wenige Zeichen solcher Weisheit an sich erkennen läßt, und in vielen Staaten haben die Völker selbst noch sehr Viel zu lernen, bevor man von ihnen sagen kann, daß sie ihre eigene Lage begreifen oder fähig sind, für ihre Uebel die dienlichen Heilmittel zu finden, und auf eine Weise anzuwenden, die ihr Wohl auf eine dauerhafte Weise zu befestigen vermag.

*) Um jedoch Peter dem I. dem einzigen großen Mann, den Rußland noch hervorgebracht hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man beifügen, daß in Rußland allgemein die Meinung herrscht, er habe nie daran gedacht, Petersburg zur bleibenden Hauptstadt zu erheben; er wollte daraus nur einen großen Seehafen machen. Da in diesem Staate damals Nichts geschehen konnte, außer unmittelbar unter seinen eigenen Augen, so schlug er dort einstweilen seine Residenz auf, was unbedingt nöthig war. Seine eigentliche Absicht aber, wie man sagt, war darauf gerichtet, eine Hauptstadt am Zusammenflusse der Wolga und Oca bei Nischnei Nowgorod zu gründen, die 300 Meilen NO von Moskau zum innern Verkehr wie zum Handel mit dem Morgenlande ungemein günstig gelegen war. Hätten seine Nachfolger so viel Weisheit gehabt, diesen Plan in Ausführung zu bringen, es wäre gewiß für sie und das westliche Europa besser gewesen.

Satirische Hohlspiegelbilder des Auslands.

Der Welt Lauf

Erste Szene. Ein französischer Gerichtshof in der Provinz; Zeit: Januar 1830.

Der Richter: Gendarmen, führt den nächsten Angeklagten vor — Angeklagter, Euern Vor- und Zunamen!

Angeklagter: Pierre Rochet.

Richter: Pierre Rochet, Ihr seyd überführt, öffentlich aufrührerisches Geschrei gegen den erlauchten Monarchen ausgestoßen zu haben, der dieses glückliche Land regiert — gegen ihn, den Erben der ältesten und glorreichsten Monarchie der Welt, dessen väterliches Szepter Frankreich die frühern Tage seines Glanzes zurückgegeben hat. Die wohlgesinnten Bürger dieser guten Stadt haben mit Abscheu in ihren friedlichen Straßen Euch rufen hören: „Nieder mit Karl X!“ Was habt Ihr zu Eurer Entschuldigung vorzubringen?

Angeklagter: Hr. Richter, das Geschrei entfuhr mir — ich hatte ein Glas über den Durst getrunken — der Gendarme, der mich verhaftete, muß es am Besten wissen, denn er hat mir einschenken lassen —

Richter: Ein Frevel, wie der Eurige, kann in diesen Vorwänden keine Entschuldigung finden. Pierre Rochet, der Gerichtshof verurtheilt Euch zu einer Strafe von zwanzig Franken, zu drei Monaten Gefängniß und den Gerichtskosten.

Zweite Szene. Vor demselben Gerichtshofe und demselben Richter im Oktober 1830.

Richter: Munizipalgarden, bringt den nächsten Angeklagten herein — Angeklagter, Euren Vor- und Zunamen!

Angeklagter: Pierre Rochet.

Richter: Pierre Rochet, Ihr seyd überführt, öffentlich aufrührerisches Geschrei gegen den erlauchten Monarchen ausgestoßen zu haben, der dieses glückliche Land regiert und dessen väterliches Szepter Frankreich die früheren Tage seines Glanzes verheißt. Die wohlgesinnten Bürger dieser guten Stadt haben mit Abscheu in ihren friedlichen Straßen Euch rufen hören: „Es lebe Karl X!“ Ihr konntet Euch zu so furchtbarer Verblendung hinreißen lassen, Eure Stimme zu erheben zu Gunsten des grausamen und blödsinnigen Tyrannen, dessen Name auf immer verlöscht ist in dem Lande, das er zu Grunde richten wollte. Was habt Ihr zu Eurer Entschuldigung vorzubringen?

Angeklagter: Hr. Richter, mit Gunsten, ich war die letzten drei Monate in Verhaft gesessen, wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden; denn Sie hatten die Güte, mich damals in's Gefängniß zu schicken. Man hat mich diese Zeit über keine Zeitung lesen lassen; ich kam erst vorgestern los, und da ich keine Lust hatte, mich noch ein Mal

einsperren zu lassen, so schrie ich eben, als ich den Fuß aus dem Gefängnisse setzte: „Es lebe Karl X!“ Hierauf brachte man mich hieher.

Richter: Pierre Rochet, ein Frevel, wie der Eurige, kann in solchen Vorwänden keine Entschuldigung finden. Der Gerichtshof verurtheilt Euch zu einer Strafe von fünf und zwanzig Franken, zu drei Monaten Gefängniß und den Gerichtskosten.

A. d. Hofjournal.

Vermischte Nachrichten.

Das Septemberheft des in St. Petersburg erscheinenden Journals des Ministeriums des Innern vom Jahre 1828 liefert Nachweisungen, wonach das Bevölkerungsverhältniß von Bauern, Bürgern und Kaufleuten männlichen Geschlechtes in Rußland, mit Ausnahme der weiter unten bezeichneten Provinzen, bei den drei letzten Zählungen im Jahre 1786, 1811 und 1816 sich in folgenden Zahlen darstellt:

Klasse.	1796.	1811.	1816.
Kronbauern	6.505.702	6.673.185	6.353.467
Privatbauern	8.699.790	10.537.871	6.787.782
Bürger . .	507.111	620.847	855.071
Kaufleute .	145.554	121.121	73.483
Zusammen	15.855.957	17.952.424	17.029.783

In dieser Rechnung sind nicht mitbegriffen die Provinzen Bialystock und Georgien, nebst den übrigen südlichen Provinzen des Caucasus, die sich Rußland zwischen den Epochen des fünften und sechsten Census (1796 und 1811), noch Bessarabien, das es sich nach dem sechsten Census einverleibte; eben so wenig Sibirien und die Kosakenländer am Ural, Don und Pontus Euxinus, in Hinsicht derer es an hinreichenden Urkunden fehlt; endlich auch nicht Polen und Finnland. Die Apanagenbauern, deren Zahl beim siebten Census (1816) 554.500 betrug, sind unter der Rubrik der Kronbauern aufgeführt, eben so die unter Alexanders Regierung entstandene Klasse der freien Bauern, deren der Census von 1816 24.344 zählte. Bei einer Vergleichung der beiden Volkszählungen von 1786 und 1811 zeigt sich eine beträchtliche Differenz in der Zahl der Kron- und der Privatbauern. Obgleich verschiedene Kronbesitzungen vor der Regierung Alexanders an Privatpersonen verliehen worden, so haben sich doch die Kronbauern nicht vermindert, sondern sie erschienen im Jahre 1811 um 567,483 Individuen zahlreicher als im Jahre 1766. Die Bevölkerung auf den Privatbesitzungen hat in demselben Zeitraume einen Zuwachs von 1,637,181 Bauern bekommen; dieser Zuwachs ist theils als eine Folge der Verleihungen der Krone, theils als eine wirkliche Vergrößerung der Volkszahl zu betrachten. Der siebte Census fand kurze Zeit nach dem Kriege von 1812 und den Verheerungen der mittleren und nordwestlichen Provinzen Statt. Daher die merkliche Verminderung in den beiden ersten Klassen gegen den vorherigen Census. Da die schlechten Ernten der Jahrgänge 1821 und 1822 in mehreren Statthalterschaften die Bevölkerung nicht begünstigten, so befahl Kaiser Alexander, um die Einwohnerschaft in der Vertheilung der Umlagen zu erleichtern, im Jahre 1823, alle seit dem letzten Census gestorbenen Bauern aus den Listen zu streichen. Wenn die Zahl der Bürger in der Zeit zwischen dem fünften und siebten Census sich außerordentlich vermehrt, die Zahl der Kaufleute dagegen um die Hälfte vermindert hat; so ist der Grund davon hauptsächlich in den Uebertritten aus einer Klasse in die andere zu suchen, welche das Gesetz nicht verbietet; die Gesammtzahl beider Klassen, welche sich bei dem fünften Census auf 650,443, beim sechsten auf 741,868 und beim siebten auf 908,554 belief, beweist indeß die Fortschritte der Industrie in dieser zwanzigjährigen Periode. Es wäre interessant gewesen, diese Parallelen auf die früheren Volkszählungen von 1722, 1742, 1762 und 1782 auszudehnen; allein darüber mangeln die nähern Angaben. Wir müssen uns also in Erwartung des nächsten Census, der nicht lange mehr ausbleiben kann, da seit dem letzten bereits fünfzehn Jahre verstrichen sind, auf die drei obigen Zählungen beschränken. In Bezug auf die vier Klassen, welche die russische Bevölkerung bilden, ergeben sich somit: 1) in Bezug auf die Kronbauern von 1796 bis 1811 eine Zunahme von 5½ Prozent, von 1786 bis 1816 aber eine Abnahme von 1½ Prozent; 2) in Bezug auf die Privatbauern von 1796 bis 1811 eine Zunahme von 18 Prozent, von da bis 1816 dagegen eine Abnahme von 5½ Prozent, von 1786 bis 1816 also eine Zunahme von 11½ Prozent; 3) in Bezug auf die Bürger von 1786 bis 1811 eine Zunahme von 22, und von 1811 bis 1816 von 55 Prozent; 4) in Bezug auf die Kaufleute von 1786 bis 1811 eine Abnahme von 13, und von da bis 1816 eine Abnahme von 58 Prozent. In den Jahren von 1786 bis 1811, während der unaufhörlichen Kriege mit Persien, der Türkei, Schweden, Oesterreich und Frankreich, nahm die Bevölkerung um 13½ Prozent zu; würde diese Zunahme in demselben Verhältnisse fortgehen, so würde sie, vom Jahre 1816 an gerechnet, in 113 Jahren, d. h. bis zum Jahre 1929, sich verdoppeln; natürlich würde ein dauernder Friede ein noch bei Weitem günstigeres Resultat erzielen.

Die Stadt Paris, die seit der Julius-Revolution schon beträchtliche Opfer gebracht hat, um den Arbeitern Beschäftigung und Verdienst zu geben, hat neuerdings im Einverständniß mit dem Ministerium die Summe von 1.881.000 Fr. für öffentliche Arbeiten bestimmt. Hievon sollen 100.000 Fr. verwendet werden zur Erbauung eines Hafens in Vilette, 60.000 Fr. zur Ausführung der Abzugskanäle der Hallen, 50.000 Fr. zur Fortsetzung der Arbeiten an der Kirche von St. Vincent de Paula, 35.000 Fr. zur Abtragung des Boulevard de Madeleine, 240.000 Fr. zur Herrichtung von Trottoirs, 230.000 zur neuen Pflasterung von 10 Plätzen und Straßen, 800.000 zur Vollendung der allgemeinen Weinniederlage, 100.000 zu Arbeiten an der Kirche von St. Denis, 130.000 zur Wiederherstellung der Barrieren, 258,000 zur Erhaltung des Straßenpflasters von Paris, 260.000 zur Verbesserung an Gefängnißgebäuden u. s. w. — Da indessen diese Arbeiten größtentheils nur Arbeiter des Baugewerkes beschäftigen, und den übrigen Klassen der Handwerksleute nur geringen Verdienst geben würden, so hat die Munizipalverwaltung von Paris die Nothwendigkeit gefühlt, noch anderweitige Fonds von 2.601.000 Fr. zu Abgrabungen, Arbeiten in Steinbrüchen, Straßenbauten u. s. w. anzuweisen. Auch wird außerdem noch zur Ausführung eines seit längerer Zeit schon entworfenen Planes geschritten, und die Verlängerung der Straße Vivienne bis zum Boulevard ausgeführt werden. Die Häuser, welche zum Niederreißen angekauft werden mußten, hatten bisher die Ausführung dieses Werkes aufgehalten; die Regierung bewilliget jetzt zur Entschädigung einiger Häuserbesitzer einen Beitrag von 50.000 Fr. — Ferner werden gegenwärtig die von Entrepreneurgesellschaften vorgelegten Plane zur Erbauung dreier Brücken, der einen zu Berry, der andern zwischen dem Pont des Arts und dem Pont-Royal, und einer dritten der Straße Belle-Chasse gegenüber, höhern Orts geprüft. Die Regierung wird auch den alten Plan zu einer Straße wieder aufnehmen, die eine gerade Verbindung zwischen dem Louvre und der Barriere du Tron herstellen und den Namen Ludwig-Philipp-Straße erhalten soll. Dieses Unternehmen würde ein Kapital von mehr als 30 Millionen in Umlauf bringen, kann jedoch erst im Verlauf mehrerer Jahre zur Ausführung kommen.

Das Diario di Roma giebt folgenden Stand der Bevölkerung Roms von Ostern des Jahres 1828 bis zu Ostern 1830 an: Pfarrkirchen 54. Familien 34,805. Bischöfe 38. Priester 1455. Mönche 1688. Nonnen 1383, Seminaristen 560, Ketzer, Heiden, Türken, mit Ausschluß der Juden 266, für das Abendmahl vorbereitete Individuen 107,155, nicht für das Abendmahl vorbereitete 59,852. Ehen wurden in diesem Zeitraume geschlossen 1008; geboren wurden 4880, unter diesen 2339 Kinder männlichen und 2551 weiblichen Geschlechts; Verstorbene zählte man 4995, nämlich 2882 männliche und 2113 weibliche. Die Gesammtzahl der Bevölkerung beläuft sich auf 147,385 Seelen, wovon 77,475 dem männlichen und 69,810 dem weiblichen Geschlechte angehören. Aus diesen Angaben geht im Vergleich mit der Bevölkerung Roms im J. 1828 hervor, daß sie einen Zuwachs von 2744 Seelen erhalten hat. Die Geburten verhielten sich zur Gesammtbevölkerung wie 1 zu $31\frac{4}{10}$, die Todesfälle wie 1 zu $29\frac{3}{10}$; die Gebornen stehen zu den Verstorbenen in einem Verhältniß wie 1 zu $6\frac{6}{10}$; die Ehen zu den Geburten wie 1 zu $4\frac{4}{10}$. Im Durchschnitt kamen auf einen Monat 391 Geburten, oder auf den Tag 13; Todesfälle können auf den Monat 416, auf den Tag 14 gerechnet werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 113. 23 April 1831.

Polnische Nationallieder.

Erinnerung. Lied aus der russischen Zeit. *)

Sonst hat es in Polen mir besser gefallen,
Als Russen und Deutsche noch nicht drin waren,
Der Ungerwein schmeckte da besser uns allen,
Uns freute der Tanz mit den wilden Tataren.

Aufging der Stiefelwichse Glanz,
Die hat uns puh! durchduftet ganz,
Entstellt! und Niemand sieht uns an
Die Polen, und was Die gethan.

Tokayer bei Männern ist Thee bei Basen —
Salzwasser ist unser Champagner geworden;
Die Löwen tragen das Fell des Hasen,
Wer Ränke schmidet, verdient sich Orden.

Wenn naseweis ein Junge spricht:
Warum bekriegt den Feind man nicht?
Aufschnappt es ein Spion zur Stund,
Stopft mit dem Knebel ihm den Mund.

Sonst haben vor Niemand Polaken gezittert,
Aufrichtig mit Kraft wie in alten Tagen,
Das Unrecht hat ihnen das Herz erschüttert,
Sie wußten Nichts von gerichtlichen Klagen.

Jetzt, Wer sich über Druck beschwert,
Dem Wolf wird Zahmheit bald gelehret;
Platz ist für ihn in Sibirien noch,
Oder auch im karmeliter Loch.

Dort ja von der Freiheit nimmer gesprochen!
Der Stock des Kosaken bedroht den Rücken;
Der Wurm benagt die ersterbenden Knochen,
Wirst's Tageslicht nicht mehr erblicken!

Und besser, Du erblickst's nicht mehr,
Als kämst vom ewigen Schnee Du her
Wie Die Verbannten fürs Vaterland,
Die jetzt Spionen sind, o Schand!

Und Mißtrau'n muß vorm Fuchsschwanz retten,
Ob auch das ehrliche Herz Die blnte;
Er schmidet hinterlistig die Ketten,
Und höflich versteckt er die fertige Knute.

Sonst theilte man Hab und Gut beim Schmaus,
Jetzt theilt man Komplimente aus,
Nach Gold seufzt Kontusch *) und leerer Gurt,
Die rothen Stiefel sind eingeschnurrt.

In Fräckchen ergebn sich die Modenarren,
Und sind auf den großen Herrn dann eitel,
Sie girren wie Täubchen zu ihren Guitarren,
So leer wie die Köpfe sind ihre Beutel!

Des Polen Seele sehnt so sehr
Die gute alte Zeit sich her,
Wo, wenns auch nicht zum Kriege ging,
Der Säbel gut am Kontusch hing.

*) Aus der Sammlung polnischer Schriften. December 1830.

*) Das Oberkleid der polnischen Nationaltracht.

Uebersicht der politischen Blätter in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Gegenwart trug den Sieg über die Vergangenheit davon, man schloß sich an den neuen Thron an, aber mit Vorbehalt; man gelobte sich, ihn so bald als möglich mit allen aristokratischen Ketten zu befestigen, die den alten umgaben. Man begriff, daß man, um zu diesem Ziel zu gelangen, neuer Bündnisse bedürfe; die Freundschaft der Männer, die durch ihre stete Opposition unter der Restauration Volksgunst besaßen, schien dazu das geeignetste Mittel. Eine schöne Gelegenheit zeigte sich. Die Deputirtenkammer,

die einzige Gewalt, die den Sturm überlebte, hatte sich eine Autorität beigelegt, welche ihr Niemand streitig machte, so lange das Nothgebot sie entschuldigte, deren Ungesetzlichkeit aber Jedermann in die Augen fiel, als man gewahrte, daß der Ehrgeiz ihre Dauer zu verlängern trachtete, nachdem man zuvor Sorge getragen, die Mehrzahl der Ultra's mit mehr oder weniger Schein von Recht zu beseitigen. Im Publikum hieß es, die neue Ordnung der Dinge müsse durch einen großen Nationalakt sanktionirt werden, damit es nicht geschehe, wie es mit der Charte von 1814 gegangen, daß die Nation am Ende von Allem Nichts wissen wolle. Die ganze Presse wiederholte diesen Ruf, und die Massen sprachen ihn ihr nach. Nur die Kammer theilte diese Ansicht nicht. Das Journal des Debats übernahm ihre Vertheidigung, und die Kammer schätzte sich natürlich glücklich, mitten unter so vielen Angriffen eine solche Stütze gefunden zu haben. Nach den Umständen gestand man sich von der einen und der andern Seite Koncessionen zu, und so entstand was wie jetzt vor Augen sehen — eine Kammer im Bund mit den Aristokraten der Restauration. Das Journal des Debats arbeitet somit darauf hin, in der neuen Ordnung alle Elemente der untergegangenen Ordnung zu erhalten, und die Kammer, mit den zahlreichen Kreaturen, denen sie das Budjet überantwortet hat, vereinigt sich mit ihr in diesen Bemühungen. Daher nun kommt die siegreiche Majorität, welche meint, die ganze Revolution sey Nichts gewesen, als eine Schaukelbewegung und ihr Zweck sey erreicht, nachdem es für diese Herren Spolien zu vertheilen gegeben hätte.

Ungeachtet besserer Vorgänge und eines ehrenvollen Benehmens in der Revolution muß der Temps dem Journal des Debats zur Seite gestellt werden. Beide suchen der Aristokratie in der neuen Verfassung den Weg zu bahnen; beide bringen, der Temps mit weniger Aufwand von literarischem Talent, aber mit gründlicherer Kenntniß der Verwaltungsgegenstände, und mit noch ungestümerem Eifer als das Journal des Debats, auf eine Organisation nach englischem Zuschnitt. Bei jeder Gelegenheit legt der Temps eine vornehme Verachtung für Ersparnisse an den Tag — ein Beweis, daß er von der Staatswirthschaft nicht Viel versteht — so wie für Theorien, was sehr bequem ist, wenn man weder genug Wissen noch genug Gewissen besitzt, um sich unwandelbare Grundsätze zu bilden. Geboren unter dem Schutz der Opposition von 1829, hat er deren Loos getheilt; populär, so lange jene liberal war, wurde er von der öffentlichen Meinung als eine Spekulation des Ehrgeizes verstoßen, als jene rückgängig wurde.

Der Messager des Chambres, fast nur Neuigkeitsblatt, und ohne politischen Einfluß, unterstützt die aristokratische Partei gleichfalls. Dieses Journal rechtfertigt seine Unterwürfigkeit gegen die jedesmalige Gewalt durch eine ungemein sinnreiche Argumentation. Seiner Behauptung nach erheischt die Pflicht des Publicisten, wie aller Bürger, daß man sich der Majorität anschließe; mit andern Worten, da immer die — ob wirkliche oder künstliche — Majorität es ist, welche regiert, so folgt die strenge Verbindlichkeit für jedes Blatt ministeriell zu seyn. Ein Schluß, wider welchen sich Nichts einwenden läßt!

Man kann sich vorstellen, daß die Vorfechter der Aristokratie gescheit genug sind, sich nicht allein in die Schranken zu wagen. Das Bürgerthum soll ihnen eine Vormauer werden. Da die Nationalgarde eine große Friedens- und Ordnungsliebe zu erkennen gegeben hat, so glauben sie dieselbe für Entwürfe benützen zu können, die ohne Beeinträchtigung des Friedens und der Ordnung nicht ausführbar sind. Man darf nur einen Blick auf Frankreich werfen, um sich über den Irrthum oder die Lüge, die dieser Voraussetzung zum Grunde liegen, nicht zu täuschen. Hat Jemand einen Begriff von dem Zustand Europa's, den er nicht aus der geheimen Küche der Diplomatik, sondern aus dem Studium der Völker schöpfen muß, schaut er in den Abgrund von Elend hinab, in welchem die niedern Klassen aller Orten seufzen, so kann er sich die beklagenswerthen Folgen einer Trennung des Bürgerthums von dem Loos des Volkes nicht verbergen. Gelänge es diese neue Scheidewand aufzuführen, so wäre ein Krieg der Massen auf Vertilgung und Plünderung unausbleiblich. Uebrigens darf man in Journalen des Widerstandes hohen philosophischen Geist und eine tiefere Begründung der Gegenwart durch das Band der Moral und der Geschichte nicht suchen, und gerade diese Verkennung der höhern Richtung der Zeit verheißt der Partei und den Interessen, welche sie vertheidigt, einen sichern und nahen Tod.

Unter den Journalen des Fortgangs gehört der Courrier français oben an, nicht nur als der älteste unter seinen Glaubensverwandten und als derjenige, welcher seine Richtschnur am Treusten verfolgte, sondern auch wegen der berühmten Schriftsteller, die oft seine Spalten füllen. Die Namen dieser Männer rechtfertigen den Courrier gegen den Tadel oder das Lob, welches er sich manchmal zuzog, daß er sich zum Republikanismus neige. Die von ihm ausgesprochenen Ansichten berechtigen auf keinerlei Weise zu der Voraussetzung, daß er eine Regierungsform wolle, für welche wahrscheinlich Frankreich und die europäischen Monarchien nicht reif sind. Seine unermüdlichen Anstrengungen gehen auf Herbeiführung einer vollkommeneren Volksvertretung, einer weisern Verwaltung, einer demokratischen Municipalverfassung, kurz einer von republikanischen Institutionen umgebenen Monarchie. Diese Wünsche, welche die Revolution von 1830 verwirklichen sollte, ließ der Courrier schon unter dem heuchlerischen Regiment der Restauration vernehmen, daher er auch der besondere Gegenstand der Justizpolizei jener Periode war. So mußte sich der Courrier natürlich in Opposition gegen eine Kammer finden, deren Aufgabe darin zu bestehen scheint, die Lügen der Restauration zu verlängern. Wirklich war er einer der Ersten, welche den Doktrinären die Maske abnahmen, und ihre Plane vor dem Publikum aufdeckten. Seitdem ist er keinen Fuß breit gewichen, und wenn ihm Tod oder Abfall einige seiner Kämpen entriß, so rekrutirte er sich sofort wieder mit andern nicht weniger talentvollen und patriotischen Genossen. Unter ihnen nennen wir einen Mann, der durch seine ausgebreiteten Kenntnisse in der Verwaltungsgesetzgebung und seinen reinen körnigen Styl ein tüchtiges Kammermitglied zu werden verspricht — Hr. von Cormenin.

Was von dem Courrier français gesagt worden, findet seine volle Anwendung auf zwei andere Blätter der Bewegung, die sich von ihm durch ihre Farbe nicht unterscheiden — auf das Journal du Commerce und die Tribüne. Wie er stellen sie den progressiven Liberalismus dar. Die Tribüne zeichnet sich durch ihre elegante Redaktion aus. Das Journal du Commerce enthält oft treffliche Artikel über Verwaltung, wovon Hr. Guillemot der Verfasser ist. Es könnte befremden, daß der Courier français, die Tribüne und das Journal du Commerce, ob sie gleich die Meinung des Landes

tren wieder geben, keinen grössern materiellen Erfolg haben. Die Ursache ist lediglich auch materiell; der Plan dieser Journale ist unvollständig. Man macht seit einigen Jahren immer grössere Ansprüche an die periodische Presse; eine Menge Leser stürzen sich zugleich auf Politik und Gegenstände der Belehrung; ein Journal, um diesen neuen Bedürfnissen zu genügen, muß zu allen Interessen sprechen, alle Materien abhandeln, eine Art Tagesencyklopädie seyn. Dieser Erweiterung seines Plans verdankt der Temps lediglich sein Glück.

(Schluß folgt.)

Litterarische Chronik.

Journal d'un voyage pittoresque autour du Monde, exécuté sur la corvette la Coquille pendant les années 1822, 1823, 1824 et 1825 par R. P. Lesson. Tom. I. avec fig. chez Am. Gobin et Comp. Paris 1830.

Lesson begleitete die duperrey'sche Expedition als Arzt und Naturforscher; seine zoologischen Arbeiten, über welche in der Akademie der Wissenschaften mehrere günstige Berichte abgestattet wurden, erschienen ihrem größten Theil nach in dem großen auf Kosten der Regierung herausgegebenen Reisewerk; seine medizinischen Beobachtungen ließ er unter dem Titel „Voyage medical autour du Monde" besonders drucken; in der gegenwärtigen Schrift giebt er nun eine Reisebeschreibung für das größere Publikum. Wir gedenken unsern Lesern eine Reihe von Skizzen daraus mitzutheilen. Zuvörderst eine Beschreibung der Falklandsinseln, oder, wie der Verfasser nach den Spaniern sie nennt, der

Maluinen.

Die Oberfläche dieser Inseln bietet ungeheure nasse Steppen dar, die mit Gras, Moos und kleinen Arten von Farnkräutern bedeckt sind. Bäume sieht man nicht, und alle Versuche deren anzupflanzen sind mißlungen. Ueberhaupt scheint der jeder Pflanzenerde beraubte Boden keines Anbaues fähig. Ueberall Nichts als niedere kahle Berge und Thäler, Sümpfe und Moräste; allein wegen der fischreichen Flüsse, die es hier giebt, und der zahlreichen Heerden wilder Ochsen und Pferde, die man trifft, sind diese Inseln bei ihrer Lage am Eingang des Südmeeres immer ein nicht zu verachtender Anhaltspunkt für Schiffe, welche dahin segeln. Die anhaltenden heftigen Westwinde geben dem Klima, das sehr an Veränderlichkeit der Temperatur leidet, im Ganzen einen mehr rauhen Charakter, so daß man nur wenig Unterschied zwischen Winter und Sommer, den einzigen Jahreszeiten des Landes, wahrnimmt; im Monat Dezember, welcher unserm Junius entspricht, waren die Morgen und Abende noch ziemlich frisch, und der Schnee auf den Gipfeln der Berge im Innern noch nicht geschmolzen. Während dieses ganzen Monats hatte man nicht Einen vollkommen heiteren Tag; wenn auch die Sonne eben noch im schönsten Glanze stand, kamen plötzlich dichte schwarze Wolken und ergossen Ströme von Regen; doch soll auf der anderen Seite auch übermäßige Kälte selten seyn.

Lesson besuchte in Gesellschaft des zweiten Befehlshabers Durville die Bergkette, welche die Insel Soledad von Osten nach Westen durchschneidet. „Die mit Heiden bewachsene Ebene, die dahin führt," erzählt der Verfasser, „brannte seit drei Tagen, da unsere Matrosen daselbst nach Art der Wilden große Feuer angezündet und sich nicht die Mühe genommen hatten, dieselben wieder auszulöschen. Der verkohlte Torfboden mit den aufsteigenden Rauchsäulen, der da und dort hervorblickte, und dann wiederum die weiten Grasflächen, auf welchen die Spitzen der Pflanzen durch die Gluth geröstet waren, während der untere Theil, der im Wasser stand, noch grünte, erschienen in seltsamem Kontrast unter sich und mit der unheimlichen Nacktheit des Gebirgs. Der weiße Sandstein, aus dem es ganz und gar gebildet ist, lag überall frei, einige wenige Stellen ausgenommen, welche Moose, Farnkräuter und einige andere ähnliche Gewächse mit einem frischen Sammt überbreiteten. Auf den Gipfeln der etwa 300 Klafter hohen verwitterten Berge erblickt man ungeheure Blöcke quarzichter Sandsteinfelsen von Kubik- oder Tafelform, die wie menschliche Gebäude aufgeschichtet sind. Aus einiger Entfernung wird man an die Ruinen jener alten Burgen erinnert, welche weiland die steilen Hügel der Dauphinee zierten; oder jener Wohnsitze religiöser Abgeschiedenheit, welche die scheuen Mönche in den Feudalzeiten so gern in den unzugänglichsten Gegenden aufschlugen. Von der Höhe der ersten Bergkette hat man die Aussicht auf eine zweite, die sich in gleicher Richtung hinzieht. Das Thal, welches sie trennt, gleicht von Weitem einer großen mit kleinen zerschlagenen Steinen besäeten Heerstraße; wir brauchten jedoch fast eine halbe Stunde, es zu durchschneiden; denn was uns oben wie Kiesel vorkam, waren sehr ansehnliche Felsen, durch die wir mühsam uns Bahn brechen mußten. Reiche Quellen rauschten unter den Felsen hin, und da und dort umrankte ein Büschel grüner Farnkräuter das Gestein. Alles in diesem Thal stellte ein vollkommenes Bild des Chaos dar."

Die Menge der Thiere, welche die Maluinen bevölkern, ist erstaunenswerth. So lange die Expedition sich daselbst aufhielt, lebte die Mannschaft bloß vom Ertrag der Jagd und des Fischfangs; täglich speiste man Austern, Gänse, Krähenpelikane, Wasserschnepfen, Kaninchen und schwarz Wildpret; die Jäger hatten fast nur die Mühe unter den Thieren zu wählen. In der Soledad-Bai liegen zwei kleine Eilande, welche man die Seelöwen- und Pinguineninseln nennt. Sie sind ganz mit hohen Gräsern bedeckt, von einer Art, die man auf dem Hauptland nicht trifft und die Pernetty als Schwertel (glaieuls) bezeichnet; diese bilden ein dichtes Buschwerk, in welchem die Robben während der Begattungsperiode sich aufhalten, wie die Pinguinen (manchots à lunettes) in den zahllosen Höhlen, wo sie republikanisch zusammenhausen. Diese letzteren, die man in unermeßlichen Schaaren auf den flachen Sandufern gelagert sehen kann, vermögen wegen ihrer schwerfälligen Flügel sich nicht über den Boden zu erheben; ihre zu weit hinten am Leib angebrachten Füße machen ihren Gang steif und ungraziös, indem das mangelnde Gleichgewicht sie nöthigt, ganz aufrecht zu gehen, und da sie gewöhnlich in langen Reihen einherziehen, und nur die beiden Farben Weiß und Schwarz an sich haben, so kommen sie Einem wie eine Prozession provençalischer Büßender vor. Desto behaglicher befinden sie sich im Meer; hier ist ihr wahres Element; untertauchen, schwimmen, in Sätzen über die Wasserfläche hinschießen können sie mit der größten Leichtigkeit. Die Dummheit dieser Wasservögel ging so weit, daß sie sich mit Prügeln todtschlagen ließen. Die Krähenpelikane (nigauds) konnte man einen um den andern tödten, ohne daß die andern die Gefahr merkten und aufflogen; viele der Raubvögel näherten sich ohne alle Scheu und stritten sich oft mit den Jägern um ihre Beute. Besonders zeichneten sich die blauen Sumpfweihen durch kecke Zudringlichkeit aus. In anderer Hinsicht verriethen jedoch die Pinguinen einiges Talent; so legen sie durch die Graswälder ordentliche Wege an, die ihre Kommunikation mit dem Meer sichern, und ihre Nester bauen sie in lange unterirdische Galerien, die sie in den Boden graben. Ihr Geschrei hat viel Aehnlichkeit mit dem Yanen des Esels; ihr Fleisch ist schwarz, fest, unschmackhaft und unverdaulich. Ueberhaupt wimmelt es auf den schwärzlichen schieferigen Gestaden der Maluinen von Geflügel verschiedener Art; da giebt es Seevögel, die stundenlang in unbeweglicher Ruhe da sitzen und ihre Fischmahlzeit verdauen; nach allen Richtungen schwimmen Enten, Gänse und anderes plattfüßiges Geflügel; Legionen von Möven verfinstern die Luft; ungeheure Klippenplatten verschwinden unter den Schichten von Dung, welche diese Vögel seit Jahrhunderten darauf absetzen. Etwas weniger zahlreich waren die Landarten; am Bemerkenswerthesten war der rothe Vogel, sonst als der magellanische Staar bekannt; die meisten kleinern Vögel haben ein düsteres farbloses Gefieder. Häufig ist auch der riesenhafte Sturmvogel, von den Spaniern Knochenzerbrecher (quebranta huesos) genannt. Von eigentlich einheimischen Säugthieren giebt es Robben, Meerschweine und antarktische Wölfe, die immer an den Ufern herumstreifen, um die von den Fluthen ausgeworfenen Reste zu verzehren. Große und treffliche Fische trifft man an den Küsten; allerlei Muscheln in den wuchernden Tangen. Giftige Reptilien hat man bis jetzt nicht entdeckt. Die Robben sind durch die vieljährigen Besuche der Europäer und Amerikaner fast gänzlich ausgerottet worden. Jedes Jahr laufen mehr als sechzig Fahrzeuge nach den antarktischen Gewässern aus, denen in der Regel die Maluinen zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen dienen. Man bezeichnet jene Thiere mit verschiedenen Namen, als Seewölfe, Seekatzen, Seelöwen, Seekühe ic. In dem Südmeere sind die gesuchtesten folgende

drei Arten: die erste der Seelöwe Ansons, der See-Elephant der Engländer (phoque à trompe) liefert hauptsächlich Brennöl; die zweite (phoque à crins, otarie molosse), ein Fell, woraus man ein vorzügliches Leder verfertigt; die dritte, Forster's Seebär (phoque à fourrure) einen in China sehr beliebten Pelz.

Die Vegetation der Maluinen gewährt dem Botaniker ganz neue Ansichten. Ausgedehnte Wiesengründe scheinen mit der Scheere gleich geschnitten; keine Pflanze ragt über die andere hervor, sie drücken sich, verflechten sich in einander, und bilden ein dichtes unentwirrbares Netz von kleinen Stängeln und noch kleinern Blättern, unter denen sich die Blüthen, als ob sie gegen die heftigen Winde ein Obdach suchten, verstecken. Das große Gras, der Fächerschwingel (fetuque en éventail), welcher die Pinguineninsel bedeckt, macht allein eine Ausnahme von dieser allgemeinen Neigung zu verkrüppelten Formen. Die Flora der Maluinen besteht aus ungefähr 120 Pflanzen, von denen keine genießbare Früchte von einiger Größe hervorbringt. Eine Art Erdbeerbäume trägt allein eine Frucht (lucel), die einen etwas süßen Geschmack hat, und von Vögeln und Schweinen gefressen wird. Die wilde Petersilie, welche in dem Sand wächst, und der weißblüthige Sauerklee sind den vom Scorbut befallenen Schiffsmannschaften von großem Nutzen. Die Stängel des Schwingels, entblättert und als Salat zubereitet, geben eine angenehme und gesunde Nahrung. Unter allen Gewächsen dieser Gegenden aber ist der Bolax das sonderbarste; man muß sich ihn nämlich als ein Agglomerat von Stängeln denken, die, fest zusammengepreßt, und sämmtlich von gleicher Dicke? in Form einer regelmäßigen Halbkugel emporstehen; man heißt ihn auch den Gummibaum der Maluinen, weil er in seiner Blüthezeit ein Harz, ähnlich dem des Panargummi, ausschwitzt.

Heinrich Parnell.

Heinrich Parnell, der Nachfolger des als Reformgegner aus dem Ministerium getretenen Kriegs-Staatssekretärs Wynn, ist das Haupt einer alten und angesehenen Familie, die zu Rathleague Court, in Queen's Country, ihren Stammsitz hat. Sein Vater erhielt im Jahre 1766 eine Baronie und sein Erbe dieser Würde, der gegenwärtige Staatssekretär des Krieges, wurde bereits in einer frühern Lebensperiode von der oben erwähnten Grafschaft zum Parlamentsmitglied erwählt. Mit Lady Caroline Dawson, der Schwester des gegenwärtigen Earls von Portarlington, vermählt und durch die Heirath zweier seiner Töchter an den Earl von Darnley und den jetzt verstorbenen Lord, Heinrich Moore, Bruder und Erben des Marquis von Donegal, ist Sir Heinrich mit den edelsten Geschlechtern Schottlands verwandt geworden. Indeß verdankt er seine Erhebung auf einen so wichtigen Posten minder seiner Stellung zur hohen Aristokratie als seinen eigenen Verdiensten. Sir Heinrich wurde zu Eton und im Dreieinigkeitskollegium zu Cambridge erzogen, wo er sich den klassischen Studien und der Mathematik mit Vorliebe und Auszeichnung ergab. Doch nicht darauf allein blieb seine wissenschaftliche Richtung beschränkt; er fühlte sich bald auf das Gebiet der moralischen und politischen Wissenschaften hinübergezogen. Im Jahre 1804 gab er eine Flugschrift: „Principles of Currency and Exchanges" heraus, die vier Auflagen erlebte. Von dieser Zeit an nahm er thätigen Antheil an all' den großen politischen Fragen, die in seinem Vaterlande verhandelt wurden. Weder als Schriftsteller noch als Parlamentsmitglied wurde er jemals durch das Streben nach Hof- oder Volksgunst geleitet, eben so wenig diente er irgend einer Parteiansicht. Nie hielt sich wohl Jemand in jedem Sinn des Worts so völlig unabhängig, und nur Wenige werden sich rühmen können, so unablässig und erfolgreich für die öffentlichen Interessen gearbeitet zu haben. Seine „History of the Penal Laws against Catholics," die er im J. 1808 herausgab, bereitete auf die wichtige Emanzipationsfrage vor, und trug neben den aus seiner Feder geflossenen Abhandlungen im Edinburgh Review nicht wenig zum glorreichen Erfolg dieser im Geist eines erleuchteten Jahrhunderts unternommenen und entschiedenen Maßregel bei. Die Wirksamkeit der Untersuchungen, die von einem Comité des Hauses der Gemeinen im J. 1825 über den Zustand von Ireland angestellt wurden, verdankt man gleichfalls größtentheils seinen Bemühungen. Im J. 1827 gab er eine allgemein als äußerst nützlich anerkannte Abhandlung über die Bank heraus, worin er kräftig für die Abschaffung der englischen und irländischen Bankmonopole und für die Annahme des schottischen Banksystemes auftrat. Man findet darin eine unendlich gründlichere und genauere Darstellung des Einkommens und der Ausgaben des britischen Reiches als in irgend einem Werke dieser Art. Sir Heinrich Parnell zeigte, wie und welche Reformen von einer würdigen Regierung gemacht werden können, ohne die innere Ruhe auf's Spiel zu setzen oder die Ehre nach Außen verkümmern zu lassen. „Diese Schrift," sagt das Morning Chronicle, „wird lange Zeit das Handbuch Derjenigen bleiben, welche Einschränkungen zu machen wünschen, ohne einen Raub zu begehen, und Verbesserungen wollen, ohne niederzureißen." Parnell bei dem Sturze Wellington's nicht in's Ministerium treten zu sehen, befremdete allgemein, und man glaubte seinen Ausschluß als eine Lücke in Lord Grey's Verwaltung betrachten zu müssen. Um so mehr fand seine nach Wynn's Austritt erfolgte Erhebung den öffentlichen Beifall. Parnell's Geschäftsgewohnheit und ungemeine Thätigkeit befähigen ihn für ein so wichtiges und mühsames Amt, als das eines englischen Kriegsministers, vollkommen; wiewohl eine Stellung, die ihn näher mit dem britischen Handel oder Finanzwesen in Berührung gebracht hätte, für ihn noch geeigneter gewesen seyn würde. Indeß ist kein Zweifel, daß er seinen gegenwärtigen Beruf ganz ausfüllen, zuverlässig aber keine Maßregel unterstützen oder vertheidigen werde, die er nicht vollkommen im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt findet.

Satirische Hohlspiegelbilder des Auslands.

Andalusische Justiz.

Cadix ist wieder ruhig. Man richtet die Theilnehmer des Aufstandes — Alles mit der größten Gemüthsruhe und Unpartheilichkeit. Dieser hat den ersten Dolchstoß auf den Gouverneur von Cadix geführt. Zum Tode verurtheilt. Das ist die Logik der Parteien. Haut um Haut, Zahn um Zahn. Von Hinten zu erschießen.

Man hat Salpeter gefunden in dem Keller eines andern Angeklagten; Schwefel in seinem Feuerzeuge, Kohlen in seiner Küche. Aus diesen drei Dingen macht man Schießpulver, um die Leute umzubringen. Der Angeklagte ist ein Verbrecher. Indeß, in Betracht, daß er mit dem Schwefel auch sein Licht anzünden, an der Kohle sein Schöpsenfleisch braten, und mit dem Salpeter sich die Zähne putzen konnte, will der Gerichtshof Gnade für Recht ergehen und ihn von Vorne erschießen lassen.

Perez hat unter seiner Bettstatt eine Presse versteckt gehabt. Aufrührerische Druckschriften haben die Köpfe erhitzt. Es ist zwar nicht zu beweisen, daß sie von Perez hergekommen sind; allein hergekommen müssen sie irgendwo seyn. Perez ist ein Negro. Das ist ein halber Beweis. Rückwärts erschossen.

Jose ist mit einer rothen Kokarde gesehen worden; Antonio mit einem weißen Hemd; Pablo mit einem blauen Ueberrocke. Obgleich die rothe Kokarde die spanische; obgleich seit undenklichen Zeiten in Andalusien fast alle Hemden weiß, und die blauen Ueberröcke nicht durch das Kirchenrecht verboten sind; so ist doch ein Zusammentreffen dieser drei Farben verdächtig, weil sie vereint das Panier der französischen Revolution bilden. Der Zufall konnte aber auch diese drei Farben zusammengeführt haben. Der Gerichtshof will daher nach dem ewigen Rechtsgrundsatze den Zweifel für die Angeklagten sprechen lassen. Von Vorne zu erschießen.

Ein Fünfter ist einem Sechsten auf dem Platze St. Juan begegnet; ein Siebenter ist dazu gekommen; der Fünfte hat dem Sechsten Tabak angeboten, und der Siebente hat eine Prise genommen. Alle Drei haben darauf genießt. Zu dieser Stunde, an diesem Orte, unter gleichen Umständen bei allen Dreien eine und dieselbe Bewegung — läßt auf ein Freimaurerzeichen schließen. Die Freimaurerlogen sind aber der Herd des Atheismus und der Revolution; die Freimaurer sind die Giftschwämme der öffentlichen Moral. Der oberste Gerichtshof glaubt nicht streng genug gegen sie einschreiten zu können. Alle Drei von Hinten zu erschießen.

F.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 114. 24 April 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

2. Deutschland und Italien.

Zwei gewichtigte Staaten, die in ihren besondern Verhältnissen große Aehnlichkeit mit einander haben, nehmen zunächst unsre Aufmerksamkeit in Anspruch — Deutschland und Italien. Beide stehen als Seitenstücke neben einander, in sofern nämlich jedes von ihnen von einer zahlreichen und in steigendem Wachsthum begriffenen Bevölkerung bewohnt wird, und jede dieser Bevölkerungen einerlei Sprache, einerlei Sitten und Gebräuche hat und sich als eine und dieselbe Nation betrachtet. Beide leiden unter dem Gebrechen der unheilvollen Zerstückelung in zahlreiche Staaten, von denen die mächtigeren nebenbei auswärts gelegene Besitzungen von großer Wichtigkeit inne haben, denen sie vorzugsweise ihre Sorge und Aufmerksamkeit zuwenden. Weder Italien noch Deutschland war jemals zu einer innern Einheit gediehen, die von einigen Politikern gewünscht, von andern als unmöglich dargestellt wird. Es sey erlaubt den beiderseitigen Ansichten auch die unsrige anzufügen. *)

Italien ist von jeher beschuldigt worden, daß es bis in seine winzigste Zertrümmerung hinein von provinziellen Vorurtheilen und einer Eifersucht zerspalten sey, die keinem Gedanken an eine herzliche Vereinigung Raum gebe. Es ist nicht zu leugnen, diese Eifersucht bestand in hohem Maße; aber der überwältigende Strom der französischen Invasion und Eroberung trug Viel dazu bei, die kleinen Mißhelligkeiten zu verschwemmen und eine Art Gemeingeist über die Halbinsel auszubreiten. Die in neuerer Zeit vorgefallene Vertheilung des Landes in größere Fürstenthümer hat außerdem beigetragen, den Italienern Zusammenhalt und Selbstgefühl zu geben, woran es ihnen auf eine beklagenswerthe Weise fehlte, als sie noch in kleine oligarchische Republiken zertheilt waren, deren Untergang selbst der wärmste Freund der Freiheit nicht beklagen möchte, oder als sie noch eine Art Kreuzgut von Spanien, Frankreich und Oesterreich bildeten. Rom's noch als Sage fortgeerbter Ruhm und die fromme Ehrfurcht, mit der die heilige Hügelstadt umgeben ist, bieten einen Mittelpunkt dar, um den sich möglicher Weise wohl noch die zerstreuten Trümmer Italiens zu einem Ganzen vereinigen können. In Italien braucht nur die Begeisterung des Patriotismus angefacht zu werden, und es wird sich durch die Masse von Geist und Talent, die in ihm schlummert, mit reißender Schnelligkeit auf gleiche Höhe mit den angesehensten Staaten Europa's erheben. *)

Deutschland, obgleich eben so wie Italien in der Zersplitterung einer allen Gemeingeist auseinander bröckelnden Politik befangen, hat doch vor Italien den Staatenbund seines weiland heiligen römischen Reiches zum Voraus. Durch ihn bestand von der frühesten Zeit an ein Band, das die vereinzelten Volksstämme aneinander kettete, und so innig mit der Geschichte der Nation und ihrer theuersten und heiligsten vaterländischen Gefühle verwoben war, daß sowohl Napoleon als seine Ueberwinder den Schein davon aufrecht zu erhalten gezwungen waren, um der heißen Sehnsucht des Volkes nach Nationalität einigermaßen zu genügen. Ohne wie Italien durch eine scharfe natürliche Gränzmark abgeschlossen zu seyn, und innerlich zerrissen durch Zwietracht und ausländische Interessen, hat es sich unter allen seinen Mißgeschicken eine solche Kraft von Nationalgefühl und Charaktereinheit bewahrt, daß man ihm unbedenklich unter den europäischen Nationen eine der höchsten Stellen einräumen darf. Wenn es auch, wenigstens in unsern Tagen, nicht den Anschein hat, daß Deutschland unter einem deutschen Ober-

*) Die Ansichten des Verfassers über Deutschlands buntschäckigen Staatenarchipel sind weder völlig neu, noch uns Deutschen selbst ungeläufig; aber sie sind interessant als Stimmen aus der Fremde, und bekanntlich haben wir Deutsche außer unsrer Nachäffungssucht mit Kindern auch noch die Aehnlichkeit, daß uns fremdes Brod Zucker ist. A. d. R.

*) „Was braucht Italien?“ fragt der Verfasser eines politischen Artikels über die neueste Insurrektion in Italien (in der Revue de Paris. 24 Tom. p. 253.) — „Es braucht eine militärisch-konstitutionelle Monarchie — einen Napoleon mit weniger Genie und mehr Freiheit. Das Italien von 1831 muß eines Tages wie das Frankreich von 1793, das Holland von 1550 seine militärische Aera durchlaufen, und seiner Freiheit die Bluttaufe ertheilen: diese Krisis, die Oesterreich vielleicht nur beschleunigen wird, ist unvermeidlich; Frankreich kann sie verzögern, vielleicht vorbereiten, zu Geburt fördern, wenn sie reif ist, niemals aber ersticken. Wer Italien kennt, betrachtet seine Revolution als eine unausbleibliche Folge der französischen. Doch man übereile sich nicht in seinen Wünschen; um sie dauerhaft zu machen, wollen wir sie langsam heranreifen lassen u. s. w.“ So weit die Revue de Paris. Hoffentlich wird Oesterreich ihren weisen Rathschlägen zu Folge den unreifen Italienern Zeit genug lassen, reif, wenigstens mürbe zu werden.

haupt sich vereinigt; so kann man ihm doch so Viel verheißen, daß es durch Vereinigung seiner Interessen seine Achtung gebietende Stellung in Europa behaupten wird. Wäre Italien je von einem solchen Föderativgeist durchdrungen gewesen, sicherlich hätte es sich längst schon aus seiner gegenwärtigen Erniedrigung emporgerafft.

Indeß wäre schon ein großer Schritt geschehen, wenn sich die getrennten Staaten Deutschlands unter eine gemeinsame Politik vereinigen könnten: denn indem sie gemeinschaftlich zu handeln gezwungen wären, würden sie bald auch ihre gemeinschaftlichen Interessen kennen lernen. Wir haben gesehen, was die vereinte Macht von Deutschlands Völkern vermochte, wie haben ihre moralische und physische Kraftanstrengung sich entwickeln gesehen, um ein fremdes Joch zu zerbrechen. Wie sie damals ihre vereinte Kraft zum Kriege aufboten, so würden sie jetzt auch gerne in den nützlichen Künsten des Friedens zusammenwirken; freudig würden sie die Wohlthaten einer gemeinschaftlichen Erziehung, gemeinsamen Gesetzgebung und Handelspolitik und zur Sicherung von allen diesen eine freisinnige und einförmige Verfassung hinnehmen. Aber alle diese Wohlthaten werden ihnen von ihren Fürsten verweigert, oder nur theilweise und als ein sparsames Almosen gespendet. Eins nur besteht, was die Machthaber nicht zu unterdrücken vermögen — die Gemeinschaft der Sprache, in der sie ihre gegenseitigen Klagen austauschen können, wobei sie endlich gefunden haben, daß ihre Gefühle, Interessen und Erwartungen eine und dieselben sind.

Die Möglichkeit einer endlichen Vereinigung der italienischen Staaten unter einer gemeinsamen Regierung ist am Besten durch die Geschichte Spaniens bewiesen, eines Landes, das einst eben so wie Italien unter einer Menge kleiner Herrn zerstückelt war, und in welchem noch bis auf diese Stunde die Provinzen in Sinnesart und Sitte so scharf von einander abgesondert erscheinen, als es mit einem ächtpatriotischen Nationalgeiste verträglich ist. Solche Provinzial-Patriotismen — wenn man die Liebe für den heimathlichen Grund und Boden so nennen darf — erwecken einen löblichen Stolz und ein Selbstgefühl unter der Bevölkerung, das mehr Nutzen als Schaden hervorbringt; es entsteht aus dieser an sich beschränkten Anhänglichkeit an einen kleinen Landstrich ein Wetteifer, der nur dem Ganzen zu Gute kommt. Von dieser Art ist der Provinzialgeist in Britannien, Deutschland und Spanien.

Es ist bereits eine geraume Zeit vorübergegangen, seitdem deutsche oder italienische Staaten nicht mehr gegen ihre Nachbarn und Landsleute, um eigener Vergrößerung willen oder als Bundesglieder einer auswärtigen Macht, die Waffen geführt haben. Dieser Umstand ist gewiß auch von vortheilhaften Einflüssen auf die Volksstimmung und wird Viel dazu beitragen, die gegenseitige Scheelsucht vergessen zu machen.

Uebersicht der politischen Blätter in Paris.

(Schluß.)

Der National trat in dem Augenblick auf, als das göttliche Recht sich zum letzten Mal mit dem natürlichen Recht, der Volkssouveränität, messen sollte; er trug nicht Wenig zum Sieg der Volkssache bei. Der Kampf hatte sich auf eine Weise entzündet, daß ein entschiedener Ausgang sich erwarten ließ. Abgesehen von dem Staatsstreich, welcher den Handel so schnell beendigte, hatten die beiden Parteien, d. h. die Nation und die absolute Gewalt ihr Ultimatum einander zu bestimmt gegeben, als daß ein oder der andere Theil zurück konnte. Entweder mußte das Ministerium durch Verweigerung der Abgaben und durch thatsächlichen Widerstand fallen, oder das Volk mußte der materiellen Kraft unterliegen. Da nun in unserer Zeit die materielle Kraft bloß in der Meinung beruht; so war es die Meinung, an welche man sich von beiden Seiten wandte. Die Gazette erhob die Standarte des göttlichen Rechts; der National die des Volksrechts. Eine hitzige Polemik entspann sich zwischen diesen zwei Blättern, welche durch zwei Männer, Hrn. Thiers für den National, und Hrn. Genoude für die Gazette, fast ausschließlich geführt wurde. Alle denkenden Köpfe interessirten sich für eine Fehde, worin es sich um nichts Geringeres handelte als darzuthun, daß das Volk ein Empörungsrecht gegen die Gewalt, und die Regierung ein Gesetzgebungsrecht der Gewalt besitze. Nie wurde ein Meinungskampf mit mehr Kraft und Talent durchgefochten; nie war der Austausch der Gedanken lebhafter; nie erhob sich die periodische Presse auf einen höhern Standpunkt, und spielte befriedigender ihre Rolle. Die Verhandlungen eines feierlichen Prozesses haben seitdem gelehrt, daß von Seite der Machthaber ein taktischer Krieg bestand, und daß der Publicist zugleich Staatsmann war; und die drei Tage, an deren Triumph Thiers und seine Mitarbeiter einen so glänzenden Antheil nahmen, haben gezeigt, daß der Sachwalter der Volkssouveränität Theorie und Praxis zu vermählen wußte. Wir wollen nicht erörtern, wie es kam, daß Thiers, auf die Bahn der Macht geworfen, sich mit Männern verbinden mochte, welche die von ihm in seinem großen historischen Werk niedergelegte Ansicht von Revolutionen so schlecht begreifen. Wie Dem auch sey, der National blieb eine Zeitlang der Bundesgenosse, der schwache und matte Bundesgenosse der doktrinären Partei. Man fühlte indeß bald, daß man den rechten Weg verfehlt hatte, und beeilte sich wieder einzulenken, indem man die oberste Leitung einem jungen Schriftsteller anvertraute, den seine der Sache der Freiheit geleisteten langen Dienste dazu empfahlen. Seit Armand Carrel an der Spitze des National sich befindet, hat dieses Journal die ganze alte Energie wieder gewonnen, die man bei seiner ersten Erscheinung an ihm bewunderte. Die liberalen Folgen der Revolution werden täglich mit einem beredten rücksichtslosen Freimuth gefordert, welcher dieses Blatt in die ersten Reihen der Opposition stellt. Der National repräsentirt gegenwärtig den Liberalismus der Jugend, welche den blutigen Spaltungen der Republik wie den Höfeleien des Kaiserthums oder Bigotterien der Restauration fremd, ihre Ansichten aus dem klaren Bewußtseyn der Bedürfnisse der Gegenwart schöpft.

Ein Blatt, zu dem der Plan schon unter dem Ministerium Polignac entworfen wurde, dessen erste Herausgabe aber mit den Ereignissen des Julius zusammenfällt, sind „die Communen." Sie waren dazu bestimmt, den liberalen Meinungen auf dem Lande Eingang zu verschaffen, wo sie wenig Kredit genossen, weil es ihnen daselbst an Vertheidigern fehlte. Sie sollten die Politik hauptsächlich unter dem administrativen Gesichtspunkt behandeln, weil man eine an abstraktes Denken nicht gewöhnte Klasse so am Leichtesten für

die öffentlichen Angelegenheiten zu interessiren, auch auf diesem Weg manche Plackereien subalterner Lokaltyrannen, welche nur durch Mangel an Publicität möglich werden, Einhalt zu thun hoffen konnte. Der Plan erstreckte sich außerdem noch auf Land- und Hauswirthschaft, Detailindustrie, kurz auf Alles, was in's Gebiet nützlicher Kenntnisse einschlägt, und eine neue Erweiterung erhielt er durch die Verschmelzung dieses Blatts mit dem Courrier des Electeurs.

Die bisherigen Blätter beschäftigen sich mit der Gegenwart, wie sie ist; die folgenden haben weiter aussehende Absichten.

Nur Ein Wort von der „Revolution" oder „dem Journal der Volksinteressen." Das System der Revolution ist dasjenige, welches man in England Radicalismus nennt, d. h. sie trägt auf eine völlige sociale Gleichheit an, weßhalb sie jeder bestehenden Organisation den Krieg ankündigt. Ihre Herausgeber beurkunden tiefe staatswissenschaftliche Kenntnisse und ein vorzügliches Redaktionstalent; aber da sie sich nicht an die Wirklichkeit halten, so geht all ihr Wissen und all ihre Beredsamkeit verloren, und nur von der Länge der Zeit dürfen sie sich ein besseres Resultat für ihr System versprechen. Die Revolution hat daher nur eine schwache Publicität, und, obgleich vielleicht das volksthümlichste Blatt nach ihren Lehrmeinungen, ist sie das am Wenigsten volksthümliche nach ihrem Erfolg.

Theoretiker im ganzen ganzen Sinne des Worts sind der Globe und der Avenir. Sie beschränken sich nicht darauf, ihren Antheil an dem Einfluß der Journalistik auf den materiellen Zustand der Gesellschaft, die bürgerliche und politische Gesetzgebung, zu verlangen; sie wollen die Grundlage dieser Gesetzgebung, die Moral und den religiösen Glauben, reformiren.

Man weiß, was der Globe ursprünglich war — nämlich mehr ein philosophisch-literarisches Magazin, als eine Zeitung und in jener Eigenschaft nahm er eine bedeutende Stelle in der periodischen Presse Europa's ein. Er gründete eine neue Kritikschule, und bereicherte Frankreich mit vielen wissenschaftlichen Ideen, die nicht unfruchtbar geblieben sind; die Politik behandelte er unter einem freien eklektischen Gesichtspunkt, und so wurde er der Mittelpunkt eines neuen duldsameren und aufgeklärtern Liberalismus, der, in sofern er aus der Jugend hervorging, zugleich um so tüchtiger wirken konnte. Wirklich strömten die jungen Schriftsteller in Masse der Fahne zu, welche sie nicht in den Krieg, sondern auf eine Entdeckungsreise führte, und der Globe leistete sehr bedeutende Dienste. Unmittelbar nach der Revolution des Julius wechselte er sein ganzes Redaktionspersonal, und unterhielt zwei Monate lang eine rein liberale Opposition gegen das Ministerium Guizot und die Kammer. Nun wechselte er noch einmal und wurde das Organ der Lehre Saint-Simons. Das moralische Siechthum der Zeit, das Erlöschen alles Glaubens, die Auflösung aller religiösen Bande — Dieß sind die großen Texte, über die er täglich erschütternde Wahrheiten verkündet. Insonderheit sucht er zu zeigen, daß der Katholicismus veraltet, oder vielmehr daß er todt sey, und daß der Dienst, der von ihm noch übrig ist, ihm bloß durch äußere Stützen noch erhalten werde.

Die Stimme, welche so laut den Tod eines Riesen meldet, der die Welt so lange beherrschte, hat einige feurigen Geister geweckt. Ein Mann, hochgestellt durch Talent und Gelehrsamkeit, konnte nicht ohne Schmerz sehen, wie ein Feind seine Religion in den Staub trat; er erhob sich, und ließ den Ruf erschallen, daß das Christenthum wieder erstehen solle. Abbé de Lammenais sah ein, daß, um von seinem Jahrhundert verstanden zu werden, man keine andere als seine Sprache reden darf; er sah ein, daß, was den Katholicismus so weit herunterbrachte, sein ehebrecherischer Bund mit der Macht, das Haschen seiner Priester nach den Reichthümern und Genüssen der Welt ist; er sah ein, daß die Prediger der Knechtschaft ihre Rolle ausgespielt haben, und daß jedes System künftig sich an die Freiheit anlehnen muß; darum gründete er, die beiden schönen so lange feindseligen Worte: „Gott und die Freiheit," zu seinem Wahlspruch wählend, den Avenir. Laßt der Macht ihre Schätze und ihre Klientschaften, ruft er seinen Brüdern zu; fordert von ihr nur die Freiheit; dieser nur bedürft Ihr und der Wissenschaft, die man nie hätte von dem Glauben trennen sollen; dann predigt, lehrt, und Ihr werdet Eure Religion wieder in ihre alten Ehren einsetzen. Der Avenir hat sich unbedingt für die Volkssache erklärt — er bekannte seine Sympathie für die Juliusrevolution, für die Sache der Belgier, für den Heldenkampf der Polen, für Irland; nie ist der Katholicismus mit glänzenderen Waffen vertheidigt worden. Allein sollte dieß Alles auch ehrlich gemeint seyn; wäre es nicht doch vielleicht das Jesuitenthum, das nur durch eine künstliche Allianz mit dem Liberalismus seine gewöhnlichen Zwecke zu erreichen suchte? Die Leidenschaftlichkeit des Abbé gegen Alle, die nicht seines Glaubens sind und seiner Kirche angehören, verräth zu Viel von dem alten Sauerteige, als daß diese Zweifel ganz von der Hand zu weisen wären!

Frankreichs Produktivkraft.

(Aus Karl Dupin's Rede in der Deputirtenkammer am 5 April)

Mit Recht erstaunt man über die ungeheuere Lebensthätigkeit in der Produktivkraft Frankreichs, zumal, wenn man die Hindernisse erwägt, die sie zu überwinden hatte. Sie ist aber nicht die Folge zufälliger und vorübergehender Verhältnisse, sondern die Wirkung einer allgemeinen und fortdauernden Ursache, die man von der Zeit an, wo Frankreich, nachdem die großen Lehensherren der Krone unterworfen worden waren, zu einem festen Körper sich verschmolz, die Geschichte hindurch verfolgen kann. — Im sechzehnten Jahrhundert unter der Regierung Karls IX und Heinrichs III, welche unheilvolle Zerrüttung durch Bürgerkriege und Religionsstreitigkeiten! Welche ununterbrochene Reihe von Mißgeschick von 1560 bis zum Schlusse des Jahrhunderts! Und doch, sobald Sully im Jahre 1596 die Verwaltung der Finanzen übernimmt, im ersten Jahre, wo er ein Wenig Ordnung in die Verwaltung gebracht hat, und der Produktivkraft ihren natürlichen Aufschwung läßt, ergiebt sich ein Nationalreichthum, der um mehr als ein Drittheil den Reichthum des Königreiches von 1590 übersteigt. — Nach Colbert's Tode wird Frankreich abermals völlig zu Grunde gerichtet durch die Austreibung der Protestanten, durch zwanzigjährige Kriege, Invasion, Verarmung und Hungersnoth. Ludwig XIV stirbt, Krieg und Bankerout haben die Erschöpfung Frankreichs vollendet. Dessenungeachtet übersteigt wenige Jahre darnach, ohne jede andere Mitwirkung der Regierung, als daß sie Frankreich nicht mehr foltert, unter den Händen einer Verwaltung, die das einzige Verdienst hat, keine zu seyn — Dessenungeachtet übersteigt der Reichthum Frankreichs bald darauf die glanzvollsten Jahre der glücklichen Zeit Colbert's. — Unter der langen Regierung Ludwigs XV und unter Ludwig XVI — immer dieselbe Erscheinung; die Regierung erschöpft sich, ohne das Volk erschöpfen zu können; der Schatz verschuldet immer mehr, je mehr die Produktivkraft steigt, und mit ihr auch der Nationalreichthum. — Die Revolution, der Krieg bricht aus; der Thron stürzt, und der Konvent verwüstet Frankreich, indem er zugleich aus Un-

wissenheit die Hülfsquellen des Staates und des Volkes verschleudert. Die Kapitalisten sind durch Bankerout zu Grunde gerichtet; die großen Grundeigenthümer durch Konfiskation; die produzirende Bevölkerung durch das Maximum; das ganze Volk scheint mit einem Male dem Schrecken und Elende dieser abscheulichen Regierung zu unterliegen. Was ist inzwischen aus der Produktivkraft Frankreichs geworden mitten unter diesen Erschütterungen der Gesellschaft? — Das Direktorium tritt auf; es findet neunzehn Milliarden Assignaten im Umlauf, die kaum hundert und fünfzig Millionen werth sind. Es muß den Krieg mit zwei Mal mehr Feinden führen, als der Konvent bei dem Antritte seiner Herrschaft vor sich fand; der Kredit ist verloren, an ein freiwilliges Anleihen nicht mehr zu denken; um nur einen Anfang zu machen, muß es außer den Auflagen noch ein gezwungenes Anleihen von sechshundert Millionen erheben. — Doch die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung durch das Direktorium reichte hin; Frankreich schöpfte wieder Athem, arbeitete, produzirte und war im Jahre 1796 reicher, als es 1790 gewesen war. — Ein schrecklicher Rückfall lähmt Frankreich von Neuem nach dem Fruktidor 1797 bis zum 18 Brumaire 1799; dieselbe Erscheinung im Jahre 1800 durch die einfache Rückkehr zur Ordnung; durch die Unterdrückung der Faktionen; durch den Schutz, den die Freiheit des Kultus und die Freiheit der Arbeit findet. Nach den glanzvollen Jahren des Konsulates, nach den ersten schönen Zeiten des Kaiserthums nähert sich mit Riesenschritten der Verfall des so eilig aufgerichteten Gebäudes. Frankreich scheint erschöpft an Menschen, Geld und Pferden durch Unfälle, Invasionen und die Erpressungen von 1812, 1813, 1814 und 1815. — Wer hätte damals nicht glauben sollen, Frankreich sey für Jahrhunderte entnervt? Wenigstens war Dieß die Hoffnung seiner Feinde, die sich seine Verbündeten nannten, und unter diesem Namen seine Hülfsquellen erschöpften. Endlich räumten die fremden Gäste 1818 seinen Boden. Seit dem Jahre 1819 sah Frankreich die Wunder seiner Produktivkraft wieder, und die Reichthümer, die der Fleiß seiner Bürger jedes Jahr hervorbringt, übersteigen die Ergebnisse der glücklichsten Jahre des Konsulates und des Kaiserthums *).

Man kann seit 1780 von Jahrzehent zu Jahrzehent das jährliche Einkommen der Bevölkerung annäherungsweise ungefähr so stellen:

Im Jahre	Franken
1780	4,014.000.000
1790	4.655.000.000
1800	5.402.000.000
1810	6.270.000.000
1820	7.362.000.000
1830	8.800.000.000

Die jährliche Zunahme belief sich also bis zum Jahre 1830 im Durchschnitte auf 156,000.000. Ist aber wohl zu fürchten, daß der jährliche Zuwachs dieser ungeheuern Summe gegenwärtig mit einem Male eine Verminderung erleiden werde? Wird die Juliusrevolution zur Folge haben, was die Thorheiten und Verwüstungen des Konventes nicht vermochten — nicht die Unerfahrenheit des Direktoriums — nicht die Unfälle von Moskau und Leipzig; nicht eine zweimalige Invasion und die Erpressung von fünfzehnhundert Millionen durch die heilige Allianz? Die Revolution des Julius hat das gesellschaftliche Gebäude bis in seine Grundlagen hinab erschüttert. Aber hat sie es erschüttert, um es einzustürzen? Weit davon entfernt, hat sie es vielmehr fester begründet, indem sie die öffentliche Wohlfahrt auf tüchtige Garantien der Freiheit, auf ein Wahlsystem, auf eine Kommunal- und Departemental-Verfassung gestützt hat, wodurch die Bürger in weit größerer Anzahl in den Stand gesetzt werden, die Obhut und Leitung ihrer eigenen Interessen selbst zu führen. Frankreich darf also einer noch segensreichern Zukunft entgegen blicken.

*) Es wäre also irrig, die Zunahme des französischen Nationalreichthums der Gebietsvergrößerung und dem militärischen Plünderungssystem der Eroberungen während des Konsulates und Kaiserreiches zuzuschreiben. Das durch Kriege, Kontributionen, Restauration und Gebietsentreißung geschwächte Frankreich schwingt sich während der Friedensjahre auf eine Höhe, die es früher noch nicht erreicht hatte.

A. d. R.

John Russel.

Der „Lancaster Herald“ giebt von Lord John Russel, der wie bekannt dem Hause der Gemeinen die Reformbill vorgelegt hat, folgende Schilderung: Der Lord ist der zweite Sohn des Herzogs von Bedford; er ist von kleinem Wuchs und hat ein schwaches und kränkliches Aussehen. Sein Gesicht ist mager aber es trägt den Ausdruck eines Mannes von Talent; seine Augen, wenn er nicht von einer Schwäche befallen ist, leuchten von Kraft und Feuer. Lord Russel tritt selten als Redner auf, und man sagt, er halte nie einen Vortrag, ohne darauf einige Tage lang unwohl zu werden. Man erzählt, daß er vor seiner Rede über die Parlamentsreform, zwei Stunden lang im Versaale auf einem Sofa, wie vom Schlafe befallen, zugebracht habe, und nach seinem Vortrage sey er so erschöpft geworden, daß man ihn auf dasselbe Sofa hinaustragen mußte, wo er geblieben sey, ohne weiter an dem Verlaufe der Verhandlungen Antheil nehmen zu können. Er spricht so laut, als es seine schwache Stimme erlaubt; wenn er sich aber bisweilen über seinen Stimmumfang erhebt, so wird das Ende seiner Sätze den Zuhörern größtentheils unverständlich. Sein Körper ist dabei gewöhnlich in Bewegung; er begleitet seine Reden unaufhörlich mit Aktion, aber ohne Grazie; man bemerkt, wie er sich bemühe, seine Zuhörer mit seiner Ueberzeugung und seinem Eifer zu durchdringen. Im Ganzen hat Lord John von der Natur wenig Rednergaben erhalten; aber er hat große Anstrengungen gemacht, um das Fehlende durch Studium zu ersetzen. Er spricht mit Feuer, mit Kraft und macht Eindruck. In der gegenwärtigen Kammer nimmt Lord Russel eine ausgezeichnete Stelle ein. Als Abkömmling eines alten aristokratischen Stammes macht es einen doppelten Eindruck, ihn für die Sache der Reform auftreten zu sehen. Es ist noch zu bemerken, daß er ein Mann von sehr hoher Bildung ist, und obgleich seine Reden selten mit klassischen Erinnerungen aufgeschmückt sind, so erkennt man doch, daß er ausgezeichnete Studien gemacht haben muß.

Vermischte Nachrichten.

Im Guys-Spital zu London befindet sich gegenwärtig ein Chinese, Namens Hoo-Lo, aus Canton, zwei und dreißig Jahre alt, der, mit einer ungeheuern Geschwulst am Unterleibe behaftet, nach England gekommen ist, um sich einer Operation zu unterwerfen. Vor eilf Jahren ungefähr stellte sich dieses Uebel ein, erschien Anfangs nur faustgroß, wuchs aber mit reißender Schnelligkeit so an, daß ihm die Geschwulst bis auf die Fußzehen hinabhing, ohne ihn jedoch am Gehen zu hindern. Die englischen Wundärzte in Canton, die ihn behandelten, wagten es nicht, eine Operation vorzunehmen. Die Geschwulst hat dem Anscheine nach ein Gewicht von siebenzig bis achtzig Pfund. Astley Cooper befreite vor dreißig Jahren in dem nämlichen Spital einen Mann, der gegenwärtig noch lebt, von einem ähnlichen Gewächse, das 57 Pf. 5 Unzen wog. Dieß war bis jetzt der einzige Fall der Art, der in England vorgekommen ist.

Ueber Malta sind von dem afrikanischen Reisenden Welford, der sich im Mai vorigen Jahres von gedachter Insel nach Alexandrien eingeschifft hatte, Nachrichten eingetroffen. Sieben und dreißig Tage nach seiner Ankunft in Egypten, am 31 Julius, hatte er die Grenze Nubiens erreicht. Der Pascha von Egypten hatte Welford wissen lassen, daß es ihm bei dem gegenwärtig mit Abyssinien ausgebrochenen Kriege nicht möglich werden dürfte, nach Sangour vorzudringen; er gab dem Reisenden den Rath, die Straße nach Kordofan, wohin er nun geradenwegs gehen wird, über Dongola und die Wüste von Bahcanda einzuschlagen. Welford hoffte, in sechs oder sieben Wochen dahin zu gelangen. Die Absicht dieses Reisenden ist, Tumbuktu auf einem neuen Wege zu erreichen. Als er diese Nachrichten von sich in die Heimath ergehen ließ, herrschten in Egypten häufige Wechselfieber, gegen die sich selbst die Eingebornen nur durch die nüchternste Lebensweise sichern konnten. Welford selbst hatte davon einen leichten Anfall, war aber bereits wieder auf dem Wege der Besserung und wohlgemuthet, obgleich er ganz allein war, und nicht, wie er gehofft, in Unteregypten einige Freunde getroffen hatte. Am Schlusse seines Briefes bemerkte er, daß er in wenigen Tagen oberhalb des zweiten Kataraktes sein Dromedar besteigen und seine eigentliche Reise antreten würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 115. 25 April 1831.

Kupffer's Reise nach dem Kaukasus. *)

1. Ansicht der Steppen von Süd-russland.

Wir reisten am 19 Junius 1829 von Petersburg ab, um uns nach Stavropol zu begeben, wo General Emanuel uns erwartete. Die Reise von St. Petersburg nach Moskau bietet Nichts dar, was nicht bereits sehr bekannt wäre; zudem mußten wir uns beeilen nach Stavropol zu gelangen, da der General am 1 Julius mit der Expedition aufbrechen wollte, so daß uns nur wenig Zeit übrig blieb, unterwegs Forschungen anzustellen. Einige Beobachtungen über die Temperatur der Quellen, über die Intensität des tellurischen Magnetismus, über geologische Gestaltung und Beschaffenheit des Bodens, über den Wechsel der klimatischen Verhältnisse waren das einzige Resultat eines Durchflugs durch ein Land von mehr als 2000 Wersten; denn so Viel beträgt die Entfernung der Hauptstadt von Stavropol.

Gegen Norden verliert die kaukasische Kette, sanft abfallend, sich allmälig in der unermeßlichen Steppe, welche Südrußland bildet. Von Woronesch bis Stavropol begegnet man, hin und wieder eine Ausnahme abgerechnet, keinem Hügel, keinem Baum; die Wohnungen werden immer seltener und drängen sich auf einer kleinen Anzahl von Punkten zusammen, wo die Anspülungen etlicher Flüsse die allgemeine Einförmigkeit unterbrechen und, indem sie dem schwarzen unfruchtbaren Boden der Steppe Sand beimischen, dieselbe zur Fruchtbarkeit zwingen. In diesen Dörfern wird man angenehm durch den Anblick einiger Bäume überrascht, und man gewahrt selbst in der Ferne einige mit Gehölz bekränzte Abhänge. Es scheint Unebenheit des Bodens sey in diesen Gegenden nothwendige Bedingung der Bildung von Waldungen — vielleicht, weil das Gestein, das nie umgekehrt worden, in zu wenig Unterbrechungen fortlauft, als daß es den zum Gedeihen einer so beträchtlichen Vegetabilienmasse erforderlichen Wassern einen freien Durchgang erlaubt.

Von Taganrog bis Nicolajev kamen wir durch die Steppen, welche das schwarze und das azow'sche Meer begrenzen. Diese Steppen haben denselben Charakter der Einförmigkeit und Unfruchtbarkeit; im Monat Julius ist bereits Alles von der Glut einer Sonne versengt, deren Strahlen auf kein Hinderniß stoßen; man sieht sich mitten in einer Wüste. Die Straßen sind hier, so wie sie die Natur macht, vortrefflich und man kann ohne Gefahr den Pferden die Zügel schießen lassen, da man keine Unebenheit, keinen Stein, keinen Graben zu fürchten hat; wir reisten daher mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit, ob gleich die Postanstalten in einem Lande nicht übermäßig seyn können, in welchem man oft, soweit das Auge reicht, kaum ein Dutzend in der Nachbarschaft einer schlammigen Quelle angebaute Kosakenhütten zu Gesicht bekommt, wo frische Pferde zu haben sind.

Um sich eine richtige Vorstellung von einer Steppe zu verschaffen, muß man sie im Frühling besuchen, ehe die Sommerhitze ihre Pflanzungen zerstört hat.

Ich hatte im Frühjahr 1828 Gelegenheit die Steppen in den Umgebungen von Serghievsk, in der Statthalterschaft Orenburg, zu sehen; Was von ihnen gilt, mog auch von denen des schwarzen Meers gelten, welche letzteren wir in einer zu vorgerückten Jahreszeit passirten, als daß wir im Stande gewesen wären, ein Gemälde davon zu entwerfen.

Serghievsk ist wegen seiner Schwefelwasser, die jährlich eine Menge Kranke herbeiziehen, durch ganz Ostrußland berühmt. Diese Niederlassung, wenn man einige dreißig erträgliche Strohhütten, die nur während der schönen Jahrszeit bewohnt werden, so nennen will, liegt an dem Zusammenfluß des Surgut und der Sok, unter 54° nördl. Br., etwa 1½ Grade östlich von Kasan. Die mit Schwefelwasserstoff und Kohlensäure geschwängerten Mineralquellen entspringen am Fuß eines Hügels von Kalkgesteinformation gemischt mit Gips. Besteigt man die Spitze des Hügels, so bemerkt man, wie die Landschaft vom Thal der Sok an unmerklich sich erhebt, bis sie zuletzt eine wagrechte Hochebene bildet, auf welcher das Auge über ei-

*) Nach zwei Aufsätzen im Nouveau Journal Asiatique (Januarheft) und in den Nouvelles Annales des Voyages (Februarheft.) Eine kürzere Notiz s. Ausl. Jahrg. 1829 S. 1112. General Emanuel, Oberbefehlshaber der russischen Militärlinie im Kaukasus, hatte die Karatschais, einen türkischen Stamm am Fuß des Elbrus, unterworfen und dadurch das größte Hinderniß der Annäherung gegen die Centralkette entfernt. Er beschloß die ganze Gegend militärisch zu rekognosciren, und um der Expedition auch ein wissenschaftliches Interesse zu geben, wandte er sich an die Akademie in Petersburg mit der Einladung, einige ihrer Mitglieder mitzuschicken. Die Akademie entwarf sofort einen Reiseplan, der Kaiser ertheilte seine Genehmigung und die Akademiker Kupffer, Lenz und Menetrie's machten sich nach dem Kaukasus auf den Weg. So Viel über die Veranlassung.

nen grenzenlosen Gesichtskreis schweift. Diese Hochebene ist es, welche die Physiognomie einer echten Steppe zeigt.

Große Trockenheit und sehr bedeutende Temperaturveränderungen bezeichnen die Natur der Steppen. Die Trockenheit geht aus der relativen Erhabenheit ihrer Lage und der Gleichmäßigkeit ihrer Fläche hervor; erst durch eine gewisse Unebenheit des Bodens scheint jener Druck hervorgebracht zu werden, dessen es bedarf, wenn das Wasser über die Oberfläche der Erde in Quellen emporsteigen soll. Schwerer hält die Erklärung einer nicht minder beurkundeten Thatsache, des Temperaturunterschieds. In der Steppe ist der Winter ungewöhnlich kalt, der Sommer ungewöhnlich heiß. Die russischen Reisenden, welche in neuster Zeit die Steppen zwischen dem Aralsee und dem kaspischen Meer durchwanderten, waren fast beständig einer mit starkem Wind verbundenen Kälte von — 2° bis — 25° R. ausgesetzt. Die Nord- und Nordostwinde, welche Winters mit Ungestüm blasen, bringen, da Nichts in ihrem Lauf sie hemmt, das Klima der Nordregionen, in welchen ihre Heimat ist, nach der Steppe, während Sommers die Süd- und Südwestwinde daselbst ihren Wärmestoff um so mehr anhäufen, als keine Verdünstung daran zehrt, kein Schatte ihm Abbruch thut. Den Tag über ist die Atmosphäre entzündet und in der Nacht ist die Strahlung (rayonnement) so stark, daß man manchmal einen sehr eindringlichen Frost empfindet. Diese beträchtlichen und plötzlichen Temperaturveränderungen zerstören das zarte Wachsthum der jährigen Pflanzen und lassen nur die von längerer Lebensdauer übrig, deren harte holzige Stängel ihrem Einfluß bessern Widerstand leisten — wie die Robinia frutescens, das Hedysarum grandifloeum, den Astragalus austriacus und sulcatus, die Oxyteopis caudata, pilosa und andere Papilionaceen, mehrere Artemisien, die Prunus cerasus nana, welche kaum einen Fuß hoch wächst, und deren saure Früchte von den Einwohnern eingeheimst werden. Ueberall, wo Flüsse die Steppen durchschneiden, oder eine kleine Unebenheit des Bodens dem Wasser in größerer Quantität sich zu sammeln erlaubt, verschwinden diese saftlosen Pflanzen bald unter dem Pflug, die Steppe verwandelt sich in ein fruchtbares Ackerfeld, die Bäume vervielfältigen sich auf den Höhen und Wohnungen und Dörfer bauen sich auf.

So wurden die Ufer des Don, des Donez und anderer Flüsse des Kosakenlandes bevölkert. Gegenwärtig breiten sich eine Menge zum Theil sehr schöner Dörfer längs dem Don aus; wie man sich aber von dem Fluß entfernt, sieht man sich gleich wieder in die menschenleere Wildniß der Steppe versetzt. Der Don gewinnt gegen seine Mündung bei Tscherkask eine ansehnliche Breite, indem er von den Hügeln zurücktritt, die, aus kreidigem Kalkfels gebildet, auf seinem rechten Ufer ihm einen unüberwindlichen Damm entgegenwerfen. Dort setzt er jedes Frühjahr eine weite Strecke unter Wasser und strömt Fruchtbarkeit darüber aus. Von Aralsk bis Tscherkask beschäftigen Wein- und Getraidebau, Fischfang und Handel Tausende von Menschen, und gewähren ihnen einen sichern Unterhalt; Dieß ist eine der lieblichsten Landschaften, die ich kenne. Dieses bunte Leben fesselt insonderheit die Einbildungskraft des Wanderers, der gerade von den Steppen herkommt.

Mehrere Hügel, welche auf dem rechten Ufer des Don gegen das azow'sche Meer vorspringen, erheben sich bis zu einer Höhe von 500 Fuß über den Wasserspiegel des Flusses; sie bestehen aus Kalksteinformation mit Fragmenten von Konchylien, die sich schwer klassifiziren lassen dürften. Auf einem dieser Hügel ist Novo-Tscherkask erbaut. Diese Lage auf einem Vorgebirg der Steppe macht, daß es alle Uebelstände der letzteren theilt, ohne daß es zugleich der Segnungen des Don sich zu erfreuen hat. Damit ihnen im Sommer das Wasser nicht ausgeht, müssen die Einwohner das Regenwasser in Cisternen aufbewahren. Ihr Handel heißt beinahe gar Nichts; nur der Umstand, daß sie der Mittelpunkt der Regierung ist, fristet der Stadt ein künstliches Daseyn. Die Kalkgebirgsformation von Novo-Tscherkask hat eine große Ausdehnung; wir trafen sie allenthalben von Stavropol bis Nicolajev; ihr gehört das ganze Litoral des schwarzen Meeres an. Bald erscheint sie mit Bruchstücken von Konchylien, bald in mehr oder weniger von organischen Resten entblößten Schichten. Meist zwar beut sie bloß unordentliche Haufen von Koncholientrümmern mit einer kalkichten Verkrustung dar, doch erkennt man auch manch Mal ganze Individuen, namentlich Cythereen und Mytilliten, und insgemein Ufermuscheln. Dieses Kalkgestein findet sich stets horizontal gelagert.

Einiges über die von Sr. Durchlaucht dem Hrn. Herzoge August von Leuchtenberg aus Brasilien zurückgebrachte, in Eichstädt aufgestellte Naturaliensammlung.

Immer bringt Libyen, sagten die Alten, etwas Neues. Diesen ihren Ausspruch können wir auf Brasilien anwenden. Die Anzahl von Thieren aus diesem paradiesischen Lande, welche mir in den größten Museen Europa's, so wie in größern oder kleineren Sammlungen bis jetzt zu Gesicht gekommen waren, ist so beträchtlich, daß ich der Meinung wurde, Brasilien sey nun in Betreff seiner Thiere schon so ziemlich erforscht, und namentlich würde die Umgegend der Residenzstadt für die Folge nur noch wenig Neues bieten, da daselbst seit vielen Jahren ununterbrochen gesammelt wird, ja, gewisse Gattungen von Thieren fast gänzlich schon ausgerottet sind. Daß ich mich irrte, zeigte mir die ausgezeichnete Sammlung von Thieren, welche von Sr. Durchlaucht dem Hrn. Herzoge August von Leuchtenberg aus Brasilien zurückgebracht wurde, von welcher aber dem wissenschaftlichen Publikum bis jezt noch keine nähere Nachricht zugekommen ist. Wenn ich diese hier zu geben versuche, kann ich natürlicher Weise durchaus in keine spezielle Aufzählung der Thiere eingehen, welche sie in sich einschließt; denn eine solche liegt gänzlich außer dem Kreise eines allgemeinen gedrängten Ueberblickes einer Sammlung, wie er hier folgt.

Der Hr. Herzog berücksichtigte, gleich einem Zoologen vom Fache, alle Thierklassen mit gleicher Sorgfalt, wenn man etwa hievon die Fische und Zoophyten ausnimmt, deren Einsammeln einen längern Aufenthalt am Meere voraussetzt. Ganz vorzüglich reich ist die Sammlung an Insekten, deren zum Theil blendende Schönheit Alles übertrifft, was das Auge des Entomologen noch je Prächtiges in der Welt dieser kleinen wunderbaren Geschöpfe gesehen. Brasilien hat sein Gold und seine Edelsteine nicht dem finstern Schooße der Erde allein vertraut, nein, in üppigster Fülle schmückte es damit auch Vögel und Insekten, die, von diesem Glanze umstrahlt, oder in den feurigsten Scharlach, den gesättigtsten Purpur

oder in des reinsten Aethers Blau gehüllt, den Wanderer an jenen großen Thiergarten erinnern mögen, wie ihn das älteste der Bücher schildert, oder an die zaubervollen Gärten der Hesperiden.

Unter den Säugethieren zeichnen sich durch ihre vortreffliche Erhaltung und besondere Größe zwei männliche schwarze Heulaffen aus (Mycetes niger). Eine andere Gattung dieser Affengruppe scheint mir neu zu seyn. Hapale Rosalia, das goldglänzende Löwenäffchen, von den Brasilianern Sahuim vermelho genannt, wurde von dem Hrn. Herzog auch lebend aus Brasilien zurückgebracht, und überstand im Gewächshause den verflossenen Winter in voller Kraft. Ein äußerst liebliches, zutrauliches Geschöpf, dessen nacktes, graubraunes Gesicht dem eines steinalten Männchens gleicht, und höchst wunderlich erscheint, wenn das Thierchen die das Hinterhaupt und den Nacken umziehenden langen Haare emporrichtet. Daß diese Zierde der Affen sich in den großen Wäldern der Gegend von Rio Janeiro, Cabo-Frio, S. João findet, ist bekannt. Nach des Prinzen Maximilian zu Wied Beobachtungen dürfte es aber in den Waldungen der Ostküste Brasiliens nur zwischen dem 22 und 23° südl. Br. vorkommen. Es ist indessen nirgends zahlreich. Man findet es in den Gebüschen der sandigen Ebenen sowohl als zwischen den belaubten Baumkronen hoher Gebirgswälder, theils einzeln, theils familienweise. In der Gefangenschaft scheint ihnen alles Süße von der menschlichen Kost zu behagen.

Die größten aller bis jetzt bekannten Fledermäuse Brasiliens, an welche sich Mehreres von der Geschichte der berüchtigten Vampire zu knüpfen scheint, das Guandira der Einwohner, Geoffroys Phyllostoma hastatum, enthält die Sammlung in einigen Farbenabänderungen. Das größte gegen zwei Schuh breite Exemplar wurde von dem Hrn. Herzog selbst in seinem Schlafzimmer ergriffen, wo es ihn, einer Harpyie gleich, unheimlich umflatterte. In der Dämmerung verlassen diese großen im Fluge eulenähnlichen Fledermäuse ihre Wohnungen zwischen den Blattstielen der Cocospalmen, in hohlen Bäumen oder auf belaubten Baumkronen, umschwirren unter starkem Geräusche die grasenden Lastthiere der Brasilianer, und heften sich ihnen endlich, Blut saugend, an verschiedenen Stellen an. Beim Scheine des Mondes, besonders wenn im Hintergrunde des Waldeplatzes mächtige dunkle Bäume emporstehen, aus deren dichten Reihen diese Blutgäste schweren Fluges hervorbrechen, soll diese Scene sehr ergreifend seyn. Mit Ruhe aber ertragen die Lastthiere den Blutschmaus ihrer Quälgeister! — Von der Hyrare oder Irara (Mustela barbara), an der Ostküste Brasiliens Papamel genannt, der einzigen bis jetzt aus Brasilien bekannten, von den Zoologen höchst unglücklich den Vielfraßen zugesellten Marderart mit fahlem Kopfe, die in diesem Lande die Stelle unsrer Marder zu vertreten scheint, und dort wie diese und der Iltis in die Hühnerställe einbricht, dem Geflügel das Blut aussaugt und den Kopf abbeißt, so wie von dem merkwürdigen und seltenen Kinkaju (Cercoleptes caudivolvulus) mit dem Wickelschweife besitzt die Sammlung ein sehr vollständiges Exemplar; eben so mehrere Exemplare von den wunderlichen Schweifigeln (Sphingura insidiosa), dem Quelco-lacheiro der brasilianischen Portugiesen, welche in großer Trägheit die Bäume der Urwälder ersteigen. — Von Katzen finden sich mehrere Gattungen vor, unter andern Häute von Onzen, die an Größe denen von Leoparden gleichkommen.

(Schluß folgt.)

Das amerikanische Nordwestland.

1. Die Nordwestküste.

Unter dem Namen der amerikanischen Nordwestküste versteht man den vom Eismeer bespülten Theil Amerika's, welcher sich vom Cap Mendocino (40° 57' n. Br.) bis zu den Polarregionen erstreckt, mit Einschluß der benachbarten Inseln. Die Nordwestküste wird von verschiedenen Völkerschaften bewohnt, deren einige den Russen unterworfen, andere frei sind. Bei den vielfachen Schwierigkeiten, welche sich einem Besuch dieser fernen Gegenden entgegensetzen, hat man natürlich nur sehr unvollkommene Berichte über die dortige Bevölkerung. Wie man jedoch im Allgemeinen als richtig annehmen darf, haben alle diese Indianer (abgesehen von denen auf der Insel Kodiak und den Aleuten, von welchen besonders die Rede seyn wird) eine kupferfarbige Gesichtsfarbe, die etwas dunkler ist, als die ihrer südlichern Angränzer; sie sind von starkem Körperbau, von wilder Gemüthsart, treulos und Menschenfresser; ihre Stammverwandtschaft scheint, ob sie gleich in ewigen Fehden unter einander leben, außer Zweifel. Ihre Hütten bestehen aus Brettern und Baumzweigen, die sie mit sich führen, wenn sie, je nachdem die Jagd oder der Fischfang sie dazu bewegt, ihren Aufenthaltsort verändern. Mäntel von Fischottern oder Bären dienen ihnen zur Bekleidung; jenen Pelz tragen die Häuptlinge, diesen das übrige Volk. Muscheln liefern ihnen den Putz; sie haben davon Halsbänder, Ohren-, Nasen- und selbst Lippengehänge. Das weibliche Geschlecht benimmt sich mit mehr Zurückhaltung, als bei wilden Horden gewöhnlich ist, und scheint große Gewalt über die Männer zu besitzen. Die Nordwestküste bringt viele Bäume von riesenhaftem Wuchs hervor, die sich gut zu Bauholz eignen, namentlich Cedern, Tannen, Fichten und Cypressen. Man findet daselbst brasilianische Fischottern, Biber, Wölfe, Seelöwen und andere kostbare Pelzthiere; die Küsten sind reich an Wallfischen, Häringen, Kabeljauen, Salmen und Fischen aller Art, welche nebst den Beeren einiger Stauden die Hauptnahrung der Eingebornen ausmachen. Als Austauschartikel gegen ihre Pelzwaaren bietet man ihnen Feuergewehre, Schießpulver, Wollenzeuge, Gläser, Spiegel und gemahlte Federn. Schiffe haben sich sehr in Acht zu nehmen, wenn sie mit ihnen einen Verkehr anknüpfen, daß dieselben nicht in zu großer Anzahl an Bord kommen, oder auch daß sie ihnen nicht bei Nacht die Kabeln abschneiden und sie auf den Strand laufen lassen; schon manche Mannschaft, welche diese Vorsicht versäumte, hat es schwer büßen müssen.

2. Die Insel Kodiak.

Die Insel Kodiak ist fünfzig Lieues lang und zwanzig breit; ihr Haupthafen ist St. Paul auf der Nordostseite; sie befindet sich ganz im Besitz der Russen. Man zählt auf ihr 14,000 Eingeborne und 150 Russen oder Mestizen im Dienste der Kompagnie, die den Pelzhandel auf der Nordwestküste treibt. Die Indianer scheinen unter russischem Scepter mit ihrem Loos zufrieden zu seyn; indessen hat doch die Bevölkerung seit dieser Zeit sich vermindert, was man der Einführung der Blatternseuche zuschreibt. Gegen dieses Uebel wendet man gegenwärtig mit Erfolg die Vaccine an. Die Kodiaken sind von Bronzefarbe und etwas unter mittlerer Größe; sie sind lernbegierig, kräftig, thätig, trefflich erfahren in der Kunst der Jagd und des Fischfangs und in allen Arbeiten, die sich darauf beziehen. Ihre Waffen sind Lanzen und Pfeile mit beweglichem Eisen; doch wissen sie auch mit Feuergewehren umzugehen, deren Gebrauch ihnen die Russen übrigens nur bei Expeditionen gestatten, welche von ihnen befehligt werden. Die Russen bedienen sich ihres Fleißes zu verschiedenen Handwerken; jeder kann für ihre Rechnung arbeiten; nur darf er an Niemand Etwas verkaufen als an sie. Diejenigen, denen die Kompagnie Anstellung giebt, empfangen von ihr Rationen Mehl, Hülsenfrüchte und Fleisch; diese letztern gehen europäisch, die übrigen in ihre Felle gekleidet. Man wollte in Kodiak Getreide anpflanzen; allein alle Versuche mißlangen; bloß Kartoffeln und einige andere Knollengewächse kamen bis jetzt fort. An den Gestaden der Insel giebt es einen Ueberfluß von Fischen und Seethieren derselben Art, wie auf den übrigen Punkten der Nordwestküste; besonders sind die Seelöwen sehr häufig. Die Kodiaken überziehen ihre Fahrzeuge mit der Haut dieser Thiere, verfertigen aus ihren Därmen wasserdichte Kleider und aus ihren Knochen Lanzenspitzen. Diese Fahrzeuge, welche man Cavuks nennt, sind eines der merkwürdigsten Produkte ihrer Industrie. Sie haben die

Form eines Weberschiffchens und eine völlige Ueberdecke von Leder, worin nur ein oder zwei Löcher angebracht sind, daß der Leib des Fischers hinein kann. Kodiaken heißt man endlich alle Eingebornen der kleinen Eilande an der Behringsstraße; sie scheinen sämmtlich von demselben Geschlecht, und die Russen haben mit ihnen alle ihre Niederlassungen bevölkert.

Vermischte Nachrichten.

Beispiele von mystischer Verrücktheit lassen sich seit einiger Zeit wieder in England blicken. In Deutschland scheint die Zahl der verzückten Herzjesubrüderschaften, der honigsüßen Traktätlein und Liebeskonventikel in dem Maße zu verschwinden oder in Vergessenheit zu gerathen, als die Geister in den neuesten Weltereignissen ein nahrhafteres Brod finden, als das unausgebackene Himmelsmanna. Dank sey es den galvanischen Schlägen der gewaltigen Erschütterungen, wenn sie auch nur dieser kraftlos hinbrütenden Geisteslähmung wieder zu ihren gesunden fünf Sinnen verhelfen. Zu Ashton ist einer der verwegensten Betrüger oder verrücktesten Tollhäusler aufgestanden, der selbst in dem an Schwärmerei nicht eben unfruchtbaren England eine unerhörte Erscheinung ist. Er behauptet, er sey in den Himmel aufgenommen gewesen und habe sein Kreditiv aus der Hand Gottes selbst erhalten; in ihm erblicke man den von den Anhängern der Johanna Southcote (die sich bekanntlich für die künftige Mutter des Messias ausgegeben hatte) so sehnlich erwarteten ächten Schiloh, und in seiner Person vereinige sich die Macht Christi und die Quintessenz des heiligen Geistes. Auch sey er unmittelbar von Gott ausgesendet, das menschliche Geschlecht zu erlösen. Die heilige Schrift sey nur sinnbildlich zu verstehen; über die Erschaffung der Welt sey der Welt Etwas weiß gemacht worden, indem sie unerschaffen von Anbeginn da gewesen und ewig dauern werde; es gebe keine Hölle, und Wer an ihn glaube, könne seines ewigen Heiles versichert seyn. Man würde kaum glauben können, daß solche Tollheiten Anhänger und Gläubige fänden, hätte man nicht ähnliche widersinnige Behauptungen schon auf Lehrstühlen deutscher Hochschulen ertönen gehört, die gleichfalls ihre Schüler, so gut wie der Messias von Ashton, gefunden haben, der mit seinem Gehülfen oder Propheten, wie er sich nannte, zu Ashton mehrere Tage von einem Volkshaufen, unter dem sich sogar Leute von gesellschaftlichem Ansehen und sonst unbescholtenen Sitten befanden, festlich bewirthet und öffentlich verehrt worden. — Ein anderer Vorfall von schrecklicherer Art kam Anfangs dieses Monates vor den Assisen von Taunton vor, dem wir in Deutschland in den scheußlichen Ausschweifungen der Schwärmer von Wildenspuch leider gleichfalls ein Seitenstück von noch grauenvolleren Ereignissen gegenüber stellen können. Thomas Searle, neun und vierzig Jahre alt, wurde wegen tödtlicher Verwundung seiner Tochter Elisabeth, eines Mädchens von zwölf Jahren, angeklagt. Es war am 25 Sept. v. J., als diese gegen Mitternacht von ihrem Vater aufgeweckt wurde, der ihr sagte, er habe von dem heiligen Geiste den Auftrag erhalten, sie, wie Abraham seinen Sohn, zu opfern. Die Uhr, die sie gehen höre, zeige ihre Todesstunde. Das Mädchen rief: Vater, Du willst mich doch nicht umbringen? — Ja, meine Theure, erwiederte dieser; ich muß es thun. Der Teufel, fügte er hinzu, sey schon auf der Stiege, um sie umzubringen; ob sie es nicht vorziehe, von unnbauf in den Himmel zu fahren? Sie antwortete: Ja, Vater, wenn es Gott gefällt, mich und Dich zu sich zu nehmen. Hierauf versetzte er ihr einen Schnitt in den Hals; sie schrie aber um Hülfe, und ihre Schwester kam noch eben recht, um den wahnsinnigen Alten am Vollzuge seiner entsetzlichen That zu verhindern. Bei der gerichtlichen Untersuchung ergab sich, daß der unglückliche Mann schon seit geraumer Zeit an einer religiösen Verrücktheit leide, die man einer Predigt zuschrieb, der er beigewohnt. Seitdem bildete er sich nämlich ein, er habe eine Sünde gegen den heiligen Geist begangen, zu deren Sühne er zwei Personen schlachten müsse. Eine andere Tochter von ihm legte das Zeugniß ab, er sey jederzeit der zärtlichste Hausvater und Gatte gewesen, und vorzüglich habe er das Mädchen geliebt, das er tödten wollte. Die Geschwornen sprachen ihn als Wahnsinnigen frei; als solcher aber wird er noch in Verwahrung gehalten. — Nicht mit so heiler Haut kam ein Frömmling in London weg, der sieben junge Mädchen unter dem Vorwande, sie einer besondern Kasteiung und seelenreinigenden Disziplin zu unterwerfen, aus dem Schooße ihrer Familien weggelockt und verborgen gehalten hatte. Den verblendeten Eltern, die der überaus erbauliche Lebenswandel des frommen Predigers von allem Verdachte ferne gehalten hatte, ging über die lange Dauer der Seelenraffinerie ihrer Töchter endlich doch die Geduld aus; sie forderten die anvertrauten Kleinode wieder zurück, mußten aber zu ihrem größten Schrecken finden, daß sie während des Versatzes im himmlischen Bußhause unersetzlich eingebüßt hatten. Den Gerichten gefiel die Läuterung des menschlichen Geschlechtes auf dem Wege heimlicher Hinterstübchen so wenig, daß sie den frommen Mann zu mehrjähriger Transportation verurtheilten.

*

Die genfer Friedensgesellschaft hat sich bereits konstituirt, ihren Ausschuß gewählt und ihre Statuten in Druck gegeben, wobei sie alle Freunde des Friedens ohne Unterschied des Vaterlandes, Standes, Alters und Geschlechtes zum Beitritte einladet. Als ihren Zweck kündet die Société de la Paix an: „die öffentliche Meinung über die Uebel des Krieges und über die besten Mittel zur Erhaltung eines allgemeinen und dauerhaften Friedens aufzuklären.“ Jeder, der einen jährlichen Beitrag von 10 Fr. entrichtet, ist Mitglied der Friedensgesellschaft. Der Ausschuß von 21 Mitgliedern, der aus sich einen engeren Ausschuß von 7 Mitgliedern wählt, wird sich wenigstens alle Vierteljahre ein Mal versammeln, um über die Arbeiten des engeren Ausschusses Berichte zu hören, und sich mit den Angelegenheiten der Gesellschaft zu beschäftigen. Die erste Sitzung der Gesellschaft fand am 15 März d. J. Statt, wo sie zu ihrem Präsidenten, Hrn. de Sellon, Mitglied des souveränen Rathes erwählte. Dieser hat als Preisaufgabe eine goldene Medaille im Preis von 400 Fr. für die gelungenste Schrift „über die besten Mittel einen allgemeinen und dauerhaften Frieden zu erhalten“ ausgesetzt.

*

Neuere Mittheilungen aus Benguela, an der Westküste von Afrika, melden, daß dort der Sklavenhandel in seiner schönsten Blüthe steht. „Sieben Fahrzeuge,“ heißt es in Briefen, „fanden wir bei unserer Ankunft in der Bai vor Anker liegen, die aus ihrer Absicht auf Menschenfleisch-Ladung nicht das geringste Hehl machten. Drei derselben waren vollgestopft mit Opfern der grausamsten Habsucht. Abends nach ihrem kärglichen Mahle wurde ihnen erlaubt, auf dem Verdecke sich Bewegung zu machen; aber sie waren auch hier so dicht aufeinandergedrängt, daß Dieß kaum möglich wurde. Man kann sich denken, was diese armen Geschöpfe in dem engen Schiffsraume, in den sie den Tag über eingesperrt blieben, zu leiden hatten. Der unermeßliche Vortheil, den man von diesem unmenschlichen Handel zieht, muntert dazu auf. Die dort ansässig gewordenen Portugiesen kaufen die Eingebornen von den Häuptlingen ungefähr um fünf Dollars, oder handeln sie für Waaren ein, die in den Augen der Wilden so Viel werth sind, aber anderswo kaum so viele Pfennige gelten möchten. Dann verkaufen die Portugiesen die Neger an die Handelsfahrzeuge um das Achtfache der Summe, die sie den Eingebornen dafür bezahlt haben.

*

Im letzten Junius wurde die Capstadt durch eine erdbebenartige Erschütterung in Angst gesetzt. Man hörte ein starkes Brausen in der Luft, welches etwa fünf und vierzig Sekunden anhielt; viele Personen rannten auf die Straßen, während andere auf die Giebel ihrer Häuser stiegen, um sich nach der Ursache des Schreckens umzusehen, als sich zeigte, daß zwei ungeheure Felsmassen sich von dem Tafelberg in einer großen Höhe losgemacht hatten. Die Höhe konnte nicht ausgemittelt werden, da Wolken den obern Theil des Berges einhüllten. Eine der Massen war jedoch größer als die andere, und ein Augenzeuge schätzte sie zu vierzig bis fünfzig Tonnen. Es soll ein furchtbar erhabener Anblick gewesen seyn, als sie den Abhang niederrollten, Bäume und Stauden in den Staub traten und am Fuße des Berges donnernd zusammen stießen. Wie man sich die Erscheinung erklären wollte, hätte der Felsen durch einen Gras- und Gesträuchbrand Spalten bekommen, und ein darauf folgender heftiger Regen die Unterlage vollends aufgelockert, so daß die beiden Stücke dann los geworden wären.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 116. 26 April 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

3. Rußland und Polen.

(Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung durchläuft mit einigen Seitenblicken die innern Verhältnisse Griechenlands und der Türkei, der Schweiz und der Niederlande. Er erkennt in Griechenland einen Staat in seiner Kindheit, im osmanischen Reiche eine Nation in Altersschwäche. Ersteres hält er, wenn es mehr Kraft und Selbstständigkeit erlangen wird, für den besten Damm gegen die Vergrößerungssucht Rußlands im Süden. Es wird hiedurch die Freiheit des mittelländischen Meeres am Sichersten aufrecht erhalten. Die Schweiz scheint ihm durch zeitgemäße Verbesserung ihrer Staatsverfassungen, und durch Wiedererweckung des alten kriegerischen Geistes unter seinen Nachbarn im 19ten Jahrhundert dieselbe gebieterische Stellung wieder einnehmen zu können, wie im vierzehnten. Würde es ihm früher möglich geworden seyn, Savoyen und Tyrol mit sich zu vereinigen, so hätte seiner Meinung nach Italien und Europa eine unendliche Verschwendung an Blut und Reichthum ersparen müssen. — Die Niederlande würden seiner Ansicht nach glücklicher gewesen seyn, wenn sie gleich anfänglich einen Staatenbund ähnlich der Schweiz gebildet hätten. Die Vereinigung Hollands mit den südlichen Provinzen i. J. 1815 scheint ihm eine allzu theoretische Maßregel, die zwei Jahrhunderte zu spät gekommen. Die gegenwärtigen Verhältnisse Belgiens werden, wie er glaubt, den neuen Staat endlich mit den Waffen und Interessen Frankreichs vereinigen, seine scheinbare Unabhängigkeit möge auch unter was immer für einen Namen hergestellt werden. Holland muß sich mit den Staaten ostwärts des Rheins verbünden, um ein Gegengewicht gegen die westlichen zu bilden. Hierauf wendet sich der Verfasser zu den Wechselbeziehungen des Südens und Nordens.)

Die Interessen Europa's theilten sich einst zwischen seinen nördlichen und südlichen Nationen; daher sahen wir Jahrhunderte hindurch Schweden im Kampfe mit Polen, Deutschland mit Italien, England mit Frankreich, und Frankreich mit Spanien oder Italien. Gegenwärtig muß die große politische Scheidemarkung zwischen dem Osten und Westen gesucht werden. Rußland und seine Nachbarn bilden einen Bund gegen Frankreich und seine Verbündeten. England möge daher suchen, sein Einverständniß mit Frankreich zu befestigen; denn jederzeit wird Rußland die Karten so zu mischen suchen, um England in Streit zu verwickeln. Frankreich wird hoffentlich den gegenwärtigen Zustand der politischen Kombination in demselben Lichte sehen. Während des Ministeriums Martignac war Rußland ungemein geschäftig, durch Intriken mit der republikanischen Partei die Interessen Englands zu untergraben. Es wird gerne eine liberale Partei dulden, wenn sich diese zu seinem Werkzeug hergiebt. Aber wir dürfen hoffen, daß Frankreich und England unter ihren neuen Ministern das Gewebe jener Heuchelei durchblicken, und russischer Arglist zum Trotz in Freundschaft beharren werden. An einem Offensivbündnisse kann man Vieles auszusetzen haben, aber eine bloße Defensiveinigung zwischen Frankreich und England könnte doch selbst dem furchtsamsten Politiker nicht gefährlich scheinen. Würde dieser Bund noch durch einen schönen Handelsvertrag befestigt werden können, so würden darin beide Nationen gegenseitige Bürgschaften für einen Frieden unter sich finden. Man muß durchaus von der vorgefaßten Meinung zurückkommen, daß Rußland die Vergrößerung Frankreichs mit scheelsüchtigem Auge betrachte. Im Gegentheil würde man ihm erlauben, ungehindert seine ehrgeizigen Absichten im Osten zu verfolgen; so würde es gegen Frankreich gern die Nachsicht haben, alle seine Lieblingsplane im Westen zu unterstützen. Rußland weiß oder glaubt, daß England allein (wenn Frankreich ruhiger Zuschauer bliebe) es nicht zu hindern vermöge, sich des übrigen Theiles von Polen, Griechenlands und der Türkei zu bemächtigen. Es würde Preußen durch Hannover entschädigen, Oesterreich durch Serbien oder die Wallachei. Doch die ehrenvolle Sympathie, die gegenwärtig zwischen Polen und Frankreich besteht und eine Entwicklung der Nationalkraft jenes so ungerecht und grausam unterdrückten Volkes wird gesündere Principien der Politik und der Allianzen in's Leben rufen. In Frankreich ist Regierung und Nation einmüthig für die Sache Polens gestimmt. Wann hat England je solches Mitgefühl für die Leiden unterdrückter Völker an den Tag gelegt? Gewiß, England ist nur darum auf dem Festlande so unpopulär geworden, weil es Niemanden hülfreiche Hand bieten will; oder weil es, wenn es auch Dieses thut, gleichgültig darüber scheint, ob sein Beistand der Sache der Freiheit, oder der des Absolutismus zu Gute kommt und Dieß schnurgerade seiner so hochgerühmten Anhänglichkeit an die Freiheit zum Trotz. Frankreich dagegen hat seinen unglücklichen Freunden nie seinen Beistand verweigert, welcher Partei sie auch angehören mochten. Als Spanien im Kampfe zwischen Freiheit und Tyrannei getheilt war, erhielten die Absolutisten von dem bourbonischen Frankreich eben so leicht Hülfe, als für Griechenland alle Herzen von Mitleid und Begeisterung glühten. Die liberale Partei des Festlandes hat stets auf England als eine Macht geblickt, von der die Freiheit Schirm und Nahrung erhalten werde, und immer ist sie auf dieselbe Weise getäuscht worden. Selbst die Reden Lord Hollands und Lord Brougham's, die gewöhnlich der Welt die schönsten Grundsätze der bürgerlichen Freiheit verkünden, und von dem tiefsten Mitgefühl für jene

Nationen ertönen, die ihrer noch nicht genießen, sind im Grunde nur Irrlichter, die die unvorsichtigen Patrioten des Festlandes in Gefahren verlocken, aus denen sich herauszuwickeln dann ihrer eigenen Kraft überlassen bleibt.

(Ueber Polens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbreitet sich der Verfasser am Weitläufigsten, da von allen europäischen Nationen die Verhältnisse der polnischen in England am Wenigsten gekannt seyen. Das Ausland hat bereits in seinen frühern Blättern über den Verfall Polens umständlich berichtet, und es bleibt uns hier nur noch übrig, die allgemeinen Ansichten des Verfassers hervorzuheben.)

Ueber Polens innere Lage bestehen die irrigsten und verschiedenartigsten Ansichten. Polen besteht nicht mehr, sagen die Einen, es ist auf unsrer Landkarte nur als eine russische Provinz bekannt; seit Jahren hörte man Nichts mehr von seinem Daseyn; es ist untergegangen. Wurde es nicht in Folge eines Krieges zertrümmert, den es durch seine eigne Schuld hervorgerufen? Die dortige Aristokratie ist immer unter sich in Zwietracht oder wird durch fremden Einfluß geleitet, und läßt ihre Hand schwer auf ihren leibeigenen Unterthanen lasten. Weder die höhern noch niedern Stände wissen, was Freiheit ist. Andere dagegen rufen: Wollt Ihr eine Republik von Jakobinern wieder aufleben lassen, die Nichts als die französische Revolution und ihre alte Anarchie im Schilde führen? Wieder Andere behaupten, Polen und Russen seyen von gleichem Stamme, in Sitte, Sprache und Charakter nur wenig verschieden. Viele glauben, Polens Glück sey in der Vereinigung mit Preußen bedingt, seine Handelsinteressen deuteten ihm diesen Weg an, den es einschlagen müsse, um der Schwärme von Juden los und ledig zu werden, die es überschwemmen; mit Hülfe Preußens werde es auch in der Civilisation fortschreiten. Endlich zweifelt man nicht, als Katholiken müßten die Polen unter Oesterreichs Zepter sich wohl befinden, wenigstens so glücklich wie Ungern, Böhmen und die Lombardei. Alle diese Behauptungen gründen sich auf irrige Ansichten. Was die Zweifel über den Fortbestand des polnischen Volkes betrifft, so muß ein Blick auf die neuere Geschichte Polens sie eines Bessern belehren. Polen hörte nie auf zu seyn, von der Zeit an, wo es auf der Karte Europa's ausgelöscht wurde, wenn Dieß anders Eroberung und Zertrümmerung vermögen, und zwar behielt es sein Daseyn mit jener zähen Lebenskraft, die ausschließlich dem Charakter freier Nationen eigenthümlich ist. Schon damals betrat es heimlich aber ruhmvoll die Bahn, die es standhaft verfolgte, bis zu den Ereignissen unsrer Tage. Es ist eine zu einleuchtende Wahrheit, und kein Pole der gegenwärtigen Generation ist blind gegen die Thatsache, daß die Gebrechen ihres alten Regierungssystemes sie verhinderten, mit Erfolg der beispiellosen Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker Widerstand zu leisten, deren ruchlose Politik doch niemals wagen wird, jene Mängel zu ihrer Entschuldigung anzuführen. Denn wurden nicht eben diese Mängel arglistig gehegt und gepflegt von eben denselben Mächten, die später daraus Vortheil zogen? Und wurden nicht eben die Verbesserungen dieser Mängel (durch die Konstitution vom 3 Mai 1791) zum Vorwande gebraucht, Polen seiner Selbstständigkeit zu berauben?

Einige finden die Polen zu aristokratisch, Andere zu demokratisch gesinnt; beide sehen darin nicht richtig. Aristokratie wird gewöhnlich für gleich bedeutend mit Oligarchie genommen; und wenn jene auch in diese überzugehen geneigt seyn mag, so ist doch Polen davon so weit entfernt als möglich. Es giebt in Polen keine anerkannte Aristokratie, wenn man nicht darunter die Masse von Adel verstehen will, die aus vielen hundert Tausenden besteht und so zahlreich ist, daß Viele schon sie für eine Demokratie gehalten haben. Fideikommisse und Primogenitur sind selten und im Grunde auch den Sitten der slavischen Volksstämme zuwider. Man findet Titel und Orden, aber dieselben stammen nicht von altem Landesbrauch, erstrecken sich nur auf wenige Familien, und werden nicht ein Mal immer von den dazu Berechtigten geführt, da man sie als eine Neuerung in der alten einfachen Sinnesweise der Republik betrachtet.

Die Höfe, die sich in Polen getheilt, und einen Ueberfluß haben an Titeln, Orden, Ehrenstellen und andern dergleichen Flitterstaat der Servilität, machten umsonst häufige Versuche, die höhere Klasse des polnischen Adels in die Fallstricke der Bandschleifen und Goldketten zu verlocken. Die russische Regierung besonders, die noch weniger gewohnt ist, in ihren Schaaren von Fürsten und Grafen etwas Anderes zu sehen, als gebückte Diener (jedes Individuum dieser Art ist in Rußland gehalten, sich dem Namen nach oder in der That zu einem Zweig des Dienstes zu erklären, und wird demnach in eine Klasse eingereiht) fühlte sich nicht wenig überrascht, als sie den Landadel so oft eine freiwillige Zurückgezogenheit auf seinen Gütern dem Glück der Hofschranzen vorziehen sah. Die Zwietracht, die vormals zwischen den verschiedenen Parteien wüthete, war die gesetzliche und natürliche Folge des Wahlreiches und der Konföderation, oder des durch die Konstitution gesetzlich erklärten Widerstandes gegen die königliche Gewalt. Indeß werden diese innern Fehden größtentheils von den Schriftstellern bei Weitem zu übertrieben geschildert. Die Beschuldigung, daß der Adel den Interessen fremder Regierungen huldigte, fällt gleichfalls wieder auf das unheilvolle Prinzip der Wahlmonarchie zurück. Die Parteien, die sich russische, österreichische u. s. w. nannten, wurden allerdings von diesen Mächten benützt, um ihre eigenen Entwürfe zu fördern; aber die Individuen, die diese Parteien bildeten, hatten nur die Wohlfahrt ihres Landes im Auge, wovon die Behandlung zeugt, die eben diese Parteien von den Eroberern, bei dem ersten unerwarteten Widerstande gegen ihren Willen, erfuhren.

Die Konstitution vom 3 Mai 1791 sprach die Befreiung der Bauern *) und eine vermehrte Repräsentation des Bürgerstandes aus; selbst von den ältesten Zeiten her wurden die Mitglieder des Senates nur lebenslänglich gewählt, und diese wie jede andere Würde von der eifersüchtigen Freiheitsliebe der Polen sorgfältig bewacht, um sie nicht erblich werden zu lassen. Vor einem solchen System der Aristokratie läßt sich doch wohl am Wenigsten für die öffentliche Freiheit fürchten.

Andre wurden durch den Namen der Republik erschreckt; vorzüglich Diejenigen, bei denen Demokratie und Republik gleichbedeutend sind. Allein man vergißt, daß Polen Königreich und Republik

*) Die Leibeigenschaft der Bauerschaft mag allerdings als ein Flecken in der frühern politischen Verfassung betrachtet werden, aber hatten nicht die Staaten des Alterthums Athen, Sparta u. s. w. die so hochgerühmten Vorbilder bürgerlicher Freiheit Sklaven, hat sie nicht Amerika und wie lange her ist es, daß unsre Bauern nicht mehr leibeigen sind, und deutsche Fürsten ihre Landeskinder in fremde Dienste verkaufen?

zugleich war, daß eine Republik von Edelleuten, die in Allem gleich waren außer im Vermögen, und von denen jeder zum König gewählt werden konnte, wahrscheinlich nicht besonders zur Demokratie hinneigte. Es war eine konstitutionelle Monarchie, in der das Volkselement vorherrschte, wobei aber das Volk nicht die untern Stände in sich begriff. Es war eine Republik, in der die Elemente des Volks und der Aristokratie sich das Gleichgewicht hielten; so daß die paradoxe Definition einer demokratischen Aristokratie das damalige Staatsleben Polens noch am Besten bezeichnen würde. Die Anschuldigung demokratischer Principien wurde bei der ersten Theilung nicht gehört, bei der zweiten wendete man sie an, weil sie den Vorwand gab, Polen unter gleichem Lichte mit der revolutionären Regierung Frankreichs darzustellen.

Der Geist des polnischen Republikanismus hatte nicht den leisesten Zusammenhang mit dem Jakobinerthum, und selbst in ihren Principien waren die polnische und französische Revolution durchaus verschieden. Die französische Revolution ging aus dem Volke hervor, das Thron und Aristokratie zugleich in Trümmer schlug; während die polnische von der Aristokratie ausging, die ihre eigenen Vorrechte opferte, um die Krone zu verstärken, und zugleich das unterdrückte Volk aufzurichten. Es war eine friedliche und wohlwollende Revolution, in der die drei Stände des Staates in den lobenswürdigsten Absichten, und mit dem besten Willen gegen einander zusammen wirkten. Aber es kam der Arglist Rußlands zu Statten, diese Reform als Jakobinismus zu verschreien; es bestand auf Beibehaltung der alten Republik mit allen ihren Mißbräuchen und erklärte sich aus eigener Machtvollkommenheit zu deren Schirmvogt. Durch diesen Kunstgriff befestigte es den Zustand der Anarchie und der aufdringliche Schutzherr der Republik erdrückte die heilsamste Reform, die man bis dahin noch in Europa gesehen hatte, um den grausamsten Despotismus zu begründen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hülfsmittel der türkischen und russischen Marine. *)

Seit die Kaiserin Katharina zum Dienst im mittelländischen und im schwarzen Meere in den Häfen der Ostsee Kriegsschiffe erbauen ließ, die Türken in Schrecken setzte und ein entschiedenes Uebergewicht über dieselben gewann, ist die türkische Marine fast gänzlich vernachlässigt worden. Ueberdieß hingen die Türken, die schlechtesten Matrosen in Europa, was die Bemannung ihrer Flotte betrifft, von den Griechen ab, die seitdem nicht nur von ihnen gegangen, sondern auch ihre Feinde geworden sind. Das kaiserliche Schiffsbauwerft zu Topchana hat eine sehr treffliche Lage, die ganze Einrichtung ist vorzüglich. Es hat einen langen, aus Steinen wohlgebauten Kai; mehrere Ankerplätze von der größten Ausdehnung für Schiffe der ersten Klasse, kurz alle örtlichen Bequemlichkeiten, um eine Flotte zu bauen, auszubessern und in segelfertigen Stand zu setzen. Als ich jedoch im Jahre 1823 die Arsenale und die so geräumigen und wohl eingerichteten Magazine besuchte, fand ich den kläglichsten Mangel an jeder Art von Vorräthen. Die Flotte, welche damals im Hafen lag, belief sich auf 12 Linienschiffe, eine Fregatte und 20 Kanonierschaluppen. Alle diese Schiffe waren zwar aufgetakelt, aber dessen ungeachtet in so jämmerlichem Zustande, daß ich überzeugt bin, nicht mehr als 8 Linienschiffe hätten es wagen dürfen, die See zu halten. Ohne ihre Vorurtheile könnten die Türken die dritte, oder wenigstens die vierte Seemacht in Europa seyn. An der Südseite des schwarzen Meeres besitzen sie schlechthin unerschöpfliche Wälder der schönsten Eichen, vom dichtesten Kern und zu Zimmerwerk vorzüglich geeignet. Ihre ausgedehnten Besitzungen liefern ihnen jede andere Art von Bedarf, und ihr Handel, obgleich gegenwärtig in den Händen der Ausländer, könnte weit ausgedehnt und ausschließlich mit türkischen Schiffen geführt werden. Auf dem nebeligen und stürmischen schwarzen Meere, so furchtbar für unsere besten Matrosen, könnte der türkische Seemann Kühnheit und Gewandtheit lernen. Trotz allen diesen Vortheilen ist Nichts verächtlicher, als ein türkisches Kriegsschiff. Man mußte sich daher billig wundern, als unlängst die Türken eine russische Fregatte eroberten, und ihre Flagge im schwarzen Meere triumphirte.

Obgleich auch Rußland sein Seewesen vernachlässigt, geschieht Dieß doch nicht in demselben Grade. Die Marineverwaltung, an den Gebrechen aller Willkührherrschaft leidend, ist indeß fehlerhaft genug. Ich besuchte das Arsenal und die Werften von Kronstadt, und die Marineanstalten zu Reval. Die Werften in Kronstadt sind vortrefflich; sie werden durch englische Dampfmaschinen trocken gehalten. Die Vorrathshäuser sind geräumig, gut eingerichtet und äußerst reinlich gehalten; ich vermißte nur Eines — es waren auch keine Vorräthe da. Auf Kanälen kann man mit Lichterschiffen und mit kleinen Barken bis an jedes Magazin herankommen. Die Regierung hat fünfzehn Seeregimenter in Kronstadt. Jedes Regiment besteht aus tausend Mann, und ist je für ein Linienschiff, eine Fregatte und eine Sloop eingetheilt und mit Offizieren versehen. Bei meiner Anwesenheit in Kronstadt war großer Streit über die Abrichtung der Seeleute für die gesammte Flotte, und über ihre Organisation nach dem Muster der Landarmee. Als der Kaiser die Magazine daselbst besucht hatte, bemerkte er, daß sie weit reinlicher seyen, und daß es darin lange nicht so übel rieche, als in den englischen Schiffsmagazinen. „Ja, Das mag wohl seyn," antwortete der Admiral, ein geborner Engländer, in seiner seemännischen Derbheit, „die Magazine in Portsmouth und in Plymouth sind voll Pech, Theer, Tauwerk, Schiffsleinwand, und was man sonst nöthig hat; während die Magazine Ew. Majestät schön getüncht, blank gescheuert und völlig leer sind." Diese tüchtige Antwort wurde ihm nie vergessen. Doch kehren wir zurück zur russischen Marine, im Vergleich mit der türkischen.

Die russische Regierung mischt sich in Alles; ihre Anordnungen erstrecken sich selbst bis auf das Takelwerk der Handelsschiffe im azow'schen Meere. Dem praktischen Seemann gegenüber entscheidet die Verwaltungsbehörde, welches der beste Hafen auf der Küste seyn soll. Nun werden allen Naturhindernissen zum Trotz ungeheuere Summen an öffentliche Gebäude und an künstliche Werke verschwendet; Allem wird Gewalt angethan; später kommt das Werk in Verfall, die Regierung sieht ihren Irrthum ein, verläßt den Ort und fällt anderswo in den gleichen Irrthum. So konnte namentlich keine schlechtere Wahl getroffen werden, als für die Häfen an der Nordküste des schwarzen Meeres.

Die Anordnungen der Regierung vertheuern namentlich die Assekuranz für die Schiffe, die nach dem azow'schen Meer segeln, und nicht selten bekommt man gegen die höchsten Prämien keine Assekuranz. Die Handelsleute würden ihre leichten Fahrzeuge nach Kertsch schicken, ehe das Eis sich feststellt; aber die Regierung zwingt sie, nach Taganrog zu fahren. Bei Taganrog erfolgt der Eisbruch, sobald die Südwinde eintreten; die Eismassen häufen sich dann vor dem Hafen an und hindern die größeren Schiffe, die mit diesem Winde segeln, am Einlaufen. Aus den Steinen, welche den Schutzdamm bilden, hat man in Taganrog Hütten gebaut. Die Oede des Landes, die furchtbaren Orkane, die ganze Beschaffenheit der Gegend hätte wohl der Ausgabe so ungeheuerer Summen vorbeugen sollen, als verschwendet worden sind, um Taganrog eine erkünstelte Wichtigkeit zu verschaffen. Kertsch war früher wohlhabend und bevölkert; jetzt ist es ein elender Ort. Als im J. 1817 der Kaiser Alexander dahin zum Besuche kam, versprach er es unter seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen; in ihrem besonderen örtlichen Interesse wußten ihn jedoch die Bewohner von diesem Vorsatze wieder abzubringen. Allein im Jahr 1821 kam er darauf zurück; und es wurden in Petersburg Plane gemacht, in Kertsch ein Zollhaus zu erbauen, ein Lazareth zu errichten, einen Steindamm anzulegen rc., als wenn im Widerspruch mit allen natürlichen Verhältnissen es nur eines kaiserlichen Machtgebots bedürfte, um Wohlstand, Handel

*) United Service Journal and naval and military Magazine.

und Bevölkerung zu delektiren. Uebrigens blieb Alles ungethan, und Kertsch in seinem früheren Zustande. Wenn diese Stadt in alten Zeiten blühte, so lag der Grund darin, daß man die Dinge ihrem natürlichen Laufe überließ; aber thöricht war es, die alte Größe herstellen und zugleich ein System beibehalten zu wollen, welches dem Handel eine gezwungene Richtung nach anderen Orten giebt. Nebenbei muß ich die mehr als vandalische Barbarei beklagen, womit die russischen Behörden alterthümliche Gebäude zerstören ließen, um Baumaterialien zu bekommen. Das Salz, die Stapelwaare von Kertsch, hat durch die Regierung einen gezwungenen Preis erhalten, der im Verhältniß von fünf bis zu hundert verschieden ist, je nach dem Orte, wohin es verschifft wird.

Sebastopol besitzt einen vorzüglichen Hafen; aber aller Handel, selbst das Einlaufen von Handelsschiffen, außer wenn dieselben in Noth kommen, ist verboten, um dem Schmuggel mit Schiffsvorräthen vorzubeugen. Auf diesen armseligen Vorwand hin ist einer der schönsten Häfen (unsere Seeleute stellen ihn mit Port Mahon und dem Hafen von Malta auf gleiche Linie) für die Welt verloren. Die Regierung hat indessen von dieser Maßregel sehr geringen Gewinn. Es ist daselbst kein Werft, keine Niederlage, und die Schiffsvorräthe sind unbedeutend. Im J. 1825 fand ich 11 Linienschiffe, 4 Fregatten und 4 Kriegsschaluppen. So wenig kennt man hier die ersten Grundsätze der Marineverwaltung, so verkehrt sind die Begriffe, daß jeden Sommer nur ein Drittheil der Flotte zu Uebungen beordert wird; und so gefährlich achtet man diese Uebungen, daß man den Befehl stets einem englischen Offizier in russischem Solde überträgt. Dieser wahrhaft herrliche Seehafen wurde lange gar nicht benutzt, selbst nicht von der Regierung, in Folge der ungünstigen Berichte, welche die beiden aufsehenden Offiziere erstattet hatten. Die Russen hängen noch an einem alten Gesetze Peters des Großen, welches ihre Seeoffiziere an einem bestimmten Hafen festhält; auf diese Art ist dafür gesorgt, daß sie ihre Kenntnisse nie zu erweitern im Stande sind.

(Schluß folgt.)

Terry-Alt.

Die allgemeine Noth und Drangsal unter dem irländischen Volke ist in den öffentlichen Blättern und dem Parlamente Englands schon so oft zur Sprache gebracht worden, daß man sich endlich an diese ewige Wehklage zu gewöhnen, und Elend und Armuth als ein nothwendiges Uebel Irelands zu betrachten scheint. Allzuvieles Klagen macht gleichgültig und zuletzt ungeduldig; ein ungestümer Bettler erbittert mehr, als er rührt. Die Völker sollten ein Mal anfangen, in sich zu gehen, und die zarten Ohren ihrer Herren nicht mit ihrem unaufhörlichen Gewinsel behelligen. Ireland diene ihnen zur Warnung. Es ist ein schrecklicher Gedanke, sich ein Volk vorzustellen, dessen größter Theil kaum von heute auf morgen zu leben hat; das vor der Schwelle eines andern, wie Lazarus vor der Thüre des reichen Prassers, bedeckt mit allen Beulen der Verwilderung und Sittenlosigkeit, darbt und hungert; das von Almosen leben muß, und froh wäre, wenn es nur davon leben könnte; bei dem man fast wöchentlich ein Mal die Geschwornen von einem oder dem andern Leichname: „durch Hunger umgekommen," aussprechen hört. Darf man sich wundern, wenn man ein solches von Bettlern bewohntes Land zu einer wahren Räuber- und Mörderhöhle werden sieht?

In der jüngsten Zeit scheint die Noth in Ireland wieder den höchsten Gipfel erreicht zu haben, und mit ihr auch die Verwirrung und Unsicherheit. Selbst in der Grafschaft Clare, die bis jetzt noch am Wenigsten von dieser Geißel der Gesellschaft heimgesucht war, ist nach den Berichten irländischer Blätter weder Leben noch Eigenthum bei irgend einer Stunde des Tages oder der Nacht vor gewaltthätigen Angriffen sicher. Allen Anzeigen nach hat sich auch hier eine Verschwörung gegen die Reichen und Gutsbesitzer gebildet, von denen keiner sich bei Tage allein sehen zu lassen getraut, aus Furcht ermordet zu werden, und deren Wohnungen des Nachts wie belagerte Schlösser bewacht werden müssen. Selbst auf der Heerstraße zu wandern, ist mit Gefahr verbunden, und die meisten Landeigenthümer lassen Haus und Hof im Stiche und flüchten sich in die Städte. Der ruhige Bewohner wird durch Droh- und Brandbriefe geschreckt oder sieht aller Wachsamkeit ungeachtet plötzlich in der Nacht Haus und Scheune in Flammen aufgehen. Ganze Strecken angebauten Landes werden des Nachts umgegraben, Zäune und Gehäge niedergerissen, die Marksteine ausgerissen, das Vieh aus den Ställen getrieben, und über Hecken und durch Sümpfe zu Tod gehetzt. Doch Dieß sind noch geringfügige Vorfälle in Vergleich mit den Todschlägen und Mordthaten, die in dem letztvergangenen halben Jahre begangen wurden, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, einen der Thäter vor die Gerichtsschranken zu bringen. Die Häupter der vermöglichen und ruhigen Landbewohner werden mit eben so wenig Umständen der Rache geopfert, als man das Vieh auf dem Felde niedersticht. Rotten durchstreifen das Land, ähnlich den Weißröcken (Whiteboy) früherer Zeit, deren Anführer sich damals unter dem erdichteten Namen von Hauptmann Reb, Hauptmann Mondschein u. s. w. allgemein gefürchtet zu machen wußten. Wie in England unlängst der Name Swing es war, so ist jetzt der Name „Terry-Alt" das Schrecken des Landes. An manchen Orten scheint das Landvolk heimlich die Uebereinkunft getroffen zu haben, Grundstücke nur zu einem gewissen Preise zu kaufen; die diesen Satz überschreiten, werden mit unerbittlicher Rache heimgesucht. Terry-Alt schreibt Gesetze vor, und wehe Dem, der sie nicht gewissenhaft erfüllt. In der Grafschaft Kilkenny wurde ein Gerichtsbote, der eilf Vorladungsschreiben wegen rückständiger Zehnten nach Connahy gebracht hatte, am hellen Tage auf folgende Art mißhandelt. Als er auf dem Heimwege begriffen war, begegnete ihm ein Mädchen, die ihm zuraunte: Mache Dich aus dem Staube oder Du bist verloren. In dem Augenblicke, wo er erschrocken umherblickte, sah er einen Haufen Männer auf sich zukommen; er wollte fliehen, wurde aber eingeholt, und nun führte man ihn von Haus zu Haus, wo er die Vorladungen abgegeben hatte, rieb diese mit Seife und zwang ihn, unter Androhung des Todes, sie zu verschlucken. Zwei aus dem Haufen gruben hierauf eine Grube, legten Reißig und Stachelginst hinein, und drohten, den Gerichtsboten darin zu verbrennen, wenn er nicht schwöre, niemals wieder Vorladungen auszutragen. Sie zogen ein Buch hervor und ließen ihn auf dasselbe einen Eid ablegen. Einige Tage darauf ging zu Ballyragget das Gerücht, der Bote werde unter Begleitung von Polizeidienern abermals Vorladungen austragen. Die Nachricht hievon verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Grafschaft. Aller Orten hörte man ein wildes Geheul, und Haufen von Männern, Weibern und Kindern versammelten sich auf den Hügeln in der Nachbarschaft. Erst als man sich überzeugt hatte, daß kein Gerichtsbote kommen werde, zerstreuten sich die Rotten. Zu Zeiten erscheint Terry-Alts Schreckgestalt, um Ungebühr zu strafen und als Gesetzgeber auch ordentliche Zucht zu halten. Ein Mann in der Nähe von Crusheen, in der Grafschaft Clare, hatte sein Weib geschlagen, und Terry-Alt nahm daran, wie es schien, so großes Aergerniß, daß er des Nachts in der Wohnung Hanrahan's (so hieß der Uebelthäter) erschien, ihn aus dem Bette zog und auf ein Buch schwören hieß, daß er seine Lebtage nicht mehr Hand an sein Weib legen wolle. Hanrahan entgegnete freilich, der Teufel selbst könne es nicht mit seinem Weibe aushalten, und ihre Zunge müsse selbst St. Peter in Harnisch jagen; allein Terry sagte ihm, Terry's Mutter möge solchen Unfug nicht leiden, und „Terry's Mutter" ist ein Name, den man so sehr fürchtet als Terry-Alt selbst. Terry's Pistolenlauf unter der Nase des Schuldigen that übrigens noch bessere Wirkung, und Hanrahan legte einen Eid ab, der ihn auf ewig seines Hausrechtes berauben und der Zunge seiner Frau unterwürfig machen sollte. — Die Drohbriefe Terry's sind eben so übel zusammenbuchstabirt und geschrieben, als die Brandbriefe Swing's; allein sie stehen unter dem Volke in größerer Achtung, als alle Befehlschreiben der Gerichtsbehörden. Kein Bauer würde es wagen, bei einem Gutsbesitzer, über den der räthselhafte Hauptmann seinen Bann ausgesprochen hat, Arbeit zu nehmen. Es ist nicht wohl abzusehen, wie dieser innern Zerrüttung Irelands wird gesteuert werden können. Durch Ablesung der Aufruhrakte, Soldaten, Hinrichtungen und Gefängnisse sind wohl dergleichen Zusammenrottungen zu vertilgen; allein damit ist noch Wenig gethan. Man räumt dadurch die Wirkungen aus dem Wege, aber die Ursache des Uebels ist deßhalb noch nicht ausgewurzelt. Ireland bedarf einer gründlichen Verbesserung; ob die von O'Connell in Anregung gebrachte Aufhebung der Union allein sie wird bewirken können, ist noch die Frage.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 117. 27 April 1831.

Kupffers Reise nach dem Kaukasus.

2. Anfang der Gebirgsgegend.

Bei unserer Ankunft in Stavropol erfuhren wir, daß der General bereits nach den Mineralquellen am Fuß der Kette des Kaukasus abgereist war, und daß dort der Ausbruch der Expedition Statt finden sollte. Wir folgten ihm also unverzüglich dahin nach.

Indem man auf dem Weg nach Garetschvodsk (so heißen jene warmen Quellen) gegen das Gebirg vorrückt, verändert sich das Aussehen des Kalkbodens, und der in ihm enthaltenen Fossilien. Bald wird er sehr fest und nimmt eine graue Farbe an, während der Kalkboden der Cythereen, wenn er keine Konchylien enthält, immer sehr weiß und zerbröcklich ist; bald wird er etwas porös und schließt einige Konchylien von der Familie der Helleinen in sich. Mit diesem Kalkboden geht das Flachland in eine wellenförmige Erhebung über und man merkt die Annäherung des Gebirgs. Von Stavropol steigt man in eine weite Ebene hinab, an deren Ende das Dorf Nadescha liegt, wohin man 20 Werste rechnet; hinter diesem steigt man einen ziemlich steilen Hügel hinan, der schon aus dem grauen festen Kalkstein besteht, wovon so eben die Rede gewesen, und dann senkt sich der Pfad mählig gegen die warmen Quellen, deren Lage über dem schwarzen Meer 300 Fuß weniger beträgt, als die von Stavropol. Dieser Kalkboden, den ich zum Unterschied von dem cythereischen den helleinischen nenne, erstreckt sich bis Kalinova. Zwischen diesem Dorf und dem Städtchen Alexandrovsk gewahrt man, einen Hügel niedersteigend, rechts einige isolirte Sandsteinfelsen, und zu gleicher Zeit tritt der schneebedeckte Elbrus oder Schadagh nebst einem Theil der Centralkette des Kaukasus zum ersten Mal in den Gesichtskreis.

Dieser Sandstein ist von gelblicher Farbe, und zeichnet sich durch eine zweischalige Muschel aus, die man in ihm findet, und aus welcher Hr. Lander, der vor drei Jahren das Uferland des schwarzen Meers bereist hat, und wahrscheinlich mit Nächstem seine interessanten Beobachtungen über die dortigen Fossilien im Druck herausgeben wird, eine eigene Gattung gemacht hat, die er unter dem Namen Hypania aufführt. Er widersteht dem Schlag des Hammers nur wenig, und ist manchmal sogar zum Zerbröckeln weich; so sieht man ihn oft auch senkrecht gespalten ungeheure scharfwinklichte und groteske Blöcke bilden. Eine auffallende Erscheinung ist die Fruchtbarkeit dieses Bodens: es scheint, da der Sandstein poröser ist als der Kalkstein, so bewegen sich unterirdische Wasser mit größerer Leichtigkeit darin und verbreiten sich gleichmäßiger, so daß die Gewächse, deren Wurzeln beinahe beständig befeuchtet sind, von der Steppensonne weniger leiden. Hat auch hin und wieder die Gegend ganz den Charakter einer Steppe, so trifft man doch Bäume, bebaute Felder, Seen, Wohnungen der Menschen und zunehmenden Wohlstand.

Hinter Alexandrovsk entfaltet sich das Schauspiel der Kette des Kaukasus mehr und mehr; sie begrenzt einen großen Theil des Horizonts gegen Südost; rechts mit dem Elbrus, dessen beide Häupter hoch über die Gipfel der übrigen Berge emporragen, links mit dem Kasbek oder Mqinvaré endet sie. Die Kette muß um so sichtbarer seyn, als man sich bis Garetschvodsk in einer Ebene befindet, deren wellenförmige Fläche nirgend eine Höhe erreicht, wodurch die Ansicht auf das Gebirg unterbrochen würde. Indessen sind hier doch bereits mehrere einzelne eigenthümliche Berggestalten zu sehen, die gelagert vor der großen Schneekette seltsam gegen deren düsteres Kolorit abstechen; sie erheben sich bald in Kegeln, bald in länglichten Massen; das Gestein, aus dem sie gebildet sind, ist ein weißer Trachyt, also eine ganz andere Art als die der umliegenden Ebene, deren Formation aus Kalk- und Sandstein besteht. Einer dieser Berge, der Beschtav, lauft, wie sein türkisch-nogaischer Name besagt, in fünf Spitzen aus, wovon der höchste etwa 3000 Fuß über der Ebene und 4000 Fuß über dem Meeresspiegel hat, d. i. ungefähr dem Höhenmaß des Puy-de-Dôme in Auvergne gleichkommt. Eine schottische Kolonie (Karas genannt) ist am Fuß dieses Berges angesiedelt. Der Boden sorgt reichlich für alle Bedürfnisse seiner Bebauer; Maulbeerbäume und Weinstock gedeihen. Man wundert sich über die Anzeigen einer vorgeschrittenen Civilisation, den Anblick von Obstgärten, gut unterhaltenen Alleen, Arbeitern, die sich durch Lektüre zu unterrichten suchen. Ein kleiner Bach mit klarem frischen Wasser fließt durch das Dorf, das, rings umgeben von dem Kriegsgetümmel, welches die Räubereien der Tscherkessen nöthig machen, wie eine liebliche Oase den Wanderer in seinen friedlichen Schoß empfängt. In Soblinsky, in Georgievsk gewinnt die Ansicht dieser trachytischen Kegel mehr und mehr an Großartigkeit; wenn man die letztere Stadt, den Hauptort der Kosaken der Militärlinie, verläßt, wird man durch ihre Aehnlichkeit mit der Zentralkette des Kaukasus überrascht, wogegen die dazwischen liegende Kette, welche den Beschtav bei Weitem überragt, durch ihre wellenförmigen

Umrisse mit den senkrecht aufstrebenden Felsen der Centralkette auffallend kontrastirt.

3. Die Bäder des Kaukasus.

Die wellenförmige Ebene, welche den Beschtav und die Kette des Kaukasus von einander trennt, liegt 1200 Fuß über dem Wasserspiegel des Ozeans, und wird in der Richtung von Ost nach West von dem Podkumok, einem kleinen Zufluß der Kuma, durchschnitten. Man trifft auf ihr 1000 bis 1500 Fuß hohe Hügel; der bedeutendste davon ist der Maschuka auf dem nördlichen Ufer des Podkumok, vier Werst von dem kleinen Fort Konstantinogorsk. An seinem Fuß befinden sich die durch ihre Heilsamkeit in so vielen Krankheiten berühmten warmen Quellen des Kaukasus. Ehe man dahin gelangt, ändern sich die Formationen; die Quellen selbst sprudeln aus einem kompakten Kalkgestein hervor. Der Maschuka, dessen Erhebung über die Quellen 1000 Fuß beträgt, besteht ganz aus diesem Gestein. Dasselbe enthält selten Fossilien; doch hat man Ammoniten und Terebratuliten darin entdeckt, und man könnte es ammonitisches Kalkgebirg nennen, weil das letztere Fossil ein charakteristisches Bestandtheil von ihm ist. In einem Kalkdepositum längs dem Abhang des Maschuka, das von den Quellen selbst angehäuft scheint, ist eine lange und schmale Aushöhlung, längs deren Rand die warmen Wasser entspringen, und auf ihrem Grund zieht sich der ganzen Länge nach eine Allee hin, welche mit mehrern Fußpfaden zusammenläuft, die im Zickzack zu den verschiedenen Quellen hinanführen. Neben mehrern der letztern, die sich mit ihrem Schwefelwasserstoff, ihrer Kohlensäure, und ihrem starken Kalkgehalt für Geruch und Geschmack gleich kund geben, hat man artige geräumige Badhäuser erbaut; die reichste, welche zugleich die heißeste ist, fällt in einen Kanal, durch den sie bis an den Fuß des Abhangs geleitet wird, wo sie sich in einer großen Anzahl von steinernen Badezellen im Erdgeschoß eines prächtigen Gebäudes vertheilt; die angesehensten Bäder des Auslands, wie z. B. Carlsbad, bieten den Kranken nicht so viel Bequemlichkeiten dar. Jenes Kalkdepositum, an welchem man viele Eindrücke von Blättern wahrnimmt, ist an manchen Punkten von beträchtlicher Dicke; es bedeckt nicht nur den Fuß des Maschuka, sondern auch da und dort seine Seiten, und bildet kleine Grotten. Man unterscheidet es von dem eigentlichen Kalkgestein des Maschuka leicht an den dünnen und wellenförmigen Schichtungen; man kann es hübsch poliren, und niedliche Zeichnungen hineinarbeiten.

Das merkwürdigste Gestein in der Nachbarschaft von Garetschwodsk ist ohne Zweifel die Formation des Beschtav — dieser weiße Trachyt mit seinen kleinen Kristallen von glasichtem Feldspath, seinen Körnern von Quarz und feinen feinen Nadeln von grüner Hornblende, eingesät in eine weiße Paste von kompaktem Feldspath. Die Kalksteinschichten am Fuß des Bergs scheinen seit ihrer ursprünglichen Lagerung keinen Wechsel erlitten zu haben; ein Beweis, daß sie erst nach dem Hervorbruch der trachytischen Massen abgelegt seyn müssen. Die Schwefelbäder liegen zwar mehrere Werste von dem Beschtav; aber man findet an seinem Fuß eisenhaltige Wasser von gleichfalls warmer oder lauer Temperatur. Unter den Bergen in seiner Nähe, die ganz seine Gestalt und Formation haben, sind der Werbliud (Kamel), der Lissi-gora (Fuchsberg) und der Zemeleiwaja (Schlangenberg) bekannte Namen.

Die Bäder des Kaukasus waren vor dem Krieg zwischen Rußland und der Pforte sehr besucht; als ich mich daselbst befand, waren nur etliche und fünfzig Familien da; die — obwohl ungegründete — Furcht vor Angriffen der Tscherkessen hielt viele Leute entfernt. Nichts desto weniger nahm sich dieser kleine Ort, der höchstens vierzig Häuser zählt, am Abend unserer Ankunft wie eine belebte Stadt aus; Tausende von Lampen schimmerten auf dem großen Platz, dessen Mitte ein Gasthof einnimmt, in welchem der General wohnte, und wo eine glänzende Gesellschaft in einem schönen Saal, um den Geburtstag des Kaisers (7 Julius n. St.) mit einem festlichen Balle zu begehen, sich vereinigt hatte. An dem Maschuka, der das Dorf beherrscht, sah man den Namenszug Sr. Majestät in Flammenzügen, was einen wahrhaft einzigen Anblick gewährte; Schade, daß ein Feuerwerk wegen eines Sturms, der gegen Nacht ausbrach, nicht abgebrannt werden konnte.

Der Zufluß der Fremden nach Garetschwodsk beschränkt sich auf die Monate Mai, Junius und Julius; den Winter über wohnt Niemand daselbst als einige Beamten, und die Hauseigenthümer, denen die Kurzeit so Viel einträgt, daß sie den Rest des Jahrs davon leben können. Es war längst im Plan, in der von dem Podkumok bewässerten Ebene eine Stadt anzulegen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klimas, die Anmuth der Landschaft luden dazu ein. An den sonnigen Hügeln grünt die Rebe, in den Gärten der Ricinus, der Maulbeerbaum und die pontische Azalea; in den Wäldern die Buche; herrliche Wiesen breiten ihren feuchten Teppich aus. Auf einer Seite streift das Auge am fernen Horizont an eine Kette von Bergen, über deren schneeigter Spitze der Elbrus thront, sein blendend weißes Doppelhaupt über die schwarzen senkrechten Felsmassen emporrichtend; auf der andern Seite begegnet der Blick dem Maschuka, dem Beschtav, dem Schlangenberg, welche das Thal einschließen, dessen niedersten Theil der Podkumok durchströmt. Gewiß giebt es in ganz Rußland keine Gegend, die mehr verdiente kolonisirt zu werden, und wo die Natur durch die Fülle ihrer Gaben wie durch die Kraft ihrer Eindrücke eher das Andenken an die frühere Heimath verwischen müßte. *)

4. Das Hochland.

Am Tag nach unserer Ankunft in Garetschwodsk, d. h. am 8 Julius, machten wir dem General unsere Aufwartung, der uns sagte, daß er noch denselben Tag die Reise in's Hochgebirg antrete, und daß eine Abtheilung Infanterie sich bereits nach der Malka-Brücke begeben habe, wo sie uns erwarte. Obgleich noch ermüdet von den Beschwerden des langen Weges, trafen wir in aller Eile unsere Anstalten und brachen Nachmittags 4 Uhr nach den

*) Im vorigen Sommer hat der russische Kaiser die Gründung einer Stadt am Fuße des Beschtav genehmigt. Da dieser Berg in den alten russischen Chroniken Piatigora heißt, so ist die neue Stadt Piatigorsk getauft worden. Die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden der Provinz des Kaukasus, mit Ausnahme der geistlichen Gerichte, sollen darin ihren Siz bekommen.

Ufern der fünfzehn Werste entfernten Zolca auf, wo wir die Nacht zuzubringen beabsichtigten.

Ehe ich jedoch den Bericht unserer Wanderungen beginne, dürfte es zweckmäßig seyn, zuvor einen Blick auf das Land zu werfen, das wir zu durchwandern hatten und auf die Menschen, die uns umgaben. Ein 8 bis 9000 Fuß über den Ocean allmälig emporsteigendes Hochland, zerrissen nach allen Richtungen durch tiefe und enge Thäler, mit unermeßlichen Waideplätzen auf den Höhen, wirklichen Steppen, wo man weder Baum noch Menschenwohnung sieht, voll von Schluchten und Abgründen, welche an den Seiten mit Gestrüpp bewachsen sind, und unten von kleinen Waldbächen durchrauscht werden, die von Fels zu Fels stürzen — Dieß ist die gänzlich aus horizontalgeschichtetem Kalk- und Sandgestein gebildete erste Kaukasuskette. Keiner dieser Berge erhebt sich zur Region des ewigen Schnees; doch erblickt man da und dort in den Klüften und unter dem Schatten der höhern Spitzen Schneelager, welche den größern Theil des Sommers der Wirkung der Sonnenstrahlen widerstehen. Diese Berge haben insgesammt die Form der Hochebene; auf den höchsten Punkten breiten sich weite Triften aus, und da der Schnee nicht vor Mitte des Sommers schmilzt, so findet man daselbst noch eine frische Vegetation, wenn längst in den Thalgründen Alles erstorben ist; dahin führen die Tscherkessen im Monat Julius ihre Pferde und Schafe, um sie gegen Hitze und Insekten zu schützen.

Man sieht, daß diese Gebirge den Alpen von Tirol und der Schweiz nicht gleichen. In der Schweiz sind die Kalkgebirge oft mit ewigem Schnee bedeckt, und erheben sich meist in spitzen Nadelformen, und wenn es hoch droben noch Triften von einiger Ausdehnung giebt, so nehmen diese doch nie die höchsten Punkte ein; eben so wäre es in den Alpen rein unmöglich über die Gipfel zu reisen, sondern man muß dem Lauf der Thäler folgen, statt daß im Kaukasus gerade die Thäler es sind, die wegen ihrer geringen Breite, ihrer Abgründe, ihrer ungestümen Bergwasser die größten Schwierigkeiten darbieten.

Die ältesten Theile des Sandgesteins, woraus die oberste Region der ersten Kette so wie die ihr nächst gelegene Partie der Zentralkette zusammengesetzt ist, ruhen auf einem sehr groben quarzichten Conglomerat, welches seinerseits eine Unterlage von Thonschiefer hat. Diese Sandsteinformation zerklüftet sich in sehr jähe Abstürze gegen die Zentralkette, von der sie durch tiefe Thäler geschieden wird. Ihre horizontale Schichtung, ihr regelmäßiges Abwechseln mit Kalkgestein, endlich die Konchylien, welche sie einschließt, beweisen hinreichend, daß sie ihr Daseyn dem Wasser verdankt. Aber so wie man sich dem Thonschieferboden nähert, gestaltet das Gebirg sich anders; steile Trachytfelsen entspringen so zu sagen aus den Spalten des Thonschiefers, und erheben sich rasch zu einer Höhe von 12,000 Fuß über das Meer, mit Nadeln und Gipfeln, die mit kleinen Lagern von ewigem Schnee übersät sind; diese Trachyten bilden die Zentralkette, und namentlich den Elbrus. Diese Trachyt-Porphyre tragen unbezweifelbare Spuren vulkanischen Ursprungs, und es kamen mir deren zu Gesicht, die echte Laven waren; sie sind beinahe von aller Vegetation entblößt; kaum sieht man dismeilen zwischen ihren Trümmern einige Alpenpflanzen hervortreiben; selbst in den Thälern, wo es allerdings Rasengründe und verkrüppelte Bäume giebt, ist das Klima so rauh, daß, als wir mitten im Julius dahin gelangten, die Vegetation sich kaum zu entwickeln anfing, und folglich der Schnee nicht lange vorher erst geschmolzen seyn mußte.

Durch die Zentralkette des Kaukasus Lebensmittel und andere Vorräthe zu transportiren, wozu man eine zahlreiche Bedeckung braucht, ohne welche man nicht reisen kann, hält unendlich schwer. Schmale Fußpfade, zum ersten Mal gebahnt durch unsere Pferde, führten uns oft auf tausenderlei Krümmungen den beinahe senkrechten Abhang eines Bergs hinan, dessen Gipfel in Wolken hing, während sein Fuß von einem wilden Waldbach bespült wurde. Man kann sich wohl vorstellen, daß Wägen hier nicht fortkommen; selbst die Kamele, welche unsere Zelte trugen, vermochten uns nicht zu folgen und es blieb uns keine Wahl als den größten Theil unserer Bedürfnisse und unserer Kanonen zurückzulassen. Der Mangel an Fütterung, manchmal sogar an Brennholz, war nicht das unbedeutendste unserer Uebel; man mußte es immer weit herbeiholen und nicht selten auf noch gefährlichern Steigen als die, welche wir passirt hatten.

(Schluß folgt.)

Ueber die Hülfsmittel der türkischen und russischen Marine.

(Schluß.)

Ich besichtigte auch den nahe liegenden Hafen von Balaclava. Es ist ein schönes Becken, von Hügeln ringsum geschützt, mit gutem Ankergrunde und tiefem Wasser. Die Einfahrt ist eng, aber dennoch ist der Hafen nicht schwierig zu passiren: er würde wenigstens zwölf Linienschiffe fassen. Dieser Hafen ist verboten, auf den Grund, daß hier im J. 1811 die Pest solle eingeführt worden seyn. Es ist jedoch weit wahrscheinlicher, daß die Entstehung der Pest durch die Nachlässigkeit der Bewohner verschuldet wurde, die es versäumten, die Massen von Unkraut zu entfernen, die rings um den Hafen sich angehäuft hatten.

Cherson, an der Mündung des Dnieprs, war früher von der Regierung als ein besonders wichtiger Hafenplatz behandelt worden, trotz seiner höchst ungesunden und unzweckmäßigen Lage, und ob ihm gleich die Natur Alles versagt zu haben schien. Nachdem Millionen verschwendet und unbegreiflich unzweckmäßige Maßregeln getroffen worden, erschien der Befehl, die Admiralität nach Nikolajew zu verlegen und den Schiffen den Hafen von Odessa anzuweisen. So sank Cherson wieder in seine Nichtigkeit herab. Die Regierung hat an diesem Orte nur noch ein kleines Schiffswerft. Während meiner Anwesenheit war man damit beschäftigt, eine englische Patentmaschine zur Verfertigung von Tauen in Gang zu bringen; es wurde an einem Linienschiffe und an einer Fregatte gebaut. So wenig ist der Platz zum Schiffsbau geeignet, daß die Schiffe, damit sie den Strom gewinnen, durch Kamele nach Kilbewrin geschafft werden müssen, bei welchem Transport sie denn gewöhnlich Schaden leiden.

Alle Verkehrtheit und alle Thorheit scheint sich jedoch darin vereinigt zu haben, daß man Nikolajew an der Mündung des Bugs und des Ingonls zu einer Seestation wählte. Selbst die geringste Art von Schiffsbedarf ist man aus unermeßlicher Ferne herbeizuführen genöthigt. Das Bauholz, welches den Dniepr herabgeflößt wird, muß wieder gegen den reißenden Strom des Bugs aufwärts geschafft werden; und bei dem Zusammenflusse des Bugs und des Ingonls ist eine Sandbank mit nur einem Faden Wasser, wo man Kamele braucht, um den Schiffen hinüber zu helfen. Die Thorheit ist um so größer, da die Mündung des Dnieprs unterhalb Glouboca jedes natürliche Erforderniß für eine Kriegs- oder Handelsmarine in ganz vorzüglicher Weise darbietet. Das Arsenal in Nikolajew ist klein, und ich fand nur ein einziges Schiff von 74 Kanonen auf dem Stapel. Oberbefehlshaber war damals Admiral Greigh. Die gewöhnliche Ausgabe in Friedenszeit für die Flotte auf dem schwarzen Meere beträgt 50 Millionen Rubel; davon kann man 40 Millionen als weggeworfen betrachten und den Verlust, welcher durch das ganze System dem Privatinteresse zugefügt wird, darf man auf zehn Mal so Viel anschlagen.

Der nächste russische Hafen ist Odessa, an dem jede Theorie oder jede Laune der russischen Regierung sich versucht hat. Durch die Erhebung zu einem Freihafen wurde eine sehr große Anzahl unternehmender und wohlhabender Männer dahin gezogen; später wurde jedoch dieser Freihafen mit Verletzung alles guten Glaubens mehrfachen Beschränkungen unterworfen, welche höchst verderblich für den Wohlstand und demüthigend für die Bewohner waren. Die Stadt wurde 1778 gebaut, und im J. 1793 hatte sie eine Bevölkerung von 8000 Seelen. Sie hat sich seitdem außerordentlich gehoben. In diesem kleinen Neste, von einigen Krämern bewohnt, sah die Regierung den Embryo einer Stadt und ließ ein Opernhaus, ein prachtvolles Polizeigebäude, eine große Kathedrale erbauen, öffentliche Gärten anlegen rc. rc. Man hätte keine schlimmere Stelle für einen Handelsplatz auswählen können. Odessa hat keinen Fluß; es fehlt an Brennmaterial und an Wasser; die Umgegend ist höchst unfruchtbar; sie ist der Dürre und den Orkanen ausgesetzt; und vom November bis zum März macht das Klima allen Handel stocken. Die Regierung hat 200,000 Rubel auf einen Agrikulturverein verwendet ohne den geringsten Erfolg. Die Stapelwaare für die Ausfuhr ist Korn; und weil kein Fluß da ist, muß diese schwer wiegende Waare, die so großen Umfang einnimmt, auf der Axe auf dem weiten Wege aus Polen herbeigeschafft werden.

Nach dem Lauf der Flüsse sollte die Ausfuhr der russischen Produkte südwärts erfolgen. Drei Ströme, der Dniepr, der Ingoul und der Bug, münden bei Gloubock in das schwarze Meer, welcher Ort für den Handel alle erdenkbaren Vortheile gewährt. Ein Zehntheil der auf Cherson, Nikolajew und Odessa verschwendeten Summen würde Gloubock zur größten Stadt und zum schönsten Hafen von Südrußland gemacht haben. Alle russischen Kriegsschiffe müssen vom 21 September an in den Häfen bleiben, eine Thorheit, welche die Türken mit vollem Rechte lächerlich finden. Der Glaube, daß die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere so gar gefährlich sey, beruht auf bloßer Einbildung. Der russische Hafen von Kilia beherrscht vollständig die Mündung der Donau; die Felsen, Untiefen und Inseln auf der anderen Seite zwingen die Schiffe, unter den Kanonen dieses Orts zu passiren.

Als ich in den Jahren 1823 und 1824 die russischen Häfen besuchte und die Küste von Taganrog bis Ismail in Augenschein nahm, fand ich die Seemacht der Russen doppelt so stark als die türkische; ihre Schiffe waren tüchtiger für die See; die Ausrüstung vollständiger, und die ganze Organisation mit wenigen Ausnahmen vorzüglicher. Sie hatten einige tapfere und geschickte englische Offiziere, namentlich den Admiral Greigh. Ich betrachtete daher die türkische Seemacht als vernichtet, und die russische im Vergleich zu ihr als allmächtig. Dennoch hat im letzten Kriege die russische Seemacht Nichts unternommen als den Angriff auf Anapa; und das einzige Seetreffen, das vorfiel, hat mit der Wegnahme einer russischen Fregatte durch die Türken geendigt.

Vermischte Nachrichten.

Schon von mehreren Engländern sind bekanntlich Vorschläge und Versuche gemacht worden, eine Verbindung zwischen Indien und Egypten durch Dampfschifffahrt herzustellen. Hr. Weghorn, der die Reise von Indien nach England auf diesem Wege machte, versicherte, daß man mittelst Dampfschiffen Bombay über Egypten und das rothe Meer in fünf und vierzig Tagen erreichen könne. In Indien selbst schenkte man diesen Planen großen Beifall. Der gegenwärtige Gouverneur-General, Lord William Bentink, und der Gouverneur von Bombay, Sir John Malcolm, sicherten ihm beide ihre Unterstützung zu, und Weghorn hat bereits der Regierung und der ostindischen Kompagnie Vorschläge in Betreff einer neuen Art der Ausführung dieses Projektes eingereicht. — Ein anderer Engländer, Hr. James Taylor, der seine Zeit und sein Vermögen demselben Unternehmen geopfert hatte, verließ vor anderthalb Jahren England, und ging gleichfalls über Egypten und das rothe Meer nach Bombay, das er, nachdem er sowohl hier als in Ceylan die bestimmtesten Zusicherungen und Ermunterungen erhalten hatte, im Mai verließ, um nach England zurückzukehren und seinen Plan in's Werk zu setzen. Er nahm seinen Weg über Bagdad nach Aleppo in Gesellschaft der HH. Bowater, Aspinall, Elliott, Stubb und Kapitän Cockell, zweier Offiziere der indischen Armee. Hr. Taylor wollte von Aleppo nach England gehen, um seine Plane und Aufnahmen, die er über die Dampfschifffahrt auf dem Euphrat und Tigris gemacht, dahin zu bringen, Hr. Bowater sollte indeß während seiner Abwesenheit weitere Beobachtungen über diese Flüsse anstellen. Die ganze Reisegesellschaft kam glücklich nach Mosul, wo sie auf Anrathen des Paschas einige Tage verweilte, um eine große Karawane zu erwarten, der sie sich unter Bedeckung einer Sicherheitswache anschlossen. Am 15 August um Mitternacht wurde die Karawane in der Ebene von Sindschar von zwei zahlreichen Horden Araber angefallen, und da Widerstand nicht möglich schien, flüchtete sich die Karawane nach Mosul zurück. Erst am Morgen bemerkte man, daß Taylor, Bowater, Aspinall und ein maltesischer Diener fehlten. Taylor's Pferd kam im Laufe des Tages mit seinem ganzen Gepäcke und einigen seiner Papiere an. Man sendete nach allen Richtungen hin Boten aus, konnte aber keine Spur mehr von den unglücklichen Reisenden finden. Man fürchtet nicht ohne Grund, daß Taylor und seine Gefährten um's Leben gekommen sind.

•

Die russische akademische Zeitschrift giebt eine Uebersicht der im Laufe von acht Jahren vorgekommenen unvorhergesehenen Sterbefälle und anderer Ereignisse in Rußland. Nach dieser zählte man von erstern im Jahre 1823 14,231 Fälle; im J. 1824 14,898; im J. 1825 15,559; im J. 1826 14,990; im J. 1827 17,227; im J. 1828 19,175; im J. 1829 21,259 (darunter an Pest und andern ansteckenden Krankheiten 1927); im J. 1830 19,132 (die Cholerakranken sind unter dieser Zahl nicht angegeben). — Unter diesen Sterbefällen zählte man Selbstmorde: 986 im J. 1823, 1069 im J. 1824, 1086 im J. 1825, 968 im J. 1826, 1176 im J. 1827, 1245 im J. 1828, 1285 im J. 1829 und 1141 im J. 1830. — Mordthaten wurden begangen im J. 1823 1099, im J. 1824 1287, im J. 1825 1110, im J. 1826 1095, im J. 1827 1228, im J. 1828 1250, im J. 1829 1180, im J. 1830 1080. — Raub und Plünderungen zählte man im J. 1823 110; im J. 1824 193; im J. 1825 154; im J. 1826 107; im J. 1827 189; im J. 1828 124; im J. 1829 121; im J. 1830 117. — Die polizeilichen Maßregeln gegen Viehseuchen scheinen noch sehr unzureichend zu seyn. Die Zahl der gefallenen Thiere ist erstaunlich groß. Im Jahre 1823 zählte man gefallene Pferde 19,282, Rindvieh 22,387 Stück; im J. 1824 10,580 Pferde, 25,881 Stück Hornvieh; im J. 1825 84,092 Pferde und 219,827 Stück Hornvieh; im J. 1826 13,797 Pferde und 54,168 St. Hornvieh; im J. 1827 10,706 Pferde und 59,586 St. Hornvieh; im J. 1828 1444 Pferde und 28,185 St. Hornvieh; im Jahre 1829 38,208 Pferde und 64,002 St. Hornvieh; im J. 1830 15,509 Pferde und 30,058 St. Hornvieh: also in acht Jahren die ungeheure Summe von 195,576 Pferden und 485,654 St. Hornvieh. Schafe fielen im Verlauf dieser acht Jahre 645,598, im J. 1825 allein 609,848.

•

Eine aus den HH. Morawski, L. Chodzko und A. Grzymala bestehende Deputation überbrachte dem General Lafayette das Diplom und die Uniform des ersten Grenadiers der polnischen Nationalgarde. Lafayette erwiederte folgende Worte des Dankes: „Theure Gefährten! Unter allen Zeichen des Vertrauens, womit mich mehrere Freunde der Freiheit aus verschiedenen Nationen beehrt haben, war mir noch keines schmeichelhafter, keines hat mich so gerührt, als der angebotene Titel eines Gardisten der polnischen Nation. Um mir den Werth dieser Auszeichnung zu erhöhen, wäre es hinlänglich, mich Eures alten und sich noch immerwährend erneuernden Ruhmes, Eures herrlichen Vaterlandes, meiner innigen Dankbarkeit für Euer in Frankreichs Schlachten rühmlichst vergossenes Blut zu erinnern. Die Wunderthaten aber Eures Patriotismus und Eurer Aufopferung, welche während Eurer jetzigen Revolution das Staunen und die Dankbarkeit der Welt erregen, welche alle edle Herzen und besonders die der Franzosen tief durchdringen, verleihen diesem Ehrentitel eine neue Herrlichkeit und lassen mich dessen ganzen Werth tief fühlen; nicht daß ich mich würdig fühlte, Euer erster Grenadier zu seyn; denn Dieß käme rechtmäßig Denen zu, die, glücklicher als ich, ihr Blut auf Euren Gefilden vergießen können, sondern ich rechne es mir zur hohen Ehre und zum Glücke, daß ich mich durch diesen Ehrennamen Euren und ihren Gefährten nennen kann.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 118. 28 April 1831.

Einiges über die von Sr. Durchlaucht dem Hrn. Herzoge August von Leuchtenberg aus Brasilien zurückgebrachte, in Eichstädt aufgestellte Naturaliensammlung.

(Schluß.)

Lebend enthält die Sammlung einige Agutis, die schon mehrere Male geworfen haben, so wie die beiden Gattungen der Nabel- oder Bisamschweine, nämlich die kleinere Gattung, das Kaytetu, oder Táytetu (Dicotyles torquatus) und das Tagnicati, den Porco de queirada branca, oder Porco do mato verdadeiro der die Ostküste Brasiliens bewohnenden Portugiesen (Dicotyles labiatus), dadurch, wie bekannt, von den eigentlichen Schweinen unterschieden, daß sie an den Hinterfüßen nur drei Klauen, ein großes Drüsenloch auf der Kreuzgegend, und abwärts gerichtete Stoßzähne haben, so daß sie damit bei ihrer Vertheidigung nicht stoßen, sondern beißen. Beide Thiere sind ziemlich zahm, und ihr Wärter kann mit ihnen umgehen, wie er will. Dicotyles labiatus scheint wilder zu seyn als das Táytetu; es begattete sich mit Erfolg mit einem eben beigesellten chinesischen Eber, und dürfte in Kürze werfen. Begierig bin ich zu sehen, was sich durch diese Vermischung Besonderes mit dem Rückendrüsenloche, mit den Zähnen und Hinterfüßen des ankommenden Bastardes zugetragen hat! —

Endlich will ich von den vielen übrigen unberührt gelassenen Säugethieren nur noch eines vollständigen zwölfgürteligen Armadills, so wie einer wahrscheinlich neuen Gattung der Sippe Myrmidon und Didelphys gedenken.

Ausgezeichnet in jeder Beziehung ist die Sammlung der Vögel. Es ist kein Erdtheil der in der üppigen — ich möchte sagen — verschwenderischen Farbenpracht seiner gefiederten Thierwelt Brasilien gleichgestellt werden könnte. Ich kenne wohl den sammetschwarzen Edolius puella Java's mit dem himmelblauen Federschmelze auf dem Rücken, seinen Pfau, der in stolzer Pracht im Strahle der Morgensonne auf dem Blumengarten kolossaler Bäume des Bergwaldes die blitzenden Spiegel seines mächtigen Federschleiers entfaltet, den stolzen Argus mit den himmelblauen Augen zwischen dem zahllosen Heere weißer Sternchen auf den purpurbraunen Federn; ich habe den Scharlach und das Gold der Fasanen Japans, den Karmin und die der Seide gleichen wallenden Federwedel der Paradiesvögel Neuguinea's angestaunt, und es schimmert mir noch immer vor den Augen das goldene Vlies des Philedon regeus aus Neuholland, der blendende Amethyst des Turdus (Lamprotornis) leucogaster, so wie das Federmetall der Nectarinien aus dem brennenden Afrika; allein alle diese Schönheiten, wie vereinzelt erscheinen sie nicht im Verhältniß zur großen, prunkenden Schaar des Luftvolkes in Brasilien? Soll ich erinnern an die Nectarinia cyanea dieses Thiergartens, die von der Spitze eines mächtigen Baumes herab, von des reinsten Aethers Blau ununterscheidbar, ihr Liebchen wirbelt? An das große Heer dieses Zwergvolkes der Vögel, die vor den Kelchen in Farbenpracht schwelgender Blumen ihre lodernde Kopfflamme (Trochilus cornutus), ihre glühende Kehle (Trochilus rubineus amethystinus) hinneigen, als wollten sie mit diesem Feuer die Blume versengen, die es wagte mit ihnen um den goldenen Apfel zu streiten? Soll ich mahnen an diese Tukanen mit der Saffrankehle, an diese blutrothen, lasur- oder hyazinthblauen, oder an diese lebhaft wiesengrünen Papagaien, an die rosenrothen Löffelreihee, an den in Scharlach gehüllten Ibis? Selbst da, wo das Dunkel der Nacht herrscht, in jenen undurchdringlichen Wildnissen der Urwälder wird das Auge des Wanderers von der Farbenschönheit der Vögel oft urplötzlich überrascht. Denn Wer staunte nicht beim Anblick des Erzschimmers der Surucuen und Jacamaren, beim zarten oder lebhaften Roth oder Geld des Unterleibes jener, bei diesem Stahlglanze des Cephalopterus ornatus, bei dieser himmelblauen, goldgelben, carmin- oder purpurrothen Krone dieser kleinen Manakins, oder wenn aus der dunkeln Felsenschlucht einer Flamme gleich in seiner Färbung und Bewegung der Felsenhahn (Pipra rupicola) hervorschießt?

Doch kehre ich zur Sammlung der Vögel zurück; sie enthält vieles Neue. Unter den Raubvögeln befindet sich ein ausgewachsener Königsgeier (Sarcoramphus), welchen der Hr. Herzog lebend besaß. Obgleich stark, unterlag er doch bald einer flügellahm geschossenen Fregattscharbe (Tachypetes aquilus), welche in seine Nähe gebracht worden war. Ganz vorzüglich interessirte mich eine neue Vogelsippe, welche in Südamerika die dort fehlende Sippe Colaris (Cuv.) zu repräsentiren scheint. Der Vogel ist von der Große einer Amsel, einfärbig schwarz mit Ausnahme eines großen goldgelben Fleckens auf den Schwungfedern, und des rothen Schnabels. Diese Sippe nannte der Hr. Herzog Corapdos (Κόραφος, ein gewisser Vogel bei Hesychius und Varinus), die Gattung: C. chrysopterus. Kaum kann man sich von dem Anblicke des bunten Heeres der hier in großer Anzahl befindlichen Kolibris trennen! So funkelt kein Schmuck

eines orientalischen Fürsten, als diese lieblichen Vögel, mag auch an den leblosen Steinen des Menschen kunstvolle Hand einen Schliff versucht haben, der in hundertfältigen Prismen der Iris Farben bricht! Was hier die Natur ohne menschliches Hinzuthun Prächtiges und Wunderbares gewährt, sie erringt dadurch den Vögeln mit vielen Insekten den Triumph vor allen andern Thieren des Erdballs! An sie — diese kleinen schimmernden Wesen — das Andenken werther Personen zu knüpfen, scheint mir besonders passend zu seyn, und mit Vergnügen vernahm ich die Benennungen neuer Gattungen, womit der Hr. Herzog die fortwährende Erinnerung an Glieder seiner Familie zu feiern gedachte. Weder Pinsel noch Feder sind hinreichend das wie aus den allerreinsten geschliffenen Granaten zusammengesetzte, von Gold gleichsam überhauchte Kleid des Trochilus Amaliä darzustellen! An ihn reihen sich Trochilus Theodoliadä von ungewöhnlicher Schönheit und zierlicher Gestalt, und der kleine Trochilus Maximiliani, die Farbe der Heiterkeit in ihrer ungetrübtesten Reinheit auf dem Herzen tragend. Den Namen des Kaisers von Brasilien führt eine auf Sammetgrunde königsblau bezeichnete Merle (Euphone.) Blendend ist die Reihe der Gattungen aus dieser Sippe. In kurzer Entfernung von dem Schranke der Kolibris stehen die groß- und buntschnäbligen Tucanen und Aracaris. Die Zoologen kannten bisher keine Gattung von den letztern, welche mit der bis jetzt noch unbeschriebenen, bei Para erlegten, in dieser Sammlung befindlichen in Bezug auf ihre bizarre Federstruktur verglichen werden konnte. Unstreitig ist sie eben dadurch die merkwürdigste unter ihren Geschlechtsverwandten. Der schlanke Vogel ist von der Gestalt des Pteroglossus Aracari, oben grün, unten goldgelb, im Nacken purpurn, und über die Brust hin zieht sich ein scharlachrothes Band. Auf dem Scheitel erhebt sich eine flache, schwarze, glänzende, aus wellenförmig gebogenen Federn bestehende Krone. Diese Federn sind aber nur durch ihre Wurzel und Einpflanzung Federn, denn außerdem erscheinen sie eigentlich wie polirte, gleichsam aus Fischbein bestehende, und wie von solchem abgehobelte kurze Spänchen. Eine etwas ähnliche Federstruktur kommt meines Wissens nur am Anastomus lamelligerus aus dem Kaffernlande wieder vor. Der Schnabel dieses Aracari, welchen ich Pteroglossus Beauharnaisii nannte, ist röthlich, an der Spitze gelb, in der Mitte grün. Auffallend ist's, daß ein so ausgezeichneter Vogel den Nachforschungen der Zoologen so lange entgehen konnte, denn er ist vielleicht nicht seltener als seine übrigen Geschlechtsverwandten, indem ich an einigen von den Brasilianern verfertigten Armbändern der herzoglichen ethnographischen Sammlung auch diese beschriebenen Kopffedern des Pteroglossus Beauharnaisii wahrgenommen habe.

Von dem äußerst seltenen Trogon pavoninus, den bis jetzt nur das münchener Museum und ein Privatmann in London besaß, sind hier vier ganz reine Stücke vorhanden. Von Opchypuchus flammiceps, von Phibalura flavirostris u. s. w. brachte der Herzog mehr als ein Dutzend Stücke zurück. Ich würde die vorgesteckten Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten, wollte ich Mehr noch von diesem Theile der Sammlung anführen, die jedenfalls den größern Theil der bis jetzt bekannt gewordenen Vögel aus Brasilien einschließt, und die sich sämmtlich durch ihre Reinheit, gute Erhaltung, so wie durch ihre naturgemäße künstliche Aufstellung auszeichnen. Nur Das will ich noch bemerken, daß sich unter den vielen lebenden brasilianischen Vögeln auch der amerikanische Strauß (Rhea americana) befindet, welcher den Tag über im Hofgarten umherläuft, mithin unser Klima auszuhalten scheint. In seiner Körperhaltung und in seinen Manieren stimmt er, so Viel ich an diesem einzigen Exemplare sehen konnte, mit dem afrikanischen gänzlich überein. Von diesem merkwürdigen, durch den Hrn. Herzog meines Wissens zum ersten Male nach Europa gebrachten Vogel verdankt Se. Durchlaucht das pariser Museum, wie bekannt, zwei lebende Exemplare.

Die Sammlung der Amphibien enthält mehrere Merkwürdigkeiten. Vorzüglich zeichnet sich unter ihnen der Surucucu (Lachesis rhombeata) aus, in Brasilien nach der Klapperschlange das gefürchtet'ste Amphibium. Das im Weingeist aufbewahrte, noch wie im Leben gefärbte Exemplar hat eine Länge von etwa 12 — 13′ und der eine ihrer hervorstehenden Giftzähne mag in seiner Krümmung zwei Zoll lang seyn. Wahrlich! dieser Ausdruck von Verworfenheit im Gesichte dieses Giftthieres könnte dem Plastiker zum Vorbilde dienen, wenn er im Sinne trüge, den Meißel zum Kopfe einer Lachesis oder Alecto zu schärfen! — Die sogenannten Korallennattern (Elapso) prangen jetzt noch im Weingeiste mit ihren unvergleichlich schönen zinnoberrothen und schwarzen Gürteln. Auch eine interessante neue Echsensippe, deren Gattung fußlos ist, habe ich hier beobachtet. Zwei lebende Krokodile (Iacarés, Champsa sclerops) sind für die herzogliche Sammlung auf dem Wege.

Was die Insekten betrifft, so bilden diese unstreitig einen der ausgezeichnet'sten Theile des Kabinetes. Ihre Anzahl ist in dem Grade groß, als ihre Erhaltung vortrefflich. Mit Gewalt muß man sich endlich von diesen wunderlichen Formen der Käfer, Vier- und Zweiflügler u. s. f., und von diesen glänzenden Gefährten der Blumen, den Schmetterlingen, trennen. Es läßt sich im Augenblicke nicht bestimmen, was in dieser großen Anzahl von Insekten noch neu seyn mag, aber so Viel ist gewiß, daß viel dem Entomologen noch gänzlich Fremdes unter ihnen sich befindet. In der Eile, in welcher ich diese Sammlung durchsah, konnte ich noch weniger das Einzelne erfassen, aber unvergeßlich bleibt mir unter dem vielen wunderbar Schönen der Eindruck, welchen auf mich ein Rüsselkäfer von der Größe einer kleinen welschen Nuß machte, dessen schwarze Flügeldecken wie von zu Pulver zerstoßenen Saphiren und von Goldstaub überschüttet erscheinen. *) Ich bin der festen Ueber-

*) Wie sorgfältig die Insekten Brasiliens von den Entomologen beobachtet worden sind, ist bekannt. Aber unerschöpflich daran ist dieses Land, und immer noch spendet es ihnen Unerwarteres. So wird bei ihnen eine neue Käfersippe von daher, welche mir Se. Durchlaucht der Prinz Maximilian zu Wied zur Bestimmung und Beschreibung zusandte, das lebhafteste Interesse, ja Erstaunen erregen, denn sie dürfte von allen übrigen die merkwürdigste seyn. Der Käfer dieser neuen Sippe ist gegen drei Zoll lang, und hat auf den ersten Blick große Aehnlichkeit mit einer Maulwurfsgrille. Der Kopf ist, wie bei diesem Insekte, abwärts gebogen, und hat zwei starke, gerade abwärts gerichtete, außen mit einem großen Zahne versehene Kiefer. Die Antennen sind perlschnurförmig und stehen wie bei Blaps. Der einförmige Thorax hat die Länge des Rumpfes und wird von diesem durch eine starke Einschnürung getrennt, so daß der eigentliche Körper in zwei gleiche Hälften zerfällt. Der Rumpf hat mit den Flügeldecken eine etwas pira-

zeugung, daß dieses so reiche Kabinet, welches bereits auch seltene europäische Thiere einschließt, bei dem brennenden Eifer Sr. Durchlaucht des Hrn. Herzogs für die Wissenschaft in Bälde zu einer solchen Größe gelange, daß sich die fernen Naturforscher gezwungen sehen werden, es wie die bereits bestehenden großen Anstalten dieser Art zu besuchen, und daß so daraus Nutzen der Wissenschaft erwachse, in deren Archiv die Geschichte den Namen „August Leuchtenberg" neben die Namen anderer um die Beförderung der Naturgeschichte hochverdienter Fürsten mit unauslöschlichen Buchstaben eintragen wird.

Wagler.

---

midenförmige Gestalt, indem er hinten zugespitzt, dabei aber abwärts gezogen ist. Die Flügeldecken sind mit einander verwachsen, und das hintere Fußpaar ist wie bei Sagra gebildet. In keiner der bis jetzt bekannten Familien unter den Käfern läßt sich dieser einreihen, und ich sah mich daher genöthiget für ihn die eigene: „Xenomorphae" zu errichten. Die Sippe nenne ich „Mesoclastus" ihre Species „Maximiliani." Diese ist einfärbig dunkel kastanienbraun.

Fragmente aus dem polnischen Freiheitskampfe.

Man hat sich von Seite Rußlands bemüht, die Meinung verbreiten zu lassen, Polen sey noch nicht zur Freiheit reif, und werde aus der russischen Herrschaft nur unter den oligarchischen Despotismus des polnischen Adels zurücksinken, da das Landvolk dort noch immer in Leibeigenschaft schmachte, und deßhalb gleichgültig gegen die neueste Revolution sey. Selbst deutsche Schriftsteller haben sich nicht geschämt, ihre feilen Federn zur Erhebung dieser Ansicht in Bewegung zu setzen; wiewohl die hochherzige Begeisterung, mit der alle Stände die Waffen gegen ihre Unterdrücker ergriffen, mit der das polnische Heer, das denn doch aus nichts Anderm als aus den Söhnen jenes leibeigenen Bauernvolkes besteht, und namentlich die Sensenträger, gegen die Truppen des nordischen Autokraten gefochten, jene Kantschu-Apologie hinlänglich Lügen gestraft hat. Auch die neuesten Schritte des Reichstages beweisen, daß der polnische Adel allzu weit auf der Bahn der Civilisation fortgeschritten ist, als daß er noch die längst mit Abscheu betrachtete Knechtschaft seiner Unterthanen aufrecht erhalten zu wollen im Sinne haben könnte. Bereits ist des Landtagsmarschalls, Wladislaus Ostrowsky, edelmüthiges Beispiel, dem Landvolke die Freiheit zu geben, in diesen Blättern (Nr. 103) erwähnt worden. Die Rede des Landboten Konstantin Swidzinsky, bei Einbringung des Gesetzentwurfes über die Vertheilung von Grundstücken als Erbeigenthum unter das Landvolk, wird über die Absichten des polnischen Adels keinen weitern Zweifel lassen.

„Nach einer langen Zeit," sagte der Redner, „während der Ihre Aufmerksamkeit nur momentanen Bedürfnissen zugewandt war, wird heute ein Gegenstand der allgemeinen Gesetzgebung, ein längst gewünschter, die Verbesserung der Verhältnisse des polnischen Landvolkes bezweckender Gesetzentwurf Ihrer Prüfung vorgelegt. Wer sieht nicht ein, daß der Zustand des Landmannes, der, ungeachtet der ihm seit fünf und zwanzig Jahren gewährten Freiheit, ungeachtet des fünfzehnjährigen Friedens, sich nicht gebessert hat, die einzige Ursache ist, die das Gedeihen dieses Landes erschwerte, und dasselbe nicht die gleiche Stufe mit den civilisirtesten Ländern Europa's erreichen ließ! Aber fern ist von mir der Gedanke, die Schuld dieses elenden und hintangesetzten Zustandes der Bauern den Gutsbesitzern beizumessen, denen es unmöglich gemacht wurde, sie zu unterstützen. Die Schuld davon lastet auf dem den Ackerbau zu Grunde richtenden Besteuerungssysteme der vorigen Regierung. Bei den ungünstigsten Zeiten für den Getraidehandel und den tiefgesunkenen Preisen der Bodenerzeugnisse, wo alle möglichen Mittel hätten angewendet werden sollen, dem Landbaue Linderung zu verschaffen, lastete ausschließlich auf demselben der immerwährend vergrößerte Druck der Abgaben. Es war nicht genug, daß der Gutsbesitzer von dem Ertrage des Bodens die bedeutende Ofiara-Steuer, *) daß er außer dieser Abgabe von demselben Ertrage das Lieferungskontingent leistete; sondern überdieß wurde noch der Theil seines Ackers, der von ihm dem Bauer an die Stelle des Betriebskapitals zur Gewinnung der ohnehin schon so schwer belasteten Einkünfte verliehen worden war, als ein besonderes Eigenthum betrachtet und mit ungeheuern Abgaben belegt, wodurch diese Bauern in den äußersten Nothstand versetzt wurden. Aber noch mehr, diese Abgaben fielen einzig und allein auf den Landwirth; alle anderen ackerbautreibenden Klassen hingegen, wie die zur Miethe wohnenden Bauern (Komornik), die Tagelöhner und das Gesinde, wußten Nichts von der mindesten Abgabe. Auf diese Weise war das Verlassen der Wirthschaft hinreichend, um sich ungeheuern Steuern zu entziehen, als wenn die Regierung die rechtschaffene und produktive Thätigkeit hätte verfolgen, das müßige und unthätige Leben aber belohnen wollen. Dieß war die Ursache, daß eben so wohl der Gutsbesitzer wie der Bauer gänzlich verarmten. Der letztere konnte sich sogar aus dieser drückenden Lage befreien, indem er die Wirthschaft verließ und seinen kummervollen Stand mit dem sorgenfreiern des Taglöhners vertauschte, während der erstere, durch sein vermeintliches Eigenthum an den Boden gefesselt, unablässig mit der seine Kräfte übersteigenden Schwierigkeit zu kämpfen verurtheilt war, und, wenn ihn nicht eine außerordentliche Energie, Gewerbsthätigkeit oder Nebenhülfe rettete, das Erbtheil seiner Väter den Gläubigern überlassen mußte.

„Bei einem solchen System konnte weder der Ackerbau, noch der Ackerbauer empoekommen; aber mit dem Sturze der vorigen Regierung, mit der Einführung der Ersparnisse und der Entfesselung der Landwirthschaft von den sie lähmenden Ketten werden diese Hindernisse weichen, und die von uns zur Verbesserung der Bauernverhältnisse zu ergreifenden Maßregeln von einem günstigen Erfolge gekrönt werden. Das ungeachtet des Krieges und der dringenden Bedürfnisse des Vaterlandes bereits aufgehobene Lieferungskontingent ist ein großer, zum Frommen des Landmannes unternommener Schritt, und es bedarf Nichts, als diese Bahn weiter zu verfolgen.

„Der Gesetzentwurf, den die Nationalregierung im Einverständnisse mit den Kommissionen der Landbotenkammer Ihrer Prüfung unterwirft, bezweckt den Geist der Gewerbsthätigkeit in der gesammten ackerbautreibenden Bevölkerung zu beleben, und diese zum Austausche der Frohnen gegen Geldleistungen zu bewegen, obwohl dieses Projekt einzig und allein die Bauern auf den Nationalgütern zum Gegenstande hat. Der Entwurf beruht hauptsächlich auf zwei Bestimmungen, von denen die eine feierlich bekennt, daß der Bauer auf den Nationalgütern Eigenthümer des Bodens ist, den er besitzt, und die andere an die Stelle der bisher geleisteten Frohnen einen baaren Grundzins festsetzt.

„Diese beiden Mittel sind keineswegs eine neue Wohlthat, oder eine Gabe, sondern bloß eine Wiedereinsetzung des Landmannes in den Stand, in welchem er sich vor dem Erlasse des in Beziehung auf den Verkauf der Nationalgüter unrechtmäßigen Dekrets v. J. 1828 befunden hat. Sogar zu altpolnischen Zeiten wurde er, wie die Verordnung der Kronen-Referendaria vom Jahre 1781 bezeugt, von dieser landesväterlichen Behörde als Erbeigenthümer sowohl der Landwirthschaftsgebäude als auch des Gespannes und sogar des in Besitz genommenen Grundeigenthumes betrachtet. Jeder Bauer war berechtigt, dieses Eigenthum zu verkaufen. Niemand konnte ihn daraus verjagen; sogar der Bauer, welcher nicht gut wirthschaftete und keine Frohndienste leistete, durfte nicht aus seinem Besitze, wofern man ihn für denselben nicht entschädigte, verdrängt werden. Die späteren Regierungen, die preußische, österreichische, die des Herzogthums Warschau und des Königreiches haben diesen Grundsatz anerkannt. Der Kaiser Alexander ging noch weiter: er ließ überall an der Stelle der Frohnen die Höhe des Grundzinses bestimmen, und wenn die dazu entsendeten Beamten größere Kenntniß des Landes besessen und gemäßigtere Bedingungen gestellt hätten, so würden bereits alle Bauern auf den Staatsgütern, so wie bis jetzt nur die Hälfte von ihnen, des Genusses der Freiheit sich erfreuen. Alle erhielten indeß das Versprechen der Befreiung von dem Frohndienste, und den Pächtern wurde es zur Bedingung gemacht, auf diese Dienste gegen Abzug der dafür in Anrechnung gebrachten Summen zu verzichten. Aber diese wohlthätigen Gesinnungen für den Bauernstand dauerten nur so

---

*) Der 25ste Groschen.

lange, als der Kaiser seine freisinnigen Grundsätze in Betreff des ganzen Landes nicht änderte. Es verschwanden mit ihnen unsere Freiheiten, und mit der Rückkehr des Autokraten zu den Ansichten des Despotismus mußten auch die Hoffnungen des polnischen Landwirthes untergehen. Der anbefohlene Verkauf der Nationalgüter mit Uebergehung unveräußerlicher Rechte, und die den neuen Käufern gewährte Aussicht, den Bauer seines heiligsten Eigenthums zu berauben, war sogar ein von der frevelhaften Willkür den unrechtmäßigen Käufern hingeworfener Köder, da im Gegentheil die Minister voraussehen konnten, daß der hohe Kaufschilling und das schwankende Eigenthum den Käufer zurückschrecken würden.

„Doch die Revolution hat dieses satanische Werk zerstört. Nachdem nun aber Alle zum Genusse der ihnen entrissenen Rechte zurückgekehrt sind, soll bloß der Bauer, weil sich hier seine Stimme nicht erhebt, und er von seinen Vätern nur gelernt hat, das Land zu nähren und zu vertheidigen, in diesem Nationaltempel der Gerechtigkeit vergessen werden? Nein, indem Sie ihn in den Besitz des Bodens setzen, den er seit so vielen Jahrhunderten mit seinem Schweiße und Blute gedüngt, werden Sie einen gerechten, von Religion, Billigkeit und Menschlichkeit geforderten Akt vollziehen, den Segen des Himmels für die Sache unsers Vaterlandes rechtfertigen, sich würdig der Civilisation und Freiheit zeigen, für die wir kämpfen. Indem Sie den Landmann auf den Nationalgütern in den Stand des Eigenthümers erheben, werden Sie zugleich den Bauer auf den Privatgütern zur Nachahmung ermuntern, in ihm den Begriff des Eigenthums erwecken und den Sinn für Gewerbsfleiß und Arbeit stärken; die elende Lage eines Taglöhners wird er gegen die des freien Pächters vertauschen, und in demselben Verhältnisse muß der Wohlstand der Grundbesitzer steigen und sich veredeln.“

Vermischte Nachrichten.

In einem Berichte an den König über die Wiederherstellung der Bildsäule Napoleons auf der Vendomesäule sprach sich der Präsident des Ministerraths unter Anderm in Folgendem aus: „Die Säule des Vendomeplatzes, dieses Denkmal unsterblicher Siege, hat seit fünfzehn Jahren die Bildsäule verloren, die ihre Spitze zierte. Diese Verstümmelung dauert noch immer fort, und ist eine traurige Spur, die die Invasion der Fremden hinterlassen hat. Die Denkmäler sind wie die Geschichte, wie sie sind sie unverletzlich; sie müssen alle Nationalerinnerungen aufbewahren und nur unter den Streichen der Zeit fallen. Gewiß, die Geschichte wird nicht den Namen des großen Feldherrn vergessen, dessen Genie Frankreichs Legionen zum Siege führte; nicht den verständigen Fürsten, der durch Ordnung die Anarchie verdrängte; der dem Kultus seine Altäre und der Nation jenes unsterbliche Gesetzbuch hinterließ, das sie noch immer anerkennt, dessen Andenken aber gesegneter seyn würde, wenn sein Ruhm nicht auf Kosten der Freiheit des Vaterlandes erworben worden wäre.“ Auf diese Ansicht gestützt, trug Casimir Perier darauf an, die Bildsäule Napoleons wiederherzustellen, was auch der König bewilligte. Der 5 Mai war zur Aufrichtung dieser Statue bestimmt, was aber wohl nicht möglich werden wird, da dieselbe längst nicht mehr existirt. Sie war eines der Werke Chaudet's, des ersten Bildhauers der damaligen Zeit. In den ersten Tagen der Restauration wurde sie herabgenommen und blieb lange Zeit in den Werkstätten des Gießers Delaunay liegen, der zu ihrer Aufrichtung behülflich gewesen war. Sie hatte außer an den Füßen, die abgesägt wurden, um sie von dem Fußgestelle herabzunehmen, keine weitere Verstümmelung erlitten. Während der hundert Tage wurde sie in die Magazine der Regierung zurückgebracht. Bei der zweiten Restauration stritten sich einige Generale der Verbündeten um dieselbe, jeder wollte sie als eine Trophäe mit nach Hause nehmen. Man benutzte ihre Uneinigkeit, um sie keinem zu geben, und schnitt endlich alle ihre Anforderungen dadurch ab, daß man sie zum Gusse der Bildsäule Heinrichs IV einschmelzen ließ. Man müßte also jetzt eine neue Bildsäule verfertigen, oder eine nach dem Modell Chauder's gießen lassen. Es befremdete, daß man mit der Wiederherstellung der Säule nicht Lepere, der sie aufrichtete und noch lebt, beauftragt hat, sondern einen Andern. Es versteht sich wohl von selbst, daß mit Napoleons Bildsäule auch die Inschrift wiederhergestellt werden müßte, die auf einer Tafel über der Eingangspforte zu lesen war. Diese Inschrift war von dem Gelehrten Visconti in folgenden Worten abgefaßt:

NEAPOLIO. IMP. AUGUST.
MONUMENTUM. BELLI. GERMANICI.
ANNO. MDCCCV.
TRIMESTRI. Spatio. DUCTU. SUO. Hostibus. PROFLIGATIS.
EX. AERE. CAPTO.
GLORIAE. EXERCITUS. MAXIMI. DICAVIT.

Die Statue Napoleons war fast aus einem Gusse, und dieser sehr rein. Nur der linke Arm und ein Stück der Draperie wurden angefügt. Sie war zehn Fuß sechs Zoll mit Inbegriff des Fußgestelles hoch und wog 5112 Pfunde. Sie stellte Napoleon in Imperatoren-Tracht, mit einem einfachen Obergewande und einer Lorbeerkrone auf dem Haupte dar. Seine eine Hand stützte er auf das Schwert, das die Schicksale so vieler Reiche entschieden hatte; seine andere hielt eine Kugel, auf der eine geflügelte Victoria schwebte.

*

Aus offiziellen Quellen werden folgende Mittheilungen über die Bevölkerung und den Getraidebau der Provinz Bessarabien gegeben:

Im Jahre 1828 hatte Bessarabien, das in die Distrikte Orchei, Chassy, Chotim, Akjerman, Ismail und Bender abgetheilt ist, 409.110 Einwohner, von denen 217.684 männlichen und 191.426 weiblichen Geschlechtes waren. Diese Seelenzahl hatte sich im Jahre 1829 auf 412.422 vermehrt, wovon 217.721 dem männlichen und 194.708 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Diese Bevölkerung vertheilte sich auf die Städte:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.
Kischeneff mit der Vorstadt Bauczany	15.901	18.551
Beltzy	5.247	5.818
Chotim	5.865	5.864
Bender	5.744	5.406
Akjerman	10.700	12.576
Kilia	5.428	5.418
Ismail mit seinem Weichbilde	9.449	8.949
Reni	2.194	9.700

Die einzelnen Distrikte zählten:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.
Orchei	119.921	126.564
Chassy	76.650	76.400
Chotim	85.214	85.472
Akjerman	26.542	20.554
Ismail	—	6.454
Bender	50.609	56.825

Das auf den Feldbezirken der Städte ausgesäete Getraide war sehr unbedeutend und reichte keineswegs zu ihrem Bedarfe hin. Man säete im Jahre 1828 auf dem Flurgebiete der Städte nur 1684 Tschetw. Winter- und 5002 Tsch. Sommer-Getraide aus, wovon man 7299 Tschetw. Winter- und 11.284 Tsch. Sommer-Getraide erntete. Rechnet man auf jeden Kopf 5 Tschetw. jährliche Konsumtion, so ergiebt sich, daß die Städte und ihre Weichbilde, weit entfernt, ihren Bedarf zu erzeugen, von dem Lande 49.024 Tschetw. Winter- und 80.627 Tschetw. Sommer-Getraide beziehen mußten. Im Jahre 1829 stieg dieser fehlende Bedarf sogar bis zu 52.524 Tschetw. Winter- und 105.756 Tsch. Sommer-Getraide. Die Aussaat und Ernte von beiderlei Getraiden in der ganzen Provinz stellt sich in Folgendem dar:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.
Aussaat	119.141	155.125
Ernte	651.320	825.507

Das Samengetraide abgezogen mangeln für die Konsumtion noch 687.905 Tschetw. im Jahre 1828 und 558.028 Tschetw. im Jahre 1829.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 119. 29 April 1831.

Kupffer's Reise nach dem Kaukasus.

4. Das Hochland.

(Schluß.)

Leichter ging es auf den Hochebenen der ersten Kette; doch sind auch sie nur für die zweirädrigen mit Ochsen bespannten Landwägen zugänglich. Oben auf den unermeßlichen Flächen hat man freilich ziemlich guten Weg; aber oft wird man plötzlich durch ein tiefes Thal gehemmt, in welches man hinab muß, um sich auf der entgegengesetzten Seite wieder herauszuarbeiten; man muß sich einem Steig vertrauen, der nur etliche Schuh breit ist, und wo zu einer Seite eine Felsenmauer emporstarrt, zur andern ein gähnender Abgrund niedersinkt; in diesem Fall konnten die Ochsen das Fuhrwerk nicht mehr halten, und die Soldaten mußten ihre Kräfte mit denen der Fuhrleute vereinigen, damit die Wägen nicht über den Felsenrand glitten; die meiste Noth hatte man mit dem Geschütz und es bedurfte einer unerschütterlichen Standhaftigkeit, um alle Hindernisse zu überwinden. Hier fand ich oft Gelegenheit die Mannszucht unserer Truppen zu beobachten und zu bewundern, die Ordnung, die unter ihnen waltet, und die Unerschrockenheit, die sie beseelt. Trotz den Gefahren, die uns rings umgaben, trotz den Entbehrungen aller Art, denen wir uns um einer Sache willen unterzogen, wofür die meisten Personen unseres Gefolges sich nicht interessirten, hörte man Keinen murren, herrschte immer dieselbe Munterkeit auf dem Marsch, derselbe Frohsinn im Lager.

Unser Zug war in mehrere Abtheilungen getheilt; hundert Linienkosaken bildeten die Vorhut; das Gefolge des Generals, er selbst und sein Sohn an der Spitze, stellte je nach der Breite des Wegs bald ein unregelmäßiges Peloton, bald eine lange Kette dar; es bestand aus mehreren Offizieren und Beamten, einigen tscherkessischen Prinzen, seinem Dolmetscher und uns; in einer angemessenen Entfernung folgten als Nachhut 250 Linienkosaken und eine Abtheilung von 600 Mann Infanterie mit Kanonen und Gepäck. Natürlich machte man mit einem so beträchtlichen Anhängsel keine großen Tagmärsche; nachdem man 20 bis 30 Werste zurückgelegt, hielt man in einem Thal, welches Wasser, Holz und Gras liefern konnte, gegen Mittag an; der General wählte einen passenden Platz um unsere kalmückischen Zelte aufschlagen zu lassen, wovon eines ihm, das zweite seinem Gefolge und das dritte uns angehörte; man zündete ein Feuer an, schlachtete ein Schaf und bereitete das Mahl, das man in der Regel Abends um 5 Uhr einnahm; in Erwartung desselben ruhte man aus, oder machte Ausflüge in den Umgebungen, ohne sich jedoch zu weit vom Lager zu entfernen, um nicht den Tscherkessen, die alle unsere Bewegungen mit Argwohn beäugten, in die Hände zu gerathen. Zur Mahlzeit begab man sich immer in das Zelt des Generals, da es geräumiger und wärmer als die beiden andern war; man saß an einem auf dem Wasen ausgebreiteten Tafeltuch und legte die Teller auf die Knie. Die kalmückischen Zelte haben die Form eines Cylinders mit einem verstümmelten Kegel oben; in der Spitze ist eine runde Oeffnung, daß der Rauch durchkann, wenn man drin feuert; bei Regenwetter und Nachts schließt man sie mittelst einer Art Deckel. Das Gerippe dieser Zelte wird aus Stäben von sehr leichtem Holz mit vieler Kunst und Genauigkeit zusammengefügt und das Ganze mit weißen Filzstücken bedeckt, deren Dichtigkeit Regen und Wind abwehrt. Die Zelte wurden von sechs Kamelen geführt, und von einigen Kalmücken, die uns diese Thiere gemiethet, immer in kurzer Zeit aufgerichtet. Gegen Abend gewährte das Lager ein sehr lebendiges Schauspiel, das für die Tscherkessen in der Nähe um so interessanter seyn mochte, als jetzt zum ersten Mal eine Armee in diese Thäler eindrang. Die Kanonen, die Wägen mit ihrer Bedeckung von Fußvolk und dem Rest der Kosaken waren angelangt; die weißen leinenen Zelte der Offiziere aufgespannt; die Soldaten beschäftigt mit der Erbauung ihrer Hütten, wenn man Grashaufen, in die sie Löcher gruben, um sich hineinzuniegen, oder Filzmäntel, die sie an ein Paar Pfählen aufhängten, so nennen will; das Gepäck auf Einem Punkt koncentrirt; Pferde und Kamele waidend über das Thal zerstreut; auf den Höhen, welche das Lager und die Umgebungen beherrschten, Schildwachen ausgestellt. Endlich versammelte man sich zum Abendgebet; man rührte die Trommel, und feuerte einen Kanonenschuß, den das tausendfache Echo wiedergab. Mein Filzmantel, den ich auf das Gras breitete, diente mir als Matrazze; mit einem andern, den ich zur Vorsicht mitgenommen hatte, deckte ich mich zu. Die Strapazen des Tags versenkten uns bald in einen tiefen Schlaf, in dem nur die Rufe der Schildwachen uns störten. Mit Tagesanbruch wurde von Neuem die Trommel gerührt; man stand auf, kleidete sich geschwind an; denn eine Viertelstunde darauf wurden die Zelte abgebrochen, und die Saumseligen riskirten im Angesicht des ganzen Lagers im Bett überrascht zu werden, oder in der Morgenkühle, und wohl auch im

Regen die Toilette machen zu müssen. Sofort setzte sich die Vorhut in Bewegung und wir folgten in der gemeldeten Ordnung.

5. Ausflug nach den Thälern der Malka und der Urda.

Es giebt mehrere kleine Flüsse mit dem Namen Zolka (der tscherkassische Name ist Dzelincha), welche sich vereinigt in die Kuma ergießen. Gewöhnlich kann man diesen Fluß durchwaten; durch Regen schwillt er aber manchmal sehr an, und setzt dann die umliegenden Wiesengründe unter Wasser, die dadurch ein Ansehen von Frische erhalten, das man in dieser Jahreszeit außerhalb den Gebirgen umsonst sucht. Als wir am folgenden Tag längs einer Höhe hinzogen, kam, da die Nebel, die den Horizont im Süden am Abend zuvor umhüllten, sich völlig zerstreut hatten, die Zentralkette zum Vorschein, begrenzt gegen Südwest rechts von dem Elbrus, und links von dem Kasbek (oder dessen Mainvaré), dessen Formen jedoch so mit den Wolken am Horizont verschmolzen, daß man sie kaum unterschied. Noch näher gegen Süden als die Schneeberge lagen die Berge der Chulambtsi. *) Kehrte man sich rechts um, so entdeckte man im Westen den Temir-Koptschek, im Nordwesten den Beres, auf dem die Pichazhogba entspringt, im Norden den Beschtau, und endlich gegen Osten den Oschadascha. Hier wurden wir zum ersten Mal mit dem Besuch eines tscherkessischen Fürsten beehrt; er nannte sich Arslan-Bek, d. h. Löwenfürst, und war aus der Familie der Dschembulat in der Kabarda; einige seiner Vasallen, deren Zahl man im Ganzen zu 400 schätzt, begleiteten ihn. Er hatte einen kurzen Mantel von blauem Tuch mit silbernen Tressen an; ein Säbel, eine Pistole und ein sehr breiter Dolch (auf tatarisch Kandschal) machten seine Bewaffnung aus; sein Gewehr, dessen Batterie reich besetzt war, aber in diesem Augenblick in einem Futteral stak, wurde von Einem aus dem Gefolge getragen. Sein Pferd war klein, aber kräftig und wohlgebaut, Sattel und Zaum mit kunstreich gearbeiteten Goldplatten verziert. Nachdem er dem General seine Huldigung dargebracht, schloß er sich unserm Zug an und blieb mehrere Tage bei uns, worauf er sich nach Haus zurück begab.

Nach einer mehrere Werste breiten Ebene gelangten wir an die Hügelkette am linken Ufer der Malka; hier nahmen wir die Richtung auf einen steilen Berg zu, der aus großer Weite sichtbar ist und dem Reisenden als die Gegend bezeichnet wird, wo man in das Thal der Malka eindringt. Endlich stiegen wir in dieses Thal und zogen darin am Strom hinauf. Das Thal ist ziemlich breit und auf beiden Seiten von steilen Kalk- und Sandsteinfelsen umschlossen. Es ist eines der ausgedehntesten Thäler des Kaukasus, und begreift, wenn es sich auch mit dem des Kuban nicht vergleichen läßt, eine Menge malerischer Landschaften in sich. Ehmals muß es wohl bewohnt gewesen seyn, was nicht nur sein fruchtbarer Boden beweist, sondern namentlich auch die da und dort von Menschenhänden aufgeworfenen Steinhaufen, welche nach Angabe der Tscherkessen Grabhügel vorstellen. Etwas oberhalb dem Zusammenfluß der Malka und der Kisch- oder Kitschi-Malka (d. h. der kleinen Malka) zwängt sich die erstere so zwischen Felsen durch, daß man nur einige Balken hinüber zu werfen und diese mit Gesträuch und Erde zu bedecken braucht, um eine Brücke fertig zu haben; der Ort heißt daher die steinerne Brücke der Malka. Man hat daselbst eine kleine Schanze angelegt, die den stolzen Titel Festung führt und einen Theil der Militärlinie ausmacht. Die Besatzung, obgleich nicht zahlreich, reicht hin den durch die Vereinigung der beiden Flüsse gebildeten Engpaß zu vertheidigen; sie herbergt in ziemlich sauberen Erdhütten.

Nicht weit von dieser Schanze befahl der General das Lager aufzuschlagen. Bis jetzt befanden wir uns noch auf dem Gebiet der Kabardier, welche seit längerer Zeit die russische Hoheit anerkennen, und gewohnt sind, russische Truppen bei sich zu sehen; aber schon hatte sich das Gerücht verbreitet, wir würden in das Land der Karatschai und gegen den Elbrus vorrücken. Die Karatschai, welche im vorigen Jahr gegen die Russen ein Treffen verloren, und den Eid der Treue erst kürzlich geleistet hatten, konnten nicht ohne Besorgniße eine so bedeutende Truppenmacht ihren Grenzen nahen sehen; einige übelwollende Emissäre der Abazech, einer noch unabhängigen Völkerschaft, die unter dem Einfluß der Pforte steht, benutzten diese Gelegenheit, um sie zur Empörung zu reitzen und ihnen einzureden, die Russen kämen, um sich für die durch sie erlittenen Verluste zu rächen. Wirklich waren die Karatschai durch diese Einflüsterungen bewogen worden, ihre Nachbarn um Hülfe anzugehen, ihre Dörfer zu befestigen, die Engpässe zu verrammeln und Steine auf den Bergen zusammen zu tragen, um sie auf die Vorbeiziehenden herabrollen lassen zu können; ehe sie jedoch die Feindseligkeiten eröffneten, beschlossen sie einige ihrer Häuptlinge an den General zu senden, um ihn über seine Absichten auszuforschen.

Der General ließ nun die tscherkessischen Fürsten in sein Zelt treten. Er trat ihnen mit vielem Wohlwollen entgegen, und setzte ihnen auseinander, da sie den Eid geleistet, so betrachte man sie als russische Unterthanen, und er würde den Zorn seines Gebieters auf sich laden, wenn er ihnen Etwas zu Leid thun wollte; durch ihr gutes Benehmen seit dem verflossenen Jahr hätten sie sich ein unbestreitbares Recht auf die Freundschaft der Russen erworben; er sey aus keiner andern Absicht gekommen, als weil er das gute Einverständniß, das zwischen den Karatschai und den Russen herrsche, benützen möchte, um mit einigen Gelehrten, die sich mit Sammlung von Pflanzen, Steinen und Thieren beschäftigten, ihr merkwürdiges Land näher kennen zu lernen, und zu versuchen, ob der Elbrus, auf dem bis jetzt Niemand gewesen, sich nicht ersteigen lasse; ihre Dörfer versprach er endlich, sollten von ihm nicht berührt werden. So gelang es ihm alle Furcht zu beseitigen, worauf er seine Gäste mit einigen Geschenken verabschiedete.

Am folgenden Morgen empfingen wir noch den Besuch mehrerer Kabardier, welche die Neugierde in unser Lager lockte. Der ausgezeichnetste unter ihnen war Kutschuk-Schanlot, einer der reichsten Fürsten der Kabarda, der sich der Verwandte des russischen Kaisers zu seyn rühmte. Diese Vetterschaft schreibt sich von Iwan Wassiljewitschs Vermählung mit der Prinzessin Maria, der Tochter Tem-

---

*) Nach Klaproth nennen die Russen so einen Theil der türkischen Stämme, welche den westlichen Abhang des kaukasischen Hochgebirgs bewohnen. Der Name kommt von dem Dorf Chulam her, das auf dem linken Ufer des Tscherek-chacho liegt, der den westlichen Abhang der Kaschkaukette bespült und in den Terek fällt. Voyage au Mont Caucase T. I, p. 313.

mruks, her, welche Heirath den russischen Czar veranlaßte sich den Titel eines Fürsten der Kabarda beizulegen. Fürst Schankot ist ein Greis von neunzig Jahren, dabei aber noch ein sehr rüstiger Mann, ein scharfer Reiter, und ein geschickter Jäger; er kam gerade von der Jagd, wo er einen Bären und zwei Hirsche getödtet hatte. Seine Kräfte, meinte er, nähmen ab, und er müsse in die Bäder, um sich wieder zu erholen. Er war von seinen Usdenen (Edelleuten) umgeben, die ihn mit großem Respekt behandelten. Obwohl der tscherkessische Adel vollkommen unabhängig ist, so pflegen diese Herren doch sich um den einen oder andern der Fürsten zu reihen und sich ihnen zu Gefährten auf der Jagd und im Gefecht anzubieten. Diese Sitte giebt den Fürsten, die sich sonst von den Usdenen weder durch Tracht noch Lebensart unterscheiden, einen gewissen Anschein von Größe; sie giebt namentlich den alten Familien, den Dschembulat, den Bekmurza, den Misost und den Ataschuk eine große Gewalt in die Hände und begünstigt ihren Hang zu einem irrenden Leben und zum Raub; ein Fürst findet immer Usdenen, die bereit sind die Gefahren einer Unternehmung mit ihm zu theilen. Sie durchstreifen in beträchtlichen Banden das Land, überfallen Personen, die sich von den Militärposten ohne Bedeckung entfernen, entführen Heerden Vieh und Pferde, und greifen, indem sie bei Nacht auf den schwierigsten Fußpfaden sich durch die Linie schleichen, oft selbst die russischen Niederlassungen an. Nie führen sie Lebensmittel bei sich; denn, wenn die in diesen Gegenden so reiche Jagd ihnen keine hinlängliche Mahlzeit liefert, so haben sie das Recht, von jeder Heerde, auf die sie stoßen, ein Schaf zu nehmen, und im Nothfall verstehen sie auch ein oder zwei Tage zu fasten. Nachts schlafen sie unter einem Felsen; ihre großen Filzmäntel versehen die Stelle von Matratze und Decke; ihre Pferde, die von keiner andern Nahrung wissen, als von dem Gras der Wiesen, finden überall Waide, und damit sie sich nicht zu weit entfernen, wird ihnen ein Riemen um die Füße geschlungen. Nähert sich ihnen ein Feind, so springen sie zuerst auf ihre Pferde, und dann beaugenscheinigen sie ihn von ferne, um ihre beiderseitige Kräften zu vergleichen; ist jener der stärkere, so suchen sie ihr Heil in der Flucht, doch nicht ohne daß sie vorher die Gewehre aus den Futteralen herauslangen, und selten geschieht es, daß sie auf den bebenden Pferden, die sie reiten, und bei der genauen Kenntniß aller Oertlichkeiten, die sie besitzen, nicht entwischen. Ist der Feind dagegen schwächer als sie, so stürzen sie auf ihn los und umringen ihn; wenn er sich ohne Widerstand ergiebt, so verüben sie keine weitern Thätlichkeiten, sondern plündern die Leute nur aus, binden ihnen Hände und Füße und führen sie als Gefangene fort. Sind diese von einer niedern Klasse, so verkaufen sie sie als Sklaven nach der Türkei; können sie hingegen von Einem auf ein gutes Lösegeld rechnen, so legen sie ihm einen eisernen Ring um den Hals und fesseln ihn in ihrer Hütte am Fuß ihres Bettes an, wo sie ihn nicht aus den Augen lassen, bis er sich losgekauft hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assissen.

Endlich ist die gerichtliche Untersuchung, von deren Ausgang man so wichtige Aufschlüsse über eine so weit verzweigte Republikanerverschwörung entgegen sehen zu dürfen glaubte, zur Entscheidung gekommen. Mit großer Wichtigkeit und unter den gefährlichsten Anzeigen, wie es schien, war von den Behörden eingeschritten worden; unleugbare Spuren seyen vorhanden, sagte man, die Republik sey bereits so gut als fertig; ihre Statuten, die Mitglieder der neuen Regierung gefunden und festgenommen — und siehe da die Entwickelung dieses furchtbaren Anschlages ist eben so unschädlich ausgegangen, als die große Karlisten-Verschwörung, die die Regierung als eine demnächst losschlagende Pulvermine darzustellen beliebte, wobei es ihr auch wirklich gelang, die ziemlich abgekühlte Theilnahme des Publikums auf einige Augenblicke wieder zu gewinnen. Das Sprichwort: Wer den Schaden hat, hat auch den Spott, trifft nicht immer ein. Es kann nicht fehlen, bestandene Gefahren interessiren uns immer sowohl für einen einzelnen Menschen als für einen ganzen Staat. Die Höllenmaschine wurde für Napoleons Erhebung ein mächtigeres Werkzeug als irgend ein anderes dieses großen Maschinenmeisters. Nur müssen die Gefahren auch wirklich zu bestehen gewesen seyn; erlogene Abenteuer machen den Erfinder lächerlich oder verächtlich. Bei der Karlisten-Verschwörung erschien freilich auch nur ein Kammerdiener als Catilina; indeß waren doch einige Männer von Rang und Einfluß hineingezogen worden, die der Sache einen gewissen Anstrich von Gefährlichkeit geben mußten. Allein Wer sind die Verschwornen, die man als Staatsumwälzer vor die Schranken zieht? Ein Paar Studenten, ein Arzt, ein Architekt, einige Offiziere der vormaligen Artillerie der Nationalgarde, denen man jetzt einen patriotischen Jugendungestüm zum Verbrechen macht, der in den Juliustagen so Viel beitrug, den eidbrüchigen Bourbon zu verjagen und eben die Regierung aufzurichten, die sie jetzt anklagen läßt.

Schon die Einleitung des ganzen Prozesses sah verdächtig aus und bewies, wie wenig die Regierung ihrer Sache gewiß war. Die Anklagakte versuchte Thatsachen, die unter sich nicht den geringsten Zusammenhang haben, in Verbindung zu bringen, und Leute, die sich gegenseitig kaum dem Namen nach kennen, als Theilnehmer eines und desselben Komplottes darzustellen, was die Verhandlung, die Zeugenverhöre u. s. w. ungemein verwickelt machte, ohne hindern zu können, daß dieses künstliche Gewebe bei der mündlichen und öffentlichen Verhandlung zerreißen und eine unlautere Absicht darunter bloß legen mußte. Es schien daraus hervorzugehen, daß man nach Lage der eingeleiteten Untersuchung sich gezwungen sah, aus den besondern Thatsachen eine Hauptanklage zu bilden, da sie einzeln vorgenommen vielleicht nicht Grund genug dazu an die Hand gaben. Siebenzehn Individuen wurden auf diese Weise angeklagt, in den letzten Monaten des vergangenen Jahres eine Verschwörung angezettelt zu haben, in der Absicht, 1) die bestehende Regierung umzustürzen oder zu verändern; 2) einen Bürgerkrieg zu erregen, indem sie durch angestiftete Zwietracht die Bürger gegen einander bewaffnen wollten; 3) Theil genommen zu haben an bewaffneten Versammlungen, die Angriffe auf die Nationalgarde im Dienste machten; 4) durch Reden auf öffentlichen Plätzen zu Aufruhr und Umsturz der Regierung ermuntert, endlich 5) den Versuch gemacht zu haben, sich der Kanonen der National-Garde-Artillerie zu bemächtigen.

Der 6 April war der Tag, an welchem die öffentlichen Verhandlungen begannen. Von frühem Morgen an drängte sich eine ungeheure Menge von Zuschauern in den Gängen und vor der Thüre des Gerichtssaales. Alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, Störung und Unruhe in und außerhalb desselben zu verhindern. Um zehn Uhr wurden die Thüren des Saales geöffnet. Die Volksmenge stürzte sich hinein, und es dauerte lange Zeit, bis sich nur einigermaßen die Ruhe herstellen ließ. Die vielen Advokaten, die als Vertheidiger der Angeklagten auftreten wollten, bildeten in ihrer Amtskleidung eine Art von schwarzer spanischer Wand. Mehr als hundert Zeugen waren gerufen theils von dem Ministerium, theils von den Angeklagten.

(Fortsetzung folgt.)

Jermolow.

Auch die englischen und französischen Blätter geben die in polnischen Zeitungen enthaltene Proklamation des Generals Jermolow, deren Echtheit sie nicht in Zweifel ziehen zu dürfen glauben (s. Ausl. Nr. 104). Wenn die Fahnen der Freiheit an der Wolga erhoben worden sind, wie es in dem Aufrufe des greisen Generals verkündet wird, so ist der Götze des Despotismus, der, auf dem breiten Fußgestelle des unermeßlichen russischen Reiches aufgerichtet, die Freiheit Europa's bedrohte, seinem Sturze nahe. Von allen Seiten treffen ihn dann die Streiche der Freiheit, und er hat auf Nichts weiter zu denken, als — wie Cäsar, wenigstens mit Anstand zu fallen. General Jermolow, von dem bei diesen Ereignissen die Rede ist, diente mit Auszeichnung in den Feldzügen von 1812, 13 und 14. Späterhin wurde er als Gesandter nach Teheran geschickt, und nach seiner Rückkehr zum Gouverneur der russischen Provinzen jenseits des Kaukasus, des alten Königreiches Astrachan und des Landes ernannt, das zwischen dem linken Ufer des Don und dem Kaukasus liegt. Ein großer Ruf war ihm schon vorausgegangen, als er in Georgien eintraf, umgeben von einem zahlreichen Gefolge verdienstvoller Offiziere. Die beiden Generale Williaminow, die sich unter diesen befanden, waren ausgezeichnete Männer, der eine in der Militärverwaltung, der andere als Chef des Generalstabes. Junge Offiziere aus den ersten Familien Rußlands waren herbeigeeilt, sich unter die Fahnen eines Generals zu stellen, der im französischen Kriege durch Talent und Muth sich so sehr ausgezeichnet hatte; sie trugen kein Bedenken, in einer Gegend Dienste zu nehmen, wohin bis jetzt fast Niemand als Offiziere geschickt wurden, die in Ungnade gefallen waren. Der Chevalier Gamba schildert ihn (in seinem Voyage dans la Russie méridionale etc. depuis 1820 jusqu'à 1824. Paris 1824) in Folgendem:

„Der General Jermolow ist groß und schlank gewachsen und von einer riesenhaften Körperstärke; eine Eigenschaft, die nicht wenig dazu beitrug, unter den barbarischen Stämmen des Kaukasus seinen Namen gefürchtet zu machen. Sehr verschieden von den asiatischen Satrapen, hat er die Sitten eines Szythen. Er verachtet den morgenländischen Luxus, und fährt fast immer in einem Wagen, der auf dem Rädergestelle nicht in Federn hängt; er schläft auf einem gewöhnlichen Teppiche und übt die Nüchternheit bis zur Uebertreibung. Mit diesen strengen Sitten vereinigt er das artigste Benehmen, eine große Gesprächigkeit und den gefälligsten Charakter; gleich bewandert in den strategischen Wissenschaften und in der schönen Literatur, wechselt er in seinen Erholungsstunden zwischen den Werken des Polybius und denen Virgils und Cicero's; fügt man hinzu, daß er mit diesen Eigenschaften eine große Festigkeit, eine gewissenhafte Gerechtigkeitsliebe, die edelste Uneigennützigkeit und eine große Liebe für seinen Souverän und sein Vaterland verbindet; so wird man einsehen, daß Kaiser Alexander keine glücklichere Wahl treffen konnte, um die Wohlfahrt seiner Provinzen jenseits des Kaukasus zu sichern. Als Jermolow seine Verwaltung antrat, verbarg er sich nicht, welchen Aufwand von Zeit und Mühe es kosten werde, in einem Lande die Ordnung wieder herzustellen, das schon mehrere Jahrhunderte hindurch beständigen Einfällen ausgesetzt gewesen war; in welchem die Menschen, wie die Verwaltung, so zu sagen nur von einem Tage auf den andern lebten. In Georgien besonders hatte die Nothwendigkeit, von der sich die Fürsten bedrängt sahen, um der gemeinsamen Vertheidigung willen die Hülfe ihrer Vasallen anzurufen, bei den einen und den andern einen Charakter der Unabhängigkeit erzeugt, der noch die Schwierigkeiten der Verwaltung vermehrte und ihr die Wahl ließ, entweder durch allzu viel Güte und Nachsicht die Anarchie fortdauern zu lassen, oder durch allzu große Strenge sich allgemeinen Haß zuzuziehen. Die klugen und kräftigen Maßregeln des Generalgouverneurs wußten alle diese Klippen zu vermeiden, und nach und nach durch Schrecken und Güte die barbarischen Völker zu Gehorsam und Unterwürfigkeit zu bringen."

General Jermolow fiel während der letzten russischen Feldzüge in Persien in die Ungnade des Kaisers; man weiß nicht, was hiezu Grund oder Vorwand lieh. Begreiflich ist es, daß ein Mann solcher Art und Gesinnung dem gegenwärtigen Regierungssystem Rußlands weder befreundet, noch bei ihm gut angeschrieben stehen konnte. Unter den russischen Patrioten stand Jermolow vorzüglich wegen seiner warmen Vaterlandsliebe in Ansehen; mit ihnen fühlte er die tiefe Kränkung des russischen Namens, daß fast alle höheren Stellen im Heere und in der Verwaltung Ausländern übertragen sind. Man erzählt sich hievon folgende Anekdote: Als er noch im Heere diente, war er eines Tages mit Aufträgen an einen russischen Oberbefehlshaber abgeschickt worden, dessen Vorzimmer er angefüllt fand von Stabsoffizieren, die alle Ausländer waren. Jermolow wendete sich an dieselben in russischer Sprache mit folgenden Worten, „Meine Herren, wenn sich unter Ihnen Jemand befinden sollte, der des Russischen kundig ist, so habe er die Güte, dem Hrn. General zu melden, daß General Jermolow ihn zu sprechen wünsche." Um diese Ironie und die Wirkung, die sie machen mußte, zu verstehen, braucht man nur zu wissen, daß fast alle Generale der russischen Truppen — wie es auch im gegenwärtigen polnischen Feldzuge der Fall ist — Diebitsch, Geismar, Rosen, Pahlen, Kreuz u. A. Deutsche sind. Auf die Zurücksetzung der Eingebornen hinter den Ausländern wird auch in der Jermolow zugeschriebenen Proklamation angespielt.

Ist diese nicht unterschoben, so dürfte ihre Wirkung, die sie auf die russischen Gemüther hervorbringen kann, von großer Bedeutung werden. Rußland ist dem übrigen Europa noch zum Theil eine unbekannte Welt. Der Ausbruch einer Revolution bei dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Kaisers erfüllte Europa mit Erstaunen. Niemand träumte auch nur von Ferne von einer so weit verbreiteten Verschwörung in Rußland, und doch bestand eine solche. Auf jeden Fall wäre das gegenwärtige Ereigniß eines Aufstandes für Europa und Polen von größter Wichtigkeit, und letzteres insbesondere müßte hierin eine wunderthätige Intervention des Himmels erkennen, die von den irdischen Mächten ihm so hartherzig verweigert wurde.

Vermischte Nachrichten.

Lord Brougham hielt am 7 April einen feierlichen Einzug in York, um das Diplom des Bürgerrechtes anzunehmen, das ihm am verflossenen 15 Januar durch eine Versammlung der Bürgerschaft zuerkannt worden war. Ein Zug mit Musik, Fahnen, Flaggen u. s. w. zog dem Lord eine weite Strecke vor die Stadt hinaus entgegen. An der Seite Sr. Herrlichkeit saß im Wagen der vormalige Lord Mayor E. R. Petre. Der Zug, welcher aus den angesehensten Bewohnern der Stadt und der Umgegend bestand, bewegte sich nach York zurück, und vermehrte sich mit jedem Schritte. Die Fenster in den Straßen, durch die der Zug sich bewegte, waren mit festlich gekleideten Damen geschmückt, welche Tücher, Bänder, u. s. w. schwangen. Die Glocken der Kathedrale und der übrigen Kirchen wurden geläutet, und da der Tag schön und heiter war, so gewährte die ganze Feierlichkeit den prachtvollsten Anblick. Lord Brougham wurde von dem Lord Mayor, den Aldermännern u. s. w. in ihrer scharlachrothen Staatskleidung und vom Gemeinderath empfangen. Die Kapsel, in der sich das Diplom befand, war aus Holz von der berühmten Eiche zu Cowthorp bei Wetherby, einem Besitzthum des Lord Mayors Petre, verfertigt und geschmackvoll inwendig und auswendig mit Silber ausgelegt. In der Mitte des Deckels befand sich ein viereckiger Schild von Silber mit folgender Inschrift: „Das Bürgerrecht der Stadt York, dem Lord Brougham, Großkanzler von England, ertheilt zum Beweis der Gefühle von Bewunderung und Hochachtung, welche die Bürgerschaft von York für die unvergleichlichen Talente und den unwandelbaren Patriotismus dieses ausgezeichneten Staatsmannes empfindet. Im April 1831. Lord Dundas, zum dritten Mal gewählter Lord Mayor."

Selbst in Spanien hat man in der neuesten Zeit sich entschlossen, eine Eisenbahn anzulegen. Dieselbe soll von Jerez nach Puerto de Santa Maria und San Lucar geführt werden und ist auf 40,000 Pfd. Sterl. veranschlagt, die durch 4000 Aktien von je 50 Dollars aufgebracht werden sollen. Das Unternehmen steht unter dem unmittelbaren Schutze des Königs und der Königin, beide haben Aktien genommen, jener sechzig und diese fünfzig. Die Unterzeichnung enthält auch die Namen der Minister und einer Menge Granden. Dieses Werk wird gleich vortheilhaft für die Unternehmer wie für Spanien ausfallen. Aller Xereswein, der ausgeführt wird, mußte bis jetzt mit großen Kosten von Jerez bis zum Ort der Einschiffung transportirt werden. Wenn das Unternehmen glückt, so wird es ohne Zweifel auch in andern Gegenden Spaniens Nachahmung finden, wo Eisenbahnen gleich nothwendig sind. Das Getreide im Innern von Spanien ist fast ohne Werth wegen der allzugroßen Kosten des Transportes an die Küste.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 120. 30 April 1831.

Kriegsverfassung der scandinavischen Halbinsel. *)

1. Schwedische Landmacht.

Die gegenwärtige Organisation des schwedischen Heeres schreibt sich noch von Karl XI her, demjenigen Monarchen, der überhaupt Schweden zu Dem gemacht hat, was es in administrativer und militärischer Hinsicht ist. Alle seine Bestrebungen gingen dahin, den Adel, der seit dem Tode Gustav Adolfs die Gewalt in Händen hielt, zu ruiniren. Dieß gelang ihm nach der im J. 1680 den Generalstaaten entrissenen Erklärung, welche ihm eine absolute Gewalt übertrug, auf folgende Weise. Er ließ durch dieselbe Versammlung eine sogenannte Reduktions- oder Restitutionsakte ausfertigen, vermöge der alle Domänen der Krone und der Kirche, die seit zwei Jahrhunderten zum Besten des Adels veräußert worden, ihren Erwerbern entzogen und dem Staat zurückerstattet werden mußten. Durch diese Maßregel sahen sich die ersten Familien der Nation in Noth und Elend versetzt, und der König befand sich im Besitz einer beträchtlichen Masse von liegenden Gründen. Diese beschloß er zur dauernden Bildung des Nationalheers zu verwenden, welches bis dahin nur durch unregelmäßige Aushebungen ergänzt wurde. Zu dem Ende vertheilte er sämmtliche zurückgefallenen Staatsgüter in Militärlehen von verschiedener Größe, von welchen er die einen unter dem Namen Boställe den Offizieren von jedem Grad und jeder Waffengattung, die andern den Soldaten der Kavallerie zuwies. Der Ertrag dieser Ländereien vertrat die Stelle des Soldes. Um endlich die Rekrutirung der Truppen überhaupt zu sichern, schloß Karl XI mit den Provinzen Verträge (knekt-contraktar) ab, wornach die Eigenthümer aller nicht adeligen Ländereien, in einer Anzahl kleiner Gemeinheiten vereinigt, je mit einander einen lebenslänglichen Soldaten stellen, und im Fall des Abgangs durch Tod oder Dienstuntüchtigkeit wieder ersetzen sollten. Unter dieser Bedingung wurden die Eigenthümer selbst und ihre Kinder der Militärpflichtigkeit überhoben. Diese Gemeinheiten sind verschieden, nachdem sie Kavalleristen oder Infanteristen zu liefern haben; im erstern Fall heißen sie Rusthall, im letztern Fall Rothall. Der Kavallerist bewohnt und bebaut sein ihm von der Krone verliehenes Grundstück; aber der Rusthall muß Mann und Pferd liefern; seinerseits liefert der Rothall jedem Infanteristen eine Hütte und ein Grundstück (torp), wovon er leben kann. Die Sorge für die Bekleidung von Kavalleristen wie Infanteristen liegt gleichfalls diesen Gemeinheiten ob. Die Verwandlung der Domänen in Militärlehen, und die Vertheilung der Torpar geschah nach einem ausgedehnten Kadaster (indelnings werket), welchen Karl XI entwerfen ließ. Die Truppen, deren Organisation somit durch die Provinzialverträge und den Kadaster bedingt ist, und welche fünf Sechstheile des schwedischen Heers ausmachen, werden mit dem Namen Indelta, d. h. die Vertheilten, bezeichnet.

Dieß ist Karls XI Feudalkolonisationssystem, welches mit wenigen Veränderungen sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Nur richtet sich die Eintheilung der Eigenthümer in die mit der Lieferung und dem Unterhalt der Soldaten belasteten Gemeinheiten jetzt nicht mehr nach der Zahl der Personen, sondern nach dem Umfang ihrer Ländereien, so daß diese Gemeinheiten oft bloß aus zwei oder auch nur einer Person bestehen, umgekehrt aber auch bedeutend vergrößert worden sind. Nachdem ferner seit dem J. 1789 der Erwerb adeliger Güter jeder Klasse von Staatsbürgern gesetzlich zugestanden wurde, so ist nunmehr die Befreiung von Rekrutenstellung ein Vorrecht, das sich nicht mehr an die Ländereien, sondern an die Personen knüpft. Im Fall des Kriegs haben diese bevorzugten Ländereien eine außerordentliche Lieferung von Rekruten (extra-rotering) zu leisten, welche dann unter die Indelta-Regimenter eingereiht werden.

Haben die Grundeigenthümer einen Mann aufgetrieben, der sich dazu hergeben will, sein Lebenlang Soldat zu seyn, so nimmt ihn die Regierung in Empfang, versieht ihn mit Waffen, und schickt ihn nach dem ihm bestimmten Torp, auf dem er sich, wenn er verheirathet ist, mit Frau und Kinder niederläßt. Zeigt sich, daß das Grundstück zu seinem Auskommen nicht hinreicht, so hat er auf eine Entschädigung in Getraide oder Geld Anspruch. Eine ähnliche Entschädigung bewilligt die Regierung dem Offizier, dessen Boställ durch die Zeit an Werth verlor. Man hat die Einrichtung getroffen, daß die Wohnungen der Soldaten sich um die der Offiziere gruppiren und die Lehen einer ganzen Kompagnie und selbst eines ganzen Regiments so nahe als möglich beisammen liegen, so daß die Kantonirungen eines Indeltaregiments eine wirkliche Militärkolonie bilden. Die Dörfer, welche solche Militärlehensträger enthalten, unterscheidet man leicht von den andern durch die militärische Haltung ihrer Bewohner, und durch die Ueberschriften an den Hütten

*) Aus der Revue des Deux Mondes.

welche die Nummer angeben, die jeder in seiner Kompagnie einnimmt.

Sechs Kavallerie-Regimenter in drei Brigaden und mit zwei Generalinspektoren und sechs und zwanzig Infanterie-Regimenter in neun Brigaden und mit vier Generalinspektoren sind auf solche Weise über ganz Schweden vertheilt. Sie führen den Namen der Provinzen, wo sie kantoniren. Von den Generallieutenants, welche die Oberaufsicht haben, bis zu dem letzten Soldaten leben Alle von dem Ertrag ihrer Lehen, oder den Provinzialzuschüssen und der Staat giebt keinen Heller für Sold aus. Eilf Monate des Jahres bleiben die Truppen daheim bei ihren landwirthschaftlichen Geschäften. Werden, wie dieß zuweilen geschieht, die Infanterieregimenter zu außerordentlichen Arbeiten angehalten, wie zum Kanal- oder Straßenbau, so bekommen sie einen Taglohn. Statt über derlei Verwendung zu murren, wie wohl anderswo geschehen würde, betrachtet der an Haue und Schaufel gewohnte schwedische Soldat diese Nationalunternehmungen als einen großen Vortheil. So verdienten sich mehrere Indeltaregimenter an dem Gothakanal beträchtliche Summen, und diese Rücksicht auf den Soldaten war mitunter ein Beweggrund für den Reichstag, beim Votiren neuer Kapitalien für öffentliche Bauten minder sparsam zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Kupffers Reise nach dem Kaukasus.

5. Ausflug nach den Thälern der Malka und der Ueda.

(Fortsetzung.)

Noch am 10 Julius beschloß der General einen Abstecher nach dem Kindschal (oder Kandschal) zu machen, einen Berg, welcher der vordern Kette angehört. Man nahm bloß zwei Zelte und Lebensmittel für drei Tage mit; eine Truppe Kavallerie und eine kleine Abtheilung Infanterie bildeten unsere Bedeckung. Einer der am Besten russischgesinnten Fürsten von der Familie der Ataschuk hatte von einem seiner Ausflüge in den Umgebungen des Kindschal ein Stück Bleierz zurückgebracht, das reich genug schien, um weitere Nachforschungen zu veranlassen. Wie setzten zuvörderst auf der oben erwähnten Brücke über die Malka und zogen nach einem kleinen Thale, das seine Wasser mit denen der Malka vereinigt; dann uns rechts wendend und die Höhen gewinnend, welche das Thal der Malka im Süden begrenzen, kamen wir über mehrere mit reichem Grün bedeckte Ebenen. Nach einigen Stunden Weges erreichten wir — fort und fort bergansteigend — in südöstlicher Richtung von unserem Lager an der Malka eine durch ihre Bergebiegsform und die weiße Farbe ihrer Felsen (daher ihr Name Beloi-Jar, der ein weißes steiles Ufer bedeutet) ausgezeichnete Anhöhe. Nicht weit von da, auf dem sogenannten Mohammeds Hügel (Mahmed Kurgan), von wo aus man den Kindschal und die Zentralkette des Kaukasus vor sich liegen hat, machten wir Halt.

Die vordere Kaukasuskette, deren Gipfel fast insgemein von Sandsteinformation sind, hat die Gestalt eines sehr verlängerten Plateau's; sie ist es, welche die Aufmerksamkeit des Geographen und Historikers am Meisten verdient. Der Sandstein gestattet den Quellwassern einen leichten Durchlauf, und hält die Regenwasser besser zusammen als der Kalkstein oder der Trachyt; hierin liegt ohne Zweifel die Ursache der herrlichen Frische des Grün's, welches die Oberfläche dieser Berge schmückt. Die Tscherkessen benützen sie deßhalb seit langer Zeit als Waideplätze, und haben sie in mehreren Besitzungen vertheilt; jede der angeseheneren Familien besitzt ihren Berg, doch ist dieses Eigenthumsrecht nicht ausschließlich. So kam es denn auch, daß jeder Berg der vordern Kette seinen besondern Namen erhielt, während man unter den vielen mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen der Zentralkette nur die beiden höchsten, den Elbrus und Kasbek, unterscheidet.

Im Verfolg des Wegs, in der Richtung von Osten nach Westen, trifft man in der dem Zentralgebieg zunächst gelegenen Gegend der vorderen Kette, da wo diese gegen Süden eine Reihe von Abgründen bildet, welche oft durch breite Thäler unterbrochen sind, zuvöderst den Inal, so genannt nach einer der ersten tscherkessischen Fürstenfamilien. Gegen Osten trennt eine tiefe Spalte den Inal von einem Pik, der, wegen der sonderbar aussehenden Nadeln, womit er besetzt ist, den Namen „Altweiberzahn,“ (Tscherkessisch Navoschidz, Russisch Babi-zub) führt. Auf den Inal kommt gegen Westen der Kindschal, dann der Bermamút, die Movahanna, der Pun, der Elmurza, der Kascheghoga, der Otschchor; der letztere erstreckt sich bis an das rechte Ufer des Kuban.

Wir rückten bis an den Rand eines Abgrunds vor, an dessen Fuß die Ueda ihre schäumenden Fluthen rollt. Dieser Fluß entspringt zwischen dem Kindschal und dem Inal, lauft längs dem letztern gegen Osten, verstärkt sich durch viele kleine Bäche (worunter die Psipsa, welche einer Spalte zwischen dem Inal und dem Novoschidz entströmt) und fällt endlich unter dem Namen Gundelen in den Baksan. Von dem Punkt aus, wo wir Halt gemacht, sah man das Thal des Baksan, aber die Mündung des Gundelen war durch einen Berg versteckt; man hatte vor sich den Novoschidz, den Inal und Kindschal und im Hintergrunde das schneebedeckte Zentralgebirg; all Dieß zusammen brachte einen sehr malerischen Effekt hervor. In Erwartung unserer Zelte, deren Ankunft durch einen Zufall sich verzögerte, gerieth der General auf den Gedanken, an das Ufer der Ueda hinabzusteigen, und an diesem Fluß, soweit es möglich wäre, hinaufzugehen.

Das Niedersteigen war sehr mühsam. Das Thal der Ueda ist eng, und auf beiden Seiten von steilen Bergen umschlossen. Wir ritten unmittelbar neben dem Fluß, durch den wir mehrere Mal mußten, wenn Steinschutt das Ufer sperrte. Nicht lange so bemerkten wir zu unserer Rechten eine Höhle, die wir nicht ermangelten in Augenschein zu nehmen; sie war geräumig und tief, und bestand aus mehreren Gemächern; Wasserfäden tropften von den Wänden. Am Gewölbe zeigten sich Spuren von Rauch, und man sagte uns, daß die Bergbewohner, wenn sie in diesem Thal ihre Schafe waideten, darin zuweilen herbergten. In einiger Entfernung von der Grotte verengte sich der Fluß dergestalt zwischen den Felsen, daß wir nicht mehr weiter konnten; wir ruhten an den Ufern der Psipsa (die sich hier in die Ueda ergießt) unter dem Schatten eines Felsenvorsprungs einige Augenblicke aus, und kehrten sodann auf demselben Weg, den wir hergekommen, nach unserem Lager auf dem Mohammedshügel zurück.

Am folgenden Morgen um 4 Uhr verließen wir unser Lager, und wiederholten den gestern mißlungenen Versuch die Quellen der Urda aufzufinden; man hatte dem General berichtet, daß es daselbst Bleiminen gebe. Nachdem wir etliche Stunden in einer mit der Kette des Inal und des Kindschal parallelen Richtung auf sehr unebenen Boden fortgezogen waren, gelangten wir in ein durch den Zusammenfluß zwei kleiner Flüsse gebildetes Thal. Mein Barometer gab eine Höhe von 5000 Fuß über dem Meer an; noch um 10 Uhr hatten wir troß dem heitern und ruhigen Wetter sehr frisch; die Temperatur der Quellen in der Nähe betrug nur 4° R. Nach einem mäßigen Frühstück brachen wir von Neuem auf, und passirten mehrere steile Berge auf schwierigen Fußpfaden; endlich befanden wir uns am Rand eines tiefen und engen Thals, es war wiederum das Thal der Urda, aber wir waren jeßt näher als das erste Mal bei ihrer Quelle. Der Pfad, der hinabführte, wand sich in zahllosen Krümmungen an dem Abhang hin und wurde manchmal so steil, daß wir uns genöthigt sahen die Pferde am Zaum zu leiten.

Wie schon gemeldet worden, gewähren die vordere und die Zentralkette des Kaukasus einen ganz verschiedenen Anblick. Hier standen wir nun auf der Grenze der beiden Formationen; mehrere schwarze Lavabänke hatten durch die Risse des Kalkgesteins sich Bahn gebrochen; die Urda wälzte ihre schäumenden Wasser in einer unermeßlichen Kluft; rings um uns starrten wilde Abgründe empor. Der Sandstein, der die Höhen bedeckt, spaltet sich oft senkrecht; ungeheure Massen lösen sich ab, stürzen in die Tiefe oder bleiben oben hängen, und die Felsen, die so geborsten, bieten noch lange die scharfen Ecken eines frischen Bruchs, Piks, Nadeln und tausenderlei seltsame Formen dar.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Davy's Lebensgeschichte, von Paris.

(Fortsetzung.)

Der Eintritt des großen Chemikers in die königliche Gesellschaft, deren Präsident er nachmals wurde, fällt in das Jahr 1803; zwei Jahre zuvor hatte er der Gesellschaft seinen ersten Aufsaß eingesandt, worin er sich über das Wesen des Galvanism's verbreitete; eine ausführliche Arbeit über alle seine vorherigen Forschungen in Betreff der abstringirenden Eigenschaften der Vegetabilien und ihrer Anwendung auf den Gerbereiprozeß ließ er — so zu sagen — als Inauguraldissertation während des Jahres seiner Aufnahme in den „philosophischen Abhandlungen" erscheinen. Eine Reihe von Untersuchungen folgten sich jeßt, welche das Vorspiel zu Davy's glänzendster Entdeckung — der Reduktion der alkalischen Substanzen auf ihre metallischen Basen — bildeten; während er aber, mitten in seine wissenschaftlichen Abstraktionen vertieft, neue Instrumente, neue Kräfte und neue Hülfsmittel aufbot, um der schweigsamen Natur ihre Quellengeheimnisse abzunöthigen, vergaß er nicht, mitunter auch wieder rein gemeinnüßige Studien zu treiben. So schreibt er eben in dem Zeitpunkt, wo die Wirkung des Galvanismus auf die Alkalien seinen Geist ganz in Anspruch nehmen zu müssen schien, am 12 September 1807 an seinen Freund Gilbert: „Ich beschäftige mich gegenwärtig wieder viel mit Destillation, und es ist mir Etwas gelungen, was ich für den Kolonialhandel für wichtig halte, nämlich dem Rum seinen brandigen Geschmack zu benehmen, und ihn in reinen Spiritus zu verwandeln." Eben so pflegte Davy nebenher auch seiner Liebhaberei für das Fischen, worin er eine wahre Virtuosität besessen haben soll. Doch es ist uns hier hauptsächlich um die Bildungsgeschichte des wissenschaftlichen Geistes zu thun. In dieser Beziehung bemerkt unser Biograph: „Indem wir im Hinaufsteigen begriffen sind, ist es erquickend, gelegentlich eine Pause zu machen, und einen Blick auf den Horizont zu werfen, der sich uns im Verhältniß der Erhebung mehr und mehr erweitert. Welchen unermeßlichen Schritt that man in der Erkenntniß der Natur durch die Zersetzung der Alkalien und Erden! Wie viel neue Ansichten, die zur Lösung neuer Probleme führten, wurden in den mit der Chemie verwandten Wissenschaften durch die Kunde von der Zusammensetzung dieser Körper und die daraus entspringenden Analogien nicht eröffnet? Ist z. B. in der Geologie nicht nachgewiesen worden, daß bei der Bildung der Gesteine und Erden Kräfte thätig sind, von deren Existenz man vordem gar Nichts wußte? Es scheint außer Zweifel, daß die Erdmetalle nicht auf der Oberfläche der Kugel bleiben können, und daß sie also wohl einen Hauptbestandtheil ihres Innern ausmachen; wie mancherlei läßt sich aus diesen Prämissen nicht für die Erklärung der Erscheinungen der Vulkane, der Entstehung der Laven, den Wirkungen unterirdischer Hiße folgern, was dann zu einem allgemeinen System der Geologie führen mag?"

Das Jahr 1812 brachte eine wesentliche Veränderung sowohl in dem Charakter als in der Art der Thätigkeit Davy's hervor. „Sein wissenschaftlicher Ruf," fährt Dr. Paris fort, „war zu den Ohren des Prinzen Regenten gedrungen, und am 8 April empfing er bei dem Levee in Carltonhouse aus den Händen Sr. k. Hoheit die Ehre des Ritterthums. Der Prinzregent, der früher in Bezug auf Verleihung von Auszeichnungen beschränkt gewesen, machte gegen Davy das erste Mal von seiner ausgedehnteren Vollmacht Gebrauch. Am folgenden Tag hielt Sir Humphrey seinen Abschiedsvortrag vor den Mitgliedern des k. Instituts; im Begriff eine neue Stufe in der Gesellschaft einzunehmen, sagte er diesen öffentlichen Verhältnissen Lebewohl, in denen er bisher eben so sehr der Welt zum Vortheil als ihm selbst zur Ehre sich befunden hatte. Wie fern er dadurch glücklicher geworden sey, will ich nicht entscheiden; aber unerwähnt lassen darf ich nicht, daß er deßwegen weder sein Streben für das Interesse der Wissenschaft, noch seine gewohnten Arbeiten im Dienst derselben aufzugeben gemeint war. Doch entging es seinen Freunden nicht, daß ihm jeßt noch andere Plane des Ehrgeizes als die des Gelehrten vorschwebten. Mit dem Reichthum, den er zu Verfügung zu bekommen anfing, mochte er die Sphäre seines Wirkens auszudehnen und seine Bedeutung in der Gesellschaft zu erhöhen hoffen. Seine Ansichten wurden aristokratischer; er entdeckte Reize des Rangs, die er vorher nicht wahrgenommen, und betrachtete patrizische Bevorzugung nicht mehr mit philosophischer Gleichgültigkeit. Am 11 April vermählte sich Sir Humphrey mit Frau Apreece, der Wittwe des Hrn. Stuckburgh Ashby Apreece, der Tochter und reichen Erbin des Hrn. Karl Kerr von Kelso."

Nach dieser Periode sehen wir Davy bei jeder Sißung der k. Gesellschaft mit Vorträgen über die feinern Zweige der Chemie auftreten; und im Junius 1812 gab er unter dem Titel „Elemente der Chemie (the elements of chemical philosophy) eine Sammlung seiner bisherigen Leistungen heraus, auf welche er im Jahre 1815 seine Elemente der Agrikulturchemie folgen ließ. Dieses Werk war das erste dieser Art, das in England erschien, und hat das besondere Verdienst, daß es nicht nur die Wissenschaft überhaupt vorwärts brachte, sondern daß es auch den Geschmack daran, namentlich unter den höhern Ständen, allgemeiner verbreitete. „Die leidenschaftliche Lust, mit welcher Davy hier die ewig wechselnden Formen der Schöpfung betrachtet," sagt Dr. Paris, „theilt sich unwillkürlich mit; man wandelt mit ihm auf den frischen Auen der Frühlingssonne, man seßt sich mit ihm auf die von Veilchen durchduftete und mit Schlüsselblumen geschmückte Rasenbank, und freut sich mit ihm der erneuten Herrlichkeit der Natur." Die praktischen Vortheile, welche die englische Landwirthschaft Davy's bewunderungswürdigem Elemente in Bezug auf Verbesserung und Düngung des Bodens verdankt, sind unermeßlich.

Im Herbst 1813 erlangte Sir Humphrey Davy von Napoleon die Erlaubniß zu einer Reise durch Frankreich, und wir erfahren von seinem Biographen, daß die erwartete Ankunft des engl. Chemikers mehr als einen Monat lang den Gegenstand des Tagsgesprächs der pariser Gelehrten abgab. Unter denen, die sich am Lautesten zu seinem Preis vernehmen ließen, war Ampere; weßhalb denn auch Davy zuerst bei diesem Herrn eingeführt zu werden begehrte, der ihm als der einzige Chemiker in Paris galt, der

seine Verdienste zu würdigen wüßte; eine Meinung, die er gar nicht verhehlte, was man ihm unter der dortigen gelehrten Welt etwas übel nahm. Indeß ging Nichts über die Artigkeit, mit welcher der englische Chemiker aufgenommen wurde. Die Wissenschaft feierte einen glänzenden Triumph über die Nationalanimosität in einer Huldigung gegen das Genie, eben so ehrenvoll für Die, welche sie darbrachten, als für Den, welcher sie empfing; „allein," fügt der Biograph hinzu, „es wäre ein Verstoß gegen die historische Treue, wenn ich behaupten wollte, daß Davy das freundschaftliche Entgegenkommen der französischen Gelehrten auf eine Art erwiedert hätte, wie die Freunde der Wissenschaft wünschen mochten. Er benahm sich mit einer vornehmen Nachlässigkeit, welche eben so sehr befremdete als verletzte. Was er aber auch von den Talenten oder Verdiensten der dortigen Chemiker halten mochte, auf jeden Fall war es Schwäche und Uebermuth von ihm, seine geringe Meinung auf diese Weise an den Tag zu legen." Davy's wärmste Verehrer gestehen zu, daß er während des Kulminationspunktes seines Ruhms einen gewissen Ehrgeiz darein setzte, für den alleinigen Entdecker irgend eines neuen chemischen Resultats angesehen zu werden. Diese Bemerkung findet unter Anderem auf seine Untersuchungen über die nachher unter dem Namen Jodine bekannt gewordene Substanz ihre Anwendung, und sein Biograph kann ihn kaum durch sein Interesse für die Wissenschaft gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß er den französischen Gelehrten auf eine nicht ganz edle Art die Ehre einer Entdeckung, die sie vorbereitet hatten, aus den Händen gespielt habe.

(Schluß folgt.)

Das amerikanische Nordwestland.

3. Neu-Archangel.

Die Hauptniederlassung der Russen und der Regierungssitz ihrer amerikanischen Besitzungen befindet sich auf der St. Georgsinsel, wo sie vor einigen Jahren die Stadt Neu-Archangel angelegt haben. Die Russen haben jedoch nur die Westküste inne; der Rest der Insel wird von unabhängigen Völkerschaften bewohnt, die mit denen des benachbarten Festlandes von gleicher Abstammung sind; die erste russische Ansiedlung, Sitka genannt, wurde durch sie im J. 1808 zerstört. Neu-Archangel zählt etwa 1000 Einwohner, darunter 250 Russen, Creolen oder Mestizen; die übrigen sind Kodiaken. Die Festungswerke, die Magazine, die Kasernen, der Stapel und alle Häuser sind von Holz. Der Gouverneur, welcher ein Oberst ist, hat hier seinen Wohnsitz. Die russische und kreolische Bevölkerung ist sammt und sonders zum Kriegsdienst verpflichtet und lebt in beständiger Fehde mit den wilden Horden. Der Verkehr mit dem Mutterlande geht über Ochotsk; zuweilen werden auch von Petersburg um das Cap Horn Schiffe hingeschickt. Zwei Fregatten und zwei Korvetten verrichten gewöhnlich den Dienst in diesen Gewässern; die Kompagnie besitzt gegen fünfzehn Fahrzeuge verschiedener Größe von 20 bis 200 Tonnen; diese wie die meisten der Staatsschiffe sind in Neu-Archangel gebaut. Die kleinen Schiffe dienen dazu, das Pelzwerk längs den Küsten zu sammeln, oder die fünfzig bis sechzig Segel starken Caputenflotten zu eskortiren, die auf den Fischfang fahren. Mit den größern Schiffen, auf welchen in der Regel Offiziere von der kaiserlichen Marine befehligen, wird die Verproviantirung der Kolonie besorgt; sie holen aus Obercalifornien Vieh, Getreide, Hülsenfrüchte und andere Gegenstände, oder man sendet sie mit feinen Töpferwaaren nach Ochotsk und läßt sie daselbst Artikel laden, die von den Karawanen dahin geführt werden. Da das ochotsk'sche Meer jedoch nur vom Mai bis zum September befahrbar ist, so entbehrt die Kompagnie oft dieser Beihülfe; in diesem Fall verschafft sie sich von den amerikanischen Schiffen, welche die amerikanische Nordwestküste besuchen, das Benöthigte — nämlich geistige Getränke, Tücher, Salz, Tabak, Zucker und verschiedene chinesische Produkte. Alle diese Gegenstände werden mit Pelzwerk bezahlt. Die amerikanischen Schiffe helfen der Kompagnie auch bisweilen ihr gröberes Pelzwerk nach China verführen, oder den Küstenhandel treiben. Die Russen waren die ersten, welche die Bedeutung der Sandwichinseln für den Handel der Nordwestküste mit China fühlten; sie siedelten sich deßhalb in Atoai an, zogen aber wieder ab, als Tammeamea darüber beunruhigt schien.

4. Bodega.

Seit 1808 haben die Russen eine Niederlassung zu Bodega, das einst zu Obercalifornien gehörte. Obgleich der Hafen nicht vorzüglich ist, so gewinnt er doch durch seine Lage für sie eine große Wichtigkeit — als Entrepot für die Waaren, die sie aus Obercalifornien beziehen, für die Industrieprodukte, die sie für den Tauschhandel brauchen, und für die Pelze, die sie nach China bestimmen. Anfangs machten die Russen aus Bodega eine Station, von welcher ihre Kodiaken ausgingen, um die benachbarten Küsten auszubeuten. Darf man den Creolen von San Francisco glauben, so haben diese Indianer während der drei Jahre 1809 bis 1811 in diesem einzigen Hafen 8000 Fischottern getödtet. Etliche und dreißig Europäer und 500 Kodiaken bilden die ganze Bevölkerung der russischen Niederlassung, die an der Mündung der Slavinska-Roß liegt. Bei dem Hafen ist Nichts zu sehn als ein Magazin und eine hölzerne von einigen Indianern bewohnte Kaserne. Die Umgebungen von Bodega sind weniger fruchtbar als die übrigen Theile von Obercalifornien; zwar wachsen schöne Bäume da, aber der Hafen erlaubt nicht große Schiffe zu bauen.

5. Nutka.

Die Quadra- und Vancouvre-Insel, nach einem der Völker, die darauf wohnen, Nutka genannt, ist das südlichste unter den Eilanden der Nordwestküste; sie ist noch unabhängig. Die Nutkadier gleichen im Ganzen den Eingebornen des Festlandes; nur ist ihre Gesichtsfarbe auffallend weißer. Neben der ekelhaftesten Unreinlichkeit verrathen sie eine außerordentliche Gefallsucht; sie glauben, sie könnten nicht erscheinen, wenn sie nicht mit Wallfischöhl gesalbt und mit Oker eingerieben sind; auf die Haare streuen sie Flaum, und jeder führt eine kleine Büchse mit den zu seinem Putz erforderlichen Gegenständen bei sich. Sie tragen eine Art Hüte von stumpfer Kegelform, die sie aus den Fasern einer Wurzel verfertigen. Seit ihrem Verkehr mit Europäern rauchen sie Tabak; ihre Pfeifen verstehen sie mit hübschen Bilderchen zu verzieren. Die Häuptlinge allein dürfen zwei Weiber haben; auch genießt jeder Häuptling eines Stammes ein Vorrecht auf den Wallfischfang. Dazu bereitet er sich durch religiöse Gebräuche vor, und seine Erfolge werden durch mehrtägige Feste gefeiert. Die Nutkadier erkennen ein gutes Prinzip, das sie verehren, und einen bösen Geist, den sie verabscheuen. Die Häuptlinge sind zugleich Priester. Eben so ist ihnen, wie es scheint, die Vorstellung von einem künftigen Zustand nicht fremd; doch geben sie den Todten keine Lebensmittel mit in's Grab. Das gemeine Volk wird überall beerdigt; dagegen haben die Häuptlinge einen besondern Begräbnißplatz, und ein hölzerner Wallfisch, das Symbol ihrer Geschicklichkeit, bezeichnet ihre Ruhestätte. Die Insulaner bestehen aus vielen feindseligen Stämmen.

Vermischte Nachrichten.

Die schon oft angeregte Rechtsfrage: ob ein Künstler um die Erlaubniß angegangen werden müsse, wenn man eines seiner Gemälde durch Lithographie oder Kupferstich nachbilden will, selbst wenn es schon an einen Dritten verkauft worden ist? kam unlängst vor einen Gerichtshof zu Paris. Es betraf das Gemälde Gerard's, die Schlacht bei Austerlitz, und der Gerichtshof entschied, daß dem Künstler, selbst wenn er sein Werk verkauft habe, noch das Recht bleibe, in jener Hinsicht darüber zu entscheiden.

•

In England begnügen sich die Schauspielerinnen, wie es scheint, nicht immer damit, Herzoginnen, Gräfinnen und Baronessinnen zu spielen; sie leben sich so in ihre Rollen ein, daß sie es zuweilen auf Lebenszeit wirklich bleiben. So hat neuerdings die bekannte englische Schauspielerin Miß Foote sich mit dem Grafen von Harrington vermählt; sie steht gegenwärtig in ihrem 33sten, der Earl in seinem 51sten Jahre. Miß Foote ist bereits die sechste Schauspielerin in England, die von einem Pair geheirathet wurde. Die erste war Miß Fenton, die den Herzog von Bolton heirathete, die zweite Miß Farren, die Gräfin von Derby wurde, die dritte Miß Brunton, Gräfin von Craven, die vierte Miß Bolton, Baroneß Thurlow, die fünfte Miß Mellon (Mistreß Coutts), Herzogin von St. Alban's, die sechste Miß Foote. Vor ihrer Vermählung trat sie ihr Vermögen, das sie auf ihrer Kunstlaufbahn erworben hatte, an ihre Eltern ab, die der kirchlichen Feierlichkeit beiwohnten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 121. 1 Mai 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

3. Rußland und Polen.

(Fortsetzung.)

Es ist schon oft gesagt worden, daß eine theilweise oder völlige Vereinigung Polens mit Preußen für ganz Europa vortheilhaft werden würde, indem hiedurch ein neu aufblühender Staat, der durch seine Lage zunächst der Gefahr ausgesetzt sey, verstärkt und somit das Gleichgewicht erhalten werde. Außerdem bildete man sich auch ein, Polen neige in dem Interesse seines Handels und der Civilisation mehr zu Preußen hin, als zu einem andern Nachbarstaate; beide vereint würden zur Botmäßigkeit des baltischen Meeres gelangen, und über Deutschlands wichtigste Interessen gebieten. Abgesehen von den ungeheuern Schwierigkeiten, die sich in Sprache, historischer Erinnerung und Religion erheben, ist noch zu bemerken, daß Polen nie gleich Böhmen dem deutschen Staatskörper einverleibt war, vielmehr jederzeit sich den vielen Versuchen der deutschen Kaiser, eine Oberlehensherrlichkeit bei Verleihung der polnischen Krone sich anzumaßen, standhaft widersetzte. Die Polen sind nicht deutschen, weit mehr russischen Stammes, am Wenigsten aber können sie der sehr zweifelhaften Nationalität Preußens oder Oesterreichs sich anschließen. Preußen hat kein Recht, die Mündungen jener großen Ströme zu beherrschen, die Polens Handel mit der Schifffahrt auf dem baltischen Meere in Verbindung setzen würden, wären sie nicht durch widerrechtliche Besitzanmaßung verschlossen. Allerdings wird jetzt der Handelsverkehr der Weichsel auf preußischem Grund und Boden getrieben, aber mit welchem Recht hat Preußen die polnischen Städte Danzig und Thorn in Besitz? Polnische Produkte und Schiffleute, polnisches Kapital und polnische Schiffe unterhalten diesen Verkehr und er ist somit in jedem Betracht ein polnischer und würde, wenn Polen in sein Recht eingesetzt wäre, als solcher unter polnischer Flagge getrieben und diese wie die eines jeden unabhängigen Staates geachtet werden. Noch zwei andere Gründe wirken mit gegen eine innige Vereinigung der beiden Staaten. Die Polen erinnern sich, daß Preußens unabhängiger Bestand ihnen vormals durch die Ritter des deutschen Ordens abgezwungen worden, die sich lange begnügt hatten, es als Lehen der polnischen Krone zu besitzen — sie erinnern sich, daß Preußen der Name einer alten polnischen Provinz ist, die als solche noch unter den Titeln der polnischen Könige aufgeführt wird. Bis zum Jahre 1772 besaßen die Markgrafen von Brandenburg, die Nachfolger des deutschen Ordens, nur die Hälfte dieser polnischen Provinz, von der sich ihr schwach begründeter Anspruch auf den Königstitel herleitete, und die allzeit das herzogliche Preußen genannt wurde. Erst durch die letzten Theilungen gelangten sie auch zur andern Hälfte, zum königlichen Preußen, d. h. jenem Preußen, das noch immer zur Krone Polen gehört hatte und deßhalb zum Unterschiede von dem, das die Markgrafen als lehnbare Herzoge besaßen, das königliche genannt wurde. Spätere geschichtliche Erinnerungen sind gleichfalls nicht geeignet, die Kluft zwischen beiden Staaten auszufüllen. Es ist bekannt, daß Preußen zuerst den Vorschlag zur ersten Zertrümmerung Polens that, und bei der zweiten Theilung war es die treulose Politik des damaligen Königs, welche die Schaale Polens sinken machte.

Für eine Vereinigung Polens mit Oesterreich pflegt man ihre gemeinschaftliche Religion geltend zu machen, indem man zur Begründung dieser Idee das Beispiel Böhmens aufführt, das sich noch durch die andern österreichischen Besitzungen, die nicht von deutschen sondern slavischen Volksstämmen bewohnt sind, unterstützen läßt. Allein ungeachtet sich beide zu einer und derselben Glaubensform bekennen, so sind sie doch im Geiste völlig verschieden. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß die Polen selbst in frühern Zeiten durchaus tolerant in Gesinnung und Gesetzen waren, Oesterreich aber und besonders Böhmen gerade das Gegentheil. Was ihre Stammverwandtschaft betrifft, so sind die Böhmen ein Zweig der slavischen Völkerfamilie, der von den Polen so sehr verschieden ist, als diese von den Russen, auch sind beide Nationen in keiner Periode der Geschichte in besonderer Verbindung gestanden. Schlesien war freilich einst eine Provinz von Polen und spricht noch seine Sprache, aber Schlesien gehört nicht mehr ganz zu Oesterreich. An Oesterreich verabscheuen die Polen mit Recht die schreiende Undankbarkeit einer Macht, die ihr gegenwärtiges Bestehen nur dem ritterlichen Muthe des Johann Sobieski schuldig ist. Oesterreich war unter den drei Mächten die erste, die ihre gewaltthätige Hand ausstreckte, Polen zu zerreißen, indem sie sich der Grafschaft Zips bemächtigte (1772), eines an sich unbedeutenden Gebietes, das südlich der karpathischen Gebirgskette gelegen ein eben so schwer zu vertheidigendes Nebenland von Polen bildete, wie Navarra von Frankreich oder Nizza von Piemont. Leicht hätte man sich über eine Abtretung desselbe verständigen können, aber Oesterreich zog eine ungerechte Besitzer-

greifung vor, obgleich es das rechtmäßigste Eigenthum Polens war; denn bei dieser Gelegenheit konnte es die Reihe von ungegründeten Ansprüchen eröffnen, die, auf dunkle Verhandlungen des Mittelalters gestützt, für Ungern die sogenannten Königreiche Gallizien und Lodomirien zurückforderten, deren vormaliger Bestand eben so wenig zu erweisen seyn dürfte, als sie jemals mit Ungern verbunden waren. Zwar war vor Zeiten der Norden Ungerns und der Süden Polens unter einem Volksstamme vereint, aber es waren nicht Ungern in Polen, sondern Slaven in Ungern, *) so daß, wenn Dieß ja ein Recht begründen konnte, sich daraus eher ein Anspruch Polens auf Ungern als Ungerns auf Polen herleiten ließe.

Eines der größten Hindernisse für das Aufblühen des polnischen Handels ist die ungeheure jüdische Bevölkerung geworden, die seit ihrer Niederlassung im eilften Jahrhundert dieses Land mit der Fruchtbarkeit des Unkrautes überwuchert hat. Hiedurch wurde der Aufwuchs eines Mittelstandes erstickt, den jede Nation zu ihrem Nachtheile entbehrt, jemehr ihre höhern Stände in der Civilisation fortgeschritten sind. Eine Verbindung mit Deutschland würde diesem Uebel nicht steuern, ebenso wenig würde der polnische Verkehr durch den Einfluß der deutschen Handelsleute besonders gefördert werden. Als unabhängiger Staat mußte Polen nothwendig großen Handelsverkehr mit den Deutschen gehabt haben, indeß, obgleich es diesem Volke manche für das Leben nützliche Kunst verdanken mag, zu seinen Fortschritten in den höhern Regionen des Wissens, der Literatur und Civilisation stärkte es sich gleich den übrigen europäischen Nationen aus der Hauptquelle — Italien. Und aus dieser schöpfte es Mehr, als viele andere ihr näher gelegene Völker.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ihr Name (Slowaken) und ihre slavische Sprache geben noch bis auf diese Stunde davon Zeugniß.

Kupffers Reise nach dem Kaukasus.

5. Ausflug nach den Thälern der Malka und der Urda.

(Schluß.)

Angelangt am Ufer der Urda wiesen unsere tscherkessischen Führer uns einige Stücke von einem mit Glimmer durchsäten Thonschiefer, den sie für eine Bleimine hielten; doch in einiger Entfernung, sagten sie, gebe es noch mehr. Der General entschloß sich, ihnen noch weiter zu folgen. Da wir unmöglich heute nach unserem Lager auf dem Mohammedshügel zurück konnten, um daselbst zu übernachten, so sandte der General einen Boten hin, um unsre Zelte nach dem Thal schaffen zu lassen, in welchem wir gefrühstückt hatten. Um aus dem Urdathal herauszukommen, mußten wir einen sehr gähen Abhang hinauf, der mit einigen Birken bewachsen war; nach drei Stunden ging es wieder bergab nach einem nicht unbedeutenden Fluß, der nach dem Berg, in dem er entspringt, Kindschal heißt; von da, berichteten uns die Tscherkessen, habe man noch sechs Werste bis zu den Bleiminen; da jedoch der durch Regen und Schneeschmelzen angeschwollene Fluß an mehreren Orten aus den Ufern getreten, so sey in diesem Augenblick der Weg dahin nicht gangbar. Ueberdieß war es bereits Nachmittags drei Uhr und wir insgesammt von Müdigkeit erschöpft; weßhalb der General den Rückweg zum Lager antreten ließ. Die Schrecken dieses Zugs schweben noch lebendig vor meiner Einbildungskraft. Mit eilendem Schritt wanderten wir längs grauenvollen Abgründen hin; bald bog der Pfad um Felsen, über deren Trümmer die Pferde stolperten, bald führte er über stark abschüssige von Schneewasser schlüpfrige Wasengründe. Die Sonne neigte sich und die Nacht drohte uns zu überraschen, als wir noch längs der innern Seite des Kindschal hinwanderten; der Weg war zwar mehrere Schuh breit, aber so steil, daß die Pferde mühsam über den unter ihren Füßen ausgleitenden Kies schritten, rechts erhob sich die Felsenmauer, links gähnte uns der Abgrund an. Glücklicherweise erreichten wir vor Beginn der Nacht die Ebene, und trafen beim schönsten Mondschein in unserm Lager ein. Die Nacht über hatten wir eine Kälte, die doch noch einige Grade über dem Gefrierpunkt blieb. Am folgenden Morgen kehrten wir zu unserem Hauptlager an der Steinbrücke der Malka zurück. — —

Hinter Garetschvodsk trafen wir nicht eher Kalkgestein als auf dem Herabweg an der Malka. Dort auf dem andern Ufer des Flusses erhoben sich Berge von besonderer Gestalt, und man findet an ihren Seiten die ungeheuren eckigen Blöcke wieder, die man schon früher in dem Gebiet der Hypanitensandsteinformation gesehen hat. Obgleich das Gestein horizontal gelagert ist, so bietet es doch eine Menge senkrechter Spalten dar; die Felsen, aus welchen es besteht, sind ungemein steil; dieser Sandstein zeichnet sich durch die Ostraciten aus, die er enthält. Die Malka trennt lange diese und die erwähnte Kalksteinformation. Von der steinernen Brücke der Malka bis zum Kindschal (im Türkischen, Dolch) durchzogen wir die Sandsteinformation in der Richtung von Norden nach Süden; sie erhebt sich zu einer Höhe von 5 bis 6000 Fuß über den Meeresspiegel, und bildet Plateau's von beträchtlichem Umfang, die nach allen Richtungen von Spalten und Vertiefungen durchschnitten sind, so daß die horizontale Schichtung dieser Gebirgsart zu Tage liegt. Auf dem Haimascha endlich, unfern dem Mahmed-Kurgan, von wo aus man das Thal des Baksan entdeckt, mischt die Sandsteinformation sich mit jener Kalksteinformation, auf welcher sie ruht, und die eines der ältesten Kalkgesteine des Kaukasus ist.

Auf dem Ausflug nach dem Kindschal und dem Thal der Urda hatte ich Gelegenheit sekundäre Formationen zu studiren, welche ein höheres Alterthum als die des Ostraciten-Sandsteins haben. In dem Kalkstein, welcher diesem Sandstein zur Unterlage dient, bemerkte ich keine Fossilien. Auf dem Haimascha ist dieser Kalkstein, obgleich meist kompakt, mit kleinen Blättchen von kohlengesäuertem Kalk durchsät. Die Felsen längs den Ufern der untern Urda sind von dieser Formation, die ich die gryphitische Kalkgebirgsart nennen möchte, da ich später sehr große und schöne Exemplare von diesem Fossil in einem Kalkstein entdeckte, der, wie ich glaube, der nämlichen Formation angehört.

Der Inal, der Kindschal und der Permamuk machen mit einander eine eigene Bergkette aus; es ist Dieß die höchste der sekundären Gebirge und die der Centralkette am Nächsten gelegene; sie sind so zu sagen der zerrissene Rand einer langen und weiten Spalte von deren Boden die trachytische Kette emporsteigt, an welche diese

sekundären Formationen sich anzulehnen scheinen würden, wenn sie nicht durch tiefe Thäler davon geschieden wären, worin man einige Zwischenformationen durchbrechen sieht. Der Kindschal und der Bermamük bestehen aus demselben grauen kompakten Kalkstein, der meines Dafürhaltens zu der gryphitischen Art gerechnet werden muß, wiewohl ich auf diesen Bergen die Fossilien nicht fand, die auf den niederen Punkten und an mehreren Abgründen gegen die Zentralkette hin sich mit dem Sand vermengen, und endlich zu einem ächten Sandstein werden, der dem ostracitischen Sandstein an Alter noch vorgeht. Diese beiden Formationen erreichen eine Höhe von 7 bis 8000 Fuß über dem Ocean.

An der obern Urda hinab kamen mir die ersten Zwischengebirgsarten vor; zu gleicher Zeit aber auch Laven und amphibolisches Gestein. Wenn die bis jetzt beschriebenen Arten in horizontaler Lagerung oder mit unmerklicher Erhebung gegen die Zentralkette erscheinen, so zeigt sich in der Schichtung der Zwischengebirgsarten die größte Regellosigkeit. Die Ursache dieser Umkehrungen ist indeß kein Geheimniß. Kaum beginnt die gryphitische Kalksteinformation in ihren tiefern Lagen sich mit Sand zu vermischen, und sich in Sandstein zu verwandeln, so sieht man sie an verschiedenen Stellen aufgehoben und zerrissen durch schwarze und rothe Laven und im Verein mit kompakten trachytischen Massen. Unten in der Kluft, wo die Urda sich mit Ungestüm von Fels zu Fels wälzt, trafen wir umgestürzte Schichten von Thonschiefer. Die somit auf der Grenze des Sandsteins und des Thonschiefers befindlichen Laven sind meistentheils von schwarzer Farbe, voll sehr verlängerter in bestimmten Parallelen fortlaufender Schwülste (boursouflures), so daß es scheint, die Laven haben von den aufliegenden Schichten, indem sie durch dieselben durchdrangen, einen starken Druck erlitten. Diese Schwülste sind ganz leer; man entdeckt darin mit Ausnahme einiger fast mikroskopischen Punkte keine Spur von Substanzen, welche so häufig die Höhlen anderer Laven füllen. Manchmal hüllen sie kleine Krystalle von Hornblende in ihre Paste ein. An andern Orten sind die Höhlungen sehr selten und sehr klein; die Masse wird außerordentlich kompakt, nimmt ein mit kleinen schmutzig rothen Flecken gesprengeltes Grau an, spaltet sich in Schichten von geringer Dicke und zeigt im Ganzen den mineralogischen Charakter einer trachytischen Paste; die Krystalle von glasichtem Feldspath fehlen jedoch und hie und da gewahrt man keine glänzende bronzefarbene Glimmerpunkte. Mitunter wechselt der Thonschiefer mit einer Art Grauwacke, die sich von der gewöhnlichen durch ihre weiße Farbe unterscheidet. Die Schichten dieser Gebirgsart sind sehr geneigt; an den Ufern des Kindschal namentlich erscheinen die Thonschieferlagen so regellos, daß man leicht die durch den Einbruch trachytischer Massen, welche alle Thonschieferformationen durchdringen, verursachte allgemeine Revolution erkennt.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Um eilf Uhr wurden die Angeklagten hereingebracht, auf deren Gesichtern Offenherzigkeit und heitere Unbefangenheit zu lesen war. Die meisten von ihnen trugen Schnurrbärte. Von allen Seiten grüßte man sie und schüttelte ihnen die Hände. Von den Geschwornen wurden von Seite des Generaladvokaten Miller vier verworfen, unter ihnen Martin Lafitte, Bruder des vormaligen Ministers. Die Angeklagten wiesen gleichfalls einige zurück. Die Angeklagten waren folgende:

Sambuc aus Toulouse, sechs und zwanzig Jahre alt, Aubry, zwanzig, Danton, acht und zwanzig, Lenoble, drei und zwanzig, Kandidaten der Rechtswissenschaft; Rouhier, drei und zwanzig, und Pointis drei und zwanzig Jahre alt, Studenten der Arzneikunde; Chaparre, ein und zwanzig Jahre, Student der Pharmazie: Trelat, fünf und dreißig Jahre, Arzt; Lebastard, fünf und zwanzig Jahre, Architekt; L. Th. A. Garnier, zwanzig Jahre, Handlungsreisender; Pennard, fünf und zwanzig Jahre alt, Uhrmacher; Guinard, dreißig Jahre, Gutsbesitzer; Chauvin, neun und zwanzig Jahre, Maler; Guilley, ein und dreißig Jahre alt, Adjutant der Artillerie der Nationalgarde; Pecheux d'Herbinville, bei derselben Waffe im Dienste; Gouedin, sieben und vierzig Jahre, Geschäftsführer; Cavaignac, dreißig und L. Ch. Garnier, acht und zwanzig Jahre alt; Francfort, ein und zwanzig Jahre alt, in contumaciam.

Der Anklageakt war im Wesentlichen folgenden Inhaltes:

„Eine bewaffnete Pöbelmasse griff in den Dezembertagen Abtheilungen von Nationalgarden im Dienste an, entwaffnete einige, verwundete andere. Eine Anzahl dieser Unruhstifter wurde gefänglich eingezogen. Allein es genügte nicht, diese auf frischer That Ergriffenen zur Bestrafung den Gerichten zu überliefern. Es war augenscheinlich, daß diese nur Werkzeuge in fremder Hand waren, die im Verborgenen die Unzufriedenheit nährte, und zu gewaltthätigen Auftritten gegen die bestehende Regierung anstiftete. Es mußte der öffentlichen Gewalt daran liegen, die Urheber dieser Unruhen, zu denen der damalige Ministerprozeß nur den Vorwand lieh, an's Licht zu ziehen. Nähere Untersuchungen haben nachgewiesen, daß die Volksbewegungen von geheimen Gesellschaften geleitet wurden. Eine derselben, „die Gesellschaft der Freiheit, Ordnung und des Fortschreitens," hatte geheime Satzungen folgenden Inhaltes: „In Betracht der wichtigen Verhältnisse, in denen sich Frankreich und ganz Europa befindet, und in dem Wunsche, unserer glorreichen Revolution ihren vollen Erfolg zu sichern, haben wir uns entschlossen, alle Mittel aufzubieten, die mit der Ehre verträglich sind, um Frankreich wieder in die Stellung zurückzuführen, in der es sich am 29 Juli befand; zugleich soll ein Aufruf an die Nation ergehen, auf die unzweideutigste Art ihren Willen kund zu geben. Jedes Mitglied soll (nach diesem vierzehn Artikel enthaltenden Statute) schwören, über alle Angelegenheiten der Gesellschaft das tiefste Stillschweigen zu beobachten, bei Strafe, für seinen Verrath von Jedem der Gesellschaft zur Rechenschaft gezogen und bis in den Tod verfolgt zu werden. Wenn eines der Mitglieder in die Hände der öffentlichen Gewalt fällt, machen sich seine Brüder zu jeder möglichen Hülfeleistung verbindlich. Jedes Mitglied hat eine Flinte mit fünfzig Patronen bereit zu halten. Ein diplomatisches Comite der Gesellschaft soll sich mit allen andern Verbrüderungen, die ein gleiches Ziel haben, in Verbindung setzen. Schriftliche Mittheilungen sollen nie gemacht werden. In wichtigen Augenblicken soll ein regelmäßiger Dienst eingeführt werden, so daß einige Mitglieder jederzeit bereit sind, den Präsidenten von Allem, was vorfällt, in Kenntniß zu setzen. Das diplomatische Comité soll seine Spähér im Luxemburg wie in der Deputirtenkammer haben. Der Präsident, die Mitglieder des diplomatischen Comite's und der Sekretär bedienen sich eines Loosungswortes. Jedes Mitglied hat auf Befehl des Präsidenten unfehlbar an Ort und Stelle zur bestimmten Zeit sich einzustellen und jeden besondern Auftrag unverzüglich auszuführen. Bei einer Bewegung versieht der Präsident, ihm zur Seite der Sekretär und ein Mitglied des diplomatischen Comite's, die Verrichtungen eines Generals, und jedes Mitglied ist ihm zu gehorchen verbunden. Die Gesellschaft wird einen oder mehrere Deputirte aussuchen, um deren Schutz sie sich bewerben will u. s. w." — Der Zweck dieser Gesellschaft, der sich deutlich genug in ihren Statuten ausspricht, erhellt noch mehr aus anderen Beweismitteln. In einer Rede, die man in der Wohnung Aubry's wegnahm, fand sich folgende Stelle: „Es besteht über den Zweck der Gesellschaft keine Verschiedenheit der Meinung unter uns. Wir Alle wünschen die Republik — sollten wir nicht für sie unser Blut bis auf den letzten Tropfen vergießen wollen?" Im Tagbuche Sambuc's *)

---

*) Sambuc hatte die Gewohnheit, in seinem Tagbuche jeden Schritt und Tritt, jedes Wort, jede Begegniß jeder Stunde des Tages aufzuzeichnen.

liest man unterm 17 Dezember folgende Stelle: „In der Sitzung angekommen um acht Uhr. Wichtiger Vortrag des M. D. — Provisorische Regierung aus sechs Mitgliedern, jedes mit zwölftausend Franken und ein Präsident mit hunderttausend Franken Besoldung. Aufruf an die Urversammlungen, bei denen jeder Bürger Stimme hat; fünfhundert wählen je einen Wahlmann; hundert Wahlmänner wählen einen Abgeordneten zur Nationalversammlung. Jeder Deputirte erhält zwanzig Franken für den Tag so lange die Sitzung dauert. Der Name des Präsidenten und der sechs Mitglieder werden erst zwölf Stunden vor der Ausführung genannt. Diese werden uns dann jeden Aufschluß geben, den wir verlangen.“ Diese Anzeigen werden noch verstärkt durch die bei Francfort gefundenen Verzeichnisse der Gesellschaftsmitglieder mit Angabe ihrer Geldbeiträge, durch Briefe u. s. w., die keinen Zweifel über die Absichten ihrer Verfasser lassen. In einem derselben heißt es: „Ich bin Republikaner; ich ergreife die Waffen, um zwei illegale Kammern zu verjagen, für eine provisorische Regierung. Das Volk will eine Republik, deren Präsidentschaft es Ihnen anträgt; hierauf erfolge eine Berufung an die Nation, um diese Regierung gut zu heißen, oder eine neue zu wählen.“ Bei Penard wurde ein geschriebener Aufruf an die Handwerksleute gefunden, um ihnen anzuzeigen, daß die Studenten bereit seyen, an ihrer Seite zu fechten, wenn die Minister nicht zum Tode verurtheilt würden. Er gab auf Befragung darauf folgende Erklärung: „Ich glaube, daß die republikanische Verfassung die beste ist, und ich war Mitglied einer Gesellschaft, die zum Zwecke hatte, republikanische Grundsätze auf alle mit der Ehre eines sein Vaterland wahrhaft liebenden Mannes verträgliche Weise zu verbreiten. Ich bin Republikaner, aber ich trachte nicht darnach, die Regierung Ludwig Philipps zu stürzen, wenn diese Regierung der Wunsch der Mehrheit der Franzosen ist.“ Auch Audry, Penard, Rouhier standen auf Francfort's Verzeichniß und hatten Geldbeiträge geleistet. Bei Allen fand man Waffen und Schießbedarf; bei Penard allein drei Flinten, zwei Karabiner mit Bajonetten, alle geladen, ein Taschenterzerol, und neun und dreißig scharfe Patronen. *) Endlich geht aus dem Tagbuche Sambuc's hervor, daß er in genauen Beziehungen mit Trelat, mit dem Präsidenten der Gesellschaft der Volksfreunde, gestanden ist. Trelat ist der vertrauteste Freund eines andern Angeklagten Cavaignac's, unter dessen Batterie er Artillerist war. Man fand bei ihm einen Karabiner, Pulver und Kugeln. Sambuc erwähnt seiner einige Male in seinem Tagbuche, als: „am 17 Dezember um vier Uhr zum Präsidenten der Gesellschaft der Volksfreunde gekommen. Auseinandersetzung von meiner Seite, Antwort, Zweck, Mittel, Billigung, Plan, Zusammenberufung auf Sonntag Morgens.“ — Dann: „Montag am 19 Morgens zu Trelat gegangen, bis zwei Uhr berathschlagt. Um drei Uhr wieder Zusammenkunft, Zusammenberufung, Verhandlung, Mittheilung.“ Auch in Briefwechsel standen Beide.

„Am 26 Dezember, liest man, Brief von Trelat. Im Wagen ausgefahren, um Trelat zu besuchen; Zusammenkunft; nach Hause zurückgekehrt um Mitternacht.“ Trelat könnte demnach jedenfalls wegen Verheimlichung des Komplottes angeklagt werden; Sambuc mußte ihm Plan, Zweck und Mittel mitgetheilt haben; bei ihm war am 19, dem Vorabende der Ereignisse, Zusammenkunft u. s. w. Cavaignac und Guinard, Kapitän der zweiten Batterie, unter der sich, wie unter der dritten, fast lauter Mitglieder der Gesellschaft der Volksfreunde befanden. Man zählte sie allgemein unter Diejenigen, die geneigt gewesen seyen, ihr Geschütz dem Volke zu übergeben; während der drei Tage waren ihre Besuche im höchsten Grade verdachterregend; in der Nacht vom Sonntage auf den Montag hörte man sie geheimnißvolle Redensarten mit einander wechseln; sie waren einem Zeugen als zwei der Regierung bekannte Verschwörer bezeichnet worden, die sie hätte festnehmen lassen sollen; sie waren Montags am 20 Dezember bei dem Gastmahle im Louvre zugegen, wo man äußerte, wenn man einen König nicht brauchen könne, müsse man sich seiner entledigen, wobei man von der Errichtung einer Republik sprach; sie hatten in der Nacht vom Dienstage auf den Mittwoch unter einem Bogen des Pont des Arts mit einigen Bürgern eine Zusammenkunft, wo man sich über die Vorfälle in Paris besprach. Die Artilleristen dieser Batterie hatten unter sich und mit dem Volke gewisse Loosungsworte und ein Zeichen verabredet, wobei sie die Hand an den Kopf legten. Patronen, die nicht von der Regierung kamen, waren unter diese Artilleristen ausgetheilt worden. Ein Grenadier der Nationalgarde will Jemand zu einem der Artilleristen sagen gehört haben: Sollen sie diese Nacht uns übergeben werden? u. s. w. Auch im Tagbuche Sambuc's ist von ihnen die Rede. „Sonntag den 19,“ heißt es daselbst, „Unterredung mit Cavaignac, Zusammenkunft bei ihm, nichts Bestimmtes, nichts Gewisses. Man glaubt, die Napoleonisten wollen morgen angreifen; soll man sie gewähren lassen, oder sich ihnen widersetzen? Wir sind hierüber mit einander nicht Eins geworden.“ Chauvin war Unterlieutenant der Artillerie der Nationalgarde; am 21 Dezember gegen Mitternacht befand er sich im Garten des Luxemburg; er stellte einige Fragen an den Baron Feisthamel und sagte ihm (was nicht wahr war), der Kommandant des Louvre habe ihn gesendet, um zu sehen, was in Luxemburg vorgehe. Am 22 Dezember Morgens gegen drei Uhr sah man ihn am Gitter des Louvre auf der Seite von St. Germain her mit einigen schlechtgekleideten Menschen; seine Kleider waren von Koth beschmutzt. Bei Tagesanbruch des 22 Dezember sah ein Zeuge zwei ziemlich schlecht gekleidete Personen sich dem kleinen Gitter des Louvre nähern, und mit Chauvin, der sich innerhalb befand, sprechen. Er hörte sie sagen: „wir zählen jederzeit auf Euch; wir sind die ganze Nacht thätig gewesen, und wir haben Befehl, die Vorstädte aufzurufen. Ist Der und Der bei Euch?“ — „Ja, ich will ihn holen,“ antwortete Chauvin. Dieser dagegen giebt vor, an erwähntem Gitter mit Artilleristen gesprochen zu haben, die in ihrer bürgerlichen Kleidung anfragten, ob sie ihre Uniform anlegen sollten. Der Zeuge besteht jedoch auf Dem, was er gehört.

Guilley sagte am 21 Dezember zu dem Kapitän Ollivier: „Wollen Sie das Geschütz übergeben?“ Auf eine verneinende Antwort Ollivier's entgegnete Guilley: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; Sie wollen, was wir wollen. Wir haben fünfzehnhundert Mann aus dem pariser Weichbilde zu unserer Verfügung.“ Ollivier erwiederte: „Ich will die Folgen der Revolution; ich bin eben so wenig als Sie mit den Kammern zufrieden; aber man braucht keine Kanonen, ihnen zu Leibe zu gehen. Wenn Sie die Kanonen erhielten, so würden Sie dieselben auf das Palais Royal richten, und ich will nicht, daß dem Könige Etwas zu Leide geschehe.“ Guilley soll ihm gleichfalls einen Vorschlag zu einer Verschwörung gemacht haben, die den Umsturz der Regierung und Bürgerkrieg bezweckte. Guilley will aber zu Ollivier bloß gesagt haben: „Geben Sie auf Ihr Geschütz Acht, man will es wegnehmen.“ Nach der Festnehmung Guilley's schrieb zwar Ollivier einen Brief, durch den er seine zuvor gemachten Aussagen zu entkräften suchte; aber diese sind förmlich, klar und umständlich.

(Fortsetzung folgt)

Man liest darin, wann, wo und wie theuer er gefrühstückt, zu Mittag und zu Abend gegessen, Wen er gesehen und gesprochen u. s. w., so daß diesem ängstlichsten aller Pedanten, der wohl je eine Verschwörung angefangen hat, jeder Augenblick, den er in Paris zubrachte, nachgerechnet werden kann. Sogar, daß er sein Journal schreibe, bemerkte er hie und da. Der Courrier-Français, der dieses Tagbuch giebt, bemerkt dabei, als wolle er eine so kindische Albernheit durchaus nicht von einem Franzosen begangen wissen: „Mehr als einem Leser wird die Genauigkeit dieses Tagbuches auffallen; allein Sambuc ist ein Deutscher, und alle Studenten auf deutschen Universitäten haben die Gewohnheit, ein Journal über die geringfügigsten Umstände ihres täglichen Lebens zu führen.“ In der That, wir Deutsche müssen uns schon über die Maßen ungeschickt benommen haben, daß man jede nur mögliche Dummheit mit solcher Gemüthsruhe uns auf den Hals schieben darf! — Doch hier einige Auszüge dieses wunderbaren Seelenspiegels unsers Landsmannes: 1 Dez. Den Brief an meine Charlotte fertig geschrieben und auf die Post gegeben; um zwei Uhr Vorlesung bei Hrn. Duranton, Besuch bei Hrn. Ducouroy, meine Broschüre gelesen, Bemerkungen, Verbesserungen; ich machte sie, als die Hälfte schon gedruckt war; die „Tribune“ erhalten, um vier Uhr nach Hause gegangen, ein Felleisen gepackt. u. s. w.

5 Dez. Mit Labat um halb zehn Uhr ausgegangen und gebadet. Preis des Bades 75 Cent.; Fleischbrühe 50 Cent., Holz und Trinkgeld 60 Cent, nach Hause gegangen um Mittag; angekleidet; wieder ausgegangen; um zwei Uhr zur Gräfin Morska gegangen; beim Comité gewesen. Berathung bis fünf Uhr; unangenehmer Vorfall; Fiaker gefahren 30 Cent., um zu meinem Vetter zu kommen, wo ich mittagspeiste, meinem Vetter ein Exemplar der Broschüre geschenkt, eines meiner Tante, eines meiner Cousine und ein anderes vergessen; bis neun Uhr geblieben; auf dem Rückwege bei Voltage und Dargent gewesen; Unterredung, nach Hause gekommen; um eilf Uhr niedergelegt u. s. w.

*) Eine Menge bei den Angeklagten gefundene Waffen und Patronen lagen im Gerichtssaale auf einem Tische ausgebreitet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 122. 2 Mai 1831.

Kriegsverfassung der scandinavischen Halbinsel.

1. Schwedische Landmacht.

(Fortsetzung.)

Alle Sonntage wird exercirt. Im Monat Julius sind allgemeine Manöver; dabei geht es zuerst kompagnienweise, dann in Regimentern und manchmal bildet man aus mehrern Regimentern ein oder mehrere Lager. Die Verpflegung der Truppen während dieser Uebungszeit fällt jenen Genossenschaften von Grundeigenthümern zur Last, die über den Betrag der deßhalb zu machenden Zahlung mit der Regierung sich verständigen. Im Durchschnitt kostet der Mann sieben Thaler. Diese kurze Monatsfrist reicht hin, den kolonisirten Truppen eine vollkommen militärische Haltung zu geben; Dieß gilt besonders von der Kavallerie, die sicherlich vor jener mehrerer Nationen Europa's, wo diese Truppen immer unter den Waffen bleiben, den Preis verdient. Auf der andern Seite kommt in Schweden freilich in Betracht, daß die Offiziere, die mitten unter ihren Soldaten wohnen und keine der Zerstreuungen kennen, welche das Garnisonsleben darzubieten pflegt, sie das ganze Jahr unter Aufsicht halten, und somit auf ihren militärischen Charakter um so kräftiger einzuwirken im Stande sind. Alle drei Jahre findet eine große Musterung Statt.

Die Offiziere werden nie aus den Reihen der Soldaten gewählt; meist sind es adelige Jünglinge aus der Militärschule von Carlberg. Sie sind verbunden, ihre Grade nach einer gesetzlich bestimmten Taxe zu kaufen, und genießen das Recht, jährlich sechs Monate Urlaub zu nehmen. Nach der Konstitution von 1809 können bloß Obriste und Generale entsetzt werden, da sie Stellen des Zutrauens bekleiden; die andern Offiziere kann einzig und allein ein gerichtlicher Spruch ihres Grads verlustig erklären.

Die Indeltaregimenter machen die Hauptstärke des schwedischen Heers aus, welches übrigens noch zwei andere Elemente in sich begreift, die angeworbenen aktiven Regimenter (værfade) und die Reserve oder Nationalkonscription. Die drei Regimenter der Garde zu Fuß und zu Pferd, woraus die Besatzung der Hauptstadt besteht, ein Regiment leichter Kavallerie des Kronprinzen und drei Regimenter Artillerie, im Ganzen 5 bis 6000, bilden diesen Theil der Armee, der, wie im übrigen Europa einen regelmäßigen Sold aus dem Staatsschatz empfängt. Diese Truppen sind immer im Dienste. Das Geschützwesen hat man in Schweden sehr vervollkommnet. Es ist unter dem Namen fliegende Artillerie auf eine ganz besondere Art organisirt. Jedes Stück ist mit sieben Pferden bespannt und jedes Pferd wird von einem Artilleristen geritten. Drei andere sitzen auf dem Wagen, so daß die zehn zur Bedienung einer Kanone erforderlichen Personen dieselbe nie verlassen, wie schnell es auch vorwärts gehen mag. Man kann sich vorstellen, wie sehr diese Einrichtung die Beweglichkeit des Geschützes vermehren muß, welche noch überdieß durch die unermüdliche Ausdauer der Landespferde begünstigt wird. Die Kanonen sind meist von Gußeisen, welches man in Schweden von solcher Vortrefflichkeit findet, daß sie nie zerspringen. Der Kronprinz als Großmeister der Artillerie beschäftigt sich viel mit Verbesserung dieser Waffengattung, worin er vorzügliche Kenntnisse besitzen soll. Zu der Nationalreserve, die ihre gegenwärtige Gestalt von dem Grafen Björnstierna erhielt, gehören alle unverheiratheten jungen Leute von 20 bis 25 Jahren. Sie zerfällt nach dem Alter der Konscribirten in fünf Klassen, von denen jedes Jahr eine vierzehn Tage sich versammelt. Diejenigen, an welchen die Reihe ist, bekommen Uniform und Waffen, schließen sich dem kolonisirten Regiment ihrer Provinz an, und die Offiziere dieses Regiments lehren sie das Exercitium. Nach Ablauf dieser zwei Wochen geben sie ihre Ausrüstungsgegenstände an die Obern der Indeltaregimenter wieder ab und diese werden in großen Magazinen unter Aufsicht dieser Offiziere aufbewahrt. Die übrige Zeit sind sie dann von allem Militärdienst frei. Bricht ein Krieg aus, so müssen sie gewärtig seyn, unter die Fahnen gerufen zu werden, bis sie ihr fünfundzwanzigstes Jahr zurückgelegt haben. Es möchte scheinen, daß eine Uebung, die sich auf vierzehn Tage beschränkt, ihren Zweck nur unvollständig erreichen sollte; allein der Charakter des schwedischen Volkes ist so durchaus kriegerisch, daß nach dem übereinstimmenden Urtheil vieler auswärtigen Offiziere als Augenzeugen jene Vereinigung nicht zu kurz ist, um in den jungen Männern zu Allem den Grund zu legen, was einen guten Soldaten bildet.

So beruhen im Grund alle Militärinstitutionen Schwedens auf der Indelta-Armee, die man als das eigentliche Bollwerk der Unabhängigkeit des Landes betrachten kann. Es läßt sich jedoch schwer entscheiden, welches der Einfluß dieser Organisation auf den militärischen Geist des schwedischen Soldaten sey, da sie sich aus einer Zeit herschreibt, die später ist, als die Eroberungen Gustav Adolfs, und früher als die Thaten Karls XII, da folglich die Schweden

vor- und nachher Beweise einer beinahe fabelhaften Tapferkeit und einer von keinem Volk übertroffenen Mannszucht abgelegt haben. Wenn der Ruf der schwedischen Truppen während des siebenjährigen Krieges in Schatten gestellt ward, so darf man die Ursache dieses Verfalls nirgend anders suchen, als in jenem System oligarchischen Verderbnisses, welches Schweden im vorigen Jahrhundert zu Grunde richtete. In dem ungleichen Kampfe Gustavs III in den Jahren 1789 und 1790 gegen die russische Macht schienen die schönen Tage des alten Schwedens wieder zu erstehen.

(Schluß folgt.)

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

3. Rußland und Polen.

(Fortsetzung.)

Endlich hat man anzunehmen beliebt, daß die Vereinigung Rußlands mit Polen oder wenigstens mit Lithauen und den zunächst an der Grenze gelegenen Wojewodschaften naturgemäß und für beider Länder Wohlfahrt ersprießlich werden müsse, weil beide slavischer Abkunft seyen, weil die Könige von Polen Herzoge von Rußland gewesen und weil ein großer Theil der polnischen Bevölkerung in der Ukräne sich zum griechischen Glauben bekenne. Bei diesen Ansichten, die Rußland angelegentlich in auswärtigen Ländern zu verbreiten suchte, wo es an Mitteln fehlt, in Betreff so entlegener Staaten Erkundigungen über die Wahrheit einzuziehen oder falschen Angaben die Larve abzureißen, stützt man sich auf einige merkwürdige Verhältnisse, die hier ein Wenig näher beleuchtet zu werden verdienen.

Obgleich von slavischem Stamme, und Dialekte einer und derselben Muttersprache redend sind Polen und Russen dennoch so verschieden als möglich. Ihre Sprachen haben weniger Aehnlichkeit mit einander, als die englische mit der deutschen oder die spanische mit der italienischen. Beide bedienen sich verschiedener Buchstabenschrift und verschiedenen Kalenders, da die Russen mit der griechischen Kirche abergläubisch an der alten Zeitrechnung hängen. Selbst die höhern Stände in Polen setzen einen Stolz und ein Vergnügen darein, ihre Nationalkleidung beizubehalten, obgleich Dieß der heranwachsenden Generation durch russische Verbote streng untersagt wurde. Diese Kleidung, ihre Sprache, ihre Tänze sind niemals, selbst in der besten Gesellschaft nicht, aufgegeben worden, während in Rußland vom Hofe des Czars an bis zur Grenze Asiens alles Nationale verschwand bis auf Das, was zufällig sich noch unter den Bauern erhalten hat; Kleidung, Bärte, Alles wurde von dem spanischen Rohr Peter des Großen wegkultivirt, oder von seinen Nachfolgern als mauvais ton verächtlich hintangesetzt. Ueberall sieht man einen halbfranzösischen Geschmack, der mit der französischen Sprache eingeführt wurde, und Landesart und Sitte verdrängte; selbst die russische Sprache kam eine Zeitlang aus der Mode; die klassische Litteratur bildet keinen Theil der Erziehung. Wie verschieden hievon sind die Polen in Geist und Charakter! Von früher Jugend an spricht man hier lateinisch und pflegt mit nicht minderem Erfolg die neuern Sprachen; dabei hängt man mit ganzer Seele an den Nationaleigenthümlichkeiten, und nicht ein halbes Jahrhundert vermochte Das zu bewirken, was Czar Peter durch sein Machtgebot in Rußland augenblicklich bewerkstelligte.

Die Autokraten Rußlands legen sich auf der einen Seite die herzogliche, auf der andern die kaiserliche Würde bei. Dieß bedarf einer Erläuterung.

Die russische Urbevölkerung wohnte in der dunkeln Vorzeit an den großen Strömen der Dwina und des Dnieper, von dort breitete sie sich in kleinen Fürstenthümern gegen Westen bis an den Bug, gegen Osten an die Wolga hinaus. Ihr Name ist noch aufbewahrt in Lithauen, Polesien und Gallizien — in den Länderstrichen, die Weiß-, Schwarz- und Roth-Rußland genannt werden. Diese Fürstenthümer schmolzen allmälig mit Polen zusammen, während jene östlich vom Dnieper von den Tataren überwältigt wurden. Erst nach zweihundertjähriger Knechtschaft traten diese aus dem Joche der Tataren als die Herzogthümer Groß- und Klein-Rußland wieder hervor, unter der Botmäßigkeit des Czars von Moskau, woher der vereinigte Staat seinen eigentlichen Nationalnamen erhielt. Unter diesem allein war das moskowitische Reich bekannt, bis Peter für gut fand, sich den Szepter über das polnische sowohl als das moskowitische Rußland beizulegen. Was Europa für einen leeren Titel hielt, wurde von seinen Nachfolgern benützt, um darauf Ansprüche und Rechte zu begründen.

Allein dieses unehrliche und armselige Spiel mit einem Wort, kraft dessen der gegenwärtige Kaiser den besten Theil von Polen unter dem Nationalnamen Rußland — wie er es zu heißen beliebt — besitzt, *) vermochte dessen ungeachtet nicht das polnische und moskowitische Rußland mit einander zu verschmelzen. Lange mit Polen vereint nahmen diese Provinzen dessen Sprache, Gesetze und größtentheils die katholische Religion an, und so bleiben sie immer noch durch eine große Verschiedenheit von Rußland getrennt. Gewissermaßen läßt Dieses sich auch auf die vormaligen Wojewodschaften auf der moskowitischen Seite des Dnieper anwenden, die bis zum Jahre 1772 einen Theil von Polen ausmachten. Die russischen Herzogthümer Twer, Moskau und andere Provinzen, die lange noch unter dem tatarischen Joche schmachteten, als Polen schon in Macht und Civilisation mit den ersten Monarchien der Welt wetteiferte, nahmen orientalische Sitten an, und wechselten den Despotismus ihrer asiatischen Herren bloß mit dem eines Gebieters aus ihrer eigenen Mitte. Ihre Sprache, durch tatarische und verdorbene griechische Worte entstellt, ist dem an das reinere Slavische gewöhnten Ohr des Polen unverständlich.

Die Beibehaltung des griechischen Ritus mit allen seinen abergläubischen Mißbräuchen ist ihren katholischen Grenznachbarn gleichfalls ein Gräuel. In der Ukräne und Podolien giebt es zwar eine große Anzahl von griechischen Christen, aber nicht aus der schismatischen oder morgenländischen Kirche, sie gehören zu den sogenannten unirten Griechen, die vor vielen Jahrhunderten schon sich der römischen Kirche angeschlossen haben, zu der sie durch das Concilium von Florenz zugelassen wurden. Die russische Regierung, an der sich als

---

*) Mit eben so viel Recht könnte der König von Großbritannien Ansprüche auf die französische Provinz Bretagne machen, weil sie von gleichem Volksstamm wie die britischen Eilande bewohnt ist. Ein Leichtes wäre es diesen Anspruch noch durch den Titel Britanniae Rex zu verstärken.

hervorstehende Eigenthümlichkeit eine doppelzüngige Arglist bemerkbar macht, sucht durch ihren Klerus die Bauern überreden zu lassen, daß zwischen den beiden griechischen Kirchen nur ein unbedeutender Unterschied bestehe, dagegen ein sehr großer zwischen ihnen und der katholischen; auch erlaubt die russische Toleranz wohl den Uebertritt zu ihrer Kirche, aber nicht umgekehrt zu einer andern. Der griechischen Kirche zu Konstantinopel sind nur sehr wenige und meistens Kosaken zugethan; doch herrscht unter letztern der Unterschied, daß die polnischen Kosaken eine unerschütterliche Treue für ihr Vaterland und ihr Oberhaupt haben, während die russischen Kosaken in Polen wegen ihrer Barbarei und Ausschweifungen berüchtigt sind.

Aber zugegeben auch, daß eine Vereinigung Polens mit einer der obenerwähnten Mächte möglich, und für beide ersprießlich wäre, läßt sich Dieß auch in dem Falle annehmen, daß nur abgerissene Trümmer dieser Nation einem mächtigeren Staate einverleibt worden? Nicht der Blick in die Zukunft ist es, sondern die Erinnerung an eine große Vergangenheit, die das Gefühl der auf diese Art mißhandelten Nation empören muß. Polen steht nicht in gleichem Verhältnisse mit Belgien, das allezeit eine Provinz war, und nur einen Provinzialpatriotismus kennt, das sich gern entschließen wird, wieder eine Provinz zu werden und nur unschlüssig ist, welchem Staate es angehören will; es handelt sich hier von einer Nation, die einst groß war und jetzt erniedrigt ist; es handelt sich von einem Volke, das ein Ganzes bildend durch Sitten, Denkart und Sinnesweise in einem halben Jahrhundert ein halb Dutzend Mal in eben so viele Theile zerstückt worden ist, nach der Willkür von Regierungen, die weder durch göttliches noch menschliches Recht befugt waren, sich in seine innern Angelegenheiten zu mischen. Dieß ist die Lage Polens, das ein zertrümmertes Land ist und bleibt, obgleich man einem Theil desselben den Namen eines Königreiches beigelegt, und den noch größern Theil der übrigen Provinzen unter dem Zepter Rußlands vereinigt hat.

Abhängige Länder müssen entweder mit dem beherrschenden Staate gleich, oder als Kolonien oder als Provinzen behandelt werden. Ein Theil Polens wird unverhohlen als eine russische Provinz regiert, ein Theil als ein abhängiges Königreich. Ein solches Verhältniß kann nur von kurzer Dauer seyn; auch ist Gleichheit der Sprache, der Sitten oder der Religion noch nicht das hauptsächlichste Erforderniß zu einer Vereinigung. Rußland steht so offenbar tief unter Polen, sowohl in den Grundsätzen der Regierung, als in den Ideen von Gesetzgebung, Konstitution, Gerechtigkeit, Literatur und Civilisation, daß Eins von Beiden geschehen muß: Polen wird entweder seine alte Größe wieder erringen, und die Barbarei des russischen Despotismus entwildern, oder es wird von diesem verschlungen werden. Der Kampf war unvermeidlich und wurde im Stillen schon seit dem Frieden vorbereitet. Es wäre vielleicht besser gegangen, hätte Alexander, wie er die Verpflichtung übernommen hatte, Polen polnisch regiert; allein er hatte nur einen Begriff von russischer Regierung. Die Folgen davon mußte Jeder voraussehen, der nicht so völlig mit Blindheit geschlagen war, wie die heilige Allianz.

(Schluß folgt.)

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Pecheux d'Herbinville gehört gleichfalls zur Artillerie; er brachte und vertheilte die Patronen; er wohnte der nächtlichen Zusammenkunft unter der Brücke bei; er hatte sechs Wochen vor dem Ministerprozesse einem gewissen Verillon in einem Kaffeehause den Vorschlag gemacht, einer Verbindung, die die Errichtung einer Republik zur Absicht habe, beizutreten; Mitglieder davon befänden sich unter der Artillerie der Nationalgarde; die Offiziere, die sich widersetzen wollten, würden zuerst niedergemacht werden.

Lebastard ist Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde und Quartiermeister der dritten Batterie. Er wurde am 22 Dezember an der Spitze eines Volkshaufens festgenommen, der mehrere Straßen durchzogen hatte. Man sah ihn die Hände aufheben, um das Volk aufzuwiegeln. Man schrie in dem Haufen: Tod dem Polignac und nieder mit der Pairskammer! Auf nach Vincennes! Er ist als Einer von Denen bezeichnet, die öffentlich ausriefen: man müsse sich gegen die Pairskammer in Bewegung setzen und einen Aufstand machen. Zu einem Nationalgardisten, der unbewaffnet unter den Haufen gerathen war, wurde gesagt: wenn Ihr auf uns Feuer gebt, sollt Ihr morgen erschossen werden. Am Ende des Pont des Arts, gegenüber dem Gitter des Louvre, hielt die Schaar an und schien sich zu berathen. Das Gitter war geschlossen und die Nationalgarde am Einlaßpförtchen unter den Waffen. Nach seiner Festnehmung soll er gesagt haben: ein mißlungener Streich. Seine Loslassung wurde sehr eifrig von den Offizieren der zweiten und dritten Batterie betrieben. Lebastard giebt vor, er sey an's Gitter gekommen, um dem General Lafayette Bericht zu erstatten. Allein es ist hergestellt, daß er mit diesem in gar keiner Berührung stand. Der General Lafayette empfing ohnehin seine Berichte; auch braucht es zu einem solchen Zwecke keiner Zusammenrottung. Scheint es nicht vielmehr, als habe er in das Louvre eindringen wollen, und sey durch die eingetroffene Nationalgarde von dieser Absicht zurückgeschreckt worden? Die Gebrüder Garnier folgten an jenem Tage Lebastard, der Arm in Arm mit ihnen gesehen wurde. Auch sie wiegelten durch Reden das Volk auf.

Danton, Redakteur der Tribune, erklärt sich selbst als Gründer der Volksfreunde-Gesellschaft. Verschiedene Zeugen wollen von ihm aufrührerische Reden gehört haben. Man bezeichnete ihn als eines der Häupter der Verschwörung. Am 25 September, wo die Gesellschaft der Volksfreunde aufgelöst wurde, stürzte er sich wie ein Wüthender auf die Reihen der Nationalgarde, um sie zu durchbrechen; er hielt an die Garde die aufrührerischsten Reden; erklärte sich gegen die Erhebung des Königs auf den Thron; stieß gegen die Nationalgarde die furchtbarsten Drohungen aus, sagte: Robespierre und Marat seyen die wahren Patrioten; man brauche keine Bourbons mehr; nur die Republik sey für Frankreich heilsam; er sey ein Neffe Danton's, ein freier Republikaner; er werde nicht das Blut, das in seinen Adern ströme, verleugnen; ihrer seyen dreißigtausend, und sie würden wohl mit der Nationalgarde fertig werden. Er stürzte sich auf den Offizier des Postens, faßte ihn grimmig bei der Kehle, und würde ihn, wie man sagt, erdrosselt haben, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Am 22 Dezember Morgens acht Uhr befand er sich mit Lenoble in der Vorstadt St. Antoine, wo sie, seinem Vorgeben nach, eine Tante Lenoble's besuchen wollten. Hingegen will man sie dort in einem Wirthshause gesehen haben, wo ein Handwerksmann den Constitutionnel vorlas; Beide sagten, es sey eine Abscheulichkeit, man müsse die Kammern auseinander treiben und die Konstitution von 1791 einführen; sie hätten einen großen Theil der Nationalgarde auf ihrer Seite; mehr als zehntausend junge Leute seyen auf der Schule, von denen kaum achthundert nicht von ihrer Partei seyn würden; das Volk dürfe sich nur zeigen, man brauche keine Aristokratie; man solle nach St. Germain aufbrechen und die Pairs wegen ihres Urtheilspruches zur Rechenschaft ziehen. Sie schüttelten den Handwerkern die Hände und sagten beim Fortgehen zum Wirthe: Ihr solltet uns beistehen, um die Arbeiter aufzubieten; wir sind Abgeordnete der Schule, um die Vorstadt St. Antoine aufzurufen; Die von St. Marceau haben sich schon in Bewegung gesetzt u. s. w. Dieß wird durchgehends von Danton in Abrede gestellt.

Die Anklageakte schloß mit den einzelnen Punkten, die den Angeklagten zur Schuld gelegt wurden. Hierauf erhob sich der Generaladvokat und sagte: Vier und achtzig Zeugen (eine in den gerichtlichen Annalen un-

erhörte Anzahl) seyen für die Angeklagten vorgefordert auf Verlangen des Anklägers selbst und auf Kosten des Staates; alle Diese seyen angenommen worden, ohne daß man auf ihre Eigenschaft als Zeugen eingehen wollte, obgleich die Namen einiger derselben in dem Tagbuche Sambuc's vorkämen, das man bei seiner Verhaftung in seiner Wohnung gefunden habe (Gemurmel unter den Zuhörern). Er führe Dieß nicht an, um gegen die Aussagen dieser Zeugen zum Voraus einzunehmen, sondern bloß um zu zeigen, wie unparteiisch bei dieser Anklage zu Werke gegangen worden. Hinsichtlich der Anklageakte bemerkte er, daß er von ihrem Systeme abweichen werde, das alle Verhafteten als Theilnehmer eines und desselben Komplettes darstelle, was durchaus unhaltbar sey. Es lägen statt einer Verschwörung drei vor: die der Gesellschaft des Fortschreitens, der Artillerie, und die Danton's und Lenoble's.

(Fortsetzung folgt.)

Die vorjährige Kunstausstellung in Koppenhagen.

Bekanntlich geschieht von Seiten des dänischen Hofes Viel für die schönen Künste, so daß die Bilder und Kunstwerke nicht bloß jährlich ausgestellt, sondern auch größten Theils angekauft werden; daher verdient gewiß auch die vorjährige große Kunstausstellung, daß wir einen Rückblick auf sie werfen, da sie des Schönen so Viel enthielt. Das gedruckte Verzeichniß enthielt gegen zweihundert Nummern aus allen Fächern: aus der Malerei 152 Werke, aus der Zeichnenkunst 10, aus der Bildhauerkunst 14, aus der Baukunst 5, aus der Kupferstecherei nur 2, aus dem Fach der Ornamente ebenfalls nur 2, an Handwerksarbeiten oder Werken der Industrie 8. Zu den Malereien hatten zwei Professoren und der Direktor der königl. Akademie beigetragen, außerdem sechs Mitglieder der Akademie, 5 Artisten, 16 Eleven der Akademie und 25 Privatpersonen, darunter 8 Frauenzimmer. Der Direktor der Akademie, Hr. C. W. Eckersberg, hatte fünf Stücke geliefert, von welchen „das Mädchen aus der Fremde" nach Schiller und zwei Seestücke sich vortheilhaft auszeichneten; die Vernunft und den Glauben an das Evangelium hatte er sinnbildlich unter zwei weiblichen Figuren vorgestellt. Von Prof. Dahl in Dresden waren fünf Landschaften da: eine Aussicht in die sächsische Schweiz mit der Bastei im Vorgrunde, dem Königstein, Lilienstein oder Pfaffenstein im Hintergrunde; eine Studie nach dem Wasserfall Maarela bei Tind in Obertellmarken (einem Gut des Staatsraths Ritter Fenger); ein enges Thal bei Fortunsdalen in Norwegen (einem Gut des Kammerherrn und Generalmajors von Scholten); eine norwegische Gegend mit einer Wassermühle, aus der Sammlung des Staatsraths Ritter Treschow; eine Winterlandschaft zeigte im Vorgrund ein verfallenes Hünengrab, wozu der Standpunkt aus der Gegend von Vordingborg genommen (für das Schloß Christiansburg gemalt, eines der vorzüglichsten Bilder). Von J. L. Lund, Professor der Akademie, sah man ein Altarblatt für die Schloßkapelle in Breitenburg und ein Porträt des Malers Prof. Fahlcrantz in Schweden; auch zwei Handzeichnungen: ein Opfer des Gottes Thor als Carton bestimmt für ein kön. Gemach in Christiansburg, und „Christus läßt die Kindlein zu sich kommen" nach Matthäus Cap. 19, Vers 13 bis 15. Von dem Landschaftsmaler Prof. J. P. Möller, Mitglied der Akademie, sah man einen Mondschein mit den Ruinen der Burg Goldzwyl an der Aar, das Wetterhorn im Grindelwald bei Morgenbeleuchtung, und eine Partie zwischen Botzen und Roveredo am Fluß Etsch in Oberitalien, von mehreren Ritterburgen und Ruinen umgeben (aus der Sammlung des Kammerherrn Grafen A. W. Moltke). Der brave Porträtmaler C. A. Jensen, Mitglied der Akademie, hatte zehn Bildnisse eingesandt. Auch die vier Blumenstücke des Hrn. J. L. Jensen, Mitglieds der Akademie, davon eines dem Prinzen von Hessen-Philippsthal gehörig, und drei aus der Sammlung des Staatsraths Ritter Fenger, waren köstlich. Von dem Blumenmaler Camradt sah man ein artiges Körbchen mit Rosen, noch drei Blumenstücke, ein Küchenfruchtstück und Wildprett für ein Zimmer im Schloß Christiansburg. C. D. Gebauer, Mitglied der Akademie, lieferte ein Schlachtstück, nach der Natur gezeichnet bei Dresden am 4 Mai 1815 im deutschen Befreiungskriege (gewiß ein seltener Fall, daß ein Maler Schlachten nach dem Leben malt; doch hat auch der jüngere Maler Menken in Bremen im Jahre 1813 die Beschießung Bremens durch die Russen schon in seinem 14ten Lebensjahr nach der Natur gemalt). Von Gebauer war noch eine Wildschweinsjagd und eine Sommerlandschaft mit Wildprett ausgestellt. Am Fleißigsten war dießmal der Kriegsrath F. Fabricius de Tengnagel, Mitglied der Akademie, gewesen; denn er hatte 10 Landschaften zur Ausstellung geliefert: drei Studien, nämlich eine Feuersbrunst, einen Fischfang im Sund und eine Aussicht vom Klostergarten mit der Frauenkirche in Odense; drei Winterlandschaften, nämlich eine Mühle bei Swendborg, einen hellen Winterabend mit einigen Schulknaben und Kindern, die sich bei Sonnenuntergang aus dem Dorfe nach Hause begeben, und ein Winterstück, wo die Frühlingssonne den Schnee schmelzt, das Wasser davon sich in einen Bach sammelt, und zwischen Steinen und Felsen herabrieselt; drei Mondscheinstücke von derselben geübten Hand, nämlich eine Aussicht über den kleinen Belt bei Middelfart, mit der Küste von Schleswig im Hintergrund an einem heitern Sommerabend; eine Anhöhe bei dem Schloß Sonderburg gleichfalls mit dem Sund im Hintergrunde der Landschaft; und eine stille Nacht, wo der Vollmond eine ländliche Hütte beleuchtet, nach Professor Heibergs Schilderung von Elvershöh; endlich noch von demselben eine Aussicht von Frederiksdahl bei hellem Abend, wo man von dem Wirthshause nach dem Feuersee (einem Landsee) hinüberblickt. Von dem Porträtmaler F. C. Camradt war ein Christuskopf in Miniatur als Copie nach Carlo Dolce da; es ist nicht der obige Blumenmaler J. L. Camradt. In Wasserfarben hatte der Landschaftskupferstecher Petersen eine Partie aus dem Kinzigerthal im Schwarzwald und eine Gegend bei Gisselfeldt brav ausgeführt. Die Akademische Preisaufgabe: Jesus heilet die Kranken, Lahmen und Blinden, war von Küchler und Rörbye befriedigend gelöset worden (nach Matthäus Cap. 15, Vers 29, 30). Küchler hatte die große goldene Preismedaille erhalten, und Rörbye die kleinere goldene Medaille. Von Ersterem sah man noch ein treffliches Küchenstück als häusliche Scene, aus der Gemäldesammlung des Kunstvereins von Koppenhagen. Von Rörbye noch drei Stücke, z. B. ein Hirt mit seinem Hunde. Friedländer hatte eine Figur nach einem Modell gemalt und dafür die von der Akademie ausgesetzte Geldprämie erhalten. Auch ein Damenporträt von ihm fand Beifall. So auch zwei Porträte von D. Monies. Der Eleve Petzold lieferte zwei Harzgegenden: Aussicht nach dem Brocken vom Regenstein und ein Kohlenmeiler in der Nähe von Ilsenburg. Vom Eleven Konstantin Hansen eine Partie bei Ringstedtkirchen, von J. Sîron das Schloß Frederiksborg bei Sonnenuntergang gesehen, von F. C. Kiörschau die Gegend von Kollebal, zuerst von der Südseite gesehen, dann noch einmal von den Ruinen bei Nivåhasen, alle sehr willkommen. Die Bildnisse, Familienstücke und häuslichen Scenen von den Porträtmalern W. Bendz, C. Bärentzen, Erdellen, Barnel, Bratz, Thomsen, J. F. Möller, Raadsig, Paulsen und Andern können hier nicht alle einzeln beschrieben werden. J. C. Viertel lieferte das Brustbild des Königs, Möller das Bildniß des Prinzen Friedrich Ferdinand, L. Aumont das Porträt der Prinzessin Caroline Amalie, und die Prinzessin Caroline als Kniestück, P. Sevel die Porträtfigur des Generalmajors von Gundt zu Pferd, alle mehr oder minder wohlgetroffen. Es fehlte auch nicht an Dekorations- und Theatermalerei, z. B. das Innere des königl. Theaters zu Koppenhagen, aus der ersten Rangloge gesehen, während der Vorstellung des Stücks: Jakob von Thyboe, eines beliebten Schauspiels von dem bekannten Dichter Holberg, trefflich in Leimfarbe gemalt von dem jungen, sehr gebildeten Künstler Christian Ferdinand Christensen, der als Theatermaler beim königl. Theater angestellt ist, und im Sommer 1830 während eines fünfmonatlichen Urlaubs bei dem kais. russ. Gesandten am dänischen Hofe, Baron Nikolai, auf dessen Gut unweit Petersburg zugebracht hatte, um die Töchter desselben im Zeichnen zu unterrichten. Der Baron Nikolai hatte seiner Gesundheit wegen den Posten in Koppenhagen verlassen müssen, und war nach Hause gereiset, wo er diesen Künstler vielfach und freigebig beschäftigte; er mußte ihm z. B. die schönsten Ansichten in der Gegend dieses Landgutes zeichnen, und sollte diese Prospekte in Lithographien herausgeben, sobald er zu Ende Oktobers über Lübeck mit dem Dampfschiffe nach Koppenhagen zurückkehrte. Baron Nikolai ist ein Sohn des bekannten Buchhändlers und Schriftstellers Nikolai von Berlin, der sich die Streitigkeiten mit Goethe zuzog und sich viele liter. Feinde machte. Der Sohn ließ sich in Rußland nieder, trat in die Dienste der Kaiserin Katharina, wurde von ihr reichlich belohnt und in den Adelstand erhoben; er gehört zu den ersten und reichsten Großen des russischen Hofes. (Schluß f.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 123. 3 Mai 1831.

Kupffer's Reise nach dem Kaukasus.

6. Besteigung des Elbrus.

Am 13 Julius setzten wir unsere Reise das Thal der Kitschi-Malka hinauf fort; wir legten an diesem Tag nur 20 Werste zurück. Am 14 betraten wir, nachdem wir mehrere Berge passirt hatten, das tiefe Thal des Kassaut. In diesen beiden Thälern trafen wir einen Sandstein, der in der Reihe der Ueberlagen mit dem ostracitischen Sandstein identisch zu seyn schien; er enthielt jedoch keine Fossilien. In dem Kassautthal kommt er an den niederer gelegenen Stellen sehr kompakt und mit Spuren von Thonschiefer vor, auch ist er daselbst sehr quarzicht und ohne Effervescenz mit Säuren, wogegen er in den höhern Regionen stark mit kohlensaurem Kalk vermischt ist. Von diesem Punkt aus machten wir einen Abstecher nach der Gegend einer Bleimine, die von den Tscherkessen lange Zeit bearbeitet worden. Da wir uns dieß Mal genauer auf Kundschaft legten, so war unsere Hoffnung Etwas zu entdecken besser begründet. Ich sage Nichts von den überwundenen Schwierigkeiten, die jeder Reisende erfährt, der, statt den Thälern des Kaukasus zu folgen, dieselben quer durchschneidet. Nach Ersteigung einer sehr jähen Höhe zogen wir über mehrere Hochebenen, deren Erhebung über das Meer 6 bis 7000 Fuß betrug; die mittlere Temperatur, welche im Kaukasus dieser Höhe entspricht, gestattet längs den minder steilen Abhängen immer noch das Wachsthum einiger Birken; die Hochebenen tragen ganz den Charakter einer Steppe an sich, und kein Baum hemmt den Gesichtskreis, ob man sich nun seitwärts gegen die Zentralkette wendet, oder nördlich gegen das Flachland, in welchem die Plateau's des Kaukasus sich allmälig verlieren. Ich fand dort ein sehr grobes Konglomerat, abgerundete Kiesel von gewöhnlichem weißem Quarz, von verschiedenfarbigem, grauem, braunem, schwarzem Jaspis, so wie einige in ein quarzichtes Cement eingewickelte Thonschieferfragmente; von Trachyt konnte ich mit aller Mühe Nichts entdecken. Einige Augenblicke hielten wir auf einer Ebene an, wo von Menschenhänden aufgeschichtete Steinstücke umherlagen; hier, sagten unsere tscherkessischen Führer, hätten die Franken gehaust, nach deren König der Fluß Kuban benannt sey. *) Indem man gegen den Rand dieser Ebenen vorrückt, sieht man sich von der Zentralkette zuletzt nur noch durch ein breites tiefes Thal getrennt, und geht man gegen dieses Thal etwas hinab, so stößt man mit einem Mal auf fast senkrechte Lagen eines besondern Gesteins, woran jenes Konglomerat sich gleichsam anlehnt, und man entdeckt bald alte Arbeiten, welche die Ausbeutung des schwefelichten Blei's, von dem die uns gebrachten Proben kamen, zum Gegenstand gehabt hatten. Auf den dem oben erwähnten Konglomerat nächsten Punkten besteht dieses Gestein gleichfalls aus abgerundeten Quarzstücken mit einem Cement von eisenhaltigem Thon; **) auf andern Punkten dagegen nimmt der Quarz ab, die Paste wird vorherrschend und man sieht sie deutlich aus zwei Substanzen, Feldspath und Schwefelschwererde, zusammengesetzt. Auch ist es die Schwefelschwererde, welche dem schweflichten Blei zur Gangart dient, mittelst kleiner Schichten, die durch dünne Fäden von Schwefelspießglas und Blei, von grauem Kupfer, und oxydirtem Braunstein durchsponnen werden. All Dieß ist in so geringer Quantität vorhanden, daß die Arbeiten sich nicht verlohnten.

Der nämliche Weg, den wir hergekommen, führte uns nach unserm Lager an dem Ufer des Kassant zurück. Wir verließen es am folgenden Morgen, und, indem wir über die zwischen dem Bermamük und der Zentralkette gelegenen Höhen hinzogen, nahten wir mehr und mehr dem Elbrus. Das Wetter begünstigte uns nicht; unaufhörliche Gußregen verderbten die Wege, trieben die Flüsse aus ihren Ufern und beraubten uns durch die Dünste, welche sie erzeugten, der Ansicht der Berge; wir waren beinahe fortwährend von Nebeln umhüllt. Der General, der nur ungern den Hauptzweck der Expedition, die Besteigung des Elbrus, aufgegeben hätte, beschloß den geeigneteren Zeitpunkt abzuwarten. Dieser blieb nicht aus.

Am 20 schritten wir, unsere Wägen und Kanonen unter dem Schutz einer kleinen Bedeckung im Thal des Charbis, auf der Grenze der Sandstein- und Trachytgebirge zurücklassend, auf sehr schwierigen Pfaden die ersten Stufen der Zentralkette hinan, und stiegen hierauf in das Thal der obern Malka nieder, die am Fuß des Elbrus entspringt,

*) Wie Klaproth bemerkt, hat sich das Andenken an eine Kolonie von Frenghi oder Europäern bei den meisten Stämmen in der Nachbarschaft des Elbrus erhalten. Noch sieht man in der Nähe des Hauptortes der Karatschai, in der Gegend, welche Getmisch-Basch heißt, viele alte Gräber, welche von diesen Frenghi herrühren sollen.

**) Nicht weit davon findet man viel gelben Eisenocker.

wo wir, 8000 Fuß über dem Wasserspiegel des Ozeans, unser Lager aufschlugen. Am Morgen darauf begab sich der General auf eine der benachbarten Höhen, um den Weg auszumitteln, der zu nehmen wäre. Alsbald versammelte er die Kosaken und Tscherkessen, die uns begleiten sollten, und setzte für Die Preise aus, welchen es gelänge, oben die Ersten zu seyn, als ersten 400, als zweiten 200 Rubel; mit dem Versprechen, selbst Diejenigen zu belohnen, welche, wenn es unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, nur die Hälfte des schneebedeckten Kegels ersteigen würden. Um zehn Uhr brachen wir auf. Nachdem wir über die Malka gesetzt, mußten wir schon unsere Pferde zurückschicken; denn es gieng über Felsenmassen, wo man bloß klettern und von Block zu Block springen konnte. Die Infanteristen und Kosaken, die unsere Bedeckung bildeten, trugen zugleich unser Gepäck und Brennholz. Nach einem sechsstündigen Marsch, d. h. Nachmittags 4 Uhr, langten wir an der Schneemarkung an.

Man denke sich ein verlängertes Plateau von 8 bis 10,000 Fuß Erhebung, zerrissen nach allen Richtungen durch tiefe und enge Thäler, durchschnitten in der Mitte und nach seiner ganzen Länge durch eine Kette steiler Felsen von malerischem Anblick, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind; diese Kette hat etwa in der Hälfte ihrer Länge eine sehr weite nicht gar tiefe Aushöhlung, aus deren Mitte ein Kegel mit zwei Spitzen emporsteigt, der ganz mit Schnee bedeckt ist, und wo die vorspringenden Felstheile wie kleine Flecken erscheinen; dieser Kegel, welcher die umliegenden Gipfel um 3 bis 4000 Fuß überragt, ist der Elbrus. An seinem Fuß unter dem Schirm unermeßlicher schwarzer Trachytblöcke, zwischen denen ein kleiner Teich von Schneewasser sich gebildet, hundert Schuh unter der Schneelinie, brachten wir die Nacht zu. Die Nacht war sehr frisch; ich stand mehrere Mal auf, um das herrliche Schauspiel zu betrachten, welches die vom Mondschein erhellte Felsen- und Schneewüste darbot. Dieses Gemälde in seiner erhabenen Einfachheit hat sich meiner Seele tief eingeprägt; es zeigte bloß drei Farben, das Silber des Schnee's und des Gestirns, welches über demselben leuchtete, das Azur des Himmels, und das Schwarzdunkel der Felsen, verschmolzen mit den Schatten der Nacht; aber die malerische Gruppirung der Gestalten, die Weichheit der Umrisse, die sanften Uebergänge der Farben, und endlich die Stille, die rings um in der Natur herrschte, und sich dem Gemüth mittheilte, all Dieß verlieh dem Ganzen einen wunderbaren magischen Reiz.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsverfassung der scandinavischen Halbinsel.

1. Schwedische Landmacht.

(Schluß.)

Selbst mitten unter den Unfällen, welche Gustav's IV Verbindung im J. 1809 über sein Reich brachte, rief Adlercreuz mit einer Handvoll Soldaten oftmals den Russen die frühere Ueberlegenheit der Schweden in's Gedächtniß. Wie eben Nichts von der militärischen Rolle, die Schweden von 1812 bis 1815 spielte, weil seine Truppen damals nie Gelegenheit fanden, für ein ausschließlich nationelles Interesse zu kämpfen. Thatsache ist, daß die Schweden alle Eigenschaften zu tüchtigen Soldaten besitzen. Sie sind ein schöner schlank gewachsener Menschenschlag; ihr rauhes aber gesundes Klima gewöhnt sie an Entbehrung und Abhärtung, und begünstigt die Entwicklung ihrer physischen Kraft; kein Soldat hat einen tieferen Respekt, einen unbedingteren Gehorsam gegen die Befehle seiner Offiziere, keiner ist in höherem Grade mit jener unerschütterlichen Ausdauer, jener schweigsamen stoischen Resignation, jenem ruhigen und kalten Muthe begabt, kurz mit allen jenen Tugenden der Völker des Nordens, denen sie so manchen Triumph über die Söhne des Südens verdanken. Daher ist auch nicht wohl ein System gedenkbar, das mehr geeignet wäre, diesen kriegerischen Sinn in den ackerbauenden Klassen zu pflegen, und das Volk mit dem Gedanken an die Pflicht der Nationalvertheidigung auch im Frieden vertraut zu machen. In einem Lande, das über so dürftige pekuniäre Hülfsquellen verfügt, wo eine sparsame Bevölkerung auf einer so weit ausgedehnten Fläche zerstreut ist, verbindet diese Organisation den mehrfachen Nutzen, daß man dabei möglichst Viel erspart, ohne daß weder der Dienst Noth leidet, noch der Müßiggang der Garnisonen dem Ackerbau eine Menge fleißiger Hände entzieht; nicht zu vergessen, daß ein so kolonisirtes Heer einen völlig nationalen Charakter gewinnt, daß es durch die Gemeinschaft der Interessen, der Arbeiten, der Bedürfnisse mit dem Bürgerthum auf's Innigste harmoniren muß.

Die schwedische Armeeverwaltung ist ungemein verwickelt; sie steht nicht unter Leitung eines Ministeriums oder eines Oberbefehlshabers, sondern sie zerfällt in drei Geschäftskreise, deren Verrichtungen sich nicht genau bestimmen lassen: 1) eine Behörde für das Personal, mit dem Generaladjutanten Grafen Brahe an der Spitze, welche unmittelbar mit dem König arbeitet und die Kandidaten für die zu besetzenden Grade vorschlägt, 2) eine Behörde für das Material, mit einem entsetzbaren Präsidenten, und zwölf unentsetzbaren halb Militär- halb Civilräthen, eingetheilt in sechs Kammern, für Artillerie, Befestigungen, Verpflegung, Ausrüstung und bürgerliche Rechtssachen; 3) ein Expeditionsamt, unter einem Staatssekretär, welcher Patente unterzeichnet, an den Gesuche um Urlaub, Beförderung x. einzureichen sind, worüber er dem König Bericht erstattet. Endlich räumt die Konstitution von 1809 dem Monarchen die oberste Leitung aller Militärangelegenheiten ohne Beiziehung des Staatsraths ein. *)

---

*) Stand der schwedischen Armee von 1827 bis 1829 (nach offiziellen Quellen.)

I. Stehendes Heer auf dem Friedensfuß.

1) Generalstab			
Feldmarschälle	. . . .	2	161
Generaloffiziere	5 Generale. 11 Generallieutenants. 16 Generalmajore	42	
Korps des Generalstabs	30 Generaladjutanten, 15 Obristen, 14 Obristlieutenants. 16 Majore. 42 Kapitäne . . .	117	
2) Aktives Militär			
Geniekorps	. . . .	370	6857
Artillerie, 3 Regimenter	. . . .	2801	
Kavallerie, Garden zu Pferd, Husaren des Prinzen		1140	
Infanterie, 2 Leibregimenter, 1 Bataillon Jäger		2546	

Von sonstigen Militärinstituten sind folgende zu erwähnen. In Karlberg, nahe bei Stockholm, befindet sich eine Militärschule, die ungefähr 100 Zöglinge enthält. Der Unterricht in den Kriegswissenschaften ist kürzlich durch Anstellung mehrerer französischen Lehrer verbessert worden. Das berühmte Kloster zu Wadstena wurde in ein Invalidenhaus verwandelt, eine große Anzahl hat darin Unterkunft; Diejenigen, welche einen andern Aufenthalt vorziehen, bekommen einen Gnadengehalt, der aber in der Regel nicht zureicht. Für invalide Offiziere ist das Schloß Ulrichtsdal eingerichtet. Zu Mariaberg, an den Thoren der Hauptstadt, ist eine wichtige Gießerei für Kanonen von Bronze; für Kanonen von Eisen sind Gießereien in Finspang, Aker, Staffejå, Helleterp ꝛc. Aus diesen Manufakturen gehen jedes Jahr eine große Anzahl Feuerschlünde hervor, von denen auch viele in's Ausland, namentlich nach Amerika und den Barbareskenstaaten, wandern. Die dem Grafen Wetterstedt gehörige Gießerei und Stückbohrerei verdient wegen der großen Geschäfte, die sie macht, und der ausgezeichneten Arbeiten, die sie liefert, eine besondere Meldung. Waffenfabriken giebt es in fünf Städten; die vorzüglichste ist in Eskilstuno. Die einzige Festung von Wichtigkeit ist Karlskrona; stark ist dieser Platz aber nur auf der Seeseite. Die Zugänge der Häfen von Stockholm und Gothenburg sind durch Forts und ziemlich furchtbare Batterien geschützt. Was Karlsten und die andern festen Plätze an der norwegischen Grenze betrifft, so haben dieselben seit der Vereinigung beider Königreiche ihre Bedeutung verloren und werden vernachlässigt. Eben so verhält es sich mit Malmö, Warberg, Christianstad, Landskrona, die seit der Wiedervereinigung von Scane unter Karl X und XI auch keine Bedeutung mehr haben. An einer großen Zentralfestung wird in diesem Augenblick gebaut.

---

3) Kolonisirte Truppen

Kavallerie, 2 Regimenter Dragoner, 3 Regimenter Husaren, 1 Schwadron Jäger . .	1944	29,818
Infanterie, 25 Regimenter	24,874	
Zusammen		36,816

II. Aushebung für den Kriegsfuß.

1) Außerordentliche Aushebung auf den adeligen Ländereien	3387
2) Fünf Klassen der Nationalkonscription	95,518
3) Besondere Konscription der Insel Gothland . . .	7,398
Im Ganzen	142,619

Die Ausgaben des Staats für das Heer betragen 3,380,000 Thaler; hierunter ist aber bloß die Unterhaltung der angeworbenen Regimenter und die Anschaffung des Materials begriffen. Nach Torstens statistischen Tabellen beliefen sich die Kosten der Grundeigenthümer auf 2,680,000 Thaler, und die den Offizieren verliehene Domänen warfen 335,000 Thaler ab; beide Schätzungen dürften jedoch zu gering seyn.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Einleitung wurde zum namentlichen Aufrufe der Zeugen geschritten. Man bemerkte die Namen der Generale Gourgaud, Cafarelli, des Grafen Simeon, Pernetti's und Lafayette's. Als der Huissier diesen aufrief, erhbute von einer Seite des Saales Beifall der Zuhörer. Der Präsident, Hr. Hardouin, begann nun das Verhör der Angeschuldigten mit Sambuc.

Erste Sitzung des Gerichtshofes am 9 April.

Auf die Frage des Präsidenten: in welcher Absicht er aus der Schweiz nach Paris gekommen sey? erwiedert der Rechtskandidat Sambuc: „Ich bin nach Paris gekommen, um hier die Rechte zu studiren; zugleich aber auch, um für meinen Vater eine Pension zu reklamiren, die man ihm ungerechter Weise entzogen hat. Ich glaubte, daß nach der Julius-Revolution der Tag der Vergütungen gekommen sey." Auf weitere Befragung gesteht Sambuc zu, daß er der Verfasser einer Flugschrift: „An die Studenten" (aux étudians, sur les derniers évènemens et sur la nécessité d'avoir recours à un mode régulier d'organisation et d'expression) und der Stifter einer patriotisch-wissenschaftlichen Gesellschaft sey (société de l'ordre et du progrès), deren Zweck es war, die Studenten von Paris in Einigkeit und Harmonie zu bringen, da ihre Vereinzelung leicht Einen oder den Andern zu Schritten verleiten konnte, die den Studenten überhaupt üble Nachrede und Mißachtung zuzogen. Diese Gesellschaft löste sich später auf, und es entstand aus ihr die Société des Ecoles. Wenn dessen ungeachtet Studenten in die öffentlichen Bewegungen verwickelt wurden, so lag Dieß nicht im Zwecke der Gesellschaft, und muß den Zeitumständen überhaupt zugeschrieben werden. Was die geheimen Artikel der Gesellschaft betrifft, so hatte Sambuc davon keine Kenntniß; sie sind von dem Sekretär der Gesellschaft, Francfort, geschrieben und den ursprünglichen Statuten beigefügt, die von Sambuc entworfen waren. — Auf die Bemerkung des Präsidenten, ein Artikel der erwähnten Statuten bestimme, daß sich die Gesellschaft der Schulen mit andern Gesellschaften, die denselben Zweck verfolgen, in Verbindung setzen solle, und daß in des Angeklagten Tagbuche die Worte zu finden seyen: „ein Individuum gefunden, das uns dienlich seyn kann" — erwiedert Sambuc: „Ehe ich hierauf antworte, muß ich hier die Gefühle ausdrücken, von denen ich mich in Bezug auf das erwähnte Tagbuch bewegt fühle. Ich will nicht meine Gewohnheit entschuldigen, Tag für Tag Alles, was ich gedacht und gethan, niederzuschreiben. Diese Gewohnheit ist vielleicht lächerlich; aber gewiß nicht verdammungswürdig. Nur Dieses werde ich mir niemals verzeihen, daß diese unglücklichen Bemerkungen meinen Freunden eine Anklage zugezogen haben, gegen die sie heute sich verantworten müssen. Ich bitte sie deßhalb feierlich um Verzeihung. Auch muß ich laut mich über die Oeffentlichkeit beklagen, die meinem Tagbuche durch ein Journal gegeben wurde. Der Courrier français hat die Schicklichkeit wenig zu beobachten gewußt, indem er Dokumente meines Privatlebens der Welt überliefert hat. So mußten sich ehrenhafte Männer, deren Namen in meinem Tagbuche verzeichnet standen, einer Oeffentlichkeit übergeben sehen, die zwar ihrem Rufe nicht nachtheilig seyn, aber ihnen gerechten Anlaß geben kann, sich zu beklagen. Auch sie bitte ich hiemit feierlich um Vergebung. Was die an mich gestellte Frage betrifft, so ist wohl leicht einzusehen, daß wir bei Begründung einer Gesellschaft wünschen mußten, sie so viel als möglich gefördert zu sehen. Wenn ich daher einen jungen Menschen fand, der mit unsern Ideen sympathisirte, so glaubte ich, ihn in meinem Tagbuche anmerken zu müssen."

Ueber seine Verhältnisse zu Trelat, dem Präsidenten der Gesellschaft der Volksfreunde, giebt Sambuc folgende Erklärungen:

„Ich kannte Hrn. Trelat als Arzt. Da ich wußte, daß er Präsident der Gesellschaft der Volksfreunde war, so wollte ich mich mit ihm in Verbindung setzen, um die Einzelnheiten der Verwaltung und Organisation seiner Gesellschaft kennen zu lernen. Ich war in dergleichen Dingen sehr wenig bewandert, und wollte mich darüber unterrichten, um sie bei unserer Gesellschaft in Anwendung zu bringen. Dieß war der einzige Zweck unsrer Zusammenkünfte; von Politik war dabei wenig oder gar nicht die Sprache."

Präsident: Erklären Sie sich über die Worte in Ihrem Tagbuche vom 17 Oktober: „Nochmaliger wichtiger Vortrag des M. D., provisorische Regierung aus sechs Mitgliedern u. s. w." — Sambuc: Da ich gewohnt war, meine Ideen nur in abgerissenen Worten hinzuwerfen, so muß man davon genaue Erklärung nicht erwarten; wir Alle standen unter dem Einflusse der Umstände, in denen wir uns befanden. Mehrere von uns sprachen von den Ereignissen, die sich zutrugen; unterhielten sich von den Gerüchten, die in Umlaufe waren; Einige erzählten, wenn das Volk, das schon im Julius die bestehenden Verhältnisse umgestürzt hatte, auch die

gegenwärtige Regierung abschaffen wollte, so sey man der Meinung, man könne auf diese oder jene Art eine provisorische Regierung errichten; so in der Manie, Alles aufzuzeichnen, schrieb ich in meinem Tagbuche auch den Inhalt jener Gespräche über die Ereignisse nieder, in deren Mitte wir uns befanden."

Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß dergleichen Verhandlungen in der Gesellschaft selbst vorgefallen seyn müßten, wovon in Francfort's Reden Beweise zu finden wären, erklärte Sambuc in seinem und der Mitangeklagten Namen feierlich, daß diese vorgefundene Rede nie in der Gesellschaft der Schulen gehalten worden; sicherlich würde er auch, wenn Dieß geschehen wäre, davon in seinem Tagbuche Erwähnung gemacht haben.

Auf die Frage des Präsidenten: Was es mit seiner Unterredung über die Napoleonisten mit Cavaignac für ein Bewandtniß habe, erwiederte der Angeklagte: Jedermann habe damals von den Entwürfen der Napoleonisten gesprochen. Da Nichts so unerträglich sey als die Tyrannei des Schwertes, so habe er sich erkundigt, Was man wohl thun müsse, um dieser zuvorzukommen. Hinsichtlich der im Tagbuche gefundenen Stelle: „an Cafarelli und den Grafen Simeon geschrieben, um sie in Kenntniß zu setzen u. s. w.," gab Sambuc folgende Erläuterung: „am 20 Dezember hörte ich, da ich zunächst am Luxemburg wohne, mit meinen eigenen Ohren Arbeitsleute sagen, sie seyen zu schwach und wollten morgen wieder kommen; ich schöpfte daraus lebhafte Besorgnisse, und hielt es für Pflicht, den Grafen Simeon, dem mein Vater Verbindlichkeiten schuldig ist, von den Ereignissen in Kenntniß zu setzen, die mir unvermeidlich schienen."

Auch noch einige andere Erklärungen, die Sambuc über verdächtige Stellen seines Tagbuches gab, liefen auf gewöhnliche Dinge hinaus. Die im Tagbuche bemerkten individus soignes waren Studenten, die er als taugliche Mitglieder der Gesellschaft kennen lernte und mit diesen Worten bezeichnen wollte. Die Worte: „Vertheilung der Arbeit, der Rollen u. s. w." hatten gleichfalls nur auf die inneren Angelegenheiten der Studentengesellschaft Bezug. Endlich stellte noch der Generaladvokat die Frage: beharren Sie auf der vor dem Untersuchungsrichter hinsichtlich der provisorischen Regierung gegebenen Erklärung, daß die Bürger, bei einem Umsturze des gegenwärtigen Bestandes der Dinge, zu einem grossen Prinzip, zur Appellation an die Nation, ihre Zuflucht nehmen würden? — Sambuc: Allerdings. Ich hatte Grund zu glauben, daß man sehr Unrecht habe, dieses Prinzip nicht anerkennen zu wollen, und es war meine Ansicht, daß man in einer politischen Krise immer auf dieses Prinzip wieder zurückkommen müsse (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die „Times" geben folgende Unterredung des Königs Ludwig Philipp mit der belgischen Gesandtschaft, die nach Paris gekommen war, um dem Herzog von Nemours die Krone anzubieten. Die Unterredung will verbürgt werden, und liefse, wenn sie wirklich so vorgefallen ist, nicht ohne Grund auf die Absicht Philipp Ludwigs schließen, auf eine oder die andere Art sich mit der bourbonschen Familie wieder auszusöhnen, die durch ihn in ihrem ältesten Zweige sich so tief gekränkt fühlen muß. — „Meine Herren," sagte der König, indem er sich gegen die Gesandtschaft wendete, „ich freue mich, Sie zu sehen und Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie sich zu Paris völlig heimisch finden, aber auch hier in meinem Hause müssen Sie sich wie daheim fühlen. Ich fühle mich sehr geschmeichelt, und bin stolz wegen Ihrer Wahl des Herzogs von Nemours; und obgleich mich politische Gründe bestimmen, das Anerbieten abzulehnen, so bin ich doch wahrhaft glücklich, daß er von einem freien Volke gewählt wurde. Es ist ein Unglück, daß eine abschlägige Antwort gegeben werden muß; allein Sie müssen eine andere Wahl treffen, denn es ist unausweichbar nöthig, sich gegen Anarchie zu schützen. Warum wollen Sie nicht einen neapolitanischen Prinzen nehmen? Sie lächeln, und mein Vorschlag scheint Sie zu überraschen? Es ist wahr, in Neapels Luft athmet man nicht vollkommene Freiheit. Aber Sie sollten ihn sehen. Er ist erst zwanzig Jahre alt, und in diesem Alter läßt sich noch Alles aus dem jungen Stoffe bilden, und wir Franzosen wollen ihm hier schon den Zuschnitt geben. Meine Kinder werden dazu treulich helfen. Doch da wir allein sind, muß ich Ihnen einige Worte von meiner eigenen Heirath sagen. Als wir aus Frankreich verbannt waren, wurde mein Bruder das Opfer einer Abzehrung. Wie gewöhnlich rieth man ihm, nach Italien zu gehen, und hier starb er. Sein Tod war für mich ein harter Schlag, und ich war im Begriffe, Neapel zu verlassen, ohne die königliche Familie gesehen zu haben. Der Sohn eines Königsmörders, glaubte ich, würde bei Hofe nicht sehr willkommen seyn; doch um den Schein zu vermeiden, als setzte ich die schuldige Achtung außer Augen, erschien ich daselbst. Ich wurde mit einer Artigkeit empfangen, die ich vielleicht überschätzte, weil ich nur auf einen kalten Empfang gerechnet hatte. Ich wiederholte meinen Besuch, und da ich mich mit der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit behandelt sah, so verschob ich meine Abreise. Die Königin besonders erzeigte mir große Güte, und ich merkte bald, daß sie mit mir Absichten auf eine ihrer Töchter hatte. Gut, sagte ich bei mir selbst, warum soll ich nicht eine neapolitanische Prinzessin heirathen, wenn ich in ihr die Eigenschaften einer guten Mutter finde, und was ich von einem Weibe verlange. In der That, Amalie gefiel mir und ich heirathete sie. Ich gab ihr eine Richtung nach meinen Ansichten und Ideen, und wie Sie sehen, kann auch eine neapolitanische Prinzessin ein gutes Weib werden. Ich habe seitdem erfahren, daß ihre Mutter die Königin die Meinung gefaßt hatte, die Familie Orleans würde früher oder später auf den französischen Thron gelangen. Von dieser Ahnung bestimmt, trug sie kein Bedenken, ihre Tochter einem Verbannten zu geben, und sich mit Einem zu verbinden, der mit dem Blute eines Bourbon befleckt war. Wenn Sie einen neapolitanischen Prinzen wählen wollen, so werde ich Ihnen eine von meinen Töchtern senden; vorausgesetzt, wenn eine von ihnen einwilligt; denn obgleich ich König bin, so bin ich doch auch Vater, und meine Töchter sollen nicht gezwungen werden, einen Mann zu heirathen, den sie nicht lieben. Ich nehme wenig Rücksicht auf königliches Blut, und sie selbst eben so wenig. Was denken Sie von meiner Marie? Sie plauderten gestern mit ihr ziemlich lang. Sie ist so liberal gesinnt als Sie und ich. Sieht sie nicht allerliebst aus in ihrem blonden Lockenköpfchen? Doch ich darf dabei nicht meine älteste Tochter Louise vergessen mit ihren großen Augen; sie sieht kalt aus, ist aber voll Gefühl. Sie vereint Festigkeit mit Verstand; sie ist gleichfalls eine Liberale, aber nicht mit solcher Wärme wie ihre Schwester. Doch nebenbei gesagt (lachend), bevor Ihr König die Konstitution annimmt, müssen Sie ihn hieher in's Palais Royal schicken, und wenn ihm weder Louise noch Marie gefällt, so habe ich ihm Nichts mehr zu sagen. Aber im Ernste zu reden, sagen Sie den Belgiern, daß sie das Band der Freundschaft zwischen uns noch fester geschlungen haben, und daß sie auf mich, als auf ihren Vater, zählen dürfen."

* *

Die neulich (Ausland Nr. 114, S. 456) angekündigte Operation der ungeheuern Balggeschwulst des Chinesen Hoo-Loo in Guy's Hospital zu London wurde jüngst durch Hrn. Key, in Gegenwart der angesehensten englischen Aerzte, vollzogen. Es assistirten dabei die Aerzte A. Cooper, Calloway, B. Cooper, Dr. Addisson und Morgan; außer ihnen waren noch zugegen die HH. Hutchinson, Barry, Parke (Bruder des Mungo Parke), Stroud, Pilcher u. A. m. Die Operation fiel der allgemein anerkannten Geschicklichkeit des Wundarztes und aller angewandten Vorsichtsmaßregeln ungeachtet unglücklich aus. Der arme Chinese gab unter den Händen der Aerzte den Geist auf. Der Blutverlust war nur sehr gering, er betrug nicht mehr als 16 Unzen, lauter Venenblut, und doch schien der Kranke davon während der Operation außerordentlich geschwächt. Auch nach derselben erholte er sich aller angewandten Reizmittel ungeachtet nicht mehr aus seiner Ohnmacht. Alle Aerzte hatten die größte Gefahr in der Hämorrhagie gefürchtet, und es waren daher alle Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, dieser so viel als möglich vorzubeugen. Deßhalb verzögerte sich auch die Operation länger als gewöhnlich, da der Wundarzt jedes Gefäß, sobald er es durchschnitten hatte, unterband. Blutverlust kann also nicht als die Ursache des Mißlingens betrachtet werden; die geringe Quantität des verlornen Venenblutes würde jeder gesunde Europäer ohne die mindeste Gefahr ertragen haben. Der Tod des Chinesen scheint einer allzu heftigen Erschütterung seines Nervensystems während der Operation zugeschrieben werden zu müssen. — Die abgelöste Geschwulst wog 56 Pfund; auf drei oder vier Pfund kann die während der Operation vergossene Flüssigkeit angeschlagen werden. Ihr Umfang betrug, nach ihrer Trennung vom Leibe gemessen, vollkommen vier Fuß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 124. 4 Mai 1831.

Kriegsverfassung der scandinavischen Halbinsel.

2) Schwedische Seemacht.

Die Organisation der Marine wurde von Karl XI nach denselben Grundsätzen wie die der Landarmee angeordnet. Das Personal besteht aus zwei Hauptelementen: den kolonisirten (indelta) Matrosen und der Seekonskription (sjo-bevaring). Den Grundeigenthümern in den an das Meer grenzenden Distrikten, namentlich in den beiden ganzen Provinzen Blekingen und Halland, liegt wie den Grundeigenthümern in den innern Distrikten in Bezug auf das Landheer, so in Bezug auf die Marine die Lieferung und Unterhaltung einer bestimmten Mannschaft ob, welche, in 34 Kompagnien getheilt, das Korps der Indelta-Seeleute bildet. Aus ihnen bemannt man die Fahrzeuge, die auf der See sind, und mit den übrigen stellt man von Zeit zu Zeit auf eigens dazu ausgerüsteten Flotillen Uebungen an. Außer dieser Periode bauen sie ihr Feld, und ihre Offiziere leben größten Theils wie die des Landheers auf ihren Boställen. Im Fall eines Kriegs kann die gesammte Seekonskription aufgeboten werden. Zu ihr gehören aus den Küstendistrikten alle Jünglinge von 20 bis 25 Jahren, die dann in den 34 Indelta-Kompagnien eingereiht werden. Dazu kommen noch zwei Kontingente, von denen eines die Seestädte zu liefern haben, das andere die Eigenthümer der in dem Kataster nicht einbegriffenen adeligen Ländereien.

Schweden besaß oft zahlreiche Flotten, mit welchen es Rußland und Dänemark zwei Jahrhunderte lang die Herrschaft des baltischen Meeres streitig machte. Bis auf Gustav III hatte es gleich den andern Seemächten Europa's viele Schiffe von hohem Bord; aber seit dieser König im J. 1790 über die Russen den bewunderungswürdigen Sieg zu Svenska-Sund einzig und allein mit Kanonierschaluppen davon trug, fing man an einzusehen, daß diese Art Fahrzeuge, wenn sie durch einige Fregatten unterstützt werden, für Schweden allein passend seyen. In der That kann die schwedische Marine heut zu Tag bloß zur Vertheidigung der Küsten dienen, welche wegen ihres Saums von Klippen und Untiefen für hochbordige Schiffe unzugänglich sind. Man baut daher auch seit einigen Jahren solche nicht mehr; hingegen sucht man den Bau der Kanonierschaluppen auf jede Art zu vervollkommnen, und man hat darin bereits unermeßliche Verbesserungen angebracht; wie man denn solche Schiffe von verschiedener Art und Größe mit Decken und Masten gleich den Bricks, wie ohne Decke und mit Rudern, mit 2 bis 10 Kanonen wie mit einer Karonade und mit 25 wie mit 100 Mann an Bord hat.

Die frühere Eintheilung der Flotte in Kriegs- ((orlogs-flottan) und Küstenflotte (skaergards-flottan) ist nicht mehr üblich. Die vereinigte Flotte zerfällt jetzt in drei Geschwader, die in den Häfen von Carlscrona, Stockholm und Gothenburg liegen. Die beiden letztern Häfen haben in militärischer Beziehung keine sonderliche Wichtigkeit; der Hauptseewaffenplatz und der Sitz aller Marineanstalten Schwedens ist Carlscrona. Diese Stadt, eine Schöpfung Karls XI, enthält beträchtliche Werfte, und prächtig in Felsen gegrabene Becken, wo die noch übrigen Schiffe von hohem Bord ankern. Die Kanonierschaluppen befinden sich meist im Trockenen unter Obdach; weßwegen sie sich auch viel länger erhalten. Stehende Militärstationen unterhält Schweden nicht, und jene Uebungsgeschwader kehren immer wieder in die Häfen zurück. Von Seiten Englands und Frankreichs genießt es aber die Begünstigung, daß seine Offiziere auf den Flotten dieser beiden Nationen den Dienst erlernen dürfen. Eilf schwedische und norwegische Seeoffiziere machten z. B. im vorigen Jahr die Expedition gegen Algier mit, und vier dienen auf der französischen Flotte im Archipel. Auffallend ist, daß, ungeachtet der ungeheuren Wälder, welche Schweden besitzt, man doch daselbst wenig Schiffsbauholz trifft, und dasselbe aus Finland und andern Uferländern der Ostsee zu holen sich genöthigt sieht. Eben so verhält es sich mit dem Takelwerk.

Der Kronprinz ist Großadmiral von Schweden. Das See- wie das Landmilitärwesen steht unter zwei ganz abgesonderten Behörden, einer für das Personal unter einem Admiral, der zugleich Generaladjutant des Königs ist, und einer für die Verwaltung unter einem Kollegium mit einem entsetzbaren Präsidenten und sechs unentsetzbaren Räthen, wovon vier aus dem Militär- und zwei aus dem Civilstand sind. Dem Staatssekretär für den Krieg gebührt die Ausfertigung der Marineangelegenheiten im Staatsrath. *)

---

*) Uebersicht der schwedischen Marine.

I. Personal.

1) Offiziere.

General-Offiziere	11	227
Kommandeure	24	
Kapitäne	16	
Lieutenants erster und zweiter Klasse	176	

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Die Expedition blieb dort bis zum 25 November; es wurden zehn Mucuahangues gefangen genommen, welche mit Salz von einer Saline 11 Tagereisen von Cap Negro kamen, und nach einer kurzen Gefangenschaft zugleich mit zwei Negern von Cobal, nachdem sie zuvor alle mit Tuchkleidung beschenkt worden, wieder freigelassen wurden. Die Mucuahangues werden von einem Neffen des Fürsten von Njan regiert. In der Nacht des 25 ward die Expedition von den Bewohnern der Gegend zur Linken mit Pfeilen angefallen. Der Angriff geschah unter großem Geschrei, wodurch sie ankündigten, daß sie den folgenden Tag mit größerer Macht ihren Anfall erneuern würden. Die Expedition gerieth dadurch in einige Verwirrung, und ein Offizier wurde verwundet, worauf Mendes seinen Gegnern bedeutete, daß er zwar nicht die Absicht hege ihnen Schaden zuzufügen, daß sie aber erwarten müßten die Wirkung europäischer Waffen zu empfinden, wenn sie die begonnene Fehde fortsetzen wollten. Am 26 erschien eine Gesandtschaft, bestehend aus 5 Personen, von Muene Bumbo geschickt. Einer der Gesandten war sein Sohn, ein anderer ein Quipang d. h. ein Offizier, die übrigen Greise und Mitglieder der Regierung. Sie entschuldigten sich, daß sie nicht früher gekommen, mit der Furcht, in der sie gestanden, daß sie den Unwillen von Mendes auf sich gezogen hätten, und baten ihn zu glauben, daß der Zweck ihres Fürsten bei ihrer Sendung sey, zu erfahren wessen man sich zu ihm zu versehn habe. Mendes, der ein gutes Vernehmen zu erhalten wünschte, nahm ihre Entschuldigungen an, und entließ sie mit Geschenken an Kleidung und rothen Schärpen. Sie kehrten den 29 zurück, mit der Nachricht, daß sie ihren König nicht hätten überreden können, die Expedition vor sich kommen zu lassen; man bot dann einen Weißen als Geisel an, allein sie sagten daß ein Neger von den Moinho dos Cuandos, einem Volk, das die Expedition freiwillig von Quimana aus begleitet hatte, einem Europäer vorgezogen werden würde. Mendes fügte sich darein, und erhielt denselben Abend Nachricht, daß er den morgenden Tag in gehöriger Form empfangen werden solle; was auch zu großer Zufriedenheit auf beiden Seiten geschah, indem der schwarze Fürst seinem Gast alle Ehre erzeigte, und von diesem Kleidung erhielt. Der Verfasser des Tagbuchs bemerkt bei dieser Gelegenheit: „ich konnte meinem König keinen größern Dienst in diesen Gegenden leisten, als indem ich so den Sonva gewann, dessen Freundschaft und Geneigtheit ihn beim Verkehr mit unsern neuen Niederlassungen in Mossamedes sehr nützlich machen wird; es wäre sogar wünschenswerth, in dieser fruchtbaren Gegend, welche große Quantitäten von Elfenbein, Wachs, Vieh und Lebensmitteln hervorbringt, ohne die Sklaven zu rechnen, eine Handelsstation zu errichten.“ Der Sonva war so zufrieden mit seinen Gästen, daß er versprach, den Mochuso, den Anstifter der bei Cap Negro begangenen Grausamkeiten, gefangen zu nehmen. An der Nordgrenze dieses Theils von Bumbo traf die Expedition auf einige wilde Stämme, welche ihr während mehrerer Nächte mit ihren Pfeilen sehr beschwerlich fielen. Den 1 Dezember zogen sie 6 Lieues weit, unter der Leitung von Führern, welche ihnen der Sonva freiwillig gegeben; sie hielten sich immer hart an den Bergen, von denen sich zahlreiche Ströme ergossen, welche die dicht bevölkerte Ebene befruchteten. Einige der Einwohner versuchten durch eine kühne List die Expedition zu ruiniren, indem sie einen Neger ausschickten, der in der Nacht auf allen Vieren in's Lager kroch, um das Pulver anzuzünden. Man ertappte ihn auf der That, und knüpfte ihn sogleich an einem Baum auf, wo man ihn 3 Tage hangen ließ, um den Eingebornen Schrecken einzuflößen. Ihre nächste Tagereise brachte sie zu einem großen Dorf, oder Libata, wie die Dörfer heißen, das auf einem Berge lag; eine halbe Meile davon war eine schöne Pflanzung, die sich von der Höhe hinab in das Thal erstreckte, und reiches Futter für das Hornvieh darbot, wovon die Bewohner einen Ueberfluß besaßen, aber durchaus Nichts weggeben wollten; sie schlichen sich sogar in das Lager die wenigen Stücke zu stehlen, die noch von denen übrig waren, die man von ihren freigebigern Nachbarn zum Geschenk bekommen hatte. Die Diebe wurden leicht vertrieben, und erhoben auf ihrer Flucht ein entsetzliches Geheul.

Die Expedition ruhte hier bis zum 3 December, wo man es nothwendig fand, die Einwohner zu überzeugen, daß man weder ihre Waffen noch ihre Zahl fürchte; man schickte daher eine Streifpartei von 400 Mann aus, um unter Leitung eines Führers von Bumbo sich in Hinterhalt zu legen. Die Portugiesen griffen im Vertrauen auf ihre Feuergewehre eine große Masse von Eingebornen an, und trieben sie auf die Höhen, von denen diese Steine auf die Angreifer herabrollten, ohne jedoch verhindern zu können, daß diese 17 schöne Kühe erbeuteten. Den 4 wurde der Zug an der Bergkette hin fortgesetzt, die von einem thätigen und kühnen Negerstamm bewohnt wurde, welcher sich dem Räuberhandwerk widmete, obgleich die Gegend sehr volkreich war, und Alles im Ueberfluß enthielt. Man fand eine Fülle wilder Früchte, und Bäume von ungeheurer Größe, wovon Mendes in einige Inschriften hieb. Diese Provinz, Otomba genannt, liegt unter 14° S. B., 36 Lieues von der

---

2) Mannschaft

Seeartillerie	1.028
Zöglinge (eleves aspirans)	360
Schiffsoffizianten, Piloten, Handwerker, 2c.	812
Geniekorps	21
Civilverwaltung der Häfen 2c.	185
Arbeiter	954
Indelta-Matrosen	5.694
Matrosen aus den Städten	893
Matrosen von dem Extra-Rotering	1.555
Seekonskription	11.500
	23.209

II. Material.

Linienschiffe	10
Fregatten	15
Korvetten und Bricks	19
Galeren	28
Kanonierschaluppen mit Verdeck	25
Offene Kanonierschaluppen	300
Bombarden 2c.	65
Goeletten und Aviso's	29
Batimens de servitude	75
	567

See, und ist mit vortrefflichem Wasser reichlich versehen. Man rastete daselbst wegen heftigen Regens bis zum 6 Dezember, an welchem die Expedition die Gebirgskette verließ, und sich in der Nähe eines Flusses lagerte, der durch die Gegend von Jan fließt, und unter 14,° 4′ S. B. einen See bildet. Am 4 und 5 hatten die Einwohner keinen Angriff gemacht, aber am Abend des 6 versuchten sie das Vieh von der Walde zu stehlen, was nur mit Mühe vereitelt werden konnte.

Der 8 und 9 verflossen während des Zugs nach Bimriabas; aber der unaufhörliche Regen nöthigte sie, abermals den 11 liegen zu bleiben. Da dieser Theil der Gegend in Folge kürzlich geführter Kriege beinahe unbewohnt war, so hielten sie sich so viel möglich an die Seite des Gebirgs, das ihnen durch die Bäume, die es bedeckten und sogar aus den Ritzen der Felsen hervorwuchsen, Schutz gewährte, während der Wald ihnen Wildpret aller Art lieferte. Der Fluß Quissa strömt durch diese Gegend und ergießt sich in einen See unter 14,° 10′ S. Br. drei Tagreisen auf dem Wege nach Quilunga. Den 12 zogen sie gerade gegen die Gebirge von Bumbo zu, und verfolgten ihren Weg in einer Entfernung von etwa 36 Meilen von der See, bis zum 16ten, wo sie sich am Fuße der Gebirge lagerten und bis zum 19 blieben, während eine Partei auszing Eingeborne aufzusuchen. Allein die ganze Gegend zwischen Bimriabas und Bumbo war verlassen, obgleich es weder an Waide, noch an Bäumen oder aromatischen Kräutern mangelte. Hier setzte die Expedition über den Fluß Mueni Cambambo, der sich mit dem Senhebari vereinigt, und unter 14° S. B. in die See fällt. Auf einem Berge unter 13° 2′ S. B. entspringen zwei Flüsse, der Dongue, der nach Mucheta fließt, unter 13° 40′ S. B., und der Quimana, der seine Mündung unter 13,° 19′ S. Br. hat. Die Ebene auf der Höhe kommt der in Bumbo an Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit fast gleich. Sie ist sehr bevölkert, und wird von zwei Fürsten regiert, deren Einem die Wilden bis zur Küste, dem Andern die wenigen wilden Stämme in den Gebirgen angehören. Der Zugang ist beschwerlich und die Höhe übertrifft die aller andern bekannten Hochebenen dieses Theils von Afrika. Das Meer ist sichtbar von der Höhe aus und die Luft so hell, daß die Leute bei der Expedition sich sehr über Kälte beklagten, obgleich man sich in der Mitte Sommers befand. Der Häuptling Naquageli, der die Mokuandos auf der Küste beherrschte, war kürzlich gestorben, und sein Sohn hatte sich in Folge der wegen dieses Todesfalls ausgebrochenen bürgerlichen Kriege zu den Quilengues zurückgezogen; der andere Fürst, der in den Gebirgen herrschte, wurde von Mendes mit Pomp gekleidet, und versprach von nun an einen freundlichen Verkehr mit den portugiesischen Niederlassungen zu unterhalten. Sein Volk ist reich an Viehheerden, lebt in Dorfschaften, und baut Mais und Hülsenfrüchte. Die Expedition hielt hier bis zum 21 Dezember, um sich Lebensmittel zu verschaffen, einen freundlichen Verkehr mit dem Gebirgsfürsten einzuleiten, und Beobachtungen in der gras- und wasserreichen Gegend anzustellen. Gegen Nordosten sind die Mondombes, die Nachbarn von Benguela, gegen Osten ist Quimana, und das Volk von Dongue, Amucheito, Quilumata und Lombombi, gegen Südosten liegt Bimriabas und unbewohnte Wälder. Am 22 stieg die Expedition in einem fünfstündigen Marsch in die Ebenen hinab; es ging durch eine Gegend, deren Bewohner an Aberglauben Alles überboten, was bisher vorgekommen. Den nächsten Tag legte man nur einen kurzen Weg zurück, da ein heftiges Gewitter ausbrach, aber am 24 und 25 machte man lange Märsche, um Dombo da Quinzamba zu erreichen, wo die Expedition ihre Untersuchungen endigte; den 29 Dezember 1785 langte man in Benguela an.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

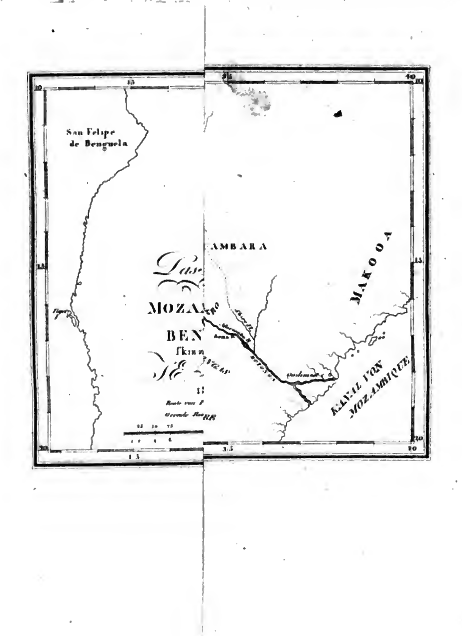
(Fortsetzung.)

Das Verhör richtete sich hierauf an den Angeklagten Audry. Er bekennt sich als Verfasser der bei ihm gefundenen Abhandlung über die Republik, er stellt auch nicht in Abrede, daß er vor dem Untersuchungsrichter gesagt habe, er wolle die Republik; „sie ist meiner Ansicht nach,“ setzte er hinzu, „die vorzüglichste Regierungsform, weil sie von Allen und für Alle gemacht ist.“

Die Angeklagten Rouhier und Penard geben über die bei ihnen vorgefundenen Waffen die Erklärung, daß sie dieselben angeschafft hätten in der Absicht, sich der Nationalgarde anzuschließen.

Chaparre erläutert die Stelle in einem Briefe an seinen Bruder: „In Kurzem werde ich die Flinte ergreifen, um einer Sache zu dienen, die so legitim seyn wird als die der Julinstage“ — dahin, daß er bei dem Ausbruche der spanischen Insurrektion entschlossen gewesen sey, sich den Vertheidigern der spanischen Freiheit anzuschließen. Trelat, über seine Verbindung mit Sambuc befragt, erwiedert: „Hr. Präsident, Menschen, die ihr Vaterland lieben, kommen nothwendig mit einander in Berührung, was auch immer für Umstände es seyn mögen, durch die sie einander näher gebracht werden. Eben so nothwendig müssen sie auch mit den Ereignissen des Tages sympathisiren. So fand sich auch Sambuc bei mir ein, und unser Gespräch drehte sich um solche Gegenstände. Sambuc wollte in die Gesellschaft der Volksfreunde eintreten, und wir hatten hierüber Unterredungen. Wir sprachen auch von dieser Revolution des Julius, die so fruchtbar an segensreichen Erfolgen zu werden versprach, und — wie man wohl erkennen muß — so unfruchtbar geblieben ist. Er sprach mit mir von den Verbindungen auf den deutschen Schulen, die er kenne, und wir waren darüber einverstanden, daß Assoziationen nützlich seyen, weil sie hochherzige Ideen durch Annäherung nothwendig befruchten müssen. — Man hatte bei dem Angeklagten einen Karabiner gefunden. „Es ist mein Karabiner des Julius“ — giebt Trelat zur Antwort.

Cavaignac und Guinard verantworteten sich auf die gegen sie erhobene Anschuldigung, als seyen sie bereit gewesen, ihre Geschütze zu verlassen, wenn sie angegriffen würden; über das bei ihnen bemerkte Kommen und Gehen von mancherlei Personen u. s. w. Cavaignac sagt: Einem Offizier der Artillerie sagen, er wolle sein Geschütz nicht vertheidigen, heißt ihm eine Beleidigung in's Gesicht werfen, heißt ihm zumuthen, daß er eine Beschimpfung erdulde; daß er sich seine Epaulettes abreißen lasse, heißt ihm eine Absicht aufbürden, die er mit Unwillen zurückstoßen muß, nicht bloß in Bezug auf politische Verhältnisse, sondern in Bezug auf die französische Ehre. Solcher Art ist diese verleumderische Anschuldigung, die ich als solche von mir abweise. Es gab nur zwei Dinge: entweder wir würden uns wie im Julius mit dem Volke vereinigt oder bis auf den letzten Athemzug unser Geschütz vertheidigt haben. Niemals würden wir aus einer schändlichen Nachgiebigkeit, in erniedrigender Neutralität unsere Geschütze ohne Vertheidigung gelassen haben. (Eindruck.) Was die geheimen Unterredungen betrifft, so beschränkten sie sich auf Gespräche, die mit leiser Stimme geführt wurden, um die schlafenden Kanoniere nicht aufzuwecken. Guinard sagt: „Ich erinnere mich nicht, am Gitter des Louvre mit Jemand gesprochen zu haben. Indeß ist es möglich. Ich bin Mitglied der Belohnungskommission. Man weiß, daß das Volk an den Ereignissen des Julius am Meisten Theil genommen. Es ist sehr möglich, daß Leute aus dem Volke darüber mich gesprochen haben. Ich erhalte noch täglich in der Conciergerie dergleichen Anfragen.“ In Betreff der Vertheilung von Patronen erklärt sich Cavaignac in Folgendem: „Der kommandirende Kapitän Guinard hatte sich ganz auf mich verlassen. Ich hatte bei den in Umlauf



; man sieht
während sie
ten, während
ge die Kluft

nehmen sollte.
Wichtigkeit d
in meinen
waren dur

terials begriff. Dieses Material galt
des Sieges. Mehrere der Geschütze
den königlichen Truppen abgenommen

Kunstkraserei für berühmte Namen. Die Versuchung der hl. Katharina
von Teniers wurde für 40 Pfd., zwei Claude der eine für 24, der andere
für 30 Guineen abgegeben.

chen, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Zwei Kärtchen von dem portugiesischen Afrika.)

ler Gebirgsar-
n geologischen
Schlüssel lie-
äherung gegen
len, die Form
glauben, daß
sey. Der El-
r den Kauka-
ette; ein geo-
und vollstän-
aukasus über-
.

obleme zu be-
on unserm La-
Stöcken, ei-
hlgemuth die
und dem grö-
n. Nach ei-
Schnee; An-
munter vor-
wir in den
inzuhauen be-
el umhüllten,
Mond stand
trastirte an-
Höhe so dun-
Ungeachtet
en die Nebel
sich empor;
t, und mit
eier ausbrei-
Sonne mit
an mehreren
Augen auf,
n sich. Die
der Verma-
s; man sieht
während sie
den, während
ze die Kluft

nehmen zu
Wichtigkeit
in meinen
waren durch

(Beilage: Zwei Kärtchen von dem [illegible]

④ Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 125. 5 Mai 1831.

Kupffers Reise nach dem Kaukasus.

6. Besteigung des Elbrus.

(Fortsetzung)

Als wir am folgenden Tag uns auf dem Gipfel selbst befanden, waren meine Kräfte erschöpft; mein Geist, befangen von den Gefahren, die uns umringten, besaß nicht Stärke und Lebendigkeit genug, um die gewaltigen Eindrücke, die ihm von allen Seiten zuströmten, in sich aufzunehmen; meine Augen, geblendet vom Schimmer des Schnees, suchten in dem Schatten des Thals Erholung — kurz ein unbehagliches materielles Gefühl, dessen ich nicht Meister werden konnte, ließ mich nicht zum Genuß des Anschauens gelangen. Jezt aber, sitzend auf einem Felsen, wo wir am Abend ein Pentagramm eingegraben, dessen fünf Winkel die Anfangsbuchstaben unserer Namen einschlossen, überließ ich mich ganz dem Anblick des Kegels, der sich gegen den Gipfel in zwei Spitzen theilt; ewige Eis- und Schneemassen haben sich in der zwischenliegenden Vertiefung angehäuft; vielleicht daß sie sich oben ablösten und hinabrollten; durch die Wasser, welche den Seiten des Bergs entstürzen oder sich in den Felsenhölen sammeln, schmolzen die untern Theile und wurden entführt; so ist nur noch eine leichte Kruste übrig, welche eine Art Brücke über die Abgründe bildet, die man nicht sieht, denen aber die Einbildungskraft eine unergründliche Tiefe leiht. Dann die Thätigkeit der stets bewegten Atmosphäre und in Folge derselben die raschen Temperaturveränderungen, so daß das Wasser, abwechselnd gefrierend und wieder schmelzend, in die Ritzen der Felsen eindringt, ihre Verwitterung befödert und ungeheure Blöcke auflockert, welche mit Donnergekrach niederrollen; die stürmischen Schneegestöber, die, wenn sie den Reisenden nicht unmittelbar begraben, wenigstens ihm es sehr schwer machen, sich aus den Felsenlabyrinthen wieder herauszufinden; die sehr geneigten glitschrigen Schneeflächen, die man nicht hinauf kann, ohne sich Stufen einzuhauen, und wo ein einziger Fehltritt einen Sturz in das Bodenlose droht — Dieß waren die Gefahren, die unser harrten; dagegen war der Augenblick günstig, das helle Mondlicht verkündigte einen schönen Morgen, die jetzige Gelegenheit kehrte vielleicht nie wieder, da der General nicht eingewilligt haben würde, seine kleine Armee so vielen Beschwerden länger Preis zu geben; die Opfer, welche eine solche Expedition erfordert, sind zu bedeutend, als daß sie sich so leicht wiederholen ließe. Nein wir durften nicht säumen den Augenblick zu benützen. Die Kenntniß der Gebirgsarten, woraus der Elbrus besteht, mußte mir zu allen geologischen Beobachtungen, die ich bis jezt angestellt hatte, den Schlüssel liefern. Das Umgestürztseyn der Schichten bei der Annäherung gegen die Zentralkette, die Laven, auf die ich bereits gestoßen, die Form der um uns emporragenden Berge — Alles ließ mich glauben, daß der Elbrus aus vulkanischem Gestein zusammengesezt sey. Der Elbrus, das kolossaleste Produkt des Ausbruches, welcher den Kaukasus zu Tage förderte, repräsentirt die ganze Zentralkette; ein geognostisches Profil des Elbrus versprach das genaueste und vollständigste Bild von der geologischen Gestaltung des Kaukasus überhaupt.

Von Begierde brennend, die Lösung so vieler Probleme zu bewerkstelligen, erhoben wir uns um drei Uhr Morgens von unserm Lager und, mit einem Spaten, einigen eisenbeschlagenen Stöcken, einem Sail und Lebensmitteln versehen, traten wir wohlgemuth die Wanderung an, nachdem wir unseren Infanteristen und dem größern Theil unserer Kosaken befohlen auf uns zu warten. Nach einer Viertelstunde befanden wir uns schon auf dem Schnee; Anfangs war der Berg nicht so steil, und wir schritten munter vorwärts; doch bald wurde der Weg so abschüssig, daß wir in den Schnee, der noch fest genug war uns zu tragen, Stufen einzuhauen begannen. Obgleich das Thal in unserm Rücken noch Nebel umhüllten, so genossen wir doch der herrlichsten Witterung; der Mond stand im Zenith seiner Bahn, die Weiße seiner Scheibe kontrastirte angenehm mit dem Azur des Himmels, das auf dieser Höhe so dunkel ist, daß man es mit dem Indigo vergleichen mag. Ungeachtet des frischen Winds, der von dem Gebirge blies, hoben die Nebel des Thals, statt sich zu zerstreuen, langsam hinter uns sich empor; schon bedeckten sie die Stätte, wo wir übernachteten, und mit Nächstem schienen sie auch über uns ihren grauen Schleier ausbreiten zu wollen. Aber jezt trafen die Strahlen der Sonne mit wachsender Kraft das trübe Gewebe, und zerrissen es an mehreren Stellen; das ganze Thal tauchte vor unsern erstaunten Augen auf, und die Umrisse der Berge der vordern Kette entfalteten sich. Die höchsten Gipfel dieser Kette, der Inal, der Kindschal, der Bermamut reihen sich wie in einem Halbkreise um den Elbrus; man sieht diese Berge nordwärts gegen die Ebene sich abdachen, während sie gegen ihren Mittelpunkt, den Elbrus, jähe Abgründe bilden, während ihre Formen immer regelloser werden, und das Ganze die Kluft

eines unermeßlichen Kraters vorstellt, in dessen Mitte eine kegelförmige Masse vulkanischer Trümmer sich aufthürmt, die noch den Rand des Kraters überragt.

Im Vollgenusse dieses Schauspiels stiegen wir fort und fort hinan, bald in gerader Linie, bald im Zickzack; der Eifer, mit welchem wir den Gipfel zu erreichen strebten, ehe die Oberfläche des Schnees von der Sonnenhitze geschmolzen würde, erschöpften unsere Kräfte und wir waren am Ende genöthigt anzuhalten und auszuruhen. Allein bei dieser Feinheit der Luft kann man sich nicht erholen; das Blut wallt heftig in den Adern, und verursacht in den schwächern Theilen Entzündungen; die Lippen brannten mir; der blendende Glanz des Schnees erregte einen stechenden Schmerz in meinen Augen, obwohl ich auf den Rath der Bergbewohner die Vorsicht brauchte, das Gesicht in der Nähe der Augen zu schwärzen; alle meine Sinne waren wirr; mein Kopf schwindelte und eine unbeschreibliche Müdigkeit überfiel mich von Zeit zu Zeit.

Gegen den Gipfel hin bietet der Elbrus eine Reihe nackter Felsen dar, welche eine Art Treppe bilden, wodurch das Steigen sehr erleichtert wird; indessen fühlten die HH. Meyer, Menetriés, Bernadazzi (ein junger Architekt, der sich bei den Mineralquellen aufhielt, und uns auf allen unsern Ausflügen begleitete) und ich eine solche Erschöpfung, daß wir eine Stunde oder zwei zu rasten beschlossen, um hierauf mit neuer Kraft die Wanderung fortzusetzen. Einige der Kosaken und Tscherkessen folgten unserem Beispiel. Wir setzten, um gegen den Wind geschützt zu seyn, uns unter einen ungeheuren Trachytfelsen, der einen Theil der erwähnten Treppe ausmachte. Auf dem kleinen schneefreien Raum schlug ich einiges Gestein für meine Sammlung. Hier saßen wir auf einer Höhe von 14,000 Fuß über dem Meer; um aber die Spitze zu gewinnen, hätten wir noch 1400 Fuß weiter hinauf müssen. Ich schickte mich an, meinen Magnetcylinder oscilliren zu lassen; allein der Kosake, der das Kästchen trug, worin er war, hatte sich verspätet, und mittlerweile weichten die fast senkrecht herabschießenden Sonnenstrahlen den Schnee dergestalt auf, daß er uns nicht mehr trug, und wir unsere Rückkehr beschleunigen mußten, wollten wir nicht riskiren, in die Abgründe zu stürzen, die er bedeckte.

War dieser erste Versuch nicht über unsere Erwartungen geglückt? Als wir nach dem Kaukasus zogen, hielten wir den Elbrus für unersteiglich, und vierzehn Tage drauf befanden wir uns schon auf seinem Gipfel. Haben wir nicht von dem Gipfel des Elbrus dasselbe Gestein mitgebracht, welches den Pichincha der Kordilleren bildet? Haben wir nicht die wichtigsten geologischen Verhältnisse des Kaukasus beobachtet, uns bis zur Höhe des Montblanc erhoben? Ich konnte nämlich hoffen, daß Hr. Lenz, welcher uns vorangeeilt, den Gipfel vollends erreichen, und mittelst des Barometers, den er bei sich hatte, seine Höhe bestimmen würde. Begleitet von zwei Tscherkessen und einem Kosaken stieg er die Treppe hinan; angelangt auf der letzten Sprosse, sah er sich vom Gipfel nur noch durch eine nicht sehr breite Schneefläche getrennt; allein hier war der Schnee so aufgeweicht, daß er bei jedem Schritt bis an die Kniee einsank. Seine Gefährten erklärten, man müsse zurück; allein den Weg zu machen konnte er nicht wagen, zudem war 1 Uhr vorbei und man mußte schon, um nicht von der Nacht überrascht zu werden, an den Rückweg denken. So entschloß sich auch Hr. Lenz zur Rückkehr, ob ihm gleich, wie sich später zeigte, nur noch etwa 600 Fuß bis zur obersten Spitze fehlten.

(Schluß folgt.)

Bruchstück aus einer Reise in Schweden.

(Aus dem New-Monthly-Magazine.)

Nachdem ich Dänemark zur Hälfte gesehen, und wie es allen Denen ergeht, die mit vorgefaßter Meinung irgend wohin kommen, mich sattsam darin langweilt hatte, beschloß ich an einem Mittag, als der Regen in Strömen sich ergoß, schnurstracks nach Schweden abzureisen. Gesagt, gethan. Ich schiffte mich in einem Kahn mittlerer Größe mit einem Reisegefährten, unserem Fuhrwerk, unserem Bedienten und einigem Mundvorrath ein. Es war im Monat Junius, der Morgen war schön, das Wetter mild, und das Meer ruhig wie ein Landsee. Ich hatte bereits die Wärme etwas lästig gefunden, ehe ich in das Schiff trat, und wartete deßhalb mit Ungeduld auf den frischen Seewind, auf welchen man nach der Versicherung eines unserer Freunde in Kopenhagen so gewiß als auf die Passatwinde der Aequinoktialzone rechnen konnte. Indem wir zwei unförmliche Bretter wacker handhabten, die man mit dem Namen Ruder beehrte, segelten wir ohne sonderliche Mühe über den Hafendamm hinaus. „Sobald Ihr auf der hohen See seyd," rief unser Freund uns nach, „bekommt Ihr Wind genug, und in zwei bis drei Stunden steigt ihr in Helsingborg an's Land." Soweit das Auge reichte, bemerkte man nicht die geringste Bewegung auf der Oberfläche des Wassers. Wir setzten uns nieder, aber ich kann nicht sagen, daß wir in der Unbeweglichkeit blieben, zu der uns der kleine Raum unsers Fahrzeugs zu verurtheilen schien; denn die Fliegen und Schnacken hielten uns bestens munter. Die Sonne war brennend, die Hitze unerträglich. Die Schiffer, abgearbeitet vom Rudern, nickten ein. Zehn Uhr und noch immer kein Wind, nicht einmal der Hauch eines Zephyrs; immer noch tiefer Friede auf dem Wasser und wir befanden uns erst eine halbe Meile vom Ufer. Der Mittag kam, da erhob sich der so ersehnte Wind, leider aber in einer uns entgegengesetzten Richtung, und es ließ sich voraussehen, daß er uns bald noch stärker entgegenblasen würde. Der Kahn schwankte auf und nieder, indem er treu den abwechselnden Wellenschlägen folgte, und unter unaufhörlichem Schaukeln rückten wir kaum vorwärts. Von sieben Uhr bis sechs Uhr hatten wir erst die Hälfte der Ueberfahrt zurückgelegt; unser Bedienter war seekrank, und wir selbst hatten Nichts mehr zu nagen und zu beißen oder den Durst zu stillen; kurz unsere Lage bedünkte uns nicht glänzend. Offenbar durften wir so nicht hoffen, vor Mitternacht nach Helsingborg zu gelangen, und wir wußten, daß die Schweden, wie manche andere Leute, sich nicht gerne in ihrer nächtlichen Bequemlichkeit stören lassen. Endlich faßte der Wind uns queer und stieß uns gegen 8 Uhr an die Küste; nachdem wir so mehr als zwölf Stunden auf Einem Fleck festgebannt gewesen, waren wir froh, uns hier an's Land setzen lassen zu können, obwohl wir nun noch sechs Meilen zu unserem Bestimmungsort zu Fuß machen mußten.

Um 10 Uhr kamen wir in Helsingborg an; bei einer tüchtigen Mahlzeit, und nachher in einem guten Bett vergaßen wir bald alle erduldeten Drangsale. Wir schliefen ein, ohne an unsern Wagen, unsern Bedienten oder den Morgen zu denken, der nicht lang auf sich warten ließ; denn in diesen nördlichen Regionen verliert man in der jetzigen Jahreszeit die Sonne kaum aus dem Gesichte, und erfreut sich eines fast beständigen Tages. Der Nachen brauchte bis Mitternacht, ehe er an der Küste hinsteuernd Helsingborg erreichte; aber, Dank unserm Bedienten! der Wagen stand in aller Frühe bereits wieder auf den Rädern, und so schien Nichts unsern Aufbruch zu hindern. Ich sage nur schien, in Schweden hängt der Reisende ein Wenig von den Postknechten ab, die sich nicht gerade immer gerne sehr sputen, und gerne ein Gläschen zu viel trinken. Dagegen sind aber die Schweden die ehrlichsten Leute von der Welt, und man trifft unter ihnen nicht das Raub- und Diebsgesindel, das in manchen andern Ländern Europa's, die sich höher in der Kultur dünken, sein Wesen treibt. Hier ein Beispiel: Als wir uns am Bord einer Goelette von Stockholm nach Petersburg einschifften, regnete es stark, und ein dichter Nebel breitete sich über Land und Wasser aus. Die Goelette lag etwa vier Meilen vor dem Kai vor Anker; wir nahmen einen Nachen, um uns hinführen zu

lassen; man sah aber nicht drei Schritte vor sich, und so verfehlten wir die Richtung; zum Glück half uns der Lärmen der Arbeiter am Strand, wo mehrere Fahrzeuge ausgebessert wurden, so weit, daß wir uns orientirten. Wir schifften uns demnach mit unserem Gepäck wieder aus, und die Matrosen beschäftigten sich damit, das Schiff vom Wasser zu reinigen. Inzwischen hellte sich das Wetter etwas auf, wir wurden die Goelette ansichtig und bestiegen von Neuem unsern Kahn. Indem wir nun an der Küste hinfuhren, fiel es mir ein, nachzusehen, ob auch alle unsere Habseligkeiten richtig an Bord wären, und mit Schrecken vermißte ich meine Brieftasche, welche mein Tagebuch und unsern ganzen nicht unbeträchtlichen Schatz enthielt. „Gustav!“ rief mein Reisegefährte vor Aerger, „he, Deine schwedische Ehrlichkeit — da ist sie mit unserm Geld zum Teufel!“ Gustav, so kalt als Marmor, begnügte sich in seinem gedehnten Tone zu antworten: „wenn die Arbeiter keine Ausländer sind, so ist die Brieftasche nicht verloren!“ Man kehrte zurück, um sie zu suchen; da der Nebel noch fortdauerte, so handelte sich's zuvörderst darum, die Stelle auszumitteln, wo wir ausgestiegen waren; als wir aber, unserer Sache nichts weniger als gewiß, am Ufer umher spähten, hörten wir eine Person, die an den Schiffen herumlief und fragte, ob man Nichts verloren habe, und siehe, da war die vermißte Brieftasche. „Was hättet Ihr gethan,“ fragte mein Freund diesen rechtschaffenen Bürger, „wenn Ihr den Eigenthümer nicht gefunden hättet?“ „„Ich würde sie, wie es üblich ist, auf die Polizei getragen haben, da ich an dem Klingen der Münzen und dem Gewicht merkte, daß sie eine bedeutende Summe enthalten müsse.““ Dieweil mir wohl schwerlich sonstwo meine liebe Brieftasche wieder zu Händen gekommen wäre, so lobe ich mir meine schwedische Ehrlichkeit, und bin der Meinung, daß sie ihres Gleichen nicht hat. Doch zur Sache. Nach einiger Verzögerung, die wir dem Postillion verdankten, der die Postpferde auf den verschiedenen Stationen zu bestellen vorausreiten sollte, setzte unsere Kutsche unter Gustavs Führung nach Stockholm sich in Bewegung. Wollte er die Pferde anhalten, so machte er es nicht wie die Kutscher von London, die einen Fuß vorsetzend den Zaum dergestalt anziehen, daß sie ihnen das Maul zerreißen, sondern er stieß bloß einen verlängerten Ton aus und schnalzte mit den Lippen, wodurch er die Pferde so kurz hielt, als ob ihnen ein arabisches Gebiß zwischen den Zähnen stäcke. Wie es scheint, herrscht in Schweden die doppelte Gewohnheit, jede Anhöhe im gestreckten Lauf hinunter zu jagen, und auf jeder Station so lange zu verweilen, als es das Gesetz nur immer erlaubt. Von Helsingborg geht der Weg bis Stockholm fast ununterbrochen durch Waldungen. Im Sommer rauscht ein frischer Luftzug sanft durch die unermeßlichen Alleen; im Winter heult ein wilder Sturm traurig durch eine Schneewüste; im Sommer bringt ein mannigfaltiger Anbau bei jedem Schritt einen angenehmen Scenenwechsel hervor, und man glaubt sich in die prächtigen Parke der hohen Aristokratie Englands versetzt; im Winter lastet die Hand des Todes auf der Natur, und nur das Pfeifen der Winde und die Klagelaute der Vögel erinnern den Menschen an sein Daseyn. Die Straßen sind in der Regel schön und mit großer Sorgfalt unterhalten; auf Pfosten liest man die Namen der Landleute, mit Bezeichnung der Strecke, wofür sie zu fegen haben. Was aber den Reisenden in Schweden in Verzweiflung stürzen könnte, ist die Million von Gatterthoren, denen er begegnet, und die verhindern sollen, daß das Vieh von einem Eigenthum auf das andere kommt und Schaden anrichtet. Nach jeder Meile oder halben Meile muß man warten, bis die verwünschten Pforten sich öffnen; so wird eine Reise, die sich sonst ziemlich rasch beendigen ließe, unausstehlich langweilig. Auch fiel uns die sonderbare Weise, Grundstücke von einander zu scheiden, auf. Statt lebendiger Hecken, die im Sommer mit ihren Blüthen die Luft durchwürzen, und dem Bauer Schutz gegen die Sonne gewähren, bedient man sich ungeheuerer hölzerner Verzäunungen, wovon man manchmal ein hochbordiges Schiff bauen könnte; freilich fehlt es den Bauern selbst in den angebautesten und am Wenigsten bewaldeten Gegenden nie an Brennholz; sie dürfen nur auf das nächste Feld gehen und holen.

In den Gasthöfen, wenn man diese Häuser so nennen darf, ist der Wirth verpflichtet, immer Brod und Bier vorräthig zu haben; Mehr findet man nicht, und Wer damit sich nicht begnügt, oder Nichts mitgenommen hat, dem ist nicht zu helfen. Niemand kümmert sich darum, ob der Fremde eintritt oder nicht; keine Bewillkommnung, kein Abschied, keine Dienerschaft, die sich in Hoffnung auf ein Trinkgeld um Einen bemüht; kein Wirth, keine Wirthin, welche Aufwärter und Aufwärterinnen zur Thätigkeit anspornen; keine dienstfertigen Personen, die das Gepäck abladen, ohne zu wissen, ob man bleibt oder weiter will. In Schweden kann man Stunden lang im Wagen sitzen und der Pferde harren, und wenn endlich ein neun- oder zehnjähriger Junge damit angestochen kommt, so darf der Reisende oder sein Bedienter ihnen sein eigenes Geschirr anlegen, sie vorspannen und das Fuhrwerk kutschiren; der kleine Junge thut dabei Nichts, als daß er die ewigen Gatterthore öffnet. Das Innere eines schwedischen Wirthshauses hat nichts Einladendes. Es ist Sitte, den aus jungen Tannen gezimmerten Fußboden beim Scheuern zu netzen, was einen nicht eben lieblichen Geruch verursacht, der sich nicht verliert, da man in Schweden wie in Rußland der freien Luft keinen Zugang zu gestatten pflegt. Sommers macht man, um die Hitze abzuwehren, keine Fenster auf; Winters geschieht Dieß wegen der Kälte, so daß innen immer eine dicke mit beleidigenden Dünsten überladene Atmosphäre ist. Die Betten sind übrigens gut; nur darf man Wanzen nicht scheuen.

Ueberhaupt hat das Reisen in Schweden eine gute und eine böse Seite. Zu der erstern gehört, daß man nicht von Unglücklichen belästigt wird, die ein Almosen begehren; während meiner ganzen Reise sah ich nie einen Bettler; denn die Kinder, die neben dem Wagen herlaufen und Körbe mit Früchten und Erdbeeren anbieten, mag ich, wenn sie gleich oft eine flehende Miene haben, nicht in diese Klasse rechnen. Ein anderer Vortheil ist die vollkommene Sicherheit, mit der man reist und die Einem die Mühe des unaufhörlichen Auf- und Abladens erspart. Ohne Gefahr bestohlen zu werden, läßt man am Abend Alles im Hof stehen und Niemand rührt es an; am Morgen ist man daher gleich reisefertig. Zur Schattenseite gehört dagegen, daß man gänzlich von der Laune des Kuriers abhängt, welcher einschläft, zecht, sich verirrt, so daß man oft vor ihm auf der Station anlangt, und dann einige Stunden auf Umspannpferde warten muß. Ob wir gleich immer dem Kurier, indem wir ihn schon Abends fortschickten, sieben bis acht Stunden vorausgaben, hatten wir ihn doch vor Ende des Tages jedes Mal eingeholt, und oft keine Pferde bestellt gefunden. Ein fernerer Uebel ist das Papiergeld. Wenn man kleine Billete nimmt, um zu große Trinkgelder zu ersparen, so bekommt man für 10 Pfd. Sterl. vier ungeheure Hefte voll, daß man nicht weiß, wohin damit, abgesehen davon, daß man vier Stunden braucht, die Papiermasse zu zählen. Auch die Schwierigkeit, wenn Etwas am Geschirr bricht, es ausbessern zu lassen, darf man nicht vergessen; hat man einen solchen Unfall in der warmen Jahreszeit Mittags nach zwei Uhr, so ist ganz Schweden in tiefen Schlaf versunken; alle Buden sind geschlossen und man muß sich gedulden.

Uebrigens reist man in Schweden außerordentlich wohlfeil. Unsere Ausgaben von Helsingborg bis Stockholm für drei Wagenpferde, einen Kurier, für Nachtlager, und wenn wir sonst einen Bissen auftrieben, für Trinkgeld rc., belief sich auf 9 Pfd. Sterl., 5 Schill.; Dieß heißt gewiß 408 englische Meilen billig reisen. Wir brauchten vier Tage nach der schwedischen Hauptstadt. Am ersten Tag war der Weg ziemlich schlecht; am zweiten wurde er besser, und am dritten und vierten vortrefflich. Die Ansicht des Landes hatte nichts Besonderes; nur in der Nähe von Nyköping, wo der Weg über eine 60 Meilen lange und 24 Meilen breite Landzunge führt, fand ich die Gegend sehr reizend; der Anbau der Ufer schien mir in dem blühendsten Zustande zu seyn, und der unermeßliche Wasserspiegel, der die Sonnenstrahlen zurückwarf, bot ein großartiges Schauspiel. Unser Wagen, den ich von einem ehrlichen hamburger Juden gekauft, hielt alle Stöße glücklich aus; aber in dem Augenblick, als wir in Stockholm vor dem Hotel von London anfuhren, löste sich ein Rad, und die Maschine lag auf der Seite. Mit dem Wegweiser in der Hand, worin man mir das Hotel von London als den schönsten Gasthof in Stockholm bezeichnete, rief ich aus dem halbumgeworfenen Geführt heraus: „Gustav, das kann das Hotel von London nicht seyn.“ Denn ein schlechteres Aeußeres, eine schmutzigere, abscheulichere Einfahrt kann man sich nicht vorstellen. Gustav, der seine Worte nicht verschwendete, wies bloß auf eine große Tafel hin, wo mit Goldbuchstaben „Hotel von London“ geschrieben stand. Also frisch hinein! War die Einfahrt abschreckend, so war das Haus selbst desto einladender. Wir wohnten bequem, speisten köstlich, und ruhten, unbekümmert um den monotonen Ruf der Nachtwächter, von unsern Strapazen aus.

Vermischte Nachrichten.

Ganz Frankreich wetteiferte, sich in die Sorge für die in den Juliustagen zu Paris verwundeten Bürger zu theilen. Von allen Seiten wurden für dieselben Subscriptionen eröffnet und Beiträge eingesendet; 2,966,937 Fr. 72 Cent. gingen auf diese Weise ein, wovon 519,502 Fr. 50 Cent. von der zur Vertheilung dieser Nationalbelohnungen eigens ernannten Kommission an die Maire's der zwölf Bezirke von Paris einstweilen zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse übergeben wurden; 82,871 Fr. wurden für ein Haus, in welchem die Genesenden Aufnahme fanden, verwendet. 6935 Fr. 99 Cent. für ein Spital in der Pyramidenstraße. Es bleibt also noch immer eine Summe von 2,357,828 Fr. 25 Cent. zur weiteren Verfügung der Kommission übrig.

•

Dem englischen Parlamente sind nicht weniger als 27 Bills für Eisenbahn-Gesellschaften vorgelegt worden, so für Avon und Gloucester, Belfast, Birmingham, deßgleichen mehrere für Liverpool, Chester, Manchester, für Edinburg, Dublin und Kingstown; zu Glasgow will sich eine Gesellschaft für eine Eisenbahn und einen Tunnel bilden.

•

Der Prophet von Ashton, dessen unlängst in diesen Blättern (N. 115) erwähnt wurde, heißt John Wroe, und hat jüngst seinen Auszug gehalten, um das Licht seiner neuen Lehre auch anderwärts leuchten zu lassen. Er nahm seinen Weg nach Sheffield in Begleitung einer Leibwache seiner auserwählten Jünger, die sich die neuen Israeliten nennen. Unter der auserwählten Bürgerschaft des neuen Jerusalems befanden sich auch einige Weiber, die in der Prophetengeschichte so wenig fehlen dürfen, als die Esel. Wenigstens war es doch ein Maulesel, der prächtig aufgeputzt den Wagen zog, in dem der Prophet einherfuhr. Einige Jünger gingen mit musikalischen Instrumenten vor ihm einher. Zwei Wagen mit Gepäcken schlossen den Zug. Wahrscheinlich wird er sein himmlisches Heerlager vorläufig in Sheffield aufschlagen.

•

In der Zeitung von Tiflis machte kürzlich ein Mineralog einen Aufsatz bekannt, worin er nachzuweisen suchte, daß der Alluvialsand in dem Becken des Kur Gold enthalte. Der Verfasser berief sich auf mehrere Versuche, die von ihm in den Umgebungen von Elisabethpol angestellt worden seyen.

Literarische Anzeige.

Englische Lexikographie.

Das in der Liebeskind'schen Buchhandlung in Leipzig früher angekündigte und von dem anderwärts rühmlichst bekannten, an der Universität zu Leipzig als öffentlicher Lehrer der englischen Sprache angestellten Dr. Flügel verfaßte „vollständige Wörterbuch der englischen Sprache," auf das die Freunde der englischen Literatur mit so gespannter Erwartung hofften, und dem auch wir um so erwartungsvoller entgegensahen, je mehr der früher angezeigte Plan etwas der Art höchst Ausgezeichnetes von diesem Werke und hoffen ließ, ist nun endlich in die Wirklichkeit getreten. Und in der That, unsere Erwartungen, die wir uns unausgesetzt mit der englischen Literatur beschäftigten, sind auf keine Weise getäuscht, sondern dieselben sogar noch übertroffen worden, denn der gelehrte Verfasser hat nicht nur alles in der Ankündigung Versprochene auf das Vollkommenste geleistet, sondern dasselbe auch mit einem so musterhaften Fleiße, und mit einer solchen Genauigkeit und Gelehrsamkeit ausgearbeitet, wie es sich von einem Manne erwarten ließ, der bereits durch mehrere Werke über die englische Sprache, namentlich durch seine vortreffliche „vollständige englische Sprachlehre," sich als einen gründlichen Forscher und Denker rühmlichst bekannt gemacht hat. Die große Reichhaltigkeit der Artikel, die genaue und logische Anordnung derselben, so wie die ungemeine Vollständigkeit der Begriffsbestimmung eines jeden Wortes stempeln das Buch — wir sprechen hier bloß von dem ersten Theile, denn der zweite ist von einem andern Gelehrten bearbeitet worden — zu einem klassischen Werke englisch-deutscher Literatur, und es ist hierdurch nicht nur dem Gelehrten, sondern auch dem Kaufmanne, dem Künstler, so wie überhaupt allen Lesern englischer Werke ein vortreffliches Werk in die Hände gegeben, indem darin für jede Wissenschaft und für jedes Bedürfniß hinlänglich und ausreichend gesorgt ist, so daß man sich nicht mehr, wie bisher, in die Unannehmlichkeit versetzt sieht, beim Studium englischer Werke sich mehrerer Wörterbücher zu gleicher Zeit bedienen zu dürfen; denn in den bisher vorhandenen Wörterbüchern fand man eine große Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit von sogenannten Kunstausdrücken, theils in dem einen, theils in dem andern Fache dieser oder jener Wissenschaft, so daß man sich bald in dem einen, bald in dem andern Rathes erholen mußte, wie Ref. selbst aus seiner frühern Zeit sich dieser eigenen Erfahrung ungern erinnert. Diesem großen Uebelstande hat Dr. Flügel durch sein Werk gänzlich rühmlichst abgeholfen. Dazu bot ihm die in der Vorrede verzeichnete überaus reiche lexikalische Literatur, die er mit allem Fleiße und auf das Gewissenhafteste benutzte, treulich die Hand. Wenn demnach in der englischen Lexikographie bisher Todd's-Johnson, in Bezug auf Vollständigkeit und Reichhaltigkeit, und Walker, in Rücksicht richtiger Aussprache als Sterne erster Größe glänzten, so müssen wir, nach selbst eigener genauen Vergleichung des Flügelschen Wörterbuchs, unumwunden gestehen, daß Hr. Dr. Flügel ihnen diesen Ehrenplatz jetzt gänzlich streitig gemacht zu haben scheint, indem sein Werk über beide weit hervorragt und der Verfasser, mit den anerkannt besten Hülfsmitteln rein englischer, sowohl als deutsch englischer Werke vertraut, nicht nur erstern an Reichhaltigkeit und Genauigkeit der Artikel überbietet, sondern auch letztern, in Rücksicht der Aussprache, vervollständigte und verbesserte, denn er zeigt durch das ganze Werk ein richtiges Verfahren und stellt durchgängig eine konsequente Bezeichnung auf, die man bei Walker so häufig vermißt; außerdem ist das Walkersche Werk kaum zur Hälfte so stark als das Flügelsche. In Rücksicht auf Aussprache also und deren verschiedene Nüancirungen steht dieses Werk in der englisch-deutschen Literatur als das einzige da, so daß selbst das Hilpertsche, dessen Werth wir in andrer Hinsicht nicht verkennen, eines Theils wegen der Aussprache, andern Theils und besonders wegen Vollständigkeit, Reichhaltigkeit, Präcision, Kürze und Bündigkeit dem Flügelschen weit nachsteht, da jenes die Artikel oft mit einer Breite behandelt, die man bei Flügel nirgends antrifft — ein Haupterforderniß eines Lexikographen. Die Artikel sind bei Flügel mit einer ungemeinen Bündigkeit und mit wenig Worten behandelt, und dabei ist dennoch Alles genau, richtig und vollständig. Die von Flügel beigegebene höchst vollständige Tabelle über die Aussprache, welche den Werth des Buches ganz vorzüglich erhöht, bestätigt unsre Behauptung vollkommen, und jeder, der nur eigene Vergleichung und Prüfung anstellen will, wird unsern Ausspruch gegründet finden und uns von aller Parteilichkeit freisprechen. Für den Handelsstand ist in Bezug der vielen nautischen und merkantilischen Wörter und Ausdrücke dieses Werk höchst unentbehrlich, und für die Leser des Shakespeare und anderer Classiker enthält dasselbe einen ungemein reichhaltigen Schatz. Die ältere und neuere Literatur ist in demselben auf das Genaueste und Sorgfältigste berücksichtigt und die sich darin vorfindende Menge von amerikanischen Wörtern und Redensarten erleichtert im höchsten Grade das Lesen der Schriftsteller jenes Freiheitlandes, und gewährt dem Uebersetzer amerikanischer Romane eine große, bisher sehr vermißte Erleichterung. — In Rücksicht auf Ausstattung, Druck und Papier, ist uns noch nie so etwas Vollkommenes, Herrliches und Schönes in Deutschland vorgekommen als dieses, und man kann mit allem Recht das Werk als etwas außerordentlich Prachtvolles erklären, da man kaum unterscheiden kann, ob es in Deutschland oder in England gedruckt ist. Die höchste Korrektheit, deren mühsamen Geschäft sich der so genaue Verfasser selbst unterzog, laut Vorrede, setzt dem Werke noch die Krone auf. —

B.

Dr. S—d.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 126. 6 Mai 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Ein ungedruckter Aufsatz von Hr. v. Souza, der bis 1780 Generalgouverneur von Angola war, und den D'Anville ermunterte Entdeckungen in diesem Theile von Afrika zu befördern, beweist, daß es damals keine Verbindung zu Land zwischen Angola und Benguela gab. Es ist beigefügt, daß der letztern Gegend vor Angola der Vorzug gebühre, sowohl wegen des Handels als der gesünderen Lage, und Hr. v. Souza bemerkt ferner, daß Sargobas, eine neue Niederlassung, die er selbst landeinwärts vor Caconda gestiftet, diejenige portugiesische Besitzung sey, welche Teti am Nächsten liege, und daß der Fluß Cunene mit einem großen See im Westen des Cuama zusammenhänge.

In einem Schreiben des portugiesischen Ministers Martinho de Mello Castro an den Generalgouverneur von Angola vom 8 März 1784 fand ich einen Bericht über eine Mission, die nach St. Salvador ging. Die Mission bestand aus drei Geistlichen von geprüftem Charakter, Liborio da Graja, von dem Orden St. Bento, Bischof von Angola und Generalvikar von Minas. Raphael do Castelo de Vide, einem Priester, Joao Gualberto de Miranda von dem Orden der Bußfertigen, und Don Andre Couto Gindinho von der Brüderschaft des h. Peter. Folgendes sind Auszüge aus dem Tagebuch eines der Missionäre, begonnen im Juli 1781.

Sie reisten ab von Lidonga, der Grenzprovinz der Statthalterschaft von Angola, jenseits des Flusses Dande, und betraten den 5 August das Marquisat von Musul oder Muchicongo, das sich beinahe bis zum Fluß Loge erstreckt. Die Bewohner dieses Landstrichs sind von mildem Charakter und empfingen die Missionäre mit allen Ehrenbezeugungen und Freude. Der Befehlhaber des Distrikts, Don Alvaro Carbal da Silva, kam ihnen mit der größten Herzlichkeit und Ehrfurcht entgegen. Es war ein Mann von gefälligem Betragen, der portugiesischen Regierung sehr anhänglich, verstand ihre Sprache, und lebte auf einem freundschaftlichen Fuße mit den Portugiesen. Ihre nächste Reise war zu einer Banza oder Fazenza, genannt Bumbe, wo sie einen Fürsten von noch größerer Würde trafen, der den Titel Generalkapitän des Königreichs Congo angenommen hatte. Auch er kam ihnen entgegen, und bewillkommte sie, begleitet von einer großen Menge von Negern, wovon einige Flinten, andere Bogen und Pfeile führten. Den 14 August zogen sie nach dem Fluß Loge, wo das Marquisat von Musul endigt, und das Herzogthum Bamba beginnt. Sie erreichten das Ufer des Flusses denselben Tag, setzten in einem Boote über, und wurden bei ihrer Landung von dem Herrn des Distrikts empfangen, der sich mit dem Titel eines Infanten brüstete. Er hatte eine zahlreiche Begleitung, bewaffnet wie die Vorherigen, und er und sein Volk behandelten die Missionäre mit der größten Achtung. Hier sahen sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, 3 bis 4 Tage liegen zu bleiben wegen der Menge ihres Gepäcks, und weil sie nur ein kleines Boot hatten, in dem sie sich am Ende einschifften, und auf dem Fluß fuhren, während das Volk sie auf beiden Seiten begleitete, und Hymnen für ihre sichere Ueberfahrt sang.

Allein ungeachtet aller Liebe, welche die Missionäre erfuhren, waren sie doch nicht befreit von Unannehmlichkeiten, und ihre Geduld wurde durch die Neger, welche sie zum Tragen ihres Gepäcks brauchten, in hohem Grade geprüft, indem einige nicht zu rechter Zeit ankamen, andere ihre Lasten auf dem Weg wegwarfen, was große Unbequemlichkeiten verursachte, und die Leiden, welche Krankheit und ungünstige Witterung mit sich brachten, sehr erhöhte. Es zeigte sich bald, daß die Neger zwar Vorwürfe und Klagen mit vieler Unterwürfigkeit annahmen, aber ihr Betragen darum nicht änderten. Unter diesen Unannehmlichkeiten zogen sie durch einen Theil des Bezirks von Bamba, und gelangten an eine große Banza, genannt Quina, wo sie von dem Fürsten und Infanten beherbergt wurden, der auch den Titel eines Auslegers oder Lehrers der Kirche führte — einen Titel, womit man Alle beehrt, welche Portugiesisch sprechen und schreiben können. Auf dem Wege dahin kam ihnen eine Menge von beiden Geschlechtern entgegen, die ihre Freude über ihre Ankunft durch beständige Ausrufungen zu erkennen gaben. Hier starb der Generalvikar der Mission, Liborio da Graja, und seine Stelle wurde an Bruder Raphael do Castelo de Vide übertragen. Sie blieben 15 Tage in Quina, und empfingen Besuche von allen Großen des Bezirks, unter andern dem Regenten von Bamba, da die Herzogswürde gerade unbesetzt war. Alle diese Personen schickten den Missionären Geschenke, boten aber alle Gründe auf sie vom Weitergehen abzuhalten, in der Hoffnung sie dadurch länger bei sich zu haben, indem sie ihnen vorstellten, daß sie sich nicht auf das Volk verlassen könnten, sondern zu dem König von Congo schicken müßten, um sich Führer zu verschaffen. Jedoch wurden ihnen bald

darauf 70 Mann zu diesem Zwecke gesandt, und mit dieser Bedeckung, die sich noch vergrößerte, setzten die Missionäre ihre Reise fort; nur hatten sie über die Langsamkeit und das häufige Entweichen ihrer Führer zu klagen. Endlich erreichten sie eine ansehnliche Banza, genannt Comma, deren Vorsteher sich Marquis von Bamba und Ritter des Christusordens, wozu er vom König von Congo ernannt worden, schelten ließ. Ueberdieß führte er auch den Titel Kapitän der Kirche — eine Benennung, auf welche diese Völker großen Werth legen, und die daher der Generalvikar nicht versäumt den Großen beizulegen, welche ihn durch ihren religiösen Eifer zu verdienen streben. Der Marquis schickte auf die Nachricht von der Annäherung der Missionäre einen Offizier mit einer Anzahl von Leuten, welche Waffen und musikalische Instrumente trugen, um sie von einem großen Wald in Pomp nach der Banza zu geleiten. Hier ward Alles zu ihrem Empfang trefflich bereitet, und die Weiber und Kinder begrüßten sie mit dem Ave Maria, das sie mit großer Andacht sangen. Bald nach ihrer Ankunft machten der Häuptling und ein andrer Mann von Rang, der erträglich Portugiesisch verstand, ihnen ihre Aufwartung, und vor ihrer Abreise brachte man ihnen mehrere Kinder zur Taufe. Ein anderer Großer, der ebenfalls viele Leute in seinem Gefolge hatte, die auf Instrumenten spielten, begleitete sie hierauf nach Apozanti, wo derselbe in seinem besten Anzug, welches bei diesem Volk eine gewöhnliche Form von Ehrbezeugung ist, sie bewillkommte.

Auf dem Weg nach Apozanti kamen die Missionäre an einen Fluß, der so schwierig zu passiren war, daß es den Negern einfiel die Väter in ihre Fischneze zu setzen, und so auf ihren Schultern trocken und sicher hinüber zu tragen. Dort wurden sie von zwei andern Männern hohen Ranges empfangen, welche wie ihre Unterthanen sie mit Ehrenbezeugungen überhäuften; einer dieser Großen, der Marquis von Quinbonque, schickte ihnen Geschenke, und der Häuptling und viele seiner Verwandten statteten ihnen Besuche ab. Dieselben Artigkeiten widerfuhren ihnen von zwei andern Großen, welche die höchsten und wichtigsten Personen in dem ganzen Bezirk waren, und bei denen sie bei Weitem besser als bisher herbergten. Dieß war die letzte Banza des Herzogthums Bamba, welches an dem großen Fluß Burge, dem größten, den sie seit dem Zaire gesehen, seine Grenze hat.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsverfassung der scandinavischen Halbinsel.

3) Norwegische Land- und Seemacht.

Die norwegische Armee hat ihre definitive Einrichtung noch nicht erhalten; so wie sie aber bis jetzt ist, nähert ihre Organisation sich ziemlich dem von Gouvion-Saint-Cyr in Frankreich eingeführten System. Die ganze junge Mannschaft von 20 bis 25 Jahren wird in die Konskriptionsklassen eingetragen; die Zahl der aus jeder Klasse zu berufenden Soldaten bestimmt der Storthing. Diese bleiben sieben Jahre unter den Fahnen, und können auch nach ihrer Dienstzeit im Fall des Kriegs wieder einberufen werden; sie bilden eine Reserve, welche Landvären heißt. Alle Jünglinge, die sich einem Handwerk widmen, sind der Militärpflichtigkeit enthoben, die somit bloß auf den Landbewohnern liegt. Diese Last ist übrigens leicht zu ertragen, da die Soldaten, mit Ausnahme Derer, die zu dem kleinen Korps stehender Truppen gehören, nur vierzehn Tage im Jahr der Uebungen wegen zusammen kommen. Während dieser Zeit giebt ihnen der Staat Kleidung und Unterhalt; den übrigen Theil des Jahrs leben sie in Urlaub. Die Offiziere beziehen einen Sold aus dem Schatz. Man sieht, daß dieses und das schwedische Indeltasystem Nichts gemein haben.

Zwölf bis fünfzehntausend Mann machen das norwegische Heer aus; von dieser Zahl ist etwa ein Drittel aktiv und wird besoldet. Die aktiven Soldaten dienen aber statt sieben bloß fünf Jahre; sie liegen als Besatzung in den Festungen, die in Norwegen zahlreicher sind, als in Schweden. Die Reserve ist nie außerhalb des Königreichs zu verwenden, und die übrigen Truppen im Fall eines Kriegs nicht ohne Genehmigung des Storthing. Der König darf in Stockholm zwar eine norwegische Garde haben; dieselbe muß aber aus Freiwilligen bestehen, und unter keinerlei Vorwand dürfen in Friedenszeit mehr als 3000 Mann von einem Königreich in das andere einrücken. Die Armeeverwaltung wird von einem Mitglied des Staatsraths und Provinzialkommissären besorgt. Das Personal ist einem Generaladjutanten anvertraut. Eine Militärschule besitzt Norwegen in Christiania. Seine vorzüglichsten Festungen sind Aggershus, die Citadelle der Hauptstadt, Fridrichstein, Bergenhus, Fridrichstad, Christiansand, Fridrichsvären. *)

Zum Behuf der Bemannung der norwegischen Marine ist die ganze Küstenbevölkerung in zwei große Konskriptionsklassen eingetheilt, von denen eine die Bewohner der Städte, die andere das Landvolk in sich begreift. Die Städtebewohner zerfallen in fünf Konskriptionsdistrikte und bilden das stehende Marinekorps; die andern Bewohner von 18 bis 35 Jahren zerfallen in sieben Konskriptionsdistrikte und bilden die Reserve (sjæ lemit) für Kriegszeiten. Die Norweger sind als die besten Matrosen des Nordens bekannt.

Norwegen besitzt weder Linienschiffe noch Fregatten, sondern

---

*) Stand der norwegischen Armee.

Generaloffiziere und Generalstab.	40
Geniekorps	50
Artillerie 1 Brigade, 6 Feldbatterien, 5 Garnisonskompagnien	1,556
Kavallerie, 1 Brigade, abgetheilt in 5 Korps	1,257
Infanterie, 5 Brigaden, abgetheilt in 25 Korps	11,128
	14,031
Dazu der Landsturm	10,381
Im Ganzen	24,432

Im J. 1822 erschien ein halboffizielles Aktenstück über die Streitkräfte der scandinavischen Halbinsel, die indeß die schwedische Kavallerie und die Landwehr zu nieder angeben dürfte.

	Offiziere.	Soldaten. Artillerie.	Kavallerie.	Infanterie.	Regulares Heer.	Kriegsaushebung.	Ueberhaupt.
Schweden	1,659	2,867	4,960	35,653	45,139	75,096	120,235
Norwegen	515	1,616	1,257	11,120	13,981	10,381	24,362
Zusammen	2,174	4,483	6,197	46,781	59,120	85,477	144,617

bloß einige leichte Fahrzeuge und eine zahlreiche Flotille von Kanonierbooten; es hält höchstens zwei oder drei Bricks und Goeletten auf der See und das aktive Marinekorps ist daher wie in Schweden nicht beträchtlich. Die zwei Kriegshäfen Norwegens sind Fridrichsvären und Christiansand; ersterer, welcher als Entrepot der Hauptstadt dient, enthält das vollständigste Seearsenal. Die Einrichtung des Seeministeriums ist ganz dieselbe wie die des Kriegsministeriums; ein Admiral Generaladjutant leitet das Personal, ein Staatsrath mit Kriegskommissären Material und Verwaltung. *)

*) Uebersicht der norwegischen Marine.

I. Personal.

Offiziere	78
Kadettenkompagnie	50
Artillerie	109
Offiziante und Arbeiter in den Häfen	424
Städtische Konskription, fünf Klassen	4,592
Esk-Lemit, sieben Klassen	22,840
	28,093

II. Material.

Bricks, Goeletten ꝛc.	14
Kanonierschaluppen von verschiedener Größe	105
	119

Uebersicht der Streitkräfte beider Königreiche im Fall eines Kriegs.

Landarmee	Schweden	Norwegen	Zusammen
	142,649	24,362	167,011
Seearmee	23,209	28,093	51,302
	165,858	52,455	218,313

Diese Streitkräfte werden aus einer Bevölkerung von 3,911,318 Einwohner gezogen, wovon auf Schweden 2,860,000, und auf Norwegen 1,051,318 kommen.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Zweite Sitzung des Gerichtshofes am 7 April.

Das Verhör der Angeklagten wird fortgesetzt.

Der Präsident wendet sich zuerst an den Lieutenant der Artillerie, Chauvin, der angeklagt ist, am Gitter des Louvre einige Leute aus dem Volke gesprochen zu haben, von denen Einer sagte: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und erwarten Ihren Befehl.“ Der Angeklagte erklärt, daß diese Leute Kanoniere waren; daß er übrigens nicht begreife, was man unter dem Namen: „Leute aus dem Volke“ verstehe, da Alles Volk sey; daß endlich die gegen ihn gemachte Aussage in dieser Beziehung von einem Manne herrühre, der ein Schweizer und deßhalb ihm Feind sey, weil er, Chauvin, an den Juliustagen sich gut gehalten habe.

Der Adjutant-Instructeur der Artillerie, Guilley, gegen den ausgesagt wurde, er habe den Kapitän Ollivier gefragt, ob er sein Geschütz übergeben werde (s. Oben Anklagakte), widerspricht dieser Angabe und bemerkt, daß K. Ollivier ohnehin seine hierüber gemachte Anzeige zurückgenommen.

Lespecheux d'Herbinville erwiedert auf die Frage des Präsidenten, ob er Waffen und Patronen vertheilt habe:

„Ich habe zu einer Zeit Patronen gehabt, viele Patronen. Ich habe Waffen gehabt, viele Waffen, und will hier erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Ich war am 27 Juli zu Hause und sah Handwerksleute eine Leiche auf einem Brette vorbeitragen. Ich hatte Nichts als ein Paar gewöhnliche Pistolen, wie sie junge Leute zu haben pflegen. Ich eilte sogleich fort und schloß mich an die Kämpfenden an bis eilf Uhr Abends. Als ich wieder nach Hause kam, brach ich eine Dachrinne ab und goß die ganze Nacht Kugeln. Am andern Tage fand ich mich mit einigen Personen am Wachthause Mauconseil ein, und schoß meine Pistolen nicht auf die Schildwache, sondern auf die Fenster des Wachthauses ab; die Wache übergab mir ihr Gewehr. Der ganze Posten ergab sich. Meine Kameraden und ich bewaffneten uns mit seinen Gewehren. Wir gingen und tranken mit den Soldaten bei einem Weinwirthe. Von dort begaben wir uns auf den Wachposten von Malle aux Bleds, wo damals Gendarmen standen. Ich ging allein auf sie zu und forderte sie auf, nicht auf ihre Freunde und Brüder zu schießen.

Präsident: Antworten Sie auf meine Fragen. (Gemurmel unter den Zuhörern.)

Despecheux (mit Feuer): Ich antworte auf Ihre Fragen. Ich erkläre, wie ich zu den Waffen kam. Der Kommandant des Gendarmeriepostens übergab mir seinen Degen. Auch hier bemächtigten wir uns aller Waffen und zogen dann auf den Platz des Chatelet, wo der Kampf begann.

Der Generaladvokat: Ich muß den HH. Geschwornen bemerklich machen, daß der Angeklagte über alle diese Thatsachen nicht vernommen werden konnte, da er bei der Untersuchung nicht zugegen war.

Lespecheux: Als die Polizeiagenten in meine Wohnung kamen, war ich ausgegangen. Man sagte mir, einige Personen hätten nach mir gefragt, ohne ihre Namen zu hinterlassen. Sie kamen am andern Morgen wieder, als ich abermals nicht zu Hause war. Ich ging auf das Land, und sobald ich von dem gegen mich erlassenen Befehle hörte, beeilte ich mich nach Paris zurückzukehren und mich freiwillig zu stellen. Ich erfuhr durchaus Nichts von der Untersuchung. Ich muß noch beifügen, daß man auf mich aussagte, ich habe die Nationalgarde entwaffnen wollen; ich muß deßhalb noch angeben, was ich mit den Gewehren anfing, die ich in Händen hatte. Wohlan, meine Herren, so muß ich denn sagen, daß ich auf dem Lande bei Vernon, wohin ich mich begab, auf meine Kosten drei Nationalgardisten equipirt und bewaffnet habe; ich equipirte einen Offizier und gab ihm den Degen, den ich dem Gendarmerieoffizier abgenommen hatte. Meine gegenwärtige Lage nöthigt mich, diese Erklärungen zu machen; ich bin jung, ich bin nicht reich, und ich habe drei Nationalgardisten ausgerüstet (Bewegung), und habe es freilich nicht, wie Viele mit ihren patriotischen Geschenken von zehn oder fünfzehn Fr. thun, in die Zeitungen einrücken lassen.

Diese mit feuriger Energie vorgetragenen Erklärungen machten auf die Versammlung den größten Eindruck; der lebhafteste Beifall folgte seinen Schlußworten.

Nach einigen unbedeutenden Antworten der Angeklagten Lebastard und der Gebrüder Garnier wendet sich der Präsident an Danton.

Danton glaubt, den Geschwornen vorläufig bemerkbar machen zu müssen, daß er kein Verwandter des Konventsmitgliedes gleichen Namens sey. Diese Erklärung hält er für nöthig, weil nur sein Name Veranlassung gegeben zu haben schien, eine Menge Anklagen auf ihn zu häufen, die so abgeschmackt seyen, daß sie nur in dieser Akkumulation eine Bedeutung hätten, und einzeln genommen in Nichts zerfallen müßten. Der Präsident bezeugt ihm, daß er kein Verwandter Dantons sey; erinnert ihn jedoch, daß diese Erörterungen in's Gebiet der Vertheidigung hinüberstreiften; worauf der Angeklagte erwiedert, es sey nicht seine Absicht, hier auf seine Vertheidigung einzugehen; aber es müsse ihm erlaubt seyn, zu sagen, daß die Anklagakte, in so weit sie ihn betreffe, ein Gewebe von Falschheit und Lüge enthalte. Uebrigens stellt er alle von dieser gegen ihn erhobenen Punkte durchgehends in Abrede. Es sey möglich, daß er das Urtheil über die vier Minister eine Abscheulichkeit genannt habe; indeß würde er nie daran gedacht haben, die Straßen von Paris dieser vier Elenden wegen nochmals mit Leichen zu füllen.

Auch Lenable widerspricht allen gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen; er habe vielleicht die von der Kammer eingeschlagene Richtung getadelt, aber nie zu ihrem Umsturze aufgefordert.

Am Schlusse des Verhöres liest der Generaladvokat noch einen Brief Cambuc's vor, den derselbe aus dem Gefängnisse an Francfort schrieb, des Inhaltes:

„Mein lieber Francfort, wir dulden noch immer für die heilige, gemeinsame Sache; aber unsere Kraft und unser Muth verlassen uns nicht. Finden unsere Freunde Gelegenheit, uns gegen gehässige Anschuldigungen in Schutz zu nehmen. Was wir nicht selbst thun können, so mögen sie Dieß kräftig thun. Alles, was matt und unbestimmt ist (pâle et vague),

wird ohne Erfolg seyn. Nichts Elenderes als halbe Maßregeln, halbe Gewaltthätigkeiten, Meutereien. Eine Revolution oder Nichts."

Sambuc: „Meine Herren Geschwornen! Von dem Augenblicke unserer Verhaftung an bezeugten unsere Mitschüler uns die lebhafteste Theilnahme. Es konnte einigen von ihnen in den Sinn kommen, ein Wenig allzu ungestüme Schritte zu thun. Ich zögerte nicht, davon abzurathen. Ich war immer der Meinung, wenn die Freiheit von Neuem bedroht werde, müsse man zu den äußersten Mitteln greifen, die in drei Tagen die ganze Frage entschieden haben konnten. Eben deßhalb erhob ich mich gegen diese Meutereien der Kollegien, die der Sache der Freiheit nur schaden können."

Man geht hierauf zum Zeugenverhöre über. Neun Zeugen werden über den allgemeinen Thatbestand abgehört, von denen keiner Etwas auszusagen weiß oder die Angeklagten kannte. Man schreitet zur Vernehmung der Zeugen über einzelne Punkte in Betreff der gegen die Studenten gerichteten Anklage. Die Witwe Consineau, bei der die Gesellschaft der Ordnung und des Fortschreitens einen Saal gemiethet hatte, wird vernommen und giebt dem Publikum Anlaß zu vieler Ergötzlichkeit. Sie klagt in einer langen Rede, wie viel Mühe es ihr gekostet, bis sie ihren Miethzins von den Studenten habe eintreiben können; widerspricht sich übrigens in ihren vor dem Untersuchungsrichter gemachten Aussagen hinsichtlich eines Wagens, in dem am 22 Dezember in der Nacht Gourdin und Ronhier mit Gewehren abgefahren seyn sollten. Ihre Erklärungen gehen endlich darauf hinaus, daß sie Nichts gesehen, und nur von ihrer Magd habe sich erzählen lassen. Allein auch diese selbst erklärt, Nichts gesehen zu haben. Auch die Töchter der Witwe Consineau machen sehr unbedeutende Aussagen, und haben eben so wenig als andere Miethsleute des Hauses einen Wagen gesehen.

Der General-Lieutenant Graf Casaretti: Ich hatte Gelegenheit, Hrn. Sambuc, der mir empfohlen war, einige Mal zu sehen. Ich weiß übrigens Nichts von der Sache.

Der Graf Simeon, Pair von Frankreich, ein und achtzig Jahre alt: Hr. Sambuc besuchte mich, um mir einige Dienste, die ich seinem Vater geleistet, in's Gedächtniß zu rufen. Am Montag um Mitternacht erhielt ich einen Brief von Sambuc, der mich wegen der Unruhen warnte, auszugehen. Ich antwortete ihm, um ihm dafür zu danken. Er kam ein zweites Mal zu mir; wir sprachen über Politik, er schien von sehr gemäßigten Ansichten. Er sagte mir, er wolle eine konstitutionelle Monarchie, umgeben von republikanischen Institutionen; ich bemerkte ihm, daß ich eine Vereinigung der Monarchie mit der Republik für schwierig halte u. s. w.

Die dem Angeklagten Chaparre zur Schuld gelegten Beleidigungen der Nationalgarde erklären sich dahin, daß er von vier Nationalgardisten verhaftet auf die Polizei geführt wurde, wo er dem Kommissär sagte, er sey hieher gebracht worden, weil er vier Individuen nicht Widerstand leisten könne. Ueber diese Worte seyen die Nationalgardisten sehr aufgebracht worden und hätten gerufen: sie seyen keine Individuen. (Man lacht.) Ein Jäger aus der Kompagnie des Hauptmannes Emery will gesehen haben, daß Chaparre demselben die Faust unter die Nase gehalten. Emery weiß Nichts davon. Chaparre hatte bloß den Nationalgardisten zugemuthet, ihre Bajonette abzunehmen, weil, seiner Angabe nach, es ihm ungebührlich vorgekommen sey, daß man mit dem Bajonette auf eine unbewaffnete Volksmenge losgehe.

Hierauf werden mehrere Studenten als Leumundszeugen abgehört, die alle zu Gunsten Sambuc's aussagen. Die Sitzung, die von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags gedauert, wird hiemit aufgehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Davy's Leben von Dr. Paris.

(Schluß.)

Eine Anekdote aus der Zeit von Davy's Aufenthalt in Frankreich dürfen wir nicht vergessen. Sie betrifft Napoleon. „Es ist wohl bekannt," sagt der Biograph, „daß Bonaparte während seiner ganzen Regierung die Gewohnheit hatte, mit den Gelehrten in Paris persönlich zu verkehren, und daß er häufig den Sitzungen des Instituts anwohnte. Da er von Davy's Zersetzung der Alkalien erfuhr, fragte er etwas barsch, wie es komme, daß man diese Entdeckung nicht in Frankreich gemacht habe? Wir besitzen keine voltaische Batterie von hinlänglicher Stärke, war die Antwort. Dann soll man sogleich eine verfertigen, ohne Rücksicht auf Kosten oder Arbeit, rief der Kaiser. Der Befehl wurde sogleich in Ausführung gesetzt, und auf die Nachricht, daß die Maschine fertig sey, erschien er in dem Laboratorium, um von ihren Wirkungen Zeuge zu seyn. Man sprach von der Empfindung, welche die Berührung der zwei Metalle hervorbringe; da that Bonaparte mit der Raschheit, die alle seine Bewegungen bezeichnete, und ehe man ihm Vorsicht empfehlen konnte, die Drahtenden der Batterie unter die Zunge, und natürlich erhielt er davon einen Schlag, der ihn fast der Besinnung beraubte. Nachdem er wieder zu sich gekommen, verließ er das Laboratorium, ohne ein Wort zu sagen, und er soll auch später der Sache nicht mehr gedacht haben."

Von Paris reiste Davy nach dem südlichen Frankreich und Italien, überall einen tragbaren chemischen Apparat mit sich führend, so daß er bei jeder Gelegenheit seine Untersuchungen anstellen konnte. Der Besuch, den er dem Vesuv und den umliegenden vulkanischen Gegenden abstattete, blieb für die Wissenschaft nicht unfruchtbar. Nach kurzer Zeit, ehe er zum letzten Mal England verließ, theilte er der königlichen Gesellschaft eine Abhandlung über die Erscheinung der Vulkane mit, die in der Sitzung vom 20 März 1828 vorgelesen wurde. Er hatte darin die verschiedenen Beobachtungen, zu denen ihn der Vesuv bei mehreren Besuchen veranlaßte, zusammengestellt. Hauptsächlich war es ihm darum zu thun, auszumitteln, ob ein Verbrennungsprozeß im Augenblick der Ausströmung der Lava vor sich gehe. Zu dem Ende untersuchte er sorgfältig sowohl die Lava, als die elastischen Flüssigkeiten, welche sie begleiten. Das Resultat war ein negatives. „Es ist beinahe augenscheinlich," sagt Davy am Schluß seines Aufsatzes, „daß keine der chemischen Ursachen, woraus man die vulkanischen Feuer zu erklären pflegt, statthaft ist. Am Gewöhnlichsten giebt man die Verbrennung von Steinkohlen als diese Ursache an; allein hiemit reicht man bei Weitem nicht aus. Sey auch das Steinkohlenlager noch so groß, so vermag es doch unter dem Boden keine bedeutende Hitze hervorzubringen; denn die Erzeugung von kohlensaurem Gas muß, wo die freie Circulation der Luft fehlt, auf den Verbrennungsprozeß stets hemmend einwirken; und dann scheint es kaum möglich, daß man in der Lava nicht auch Kohlenstoff finden sollte. Es giebt in England viele Beispiele von Kohlenlagern, welche lange Zeit brannten, ohne daß Etwas wie Lava deßhalb zum Vorschein kam; das Resultat war bloß gebackener Thon und Schiefer. Was die Hypothese einer chemischen Entstehungsart vulkanischer Feuer anbelangt, so scheint mir, wenn ich aus bekannten Thatsachen argumentiren darf, keine Ursache genügend, als etwa die Oxydation der Metalle, welche die Basis der Erden und Alkalien bilden; wiewohl sich keineswegs leugnen läßt, daß Betrachtungen, die man aus der Temperatur von Minen und heißen Wasserquellen geschöpft hat, es wahrscheinlich machen, daß das Innere unserer Kugel einen sehr hohen Temperaturgrad besitze; und so würde die Annahme einer flüssigen Materie, welche den Kern der Kugel bildete, eine noch leichtere Lösung des Problems vulkanischer Erscheinungen darbieten."

Wir schließen die Anzeige dieses höchst lehrreichen Werks mit Anführung des Zeugnisses eines der ersten praktischen Mineralogen Englands, Hrn. Buddle, in Bezug auf Davy's Sicherheitslampe. Derselbe äußert sich in einem Schreiben vom 28 August 1830 über das Verdienst dieser Erfindung also: „Wenn die davy'sche Lampe ausschließlich und mit Vorsicht gebraucht wird, so ist gewiß, daß nur wenig Unglücksfälle in unsern Kohlenbergwerken sich ereignen können. Aber ihr ausschließlicher Gebrauch ist in manchen unserer Minen nicht möglich, da sie der Beihülfe von Schießpulver nothwendig bedarf. Wo jeder Kohlengräber im Durchschnitt zwei Schüsse des Tags abfeuern soll, sind wir der Gefahr einer Explosion durch das Pulver ausgesetzt, wenn man auch mit bloßen Lichtern herumzugehen sorgfältig vermeidet. Aber bedenkt man die vielen alten verlassenen Bergwerke, welche durch Davy's Erfindung von Neuem bearbeitet werden konnten, wie die zu Wall's-End, Willington, Percy-main, Hebburn, Jarrow, Elswick, Benwell ꝛc., so kann man das Verdienst Davy's in dieser Beziehung nicht hoch genug anschlagen." und so scheint die Bemerkung des Biographen nicht ungegründet, der es rügt, daß die britische Regierung dem Erfinder eines Mechanismus zur Zerstörung des Menschenlebens — Congreve — eine ansehnliche Belohnung bewilligt, dagegen den Erfinder eines Mechanismus zur Erhaltung desselben mit einem Baronetstitel abgespeist habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 127. 7 Mai 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

3. Rußland und Polen.

(Schluß.)

Es bleibt uns noch übrig, Polens Lage in dem gegenwärtigen Augenblick, seine Aussichten und Hoffnungen und des übrigen Europa's Pflichten gegen dasselbe zu betrachten. Seine gegenwärtige Lage ist die eines Landes, das zwar nicht reich ist, aber allmälig zugenommen hat in Ackerbau, und einigem Fabrikwesen, in Erziehung und andern Zweigen der Civilisation, in Heerstraßen, Brücken, militärischer Organisation u. s. w. und Dieß zwar seit der ersten Einrichtung des Herzogthums Warschau im Jahre 1806. Durch den Feldzug von 1812 und 1813 erlitt seine aufblühende Wohlfahrt einen harten Stoß, und obgleich der Frieden die alte Ordnung wieder herstellte und mit ihr ein bestimmtes Regierungssystem, so sah doch dieses selbst, gleich dem des Königs von Sachsen, ein wahres und tüchtiges Gedeihen Polens mit günstigen Augen an, weil es hiedurch die Kraft einer Nation zu verstärken fürchtete, die bereits ihre Neigung zur Unabhängigkeit nicht mehr verheimlichte.*) Hiezu bringe man in Anschlag einen Nationalcharakter, den weder die Stürme der Zeit noch das furchtbarste Unglück verwischen konnten, eine entschiedene Vaterlandsliebe, Unbilden und Ueberlieferungen von Unbilden, die die Nation schon vor Menschengedenken erdulden mußte, und die feste Ueberzeugung, die auf eine lange und traurige Erfahrung sich gründet, daß Polen vergebens eine Sühne für jene Unbilden von Mächten erwartet, die nicht erst in jüngst vergangener Zeit, sondern von jeher sein Vertrauen mit Unredlichkeit erwiedert haben; hiezu rechne man, daß Polen von einer fernen und ausländischen Regierung systematisch unterdrückt wurde, welche die Landesverwaltung der unbarmherzigsten Tyrannenschaar von Beamten, hohen sowohl als niedern, überließ; hiezu rechne man einen Muth, an dem noch Niemand zu zweifeln wagte, und die heilige und unbesiegbare Ueberzeugung, daß Polen einst wieder auferstehen werde zu seiner alten Unabhängigkeit, wozu jeder einzelne Pole mitwirken könne, wenn er freudig dafür sein Blut vergieße, sey es auf fremdem, sey es auf heimischem Boden. Das tiefe und sinnvolle Gemüth der Polen faßt die Freiheit und Politik mit einem gewissen romantischen Schwung auf, der ihnen völlig eigenthümlich und vielleicht nur mit den Spaniern gemeinsam ist. Die Kosaken der Ukräne (die polnischen Kosaken), die Napoleon, der die Sache der Freiheit verrieth, indem er sich den Schein gab sie zu fördern, verleitete, ihr Blut im Kampfe gegen die Unabhängigkeit Spaniens zu vergeuden — diese Kosaken führten Säckchen mit vaterländischer Erde gefüllt mit sich, um auf ihr zu sterben und selbst im Grabe nicht von ihr geschieden zu seyn. Zur Zeit der Theilung verschwanden die Reichskleinode aus Krakau und wurden, wie man bis jetzt erfahren hat, irgendwo an einem unbekannten Ort vergraben; sie werden nur dann wieder zum Vorschein kommen, wenn Polen seinen eignen König haben wird.

Aber es entsteht wohl die Frage, hat Polen keine Aussicht auf fremden Beistand? Hat es kein Recht Ansprüche darauf zu machen in diesem Kampfe für sein gutes Recht? Ist es nicht selbst zu schwach als daß es seiner entbehren könnte? Eine große wiewohl nur negative Unterstützung findet es in dem Mitgefühl der Bevölkerung jener Provinzen, die, außer dem Königreich gelegen, den drei benachbarten Staaten einverleibt sind. Zwar können diese ihm vor der Hand keinen Beistand durch die That leisten, aber sie bieten, wenn es der Uebermacht erliegen sollte, den Hülflosen wenigstens für den Augenblick eine Zufluchtstätte und für die Zukunft einen Rückhalt; außerdem aber zwingen sie den Feind, einen guten Theil seiner Stärke zu neutralisiren. Die Bevölkerung von Preußen und Oesterreich, und selbst die Regierung des letztern, sehen nicht ungern ihren kolossalen Nachbar in Verlegenheit. Zudem hat jedes von ihnen selbst genug zu thun, seine eigene Unterthanen im Zaume zu halten.*)

*) Die russische Regierung brüstet sich ungemein mit den großen Summen, die sie auf Polen verwendet habe; waren diese Summen polnisches Geld, so konnte Polen auch ohne die Russen Damit dasselbe thun; war es russisches, so mußte Polen, wie alle andern Eroberungen Rußlands, nur als Abzugskanal dienen. Auf jeden Fall aber verwendete Rußland so viele väterliche Sorgfalt an Polen nicht um Polens, sondern um seines eigenen Vortheils willen. Der Bauer wendet nur darum so große Mühe auf sein Feld, weil er weiß, daß es ihm ohne dieselbe keinen Nutzen liefern wird.

*) Von verschiedenen Seiten her hat man bereits Winke fallen lassen, daß die großen Nachbarstaaten Polens leicht dahin gebracht werden könnten, Hand mit anzulegen, „um mit einem Schlag den Heerd der Revolution zu ersticken.“ Diese politische Ruchlosigkeit fehlte noch, um den Gefühlen der Nationen für Gerechtig-

Die entlegenen Theile ihrer nur locker zusammengefügten Reiche nehmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Angriff des Kaisers auf das türkische Reich, zu dem er nur nothgedrungen und nach unzähligen Bedenklichkeiten schritt, der schmachvolle Ausgang des ersten Feldzuges, über dessen Einzelnheiten und Ursachen die Polen sicherlich zuverlässigere Nachrichten erhalten haben als wir — dieß Alles hat bewiesen, daß Rußland, so gewaltig auch seine materielle Kraft und seine Vertheidigungsmittel seyn mögen, dennoch auf sehr schwankenden Grundlagen ruht, und daß es überhaupt seiner Streiche nicht so sicher ist, als es von Ferne aussehen mag.

4. Polen und die übrigen Mächte.

Die Macht, auf welche Polen zuerst seinen Blick um Beistand werfen mußte, war Frankreich. Kaum waren noch fünfzehn Jahre vorüber, wo man Polen und Franzosen als Waffengenossen auf allen Schlachtfeldern Europa's neben einander sah; noch fühlte Frankreich die bittere Schmach, seinen Boden von einer Invasion barbarischer Horden entweiht gesehen zu haben, und nun welch' ein günstiger Augenblick bot sich dar, Polen die Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen und die eigene Schmach zu rächen! Was war natürlicher als zu glauben, Frankreich werde dem Hülferufe Polens mit dem Feldgeschrei seiner kriegsmuthigen Heere antworten? — Seit alten Zeiten bestand zwischen beiden Nationen eine gewisse Verbindung, wodurch sie gegenseitig einander kennen lernten, ohne daß hieraus eine oder die andere besondere Vortheile gezogen hätte. Heinrich von Valois paßte für sie nicht als König, und die Polen liebten allzu sehr die Freiheit, um für das Blut der Medici eine sonderliche Neigung zu gewinnen. *) Das größte Unglück für den ritterlichen offenherzigen Sobieski war seine Vermählung mit einer ränkesüchtigen Französin von dem Hofe Ludwigs XIV, wie aus seinen Briefen zu ersehen ist. Das gefühllose Benehmen Ludwigs XV gegen seinen Schwiegervater Stanislaus Leszczynski, und der gleich schmachvolle Leichtsinn, mit dem Frankreich Polens Interesse zur Zeit seiner Zertrümmerung hintansetzte und sich lieber einer kleinlichen Eifersucht gegen England hingab, als für die verdiente Unabhängigkeit des unglücklichen Landes ein Bündniß einging; endlich die herzlose Politik Napoleons gegen ein so treu ergebenes Volk, dessen Charakter zu würdigen der seine nicht groß genug war — darf wohl Frankreich für alles Dieß Polens Dankbarkeit fordern?

Im Gegentheile darf man wohl sagen: Frankreich hat an Polen eine dreifache Schuld zu zahlen. Erstens, daß es geduldig seiner Zertrümmerung zusah; zweitens, daß es so spät erst und so unvollkommen seine Wiederherstellung bewirkte, die im Grunde genommen ohnehin mehr das Werk Dombrowski's als Napoleons ist; drittens, daß es im gegenwärtigen Augenblicke von der Lage Polens, als Bollwerk zwischen Rußland und Frankreich, den vollständigsten Vortheil zieht, indem hiedurch zugleich die Absicht Rußlands, im Einverständniß mit den deutschen Mächten gegen Frankreich aufzutreten, scheiterte, und dadurch vielleicht eine zweite europäische Invasion abgewendet wurde. Die verzögerte und höchst ungnädige Anerkennung des Königs der Franzosen von Seite Rußlands beweist hinlänglich, wessen er sich versehen durfte, hätte Polen nicht dem schon erhobenen Schwertstreich seine Brust als Schild entgegengeworfen. Der positive Vortheil, der hieraus für Frankreich entspringt, ist so groß, als hätte man sich hierüber durch einen voraus eingegangenen Vertrag gegenseitig verständigt.

Frankreichs Verbindlichkeit, Interesse und Neigung liegt demnach klar am Tage; es fragt sich nur, stehen ihm die Mittel zu Gebote, Dem nachzukommen, was ihm Pflicht und Ehre auferlegen? Frankreich, das zu seiner Selbstvertheidigung ohnehin eines zahlreichen stehenden Heeres bedarf, kann durch eine verhältnißmäßig nur geringe Verstärkung desselben über eine imposante Militärmacht selbst nach einem entfernten Lande hin verfügen. Einem Staate von seiner Lage, mit einer überzähligen Bevölkerung, die es nicht beschäftigen kann, ist es eben so leicht ein Heer mitten durch den Kontinent zu entsenden, als England eine Flotte nach Westindien schickt. Bei der gegenwärtigen Stimmung der Völker würde überdieß Frankreich, das so oft ganz Europa zu bekämpfen hatte, überall sich die Hand geboten sehen, zumal in einer Sache, die so sehr alle Herzen der Völker für sich gewonnen hat, in denen nie die Stimme des Gewissens erstirbt. In der That würde das Heil, welches für den ganzen Kontinent aus der Demüthigung Rußlands, dieses großen öffentlichen Schandfleckens von Europa, hervorgehen muß, selbst durch schwere Opfer noch wohlfeil genug erkauft werden. Diejenigen, welche glauben, daß Rußland sich begnügen werde mit seinen gegenwärtigen asiatischen und europäischen Grenzmarken, sind blind gegen die offenkundigste Erfahrung und taub gegen die warnenden Mahnungen der Geschichte. Kein Russe denkt auch daran, einem so thörichten Unsinn beizupflichten, und kein Nachbarstaat an ihn zu glauben. Mit Freuden wird man die Nationen sich erheben sehn, um der Krähe die geborgten Federn auszuraufen: Finnland, Persien die Türkei harren nur dem Augenblick der Rache entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

---

keit offnen Hohn in's Gesicht zu schleudern — aber auch die Herzen der Völker noch vollends ihren Fürsten zu entfremden!

*) Bekanntlich wurde nach Erlöschen des jagellonischen Fürstenhauses im J. 1572 Polens Krone Heinrich von Valois aufgesetzt. Man legte ihm eine Konstitution zum Beschwören vor, die sogenannten Pacta Conventa, wodurch ihm verboten wurde, einen Nachfolger zu ernennen, ohne Einwilligung des Senats zu heirathen, Krieg anzuzünden, Bündnisse zu schließen ohne Beistimmung des Reichstags, alle zwei Jahre einen Reichstag zu berufen u. s. w. Bei Verletzung seines Eides waren auch die Unterthanen ipso facto des übrigen ledig. Heinrich von Valois benützte die Gelegenheit von seines Bruders Tod, wodurch ihm die Krone Frankreichs zufiel, er entfloh aus Polen, und sagte: „Man habe ihn als König dahin berufen, und er sey Nichts als ein Richter gewesen.“ A. d. R.

Kupffer's Reise nach dem Kaukasus.

6. Besteigung des Elbrus.

(Schluß.)

Das Niedersteigen war sehr mühsam und gefährlich; in dem geschmolzenen Schnee hatten sich Löcher aufgethan, die uns die schauerliche Tiefe der unter unsern Füßen klaffenden Abgründe blicken ließen. Unsere Tscherkessen und Kosaken banden sich, um einander gegenseitig Beistand leisten zu können, Seile um. Ich fühlte mich so ermattet, daß ich auf zwei Personen gestützt ging, welche

mich um den Leib gefaßt hielten; und als der Berg weniger steil wurde, setzte ich mich auf einen Filzmantel, und ließ mich von einem Tscherkessen hinabziehn. Jedermann dachte nur an sich, und wie er aus dieser ängstlichen Lage möglichst schnell heraus käme um uns nicht wechselseitig hinderlich zu seyn, theilten wir uns in mehrere Parteien, vergaßen aber dabei, daß wir uns dadurch ganz in die Gewalt der Tscherkessen gaben, die an uns eine treffliche Beute machen konnten; wirklich schlugen sie mit uns, ohne daß wir es merkten, einen kürzern Weg ein, der uns von unserer Bedeckung entfernte, doch hatten wir unser Vertrauen nicht zu bereuen. Nachdem wir die Schneelinie zurückgelegt, durchzogen wir ein enges Thal, dessen Boden mit Felsentrümmern übersät, und von Eiswasser benetzt war, und gelangten hierauf an das Ufer eines kleinen Flusses, der sich in die Malka ergießt; von dort brachte uns ein bequemer Fußpfad vollends zu unserm Lager. Hr. Lenz, der den Rückweg später antrat, traf gegen Anbruch der Nacht mit dem größten Theil des Gefolges auf einem andern Weg ein.

Während dieses ganzen merkwürdigen Tages saß General Emmanuel vor seinem Zelt und beobachtete mit einem trefflichen Fernrohr von Dollond die Bewegungen unseres Marsches. Sobald die am Morgen über dem Thal gelagerten Nebel zerflossen, sieht er uns den beeisten Kegel hinanklettern, er sieht uns die erste Sprosse der Felsenleiter am Gipfel erreichen; hier trennt man sich in zwei Gruppen, wovon die eine vorwärts dringt, die andere still hält. Plötzlich gewahrt er einen einzelnen Mann, der allen Andern voraneilt; schon ist er über die Schneefläche, welche die letzte Sprosse vom Gipfel scheidet, größten Theils weg; schon nähert er sich dem steilen Felsen, welcher die Krone bildet, schon klettert er hinauf — seine Gestalt vermischt sich mit der schwarzen Farbe des Felsens — da breitet sich von Neuem der Nebel über das Thal, und entzieht den Elbrus den Blicken. Dieß geschah um 11 Uhr Morgens. So konnte der General nicht zweifeln, daß Einer von uns die Spitze erstiegen hatte; an der Farbe seines Kleids sah er sogar, daß es ein Tscherkesse war, aber seine Züge konnte er natürlich auf diese Entfernung nicht erkennen. Der General ließ die Trommel rühren und einige Musketenschüsse abfeuern, um dem Lager das Ereigniß zu verkündigen.

Killar, so heißt der Tscherkesse, welchem die Ehre des Tages gebührte, wußte den Morgen besser als wir zu benützen; lang vor uns hatte er die Grenze des ewigen Schnee bereits überschritten, und befand sich schon wieder auf dem Rückweg von der Spitze, als Hr. Lenz auf seiner letzten Station anlangte; zwar fing um 11 Uhr das Aufthauen an, aber der Schnee war doch noch so hart, daß er ihn hinauf trug. Ein unerschrockener Jäger, hatte er diese Gegenden oft durchstreift und kannte alle Oertlichkeiten auf's Genaueste, und gerieth er auch nie zuvor in Versuchung die Spitze zu ersteigen, so war er doch mehrmals beträchtlich weit hinaufgekommen. Er fand sich eine gute Stunde vor uns im Lager wieder ein, um die von dem General ausgesetzte Belohnung in Empfang zu nehmen. Zur Erhöhung der Feierlichkeit der Preisaustheilung wollte indeß der General unsere Rückkehr abwarten, worauf er ihm im Angesicht des Lagers die Summe einhändigte, wozu er noch Tuch zu einem Kaftan beifügte. Zum Beschluß trank man auf seine Gesundheit. Das Andenken der Geschichte aber beschloß man durch eine Inschrift auf einem Felsen in der Nähe zu verewigen.

Der folgende Tag wurde der Ruhe gewidmet, der wir so sehr bedurften; unsere Augen waren entzündet, unsere Lippen aufgesprungen, Ohren und Gesicht mit Schwielen bedeckt, die sich in Stücken ablösten. Einige von uns stellten sich erst in den Mineralbädern wieder her. Umsonst suchte ich die durch eine barometrische Messung gefundene Höhe des Elbrus mittelst einer kleinen Triangulirung zu berichtigen; die Leiden, welche ich empfand, erlaubten mir nicht mit der gehörigen Schnelligkeit zu verfahren und ehe ich mit meiner Arbeit zu Stande kam, verschleierte sich der Gipfel mit dichtem Gewölke, das ihn nicht wieder verließ. Die Essenszeit versammelte uns wieder in dem Zelte des Generals, den wir von den tscherkessischen Fürsten und den Offizieren des Gefolges umgeben fanden. Einige Flaschen Champagner, welche unsere Muselmänner, um sich gegen das Gesetz des Propheten nicht zu versündigen, als Sorbet tranken, frischten unsere Lebensgeister wieder auf, und ein Toast auf den Kaiser, der von einer Musketensalve begleitet wurde, beschloß die Scenen des Elbrus.

Litterarische Chronik.

Ueber Gesundheit und Lebensdauer.

The Effects of the principal Arts, Trades and Professions and of Civic States and Habits of Living on Health and Longevity: with a particular reference to the Trades and manufactures of Leeds, and suggestions for the removal of many of the agents which produce disease and shorten the duration of Life. By C. Turner Thackrah 8v pp. 126. London 1831.

Wenn man bedenkt, wie viele und wie verwickelte Krankheitsformen, wovon man auf dem Lande Nichts weiß, in den von dem naturgemäßen Zustand mehr abweichenden Gesellschaftsverhältnissen, namentlich in gewerbreichen Städten, vorkommen, so ergiebt sich für uns die interessante Frage, in welcher Weise jede Lebensart ihren Einfluß auf das physische und geistige Wohlbefinden des Menschen äußert. Hr. Thackrah hat in dieser Beziehung eine Reihe von Beobachtungen gesammelt, die zum Theil überraschende Resultate bieten und insonderheit dem Arzt manchen praktischen Wink geben können. Die fünfzigtausend Personen, die in den Manufakturen von Leeds und der davon abhängigen Nachbarschaft leben, liefern zu solchen Beobachtungen schon eine ziemlich breite Basis. Sollte es nicht fast scheinen, daß der Mensch zu Viel von seiner Gesundheit aufopfere, um jenen Reichthum zu erwerben, dessen Genuß doch nur durch die Gesundheit bedingt ist?

Indem Hr. Thackrah die verschiedenen Arten von Berufsgeschäften nach ihrer Beziehung auf die Gesundheit prüft, nimmt er auf die Luft Rücksicht, die man dabei einathmet, auf die Muskelübung, die erfordert wird, auf die Stellung, die der Körper einnimmt, auf die Temperaturwechsel, denen man ausgesetzt ist, auf die Kost, die man empfängt, selbst in einigen Fällen auf den Gemüthszustand, der dadurch erregt zu werden pflegt. Wir theilen nun einige seiner Resultate in einer Art Tabelle mit.

1. Gewerbe, die in freier Luft getrieben werden:

Fleischer und ihre Familien essen wenigstens zwei Mal des Tages frisch gekochtes Fleisch; sie werden plump und rothbackig. Meist sind es lustige, gutmüthige Leute; ihre blutige Beschäftigung macht sie nicht roh, wie einige Theoretiker behaupten, und wie das englische Gesetz voraussetzt. Sie haben nicht die Sorgen anderer Handwerker, deren Gewerb bald gut, bald schlecht geht; Fleisch braucht man immer. Aber ob sie gleich von manchen Krankheiten frei sind, so leben sie zu gut, um lang zu leben; jeden Falls ist gegen andere Handwerker, die so viel Zeit in freier Luft zubringen, ihre Lebensdauer kürzer. Durch die Anhäufung des Bluts erzeugt sich ein Leiden in den Gefäßen des Unterleibs und des Kopfes.

wodurch die Tage dieser scheinbar gesunden, vollsäftigen Personen abgekürzt werden.

Vieh- und Pferdehändler sind im Ganzen gesund, wenn sie sich nicht Unmäßigkeit angewöhnen.

Fischer, obgleich allen Wechseln der Witterung ausgesetzt, sind abgehärtet, mäßig, gesund, und leben lange.

Fuhrleute, wenn sie nicht an Nahrung Mangel leiden, und sich der Mäßigkeit befleißigen, gleichfalls.

Ziegelstreicher haben eine tüchtige Muskelübung in freier Luft; weßhalb sie auch bei Kälte und Nässe keine Rheumatismen noch Entzündungen bekommen, und ein gutes Alter erreichen.

Kutscher, Postillione ꝛc. sind wegen des Sitzens auf dem Sattel, unregelmäßiger Lebensart, Mangel an Muskelübung gastrischen Uebeln unterworfen, und sterben frühzeitig an Schlagfluß und Lähmung.

Zimmerleute, Böttcher, Wagner ꝛc. sind gesund und werden alt.

Schmide sind oft unmäßig und sterben verhältnißmäßig jung.

Sailer und Gärtner leiden durch ihre gebückte Stellung.

Pflästerer leiden am Kreuzweh, das mit den Jahren zunimmt; sie werden jedoch alt.

2. Hausgewerbe.

Schneider, ungeachtet ihrer gesperrten Atmosphäre und schlechten Stellung, leiden nicht durch akute Krankheiten, sondern durch Magenübel und Abzehrung. Man darf nur ihr Gesicht und ihren Gang ansehen, um sich zu überzeugen, daß die Verrichtungen des Magens und des Herzens sehr geschwächt sind — selbst bei denen, die sich wohlbefinden. Es giebt keinen derben, rosigen, keinen wohlgestalteten und muskulösen Schneider. Der Rückgrat ist in der Regel gekrümmt; der Umfang des Brustkastens beträgt im Durchschnitt nur 33 bis 34 Zoll, während er bei andern Handwerkern im Durchschnitt etwa 36 mißt. Der nachtheilige Einfluß dieses Gewerbes auf die Gesundheit ist indeß mehr untergrabend als unmittelbar zerstörend. Von zwei und zwanzig Schneidern in Leeds hatte nicht einer das sechzigste Jahr erreicht; zwei waren über fünfzig und von den übrigen nicht mehr als zwei bloß vierzig Jahre alt geworden.

Schuster haben eine schlechte Stellung, wobei Verdauung und Blutumlauf Noth leiden; man sieht ihnen wie den Schneidern das Gewerb im Gesicht an. Durch die Beschränkung des Schweißes und anderer Ausleerungen bei diesen und ähnlichen Gewerben wird das Blut unrein und folglich die Gesichtsfarbe dunkel. Die Absonderung der Galle ist meist ungesund und häufig hört man sie über Beschwerden im Unterleib klagen. Der Umfang der Brust ist 35 Zoll. Bei den wenigen Schustern, die alt werden, bemerkt man oft eine Höhlung unter dem Brustbein, welche von dem Druck des letztern herrührt.

Sattler beugen sich zu viel vor und leiden von Kopfweh und Unverdaulichkeit.

Buchdrucker befinden sich in einer gesperrten Luft und haben zu wenig Bewegung. Die Arbeit an der Presse ist übrigens abwechselnd und gesund. Setzer leiden zuweilen durch die Ausdünstung der Blei- und Spießglas-Composition, woraus die Lettern bestehen; dadurch sollen schon Lähmungen an den Händen entstanden seyn; auch schwächt die Richtung der Augen auf kleine Gegenstände diese Organe, und das zu anhaltende Stehen thut den Verdauungskräften Eintrag. Manche Buchdrucker klagen über Magen- und Kopfübel, und wenige scheinen einer ganz guten Gesundheit sich zu erfreuen. Setzer, die über fünfzig Jahre alt werden, sind selten. In einigen Städten gelten die Buchdrucker für unmäßig.

Buchbinder — ein gesundes Handwerk.

Graveure (carvers) und Vergolder sehen bleich und schwächlich aus, leben aber gerade nicht auffallend kurz.

Uhrmacher (clockmakers) sind in der Regel gesund und werden alt; bei Taschenuhrmachern (watchmakers) ist es umgekehrt der Fall.

3. Gewerbe, wobei Staub und gasartige Ausdünstungen eingeathmet werden.

Von thierischen Substanzen, von Wein oder geistigen Getränken schaden Ausdünstungen nicht.

Rauchtabakfabrikanten scheinen von dem in ihrer Atmosphäre schwimmenden Gift nicht zu leiden; Schnupftabakfabrikation ist nachtheiliger.

Oelmüller sind gesund.

Bürstenbinder erreichen ein sehr hohes Alter.

Haus- und Stallknechte athmen ein ammoniakalisches Gas, sind stark, gesund, und werden alt.

Leimsieder sehen trotz dem übeln Geruch, in dem sie arbeiten, gut aus und sind stark.

Lichtzieher athmen ebenfalls eine widrige thierische Ausdünstung; aber sie erreichen ein beträchtliches Alter, und man will bemerkt haben, daß, als die Pest in London wüthete, die Lichtzieher von der Seuche am Meisten verschont wurden.

Gerber sind auffallend stark und vor Abzehrung sicher.

Kornmüller athmen eine mit Mehl geschwängerte Atmosphäre, sind blaß und kränklich und werden selten alt.

Malzmacher erreichen kaum ein mittleres Alter.

Theefabrikanten leiden von Staub, zumal beim grünen Thee; doch ist das Leiden nicht bleibend.

Kafferöster leiden an Engbrüstigkeit, Kopfschmerzen und Unverdaulichkeit.

Papierfabrikanten können, wenn sie alt werden, den Staub vom Lumpenzerschneiden nicht mehr aushalten. Die Nässe der Mühle schadet ihnen nicht, und sie werden alt.

Maurer sterben in der Regel vor vierzig. Sie athmen Sand- und Staubtheilchen ein, heben schwere Lasten und sind zu oft unmäßig.

Bergleute sterben frühzeitig. Voriges Jahr waren in dem Dorf Arkendale nicht weniger als dreißig Witwen unter dreißig Jahren. Lungen- und Unterleibskrankheiten herrschen vor. Besonders verderblich ist das Schmelzen.

Maschinenmacher leiden von Staub- und Luftröhrreizungen. Die Feiler sind insgemein ungesund und werden nicht alt.

Erzgießer leiden von dem Einathmen des verflüchtigten Metalls. In Messinggießereien besonders ist die Entwicklung von oxydirtem Zink sehr bedeutend. Sie erreichen selten vierzig. Aehnliche Krankheiten wie sie ziehen sich die Kupferschmide durch den feinen Hammerschlag und die Metallausdünstung beim Löthen zu. Den Zinngießern dagegen scheinen die Schwefeldünste und das Salmiaksalz, das sie einathmen, mehr beschwerlich als schädlich zu seyn; denn sie sind ziemlich gesund und werden alt. Das Löthen schadet ihnen auch nicht. Nicht so die Bleigießer. Das verflüchtigte Bleioxyd, welches sie einathmen, ist ihnen sehr schädlich. Sie sehen siech aus und leben nicht lange.

Hausmaler sind ungesund und werden nicht alt.

Chemiker und Materialisten sind kränklich und schwindsüchtig.

Töpfer leiden durch die Poren der Haut, sind zu Schlagflüssen geneigt und besonders zu Verstopfung. Hutmacher, Gewürzkrämer, Bäcker und Kaminfeger (eine drollige Zusammenstellung) leiden ebenfalls durch die Haut; ob indeß gleich die Aufreizung der Haut Krankheiten verursacht, so sind sie nur in dem letztern Fall gefährlich.

Färber sind gesund und werden alt.

Brauer sind im Ganzen nicht gesund. Unter einem kräftigen und blühenden Aussehen verbergen sich chronische Unterleibskrankheiten, namentlich Beeinträchtigungen des Venensystems. Verletzungen und Wunden werden bei ihnen leicht bedenklich.

Köche und Zuckerbäcker sind meist nicht so gesund als Hausmägde. Ihre Verdauungsorgane sind häufig nicht in Ordnung, sie leiden an Kopfweh und an Ueberreizung.

(Schluß folgt.)

Zur Nachricht.

Da nur ein kleiner Ueberschuß vom Ausland gedruckt wird, so sieht man sich veranlaßt, nachgeforderte Blätter als gefehlt haben sollend nur dann gratis nachzuliefern, wenn sie unmittelbar nach Empfange angezeigt werden; ältere jedoch können nur gegen Bezahlung à 6 Kr. pro Blatt abgegeben werden, wenn sie anders noch vorhanden sind.

Die Expedition.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 128. 8 Mai 1831.

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

4. Polen und die übrigen Mächte.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der Theilung von 1772 war England entweder in völliger Unwissenheit oder einem unbegreiflichen Leichtsinn über die Verhältnisse des Festlandes befangen. Das Prinzip der Nichteinmischung, das man damals befolgte und das in neuester Zeit von den politischen Quacksalbern als Universalmittel herausgestrichen wurde, ist gut, wenn es zu einem guten Erfolge führt; wie bei allen negativen Maßregeln hängt seine Güte von seiner Anwendung ab. Doch das alte politische System hatte mehr „die Potentaten" (wie man damals die Fürsten nannte) als die Nationen im Auge; man hielt das Gleichgewicht für hinlänglich gesichert, wenn man den Raub in gleiche Theile ausgetheilt hatte; wie die Beute erworben worden, darum bekümmerte sich Niemand. Nur die damals zwischen England und Amerika ausgebrochenen Zwistigkeiten können der britischen Regierung jener Tage für ihre Apathie noch eine einigermaßen gültige Entschuldigung gewähren, wiewohl auch diese schlecht genug ist. Auch in den Jahren 1793 und 1795 war England durch die Fortschritte der französischen Revolution und durch die Koalition zu sehr in Anspruch genommen, als daß es seine Blicke auf Polen hätte richten können. So verlor England, jederzeit zur unglücklichen Stunde, in einen unklugen, wenn nicht ungerechten Krieg verwickelt, die ehrenvolle Gelegenheit aus der Hand, eine schreiende Ungerechtigkeit zu verhindern oder wieder gut zu machen. Sollte Rußland in dem gegenwärtigen Kampfe die Oberhand gewinnen, so darf man sich überzeugt halten, daß es den Augenblick einer allgemeinen Verwirrung in Europa wie immer benützen würde, den Ruin dieses unglücklichen Volkes zu vollenden.

Endlich in der neuesten Zeit auf dem wiener Kongresse bot sich England die schönste Gelegenheit dar, seine häßlichen Fehler wieder gut zu machen, indem es den Eckstein des politischen Gebäudes von Europa wieder einsetzte. Aber der englische Minister ließ kaum einen Wink von der Wiederherstellung Polens fallen, als die großen militärischen Mächte, die — im Vorbeigehn gesagt — kein Regiment Fußvolk ohne England und seine Subsidien aufstellen konnten, auf eine Million Soldaten, die wenigstens auf dem Papier standen, hinwiesen, mit denen sie sich bereit zeigten, ihren Raub zu vertheidigen.

Leider ließ sich die englische Regierung durch ein Versprechen von Handelsvortheilen, dem man sich auf der Stelle wieder zu entziehen wußte, durch eine zusammengewürfelte Gebietsvergrößerung von Hannover, durch die Errichtung des Königreichs der Niederlande, an welchem jetzt die ganze politische Vorsicht jener Diplomatik zu Schande geworden ist, und durch die Spiegelfechterei eines Vertrages in Betreff der Abschaffung des Sklavenhandels, der bis auf diese Stunde fortgetrieben wird, verleiten, Polen seine Vermittlung zu entziehen und seine Einwilligung zu einer geistigen und körperlichen Sklaverei zu geben, von der Niemand, der nicht Warschau besucht hat, sich einen Begriff machen kann. *)

Der unerträgliche Druck der russischen Gewaltherrschaft, ihre schamlos vorwitzige und alle guten Sitten untergrabende Geheimpolizei veranlaßten alle angesehenen Familien bis auf wenige Personen, die ihre Geschäfte in Warschau zurückhielten, sich auf's Land zurück zu ziehen. Rußland bot Alles auf, was in seinen Kräften stand, sie wieder anzulocken und sie durch leere Würden und Ehrenzeichen unter seine übrigen Sklaven einzupferchen. **) Allein sie zogen es vor auf ihren Gütern zu bleiben, wo sie, unter dem zahlreichen Landadel, an dem ein ackerbauender Staat Ueberfluß hat, verloren, still und abgeschieden lebten und ihre Familien erzogen, um ihrem Vaterlande, es mochte nun Krieg oder Frieden sein Loos seyn, Ehre zu machen. Jene, denen es gelang, die Erlaubniß zur Reise in's Ausland zu erhalten, was nicht leicht war, priesen sich glücklich, einer Spionerie entgangen zu seyn, die ihnen zu Hause auf Schritt und Tritt nachspürte, und fanden auch in der Fremde Mittel und

---

*) Zu den bereits im Ausland in dieser Beziehung mitgetheilten Thatsachen werden demnächst noch einige Belege folgen.

**) Rublière, dessen Werk (Anarchie de Pologne) der tiefen Einsicht wegen, die es in den Charakter und die Politik Rußlands überhaupt, wie insbesondere in Bezug auf Polen und Griechenland giebt, studirt zu werden verdient, sagt, indem er von der russischen Knechtschaft redet:

„Czar und Gott bilden in ihren Köpfen nur Einen Begriff. Der Wille ihres Herrn bestimmt sie allein zum Guten oder Bösen. Da diese Menschen aus eigenem Antrieb weder zu denken noch zu handeln wagen; so werden sie sich niemals ohne einen perfiden Rückhalt zu Etwas verbindlich machen, oder Etwas sagen. Dieß ist aus den Russen geworden. Der Wille des Czar's ward ihr einziges Gesetz und sein Interesse ihre einzige Moral."

Wege, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn. Einige benützten die ausländischen Schulen oder traten in fremde Dienste; Andre suchten die Denkmäler und Urkunden ihrer vaterländischen Geschichte in den auswärtigen Archiven auf, oder enthüllten den andern Nationen die Geheimnisse ihres heimathlichen Kerkers, die auf anderm Weg schwerlich durch die eherne Pforte gedrungen seyn würden, welche Polen auf immer von den geistigen Gemeinschaften des übrigen Europa's abzuschneiden schien. Einer der zuletzt erlassenen Befehle der russischen Regierung, wodurch den Russen geboten wurde, nach Hause zurückzukehren, den Polen aber außen zu bleiben, giebt deutlich genug zu erkennen, wie gut das kaiserliche Kabinet seine Leute zu unterscheiden weiß.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Am 31 Oktober passirten sie den Burge, betraten den Bezirk der Königin, und setzten ihre Reise mit großer Unbequemlichkeit in schlechter Witterung, in Krankheit, und unter fortwährender Noth mit ihren Führern fort, bis sie eine Banza erreichten, deren Häuptling sich Don Alonzo Marquis vom Pemba schrieb. Auch hier, wie sonst auf ihrem Weg, wurden sie von einem großen Theil des Volks empfangen; einige waren bewaffnet, andere spielten auf Instrumenten und die Weiber und Kinder sangen Dankgesänge. In dieser Banza hielten sich die Missionäre drei Monate auf, während welcher Zeit sie verschiedene Theile des Landes durchstreiften, Kinder tauften, Heirathen einsegneten, zur Beichte saßen, und die Sakramente austheilten. Sie bauten auch daselbst eine Kirche aus Schilfrohr, schmückten sie, so gut die Umstände es erlaubten, und feierten darin unter großer Andacht des Volkes Gottesdienst. Wie die Missionäre zufügen, war Don Alonso, der jüngste Bruder des Königs von Conga, bei Weitem der höflichste, demüthigste und aufmerksamste unter allen den Großen, die sie bisher auf ihrer Reise trafen. Er hatte portugiesische Sitten angenommen, sprach und schrieb die Sprache ziemlich mit Genauigkeit; er schien der Kirche sehr zugethan, und nannte sich ihren Lehrer und Ausleger. Von der Banza dieses Prinzen reisten sie zu einer andern, welche Don Andre Marquis von Ponzo, einem andern Bruder des Königs gehörte. Er empfing sie mit derselben Herzlichkeit, und sie blieben zwei Monate bei ihm. Von da gingen sie nach Bunda, das unter der Verwaltung von Don Miguel stand, der auch ein Prinz von Congo war, und den Titel Kapitän der Kirche trug. Er behielt sie mehr als zwei Monate bei sich; mittler Weile langte aber ein Befehl des Königs an seine Brüder an, daß sie die Missionäre schleunigst befördern sollten, denn er sey im Begriff in seine Hauptstadt einzuziehen, wünsche es aber nicht zu thun, bis er ihren Segen empfangen habe. Die Prinzen traten darauf zu einer Berathschlagung zusammen, wovon sich als Resultat ergab, daß es nicht rathsam sey, die Missionäre gehen zu lassen, bis der König in seine Hauptstadt eingezogen wäre, wo sie dann mit Sicherheit sich aufhalten könnten. Um die Gründe dieses Beschlusses zu verstehen, ist es nothwendig, einige Auskunft über den damaligen Zustand des Königreichs Congo zu geben. Obgleich dem gegenwärtigen König die Krone durch Erbrecht zufiel, so widersetzte sich ihm doch einer der Statthalter, indem er behauptete, daß der wahre König Don Pedro V noch lebe, und ihn zum Regenten des Reichs ernannt habe. So falsch dieses Vorgeben auch war, so that es doch so viel Wirkung, daß der Erfinder der Lüge eine beträchtliche Menge Anhänger gewann, mit deren Hülfe er sich in den Besitz von St. Salvador, der Hauptstadt des Königreichs, setzte, die er mit neuen Festungswerken umschloß, um den Einzug des rechtmäßigen Königs Don Jose zu verhindern. Die Brüder des Königs und die treuen Großen vereinigten ihre Kräfte gegen den Usurpator, und boten Alles auf um das Volk zu enttäuschen. In dieser Krisis, während ein bürgerlicher Krieg Conga theilte, betraten die Missionäre das Land, auf ausdrückliches Verlangen des Königs und seiner Brüder, welche hofften, und wie der Erfolg zeigte, mit Recht, daß ihr Einfluß von großer Wichtigkeit für die Wiederherstellung der Ordnung seyn würde. Da ihre Bitte nicht so schleunig, als die Lage der Dinge zu erfordern schien, erfüllt wurde, so wiederholten sie dieselbe durch einen Gesandten, der die Missionäre an dem Fluß Loge traf. Daher erklärt sich der ungewöhnlich feierliche Empfang, welcher den Missionären Aller Orten zu Theil ward, welche die Prinzen nothwendig fanden, sie mit einer starken Wache zu umgeben, im Fall die Gegenpartei einen Versuch machen sollte, sie in ihre Gewalt zu bekommen; daher auch die Verzögerungen, wobei die Reise eilte, weil der Weg die Missionäre nothwendig durch einen Theil des von den Anhängern des Usurpators besetzten Landes führte. Indessen während die königliche Partei die nöthigen Maßregeln vorbereitete, den König zu unterstützen, und die Reise der Missionäre, von der so Viel abhing, sicher zu stellen, erhielten diese eine Botschaft von den Häuptern der feindlichen Partei, um ihr Verfahren zu rechtfertigen, und die Geistlichen in ihr Interesse zu ziehen. Die Brüder des Königs, welche gegenwärtig waren, als der Brief übergeben wurde, geriethen darüber in Wuth, und nicht zufrieden, ihre Feinde Lügner und Rebellen zu schelten, fielen sie über den Boten her, um ihn zu ermorden, was auch geschehen wäre, wenn nicht einer der Missionäre es ihnen gewehrt und den Abgeordneten in seinem eigenen Zimmer in Sicherheit gebracht hätte. Die Missionäre antworteten auf den Brief, daß sie als Diener der Kirche nicht nach Conga gekommen seyen, um die eine oder die andere Partei in weltlichen Dingen zu nehmen, sondern nur um das Volk in den Grundsätzen und Pflichten der Religion zu erziehen; was die Zwistigkeiten betreffe, die unglücklicherweise im Lande herrschten, so sey ihr Wunsch Recht und Gerechtigkeit in der Feststellung der gesetzmäßigen Regierung obwalten zu sehen — eine Antwort, welche bei den Häuptern der königlichen Partei, die darin die Gewißheit ihres Sieges erblickte, eine so große Freude erregte, daß sie denselben Boten, den sie zuvor mit dem Tod bedrohten, nun unter einer Bedeckung zurückschickten.

Unter diesen Umständen entschlossen sich die Missionäre ihre Reise zum König, der seit einigen Monaten auf sie wartete, zu beschleunigen, und sie eröffneten daher den Prinzen und ihren An-

hängern ihre Absicht, unverzüglich mit oder ohne ihre Begleitung weiter zu reisen. Sofort wurden 600 mit Flinten bewaffnete Neger, welche die Bedeckung bildeten, gemustert, und der Zug setzte sich in Bewegung. Bei ihrer Ankunft in der Gegend, welche die Aufrührer im Besitz hatten, und besonders als sie sich der Hauptstadt näherten, theilte sich die Bedeckung, aus Furcht vor einem Angriffe, in zwei Theile, welche die Missionäre in ihre Mitte nahmen. Eine feindliche Partei näherte sich auch; jedoch statt Feindseligkeiten zu begehen, liefen sie an das entgegengesetzte Ufer eines Flusses, über den die Missionäre mußten, und warfen sich dort auf ihre Knie, um ihren Segen flehend. Da diese Partei denselben Weg verfolgte, so wurden zwischen ihr und des Königs Brüdern und Anhängern mehrere Botschaften gewechselt; allein die Brüder des Königs fürchteten immer einen Plan die Missionäre zu entführen; daher befahlen sie ihren Truppen die ganze Nacht unter den Waffen zu bleiben, und da sie mehrere von der entgegengesetzten Partei kommen sahen, um getauft zu werden und zu beichten, so ließen sie plötzlich die Zelte abbrechen, und den Zug fortsetzen. Am 13 Juni erreichten sie die ihnen angewiesene Banza, welche nur in einer kleinen Entfernung von der Residenz des Königs lag, der ihnen melden ließ, daß er ihren Besuch nicht denselben Tag erwarte, da sie von der Reise ermüdet seyn müßten. Den folgenden Morgen gingen sie an den Hof, begleitet von den Brüdern des Königs und vielen andern Prinzen, mit einer starken bewaffneten Wache, und einer Bande von Musik, während der Häuptling der Banza, in der sie wohnten, zum Zeichen von Ehrerbietung, einen breiten Sonnenschirm über sie hielt. Der König saß mit der Krone auf dem Haupt, und bezeugte den Missionären seine Freude über ihre Ankunft. Hierauf wurden sie auf dieselbe feierliche Weise nach ihrer Wohnung zurückgeführt, wo ihnen die Prinzen und Großen des Reichs ihre Besuche abstatteten, die jetzt einstimmig den König als ihren gesetzmäßigen Herrn anerkannten. Die unmittelbare Folge von allem Diesem war, daß die Masse des Volks zum Gehorsam zurückkehrte, und die Partei des Usurpators sich gänzlich verlassen fand.

Nach der vortheilhaften Wendung, die Alles genommen, wurden einige Tage in Ergötzlichkeiten, Tanzen und Singen zugebracht, wo dann die Missionäre ihren geistlichen Beruf begannen, und eine große Menge Volks tauften und zur Beichte hörten; außerdem gelang es ihnen, viele von ihrem heidnischen Aberglauben zu bekehren, und sie stifteten für die Beförderung desselben guten Werks Schulen, worin sie von dem König unterstützt wurden, der ihnen drei seiner Söhne als Zöglinge übergab. Er bezeugte ferner sein Wohlgefallen an der Ankunft der Missionäre dadurch, daß er ihrem Haupte den Christusorden verlieh, eine Gunst, welche bisher auf die Großen des Reichs beschränkt gewesen war. Dieselbe Ehre widerfuhr dem Dolmetscher der Beichte, der die Missionäre von ihrem Eintritt in das Herzogthum Bamba an begleitete, und dem Häuptling der Banza, worin Se. Majestät die erste Audienz ertheilte. Der König beschloß nun nach St. Salvador, dem alten Sitze der Könige von Congo, zu gehen, das nur 3 Lieues von seinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte entfernt lag; zuvor aber schickte er nach Angola, um bei dem Statthalter sich zu bedanken, und Se. Excellenz zu versichern, daß eine vollkommene Freundschaft zwischen den beiden Staaten bestehen solle, sowie die Erscheinung eines Gesandten anzukünden, sobald der König Besitz von seiner Hauptstadt genommen haben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Dritte Sitzung.

Es wird zum Verhöre der Zeugen geschritten, die über die Artillerie der Nationalgarde Aussagen zu machen haben. Man vernimmt zuerst ihren Kommandanten, den General-Lieutenant Pernetti. Aus seiner Aussage geht hervor, daß ihm mehrmals Gerüchte von einem Komplotte unter den Artilleristen hinterbracht worden seyen; er habe darüber keine weiteren Untersuchungen angestellt, weil Dieß außer dem Geschäftskreise seines Dienstes gelegen sey. Hingegen muß er zugestehen, daß der Kapitän Guinard und der Lieutenant Cavaignac lange vor den Ereignissen des Dezembers zu ihm gekommen seyen, um sich über diese verleumderischen Umtriebe zu beklagen, und auf eine Untersuchung zu dringen. Cavaignac bemerkt hiebei: „Es ist sohin nicht unsere Schuld, daß die HH. Geschwornen heute mit unserer Sache sich bemüßigt sehen; denn wir haben Alles aufgeboten, eine Untersuchung zu bewirken und die Wahrheit an's Licht zu ziehen zu einer Zeit, wo Dieß noch leicht geschehen konnte." — Auch der Obristlieutenant Carel, Befehlshaber des Louvre, wird vernommen. Zuvörderst glaubt er, sich über seine angeblich feindselige Gesinnung gegen die zweite Batterie erklären zu müssen, die ihm Cavaignac in einer seiner Antworten beimaß. Wenn diese Batterie einer besondern Aufsicht unterworfen gewesen, so sey Dieß auf vielseitige warnende Anzeigen geschehen. Uebrigens wolle er nicht tadeln, daß K. Guinard die Kanonen habe laden lassen; Dieß hätten die Umstände erheischt; der einzige Fehler sey daran, daß man ihm davon keine Anzeige gemacht. Da im Verlaufe des Verhöres eine hohe Person genannt worden war, welche die Artillerie in ein verdächtiges Licht zu stellen gesucht habe: so erklärt Guinard, daß darunter Hr. von Rumigny, Adjutant des Königs, gemeint sey. Der Präsident des Gerichtshofes befiehlt demnach kraft seiner Amtsgewalt, Hrn. v. Rumigny vorzurufen, um darüber gehört zu werden.

Während der Aussagen des Obristlieutenants Carel hatte sich mehrmals Gemurmel unter den Zuhörern erhoben. Cavaignac macht darauf aufmerksam, daß Dieses nicht von der Bank der Angeklagten ausgehe. Der Präsident erklärt, er müsse gestehen, daß während der ganzen Verhandlung das Benehmen der Angeklagten in Sprache und Haltung durchaus musterhaft gewesen sey. Auch der Generaladvokat setzt hinzu: Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie viele Schicklichkeit und Mäßigung beobachten.

Der Artillerist Cellier sagt aus, daß er zugegen gewesen, als eine Protestation gegen den Richterspruch der Pairskammer vorgelesen wurde; er habe sie den Händen Dessen, der sie vorlas, entrissen; aber weder Cavaignac noch Guinard hätten sich bei der Verlesung gegenwärtig befunden; auch erklärt er, daß diese beiden von allen Artilleristen als brave und achtungswerthe Männer geschätzt würden.

Hr. von Rumigny wird eingeführt. Er gesteht zu, daß ihm von der Polizei wiederholt nachtheilige Berichte über die Stimmung der Artillerie hinterbracht worden seien, kann aber nicht angeben, von Wem; er habe hierauf einige militärische Vorsichtsmaßregeln getroffen und einige Päcke Patronen in's Louvre bringen lassen; jedoch keinen Befehl gegeben, die Artilleristen anzugreifen. Das Gerücht, man wolle die Kanonen wegnehmen, habe er als eine abgeschmackte Erfindung betrachtet.

Guinard: Haben Sie nicht einer Person den Vorschlag gemacht, sich des Geschützes zu bemächtigen?

Rumigny: Nein. Ich gab bloß Befehl, der Abführung der Kanonen sich zu widersetzen.

Der Zeuge Boissain: Zum Beweise, welche abscheulichen Verleumdungen man gegen die Artillerie ausstreute, will ich nur eine Thatsache erwähnen, die mich selbst betrifft. Man hatte überall ausgesprengt, ich sey mit der Monomanie des Königsmordes behaftet, und habe an dem und dem Tage zu der und der Stunde zwei Mal den König umbringen wollen. Diese abgeschmackten Gerüchte kamen einigen meiner Freunde zu Gehöre, die sie nachdrücklichst widersprachen.

Cavaignac: Ich selbst wurde offiziell von dem Vorhaben Boissain's

in Kenntniß gesetzt. Diese Abgeschmacktheit entrüstete mich, und ich beklagte mich hierüber bei unseren Kameraden, dem Herzoge von Orleans, der erwiederte, daß der Adjutant des Königs, der ein solches Gerücht in Umlauf gebracht, abgesetzt werden solle.

Der Advokat Tonnet als Zeuge sagt aus, er habe von einer sehr glaubwürdigen Person vernommen, daß sie Hr. von Rumigny zu sich rufen lassen, ihr die Artillerie als sehr gefährlich geschildert und hiebei namentlich Cavaignac und Guinard angeführt habe. „Nehmen Sie," habe Hr. von Rumigny ihr gesagt, „fünfzig entschlossene Leute, wie Sie sind, ich will Ihnen Geld geben, so Viel Sie brauchen, und bei der geringsten Bewegung werfen Sie sich auf das Geschütz und nehmen es weg." — „Ich muß gestehen," setzt der Advokat Tonnet hinzu, „ich war sehr entrüstet über dieß Benehmen des Hrn. von Rumigny. Auf den bloßen Verdacht, auf Mährchen hin, deren Abgeschmacktheit Hr. von Rumigny bei seiner Stellung leicht entdecken mußte, bildet er ein Komplott gegen ehrenwerthe Männer, die er kaum dem Namen nach kennt. Dieß Benehmen des Hrn. von Rumigny konnte die mörderischsten Folgen haben; er mußte wissen, daß die Artilleristen nicht die Leute waren, sich ihr Geschütz wegnehmen und mißhandeln zu lassen. Er mußte einen Widerstand voraussehen, der blutig werden konnte, und er setzte so das Leben mehrerer Bürger aufs Spiel. Ich benachrichtigte des andern Tages meine Freunde und namentlich Cavaignac von dem feindseligen Vorhaben des Hrn. von Rumigny, und rieth ihnen, vor einem Handstreiche auf der Hut zu seyn. Am 21 Abends begab ich mich in's Louvre und fand den Hof voll von Nationalgarden. Ich zweifelte daher nicht mehr an dem Anschlage des Hrn. von Rumigny und seiner zunächst bevorstehenden Ausführung. Sogleich lief ich nach Hause und holte die Patronen, die ich mitzunehmen vernachlässigt hatte. Bei meiner Rückkehr sagte ich zu dem Kapitän Bastide: „Mein Freund, wir müssen unser Geschütz vertheidigen; wir dürfen den Schimpf nicht ertragen, den man uns anthun will; laden wir unsere Waffen!" Ich vertheilte hierauf selbst die Patronen, und auf mein Wort, es geschah auf meinen Betrieb, daß die Kanonen geladen wurden. Zieht Dieß die geringste Verantwortlichkeit nach sich, so muß sie auf mich fallen.

Hr. v. Rumigny: An dieser ganzen Aussage ist kein wahres Wort. Man hat den Zeugen irre geführt; ich habe Niemanden einen gegen die Artillerie gerichteten Vorschlag gemacht; nie gab ich Geld aus, um Spione aufzumuntern; es gab ohnedieß Leute genug, die sich dazu anboten.

Der Präsident und der Generaladvokat dringen hierauf in Tonnet, die Person zu nennen, von der er diese Mittheilung empfangen haben will. Dieser weigert sich, sie anzugeben, da er ihr Stillschweigen angelobt. Er müsse sie erst um Erlaubniß dazu ersuchen. Dieß könne erst bis morgen geschehen. Diese Frist wird ihm bewilligt.

Der Zeuge Vernier erklärt: Ich hatte am 21 die Wache am Gitter des Louvre; ein Haufe Menschen näherte sich und schrie: „Man muß die Kanonen nehmen; Kanoniere, gebt uns das Geschütz!" Ich sagte ihnen: „Was wollt Ihr damit thun? Ihr könnt nicht damit umgehen und werdet Euch verwunden." Aber die Leute schrien fort und fort, und einige Kanoniere sagten zu ihnen: „Wir sind für das Volk, und wenn es Zeit ist, werden wir mit ihm ziehen." Hierauf schrien die Leute: „es leben die Kanoniere!" Ich aber sagte zu diesen, sie hätten eine große Unklugheit begangen. „Bah," erwiederten sie, „Das ist das einzige Mittel, sie zufrieden zu stellen; seht, wie sie zufrieden fortgehen!"

Der Präsident: Diese Erklärung lautet in der schriftlichen Aussage weit bedrohlicher.

Der Zeuge: Ganz wie hier habe ich auch vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt; aber er schlief während meiner Antwort. (Allgemeines Gelächter.) Auf eine Einwendung des Präsidenten erklärt der Zeuge auf seine Ehre, daß der Untersuchungsrichter eingeschlafen gewesen sey. *) (Von allen Seiten schallendes Gelächter.)

Der General Lafayette als Zeuge wird eingeführt. Bei seinem Eintritte steht Alles auf. Die Advokaten ziehen ihre Hüte ab.

Lafayette: Ich weiß Nichts, was auf die Anklage Bezug hat. Indeß muß ich sagen, daß ich am 19 Dezember den Hrn. von Montalivet, den Bruder des Ministers, unter dem Generalstabe bemerkte; er kam, um mir anzuzeigen, daß ein Anschlag gegen das Geschütz der Artillerie bestehe. Ich schickte sogleich meinen Adjutanten, Hrn. Corcelles, um die Befehlshaber der Artillerie davon in Kenntniß zu setzen. Er sprach mit Hrn. Cavaignac, der die nöthigen Vorkehrungen zu treffen versprach. Hr. Cavaignac betheuerte nachdrücklich, er werde sein Geschütz vertheidigen. Es ist wahr, es wurden mir im Generalstabe mehrere Denunziationen gegen die Artillerie gemacht; ich habe sie aber jederzeit falsch befunden.

Der General kennt Danton; er ist ein ehrenwerther Mann.

Bei dem Abgange Lafayette's steht gleichfalls Alles auf. (Forts. f.)

*) Dieser an sich unbedeutende Zug sollte, wie uns dünkt, mehr als irgend eine gelehrte Abhandlung für die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens sprechen. Wie Viel gestaltet sich überhaupt bei der öffentlichen Vernehmung der Zeugen in dem vorliegenden Prozesse ganz anders als in den Akten! Es handelt sich hier um die Köpfe mehrerer langen Männer, und der Untersuchungsrichter schläft! Wie oft brauchte ein Solcher nur die Augen zuzudrücken, gleichviel ob schlafend oder nicht, und die Sache sieht ganz anders aus! A. d. R.

Marocco.

In der Sitzung der k. geographischen Gesellschaft zu London vom 11 April wurde ein Schreiben des Schiffslieutenants J. Washington vorgelesen, worin derselbe über einen im Winter 1829/30, im Gefolge einer Gesandtschaft, nach Marocco und dem Atlas unternommenen Ausflug Nachricht gab. Von Tandscher ging es durch eine wenig angebaute Landschaft, wo sie nur hin und wieder ein arabisches Dorf zu sehen bekamen; als sie am Abend die erste Station erreichten, fanden sie ein Lager für sich bereitet. Die Zelte waren im Kreis aufgeschlagen, und das Gepäck wurde in die Mitte gebracht. Unter den Zelten zeichnete sich das blau und weißgestreifte des maurischen Führers aus, das mit einer vergoldeten Kuppel prangte; rings herum standen Pferde und Maulthiere angebunden; Gruppen von Mauren wärmten sich an Wachtfeuern oder sangen ihr Abendgebet. Von Elksar, durch welches der Weg führte, bemerkt Hr. Washington, daß es die einzige Stadt in der Berberei sey, welche Ziegeldächer habe. Die Bevölkerung von Marocco wird von ihm auf 80 bis 100.000 Einwohner geschätzt, darunter 5000 Juden. Die weite Ebene, worauf die Hauptstadt gebaut ist, erstreckt sich zwischen einer niedern Bergkette im Norden und dem hohen Atlas im Süden hin, der sein schneebedecktes Haupt dort plötzlich zu einer Höhe von 11.000 Fuß erhebt. Diese Ebene, wo das Auge gegen Osten und Westen keine Gränze erblickt, liegt 1500 Fuß über dem Meer. Marocco ist mit einer Mauer umgeben, und hat gegen sechs Meilen im Umfang. Neunzehn Moscheen wurden gezählt; der Haupttempel steht auf einem freien Platz von 20 bis 30 Morgen, und ragt mit seinem 220 Fuß hohen viereckigen Thurm über die andern hoch empor. Dieser Thurm hat von der Basis bis zum Gipfel dieselben Verhältnisse, was sich höchst seltsam ausnimmt; er ist nämlich in sieben Stockwerke eingetheilt, und seine Höhe beträgt ungefähr sieben Mal seinen Durchmesser. An den vielen leerstehenden Häusern sah man, daß Marocco einst eine weit zahlreichere Bevölkerung enthielt; aber Pest und Hungersnoth haben vor einigen Jahren dermaßen gewüthet, daß der Raum innerhalb der Mauren gegenwärtig nur zur Hälfte bewohnt ist. Die Höhe des Atlas giebt Hr. Washington zu 11.400 Fuß über dem Meer an; eine Angabe, die von Jackson fast um das Doppelte abweicht. In dem Gebirg traf er ein Volk, das sich durch sein offenes Aussehen, seine athletischen — wenn auch nicht hochgewachsenen — Männergestalten, und seine blonde Gesichtsfarbe sehr vortheilhaft von den Mauren und Arabern unterschied; die Leute verstanden das Arabische nicht, und waren überhaupt fast ohne Verkehr mit den Bewohnern des Flachlandes. Ihre vornehmste Beschäftigung ist die Jagd; sie wohnen in Häusern von Stein und Lehm mit Schieferdächern. Washington hätte gerne den Atlas erstiegen; allein als er mit seiner Gesellschaft die Schneeregion erreichte, weigerten sich die Führer weiter zu gehen, und er mußte in einer Höhe von 6400 Fuß zurück. Was die geologische Formation des Atlas betrifft, so besteht sie aus harten Sandsteinschichten, die von Osten nach Westen streichen — unter einem Winkel von 10° gegen Süden. Er sah bloß Kalkstein, Schiefer und Sandstein, kein Urgebirg, ausgenommen einen Block von Granit oder vielmehr Gneiß unten im Thal und Adern von geblättertem Quarz in den Schieferhügeln. Die Tendenz des Gebirgs geht auf Plateaux und abgerundete Gipfel, nicht spitze Piks. Auch von vulkanischen Erscheinungen keine Spur. Die Ebene am Fuße des Atlas hält Hr. Washington, da es nirgends an Wasser gebricht, für leicht bebaubar, so daß sich Millionen daselbst nähren könnten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 129. 9 Mai 1831.

Erinnerungen aus Java.

(Ein Bruchstück aus Perottet's Reise um die Welt.)

Am 9 September 1819, Abends 5 Uhr, gingen wir vor der Insel Pondis vor Anker. Am folgenden Morgen schickte man ein Fahrzeug nach Sourabaya, um bei dem Statthalter die Erlaubniß zur Einfahrt auf die Rhede einzuholen, und einen Lootsen zu erbitten. Wir erhielten Beides, mußten aber drei Tage auf günstigen Wind warten, so daß wir erst am 13 auf der Rhede von Sourabaya anlangten. Wir grüßten mit 21 Kanonenschüssen und das Fort erwiderte unsere Salve fast in demselben Augenblick. Am Tag darauf stieg ich an's Land, um mir ein Quartier zu bestellen, wo ich mich mit dem ganzen Apparat, dessen ich zu meinen wissenschaftlichen Arbeiten bedurfte, einrichtete.

Ich begann damit, daß ich die Gärten in der Stadt und den Umgebungen besuchte. Die reinliche Ordnung, die in diesen Anlagen herrscht, fiel mir angenehm auf. Ich fand manche Pflanzen, die in dem Lande sehr selten und in Europa fast unbekannt sind — unter andern die herrlichsten roth- und weißblüthigen Eugenien so wie einen sehr schönen Baum, den man Mondo nennt. Die Gärten sind mehr auf das Vergnügen als den Nutzen berechnet. Man trifft ungeheure Treibhäuser mit Balsaminen, chinesischen Sternblumen, indischen Nelken und Flockblumen (bluets); verschiedene Arten von Rosenstöcken bilden niedliche Lauben und Hecken, die das ganze Jahr in voller Blüthe stehen. Flußarme und Kanäle, wasserreich genug um selbst ansehnliche Schiffe zu tragen, durchschneiden die Stadt und die Gärten nach allen Richtungen. Jeden Morgen und Abend sieht man Männer, Frauen und Kinder darin baden.

Ich wollte mich nun auch etwas mehr im Innern des Landes umsehen, nahm deßwegen meine Botanisirbüchse, und wanderte auf einige Hügel zu, die ich in einer Entfernung von etwa 2½ Lieues im Westen von Sourabaya bemerkte. Noch hatte ich aber nicht den Fuß der Berge erreicht, als ich mich plötzlich in einem kleinen Gehölz von fünf mit Dolchen bewaffneten Malaien umringt sah. Nachdem sie mich ausgeplündert, schienen sie geneigt, noch schlimmer mit mir zu verfahren. Zum Glück trug ich ein kleines malaisches Wörterbuch in der Tasche, das ich herauszog, um mich mit ihnen über die Ursache meiner Spaziergänge zu verständigen. Wahrscheinlich waren ihnen meine unzusammenhängenden Redensarten nicht ganz klar, aber erstaunt darüber, daß einige Worte ihrer Sprache aus einem leblosen Gegenstand wie mein Wörterbuch hervorgehen sollten, gaben sie mir nach einer kurzen Berathschlagung die Freiheit. Sie führten mich an einen Fluß, über welchen ein Bambus gelegt war, der als Brücke diente, und wo sie mit aller Gewalt von mir verlangten, daß ich hinüber ginge. Da ich wohl merkte, daß sie mich dann gern in's Wasser geworfen hätten, so wollte ich ihnen den Spaß ersparen, sprang hinein, und schwamm hinüber. So durch den Fluß von den fünf Schurken getrennt, athmete ich wieder auf. Sie hatten mir meine Baarschaft, welche in 3 oder 4 Fünffrankenstücken bestand, nebst einem kleinen Messer abgenommen. Nach diesem mißlichen Abenteuer verlor ich die Lust, meine Wanderung fortzusetzen, und kehrte nach Sourabaya zurück. Ich machte den Behörden die Anzeige von dem Vorfall; man versprach mir Nachforschungen anzustellen; ob jedoch dieß geschah, und was für ein Resultat herauskam, erfuhr ich nicht.

Auf meine Bitte gab mir hierauf der Statthalter einen Eingebornen für meine Ausflüge als Führer bei. Mit diesem durchstreifte ich die Gegend in ziemlicher Sicherheit bis auf 7 und 8 Lieues weit. Leider sind die Malaien, die überall zu reiten pflegen, sehr schlechte Fußgänger, und ich mußte daher auf meinen Mann, der mir nur mit Mühe in die Wälder nachfolgte, oft warten. Wenn wir in ein Dorf kamen, so drängte sich eine zahlreiche Bevölkerung um uns, und ich hätte mich ohne ihn nicht verständlich machen können. Manchmal brauchte ich auch Leute, um lebende Pflanzen, die ich gesammelt, fortschaffen zu lassen; wo der Führer dann erklären mußte, wo sie dieselben hinzutragen hätten, und was sie für ihre Mühe bekommen würden. Auf solche Weise gelang es mir eine reiche Sammlung Samen und Pflanzen für mein Herbarium zusammen zu bringen; die letztern that ich gleich in Kisten mit Erde, die ich am Rand, um ihren Inhalt gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, mit Büschen von Eugenien besetzte.

Mein Führer ermangelte nie in die Hütten der Malaien zu gehen, und sich zu essen und zu trinken geben zu lassen. Ich war genöthigt, seinem Beispiel zu folgen. Wenn man in ein Haus trat, so hieß der Wirth seine Gäste auf Bänken oder Tischen von Bambusbrettern niedersitzen, und wartete mit einem Gefäß auf, worin sich der Betel, eine Arekanuß und der Same befand, der zu diesem Kautabak gehört. Um diese guten Leute nicht zu beleidigen, nahm ich ein Wenig davon in den Mund und spie es insgeheim wieder aus.

Diesen Widerwillen gegen den Betel theilte mein Begleiter nicht; nicht nur steckte er manchmal mehrere Mundvoll zu sich, sondern er vergaß ob dem Kauen oft das Essen. Hierauf wurden in zwei grobgeschnitzten hölzernen Gefäßen, in einem Reis mit Wasser gekocht, in dem andern gesalzene Sardellen mit Kräutern vermischt, aufgetragen, und zuletzt ein Geschirr, worin man sich die Hände wusch, da man ohne Löffel und Gabel speiste. Diese armselige Kost, mit der ich mich mehrere Tage behalf, wäre in einem für Europäer so furchtbaren Klima wie Java wahrscheinlich meiner Gesundheit verderblich geworden, wenn unser Aufenthalt sich noch mehr verlängert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Blicke auf die gegenwärtige Lage Europa's.

4. Polen und die übrigen Mächte.

(Schluß.)

Der Würfel ist nun geworfen; die hastige Rache, die der russische Kaiser zu nehmen entschlossen war, ließ den übrigen Mächten nicht Zeit Unterhandlungen anzuknüpfen, und das herrliche Prinzip der Nichtintervention geltend zu machen. Hätte indeß Rußland durch gütliche Vermittlung überredet werden können, sein System zu ändern, die von Polen abgerissenen Provinzen mit dem Stammlande zu vereinigen, seine unkonstitutionellen Beschlüsse zurück zu nehmen, der Türkei ihre Schuld zu erlassen, und dafür die Moldau und Wallachei anzunehmen, um diese wieder an Oesterreich als Entschädigung für Gallizien abzutreten, das dann wieder mit Polen hätte vereinigt werden können; wäre indeß das Herzogthum Posen mit der Aussicht auf gleiche Vereinigung vertröstet worden, sobald sich ein vollwiegender Ersatz dafür gefunden haben würde — wäre Dieses möglich gewesen (was freilich bei den weltbekannten An- und Absichten des russischen Kabinetes eine Unmöglichkeit genannt werden darf); so würde Dieß eine wahre Wohlthat für die Interessen Europa's geworden seyn, ein mißhandelter Staat würde ohne Blutvergießen aus seiner unverdienten Erniedrigung wieder aufgerichtet und seiner Wiederherstellung um einen Schritt näher gebracht worden seyn. Preußen und Oesterreich halten ihre Antheile bloß, um sie sich abkaufen zu lassen. Rußland wird durch den seinigen nie besonders an innerer Stärke gewinnen. Wenn einem Feind ein Stachel in der Seite sitzt, so wird er davon um so mehr beschwert werden, je größer derselbe ist.

Wenn sich aber jetzt eine Gelegenheit darbietet, wie sie die frischgemuthetste Hoffnung nicht zu träumen wagte, wenn sich jetzt die Gelegenheit darbietet, einen politischen Fehler wieder gut zu machen, einer tapfern Nation Freiheit und Unabhängigkeit zurück zu stellen — zwei Güter, auf welche die Engländer so stolz sind, und deren Beraubung Polen mit Recht dem gleichgültigen Zusehen Englands vorwerfen kann — wäre es nicht eine Art Pflichtvergessenheit, wenn Großbritannien jetzt nicht all seinen Einfluß aufböte, um die Vernichtung einer Nation abzuwehren, die seine Diplomatik in ihre gegenwärtige Erniedrigung hinabstürzen half? Sollte es nicht für England der Gegenstand eines ehrenvollen Wetteifers seyn, in politischer Tugend (denn Dieß wäre die Unterstützung Polens) nicht hinter Frankreich zurück zu bleiben, dessen Sympathie für Polen bloß die einer zufälligen Waffenbrüderschaft ist, während eine Verbindung zwischen Polen und England auf dem festeren Grundstein der gleichen Liebe für konstitutionelle Freiheit beruhen würde? Völlig verschieden von den Franzosen, haben die Polen in keiner ihrer Revolutionen die Kreuze zertrümmert, das Nationalwappen verlöscht, ihre Farbe geändert oder den Thron umgestürzt. Ihrem Adel kann man nicht vorwerfen, einen Mirabeau, ihrem Volke nicht, einen Robespierre, ihrem Heere nicht, einen Napoleon hervorgebracht zu haben. Völlig verschieden von den Franzosen, die beschämt scheinen über den Ruhm eines Franz I und Heinrich IV, zeichnen sie sich vielmehr aus durch ihre treue Anhänglichkeit an alte Symbole, Namen, Ueberlieferungen ihrer Casimir und Sigismunde, und vielleicht mit größerem Recht, als die Engländer noch das Andenken ihrer Edwards und Heinrichs bewahren. England würde sich in Polen einen mächtigen, und, wenn man auf Nationalcharakter bauen kann, einen treuen Freund im Kriege erwerben, der außerdem nur die Macht unsrer Feinde zu verstärken dienen wird, so wie im Frieden einen vortheilhaften Verkehr, den Polens gegenwärtige Regierung unterbrochen hat. Leider sind wir *) durch eine Schuldenlast niedergehalten, zu deren Bezahlung Diejenigen, die sie angehäuft haben, sich nicht sehr beeilen werden Mittel zu schaffen — durch eine Schuldenlast, die wir uns aufbürdeten, um verkäufliche Fürsten zu besolden, die die Ersten sind uns zu verlassen, wenn unsre Interessen nicht mit den ihrigen übereinstimmen. Leider müssen wir, in einer Reformkrise in allen Zweigen der Staatsverwaltung begriffen, uns begnügen, den Vortritt in einem so ehrenvollen Unternehmen Frankreich zu lassen, und dürfen es noch für ein Glück achten, daß unsre Verhältnisse zu diesem wiedergebornen Staate von der Art sind, daß wir unsre Bemühungen mit den seinigen vereinen und Hand in Hand mit ihm dieselben Prinzipien aufrecht halten können. Doch laßt uns auch in Ernst und Ehre nicht hinter ihm zurückbleiben: schicken wir eine Flotte in das baltische Meer und in den Euxin, zeigen wir, daß Britannien nicht schläft, erinnern wir uns, daß Polen oft zum Schutze der Freiheit von Europa sich waffnete, nie zu einem Angriff gegen dieselbe; daß, hätte es zwanzig Jahre zuvor bestanden, Napoleon weder in Moskau, noch Alexander in Paris eingezogen seyn würde. **)

Die Gesinnungen der britischen Regierung auf dem wiener

---

*) Man erinnert sich, daß ein Engländer spricht.

**) Es braucht hier wohl nicht bemerkt zu werden, daß Frankreich hinter den sanguinischen Hoffnungen unsers großmüthigen Engländers weit zurückgeblieben ist. Hörte man nicht sogar von Frankreichs Tribüne das Wort: „Polen ist dem Untergang geweiht!“ ein Wort, das den frechen Leichtsinn des herzlosen Diplomaten, der es aussprach, auf ewig in der Geschichte brandmarken wird? Indeß, wenn unser Verfasser sich in seiner Zuversicht auf die retrograde Regierung Ludwig Philipps verrechnete, in Bezug auf den Edelmuth des französischen Volkes selbst hat er sich darum nicht getäuscht. Bei diesem hat der große Kampf der Polen in einer einmüthigen Begeisterung Wiederhall gefunden, und so leise und ängstlich die französische Regierung gegen den sogenannten nordischen Koloß auftreten mag, die französische Nation hat laut und unverhohlen genug ihre Ansicht und ihr Gefühl bekannt. Zum Glück sind in Frankreich großherzige Gesinnungen eine größere Wahrheit — als die Charte.

Kongresse waren allerdings so beschaffen, daß sie, wäre man darauf beharrt, dem Kabinete, das sie aussprach, zur Ehre gereichen mußten; aber die Schwäche, mit der man sie auf die gebieterische Erklärung Rußlands aufgab, vernichtet wieder das Verdienst ihrer Absicht. Alexander selbst erkannte ihre Gerechtigkeit, aber er fügte hinzu, sie seyen mit seinen Ansichten unverträglich; und er war der Herr des Kongresses und seine Ansicht für die Andern Befehl. Indeß, um doch Etwas zu thun, versprach er für ganz Polen, selbst für die abgerissenen Provinzen, gemeinschaftliche Nationalprivilegien, was er jedoch wieder dahin erläuterte, daß er jedem Ländertheil empfahl, es seinem neuen Herrn zu überlassen, da der König von Preußen erklärte, er gedenke seine weit auseinander zerstreuten Provinzen so viel als möglich unter Eine Form zu bringen. Durch einen Zusatzartikel der Charte behielt sich überdieß der Kaiser vor, sie nach Maßgabe der Umstände zu modifiziren.

So entzog man sich der wohlgemeinten Absicht Englands, und die Besieglung der Verfassungsurkunde ließ noch Raum genug, eine herrliche Nation einem Despotismus zu unterwerfen, der um so grausamer wurde, je feiner er ausgedacht war. England wurde den Polen angerühmt als jene Macht, die am Meisten auf ihre Wohlfahrt Bedacht genommen, während es im Grund genommen sie den Händen Rußlands überlieferte; aber läßt sich wohl annehmen, daß Englands Gesandter die Verhandlung durch seinen Beitritt sanktionirt haben würde, hätte er voraus sehen können, welchen Gebrauch man von diesem Zugeständniß machen würde? Seine Absicht war darauf gerichtet, Polen frei, wenn auch nicht unabhängig zu machen, sein hierin ausgesprochener Wunsch ging nicht darauf aus, Rußland durch neue Provinzen zu vergrößern, sondern gegen dasselbe eine Vormauer zu errichten. Freilich wäre es rathsamer gewesen, wenn die verbündeten Mächte im Einverständniß mit Polen eine Verfassung entworfen, und dann erst seine Vereinigung mit Rußland zugegeben hätten. Jetzt sehen wir, welchen Werth Rußland auf die britische Diplomatik legt; zuerst bediente es sich ihrer als Werkzeug, dann hielt es sie mit glatten Worten zum Besten, endlich verhöhnte und verachtete es sie.

Um wie viel besser wäre es geworden, hätte England seine Einwilligung zu irgend einer Anordnung in Betreff Polens nur unter dem Vorbehalt seiner völligen Wiederherstellung ertheilt! Polen wäre dabei nicht schlimmer gefahren, und Englands Protestation würde es vor Dem bewahrt haben, was die Geschichte mit feurigen Buchstaben als eine politische Schmach aufzeichnen wird. Oesterreich würde mit Freuden einer solchen Maßregel beigetreten seyn, wäre es nicht von Rußland mit in das Interesse gezogen worden. Da es Rußland nie gelang ganz Polen für sich zu behalten, so suchte es immer seine Nachbarn zu Genossen seines Raubes zu machen und köderte durch kleine Bissen Oesterreich und Preußen an seine Sache. Hätten sich Rußland und Preußen allein in Polen getheilt; so wäre Oesterreich frei geblieben und gern bereit gewesen, ihnen sich zu widersetzen; aber so hat es selbst seinen Antheil genommen, und sich an die russische Politik schmieden lassen.

Für England bleibt nur der tröstliche Gedanke, daß eine kräftige Regierung bei günstiger Gelegenheit die Entwürfe wieder aufnehmen wird, die von der Schwäche ihrer Vorgänger aufgegeben wurden. Daß seine gegenwärtige Regierung gegen Polen in schwerer Schuld steht, ist nur allzu klar; das einzige Mittel, das jetzt in ihre Hand gegeben ist, besteht darin, durch zeitige Unterhandlungen auf die Erfüllung der Rechte einer unglücklichen Nation zu dringen, deren Sache England nur ergriffen zu haben scheint, um sie unter den Fuß ihrer Unterdrücker zu werfen.

Regna sed non impera.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Dritte Sitzung
(Schluß.)

Der Zeuge Bucheh: Unter der vorigen Regierung machte ich mit Cavaignac und Guinard eine Verschwörung; wir haben die Carbonariegesellschaft (charbonnerie) gestiftet. Es ist daher auch wahrscheinlich, daß wenn diese Herren sich abermals hätten verschwören wollen, sie mich davon in Kenntniß gesetzt haben würden, und ich schwöre bei meiner Ehre, daß kein Gedanke an eine Verschwörung war. Ich muß noch hinzusetzen, daß eine traurige Erfahrung uns gelehrt hat, daß Verschwörungen nie zu Etwas nützen. Eine Regierung wird nie gestürzt, wenn nicht die Masse des Volkes bis aufs Aeußerste verletzt ist; allerdings werden Menschen, die eine reizbare Organisation haben, durch eine schlechte Regierung eher verletzt; aber sie müssen warten.

Der Artillerielieutenant Verillon: Ich traf in einem Kaffeehause Hrn. d'Herbinville; wir sprachen von der Artillerie; er sagte, man habe ihn zum Beitritte in eine Gesellschaft eingeladen, die sich zu republikanischen Ansichten bekenne.

Präsident: Hatte diese Gesellschaft zum Zwecke, eine Republik zu gründen und die gegenwärtige Regierung umzustürzen, wie Sie im schriftlichen Verhöre angegeben haben?

Verillon: Diese Gesellschaft hatte zum Zwecke, republikanische Institutionen zu gründen. Ich hätte mich besser ausdrücken sollen. Ich kannte nicht die Wichtigkeit des Ausdruckes, den man in das schriftliche Verhör aufnahm. *)

Präsident: D'Herbinville hatte Ihnen gesagt, daß man die Offiziere, die sich widersetzten, opfern müsse? — **Zeuge:** Ja!

D'Herbinville: Wir plauderten über die Verschiedenheit der Ansichten, die unter den Offizieren der Artillerie bestehen könnte, und ich sagte zu dem Zeugen, daß wenn diese fortdaure, man zuletzt wohl mit den Waffen an einander kommen würde. Ich wußte, daß Hr. Verillon am Wenigsten republikanisch gesinnt war, und ich hätte ihm mein Geheimniß anvertrauen sollen? Das wäre eine Albernheit gewesen. Ich wußte, daß Hr. Verillon sein Vermögen verloren hatte und eine Anstellung suchte.

Präsident: Erklären Sie sich über die Zusammenkunft, die, wie Sie sagten, unter dem Brückenbogen Statt fand.

Verillon: Ich selbst weiß Nichts davon; ich hörte es nur von einem gewissen Paul.

D'Herbinville: Habe ich mit Ihnen von einer Verschwörung gesprochen, wozu man mich eingeladen? — **Zeuge:** Ja!

Der Advokat Glandaz: Warum haben Sie dieses Komplot nicht angezeigt?

Verillon (nach einiger Zögerung): Dieses Komplot schien mir nicht wichtig. (Allgemeines Erstaunen.)

Glandaz: Wie? man wollte die Offiziere erschießen; man wollte Sie selbst opfern, und Dieß war in Ihren Augen nicht wichtig?

Der Zeuge verstummt.

Der Angeklagte Trelat fügt noch einige Worte über Verillon hinzu, die es ziemlich nahe legen, daß sich dieser in die Gesellschaft der Volksfreunde aufnehmen lassen, um über sie anderwärts Anzeige zu machen, und Guinard und Cavaignac als Verschwörer anzugeben.

Die Sitzung wird um halb sechs Uhr aufgehoben.

---

*) Abermals ein in die Augen springender Beweis von dem Nutzen der Oeffentlichkeit. Nie hätte wohl bei dem heimlichen Verfahren eine Erläuterung dieser Art über eine gemachte Aussage Statt gefunden; nie wäre Verillon's Aussage und sein zweideutiger Charakter als Zeuge (wie unten noch aus Trelat's Angaben hervorgehen wird) in der Gerichtsstube so in's wahre Licht gestellt worden.

Vierte Sitzung.

Das heute fortgesetzte Zeugenverhör bietet außer den Erklärungen über das Benehmen des Hrn. von Rumigny wenig Erhebliches. Der Advokat Tonnet besteht darauf, daß Hr. von Rumigny zu Jemand gesagt habe: „Nehmen Sie entschlossene Leute, an Geld soll es nicht fehlen; bei der ersten Bewegung werden Sie sich des Geschützes bemächtigen.“

Vicheroux, zu dem Dieß gesagt worden seyn soll, wird eingeführt. (Gespannte Aufmerksamkeit.) Er erklärt, daß er ein und vierzig Jahre alt und vor dem Monat Julius Uhrmacher gewesen sey. Er habe in den Feldzügen, die er mitgemacht, achtzehn Wunden und zwei in dem Kampfe der Juliustage erhalten. Um diese Zeit erst habe er die HH. Tonnet, Bastide und Guinard als Mitglieder der Kommission zur Vertheilung der Nationalbelohnungen kennen gelernt, die vergeblich sich für sein Gesuch verwendet hätten. Damals sey Hr. Bassal zu ihm gekommen. Ich theilte ihm, fährt er fort, meine Forderungen mit, und er antwortete mir, er sey ein Freund des Generals Rumigny, der sich ein Vergnügen daraus machen würde, einem alten Soldaten einen Dienst zu erweisen; auch er habe gedient und liebe die alten Soldaten ungemein. Ich nahm es an, mich von Hrn. Bassal zu dem General führen zu lassen; wir sprachen von Spanien und Portugal, wo wir zusammen gewesen waren, und Hr. von Rumigny versprach, er wolle sich für mich verwenden, und ich würde das mir während der hundert Tage versprochene Ehrenkreuz erhalten. Später sah ich den General noch zwei oder drei Mal; wir kamen in die ersten Tage des Dezembers. Hr. Bassal suchte mich auf und sagte: „Ich habe mit Ihnen zu reden; man trägt sich mit allerlei Gerüchten über die Artillerie der Nationalgarde; man behauptet, sie sey nicht mit der Nationalgarde einig und wolle ihr Geschütz ausliefern.“ „Ha, Hr. Bassal, man hat sehr Unrecht, solche Gerüchte zu verbreiten,“ sagte ich; wenn man diese braven Leute kennte, so würde man sie wohl dergleichen Handlungen nicht fähig halten; es sind Ehrenmänner.“ Wir trennten uns; ein Paar Tage darnach kam Hr. Bassal wieder zu mir und sagte: „Wenn die Artilleristen den König angreifen wollten, würden Sie wohl einen Auftrag übernehmen?“ — „Ja, wenn es die Ehre leidet.“ — „Wenn man z. B. das Geschütz gegen das Palais Royal wendete, würden Sie wohl Manns genug seyn, mit einigen entschlossenen Leuten es zu vernageln?“ — „O ja, mit entschlossenen Leuten wie ich, und sollte es auch ein Bein oder einen Arm kosten; aber diese Vorsicht ist unnütz; die Artilleristen denken wie ich.“ — Nach dieser Unterhaltung besuchte ich Hrn. Tonnet, dem ich Verbindlichkeiten schuldig war, und erzählte ihm davon. Er fragte mich, Wer mir den Antrag gemacht habe. Ich sagte ihm, er komme von Hrn. von Rumigny. Nachher hatte ich auch Gelegenheit, den General zu sprechen; er fragte mich, Was ich von Hrn. Bastide und den übrigen halte, und sagte, man habe die Kanonen mit Ketten angeschlossen. „Vortrefflich, mein General,“ sagte ich, „so wird man damit nicht feuern können.“ (Man lacht.) Ich hatte gerade gehört, daß Hr. Guinard verhaftet worden sey. „Was will man denn von diesen braven Leuten?“ sagte ich. „Ich weiß es nicht,“ sagte der General, und sprach mit vieler Achtung von diesen Herren; „nur einen etwas heißen Kopf haben sie,“ setzte er hinzu.

Hr. v. Rumigny: Wollen Sie wohl den Zeugen fragen, ob ich ihm Geld angeboten?

Vicheroux: General, für Geld — man hat mir keines angeboten, auch würde ich nie eines angenommen haben, weder vom Könige, noch von sonst Jemand; ich brauchte keines, um zu thun, Was ich für meine Pflicht hielt.

Der Präsident: Hr. Tonnet, Was haben Sie hierauf zu sagen?

Tonnet: Es giebt Sachen, auf die ich nicht zurückkommen werde; aber mein Gedächtniß ist zu treu. Hr. Vicheroux hat mir gesagt: „Nehmen Sie entschlossene Leute; an Geld soll es nicht fehlen.

Vicheroux: Ja, ja, so hat man mir gesagt.

Der Advokat Pierre Grand: Unter der vorigen Regirrung gab es einen Pavillon Marsan; gestern sagte Hr. von Rumigny: „Ich erhielt vertrauliche Mittheilungen,“ und er setzte hinzu, daß er dergleichen von der Polizei erhalten habe. Wir kennen aber keine Polizei als die von dem Gesetz eingeführte; ich wünschte, daß sich Hr. von Rumigny hierüber erklären möchte.

Der Präsident: Wenn Sie sich hierüber erklären wollen, so ist Dieß nur Ihr freier Wille.

Hr. v. Rumigny: Zunächst um den König, und zu seinem persönlichen Dienste bestimmt, geschieht es uns oft, daß Leute kommen, die uns vertrauliche Mittheilungen machen.

Der Präsident: Dieß genügt; es ist erklärlich, daß Sie für die Sicherheit des Königs wachen, und alle guten Bürger werden Ihnen dafür Dank wissen. (Gemurmel unter den Zuhörern.)

Der Generaladvokat: Wenn dieß Gemurmel fortdauert, so werden wir uns genöthigt sehen, die Verhandlungen auf eine andere Sitzung zu verschieben.

Der Präsident: Ich erkläre, daß ich, wenn das Gemurmel fortdauert, die Ruhestörer sogleich verhaften und auf der Stelle vor den Gerichtshof stellen lassen werde.

Hr. v. Rumigny: Ich nahm hinsichtlich der Geschütze nur Vorsichtsmaßregeln. Was die andern Fragen betrifft, so muß ich erklären, daß wir jedes Mal, so oft uns vertrauliche Mittheilungen gemacht wurden, davon die Polizei unterrichteten, in deren Geschäftskreis sie gehörten. Für den Dienst des Palais Royal besteht nur ein Polizeikommissär, der seine Befehle unmittelbar von der Präfektur erhält; ich muß auch noch hinzufügen, daß wir gewöhnlich auf dergleichen Mittheilungen wenig Gewicht legen, und oft schon habe ich Anzeigen, auf welchen Personen angegeben wurden, in's Feuer geworfen.

Pierre Grand: Es giebt also keinen Pavillon Marsan?

Hr. v. Rumigny (lebhaft): Nein, mein Herr!

Man vernimmt außer mehreren andern Zeugen auch noch einen Hrn. Paul, von dem der Zeuge Verillon die Nachricht über die Zusammenkunft unter dem Brückenbogen haben wollte.

„Das ist eine große Abgeschmacktheit,“ sagt Hr. Paul, „die man mir auf den Rücken laden will. Ich sagte, ich sey einigen Artilleristen bei dem Pont des Arts begegnet. Dieß lief dann von Munde zu Munde, und vergrößerte sich zu einer solchen Geschichte. Meine zu Protokoll gegebene Aussage wird freilich anders lauten; aber das kommt daher: Der Untersuchungsrichter las mir die Angaben eines vorausgegangenen Zeugen vor, in denen die Rede von einer Zusammenkunft unter der Brücke war, und ohne Zweifel hat man mich eben Dasselbe aussagen lassen. (Allgemeines Gemurmel.) — Dieser vorausgegangene Zeuge war Verillon.

Noch mehrere Zeugen werden vernommen, unter ihnen Hr. von Corcelles, der auf sein Ehrenwort erklärte, er habe an seinen alten Freunden Cavaignac und Guinard, mit denen er seit Jahren schon an allen Vorfällen Antheil genommen hatte, die Mehr oder Minder beitrugen, die öffentliche Meinung gegen die vormalige Regierung gerichtet zu erhalten, nicht das geringste Zeichen von dem Vorhaben einer Verschwörung bemerkt, vielmehr habe es ihm geschienen, daß sie aufrichtig der öffentlichen Ordnung zugethan gewesen, und zwar in einem größeren und hochherzigern Sinne, als man unglücklicher Weise gewöhnlich mit diesem Worte verbinde.

Auch der Brigadier der zweiten Batterie, Genibert, der auf Guinard's Befehl am 21 eine Patrouille aus dem Louvre machte, wird vernommen. Guinard fragt ihn: Ist der Zeuge in seiner politischen Meinung nicht ganz mir entgegen? — Genibert: Ja. — Guinard: Und doch ist es eben die Patrouille, die ich Genibert auftrug, die eine der Hauptanklagen gegen mich bildet.

Um dem Gerichtshofe größere Weitläufigkeit zu ersparen, verzichten Guinard, Cavaignac und d'Herbinville auf noch mehrere Zeugen, die zu ihren Gunsten aussagen könnten. Der Generaladvokat erklärt hierauf: er sey überzeugt, daß die Vertheilung der Patronen öffentlich geschehen und daß keine zweite erfolgt sey; daß er folglich diesen Anklagpunkt gegen Cavaignac, Guinard und d'Herbinville fallen lasse.

Der General Gourgaud legt hierauf ein sehr ehrenvolles Leumundszeugniß für Gullry ab. Hr. Royer Collard, Professor an der Rechtsschule, giebt gleichfalls Hrn. Sambuc ein vortheilhaftes Zeugniß über seine Aufführung, und Hr. Blondeau, Dekan der Rechtsschule, sagt aus: Hr. Sambuc sey ihm nach den in den Vorlesungen des Hrn. Portets vorgefallenen Unruhen als Derjenige bezeichnet worden, der vorzüglich zur Wiederherstellung der Ruhe beigetragen habe. Auch habe ihm Sambuc den Plan seiner Gesellschaft mitgetheilt, den er, Zeuge, sehr beifallswürdig, aber unausführbar gefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 130. | 10 Mai 1831.

Kupffers Reise nach dem Kaukasus.

7. Geologische Ausbeute in den Umgebungen des Elbrus.

Wir können von dem Elbrus nicht scheiden, ohne einen Rückblick auf seine geologischen Formationen zu werfen. Der Trachyt, woraus sein Gipfel besteht, hält zwischen dem Feldspath-Resinit und dem porphyrischen Obsidian die Mitte. Seine Masse, welche viel weiße glasichte Feldspathkrystalle von 2 bis 3 Linien im Durchmesser einhüllt, ist dunkelschwarz, von rauhem Bruch, und glasartigem Aussehen; an den Rissen, die sie nach allen Richtungen durchziehen, und in grobe Parallelepipeden theilen, hat sie eine rothe Färbung, welche vermuthlich von der Oxydation des darin befindlichen halbverkalkten Eisens herrühet. Kleine Flitter von schwarzer Hornblende, von schwarzem oder bronzenem Glimmer sind in diese Masse dünn eingesät. Ungeheure Blöcke dieses Trachyts liegen auf einander gehäuft; Trümmer davon bedecken die Schluchten und Hochthäler und verhindern, indem sie daselbst verwittern, die Entwicklung des Pflanzenlebens. Obgleich durchschnitten von tausend Bächen, welche vom schmelzenden Schneewasser ihre nie versiegende Nahrung erhalten, ist der Boden dürr, und stürzt dem Reisenden krachend unter den Füßen ein. Die Gesteine, welche ich so zu sagen in den Laufgräben des Elbrus, namentlich in den Betten der Malka und anderer Flüsse, sammelte, bieten mancherlei Variationen von Trachyten und Laven dar; man unterscheidet z. B. eine Lava von grauer poröser Feldspathmasse mit weißen glasichten Feldspathkrystallen und kleinen schwarzen Glimmerflittern, die somit, wenn man ihre größere Porosität abrechnet, ganz dem Trachyt des Elbrus gleicht; überdieß zeigen die Schwülste, welche sie enthält, eine bestimmte Verlängerung, und eine schichtenweise Anlage, ein charakteristisches Merkmal, wie es scheint, aller gegossenen Massen. Manchmal verschwindet diese Eigenthümlichkeit, die Masse wird kompakt, ihre Farbe dunkler; das Gestein wird dann zu einem wirklichen Trachyt mit Obsidian als Basis, ganz wie auf dem Gipfel des Elbrus. Bei andern Exemplaren ist die Masse von einem schmutzigen Veilchenblau oder man sieht wohl auch in dünnen Lagen den schwarzen Trachyt mit Obsidian als Basis, und eine sehr poröse rothe Schlacke wechseln. Daß diese porösen Feldspathlaven mit glasichten Feldspathkrystallen Theile von Quarzglas einhüllen, ist schon ein seltener Fall. Diese kleinen Stücke sind sehr durchsichtig und oft zerrizt, so daß sie sich, wenn man sie mit der Spitze eines Federmessers berührt, in mehrere Körner zertheilen — in Körner, welche übrigens die Härte des Quarzes beibehalten. Dieselben grauen Laven erlangen zuweilen einen solchen Grad von Porosität, daß sie sehr leichte auf der Oberfläche verwitterte weiße Massen bilden, die wie der Bimsstein aussehen und sich eben so rauh anfühlen. Ein eigenthümliches Gestein, dem man auf dem Rückweg von dem Gipfel des Elbrus oft begegnet, darf nicht unerwähnt bleiben. Dieses Gestein mit seinem weißgrauen feldspathischen Cement, seinen Körnern von Quarzglas und seinen kleinen Nadeln von Hornblende und schwarzen Glimmerflittern hat ganz die schichtenweise Struktur der Laven des Kaukasus. Auch trifft man an den Ufern der obern Malka große Blöcke von rothem und grünem Jaspis, in den obigen schwarzen glasichten Trachyt eingehüllt.

Granit habe ich in unsern Ausflügen in dem Kaukasus nur in Flußgeschieben gefunden; allein man weiß aus den Beobachtungen der HH. Engelhardt und Parrot, daß er in dem Thonschiefer in eingeschalteten Lagern vorkommt, und mir selbst brachte man Granit- und Gneißstücke, die von einem Felsen unfern der Quelle der Malka, am Fuß eines Wasserfalls, den sie daselbst macht, abgelöst waren. Nach den Nachforschungen, die ich über die Lage dieses Granits anstellte, nimmt derselbe stets den Boden der Thäler ein, wo er sich dem Thonschiefer beigesellt; hoch hinauf erhebt er sich nicht. Der Granit in den Flußgeschieben, den ich in den Flußgeschieben der obern Malka fand, ist aus gewöhnlichem weißem Feldspath, etwas Quarz und Glimmersilber zusammengesetzt. Der Glimmer erscheint darin in ziemlich breiten gut gezeichneten Plättchen, wodurch dieser Granit Aehnlichkeit mit dem Gneiß gewinnt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Es ist schon oben von Obrist Lacerda die Rede gewesen, der von der portugiesischen Regierung den Befehl erhielt von Tete aus landeinwärts vorzudringen, aber auf dieser Expedition starb. Graf Linharez, portugiesischer Gesandter in Turin, hatte die Gefälligkeit

mir eine Abschrift des letzten Berichts von Lacerda mitzutheilen, der an Don Rodrigo de Souza, damaligen Minister, gerichtet war. In diesem Brief klagt der Obrist über den Generalkapitän von Mozambique, der ihm alle Hülfe zur Ausführung seines Auftrags verweigere. Die Depesche ist datirt von Tete im März 1798, wo Lacerda im Mai mit 6 Offizieren und 50 Soldaten die Reise beginnen sollte. Dabei war eine Aussage von Gonsalvo Gaetano Pereira eingeschlossen, einem Eingebornen von Goa, der lange in diesem Theil von Afrika Goldhandel trieb und wegen seines entschlossenen und muthigen Betragens von den Negern den Namen „der Schrecken" bekam. Dieser Abenteurer benützte die Rückreise von 500 Moviza Handelsleuten, um seinen Sohn mit ihnen zu schicken, und so die Quellen, aus denen sie das Gold zu ihrem Handel erhielten, zu entdecken. Der junge Pereira reiste demnach von Maringa drei Tagereisen nördlich von Tete, begleitet von verschiedenen seiner Sklaven, im Mai 1796 ab. Zuerst kamen sie durch das Land der Maravis, das in die Bezirke von Bevevend, Mocende und Mazavamba zerfällt, wo sie eine beträchtliche Menge von Zeugen erkauften; von da kamen sie an das Ufer des reißenden Flusses Arovanga, der nach dem Bericht einiger Eingebornen mit dem Zambese in der Nähe von Zembo zusammenfließt. So weit ging es ohne Schwierigkeiten und ohne daß sie von den Maravis beunruhigt wurden, obgleich diese für Räuber von Handwerk gelten und den Handel mit Tete durch die Gewaltthätigkeiten, welche sie gegen die Karawanen verüben, sehr stören. Sollte der Hund eines Reisenden auf dem Zug durch dieses Land nur in ein Haus kommen, oder ein Huhn verfolgen, so wird es als ein Verbrechen betrachtet, und eine große Summe als Buße dafür verlangt. Mais und Wildpret sind im Ueberfluß vorhanden, ebenso schwarzes Hornvieh; dagegen weder Schafe noch Ziegen noch Schweine. Der junge Pereira ließ einige seiner Sklaven zurück, daß sie an dem Fluß Handel trieben; er selbst betrat das Gebiet der Movizas und gelangte nach 11 Tagen, wo man täglich 5 bis 6 Stunden machte, an einen andern Fluß, welchen die Movizas Zambeze nennen, der aber seiner Meinung nach nicht der Strom gleichen Namens bei Tete seyn kann, weil dieser neue Zambeze in einer andern Richtung fließt und in einen andern Fluß mündet. Die Movizas beschreibt er als ein gutmüthiges, friedliches und thätiges Volk, das hauptsächlich mit Zeugen handle. Die Hauptartikel des Tributs, den sie dem Cazembe bezahlen, erhalten sie von den Majaos, welche dieselben in Zanguebar, oder wie Pereira schreibt, in Zingebar holen. Alles Elfenbein dieses Theils des Inlands geht durch die Hände der Movizas, die jedoch nur einen Theil davon in Mozambique verkaufen. Alle hatten gefeilte Zähne, wollten aber Pereira nicht erlauben sie zu untersuchen, als unter der Bedingung, daß einer seiner Sklaven sich derselben Operation unterwerfe. Er fügte noch die Bemerkung bei, daß sie weniger barbarisch seyen als die übrigen Neger, die er getroffen, und daß sie einen gewissen Grad von Civilisation besäßen, was sich durch ihre Neigung zu Handelsverkehr leicht erklärt.

Auf dem andern Ufer des Zambeze fing das Gebiet des Cazembe an, das von seinem Vater dem König von Moropooa für diesen erobert worden war. Sie brauchten 19 Tage von dem Fluß zu der Hauptstadt, und mußten durch einige Wüsten, wo sie reißende Thiere trafen; auch wateten sie beinahe einen ganzen Tag durch einen großen See, dessen Wasser ihnen aber nicht über die Hüften ging, weil es durch zwei Kanäle abgeleitet wurde, wovon der eine mit dem neuen Zambeze zusammenhing, und der andere mit einem sehr breiten Strom, Murucuru, an dessen Ufer die Hauptstadt des Cazembe steht. Der Murucuru, der jenseits der Gebirge von Murimba, gerade gegen Norden von Sena läuft, wird von einigen der Eingebornen Ranjaya-matope genannt, und von Andern Shire oder Kire, und nimmt den neuen Zambeze nicht weit unterhalb der Hauptstadt auf. Pereira und seine Gefährten fuhren drei Tage auf diesem Fluß nach der Hauptstadt, und schliefen jede Nacht auf einer oder der andern der Inseln, die in Menge im Flusse liegen.

Ihr Empfang am Hof des Cazembe konnte nicht schmeichelhafter seyn, und das Erste, was der König that, war, ihnen einen Titel zu verleihen der ihre Personen heilig machte, und sie vor Unbill und Beleidigung sicher stellte. Dann wies er ihnen eine Pflanzung von reifem Manioc oder Cassava zu ihrem Unterhalt an; überdieß wurden sie zum Voraus von allen im Lande gebräuchlichen Strafen frei gesprochen, als da ist Abschneiden von Ohren, Händen oder andern Gliedern, je nach dem Grad der Schuld. Unmittelbar nach ihrer Ankunft wurde ein Bote an den König von Moropooa geschickt, um ihn zu benachrichtigen, daß, wenn er weiße Männer von Angola gesehen, so habe sein Sohn der Cazembe einen gleichen Besuch von Mozambique aus erhalten. Dieser Fürst, der mit großer Pracht lebt, hat viele Weiber; er kleidet sich in einen seidenen Schlafrock mit ungeheuren Falten, und trägt auf seinem Kopf eine mit rothen Federn, Glasperlen und Gold- und Silberfranzen verzierte Mütze. Er erscheint selten öffentlich, außer an gewissen Audienztagen, wo er seinen Großen ein geistiges Getränk aus Mais vorsetzen läßt: aber das Maß ist bestimmt und beschränkt, denn Trunkenheit wird als ein so großes Vergehen angesehen, daß eine eigene Behörde über Fälle entscheidet, wo Jemand des Guten zu Viel thut. Der König hält so sehr auf seine Würde, daß er selbst beim Empfang fremder Gäste wenigstens hinter einem Vorhang bleibt, als ob seine erhabene Gegenwart eine Gunst wäre, die von den wenigen Erlesenen nur von Zeit zu Zeit genossen werden könnte. Pereira erwähnt, daß die Truppen auffallend gut geübt waren, sich sehr anständig betrugen, und ihre Bewegungen nach Zeichen ausführten. Sie sind alle mit langen Lanzen und kurzen im Lande verfertigten Messern von länglichter Form wie eine Guitarre bewaffnet. Die Schilde, die den ganzen Körper bedecken, sind von Baumrinde, außen mit enggeflochtenem Rohr überzogen und natürlich sehr leicht; vor dem Gebrauch werden sie lange in's Wasser gelegt. Bogen sieht man bei ihnen nicht, hingegen bei den Movizas ihren Vasallen; diese letztern fechten in der Schlacht immer in den vordern Gliedern, während die Truppen des Cazembe ihnen in drei Mann tiefen Reihen folgen. Die Hauptstadt hat einige Meilen im Umfang, und ist von einer hohen und dichten Hecke und von einem tiefen Graben umgeben, innerhalb dessen alle Unterthanen des Cazembe im Anfang der Regierung wegen seiner beständigen Kriege zu wohnen genöthigt waren; seit der vollkommenen Anerkennung seiner Herrschaft von Seite seiner Nachbarn ist jedoch diese Verordnung nicht mehr in Ausübung. Die despotische Gewalt des Königs erstreckt sich so sehr auf die Personen seiner Unterthanen, daß

seine Polizei sogar die zu ihrem Schlaf und zu ihren Vergnügungen bestimmten Stunden nach Willkür festsetzt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er den Handel mit Elfenbein und mit dem Ertrag seines Bergbaus in seinem Lande für sich behielt, und seinen Großen nur einen unbedeutenden Theil davon einräumt. Die Bergwerke bestehen in Eisen und Kupfer, wiewohl letzteres sich landeinwärts noch in größerer Menge findet. Es giebt kein Gold in den Staaten des Cazembe, und sonderbarer Weise, es gab dort auch nur Ein Schwein, das ihm kurz zuvor von seinem Vater zum Geschenk gemacht worden. Fast alle Sklaven, welche der Cazembe und sein Volk zusammenbringen können, werden nach Moropooa und von da nach Angola und Benguela geschickt. Pereira schildert die Bewohner dieses Landes als sehr verschieden von denen auf der Küste. Sie sprachen wenig, waren sehr höflich, kämmten ihr Haar sehr rein, hatten einen Begriff von Harmonie in der Musik, und tanzten ohne den Anstand zu verletzen. Eine ihrer Eigenheiten war, daß sie Staub von dem Boden aufnahmen und den Oberarm damit rieben, ehe sie eine Unterredung begannen; der Grund dieser Sitte wird nicht angegeben. Sie haben kleine Götzenbilder, welche hohl sind, damit sie ihre Arzneien daraus trinken können; aber sie kennen weder Zauberer noch Priester, und wurden sehr unwillig, wenn man sie fragte, ob solche Personen Einfluß bei ihnen hätten. Sie gaben zu, daß sie während eines ihrer langen und blutigen Krieges genöthigt gewesen Menschenfleisch zu essen; allein es geschah nur ein Mal und in einem Fall der Noth. Vor seiner Abreise mußte Pereira dem Cazembe versprechen, daß er und seine Landsleute sein Reich wieder besuchen wollten, widrigenfalls er sie als Feinde betrachten würde.

Pereira litt auf dem Rückweg sehe durch Mangel an Lebensmitteln, weil sie den Weg verfehlten. Er wurde dee Expedition unter Lacerda mitgegeben, und dieser gedenkt in seinem Bericht an den Minister eines Gesandten des Cazembe, der ihm eine Reiseronte angegeben habe, die südlicher und gerader wäre als die Pereira's. *) Der Gesandte erkannte bei seiner Ankunft in Tete sogleich die portugiesische Flagge, da er eine ähnliche in Angola gesehen, das in einer Entfernung von drei Monaten von seinem Lande liege, was die Zeit war, die er zu der Reise gebraucht hatte. Er versicherte, daß der Fluß Lucala in den Coanza fließe, und daß Boote von Angola bis in die Nähe von Moropoora kämen. Er sagte ferner, daß die Entfernung zwischen der Hauptstadt des Cazembe und der von Moropooa eine zweimonatliche Reise erfordere, und daß man auf dem Wege vier Flüsse antreffe, über die man auf Flößen setze, nämlich den Rooapoora, den Masira, den Guarava und Rosoe, von denen jeder breiter als der Zambeze sey. Doch finde sich in dem ganzen Zwischenraum nur Ein Volk, nämlich die Baroondas, die an den Ufern dieser Flüsse wohnten, wo sie Mais und Cassava pflanzten. Der Cazembe, erkläete er, habe ihm diese Gesandtschaft aufgetragen, um zu erfahren, was die portugiesischen oder eingebornen Handelsleute von zwischenliegenden Stämmen erlitten hätten, sowie einen Plan in Betreff eines auf gemeinschaftliche Kosten zu bahnenden Weges vorzuschlagen, und den Wunsch auszudrücken, daß man eine Faktorei an dem Flusse Coango errichtete, und daß die Handelsleute künftig nur in zahlreichen Karawanen reisen möchten. Oberst Lacerda schloß seinem Berichte auch die kurze Aussage eines Moorja bei, nach welcher die ganze Gegend von Tete bis an den Fluß Arowanga den Maravis, und der Bezirk von diesem Fluß bis zu der Grenze der unmittelbaren Besitzungen des Cazembe den Movizas angehöeen. Auch habe man unter Wegs große wüste Strecken zu passiren, und nur an den Ufeen der vier großen Flüsse sehe man Dorfschaften.

(Fortsetzung folgt.)

*) 1 Tag. Murnapanda; 2 — 3 Tag unbewohnte Gegenden; 4 — 5 Tag Fluß Roëna; 6 Tag Cavonda; 7 Tag Marovvo; 8 Tag Capangara; 9 Tag zum Fuße eines Berges, der in der Nähe eines kleinen Flusses, genannt Mamuquenda, liegt; 10 Tag Shibeia Muvepo; 11 Tag Stipako; 12 Tag Chiramkepe; 13 Tag Fluß Rokoero; 14 Tag Fluß Zambese; 15 Tag Moogrenie; 16 Tag Camamgo; 17 Tag Sherra; 18 Tag Caramooga; 19 Tag Monguro; 20 Tag Macaiupa; 21 Tag Parusoka; 22 Tag Fluß Roanga; 23 Tag Capangara; 24 Tag Roomooida; 25 Tag Mezamba; 26 Tag durch eine unbewohnte Gegend; 27 Tag der Stamm von Shikoon; 28 Tag der Stamm von Inbaruanga; 29 Tag Capremera; 30 Tag durch eine unbewohnte Gegend; 31 Tag Fluß Sanza; 32 Tag Mucanda; 33 Tag Banichira; 34 Tag zu dem kleinen Fluß Boa; 35 Tag Stamm von Cacavere; 36 Tag Fluß Rooivool; 37 Tag Java, fünf Tagreisen von Tete, auf der Nordseite des Cuama

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Fünfte Sitzung.

In der gestrigen Sitzung hatte der Bankier v. Rongemont, Artillerist bei der zweiten Batterie, ausgesagt, er habe den Angeklagten Chauvin vor Tagesanbruch am Gitter des Louvre mit einigen übelgekleideten Leuten sprechen sehen, und Einer derselben habe gesagt: „Wir hatten die ganze Nacht Dienst und sind müde; wir sind beauftragt, diese Nacht die Vorstädte aufzuregen, und wir zählen immer auf Euch. Ist Der bei Euch?" Chauvin hatte hierauf entgegnet, daß die Leute, mit denen er gesprochen, angesehene Künstler seyen, die im Verlaufe der Untersuchung auftreten würden, um die Sache aufzuklären. Heute wurde Einer derselben vernommen; es ist Lefevre der Jüngere, ein ausgezeichneter Künstler, der in sehr ausgesuchter Kleidung erscheint. Er beklagt sich, daß ihn Hr. Rongemont als ein schmutziges Subjekt geschildert habe. Bei ihrem Gespräche sey von der Gefahr die Rede gewesen, die bei einem Aufstande der Vorstädte zu befürchten sey.

Mehrere Zeugen werden über die Verhaftung Lebastard's gehört. Niemand will Etwas von den Worten: „Das ist ein Fehlstreich," die er bei seiner Verhaftung ausgerufen haben soll, vernommen haben. Ein Zeuge, der vor dem Untersuchungsrichter den Haufen, unter welchem Lebastard verhaftet wurde, zwölfhundert Mann stark angegeben hatte, giebt ihn jetzt nur auf wenige Leute an, die ruhig mit einander gegangen seyen. Da ihn der Präsident auf diesen Widerspruch aufmerksam macht, so erklärt er, seine Aussage sey entstellt worden. Ein Gleiches behaupten mehr als dreißig andere Zeugen, und auch die Angeklagten. Es entsteht hierüber unter den Zuhörern ein großer Lärm, der nur durch die Drohung des Präsidenten, die Sitzung aufzuheben, gestillt wird.

Der Zeuge Ricon hatte bei dem Untersuchungsrichter ausgesagt: Die Zusammenrottung, bei der sich Lebastard befand, habe so erschrecklich ausgesehen, daß ein Soldat des ein und dreißigsten Linienregiments beim Anblicke des Getümmels vom Schlage gerühet todt zu Boden gesunken. Heute erklärte er, die Versammlung sey ziemlich ruhig gewesen. Ein anderer Zeuge behauptet, er habe die Versammlung gesehen, von der die Rede sey; es sey ganz friedlich dabei zugegangen; der Soldat sey auf dem

Carrousselplatze vom Schlage getroffen worden, erst lange nachdem bereits Lebastard verhaftet war.

Sechste Sitzung.

In der sechsten Sitzung ist der Gerichtshof beschäftigt, einige Zeugen in Betreff der gegen Danton erhobenen Anklage zu vernehmen.

Der Buchhändler Leverrier, der im September zur Zeit, als die Auflösung der Gesellschaft der Volksfreunde Statt fand, auf der Wache war, hatte vor dem Untersuchungsrichter bereits zwei Aussagen über Danton niedergelegt, ohne ihn je gesehen zu haben. Bei den damals in der Straße Montmartre, wo die Volksfreunde ihre Sitzung hielten, vorgefallenen Verhaftungen hatte man dem Zeugen, einen blonden, blauäugigen, ungefähr siebenzehn Jahre alten Menschen als den Enkel des großen Danton (man lacht) gezeigt, und wie erstaunt er heute, als er den wirklichen Danton, einen schwarzen gegen dreißig Jahre alten Mann erblickte. Ein Nationalgardist Bertrand sagt aus, daß Danton behauptet habe, die Nationalgarde habe kein Recht, Ludwig Philipp zum Könige zu ernennen. „Wir sind es, das Volk, die ihn zu wählen haben." — Danton widerspricht dieser Angabe. Ein Advokat, der sich unter den Zuschauern befindet, tritt auf und bezeugt, daß Danton keine Rede in diesem Sinne gehalten.

Der Weinwirth Barot, bei dem Danton und Lenoble auf ihrem angeblichen Spaziergange zu des Letztern Tante in der Vorstadt St. Antoine eingekehrt, bezeugt, daß die Angeklagten sich bei ihm eine halbe Flasche Wein und für einen Sous Brod geben ließen, von der Verurtheilung der Minister und von der Konstitution von 1791 und andern Luftschlössern sprachen, auf die er nicht Acht gegeben.

Der Präsident: Haben die Angeklagten von einer Republik gesprochen?

Barot: Ich weiß Nichts von einer Republik, eben so wenig von einer Konstitution aon 1791. Sehen Sie, mir ist dieß Alles einerlei. Mir liegt wenig dran, Wer auf dem Throne sitzt; mir kann Das ganz gleichgültig seyn. Wenn nur Handel und Wandel geht. Das liegt mir am Herzen. (Man lacht.)

Die Angeklagten leugnen nicht, von Dingen gesprochen zu haben, von denen damals die ganze Welt redete, und behaupten bloß, daß er ihre Worte abgerissen und nach seiner Begriffsfähigkeit aufgefaßt habe.

Der Zeuge August Faber macht für Danton noch folgende Erklärungen: Danton hat thätig und ruhmvoll an unserer Revolution Theil genommen. Drei Tage lang befand er sich im Kugel- und Kartätschen-Regen immer so ruhig, wie wir ihn jetzt sehen; ohne Furcht für sein Leben, bloß für seine Kameraden oder die verwundeten und gefangenen Feinde besorgt. Er zeigte eben so viel Edelmuth und Menschlichkeit als Tapferkeit.

Da die Angeklagten auf eine Menge anderer Zeugen, die zu ihren Gunsten Aussagen zu machen bereit waren, verzichteten, so wurde hiemit das Zeugenverhör als geschlossen erklärt.

Siebente Sitzung.

Die tiefste Stille herrscht im ganzen Saale, als der Generaladvokat das Wort zur Unterstützung der Anklage nimmt.

„Meine Herren," sagt er, „wenn heftige Aufregung die Gemüther bewegt; wenn scheinbare oder wirkliche Gefahren die materiellen Interessen der Bürger bedrohen; wenn ernstliche Unruhen den Kredit erschüttern, den Handel und die Industrie lähmen: dann ruft man von allen Seiten den strengen Vollzug der Gesetze, die schützende Gewalt der Obrigkeit an; aber wenn die Krise vorüber, wenn die Ruhe wieder hergestellt ist, tritt das Interesse der Gesellschaft in den Hintergrund zurück; Diejenigen, die sich so weit verirrten, um der Strenge der Gesetze heimzufallen, erscheinen nun als Schlachtopfer der Regierung, und der Vollzug der Gesetze wird als ein Mißbrauch der Gewalt, als eine ungerechte Verfolgung verschrien. Darin besteht wenigstens die Taktik Derjenigen, die, von politischen Leidenschaften hingerissen, leichtgläubige Gemüther oder leichtbewegliche Herzen bestimmen, zum Voraus schon sich dem so natürlichen Gefühle des Mitleids hinzugeben, das sich immer dem Unglücke, sogar dem selbstverschuldeten, zuneigt.

„Man hat uns vorgeworfen, daß wir gegen die wahren Freunde des Vaterlandes, gegen die Retter der Freiheit die Waffen kehren, die uns zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Freiheit in die Hand gegeben sind. Noch hatte die Untersuchung nicht die ersten Federstriche gemacht, als man schon verkündigte, es fehle an jeder Art von Thatbestand zu einer gerichtlichen Verfolgung. Man schilderte das Ministerium, als lächle es dem Augenblicke hoffnungsvoll entgegen, wo ihm vergönnt seyn würde, Blutgerüste aufsteigen zu sehen. Ich übertreibe nicht, meine Herren; ich wiederhole hier nur Ausdrücke, deren zu bedienen man sich nicht gescheut hat. Machten wir uns aber wirklich einer ungerechten Verfolgung schuldig? Konnten wir uns ihrer schuldig machen? In welcher Absicht, zu welchen Zwecken hätten wir uns einem so gehässigen Vorwurfe bloßstellen sollen, der ewig auf unserm Gewissen lasten würde? Etwa, um uns der Regierung gefällig zu erzeigen? Der hier zu Ihnen spricht, meine Herren, war stets nur Jurist; er war Richter und nie etwas Anderes als Richter; er ist daher weder mittelbar noch unmittelbar in die Politik der Regierung eingeweiht; er beurtheilt die Sache, wie Sie selbst sie beurtheilen würden, d. h. nur nach den Thatsachen.

„Wir beklagen es mehr als irgend Jemand (hier wendet sich der Redner gegen die Angeklagten), auf diesen Bänken ehrenwerthe Bürger zu sehen, deren Privatleben Achtung zu gebieten schien; junge Männer, reich an edeln Gesinnungen und hochherziger Begeisterung. Nicht wir sind es, meine Herren, die Ihnen Ihre Ansprüche auf die öffentliche Achtung oder auf das Wohlwollen Ihrer Mitbürger, oder auf die Dienste, die sie dem Vaterlande geleistet haben, konnten entziehen wollen. Aber können Dienste, die man dem Vaterlande leistete, ein Recht geben, es bis in seine untersten Grundlagen zu erschüttern, wenn es nicht nach Doktrinen regiert wird, die einer vielleicht erhitzten Einbildungskraft vorschweben? Wird Jugendhitze hinreichen, um Versuche zu rechtfertigen, die alle guten Bürger in Bestürzung setzen, alle Interessen verletzen? Sollen friedliche Menschen das Opfer von schuldvollen Umtrieben Derer werden, die von Freiheit reden, indem sie die Andern angreifen; die sich rühmen, an der Wohlfahrt Frankreichs zu arbeiten, indem sie alle seine gesellschaftlichen Bande zerreißen?"

Nach diesem Eingange verbreitet sich der Generaladvokat über die Natur der Anklage überhaupt, indem er feststellt, was das Gesetz unter einem Komplott begreift, worauf er die Diskussion über den Thatbestand eröffnet.

(Schluß folgt.)

Neue Parlamentswahl.

„Welchen Erfolg werden die Minister durch die Auflösung des Parlaments gewinnen?" — fragt der Globe und berechnet als Antwort auf diese Frage, daß das Ministerium dadurch in dem neu gewählten Unterhause eine bedeutende Majorität erlangen muß. Als gewiß wäre nach dieser Darstellung anzunehmen, daß Arundel, Kent, Hampshire, Shaftesbury, Cheshire, Chester, Warwick, Worcestershire, Lewis, Gloucestershire, Monmouthshire, Nottinghamshire, Bedfordshire und Cornwall dem Beispiele Southwark's folgen werden, das seinen gegen die Reform stimmenden Mandatar Sir R. Wilson zum Austritt nöthigte. Es würden daraus sechzehn Wechselveränderungen eintreten und hiedurch 32 Mitglieder für die Bill in's Haus gesendet werden. Mit Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß an 24 andern Wahlorten gleichfalls die Wahl auf Reformfreunde fällt; so daß also im Ganzen England 56 für die Bill in's Parlament schicken würde, wozu noch 14 Mitglieder gerechnet werden müssen, die von den Boroughs der Regierung zu wählen sind. — Aus Ireland werden die Minister eine kräftige Unterstützung erhalten. Denn mit Gewißheit ist anzunehmen, daß dort 12 alte Mitglieder des Hauses als Reformgegner ausgeschlossen bleiben und zu fünf weiteren kann man es sich mit Wahrscheinlichkeit versehen; Ireland allein wüede also 29 Stimmen mehr für die Bill senden. — Schottland bietet Mitglieder 27 gegen die Bill, 15 für dieselbe und vier noch unentschiedene; man schließt daraus auf eine wahrscheinliche Vermehrung von 4 Stimmen für die Bill. Die Minister werden also durch Auflösung des Parlaments gewinnen:

	gewiß	wahrscheinlich.	Im Ganzen
In England	32	24	56
Regierungsboroughs	14	—	14
Ireland	24	5	29
Schottland	—	4	4
	70	33	103.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 131. 11 Mai 1831.

Kupffer's Reise nach dem Kaukasus.

7. Geologische Ausbeute in den Umgebungen des Elbrus.

(Schluß.)

Der Charbis, welcher im Grund Nichts ist, als eine Abplattung der umliegenden höhern Berge, bildet bei seinem Vortreten gegen den etliche hundert Fuß tiefer gelegenen Fluß, dessen Namen er führt, und die Zentralkette einen Absturz, wo die Gebirgsarten, aus denen er besteht, zu Tage liegen. Man sieht hier mehrere Fuß dicke horizontale Steinkohlenlager mit einem gelblichen quarzichten Sandstein abwechseln. In einiger Entfernung gegen Süden, noch vor der Zentralkette oder vielmehr dem dort in seiner ganzen Größe emporsteigenden Elbrus, erhebt sich in Form eines gezackten Kammes ein sehr steiler Berg von beträchtlicher Höhe, dessen Seiten mit Felsentrümmern bedeckt sind. Dieser Berg, Yungusché genannt, hat vollkommen die Physiognomie des trachytischen Zentralgebirgs, gehört aber einer besondern mit jener parallellaufenden Kette an, die man übersteigen muß, um jenem sich zu nähern, und welche die Schneemarkung berührt. Nachdem man die senkrecht der Zentralkette zugekehrten Mauern mehrerer Klüfte, welche jene Sandstein- und Steinkohlenlager zeigen, umgangen, so kommt man bald in eine kleine Vertiefung hinab, welche den Yungusché von dem Hochland scheidet, das ihn im Norden umgiebt, und steigt man darauf von Neuem bergauf, so gelangt man auf eine Höhe, die gegen Süden an ihn anstößt und die man seine erste Terrasse nennen mag. Diese Höhe nun ist aus einem — was die äußern Merkmale anbelangt — ähnlichen Sandstein gebildet wie jener, der die Steinkohlenlager in sich schließt, von dem er sich aber durch seine stark geneigten fast senkrechten Schichten unterscheidet. Diese Schichten lehnen sich an die gähen Felsen an, welche den Gipfel des Yungusché umstarren und die aus Thonschiefer und einem Konglomerat von Quarz und schwarzem gelblichem Jaspis bestehen, nebst einem Cement von einer talkartigen schmutzig grünen Substanz mit unordentlicher Schiefertextur, die sich ölig anfühlt. Auf einigen Punkten bekommt dieses Konglomerat mit Einem Male das Aussehen des Psammits — einer Formation, zu der man es ohne Zweifel zählen muß. Der Abhang des Bergs ist so mit Fragmenten, worunter Serpentin und schieferartige Hornblende, überschüttet, daß es schwer hält auf den Kern einzudringen, und sein Gipfel ist beinahe unzugänglich, da die eckigen Felstrümmer, die unter den Füßen wegrollen, keinen festen Tritt erlauben. Seine Gebirgsart, ein Diorit, worin der kompakte Feldspath vorherrscht, ist eine grauliche Masse, dünn durchsät mit kleinen Nadeln von Hornblende, die sich mitunter in Knoten vereinigen oder das Innere kleiner Höhlungen überziehen. Es scheint eine innige Mischung von Feldspath und Hornblende zu seyn; in dem Feldspath entdeckt man da und dort krystallisirte Punkte, die weißer sind als der Rest, so daß man versucht wird, das Gestein für einen Porphyr zu halten; auch bemerkt man zuweilen mikroskopische Theilchen von geschwefeltem Eisen.

Diese Konglomerate traf ich noch auf verschiedenen Punkten auf der Grenze der Trachyt- und der sekundären Gebirgsarten — so bei dem Wasserfall des Tuslul-Schapap, eines Zuflusses der Malka, den wir auf dem Rückweg nach unserm Hauptlager an der Steinbrücke der Malka besuchten. Der Katarakt erhebt sich zu einer bedeutenden Höhe, senkrecht über der Malka; riesenhafte Blöcke, die sich von diesen Felsen abgetrennt, füllen das Bett dieses Flusses. Eben so besteht die Steinbrücke des Kuban aus einem porphyrartigen Diorit; die blaßgrüne dioritische Masse enthält weiße Feldspathkrystalle. Hier wie überall in dem Kaukasus bilden diese amphibolischen Gebirgsarten sehr steile mit Nadeln besetzte Berge, deren seltsame Gestalt und düstere Farbe auffallend gegen die zerrissenen flachen Sandsteinformationen abstechen, die ihnen in der Ordnung der Ueberlagen folgen.

Wir haben die amphibolischen und dioritischen Gesteine als eine Reihe sehr ansehnlicher Erhebungen zwischen der Zentralkette und der Kette der ältesten sekundären Formationen gesehen. Sie scheinen durch einen Ausbruch, der in dem Gebiet des Thonschiefers Statt gefunden, in's Daseyn gerufen; zu dieser Annahme berechtigt die seltsame Erscheinung des Umgestürztseyns dieser leztern Gebirgsart, die offenbar von dem Konflikt mit dioritischen Gesteinen herrührt. Schieferhornblende (amphibole schisteux) und Thonschiefer zumal vermengen sich dergestalt und wechseln meist nur in dünnen Schichten, welche zudem dieselbe Farbe, beinahe dieselbe Textur und dieselbe Schmelzbarkeit haben, daß man sie nur schwer von einander unterscheidet. Eine fernere merkwürdige Erscheinung auf der Seite des dioritischen Gebiets sind die mit oxydirtem Eisen und kohlensaurem Kalk geschwängerten Sauerbrunnen. So leitet der Tuslul-Schapap seinen Namen von einer der Quellen her, die am Fuß des Wasserfalls entspringt, und der Sauerbrunnen in der

Nähe des Yesil=kol quillt aus einer ähnlichen Gebirgsart, wie die des Yunguschè. Letztere Quelle setzt eine solche Menge kohlensauern Kalk ab, daß sie den ganzen Abhang des Bergs damit bekrustet. Ihr Wasser ist wegen des halbverkalkten Eisens, das es enthält, sehr zusammenziehend (styptique.)

8. Das Thal des Kuban.

Trifft man auch in der Zentralkette des Kaukasus genug senkrechte Felsenmassen, Schluchten und Abgründe, überhaupt alle Naturspiele einer großen Erdrevolution, die, verbunden mit der anmuthigen Bewegung niederstürzender Wasserfälle, die Hauptelemente einer schönen Landschaft bilden, so muß man doch gestehen, daß der Kaukasus an malerischen Partien bei Weitem nicht so reich ist als die schweizer oder tyroler Alpen. Die ihm eigenthümliche Dürre und die Einförmigkeit seiner Formationen schließen jene Lebendigkeit der Farben, jene Mannigfaltigkeit der Umrisse, jene Frische aus, wodurch die lachenden Thäler der Schweiz einen so unwiderstehlichen Reiz gewinnen. Das Auge des Wanderers forscht umsonst nach einer Wohnung, einem angebauten Felde; es erblickt Nichts als eine Wildniß von Felsen oder Steppen und durch die fast beständigen Nebel wird selbst diese Ansicht ihm verkümmert.

Am 25 Julius verließen wir, gefolgt von all unseren Leuten und unserm ganzen Gepäck, das Thal des Chardis, und traten den Rückweg nach dem Bermamut an, in dessen Angesicht, auf einer ungeheuren Wiese, wir unser Lager aufschlugen. Wir machten nun noch einen Abstecher zu dem Yesil=kol (rothen Fluß) und dem eisenhaltigen Sauerbrunnen an demselben, und sagten alsdann der Zentralkette des Kaukasus für immer Lebewohl, indem wir längs den Sandstein= und Kalksteingebirgen hinzogen, die sich in paralleler Richtung mit der Trachytkette bis an den Kuban ausdehnen. Der Weg führte stets westwärts, in der Tiefe eines langen und breiten Thales, am Fuß einer Reihe von schroffen seltsam gestalteten Felsen hin, welche bald Mauern von blaßgelber Farbe vorstellten, die aus wagrechten, sehr regelmäßigen Schichten zusammengesetzt und von grünen Platten überragt waren, bald spitze Thürmchen, die auf ihren mit Trümmern bedeckten Fundamenten zusammenzustürzen drohten. Hierauf ging es auf den Höhen über dem Thal des Eschkalon fort; hier hatte der General voriges Jahr den Karatschai ein Treffen geliefert; wir sahen die Stätte, wo sein Lager stand, und daselbst die Gräber zweier Brüder unsers Begleiters des Fürsten Ghernarduk, die damals im Kampfe für die Russen den Tod fanden. Gegen Mittag hielten wir auf einer schönen Wiese am Fuß des Pagun, wo es Wasser und Holz in Ueberfluß gab; nicht weit von da haben der Podkumok und die Kuma ihre Quellen.

Am folgenden Tag, den 27, verfolgten wir unsern Zug in nordwestlicher Richtung, immer noch jener Kette schroffer Felsen entlang, welche die Tscherkessen Elmurza nennen. Die ganze Gegend ist gut beholzt, und weit freundlicher als die Umgebungen des Elbrus. Nachdem wir am Fuß des Koschghogha gefrühstückt, stiegen wir in das Thal der Kamara hinab, eines kleinen Flusses, der sich in den Kuban ergießt. Noch waren wir von jähen Bergen umschlossen, aber die unfruchtbaren Felsenwände wichen bewaldeten Abhängen, die spiegelhellen Fluthen der Kamara bewässerten üppige Rasengründe, und die Nebel, die uns bis jetzt meist umhüllten, blieben fern hinter uns auf den Höhen zurück. So erreichten wir das Thal des Kuban, das Ziel unserer Reise; diesen Fluß fanden wir nämlich vom Regen so angeschwollen, daß man ihn nicht passiren konnte. Der tscherkessische Fürst Löu war herübergeschwommen und hatte, um dem General aufwarten zu können, von einem Kosaken Kleider borgen müssen.

Die Ruinen von Kirchen und die Grabmäler, die man aller Orten trifft, lassen nicht zweifeln, daß dieses schöne Thal einst eine zahlreiche Bevölkerung enthielt. Jetzt ist es zur Verödung verdammt. Denn, um den Kuban als ein natürliches Bollwerk gegen die Einfälle der Tscherkessen zu haben, hat die russische Regierung diese nach ihrem letzten Aufstand hinübergejagt, und ihnen verboten, sich künftig auf dem rechten Ufer des Flusses wieder anzusiedeln. Auf vielen theils horizontal, theils senkrecht gelegten Steinen, auf die wir stießen, entdeckten wir Spuren eines römischen Kreuzes; andere Steine, die von jüngerem Datum schienen, trugen arabische Inschriften. Gleich gegenüber von unserem Lager, auf der andern Seite des Kuban, erhoben sich auf einem Felsen die Reste einer Kirche; und nahe dabei, hieß es, stünden noch ähnliche Reste. Gerne wären wir hinübergegangen, allein der ungestüme Fluß ließ es ohne die größte Gefahr nicht zu, und wir begnügten uns, mit unsern Fernröhren das Gebäude von Weitem zu betrachten. Die Ruinen, welche sehr gut erhalten sind, bilden ein Viereck mit zugerundeten Ecken, darüber eine Kuppel; der Eingang ist gegen Westen, die Länge des Schiffs gegen Osten; auf dieser letztern Seite befinden sich drei Thürmchen, die vermuthlich drei Nischen im Innern entsprachen, welche zur Aufstellung von so viel Altären dienten. An demselben Tag unternahmen wir noch einen Ausflug zu der „Steinbrücke" des Kuban, welche ein Dutzend Werste oberhalb dieser Ruinen liegt. Das Thal hat hier eine ansehnliche Breite und ist hübsch beholzt: Buchen, wilde Reben, die sich um Ulmen schlingen, Apfelbäume sieht man überall. Die bald steil, bald leiterförmig aufsteigenden Felsen, welche in einiger Entfernung dem Laufe des Flusses folgen, sind mit einem reichen Grün bekleidet; eine kräftige Vegetation erweitert mehr und mehr ihr Gebiet, bedeckt die Abstürze mit Gesträuch, und umrankt die Felsenblöcke mit Epheu. Nicht lange so verengt sich das Thal; man wandert eine Strecke auf einem schmalen Fußpfad zwischen einer senkrechten Felsenmauer und einem Abgrund, in dessen Tiefe der Kuban schäumt; dann thut das Gebirg rechts und links sich wieder auf zu einem Durchgange für zwei Flüsse, die Mara und die Teberda, die sich mit dem Kuban vereinigen. Man durchwatet die erstere und gelangt bald an den Fuß mehrerer Felsen, die von einem ähnlichen dioritischen Gestein sind, wie das in den Seiten der Zentralkette. Ehe man die Steinbrücke erreicht, kommt man über eine mit Trümmern eines nogaischen Begräbnißplatzes bedeckte Fläche, wo vormals ein bedeutendes Dorf (a-oul) stand, das von den Truppen des Generals Yermolow, der hier einen blutigen Sieg über die Tscherkessen erfocht, zerstört wurde. Einer unserer Kosaken, der diesem Treffen beiwohnte, hatte auf dem Schlachtfeld einen Säbel gefunden, den er mir zeigte; die Waffe schien sehr alt, und die Inschrift Genova war darauf zu lesen. Sollten sich die Niederlassungen der Genuesen so weit erstreckt haben? Doch sie besaßen ja ein Waarenlager an der Mündung des Don, woher manche Artikel ihres Gewerbfleißes

unter diese Gebirgsvölker gekommen seyn mögen! Mit einem Mal erhebt sich jetzt das Thal und riesenhafte Trachytblöcke beengen dermaßen den Fluß, daß man nur einige Balken brauchte, um ihn zu passiren. Allein hätten wir ohne unser Geschütz uns hinübergewagt, so hätten wir uns nur der Gefahr ausgesetzt in Gefangenschaft zu gerathen. Wir kehrten also in unser Lager zurück.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Siebende Sitzung.
(Schluß.)

„Waren die Unruhen während der drei Dezembertage,“ fährt der Generalprokurator fort,“ unvorbereitet? Waren sie die Folgen einer augenblicklichen vorbedachtlosen Leidenschaftlichkeit? Lange zuvor waren sie auf den bestimmten Tag angekündigt, und brachen auch an dem bestimmten Tage aus. Wenn kein Komplott bestand, Wer entwarf, Wer druckte, Wer heftete denn jene zahlreichen aufrührerischen Manifeste an, die man an den Mauern der Hauptstadt las? Manifeste, in denen weniger von der Verurtheilung der Minister die Rede war, als daß man die Regierung anklagte, die Kammern angriff, ihre Handlungen entstellte, ihre Absichten verleumdete; in denen man Alles aufbot, um die Arbeitsleute gegen die Staatsgewalt zu bewaffnen, die Arbeitsleute — (hier erhob der Redner seine Stimme, indem er seinen Blick auf den Hintergrund der Zuhörer wirft), die nachher und bei einem neuerlichen Anlasse bewiesen haben, daß sie eben so gut, wie man sie an den Julinstagen uneigennützig und muthvoll die Freiheit verfechten sah, auch aus eignem Antriebe verbrecherische Anmuthungen zurückzuweisen wissen, deren offenbare Folge ist, allen materiellen Interessen zu schaden, indem die Arbeit vermindert und der Umschwung der Industrie und des Handels gehemmt wird.“

Der Generaladvokat liest hierauf mehrere Stellen aus gedruckten und geschriebenen Aufrufen vor, aus denen er das Bestehen eines Komplottes im Allgemeinen darzuthun versucht, ohne hiebei die gegenwärtigen Angeklagten als deren Verfasser bezeichnen zu wollen. Dann geht er auf die vorliegende Anklage insbesondere über, die er in verschiedene Abtheilungen ausscheidet, und hiernach gerichtet wissen will: 1) gegen Sambuc, Audry, Rouhier, Penard und Chaparre, als Theilnehmer an der Gesellschaft der Ordnung und des Fortschreitens, die ganz verschieden von der Gesellschaft der Schulen den Zweck hatte, auf den Umsturz der gegenwärtigen Regierung eine Republik zu gründen. 2) Gegen Cavaignac und Guinard, Chauvin, Guilley und Pecheux d'Herbinville. In Betreff der beiden ersteren läßt er die Anklage wegen einer Verschwörung unter der Artillerie der Nationalgarde gänzlich fallen, und glaubt, daß ihnen wohl auch wegen Verheimlichung des Verbrechens keine Schuld beigemessen werden könne; dagegen müsse man Chauvin, Guilley und Herbinville zwar von der Hauptklage loszählen, aber sie doch der Verheimlichung schuldig halten. 3) Gegen Lebastard und die Gebrüder Garnier. Dieselben enthebt er zwar des Verbrechens, an einem Komplott Theil genommen, hält sie aber für schuldig, durch Geschrei und öffentliche Reden zu Rebellion und Ungehorsam gegen die Gesetze aufgemuntert zu haben; 4) gegen Danton und Lenoble besteht er auf allen Anklagpunkten, mit Ausnahme Dessen, der Danton verübter Thätlichkeiten gegen einen Offizier der Nationalgarden beschuldigt. Nachdem er seine Anklage aus dem schriftlichen und mündlichen Verhöre zu begründen versucht hat, stellt er schlüßlich das Ansuchen an den Gerichtshof: „Gegen Guinard, Cavaignac, Danton, Lenoble, Bastard und die Brüder Garnier noch eine subsidiarische Untersuchung wegen Verheimlichung zu verfügen.“

Diesen Antrag bekämpfen alle Vertheidiger der Angeklagten, selbst die, deren Klienten der Generalprokurator in dieser zweiten Untersuchung nicht begriffen wissen will. Der Advokat Dupont namentlich äußert sich hierüber in Folgendem:

„Die Nothwendigkeit einer subsidiarischen Untersuchung wechselt in den Augen der Staatsanwaltschaft, je nachdem es die Anklage erheischt. Weiß man sich bei einer Untersuchung der Köpfe der Angeklagten gewiß, so widersetzt man sich einer Untersuchung wegen Verheimlichung; ist man aber über den Erfolg der Anklage in Zweifel, so greift man schnell zu dieser Untersuchung, um die Angeklagten wenigstens in's Gefängniß zu schicken. Unsere gerichtlichen Annalen sind mit einem beklagenswerthen Vorfalle dieser Art bezeichnet. In der Verschwörungsgeschichte von Rochelle waren Borries und seine unglücklichen Freunde des Komplottes angeklagt. Der ganze Verlauf des Prozesses ließ ihrer Verurtheilung entgegensehen. Hr. Merilhou, ihr Vertheidiger, versuchte es, ihre Köpfe dem Schaffotte zu entreißen, indem er auf die subsidiarische Untersuchung der Verheimlichung antrug; er verlangte sie gleichsam als eine Gnade. Sein Gesuch wurde von dem Generaladvokaten Marchangy angefochten, weil er wußte, daß die Köpfe der Angeklagten ihm nicht entgehen würden.“ — Hr. Dupont schaltete hier einen Theil von Marchangy's Rede ein, worin dieser damals die Rechtsgründe gegen eine subsidiarische Untersuchung geltend machte, und schloß mit den Worten:

„Wenn der Staatsanwalt die subsidiarische Untersuchung, die Borries und seine Unglücksgefährten vom Schaffotte retten konnte, zurückwies, so haben wir wohl auch dazu das Recht, wenn sie darauf ausgeht, unsern Klienten Gefängnißstrafe zuzuziehen.“

Die Frage wird endlich zur Entscheidung an den Gerichtshof verwiesen, der sich zurückzieht, und nach einer stundenlangen Berathung unter Anführung der hiefür sprechenden Rechtsgründe der Ausspruch ertheilt:

„Daß die subsidiarische Untersuchung wegen Verheimlichung des Verbrechens nicht zugelassen werden könne.“

Diese Entscheidung wird von der Zuhörerversammlung mit lautem Beifalle aufgenommen und die Sitzung hiemit geschlossen.

Achte Sitzung.

Hr. Bethmont, der Anwalt Sambuc's, hat das Wort:

„Von der Höhe der Tribune herab,“ beginnt der Redner, „verkündete eines Tages ein Deputirter Frankreich das Bestehen einer Republikanerverschwörung. Er legte sich hiemit die Pflicht auf, diese feierliche Entdeckung zu erweisen; daher seitdem Vorurtheile, ungerechter Argwohn gegen Feuerseelen, ein blindes Vertrauen auf Einflüsterungen der Verleumdung; daher der Prozeß.

„Die versprochene Verschwörung mußte wie natürlich alle Elemente der Opposition enthalten, von der sich eine Partei in dem Schwindel ihrer Furcht so entsetzliche Schreckbilder macht. Vier Studenten eines Hauses in der Straße des Grès und der alte Kommissionär dieses Hauses stellen die Schulen vor. Die ganze Gesellschaft der Volksfreunde muß sich in ihrem Präsidenten personifiziren lassen. Die Artillerie wird angeklagt in zwei ihrer jungen und würdigen Kapitäne und andern ungestümen Helden des Julius. Endlich wissen Sie, Wer die Schuld unserer Straßentribunen bezahlen soll.“

„Für dieses ungeheure Komplott brauchte man ein Bindemittel, ein Oberhaupt; man fand es in Sambuc, einem jungen Menschen von unverdorbenen und reinen Sitten, von einer ohne Zweifel glänzenden Einbildungskraft, der aber noch ein Neuling in den Verhältnissen des Lebens ist; in Sambuc, der aus der Einsamkeit seiner Schweizerberge nach Paris mitten unter das politische Getümmel sich versetzt sieht, und auf ein Mal von den tausenderlei Eindrücken unserer Volksaufstände bestürmt wird; in Sambuc, der jeden Abend eines unter unglaublicher Thätigkeit zugebrachten Tages sich mit so viel Offenherzigkeit alle die Wunder seines neuen Lebens wiederholt; in ihm, der in einem Monate einem akademischen Prozeß sich unterzogen sieht, drei Gesellschaften bildet, eine Flugschrift schreibt, ein Journal gründet, es mit Arbeiten seiner Feder ausfüllt, hundert Briefe schreibt, tausend Vorträge hält in der Rechtsschule, im Pantheon, in der Sorbonne; dieser Sambuc ist es, den die Anklage sich aussucht, wie leicht begreiflich ist: denn das gute Glück läßt nicht immer einen Verschwörer finden, der das Haushaltbuch seiner Verschwörung mit so gewissenhafter Genauigkeit hielt. Sambuc muß also das Haupt der Verschwornen seyn.“

Hier untersucht der Anwalt die aus dem Tagbuche Sambuc's von der Anklage hervorgehobenen Punkte, indem er dabei die klaren und bestimmten Erläuterungen wiederholt, die von dem Angeklagten in seinem Verhöre gegeben wurden.

„Meine Herren,“ so schließt Hr. Bethmont seine Vertheidigung, „ich will nicht das düstere Gemälde noch ein Mal vor Ihren Augen aufstellen, das die anklagende Stimme mit so viel Wohlgefallen Ihnen vorgemalt hat; nicht die Anschläge, die Brand und Plünderung in den Mauern der Haupt-

stadt drohten; nicht das aufrührerische Geschrei; nicht die Volksaufstände, die diese ungeheure Stadt in ein Arsenal verwandelten; nicht das Elend, das auf den Trümmern jener großen Reichthümer sitzt, deren Gebäude der niedergeschlagene Handelsverkehr in sich selbst zusammenstürzen sah. Die Partei, welche die Angeklagten mit ihrem Hasse verfolgt, wird in ihnen immer dieselben Verschwornen finden. Ja, dieser Sambuc mit seinem energischen Streben, die Jugend und das Alter einander näher zu bringen, den Reichen mit dem Armen zu verbinden, wird dem Volke die Lehren der Tugend, der Geduld und der Arbeitsamkeit geben, von denen seine Feder so fruchtbar ist. Er wird sich stets für Unterricht und Verbesserung verschwören. Ja, dieser Guinard und Cavaignac werden, wenn man die Freiheit der Bürger antastet, wenn man die Heiligkeit der Versprechen vergißt, die Regierung daran mahnen, daß sie auf den ersten Stufen des Meineides steht. Ja, mit ihnen werden Chauvin, Guilley, Pecheux d'Herbinville, sobald der erste Kriegsruf erschallt, sich beeilen, ihn zu erwiedern; ja, wir werden sie die Blicke vom Rhein bis zu den Gipfeln der Pyrenäen richten sehen, ungeduldig, die Ehre der französischen Fahnen zu verfechten, wo immer sich ein fremdes Banner dem Vaterlande zum Trotze entfalten würde. Lassen wir sie immerhin verschwören! Lassen wir, so lange der kalte Egoismus ohne Unterlaß und überall für die Erbärmlichkeiten seines Privatinteresse's sich verschwört, auch den Patriotismus seine Verschwörung bilden mit der Treue, dem Ruhme und dem Glücke Frankreichs, und mögen aus diesem Bunde, der so fruchtbar seyn wird an Heldentugenden, viele Männer hervorgehen, die diesen gleichen!" (Gemurmel des Beifalls unter den Zuhörern.)

Nach dem Redner nahmen die HH. Rouen und Boussy, die Vertheidiger der Angeklagten Aubry und Rouhier, das Wort. Der Anwalt Marie, ohne sich auf eine Erörterung der Einzelnheiten der Anklage einzulassen, sucht die Unruhe und Bewegung der Gemüther in den Dezembertagen überhaupt in einer ganz andern Quelle; nicht in diesen Komploten, die man überall entdeckt haben will und nirgends finden kann. Die Ursachen davon liegen im Gange der Regierung selbst, in ihrem Streben, die Restauration fortzusetzen und die Verheißungen des Julius abzuleugnen. Der Vertheidiger, der mit der größten Aufmerksamkeit und einer Art feierlichen Kirchenstille angehört wurde, schloß seinen Vortrag mit folgenden Worten:

„Es giebt keinen kläglichern Anblick, meine Herren, als diese Anklage Stück für Stück herabfallen zu sehen, bis zu einer Frage wegen Verheimlichung, die die Würde des Gerichtshofes zu stellen verweigert hat. Hoffentlich wird dieser Prozeß den Geschmack an jenen politischen Kunstgriffen auf immer verleiden, die der Restauration angehören, die sich unter einer despotischen Regierung anwenden lassen, aber unter einer Repräsentativverfassung unanwendbar sind, weil sie unwahrscheinlich sind. Daß man sich gegen einen Menschen verschwört, begreife ich; aber daß man sich gegen eine Nation verschwöre, um ihr eine Regierungsform gegen ihren Willen aufzunöthigen, dieß ist kein Verbrechen, dieß ist eine Thorheit, an die ich nicht glauben mag. Die Entwickelung der Intelligenz ist zu weit verbreitet, als daß sich eine Revolution aus dem Stegreife machen ließe. Der vernünftige und vorsichtige Mensch verschwört sich nicht; er wartet den Augenblick ab, um den Streich zu führen; er führt ihn, und unter seiner mächtigen Hand entrollt sich die Gegenwart und Zukunft. So lieh Mirabeau einem unermeßlichen Hebel den Stützpunkt nicht in seiner individuellen Vernunft, sondern in der öffentlichen Vernunft, die eine ganze Vergangenheit umfaßt. Als seine mächtige Stimme voll von Genie und Kühnheit im Angesichte der Welt Frankreichs Wiedergeburt verkündigt, ist er nicht ein Verschwörer, den das Gesetz erreichen kann, er ist ein Abgesandter der Vorsehung; er ist der Mensch, der in sich den Willen Aller begriff; er ist der Mensch, der im Wirkungskreise seiner Sendung von sich sagen kann: das Vaterland bin ich! — ich sage im Wirkungskreise seiner Sendung, denn außer demselben ist er Nichts als eine Tagsfliege, deren hinsterbende Kraft alles Gold des Hofes nicht wieder aufleben machen kann.

„Duldung, meine Herren, für den republikanischen Glauben dieser Männer, deren junge Einbildungskraft an die Republik glauben kann, weil sie noch an die Tugend glaubt. Die Zeit wird sie lehren, ob sie auf diesem Glauben beharren dürfen. Duldung für alle Meinungen! Ach, nur schon allzu Viel haben wir von der Restauration zu leihen genommen, lassen wir ihr wenigstens ihre blutigen Erinnerungen, ihre Verschwörungen und Schaffotte."

Der ganze Vortrag des Hrn. Marie würde häufig von dem lebhaftesten Beifalle unterbrochen, der auch dem Schlusse von allen Seiten folgte. Der Präsident mahnte vergebens, daß alle Zeichen des Beifalles oder der Mißbilligung untersagt seyen.

Hierauf sprachen noch die Anwälte Rittier für Chaparre, Briquet für Gourdin, und Plocque für Penard.

(Schluß folgt.)

Satirische Hohlspiegelbilder des Auslands.

Der große Heinrich und der kleine Napoleon.

Während die Legitimität ihre betitelten, bekreuzten und bebänderten Spürhunde hinter den glanzvollen Erinnerungen Napoleons herhetzte, während man Alles vertilgte, was wie ein N aussah, oder wie ein kleiner Hut und ein Ueberrock; während man die Veilchen als Bonapartisten, die graue Farbe als aufrührerisch, den Ruhm als Nationalfeind, die Freiheit als eine Anarchistin und den gesunden Menschenverstand als einen Republikaner in die Acht erklärte; während man große Schriftsteller sehr theuer bezahlte, um in den Namen Bonaparte ein u einzuflicken, und so, indem man ihn Buonaparte nannte, seinen Ruhm und sein Andenken auszulöschen, während man alles Große und Edle als bonapartistisch verfolgte, einkerkerte, verbannte und köpfte — während allem Dem gab es in Frankreich einen Verräther, den gewiß Niemand sich hätte träumen lassen.

Es war kein Napoleon; sein großer Schatten kümmerte sich wenig um das alberne Rabengeschrei.

Es war — soll ich es sagen? — Es war ein Bourbon; es war der beste, der bourbonischste aller Bourbons; es war der Abgott der heiligen Familie, der Spar- und Schatzpfenning des ganzen Geschlechtes, der Goldapfel des Stammes, der mit seinem Tugendglanz wie mit einem Sonnenwiederschein alle grünen und dürren Zweige übergoldete. Denn wenn ein König von Frankreich ungerecht, argwöhnisch, grausam, blödsinnig und tyrannisch war, so braucht man bloß zu sagen: Heinrich IV war ein herrlicher Fürst; wenn das Volk Hungers starb, sagte man: der gute Heinrich, er wollte, daß jeder seiner Unterthanen ein Huhn im Topfe habe; worauf denn freilich Niemand Etwas erwiedern konnte, als es sey allerdings Viel, wenn sich an einem ganzen Königsstamme ein guter und gesunder Zweig finde; wenn daran mehr als einer gewachsen, so sey dieß ein unerhörter Luxus; daß seine Nachfolger genug zu thun haben, wollen sie das Gute wieder ausgleichen, was er gestiftet hat, endlich, daß der Ruhm und die Tugenden Heinrichs IV ein ewiges Kapital sind, von dessen Zinsen seine ganze Familie alle Jahrhunderte hindurch zehren kann, und daß die Völker für das Gute, das ihnen einmal geworden, mit allem Recht zu seiner Zeit wieder Buße thun.

Und siehe da, eben dieser Heinrich, auf seinem großen Pferde, mit seinem gutmüthigen Gesicht, eben dieser Heinrich verräth die Legitimität; weßhalb vielleicht auch Einige auf seiner bronzenen Physiognomie ein spöttisches Lächeln bemerkt haben wollen.

Und eben im rechten Arm dieses rechten Arms der Restauration steckt der Verrath, nicht die Revolution, nicht das Comité directeur, sondern der Usurpator, der leibhaftige Usurpator von Bronze, den man zwanzigmal in der Gallerie Vivienne konfiszirt zu haben glaubte.

Die Sache verhält sich so. Hr. Mesnel, der mit dem Umgusse der Statue Napoleons zu der Heinrichs IV beauftragt war und vergeblich zwanzigtausend Centner anderes Gußmetall anbot, um Napoleon zu retten, Hr. Mesnel machte sich den Spaß, in den rechten Arm Heinrichs IV ein Figürchen Napoleons zu verstecken.

Und weiß man, was dieses große Pferd im Bauche hat, vor dem alle Mitglieder des bourbonischen Hauses das Knie beugten und das die Legitimität fast wie ihren Vetter behandelte? — Nichts Andres als Lieder zu Ehren Napoleons!

Nun sage Einer, auf Wen soll man sich noch verlassen? Heinrich IV ein solcher Diebshehler! — Gewiß, wenn man Dieß zu Holyrood erfährt, wird Heinrich V unverzüglich umgetauft. Sicherlich würde man ihn jetzt lieber Ludwig Philipp II nennen, als den Namen des Simons seines Geschlechtes tragen lassen.

Aber Ehre dem Hrn. Mesnel, er hat die größte Ironie und den besten Spaß dieses Zeitalters gemacht! F.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 132. — 12 Mai 1831.

Erinnerungen aus Java.

(Fortsetzung.)

Eines Tages sprachen wir, um zu übernachten, bei einem Tomogon ein, wie man die Fürsten des Landes nennt. Der kleine Freiherr kauerte auf einem Bambustisch auf seinen Fersen. Mein Führer warf sich nach der Landessitte vor seinem Häuptling nieder, und berührte zehn bis zwölf Mal mit der Stirn die Erde. Nachdem der Tomogon sich nach der Ursache unsers Besuchs erkundigt, stand er auf, nahm mich bei der Hand und führte mich an seinen Tisch, wo er im Begriff war seinen Thee zu trinken. Er bestellte gleich eine Portion für mich und ließ mich durch seinen Sohn bedienen. Nach dem Thee brachte man zwei Porzellantassen, worin man Kaffee einschenkte. Während ich eine trank, wurde die andere wieder gefüllt und so ward ich genöthigt fünf zu leeren; was mich viel Selbstüberwindung kostete, da das Getränk mich wegen seiner unsaubern Zubereitung anekelte. Der Tomogon versuchte zu wiederholten Malen ein direktes Gespräch mit mir anzuknüpfen; aber ich verstand kein Wort von Dem, was er sagte, bis mein Führer, der seit unsrer Ankunft auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte kniete, die Rolle des Dolmetschers übernahm. Bei jedem Wort, das er an den Tomogon richtete, erhob er zum Zeichen seiner Ehrfurcht die gefalteten Hände an den Mund. Er erhielt auch eine Tasse Kaffee. Wir saßen ungefähr eine Stunde beisammen, als die Dame des Hauses, die unterdessen mit dem Abendessen fertig geworden, mich nach einem Saal einlud, wo man für mich gedeckt hatte. Dieser Saal war Nichts als eine aus einfach in einander geflochtenen Bambusrohren zusammengesetzte Hütte. Ich speiste mit dem Tomogon und seinem Sohn. Ein Eierkuchen, ein gebratenes oder vielmehr nur gedörrtes Geflügel, eine halbgebratene Hammelskeule und endlich Reis statt Brod, welches letztere die Malaien nicht kennen, machten die Mahlzeit aus. Aus feiner Aufmerksamkeit hatte man mir Gabel und Löffel hingelegt; da jedoch der Fürst und sein Erbprinz mit den Fingern aßen, so hielt ich es für eine Pflicht der Anständigkeit, mich nach ihrem Brauch zu bequemen. Nach Tisch zeigte man mir mein Schlafzimmer; mein Bett bestand aus einem von Palmriet (calamus) geflochtenen Sopha, worüber eine Matte und ein Teppich als Decke ausgebreitet lagen; sogar Vorhänge (eine Art Moskitennetz) fehlten nicht. Als ich mich niederlegte, fand ich mein Lager und selbst mein Kopfkissen mit weißem Jasmin (plumeria alba) bestreut; da ich nicht daran dachte ihn zu entfernen, so verursachte mir der starke, obgleich angenehme Geruch der Blumen abscheuliche Kopfschmerzen. Dieses Leiden und der Lärm von zwei Personen, die bei mir wachten und sangen, ließen mich die ganze Nacht kein Auge zuthun. Diese Gewohnheit den Gästen wachen zu lassen, hat die gute Absicht, daß sie sich nicht fürchten sollen. Am Morgen bat ich den Tomogon, er möchte mir zu Transportmitteln für mein Gepäck behülflich seyn. Augenblicklich entsprach er meinem Ansinnen. Nach dem Kaffee stellte er eine Pirogue und vier seiner Domestiken zu meiner Verfügung, mit dem Befehl überall anzuhalten, wo ich auszusteigen begehrte. Er hatte ein Federmesser und ein Bleistift bei mir gesehen, und seinen Wunsch ausgedrückt dieselben zu besitzen; mit Freuden gab ich ihm diesen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit und wir schieden, nachdem er mich noch mit einigem Geflügel für die Reise beschenkt hatte, freundschaftlich. Seine Erlaubniß zu landen benutzte ich redlich und wir trafen mit einer noch reichlich vermehrten Ausbeute erst am späten Abend in Sourabaya ein.

Ich hatte Lust die Insel Madura zu besuchen, die auf der andern Seite der Bai, gegenüber von Sourabaya liegt; da sie eine üppigere Vegetation und ausgedehntere Waldungen enthält, so durfte ich daselbst auf eine ergiebige Ernte rechnen. Meine Erwartung ward nicht getäuscht; namentlich fand ich Bombaxexemplare von der ansehnlichen Größe der Baobab adansonia, wie ich sie auf den grünen Vorgebirgsinseln traf. Diese außerordentlichen Bäume waren mit sehr großen rothen Blüthen bedeckt, aber hatten ihr Laubwerk verloren. Eben so gab es hier Erithrinen, deren herrliche Scharlachblüthe ich nicht genug bewundern konnte. Ueberhaupt schien mir der Boden von Madura weit vorzüglicher als der von Java.

Auf Madura hat der Großsultan, ein sehr mächtiger Herr, seinen Sitz. Er lud die Offiziere der Expedition zu einem Gastmahl und Ball ein, welchem seine sämmtlichen Minister und Großen beiwohnten. Einen Begriff von dem Reichthum dieses indischen Fürsten kann man sich daraus machen, daß er der Gesellschaft über zwanzig meist vierspännige Wägen und eine gute Anzahl Reitpferde mit einem Troß von Lakaien entgegenschickte; der Empfang selbst entsprach diesem Vorspiel. Unter den Bogenhallen und Säulen des Palastes wandelte man wie in einem Garten voll lieblich duftender Blumen. Die Mahlzeit wurde in einem geräumigen offenen Saal unter einem Palmendach aufgetragen; man speiste ganz auf Silber;

die Tafel seufzte unter der Last alles Köstlichen, was der Orient darbietet, und eine angenehme Musik belebte die Scene. Nachdem die Mahlzeit vorbei war, verfügte man sich in den glänzend geschmückten Ballsaal; jeder aber mochte ohne Zwang diejenige Unterhaltung wählen, die ihm vorzugsweise zusagte. Man ging auf die Jagd; man ritt oder fuhr spazieren; man sah die Töchter und Frauen des Sultans tanzen und hörte der Musik zu, die wie der Ball bis zum nächsten Morgen dauerte. Als die Stunde kam, da man sich trennte, standen wieder die Equipagen bereit, welche uns bis ans Meer führten, wo unsere Schiffe uns erwarteten. Wir dachten lange an dieses Zauberfest.

Die letzten Tage unsers Aufenthalts benutzte ich, um Sourabaya näher in Augenschein zu nehmen. Ich begann mit dem chinesischen Quartier, welches eine Art Vorstadt bildet und von der eigentlichen Stadt durch einen Fluß getrennt ist, über den mehrere Brücken führen. Die chinesische Bevölkerung ist sehr zahlreich und meistentheils aus Ackerbauern, Gärtnern und Kaufleuten zusammengesetzt. Man weiß, wie die Chinesen ihr Hausgeräthe, ihre Thüren, ihre Wände etc. bemalen, und was ihre Ortschaften dadurch für ein seltsames Aussehen gewinnen. Am Abend kommt Jung und Alt in einem großen gemeinschaftlichen Lokal, das sich ungefähr in der Mitte der Stadt befindet, zusammen, und belustigt sich mit Musik. Ihre musikalischen Instrumente bestehen bloß aus kupfernen Kesseln von verschiedener Dicke, die man nach ihrer Größe der Reihe nach aufstellt, und wovon eine Person sechs bis sieben unter ihrem Kommando hat. Diese Art von Orgel wird mittelst eines eisernen Hammers gespielt, indem man langsam einen Kessel nach dem andern berühet und dadurch hohe oder niedere Töne hervorruft. Daß dieß ein schlechter Kunstgenuß für europäische Ohren sey, kann man sich vorstellen, wiewohl sich nicht leugnen läßt, daß manche Weisen ziemlich taktfest vorgetragen werden. Auf mich wirkte ein solches Konzert immer mehr einschläfernd als aufheiternd; nichts desto weniger ist es noch die lebhafteste Unterhaltung der Chinesen, und sie sind dergestalt dafür eingenommen, daß sie dieselbe jeden Abend wiederholen und erst spät damit aufhören. Es giebt auf Java Chinesen, welche unermeßliche Reichthümer besitzen und prachtvoll wohnen. Man sieht sie selten zu Fuß ausgehen, wo sie dann von einem Diener begleitet sind, der ihnen einen Sonnenschirm überhält; gewöhnlich, sowohl auf Promenaden als auf Reisen, bedienen sich des bedeckten Palankin's. Die vornehme Klasse von ihnen trägt einen großen weißen oder vielfarbigen, mit Franzen besetzten Mantel, den man auf den Boden schleppt; eine kleine reichverzierte Mütze; weiße oder vielfarbige Hosen mit breiten Knieriemen; ein sehr feines gesticktes Hemd ohne Kragen; hochspitzige Schuhe mit Schnüren von Palmriet überflochten. Der Chinese, der sein Vaterland verläßt, bringt seine Sitten, Gebräuche und Religion mit sich; aber er ist nicht so blind, daß er nicht einsieht, daß man manche Dinge in Europa eben so gut und noch besser arbeitet als in China; er scheut sich daher nicht, sich des Bessern belehren zu lassen und es nachzuahmen. Trotz der Ungesundheit Java's haben sie sich so schnell vermehrt, daß man sich genöthigt fand, vielen von ihnen in dem Innern der Insel ein Unterkommen zu verschaffen. Ihre unermüdlichen Arme sind es, denen die Zucker-, Kaffee- und überhaupt alle Pflanzungen den Erfolg verdanken. Auch mehrere Gewerbe wie die des Maurers, Zimmermanns, Tischlers, Schlossers, Schneiders, Schusters, Kutschenmachers etc. werden ausschließlich von Chinesen getrieben; sie sind für die europäischen Kolonisten um so schätzbarer, als es den Malaien sehr an Gewerbfleiß gebricht. Der gegenseitige Haß dieser beiden Hauptbestandtheile der Bevölkerung, der von Seite der letztern häufige Mordthaten veranlaßt, ist eine der stärksten Stützen der holländischen Herrschaft.

Die holländische Stadt enthält ausgezeichnet schöne Gebäude, sowohl was die Architektur als die Verzierungen betrifft. In den Salons herrscht eine Eleganz und ein Luxus deren sich die glänzendsten in Paris nicht zu schämen hätten. Alles bis auf die Magazine hinaus verkündigt eine reiche Stadt; die der Regierung gehörigen Schmids-, Tischlers-, Wagners- und Zimmermannswerkstätten fallen wegen ihrer Geräumigkeit und der ungeheuren Anzahl der Arbeiter, die sie beschäftigen, auf. Kutschen sind so gewöhnlich als in irgend einer Stadt Europa's; fast Jedermann fährt, und der Fremde kann sich deren, zumal Kabriolets, monat- oder tagweise miethen, so viel er will; die Pferde sind zwar klein und mager, aber von unglaublicher Geschwindigkeit. Die Truppen der Garnison, welche theils aus Weißen, theils aus Schwarzen und Eingebornen bestehen, werden gut verpflegt und bezahlt. Sie verrichten einen sehr regelmäßigen Dienst, und von 9 Uhr Abends hört man wie in einer Festung das Wer da? rufen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Im 13 und 14 Bande des Investigador Portuguez, einer periodischen Zeitschrift, die jetzt aufgehört hat, sind einige interessante historische Nachrichten über Mozambique und die Gegend in der Nähe von Sena und Tete. Der Verfasser, der ein alter Resident in diesen Gegenden war, sagt, daß Baretto im Jahr 1570 eine Expedition in Sofala ausrüstete, um durch das Land der Mongas zu den Goldminen von Manica vorzudringen, welche dem Quitevo oder König von Motapa gehörten, dessen Besitzungen sich damals von Sofala zum Fluß Cuama oder Zambeze erstreckten und zahlreiche Provinzen umfaßten. Der König von Shikanga, ein Mohammedaner und Feind des Quitevo, empfing Baretto höflich, und die Motapas, welche nach einigen Plänkeleien fanden, daß sie den Portugiesen und ihren neuen Verbündeten nicht widerstehen könnten, zogen sich in die Gebirge zurück. Baretto, der in seiner Hoffnung die Minen zu finden sich getäuscht hatte, schloß einen Vertrag mit dem Quitevo, in dem er sich anheischig machte, ihm jährlich 200 Stück Zeug für den freien Durchzug durch sein Land zu liefern. Derselbe unternehmende Abenteurer gründete die Niederlassung von Sena, und durchzog zum ersten Mal den Wald von Lupata, welcher den Gipfel einer Bergkette bedeckt, die bildlicher Weise „der Rückgrat der Welt" heißt. Nachher drang er bis Chicova vor, in der Hoffnung in dieser Richtung Silberminen zu entdecken; allein da er auf keine traf, so kehrte er zurück, baute das Fort von Tete, und begnügte sich mit dem ruhigen Besitz der Küste und Ufer des

Cuama. Man lernt aus demselben Berichte, daß der erste portugiesische Missionär da Silva im Jahr 1571 zwar günstig am Hofe des Quitevo empfangen wurde, aber später als Opfer seines Eifers und der Intoleranz der Mohammedaner fiel. Manica, wo ein jährlicher Markt, der hauptsächlichste für Gold, gehalten wird, liegt 20 Tagreisen südwestlich von Sena. Im Anfang des 17 Jahrhunderts wurden an diesem Platze jährlich für 100,000 Crusaden Gold gewaschen; da aber die Einwohner zu träge sind, die Minen zu bearbeiten, so wird gegenwärtig nicht der dritte Theil dieser Quantität mehr zu Markte gebracht. Die Gegend um Manica liegt hoch, ist fruchtbar und reich an Vieh, jedoch Gewittern sehr unterworfen, was von den Bewohnern den Metallen unter dem Boden beigeschrieben wird. Die Portugiesen tauschen hier Zeuge von Surat, grobe Seide und Eisen gegen Gold, Elfenbein und Kupfer um.

Die Entfernung von Quilimane nach Sena beträgt 217 engl. Meilen oder 12 Tagreisen, und von dem letztern Ort wird jährlich ein Tribut nach Zimbao, der alten Hauptstadt des Quitevo, 15 Tagreisen westlich von Sofala geschickt. Der Fluß Reizigo, welcher aus der Gegend der Moravi herabströmt, fällt eine halbe Liene unterhalb Tete in dem Cuama, und von Tete bis Sena ist die Entfernung, die Windungen des Stroms eingerechnet, etwa 230 engl. Meilen. Gegen Nordosten von dem Lupara-Gebirge liegt Jambara, ein von den Portugiesen völlig unabhängiges Land, reich an Lebensmitteln und Elfenbein. In großer Entfernung westlich von Chirova liegen zwei andere unabhängige Staaten, genannt Tipovi und Mussangani. Zumbo, wo die Portugiesen eine Handelsniederlassung haben, liegt an dem Cuama, in einer Entfernung von 30 Tagereisen von Tete; während der ersten 15 Tage geht der Reisende zu Lande, bis er Chicova erreicht, um einen Wasserfall, genannt Sacumbe, zu umgehen, der bis dahin die Schifffahrt hindert, welche nachher ununterbrochen fortgesetzt wird.

Es scheint nach einer interessanten Handschrift über den Zustand des portugiesischen Handels in Mozambique, *) daß der Quitevo oder König von Motapa die Hälfte seiner Besitzungen an König Sebastian für geleistete und künftige Hülfe abtrat, daß aber im Jahr 1759 ein bürgerlicher Krieg ausbrach, der die Folge hatte, daß das Reich sich in kleine Staaten theilte, deren beständige Feindseligkeiten gegen einander keine Hoffnung zu einer Wiederherstellung der alten Regierung ließen. Dieß soll ein harter Schlag für die Portugiesen gewesen seyn, welche nun mit keiner großen Macht in diesem Theile von Afrika in Verbindung stehen, so daß ihre Handelsverbindungen sehr ungewiß und beständigen Plünderungen ausgesetzt sind. Ein Häuptling der Maravis, genannt der Changamera, benützte diese Unruhen, um den Titel des Quiteva anzunehmen; allein damit war dem Handel nicht aufgeholfen, da kein Vertrauen auf seine Regierung gesetzt werden konnte. Die unmittelbaren Unterthanen dieses Fürsten sind ihm sehr zugethan, aber sie bringen ihr Leben entweder in Unthätigkeit und sinnlichem Genuß, oder auf Raubzügen zu. Ackerbau und Handel verachten sie, halten sich für einen besondern, der übrigen Menschheit überlegenen Schlag, und betrachten Arbeit als schimpflich. Raub ist daher ihr einziger Zweck, und sie erkaufen die Erlaubniß zu diesem Gewerbe regelmäßig von ihrem Fürsten, für den es eine bedeutende Quelle von Einkünften bildet. Sechs bis sieben solcher Banditen, Memhays d. h. Krieger, genannt, sollen 600 Neger anderer Stämme in Schrecken setzen, und sogar denen Furcht einflößen, die lange im Dienste der Weißen waren. Diese Abenteurer haben den Changamera in Stand gesetzt seine Eroberungen zu machen, und die Bewohner ganzer Provinzen gezwungen ihre Wohnungen zu verlassen und zum nördlichen Ufer des Zambeze zu fliehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Do estado, em que ficarao os Negocios da Capitania de Mosambique no fin de Nov. 1789, escripta em 1790, par Jeronimo Jose Rogueira de Andrada.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Achte Sitzung.

(Schluß.)

Der Angeklagte Trelat erbittet sich zu seiner eigenen Vertheidigung das Wort. Da es ihm, wie er sagt, unmöglich ist, auf eine Anklage zu antworten, die vom Anbeginne der Verhandlungen nicht die geringste Schuld auf ihn übertragen konnte; so hält er es für Pflicht, den Geschwornen frei und offen sein politisches Glaubensbekenntniß darzulegen. Hiebei findet er Anlaß, in weitläufige politische Betrachtungen einzugehen, wogegen zwar der Präsident Einwendungen macht; allein Trelat erwiedert, bei dem Mangel aller gravirenden Thatsachen müsse es ihm erlaubt seyn, den Geschwornen die Meinungen darzulegen, denen man jetzt den Prozeß mache. Hier der Schluß seiner Rede, die mit ungetheilter Aufmerksamkeit angehört wurde:

„Weßhalb erhob sich wohl die ganze Bevölkerung seit vierzig Jahren, und insbesondere seit den fünfzehn letzten Jahren zu einem immerwährenden Kriege? Geschah es etwa, um eine Civilliste von 18 Millionen, 45 Millionen Kroneinkünfte, ein Budget von 1500 Millionen, um große Besoldungen und Privilegien zu behalten?

„Die Restauration ließ sich eine gewisse Anzahl von Menschen gar wohl gefallen, und sie wären mit ihr ganz ausgesöhnt worden, hätte man sie Theil nehmen lassen an ihren Vortheilen. Diese Menschen hatten der Nation durch eine augenblicklange Opposition gegen die Schritte der bourbon'schen Herrschaft einiges Vertrauen eingeflößt; wiewohl unverblendete Augen sie wohl zu durchschauen wußten. Denn hatten sie nicht seit fünfzehn Jahren ihre Liebe für die Legitimität betheuert und unsere erste Revolution verlästert? Hatten sie sich nicht den Wallfahrten von St. Acheul angeschlossen? Gewiß, man durfte sie bloß zu Ministern machen, und ihre Opposition war zu Ende, ihr Friede fertig. Doch was sage ich, hatte nicht eben sie Karl X selbst in den letzten Tagen seiner Herrschaft zu Ministern ernannt? Woher kommt es nun, daß eine Regierung, die sich auf den blutbefleckten Trümmern des Thrones von Karl X erhob, nichts Besseres zu thun wußte, als dessen letzten Willen zu vollziehen? Der große Schlag war geschehen und die Gefahr vorüber, als sich diese Menschen auf die Revolution stürzten um sie zu verschlingen. Kann man es anders nennen, wenn man zur Erfüllung der Revolution, die Karl X gestürzt hatte, Leute an's Ruder der Gewalt kommen sah, wie Guizot, den Abbé Louis, und vor Allen Talleyrand, den würdigen Genossen aller Verbrechen der heiligen Allianz? Unter den ältern Zweigen der Bourbons waren es die Jesuiten, die Frankreichs Gegenwart und Zukunft gefährdeten; unter den jüngern sind es die Doktrinäre des obern und untern Stockwerkes.

„Die Gesellschaft der Volksfreunde, von dieser Ueberzeugung durchdrungen und sich bewußt geworden, daß sie das in den Juliustagen begonnene Werk repräsentire, verfolgt ihre Bestimmung. Sie verbreitet sich über die Departemente und erhält von ihnen Beifall und Unterstützung, nach dem Maße, als sich dort ihre Zweige ausbreiten. Zum ersten Male verfolgt im Monate September auf die Verleumdungen des Ministers Guizot; zum zweiten Male im Oktober in der Person ihres Präsidenten Hubert, und zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, ist sie es auch heute, die

in der Person ihres gegenwärtigen Präsidenten vor Gericht gezogen wird. Man kann sich darüber nicht täuschen. Wenn Ihr die Anklagakte gelesen habt, so müßt Ihr Euch gefragt haben, warum ich mich auf der Bank der Angeklagten befinde. Nicht die geringste Schuld kann gegen mich erhoben werden; es müßte denn eine seyn, daß ich Cavaignac's Freund bin, oder daß Sambuc mich einige Mal besuchte; besteht doch mein ganzes Verbrechen im Grunde genommen nur darin, daß meines Namens in dem Tagbuche dieses Bürgers Erwähnung geschah.

„Der Beweggrund zu der Anklage gegen mich ist deutlich genug; die Gesellschaft der Volksfreunde, wie ich eben sagte, wollte man verfolgen, und da man Dieß nicht zum zweiten Male in Kraft des schmachvollen Artikels des Strafgesetzbuches kann, der das Recht der Assoziation antastet, so hat man es für weit bequemer gehalten, den Präsidenten dieser Gesellschaft in ein Komplot zu verwickeln, der allerdings große Schuld zur Last fällt, wenn sie an allen Uebeln Schuld ist, die man ihr aufbürdet. Denn ist sie es nicht, die die Ursache der Stockung des Handels seyn mußte, so lange ihre Sitzungen noch öffentlich waren? Und dennoch, als sie es aufhörte zu seyn, blieb der Verkehr so weit entfernt, sich wieder zu beleben; die Fonds fielen, und das Vertrauen erwachte nicht wieder. Das macht, weil das Uebel anderswo seinen Sitz hat. Die Gesellschaft der Volksfreunde, weit entfernt, die Ursache davon zu seyn, hatte vielmehr das Glück und den Schmerz, alle ihre Vorhersagungen in Erfüllung gehen zu sehen.

„Wenn die Bürger ein Mal aus ihren liebsten Arbeiten, ihren Wohnungen und Familienverhältnissen herausgerissen worden sind, so bleibt in den Gemüthern eine Aufregung, ein Stachel zurück, der sie fortreißt, verwirrt, ihrem gewöhnlichen Leben ferne hält. Was sollte auch Jemand zu seiner gewohnten Beschäftigung hinziehen, wenn er das Vaterland in Gefahr weiß? Dieß wäre die Gleichgültigkeit eines Menschen, der stumpfsinnig genug wäre, bei der Tafel sitzen zu bleiben, wenn ihm das Haus über dem Kopfe brennt. Wenn die Handwerksleute in Bewegung sind; wenn die fleißigsten jungen Leute, wenn Männer, die den ernstesten Studien nachhängen, ihre Arbeiten aufgeben; wenn Jeder unruhig und sorgenvoll ist: so wird man es sicher getroffen haben, wenn man sagt, daß eine ungewöhnliche und wichtige Sache den Staat in Unruhe setzt, aber statt die Zeit damit zu verschwenden, ein oder das andere Symptom des Uebels zu beseitigen, forscht lieber nach der Grundursache, ohne die Ihr das Unheil nur noch ärger machen werdet. Die Grundursache nun ist die Gewaltthätigkeit, die Ihr der republikanischen Institution entgegenstellt, welche das Land fordert. Nicht strenge Maßregeln, Züchtigungen, Verschließung der Schulen, selbst der Tod nicht, werden die Aufregung der Gesellschaft dämpfen. Durch Widerstand werdet Ihr bloß Eure Erhaltung unnütz auf's Spiel setzen; denn jeder Widerstand wird gebrochen werden.

„Die Namen der Ankläger werden unzertrennlich von denen ihrer Opfer; man nennt Paul Louis und de Broë wie aus einem bittern Spotte neben einander. Wie man sagt Sokrates und Anytus, wird man sagen Berton und Mangin, Bories und Bellard, Beranger und Marchangy! Und dennoch wollt Ihr immer wieder in dasselbe Tretrad der abgeschmackten Verschwörungen zurückkehren? Ist denn diese Aussicht so einladend, daß Ihr nicht darauf verzichten wollt? Und doch lag in diesem Marchangy vielleicht unendlich mehr Ehrenhaftigkeit; er starb vor Verdruß; er war ein blutdürstiger Mann; aber er verließ nicht die Partei, die er ergriffen hatte; er hatte nicht die Angeklagten des 19 Augusts 1828 und ihre Grundsätze vertheidigt, bevor er die blutige Arena betrat."

Auch diese Rede wurde von zahlreichem Beifalle begleitet. Die Sitzung wurde um halb sechs Uhr aufgehoben.

Die vorjährige Kunstausstellung in Koppenhagen.

(Schluß.)

Historisches Interesse hatte ein Stück vom Seelieutenant Normann, nämlich die Seeschlacht gegen die englische Flotte auf der Rhede von Koppenhagen am 2 April 1801, wo die Dänen sich so tapfer schlugen, daß die Engländer einen Waffenstillstand anboten, worauf Frieden geschlossen ward (also nicht zu verwechseln mit dem späteren Bombardement von Koppenhagen durch die Engländer vom 2 bis 5 September 1807). Derselbe lieferte noch drei andere Seestücke. Von C. Morgenstern aus Hamburg waren sechs Landschaften da, eine Harzgegend bei Ilsenburg mit dem Brocken, die übrigen fast alle Berggegenden in Norwegen, z. B. ein Seestück aus der Sammlung des Professors Klingberg. Acht Seestücke von F. T. Klose, waren nicht weniger verdienstlich, z. B. zwei russische Kriegsschiffe im Sunde an einem Sommermorgen, der Hafen bei Helsingör und einige Strandpunkte. Ziemlich gelungen waren meist auch die Frucht- und Blumenstücke in Kränzen, Festons und allen möglichen Gestalten und Gruppen von den Damen Löwmand, Hellesen, Holm und Reergaard; von der letzteren auch eine Schweizer-Landschaft, kopirt nach Link. Fräulein M. Stud malte zwei kleine Mädchen, beschäftigt mit Seifenblasen (twende Smaa piger, blæser en Sæbeboble!). Eine ungenannte Dame lieferte eine norwegische Felsengegend nach einer Skizze vom Professor Dahl in Dresden. Ein historisches Bild von A. A. Müller gefiel sehr, nämlich: Kleobis und Biton, zwei junge Griechen, die ihre Mutter nach dem Junotempel gezogen haben, sind an den Stufen des Tempels eingeschlummert; die Mutter fleht des Himmels Segen auf sie herab (nach Herodot I. 31.) Sie starben bekanntlich gleich darauf. Auch Cicero und Pausanias erwähnen sie (Tuscul. I. 47. Pausan. II. 20.) — Die Arbeiten des Landschaftsmalers Södring blieben nicht ohne Beifall, z. B. eine Partie aus dem Garten bei Charlottenborg als Studium nach der Natur; ein Prospekt von Langebeksgard, im Hintergrunde die Inseln Mön und Falster (aus der Kunstsammlung des Hrn. Agenten Södring) und eine nordische Gegend, eigene Komposition, aus der Privatsammlung des Oberkriegskommissärs Lorenzen. Der Porträtmaler Jungclausen empfahl sich durch eine Lucretia nach Guido Reni; Overgaard durch zwei Stillleben; Hornemann durch einen russischen Fürsten in Pastell kopirt; der Artillerielieutenant Paludan durch einen Prospekt bei Aamoor und eine Gegend bei Arresöe; Marstrand durch die Aussicht aus einem Fenster im Schloß Charlottenborg, und der Eleve Eckersberg durch eine Handzeichnung nach einem Gemälde in der Galerie der Grafen Moltke. Auch der Landschaftskupferstecher Petersen lieferte vier Handzeichnungen, z. B. das Ilsenthal am Harz, Baumstudien von Eichen und Buchen bei Friedensborg und andere Studien nach der Natur. Derselbe lieferte auch zwei Kupferstiche: ein Original von ihm selbst, der Prinzessinhügel im Garten von Friedensborg, und eine Kopie, gestochen nach einem Bilde von Prof. Möller, eine Partie bei Wemmeltofe. Unter den Werken der Bildhauerkunst bewunderte man einen Taufstein vom Ritter Albert Thorwaldsen, Staatsrath und Professor der Akademie. Dieses Taufbecken ist bestimmt für die Kirche zu Myklabye auf der Insel Island. Thorwaldsens Vater war bekanntlich auf Island geboren; der Künstler selbst aber in Koppenhagen. Von Hrn. Freund, Professor der Sculptur bei der Akademie, sah man den Gott Thor trefflich gearbeitet, ein Werk, wodurch dieser Künstler die Aufnahme in die Akademie bewirkte. Simonsen hatte ein artiges Basrelief ausgestellt: Christus heilt die Kranken, nach Matthäus 15 Cap. 29 — 30, wofür er von der Akademie die kleine goldene Preismedaille erhielt. Von ihm und dem Artisten C. Christensen sah man auch einige Büsten. Deßgleichen sieben andere Büsten, vom Eleven Krohn z. B. die der beiden Dichter Oehlenschläger und Ingemann, die des Prof. Joh. Boye in Lebensgröße, der Ritter Herholdt, Clemens, des Oberkammerherrn von Hauch und Direktor Hansen. Eine von G. Borup nach der Natur modellirte Figur erhielt die von der Akademie ausgesetzte Geldprämie. Im Fach der Baukunst hatten die Architekten Bindesböll, Hansen und Simonsen, auch die Eleven Kreutz und Deluzer gelungene Arbeiten an Baurissen ausgestellt, die alle in Façaden und Profilansichten großer öffentlicher Gebäude bestanden. Alle fünf erhielten Preise: Hansen die große, Bindesböll die kleine Goldmedaille, Simonsen die große, die zwei Andern die kleinere Silbermedaille. Im Fach der Ornamente erhielten Jörgensen und Kreutz die ausgesetzte Geldprämie. Ersterer zeichnete den Fries vom Tempel des Antonin und der Faustina. Handwerksarbeiten: C. Tilly, Eleve der Akademie, malte eine Figur Grau in Grau und Ornamente in Leimfarbe; Damborg, Hofvergolder und Ornamentarbeiter, lieferte vergoldete Spiegelrahmen und Kronleuchter; Löbnitz eine Perkussionsbüchse mit gravirten Stahlarbeiten auf Goldgrund; Meyer Schmidearbeiten, und Lehmann zwei Blumenvasen von Blech und Messingkessel mit getriebener Arbeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 133. 13 Mai 1831.

Kupffers Reise nach dem Kaukasus.

9. Rückkehr.

Am 30 Julius entfernten wir uns von dem Kuban und nahmen die Richtung nach Kislovodsk, d. i. den Sauerbrunnen, von wo man nur 30 Werste nach Goretschvodsk hat. Wir folgten im Ganzen der Militärlinie; von allen Seiten fanden die Offiziere der Posten sich ein, und der General unterrichtete sich bei dieser Gelegenheit über den ganzen Umfang der Vertheidigungsanstalten. Am 31 machten wir nicht weit von der Redoute Achandukov an den Ufern der Kuma Halt und am 1 August, nachdem bei der Redoute Burgustan am Zusammenfluß des Eschkakon und des Podkumok gefrühstückt worden, trafen wir gegen Abend in Kislovodsk ein.

Kislovodsk ist rings von Bergen mittlerer Höhe umschlossen, die den Einwohnern dieser Kolonie des Anblicks der Zentralkette berauben, nichts desto weniger aber fehlt es dem Ort nicht an malerischen Partien. Einige moderne Häuser, bestimmt, die Kranken zu beherbergen, welche in den letzten Monaten des Sommers dem Orte zuströmen, sind ziemlich regelmäßig um ein Becken gereiht, auf dessen Boden man in großen Blasen ein klares, mit kohlensaurem Gas geschwängertes Wasser aufgähren sieht; die Temperatur dieser Quelle beträgt zwar nicht über 12° R., aber die Menge des Gases, das sie enthält und das sich losmacht, bewirkt dieses Kochen, worüber der Zuschauer sich verwundert. Von der Höhe unsers Lagers genoß man eine anmuthige Aussicht auf den Narzan, wie die Tscherkessen die Quelle nennen. Sie liegt an der Vereinigung zwei kleiner Flüsse, der Beresovka und der Alkovka; in die erstere ergießt sie ihre Wasserfülle. Mehrere Zelte und zwei bedeckte Gallerien, die zum Baden eingerichtet sind, liegen unmittelbar an der Quelle; etwas weiter davon ein Speisehaus und die Wohnungen der Patienten, und im Hintergrund die Hütten der Kosaken, welche die Garnison des Postens bilden. Das Land steigt terrassenförmig empor; von Fels zu Fels stürzt die Beresovka durch ine Ahorn- und Lindenallee nieder. Die Kohlensäure ist mit dem Wasser des Narzan nur schwach verbunden und verflüchtigt sich leicht, weßhalb man es nicht weit verführen kann, sondern in den nächsten Umgebungen verkauft. Dieß kommt daher, daß die Quelle nur eine geringe Quantität aufgelösten Salzes mit sich führt, und gleichsam einfach und allein mit Kohlensäure beladen ist; man weiß aber daß pures Wasser die Eigenschaft, Gas bei einer so niedern Temperatur zurückzuhalten, nicht sonderlich besitzt.

Am 2 traten wir den Marsch nach Goretschvodsk an. Eine gute Straße längs den Ufern des Podkumok erleichtert den Verkehr zwischen den warmen Bädern und dem Gesundbrunnen, und der Wachsamkeit des Generals Emanuel verdankt man es, daß man seit einiger Zeit selbst ohne Bedeckung wenigstens bei Tag hin und her reist. Viele tscherkessischen Fürsten, worunter der alte Schankot, Krim-gherai, ein Abkömmling der letzten Sultane der Krim, und einer, der den persischen Sonnenorden trug, begleiteten uns, und eine Menge junger Leute lockte die Neugierde herbei. Man schlug ein Kampfspiel vor. Einer der Kämpfer ritt einige hundert Schritt voraus und warf sein Baschlik (tscherkessische Mütze) zur Erde; alsbald stürzten seine Kameraden auf die Rennbahn, eilten im gestreckten Galopp und mit verhängtem Zügel auf das Baschlik los, und schossen im Vorbeireiten ihre Gewehre darauf ab, die fast nie ermangelten es durch und durch zu bohren. Am Anfang des Rennens langt jeder mit einer Hand die Flinte aus dem Futteral, während er mit der andern des Pferdes Zügel hält; in der Nähe des Baschliks angekommen, läßt er den Zügel fahren, faßt die Flinte mit beiden Händen, zielt und schießt. Tausendmal staunten wir über die Gewandtheit der Tscherkessen, die Gelehrigkeit und Leichtigkeit ihrer Pferde; Reiter und Pferd scheinen von Einem Willen, Einem Eifer beseelt; Nichts gleicht ihrem Ungestüm, wenn es ein festgesetztes Ziel zu erreichen gilt.

Wir erreichten noch am nämlichen Tag Mittags 3 Uhr Goretschvodsk. Hier endigte sich unsere Reise im Kaukasus, und wir beschlossen vierzehn Tage zu verweilen, um uns zu erholen, unsere Papiere in Ordnung zu bringen, und nachträglich manche nützliche Erkundigungen einzuziehen; wozu die interessante Gesellschaft, welche der General bei sich zu vereinigen pflegte, Gelegenheit darbot. In einem dieser Zirkel sah ich die Tscherkessen ihren Nationaltanz aufführen. Sie hüpfen mit einer so außerordentlichen Geschwindigkeit auf den bald aus- bald einwärts gekehrten Zehen, daß sie das Gleichgewicht verlieren müßten, wenn sie nicht jeden Augenblick die Stellung veränderten; ihre Tanzmusik ist ungemein rasch. Obgleich immer nach Herstellung des Gleichgewichts strebend wissen sie eine anmuthige und freie Haltung zu behaupten. *)

---

*) In Goretschvodsk trennten sich die HH. Meyer und Menetriés, um ihre Sammlungen in den Umgebungen des Kazbek zu vervoll-

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

Während noch die französischen und belgischen Auftritte die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, richten sich die Blicke von ganz Europa auf die fast beispiellos heldenmüthigen Anstrengungen eines der tapfersten Völker, von welchem die Geschichte in beinah jedem der letztern hundert Jahre Heldenthaten verkündet, welche nicht minder, sobald die Kunde davon über den Ozean dringt, die Bewohner aller Welttheile mit Begeisterung erfüllen werden, besonders die hochherzigen Bürger jenes freien Amerika's, das sich einst, wenn auch unter minder schwierigen Verhältnissen, von dem despotischen Mutterlande für immer lossagend, seine Selbstständigkeit auf gleich heroische Weise zu erkämpfen den eisernen Willen und Muth besaß.

Ach! mit welcher aufrichtigen Wehmuth empfindet und beklagt nicht jeder wahrhaft edle, nur das Schöne, Große, Außerordentliche in's Auge fassende Mensch das schreckliche Schicksal einer gewiß unter allen Beziehungen so achtungswerthen Nation! Wer kennt und bewundert nicht ihre Biederkeit, Treue, Gastfreundschaft, ihre glühende Vaterlandsliebe! Wer ehrt nicht ihre Hingebung für ihrer Väter heilige Religion, ihre Achtung vor der angestammten Obrigkeit! Ja, so viele Tugenden und glänzende Eigenschaften zeichnen das polnische Volk aus, daß man in seiner Mitte einige Zeit gelebt haben muß, um selbe in ihrem ganzen Umfange nach Verdienst würdigen zu können. Meine damalige Stellung brachte mich mit den höhern Ständen in vielfache Berührung, so daß ich häufig Gelegenheit hatte, sie auch vom Standpunkt der Bildung aus nicht unrichtig zu beurtheilen. Gewiß stehen sie auch in letzterer Beziehung keiner Nation nach. Die Jugend wird durchgehends bis zum Abgange zur Universität von Privatlehrern, meist Franzosen und mitunter Deutschfranzosen, gebildet, und besucht demnächst vorzugsweise ausländische Universitäten. In Sprachkenntnissen haben die vornehmern Polen es ganz vorzüglich weit gebracht. In jeder Familie wird das Französische so geläufig gesprochen, daß man sich mitten nach Frankreich versetzt glaubt. Eben so findet man in allen bedeutenden adeligen Häusern französische Gouvernantinnen, die auch das schöne — hier mit Recht schöne — Geschlecht in Allem, was zur Bildung desselben erforderlich ist, gründlich unterrichten. Diese Gouvernantinnen sowohl als auch die Hofmeister haben ein sehr angenehmes Loos, weil man sie in den Familien zuvorkommend artig behandelt, und sie dabei eines ansehnlichen Gehaltes genießen. Die Mittel- oder Bürgerklasse schickt ihre Söhne auf die Gymnasien, so aus Staatsmitteln größtentheils unterhalten werden und deren eine jede Woiwodschaftsstadt eins besitzt. Zu Wilna, Lemberg, Warschau sind Universitäten, deren Professoren, mitunter sehr ausgezeichnete Gelehrte, viele Ausländer, Russen, Deutsche, Franzosen rc., unter sich zählen, äußerst gute Besoldungen beziehen, indem diese Universitäten mit Grundeigenthum bedeutend dotirt sind, auch höchst schätzbare Bibliotheken, kostbare Apparate für Chirurgie, Sternkunde rc. besitzen, mithin den Anforderungen jeglicher gelehrten Ausbildung vollkommen entsprechen. Gleichwohl liebt der vornehme Pole ungemein das Ausländische, weßhalb sie ihre Söhne sehr häufig auf entferntere Fremduniversitäten und Akademien, als Berlin, Wien, Petersburg, vornehmlich aber nach Paris schicken, in welchen Großstädten man überdieß eine bedeutende Anzahl polnischer Offiziere aller Grade, Edelleute, Gelehrte, Künstler, Kaufleute rc. antrifft, die je nach ihren verschiedenen Zwecken und Neigungen allda verweilen.

Meine längere Anwesenheit zu Warschau, Berlin, Wien, Paris, Prag, so wie an den vorzüglichsten Badeorten Deutschlands, Böhmens und Oesterreichs, gab mir Gelegenheit zu bemerken, wie höchst leidenschaftlich der vornehme Pole und selbst die Polin das Hasardspiel lieben, welch ungeheure Summen sie oft an einem einzigen Tage verlieren und gewinnen, und wie groß daher der Reichthum seyn müsse, über welche sie bloß beim Spiel zu verfügen im Stande sind. Die Dienerschaft dieser vornehmen reisenden Polen ist sehr zahlreich; ihre Equipagen sind glänzend, die Pferde, meist von edler Rasse, äußerst schön; die Wirthe der ersten Gasthöfe empfangen solche Herren mit wahrer Freude, da diese, weit entfernt, so filzig als die Herren Engländer zu seyn, meistens Beweise einer verschwen-

ständigen. Lenz und Kupffer schlugen die Straße nach Taganrog und Nikolajev ein, wo sie am 26 August anlangten. Dort blieb ersterer einige Wochen, um in Gemeinschaft mit dem Direktor des astronomischen Observatoriums, Hrn. Knorr, Beobachtungen über die Länge des Sekundenpendels anzustellen; Kupffer reiste weiter und kam am 19 September in Petersburg an. Wir fügen nun noch das Resultat ihrer verschiedenen Messungen hinzu, wobei sie sich der laplace'schen Formel und der gauß'schen Tafeln bedienten:

Erhebung von Novo-Tscherkask .	96	Toisen	576 F.
— — Georgiewsk . . .	222	—	1,332 —
— — Stavropol . . .	295	—	1,788 —
— des östlichen Gipfels des Elbrus	2,570	—	15,420 —
— des Punktes, welchen Hr. Lenz erreichte . . .	2,470	—	14,820 —
— des Punktes der HH. Meyer, Ménétriés, Bernadozzi u. Kupffer	2,262	—	13,572 —
— der Grenze des ewigen Schnees	1,727	—	10,362 —
— des Bermamüt . . .	1,302	—	7,812 —
— des Punktes, wo die Kanonen und Kamele zurückblieben auf der Grenze des Sandsteins und Trachyts	1,282	—	7,695 —
— des Lagers an der obern Malka am Fuß d. Elbrus	1,277	—	7,662 —
— des Lagers am 17 Julius	1,165	—	6,990 —
— des Charbis	1,101	—	6,606 —
— eines Sandsteingebirgs in der Nähe des Lagers im Kassantthal . . .	997	—	5,970 —
— des Lagers am Kassaut	748	—	4,511 —
— — — an der Kitschi Malka .	844	—	5,064 —
— — — an d. Kamara (17 Julius)	473	—	2,857 —
— — — an der Steinbrücke der Malka .	385	—	2,312 —
— von Kislovodsk . . .	375	—	2,255 —
— von Goretschovodsk . .	220	—	1,317 —

Aus einer Vergleichung der Berechnung der Höhe des Elbrus von Hrn. Lenz und der Lage des azow'schen Meeres von Hrn. Mann in Taganrog geht hervor, daß die Erhebung des Elbrus über den Spiegel des schwarzen Meeres 15,460 F. beträgt.

herischen Freigebigkeit zurücklassen. Der gemeine Mann ist eben so sehr dem Spiel und dabei noch dem Trunke im höchsten Grade ergeben. Dieses rührt aber, besonders auf dem Lande, von der frühern Leibeigenschaft her, die seit der Einführung der französischen Gesetze und administrativen Verordnungen im Großherzogthum Warschau, auf Veranlassung oder richtiger auf Befehl des unvergeßlichen Wohlthäters der Polen, des Kaisers Napoleon, abgeschafft worden ist. Ein so unleidlicher Zustand mußte nothwendig das arme Landvolk demoralisiren; denn von sechs Tagen waren wenigstens vier den Frohndiensten gewidmet, wofür der Bauer Wenig oder gar Nichts erhielt. Wäre der Boden in ganz Polen (mit Ausnahme des preußischen Großherzogthums Posen mit einer Million Seelen) nicht größtentheils von der höchsten Fruchtbarkeit, so wäre der Zustand des Landmanns noch weit unglücklicher; so aber wird dieser nicht selten durch die Freigebigkeit der Edelleute in dem Grade gemildert, als die Vorsehung Letztere mit einem in der Regel gefühlvollen Herzen ausgestattet hat, das sie zu humaner Behandlung mehr oder minder antreibt.

In den Woiwodschaftsstädten, so wie in allen Städten erster und zweiter Klasse, findet man tüchtige Bürgerschulen, im Durchschnitt so gut und zweckmäßig eingerichtet, als die in unserm deutschen Vaterlande. Dagegen ist es auf dem flachen Lande, mit wenigen Ausnahmen, eine Seltenheit, irgend eine Schule zu finden, ausgenommen jedoch die den fürstlichen Häusern Poniatowsky, Czartorisky, Radziwill und Lubezky zugehörigen Dörfer, in denen Schulanstalten vorhanden sind. Diese fürstlichen Familien, deren Name seit Jahrhunderten bei allen für Polen glorreichen Ereignissen mit Recht obenan stehen, besitzen unermeßliches Grundeigenthum, und zwar nicht nur im vormaligen Großherzogthum Warschau, nunmehr selbstständigen Königreiche Polen, sondern auch in den früher dazu gehörigen russischen, österreichischen und preußischen Antheilen des alten Polens. Zwei Drittheile dieses ungeheuern Grundbesitzes bestehen noch immer, trotz der vorgeschrittenen Kultur des Landes, in Waldungen. An Seen, Morästen ic. fehlt es eben so wenig. Da das Holz hier spottwohlfeil ist, so bringen die Waldungen ihren Eigenthümern nur Wenig ein. Man kann dreist behaupten, daß in den ungeheuern Wäldern mehr Holz verfault, als in vielen Gegenden Deutschlands und Frankreichs verbrannt wird. Dasselbe würde noch weniger Werth haben, wenn es nicht zahlreiche Eisenhämmer, Schmelzen, Fabriken und ähnliche Anstalten gäbe, deren Betrieb Holzkohlen erforderlich macht. Fischerei und Jagd werden mit Erfolg ausgeübt. Die Häute des erlegten Wildprets, das in keinem Theile der bekannten Welt so äußerst zahlreich seyn dürfte als in Polen, tragen jenen Fürstenhäusern große Summen ein. Man findet hier Wildpret- und Fischgattungen, die in fast ganz Europa unbekannt sind. Auch sah ich häufig in der Entfernung ganze Heerden von Wölfen; sie sind besonders im Winter, wenn die Erde gefroren oder mit tiefem Schnee bedeckt ist, dem Menschen sehr gefährlich; ihr Geheul hat alsdann etwas Grausenhaftes und Furchterregendes. Diese Ungeheuer greifen nicht selten unsre Kavallerieordonnanzen, nicht nur zur Nachtzeit, sondern selbst am hellen Tage an, zerrissen Mann und Pferd und schmausten Beides rein auf. Mancher brave Krieger fand so, besonders während des schrecklichen Winterrückzugs aus Rußland durch Polen, seinen Tod. Unter andern sah ich einen unsrer Kavalleristen zum Hauptpiket zurückkehren, der, sammt Pferd mit vielen Wunden bedeckt, sechs Wölfe erlegt hatte; zur eignen Ueberzeugung begaben wir uns nach dem Schauplatze seiner That. Um der Gefahr der Vernichtung durch derlei Wolfsheerden zu entgehen, greift man die etwa einen guten Schritt an der Spitze voran marschirende Wölfin an und tödtet sie, worauf unverzüglich die ganze Heerde unter dem furchtbarsten Geheul und höchst muthlos nach allen Richtungen hin sich zerstreut, und so die einzelnen Wölfe weit leichter erlegt werden können. Nicht minder gefährlich sind die Bären verschiedener Gattungen, welche die Wälder ebenfalls zahlreich bevölkern; auch sie fraßen manche Soldaten auf. (Fortsetzung f.)

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Neunte Sitzung.

Der Gerichtshof fährt fort, die Vertheidigung der Angeklagten zu hören. Die Anwälte Glandoz und Baillet sprechen, jener für d'Herbinville, dieser für Guilley. Der Advokat Dupont erhebt sich, um dem Präsidenten bemerkbar zu machen, daß Unordnungen im Werke seyen, um auf die Verhandlungen zum Nachtheile der Angeklagten einzuwirken; er verlangt, daß man dagegen Anstalten treffe, jedoch dabei sich nicht völlig auf die gewöhnliche Polizei verlasse.

Cavaignac nimmt für sich das Wort. Es herrscht das tiefste Stillschweigen.

Wir geben mit geringer Abkürzung seine Rede, die ein eben so klares Licht auf den Charakter der Angeklagten als auf die Stimmung der seit den letzten fünfzehn Jahren in Frankreich herangereiften Generation wirft, und eine historische Urkunde von hoher Bedeutung darstellt. Welche Zukunft von unermeßlichen Folgen liegt im Schoße dieser Gegenwart! Welch geschichtliche Wunder werden aus dieser Jugend heranreifen! —

„Mein Vater," sagt Cavaignac nach einem kurzen Eingange seiner Rede, „war Einer von Denen, die im Nationalkonvente die Republik im Angesichte des damals siegreichen Europa's verkündigten. Er vertheidigte sie in den Reihen unserer Heere. Deßhalb starb er aber auch nach einer zwölfjährigen Verbannung in der Fremde, und während die Restauration sich selbst genöthigt sah, Frankreich die Früchte einer Revolution zu lassen, der er gedient hatte; während sie mit ihrer Gunst Diejenigen überhäufte, die aus der Revolution hervorgegangen waren, duldeten mein Vater und seine Leidensgefährten allein für die große Sache, die so viele Andere verriethen und brachten so die letzte Huldigung ihres entkräfteten Alters dem Vaterlande dar, das sie in ihrer Jugend so kraftvoll vertheidigten. So bin ich durch Kindesgefühl als Sohn der heiligen Sache der Freiheit verbunden; ihre Grundsätze sind mein Erbtheil. Die Studien befestigten noch mehr die natürliche Richtung meiner politischen Ideen, und heute, da sich endlich hiezu die Gelegenheit bietet, beeile ich mich, ein Wort auszusprechen, das von Andern geächtet wird; ich spreche es aus ohne Gefallsucht und Heuchelei, mit Herz und Seele: ich bin Republikaner.

„Aber es genügte mir nicht, diese Meinung anzunehmen etwa darum, weil mir die Republik die am Wenigsten unvollkommene Regierungsform schien; ich prüfte die Thatsachen, um zu sehen, ob eine Republik nicht bloß ein schöner Traum wäre, und ich fand, daß sie nicht allein ausführbar und möglich sey, sondern daß auch der ganze Gang der Geschichte, die Geister wie die Ereignisse, nach ihr hingerichtet sind. Ich schöpfte die Ueberzeugung, daß die Bewegung, die gegenwärtig durch die Welt geht, kein anderes Ziel als die Republik haben kann. Schon lange ist diese Richtung bemerkbar geworden. Napoleon hat sie erkannt; Hr. v. Chateaubriand mehr als ein Mal sie ausgesprochen, und doch wird man weder den Einen noch den Andern einer blinden Vorliebe für die Republik zeihen. Was sage ich? Die gegenwärtige Regierung selbst hat diese Richtung eingestanden; sie hat Anfangs als eine Monarchie von republikanischen Institutionen umgeben sich angekündigt; und obgleich eine Verbindung dieser Worte eine wahre Mißgeburt ist, obgleich beide, wie man zu sagen pflegt, so

nebeneinander in erschrecklicher Dissonanz aufschreien, so glaubte man sie doch in den Mauern des Hotel de Ville von den Kugeln eingegraben zu lesen.“ (Tiefer Eindruck.) (Forts. f.)

Mexiko und Zentralamerika.

Nachrichten aus Mexiko enthalten manches Anziehende über die innere und auswärtige Politik von einigen der neuen Staaten, das nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden verdient. Guatemala oder richtiger die Republik von Mittelamerika, so lange Zeit einem verheerenden Bürgerkriege preisgegeben, hat nicht nur wieder Ruhe gewonnen, sondern scheint sogar unter seiner gegenwärtigen Legislatur und Regierung den andern Staaten mit einem Beispiele voranzugehen, das die segensreichsten Folgen für jene Länder äußern kann. Auf den Grund, daß mit dem Sturze der alten Dynastie der Bourbone jede Gefahr von Intriken von Seite Frankreichs gegen die Unabhängigkeit der neuen Staaten gänzlich verschwunden sey, (die Staatsmänner in Mexiko hegten nämlich nicht ganz ohne Grund die Ansicht, daß nach der glücklichen Beendigung der Expedition von Algier das polignac'sche Ministerium eine Flotte nach der mexikanischen Küste abgeschickt hätte, um die Mexikaner wenigstens zur Annahme eines spanischen Prinzen als Oberhaupts einzuladen), und ein neuerdffneter Handelsverkehr mit den Besitzungen Spaniens, der ohnehin nie ganz aufhörte und über französische und nordamerikanische Häfen geführt worden war, für beide Theile sehr vortheilhaft seyn würde, hat Zentralamerika am 12 November v. J. die Zulassung aller Produkte Spaniens in den Häfen der Republik beschlossen, und die Ertheilung von Pässen an Eingeborne wie an Fremde nach allen spanischen Häfen erlaubt. Wirklich sind auch schon mehrere Schiffe von dort nach der Insel Cuba abgesegelt. Diese Politik ist von der höchsten Wichtigkeit für das schnelle Aufblühen jener Länder. Nicht nur geschieht dadurch der Austausch der gegenseitigen Produkte auf eine weit minder kostspielige Weise, während er die öffentlichen Einnahmen sehr vermehrt, sondern es entstehet hieraus eine Annäherung, die Ferdinand und seinen Rathgebern, wenn sie nämlich der Vernunft Gehör geben wollen, endlich den Beweis liefern muß, daß die neuen Staaten keineswegs gesonnen sind, ihm Cuba durch feindselige Mittel entreißen zu wollen, vielmehr ein beiden Theilen ersprießliches, freundschaftliches Handelsverhältniß anzuknüpfen wünschen. Die gegenwärtigen Gewalten in Mexiko sind entschieden für eine friedliche Politik gestimmt, und ein ähnlicher Schritt wie der von Guatemala dürfte binnen nicht langer Zeit erwartet werden. In diesem Falle würde auch eine Milderung des bestehenden Verbannungsgesetzes gegen alle gebornen Spanier eintreten. Diese Maßregel, von früheren Verhältnissen unumgänglich geboten, hat ihrer Natur nach dem Lande einen momentanen großen Nachtheil zugefügt, wiewohl mit dem Abzuge der Spanier das Land zwar Kapitalien, aber keine Industrie verlor. Allein seitdem jede Furcht vor Frankreichs Einmischung aufgehört hat und der formelle Abschluß eines Freundschaftstraktats mit der Regierung des Königs Ludwig Philipp erfolgt ist, können auch die Grenzen jenes Gesetzes enger gezogen werden. Am 1 Januar wurde in Mexiko der vierte jährliche Kongreß eröffnet. Die Rede des Vicepräsidenten giebt erfreuliche Erwartungen für die Zukunft. Die Regierung gewinnt an Kraft, in demselben Verhältnisse, als sie nach den wahren Grundsätzen eines Föderativfreistaates die öffentliche Leitung des Gemeinwesens handhabt. Die Finanzangelegenheiten bessern sich, das Bundesheer und die Beamten erhalten pünktliche Zahlung und die Republik kann auf ihre Treue gegen die Einflüsterungen der Guerreropartei rechnen, die auch schon einer gänzlichen Unschädlichkeit nahe ist. Alle Staaten verlangen Ruhe und Ordnung, und mit dem letzten Siege Bravo's über Guerrero selbst hat auch die Anarchie ihre letzten Züge ausgehaucht. Die Bundesregierung verfährt aber nicht nur mit Milde gegen die Besiegten der geringeren Grade, sondern hatte auch gleich nach Eröffnung des Kongresses demselben einen Gesetzvorschlag wegen eines allgemeinen auch auf die Generale und Anführer sich erstreckenden Pardons vorgelegt. Alle Strafen gegen Personen wegen politischer Handlungen sollen aufgehoben seyn; nur die obersten Anführer, welche mehr als 500 Personen gegen die Republik zusammengebracht haben, müssen sich nach der Unterwerfung, wozu ihnen eine bestimmte Frist anberaumt worden, auf sechs Jahre aus dem Lande entfernen, und sich nach einem von der Regierung ihnen angewiesenen Lande begeben; sie beziehen jedoch im Auslande, und überhaupt für ihre ganze Lebensdauer, falls sie keine Anstellung wieder erhalten, die für den Grad ihres Militärranges festgesetzte Pension. Nach ihrem Absterben gehen ihre dießfallsigen Gerechtsamen auf ihre Familien über. Alle anhängigen Kriminaluntersuchungen oder ausgesprochenen Todesurtheile werden aufgehoben. Der Kongreßausschuß schlug sogar unter Andern vor, das Exil solle nur drei Jahre dauern. Jeder Staatssekretär, wie in Nordamerika, soll hinfür eine genaue und detaillirte Darstellung über die geschehenen Leistungen und Bedürfnisse in seinem Departemente vorlegen; und schon dießmal ernannte, gleich nach der Eröffnung, jedes der beiden Häuser vierzehn Ausschüsse von je drei Mitgliedern, deren Aufzählung als Beweis dienen mag, welchen Fortschritten in der Kunst der Staatsregierung Mexiko und nach seinem Beispiele hinwieder die andern Staaten entgegengehen; die Ausschüsse bestehen aus den folgenden Kommissionen: 1) Verfassungsfragen. 2) Angelegenheiten der Föderativregierung. 3) Auswärtige Angelegenheiten. 4) Innere Angelegenheiten. 5) Finanzwesen. 6) Justizwesen. 7) Geistliche Angelegenheiten. 8) Militär- und Marinewesen. 9) Industrie. 10) Druckfreiheit. 11) Kolonisirung. 12) Die innere Polizei. 13) Petitionen. 14) Prozeß-Jury des Kongresses, aus 16 Mitgliedern bestehend. Frankreich und Brasilien haben die Unabhängigkeit Mexikos bereits anerkannt. Dem mexikanischen Gesandten in England wurden gehörige Vollmachten zu Abschließung eines Freundschafts- und Handelsvertrags mit Frankreich zugeschickt. Das Justizwesen, der Gewerbfleiß und die Verwaltung und Obhut Californiens sind der Sorgfalt des Kongresses besonders anempfohlen worden. Der innere Kredit hat sich sehr gehoben, die mit den Inhabern der europäischen Anleihen abgeschlossene Uebereinkunft zur Zahlung der Zinsen wird auf das Pünktlichste beobachtet, und der Eingang der Gelder aus dem Ertrage der Seezölle erfolgt regelmäßig und wird mit jedem Packetboote nach England abgeschickt. Die Kommission des Innern hat auch bereits einen Vorschlag zur allgemeinen Verbesserung und Anlegung öffentlicher Landstraßen in allen Staaten der Union dem Kongresse vorgelegt. Sämmtliche rückständige Schulden der Staaten an die Bundesregierung bis zum Jahre 1830 will man auf die Hälfte reduziren and diese Hälfte selbst sollen diese Staaten für den öffentlichen Wegbau in ihren Gebieten verwenden dürfen. Auch der Bergbau, diese große Industriequelle des Landes, gedeiht sichtbar, und gewährt endlich eine lohnende Ausbeute. Nach dem Berichte des Staatssekretärs des Innern lieferte Guanaxuato im Jahre 1828 176,073 Mark 7½ Unzen Silber und 375 M. 5 Unzen Gold; in 1829 aber schon 255,574½ Mark Silber und 1177 Mark 4 Unzen Gold; im abgelaufenen Jahre war die Ausbeute noch ergiebiger. Im Staate Durango ist noch ein großes Eisenwerk angelegt worden, das viele Vortheile verspricht; und im Allgemeinen lautet der Bericht über die Verbesserung der inneren Lage des Landes sehr günstig. Folgendes ist der Beschluß, welchen der Präsident der Föderativrepublik von Mittelamerika erlassen hat: In Betracht, daß nach dem Gesetz vom 5 Oktober 1829 alle Handelshäfen der Republik der spanischen Flagge so wie den Boden- und Kunsterzeugnissen Spaniens, seiner Kolonien und Besitzungen geschlossen wurden, die Regierung aber die Zurücknahme dieses Gesetzes nunmehr aus öffentlichen beachtungswerthen Beweggründen in Berathung gezogen hat, wobei jedoch der Kriegszustand, in welchem wir uns gegen Spanien befinden, nicht aus dem Gesichtspunkte verloren werden darf, so lange jenes Land die Unabhängigkeit der Republik nicht anerkennt, so wird hiemit die vollziehende Gewalt ermächtigt: 1) jedem eingebornen Zentral-Amerikaner Pässe nach allen der spanischen Regierung unterwürfigen Ländern zu ertheilen, welcher solche zum Zwecke von Handelsverbindungen zu erhalten wünscht; 2) diese Bewilligungen auf alle in Zentral-Amerika nationalisirten, aber in Spanien gebornen Personen zu erstrecken, welche bestimmte und glaubhafte Beweise ihrer Anhänglichkeit an die Nationalunabhängigkeit gegeben haben; so wie auf alle Ausländer, sie mögen nationalisirt seyn oder nicht, falls sie darum ansuchen; 3) von den zufolge dieser Erlaubniß aus den spanischen Gebieten in die Republik eingeführten Erzeugnissen und Waaren die bereits festgesetzten Zölle, oder solche, welche hinfür bestimmt werden dürften, zu erheben. Dieses Dekret bleibt so lange in Kraft, als Spanien keine besondern Feindseligkeiten gegen Zentral-Amerika beabsichtigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 134. 14 Mai 1831.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortsetzung.)

Nach jenen Fürstenhäusern folgen die ausgezeichnetern gräflichen Geschlechter: die Ostrowski, Malachowski, Woyczinski, Dombrowski, Kilzki, Krukowiezki, Andrychiewicz, Potozki und viele andere weniger reiche Familien hoher Abkunft. Der niedere Adel ist wohl in keinem Lande Europa's verhältnißmäßig so zahlreich als hier. Manche unter ihnen besitzen auch bedeutendes Vermögen; das Einkommen des ungleich beträchtlichern Theils desselben ist aber sehr beschränkt, und Viele sind, in Folge der steten Kriege, der Theilung und Zersplitterung des Landes und Bodens, dermaßen mit Schulden überhäuft, und so arm, daß oft kein Stein eines Edelgutes des Besitzers wirkliches Eigenthum ist. Auch in dieser mißlichen Lage zeigt sich der Edelmann äußerst stolz, thut sich auf seine vielen Ahnen was zu gut, und will sehr oft von königlichem Geblüte abstammen; was übrigens leicht möglich seyn kann, da Polen bekanntlich früher ein Wahlreich war, worin der unterste Edelmann zum Staatsoberhaupte, oder Könige gewählt werden konnte. Ein Solcher hält es demnach in jeder Beziehung unter seiner Würde, sich, sey die Noth auch noch so groß, zu einem bürgerlichen Gewerbe herab zu lassen. Dagegen erblickt man häufig polnische Edelleute, mit dem Degen an der Seite, hinterm Pfluge, wenn die Umstände dieses Handanlegen unumgänglich nöthig machen. Eine Hauptbeschäftigung des polnischen Großen und Edelmanns ist die Jagd; das Reiten und den Soldatenstand liebt er über Alles. Schon als Kind schwingt er sich mit der Lanze auf's Pferd, und, so mit diesem gleichsam aufwachsend, verschafft er sich in seiner Waffe jene Gewandtheit, die man unter andern Nationen vergebens suchen würde. Zu allen Zeiten haben sich die polnischen Lanziers mit großem Ruhme bedeckt. Sie sitzen auf dem Pferde so fest, als machten sie, gleich den alten Centauren, mit demselben Eins aus. Dem Feinde sind sie in geschlossenen Massen eben so fürchterlich als auch einzeln und in tiraillirender Ordnung. Einer meiner Freunde, früher Offizier im kaiserlich französischen Generalstabe, der die Feldzüge in Spanien mitgemacht hat, versicherte mir als Augenzeuge, daß in den Schlachten von Ocana und Talavera de la reina ein einziges polnisches Uhlanenregiment, im Angesicht der französischen Armee, drei Divisionen englischer, in Carré formirter, und obendrein sechs Mann tief aufgestellter Infanterie angegriffen, sie durchbrochen, einen Theil derselben niedergestreckt, den weit beträchtlichern aber zu Gefangenen gemacht habe. Eine eben herbeigeeilte französische Kavalleriedivision, aus zwei Regimentern Dragonern und zwei Regimentern Chasseurs zu Pferd bestehend, habe dabei nichts Anders zu thun gehabt, als die zahlreichen Gefangenen in Empfang zu nehmen, und weiter zu transportiren. Derselbe Offizier fügte hinzu, daß auch die übrigen polnischen Waffengattungen, unter dem Oberbefehle der Divisionsgenerale Czagonchek und Dombrowsky, und des Brigadegenerals Chlopizki, sich in sämmtlichen Schlachten und Gefechten mit Ruhm benommen hätten. Der Erstere, unter Kaiser Alexanders Regierung bis zu seinem Tode Polens Vizekönig, verlor in Spanien ein Bein.

Ich selbst habe mich sehr häufig von dem Heldenmuthe des polnischen Kriegers und aller Truppentheile dieser Nation, besonders jener unerschrockenen Lanziers, in Polen überzeugt. Sie griffen die russischen, in dichten Vierecken stehenden Infanteriekolonnen mit solcher Entschlossenheit und Verwegenheit an, daß selbst die ältesten französischen und rheinbündischen Militäre, darüber in Erstaunen gesetzt, eine so unerhörte Tapferkeit und deren Erfolg bewunderten. Dabei war es eine herzliche Freude, diese Soldaten mit den Kosaken ihr Spiel treiben zu sehen. Oft sah ich mehr denn tausend dieser donischen Wildreiter von einer einzigen und noch dazu sehr schwachen Eskadron Polen in die schnellste Flucht getrieben. Die Furcht dieser Kosaken vor den Lanzenmännern war grenzenlos. Man muß Zeuge solcher Scenen gewesen seyn, um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können.

Die Ueberlegenheit, deren die polnische Kavallerie über jede andere sich rühmen darf, rührt hauptsächlich daher, daß das Land, größtentheils ganz flach, eine zahllose Menge der besten Pferde zu ernähren vermag, indem die trefflichsten Wiesen im größten Ueberflusse vorhanden sind, so Heu und Grummet der besten Art und theilweise auch den jungen Pferden während der Hälfte des Jahres das grüne Futter liefern. Es sind sehr viele Familien, die mehrere tausend Stück Pferde besitzen. Sie kosten Wenig, da bis zum dritten Jahre an Stallfütterung fast gar nicht gedacht wird. Die reichen Edelleute lassen häufig in entfernten Ländern Hengste der edelsten Zucht mit ungeheuren Kosten aufkaufen, um auf ihren bedeutenden Stutereien die für sich schon so edeln Rassen zu verbessern. Der Pole, slavischen Ursprungs, von kräftigem und mitunter athletischem Körperbau, dient weit lieber zu Pferde als zu Fuß, besonders

die Edelleute ohne Ausnahme. Er besitzt auch alle Eigenschaften, so ihn ganz vorzüglich zu einer Waffe bestimmen, wozu ein lebhafter Charakter, Gewandtheit des Körpers und jener ritterliche Sinn, verbunden mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit und prägnanten physischen Kräften, allermeist erfordert werden. Da Polen seit undenklichen Zeiten von kriegerischen Nachbarn umgeben gewesen, allenthalben flach und eben, außer wenigen Festungen, als Modlin, Zamosc, Praga und Thorn, letzteres in Preußischpolen, sämmtlich an der Weichsel liegend, lediglich auf seine freilich unermeßlichen Waldungen, Sümpfe, Seen und Moräste, als von der Natur geschaffene Vertheidigungsmittel, wozu die Kunst, wie gesagt, nur Wenig hinzugefügt, beschränkt, mithin ein durchaus offnes Land ist, so konnte dasselbe von jeher nur in der Tapferkeit seiner Söhne, meist in erlesene Reiterschaaren gebildet, seine Hülfe erblicken. Die vielen Forstbeamten, theils im Staatsdienst, häufiger aber im Dienst der vornehmen Edelleute, mit zahlreichen Jagdgehülfen, sämtlich treffliche Schützen, sind eben so schätzbare Vertheidiger des Vaterlands, die das häufig durchschnittene Terrain Schritt vor Schritt dem Feinde streitig machen.

Polens herrschende Religion ist die katholische, zu welcher sich sechs Achtel der Einwohner bekennen. Dann folgen die Juden in eträchtlicher Anzahl; die unirten und nicht unirten Griechen sind minder zahlreich; ferner Reformirte, Lutheraner, Herrnhuter, Methodisten, Quäker, auch etliche kleine Mohammedanerstämme. Früher waren diese verschiedene Glaubensgenossen sehr gedrückt; seit der Einführung des Code Napoleon aber genießen sie, wenigstens in den zum vormaligen Großherzogthum Warschau gehörigen Provinzen, mit den Katholiken gleiche Rechte. Die Erz- und Bisthümer von Warschau, Gnesen und Posen, von Lemberg, Krakau und Wilna, sind sehr reich in liegenden Gründen dotirt, so daß ihre Diener ein vom Staate ganz unabhängiges Einkommen genießen. Die Pfarrer in den Hauptstädten haben auch mitunter ungemein bedeutende Einkünfte, so ihnen theils von liegenden Gründen, theils aus milden Stiftungsfonds, wozu noch der fromme Sinn der Bewohner ergiebig beiträgt, zufließen. Eben so sind die Kirchengefälle von h. Messen, Anniversarien, Begräbnissen, Eheeinsegnungen, Kindtaufen rc. äußerst beträchtlich, weil die hohe und niedere Geistlichkeit bei dem Polen im höchsten Ansehen steht und ihre Dienste folglich von ihm auf's Freigebigste belohnt werden. Ich war häufig bei Landpfarrern einquartirt. Sie sind sehr gutmüthige Männer und exemplarisch fromm, dabei aber oft so unwissend, daß sie in die größte Verlegenheit gerathen, sobald sie in den Fall kommen, sich mit einem gebildeten Mann auch nur wenige Minuten lang unterhalten zu müssen, wobei sie dann zu etlichen Brocken ihres Küchenlateins, oder zu einigen bei irgend einem Edelmann erhaschten französischen Wörtern und Phrasen ihre Zuflucht nehmen.

Unter den deutschen Ansiedlern Polens finden sich viele Protestanten, so unstreitig zu den fleißigsten und gewerbreichsten Einwohnern des Landes gerechnet werden müssen. In ihren Händen ist der größere Theil der Fabriken; ihre Betriebskapitale sind sehr bedeutend, und werden meist durch angestrengten Fleiß, musterhafte Thätigkeit und Sparsamkeit von Seite der Besitzer zum höchsten Vortheil des Landes ansehnlich vermehrt, durch welche Sparsamkeit sie besonders mit den eigentlichen Polen so ungemein kontrastiren. Die Geistlichkeit der verschiedenen protestantischen Konfessionen zeichnet sich durchgängig durch wahre Bildung und Humanität vortheilhaft aus. Was die pekuniären Verhältnisse der Pfarrer betrifft, so muß man ihre Lage an manchen Orten, mit Ausnahme von Warschau, leider bedauern, indem sie größtentheils verheirathet sind, und das Einkommen für den Unterhalt einer häufig zahlreichen Familie nur dürftig hinreicht. In neuern Zeiten hat aber die preußische Regierung im polnischen Großherzogthum Posen die Lage dieser schätzbaren Geistlichen wesentlich verbessert. Auch das Schulwesen dieser Provinz ist von dieser Regierung gehoben worden, welches schöne Beispiel in Polens übrigen Theilen um so dringender Nachahmung verdient, als sie in der Volksbildung bisher noch gar vielen Ländern nachstehen. Die Quäker und Wiedertäufer beschäftigen sich vorzüglich mit der Landwirthschaft, und sind mitunter bereits recht wohlhabende Leute. Sie haben schon sehr weitläuftige Striche Wüsteneien urbar gemacht, Waldungen ausgerodet, Sümpfe ausgetrocknet rc., wodurch sie dem Lande, das ihr zweites Vaterland geworden, nicht allein sehr nützlich sind, sondern auch für sich und ihre Nachkommen unversiegbare Quellen des Wohlstandes eröffnet haben.

Man kann kühn behaupten, daß die Zahl der Juden in Polen mehr als eine halbe Million beträgt. Sie sind eine wahre Pest für das Land, weil sie sich, mit wenigen Ausnahmen, lediglich mit dem Schacher befassen. Ihre Betrügereien, so sie sich besonders gegen den armen Landmann zu Schulden kommen lassen, sind grenzenlos. Sie bedienen sich dazu aller nur erdenklichen Kniffe, Ränke und Schwänke, in deren Anwendung sie wahre Meister sind. Da diese verworfene Klasse in ununterbrochenem täglichem Verkehr mit dem Landmann steht, und letzterer sehr häufig Schulden halber von ihnen völlig abhängig ist, so können sie nicht anders als einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Volks ausüben, dessen Neigung zu Trunk und Spiel sie Vorschub leisten. Dazu kommt noch, daß die Eigenthümer der Wirthshäuser auf dem Lande Juden sind, wornach also dieses Verhältniß dem Fortkommen des ohnehin arg gedrückten Landmanns noch nachtheiliger erscheint. Auffallend ist es, daß diese Juden ohne Ausnahme ein freilich verdorbenes Deutsch sprechen, was ich auch durchgängig bei den in geringer Anzahl in Frankreich wohnenden Bekennern der mosaischen Lehre bemerkt habe; ein Umstand, der zu dem Irrthum führen könnte, als sey unser schönes Vaterland *) auch das dieser mitunter mit Recht verachteten Menschenklasse. In Warschau, Lemberg, Posen, Krakau und Wilna findet man sehr bedeutend reiche jüdische Großhändler und Bankiers.

Besonders beträchtlich ist der Handel mit Pelzwerk, wovon das Land selbst eine unermeßliche Menge liefert. Polens Wälder enthalten auch in großer Anzahl Elennthiere (?) und Auerochsen. Der Speditionshandel ist ansehnlich, hauptsächlich jener nach Rußland, deßgleichen der Handel mit inländischer Wolle. Die in neuerer Zeit vorzüglich emporgekommenen Tuchfabriken liefern Rußland ansehnliche Quantitäten grober Wolltuchsorten. Von den Edelleuten

*) Dieß ist kein Irrthum. A. d. R.

wird auf Vermehrung und Veredlung ihrer zahlreichen Schafherden eine unermüdliche Sorgfalt verwendet, um so immer mehr mit Sachsen und Oesterreich wetteifern zu können. Die Regierung unterstützt dieß Streben durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel.

Das weibliche Geschlecht in Polen besitzt ungewöhnliche Vorzüge. Der Körper, von edler Form und häufig mehr als Mittelgröße, ist blendend weiß. Ein herrliches blondes Haar, feurige und doch zärtliche Augen, ein ausgezeichnetes Ebenmaß aller Glieder und jene im Norden so seltene Lebhaftigkeit und Gewandtheit, verbunden mit dem gutmüthigsten Charakter, so wie eine glühende Vaterlandsliebe sind Eigenschaften, so den Mann unwiderstehlich fesseln und eine gegenseitige Liebe hervorrufen und nähren, die zu dem Ziele führt, das die Schöne aller Himmelsstriche zu erreichen fortwährend bemüht ist. Wenn nun so liebenswürdige Eigenschaften schon im Allgemeinen dieß liebliche Wesen empfehlen, so sind es bei der vornehmen Klasse ausgezeichnete Geistesbildung und all' die Kenntnisse, welche die sorgsamste Erziehung nur immerhin zu gewähren vermag, und wodurch das schöne Geschlecht jene von der Natur bereits empfangenen Vorzüge so bedeutend vermehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Neunte Sitzung.

(Fortsetzung.)

„Auf diese nahe Zukunft," fährt Cavaignac fort, „die selbst Die erkennen, die ihr Gesicht von ihr abwenden, gründet sich eben die republikanische Ansicht Derjenigen, die darüber nachdenken, und sich ihr nicht mit der Begeisterung der Schuljugend hingeben wollen. Sie bilden in sich diese Ansicht immer weiter aus, weil jeder vernünftige Mensch sich auf einen Erfolg vorbereitet, den er voraussieht, von dem er Zeuge seyn wird, den er als unfehlbar erkennt. Sie sind aber nicht Republikaner, die einen kindischen Traum von Roms oder Athens Herrlichkeit nachträumen; sie sind es nicht um der Vergangenheit, sondern um der Zukunft willen. Aber eben deßhalb, weil sie dieser Zukunft gewiß sind, werden sie sich nicht verschwören. Wozu auch? Wenn es in Frankreich irgend eine Partei giebt, die keine Verschwörung anspinnt, so ist es gewiß die republikanische, weil sie die Ueberzeugung hegt, daß man bloß den Lauf der Dinge abzuwarten braucht. Die republikanische Partei müßte sehr thöricht seyn, wenn sie durch unnütze Versuche eine Sache auf's Spiel setzte, deren Erfolg nicht ausbleiben wird. Man müßte doch von Wahnsinn hingerissen seyn, wenn man sein Haupt dem Schwerte der Könige überliefern wollte, während man es auf dem Geschicke der Völker ruhig schlummern lassen kann.

„Wenn diese Partei sich verschwören wollte, so konnte sie es. Sie konnte es in der großen Woche, bei hellem Tagesscheine, auf offenem Markte. Sie konnte es, wie daraus zu beweisen ist, daß man mit ihr unterhandeln wollte; mein Vertheidiger (Boinvilliers) könnte Dieß im Nothfalle bezeugen. Auch wurden mehrere von uns, unter denen sich auch Guinard und ich befanden, am 30 Julius zu dem Generallieutenant des Königreiches geführt. Und feierlich erkläre ich hiemit, man sprach zu ihm mit derselben Freimüthigkeit, deren ich mich hier bediene; man bekannte vor ihm dieselben Ansichten, die ich hier bekenne; aber ungeachtet dieser allzu großen Offenherzigkeit verlangte doch Niemand von ihm, die Republik ausrufen zu lassen. Befragt die Nation, sie allein hat das Recht, die Regierung zu bestimmen; Dieß ist Alles, was wir verlangen, Alles, was wir denken. Die Souveränität des Volkes ist die Basis unserer Grundsätze, und wenn man uns beschuldigt, wir wollten ihm eine Ordnung der Dinge aufnöthigen, die es allein zu bestimmen befugt ist, so lügt man.

„Meine Herren, mit Dem, was wir erwarten, läßt sich leicht warten. Die Parteien, die eine Zukunft haben, haben auch Geduld; übrigens sind wir jung, und die Welt geht in unserer Zeit etwas beflügelten Schrittes. Um Alles zu sagen, was wir denken, will ich hier wiederholen, Was ich manchmal zu Denen sagte, die sich beklagten, daß man im Julius nicht Alles gethan habe, was man hätte thun können. Man wird daraus am Besten ersehen, wie sehr uns jede Verschwörung eine Thorheit schien.

„Einer Revolution, sie mag noch so schön und leicht gewesen seyn, folgen jederzeit unermeßliche Schwierigkeiten. Die Monarchie bürdet sich die schwere Arbeit auf, sie zu beseitigen, um so besser für uns; wenn es ihr dieß Mal nicht gelingt, ist es um sie geschehen, und unserer Ueberzeugung nach kann es ihr nicht gelingen; denn die Völker sind von einem so tiefgewurzelten, unerklärbaren und verzehrenden Gifte durchwühlt; es kocht in der Gesellschaft ein so mächtiges Auflösungsmittel aller Waffen der Gewalt, daß diese davon gänzlich umgeschmolzen zu werden im Begriffe steht; und in der That, wenn man die Bedürfnisse betrachtet, die die Welt von Grund aus erschüttern, so möchte man fast glauben, es würde für einen Gott leichter seyn, sie noch ein Mal von Neuem zu schaffen, als zu regieren." (Bewegung, die den Beifall der Zuhörer ausdrückt.) „Diese neue Kombination stellt viele Gemüther zufrieden: man rechnet darauf. Ihr hat sich der General Lafayette mit der ganzen Uebermacht seiner unermeßlichen Popularität angeschlossen. Lassen wir den Versuch zu Ende führen; lassen wir die Bürde Denen, die sie auf sich nehmen; lassen wir die Menschen und Systeme sich abnutzen. Wenn an Euch die Reihe kommt, werdet auch Ihr zu thun erhalten. In der reißenden Schnelligkeit, mit der die Gesellschaft fortgeschleudert wird, lösen Menschen und Systeme sich ab, um sie an's Ziel zu führen; die letzte Vorspanne wird die seyn, die sie an's Ziel führt. Und diese werdet Ihr seyn. Wir leben in dem Jahrhunderte der Regierungsselbstmorde. Die Monarchie wird unsere Arbeit thun; sie wird sich an Eurer Statt erschöpfen; sie wird sich für Euch verschwören."

Der Präsident: Sie werden einsehen, Hr. Cavaignac, daß ich ohne Pflichtverletzung solche Ausfälle auf die Regierung nicht dulden kann. Es erforderte meine ganze Achtung für die Vertheidigung, um bis jetzt Sie Ihre Rede fortsetzen zu lassen. Ich fühle die Nothwendigkeit, gegen eine solche Vertheidigung Einsprache zu thun, und muß den HH. Geschwornen bemerklich machen, daß ich diese Rede nicht geduldet hätte, wäre sie nicht aus dem Munde eines Angeklagten gekommen.

Cavaignac: Und ich fühle die Nothwendigkeit, die HH. Geschwornen gegen den Eindruck zu verwahren, den Ihre Bemerkung auf dieselben gemacht haben kann. Sie sehen wohl, meine Herren Geschwornen, daß ich nur unsere Stellung im Julius darlegen will, um zu beweisen, daß dieses republikanische Komplot, auf das sich diese Anklage stützt, Nichts als ein Phantom ist, da es uns nie in Gedanken kommen konnte.

„Ja, meine Herren, von dieser Seite fassen wir unsere Stellung auf. Wir verschwören uns nicht, wir stehen bloß in Bereitschaft. In einer Zeit, wo die Völker durchgehends sich mit Politik befassen, verschwört man sich nicht mehr. Dieß konnte in einer Zeit geschehen, wo einige siegende und besiegte Leute nach der Reihe sich befehdeten, wo eine ganze Partei von der Hand eines Oberhauptes geleitet wurde. Heut zu Tage giebt es keinen Menschen, dessen Hand dazu groß und stark genug wäre; die öffentlichen Plätze allein sind groß genug für diese Massen, die nach keines Menschen Willen sich bewegen; für diese Massen, denen man eben so wenig Antrieb geben als Widerstand leisten kann. Seitdem man Revolutionen macht, sind Verschwörungen Kleinigkeiten. Wir wissen Dieß nur allzu gut, meine Herren; lange Zeit hatten wir uns gegen die Bourbons verschworen. Wozu hat es geführt? Zu nichts Anderm, als daß einige Menschen ohne Zweifel sich täuschten; daß man das Recht des Widerstandes gegen Unterdrückung nicht verjähren ließ; daß man sich verwahrte gegen die legitime Invasion; aber Das war auch Alles, und zog die Flucht der Einen, das Verderben der Andern, den Tod Denen zu, die ihr Blut auf den Schaffoten vergossen, das reinste Blut der Patrioten. Dann kam ein schöner, o ein schöner Tag. Das Volk, es hatte sich nicht verschworen, aber es stürzte sich in die Straßen, es vollbrachte in wenig Stunden aus dem Stegreif die Befreiung, an der so lange vergeblich gearbeitet worden war.....

„Man beschuldigt uns, wir wollen die Anarchie, den Bürgerkrieg, wir seyen von Ehrgeiz geblendet; kurz, man bemüht sich, uns den Karlisten beizuordnen. Die Anarchie sollen wir wollen? Wir sind keine solche Thoren; die Anarchie hat noch nie zu etwas Anderm gedient, als Die zu verderben, die sie herbeiführen, und die Sache, der sie dienen wollten. Wenn die Gewalt in unsere Hände gegeben werden sollte, so würden wir

sie nur unter der Bedingung annehmen, daß sie auch stark sey; nur glauben wir, daß die Gewalt keine Stärke haben kann, wenn sie nicht von der Nation ausgeht; die eigentlichen Anarchisten sind nur Die, welche durch sich allein mächtig seyn wollen, gegen oder ohne das Volk. Wir sind von Ehrgeiz verblendet? Es sind die fettgemästeten Pfründenträger des Ehrgeizes, die Dieses sagen; Leute, deren Leben aus einer Zusammenhäufung von Stellen unter allen möglichen Regierungen besteht; aus Eidschwüren für alle Herren; Leute, die nicht ein Mal ehrgeizig, sondern ehrgierig sind, die Intrike und Eitelkeit für Wissenschaft und Liebe zu den Staatsgeschäften halten. Was uns betrifft, so können wir sagen und beweisen, daß man uns Anträge gemacht hat, die wir ausschlugen. Wir brauchen keine Stellen, um zu leben oder nützlich zu seyn...." (Forts. f.)

Literarische Chronik.

Reisen auf dem Schauplatze des letzten griechisch-russisch-türkischen Kriegs in Europa und Asien.

(Schluß.)

Armstrong, der zweite der englischen Reisenden, deren Werke wir in dieser Skizze zusammengestellt haben, reiste in der Eigenschaft eines Kabinetskuriers; auf Eleganz der Darstellung machen daher seine flüchtigen Beobachtungen, wie er selbst versichert, keinen Anspruch, nichts desto weniger hat er aber verstanden, Manches, was er sah, mit kräftigen, lebendigen Pinselstrichen zu zeichnen.

Die erste merkwürdige Gegend, die er berührte, war Krakau, dessen Lage an dem Ufer der Weichsel er ungemein schön fand. „Als wir die Schiffsbrücke passirt hatten," erzählt er, „sahen wir uns durch einen Haufen von Israeliten mit Anträgen uns Geld auszuwechseln und Pferde zu vermiethen bestürmt. Wir brauchten einige Zeit durch die sehr unregelmäßigen Straßen der sonderbaren alten Stadt. Acht Meilen von Krakau kamen wir in das kleine Dorf Wieliczka, das durch seine Salzbergwerke berühmt ist. Mit Erlaubniß des Gouverneurs begaben wir uns am folgenden Tag nach einem ansehnlichen Gebäude in der Mitte des Dorfs, und traten in ein kleines Gemach, wo zehn bis fünfzehn Männer mit brennenden Lampen bereit stunden, uns die Wendeltreppen hinabzuführen. Das Erste, was mir auffiel, waren sechs Pferde an einer Maschine, die ungeheure Salzblöcke emporschafft; man sagte mir, diese Thiere wären seit sechzehn Jahren nicht an's Tageslicht gekommen; sie schienen mir jedoch gut erhalten. Wir besuchten mehrere in die Felsen gehauene Kammern; namentlich bot die Kapelle, als wir uns mit unsern Lichtern näherten, mit ihren durchsichtigen wohlausgeführten Statuen einen wahrhaft überraschenden Anblick. Die erste Station von hier wand sich die Weichsel majestätisch zu unserer Linken durch eine herrliche Landschaft; aber in den Dörfern herrschte tiefes Elend, Schmutz und Armuth."

Nach Odessa ging der Weg durch eine der mühseligen baumlosen Steppen Rußlands, wo der Reisende seine Straße so weit ausdehnen kann, als er will. Sie begegneten einem Truppenzug, und als man die Offiziere fragte, wie lange sie auf dem Marsch gewesen, war ihre Antwort: Eilf Wochen ununterbrochen. Ein Zug Heuschrecken, die sich in Millionen über die Ebene bewegten, vertrieb ihnen einiger Maßen die Langeweile dieser Steppenpartie. Armstrong fing einige, um sie zu messen, ihre Länge betrug drei Zoll und ihre Breite von den Spitzen beider Flügel zwei Zoll. Sie hatten auf ihrer Bahn in wenig Tagen jede Spur von Vegetation zerstört und alle Kornfelder wüste gelegt. Die Araber, die von derselben Landplage heimgesucht werden, sind weit besser daran als die Bewohner der Krim, da man jenen außer einigen Palmpflanzungen Nichts verderben kann. Der Empfang, der diesen „lebendigen Wolken" in beiden Ländern zu Theil wird, ist daher ganz verschieden; in Arabien betrachtet man sie eher für einen Segen, und macht eifrig auf sie Jagd; man reißt ihnen bloß Kopf und Flügel weg, und ißt sie roh oder in Butter gebraten, oder bewahrt sie getrocknet auf. In der Krim dagegen bewaffnen sich die Leute mit Schaufeln, Pfannen, Feuergewehren ec., rücken unter einem furchtbaren Lärmen auf das Heuschreckenheer los, und nöthigen es häufig vom Land seine Zuflucht nach dem Meer zu nehmen, wo Alles ertrinkt. Ein anderer Gegenstand der Unterhaltung war die bekannte Luftspiegelung, wenn die Sonne auf die von der Erde aufsteigenden Dünste wirkt, wo dann alle Gegenstände auf weite Entfernungen darin sich abdrucken, und als Seen, Inseln, Häuser und Bäume erscheinen.

Auf einem Abstecher nach Warna bekam der Verfasser den Kaiser Nikolaus zu Gesicht. „Er ist," sagt er, „ein schöner, großer Mann von soldatischem Aussehen, hübschen männlichen Zügen und einem leichten ungezwungenen Wesen; er grüßte seine Offiziere öfters freundlich. Er ging einfach gekleidet, er trug einen dunkelgrünen Frak mit rothem Kragen und rothen Aufschlägen, eine Soldatenmütze von derselben Farbe, und einen grauen Mantel, den er nachlässig um sich geworfen hatte."

Gegen Simferopol hin änderte sich die Einförmigkeit der Scene; ein tiefes Thal, bedeckt mit Häusern und Bäumen, und bewässert von einem hellen Strom, mußte nach der Steppenreise willkommen seyn. Sie langten in der Stadt an, als man gerade Wochenmarkt hielt, wo es neue Trachten und seltsame Fuhrwerke, und andere Dinge zu sehen gab. Da fuhr ein Deutscher mit einem Paar Ochsen und einem Leitgaul voraus; da ein Tatare, der Dromedare vorgespannt hatte. Ein französischer Arzt kutschirte in einem zierlichen Phaeton mit einem Paar ungeheurer Kamele nach Theodosia. Auf mehreren tatarischen Begräbnißplätzen, an denen sie vorbei mußten, bemerkten sie weißgekleidete Weiber, die einen Leichnam beerdigten. Die tatarischen wie später die georgischen Wohnungen fand er selten über dem Boden; das Dach ist mit Baumästen bedeckt, worüber eine Lage Erde geworfen wird, so daß sie sich vom Boden umher nicht immer leicht unterscheiden lassen. Es geschieht daher nicht selten, daß, wenn die Eingebornen um das Feuer herumsitzen, das Bein eines unglücklichen Kamels oder einer Kuh durch das Kamin hereinbricht oder ein Lamm mitten in den Topf fällt, der über dem Herde hängt.

Einen sehr großartigen Charakter nahm die Landschaft in Eriwan an. An einem schönen kalten Morgen genoß der Verfasser des erhabenen Schauspiels des großen und kleinen Ararat. Die Gipfel waren mit Schnee bedeckt; weite Gletscher füllten die Schluchten aus, und unmittelbar unter einem derselben zeigten die Einwohner eine Einsiedelei, welche die Wohnung Noah's nach der Fluth gewesen seyn soll. Löwen, Bären, Hyänen und Felsenschlangen machen die Besteigung des Gebirgs gefährlich. Persien, so schön es durch die Natur ist, hat, wie es scheint, durch das Elend des Volks und die Raubsucht der Kurden, allen Reiz für Reisende verloren, und der Verfasser äußert sich über seinen Ausflug nach Tehran aufs Ungünstigste. Doch fehlen auch hier einzelne anziehende Partien nicht. So muß der Urmi-See mit seinen zahlreichen Inseln, der einen Umfang von 250 Meilen hat, und um den Alles wie ein Garten angepflanzt ist, während die hohen Gebirge von Kurdistan den Horizont umschließen, einen einzigen Eindruck machen, wäre es auch nur wegen des Kontrasts mit so manchen vernachlässigten Gegenden. Der See soll übrigens so salzig seyn, daß keine Fische darin leben können.

In Armenien zu reisen könnte Einem der Verfasser mehr Lust erwecken als in Persien — ein herrliches Klima, ein gutgesinntes und oft ziemlich gebildetes Volk trifft man hier wenigstens neben den Beschwerden und Gefährlichkeiten. Welchen reichen Wechsel der Landschaften bietet Armenien dar! Einige Schilderungen werden dieß am Besten anschaulich machen: „Eine Stunde umgaben uns Schneemassen, und eine andere wanderten wir wieder durch schöne Wälder, zu unsern Füßen in einiger Entfernung den Araxes; als wir hinabstiegen, kamen wir in ein schönes Dorf am Saume einer unermeßlichen Ebene, wo wir einige Muselmänner gewahrten, die auf einem Rasenplatz vor ihren Wohnungen still betend knieten. Endlich erblickten wir die wohlgelegene Stadt Erzrum, und ich zählte dreißig Minarets und andere Thürme, die aus dieser alten Hauptstadt Armeniens sich erhoben. Die Häuser sind mit Ziegeln bedeckt, was ihnen ein europäisches Ansehen giebt; ihre Form erinnert an die Schweiz. — Heute früh legten wir sieben Stunden zurück, und sind jetzt in dem Teufelsthal (scheitan-dura); die Steine, auf denen wir ausruhten, bezeichnen die Grabstätte von Personen, welche in diesem furchtbaren Engpaß ermordet wurden. Die Erzählungen unserer Führer machten es uns zu einem Thal des Grauens, und wir beflügelten unsere Schritte. Am nächsten Tag waren wir bereits wieder mitten in tiefen fruchtbaren, von brausenden Bergflüssen bewässerten, Thälern, üppigen mit Blumen geschmückten, duftenden Waideplätzen, frischen grünen Kornfeldern, während die Spitzen der Gebirge von Schnee erglänzten und ihre Seiten mit Wäldern bekleidet waren." Der einzige Fehler in diesem guten Land scheint der Mangel an Herbergen; denn in den Carawanserai's findet man Nichts als ein Obdach. Aber die Gastlichkeit der Einwohner ersetzt diesen Mangel!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 135. 15 Mai 1831.

Erinnerungen aus Java.

(Fortsetzung.)

Sourabaya hat eine Menge Basars. Auf allen freien Plätzen sieht man Kaufleute, Männer und Weiber, welche Waaren aller Art feil haben. Der größte Markt ist da, wo Lebensmittel, Gemüse, Früchte, Zuckerrohr, Geflügel und rohes oder gekochtes Fleisch verkauft werden — ein Geschäft, das meist in den Händen der Chinesen ist. Ein abscheulicher Geruch macht diese Punkte fast unbewohnbar. Eigene Marktplätze sind einzig und allein zum Verkauf der Grasbündel bestimmt, welche die Malayen zum Futtern der Pferde in die Stadt bringen. Jeden Augenblick begegnet man einem Bauern, mit zwei ungeheuren Grasbündeln, die er auf seinem 4 bis 5 Fuß langen und drei Zoll dicken Bambusrohr schultert. An jeder Spitze hängt ein Pack, und ist er auf einer Schulter müd, so legt er die Last auf die andere; wird ihm zu heiß, so badet er sich und setzt den Marsch fort; so wandern sie aus bedeutender Entfernung her. In der Stadt angekommen, erfrischen sie sich an Zuckerwein, und stillen ihren Appetit mit gekochtem Reis, gebackenen Bananen, Sardellen, Pataten, Früchten. Alle Lebensmittel sind in Ueberfluß vorhanden, und nicht bloß an den Straßenecken, sondern auch an jedem Haus findet man Buden mit Betel. Endlich giebt es auch mehrere Basars, wo man Kupfermünze gegen Silbergeld wechselt. Die größte Kupfermünze heißt Wuang. Im Ganzen lebt man auf Java theuer; alle Kleidungsstücke zumal stehen in unverhältnißmäßigen Preisen. Das Geld selber ist einer der wohlfeilsten Artikel.

Von Sourabaya nach Batavia rechnet man gegen 80 Lieues. Da ich indeß lieber das Land als die Städte durchstreifen wollte, so kam ich nicht dahin; von zwei französischen Kaufleuten, bei denen ich in Sourabaya wohnte, verschaffte ich mir aber mancherlei Aufschlüsse über jene Stadt, welche nach Calcutta für die zweite Hauptstadt Indiens gilt. Durch seine Lage im Mittelpunkt des indischen Archipels, die Sicherheit seiner Rhede, die Leichtigkeit seines Verkehrs mit China und Japan ist Batavia der Mittelpunkt des holländischen Handels und die Hauptniederlage der kostbaren Spezereien der Molukken. Der Hafen von Batavia gewährt einen höchst eigenthümlichen Anblick. Mitten in diesem Walde von Masten macht vor Allem die grobe kolossale Bauart der chinesischen Junken einen seltsamen Kontrast gegen die leichten eleganten Formen der europäischen Fahrzeuge. Die Verschiedenheit der Bemalung, der Flaggen, das unaufhörliche Hin- und Herfahren der malayischen Praur, der europäischen Schaluppen und der chinesischen Nachen, das Laden und Abladen, bilden ein eben so mannichfaltiges als lebenvolles Schauspiel. Aber kaum hat man die Stadt betreten, so wechselt die Scene. Die Kaie sind mit Kuli's bedeckt, welche die Waaren der Fremden aus den Booten in Empfang nehmen oder die Erzeugnisse der Kolonie abliefern. Diese malayischen Lastträger wandeln mit solcher Stetigkeit unter ihren Bürden einher, daß man versicherte, bei einem Fest in Batavia hätten einmal hundert von ihnen sich unter das Gerüst einer mehr als sechzig Schuh hohen Pagode gestellt, und seyen mit diesem Tempel festen Schrittes durch die Straßen gezogen. Da läßt der Araber unter seinen Augen die Muskatnuß, die Gewürznelke und die chinesische Seide an Bord bringen; da tauscht der Amerikaner seine Dollars gegen javanischen Zucker und Kaffee um; da packen der Engländer und der Franzose die nützlichen Produkte ihres Gewerbfleißes aus. In langen Reihen stellt der Holländer die Wein- und Branntweinfässer aus, welche ihm Frankreich sendet; der Javanese versteigert die kräftigen Pferde, die er sich gegen seine Waffen und die Webereien seiner Frauen in Byma angeschafft hat; der Perser versteckt unter den sorgfältigen Falten seiner Kaschmire vor dem spähenden Auge der Zollbeamten das bei den Malaien so beliebte Opium. Alle Nationen der Welt, durch Verschiedenheit der Farben, der Sitten, der Sprachen und der Interessen repräsentirt, scheinen hier versammelt. Steht man aber nach einiger Zeit die furchtbaren Verwüstungen des ungesunden Klimas, so verschwinden diese glänzenden Täuschungen, und man bedauert, daß das Verhängniß so reiche Gaben des Glücks in eine verpestete Atmosphäre verpflanzen mußte.

Batavia hat regelmäßige in der Mitte durch einen Kanal in zwei Theile geschnittene Straßen. Ohne Zweifel sind diese Kanäle von großem Nutzen; aber die unermeßliche Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse hätte die Bewohner abhalten sollen, ihren holländischen Baustyl so weit zu erstrecken. Da es dem Wasser an dem nöthigen Fall gebricht, so entstehen bald förmliche Sümpfe, aus denen durch die Wirkung der senkrechten Sonnenstrahlen die gefährlichsten Dünste sich entwickeln. Daß die Europäer diese Wahrheit zuletzt wohl einsehen, beweist die neue von der Küste mehr entfernte Stadt, die sie sich bauten und wohin sie ihren Wohnsitz verlegten. Dieses neue Batavia sieht dem alten gar nicht gleich. Es liegt an einer fast kreisförmigen Straße, welche an die beiden Enden der

Festungswerke der Altstadt stößt. Diese Straße, welche dem Lauf des Flusses folgt, ist auf beiden Seiten von stattlichen Alleen und prächtigen Häusern besetzt; die letztern sind durch große Höfe oder Gärten von einander getrennt und von hübschen steinernen Balustraden umgeben. Auf vielen Punkten führen schöne hölzerne Brücken über den Fluß. Die vielen zierlichen Kutschen, denen man begegnet, die zahlreichen Kavalkaden, die Barken auf dem Fluß, die Haufen von Spaziergängern, die blendend weiße Stuckbekleidung der rothbedachten Häuser, die zwischen dem dunklen Grün des Laubwerks hervorblicken, und im Hintergrund eine Kette hoher Berge — dieß Alles zusammen erregt einen äußerst freundlichen Eindruck. Die ganze weiße Bevölkerung, mit Ausnahme einiger alten Familien, wohnt hier. Leider entspricht aber die Neustadt in Bezug auf die Gesundheit nicht ganz den gehegten Erwartungen. Der Begräbnißplatz der Chinesen, in dessen unmittelbarer Nähe die Neustadt gebaut wurde, scheint eine Hauptursache der Krankheiten zu seyn, die daselbst herrschen.

In einer Stadt, wo der Ab- und Zufluß von Fremden so bedeutend ist, wie in Batavia, können begreiflicher Weise Volkszählungen nur unvollständige Resultate geben. Indessen kann man mit Grund die Bevölkerung zu 300,000 Seelen schätzen, wovon auf die Europäer und Kreolen 10,000, auf die Chinesen 100,000 und der Rest auf portugiesische Mischlinge, einige Indier aus Bengalen so wie von den Küsten Malabar und Coromandel und auf die Malayen kommt. Die portugiesischen Abkömmlinge der Eroberer Indiens sind sehr entartet. Sie haben Kupferfarbe, sind klein von Person und sprechen ein verdorbenes Portugiesisch, das aber nicht übel lautet. Die Holländer, ihre Beschützer, gebrauchen sie meist als Schreiber; fast alle Stellen von Kommis bei den Kaufherren, Sekretären und Kanzlisten bei den Gerichtsbehörden, der Polizei oder Verwaltung werden von ihnen versehen. Sie bekennen sich mit Eifer zur katholischen Kirche; was ihren Charakter anbelangt, so gelten sie für sanfte, thätige, mäßige und verständige Leute. Die große östliche Vorstadt ist das portugiesische Quartier; die westliche Vorstadt (kampong tschina) das chinesische. Die schönsten Häuser der Altstadt sind das Eigenthum reicher Juden. Die Malayen, die sich in Batavia befinden, dienen fast alle als Domestiken; dazu nimmt man sie sehr gerne, weil bei ihrer nüchternen Lebensart ihr Unterhalt nicht viel kostet und sie mit großer Treue an ihrer Herrschaft hängen. Besonders werden sie als vortreffliche Kutscher gerühmt. Eine kleine Anzahl von ihnen beschäftigt sich mit der Uhrmacherkunst. Das Einzige, wofür sie ein entschiedenes Talent besitzen, ist die Musik. Viele Reiche haben daher aus ihrer zahlreichen Dienerschaft vollständige Orchester gebildet, die mit ungemeiner Fertigkeit die schwersten Symphonien ausführen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Fünfzig Lieues von Tete liegt Bambarari, wo früher ein beträchtlicher Markt gehalten wurde. Damals war es eine große und blühende Stadt, wie die gemauerten aber nun zerstörten Wälle noch zeigen. Der Thurm der Kirche und sogar die Uhr darin sind noch vorhanden, aber das Hauptgebäude wurde von einem Vorfahren des Changamera bei der Eroberung der Stadt, welche die Entvölkerung von dieser zur Folge hatte, zerstört. Einige der kanarischen Einwohner, wie die Portugiesen die Mulatten von Goa und ihre Nachkommen nennen, flohen nach Tete, andere nach Zumbo, welches zwar weder Befestigungen noch Landbau besitzt, sondern mit Wäldern umgeben, aber dennoch ein besuchter Ort ist wegen des Jahrmarktes, der dort gehalten wird. Es wird dahin nicht nur der größte Theil des Goldes der reichen Minen von Abutua, 120 Lieues westlich im Gebiete des Changamera, gebracht, sondern auch das von den Minen von Pemba und Manica, und, was sonderbarer scheint, es kommen beträchtliche Ladungen Elfenbein vom Orangefluß dorthin. Außer diesen kostbaren Waaren findet man auch Rhinoceroshörner in Menge auf dem Markte von Zumbo. Das Klima in diesem Theil des Innern ist milde und gesund, aber die ansässigen portugiesischen Mulatten sind Leute von schlechten Sitten, und, was schlimmer ist, werden, wenn Andrade die Wahrheit sagt, von den Missionären bei ihren Verbrechen und Räubereien geschützt, und theilen den Gewinn mit ihnen. Es giebt in der Nähe von Zumbo Kupfer- und Eisenminen, auch Lager von Kohlen, verschiedene Arten von Krystallen, und einen Ueberfluß von vortrefflichem Bauholz.

Andrade versichert, daß sich an der Wirklichkeit der Silberminen in Chicova nicht zweifeln lasse, so wenig als an ihrem Reichthum, der durch die massiven Leuchter in den Kirchen in der Nähe dieser Niederlassungen bewiesen werde. Es scheint nach handschriftlichen Urkunden, daß Diego de Conti zwischen den Jahren 1560 — 1570 in Mozambique eine Reihe von Versuchen mit den Proben von Silberstufen anstellte, welche Vasco F. Homem von Chicova gebracht hatte, und daß er im Durchschnitt zwei Theile Silber auf einen Theil Sandstein in den Stufen fand. Kleine Goldstangen kommen noch immer aus dem Innern nach Tete. An diesem Orte wird viel Getraide gebaut, und jährlich etwa 6000 portugiesische Schäffel ausgeführt, wovon jedoch die Hälfte von den Maravis herrührt, welche es zum Verkauf bauen, und ihre eigenen Schaufeln aus dem Eisen ihres Landes verfertigen. Auch Zucker wird in Tete fabrizirt, das Rohr ist einheimisch, und zwar so in Ueberfluß vorhanden, daß die sechzehn Familien, welche im Jahre 1806 sich mit diesem Handelszweig beschäftigten, 115 Arroben, d. h. 3300 Pf. weißen Zuckers und 569 Arroben (über 16000 Pf.) braunen Zuckers machten. Kaffee, Baumwolle und Indigo (letztere Pflanze ganz gewöhnlich) sind ebenfalls einheimisch. Tabak und Reis baut man in Quilimane in größerer Quantität, aber nicht in derselben Vortrefflichkeit als in Sena. Cassava wächst wild, und wird nicht gepflanzt; dagegen aber Kohl, Spinat, Bohnen, Yams, Lattich, Erbsen, Kartoffeln und verschiedene Oelpflanzen, besonders Ricinus so wie eine Menge medizinischer Kräuter, wie Rhabarber, Jalappe, und Senna, so wie Farbkräuter sowohl zum unmittelbaren Gebrauch als zur Ausfuhr. Honig und Wachs von wilden Bienen, Oel und Nilpferdszähne sind auch Ausfuhrartikel. Kupfer kommt in Menge von Moviza, Zumbo und Inhambane. Salpeter, obgleich in den Domänen reichlich vorhanden, wird vernachlässigt. Diese warfen

im Jahre 1806 in Tete, Quilimane und Sena ein jährliches Einkommen von 2,900,000 Reis ab; seitdem sind dreizehn neue Bezirke durch Eroberung hinzugefügt worden; zehn davon wurden der Jazora oder Königin eines Landes im Gebiet der Maravis, nördlich vom Cuama, und Einer dem Häuptling von Beue abgenommen, welcher ebenso wie die Königin sich diese Strafe durch Aufnahme flüchtiger Sklaven zugezogen. Diese neuen Ländereien, welche äusserst fruchtbar sind, hat man unter verschiedene Familien vertheilt, wofür dieselben eine jährliche Steuer an die Krone entrichten. Einen erhöhten Einfluß erhielt die portugiesische Bevölkerung in diesem Theil des Innern durch die Anweisung von Land an jede eingeborne Frau, die einen Portugiesen heurathet. Die Gegend am Zambeze wird durch einen täglich sich erhebenden Südwind erfrischt, welchem man es verdankt, daß hier keine einzige Krankheit von Bedeutung, außer einem Wechselfieber herrscht. Im Jahr 1806 waren nicht über 500 freie Einwohner christlichen Glaubens in Quilimane, Tete, Zumbo und Manica, dagegen fanden sich 10,867 flüchtige Sklaven und 10,960 Eingeborne, die in Sklaverei geboren waren. Diese Gegend enthält bedeutende Mittel zum Handel, und die Flüsse Cuama, Shirei, Reizigo und Arvanha ließen sich für eine ausgedehnte Schifffahrt benützen.

Die bewaffnete Macht in den verschiedenen Besitzungen ist wie folgt: in Tete zwei Kompagnien 96 Mann, in Sena Eine, 49 Mann; in Quilimane Eine, 72 Mann; in Zumbo Eine, 37 Mann; und in Manica Eine, von nur 12 Mann; in Allem 264 Mann. Ueberdieß sollten fünf Regimenter Landwehr zu Fuß bestehen, sie sind aber gegenwärtig unvollständig und schlecht geübt. Die militärischen Gouverneurs haben die Anordnung von Allem unter sich, jedoch sind ihnen die Richter in Civilsachen beigegeben, über welche der Generalauditor in Mozambique die Oberaufsicht ausübt.

Nach Andrade behalten in Folge des Schmuggelns mit Isle de France die portugiesischen Kolonien von einer Zahl von 4 — 5000 Sklaven, welche jährlich aus dem Innern kommen, nicht mehr als 600. Die Ausfuhrlisten von Quilimane von 1806 weisen 1080 Sklaven für Mozambique und 404 für Isle de France aus. Im Jahre 1818 wurden 8164 Sklaven von Mozambique ausgeführt, und dafür 52,815,600 Reis Zoll bezahlt. Der Gehalt des Generalkapitäns von Mozambique beträgt 2,100,000 Reis, und der des Bischofs, der ein Suffragan des Erzbischofs von Goa ist, 1,600,000 Reis; die Besatzung besteht aus einem Bataillon Infanterie von etwa 200 Mann, 100 Mann Artillerie und 250 Sipoys, die in Mossorul liegen, nebst Landwehr. Die Bai und der Fluß von Mocambo, in der Provinz Jarcui, an der Grenze von Mossorul, bilden einen weiten Hafen für große Schiffe, von dem aus die Wallfischerei mit großem Vortheil betrieben wird. Sofala ist ein kleiner Hafen, der nur kleine Schiffe faßt, allein dessenungeachtet ist hier ein Gouverneur, ein Richter, ein Major, ein Adjutant und eine Kompagnie Soldaten. Inhambene ist ein schöner Hafen, aber ohne alle Befestigungen, die Beamten und Besatzung sind dieselben wie in Sofala; es gelang ihnen eine Verbindung mit Tete und der Bai von Lorenzo-Marques über Land zu eröffnen. Der letztgenannte Hafen ist sehr geräumig und sicher, das Klima auffallend gesund, und die Gegend reich an Gold, Kupfer, Eisen und Elfenbein; allein man sagt, daß keine Sklaven dort gekauft werden können, da die Eingebornen diesen Handel verabscheuen. Auch dieser Hafen ist fast ohne Vertheidigung gelassen, er hat nur eine schlechte Redoute, mit 40 Mann Besatzung.

Die Statthalterschaft Cabo del Gado umfaßt die Querimba-Inseln, von denen eine, genannt Ibo, mit 150 Mann Besatzung, und einem Finanzbeamten der Sitz des Gouverneurs ist. Diese Inseln waren früher sehr fruchtbar, sind aber durch die beständigen Räubereien der Jacalvas in Madagascar in eine Wüste verwandelt worden.

Die Zölle und übrigen Einkünfte von Mozambique beliefen sich im Jahr 1816, das ein Jahr gewöhnlichen Ertrags war, auf 46,408,263, die Kosten der Niederlassung auf 128,855,781 Reis, die Kosten der Truppen (27,171,131 Reis) und die der Zivilverwaltung und Geistlichkeit (19,231,362 Reis) eingeschlossen.

Durch Vicomte Santarem bekam ich die Berichte des Zollhauses über die Ein- und Ausfuhr zwischen Lissabon und den Kolonien von Westafrika zur Einsicht; allein da der Haupthandel zwischen Angola und Brasilien geführt wird, so giebt es natürlich darüber keinen Bericht in Lissabon, und so haben wir kein Mittel den ganzen Betrag der Aus- und Einfuhr zu berechnen. *)

---

*) Die Ausfuhr von Lissabon nach Angola be-

trug im Jahre 1805 . .	480,789,012	Reis.
die — nach Cabo de Verd . .	7,011,930	—
die — nach Benguela	316,251,870	—
dagegen betrug die Einfuhr		
von Angola	2,336,000	—
von Cabo Verd	4,698,000	—

die von Benguela ist unbekannt.
Diese Rechnung läßt eine Bilanz von 827,028,812 Reis, welche durch die entsetzliche Münze dieses unglücklichen Landes durch Sklaven gedeckt werden mußte, die nach Brasilien verkauft wurden.

Im Jahr 1804 betrug die Ausfuhr von Lissabon und Oporto nach Westafrika 904 Millionen Reis, die Einfuhr von dort 28 Millionen. Wieder eine Bilanz von 876 Millionen. R gegen Afrika, welche auf die nämliche Weise ausgeglichen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Neunte Sitzung.
(Fortsetzung.)

„Man macht uns noch einen andern Vorwurf," fährt Cavaignac fort, „über den ich eigentlich Nichts sagen sollte, denn er berührt nur unsere Eigenliebe. Wir sind, sagt man, eine Art politischer Mondsüchtiger, Leute, die sich in eitle Theorien, Schwärmereien und Chimären versteigen. Meine Herren, ich denke nicht daran, Ihnen eine Abhandlung über die Vorzüge dieser oder jener Regierungsform vorzutragen; aber fragen wollen wir nur jene Männer, die sich positive Charaktere nennen, weil sie unter allen Regierungen Etwas gewesen sind, was bei uns so Viel heißt als weniger oder schlimmer denn Nichts; jene Männer, die sich für mathematische Köpfe halten, weil sie auszurechnen wissen, wie Viel eine Stelle im Monat und auf den Tag einträgt; fragen wollen wir sie doch nur, ob es z. B. nicht eine außerordentliche Schwärmerei war, auf die Restauration die Freiheit Frankreichs begründen zu wollen; zu glauben, daß die Charte aufrichtigen Herzens verliehen worden sey u. s. w. Nun, nicht wir sind es, die an alles Dieß geglaubt haben; oder hätten sie es gesagt ohne daran zu glauben; in diesem Falle wären sie noch etwas Schlimmeres als leichtgläubige Thoren; und doch sind wir so sehr geneigt, sie für positive Menschen zu halten. Sollten das Doktrinäre seyn (ich

bediene mich dieses Wortes, wie es der Gebrauch eingeführt hat) — Männer von Erfahrung und Praxis, welche glauben, daß die heilige Allianz es gut mit unserer Revolution meine; welche glauben, die soziale Frage lasse sich mit einigen diplomatischen Noten und parlamentarischen Intriken abhandeln; welche mit vornehmem Gesichte den Wiz eines muthlosen Mannes von Geist nachbeten: „Das Volk hat seine Entlassung gegeben;" die nie an die Revolution des Julius geglaubt haben, als bis das Siegsgeschrei der Vorstädte sie zitternd an ihrem Fenster traf, und die sich jezt damit erlustigen, ernsthaft zu untersuchen, ob es eine Revolution gewesen oder sonst Etwas; die die Geschichte aus ihrem Moniteur studiren und die Zukunft voraussagen, indem sie versichern, Polen werde untergehen — mit Einem Worte, jene Leute, die sich — o unbegreifliche Schwärmerei! — für gewandt und stark, die sich für gemäßigt halten, und auf Einen Streich siebenzehn Köpfe fallen sehen wollen — Männer endlich, die Ihnen zutrauen konnten, Sie würden diese an's Messer liefern." (Zahlreicher Beifall.)

„Man tadelt uns, daß wir uns der bestehenden Regierung nicht anschließen wollen. Aber Was sehen wir seit dem Julius? Welches Interesse können junge und offenherzige Leute ernstlich an all den alten Lumpen der Restauration nehmen, die man mit einigen mehr oder minder neuen Redensarten aufzustuzen sich bemüht? Wie betrachten dieß Alles mit der größten Gleichgültigkeit; es ist der lezte Versuch, den man noch vor uns macht, und wir wissen, Was wir davon zu denken haben: um Nichts in der Welt kümmern wir uns weniger."

Der Präsident unterbricht hier abermals den Angeklagten, indem er ihn auf die Grenzen der Vertheidigung verweist. Cavaignac fährt hierauf fort:

„Ich bin fast zu Ende. Ich sprach von dem gegenwärtigen Stande der Dinge, und sagte, daß es Nichts gebe, um was wir uns so wenig kümmern. Der Grund davon ist, weil wir wissen, daß das Schicksal unsers Landes nichts mit allem Diesem zu thun hat; daß es Dessen ungeachtet in Erfüllung gehen wird; der Grund davon ist, weil wir eine richtige Idee von seiner Kraft, von seiner Bestimmung, von seiner Zukunft haben; weil wir unser Vaterland betrachten, wie es die Natur haben wollte, die es nicht zum Herrn, sondern zum Oberhaupte der civilisirten Welt bestimmte, über die es durch seine moralische Kraft die Universalherrschaft erringen soll, von der der Ehrgeiz einiger großen Despoten träumte, und die das Genie dieser großen freien Nation immer ausüben und behaupten wird, ungeachtet der kleinen Staatsmänner, die sie beherrschen.

„Deßhalb, meine Herrn, blicken wir voll Vertrauen in die Zukunft, und auf die Kraft unsers Vaterlandes, unbekümmert um die Ungewitter, die man um uns her aufthürmen läßt, und ich wage es, zu sagen, wenn die Regierung nur Frankreich auf's Spiel sezte, so würden wir minder darum bangen; denn die Nation steht dafür ein, und wir glauben, je furchtbarer der Krieg seyn wird, desto furchtbarer würde auch sie ihm entgegentreten, unbesiegbar, wie die Welt Frankreich gesehen hat, als es sich dem ganzen bewaffneten Europa entgegenstürzte und es besiegte, weil nur zwischen Sieg oder Untergang die Wahl blieb.

„Aber wenn wir an die unterdrückten Völker denken, die auf uns zählten und die wir vernichten lassen — dann blutet uns das Herz, denn sie sind schwach, ihnen hält die Revolution des Julius nicht Wort, und wir werden zu spät zu ihrer Rettung kommen. Deßhalb schließen wir uns dem Bestehenden nicht an; denn dem Bestehenden könnten wir uns nur unter der Bedingung anschließen, daß es, wenn nicht unsere Ansichten als Partei, doch wenigstens unsere Hoffnungen als Männer des Julius in Erfüllung brächte: den Untergang des Despotismus in Europa.

„Es muß, wie uns dünkt, immer ein großes Prinzip die Politik eines Staates leiten; in England ist es der Egoismus, und seine Regierung hat wenigstens das Verdienst, dessen sich bewußt geworden zu seyn. Frankreich hingegen wird um so größer seyn, je mehr es für die übrigen Völker wohlthätig wird; seine Freiheit beruht in ihrer Freiheit, sein Uebergewicht in ihrer Entfesselung; hierin liegt seine Aufgabe, die so herrlich und gebieterisch ist, daß sie wohl verdiente, von den positiven Männern beachtet zu werden; aber was sage ich Aufgabe — es ist die einzige Bestimmung — die unermeßliche glorreiche Bestimmung, die Frankreich unter allen Völkern auszeichnet, die aus unserm Lande die Mutter aller freien Menschen macht; eine gesegnete Mutterschaft, die die Völker mit Achtung, die Könige mit Schrecken erfüllt. Und alles Dieses giebt man auf, um sich zu Erbärmlichkeiten zu flüchten; man thut Nichts, was der Vernunft der Einen, was dem Herzen der Andern genügen könnte; so betrachten auch Diese wie Jene Alles mit Geringschäzung und harren. Wenn die Gefahr kommen wird, wenn endlich die Entwürfe der Fremden zur Reife gediehen seyn werden: dann wird man sehen, ob wir utopische Träumer oder thatkräftige Menschen sind, und vielleicht haben wir es schon bewiesen; dann wird man sehen, ob wir noch gleichgültig bleiben, ob wir die Hände auf den Rücken legen werden, die unserm Vaterlande dienen können (Beifall), für das wir den lezten Tropfen Blutes willig hingeben werden, das Ihr jezt auf dem Schaffote vergießen wollt — dieses Blut, das nicht uns gehört, sondern unserm Vaterlande; unserm Vaterlande, das wir lieben, weil es die Liebe seiner Kinder verdient; weil es uns frei gemacht hat; weil es groß ist; weil es der übrigen Welt theuer, nüzlich, furchtbar ist. Das Vaterland ist es, dem wir uns geweiht haben; geweiht mit Leib und Seele, nicht als Schwärmer, die sich in einem Worte berauschen, sondern als Menschen, deren Herz sich glücklich fühlt, auf dieser Welt Etwas gefunden zu haben, dem mit Leib und Leben anzugehören edel, süß und gerecht ist."

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der arme Chinese Hoo-Loo, von dessen unglücklichem Ende in Guy's Hospital neulich in diesen Blättern Erwähnung geschah, war ein Arbeiter in der Faktorei der ostindischen Kompagnie in Canton. Die dortigen Wundärzte weigerten sich, die Operation vorzunehmen, weil nach den chinesischen Gesezen der Arzt bei dem Tode des Patienten das Leben verwirkt haben würde. Bei der Leichenöffnung zeigte sich nichts Besonderes außer einer großen Anzahl von Würmern, die den gewöhnlichen Gartenwürmern glichen und von ungeheurer Größe waren. Es zeigte sich keine Spur von organischem Leiden, außer dem, welches von seinem Gewächse herkam. Die Blutgefäße, die aus diesem hervorgingen, waren von ungewöhnlicher Größe. Einige dieser Adern hatten einen halben Zoll im Durchmesser. Am Tage vor der Operation ließ man den Deutschen, von dessen Leib der Arzt A. Cooper vor eilf Jahren eine ähnliche Geschwulst geschnitten hatte, in's Spital kommen, wo er mit Hoo-Loo über diesen Gegenstand mittelst Dolmetscher eine lange Unterredung hatte, woraus der Chinese große Hoffnung schöpfte, als ein gesunder Mann wieder in seine Heimath zurückkehren zu können. Der Auswuchs selbst hat viele Aehnlichkeit mit einem Kuheuter und besteht aus einem häutigen Zellengewebe. Man hat es seit dem Mißlingen der Operation sehr bedauert, daß kein Landsmann des Patienten ihr beiwohnte, auch Niemand, der Chinesisch sprechen konnte, um mit ihm während derselben in seiner Muttersprache zu reden, die er allein verstand. Dieß hätte vielleicht viel beigetragen, ihn zu ermuntern und zu ermuthigen. Einer der Anwesenden, der Chinesisch verstand, übersezte seine Ausrufe, die er ausstieß, kurz bevor er in Ohnmacht sank und das Hautgewächs vollends abgelöst war. „Laßt mich los, laßt mich los, Wasser, Hülfe, Wasser, laßt mich," rief er. Die lezten artikulirten Laute, die er aussprach, waren: „laßt es bleiben. Ich kann es nicht mehr aushalten. Laßt mich los." Hoo-Loo's sanfte und höfliche Art machte ihm Alle, die ihn kannten, zu Freunden, und die Wärter und Kranken im Spital vergossen Thränen bei dem unglücklichen Ausgang der Operation. Auch Proben der englischen Wunderlichkeit und Liebhaberei an barocken Dingen kamen bei dieser Gelegenheit wieder zum Vorschein; Einer bot für den Hut zwei Guineen und ein Anderer wollte für sein Schlafgewand die doppelte Summe geben. Die Spitalverwaltung verbot jedoch Etwas von seinen Sachen zu veräußern.

•

Es ist bekannt, daß in England ungeheure Summen verwendet werden, um eine Parlamentswahl durchzusezen. Als unerhört in den Annalen der englischen Wahlen wurde als Beleg hiefür das Beispiel des Hrn. Ewart's angeführt, dem seine Wahl zu Liverpool nicht weniger als 90,000 Pfund kostete. Indeß weiß man, daß Lord Milton für seine Wahl in Yorkshire im J. 1807 eine Ausgabe von 100,000 Pfd. machte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 136. 16 Mai 1831.

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Graf Linharey theilte mir eine Handschrift d'Anvilles mit, die alle Berichte enthält, welche die portugiesische Regierung ihm durch ihren Gesandten am französischen Hofe M. da Cunha zugesandt hatte, damit er eine genaue Karte von diesem Theil von Afrika entwerfen könnte. Die folgenden Auszüge geben das Wichtigste aus dieser Schrift; nur muß man sich erinnern, daß damals das Königreich Motapa noch nicht zersplittert war.

Man hat gefunden, daß in den Monaten März, April und Mai die Strömung von Kap Lopez gegen Süden läuft, so daß man mit Leichtigkeit an dieser Küste hinabfährt; da aber die Strömung in den übrigen Monaten gegen Norden geht, während der Wind das Meer in der entgegengesetzten Richtung bewegt, so kann dann die Fahrt nach Süden nur gegen Wind und Fluth geschehen. Es giebt zwei Regenzeiten, die große dauert fünf Monate, nämlich vom April bis zum August, während welcher es fast täglich regnet — der Winter dieser Gegenden; während der Monate September und Oktober ist der Regen weniger häufig, und diese Zeit kann für den Frühling gelten; von da bis Ende März fällt nie Regen.

Das Königreich Loando ist sehr ausgedehnt, und die Eingebornen behaupten, daß ihre Voreltern Bramas hießen. Von andern Eingebornen hören wir, daß das Land früher unter verschiedenen Stämmen getheilt gewesen, welche wie ihre Nachbarn im Innern sämmtlich Menschenfresser waren, und in beständiger Feindschaft unter einander lebten. Nach einem langen Kriege zwischen den verschiedenen Häuptlingen gewann endlich Mani-Loango, (d. h. Prinz Loango) die Oberherrschaft, und unterwarf die übrigen seiner Gewalt. Zwischen Kap Sette und Kap Lopez sind die Provinzen Gobbi und Camma; von jener, die sehr von Seen und Morästen durchschnitten ist, liegt die Hauptstadt eine Tagreise von dem Meer. Zunächst an Maiumba stößt die große und wichtige Provinz Calungo. Zwei Lieues südlich von den Gebirgen von Loando läuft der Fluß Quila, der, nachdem er sich durch eine sehr fruchtbare Gegend gewunden hat, sich mit großem Geräusch in die See ergießt. Er bildet die Grenze zwischen Calungo und der Provinz Loango mit der Hauptstadt des Königreichs Loando, welche von den Negern Boarie genannt wird, aber gewöhnlich Loango heißt. Die Stadt liegt unter 4$^1/_2$° südl. Br. und 1$^1/_2$ Lieues vom Meer, ist groß und der Sitz des Königs. Die übrigen Provinzen von Loando sind Piri, ebenfalls ein bedeutender Landstrich, und Loando Mogo, außerdem grenzt noch eine Provinz an die letztern, welche mehreren kleinen Häuptlingen gehört, die den König von Loango als ihren Oberherrn anerkennen. Diese Neger handeln mit Elfenbein, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen, welche sie von Minen in einiger Entfernung beziehen; das Kupfer kommt aus den Gebirgen von Sundy, einem von Congo abhängigen Lande. Das Elfenbein, das sehr schön ist, verschaffen sie sich in Pakameala, oder Bokkemale, aus einer Entfernung von 150 Lieues östlich oder nordöstlich von der Küste. Der Handel zwischen Loando und Pombo, Sundy und Mousol, der Hauptstadt des Anzicaino, würde weit blühender seyn, wenn nicht die Jagas, welche Räuber und Menschenfresser sind, die Wege unsicher machten.

Das Klima ist so ungesund in Pombo, daß, wenn ein Fremder bei Mondschein reist, sein Kopf beträchtlich aufschwillt. Die Einwohner führen einen ansehnlichen Handel mit verschiedenen Ländern und in weiter Ferne. Sie kaufen Sklaven und Matomba-Zeuge, in Jungeno, einem dem Staat von Maccoco tributbaren Königreich, im Osten von Cundi und Ocango, wohin auch die Einwohner des großen Staates von Niniamai zum Behuf des Handels reisen. Die Portugiesen schicken ihre Pomberos zum Ankauf von Sklaven und Elfenbein nach Anzico und Monsol, von denen das erstere als ein mächtiges Reich im Norden des Zaire jenseits Loango und Congo beschrieben wird. Der große Strom, der seine Quelle in Manica hat, ist schiffbar, und die Eingebornen der Umgegend bringen auf ihm ihre Waaren in dieses Land, das etwa 70 Lieues am obern Laufe des Flusses, nur zwei Tagreisen von der Grenze von Manica liegt. Die Stadt, wo der Quitevo, oder König des Flusses und des Landes Sofala wohnt, wird Zimbao genannt, mit welchem Namen in diesen Ländern alle Hauptstädte, wo ein König seinen Hof hat, benennt werden. Die Portugiesen halten zur Erleichterung des Handels zwei Jahrmärkte in Manica, wohin die Kaufleute von Sena und Sofala ihre Waaren bringen, oder wo sie, wie man sich ausdrückt, „Gold kaufen." An den Ufern des letztgenannten Stroms liegen zwei Staaten, von denen der eine, der sich von dem Meer aus an beiden Ufern hin in eine große Entfernung erstreckt, Botonga, der andere, nördlich und östlich vom Strom, Bororo heißt; die größte Insel im Zambeze, nahe bei Sena, heißt Imbrazena;

ihre stärkste Länge beträgt $10^1/_2$ und ihre stärkste Breite $1^1/_2$ Lieues; sie ist sehr fruchtbar, aber Ueberschwemmungen ausgesetzt. Sena liegt 40 bis 50 Lieues von dem Königreich Manica, und wird von diesem durch die Königreiche Baroe und Macumbe getrennt. Auf dem andern Ufer des Zambeze, 7 — 8 Lieues landeinwärts, liegt ein sehr hohes, aber fruchtbares und wohlbebautes Gebirg, genannt Ebing, an dessen Fuß ein schöner Fluß hinströmt, der ein Arm des Suabo seyn soll, eines in diesen Gegenden sehr berühmten Stroms, auf dem die Kaffern und die Portugiesen in Sena Handel treiben. Dieser Fluß fällt 10 Lieues unterhalb Sena in den Zambeze. Von dem Fort von Tete rechnet man 60 Lieues nach Sena; etwa halbwegs bricht der Zambeze durch eine hohe 4 — 5 Meilen breite Gebirgskette, die sich in großer Länge hindehnt, was der Grund ist, daß die Kaffern ihr den Namen Lupata oder Rückgrat der Welt gegeben haben. An dem südlichen Ufer des Flusses wird Sena von dem unbedeutenden Strom der Mongas begrenzt, deren König sich jedoch immer von dem Reiche Motapa unabhängig erhalten hat. Gegenüber von diesem Staat liegt an dem Fuße der Gebirge im Osten des Flusses ein See, von den Kaffern Rusumbo genannt; er hat drei Lieues im Umkreis und in seiner Mitte liegt eine hohe und steile Insel.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Java.

(Schluß.)

Da den Europäern Alles daran liegt, gegenüber den Eingebornen in einem glänzenden Licht zu erscheinen, so haben sie die Gewohnheit angenommen, alle Handarbeit als unter ihrer Würde zu betrachten; der Handel ist daher der einzige Gegenstand, mit dem sie sich befassen, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich darauf verstehen, denselben so gewinnreich als möglich zu machen. So können sie denn auch in ihren Equipagen, ihren häuslichen Einrichtungen und ihren Tafelgenüssen einen Luxus zur Schau stellen, von dem man keinen Begriff hat. Nachdem mit Butterbrod und Thee gefrühstückt worden, lassen die reichen Kaufherren ihre Kutschen anspannen, und fahren nach ihren Komptoiren in der Hauptstraße der Altstadt. In vier Stunden sind sie mit allen Geschäften fertig, worauf sie nach ihren Hotels zurückkehren, wo das Mittagsmahl ihrer wartet. Nach Tisch macht man die Toilette, und die wegen der tödtlichen Hitze bis jetzt unzugänglichen Promenaden verwandeln sich in das belebteste Panorama. Da ist ein allgemeines Aufgebot von Pracht, Eleganz und Koketterie; der stolze „Edle" fährt mit langsamer Würde einher, von vier reich geschirrten Paradepferden gezogen; blitzschnell eilt neben dieser schweren Maschine die zierliche Kalesche des englischen Kaufmanns mit acht kleinen Bymapferden vorüber; hinter ihm folgt, etwas weniger rasch, ein phlegmatischer Holländer, mit behaglicher Nachlässigkeit im Wagen ausgestreckt, noch die Pfeife schmauchend, welche er beim Desert ansteckte, während sein wachsamer Diener bereit steht, mit der langen Lunte, welche an der Kutschenachse hängt, alle die Pfeifen anzuzünden, welche jener während seiner Spazierfahrt noch rauchen wird; da und dort bemerkt man artige Cavalcaden und leichte ein- oder zweispännige Kabrioletten, in welchen junge Herren mit erstaunenswerther Gewandtheit das Gedränge durchschneiden. Ist die Promenade vorbei, so geht man nach Hause, die Damen schenken in silbernen oder vergoldeten Tassen abwechselnd Thee und Kaffee ein; die männliche Gesellschaft setzt sich um die mit Bier, Liqueur und verschiedenen Weinsorten beladene Tafel und bläst den Damen die Tabakswolken ins Gesicht. Der folgende Tag bringt die nämlichen Beschäftigungen und die nämlichen Vergnügungen, und in diesem ewigen Einerlei lebt man das ganze Jahr. Auf dem gleichen Fuß treiben es die Kreolen. Diese Klasse hat eine sehr dunkelbraune Gesichtsfarbe und die malayischen Züge ihrer Mütter *) verleugnen sich nicht. Uebrigens sind sie gut gewachsen, und ihre Physiognomie ist zuweilen eines sehr geistvollen Ausdrucks fähig. Aber in der Erziehung völlig vernachlässigt, und von Jugend auf von einem Troß gefälliger Sklaven umgeben, die allen ihren Leidenschaften entgegenkommen, sind sie fast insgesammt in tiefe Sittenlosigkeit versunken. Mädchen aus den ersten Familien kennen oft nicht einmal die einfachsten Anfangsgründe des Unterrichts. Man darf deßwegen auch bei den Damen in Batavia, ob sie es gleich an Putz nicht fehlen lassen, nicht die Reize suchen, welche der feingebildeten Europäerin einen so mächtigen Zauber verleihen; sie fühlen Dieß auch, und eine solche mag sich vor ihrem Haß wohl hüten. Man behauptet, daß viele Personen, die in Batavia vermeintlich an den Folgen des Klima's sterben, ihr Schicksal lediglich weiblicher Eifersucht verdanken, die sie gereizt haben, und die sich nun an ihnen mit Gift rächt.

Die Entwicklung der Mannbarkeit ist auf Java so frühzeitig, daß Ehen, wo die Frau erst sieben bis acht Jahr alt ist, unter den Malayen nicht selten sind. Wenn ein junger Malaye um ein Mädchen sich bewirbt, und ihrer Neigung sich versichert hat, so begiebt er sich zu ihrem Vater, und hält um ihre Hand an. Daß dieser sich, ehe er seine Einwilligung ertheilt, zuerst erkundigt, ob sein künftiger Eidam so viel Vermögen besitze, um eine Frau zu ernähren, versteht sich von selbst, und die malayischen Gesetze lauten in dieser Beziehung bestimmt. Hat der junge Mann, der höchstens sechzehn oder achtzehn Jahre zählt, die Einwilligung der Eltern, so setzt er seine Verwandten davon in Kenntniß, die sich sofort versammeln. Es wird Musik bestellt, wobei zwei oder drei Hoboisten die Hauptrolle spielen, und mit dieser an der Spitze hält man einen festlichen Umzug durch den Ort. Dieser Zug kann aus fünfzig Personen, Männern und Weibern, bestehen, und jede der letztern — Mutter, Schwestern, Basen und Freundinnen tragen Körbe mit Kuchen, Früchten und Zuckerwerk. Der Bräutigam selbst, eine unbestilpte schachförmige Pappendeckelmütze auf dem Kopf und Nichts am Leib als Hosen, reitet auf einem wilden Renner, einen Anstreicher mit Farbentopf und Pinsel als Stallmeister neben sich, der, ehe man das Haus verläßt, alle Theile des Leibes, die nicht von den Hosen bedeckt sind, gelb bemalt, und keinen Augenblick verliert, die Farbe, wo sie sich verwischt, wieder herzustellen. Der Zug, der Morgens aufbricht, kehrt nicht vor Abend heim und hält nur an,

*) Die Malayen zeichnen sich durch breite, platte Nasen, großen Mund, etwas chinesische Augen, lange schlichte Haare und röthlich dunkle Gesichtsfarbe aus.

wenn man Erfrischungen nehmen will; der Bräutigam steigt fast nie vom Pferde und läßt sich von seinem nächsten Verwandten füttern Mit Einbruch der Nacht langt man in seinem Haus an, wo ein Bankett anfängt; die Braut ist bei dem ganzen Verlauf nicht anwesend. Am folgenden Tag wird die nämliche Ceremonie mit ihr durchgeführt, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht reitet, sondern in einem Palankin sitzt, und auch der Austreicher fehlt; jetzt erst gilt die Hochzeit als vollendet.

So burlesk und lustig eine solche Brautfahrt scheinen mag, so ist doch der Charakter der Malayen bei aller Sinnlichkeit mehr finster und in sich gekehrt, und Nichts geht ihnen daher über das Vergnügen sich mit Betel oder Opium zu berauschen. Manche bringen ganze Nächte mit Einathmen dieser betäubenden Dünste zu und müssen diese Unmäßigkeit oft theuer büßen. Das Opium wirkt zuweilen so stark auf die Nerven, daß sie in einen augenblicklichen Wahnsinn gerathen, den Kris in der Hand durch die Straßen rennen und Jeden niederstechen, der es wagt ihnen in den Weg zu treten und sie aufzuhalten. Die Malayen nennen Dieß ein Amok; in einem solchen Fall bewaffnet sich Jedermann, um auf den Berauschten, wie auf einen wüthenden Wolf oder Hund, Jagd zu machen, und der arme Malaye kommt fast immer um. *)

*) Am 15 Oktober 1819 ging Hr. Perrottet nach Manilla unter Segel.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Neunte Sitzung.

(Fortsetzung.)

„Dieß, „fährt Cavaignac fort,“ sind unsere Gefühle, Dieß unsere Grundsätze; denn wir trennen Beide nicht von einander. Und dennoch befinden wir uns hier auf dieser Bank, wo mehrere von unsern Brüdern ihr Todesurtheil im Namen Ludwigs XVIII verkündigen hörten. Wenn ich umherblicke und an den Soldaten, die uns bewachen, die dreifarbige Kokarde sehe, die wir ihnen zurückgegeben haben, so kann ich kaum meinen Augen trauen. Man stelle dorthin doch Schweizer, Soldaten der königlichen Leibgarde, und ich will es begreifen; wir könnten uns dann in die Zeit unsers theuern und unglücklichen Bories zurückversetzt glauben; glauben, daß noch Karl X regiere, und uns nicht darüber betroffen fühlen, daß er auch uns mit dem Henkerbeile treffen wolle, wie er Jenen vor acht Monaten getroffen hat (Bewegung unter den Zuhörern). Ich kann es nicht verschweigen, meine Herren, mit einem Gefühle tiefen Unwillens sehe ich unsere Gefährten, lauter Waffenbrüder des Julius: den tapfern Guilley, der aus der trefflichen Schule von Unteroffizieren hervorgegangen ist, von denen sich Frankreichs Heer eine so mächtige Zukunft versprechen darf; d'Herbinville, den noch gestern erst ein Soldat unserer Wache mit Thränen umarmte, weil er ihm an den Julustagen das Leben rettete; Trelat, der mit so milden Sitten eine so feste Sinnesart verbindet; und vor Allen ihn, Guinard, meinen besten Freund, den ich stets zuerst auf der Bresche sah; der mit Verschwendung Opfer brachte; der seinen sennigen Arm in den Gefechten des Julius ermüdete, und dann, jederzeit um seine eigenen Angelegenheiten am Wenigsten besorgt, sich ganz dem Dienste unserer braven Pariser weihte, der thätig, wo immer er nur den Armen hülfreich seyn konnte, selbst die Liebe und Achtung Derer vermehrte, die ihn am Meisten liebten und achteten Und Dieß sind die Männer, die zur öffentlichen Rache bezeichnet sind, und von Wem? Doch nein, zu solchen Männern will ich nicht solche Namen fügen; überliefern wir diese Namen der Schande, mit der wir sie schon bedeckt haben; übergeben wir sie der öffentlichen Meinung, die sie gegen uns aufriefen, und je strenger diese sie richten wird, desto gerechter wird sie seyn.“

„Doch nicht die Regierung klagen wir der Undankbarkeit an; wir haben niemals Etwas für sie gethan; nicht um ihrer willen haben wir in den Juliustagen gefochten; nein — wir klagen sie nicht des Undankes an, aber der Ungerechtigkeit. Man hat damit angefangen, uns den schmachvollen Ränken einer außergesetzlichen Polizei in die Hände zu liefern, einem organisirten System von Verleumdungen; man hat unsere Mitbürger, unsere Waffengefährten gegen uns aufgewiegelt, um endlich diese schöne pariser Artillerie aufzulösen, von der man sich Alles versprechen durfte. Dann verweigerte man unsern dringendsten Forderungen eine Untersuchung, die diesem Prozeß vorgebeugt haben würde, und endlich beraubte man uns unserer Freiheit, um auf Thatsachen, deren Werth Sie jetzt zu würdigen im Stande sind, eine Anklage auf Leben und Tod zu bauen. So haben Die, welche in dem Ministerprozesse gegen die Anwendung der Todesstrafe sich erhoben, diese gegen uns aufgerufen! So würde dieses Hotel de Ville, wo die Männer des Julius kämpften, noch ein Mal einige derselben sterben gesehen haben, während die Regierung alle ihre Mittel und Kräfte aufbot, jene Minister davon fern zu halten, die in dem Blute der Pariser badeten!

„Diese Begünstigung scheint vielleicht unerklärlich; doch wir können dazu leicht den Schlüssel finden. Die Minister Karls X haben in den Augen gewisser Leute nur ein Unrecht begangen — daß ihr Versuch mißrieth; wir haben ein großes Verbrechen begangen, weil wir ihnen daran hinderlich waren. Uebrigens durch ihre Verdammung hätte man ihren Brüdern von der heiligen Allianz mißfallen; durch unsere Verfolgung macht man ihnen Vergnügen. In der That, wenn man, wie wir oft unter einander sagten, dem Auslande den Beweis geben wollte, daß man gar nicht des Sinnes sey, mit den Juliusmännern Brüderschaft zu machen, so war dieser Prozeß ganz verständig und erreichte auf dieser Seite völlig sein Ziel; wenn man ihn einleitete, um zu zeigen, daß man vielmehr Nichts lieber wünsche, als sie zu treffen, und daß hierzu der frivolste Anlaß hinreiche, so hat man seine Absicht bewunderungswürdig durchgesetzt.

„Die Aristokratie von Europa verabscheut die Männer des Julius; als Preis eines trügerischen Friedens hat sie schon lange gefordert, daß man unter ihnen ein Dutzend herausnehmen und schlachten solle; Das sind Gefälligkeiten, die gute Nachbarn wohl von einander verlangen dürfen.

„Man hat Ihnen, meine Herren, zu verstehen gegeben, wir seyen so anmaßend, in uns die letzte Revolution personifizirt darstellen zu wollen: wahrlich, hiezu müßten wir doch recht große Narren gewesen seyn. Nein, wir halten uns durchaus nicht für die einzigen Stützen der Freiheit, wie man gestern sagte. Dank dem Himmel, wir verlieren uns in dem anspruchlosen Haufen der guten Bürger, die sich um sie herdrängen. Sie hätten uns umkommen lassen können, ohne dadurch das Mindeste zu gewinnen, nicht ein Mal unsere Abwesenheit würde bemerkt worden seyn. Die Revolution ist die ganze Nation; unser Vaterland ist es, welches das Befreiungswerk vollbringt, wozu es von der Vorsehung der Völker bestimmt ist; ganz Frankreich ist es, das gegen diese seine Pflicht erfüllt hat. Wir haben nur gegen Frankreich unsere Pflicht erfüllt, und so oft es unser bedarf, wird es uns finden, Was es verlangt, erhalten.“

Lange andauernder Beifall folgte dieser Rede, die mit großer Würde und Energie vorgetragen wurde.

(Schluß folgt.)

Die Bewohner der britischen Inseln. *)

In England, dessen Bevölkerung aus Sachsen, Wallisern und andern besteht, herrscht der sächsische, in Schottland, wo die Pikten und die Celten den Hauptstamm bilden, im Ganzen der piktische, in Irland, dessen Bestandtheile eine Mischung von Celten und Milesiern sind, der celtische Charakter vor. Ueberall giebt die Mehrzahl dem Volke das Hauptgepräge.

1. Die Engländer.

Beinahe in uranfänglicher Reinheit sind die englischen Sachsen noch

*) Blackwood's Edinburgh Magazine.

an der Ostküste vorhanden, verbreiten sich durch das ganze Land, und kommen vielleicht der Gesammtzahl der übrigen Bevölkerung Englands gleich.

Der englische Sachse, oder der Engländer schlechtweg, unterscheidet sich von den anderen Stämmen durch einen kleinen Körperbau, kurzen Hals, kurze Glieder, starken Rumpf und große Lebensorgane, eine helle Farbe der Augenbraunen und des Haupthaars, durch ein breites Gesicht, große Stirn, runden und kleinern Hinterkopf.

Wenn der Engländer geht, so wälzt er sich gleichsam auf seinem Schwerpunkte fort, indem er zuerst die eine, dann die andere Seite vorwärts schiebt. Seine Geisteskräfte sind nicht ausgezeichnet; aber von einer völligen Leidenschaftlosigkeit unterstützt, bilden sie einen Charakter, der sich gleich sehr durch Einfalt, wie durch praktischen Gehalt empfiehlt. Der Grundton desselben ist ruhige Beobachtung, Geradheit und Beharrlichkeit. Sein kalter Beobachtungssinn dient anderen zwar untergeordneten, aber deßhalb nicht unwichtigen Zügen zur Basis. Eine der hervorstechendsten unter diesen ist jene Wißbegierde, die gerne forscht, aber Nichts als ein Wunder anstaunt. Das Nil admirari gilt ihm als Gesetz; hiezu kommt noch jene Zurückhaltung, welche den Engländer nicht weniger auszeichnet. Aus seiner Geisteseinfalt geht die ihm eigenthümliche Schlichtheit und Ungeschlachtheit hervor, die ihn so tüchtig für die Geschäfte des Lebens macht, und ihm als Handelsmann Geltung giebt. Er haßt (wenn er überhaupt des Hasses fähig ist) alle Winkelzüge, und findet für sich selbst die unlautern Artigkeiten der Umgangsetikette unbehaglich. Daher auch eine Stätigkeit und Sicherheit in seinem Benehmen gegen Alle, die mit ihm zu thun haben, wie man sie selten trifft. Nichtgrübeln ist Prinzip seiner Moral, das Herkommen, nicht die Gerechtigkeit das seiner Rechtspflege; daher, wenn seine Rechte angetastet sind, jenes Brummen, welches, deutlich vernommen, sie wirksam schützt. Daher jener Gemeinsinn, welcher ihn zur Stunde der Gefahr gleich seinen übrigen Landsleuten beseelt und Resultate hervorruft, welche das Erstaunen und die Bewunderung der Völker um ihn her erwecken. Die erste dieser Grundeigenschaften stößt den Ausländer von ihm ab, sein Stättbun und Ansichhalten erscheint ungesellig, ist aber von solchen Charakteren unzertrennlich, und zeugt nicht sowohl von Stolz als von jener Achtung der eigenen Ansicht, zu der er sich berechtigt glaubt, und die er selbst in Andern ehrt. Selten ist er gegen Untergebene übermüthig, oder furchtsam gegen Obere. Er wird von keiner Musik hingerissen, lacht nicht in dem Lustspiel, schreit nicht in der Tragödie, giebt kein Zeichen von Freude oder Leid bei den Begegnissen des Lebens, er hat keinen genauen Begriff von Schmerz oder Elend, weiß Nichts von Extase, hat aber einen scharfen Blick für das Lächerliche. Auch in häuslichen, geselligen und politischen Bezügen leitet ihn mehr Pflichtgefühl als Neigung. Zum Belege der sittlichen Höhe, die ein solcher Charakter erreichen kann, erinnere man sich der einfachen und hochsinnigen Ermahnung, welche Nelson seiner Flotte vor dem Sieg von Trafalgar gab: England erwartet, daß Jeder seine Pflicht erfüllt! Wo finden wir ein Seitenstück selbst in den ausgeschmückten Berichten aus der glorreichsten Römerzeit? Glücklicherweise ist dem Engländer ein Uebermaß von Haß wie von Liebe unbekannt. Rache verabscheuet seine Natur. Selbst der Klopffechter schüttelt dem Gegner die Hand, bevor er den Kampf beginnt; er führt keinen Streich, wenn dieser zu Boden liegt, der Sieg giebt keinen Triumph, die Niederlage keine Schmach.

Der außerordentliche Werth eines solchen Charakters liegt am Tag. Ihm verdankt England seine Freiheit, seinen Handel; weder der Schotte noch der Ire hätten sie errungen. Wenn der Engländer aber auch keine hervorragenden Geistesgaben besitzt, so hat er dagegen auch keine heftigen Leidenschaften. Diese ohne jene würden ihn zu Grunde richten.

Jede fremde Charakterzumischung durch Zwischenheirathen ist deßhalb ein sehr zweifelhafter Gewinn für ihn. Betrachten wir die Vermischung der Sachsen mit den sie umgebenden Volksstämmen. Unvermischt mit den Nachkommen der immer noch unterscheidbaren Eindringlinge finden wir auf den englischen und schottischen Küsten noch Volksmassen, deren Charakter dem der Bevölkerungen auf dem gegenüberliegenden Festlande genau entspricht. Im Westen dagegen vermischten sich die Sachsen mit den Wallisern, ohne dadurch zu gewinnen, da diese ihnen Leidenschaft, aber nicht höhere Geisteskraft mittheilten. Die Walliser sind in der That bereits ein Amalgam von Celten und Sachsen, wie ihre Gesichtsbildung und Sprache verräth. Hier erzeugt die wilde Phantasie und Leidenschaftlichkeit der erstern mit der Beharrlichkeit der letztern jenen dumpfen Mysticismus und finstern Ingrimm, der oft zu den furchtbarsten Folgen führt. Im Süden vermischten sich die Sachsen mit den Franzosen, wie man aus der dunklern Gesichtsfarbe der Südländer erkennt; hier finden sich Spuren französischen Scharfsinns und größere Liebenswürdigkeit des Charakters, im Norden mit den Pikten, wie man aus den schlankern Gestalten der Yorkshirer und Lancashirer, und der nördlichen Bevölkerung überhaupt ersieht; daher auch das höhere Geistesvermögen, das sich in der erfinderischen Industrie zu Manchester, Sheffield, Leeds u. s. w. zu Tage legt.

Obgleich nun England selbst wenige Elemente zur Veredlung des Sachsenstammes enthält, so hat dieser doch so viel eigenen Gehalt, und wird durch die leichte Beimischung der entferntern Pikten, der skandinavischen und dänischen Geschlechter so vortheilhaft aufgefrischt und verbessert, daß er seinen Urstamm auf den Gegenküsten Frieslands u. s. w. bei Weitem übertrifft. Zugleich ist er so sehr über das ganze Land verbreitet, daß alle andern Volksarten Englands vor ihm verschwinden. Wie verrückt der dumpfe Mysticismus, wie abscheulich die finstere Leidenschaft von Wales neben dem hellen Verstande und der leidenschaftlosen Besonnenheit Englands erscheinen, wie beschämt sich der Walliser unter dem zahlreichern, durch schlichten Verstand, aufrichtige Unpartheilichkeit wie durch Gesittung und Wohlstand vor ihm ausgezeichneten Sachsen fühlen muß, läßt sich begreifen. Eben so augenfällig ist, wie gemein der verschmitzte Scharfsinn, wie schlangenartig die beugsame Zuvorkommenheit des Schotten — wie boshaft sein Parteigeist selbst in dem Heiligthum der Wissenschaft — wie satanisch sein konsequenter Verfolgungsgeist — wie arglistig seine lauernde Berechnung, wie unrechtlich der durch so unheilige Mittel aufgehäufte Mammon in dem guten Alt-England erscheinen muß; während selbst der überlegene Verstand vor dem ruhigen Blicke des ehrlichen, zuversichtlichen Engländers zurückschreckt. Ebenso läßt sich denken, wie höchst werthlos und verächtlich in England der Irländer bei seinem gänzlichen Mangel an Besonnenheit, Grundsätzen und Industrie und wie wohlverdient das irische Elend erscheinen muß; und es ist nur gar zu sehr zu fürchten, daß die natürliche Wirkung dieser unvermeidlichen Verachtung den Interessen Irelands nachtheilig werde.

Vermischte Nachrichten.

Das sogenannte harlemer Meer existirt erst seit dem sechzehnten Jahrhundert. Es war das Resultat einer großen Katastrophe, in welcher mehrere Dörfer von den Fluthen begraben wurden. Seit diesem furchtbaren Ereigniß hat der Ozean eine große Landstrecke überschwemmt, und bedroht unaufhörlich mit neuen Einbrüchen. Kaum sind es zwei Jahrhunderte, als die Kirchen der Dörfer Alsmeer und Leymuiden noh 1700 Ellen von dem harlemer Meer entfernt lagen. Jetzt beträgt die Entfernung noch 100, und ohne einen Damm wären sie längst nicht mehr. Der Andrang der Wasser nimmt von Tag zu Tag zu, und die Unterhaltung der Dämme wird dadurch immer kostspieliger; gegenwärtig kostet sie jährlich 30,000 Gulden, und wie man berechnet, steigt die Summe, welche sie vom Anfang an dem Staat 6,640 gekostet hat, auf 6,610,000 Gulden. Aus vielfachen und genauen Sondirungen weiß man, daß die mittlere Tiefe des Sees sich nicht über 12 bis 15 Fuß beläuft, und daß der Grund aus einem vortrefflichen Boden besteht, der aus ungleichen Schichten Torf, Pflanzenerde und Thon zusammengesetzt ist, und, trocken gelegt, zu Waldung und Ackerland sich gut eignen würde. Hr. v. Stappers hat daher, unter der Bedingung, daß man ihm den See mit den benachbarten Sümpfen als Eigenthum überließe, der Regierung einen Plan zur Austrocknung vorgelegt. Kommt dieses wirklich riesenhafte Unternehmen, das durch eine Aktiengesellschaft mittelst eines Kapitals von 6,000,000 (in 12,000 Aktien zu je 50 fl.) begonnen werden soll, und zu dessen Behuf Hr. v. Stappers mehrere Schöpfmaschinen erfunden hat, zu Stande, so gewinnt ganz Nordholland ein neues Ansehen.

Ueber die Verheerungen der Brechruhr in Asien lauten die Nachrichten betrübend. In Calcutta hatte im Oktober die Seuche namentlich auch unter den Europäern zahlreiche Opfer weggerafft. In Dschessor wüthete sie dagegen mehr unter den Eingebornen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 137. 17 Mai 1831.

Ueber die Lage der hottentotischen Bevölkerung auf dem Kap. *)

Die jetzigen Hottentoten und Buschmänner sind Nachkommen der verschieden benannten Horden, welche von den ersten holländischen Ansiedlern auf der Süd- und Südwestgrenze des afrikanischen Festlandes angetroffen wurden, und deren Gebiet die ungeheure Länderstrecke zwischen dem Elephantenfluß im Norden, und dem indischen Ozean umfaßte. Derjenige Stamm, dessen in den Berichten der holländischen Regierung nach der bleibenden Niederlassung an der Tafel-Bai im J. 1651 zum ersten Mal Erwähnung geschieht, waren die Saddanab's; mit diesen knüpften die Diener der holländisch-ostindischen Kompagnie den ersten Verkehr an, der in einem Austausch von Eisen- und Kupferartikeln gegen Schafe und Rinder bestand. Ungeachtet der Absicht der Kompagnie, diesen Verkehr auf die Verproviantirung ihrer Schiffe zu beschränken, scheint derselbe sich bald durch Privattheilnehmer bis zu den Horden am Brudefluß ausgedehnt zu haben, und alle Anstrengungen der Regierung, die Wilden gegen die Folgen eines betrügerischen und ungleichen Handels zu schützen, wurden von den Kolonisten vereitelt, die sich zuletzt nicht entblödeten selbst zu Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen, und in Streifparteien auszuziehen, um sich des Viehes der wehrlosen Eingebornen zu bemächtigen. Die durch die Weißen verübten Frevel, wovon endlich die Kunde die Kompagnie in Holland erreichte, waren so zahlreich und allgemein, daß die Direktoren es für unpolitisch erachteten, die Sache zur Untersuchung zu bringen, und nach einer schwachen Drohung, eine scharfe Ahndung im Wiederholungsfall dieser Unbilden eintreten zu lassen, den Viehhandel frei erklärten.

Die Vertheilung des Landes unter die holländischen Ansiedler, während die Horden noch über dasselbe zerstreut waren, setzte die Einwanderer natürlich der Rache und den Plünderungen der Buschmänner aus, und die amtlichen Meldungen aus jener Zeit gedenken daher häufiger Expeditionen, die, um jenen Feindseligkeiten Einhalt zu thun, unternommen wurden, und in einem Fall geradezu unbarmherziger Weise die Ausrottung des ganzen Volks bezweckten. Ward dieser Plan auch nicht zur Ausführung gebracht, so mußte doch die Vertreibung der Buschmänner von den Ländereien, die sie als Weideplätze benützten, und ihre Verweisung in wasserleere Gegenden, so wie der fortwährende Vertilgungskrieg der Kolonisten, die nach Laune in den benachbarten Kraals Einfälle machten, und gewöhnlich Alles niedermetzelten, die eingeborne Bevölkerung sehr vermindern.

Diese den Grundbesitz der Hottentoten beschränkende Maßregel war indessen nicht bloß eine Folge der Fortschritte der Kolonisation — sie sollte auch ein Mittel werden, den Geschmack am Wanderleben ihnen abzugewöhnen; wirklich erließ die Kolonialregierung im J. 1787 ein förmliches Dekret, worin sie ihnen verbot, ihren Aufenthaltsort zu verändern und sich mit Pässen zu versehen befahl. Dadurch sollten die Hottentoten in eine unmittelbare Abhängigkeit von den Kolonisten versetzt werden; von einem Gefühl des ihnen geschehenen Unrechts geleitet bedrohte aber die Regierung zugleich in einer Proklamation mit körperlicher Züchtigung und Vermögenskonfiskation jeden Kolonisten, der es wagen würde, einen von ihnen zu mißhandeln, oder von ihren Weibern und Kindern gewaltsam zu trennen. Dieselbe Strafe wurde Jedem angekündigt, der die Flüsse Baviaan's oder Tarka überschritte, oder Waffen und Munition an Eingeborne veräußerte. Allein die holländischen Kolonisten auf den Grenzen ließen sich ihre alte Gewohnheit die Eingebornen zu verfolgen nicht so leicht nehmen, und ein Landdrost in dem Distrikt Graaff Reynett versichert aus eigener Erfahrung, der Charakter der Feldkommandanten, unter denen die bewaffneten Aufgebote der Bauern standen, machten sie nur zu geneigt, manchen Mißbräuchen freien Spielraum zu gestatten. Als er versuchte, ein friedlicheres Verhältniß nach Außen zu begründen, so erklärten ihm die Kolonisten geradezu, er verlange eine Unmöglichkeit. Glücklicher war er in seinen Bemühungen, den Zustand der inländischen Buschmänner zu verbessern; mehrere Einwohner unterstützten ihn hierin und äußerten ihre Bereitwilligkeit zum Unterhalt der bedürftigsten Familien Rindvieh und Schafe beizusteuern. Diese humanere Politik erhielt den ungetheilten Beifall des Gouverneurs Macartney, der damit eine Anerkennung von Autorität in der Person ihrer Häuptlinge verband, die Zuweisung hinreichender Ländereien an die Stämme verfügte, und ihr Eigenthum und ihre Kinder unter den Schutz der Gesetze stellte.

Die wohlthätigen Folgen dieser veränderten Behandlung der Buschmänner zeigten sich in dem Aufhören ihrer räuberischen Angriffe und in dem Umstand, daß sie in einem Augenblick ruhig blie-

*) Nach dem auf Befehl des britischen Parlaments am 1 Julius v. J. gedruckten Berichte des Hrn. John Thomas Bigge.

ben, als die Kaffern, aufgereizt und ermuthigt durch unzufriedene europäische Ansiedler, über den Fischfluß vorrückten, mit den Hottentoten in Uitenhage sich vereinigten und gegen die Einwohner dieses Distrikts wie gegen die von Graaff Reynett einen verderblichen Krieg eröffneten. Die Schwierigkeit, einer so ansehnlichen Masse mit Erfolg Widerstand zu leisten, fühlte der Befehlshaber der britischen Truppen sehr wohl, und es wurde die Hauptaufgabe des Generalmajors Dundas den Bund der Hottentoten und Kaffern aufzulösen. In einem Brief, welchen er zu dem Ende an den Kommissär der Grenzdistrikte, Hrn. Maynier, schrieb, ermahnt er ihn vor allen Dingen sein Augenmerk auf die Hottentoten am Sonntagsflu gerichtet zu halten, und alle Maßregeln zu ergreifen, um diese Niederlassung in guten Stand zu setzen, damit hier alle, die des Diensts auf den Meiereien überdrüssig wären, ein Unterkomme fänden. Auch bekam Hr. Maynier den Auftrag, ein Verzeichniß von sämmtlichen noch unbesetzten Grundstücken einzusenden, wo Hottentoten untergebracht werden könnten. Solche Grundstücke, die sich in Zwartebergen und am Klienfluß fanden, wurden zwei Häuptlingen zugetheilt; eine Zahl Hottentoten aber, die sich mit dem Bauerndienst nicht befreunden wollten, nebst einigen, die sich nach Graaff Reynett geflüchtet, wurden an einem Ort zwischen Uitenhage und der Algoa-Bai, der jetzt Bethelsdorp heißt, versammelt und der Obhut des Dr. Van der Kemp und zwei anderer Missionäre übergeben.

Diese hottentotische Pflanzschule, sa wie eine andere, welche die mährischen Brüder in dem Distrikt Stellenbosch errichteten, empfahl General Dundas, als er im J. 1803 die Kolonie verließ, dem Wohlwollen der wiedereingesetzten batavischen Regierung, die auch nicht ermangelte, wie man aus einem Erlaß an den Landdrost von Schwellendam ersieht, die Ansprüche der Hottentoten und der farbigen Klassen auf Freiheit, Sicherheit und Lebensunterhalt in einem Land zu würdigen, das nach dem emphatischen Ausdruck des Generals Jansens ursprünglich ihr ausschließliches Eigenthum war. Der General erklärte, daß Personen, welche Hottentoten in ihren Diensten hielten, kein Recht hätten, dieselben zu bestrafen und verlangte, daß alle dahin einschlagenden Kontrakte schriftlich und in gesetzlicher Form abgefaßt seyn sollten. Bei dieser Erklärung scheint es aber sein Bewenden gehabt zu haben. Man führte an, die ersten Kolonisationsversuche, welche Dr. Van der Kemp mit den Hottentoten anstellte, seyen mißlungen; allein bei der Kürze der Zeit und unter den ungünstigen Verhältnissen, unter welchen das Unternehmen begonnen worden, konnte ein solches theilweises Mißlingen rücksichtlich der Ausführbarkeit desselben noch Nichts entscheiden, und es war gewiß auch nicht der Grund, warum die holländischen Behörden dem Missionswesen ihre Unterstützung entziehen zu müssen glaubten. Offenbar waren sie jeder Veränderung in der bürgerlichen Lage der Hottentoten abgeneigt. Als der Kommissär de Mist den Plan zu einer kirchlichen Organisation entwarf, that er es mit ausdrücklichem Vorbehalt des Rechtes des Gouverneurs die Zahl und den Ort der Missionen zu bestimmen, machte den Missionären bei ihren apostolischen Wanderungen die Einholung einer besondern Erlaubniß zur Bedingung und bedeutete ihnen, sich in die weltlichen Angelegenheiten der Hottentoten nicht zu mischen. Später hieß General Jansens in einer Proklamation die Bemühungen eigens bevollmächtigter Personen ihre heidnischen Brüder jenseits der Grenze zu civilisiren und zu unterrichten zwar gut, und versprach ihnen sogar den Beistand der Regierung, verordnete aber, daß Dieß in einer Entfernung geschehen müsse, in welcher kein täglicher Verkehr mit den Hottentoten der Kolonie Statt haben könne. Indem er hierauf die Existenz der mährischen Mission in Baviaans Kloof, der des Hrn. Kitcherer (eines Geistlichen von der holländisch-reformirten Kirche) am Sackfluß und der von Dr. Van der Kemp in Bethelsdorp genehmigte, schärfte er den Missionären zugleich ein, daß sie sich nicht unterstünden, einen Hottentoten oder Bastard aus dem Dienst der Kolonisten in ihre Institute einzuladen, und verbot namentlich dem Dr. Van der Kemp und seinen Kollegen sich ohne Zustimmung des Landdrosten von Uitenhage über die Grenze zu begeben, oder einen Hottentoten, der in den letzten zwölf Monaten bei Bauern gedient, in Bethelsdorp aufzunehmen. Ueberdieß meinte der Gouverneur, es möchte wohl unnöthig seyn, sie schreiben zu lehren und man könne sich damit begnügen, daß man ihnen, so weit ihre geistigen Fähigkeiten es erlaubten, die einfachsten Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung einpräge, wie sie von der holländischen Regierung aufgestellt würden. Was auch die Gründe gewesen seyn mögen, aus welchen die holländischen Behörden den Hottentoten das Recht über sich selbst zu verfügen und sich den Missionären anzuschließen bestritten, so Viel ist gewiß, daß während der kurzen Dauer der batavischen Herrschaft in der Lage der Eingebornen Wenig oder Nichts besser wurde. Die von General Jansens den Landdrosten zugekommenen Verhaltungsregeln vermochten jenen weder Sicherheit der Person noch des Eigenthums zu verbürgen, stets blieben sie der eigennützigen Willkür der Kolonisten Preis gegeben, die sie so ziemlich als Sklaven betrachteten; in dieser Lage der Dinge befand sich die einheimische Bevölkerung, als die Briten im J. 1806 das Kap zum zweiten Mal eroberten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Fortsetzung.)

Von Tete wenden wir uns gegen das Innere von Motapa, und finden zuerst das Königreich Munhai, welches den Erbtheil des Kronprinzen bildet. Die entfernteren Theile von Motapa werden unter dem allgemeinen Namen Mocararpa begriffen, mit Ausnahme des Theils am Ufer des Flusses, der Botonga heißt. Mocararpa erstreckt sich über die Königreiche Manica, Sofala und Sabia, welche abgerissene Theile des Reiches Motapa sind, und früher alle mit Mocararpa vereinigt waren, bis der König sich entschloß, sie für seine drei jüngern Söhne zu abgesonderten Staaten zu erheben, und die Namen der Prinzen, welche diese Königreiche gründeten, sollen von ihren Nachkommen beibehalten worden seyn. Von zwei Märkten, welche jetzt nicht mehr gehalten werden, war der eine in Luanza etwa 35 Lieues südlich von Tete, zwischen zwei kleinen Flüssen, die dort sich vereinigen und in den Manzora fallen, welcher seinerseits sich in den Zambeze ergießt; der andere in Bocuto, 13 Lieues in gerader Linie jenseits Luanza, gleichfalls zwischen zwei Flüssen,

welche sich mit dem Manzora etwa eine halbe Meile von der Stadt vereinigen. An beiden Orten fand man früher Gold und Lebensmittel in Menge, und in beiden hatten die Dominikaner einst Kirchen. In der Entfernung von 50 Lieues von Tete, 10 von Bocuto, und eine halbe Tagreise von Motapa, steht das Dorf Massapa, welches einst der hauptsächlichste Marktplatz der Portugiesen war, und obgleich es aufgehört hat Dieß zu seyn, so ist doch noch wegen der gegenüber liegenden Goldminen ein portugiesischer Offizier mit dem Titel Hafenkapitän dort aufgestellt. In der Nähe liegt das große Gebirg Fura, welches so goldreich ist, daß viele darin Ophir erkennen wollten, aus dem Salomo seinen Reichthum bezog. Wie Dem auch seyn mag, so muß bemerkt werden, daß man bis auf den heutigen Tag behauene Steine in diesem Gebirg findet, welche früher mit großer Kunst und ohne Kitt auf einander gebaut waren; was in dem Innern des Kafferlandes um so auffallender erscheint, als in diesen Gegenden alle Gebäude, selbst die Paläste in Motapa nicht ausgenommen, nur von Holz und Lehm sind. Offenbar war daher dieses Gebirge in einer längst verflossenen Zeit, wahrscheinlich lange ehe es den Arabern in Quiloa und Mozambique, den Vorgängern der Portugiesen im Handel, bekannt wurde, im Besitz mächtigerer und kunstreicherer Völker als die gegenwärtigen Bewohner. Von dem Gebirge von Fura strömt der Fluß Mazaras, welcher in seinem Laufe Gold mit Sand vermischt mit sich führt. Fünfunddreißig Lieues von Massapa ist der ehemalige Goldmarkt Dambarari, und vier Tagreisen jenseits gegen Norden ein anderer verlassener Marktplatz, genannt Logoe. Diese zwei Orte wurden im November 1693 von einem Kafferanführer Namens Changamera zerstört. Jenseits des Minenbezirks befindet sich das Königreich Chicova, welches an Lebensmitteln Ueberfluß hat, aber wegen der Ausdehnung der Reisfelder und der Viehwaiden an Holz Mangel leidet. Im Westen dieses Landes liegen Rupande und Shangra, welche an das große Königreich Abutua grenzen. Wenn man von Tete den Zambeze aufwärts verfolgt, so trifft man in einiger Entfernung von diesem Platze, und auf demselben Ufer das Dorf Empango, weiter hinauf das Königreich Jamnbe, wo die Jesuiten eine Kirche haben sollen. In diesem Theil des Flusses, etwa 30 Lieues oberhalb Tete, unterbricht ein Felsen, der den Strom quer durchschneidet, die Schifffahrt; ähnliche Hindernisse erstrecken sich über 20 Lieues. In Chicova wird der Fluß wieder schiffbar, aber man weiß nicht, wie weit, und vermuthet nur, daß seine Quelle sehr entfernt sey. Das Königreich Chicova, nordwestlich von Motapa am Zambeze, hat berühmte Silberminen, obgleich Baretto, der die erste Niederlassung dort gründete, sie nicht entdecken konnte. Ein ansehnliches Reich auf der Seite des Flusses, wo Materam liegt, ist Motapa, allein es steht doch Abutua, das bis an die Grenzen von Angola reichen soll, an Macht nach. In diesem Königreich fließt ein großer Strom, wahrscheinlich der Cumene, welcher aus dem Osten von Benguela kommt, und die westlichen Neger, welche man für Bewohner von dieser Gegend oder von Angola hält, befahren ihn.

(Schluß folgt.)

Die Insel Ascension.

Auf dem Rückweg von Indien segeln alle Schiffe an einer kleinen Insel vorbei, die, nachdem sie lange unbeachtet geblieben, jetzt als Beweis dienen kann, wie viel ein gutes beharrlich durchgeführtes Verwaltungssystem selbst in Bezug auf Gegenden vermag, die des Anbaus gar nicht fähig erschienen — wir meinen die Insel Ascension. In der That, wenn man an's Land gestiegen und die breite weiße Sandfläche des Strandes überschritten hat, erblickt man, so weit das Auge reicht, Nichts als einen vulkanischen Boden, durchschnitten von hohen Spitzbergen, worauf der Naturforscher allein Spuren des Pflanzenlebens zu entdecken vermag. Ueberall wandert man auf Laven und Schlacken, welche auf den Ebenen das Seltsame in ihrer Erscheinung haben, daß sie unregelmäßige Erhebungen bilden, als ob sie von Menschenhand aufgeworfen wären, damit der leichte röthliche Boden in ihren Zwischenräumen angebaut werden könnte. Der höchste Berg befindet sich so ziemlich in der Mitte der Insel. Durch die Wolken, welche er anzieht und an seinem Gipfel festhält, wurden daselbst die vulkanischen Substanzen aufgelöst, und so erzeugte sich eine gute Erde, so daß dieß jetzt die einzige Gegend ist, wo eine tüchtige Vegetation sich zu regen beginnt. Von hier aus hat man das geologische Totalbild der Insel vor sich, und man bemerkt, wie alle diese mehr oder wenig hohen Spitzberge umher Mittelpunkte einer vulkanischen Thätigkeit waren, als noch die ganze Insel im Brand stand. Mehrere von ihnen zeigen noch den Kraterausschnitt ziemlich gut erhalten; einer dieser Krater, welchen die Engländer den Teufelszirkus nennen, sieht wie eine ungeheure Reitschule aus; er ist von nicht beträchtlicher Tiefe, und seine Seiten sind vollkommen abgerundet; ja man gewahrt sogar den Unterschied der koncentrischen Linien. Offenbar enthielt er einst Regenwasser, das nach und nach verdünstete und diese Spuren hinterließ. Wenn man jedoch hineinsteigt, soll man diese Regelmäßigkeit wegen der Größe seiner Verhältnisse nicht so wahrnehmen können. Von dort herab giebt man sich auch von jenen Schlackenhaufen Rechenschaft. Sie sind nichts Anderes als die Reste von vulkanischen Auswürfen, welche nach späteren Ausbrüchen, wodurch die Thäler ausgefüllt und eben gemacht wurden, übrig blieben. Die Spitze des Centralpiks durchaus und ein Theil seiner Seiten bestehen aus solchen Conglomeraten von leichten Schlacken, Bimssteinen und kleinen Obsidianen, kurz aus Dem, was die Italiener lapilli nennen. Man gräbt mit größter Leichtigkeit in diese Massen Wege und Höhlen ein, in welchen die Einwohner sich ein augenblickliches Unterkommen schaffen. In den zu diesem Ende gemachten Einschnitten gewahrt man verschiedene in's Braune oder Schwarze spielende Farben, und manchmal Obsidianadern, die einige Linien dick sind und wie geschmolzenes Glas auf Sand hinabzulaufen scheinen. An einigen Orten trifft man auch große schwarze Obsidianblöcke. So gezackt die Umrisse der Insel sind, so giebt es doch keine eigentlichen Häfen, und man ankert bloß unter dem Wind. Der Sand am Gestade ist ausschließlich aus dünnen Fragmenten von Muscheln und Sternkorallen zusammengesetzt; mit Ausnahme hin und wieder von Stellen, wo wahrscheinlich einst Bäche sich in's Meer ergossen, und wo man bankförmige Agglomerate von diesem Sand findet, welche weiße, leicht zu behauende Bausteine liefern. Die Sternkorallen, die zur Bildung dieser Steine beitragen, existiren nicht mehr lebend; sie wurden durch die Ausbrüche verschüttet, und ihre pulverisirten Reste bezeichnen nun den weißen Strand, an welchem die Schildkröten ihre Eier legen. Diese Thiere sind es, welche die Insel den Seefahrern so nützlich machten.

Die Kolonisation der Insel schreibt sich vom Jahre 1815 her, als Napoleon nach St. Helena kam. Die Engländer schickten damals einen Schiffslieutenant mit 35 Mann hin, um zu verhindern, daß sich sonst Jemand daselbst niederließe, um vielleicht die Entführung Napoleons aus seinem Gefängniß zu versuchen. Wäre Dieß wirklich die Veranlassung dieser Kolonisation, so müßte man sich über eine Kleinmüthigkeit wundern, welche die furchtbaren Befestigungen von St. Helena für keine hinlängliche Gewahrsam gehalten hätte. Doch wie Dem auch sey, allmählich mehrte sich die Bevölkerung, und man zählt jetzt 280 Männer mit ihren Familien. Es sind dieß meist Marinesoldaten, die zum Theil in Afrika angeworben wurden, mit acht bis zehn Offizieren und dem Gouverneur, welcher ein Kapitän ist. Alles Baumaterial, die Steine ausgenommen, ward aus England oder vom Kap gebracht, eben so ging es lange Zeit mit den Lebensmitteln. Noch gegenwärtig, ob es gleich viel Ziegen, Geflügel und

andere Thiere auf der Insel giebt, ist man im Fall, eingesalzenes Fleisch kommen zu lassen. Die einzigen frischen Nahrungsmittel, die zu Gebot stehen, sind Schildkröten, Fische und Gemüse. Die erste und beträchtlichste Ansiedlung, welche das Haus des Gouverneurs und seiner Offiziere, einige Privatwohnungen und geräumige gut gebaute Magazine in sich begreift, liegt am Ufer des Meeres, mitten unter den Schlackenhügeln auf dem unfruchtbarsten Boden, den man sich denken kann. Unglücklicher Weise mangelt es hier völlig an süßem Wasser, und man muß deßhalb nach dem zwei Lieues entfernten Centralpik schicken, und es auf Maulthieren hertragen lassen. Wie schon erwähnt worden, ist die Spitze dieses Bergs mit einer tiefen stets feuchten Pflanzenerde bedeckt. Die Engländer benutzen den Platz, um die meisten europäischen Gartengewächse anzubauen; auch hat man mit Pflanzung von Bäumen, deren die Natur hier keine von freien Stücken hervorbrachte, einen Anfang gemacht. In der Mitte dieser Felder sind Stallungen für Ochsen und etwas tiefer, doch immer in der Wolkenregion, ein Landhaus nebst Zugehör für den Gouverneur und seine Offiziere. So gelangt man in raschem Uebergang aus der brennenden Sandwüste des Ufers mitten in eine blumige Aue mit lieblich kühler *) Temperatur. Das Schauspiel unten zeichnet sich durch seine wilde Scenerie aus — Nichts als ausgelöschte Krater, Abgründe, röthliche Piks, schwarze Felsen. Wie überall, wo die Engländer sich ansiedeln, so haben sie auch hier alsbald nicht minder dauerhafte als bequeme Straßen angelegt, wohl wissend, daß Dieß ein unentbehrliches Bedürfniß und zugleich ein mächtiges Förderniß des Wohlstandes einer Kolonie ist. Derlei Straßen gehen nicht bloß in die Berge, sondern eine geht sogar, was man bei der jetzigen Lage der Dinge noch Luxus nennen möchte, um den größern Theil der Insel herum. Ein zweiter Hauptgegenstand, womit man sich beschäftigte, war das Wasser, welches man während acht Monaten des Jahres auf drei bis vier Punkten tropfenweise sammeln muß. Zu diesem Behuf wurde eine große Anzahl Fässer, die durch Röhren mit einander zusammenhängen, in die Erde eingesenkt. Dieses Wasser ist frisch, gesund, und besser als das in St. Helena, welches von dem Boden, über den es fließt, einen übeln Beigeschmack erhält. Der Gouverneur, Kapitän Bate **), hat im Sinn an dem Abhang des Berges einen großen in Stein gehauenen Behälter zur Aufbewahrung eines Reservevorraths anzulegen, der theils der Besatzung, theils anlandenden Schiffen zu gut kommen soll. Für jetzt kann ein Schiff auf zehn Tonnen rechnen. Das für die Thiere bestimmte Wasser wird von dem mit gefirnißter Leinwand bezogenen Dach des Ochsenstalls gewonnen, auf welchem die Wolken sich verdichten, und damit die Tauben, Hühner, Trut- und Perlhühner, die wild geworden sind, nicht Durst leiden, so hat man für sie an einsamen Orten besondere Tränken angebracht. Dieß mögen Kleinigkeiten seyn; allein sie beweisen, mit welcher Umsicht man verfährt.

Die Schildkröten (testudo viridis), dieses reichste Produkt der Insel, nahmen die Aufmerksamkeit der Kolonisten besonders in Anspruch. Man weiß, daß die Seefahrer Ascension früher bloß wegen dieser Amphibien heimsuchten, und daß die Matrosen deren oft eine weit größere Anzahl auf den Rücken legten, als sie brauchten, die dann elend zu Grunde gingen. Die Engländer haben sich jetzt das Geschäft zugeeignet, die Schiffe mit Schildkröten zu versehen, und ein natürliches Becken, das bei jeder Fluth seine Wasser erneut, und das gegen hundert dieser Thiere faßt, ist deßwegen von ihnen erweitert worden. Sechs Monate des Jahres scheinen die Schildkröten aus allen Gebieten des atlantischen Oceans sich nach Ascension zu begeben, um dort ihre Eier zu legen. Hiezu wählen sie vorzugsweise die Nacht. Versteckte Schildwachen melden alsdann ihre Ankunft und mit Hebebäumen bewaffnete Männer werfen sie um und tragen sie in das Becken. Da dieß bloß Weibchen sind, so wartet man, um die Gattung nicht zu schnell auszurotten, bis ein Theil ihrer Eier gelegt ist, ehe man sie schlachtet. Man vermeidet Alles, was sie am Landen hindern könnte; daher grüßen z. B. Schiffer nicht, weil man beobachtet haben will, der Kanonendonner sey ihnen zuwider; selbst das Tabakrauchen am Ufer ist verboten, da man behauptet, daß dieser Geruch sie entferne. Diese Schildkröten sind von der allergrößten Art, und wiegen insgemein 4 bis 500; oft bis 800 Pfund. Achthundert Stücke werden jährlich verzehrt. Gut zubereitet hat ihr Fleisch große Aehnlichkeit mit jungem Ochsenfleisch. Man genießt in der Regel bloß das Fleisch an den beweglichen Theilen (les chairs qui meuvent les membres), oder auch die reifern Eier, die man in dem Bauch findet, so daß im Verhältniß zur ganzen Masse Wenig benutzt wird; doch kann man auch das Innere eben so gut gebrauchen. Wenn man Schildkröten an Bord nimmt, so hat man Nichts zu thun, als sie von Zeit zu Zeit mit Seewasser zu benetzen, namentlich sie gegen die Sonne zu schützen, die sie austrocknet und tödtet.

*) Die Temperatur des Gebirgs weicht von jener der Niederungen um 10 bis 12° ab. In der Regenzeit ist das Minimum des fahrenheitschen Thermometers am Strand 70° und im Gebirg 58°. In dieser Periode sammelt man einen Tag in den andern 900 Gallonen Wasser. In den andern Jahreszeiten beträgt das Maximum der Hitze an der Küste 92° und im Gebirg 80°; folglich gefriert es nie. Auch hat man nie einen Windstoß verspürt.

**) Der erste Gouverneur, der Schiffslieutenant Cuppaje, kam im Jahre 1815 mit 25 Mann hin; Major Campbell löste ihn im September 1821 mit 39 Mann ab, und wurde im März 1824 von Obrist Nicolls mit 222 Mann abgelöst und Kapitän Bate folgte diesem im November 1828 mit 280 Mann.

Vermischte Nachrichten.

Aus offiziellen Mittheilungen geht hervor, daß im Jahre 1830 die Zahl der britischen Schiffe, die sich mit dem Einfuhrhandel beschäftigten, sich auf 18,548 belief. Diese führten 2,180,042 Tonnen und 122,105 Mann Schiffsvolk. Von fremden Schiffen, welche mit Einfuhren befrachtet waren, zählte man 5559; ihre Ladung betrug 758,828 Tonnen; ihre Schiffsmannschaft bestand aus 41,670 Mann. — Die Ausfuhr andrerseits beschäftigte 12,707 britische Schiffe, mit 2,102,147 Tonnen Last und 122,025 Mann Schiffsvolk; fremde Schiffe 5158 mit 758,560 Tonnen Last und 39,769 Mann.

Nach Nachrichten aus Hobarttown vom 11 September v. J. machten die Kolonisten Anstalten zu einem allgemeinen Angriff auf die schwarzen Eingebornen, deren Gewaltthätigkeiten immer drohender wurden. Auf den 7 Oktober war eine allgemeine Bewaffnung festgesetzt. Nichtsdestoweniger befindet sich die Kolonie in einem blühenden Zustand, wie aus dem Finanzbericht des Lieutenant-Gouverneurs erhellt. Ungerechnet einen Ueberschuß von 3,736 Pfd. St. 1 Sch. 3½ D., vom Jahre 1828, betrugen die Einnahmen vom J. 1829 60,627 Pfd. 12 Sch. 4½ D., die Abgaben dagegen nur 44,136 Pfd. 18 Sch. 1¾ D., so daß für das Jahr 1830 ein Aktivrest von 20,016 Pfd. St. 15 S. 7½ D. blieb. Die Einwanderung dauerte fort. Das Schiff Nimrod hatte damals eine Anzahl Chinesen, sämmtlich Zimmerleute, in Launceston an's Land gesetzt, und da das Schiff Bombay zu Anknüpfung eines regelmäßigen Verkehrs mit Indien angekauft worden, so hoffte man von dort aus auf einen bedeutenden Zuwachs der Einwohnerschaft. Die Abschaffung des Wuchergesetzes durch den Kolonialrath, welches den Kapitalisten einen höhern Zins als 8 und den Banken als 10 pCt. verbot, erregte vielfache Besorgnisse im Publikum, und veranlaßte die Absendung einer Bittschrift nach England, worin gegen diese bedenkliche Maßregel Einsprache geschah. Von sonstigen Merkwürdigkeiten der Tagesgeschichte gedenken die dortigen Zeitungen einer Fehde, die zwischen der Presse und der Geistlichkeit ausgebrochen war, weil der hochwürdige Macarthur auf der Kanzel sich über Personen beklagt hatte, welche lieber das Gewäsch der Zeitungen läsen, als den Gottesdienst besuchten.

An dem westlichen Ufer des Missuri, etliche Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit der Yelow-Stone (gegen 48° Br.) bieten die Abhänge und Gipfel der 500 F. über den Wasserspiegel des Flusses aufsteigenden Berge eine merkwürdige Erscheinung dar. Die Oberfläche ist mit Stämmen, Wurzeln und Aesten versteinerter Bäume bedeckt. Ein Theil dieser Bäume scheint an der Wurzel, ein Theil einige Fuß über dem Boden abgebrochen zu seyn. Die HH. Grosmann und Gale, Offiziere in der Armee der vereinigten Staaten, maßen einen Stamm, der über 15 F. im Umfang hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 138. 18 Mai 1831.

London und die Reformfrage.

Paris beherrscht das öffentliche Leben in Frankreich, London steht hierin hinter den Provinzen zurück. Seit Menschengedenken kann man sich wohl keiner politischen Bewegung von nur einiger Wichtigkeit in der Hauptstadt erinnern. Auch für die Reformfrage war London so gut als abgestorben, während die Grafschaften noch vor den drei Tagen von Paris bereits die alten Torymitglieder des Hauses ausstießen, und an ihre Stelle Reformfreunde wählten. Als jene Flugschrift erschien, die man Brougham zuschrieb, gerieth ganz London vor Erstaunen außer sich, als es aus ihr erfuhr, das nächste Parlament werde sich mit der Reform beschäftigen. Als Frankreich seine eidvergessene Dynastie und seine Boroughmongers verjagte, ließ sich in London Wenig von der Sympathie des englischen Volkes für die Sache der allgemeinen Freiheit verspüren. Die Versammlungen in der Hauptstadt, um dem tapfern Volk von Paris Glück zu wünschen, waren verhältnißmäßig an Geist und Zahl armselig zu nennen, während die Volksmassen, die man in Schottland Lancashire, Warwickshire und Dublin versammelt sah, durch raschen Zusammentritt, Anzahl und glühenden Eifer eine gebieterische Haltung gewannen. Selbst Swing — freilich trug bei ihm böse That gute Frucht, aber eines Tages erst wird kund werden, was er für Reform wirkte — selbst Swing war vom Lande, der wahre „kühne Bauer," auf dessen Faust die Boroughmäckler immer zählten, um ihren alten Feinden, den „rauchgedörrten londner Radikalen" den Daumen auf's Auge zu halten. Die politische Union von Birmingham verbreitete Bestürzung durch ihre kühnen Schritte und weckte den Geist nicht der Unzufriedenheit, sondern nur des Widerstandes im Norden Englands und einem großen Theil von Schottland, während die londner politische Union in ihrem Namen schon einen Widerspruch enthielt. Der londner Kümmeltürke liebt das Geld und das Vergnügen und die Lebenslust, die man in London nur mit Geld erkaufen kann; politischen Enthusiasmus und andere dergleichen Thorheiten überläßt er gern den Provinzen. Während in dem Unterhause die Reformfrage und man kann wohl sagen mit ihr Englands künftiges Wohl oder Wehe und die Freiheit der Welt verhandelt wurde, schien die Stimme der Stephanskapelle in den getümmelvollen Straßen „der großen Babylon" ungehört zu verhallen; indeß in entlegenen Städten und Dörfern das Volk zusammenlief, um die Post zu erwarten und den Erfolg einer oder der andern wichtigen Debatte zu erfahren. Kein Zeichen der Freude wurde bei der zweiten Verlesung der Bill in London laut; in den Provinzen, selbst bis zu den fernsten Winkeln von Schottland und Cornwall, verkündeten Glockenschall und Freudenfeuer und Beleuchtungen die einmüthige Gesinnung des Volkes. Und auf dreißig Meilen in die Runde von London erstreckt sich diese politische Erstarrung — es ist der unfruchtbare Krater eines Vulkans, dessen abgelegene Seiten von einer wuchernden Schöpfung überkleidet sind. Innerhalb dieses Umkreises schien alle Theilnahme an der wichtigsten Angelegenheit des Landes erstorben. Als London erfuhr, General Gascoyne gehe mit der Absicht um, die Bill zu verändern, wurde es vielleicht ein Wenig traurig, aber es blieb still und lautlos. Das rührige Birmingham dagegen wiederholte sogleich das kühne Wort, das es kurz zuvor ausgesprochen: „es sey bereit mit hundert tausend Bewaffneten dem König zu Hülfe zu eilen gegen die Boroughmäckler;" ganz so wie vordem West-Kent und Ost-Sussex gedroht hatten, unter dem Obrist Evans aufzubrechen zur Unterstützung Sr. Majestät, und seiner patriotischen Minister. Als Hunt den arbeitenden Klassen lügenhaft andichtete, sie seyen der Reform abhold, rührete sich in London kein einziger Handwerksmann, während die Arbeiter in Leeds, Sheffield, Birmingham, Manchester sich versammelten, um Hunt Lügen zu strafen, dessen Bild das Volk von Manchester auf dem Feld von Peterloo feierlich verbrannte. Während die Hauptstadt so in Todesschlaf versunken schien, als ob eine Auflösung des Parlaments zu den Unmöglichkeiten gehörte, waren die Provinzen voll muntrer Thätigkeit, hielten Versammlungen, bereiteten die Wahl künftiger Abgeordneten vor, und eröffneten Subskriptionen im Fall einer neuen Parlamentswahl, die alle Reformfreunde für eine unabweisbare Nothwendigkeit hielten. Die patriotischen Wahlsubskriptionen von Lancashire, Leicestershire, Nottinghamshire und Cornwall waren noch vor der Auflösung des reformgegnerischen Parlamentes schon bis zu 25,000 Pf. gestiegen.

Unzählige Thatsachen könnten hier noch zum Beweise angeführt werden, daß London im Vergleich zu den Provinzen ohne politisches Leben ist, wiewohl hiemit nicht gesagt werden soll, London sey allen politischen Interessen fremd und unzugänglich.

Es ist hier von der politischen Regsamkeit Londons nur im Vergleich mit dem übrigen britischen Inselvolk die Rede, woraus hervorgeht, daß die Hauptstadt nur dem Anstoß der Provinzen folgt und zwar nur langsamen und kraftlosen Schrittes. Diese Erschei-

nung verdient, näher untersucht zu werden. Da in der Hauptstadt alle Radien des Reichthums und der Intelligenz ihren Brennpunkt finden, da sie der Sitz der Legislatur, das eigentliche Herz des Staatskörpers ist, so sollte man denken, es müsse hier in gewaltigen Schlägen die politische Lebenskraft des Staates sich verkünden und in den fernen Theilen nur in leisen Pulsen gespürt werden, wie es in Frankreich in der That der Fall ist. Aber es giebt Krankheiten, die zuerst das Herz befallen, und nur langsam die übrigen Glieder beschleichen, die noch lange ihrer vollen Gesundheit genießen, während der edelste Theil des Leibes bereits siech geworden ist. Ungefähr in diesem Zustand befindet sich England.

(Schluß folgt.)

Ueber die Entdeckungen der Portugiesen im Innern von Angola und Mozambique.

(Schluß.)

Nachdem wir einen Umriß von dem Reiche von Motapa, auf der linken Seite des Zambeze (vom Meer aus), gegeben haben, so gehen wir zu dem von Bororo auf das rechte Ufer über. Auf diesem Ufer des Zambeze liegen gegenüber von Sena und Tete zwei beträchtliche Staaten, der eine ist der der Zimbas oder Mazimbas welche beträchtliche Besitzungen besonders gegen Norden haben; der andere ist das Königreich Mumbo, das gegen Westen liegt; eines der Dörfer von Mumbo heißt Chiceringo. In einer großen Entfernung nordöstlich von Tete fließt ein beträchtlicher Strom, Mangaja, der durch eine Salzquelle, welche sich mit ihm vereinigt, merkwürdig ist. Das Reich von Bororo scheint aus verschiedenen kleinen Staaten zu bestehen, deren größter, einer neuern Nachricht zufolge, nach dem Namen seiner etwas mehr als 60 Lieues nördlich von Tete gelegenen Hauptstadt Maravi heißt. Eine halbe Meile von dieser Stadt liegt ein See, gegen Nord-nord-osten der 4 — 5 Lieues und darüber in der Breite mißt und eine noch viel bedeutendere Länge hat, da man weiß, daß er sich bis Mombaca und wahrscheinlich noch weiter ausdehnt.

Die Neger auf der Küste Melinda sprechen von einem großen See, dessen Lage ziemlich genau mit der des erwähnten übereinstimmt. Mehrere jesuitische Missionäre vermutheten, daß er sich bis Abyssinien erstrecke. P. Luis Marianna, ein Jesuite, der vormals in Tete lebte, empfahl die Unternehmung einer Entdeckungsreise auf diesem See in einem Briefe an die Regierung in Goa, der noch in den Archiven dieser Stadt aufbewahrt wird, und worin er, um die Möglichkeit einer Expedition zu beweisen, anführt, der See sey voll von Fischen und seine Ufer hätten einen Reichthum von Hirse und andern Produkten, auch könne man sich leicht der Boote bedienen, da die Tiefe gewöhnlich 8 bis 10 Faden betrage, nur müsse die Expedition 5 bis 6 Ballen Zeuge und eine Quantität von Glasperlen mit sich führen; 40 Personen, halb Weiße halb Neger, seyen hinreichend. Endlich wäre es gut, wenn man im März, April oder Mai aufbräche; denn in dieser Jahreszeit herrschten die Westwinde auf dem See, so wie auf der Küste Mozambique vor. Er meldet noch, daß eine Menge unbewohnter Inseln in dem See liegen, welche gelegentlich dem Reisenden Schutz gewähren könnten. Ein anderer merkwürdiger Umstand bei diesem See ist, daß er den Kaufleuten von Pombo do Congo, dem äußersten Theil von Congo, in Westafrika bekannt war. Nach ihrer Aussage kamen sie nach 60tägiger Reise von Hause aus gerade gegen Osten an eine große Wasserfläche mit einer unzähligen Menge von Inseln, deren Negerbevölkerung sie mit den braunen Männern aus dem Osten im Handel begriffen vorstellten. Sie setzten hinzu, dieser große See liege östlich von dem Königreich Ninean, dessen König, der sich Maan-Emugi nenne, ein Nachbar von Macoco sey. Fünfzehn Tagreisen von Maravi ist das Königreich Masso, und fünfzehn Tagreisen jenseits dieses und in der Nähe der Höhen von Mombasa ist das Königreich Ruengas.

Zum Beschluß einige Bemerkungen über die Bunda-Sprache. Man sagt, diese Sprache *), welche in Angola die gebräuchlichste ist, habe ihren Ursprung in Cassange, und sey später von Eroberern in die Provinzen Ambaca, Quilungo, Icolo und Bengo eingeführt worden. Diese Sage scheint sich dadurch zu bestätigen, daß ihr Gebiet so weit im Innern sich an der Küste, nur etwa über 40 bis 50 Lieues, ausdehnt, nämlich vom Fluß Lifune bis an den Coanza. Auch ihr Name scheint es zu bestätigen, da Abundo, oder Bundo einen Eroberer sowohl in der Sprache von Congo, als in der von Angola bezeichnet, während das Land, in der Nähe der Küste, wo sie einheimisch ist, Dongo heißt, und die Einwohner von Congo, die nach ihrer Versicherung die Nation sind, die aus diesen Gegenden vertrieben wurde, nennen sich noch immer Mucha Congo, oder Acha Congo, was in ihrer Sprache Herrscher oder Erben bedeutet. Angola war der Name eines Vasallen des Königs von Congo, der zuerst Dongo zu einem unabhängigen Staate erhob, dem er den zusammengesetzten Namen Dongo-Angola gab. Loanda, oder eigentlich Luanda heißt Tribut, weil das Volk dort die Zimbos oder Muscheln fischte, in welchen früher der jährliche Tribut an den König von Congo bezahlt werden mußte. Die berühmte Königin Ginga, oder Gongo Amena, wie ihre Unterthanen sie nennen, herrschte in Mattempa, das gegen Osten an den See Zembra grenzt; das Volk und die Gegend haben von den Portugiesen den Namen Gingas erhalten, da der Name dieser Königin und ihre Thaten ihnen so wohlbekannt waren. Die Bundasprache, welche ebenfalls in Mattempa und Cassange gesprochen wird, hat einige Verwandtschaft mit der von Mahunga, einem Staat im Inland, nordöstlich von Cassange, oder zwischen Cassange und Horanga. Mahunga wird auch bisweilen Cacongo, d. h. kleines Königreich genannt. Die Bundasprache ist auch mit der von Congo nahe verwandt, namentlich mit dem Dialekt in dem Bezirk von Sonho. Die Congosprache ist einheimisch vom Fluß Lifune bis zum Cap Catharine, nördlich von Loango, in welchem letztern Land diese Sprache überall gesprochen wird, wie sich die Portugiesen in ihrer Expedition zu Land nach Cabonida im J. 1781 überzeugten. Cannecattim hörte auf seiner Mission nach Mahunga, wo er die Köni-

---

*) Colleçeaa de Observasoes Grammaticaes Sobre a Lingua Bonda ou Angolense, Lisboa 1805 kl. 4° 148 u. 70 p. — Diccionario da lingua Bonda ou Angolense por Fr. Cannecattim, Prefeito das Missoes de Angola e Congo. Lisboa 1804 kl. 4° 740 p.

gin Quisseqni und ihre ganze Familie bekehrte, von mehreren ausgedehnten Seen, und tiefen Strömen im Lande Moolooa, welche von dem Volk im nordöstlichen Theile dieses Reichs befahren werden; ebenso erfuhr er, daß Moussol, die Hauptstadt von Macoco, (bisweilen Anzico nach dem Könige benennet) etwa 300 Lieues von der Küste entfernt sey. Die Entfernung von St. Paul nach Cahenda, der letzten portugiesischen Mission landeinwärts, an der Südgränze von Mahunga, berechnete er zu 180 Lieues; aber er setzt hinzu, daß sie noch eine Faktorei in Cassange 300 Lieues weiter besitzen. Wie allgemein versichert und geglaubt wurde, wären zwei Soldaten von der Besatzung von Benguela entlaufen, und über Land nach Mozambique gekommen. Da die Sklaven aus Moolooa, dessen Lage durch Graf Saldanha's Gesandtschaft berichtigt worden, die Bundasprache fast unmittelbar nach ihrer Ankunft in Angola erlernen, so kann kein Zweifel an der Verwandtschaft der beiden Sprachen seyn. Die Bundasprache ist auch die von Libolo, aber die Quisamas sprechen die von Benguela, welche, wenn auch verschieden von der Bundasprache, doch eine Mischung von Bundaworten enthält; so bedeutet z. B. Benguela im Bunda; Vertheidigung. Libolo und Quisama waren früher Ein Reich unter dem Namen Matamas.

Die pariser Dezember-Verschwörung vor den Assisen.

Neunte Sitzung.

(Schluß.)

Guinard nimmt das Wort, wobei er seine Hand auf die Schulter seines Freundes Cavaignac legt. Er beginnt seine Rede mit einer kurzen Rechtfertigung der Artillerie der Nationalgarde, die, zusammengesetzt aus alten Soldaten, die in so vielen Schlachten ihr Blut für das Vaterland vergossen — aus Bürgern, die seit zehn Jahren ihr Leben der Freiheit und dem Wohle Frankreichs geweiht — aus jungen Männern, wie d'Herbinville, deren erstaunenswürdige Tapferkeit und Hingebung nur von einer blinden oder böswilligen Regierung verkannt werden könne — das Ziel der grundlosesten und ungerechtesten Verdächtigungen geworden sey.

„Doch nach den Verhandlungen," so schließt er seinen Vortrag, „die Sie, meine Herren Geschwornen, gehört, brauche ich Nichts mehr beizufügen; Sie werden sich vollkommen überzeugt haben, daß die Staatsgewalt gegen uns blindlings eine durchaus haltlose Anklage erhoben hat. Auch würde ich hierüber gänzlich geschwiegen haben (denn nur allzu lange schon beschäftigt den Gerichtshof diese bedauernswürdige Sache), wenn ich nicht unsere politischen Meinungen allein in Anklagestand versetzt und hierin die Nothwendigkeit gesehen hätte, für uns, die man dem Lande als schlechte Bürger zu schildern bemüht war, das Wort zu nehmen und laut vor aller Welt unsere Meinungen auszusprechen, die der Regierung so gefährlich schienen, daß dieselbe dafür unsere Köpfe verlangen zu müssen glaubte.

„Obgleich noch jung, als die Restauration uns durch die fremden Waffen aufgedrungen wurde, fühlten wir doch tief die dem Vaterlande widerfahrne Schmach. Seitdem waren alle unsere Kräfte darauf gerichtet, das für Frankreich so unheilvolle Geschlecht der Bourbone zu stürzen, und stolz bin ich, es sagen zu können, zu keiner Zeit, selbst nicht, als diese Familie am festesten zu stehen schien, haben wir uns ihr angeschlossen; wir lebten mitten unter dem Volke; wir zählten uns zu ihm; wir waren Eins mit ihm in Meinungen und Gefühlen, und gegen die Ansicht der politischen Schriftgelehrten, die sich damals als die weisesten priesen, beschleunigten wir den Tag seines Wiedererwachens, überzeugt, daß dieser Tag von Frankreichs Boden diese Dynastie verschwinden sehen würde, die ihm so schmachvoll aufgezwungen worden war.

„Oftmals standen bei diesem Streben unsere Köpfe auf dem Spiele; unsere Jugend opferten wir in jenen blutigen Kämpfen, die unsere theuern Bories, Caron, Vallée und den heldenmüthigen Berthon verschlangen (die Stimme des Angeklagten verräth bei diesen Namen eine tiefe Rührung). Die so theuer erkaufte Erfahrung lehrte uns die Fruchtlosigkeit der Verschwörungen, die indeß doch die nützliche Folge hatten, daß sie dem Vaterlande Bürger von geprüfter und unbedingter Ergebenheit erzogen. Die öffentliche Meinung, besser begriffen und auf allen Seiten von Männern geleitet, die in einer so harten Schule gebildet worden, machte reißendschnelle Fortschritte, und auch wir, stets unermüdet, unablässig in den vordersten Reihen, haben vielleicht dazu beigetragen, die Revolution des Julius herbeizuführen, in der das Volk mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die herrschende Dynastie alle die zerstörenden Elemente hervorbrechen ließ, die in so langer Gährung thätig gewesen waren. Als die Sonne des Julius aufging, sah man uns in den Reihen der Bürger, die an diesen Tagen alle Pflichten erfüllten; man sah, wie leicht eine Gewalt zertrümmert wurde, die sich nicht auf die Interessen Aller stützen wollte.

„Die Belgier, die Polen, die Italiener, eben so wie wir und zu gleicher Zeit mit uns von der heiligen Allianz mißhandelt, folgten unserm Beispiele. Gewiß, der gleichzeitige Widerstand aller von ihr unterdrückten Völker enthält eine große geschichtliche Offenbarung — die Offenbarung eines politischen Systems, welches Diejenigen nicht anerkennen wollten, die das Staatsruder in die Hand nahmen. Diese allgemeine Bewegung nach einer höheren Civilisation bis entbehrte Nichts als eine Leitung. Unser theures Frankreich war von Europa zu dieser Hegemonie bestimmt — Frankreich, das jetzt wie immer Allen mit seinem Beispiele voranging, und einer strafbaren Schuld machen sich Jene theilhaftig, die, in ihrer Unmacht, es zu leiten oder ihm zu folgen, seiner wunderbaren Bestimmung Halt gebieten wollen.

„Die Restauration ist im Julius noch nicht vollständig besiegt worden; die Gewalt blieb in den Händen von Menschen, die mit ihr im Bunde standen; die von ihr Vortheil gezogen, mit in alle ihre Interessen verflochten und in alle Entwürfe gegen die Interessen des Volkes eingeweiht waren. So ging die Frucht der Revolution verloren. Die Regierung vergaß allzuschnell, oder vielmehr, sie erinnerte sich allzu gut, daß das Volk allein Alles gethan hatte, und daß sie keinem einzelnen Menschen Verbindlichkeiten schuldig war. Sie wissen es, meine Herren, Anführer und Oberhäupter erhielt das Volk erst, als der Sieg bereits entschieden war, und es sprach die Namen „seiner Erretter" nur aus, um sie zu verwünschen; denn ohne ihm besser seine materiellen Interessen zu sichern, sprachen sie seinem Glauben Hohn und entrückten ihm eine bessere Zukunft."

„Ein unbekannter Kämpfer in den Juliustagen, wurde ich von meinen Waffenbrüdern gewählt, dem Vaterlande diejenigen seiner Söhne zu bezeichnen, die auf seine Erkenntlichkeit Anspruch haben; ich habe das Volk in der Nähe gesehen; ich habe seine Tugenden, seine Leiden in der Nähe gesehen: sie sind groß, aber seine Resignation ist noch größer. Für so viele Opfer verlangt es Nichts als den Ruhm Frankreichs, weil es weiß, daß an diesen neuen Ruhm die Befreiung und ein langes und dauerhaftes Glück aller Völker geknüpft ist. Vor Allem aber stößt es Euch von sich, Politiker, die Ihr mit Thränen im Auge eine Familie in Schutz nahm, die an all seinem Unglücke Schuld ist, und nicht von Euch verlangt es in dem neuen beginnenden Kampfe vertheidigt zu werden.

„Sie haben nun, meine Herren," so schließt der Angeklagte seine Rede, „uns kennen gelernt; Sie haben aus diesen langen und betrübenden Verhandlungen ohne Zweifel schon bei sich über eine Anklage entschieden, die von Menschen gegen uns gerichtet wurde, welche die Ehre unsers Frankreichs antasten ließen, sein Geschick auf's Spiel setzten, seiner großen und schönen Bestimmung sich in den Weg stellten, und die Hoffnung hegten, durch Sie die immer gefährliche Bahn politischer Metzeleien eröffnet zu sehen. Diese Hoffnung werden Sie, meine Herren Geschwornen, mit Unwillen von sich zurückweisen."

Ein lang anhaltender Beifall folgte diesen Worten. Der Gerichtshof hob nach Anhörung der übrigen Vertheidigungsreden die Sitzung auf.

Zehnte und letzte Sitzung.

Bei Eröffnung der zehnten Sitzung verlangte Sambuc das Wort, um seinen abwesenden Freund Francfort zu vertheidigen; er beschließt seine Rede, indem er seinen Mitangeklagten dafür dankt, daß sie ihm durch

keinerlei Art von Klage über ihre lange Verhaftung, an der er freilich gegen seine Absicht Schuld gewesen, irgend einen Vorwurf machten.

Der Generaladvokat, der hierauf das Wort erhält, verzichtet auf die Replik und stellt es dem Präsidenten anheim, die Verhandlungen zu resumiren.

„Vielleicht," so schließt dieser seinen Vortrag, in welchem er in Kürze die Anklagpunkte gegen die einzelnen Angeklagten und ihre darauf gegebene Vertheidigung zusammenfaßt — „vielleicht haben Sie im Verlaufe dieser Verhandlungen, die nicht ihres Gleichen haben, das Schicksal der jungen Männer beklagt, die mit ihren Herzen voll edelmüthiger Gefühle nicht geboren scheinen, auf diesen Bänken die Erniedrigung angeklagter Verbrecher zu erfahren. Aber Sie haben gewiß auch mit Ueberraschung den ärgerlichen Mißbrauch gesehen, der mit der Vertheidigung und mit den Worten Vaterlandsliebe, Volkswillen und Freiheit getrieben worden ist. Allein in der Zeit politischer Aufregung führen die Leidenschaften selbst die edelste Gesinnung irre und schweifen über jedes Maß der Rede hinaus. An Ihnen ist es nun, meine Herren Geschwornen, Allem und Jedem seine gebührende Stelle anzuweisen. Als Bürger kennen Sie den Willen der Nation, und werden als Richter die Strafbaren mit Strenge treffen. Wenn Sie hingegen in dieser Sache als Väter nur jugendliche Unerfahrenheit und unbesonnenen Enthusiasmus erblicken, so werden Sie auch loszusprechen wissen."

Auf diese parteilose und gemäßigte Anrede des Präsidenten erschallte von vielen Seiten des Saales lebhafter Beifall. Die Geschwornen zogen sich nun zurück, und nach einer dritthalbstündigen Berathung trat der Präsident der Geschwornen hervor und sprach, die Hand auf das Herz gelegt, mit lauter Stimme:

„Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, der Ausspruch der Geschwornen ist: nicht schuldig!"

Ein Ausruf der Freude bricht bei diesen Worten aus der ängstlich beklommenen Brust aller Zuschauer hervor. Dann aber erfüllt ein ungestümer Lärm des Beifalls den ganzen Saal. Nur mit Mühe stellt der Präsident die Ruhe wieder her. Die Angeklagten werden hierauf in den Saal geführt, um die Entscheidung der Geschwornen zu vernehmen. Kaum haben die Richter ihre Sitze verlassen, als das Händeklatschen und Beifallgeschrei sich erneuert. Eine Menge Advokaten und junge Leute, die Freunde und Verwandten der Angeklagten stürzen herbei, umarmen und überhäufen sie mit Zeichen der Freude und Rührung. Frauen liegen in ihren Armen und vergießen Ströme von Thränen; man bemerkt die Mutter und Schwester Cavaignac's, die Gemahlin Trelat's mit ihrem kleinen Sohne. Nur mit Mühe gelingt es ihnen, die Bänke zu verlassen, auf denen sie noch wenige Augenblicke zuvor auf Leib und Leben angeklagt gesessen hatten. Guinard und Cavaignac entziehen sich zuerst dem freudigen Gedränge. Trelat wird auf dem Heimwege in einem Wagen, den er mit seiner Frau bestiegen hat, nicht sobald erkannt, als man die Pferde ausspannt und mit den Händen ihn bis an seine Wohnung zieht. Eine zahlreiche Volksmenge schließt sich einer dreifarbigen Fahne an, die man dem Wagen voraus trägt. Auch Chauvin, Pecheux d'Herbinville und Guilley werden auf der Straße erkannt und mit Jubel nach Hause begleitet.

Vermischte Nachrichten.

Mit der Nachricht von den Entdeckungen des Kapitän Graah an der Ostküste von Grönland schickte der Direktor der Kolonie Julianeshaab, Mathiesen, unterm 24 August v. J. einen Stein mit einer alten Runeninschrift an Dr. Rafn, Präsident der k. Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen. Ein Eingeborner, Namens Christian, hatte in der Nähe von Igalikko, östlich von Julianeshaab (61° Br.) unter den Ruinen einer alten Kirche dieses Denkmal entdeckt. Der Stein ist ungefähr 1 Elle 1½ Z. (dänisch) lang und 11 Z. breit, aber unterhalb der Inschrift zerbrochen. Die Inschrift lautet in isländischer Sprache also: „Vigdis, M. D. hvilir hèr; glede gud sart hennar!" Vigdisa, filia (dottir) Magni, requiescit hic; exhilare Deus animam ejus! Da bereits auch Runen in Kingitiorsoak entdeckt sind, so hat man nunmehr ein schriftliches Denkmal aus der Zeit, wo Grönland von den alten Skandinaviern bevölkert wurde, sowohl von dem südlichen als von dem nördlichen Theil der Westküste.

Zu Dublin haben 500 sehr angesehene Personen eine Urkunde unterzeichnet und in dem anatomischen Museum des Dreieinigkeitskollegiums niedergelegt, worin sie ihren Willen ausdrücken, „nach dem Tode nicht beerdigt, sondern der Anatomie übergeben zu werden, um eine so wichtige Wissenschaft, ohne die eine gründliche Arzneikunde unmöglich ist, fördern zu helfen, indem sie vielleicht durch ihr Beispiel dazu beitragen, die Irrthümer und Vorurtheile zu zerstreuen, die man in England gewöhnlich gegen die Zergliederung der Leichname hegt."

Die Bevölkerung der Hauptstädte der nordamerikanischen Freistaaten stellt sich nach den beiden neuesten Zählungen folgender Maaßen dar:

Namen		Census	
der Städte	der Staaten	v. 1820	v. 1830.
Portland	Maine	8,581	12,598
Portsmouth	New-Hampshire	7,317	8,055
Dover	ebend.	2,871	5,461
Concord	ebend.	2,836	3,062
Boston	Massachusetts	43,298	61,381
Salem	ebend.	12,731	13,886
Springfield	ebend.	3,914	6,779
Lowell	ebend.		6,477
Cambridge	ebend.	3,295	6,071
Marblehead	ebend.	5,630	5,152
Providence	Rhode-Island	11,767	17,000*)
New-Haven	Connecticut	7,147	10,655
Hartford	ebend.	6,901	9,617
New-York	New-York	123,706	200,942**)
Albany	ebend.	12,630	24,216
Troy	ebend.	5,264	11,405
Utica	ebend.	2,972	8,324
Rochester	ebend.	1,502	8,510
Auburn	ebend.	2,025	7,195
Philadelphia	Pensylvanien	108,116	167,688
Lancaster	ebend.	6,663	7,685
Reading	ebend.	4,332	5,631
Harrisburg	ebend.	2,990	4,507
Wilmington	Delaware	5,268	6,628
Baltimore	Maryland	62,738	80,526
Annapolis	ebend.	2,260	2,615
Washington	Colombia	13,247	18,855
Georgetown	ebend.	5 560	8,441
Alexandria	ebend.	8,248	8,221
Richmond	Virginien	12,046	16,057
Norfolk	ebend.	8,478	9,816
Petersburg	ebend.	6,690	8,300
Wheeling	ebend.		5,221
Newburn	Nordcarolina	3,565	3,762
Fayetteville	ebend.	3,532	2,825
Charleston	Südcarolina	24,780	30,289
Mobile	Alabama		3,062
New-Orleans	Louisiana	27,186	
Nashville	Tennessee		5,566
Lexington	Kentucky	5,267	5,699
Cincinnati	Ohio	9,642	26,515
Saint-Louis	Missouri	4,598	5,852

Man sieht, daß die nördlichen Staaten noch immer das Uebergewicht über die südlichen und westlichen behaupten.

*) Diese Zahl ist nach einer bloßen Schätzung.
**) Diese Zahl nach einem Census in 9 Stadtvierteln (yards) und einer Schätzung in den fünf übrigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 139. 19 Mai 1831.

Buenos Ayres.

Der Rio de la Plata (oder Paranagazu, abgekürzt Parana, wie die Eingebornen diesen Strom nennen) ist Buenos Ayres gegenüber gegen 12 Stunden breit, aber im Ganzen seicht und voll Untiefen, welche die Schifffahrt schwierig und gefährlich machen. Nach einem heftigen Pampero wird der Fluß durch das Ungestüm des Orkans auf eine beträchtliche Entfernung vom Ufer trocken gelegt. Major Gillespie, der die englische Expedition unter Sir Home Popham und General Beresford im J. 1806 gegen Buenos Ayres begleitete, erzählt, daß die Justinia von 26 Kanonen, nachdem sie die Bewegungen der Truppen, die in den Straßen fochten, längs der Küste unterstützte, am 12 August wegen eines plötzlichen Falls

*) Sketches of Buenos Ayres and Chile. By Samuel Haigh. London 1829. Rough notes taken during some rapid Journeys across the Pampas and among the Andes. By Capt. F. B. Head 1827. Die Hauptstadt am La Plata wurde im J. 1535 von Pedro de Mendoza unter dem Namen Nuestra Sennora de Buenos Ayres gegründet, aber im J. 1538 verlassen und ihre Einwohner nach Assumption in Paraguay verpflanzt. Ihre Wiederherstellung erfolgte im J. 1580 durch den Statthalter von Paraguay, Garay, der ihren Namen mit schnöder Vernachläßigung der heiligen Jungfrau in la Trinidad de Buenos Ayres verwandelte. Allein lange Titel werden immer durch den gesunden Sinn des Publikums abgekürzt, und so heißt jezt die Stadt schlechtweg Buenos Ayres. Garay ward bald darauf von Indianern erschlagen; indeß gedeihte die neugegründete Stadt fort, und das Schiff, das im J. 1580 die erste Kunde von ihr nach Europa brachte, nahm auch die erste Ladung der seitdem so berühmt gewordenen Wildhäute an Bord. Im J. 1586 erschienen die Jesuiten zum ersten Mal am La Plata, und im J. 1609 erhielt Pater Torrez von dem Gouverneur der Provinz die Erlaubniß, die bekehrten Indianer in Städte zu vereinigen, die von den spanischen Niederlassungen unabhängig seyn sollten. Es gelang dem Orden eine ungeheure Menge von indianischen Gemeinden zu errichten. Leider machten die Portugiesen unaufhörliche Einfälle auf das benachbarte Gebiet, und man spricht von 200.000 Indianern, die im Verlauf von hundert und dreißig Jahren durch die Mameluken oder Paulisten Brasiliens (s. Nicolas del Techo's Geschichte von Paraguay, Tucuman und Buenos Ayres, Churchill's Reisen, Southey's Geschichte von Brasilien und Muratori's Bericht über die Missionen von Paraguay) getödtet oder in Sklaverei geschleppt, und von vierhundert Städten, die von ihnen zerstört seyn sollen. Um sich gegen diesen Raubkrieg zu vertheidigen, wirkten die Väter im J. 1639 sich von Spanien Vollmacht aus die Indianer zu bewaffnen. Im J. 1668 ließen sie Santa Fé wieder herstellen, und im folgenden Jahr beschäftigten sie fünfhundert ihrer Leute mit dem Aufbau von Buenos Ayres. Troz den Anfechtungen des Neides und der Eifersucht, womit sie zu kämpfen hatten, wurden ihre Privilegien im J. 1745 bestätigt. Aber bald darauf sank ihre Macht, und auf die Verbannung des Ordens aus Spanien im J. 1767 folgte der Sturz ihres Reichs in Amerika. Ihre Besizungen wurden zu Paraguay geschlagen, und nur ihr Viehstand belief sich auf 1,000.000 Rinder, 100.000 Pferde und 500.000 Schafe. Alle Schriftsteller stimmen in Bewundrung des trefflichen Benehmens der Jesuiten gegen die Indianer Südamerika's überein, und sollte man sich nicht freuen, die alten Vertheidiger des göttlichen und menschlichen Despotismus einmal auf der Seite der Freiheit zu erblicken? Außer dieser glänzenden Episode bietet die Geschichte des spanischen Amerika's von Anfang bis zu Ende Nichts als eine fortlaufende Reihe von Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten dar. Bis zum J. 1811 waren die Amerikaner selbst bei den Cortes in Cadix nicht repräsentirt, und von 160 Vicekönigen, welche Amerika regierten, nannten nur 4 dasselbe ihr Vaterland, und von 602 Generalkapitänen waren, 14 ausgenommen alle Spanier, und von 550 Bischöfen bloß 55 Eingeborne. Dessenungeachtet blieb die Anhänglichkeit der Amerikaner an die spanische Monarchie noch in den ersten Jahren der französischen Invasion unerschüttert; gegen 9.000.000 Piaster wurden nach der Halbinsel geschickt, und viele Amerikaner stellten sich unter die Fahnen des gefangenen Ferdinand. Sogar als keine Nationalregierung in Spanien mehr bestand, und die Kolonien vom Mutterland sich selbst überlassen fanden, erklärten sich die Junten, die sich bildeten, bloß für provisorisch. Die jezt verstorbene Königin von Portugal (preiswürdigen Andenkens) machte einen Versuch in den amerikanischen Besizungen Spaniens, die Stelle ihres Bruders einzunehmen und erließ zu dem Ende durch ganz Südamerika ein Manifest, worin sie die Bewohner zu Anerkennung ihrer vermeintlichen Rechte aufforderte. Sie schickte sich bereits an, in Buenos Ayres ihre Residenz aufzuschlagen, als die Ankunft des Vicekönigs Cisneros im Mai 1809 ihre Umtriebe vereitelte. Da dieser Vicekönig troz der veränderten Lage der Dinge in dem System altspanischer Tyrannei fortfuhr, so wurde er im folgenden Jahre seiner Würde entsezt, und am 25 Mai trat eine aus neun Personen bestehende Regierungsjunta (junta gubernativa) zusammen. Dieses Datum bezeichnet den Anfangspunkt der Revolution; aber noch lange nicht die Losreißung von Spanien. Am 23 September 1811 löste sich diese Regierungsjunta auf, und die oberste Gewalt ging in die Hände eines Triumvirats über, welches Don Manuel Sarratea, Chiclana und Dr. Juan José Pazo bildeten. Im Oktober 1812 wechselte die Regierung durch militärische Einmischung abermals ihre Gestalt. Eine Oberregierung (gobierno superior) entstand in der Person der HH. Penna, Pazo und Jonte. Diese beriefen eine Nationalversammlung, welche sich als souveräner Kongreß konstituirte, und am 30

des Wassers an der Stelle, wo sie 48 Stunden zuvor bestens vor Anker lag, von einem Kavalleriekorps weggenommen wurde. *)

Buenos Ayres, auf der Westseite des la Plata erbaut, erinnert an Philadelphia, das auf der Westseite des Delaware liegt. Beide Städte sind für den Handel schlecht gelegen, und bloß der Umstand scheint die Gründer zur Wahl ihrer Lage veranlaßt zu haben, daß sonst längs dem ganzen Ufer kein erhöhter Grund ist; ihre Entfernung vom Meer ist ziemlich gleich. Nach dem ursprünglichen Plan Philadelphia's hätte sollen ein freier Raum bleiben; unglücklicher Weise wurde Dieß verabsäumt. Dagegen geschah es in Buenos Ayres, wodurch diese Stadt nicht bloß in Bezug auf Erleichterung des Verkehrs, sondern auch in Bezug auf gefälliges Aeußeres ungemein gewinnt. Von der Hauptpromenade, der Alameda, aus, sieht man hier einen Wald von Masten auf der innern und äußern Rhede sich erheben, und eine zahllose Menge von Eingebornen und Ausländern, die zur Erholung oder Geschäfte halber jeder Zeit längs dem Gestade wogt.

(Fortsetzung folgt.)

London und die Reformfrage.

(Schluß.)

London ist die Burg der Monopolien, der unerschöpfliche Born verderblicher Einflüsse; hier herrscht die Aristokratie des Reichthums und der großen Welt mit einer Alles erdrückenden Tyrannei. Der Arme ist in London so verachtet, und deßhalb von einer solchen Gier beseelt, reich zu werden, daß seine Seele nicht mehr ihm angehört, sondern Dem, der ihm den heißen Durst nach Golde löschen kann. Der sogenannte „gute Mann" ist es nicht an sich und seiner eigenen Vorzüge willen, sondern nur in sofern ihn sein Banquier als einen solchen anerkennt; so daß im Grund genommen ein „guter Mann" nicht mehr und nicht minder ist, als eine gute Börse. Aber auch der gute Mann, oder was eben so viel heißt, der reiche Mann, besonders wenn er jung und ehrgeizig ist, verkauft seine Seele um bert Zugang zu finden, was man „die beste Gesellschaft" nennt, und worunter er die zunächst über ihm stehenden Rangstufen begreift. In London bestehen tausend Aristokratien, große und kleine, von denen jede sich auf ein Monopol, auf Abstufungen des Ranges gründet, die den Menschen zwingen, zu kriechen oder zu klimmen, statt mit gesunder Vernunft zu denken und gewissenhaft zu handeln. Nur darauf bedacht, sich emporzuarbeiten auf der unendlichen Leiter der Verhältnisse sucht Jeder nur seinen Vormann wegzudrängen, unbekümmert ob er mit seinen Fersen den Kopf des Nachmannes zertritt oder nicht. Diese Selbstsucht, die alle jene zarten Bande zerreißt, durch die in einem kleinern Kreise der Mensch zum Menschen sich hingezogen fühlt, muß nothwendig auch die Sympathie für die Angelegenheiten des Ganzen zerstören. Wie in eine ungeheure Brandung hineingerissen, denkt Jeder in entsetzlicher Todesangst nur an seine eigene Rettung, und vergißt Hand anzulegen, um gemeinsam die gemeinsame Gefahr zu bekämpfen. So innig hat die Natur an die kleinen Regungen des menschlichen Herzens die erhabenen Gefühle und Tugenden des Bürgers geknüpft, daß jene nicht erstickt werden dürfen, ohne mit ihnen die heilige Flamme der gesellschaftlichen Begeisterung auszulöschen, durch die allein ein Staat groß und glücklich werden kann. Wo der Einzelne Nichts mehr gilt, gilt auch dem Einzelnen das Ganze Nichts mehr.

Was in London Jeden, der es zum ersten Male betritt, am Meisten auffällt, ist die völlige Unbedeutenheit des einzelnen Menschen und des einzelnen Dinges; hier ist dem Individuum keine Stelle gegönnt, auf die es sich hinausretten könnte aus dem ungeheuren Strudel, die Strömung erfaßt Einen, und reißt ihn fort mit oder gegen seinen Willen. In einer Provinzstadt rennt das Volk nach allen Richtungen hin, und treibt ein und dasselbe Geschäft wie ein Ballspiel; in London ist es gerade umgekehrt, viele Menschen verfolgen einen und denselben Weg, aber Jeder ist in seine eigene Spekulation vertieft, und so wie er die Person nicht kennt, die ihm den Ellbogen in die Seite stößt, so denkt er auch nicht daran, ihm seine eigene Angelegenheit mitzutheilen oder dem Andern die seinige abzufragen. Die unablässige Sorge, die in London Jedermann seinem eigenen Geschäft zuwendet, die Gewohnheit alle Gedanken und Gefühle nur auf sich selbst gerichtet zu halten, was seinen Grund darin hat, daß man unaufhörlich mit Menschen in Berührung kommt, die man weder kennt noch um die man sich weiter bekümmert, wenn es nicht das eigene Geschäft betrifft, erkältet allmählich die kleinen Regungen des Herzens, die man in minder zahlreichen Menschenvereinen thätig findet. Allerdings werden in diesem großen Getriebe die rauhen Ecken des Aeußern abgeschliffen, aber mit ihnen auch die schimmernden Facetten zerstört, aus denen uns der Charakter in mannigfaltiger Strahlenbrechung entgegenleuchtet.

Hier ist Süßigkeit des Genusses in aller Fülle zu finden, wie sie ein Herz nur verlangen mag; aber während aller Zauber des Ueberflusses, alle Sättigung des thierischen Bedürfnisses in überschwänglichem Reichthum ausströmt, liegt das Herz todt, kalt und überhäutet, und unter allem Uebermaß von Vergnügen und Genuß findet man nirgends Das, was den Menschen zum Menschen, das Leben zum Leben macht. In einer kleinern Stadt gehört der einzelne Mensch sich selbst mehr an, er ist Etwas, er hängt mit der Geschichte seines Geburtsortes zusammen, sein Charakter und seine Handlungsweise sind sein Eigenthum, das sich nach seinem Tode in Erinnerungen vererbt, er mag sich während seines Lebens durch Tugenden oder Laster, durch Talente oder Thorheiten bemerkbar ge-

---

Januar 1813 die spanische Flagge und Kokarde abschaffte und die zweifarbige (blau und weiß) einführte. Die Münze trug fortan den republikanischen Stempel. Am 31 December d. J. wurde die Oberregierung gestürzt, Sennor Posadas zum Oberdirektor erwählt und ihm ein Rath von sieben Mitgliedern beigegeben. Im J. 1815 sah sich Posadas gezwungen abzudanken, und bald darauf auch General Alvear, der ihn in seiner Würde ablöste. Am 16 April 1816 folgte Rondeau und eine Junta nahm die Stelle der souveränen constituirenden Versammlung ein. Eine aus dem ganzen Volk gewählte Nationalrepräsentation versammelte sich jezt, und zwar nicht in Buenos Ayres, sondern um alle Provinzialeifersucht zu beseitigen in Tucuman, und am 19 Julius verkündigte sie endlich feierlich die Unabhängigkeit der Provinzen des Rio de la Plata. An demselben Tag ward General Juan Martin Pueyrredon als Oberdirektor ausgerufen.

*) Gleanings and Remarks concerning Buenos Ayres pp. 33. 91.

macht haben; nach seinem Hinscheiden bleibt seine Stelle eine Zeit lang unbesetzt, seine Mitbürger wünschen ihn zurück, oder preisen sich glücklich, seiner los geworden zu seyn. In London gilt keine Individualität, sie mag so ausgezeichnet oder so unbedeutend seyn als sie will; ein Jeder fühlt, daß er nur ein Theil von Etwas sey, von Etwas, das so unermeßlich größer als er ist, daß er sich völlig darin verliert, und er fühlt sich daher auch fortgetrieben, nur auf Befriedigung seiner Leidenschaften und seines Verlangens Bedacht zu nehmen, da er hierin allein den einzigen Genuß findet, den ihm das Leben bieten kann. Aengstlich hascht er nach jedem Genuß und schwelgt, wo immer sich einer ihm darbietet, weil er weiß, daß morgen schon seine Stelle wieder ausgefüllt seyn wird, wenn heute der Tod ihn abfordert, und daß ehe die Sonne zwei Mal die Welt umkreist hat, Alles was er war, auf Ewig spurlos erloschen seyn wird.

Es bedarf wohl nur dieses flüchtigen Blickes auf die „große Babel," um ihre politische Kraftlosigkeit und Feigheit zu erklären. Um Aufrichtigkeit des Entschlusses, erhabene Ansichten, hochherzige Vaterlandsliebe, Muth, Uneigennützigkeit, Einmüthigkeit und Kraft zu finden, muß man hinwandern, wo man die Zinnen von St. Paul nicht mehr erblickt. Paris beherrscht das öffentliche Leben in Frankreich, London steht hierin hinter der Provinz zurück. Reform wird in diesen wie in vielen andern Dingen eine große Umgestaltung zur Folge haben — und es ist hohe Zeit, soll das Herz des Staatskörpers nicht in unheilbarer Erstarrung absterben. Man hat schon oft die großen Hauptstädte und namentlich Paris angeklagt, daß sie auf das Land einen allzu gebieterischen Einfluß ausüben; man hat dabei außer Acht gelassen, wie wohlthätig sie auf der andern Seite für die Freiheit gegen die Eingriffe des Despotismus wirken, wenn sie nicht wie London zur politischen Herzlosigkeit herabsinken. Ist es doch, als hätte die Vorsehung zum Schutze der Freiheit der Völker es so gefügt, daß die Könige ihren Stolz darin finden, die Stätte ihrer Wohnsitze in's Unermeßliche zu vergrößern, und so sich selbst ein Gefängniß bauen, in welchem sie von einer ungeheuren Bevölkerung bewacht bei jeder Gewaltthat durch den Aufstand der Massen erdrückt werden können. Hätte London nur halb so viel politische Energie entwickelt als Cornwall, oder Birmingham oder die in Hungersnoth hinsterbende Grafschaft Clare im Jahre 1828 die Reformbill würde mit großer Majorität im Hause der Gemeinen — und eben so im Hause der Lords durchgegangen seyn.

Eine französische Stimme über die militärischen Anordnungen des deutschen Bundes.

„Die öffentlichen Blätter widerhallen eine geraume Zeit von den Rüstungen, welche der deutsche Bund in Betreff Luxemburgs macht. Es wäre das erste Mal seit 15 Jahren, daß dieser so mühsam gepflegte Verein ein Zeichen seiner inneren harmonischen Kraft, seines wirklichen Lebens und Bestandes geben sollte. Wenigstens wär diese gemeinsame militärische Operation ein schlagender Beweis für alle Gegner der wiener Kongreßakte, die da glauben, daß in den heterogenen Regierungsprinzipien der einzelnen deutschen Staaten der Keim der Auflösung verborgen liege, und eine andauernde Zusammenwirkung der Glieder zu einem bestimmten Zweck und Ganzen unmöglich werde. In wie ferne die Franzosen diese Ansicht theilen, lesen wir in dem neuesten Heft des Spectateur militaire (März 1831), wo einer ihrer bekanntesten militärischen Schriftsteller, der Bataillonschef Langermann, sich also über die Rüstungen des deutschen Bundes vernehmen läßt:

„Da wir durch die Journale erfahren, daß ein deutsches Bundeskorps an unsere Gränzen rücken soll, so hält der Spectateur es für angemessen, seine Leser mit der unförmlichen Organisation dieser verschiedenen Staaten bekannt zu machen, deren Entstehung von so zufälligen Ursachen herrührt, und deren militärischer Wirksamkeit sich überdieß noch Hindernisse jeder Art entgegenstellen. Die Verletzung allgemeiner und besonderer Interessen erzeugten vom Beginn dieses Bündnisses bereits eine stets wachsende Erkältung. Bis zum Ueberdruß hat man in der neueren Zeit in Frankreich gesagt und geschrieben, und die Fremden trugen große Sorgfalt, diese Meinung zu bekräftigen, daß die militärischen Ausrüstungen in diesem Augenblick ganz außerordentlich wären, daß Preußen für den Nothfall allein 300,000 Mann marschfertig habe, und mit Beiziehung seines Landsturms eine Million Menschen zur Vertheidigung seines Gebiets aufstellen könne. Wäre nun wirklich die Kraft dieses Staats mit 11 Millionen Seelen und den nicht bedeutenden pekuniären Mitteln so beschaffen, so dürfte man es wohl keine Uebertreibung nennen, wenn man die waffenfähige Anzahl des dreimal mehr bevölkerten Frankreichs auf 4 Millionen angäbe. Die preußische Monarchie, es ist wahr, gleicht, wie weiland Rom, einem großen Lager; Preußens Institutionen sind bloß für den Krieg gemodelt. Indessen theilt nach Angabe aller Publicisten die Masse des Volks keineswegs den kriegerischen Sinn seiner Adelskaste, die 1831 wie vor dem Jahre 1806 alle Zugänge zur Macht besetzt hält, und allein im Besitz der einträglichsten Staatsämter ist. Im Jahre 1813 vereinte Ein Zweck alle Klassen — das Abwerfen des fremden Joches. Jeder Stand war damals zu den höheren Würden und zur Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen. Seitdem aber wurde ein entgegengesetztes System im Kabinette vorherrschend. Der Einfluß der Grundsätze der hl. Allianz fing an fühlbar zu werden. Die Begierde, sich bloß auf materielle Kräfte zu stützen, wurde der Grund, alle intellektuellen Fähigkeiten zu vernachlässigen. Die Bürgerlichen, ausgeschlossen und zurückgestoßen, machen kaum ein Zwölftheil bei der Beförderung in den Offiziersgraden aus. Auf diese Art durch konventionelle Bevorzugung einer Kaste erniedrigt, müssen jene nothwendig einem Militärsysteme abgeneigt seyn, von dem sie alle Lasten tragen, ohne dessen Begünstigungen zu genießen. Der König zwar ist allgemein geliebt und verehrt. Die Sanftmuth seines Charakters, seine Tugenden, vielleicht auch die Erinnerung an seine früheren traurigen Erfahrungen, haben ihm alle Herzen gewonnen. Doch seine Regierung, welche noch den Irrthümern eines vergangenen Zeitalters folgt, ist der Gegenstand bitteren Tadels, und keineswegs so populär, wie der Herrscher, in dessen Namen sie geschieht. Zu diesen besonderen Umständen gesellen sich noch andere eben so wichtige Interessen — die lang versprochenen und noch nicht bewilligten Institutionen. Wer kennt nicht die geographische Lage dieses Staates? Welche Verschiedenheit des Charakters und der Sitten besteht nicht zwischen dem Bewohner von Memel und Saar-Louis, dem von Posen und Köln, zwischen jenem von Königsberg und Trier! Die Katholiken beschweren sich mit Grund über die Ausschließung von allen höheren Stellen. In keinem Staate, mit Ausnahme Schottlands, sind die Vorbereitungsschulen höher gediehen; in ganz Europa nehmen an den Gemeindeberathungen nicht so viele Bürger wie hier Theil; doch nirgends drückt auch die Militäraristokratie stärker, als gerade in Preußen. Nach den bestehenden Verordnungen kann Jeder, wenn er sich der Prüfung unterwirft, Anspruch auf einen Grad in der Armee machen, und dessen ungeachtet werden die nicht privilegirten Klassen entfernt gehalten. Die Kraft eines Staates ist daher nicht nach seinen materiellen Mitteln allein zu schätzen, und wenn man von den Militärinstitutionen Preußens spricht, muß man auch seine inneren Verhältnisse und die verschiedenen Interessen erwägen, welche jene moralische Kraft paralysiren, über die es in einer anderen Zeit gebieten konnte; 250 bis 300,000 Streiter ist die äußerste Anstrengung, welche diese Macht aufbieten kann.

„Oesterreichs Verfassung ist ebenfalls vollkommen militärisch. Die wesentlichsten Elemente dieses Reichs, die Vorzüge und Nachtheile seiner Territorialverhältnisse, seine bürgerlichen Einrichtungen kennt die Welt. Von 30 Millionen Unterthanen kommen nur 5½ auf seine Erbstaaten. Den Kern der Bevölkerung bilden 4 Millionen Ungern. Der Rest dieser unzusam-

menhängenden Agglomeration bilden Illyrier, Kärnthner, Krainer, Böhmen, Mährer, Siebenbürger, Kroaten, Gallizier, Polen, Lombarden, Venetianer, Dalmatiner rc. Die bloße Aufzählung dieser Volksstämme so verschiedenen Ursprungs, nun unter Einem Szepter versammelt, genügt an den Unterschied ihrer Religion und Sitten, ihrer Sprachen, Interessen und Bedürfnisse zugleich zu erinnern. Wenn auch die Erfahrungen der verflossenen Zeit gegen unsere Bemerkungen sprechen, bleibt es doch nicht minder wahr, daß diese Macht keine solide Grundlage darbietet, und ihre Existenz immer eine ephemere und problematische bleibt. Es finden sich in ihrer Zusammensetzung keine natürlichen Beziehungen der Interessen und Lokalitäten, wodurch aus den einzelnen Theilen je ein Ganzes erwachsen könnte. In der That welche Ergebenheit kann das Haus Habsburg von 4½ Millionen Italienern, 6 Mill. Slaven, Polen und Galliziern erwarten? Die Ungern, die unter der Benennung Insurrektionsarmee mit 60,000 Reitern den wankenden Thron Maria Theresia's wieder feststellten, begehren heute, daß ihre Regimenter nicht mehr von Deutschen befehligt, und ihre Offiziere auch aus ihrem eignen Lande genommen werden sollen. Der Hofkriegsrath, dessen künftige Entscheidungen man aus seinen früheren entnehmen kann, ist unbeweglich in seiner Politik wie in seinen Verwaltungsprinzipien. Jetzt wie früher schickt er die Polen nach Deutschland und Italien, die Italiener nach Gallizien und Ungern, die Deutschen in die Ebenen der Lombardei zur Besatzung. Seine Soldaten sind immer dieselben trägen Werkzeuge der früheren Zeit. Die bestehenden Institutionen hemmen die allseitige Entwickelung der Geistes- und Verstandeskräfte. Passiver Gehorsam und Kriegszucht sind die charakterisirenden Merkmale des nordischen Soldaten; mit diesen Eigenschaften glänzt er in den Garnisonsplätzen und Lustlagern. Der erste Feldzug erschlafft diese Bande, und ein fortwährender Krieg zerstört diese Stützen vollends; während der vernunftgemäße Gehorsam, der verständige Muth, und die angeborne Tapferkeit, Eigenschaften, welche die südlichen Völker auszeichnen, mit der Gefahr sich steigern, und dem Soldaten zur anderen Natur selbst in jenen Momenten werden, wo das feindliche Feuer seine Reihen lichtet. Oesterreich hat 271,000 regulirte Truppen, die es auf dem Kriegsfuß leicht auf 400,000 erhöhen kann. Nie hat es gewagt, eine vollkommene Landwehrverfassung zu begründen; (die 34,000 Mann, welche unter diesem Namen bestehen, können wohl nicht für das Ganze gelten). Bei jedem Kriege wird es gezwungen seyn, den größten Theil seiner Macht zur Hut der Festungen und seiner Völker im Innern zu verwenden. Wenn wir also in den offiziellen Listen den Kriegsstand dieser Macht mit 750,404 Köpfen bezeichnet sehen, so wird der unbedingte Glaube hier nicht zum Gesetze, und bevor man seine Ansicht darüber feststellt, muß man den inneren Mechanismus seiner Armeen, seine geographische Lage, die Unvollkommenheit der Grundsätze seiner Regierung, die Ursachen des Mißvergnügens, welches seine Volksstämme scheidet, seine Schulden, den Verfall seiner Finanzen, und noch viele andere Keime der Schwäche und Auflösung, die es enthält, wohl berücksichtigen.

„Die übrigen Mächte des deutschen Bundes bewegen sich nach allen gemachten Erfahrungen bloß in der Planetenbahn der Staaten ersten Rangs. Auch zeigt uns die Geschichte, daß troz allen Familienbündnissen fortwährender Zwiespalt unter ihnen herrscht, auf dessen breitem Felde die Diplomatie sich wacker herumtummelt; und daß, wenn auch im Kriegsfall Hannover und Braunschweig gezwungener Weise Englands Leitung folgen, die verwandtschaftlichen Bande, welche Würtemberg, Baden und Oldenburg an die Romanzoffs ketten, diesen ihrer geographischen Lage wegen nie erlauben der russischen Politik sich anzuschließen. Die Truppen in Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen sind vollkommen organisirt, unterrichtet und disziplinirt. Ein Beurlaubungssystem, welches in einem weisen Verhältniß zu den Bedürfnissen des Dienstes, des Ackerbaues und der Industrie steht, erlaubt diesen Mächten eine größere Anzahl Soldaten zu unterhalten, als ihr Kontingent beträgt. Der Geist dieser Völker bildet ein Mittel zwischen der Stumpfheit der Soldaten des Nordens und der Excentrizität jener des Südens. Die französische Armee zählt dort viele Anhänger. Manche alte Offiziere dieser Armeen betrachten als den schönsten Titel ihres Ruhms unter Napoleon, dem größten Feldherrn der neueren Zeit, gedient zu haben."

Das französische Original giebt nun im Auszuge die organischen Bestimmungen der Eintheilung und Aufstellung des Bundesheeres, und schließt mit dem Satze: „Aus dem Vorerwähnten läßt sich folgern, daß diese schriftlichen Dispositionen und stipulirten Verträge nicht so leicht auszuführen als zu entwerfen sind. Wenn nicht ein großes und mächtiges Motiv auf diese Massen wirkt, so ist es nicht denkbar, wie eine Armee, aus 59 verschiedenen Stämmen zusammengesetzt, sich wie eine aus gleichen Elementen und nach demselben Typus organisirte Kraft bewegen lasse."

Vermischte Nachrichten.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen jezt sieben Schiffswerfte: 1) Zu Portsmouth, im Staat New-Hampshire; es liegt auf einer Insel, die ungefähr 58 Morgen begreift, am südlichen Ufer der Piscataqua und hat 5500 Doll. gekostet; 2) zu Charlestown, im Staat Massachusetts, am nördlichen Ufer des Charlesflusses, auf einer Landspitze östlich von der Stadt; es nimmt einen Raum von 34 Morgen ein; die Kosten betrugen 59,214 Doll.; 3) an der Wallabout-Bay, auf der Insel Longue, gegenüber von New-York, wozu 40 Morgen Landes gehören, und das mit einem Aufwand von 40,000 Doll. errichtet wurde; 4) zu Philadelphia, am westlichen Ufer des Delaware, in dem Distrikt Southwark; Flächenraum 11 Morgen; Kosten 37,000 Doll.; 5) zu Washington, in dem Distrikt Kolumbia, am östlichen Zufluß des Potomak; Flächenraum 37 Moegen; Kosten 4000 Doll.; 6) zu Gosport, am südlichen Zufluß des Elisabethflusses, unfern Portsmouth im Staat Virginien; Flächenraum 16 Morgen; Kosten 12,000 Doll.; 7) zu Pensacola in Florida. Die Marine der Republik besteht in 7 Linienschiffen, Independence, Franklin, Washington, Columbus, Ohio, North-Carolina, Delaware zu je 74 K.; aus 7 Fregatten erster Klasse, United-States, Konstitution, Guerriere, Java, Potomac, Branbwine, Hudson, zu je 44 K.; aus 3 Fregatten zweiter Klasse, Kongreß, Konstellation, Mazedonierin zu je 36 K.; aus 15 Sloops, John Adams, Evane zu je 24, Erie zu 18, Ontario, Peacock, Boston, Lexington, Vincennes, Warren, Natchez, Falmouth, Fairfield, Vandalia, Saint-Lewis, Concorde, zu je 18 K.; aus 7 Schoonern und andern Fahrzeugen, Delphin, Grampus, Porpoise, Shark, zu je 12; Fox, Alert, Sea-Gull, zu je 3 K. Hiebei darf nicht vergessen werden, daß es Maxime der Amerikaner ist, ihren Schiffen insgemein eine größere Anzahl Geschütze zu geben, als ihr Name bezeichnet. Hiezu kommen noch 51 Kriegsplätze und 10 Arsenale, welche die Republik besitzt. Diese bedeutenden Streitkräfte mehren sich mit jedem Jahr und entsprechen der Defensivpolitik der vereinigten Staaten vollkommen. Man hat neuerer Zeit von manchen Seiten das Streben nach politischen Verbesserungen aus dem Gesichtspunkt der Kostspieligkeit der Revolutionen bestritten. Es ist wahr, Nordamerika hat auch seine Unabhängigkeit nicht wohlfeil bekommen; der Revolutionskrieg hat das Land, wenn wir die während des Kriegs aufgenommene Schuld mit 251,477,956 Fr. besonders rechnen, im Jahre 1775/76 108,690,485, im Jahre 1777 155,427,527, im J. 1778 151,647,954, im J. 1779 58,260,995, im J. 1780 16,260,000, im J. 1781 10,528,150, im J. 1782 18,689,183, im J. 1783 17,487,980 und im J. 1784 2,975,012, im Ganzen 752,749,870 Fr. gekostet; allein nach einer Menschengeneration waren alle diese Opfer verschmerzt, und dafür genießen sie jezt die wohlfeilste Staatsform.*)

Schon mehrere Naturforscher bemerkten, daß sich in den innern Theilen des Pflanzengewebes zuweilen Krystalle fänden, aber bis jezt wurde noch nichts Gewisses und Bestimmtes über diesen Gegenstand zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Hr. Turpin hat jezt in dem Zellengewebe eines alten Stammes des Cereus Peruvianus im Pflanzengarten zu Paris, wo der Baum sich seit 150 Jahren befand, eine große Menge Agglomerate von Krystallen von kleesaurem Kalk entdeckt; sie befanden sich im Zellengewebe des Markes und der Borke. Sie sind weiß, durchsichtig, vierseitige Prismen mit pyramidalischen Ausläufen und in strahlenförmigen Gruppen beisammen.

*) Der Präsident empfängt einen Jahresgehalt von 135,000, die Staatssekretäre des Innern, der Finanzen, der Marine, des Kriegs und der Generaldirektor der Posten, je von 32,520, der Vicepräsident und Oberrichter je 27,100, jeder Richter in zweiter Instanz 24,390, die Richter in den verschiedenen Staaten von 5420 bis 8130 Fr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 140. 20 Mai 1831.

Buenos Ayres.

(Fortsetzung.)

Die Straßen in Buenos Ayres sind wie in Philadelphia gezogen; die östlichen und westlichen durchschneiden die nördlichen und südlichen in rechten Winkeln. Aber damit hört die Aehnlichkeit auf, und das übrige Gemälde enthält nur fremdartige Züge. Die niedern Häuser, die vielen Thürmchen über den flachen Dächern (azoteas), der düstere, halb militärische, halb mönchische Baustyl und das hinfällige Aussehen der Gebäude, welches von dem schlechten zerbröckelnden Material herrührt — dieß Alles erregt einen etwas unbehaglichen Eindruck, welcher die übrige lebendige Scenerie vergessen läßt, und auch bei näherer Bekanntschaft sich nicht verwischt. Die Häuser sind von Backsteinen, außerordentlich geräumig, weißgetüncht, viereckig, mit weiten Höfen (patios) in der Mitte, letztere gepflastert mit Ziegeln oder Fliesen, zuweilen mosaikartig ausgelegt. In diesen Hof tritt man von der Straße durch ein hohes gothisches Portal, die vergitterten Fenster vor sich, so daß man in ein Gefängniß zu kommen glaubt. Aus dem ersten geht es durch einen finstern Bogengang in einen zweiten Hof, und dann meist noch in einen dritten, welch beide letztere sich von dem erstern nur etwa dadurch unterscheiden, daß sie mehr für das häusliche Treiben und Thun bestimmt, daher weniger verziert und sauber gehalten sind. Ist schon die Außenseite abstoßend, so ist das Innere im höchsten Grade uneinladend und unwohnlich; — die Wände sind wegen der Feuchtigkeit des Klima's mit Schimmel bedeckt, die Fußböden mit großen Ziegeln gepflastert, die unter den Füßen zerstäuben, die Zimmerdecken ohne Vertäfelung und die Sparren und Querbalken mit der ungehinderten Weberei zahlloser Spinnen überwirkt. Mit den Kirchen ist es ungefähr eben so. Diese großen, trübselig anzuschauenden Gebäude sind in ihrem Ruin sprechende Zeugen der sinkenden Größe des Katholicismus. Als die Revolution der politischen Blindheit den Staar stach, da konnten die mannichfaltigen Mißbräuche des Kirchenthums, die sie in ihrer frommen Einfalt nie ahneten, ihnen nicht länger verborgen bleiben, und als ihnen dort einmal die Schuppen von den Augen fielen, war der Uebergang von politischer zu religiöser Freidenkerei leicht. Die Glorie des Katholicismus ist nun dahin, seine Muskeln sind erschlafft, und diese weiland so mächtige Religion zeigt nur noch das Skelett vormaliger Herrlichkeit. Die Kirchen während der langwährenden Revolutionskämpfe des Gold- und Silberschmucks, von dem sie unter der spanischen Herrschaft strotzten, trotz den priesterlichen Anathemen, entkleidet, glänzen zwar noch, aber nur von Flittern — meist sehen sie sehr alterthümlich aus, was von ihren bemoosten und mit langen Gräsern bewachsenen Mauern herrührt. Selbst mit Früchten behangene Pfirsichbäume erblickt man auf den Giebeln einiger dieser Gotteshäuser, auf Punkten, wo nur die befiederten Bewohner der Luft hinkönnen. Die ungeheuren Dunstwolken, die im Sommer beständig die Atmosphäre füllen, verwandeln nämlich die Plattformen mit der Vegetation auf den Gebäuden im Verlauf der Zeit in förmliche Beete, und es dürfen dann nur Tauben oder andere tempelbewohnende Vögel einen Kern auf diesen Boden fallen lassen, so wachsen Stauden und Bäume empor.

Die besondere Aufmerksamkeit des Fremden verdient die Recoletakirche, nicht bloß wegen ihrer ausgezeichneten Pracht, sondern hauptsächlich wegen der ausgedehnten Ländereien, welche zu diesem Kloster früher gehörten, und die heut zu Tag als Gottesacker benützt werden. Dieser Begräbnißplatz ist einer der interessantesten Punkte in und um Buenos Ayres. Er ist von sehr großem Umfang, in weiten und schönen Gängen angelegt, mit Bäumen verziert und von einer hohen Mauer umgeben; man kann ihn wohl den Père la Chaise von Buenos Ayres nennen.

Wenn man unter den zahllosen Grabmälern in diesem weiten Gebiete des Todes wandelt, und liest die niedlichen, emphatischen und feierlichen Inschriften, die alle mit den Worten: aqui yace (hier liegt) anfangen, so verweilt man gewiß länger vor dem Denkstein eines jungen Mannes, Namens Alvarez, worauf eingegraben steht: „assassinado por sus tres amigos (ermordet durch seine drei Freunde.) Es ist eine traurige Geschichte, die man in Buenos Ayres noch lange erzählen wird. Alzaga, Ariaga und Mareet, so hießen drei junge Männer aus den besten Familien von Buenos Ayres, die auf hohem Fuß leichtsinnig und verschwenderisch lebten. Alvarez wurde mit ihnen vertraut, nicht wegen seines Rangs in der Gesellschaft, sondern weil er sich durch den Handel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, das ihn in den Stand setzte, es ihnen im Aufwand gleich zu thun. Durch sie wurde er in die vornehme Welt eingeführt und in deren Genüsse eingeweiht. Durch Spiel und Ausschweifungen verwickelten sich jene bald in immer tiefere Verlegenheiten, und so geriethen sie auf den Gedanken, ihren Gefährten Alvarez, den sie im Besitz einer bedeutenden Geld-

summe wußten, zu ermorden. Mehrere Monate verflossen zwischen der Zeit des Entwurfs und der Ausführung dieses Frevels, während deren der tägliche Umgang mit ihrem Schlachtopfer fortdauerte. Mittler Weile hatten sie in einem abgelegenen Theil der Stadt ein Haus gemiethet, dahin luden sie eines Abends unter irgend einem Vorwand ihren Freund ein. Dieser, arglos, begab sich, von Ariaga begleitet, nach dem Ort. Angekommen vor dem Haus befremdete es ihn, als er Alles finster und still traf; er weigerte sich weiter zu gehen, und nur als er die Stimme seines Freundes Marcet hörte, an dem er sehr hing, ließ er sich bewegen, die Treppe hinaufzusteigen. Kaum war er in das von einer Kerze spärlich beleuchtete Gemach eingetreten, schloß Alzaga die Thür und steckte den Schlüssel zu sich. Der furchtbarste Verdacht erwachte jetzt in seiner Seele; doch er sollte nicht lange im Ungewissen bleiben, denn bald wurde ihm angekündigt, daß er den Schlüssel zu seinem Geld abzugeben und sich gefaßt zu halten habe, von ihren Händen augenblicklich den Tod zu empfangen. Da fiel er auf die Knie und flehte sie, in der Angst seines Herzens, sie möchten nur seines Lebens schonen; er würde ihnen ja Alles gerne geben, was er in der Welt besitze; die feierlichsten Eide sollten das gräßliche Geheimniß in seiner Brust verschließen, er selbst wolle fliehen, wohin sie verlangten, und den Rest seiner Tage in ewiger Verbannung von der Heimath zubringen. Marcet ließ sich durch sein Flehen rühren; er beschwor seine Gefährten, das Gräßliche nicht zu vollenden. Allein die Ungeheuer Alzaga und Ariaga waren unerbittlich; sie bedrohten Marcet selbst mit dem Tod, wenn er seine Fürsprache nicht unterließe. Der unglückliche Alvarez sank in eine Ohnmacht. In diesem Zustand der Bewußtlosigkeit ward sein Nacken von einem Ohr zum andern durchschnitten und das Blut in einem Becken aufgefangen, womit sie sich zu dem Ende versehen hatten. Hierauf legten sie den Leichnam auf einen Wagen und führten ihn nach einem Landsitz (quinta), der Ariaga's Vater gehörte; hier warfen sie ihn in einen Brunnen, kehrten nach der Stadt zurück und bemächtigten sich des Geldes. Marcet wurde von einer tiefen Schwermuth befallen. Die beiden Andern aber setzten ihren vorigen Lebenswandel fort und verpraßten in neuen Wüstlingsgenüssen den Gewinn ihrer gräßlichen Missethat. Doch die Stunde der Vergeltung schlug; eine Spur des Verdachts führte bald zur Entdeckung, und Ariaga und Marcet wurden zum Tod verurtheilt. Sie wurden auf dem öffentlichen Platz erschossen, und ihre Leichname an den Galgen gehängt. Alzaga's Schicksal ist noch furchtbarer. Er entfloh nach Santa Fe, wo er wahnsinnig ward und noch im Lande umherirren soll — ein furchtbarer Zeuge menschlicher Verruchtheit und der Strafe des Himmels.

Noch in den letzten Jahren begrub man nur wenige der vornehmsten Einwohner in einem Sarg; gewöhnlich läßt man bloß den schwarzen Trauerwagen kommen, auf welchem ein fester Sarg angebracht ist; in diesen thut man den Todten, galoppirt mit ihm davon und legt ihn in der Vorhalle der Recoleta ab. Den Trauerwagen für Kinder könnte man für ein Gauklersfuhrwerk halten. Es ist ein leichter offener Kasten mit weiß angestrichenen Rädern, mit hellblauseidenen Tüchern und von einem in Scharlach gekleideten Bursch kutschirt, der einen ungeheuern weißen Federbusch auf der Mütze trägt. „Ich ritt eines Tages nach Haus," erzählt Head, „als mir der Karren, dießmal ohne Tücher, begegnete; der Leichnam eines schwarzen fast ganz nackten Knaben lag darin. Ich galoppirte neben her; der Knabe, durch die rasche Bewegung des Wagens, tanzte bald auf dem Rücken, bald auf dem Gesicht, bald streckte er einen Arm oder ein Bein über den Kasten heraus, bald glaubte ich, er würde ganz herausfallen. Als man an die Recoleta gelangte, händigte der Kutscher dem Todtengräber einen Zettel ein, langte das Kind heraus und gab es dem Mann, der es nur an einem Arm faßte und auf den Gottesacker hineintrug. Hier machte er ein Loch nicht so tief als eine Furche; inzwischen lag der Knabe, nur mit einem schmutzigen Stück Tuch die Mitte des Leibes umbunden, auf dem Boden; während der Mann sich mit mir unterhielt, legte er die Leiche in das Grab, drückte ihr die Arme mit dem Spaten an die Seiten und warf so viel Erde darauf, daß das Tuch noch heraussah. Damit war der Begräbnißakt fertig."

Der Hauptplatz von Buenos Ayres ist groß und schön, hat einen Obelisk in der Mitte und wird auf der Flußseite durch ein Fort vertheidigt, das zwar nicht besonders fest, aber hübsch gelegen ist und ursprünglich als Bollwerk der Stadt gegen die Pampasindianer diente. Diese Plaza nimmt ungefähr den Raum von zwei Marktplätzen in Philadelphia und das Fort halb so viel Raum als die Plaza ein. Die Plaza ist durch eine ungeheure Arkade, die parallel dem Fort läuft, in zwei Abschnitte getheilt; in dem untern Theil der Arkade sind die Kleiderbuden; das Ganze macht als Bauwerk einen vortheilhaften Eindruck. Neben dem Fort stehen noch mehrere öffentliche Gebäude, mit der Façade der Plaza zugekehrt, das Cabildo (Capitel), die Casa de justicia, die Policia und die große noch unvollendete Kathedrale mit ihren zwölf Apostelsäulen von der dorischen Ordnung und ihren gigantischen Verhältnissen. Hier werden die Truppen gemustert, die Verbrecher erschossen, und oft floß hier auch das Blut der Bürger, die in den heimischen Fehden oder vom Dolch der Meuchelmörder fielen. Acht der Hauptstraßen münden, gleich Arterien, in die Plaza, die man deßwegen das Herz der Stadt nennen kann. Während der Revolution wurden bei jedem Lärmsignal die Zugänge der Straßen mit Artillerie besetzt, und die bewaffneten Bürger drängten sich stürmisch auf dem Forum. Das Fort kann seine 4 bis 5000 Mann fassen und ist mit allem Kriegsbedarf reichlich versehen. Der Gouverneur und die ersten Staatsbeamten haben darauf ihren Sitz; wie denn überhaupt in Buenos Ayres Alles ein militärisches und folglich unrepublikanisches Gewand trägt, ob man gleich sich gerne mit Republikanismus brüstet und es den Vereinigten Staaten von Nordamerika nachzuthun sucht. Manche der verständigen Bürger betrachten das Fort nicht bloß als das Scheinbild, sondern als die wirkliche Zwingfeste des Despotismus. Immer war es auch in den blutigen Bürgerkriegen, wovon die Geschichte dieses Freistaats voll ist, der Streitpunkt aller Parteien, und wie sehen die Zügel der Macht mit wunderbarer Schnelligkeit von einer Hand in die andere wandern, so oft es einem Ehrgeizigen gelang, durch List oder Gewalt sich derselben zu bemeistern. War die Besitznahme in Richtigkeit, so befand sich die obsiegende Partei zugleich in einem Zustand der Feindseligkeit gegen die übrigen Parteien, und diese usurpirte Autorität behauptete sich durch unnachsichtige Strenge, bis eine neue Faktion auf die Bühne trat und das alte Lied wiederholte. Daß man in den nordamerikanischen Freistaaten in den Kirchen, in den Theatern,

in den Hallen der Gesetzgeber, keine Soldaten postire, daß dort der Präsident nicht in Uniform erscheine, daß man von einem Ende des Landes zum andern ohne Paß reisen könne — wird man in Buenos Ayres so bald noch nicht begreifen.

Es giebt noch mehrere öffentliche Plätze in der Stadt und den Vorstädten, welche als Basars benützt werden. Ochsenfleisch ist der große Proviantartikel der Einwohner; die Wohlfeilheit desselben in guten Zeiten ist erstaunenswerth. Man giebt den täglichen Verbrauch an Rindern zu 4 bis 500 Stück an. Die Buenos Ayrier sind im vollen Sinn des Worts ein fleischfressendes Geschlecht. Merkwürdig anzusehen ist, wie das Militär seine Rationen Ochsenfleisch bekommt, die in ungeheuren Fetzen bestehen, und die es oft ohne Brod, Gemüs oder sogar Salz speist. Carne con cuero, d. h. Ochsenfleisch in der Haut, gilt für einen besondern Luxus. Man nimmt das Fleisch längs dem ganzen Rückgrat und zu dessen beiden Seiten und läßt so Viel von der Haut daran, daß es in diese fest eingenäht und so in der heißen Asche gedämpft werden kann. Kalbfleisch trifft man nirgends, da man das Vieh wegen der Haut nicht eher schlachtet, als bis es seine volle Größe hat. Ein zubereitetes Fell gilt vier Mal so Viel als ein lebendes Rind, weil man dabei die Ausgabe für das Schlachten und die Mühe des Trocknens rechnet. Noch vor wenigen Jahren hielt man Schaffleisch nicht für genießbar und erst seit manche Engländer, Nordamerikaner und andere Fremde in Buenos Ayres leben, ist es auch auf dem Markt zu haben. Schafe waren damals so werthlos, daß man sie nicht selten, ohne sie vorher nur zu tödten, als Brennmaterial in den Ofen warf; dieser barbarische Gebrauch hörte jedoch auf, als ihr Fleisch ein Consumtionsgegenstand wurde. Schweinefleisch ist, da man diese Thiere mit Eingeweiden von Ochsen füttert, abscheulich; auch das Geflügel und selbst die Eyer haben aus dieser nehmlichen Ursache einen übeln Beigeschmack. Fische sind rar und theuer. Von Wildpret begegnet man mancherlei Arten: geschätzt werden der Iguana oder die große Eidechse und der Strauß. Gemüse und Früchte sind reichlich und mannichfaltig vorhanden. In den öffentlichen Gasthäusern, Fondas und Pasodas, kann man verschiedene Suppen und Gerichte nach Belieben aus der spanischen, französischen und italienischen Küche sich bestellen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gastmahl des Polenvereines zu Paris.

Der zur Unterstützung der Polen gebildete Verein zu Paris versammelte sich am 10 März d. J. unter dem Vorsitze des Generals Lafayette zu einem feierlichen Mahle im Saale der Vendanges de Bourgogne, von dessen Decke die französischen und polnischen Fahnen sich über eine Trophäe herabsenkten, die aus dem Bildnisse Czartoriski's, des Präsidenten der polnischen Nationalregierung, und den Abbildungen der berühmtesten Bürger der neuern Zeit, Washington, Kosciuszko und Lafayette, gebildet war. An den Wänden des Saales hingen noch andere Bildnisse ausgezeichneter Polen umher: Kasimir Pulaski's, Dombrowski's, Kniaziewicz's, Jablonowski's, Stanislaus Malachowski's, Präsidenten der berühmten konstituirenden Versammlung, Thomas Ostrowski's, Präsidenten des Senates von 1815 und Vater des ruhmwürdigen Wladislas Ostrowski's, gegenwärtigen Reichstagsmarschalls. Die Wappen des Königreiches, der weiße Adler und der bewaffnete Ritter Lithauens, prangten in der Mitte dieser Gallerie.

Der General Lafayette, in der Uniform des ersten Grenadiers der polnischen Nationalgarde, hatte an seiner Seite den General Kniaziewicz und den Senator Kastellan Ludwig Plater, beide Repräsentanten der polnischen Nation zu Paris; ihm gegenüber saßen gleichfalls in der Uniform der polnischen Nationalgarde Adam Gurowski, der auf den Schlachtfeldern von Grochow in den ruhmreichen Tagen des Februars mitgefochten, Theodor Morawski, Mitglied der polnischen Gesandtschaft, und Leonhard Chodzko, der an dem Kampfe der Juliustage rühmlichen Antheil genommen. Alle Mitglieder des Vereines und noch mehrere andere Polen wohnten diesem Mahle bei. Gegen Ende desselben erhob sich General Lafayette und mit ihm alle Gäste. Der General hielt mit dem Ausdrucke tiefer Bewegung folgende Rede:

„Meine Herren Repräsentanten der polnischen Regierung, und Sie, meine Kameraden der warschauer Nationalgarde, und Sie, andere würdige Bürger des glorreichen Bollwerkes der europäischen Freiheit! Der Verein, in welchem ich den Vorsitz zu führen die Ehre habe, konnte es kaum erwarten, sich mit Ihnen vereinigt zu sehen, nicht bei einem prunkvollen Gastgelage, das sich den Entbehrungen, Gefahren und patriotischen Besorgnissen Ihres heldenmüthigen Volkes gegenüber wenig geschickt haben würde, sondern bei einem einfachen brüderlichen Mahle, bei dem wir Ihrer Nationalgesandtschaft in Frankreich durch unsere Huldigung die gebührende Anerkennung erweisen, und zugleich gemeinschaftlich unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, unsere Sympathie und unsern Stolz aussprechen könnten. Ja, dieser Stolz ist ein Gefühl, das wir mit Ihnen theilen, meine Herren, und das Kleid, das ich, Dank Ihrer Güte, zu tragen die Ehre habe, giebt mir hiezu ein doppeltes Recht. Aber von so schnellem glücklichen Erfolge wurde Ihre Unternehmung gekrönt, daß auf die gestern eingetroffenen Nachrichten dieses bescheidene Mahl sich in ein Triumphfest gegenseitiger Glückwünsche verwandelt hat. Die freiwillige Beleuchtung unserer Hauptstadt mag Ihnen beweisen, von welchem Gefühle Paris elektrisirt wird; dieses Gefühl wird ganz Frankreich und die andern Staaten, und vor allen jene polnischen Provinzen wie ein Wetterstrahl durchzücken, die, durch Gewaltthätigkeit und Treubruch der benachbarten Höfe von dem Mutterlande abgerissen, unter dem Zurufe Europa's sich erheben werden.

„Meine Herren, der Beginn des polnischen Ruhmes verliert sich in die graue Vorzeit; ihm war Ihr Volk stets mit Herz und Arm zugethan; aber als unsere freudigste Erinnerung bewahren wir die neue Zeit Ihres Ruhmes, der unter der dreifarbigen Fahne errungen ward. Wir feiern das Andenken jenes Dombrowski, der den republikanischen Sieger von Fleurus aufsuchte, um mit ihm einen neuen Bund zwischen beiden Nationen zu besiegeln; wir feiern das jenes Poniatowski, der sich lieber in die Wogen stürzen als der Knechtschaft des Erbfeindes seines Vaterlandes unterwerfen wollte. Für mich selbst bewahre ich ein theures Andenken für den verklärten Kosciuszko, meinen Gefährten in der politischen Schule der Vereinigten Staaten, meinen Waffenbruder in der Kriegsschule Washington's; für ihn, den man im schlichten Gewande des polnischen Landmannes als Feldherrn von Polens glorreichem, aber nur allzukurzem Aufstande sah; für ihn, den ich später die Versprechungen und Anerbietungen zweier mächtiger Kaiser, die im höchsten Glanze ihres Glückes standen, nach einander mit Verachtung zurückweisen sah, weil er darin keine zureichende Bürgschaft für die Freiheit seines Vaterlandes erkannte.

„Aber die ganze Vergangenheit hat Nichts aufzuweisen, was mit den Großthaten verglichen werden könnte, die in diesem Augenblicke die Bewunderung der ganzen Welt Polen zuwenden. Umringt von mächtigen Feinden, die Polen als Beute getheilt haben; fern von einem natürlichen Bundesgenossen, begannt Ihr Eure kühne Unternehmung; Eure Feinde und Eure Freunde standen bereit, jene auf Euerm Grabe zu jubeln, diese es mit ihren Thränen zu benetzen. Wenn es noch einige Herzen gab, die, für Hoffnungen zu schlagen gewohnt, einen glücklichen Ausgang zu weissagen wagten, so blieben sie doch weit hinter dem wirklichen Erfolge zurück, durch den Ihr Euch aus dem vermeintlichen Grabe erhobt, um die Welt durch die glorreich strahlende Auferstehung der Unabhängigkeit Eures Vaterlandes zu blenden. Sie, meine Herren, die Sie unter uns verweilen, können sich überzeugen von der Sympathie, von der Bewunderung, die alle Franzosen erfüllt. Ueberall, in den Provinzen wie in der Hauptstadt, in den Dörfern wie in den Städten, geht

von Munde zu Munde der Preis Eurer Tugenden, Eures Ruhmes, des hochachtbaren Oberhauptes Eurer Regierung, und des ruhmverklärten Feldherren, der um seiner Talente willen auf dem Schlachtfelde selbst von den Generalen gewählt wurde, die über ihm im Range standen. Unsere Veteranen sind Eure Brüder; sie sind Polen. Aber auch unsere Jugend erglüht nicht minder von Enthusiasmus für Eure Sache.

„Die pariser Nationalgarde fühlte eine innige Bewegung bei der ehrenvollen Adresse ihrer warschauer Brüder; Dieß würde ihr Oberbefehlshaber hier ausgesprochen haben, wenn ihn nicht heute Dienstespflichten bei dem Könige zurückgehalten hätten; weßhalb an seiner Stelle einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Nationalgarde es thun wird. Dieses Gefühl für Polens Sache erfüllt auch unsere Linientruppen mit hoher Begeisterung; unsere jungen Soldaten theilen es mit den Veteranen des Heeres, und bedauern nur, daß ihnen nicht vergönnt ist, für Euch ihr Blut zu vergießen, wie das Eurige so großmüthig für Frankreich geflossen ist. Unsere Comité-Berichte geben uns hievon täglich die rührendsten Züge. Ganz Frankreich bewundert Euer Volk und Euer Heer, und jene polnischen Frauen, deren Schönheit und Liebreiz seit langher in Europa zum Sprichworte geworden sind, und die jezt Proben von patriotischer Aufopferung geben, die der Bewunderung der ganzen Welt würdig sind.

„Durchdrungen von diesen Gefühlen, von tiefer Rührung ergriffen, bringe ich im Namen des Vereines folgenden Toast aus: „Auf Polens Heil! Auf seinen Ruhm! Auf seine Freiheit! Auf seine Unabhängigkeit! Seinem heldenmüthigen Heere! Den polnischen Frauen!""

Der General Kniaziewicz erwiederte hierauf einige Worte des Dankes für die Theilnahme und das Wohlwollen, die Polen in Frankreich gefunden hat, und schloß mit dem Toaste: „Es lebe die französische Nation! Es lebe Philipp, sein konstitutioneller König!"

(Schluß folgt.)

Rammohun Roy.

Die englischen Blätter haben kürzlich die Ankunft eines indischen Braminen in England gemeldet. Hören wir, Was die calcuttaer Regierungszeitung vom 18 November über diesen merkwürdigen Mann äußert: „Die meisten unserer Leser wissen wahrscheinlich, daß Babu Rammohun Roy sich an Bord des Albion nach England eingeschifft hat. Rammohun Roy ist in gewisser Beziehung ein Reformator, und gehört zu denjenigen Männern, welche, über die Vorurtheile ihres Zeitalters und ihres Standes sich erhebend, keine Autorität anerkennen, die nicht eine scharfe Prüfung aushält. Mit geistigen Fähigkeiten von nicht gewöhnlichem Schlage ausgerüstet, konnte Rammohun Roy auf der gemeinen Bahn braminischer Thätigkeit nicht stillestehen: das Bewußtseyn seiner Kraft erweckte in ihm das Streben, sich so auszubilden, wie er in seiner Lage der Welt am Nützlichsten werden könnte. Zuerst ging seine Aufmerksamkeit wie natürlich auf die heiligen Bücher der Hindu's — auf die mancherlei Entstellungen, die sie in Bezug auf ihren ursprünglichen Zweck im Laufe der Zeit erlitten — auf die Zusätze des Aberglaubens, die aus dieser Verderbniß des Textes entsprangen, und von denen manche einen grausamen und entsittlichenden Charakter an sich tragen. Endlich griff er einen dieser Irrthümer in seiner Veste an, und in einer Reihe von Sendschreiben zeigte er seinen Landsleuten, daß der Brauch der Selbstverbrennung im göttlichen Gesetze nicht geschrieben sey. Wäre ein gelehrter Bramine mit einem solchen Beweise in seiner Muttersprache aufgetreten, so möchte Dieß schon für eine auffallende Erscheinung gelten; aber Rammohun, der mit größter Leichtigkeit sich im Englischen auszudrücken gelernt hatte, wollte, daß auch seine europäischen Freunde sähen, wie es sich mit der Sache eigentlich verhielte, und gab deßhalb mehrere Abhandlungen in englischer Sprache heraus, worin die Unstatthaftigkeit jenes Brauches aus den Schasters dargethan ist. Nach ihm war die Hindu-Religion ein reintheistisches System, das aber allmählich ausartete, und dasselbe wo möglich in seiner anfänglichen Lauterkeit herzustellen machte er sich zur Aufgabe. Das Feld seiner Forschungen erweiterte sich mehr und mehr, und bald trat er auch als polemischer Schriftsteller über das Christenthum auf. Was aber immer das Wesen seiner religiösen Ueberzeugung seyn mag — Rammohun Roy's Name gewann eine bedeutende Berühmtheit sowohl unter Einheimischen als Ausländern, und begreiflich ist, daß, Wer die Ausbreitung des Christenthumes als eine gebieterische Pflicht und dessen Einführung als eine der höchsten Segnungen der Civilisation betrachtet, seine Augen auf ihn richtete. Seine Talente, seine Gelehrsamkeit, seine Kenntniß der europäischen Sprachen, die Gelegenheit, durch ihn über Indien sich genauer zu unterrichten, seine einnehmenden Manieren zogen viele Europäer zu ihm hin und veranlaßten einen freundschaftlichen Verkehr, so weit seine strenge Beobachtung alles Dessen, was er für echt hinduisch hielt, denselben erlaubte. Mittler Weile pflichteten viele seiner Landsleute seinen Ansichten bei; von noch mehreren jedoch ist zu vermuthen, daß sie mit abholder, wo nicht feindseliger Gesinnung dem Gange des Braminen von ferne folgten; wie es denn den gewissenhaftesten Menschenfreunden und Reformatoren nur gar zu leicht zu ergehen pflegt. Schon vor mehreren Jahren hatte Rammohun Roy den Gedanken geäußert, den Durst seines Wissens durch eine Reise in fremde Länder zu stillen, um dort namentlich Werke aufzusuchen, die er bis jezt bloß vom Hörensagen kannte; dieser Gedanke ist nun zur Reife gediehen. Wie wir hören, nimmt der Bramine seine indischen Diener mit sich, und wird während der Reise wie während seines Aufenthaltes in England nach den Regeln seiner Kaste leben, überzeugt, daß die Reise an und für sich selbst sich wohl damit verträgt. In Calcutta will die Sache manchen Hindu's bedenklich vorkommen, und man hört Muthmaßungen aller Art. Wir wünschen, daß für ihn und Andere ersprießliche Folgen aus dieser Unternehmung erwachsen mögen. Wenn der Bramine, wie wir hoffen, wohl und gesund zurückkehrt, so wird er im Stande seyn, seine Hindu's mit einem Werke in ihrer Sprache zu beschenken (denn an seiner Fähigkeit und seinem guten Willen zweifeln wir nicht), und dieses Werk wird den Kreis ihrer Kenntnisse ausdehnen, ihre Vorurtheile zerstreuen, und Manche veranlassen, es ihm nachzuthun. Von Herzen also eine glückliche Reise!"

Vermischte Nachrichten.

Dem Herausgeber des New Edinburgh philos. Journal, Professor Jameson, wurde vom Oberst Lindsay eine Quantität vulkanischer Asche gesendet, mit der Bemerkung, daß man diese Substanz in dem Theil von Neuseeland gefunden habe, der Weiß-Eiland genannt wird, wo sie von einem Berg komme, der schon lange für einen Vulkan gelte, und sich jezt in Thätigkeit befinde. Der Berg hat ungefähr drei (engl.) Meilen im Umkreis und liegt der Plenty Bay gegenüber, zwischen dem Fluß Thames und dem Ostcap, 20 bis 30 Meilen vom Festland von Neuseeland. Als diese Insel zulezt besucht wurde, boten der Rauch und die Flammen ihres Vulkans ein furchtbares Schauspiel dar. Am Fuße des Berges, auf dem der Vulkan liegt, floß ein See von siedendem Schwefel, und weit um diesen See war der Boden mit einer Schwefelkruste bedeckt. Die Eingebornen sagten, der Vulkan ströme unter der See und breche im Innern von Neuseeland ungefähr 20 Meilen vom Ufer aus und zwar an einem Ort, wo sich ein großer See mit heißem Wasser befindet, in welchem die Eingebornen ihre Nahrung kochen.

Der Dichter Southey, ein großer Alterthümler und historischer Anekdotenjäger hat die Entdeckung gemacht, daß die englische Konstitution seit ihrem Bestehen bei Weitem nicht so große Veränderungen erlitten hat, als — der Plum-Pudding, auf den die Engländer vielleicht nicht minder stolz sind als auf ihre Charta magna. Der Chevalier d'Arvieux, der im Jahre 1658 eine Reise auf einer englischen Fregatte machte, äußert sich nämlich, wie Southey irgendwo fand, über dieses köstliche Nationalgericht in Folgendem: „Ihr Pudding ist etwas Abscheuliches; es ist ein Mischmasch von gestampftem Zwieback oder Mehl, Speck, Rosinen, Salz und Pfeffer, woraus man einen Teigklumpen macht, den man in ein Tuch oder einen Strumpf einschlägt und so in einem Topf mit Fleischbrühe kochen läßt; dann schüttet man ihn auf eine Schüssel und reibt alten Käs darauf, der ihm einen unerträglichen Geruch giebt. Ohne Käse ist indeß das Ding so übel nicht."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 141. 21 Mai 1831.

Ueber die gewirkten Tapeten zu Rom.

(Von G. L. P. Sievers.)

Ich weiß nicht, ob es eine eigentliche Geschichte der Tapetenwirkerei giebt; aber so Viel ist mir bekannt, daß wenn eine geschrieben werden sollte, Rom derjenige Ort wäre, wo sie sich wenn auch nicht aus gedruckten Quellen doch aus den Werken selbst am Zweckmäßigsten abfassen ließe. Ein hiesiger Tapezier hat mich versichert, es gebe hier mehr denn zehntausend große Tapeten, deren mittlere Größe in der Breite etwa zehn und in der Höhe acht Fuß betrüge, die schmälern nicht mitgerechnet. Sey diese Angabe auch übertrieben, so läßt sich dennoch aus der Menge, welche am Frohnleichnamsfeste bloß im Bezirke der Peterskirche aufgehängt werden, und von denen ich selbst, ohne bei Weitem zu Ende gekommen zu seyn, oft mehr denn tausend gezählt habe, die ungefähre Zahl auf wenigstens fünftausend anschlagen. Die meisten davon befinden sich im Besitze der sogenannten Banderari oder Festaruoli *), der Tapeziere, welche an den Festtagen die Kirchen verzieren. Da man in Rom nicht allein mehr Kirchenfeste zählt als Tage im Jahre, und daher auf Einen Tag drei und mehrere fallen, so ist die Anzahl der Tapeziere bedeutend und ihr Gewerbe ein Nahrungszweig, von dem man in dem Maße außer Rom keinen Begriff hat. Diejenigen, welche bei den Kirchen in festem Gehalte stehen und dafür alle Tücher und Tapeten, die zu Ausschmückung derselben erfordert werden, liefern müssen, haben das Recht vor ihrem Hause das Wappen der Kirche aufzuhängen. Selbst die drei größeren Kathedralen, die Peters-, Johannis- und St. Mariamaggiorekirche, besitzen von den nöthigen Tuch- und Seide-Geräthschaften bei Weitem nicht das Nothwendige. Der Grund liegt nicht sowohl in einer übertriebenen Sparsamkeit, als vielmehr in der Beschwerlichkeit der Aufbewahrung und Reinhaltung so vieler und großer Stücke Zeuge. Da ohnehin die Kirchen zur Aufhängung derselben, welches ein eigenes und höchst beschwerliches Geschäft ist und besonders erlernt werden muß, der Tapeziere bedarf, so hat man es bequemer gefunden, von diesen zugleich auch sämmtliche Zuthaten liefern zu lassen. Einen größern Theil besitzt der Vatican, einen kleinern Theil Privatpersonen, unter diesen besonders die großen Familien Borghese, Colonna ꝛc. Der einzige Gebrauch, welchen man davon macht, besteht darin, am Frohnleichnamsfeste die Außenseite der Häuser damit auszuschmücken. An andern Festtagen werden sie nicht gebraucht.

Es ist zu bedauern, daß die Sitte, die Jahrszahl und den Namen des Malers oder des Zeichners unter die Tapeten zu setzen, erst gegen das Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen zu seyn scheint. Unter den mehrern Tausenden, welche hier in Rom vorhanden sind, giebt es vielleicht kaum ein Paar Hundert, welche jene Bezeichnungen aufzuweisen haben, und unter diesen wieder keine einzige, welche höher als bis zum Jahre 1730 hinaufreicht. Aus dieser Epoche sind die meisten nach Zeichnungen oder Gemälden von einem Künstler verfertigt, der Andran heißt. Aus der Verschiedenheit der Jahreszahlen, welche von 1733 bis 1759 gehen, besonders aus dem Umstande, daß der Name Andran nur ein Paar Mal die Vornamen C. G. enthält, sonst aber allein steht, möchte ich schließen, es habe mehrere Künstler dieses Namens gegeben. Wer übrigens dieser Andran oder diese Andrans gewesen sind, ist mir unbekannt. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hat es einen französischen Maler Gérard Audran gegeben, der sich besonders als Kupferstecher ausgezeichnet und viele Werke von Lebrun gestochen hat. Wahrscheinlich ist dieses ein Vorgänger des genannten Andran. Nach diesen finden sich die Namen Cozette, Restout, Franchois van den Hecke (so!), Reydans am Häufigsten. Ueber keinen dieser Künstler ist es mir gelungen, irgendwo eine nähere Auskunft zu finden; ja, ich muß fast schließen, daß einige derselben, besonders die drei letzten, welche sich auf den Tapeten unten auf der linken Seite des Beschauers befinden, wo sonst nur die Zeichen und Initialen der Fabriken zu stehen pflegen, die Namen der Wirker sind; oder man müßte annehmen, daß hier nicht immer dieselbe Regel beobachtet worden wäre. So zum Beispiel liest man auf einigen derselben unten im rechten Winkel den Namen Cozette, und im linken ein verschlungenes JR (heißt, wie sich aus einigen andern ergiebt, J. R), Restout. Auf denen, wo nur Ein Name steht, befindet sich dieser immer an der rechten Seite, ist also der Name des Malers, oder der des Verfassers des Cartons. Dagegen streitet wieder der Name Franchois van den Hecke, der oft auf der linken Seite steht, ob ich

*) Für die deutsch-italienischen Sprachpuristen merke ich hier an, daß die toskanische Sylbe jo statt ro in Rom durchaus nicht gebräuchlich ist, ja sogar als Affectation mit Fleiß vermieden wird. So sagt und schreibt hier Jedermann: notaro, libraro, paro, und folglich auch banderaro, festaruolo, und nicht banderajo, festajuolo u. s. w.

ihn gleich irgendwo als Maler erwähnt, oder den Namen sonst unter irgend einem Bilde gefunden zu haben, mich dunkel erinnere. Zuweilen stehen rechts zwei B und dazwischen ein rothes Herz, links der Name H. Reydams; letzterer ist also offenbar der Maler. Daß die französischen Figurentapeten (Gobelins) an der linken Seite den Namen des Malers haben, an der rechten aber ganz ohne Zeichen sind, ist bekannt.

Man hat der flamändischen Schule (einer und derselben mit der holländischen, trotz der materiellen Nüance, welche zwar beide von einander trennt, aber nicht wirksam genug war, auch eine innere geistige Verschiedenheit hervorzubringen) den Vorwurf einer mangelhaften Zeichnung gemacht; Andere, dieß Urtheil mildernd, haben der Zeichnung individuelle Wahrheit zugestanden, aber ihr das Ideal abgesprochen. Ich weiß nicht, wie lange wir uns noch von dem ästhetischen Irrwische, den man mit diesem Namen benennt, in der Irre herum führen lassen wollen. Keiner der großen Meister, der antiken sowohl als der modernen, hat nach einem sogenannten Ideale gehascht. Der vatikanische Apollo und die mediceische Venus sind Gestalten, wie sie damals zu Tausenden vorhanden gewesen seyn mögen, und wie noch jetzt die Originale zu der Schwester des Besessenen auf der Transfiguration, zu der tizianischen Venus mit der Stumpfnase, oder dessen Magdalena mit den erbsengroßen Thränen auf den Wangen, zu dessen heiligem Sebastian, zu der Gerechtigkeit von Giacomo della Porta auf dem Grabmale Pauls III in der Peterskirche u. s. w. in Italien, besonders in Rom, unter allen Ständen gefunden werden. Daß die niederländischen Künstler die Gestalten gezeichnet haben, wie sie ihnen vorgekommen sind, daran haben sie wohl besser als daran gethan, den Formen bloß den Ausdruck der materiellen Individualität zu geben, ohne den Gesichtern den Ausdruck geistiger Charakteristik aufzudringen; denn scharf gezeichnete Physiognomik ist eben so wenig ein Erbtheil der Niederländer, als der Engländer; die niederländischen Künstler haben, mit Einem Worte, Individuen aus ihrer Nation, und nicht aus dem Monde zeichnen und malen wollen, und deßwegen erfreuen wir uns an ihren Gestalten, eben weil wir selbst Menschen und keine Schattenbilder aus der Laterna magica sind. Damit habe ich immer noch nicht gesagt, daß jene Flachheit der Physiognomien das letzte Ziel der Malerkunst ausmachen und, statt Individualität der niederländischen Figuren zu bleiben, sich zur Allgemeinheit erheben und Gesetz für alle Physiognomik werden solle.

(Fortsezung folgt.)

Buenos Ayres.

(Fortsezung.)

Die Buenos-Ayrier, ist zu bemerken, wie sie überhaupt etwas träger Natur sind, denken so wenig daran, die Qualität ihrer Produkte zu veredeln, daß sie sich damit begnügen, sie nur marktbar zu wissen. Daher kommt es, daß z. B. ihre Pferde, deren man eines von den besten um 3 bis 5 Dollars kauft, so wilde Bestien sind, daß sie ohne die furchtbaren Gebisse, die man ihnen anlegt, ganz und gar unlenksam wären; diese Sorglosigkeit hatte in der Revolution oft die Folge, daß ein allgemeiner Mangel eintrat, und man zu den ungesundesten Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen mußte, wodurch Seuchen entstanden, die viele Leute ins Grab brachten; bei der Belagerung der Stadt namentlich, als die Montoneros die Zufuhr abschnitten, waren die Märkte völlig leer, und man konnte in den Wirthshäusern um keinen Preis auch nur einen frischen Bissen auftreiben. In Friedenszeit ist es dagegen unterhaltend, die jungen Montoneros und Gauchos mit ihren rothen Mützen und grotesken Trachten nach der Stadt galoppiren zu sehen, wohin sie Milch, Eier, Früchte etc. liefern. Die Milch hängt in blechernen Büchsen oder irdenen Gefäßen in Körben, die sie mittelst lederner Riemen am Sattelknopf befestigen. Heim reiten sie gemächlich in Gruppen, seitwärts sitzend und mit einander über die Gewinnste des Morgens plaudernd. Derjenige öffentliche Platz, auf welchem das Schlachten vor sich geht, hat ungefähr 4 oder 5 Morgen im Umfang und ist ganz graslos; an einem Ende davon ist ein großer mit tüchtigen Pfosten eingeschlossener Raum, der wieder in mehrere abgesonderte Hürden zerfällt, deren jede sich durch ein eigenes Thor öffnet. In diesen Behältern wird das zur Schlachtung bestimmte Vieh aufbewahrt. Am frühen Morgen stehen eine Anzahl Pferde mit den Lassos am Sattel scheinbar leblos umher; die Fleischer (Mataderos) sitzen oder liegen auf dem Boden neben den Hürden, und rauchen ihre Cigarren; so wie aber die Glocke der Recoleta ertönt, schwingen sie sich zu Pferd, die Thore der Zellen gehen auf, und in wenig Augenblicken verwandelt sich das Ganze in eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung. Jeder wirft nach einem wilden Stier seinen Lasso; einige dieser Thiere rennen vor den Pferden davon, andere gehen auf die Pferde los; einige brüllen, andere mit abgeschnittenen Kniefiechsen stürzen zusammen, andere bäumen sich auf ihren Stümmeln empor; einige werden getödtet und abgehäutet, während andere sich vom Lasso losreißen. Der Zuschauer bei diesem seltsamen Schauspiel darf wohl auf der Hut seyn, daß er fein sauber aus diesem Gedränge wieder herauskommt: denn er befindet sich zwischen Scylla und Charybdis. Schaaren weißer Vögel (guls) bedecken jetzt rings den Boden, picken die Blutlachen auf, oder wiegen sich auf ihren Zehenspitzen mit den Flügeln klappend, als ob sie sich in Erwartung des Mahls Bewegung machen wollten, um besser Appetit zu bekommen. Jede Blutlache bezeichnet die Stätte, wo ein Ochs fiel; bald verschwindet auch diese Spur.

Die Straßen von Buenos Ayres sind eng, unreinlich und ungepflastert; die Trottoirs so schmal, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können, und selbst dieser Raum wird noch durch die Ausstellung von Waaren vor den Ladenthüren unterbrochen. Jeden Schmutz wirft man auf die Straße, die so zu einem wahren Kloak wird. Dazu kommt noch, daß nach jedem Regen in dem weichen Thonboden überall Pfützen (pantanas) sich bilden, weßhalb man sich bei jeder Art von Fuhrwerk ungeheurer Räder bedient, weil Wägen nach sonstiger Form unfehlbar stecken blieben. Die Gespanne sind meist aus Ochsen zusammengesetzt. Das Vorderpaar geht an 30 bis 40 Fuß langen Strängen, so daß es, nachdem es sich frei durch den Koth durchgearbeitet, auf der andern Seite, wo der Boden wieder fest ist, seine Zuglast desto leichter durchwindet. Ohne solche Maßregeln wären die Wege schlechterdings unfahrbar. Während der Revolution, wo oft aller Verkehr mit dem Lande abgeschnitten war, kamen Tausende von Pferden aus Futtermangel um, und der

Anblick von Cadavern, der überhaupt jeder Zeit zu den nicht ungewöhnlichen Dingen gehört, bot sich in allen Theilen der Stadt dar. Wenn ein Pferd sich noch zum Dienst eignete, so wurde es von der Regierung aufgegriffen, und dem Heer zugesandt; die übrigen schleppten sich dann wohl noch eine Zeit lang mit ihrem Elend, bis sie zu guter Letzt die Beute klapperdürrer Hunde wurden, die Tag und Nacht heulend umherstrichen. Man weiß, daß der Hunger Manche aus den untern Ständen trieb, diese ekelhaften Mahlzeiten zu theilen. Eine Polizei, die dafür Sorge trüge, daß Leichname von Thieren irgend einer Art nicht auf den Straßen vermodern, gab es nie; man muß aber auch sagen, daß Verwesung hier zu Land nicht jene Verpestung der Atmosphäre mit sich führt, wie sonst, sondern daß alle todten Körper schnell trocknen und geruchlos werden.

Die Bevölkerung von Buenos Ayres, die man auf 100,000 Einwohner anschlägt, enthält ein Viertheil Neger. In der Armee besteht das Fußvolk ganz aus Schwarzen. Diese Regimenter haben sich immer in der Schlacht durch ihre Standhaftigkeit und ihren Muth ausgezeichnet; sie werden unter einer strengen Zucht gehalten, und von weißen Offizieren befehligt. Die Schaaren vo Militärpersonen, die in ihren schimmernden Uniformen einherstolziren; die dunkeln fantastischen Gewänder der Priester und Mönche; die buntfarbigen Trachten der Eingebornen; das Gedränge von Fremden, Seeoffizieren und Matrosen, von Kaufleuten, Supercargo's und Reisenden aus allen Nationen; die reichen Anzüge der Damen; die lumpigen Gruppen zudringlicher Bettler; die seltsamen vorbeijagenden Reitergestalten, und die ungeschlachten Wagenmaschinen, die sich knarrend auf ihren hohen Gerüsten fortbewegen; dieß Alles, zusammen mit dem tausendfachen Gelärm dieser rührigen Masse und dem unaufhörlichen Klingklang der Kirchenglocken, bringt einen babylonischen Wirrwarr hervor, den keine Sprache zu schildern vermag.

Für den Sommer ist Buenos Ayres mit diesen unermeßlichen Wolken von Staub, die wegen ihrer Feinheit in die kleinste Oeffnung eindringen, die Einem den Athem hemmen, Ohren und Augen füllen, Gesicht, Haare und Kleider pudern, ein wirklich abscheulicher Aufenthaltsort. Es ist keine Uebertreibung, daß, wenn man ein Buch liest, man oft, ehe man das Blatt umkehrt, eine ganze Schichte wegblasen muß. Der Menge und vor Allem der schädlichen Beschaffenheit dieses Staubs — die von dem Vorhandenseyn des Salpeters herrührt, wovon der Boden reichlich geschwängert ist — hat man es zuzuschreiben, daß es in Buenos Ayres so viele Blinde giebt. Kein Wunder, wenn bei der ohnehin in jedem Fach des Hauswesens herrschenden Nachlässigkeit alle Arten von Ungeziefer überhand nehmen, wie Mäuse, Ratten, Schnecken, Skorpione, Spinnen, Flöhe, Wanzen, Fliegen, Moskiten, Ameisen, Roßkäfer, Vampyre ꝛc., die in Myriaden durch die Wohnungen der Reichen wie der Armen schwärmen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gastmahl des Polenvereines zu Paris.

(Schluß.)

Nach Lafayette nimmt Alexander Delaborde das Wort:

„Meine Herren Bevollmächtigte der polnischen Nation, unsere gefeierten Gäste, unsere Brüder! Die Gefühle, von denen wir Alle für Sie beseelt sind, haben den würdigsten Ausdruck in dem Munde Dessen gefunden, den Polen zum ersten Grenadiere der Nationalgarde ernannt hat, den Frankreich seit fünfzehn Jahren als seinen ersten Bürger verehrt. Doch selbst den Reihen der Nationalgarde von Paris, der Narodowa unserer Hauptstadt angehörig, fühle ich mich gedrungen, noch insbesondere unsere Bewunderung gegen Eure hochherzige Nation auszusprechen.

„Wir gingen mit dem Beispiele des Widerstandes gegen die Unterdrückung voran; doch blieben wir weit hinter Euch zurück. Wir errichteten Barrikaden in unsern Straßen; Ihr habt eine Barrikade in Europa aufgeworfen gegen den Despotismus und die Barbarei. Ihr seyet dem Untergange geweiht, sagte man, und solltet nur in dem Andenken der Menschen fortleben — nein, Ihr werdet leben in Mitte der Völker, die Euch bewundern, um die Frucht Eurer Triumphe zu genießen. Der Ruhm, edelmüthiger als die Politik, nimmt seine Kinder in Schutz, und Ihr wart von jeher seine ältesten Söhne. Er wird Euch erhalten zum Stolze der Welt, zur Liebe aller hochherzigen Seelen. Diese Liebe biete ich Euch im Namen der Nationalgarde von Paris, und ich fürchte nicht, daß Einer meiner tapfern Waffenbrüder nicht mit Herz und Munde dazu einstimmen werde."

Dieß die Antwort Morawski's:

„Der Donner des Geschützes, der von den Ufern der Weichsel bis zu uns das Echo des Ruhmes herüberträgt, verkündigt lauter, als schwache Worte es vermögen, die erhabene Anhänglichkeit der Polen an die Sache der Menschheit und insbesondere an die ihrer alten Verbündeten, der großen, edelmüthigen französischen Nation. Dieß zu erklären bedarf es keiner andern Zunge mehr. Ich werde mir bloß die Freiheit nehmen, da an mir die Reihe ist, einen Toast auf die Nationalgarde von Paris auszubringen. Noch hat sie zwar nicht auf die Adresse geantwortet, die wie die Ehre hatten, ihr im Namen unserer Waffenbrüder zu überreichen; allein die kraftvollen Worte, die wie aus dem Munde ihres beredten Repräsentanten vernahmen, bürgen den Polen für die Gesinnung dieser glanzvollen Waffenschaar. Wir zweifeln nicht, daß sie die hochherzige Sympathie des übrigen französischen Volkes für Polen theilt. Möchte auch ihre Regierung der Welt beweisen, daß sie diese Gefühle theilt, oder möchte sie vielmehr, wie es ihre Pflicht ist, die hochherzige, die wahre Meinung der großen Nation aussprechen! Möchte sie nie vergessen, daß sie der edle Ausfluß der glorreichen Tage des Julius ist! Möchte ihr endlich die Nachwelt nicht den Vorwurf machen dürfen, daß das ritterlichste unter den Völkern theilnahmloser Zeuge des glorreichen Kampfes für die Civilisation, vielleicht, denn immer schwanken die Loose des Krieges, vielleicht der Vertilgung einer Nation geblieben sey, die ihr treuester Bundesgenosse war. Dem französischen Volke und der Bürgergarde!"

Der Senator Ludwig Plater nimmt hierauf das Wort:

„Es sey mir vergönnt, hier eine geschichtliche Erinnerung aufzufrischen, die eine überraschende Aehnlichkeit mit der Politik dieser Tage bietet. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1583, als ein Prinz von französischem Geblüte, nachdem er eine kurze Zeit auf Polens Thron gesessen, es plötzlich verließ, drückten die Stände des Reiches ihre dringende Bitte um seine Rückkehr ungefähr in folgenden Worten aus: „„Wir können der Gegenwart eines Oberhauptes, eines Feldherrn nicht entbehren; wir sind eine Nation von Reitern, die wachthabende Vorhut des civilisirten Europa; unser Muth, unsere Mühsal, unsere Wachen sichern die Ruhe des übrigen Continentes, und auf daß die andern Nationen ihre Gesetze vervollkommnen, ihre Civilisation entwickeln, und in Frieden der Wohlthat erleuchteter Einsichten genießen können, leben wir ewig im Bivouak, ewig im Kampfe gegen die Horden Asiens, und dürfen auf keinen anderen Ruhm hoffen, als den der Schlachten.""

„Dieses lebendige Bollwerk ist umgestürzt; aber die Nationen, deren Schutz es war, blicken noch mit Schmerz auf seine Trümmer; können ihm noch ihre Theilnahme zuwenden. So lange ein Frankreich besteht, wird Polen nie aufhören, darauf zu hoffen."

Der General Fabvier brachte hierauf folgenden Toast aus:

„Heute ist der Jahrestag der Schlacht von Toulouse; sie ward ohne Zweifel sehr illegal geliefert; Dessen ungeachtet bringe ich die Gesundheit Derer aus, die sich für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes schlagen, auch ohne Erlaubniß.“

Zum Schlusse trug Cassimir Delavigne seine schöne Varsovienne mit einem Feuer und einer Rührung vor, die sich der ganzen Versammlung mittheilte.

Vermischte Nachrichten.

Von den neulich wegen der angeblichen Verschwörung im Dezember vor die Assisen gestellten Angeklagten liest man gegenwärtig die Namen Cavaignac, Chauvin, Guinard, Pecheux d'Herbinville, Trelat, Guilley auf dem Verzeichnisse Derer, die die Dekoration des Juliuskreuzes erhalten haben. — Die vormalige zweite Batterie der Nationalgarde, mit der sich eine große Anzahl von Artilleristen der andern Batterien vereinigte, gab ihren ehemaligen Hauptleuten Cavaignac und Guinard und deren Mitangeklagten zu Ehren in den Vandanges de Bourgogne ein feierliches Gastmahl, dem gegen hundert und sechzig Personen beiwohnten. Auch die Offiziere des Geniekorps und der Artillerie, die von Metz zurückgerufen wurden, weil sie die Association des Moseldepartements unterzeichnet hatten, waren dazu eingeladen. Der Kapitän des Geniekorps, Eugen Cavaignac, Bruder des Angeklagten, richtete hierbei einige Worte an die Versammlung und schloß mit dem Toaste: „Meine Herren, ich bringe die Gesundheit einer Kranken aus: die Emanzipation der Armee!“

General Guerrero, durch Verrath in die Hände seines Feindes Bustamente geliefert, wurde am 14 Februar d. J. in dem Dorfe Cuilapan, zwei Meilen von Oaxaca, auf den Spruch eines dazu ernannten Kriegsgerichtes, erschossen. Man erlaubte dem General weder vor seinen Richtern zu erscheinen, noch seine Vertheidigung zu führen. Das Kriegsgericht, das unter dem Vorsitz eines Obristlieutenants aus subalternen Offizieren zusammengesetzt war, stützte seinen Urtheilsspruch auf das alte spanische Militärgesetzbuch, verfuhr aber selbst nach diesem ungesetzlich, da es vorschreibt, daß nur Stabsoffiziere über einen General zu Gericht sitzen können. Allein Bustamente und die Minister Alaman und Facio wollten sich um jeden Preis eines Feindes entledigen, durch dessen Fall sie der demokratischen Partei den Todesstreich zu versetzen hofften. In dieser Absicht trugen sie auch keine Scheu, einen verrätherischen Anschlag mit dem Kapitän der sardinischen Brigg Colombo, Francisko Pitaluga, einzugehen, der den in tiefer Zurückgezogenheit zu Acapulco lebenden General auf sein Schiff lockte und ihn mit Primo, Tapia, Pita und Tavallta zu Hamtuico, einem kleinen Hafen des Staates Oajaca, an's Land setzte, wo alle Vorbereitungen getroffen waren, ihn sicher in die Hände der merikanischen Gewalthaber zu überliefern. Der Ministerrath zu Mexiko versammelte sich zwar auf die Nachricht von Guerrero's Verhaftung, um zu berathen, ob der Gefangene zur Aburtheilung vor den Kongreß gestellt werden sollte; allein man beschloß, ihm kein besonderes Vorrecht vor jedem andern Verbrecher zu gönnen, und Bustamente, als man bei ihm eine Fürbitte für Guerrero's Leben einlegte, antwortete: „Als ich mein Schwert gegen die Revolutionäre zog, warf ich die Scheide weg, bis sie völlig vernichtet seyn werden. Wer hatte mehr ein Recht auf Mexiko's Dankbarkeit als Senor Iturbide, der zu seiner Erhaltung nicht einen einzigen Tropfen merikanischen Blutes vergießen ließ? Und sollte dieser Negro (Guerrero) darauf Anspruch haben, um dessen Willen in der Republik so viel Blut fließen mußte?“

Nach dem Canton-Register vom 2 August hatten in dieser Stadt sämmtliche Beamte vom Gouverneur abwärts allen Schauspielen, Lustpartien und andern ähnlichen Geldverschwendungen entsagt, und zwar in Folge eines strengen kaiserlichen Beschlusses, der gegen den Oberbefehlshaber zu Moukden, weil derselbe in seiner Staatswohnung Theater spielen ließ, ergangen war. Auch war von Sr. Maj. gegen einen Offizier auf Degradation erkannt worden, weil dieser einem Berauschten eine Geldbuße zum Besten des Theaters auferlegt hatte. In Kaschgar scheinen neue Unruhen ausgebrochen zu seyn. Wenigstens ist in einem kaiserlichen Dekret von einer Räuberbande die Rede, durch welche die öffentlichen Magazine und Kassen geplündert worden seyen. Diese Räuber werden auch Rebellen genannt. Neuere Nachrichten aus Canton (vom 1 Mai v. J.) klagen über Mangel an Regen, weßhalb die Regierung öffentliche Gebete und Fasten anzuordnen für nöthig fand. Eine andere Klage, wo die Polizei einschreiten mußte, betraf das Ueberhandnehmen der Quacksalber, die alle Mauern mit ihren Plakaten beklebten, worin sie dem Publikum ihre Stimulantien anpriesen, so daß, Wer durch die Straßen von Canton wanderte, glauben konnte, er sey in einem ungeheuern Bordell. Damals war über 10,500 Personen im Reiche das Todesurtheil gefällt, auf Befehl des Kaisers die Vollziehung der Strafe aber aufgeschoben worden, damit Se. Maj. Gnade für Recht ergehen lassen könnte. Auch der Koch des Kaisers war in Untersuchung gekommen, weil er seinen Küchenzettel zu spät überreichte; der Souverän begnadigte den Missethäter. Als eine merkwürdige Erscheinung in Canton wird die Ankunft einiger Miaotse oder Gebirgsbewohner aus dem Innern erwähnt. Ihre Sprache ist von der chinesischen völlig verschieden; in Canton bedienten sie sich der Mandarinensprache, in welcher sie sich jedoch sehr unvollkommen ausdrückten; sie besitzen weder Schrift noch Bücher, weder Tempel noch Priester, noch irgend eine äußere Form der Religion. Den Kopf haben sie nicht, wie die Mandschu's und Chinesen, geschoren, sondern sie tragen die Haare auf dem Scheitel geflochten nach Art der chinesischen Frauen. Sie waren nach Canton, wohin sie auf dem westlichen Flusse auf kleinen mit Oel beladenen Kähnen kamen, etwa einen Monat unterwegs; sie wünschten Betel, Opium und andere Artikel einzukaufen. Einige Chinesen bemerkten, diese Leute gehörten zu einem Volke, das sich der kaiserlichen Regierung nicht unterwerfe.

Folgende interessante Beobachtungen über die Temperatur in einigen Minen von Cornwallis wurden von Hrn. Robert Were Fox Esq. der königl. geologischen Gesellschaft in Cornwallis vorgelegt: In der Kupfermine Tingtang im Kirchspiel Gwennap hatte das Wasser auf dem 178 Faden tiefen Grund des in Killas*) gegrabenen Kunstschachtes eine Temperatur von 82° Fahr. Im Jahre 1820, als dieser Schacht nur eine Tiefe von 105 Faden hatte, war die Temperatur des Wassers 68°, mithin ergiebt sich auf 73 Faden Tiefe eine Temperaturerhöhung von 14°, also ein Verhältniß von 1° auf je 5 Faden Tiefe. In der Zinnmine Huel Vos bei Helston, deren Tiefe im Jahre 1819 139 Faden betrug, hatte das Wasser auf dem Grunde 69°; jetzt ist diese Mine 209 Faden tief und die Temperatur auf 79° gestiegen, was ein Verhältniß von 1° auf je 7 Faden Tiefe giebt. Der höchste Grad von Temperatur des Wassers fand sich mit 80° auf dem Grund der Kupfer- und Zinnmine Poldice im Kirchspiel Gwennap, deren Tiefe im Jahre 1820 144 Faden betrug; jetzt hat diese Mine 176 Faden Tiefe mit einer Temperatur von 99° und in einem Stollen, der 20 Faden nördlich geht, 100°. Die beiden letzten Temperaturgrade sind die höchsten, die man bis jetzt in den Minen von Cornwallis beobachtete, und das Verhältniß ist im ersten Falle 19°, im andern 20° auf je 32 Faden Tiefe, oder 1° auf 1⅗ Faden. Das aus diesen Minen binnen 24 Stunden ausgepumpte Wasser schätzte man auf 1,800,000 Gallonen und fand es mit einer beträchtlichen Menge aufgelösten, gemeinen Salzes geschwängert.

Man hat den Namen der edinburger Dame vergessen, die vor ungefähr 50 Jahren eine Büchse mit chinesischem Thee zum Geschenke erhielt und denselben, weil sie nicht wußte, was sie damit anfangen sollte, als Gemüse kochen ließ. Heut zu Tage ist der Thee kein Luxusartikel mehr, sondern eines der ersten Bedürfnisse; in dem elendesten Dorf von Schottland trinkt man täglich zwei Mal Thee, wie im übrigen England. Man hat berechnet, daß eine Familie von fünf Köpfen aus der untern Volksklasse jährlich für 7 Pfd. 12 Schilling Thee braucht, was gerade die Hälfte von dem Preis ihres Brodbedarfes ausmacht. Großbritannien verzehrt im Ganzen jährlich für 21 Millionen Pfd Sterl von dieser chinesischen Blätterbrühe.

*) Killas nennt man in den Bergwerken von Cornwallis eine Art grauweißlicher Erde von der Härte des Schiefers; sie findet sich in 2, 3 bis 4 Fuß dicken Schichten, neben welchen oft Adern von Zinn und andern Erzen laufen. In andern englischen Provinzen bezeichnen die Bergleute mit diesem Namen den gewöhnlichen Schiefer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 142. 22 Mai 1831.

Buenos Ayres.
(Fortsetzung.)

Alle Plagen Egyptens scheinen nach den Niederungen von Südamerika verpflanzt. Der Vampyr, von der Größe einer Taube, ist für die Gegenden, die er befehdet, ein so großer Fluch, als die Harpyie der Fabel. Weder Mensch noch Thier ist vor ihm sicher. Die Theile des Menschen, welche er angreift, sind der Daumen, die Nase, vor Allem aber die große Zehe; man wacht an seinem Biß nicht auf, und das Ungethüm läßt nicht ab, als bis es sich wie ein Blutegel, vollgesoffen. Umsonst versucht man zahlreiche Zecken von jeder Größe von sich abzuwehren, umsonst legt man sich unter Moskitennetzen nieder; die Segnungen des Schlafs kann man in den heißen Monaten nur in fieberhaften Pausen genießen; und erhebt man sich von diesem unruhigen Lager, so darf man darauf rechnen, daß man am ganzen Leib roth und blaugestochen aussieht. Legt sich Einer im Freien nieder, und wählt er auch einen scheinbar reinen Rasen zu seiner Stätte — schwarz von Flöhen steht er wieder auf. Die fliegende Wanze (vinchuca) ist gefährlicher daheim als draußen. Die Bremsen und Wespen martern Pferde und Maulthiere; aber bei Weitem der schlimmste Feind für Menschen und Vieh sind die gemeinen Fliegen. Sie kriechen in Nasen und Ohren und legen ihre Brut hinein; und wird nicht schleunigst Hülfe geschafft, so fressen sich die Maden in den Kopf hinein, und verursachen furchtbare Schmerzen und den Tod. Den Winter dagegen macht die naßkalte Luft nicht minder unangenehm; Zucker und Salz befinden sich dann in einem immerwährenden Zustande des Schmelzens; die Familie sitzt um ein Kohlenfeuer herum, das in der Mitte des Zimmers auf einem kleinen Roste (brasero) brennt. So lang man die Kohlen anzündet oder wenn man nachschürt, setzt man die Feuerpfanne vor die Thüre, bis das kohlensaure Gas weg ist. Erst in wenigen Häusern trifft man seit neuerer Zeit Oefen an. So verhält es sich auch mit andern Gegenständen der Bequemlichkeit; man kann in ein Haus treten, und es liegt vielleicht ein herrlicher brüsseler Teppich auf dem backsteinernen Flur, ein Kronleuchter hängt von der gesparrten Decke herab, und an der feuchten weißen Wand stehen einige flitterhafte nordamerikanische Sessel, oder es kommt wohl auch ein englisches Pianoforte zum Vorschein oder einige marmorne Vasen — lauter Gegenstände, die ein gut Stück Geld gekostet haben mögen — aber von wirklich wohnlicher und geschmackvoller Einrichtung ist keine Spur.

Die Damen von Buenos Ayres erfreuen sich eines hohen Rufes von Schönheit. Feine Bildung, Gefühl, Takt und geselliges Talent sind ihnen eigen. In ihrem Anzug zeichnet sich besonders ihr geschmackvoller Kopfputz und die prächtigen Kämme von außerordentlichen Dimensionen aus, welche sie im Haar tragen. In Hüten sieht man sie nie; man wird es an ihnen aber bald gewöhnt, und beginnt einen Hut als ein schwerfälliges Anhängsel weiblichen Staats zu betrachten. Die anmuthsvolle Ungeziertheit ihres Benehmens, ihre zuvorkommende Artigkeit gegen Fremde, ihr eifriges Streben zu gefallen, worin sie wegen ihres Verstandes und ihrer Liebenswürdigkeit sehr glücklich zu seyn pflegen, haben bösartige Schriftsteller zu übeln Deutungen benützt; jeder Unbefangene jedoch, der sie genauer kennt, wird nicht in Abrede ziehen, daß dieß gehässige grundlose Verleumdungen seyen; wofür auch der Umstand spricht, daß viele achtbare fremde Kaufleute und Residenten, die in Buenos Ayres eheliche Verbindungen schlossen, die treue Anhänglichkeit und den häuslichen Sinn ihrer Gattinnen nicht genug zu rühmen wissen. Die Abendpartien (tertulias) sind köstlich. Es werden Walzer, Menuette und spanische Tänze getanzt; man plaudert, musicirt (Forteplano und Guitarre) und singt. Die Damen gehen selten den Tag über aus, außer in die Kirche und an hohen Festen; der Abend dagegen ist die Promenadezeit; die Kaufläden werden prächtig beleuchtet und sind bei schönem Wetter von schönen Kundinnen gefüllt. Nicht vergessen dürfen wir ihrer ausschweifenden Liebhaberei für Konfekte (dulces), so wie der Blumen, womit sie ihr Haar schmücken, und wovon sie, was für ein Zeichen besonderer Aufmerksamkeit gilt, etwa dem Gast einen Strauß binden. Ein unentbehrlicher Artikel für Damen ist endlich der Fächer, und in der Handhabung desselben legt die Buenos Ayrierin, wie die Spanierin, eine Geschicklichkeit an den Tag, die man wirklich bewundern muß. Was den Fremden an buenos-ayrischer Sitte Anfangs mißfällt, ist, daß wenn man in einer Wohnung einen Besuch abstattet, nie ein Frauenzimmer von ihrem Stuhl sich erhebt.

Die kreolische Bevölkerung der Plataprovinzen besitzt ganz die Lebhaftigkeit des Charakters und das geistvolle Wesen der Andalusier, von denen sie größten Theils abstammt, nebst einem leichten Anflug von Bigotterie, der sich aber bei einiger Erziehung ziemlich verliert. Nur Hang zur Trägheit kann man den Kreolen in hohem Grad zur Last legen. Freilich fühlt sich der Mensch in einem

Land, wo ihm die Mittel seines Unterhaltes so leicht werden, nicht sonderlich zur Thätigkeit angespornt; und ehe künftige Bedürfnisse diese Wirkung haben können, muß der gesellschaftliche Zustand eines Volkes im Allgemeinen weiter vorgeschritten seyn. Männer von Stand treten in der Regel frühzeitig in die Armee, wobei natürlich ihre Geistesbildung nicht weit gedeiht; sie sind stolz, tapfer, tüchtige Reiter, Freunde von Politik, Theater, Kaffeehäusern und Hahnenkämpfen, Verschwenden, und ziehen den Spieltisch Modezirkeln vor. Ihre Ruhmredigkeit ist in Amerika fast sprüchwörtlich, allein sie geht mitunter aus dem Bewußtseyn von Kraft hervor. Keiner der südamerikanischen Staaten hat zum Sturz der spanischen Zwingherrschaft so Viel beigetragen als Buenos Ayres. Bei einer neuern Veranlassung scheinen sie ihre Gaskonaden fast zu weit getrieben zu haben. Die Stadt war durch eine lange Belagerung aufs Aeußerste bedrängt, so daß man ihrer Eroberung durch die Montoneros stündlich entgegensah und ein Streit zwischen der Regierung und dem französischen Konsul, in Folge dessen der letztere ohne Umstände fortgejagt wurde, hatte einen offnen Bruch mit dem Befehlshaber des französischen Geschwaders veranlaßt, der die ganze buenos-ayrische Flotte wegnahm oder verbrannte; als nun der französische Admiral Vorschläge zu einer Ausgleichung machte, so erwiderte der Kriegsminister, der dieselben nicht annehmbar glaubte, in pomphaftem Ton: „Wir sind mit den Altspaniern und den Engländern fertig geworden; was liegt uns an einem französischen Krieg?" Bald fand man indessen für passend, die Saiten etwas herabzustimmen; man kam über wechselseitige Zugeständnisse überein. Hr. Mandeville, der Konsul, ward in seine Befugnisse wieder eingesetzt, und die buenos-ayrische Flotte, obgleich ein Wenig verstümmelt, der Republik zurückgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gewirkten Tapeten zu Rom.

(Fortsetzung.)

Daß in der Regel auf den meisten hiesigen Tapeten statt dieser Flachheit mehr oder weniger die geistreichste vortrefflichste Charakteristik der Physiognomien herrscht, dieß ist es eben, was sie so anziehend macht, und in mir die Muthmaßung erzeugt, daß die Zeichnungen, besonders der ältern, d. h. derjenigen, auf welchen weder Name noch Jahrzahl steht, von nicht flamännischen Künstlern herrühren. Auf einigen wollen hiesige Maler, von einer alten Sage geleitet, Cartons von Albrecht Dürer erkennen. Unzählige Male habe ich mich bei Allen, von welchen ich Aufschluß erwarten durfte, nach diesen Stücken erkundigt und eine bestimmte Bezeichnung derselben zu erhalten gesucht, aber immer vergebens; der Eine nannte dieß, der Andere jenes, ja Einige gaben sogar Tapeten an, von welchen kein hiesiger Tapezier etwas wissen, noch je gehört haben wollte. Diejenigen Stücke, welche Jahrzahl und Namen haben und wahrscheinlich als die letzten betrachtet werden müssen, welche seit 1730 nach Rom kamen, sind ohne Zweifel nach Zeichnungen von französischen, aber in den Niederlanden ansässigen Künstlern verfertigt werden. Unter diesen stehen die obengenannten Audran, Cazotte, Restout rc. oben an. Die Formen sind weniger überladen und korrekter gezeichnet als die niederländischen, aber gezwungen, und die Physiognomien markirt, aber manierirt; das französische Machen sticht überall hervor; die Komposition verräth mehr Reflexion und Haschen nach materieller Zweckmäßigkeit als natürliche Inspiration.

Unter den Stücken, welche, ohne zu den ältesten zu gehören, doch offenbar in das siebenzehnte Jahrhundert hinaufreichen, weil sie bloße Initialen, ohne völlig ausgeschriebene Namen enthalten, giebt es einige, auf welchen sich eine Zwitterzeichnung, ich meine eine halb von flamännischer und halb von ausländischer (wahrscheinlich) italienischer Hand, nicht verkennen läßt. Sollte die Zeichnung wider mein Vermuthen, von einem und eben demselben Künstler herrühren, so muß es Bewunderung erregen, wie es diesem hat gelingen können, sich zwei durchaus entgegengesetzte Style bis zu dem Grade eigen zu machen, daß sie zwei verschiedenen Künstlern anzugehören scheinen. Dann aber entsteht die Frage: Wozu hat dieser bastardartige Ausdruck dienen sollen, und ist er zufällig oder absichtlich entstanden? Da eine genügende Antwort sehr schwer, vielleicht ganz unmöglich fallen dürfte, es sey denn man nehme an, der Künstler habe dem physiognomischen Ausdrucke noch eine satyrische Tendenz beimischen wollen, so wäre ich geneigt, diese und ähnliche Zeichnungen für Arbeiten zwei verschiedener Künstler zu halten. Eins der vorzüglichsten Stücke dieser Gattung, überhaupt der besten der ganzen Sammlung, trotz dem Widerspruche im Plane der Komposition, ist eine Tapete von der oben angegebenen größten Dimension mit folgenden links stehenden Initialen, die also wahrscheinlich die Fabrik und nicht den Künstler bezeichnen. I. V. P. B., und der charakteristischen Unterschrift: Augustus regiam Nili Syrenem, cera prudentiae aure obserata, contemnit (August weist, das Ohr mit dem Wachse der Klugheit verstopft, die königliche Syrene des Nils zurück.) August sitzt links auf einem Thronsessel, von seinen Kriegern umgeben, vor ihm steht in demüthig bittender Stellung Cleopatra und neben dieser rechts ihre Frauen. Wer wird hier nicht, auch ohne die Tapete vor Augen zu haben, die Handlung derselben errathen zu können glauben? August mit imponirender Würde, auf seinem Gesichte die Ueberlegenheit des Geistes ausgedrückt, mit welcher er die Plane der verschmitzten Buhlerin durchschaut, Cleopatra in demüthiger, aber doch gehaltener Stellung und in ihren Mienen den Sinn der wohl ausstudirten Rede, mit welcher sie den römischen Imperator, gleich seinem Vorgänger zu bethören strebt, darlegend, und endlich um die Handlung nicht zu überladen, beider Gefolge theilnahmlos, vielleicht bloß mit dem passiven Ausdrucke der materiellen Neugierde dastehend. Von allem Dem ist auf dem Bilde nichts ausgedrückt; im Gegentheile scheint der Künstler die Züge des August durchaus nach der Schilderung des Suetonius: Vultu erat, vel in sermone, vel tacitus, adeo tranquillo serenoque etc. aufgefaßt und eben durch diese Ruhe die Gleichgültigkeit ausdrücken gewollt zu haben, welche seinen vom Besitze der schönsten Weiber und Mädchen verwöhnten Sinnen die keineswegs mehr jungfräulichen Reize der Cleopatra einflößten. Die Ruhe, welche über das ganze Wesen des August verbreitet ist, geht so weit, daß man ihn nicht für künstlich, sondern für wirklich taub halten sollte. Statt des beredten Ausdrucks, den wir in der Hal-

tung der Cleopatra voraussetzen, zeigt sich in ihr Nichts, denn eine formenreiche niederländische Schöne, deren Körper mehr sagt, als er sollte, deren Mund aber schweigt, ob sie ihn gleich geöffnet hat. Die römischen Krieger sehen dem Ganzen noch gleichgültiger zu als ihr Gebieter. Dieß die Hauptpersonen des Gemäldes. Man wird fragen, wem denn, wenn die Hauptpersonen als bloße Comparsen erscheinen, die eigentliche Handlung zugetheilt worden sey? Hier ist es eben, wo sich der Kunstgriff zeigt, den der Maler angewandt hat, um die Komposition, wie mich wenigstens dünkt, auf eine satyrische Spitze zu stellen. Denn wem, glauben die Leser, hat er die Verschmitztheit in den Mund oder auf das Gesicht gelegt, welche wir in Cleopatra vergebens suchen? Einem alten Weibe mit einer Kupplerin-Physiognomie, wie sie allein jene Courtisanenkunst, in welcher Cleopatra an ihrem Hofe durch Lehre und Beispiel als vollendete Meisterin glänzte, geschaffen zu werden vermochte. Alles an dieser Alten ist interessant und charakteristisch, bis auf die schwarzen, magern, verknöcherten Füße herab, an welchen sich die vielen Wege und Stege zeigen, welche sie im Dienste der Gebieterin hat machen müssen. Man glaube nicht, daß diese Charakterfigur Karrikatur sey; im Gegentheile hat ihre ganze Haltung so viele ansprechende Wahrheit und in ihrem Gesichte spiegelt sich jene antike Lieblichkeit, welche den Weibern dieser Klasse in den spätern Jahren als stereotype Form früherer Eindrücke übrig bleibt, mit so viel Ausdruck, daß man ihr auf den ersten Blick gewogen wird.

Nach der Cleopatra nimmt unter den satyrischen Tapeten (ich wiederhole, daß mir diese Gattung so scheint ohne behaupten zu wollen, daß sie auch wirklich vom Künstler so gemeint worden ist) eine andere Tapete, gleichfalls ohne Namen des Künstlers, aber mit den Initialbuchstaben der Fabrik (zwei B in der Mitte ein rothes Feld, oder Schild oder Herz), Scipio vorstellend, wie er die celtiberische Gefangene frei giebt, ohne sie berührt zu haben, den nächsten Platz ein. Der Inhalt ist, wie man sieht, derselbe, wie bei der Cleopatra, nur mit dem Unterschiede, daß August aus Verachtung oder aus Politik, oder gar aus boshaft interessirtem Eigennutze (Sueton sagt, er habe die Cleopatra im Triumphe aufführen wollen), Scipio dagegen aus Edelmuth entsagt. Diese geistige Aehnlichkeit hat die äußere Aehnlichkeit, daß Scipio's Gesicht eben so apathisch erscheint, wie wir es oben bei August gesehen haben. Die Handlung ruht hier nicht auf einer Nebenperson, sondern auf der Hauptfigur, nämlich auf der Jungfrau. Sey auch die Zeichnung ihres Gesichtes noch so flach, das Kolorit noch so verbleicht, immer bleibt so viel Ausdruck in den Zügen übrig, daß man in den aufgeworfenen Lippen, in der gerümpften Nase, und in der zu drüsken Ueberlehnung des Kopfes nach vorn, einen verbissenen Schmerz liest, gleichfalls als wollte sie zu Scipio sagen: „Tropf, ich möchte lieber dich, den gefeierten Feldherrn der Beherrscher der Völker, als meinen verlobten Allucius, der über hundert Mann kommandirt." So viel von den Tapeten mit satyrischer Tendenz.

(Schluß folgt.)

Ueber den Kolonial-Waarenhandel Großbritanniens im Jahre 1830 in seinen Hauptartikeln.

Die Beilage Nr. 56 der Allgemeinen Zeitung des vorigen Jahres lieferte eine gedrängte Uebersicht des britischen Kolonial-Waarenhandels für das Jahr 1829. Hoffentlich wird auch manchem Leser eine ähnliche Darstellung für das verflossene Jahr nicht unwillkommen seyn, um so mehr, da die mannichfaltigen vom Handel durchlaufenen Stadien so innig mit den Weltereignissen und der innern Kraftentwickelung der Völker verbunden sind, daß die verschiedenartigen Zustände politischer Aufregungen eine ihnen entsprechende Vermehrung oder Abnahme menschlicher Gewerbsthätigkeit bedingen; ein Axiom einer frühern Zeit kaum erkannt, und nur in unsern Tagen *beachtet* und in seiner ganzen *Wichtigkeit* von manchen Staatsmännern gewürdigt, deren Händen das Glück und die Leiden der Völker anvertraut sind. Die Wahrheit dieses Satzes beurkundet auch England schon in der kurzen seit dem großen Momente verflossenen Zeit, der dem Festlande von Europa auch sein 1688 gab. Der Anfang des Jahres 1830 bezeichnet in England ein Erschlaffen für alle nützliche Unternehmung in Gewerbe und Handel, die jeden Aufschwung der Regsamkeit zu lähmen schien. Niemand glaubte mehr an eine zukünftige Belebung seines Geschäftes; „es wird zu Viel produzirt," war die allgemeine, oft so unbesonnen ausgesprochene Klage; dafür allgemeines Mißtrauen gegen alle Natur- und Kunsterzeugnisse menschlicher Gewerbsthätigkeit; nur Ein Produkt schien noch nicht in hinlänglicher Menge fabrizirt worden zu seyn — die Staatspapiere. Dem Geschäftsmanne und kaufmännischen Kapitalisten war daher die *Verpfändung* der Arbeit künftiger Geschlechter eine festere Gewähr als das *hervorgebrachte* Erzeugniß verbrauchter Arbeit, und während die Produkte aller Klimate und Zonen allmählich, aber stetig in ihrem Geldwerthe sanken, stiegen die Staatspapiere in denselben Verhältnissen. Doch die großen politischen Ereignisse, welche dem Jahre 1830 eine hohe Stelle in den Annalen der Geschichte einräumen, haben auch jenes Verhältniß verrückt, und die Lagen wechseln lassen. Die Staatspapiere, deren Inhalt Zukunft heißt, sanken, und das Reale — die Thätigkeit selbst — ward lohnender. Indem wir uns aber hier bloß auf den Handel Großbritanniens beschränken, darf freilich die gar günstige Lage dieses Landes vor allen andern europäischen Staaten nicht außer Acht gelassen werden. Schon seine völlige Sicherheit vor allen Durchzügen freundlicher und feindlicher Heere giebt ihm Vortheile, die auch dem freiesten konstitutionellen Staate des festen Landes noch lange unerreichbar bleiben werden. Das gesellschaftliche Gebäude der europäischen Völker mag noch so sehr aus seinen Grundfesten gerissen seyn, und jedes Gemüth mit banger Besorgniß für die Zukunft erfüllen, so fällt es dem britischen Kaufmanne, dem Gutsbesitzer oder Fabrikherrn dennoch nicht ein, die materielle Stabilität seiner Schöpfungen in Zweifel zu ziehen. Was seinen Unternehmungsgeist in demselben Grade erhöhet, als entgegengesetzte Ursachen den Muth des Festländers schwächen. Ferner ragt das Betriebskapital der Nation so sehr über das aller andern europäischen Staaten hervor, daß die Regierung in dem einzigen vorigen Jahre sich trauen durfte, drei und eine halbe Million Pfund Sterling davon, ohne den geringsten Nachtheil für die Landeseinnahme aufzuheben; eine Summe, welche der Hälfte sämmtlicher Staatseinnahmen der preußischen Monarchie gleichkommt. Einen andern unermeßlichen Vorsprung erreichte auch die Nation im vorigen Jahre durch die Ausführung großer Eisenbahnen, die in den nächsten drei Jahren alle Hauptstraßen des Landes durchkreuzen werden, um Englands Industrie auf lange Zeit hinaus einen großen Sieg zu sichern. Gehen wir nun auf die einzelnen Gegenstände des vorjährigen Handels selbst über; und hier sey es vergönnt, den mächtigsten Zweig des britischen Handels und der Industrie zu berühren, da derselbe unaufhaltsam im Wachsthum fortschreitet und allein hinreicht, das gewohnte Staunen über die Größe der Industrie Englands noch fortdauernd zu erhöhen. Wohl läßt sich von England sagen, in Kraftäußerung übertreffe das Land sich selbst; Niemand ahnte ein so glänzendes Industriejahr wie das verflossene; es stehe an der Spitze aller früheren Zeiten, und schon darf man dreist behaupten, daß *das gegenwärtige Jahr 1831 jenes weit überragen und in den Hintergrund stellen werde*. Als der verstorbene Huskisson im Jahre 1824 dem Parlamente verkündigte, daß der Werth der verarbeiteten Baumwolle sich auf 33½ Million Pf. St. belaufe, da fand die Bewunderung

keine genügenden Worte, über eine solche Thatsache eine Aeußerung zu wagen. Lebte der große Mann noch, er würde im vorigen Jahre den wundervollen Betrieb dieses Gewerbzweiges auf 51 Millionen in dem nur kurzen Zeitraume von sechs Jahren heranwachsen gesehen haben. Gehen wir auf frühere Zeiträume zurück, so findet sich, daß im Jahre 1781 5,198,778 Pf., 1791 28,706,675 Pf., 1801 56,001,305 Pf. und 1811 91,662,311 Pfd. Baumwolle eingeführt worden. Von dieser Zeit an begannen die statistischen Angaben ausführlicher und somit wichtiger zu werden.

Es betrugen schon im Jahre	die Einfuhr Pf.	Verarbeitung.	Ernte in Nordamerika Pf.	Durchschnittspreis in England L.
1821	126,420,000	128,420,000	410,910,000	9⅛
1824	117,420,000	174,174,000	152,850,000	8⅛
1827	264,380,000	211,167,000	285,120,000	6⅛
1830	259,856,000	246,465,575	292,010,000	6⅛

Die Durchschnittspreise der letzten fünf Jahre waren: im Jahre 1826 9⅛ L., 1827 6⅞, 1828 6¾, 1829 5¾ und 1830 6⅞. Mithin ist bei einem Steigen der Preise des rohen Materials von 20 Proz. dennoch die Verarbeitung von 251,876,000 Pf. im Jahre 1829, auf 214,498,000 Pf. im Jahre 1830 gestiegen. Von diesen verbrauchten 246,465,575 Pf. (oder 582,250 Ballen) verspann England 196,570,551 Pf., und Schottland 22,924,855 Pf., zusammen 219,195,508 Pf. (26,987,859 Pf. gehen hievon als Verlust von 1¾ Unzen per Pf. im Spinnen ab). Im Jahre 1829 verspann aber ersteres Land 161,826,399 Pf., und letzteres 19,850,965 Pf.; folglich hat der Betriebsumsatz im Jahre 1830 selbst bei einer Preiserhöhung des rohen Materials von einem Fünftheil sich um noch ein Fünftheil gegen 1829 vermehrt. Fragen wir, wie jene in England im Jahre 1830 gesponnenen 196,570,551 Pf. (Schottland nicht eingerechnet) vertheilt wurden, so ergiebt sich nach den Zollregistern folgendes Ergebniß:

Ausgeführt aus den engl. Häfen im Laufe des Jahres

an Twistgarn	62,691,502 Pf.
an Nähgarn	1,074,981 —
an Manufakturen	77,272,820 —
an dito halb Baumwollenwaaren .	8,000,000 —
Twistgarn nach Schottland und Ireland gesendet . . .	5,000,005 —
für den innern Verbrauch und auf den Lagern . . .	42,526,198 —
von ganz Großbritannien . .	196,570,551 —

Im Jahre 1821 war die Ausfuhr der Twist- und Nähgarne von ganz Großbritannien nur 21,526,369 Pf.; im Jahre 1821 35,605,510; im Jahre 1827 11,878,774; im Jahre 1828 17,730,200; im Jahre 1829 30,541,045; wogegen im Jahre 1830 von England allein, nämlich aus den Häfen von London, Liverpool, Hull und Goole 63,769,285 Pf. ausgeführt wurden. Werfen wir noch einen Blick auf die Länder, welche im vorigen Jahre Schottland und England mit dem rohen Produkt versahen, und die, welche dem letztern Lande seine Twiste und Manufakturen abnahmen, so zeigt sich eine Einfuhr

aus	von Ballen	der Ballen zu Pf.
Nordamerika	618,177	335
Brasilien	192,406	180
Westindien	12,509	300
Egypten	13,605	250
Ostindien	35,200	350
Zusammen	871,900	

Auf den Lagern fanden sich am 1 Januar 1830 289,370 Ballen; die Ausfuhr im Laufe des Jahres betrug nur 35,800 Ballen; aufgesponnen wurden 805,250 B.; mithin blieben am 31 Dezember 1830 im Lande noch unverarbeitet 320,220 Ballen, oder ein Vorrath von neunzehn Wochen nach dem Verhältniß von 17,000 Ballen per Woche, wie sich die Konsumtion in diesem Jahre auf das Geringste stellen wird. *)

Von diesen Quantitäten führte Nordamerika die außerordentliche Anzahl von 156,167 Ballen, und Brasilien 85,440 Ballen mehr ein als im Jahre 1829. Dagegen lieferten Westindien 9800 Ballen; Egypten 6850, und Ostindien 48,200 Ballen weniger. Die Gesammteinfuhr vermehrte sich demnach auf 125,000 Ballen im Jahre 1830. Unter den Ländern, welche Großbritannien Linnen, feine Twiste und Kattune, weiße und gedruckte, im Jahre 1829 und 1830 abnahmen, wollen wir folgende anführen (alle andern Artikel übergehen wir):

	Twiste. Pfunde. 1829.	Twiste. Pfunde. 1830.	Kattune. Yards. 1829.	Kattune. Yards. 1830.
Nach den Häfen von				
Deutschland . . .	22,677,785	21,887,950	50,974,017	33,693,070
den Niederlanden .	7,582,805	7,396,406	7,559,494	6,215,292
Frankreich . . .	13,500	4,858	351,075	56,598
Italien	2,150,096	2,744,932	20,758,442	42,575,415
Unteritalien . . .	4,581,561	2,812,818	4,655,428	7,410,067
Neapel und Sicilien	2,310,058	5,274,816	6,000,754	4,988,817
Spanien	51,798	5,850	7,857,007	7,918,549
Gibraltar . . .	555,082	46,720	5,629,920	5,962,147
Portugal	174,505	608,982	22,991,209	18,774,557
Brasilien	6,358	6,560	51,585,178	45,051,719
Buenos Ayres . .	6,680	9,230	15,410,190	6,952,907
Chili und Peru .	2,679	7,813	18,881,804	17,085,949
Mexico	66,679	548,840	5,042,555	26,827,505
Britisch-Nordamerika	51,717	181,776	5,492,811	7,207,559
den Vereinigt. Staaten	65,889	29,736	29,501,240	44,113,019
Britisch-Westindien .	2,855	4,907	14,987,857	8,682,747
der Türkei und Levante	615,256	1,785,880	6,969,085	24,253,137
Indien und China .	1,819,066	5,585,886	22,900,849	50,573,920
Rußland	16,773,531	17,151,558	185,261	1,685,911

Aus dieser Tabelle ergiebt sich, daß Deutschland sowohl an Twisten als verarbeiteten Zeugen im vorigen Jahre weniger als im Jahre 1829 einführte; daß das gesammte Italien dagegen eine sehr große Quantität Twiste mehr als früher abnahm, was auf eine kräftigere Industrie hinweist; daß beinahe alle europäischen Staaten außer Italien im Jahre 1830 geringere Quantitäten verarbeiteter Zeuge als im Jahre 1830 einführten; daß aber auch die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, dem britischen Nordamerika, Mexico insbesondere, so wie nach Indien, China und der Türkei, auf eine außerordentliche Weise sich vermehrte, und den britischen Aktivhandel nach diesen Weltgegenden in dieser Stapelmanufaktur vollkommen für den Ausfall auf den europäischen Märkten entschädigte. Blicken wir auf das Kontinent, so verspann dieses im vorigen Jahre circa 118,500,000 Pf. Baumwolle, wovon Frankreich 75 Million (1 Millionen weniger als im Jahre 1829), und der Rest von Europa nur 43½ Mill. verbrauchte. Da nun jene 75,000,000 Pfund 250,000 Ballen ausmachen, während Großbritannien 806,000 Ballen verzehrte, so ergiebt sich für letzteres ein Vortheil der Verarbeitungskraft in diesem Zweige von 556,000 Ballen; oder mit andern Worten: England verarbeitete in einem Jahre eine Quantität, für welche Frankreich 3⅓ Jahre bedürfen würde.

(Schluß folgt.)

Antikenfund.

Einige bei den Befestigungsarbeiten von Soissons beschäftigte Tagwerker fanden bei Aufwerfung eines Grabens ein antikes Skulpturwerk von weißem Marmor, einen Mann vorstellend, der einem Kinde die Treppe hinaufsteigen hilft. Köpfe und Arme daran sind zerbrochen; die ganze Gruppe wiegt 2000 Kilogr. und ist auf höhern Befehl einstweilen in dem Saale der Stadtbibliothek von Soissons aufgestellt worden.

*) Einsender Dieses schätzt diese Konsumtion nur nach einem mäßigen Anschlag; er hat aber gegründete Ursache zu glauben, daß sie sich auf 17,500 bis 18,000 B. stellen wird, da aus allen die Baumwolle erzeugenden Welddistrikten günstige Berichte über die Ernte derselben einlaufen, und die vermehrte Produktion schon eine vermehrte Verarbeitung veranlaßt; im Jahre 1829 verbrauchte England und Schottland wöchentlich 13,681 Ballen; im Jahre 1830 16,314 Ballen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 143. 23 Mai 1831.

Chlopizki.

(Hiezu das Bildniß des Diktators als Beilage.)

In diesem Augenblike, wo Chlopizki, der Genesung von seinen ehrenvollen Wunden nahe, bestimmt scheint, das mißgünstige Schlachtenloos wieder gut zu machen, das auf Sierawski's und Dwernizki's Schaaren gefallen ist, wird es vielleicht unsern Lesern nicht unerwünscht seyn, den Helden des ruhmvollen Tages von Grochow aus beigefügter Abbildung von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Chlopizki's Feldherrntalent und Heldenmuth in den ersten Kämpfen Polens stehen noch in zu frischen Farben vor uns, als daß hier ihr Andruken erneuert zu werden brauchte. Was auch immer der sabalkanskische Graf in seinen prahlerischen Schlachtberichten über die ewig denkwürdigen Tage vor Praga's Wällen vorgeben mag, die unbestechliche Geschichte wird es durch alle Zeiten verkünden, daß er seine jungen Lorbeern auf Grochows Gefilden an den überlegenen Feldherrngeist Chlopizki's verlor. So viel liegt bereits ein für allemal am Tage, daß Diebitsch seinen Feldzugsplan an dem Löwenmuthe der Polen und ihrer Feldherren scheitern gesehen, und nach dem Rückzug des polnischen Heeres auf Praga von so schweren Streichen getroffen seyn mußte, daß er es weder verfolgen noch den beabsichtigten Uebergang über die Weichsel in kürzester Zeit bewerkstelligen, noch hindern konnte, daß durch Skrzynezki's geniale Kombinationen zwei seiner Generale geschlagen, und er selbst auf die Defensive zurückgebracht wurde. Alle diese wichtigen Folgen knüpften sich an die glorreichen Tage von Grochow, und wenn man nicht Chlopizki allein das Verdienst zuschreiben will, den alten Ruhm Polens, das Bollwerk europäischer Civilisation zu seyn, so herrlich als je in den Tataren- und Türkenschlachten erneuert zu haben, so muß ihm doch unter den Rettern seines Vaterlandes unbestritten eine der ersten Bürgerkronen zuerkannt werden.

Mancherlei böse Nachrede wurde gegen Chlopizki's Diktatur erhoben. Man glaubte in der Mäßigung, die er bei Uebernahme der höchsten Gewalt bliken ließ, zaghafte Unschlüssigkeit zu sehen, in seinen bedachtsam abgemessenen Schritten Schwäche, in seiner Abneigung gegen jede parteiliche Leidenschaftlichkeit unpatriotische Kälte. Man warf ihm vor, er habe den nationalen Aufschwung nicht begriffen, das patriotische Feuer durch seine kaltblütige Soldatenstrenge abgekühlt und durch allzu große Nachgiebigkeit in seinen Unterhandlungen mit dem russischen Autokraten auf die Würde Polens allzuwenig Bedacht genommen. Polnische Journale, wie das exaltirte „Neue Polen" entblödeten sich sogar nicht, ihn als einen Verräther des Vaterlandes zu bezeichnen, oder wenigstens mit Geringschätzung von ihm zu sprechen. Indeß gegen so ungerechte Anfeindung nahmen bereits würdige Männer, wie Graf Bruno Kicinski, den Diktator öffentlich in Schuz. „Daß der Aufstand so wenig Blut kostete, sagt der leztgenannte Graf in seiner Vertheidigung Chlopizki's gegen das neue Polen, daß es keine konvulsiven Erschütterungen gab, haben wir nur Chlopizki zu danken. Wer weiß, was aus der polnischen Angelegenheit geworden wäre, wenn er nicht in den ersten Augenbliken mit kräftiger Hand das verlassene Ruder des Staats ergriffen hätte. Wenigstens hat er uns vor Faktionen und unheilvoller Zwietracht bewahrt." Aber wenn auch wirklich Chlopizki Mißgriffe in politischen Unterhandlungen beging, wenn er die diplomatische Feder minder gut als den Feldherrnstab zu führen verstand, hat er nicht vollwiegenden Ersaz dafür gegeben durch seine uneigennützige Hingebung im Dienste des Vaterlandes auf den Schlachtfeldern, wo er Anfangs als gemeiner Soldat den Reihen des Heeres folgte, wo sein Rath und seine Entschlossenheit dem überlegenen Feinde den unbedingt gehofften Sieg entriß, wo er mit dem Beispiele des kühnsten Muthes die Truppen anfeuerte, wo er für die theure Sache der Freiheit sein Blut vergoß? Wer möchte den der Zaghaftigkeit anklagen, der die Pflicht des gemeinen Soldaten und des Feldherrn gleich gut erfüllt, der mit dem Degen in der Faust unter feindlichem Kugelregen die Bataillone zum Angriffe führt und zugleich mit besonnener Fassung die Bewegung des mörderischsten Treffens in der neuern Kriegsgeschichte lenkt, der drei Mal von feindlichen Kugeln mit dem Pferde zu Boden geworfen, nur das Schlachtfeld verläßt, als er auf den Tod verwundet ist? Oder wer möchte Zweifel sezen in den reinen Patriotismus dessen, der jezt, wo er seiner Genesung entgegengeht, wie Augenzeugen versichern, in ächt antiker Einfachheit bei Tische nur blecherner Löffel sich bedient? Es giebt Männer, deren Auge in der Schreibstube blöd und verwirrt ist und mit Adlersschärfe klar und sicher in den Bliz der Geschütze, in den donnernden Rachen des Todes schaut; es giebt Männer, in deren Händen die Feder zittert, die nur für das Schwert geschaffen sind. Und war Chlopizki nicht seiner Stellung gewachsen, wer drängte ihm das Ruder der obersten Leitung auf in einem Sturme der Ereignisse, der selbst den geübtesten Staatsmann schwindeln machen konnte? Wirft man ihm Zögerung und Unschlüssigkeit vor? Als er

die Diktatur nur mit Widerstreben annahm, vermochte da ein menschliches Auge voraus zu sehen, daß die Nation mit solcher Begeisterung der Revolution beitreten würde? Mußte nicht eine vieljährige, mit Geduld ertragene Knechtschaft ein Mißtrauen in den Muth des Volkes rechtfertigen? Standen nicht noch frisch vor Augen die warnenden Beispiele Spaniens und Neapels? Ganz Europa zitterte vor dem nordischen Koloß und beugte sich seit fünfzehn Jahren in schweigender Unterwürfigkeit der gebieterischen Ukasensprache russischer Diplomatik — und Chlopizki sollte nicht zagen mit einer Handvoll Truppen, mit den Trümmern eines so oft ungestraft mißhandelten Volkes der Macht eines unermeßlichen Reiches, dem erbarmungslosen Zorn eines Despoten gegenüber zu treten, der, wie er fürchten mußte, um so unerbittlicher in seiner Rache seyn würde, als er an blinde Unterwürfigkeit gewohnt war. Mußten nicht warnend vor ihm aufsteigen die Gräuel, unter den rauchenden Trümmern Praga's verübt, die blutigen Manen der auf dessen Brandstätte von Suwarow's Horden geschlachteten Greise und Kinder, und das Wehgeschrei der geschändeten Frauen und der entsetzliche Gedanke an den endlichen und völligen Untergang seines Volkes, das der russische Despotismus von der Wurzel aus vertilgen muß, will er sich vor den immer erneuerten Empörungen einer Nation sicher stellen, die zu edel und gebildet ist, um je geduldig die Schmach knechtischer Erniedrigung zu ertragen, um je die Freiheit vergessen zu können? Wessen Arm wäre von so eisernen Sennen gewesen, um bei solchen Bildern nicht zu zittern, wenn er die Hand ausstreckte nach den verhängnißvollen Würfeln, mit denen um das politische Daseyn eines Volkes gespielt werden sollte? Freilich schien die später erfolgte glorreiche Waffenthat des polnischen Heeres jene sanguinischen Anforderungen zu rechtfertigen: Chlopizki hätte sich auf den Enthusiasmus der Nation stützen, einen Einfall in Lithauen versuchen und den Krieg auf feindlichen Boden versetzen sollen. Allein der Enthusiasmus mußte damals außerhalb Warschau's erst noch geweckt, es mußte abgewartet werden, ob das Beispiel der Hauptstadt auch das übrige Land entflammen würde; es mußte eine allgemeine Landesbewaffnung mit den geringsten Mitteln erst geschaffen werden, um dem Heere Rückhalt und Verstärkung zu sichern. Ueberdieß gab es für das polnische Heer nur unter Praga's Wällen, auf den sumpf- und walddurchschnittenen Feldern von Grochow eine sichere Aufstellung gegen die so weit überlegenen feindlichen Streitkräfte. Sollte man durch einen Einfall in die russischen Provinzen, in der unsichern Hoffnung auf den Beitritt Lithauens, das Heer, die einzige Zuversicht des Vaterlandes, den Kern, um den allein eine nachdrückliche Landesvertheidigung sich anschließen konnte, auf's Spiel setzen, um bei Annäherung eines russischen Heeres die insurgirten Provinzen der Rache eines ergrimmten Feindes doch wieder überlassen zu müssen, und vielleicht für immer sie gegen ihre angeblichen Befreier zu erbittern? Die schwache Unterstützung, die Dwernizki in Wolhynien fand, rechtfertigt nur allzu sehr die kluge Langsamkeit des Diktators. Wie hätte Chlopizki bei einem ähnlichen Unfall seiner Waffen, der mit Einem Schlag Alles ins Verderben gestürzt haben würde, die frevelhafte Unbesonnenheit entschuldigen können, mit dem Verlust des Heeres das Vaterland nackt und waffenlos den Streichen der Barbaren Preis gegeben zu haben? Doch kaum wird es nöthig seyn, den Diktator gegen so haltlose Vorwürfe einer geringschätzig aburtheilenden Ueberspannung in Schutz zu nehmen. Wer dem Gang der Ereignisse in Polen von ihrem Anbeginn an aufmerksamen Blickes gefolgt ist, wird gestehen müssen, daß des Diktators besonnene Haltung nicht allein den Grund zu dem gegenwärtigen kraftvollen und nachhaltigen Widerstand gelegt, sondern auch auf eine des polnischen Charakters würdige Weise Polens Sache dem autokratischen Uebermuthe des russischen Kaisers gegenüber vertreten habe. Man darf sagen, daß die Männlichkeit und Würde der polnischen Revolution, die sie so hoch über alle andern gleichzeitigen Bewegungen stellt, mit Chlopizki's Diktatur begonnen habe. Nirgends wurde in dieser theuren Sache eine leichtsinnige Uebereilung, ein keckes Selbstvertrauen, eine prahlerische Selbstüberschätzung sichtbar; hingegen zeigte sich überall eine feyerliche Ruhe und ernste Entschlossenheit, wie sie einem Volke ziemt, das mit spartanischer Ritterlichkeit dem Tode sich geweiht und seinen Beruf begriffen hat, für die europäische Freiheit gegen den Xerxes des Nordens zu siegen oder unterzugehen.

Es sey hier erlaubt, diesen Betrachtungen einige Notizen aus dem Leben Chlopizki's beizufügen, die, in polnischen und deutschen Blättern zerstreut, hier kurz zusammengefaßt eine Stelle finden mögen.

Als die tapfern Polen nach der Theilung ihres Vaterlandes mit dem Schwert in der Hand, mit Hoffnung und Verzweiflung im Herzen, in allen Welttheilen, in allen Schlachten Rettung für ihr verlornes Vaterland suchten, war Saragossa, durch den hartnäckigen Heldenmuth der Belagerer und Belagerten ganz Europa in Erstaunen setzend, der Herold ritterlicher Tugenden, und auch derer der polnischen Truppen. Bei einem gegen diese ewig denkwürdige Stadt unternommenen Sturm drang eine kleine Abtheilung von Polen durch die Sturmlücke und stürzte ins Kloster Engracio. Ein Kugelregen von den Straßen, Fenstern und Dächern strömte auf diese Schaar, und die Minen drohten jeden Augenblick aufzufliegen. Die Gefahr war groß, die Schaar klein, und der racheschnaubende Feind drängte sich ins Kloster. Die jenseits der Bresche zurückgebliebenen Polen brennen vom Entschluß, ihren Brüdern zu helfen. Ein tapferer Obrist stellt sich an ihre Spitze, bricht durch die Sturmlücke, besteht ein doppeltes Feuer, schlägt die Spanier von dem Kloster zurück; mit seltenem Scharfblick erspäht er eine günstige Stellung auf der anstoßenden Straße; wirft sich auf die donnernden Feuerschlünde, erobert eine Batterie, wendet sie gegen den Feind, und in der Mitte der Stadt, errichtet er einen Waffenplatz für die Seinigen. Der Marschall Lannes ernennt sogleich den tapfern Obrist zum Anführer des Angriffs im mittlern Theile der Stadt. Damals näherte sich ein französischer Grenadier, von der Heldenthat der Polen und ihres Anführers begeistert, den Tapfern, mit den Worten: „Gott! wie war es möglich, daß einer Polen untergeben konnte."

Dieser tapfere Obrist war Chlopizki. — Derselbe Chlopizki, in dessen Hände in unsern Tagen Polen seine Macht, seine Ehre und alle Hoffnungen niederlegte; nicht mittelst Verträge, Berechnungen, Zwang, sondern in Folge dieses raschen, natürlichen Willens, dieser Stimme des Volkes, welche die Stimme Gottes ist.

Für Polen kämpfen, war der Beruf Chlopizki's schon seit seiner frühesten Jugend. Nachdem er einmal die Waffen für diese heilige

Sache ergriffen, wurde er in allen überwiegenden Epochen seines Vaterlandes bemerkt. Er kämpfte für dasselbe, als es in der edlen letzten Kraftaufopferung fiel, als wieder auf seinem zeitlichen Grabe ein Rettungsstrahl erblitzte. Er kämpfte für dasselbe auf den Alpen, auf den Pyrenäen, vor Moskau; als Polen nur noch in den sichern Herzen seiner Kinder lebte.

Die erste Spur des jungen Chlopizki finden wir im Jahre 1792; als Stanislaus August nach seiner Beitretung zur Targowitzischen Konföderation die Operationen der polnischen Armee hemmte. Mit zerrissenem Herzen legte der Fürst Poniatowski den Feldherrnstab nieder. Das Heer, gleich ihm von Wehmuth und Entrüstung ergriffen, bot ihm als Andenken der ungetheilten Gefühle der Dankbarkeit eine Denkmünze an, mit der Aufschrift „Miles imperatori.“ Eine hiemit verbundene Denkschrift war von Militärpersonen verschiedenen Ranges unterzeichnet. Unter den Unterschriften, an deren Spitze der Name Kosciuszko prangte, befand sich auch die eines Fähnrichs aus dem ilinkischen Bataillon, die des Chlopizki.

Im Jahre 1798 befand er sich unter den polnischen Legionen in Italien, die mit für Frankreichs Freiheit kämpften, als Major im zweiten Bataillon der 1sten Ehrenlegion, unter dem Chef Forestier. Als der Feldzug nach Egypten die römische Republik von den französischen Heeren befreiete, und eine unzufriedene Partei mit einem Aufruhr drohte, beorderte man nach Angara, um den Ausbruch zu hindern, den Chef des dritten Bataillons Seidlitz und Chlopizki.

Im folgenden Jahr wurde er vom General Dombrowski zum Bataillonschef befördert. Er focht in den für die Franzosen unglücklichen Schlachten an der Trebia im Juni 1799 mit, und war bei der Belagerung von Peschiera. Am 16 Januar 1800 gelang es ihm, die Oesterreicher aus ihrem Standquartier in Casa-Bianca zu vertreiben. Nach dem Frieden von Luneville kehrte er mit den polnischen Truppen im Jahr 1801 in sein Vaterland zurück. In dem Feldzuge von 1807 befehligte er das erste Weichselregiment, und dieses nebst zwei andern Infanterieregimentern und einem Regiment Uhlanen wurde im Jahr 1808 von Napoleon nach Spanien entsendet, um dort die Unabhängigkeit eines Volkes zu bekämpfen, um deren willen doch Polen selbst unter Frankreichs Fahnen das Blut seiner Söhne vergoß. Hier begann der Feldzug mit der Belagerung von Saragossa durch General Lefebre, der den Obrist Chlopizki häufig zu besondern Streifzügen und Expeditionen beorderte. Auf einem derselben schlugen die Polen den General Palafox bei Epila am 23 Juni und nahmen ihm vier Stücke Geschütz ab. Chlopizki und der Lieutenant Chajensll, die sich in diesem Gefecht besonders ausgezeichnet hatten, erhielten das Kreuz der Ehrenlegion. Am 2 Juli bemächtigte sich Chlopizki des Klosters St. Joseph bei Saragossa, und wurde bei dem blutigen Sturm, der am 4 August in der Stadt selbst unternommen wurde, verwundet. Nach Ankunft des Marschalls Lannes wurde die Belagerung rüstiger fortgesetzt, in deren Verlauf Chlopizki mit seinen Polen, sich am 8 Februar durch die oben erwähnte Waffenthat auszeichnete, die viel zu der am 20 Februar erfolgten Einnahme der Stadt beitrug. Unter dem Marschall Suchet, der den Krieg in Arragonien, Katalonien und Valencia fortsetzte, wohnte Chlopizki den siegreichen Gefechten bei Maria am 15 und bei Belchite am 18 Juni bei, und wurde nach demselben zum Brigadegeneral der Division Laval ernannt. Als Befehlshaber des vierten Linien- und des zweiten Weichselregimentes schlug er am 16 Februar 1810 die Spanier unter dem General Villacampa auf dem rechten Ufer des Ebro. Im Jahre 1811, als Mina die Franzosen in Arragonien bedrohte, ließ Marschall Suchet den General Chlopizki zur Behauptung der Position am rechten Ufer des Ebro zurück. Nicht lange nachher rief Napoleon die polnischen Truppen aus Spanien zurück, um ihn auf seinem unheilvollen Feldzuge gegen Rußland zu unterstützen. Marschall Suchet schreibt bei dieser Gelegenheit in seinen Memoiren: „Le départ du Général Chlopizki priva l' armée d'un officier de merite fait pour s'élever au premier rang.“ Im Januar verließ Chlopizki Spanien, im Dezember wurde er als Brigadegeneral in der Garde Napoleons bei Smolensk schwer verwundet. Erst im Jahre 1814 kehrte er nach Polen zurück, als Napoleons Glücksstern völlig untergegangen war. Kaiser Alexander beförderte ihn zum Divisionsgeneral; bald darauf bat er jedoch um seinen Abschied, den er auch erhielt. Von dort an lebte er in tiefer Zurückgezogenheit bis zu den neuen Ereignissen seines Vaterlandes, die ihn noch ein Mal in die Reihen des Heeres riefen, mit dem er endlich, wie alle Völker von Herzen wünschen müssen, die langersehnte Unabhängigkeit Polens erringen möge.

Die Versammlung der Juliusritter zu Paris.

Am 7 Mai versammelten sich aus Anlaß der königlichen Ordonnanz vom 30 April d. J. Diejenigen, denen für ihre muthvolle Theilnahme an den Kämpfen der Juliustage ein Ehrenzeichen *) zugedacht war, in dem Saale der Grande-Chaumiere zu Paris, um über die Annahme der von der Regierung gestellten Bedingungen zu berathen. Die Versammlung war 1,528 Köpfe stark; vierhundert Andere, die gleichfalls das Julius-Ehrenzeichen zu tragen benannt sind, waren meistens unter den Regimentern in der Provinz abwesend. So standen mit einem Male die entschlossenen Männer wieder nebeneinander, die in den Juliustagen durch die gemeinschaftliche Gefahr vereint sich der eisernen Gewalt des Despotismus entgegengeworfen hatten.

Den Vorsitz in dieser Versammlung führte als Präsident Hr. Garnier-Pagès; ihm beigegeben waren als Vicepräsident Cavaignac; als Secretär Stephan Arrago, und als Ausschuß die HH. Julius Bastide, Trelat, Raspail, Hygonnet, Lamoure, Moussette, Bavour, Alexander Dumas, Villeret, Greaux. Der Präsident sagte unter Andern in seiner Anrede an die Versammlung:

„Kameraden des Julius. Ihr habt Euch versammelt, um zu erklären, ob Ihr eine Nationalbelohnung in eine königliche Gnadenverleihung verwandeln lassen wollt; Ihr werdet auch entscheiden, ob Ihr Euch verbunden erachtet, einen Eid abzulegen, der durch die Ordonnanz gefordert wird, aber nicht von dem Gesetze bestimmt ist. Was das Band betrifft, so können Männer, und besonders Männer des Julius, auf die Farbe desselben

---

*) Die königliche Ordonnanz bestimmte als Denkzeichen der Juliustage einen Stern von weißem Email mit drei silbernen Strahlen und darüber eine silberne Mauerkrone. Die Mitte desselben gleichfalls aus drei emaillirten Strahlen in den Nationalfarben bestehend, und von einem Eichenlaubkranze umgeben, sollte auf der Vorderseite die Worte tragen: „Der 27, 28, 29 Julius 1830,“ mit der Umschrift: „von dem Könige der Franzosen gegeben;“ auf der Kehrseite sollte der gallische Hahn in Gold mit der Randschrift: „Vaterland und Freiheit,“ zu sehen seyn. Dieses Ehrenkreuz sollte an einem himmelblauen Bande mit rother Einfassung getragen werden. Alle diese königlichen Bestimmungen waren den Anträgen der Kommission für die Nationalbelohnungen geradezu entgegen.

keinen Werth legen. Nehmen wir das blaue Band an, die Regierung ist bei seiner Bestimmung nicht ungesetzlich verfahren. Kameraden, der Ausschuß hielt es für zweckdienlich, Euch die über diesen Gegenstand in den Journalen von verschiedener Farbe enthaltenen Artikel vorzulesen. Auf diese Weise glaubt der Ausschuß, Euch mehr die öffentliche Meinung als seine eigene Ansicht vorzulegen."

Nach Verlesung der verschiedenen Aufsätze über die Ordonnanz vom 30 April, unter denen mehrere wie die des National und des Temps mit lebhaftem Beifalle begleitet wurden, las der Sekretär den von dem Ausschusse gemachten Antrag vor, des Inhalts:

„In Betracht, daß der Eid in Frankreich nur in Folge eines Gesetzes verlangt werden darf — daß kein Artikel des Gesetzes vom 13 Dezember 1830, durch das die Dekoration des Julius bestimmt wurde, einen Eid vorschreibt — daß der Regierung die Befugniß zugestehen, irgend eine außer dem Gesetze liegende Bedingung vorzuschreiben, eben so Viel wäre, als ihr zugestehen, daß sie dieses Gesetz willkürlich abändere und dem zufolge die verdiente Dekoration verweigere oder ohne Beiziehung der Kommission neue austheilen könne — in Betracht ferner, daß der König zwar als Repräsentant der Nation den Trägern des Juliusdenkzeichens den Stern mit eigener Hand überreichen, aber ihn nicht in seinem Namen verleihen könne — daß die Worte: „vom Könige gegeben" die Natur der Belohnung verändern, und diese aus einer Nationalerkenntlichkeit eine königliche Gnade werden würde — daß die Ursache, deren wegen die Dekoration bestimmt wurde, früher ist, als der Bestand der Regierung des Königs selbst — daß der abgeforderte Eid in diesem Falle eben so Viel wäre, als einer für die Prinzipien, gegen die man im Julius die Waffen ergriff, und in deren Folge die Dekoration des Julius gestiftet wurde — aus diesen Gründen beschlossen die anwesenden Bürger, sich der Bedingung des Eides, als ungesetzlich, nicht zu unterwerfen, und machen sich anheischig, unmittelbar nach gefaßtem Beschlusse der Versammlung die Dekoration zu tragen, wie sie von der Kommission der Nationalbelohnungen angenommen worden ist."

Die Frage hinsichtlich des Bandes wird von der Versammlung fast einstimmig dahin entschieden, daß man bei dem von der Regierung gewählten Bande es bewenden lassen wolle.

In dem Augenblicke, wo die Bestimmungen hinsichtlich des Eides zur Abstimmung gebracht werden sollen, macht man bemerklich, daß ein Bürger, der die Dekoration der Bastille trage, das Wort verlange. Ein tiefes Stillschweigen und gespannte Erwartung verbreitet sich über die Versammlung.

Hr. Décombis, der an den zwei glorreichen Epochen von 1789 und 1830 thätigen Antheil genommen, besteigt die Tribune und sagt:

„Bürger, ich hatte das Glück, an der Einnahme der Bastille Theil zu nehmen; ich habe die Dekoration dieses denkwürdigen Ereignisses erhalten; man hat aber von mir nie einen andern Eid verlangt, als den Eid an den dritten Stand, d. h. an das Volk."

Bei diesen Worten erschallt der ganze Saal von einmüthigem und lang anhaltendem Beifalle. Die Ruhe stellt sich nur langsam wieder her.

Der Präsident: Ich schlage vor, den Bürger der Bastille, der so eben gesprochen hat, unserm Ausschusse beizugeben. Seine Gegenwart kann kräftig dazu mitwirken, die Ruhe und den Ernst zu erhalten, der bei unsern Arbeiten vorherrschen muß. (Allgemeiner Beifall.)

Zwei Mitglieder des Ausschusses steigen von der Tribune herab, um den Bürger Décombis aus der Mitte der Versammlung unter den Ausschuß zu führen.

Der Präsident: Meine Herren, im Namen von 1789 und 1830 versammelt, entfernen wir uns nicht von der Würde, die uns gebühret. (Lang anhaltender Beifall.)

Der Artikel in Betreff der Ungesetzlichkeit des Eides wird zur Abstimmung gebracht und einstimmig angenommen, deßgleichen der Antrag des Ausschusses in Bezug der Worte: „vom Könige gegeben."

Einer aus der Versammlung: Einstimmig bis auf eine Stimme!

Ein Anderer verlangt das Wort und besteigt die Tribune, wo er sich in Folgendem äußert: „Man hat gesagt, der fragliche Artikel sey einstimmig bis auf Eine Stimme angenommen worden; ich erkläre aber, daß er mit ungetheilter Einstimmigkeit durchgegangen ist; denn ich bin derjenige, der nicht damit einverstanden schien. Nun aber betheure ich, daß ich die Frage nicht verstanden hatte, und daß ich, sobald man sie mir erklärte, die schon aufgehobene Hand zurück nahm." (Allgemeiner Beifall.)

Der Präsident: Nach den gefaßten Beschlüssen ist es von Wichtigkeit, die Thatsache festzustellen, daß alle von der Gesammtheit der Träger des Juliusdenkzeichens einstimmig gefaßt worden sind.

Der Präsident kündigt hierauf an, daß das blaue Band mit rother Einfassung von dem Bürger der Bastille, dem Patrioten von 1789 und 1830, unter die Anwesenden vertheilt werden solle.

Die Sitzung wird hiemit aufgehoben; Niemand aber entfernt sich; Jeder bleibt noch, um aus Décombis Hand das Ehrenzeichen zu empfangen. Eine halbe Stunde darnach wird die Anzeige gemacht, daß nur ein geringer Vorrath von Bändern fertig sey. Jeder will davon haben; man drängt sich von allen Seiten um den Bürger der Bastille; der Eine will ihm die Hand drücken, der Andere seine Medaille besehen; endlich stellt sich die Ordnung wieder her, und Décombis heftet mit eigener Hand Einigen ein Paar Bandstreifen in das Knopfloch.

Während Dieß geschieht, faßt man den Beschluß, daß unverzüglich im National, Courrier, in der Tribune und Revolution eine Subscription eröffnet werden soll, um jenen tapfern Männern des Julius die Dekoration ertheilen zu können, die ihrem häuslichen Bedarfe nicht die geringste Summe entziehen können. Die ganze Feierlichkeit wird mit einer Sammlung zum Besten der politischen Verhafteten beschlossen, die dreihundert Franken einträgt.

Seit langer Zeit sah man keine Versammlung, die so große und rührende Erinnerungen darbot, und durch die völlige Einmüthigkeit in allen ihren Beschlüssen das Andenken der großen Woche so lebhaft erneuerte. „Wie schön! Wie bewunderungswürdig!" — hörte man von allen Seiten rufen. Acht Fragen werden von einer schnell zusammenberufenen Versammlung von mehr als tausend Köpfen in kürzester Zeit ohne die geringste Verschiedenheit der Meinung entschieden, und hiemit der Regierung abermals eine Lehre gegeben, die deutlich genug ist, wenn man Ohren hat, zu hören.

Vermischte Nachrichten.

Die in Indien eingeleitete Untersuchung wegen des Sklavenhandels (vergl. Ausl. S. 520) scheint allerhand Dinge an's Licht zu bringen. Nicht nur ist die Thatsache so ziemlich außer Zweifel gesetzt, daß es seit einer Reihe von Jahren nicht ungewöhnlich war, die Schiffsmannschaften mit Sklaven von der afrikanischen Küste zu rekrutiren, sondern ein Reisender, der kürzlich Arabien und Persien durchwandert hat, versichert auch, die brittische Faktorei in Bassora stehe wegen Sklaven mit den Türken und Arabern im förmlichen Verkehre, ja in Arabien seyen es die Christen allein, welchen mit diesem Geschäfte sich zu befassen erlaubt sey. Auch wird bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht, daß vor einigen Jahren 150 Eunuchen in Calcutta zum Verkaufe eingeführt wurden; eben so kam im Jahre 1826 ein Türke mit einer Griechin und zwei jungen Negerinnen, die er in dieser Hauptstadt verkaufen wollte. Man habe, bemerkt die India Gazette vom 30 August, damals vorgegeben, die ganze Geschichte sey eine Erfindung, um auf die Regierung ein gehässiges Licht zu werfen; allein die Griechin sey als ein lebender Zeuge noch vorhanden, und erst vor zwei Monaten habe der König von Oude sich wieder mit einer Partie Abyssinier versehen. Wie sollen nun diese aber nach Lucknow gelangt seyn, wenn nicht die Diener der Kompagnie beim Durchzuge durch das brittische Gebiet ein Auge zugedrückt hätten?

•

Die Sidney Gazette vom 6 Oktober v. J. will wissen, daß eine französische Korvette an den Ufern des New-Thames auf Neuseeland angekommen sey, um daselbst eine Kolonie anzulegen. Nach demselben Blatte vom 11 September war der Flachshandel mit dieser Insel in's Stocken gerathen, und das Schiff Argo hatte unverrichteter Dinge wieder heimfahren müssen. Die Eingebornen kümmerten sich Nichts um den Handel, und zeigten sich selbst, vermuthlich weil sie damit versehen waren, gegen Flinten und Schießpulver gleichgültig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage: Das Bildniß Chlopizki's.



CHLOPICKI.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 144. 24 Mai 1831.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortsetzung.)

Die Landhäuser der reichern Edelleute lassen Nichts zu wünschen übrig; sie sind, was die neuern betrifft, von gefälliger, ja reizender Bauart. Manche könnte man mit Recht Paläste nennen. Das Innere ist eben so geschmackvoll eingerichtet. Kostbares Geräthe zeichnet die Gemächer aus, und man findet darin Alles, was die Franzosen in ihren Landhäusern dem Auge Glanzvolles darbieten. Diese herrlichen englischen Parke, diese wunderschönen Blumen-, Obst- und Gemüsegärten mit vorzüglichen Treibhäusern, sind dem Fremden mitten in den Wildnissen der Wälder um so überraschender, wozu die Wasserkünste sehr oft noch das Ihrige beitragen. Auch für gymnastische Uebungen, die sehr beliebt sind, enthalten die Landhäuser die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Eine treffliche Bibliothek nebst Billard gewährt gleichfalls angenehme Beschäftigung. Schöne und zweckmäßig eingerichtete Badestuben, häufig mit marmornen Badewannen, sind nicht weniger einladend.

Bekanntlich folgten die polnischen Legionen Napoleon schon in seinen ersten Feldzügen nach Italien. Sie trugen zu seinen dortigen Siegen bedeutend bei. Zu Lodi, Arcole zeigten sie der Welt, was der Pole vermag, der, noch immer von seiner Väter Heldensinne beseelt, durch neue Thaten die alten fast verdunkelte. Als dann Italiens Eroberer von einer mächtigen Faktion, welcher seine ans Wunderbare grenzenden Siege Furcht und Mißgunst einflößten, abberufen, die Bestimmung erhielt, nach Afrika überzuschiffen und Egypten zu erobern, begleiteten ihn abermals viele Polen. Im Angesichte der viertausendjährigen Pyramiden, bei Kairo und Alexandria, fochten sie mit Löwenmuth und halfen Siege erkämpfen, die die Welt neuerdings in Erstaunen setzten. Ihrer Wenige nur kehrten mit dem französischen Obergeneral nach Frankreich zurück; der größte Theil fand in Egypten sein Grab. Als nun Bonaparte, zum zweiten Mal seines Vaterlandes Retter, nach dem Sturze des berüchtigten Direktoriums zum ersten Konsul erwählt ward, und mit einer bei Dijon gesammelten Armee unter fast unglaublichen Anstrengungen die hohen Alpenpunkte des Gotthards und Bernhards passirt, wiederum ziehen polnische Abtheilungen mit ihm, die mitunter die Kanonen mittelst von den Felsen heruntergelassener Seile heraufziehen, und gleich nachher zu dem glänzenden Siege bei Marengo wesentlich beitragen. Als nach dieser Schlacht, worin fünfundzwanzigtausend Todte die Wahlstatt bedeckten, der erste Konsul nach Frankreich rückkehrte, begleiteten ihn seine braven Polen nach Paris, von denen er eine große Anzahl zu seiner Leibwache erwählt. Bei der gleich darauf auf dem Marsfelde vorgenommenen Vertheilung der Ehrensäbel und Flinten an des Heeres Tapferste werden auch Polens Krieger nicht übergangen. Vielen von ihnen wird diese Auszeichnung zu Theil, die einen um so größern Werth für sie hat, da eben derjenige Heerführer sie ihnen zuerkennt, auf dessen schimmernde Thaten die Blicke von ganz Europa gerichtet sind. Im Monat Junius 1801 machte Napoleon mit seiner Gemahlin eine Reise nach dem nunmehr mit Frankreich vereinigten linken Rheinufer, und ich sah den Kaiser zuerst in Remagen, auf der von Köln nach Mainz führenden Heerstraße, und in seinem Gefolge die vornehmsten polnischen Offiziere. Bei vielen nahm ich Narben wahr, die jene imposanten, wirklich martialischen Gestalten noch interessanter machten.

Als der Sieger in so vielen Schlachten, in welchen seine ihn vorzugsweise als Leibgarde umgebenden Polen an seiner Seite kämpften, nun zum zweitenmale, im Oktober 1811, mit seiner jungen Gemahlin, der kaiserlichen Prinzessin Marie Louise von Oesterreich, die Rheinlande mit seiner Gegenwart beehrte, hatte ich in Köln, wo er mehrere Tage verweilte, neuerdings das überraschende Vergnügen, den gewaltigen Beherrscher von fünfzig Millionen der gebildetsten Unterthanen der bekannten Welt zu bewundern. Auch hier sah ich ihn von den herrlichen polnischen Garde-Lanziers umgeben, deren Brust er häufig als Belohnung einer so seltnen Hingebung und Anhänglichkeit, verbunden mit der höchsten Tapferkeit, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt hatte.

Endlich, im Sommer 1812, auf Lithauens unermeßlichen Ebenen und zu Wilna, ward mir das wahrhaft imposante kriegerische Schauspiel zu Theil, unter mehrern hunderttausend erlesenen Kriegern, Frankreichs, Deutschlands und Italiens Blüthe, auch zwanzigtausend Polen aller Waffengattungen, unter des Fürsten Poniatowsky Oberbefehl, vor Napoleon die Revue passiren zu sehn. Der Kaiser hielt vom Pferde herab an die Polen in französischer Sprache eine Anrede, die Fürst Poniatowsky sofort dem Armeekorps in der vaterländischen Sprache vortrug, und die also lautete: „Polnische Krieger! Seit undenklichen Zeiten haben eure Altvordern sich mit unsterblichem Ruhme bedeckt, indem sie nicht allein in heldenmüthiger Hingebung für König und Vaterland, sondern auch stets ihr Blut zum Heile der Menschheit und des Christenthums verspritzten. Die

Schicksale, die seit vierzig Jahren Euer unglückliches Vaterland trafen, haben mein Herz stets mit Wehmuth erfüllt. Seit vielen Jahren war ich bemüht, Euer Loos, so viel es in meinen Kräften stand, zu mildern. Ihr werdet Dieß anerkennen! Aber noch weit mehr soll und wird für Euch geschehen." (Bei diesen Worten richteten alle Blicke sich auf den Fürsten Poniatowsky). „Der Augenblick ist gekommen, wo ich mehr als je für Euch zu thun den Willen und die Macht habe. Polnische Krieger! In so vielen Schlachten kämpftet Ihr an meiner Seite, ja bis jenseits des Ozeans folgten mir mehrere unter Euch. Ich weiß Dieß zu schätzen. Heute nun sehe ich Euch zahlreicher als jemals um mich versammelt. Ihr brennt vor Begierde, euch abermals mit dem Feinde zu messen, zu dessen Niederlage Ihr schon so oft mitwirktet. So folgt mir denn, um neue Lorbeern einzuernten, und für immer werden wir diese Russen in ihre Wälder verbannen, und ihnen so die Lust benehmen, Euer schönes Vaterland nach gewohnter Weise zu verheeren." Diese Anrede, mit Kraft und Würde gesprochen, machte sichtbar einen unbeschreiblichen Eindruck, nicht allein auf jedes polnische Herz, sondern auf jeden gefühlvollen Menschen, ohne Rücksicht auf Stand und Nation. In der höchsten Begeisterung riefen Alle: Ja, wir folgen! Es lebe der Kaiser! Es lebe unser Wohlthäter, unser Vater!

In dem heißen, mörderischen Kampfe zu Smolensk, in jener denkwürdigen Hauptschlacht beim Dorfe Mosaisk, an dem Flüßchen Moskwa, die am 7 September 1812, etwa sieben Stunden von der russischen Czaren-Hauptstadt geliefert ward, und worin die Russen, aller Anstrengungen ungeachtet, eine völlige Niederlage erlitten, entsprach das brave polnische Armeekorps dem ihm bewiesenen Zutrauen im höchsten Grade. Der Kaiser erkannte solches öffentlich an. Bei Smolensk und an der Moskwa verloren die Polen mindestens ein Drittel ihres Korps; viele ihrer ausgezeichnetsten Offiziere fanden hier den Tod. Der kaum aus Spanien zurückberufene und von Napoleon an die Spitze einer seiner Gardebrigaden gestellte General Chlopizki wurde bei Smolensk's Erstürmung schwer verwundet.

Beim Vorrücken der großen Armee in's russische Gebiet leisteten die Polen durch ihre Bekanntschaft mit den Grenzprovinzen jenes unermeßlichen Reiches dem Heere wesentliche Dienste; ihre mit der russischen nahe verwandte Sprache verschaffte ihnen wichtige Vortheile. Die vornehmern und reichern Polen, die Fabrikanten und Kaufleute stehen auch häufig mit dem Innern Rußlands im Verkehr, weßhalb sie seit geraumen Zeiten selbes zu bereisen pflegen. Daher sah ich denn bei den Generalstäben der großen Armee viele wackere polnische Offiziere angestellt, deren Dienste, weil sie mit mancherlei Kenntnissen jene der französischen Sprache verbanden, um so wirksamer waren.

Da die polnischen Provinzen, zufolge ihrer geographischen Lage, im Jahr 1812 zu Sammelplätzen der verschiedenen Armeekorps, aus denen das französische und alliirte Heer damals bestand, bestimmt wurden, so kamen dadurch sehr bedeutende Summen in einem an und für sich geldarmen Lande in Umlauf. Freilich mußte das Land auch, von der andern Seite betrachtet, ungemein leiden. Man fand indeß die Gegenwart nicht so drückend, als sie wirklich war, weil Polen, in die Zukunft blickend, seine Selbstständigkeit durch Wiedervereinigung sämmtlicher Provinzen mit Zuversicht erwarten durfte. Kein Opfer schien ihm daher zu groß, in sofern es darauf berechnet seyn konnte, jenes würdige Ziel erreichen zu helfen. Ein ungeheurer Schwarm polnischer Juden, folgte der Armee als Marketender, und bereicherte sich dadurch. Als diese Schurken aber die ersten Unfälle des Heeres wahrnahmen, schlichen sie sich heimlich fort. Ihre gesammelten Schätze fielen größtentheils den Kosaken in die Hände, und nicht selten wurden sie selbst von Franzosen und Polen erschlagen, die dann das früher Geraubte wieder in Empfang nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Buenos Ayres.

(Fortsetzung.)

Montoneros heißen die Einwohner in den unmittelbaren Umgebungen der Stadt. Viehzucht, Ackerbau, Unterhaltung von Gemüsegärten für den Gebrauch der Stadt, Roßhandel rc. sind ihre Beschäftigungen. Besonders legen sie sich auf das Anpflanzen von Pfirsichbäumen, welche den doppelten Vortheil haben, daß sie schnell wachsen und nach fünf Jahren zur Feuerung gebraucht werden können, woran bekanntlich Buenos Ayres sehr Mangel leidet, und in der Zwischenzeit einen nicht unbeträchtlichen Theil der Nahrung liefern. Sie bilden eine Mittelklasse zwischen den Städtern (portennos) und den Gauchos, den Bewohnern der pfadlosen Pampas. Begabt mit großer physischer Kraft und unbeugsamem Muth, dabei grausam und unerbittlich gegen ihre Feinde waren die Montoneros während des letzten Bürgerkriegs ein furchtbarer Name, mit welchem man alle die zahlreichen Horden bezeichnete, welche Blutdurst oder Raubsucht zur Belagerung der Stadt herbeizog. Eine einzige Thatsache zur Schilderung ihres Charakters mag hinreichen. Ungefähr eine Stunde unterhalb Buenos Ayres mündet sich ein kleiner Fluß in den Rio de la Plata, tief genug um kleinen Fahrzeugen, welche der Ausbesserung bedürfen, zum Ankerplatz zu dienen. Um für etliche entmastete Schiffe, die sich daselbst befanden, bei der Annäherung einer feindlichen Streifpartei Sicherheitsmaaßregeln zu treffen, verfügten sich einige Offiziere und andere Personen, eilf an der Zahl, nach diesem Ort. Ein undurchdringlicher Nebel lag über dem Land ausgebreitet, und da die Gesellschaft unter dem Schutz desselben keinen Angriff besorgte, so hatten sie ihre Waffen abgelegt. Da brach plötzlich eine Schaar Montoneros hervor, und nicht genug, daß sie ohne Schonung Alles niedermachten, sie erlaubten sich sogar die ausgesuchtesten Grausamkeiten gegen ihre Schlachtopfer, und am folgenden Tag sah man die Leichname, mit ausgerissenen Augen, vom Rumpf getrennten Köpfen, und auf andere Art verstümmelt, auf einem öffentlichen Platz zur Schau ausgestellt.

Ehe wir von dem übrigen Theil der Bevölkerung der Provinzen des Rio de la Plata, den Gauchos und Indianern, reden, müssen wir zuvor einen Blick auf das große Thal dieses Stromes werfen, das in Betracht seiner Größe und der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Bodens, eines der außerordentlichsten Thäler der Erde ist. Nirgend in der Welt trifft man eine so weite gleichförmige Ebene als die Pampas — wie man diese Niederung am Rio de la Plata heißt, die sich gegen 1500 englische Meilen von Nor-

den nach Süden, und gegen 500 von Osten nach Westen erstreckt, und ein Trapez von 100,000 Quadratmeilen bildet. Auf diesem unermeßlichen Flächenraum erblickt das Auge kaum einen Baum, oder einen Strauch, oder nur eine perennirende Pflanze. Wie jedoch Baldamin und Bonpland, die Gefährten Humboldts behaupten, müßten sich mit unzweifelhaftem Erfolg Waldungen daselbst anlegen lassen, denn der Grund besteht aus einer fruchtbaren schwarzen Gartenerde, ohne Stein, Sand oder Kies mit einer Unterlage von Thon, worauf erst eine Kiesschichte folgt. Das Ganze ist eine üppige Wiese, wo Millionen Menschen hinversetzt werden könnten, die, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, Nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Waide zu treiben, oder die nächste beste Stelle umzupflügen, und einzusäen. Man versichert, daß zwei bis drei Millionen Stück Hornvieh, drei bis vier Millionen Pferde nebst unzähligen Schaaren von Maulthieren, Schafen auf den endlosen Savannen der Pampas herumschweifen, ungerechnet die Tausende von Hirschen, Straußen, Löwen, *) Tigern und wilden Hunden, die in diesem reichen Jagdrevier hausen. Auf einer Reise durch die Pampas hat man sich sehr vor den sogenannten Pamperos zu fürchten — Orkanen, die mit ungehemmter Wuth zwischen den Andes und dem Meer rasen, und Alles vor sich niederstürzen. Einer andern Verkommenheit thut Head Erwähnung, die wo nicht gefährlich, immerhin, wofern er anders die Sache nicht übertreibt, höchst unangenehm seyn muß. Um die Zeit nämlich, wann der Klee welkt, schießen mit Einem Male ungeheure, zehn bis zwölf Fuß hohe Disteln auf, und bilden auf allen Wegen und Stegen ein undurchdringliches Dickicht. „Das plötzliche Wachsen dieser Pflanzen," sagt unser Gewährsmann, „ist in der That zum Verwundern; so außerordentlich der Fall in der Kriegsgeschichte wäre, so wäre er doch wohl möglich, daß eine Invasionsarmee, welche das Land nicht kennte, sich von diesen Disteln eingeschlossen fände, ehe sie Zeit hätte zu fliehen." Noch ein Wort über die Art, wenn man in den Pampas reist. Man bedient sich dazu sehr großer unförmlicher Wägen, wozu kein Eisen kommt, und die mit sechs Paar Ochsen bespannt, und zum Schutz gegen die Witterung mit einem Strohdach oder einer Blache von Leder versehen sind. Raravanen von dreißig bis vierzig solcher Wägen, wovon jeder 400 Zentner ladet, fahren zusammen; an Wirthshäuser, wo man einkehrt, ist nicht zu denken; jeden Abend macht man in der Einöde Halt, läßt die Ochsen grasen, und Jeder bereitet sich sein Mahl; auf diese Weise legt man den Weg nach Mendoza oder Tucuman, welcher gegen 900 M. beträgt, in 30 Tagen zurück; 1 bis 1½ Doll. die Last zahlt man Fracht.

*) Der amerikanische Löwe oder Cuguar hat die Größe und Wildheit des afrikanischen bei Weitem nicht; dagegen steht der dortige Tiger oder Jaguar dem bengalischen kaum in irgend einer Hinsicht nach; er ist gesprenkelt wie ein Leopard, und findet sich häufig an den Ufern des La Plata. Von geflügeltem Geschlecht giebt es namentlich viele Schwäne, Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner, Wachteln, Eulen, Tauben, Papagaie und eine Menge kleinerer Arten.

(Schluß folgt.)

Papiere von Bolivar.

Als Bolivar den Entschluß gefaßt hatte, sich aus seinem undankbaren Vaterlande zu verbannen, so wollte er sich in Versailles niederlassen, und dort die Geschichte seines Lebens und seiner Zeit schreiben. Er hatte dazu acht große Kisten mit Papieren nach Paris vorausgeschickt, welche die Materialien dazu bildeten. Man hatte gehofft, daß sie nach seinem Tode in den Archiven irgend eines Reichs deponirt werden würden; allein unglücklicher Weise hinterließ er in seinem Testament den Befehl, alle diese Papiere zu vernichten. Sein Beweggrund war reiner Patriotismus, da er fürchtete, daß ihre Bekanntmachung den Frieden von Amerika stören, und das Vertrauen auf die Männer schwächen könnte, welchen nach seinem Tode der Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zufallen mußte. Es war um so großmüthiger von ihm, da sich darunter die Originale von Papieren befanden, welche die Verläumdungen seiner Feinde in ihr wahres Licht gestellt und bewiesen hätten, daß die, welche am Bittersten gegen seinen Ehrgeiz schrieen, und ihn am Lautesten geheimer Plane auf Errichtung eines Königthums anklagten, eben Leute waren, die ihm selbst die Krone wiederholt angeboten und sich zu seinen Hofdiensten gemeldet hatten. Man hätte hoffen können, daß die Exekutoren des Testaments sich mit der Geheimhaltung dieser unschätzbaren Papiere während einer gewissen Reihe von Jahren begnügen würden, wie es in solchen Fällen oft genug geschehen ist; allein sie haben sich nicht für dazu berechtigt gehalten, und dem gegenwärtigen Besitzer den Befehl gegeben, sie alle zu verbrennen, was, wie man versichert, in Kurzem und vollständig ausgeführt werden wird, zu ewigem Schaden der Geschichte von Amerika.

Die französischen Antillen. *)

Nach einer vierwöchentlichen Ueberfahrt von Brest befanden wir uns im Angesicht von Guadaloupe. Die erste Erscheinung dieser Kolonie überstieg weit meine Erwartung. Diese hohen grünen Berge, deren mannichfache Schattirungen mit dem Blau des Himmels verschmolzen, diese kleinen Thäler, bewässert von zahlreichen Bächen, die sich in das Meer warfen, diese rings umher zerstreuten Landhäuser, überraschten mich. Aber als wir vor Basse-Terre vor Anker gingen, änderte sich die Scene. Welch schmerzlichen Eindruck machte der Anblick dieser mit Trümmern bedeckten Stadt, das vollkommene Bild der Verwüstung! Ich überzeugte mich jetzt, daß man die traurigen Folgen des Orkans vom 26 Julius 1825 nicht übertrieben hatte.

Wir stiegen an's Land, und indem wir um einige Häuser bogen, welche unmittelbar am Meer lagen, waren wir schon auf der öffentlichen Promenade. Diese Promenade ist mit einer langen Allee von stattlichen Tamarinden besetzt. Die Häuser, welche den Platz umgeben, sind hübsch; mehrere davon sind neu gebaut; unter den vielen Magazinen und Buden, die man sieht, zeichnen sich besonders die prachtvollen Apotheken aus. Der eigenthümliche Baustil, die Mulatten- und Negerbevölkerung, die Frauen in ihren langen buntfarbigen Kleidern, die nackten Kinder — Alles war mir neu und seltsam. Die Neger schienen mir wohlauf, ein munterer und kräftiger Menschenschlag; nur haben sie etwas dünne Beine; ihre Lustigkeit befremdete mich; wie Leute, die in der Sklaverei leben, mit ihrem Loos zufrieden seyn können, begriff ich nicht.

Ich schlug die erste beste Straße ein, die sich mir darbot, und bald zeigte sich das Schauspiel der Ruinen, die uns von der Rhede aus auffielen, von Neuem. Da lag Alles voll von eingestürzten Häusern, abgerissenen Dächern, entwurzelten Bäumen; die Hauptkirche war beinahe völlig zerstört, und ein Waldstrom hatte eine ganze Straße entführt. Von dem gepriesenen Luxus der Pflanzer fand ich keine Spur. Ob es vielleicht einst anders gewesen, weiß ich nicht.

Ich ging vor die Stadt hinaus, um die Residenz des Statthalters zu sehen. Ein Soldat, den ich fragte, wies mir ein elendes hölzernes Haus; von dem Palast hatte der Sturm keinen Stein auf dem andern gelassen. Die Heftigkeit der Wuth dieses Orkans übersteigt wirklich alle Vorstellungskraft. Ein eisernes Gatter mit seinen ungeheuren Aufsätzen wurde in den Garten geschleudert, die Eisenstangen gekrümmt und zerbrochen; die kürzlich erbauten Kasernen und andere öffentliche Gebäude von Grund aus zerstört.

Einer der ersten Kolonisten hatte mir eine Einladung zum Essen zu-

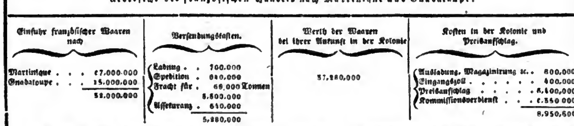
*) Revue des deux Mondes, Oktober-, November- und Dezemberheft. Der Verfasser Eugen Sue besuchte die Kolonie im J. 1826.

gesandt. Die Gesellschaft traf ich bereits in einem großen Saal versammelt. Man kündigte der Dame des Hauses an, daß die Tafel gedeckt sey; die Gesellschaft verfügte sich sofort in ein sehr kühles Speisezimmer. Wegen der herrschenden Hitze hat man keine Gläser an den Fenstern. Die Hausordnung ist ziemlich englisch; doch war, außer Schildkrötensuppe und Pudding die Küche französisch. Die Unterhaltung kam auf die Kolonie, und der Wirth nahm sich die Mühe, mich von ihrem Zustande und ihren Merkwürdigkeiten zu unterrichten.

Guadaloupe besteht aus zwei Theilen, die durch einen von Süden nach Norden laufenden Meeresarm von einander getrennt sind. Der östliche Theil heißt Grande Terre; er ist zwar von geringerer Ausdehnung als der westliche, aber um so fruchtbarer und der Hauptort Point-a-Pitre ist eine artige Stadt von 16.000 Einwohnern, die sich seit acht Jahren eines zunehmenden Wachsthums erfreut. Den westlichen Theil bildet das eigentliche Guadaloupe mit unserem Basse-Terre als Hauptort (15° 59" n. Br., 64° 8" w. L. von Par.), worin jedoch die Einwohnerschaft sich nur auf 6000 beläuft. Hohe durch tiefe Schluchten von einander getrennte Berge bedecken das Innere der Insel; in der Mitte gegen Süden sieht man die Soufriere, die sich hoch über ihre Nachbarberge erhebt; sie führt ihren Namen von einem Loch, das von Zeit zu Zeit einen schwarzen stinkenden Rauch aushaucht. Auf ihrem Gipfel genießt man eine der schönsten Aussichten von der Welt; rings eine wundervolle Pflanzenwelt, jungfräuliche Wälder mit ewigem Blätterwerk, und in der Ferne die Inseln, Desirade, Dominico, Martinique, Marie-Galante, Antigua, Montserrat, die aus dem Meer auftauchen. Dritthalb Lieues vom Strand, auf einem mehr als 300 Klafter über dem Meer gelegenen Hochland findet man einen See, der fünfviertel Lieues im Umfang hat, und mehreren Flüssen das Daseyn giebt, die diesen Theil der Insel bewässern. Grande-Terre würde fast ganz der Kultur gewonnen, wenn der projektirte Kanal bei Grippon zur Ausführung käme. Dort soll auch ein Dorf angelegt werden, das man Bordeaux nennen will.

Das eigentliche Guadaloupe erzeugt nur halb so viel Zucker als Grande-Terre; die Abhänge der Berge und die schönsten Flächen auf den Höhen sind noch unbebaut; der Mangel an Kapitalien ist Schuld, daß viele Wohnungen verlassen stehen. Nichts desto weniger bringt die Kolonie jährlich 66.000.000 Pfund Zucker, 8.000.000 Syrup, 800.000 Litres Zuckerbranntwein (tafia), 5.000.000 Pfund Kaffee, 400.000 Pfund Baumwolle hervor. Auch Cacao, Kassia, Manioc, Mais werden gepflanzt; die beiden letztern jedoch nicht in hinlänglicher Quantität, so daß man jährlich noch 12 bis 15.000 Tonnen von Außen beziehen muß; Gartengewächse und Früchte giebt es in Ueberfluß. Hornvieh wird wenig gehalten; Schlachtochsen und kleine Pferde liefert Porto-Rico; Luxuspferde Frankreich. Die schwarze Bevölkerung schätzt man zu 90,000, die farbige zu 12,000, und die weiße zu 10,000 Seelen. Man rechnet, daß zweihundert französische Fahrzeuge jedes Jahr für 22,000,000 Fr. Fabrikate aus dem Mutterland bringen, und dafür Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere Kolonialartikel holen. Eben so viele fremde Schiffe laufen mit Gegenständen der Nothdurft im Betrag von 5.000.000 Fr. ein und laden als Rückfracht Syrup und französische Waaren. Dazu kommen noch dreihundert einheimische Küstenfahrer, welche für 4.000.000 Fr. französische Waaren aus- und für eine eben so starke Summe Bedürfnisse einführen.

Die oberste Gewalt ist einem königlichen Statthalter anvertraut, unter dem der Befehlshaber der 2000 Mann starken Besatzung, der Oberkommissär der Marine, der Generaldirektor des Innern und der Generalprokurator des k. Gerichtshofes stehen. Die Ausgaben für die Civilverwaltung betragen 120.000 Fr. Wenn man mit dieser verhältnißmäßig unbedeutenden Summe diejenige vergleicht, welche jährlich im Handel umgesetzt wird, so widerlegt sich leicht die Meinung, die man oft schon in Frankreich gehört hat, daß es sich nicht verlohne, Kolonien zu halten. Allerdings kosten Anfangs alle Kolonien Mehr als sie eintragen; aber die Vortheile, die sie gewähren und die Prämien, die man aussetzt, um den Handel nach einer Niederlassung zu heben, muß man als einen Theil des Kapitals betrachten, das man in die erste Einrichtung steckt, und das in der Quelle von Nationalreichthum, die sich eröffnet, reichlich verzinst wird.



Uebersicht des französischen Handels nach Martinique und Guadaloupe:

Einfuhr französischer Waaren nach		Versendungskosten.			Werth der Waaren bei ihrer Ankunft in der Kolonie	Kosten in der Kolonie und Preisaufschlag.	
Martinique . . .	17.000.000	Ladung . .	700.000		37,280,000	Ausladung, Magazinirung rc. .	800,000
Guadaloupe . . .	15.000.000	Spedition .	840.000			Eingangszoll	400,000
	32.000.000	Fracht für .	60,000	Tonnen		Preisaufschlag	6,400,000
			3.800.000			Kommissionsverdienst . . .	1.350 000
		Assekuranz .	640.000				8,950,600
			5,280,000				

So erhalten also die Waaren, die in Frankreich 32 Millionen werth sind, in den Kolonien einen Werth von 46,230,600 Fr., und die Kaufleute des Mutterlandes und ihre Agenten machen somit daran einen reinen Gewinn von 14,280,000 Fr. Ein nicht minder günstiges Resultat gewährt die Einfuhr der Kolonialwaaren nach Frankreich:

Martinique	Zucker	50,000 Cent.	Guadaloupe	66,000	zu 50 Fr.	40 760,000
	Kaffee	2.000 —		3.000	zu 100 Fr.	
	Baumwolle . .	400 —		400	zu 120 Fr.	
	Verschiedene Artikel	1,200 —		800	— —	2.000,000
						42,760,000

Nun kann man aber die Versendungskosten (Ausgangszoll 427,600, Ladung 4.000.000, Kommissionsgebühren und Fracht 2,238.000, Assekuranz 655.200) zu 10.956.800 Fr. und Ausladungskosten, Mäcklerei rc. zu 4.670,080 Fr. anschlagen, so daß 15.626.900 Fr. an jenen 42,760,000 rein verdient werden; dabei darf man nicht vergessen, daß der Pflanzer selten den Preis von 50 Fr. für den Centner Zucker bekommt, dessen er sicher wäre, wenn er sich in der Lage befände, sein Produkt selbst zu verführen. Steht nun in Frankreich der Zucker auf 74 bis 75 Fr., so verdient der Kaufmann noch außerdem wohl 4 Fr. am Centner, da er ihm mit allen Abgaben, die darauf lasten, höchstens auf 70 Fr. kommt. Und in demselben Verhältniß bei den übrigen Kolonialwaaren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 145. 25 Mai 1831.

Polnische Nationallieder.

Der dritte Mai.

Das polnische Volkslied, das hier in nachstehender deutscher Uebersetzung gegeben wird, ist von dem Grafen Bruno Kicinski zur Feier des dritten Mais (an diesem Tage gab sich Polen 1791 seine Verfassung) gedichtet, nach der Melodie des berühmten patriotischen Liedes Nienawidze was próżniaki (Nicht die Müßiggänger neid' ich). Der Ertrag davon (es wurden 6000 Exemplare im Preis von 10 polnischen Groschen jedes gedruckt) ist für die vor dem Feind fliehenden Landleute des rechten Weichselufers bestimmt.

Brüder, laßt uns gehn zusammen
In des Frühlings Blumenhaine;
Lasset unsre Herzen flammen
Hier im innigen Vereine!
Lieber Mai, holder Mai,
Winters Herrschaft ist vorbei!
Lieber Mai, ꝛc. ꝛc.

Einst, in solchen Maientagen,
Ward ein Kleinod uns geschenket,
Muß das Herz nicht feurig schlagen,
Wenn es jener Zeit gedenket?
Gott verleih', Gott verleih',
Daß uns blühe solch ein Mai!
Gott verleih', ꝛc. ꝛc.

Ach, es haben Feindes Mächte
Dieses Kleinod uns geraubet,
Von dem theuersten der Rechte
Kaum zu sprechen uns erlaubet!
Trüber Mai, trüber Mai,
Wenn ein Volk nicht froh, nicht frei!
Trüber Mai, ꝛc. ꝛc.

Doch nun wehen unsre Fahnen
In den weiten, freien Lüften,
Und der Ruhm der theuren Ahnen
Strahlt und Sieg aus heil'gen Grüften.
Komm herbei, komm herbei,
Du ersehnter Freiheits-Mai!
Komm herbei, ꝛc. ꝛc.

Ja, er ist herbeigekommen
In der Freiheit Sonnenglanze,
Alter Muth ist neu erglommen,
Lorbeer grünt zum frischen Kranze.
Tyrannei ist vorbei,
Sey willkommen frei'ger Mai!
Tyrannei ꝛc. ꝛc.

Buenos Ayres.

(Schluß.)

Die Bewohner der sogenannten Pampas sind die Gauchos und die Indianer. Ein freieres, unabhängigeres Wesen als ein Gaucho giebt es nicht in der Welt. Sein Hauptgewand besteht in einer Art von Mantel, Poncho genannt, einem Fabrikat ihrer Weiber. Der Poncho ist indianischen Ursprungs, und eigentlich Nichts als ein Stück Tuch, mit einem Schlitz in der Mitte, wo der Kopf durch kann; die Arme bleiben dabei vollkommen frei. Bald tragen sie ihn um die Schulter geworfen, bald als Gürtel, stets aber brauchen sie ihn als Bettdecke bei Nacht. In der Regel wird er aus Wolle verfertigt und mit bunten Farben schön durchwoben. Außerdem tragen sie eine Jacke von grobem Tuch, Boy oder Manchester (velveteen); ihre an den Knien offenen Hosen, sind von dem gleichen Stoff. Brust und Knie pflegen sie mit einer Masse silberner Knöpfe zu verzieren; an den Füßen haben sie roßlederne Strümpfe, welche die Zehen bloßlassen. Ihre Sporen sind von Eisen oder Silber, mit Rädern von unmäßigem Umfang, und mit scharfen Spitzen; ein Strohhut und ein baumwollenes Halstuch um das Gesicht vollenden ihren Anzug. Ihr Sattel (recado) ist ein einfaches mit Leder überzogenes Stück Holz, worüber noch eine Matratze und ein gefärbtes Schaffell kommt. Um den Sattel fest zu machen, bedienen sie sich keiner Schnallen, sondern bloß eines Gurts von dünnen Streifen, mit einem eisernen oder hölzernen Ring, den man mittelst eines Riemens an einem andern kleinen Ring an dem Sattel anknüpft. Der Steigbügel ist von Holz oder Silber — im

erstern Fall nur so groß, daß die große Zehe darin einen Halt hat, im letztern Fall etwas größer und bequemer. Die Schabrake ihrer Sättel läßt sie nie wegen eines Betts in Verlegenheit gerathen. Jederzeit führt der Gaucho den Lasso, eine etwa 35 Fuß lange Schlinge von geflochtenem Leder, mit sich, welche sehr leicht und beugsam ist; an einem Ende derselben macht er eine Schleife, die er mit unirrbarer Sicherheit jedem Thier, auf das er es absieht, über den Kopf wirft; ehe er den Lasso entsendet, legt er ihn vorher wie ein Schiffsfall in einen Kreis zusammen, und verfehlt dann nie seines Ziels. Eben so führt er die Bolas, d. h. drei hölzerne oder eiserne Kugeln mit sich, deren jede an einem besondern sechs Fuß langen Riemen sich befindet, welche Riemen an einander gebunden sind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Lasso geschleudert werden. Nach dem er sie drei bis vier Mal um den Kopf geschwungen, fliegen diese drei Kugeln — in der Luft ein Dreieck bildend — mit bewundernswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenstand. Manchmal zerschmettert er damit einem Thier den Kopf, und schlägt ihm die Beine entzwei. Hiezu noch ein 14 Zoll langes Vorschneidemesser, das in einer ledernen Scheide im Gürtel steckt, und die Rüstung des Gaucho ist fertig. Der Löwe und der Tiger, der wilde Bullen und das Pferd, der Hirsch und der Strauß fürchten ihn; er erkennt keinen Gebieter, baut keinen Boden, weiß kaum was Regierung bedeutet, in seinem Leben hat er vielleicht nie eine Stadt besucht, nie einen Berg oder einen See gesehen. Man kann sich kein schöneres Bild der Unabhängigkeit denken als einen Gaucho zu Pferd, wenn im Sommer der Wind über das hohe Gras bläst, und es in braunen und gelben Wellen wogt, und man nirgends die Spur einer menschlichen Wohnung oder eines menschlichen Wesens gewahrt — wenn nun plötzlich am Horizont die wilde und malerische Gestalt des Gaucho auftaucht, und sein scharlachner Poncho ihn umflattert, und seine Kugeln um sein Haupt fliegen, und er sich gegen seine Beute vorbeugt, und sein Pferd mit Anstrengung jeder Muskel blitzschnell dahin rennt. Vor ihm ist der Strauß, den er verfolgt; bald erscheinen sie einander näher, bald wieder ferner, oft verschwindet das Pferd unter dem Horizont, und man erblickt nur noch den Kopf des Reiters; der Strauß aber mit vorgestrecktem Hals eilt in prachtvollem Lauf über die Ebene. Diese Jagd ist mit vieler Gefahr verknüpft, weil es in dem von den Viscachas unterwühlten Boden nicht selten Löcher giebt, in welche man stürzen kann. Bricht der Gaucho in einem solchen Sturz ein Bein, so galoppirt sein Pferd wahrscheinlich davon, und er bleibt in dem langen Gras liegen, bis ihn Jemand aufsucht und ihm zu Hülfe kommt. Wird er nicht gefunden, so ist ihm Nichts übrig, als nach dem Himmel zu schauen, und die Adler von sich abzuwehren, die gleich bereit sind, jedes gefallene Thier anzugreifen. Da seine Nahrung einzig aus Ochsenfleisch und Wasser besteht, so besitzt er eine ausnehmend starke Leibesbeschaffenheit, welche ihn in Stand setzt, die größten Strapazen auszudauern, und unglaublich weite Entfernungen ununterbrochen zu Pferd zurückzulegen. Die Hütten der Gauchos mit ihren aus Weiden geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden und ihren Strohdächern sind in keinerlei Hinsicht besser als die Wigwam's der Indianer, mit welchen sie auch die viereckige Form gemein haben. Einige Holzklötze oder die Skelette von Pferdköpfen dienen als Sessel; ein kleiner Tisch, anderthalb Fuß über dem Boden, zum Kartenspielen, und ein Kruzifix oder ein heiliger Antonius, der an der Wand hängt, zum Schmuck der Stube; Schaffelle, worauf Weiber und Kinder schlafen, und ein kleines Feuer auf dem Herd sind der einzige Luxus. Ist der Gaucho daheim, so schläft oder spielt er. Haigh hielt selten an einer Hütte, wo Männer beisammen waren, die nicht diesem Zeitvertreib oblagen; da und dort nahm auch ein Klosterbruder in schmutziger Kutte eifrig Antheil. Bei Regenwetter versammelte sich die ganze Familie mit Gästen, Hunden, Schweinen und Geflügel in anmuthiger Mischung in der Hütte, und wenn der Rauch von dem nassen Holz die Hälfte des Gemachs anfüllte, so mochten Einen diese Gestalten, durch die düstere Atmosphäre erblickt, wohl an Ossians Nebelgeister erinnern. Einige wenige Obstbäume umgeben meist eine Hütte. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Anbau des wenigen indianischen Korns, woraus sie ihr Brod backen; auch pflanzen sie Wassermelonen und Zwiebeln, und weben grobe Zeuge zu Ponchos. Sie tragen Hemden von Baumwolle, und Röcke von Boy oder blauem Tuch; Arme und Nacken sind bloß; wenn sie ausreiten (sie gelten für so geschickt in der Reitkunst als die Männer), haben sie Schärpen oder Shawls von glänzendfarbigem Boy um, und Strohhüte auf. Der Gebrauch des Tabaks ist beiden Geschlechtern gemein; sie rauchen ihn in Form von Cigarren, indem sie ihn in ein Papier oder in ein Maisblatt wickeln.

Jenseits der Grenzen der Gauchos wohnen die Indianer — ein freies, furchtloses und wildes Geschlecht, das in einem immerwährenden Vertilgungskrieg mit den Gauchos begriffen Pardon weder giebt noch nimmt. Dem Klima, das im Sommer brennt und im Winter erstarren macht, zum Trotz, gehen diese Natursöhne, die nie unterjocht wurden, völlig nackt. Sie leben in Horden unter Kaziken, haben aber keine festen Sitze. Ohne Brod, Früchte oder Pflanzenkost, nähren sie sich einzig vom Fleisch der Stuten, die sie nie reiten. Die stolzeste Haltung des Menschen, erklären sie, sey, wenn er gegen seinen Feind reite. Die Hauptwaffe, welche sie führen, ist eine 18 Fuß lange Lanze; diese handhaben sie mit großer Geschicklichkeit, und oft haben sie damit ihren europäischen Widersachern das Schwert aus der Hand geschlagen. Da die Indianer fast immer reiten, fällt ihnen das Fußgehen sehr schwer. Wenn sie sich versammeln, entweder um ihre Feinde zu überfallen, oder das Land der Christen zu überziehen, treiben sie große Heerden von Hengsten und Stuten zusammen, worauf sie — das wilde Kriegsgeschrei erhebend — im Galopp losstürmen. Sind ihre Thiere müd, so schwingen sie sich auf den bloßen Rücken neuer Rosse, und ihre besten sparen sie auf, bis sie im Angesicht des Feindes sind. Waide bietet das Land allenthalben dar, und so haben sie Nichts zu thun, als hie und da Halt zu machen und einige Stuten zu schlachten. Von Kindesbeinen an auf der Erde zu schlafen gewohnt, brauchen sie sich nicht mit Gepäck zu belasten, und mit leichtem Sinn ziehen sie in den Kampf. Die Gauchos, obwohl selbst treffliche Reiter, gestehen, daß es unmöglich sey, mit Indianern in die Wette zu reiten, nicht bloß weil dieselben besser beritten wären, sondern auch weil sie durch ihre Stimme und durch eine besondere Bewegung des Körpers, die Pferde so anzutreiben wüßten, daß man, wenn man auch wechsle, ihnen doch nicht nachkomme. Nicht selten sollen die Indianer sogar ohne Zaum zum Angriff jagen, und zuweilen sehe

man sie, wie sie sich den Pferden unter den Bauch hingen, und dabei ein so gräßliches Geschrei ausstießen, daß die Pferde des Gegners scheu geworden. Das Gewerb des Indianers ist Krieg, und sein Körper ist so abgehärtet, daß er ohne Beschwerde oder Furcht vor Verkältung nackt auf der Ebene, wo er schlief, aufstehen und stolz den Abdruck seiner Person in dem weißen Frost betrachten kann. Die Indianer glauben an einen künftigen Zustand, in welchen der Mensch, wenn er stirbt, übergeht. Dort, erwarten sie, wird gezecht und gejagt, und wenn sie daher bei Nacht über die Ebene galoppiren, weisen sie mit den Lanzen nach den Gestirnen; denn Dieß, sagen sie, seyen die Gestalten ihrer Voreltern, die dort am Firmament auf Pferden schneller als der Wind dahin brausten und Strauße jagten.

Nekrolog.

(Aus dem Messager polonais.)

Julius Graf Malachowski.

Die polnische Nation beklagt das frühe Ende eines ihrer tapfersten jungen Patrioten. Julius Graf Malachowski fiel in dem unglücklichen Gefechte Sierawski's gegen die seinem kleinen Heerhaufen fünffach überlegenen russischen Massen.

Der Name Malachowski steht schon von langher ruhmvoll in den Annalen Polens aufgezeichnet. In jeder Epoche, wo die polnische Nation ihre Ketten zu brechen den Versuch machte, fand man einen Malachowski, der durch Muth oder Beredsamkeit auf die Bewegung zu Gunsten der Unabhängigkeit seines Vaterlandes einwirkte. Auch der junge Held, der mit seinem Blute Zeugniß gab von der Anhänglichkeit seiner Familie an die Sache des Vaterlandes, wird in der Geschichte eine ruhmvolle Stelle neben seinen Ahnen einnehmen.

Der Graf Julius Malachowski war geboren im Jahre 1801. Nach einer Reise durch Deutschland, Frankreich, England und Italien kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er mit gleicher Liebe die Pflichten eines guten Sohnes, eines guten Bruders und eines guten Bürgers erfüllte. Nur selten besuchte er die Hauptstadt, wo der Anblick von Polens Unterjochern seine patriotische Seele mit Schmerz erfüllen mußte; er brachte seine meiste Zeit auf dem Lande zu, wo er einsam, Wald und Flur durchstreifend, sich im Traume der glorreichen Vergangenheit Polens verlor und seine gegenwärtige Schmach und Erniedrigung beklagte.

Er ergriff die Sache der Revolution mit all dem hochherzigen Enthusiasmus, dessen die Jugend fähig ist. Seit dem 2 Dezember, wo er zum Schwerte gegriffen hatte, organisirte er die Nationalgarde zu Konskie und rüstete späterhin auf seine Kosten zwei Bataillone Jäger aus. Nur der Tod konnte ihn von der Nationalfahne trennen. Die Thaten seiner kurzen, aber ruhmvollen militärischen Laufbahn sind dem ganzen polnischen Heere bekannt. Die Einnahme Pulawy's, die Vernichtung eines Dragonerregimentes, das er mit der Sense in der Faust in den Häusern angriff, wo es sich verschanzt hatte und mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte; eine Standarte und eine reiche Feldkapelle waren die Trophäen eines einzigen Tages, an welchem man aus seiner Tapferkeit und der Gewandtheit, in dem entscheidenden Momente die geeignetsten Maßregeln zu ergreifen, die Hoffnung schöpfte, daß er dereinst als Feldherr seinem Vaterlande wichtige Dienste leisten würde.

Der Generalissimus, der sein Verdienst zu würdigen wußte, hatte ihm bereits eine höhere und seinen Talenten angemessenere Stelle zugedacht, als ihn der Tod mitten auf seiner ruhmvollen Laufbahn erreichte. Von seinen treuen Jägern umgeben, hatte er von General Sierawski den Auftrag erhalten, den Rückzug zu decken. Von allen Seiten angegriffen, stürzte er sich an der Spitze eines Sensenträgerbataillons mit Ungestüm auf den Feind. Bei diesem Angriffe fiel er von Kugeln durchbohrt; er verlor das Leben, als auch der Sieg verloren war. Die Feinde selbst zollten seiner Tapferkeit den schuldigen Tribut, indem sie seine Leiche mit allen Ehrenbezeigungen zur Erde bestatteten, die die Umstände erlaubten.

Ueber den Kolonial-Waarenhandel Großbritanniens im Jahre 1830 in seinen Hauptartikeln.

(Schluß.)

Kaffee. Dieser Artikel bleibt noch immer nicht nur einer der wichtigsten Handelszweige in Europa, sondern seine Konsumtion verbreitet sich auch seit der neuesten Zeit auf eine erstaunenswürdige Weise in den Ländern jenseits des atlantischen Meeres, und England sah im Jahre 1830 zum ersten Male das Schauspiel, wie die Amerikaner mehrere beträchtliche Schiffsladungen Kaffee aus unsern Häfen zur Konsumtion nach Nordamerika zurückführten. Nicht minder merkwürdig ist es, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die Konsumtion stärker als die Produktion sich stellt; ein Verhältniß, das bekanntlich nicht lange dauern kann. Es betrugen nämlich im Jahre 1830:

Die Ausfuhr aus	Pfund.	Die Konsumtion in	Pfund.
der Insel Java .	42.560.000	Großbritannien .	21.728.000
Sumatra und Ostindien . . .	15.440.000	den Niederlanden, Holland, Deutschland und den Ostseeländern . . .	161.728.000
Brasilien *) . .	62.720.000		
dem Festlande vom normaligen spanischen Südamerika	8.960.000	Frankreich, Spanien, Portugal und den andern Ländern des mittelländ. Meeres	63.840.000
St. Domingo . .	35.600.000		
Cuba	51.560.000		
den britischen Kolonien in Westindien	27.800.000	den Vereinigten Staaten von Nordamerika . . .	27.800.000
den holländischen dito	14.200.000		
den französischen dito u. der Insel Bourbon	17.920.000	Zusammen . .	275.096.000
Zusammen . .	249.560.000		

Von dieser Konsumtion schreibt sich der fünfte Theil ungefähr, nämlich der von Großbritannien und Nordamerika, fast aus der neuesten Zeit her, da der Verbrauch dieses Produkts in beiden Ländern früher unbedeutend war; in ersterm Lande ist es die Herabsetzung der Accisteuer von 1 Sch. auf 6 Pence, welche die Konsumtion von 8.288.000 Pf. im Jahre 1824, auf 11.728.000 Pf. im vorigen Jahre, folglich auf das Dreifache erhöhete. In Amerika hat sich dieses Resultat auf einem andern Wege gefunden, nämlich durch die erstaunliche Verbindung der bewunderungswürdigen Temperance Society in sämmtlichen Staaten unter allen Klassen der Amerikaner; ein Prinzip, das bei den aufwachsenden Geschlechtern allen Hang zum Genusse der Branntweine und anderer schädlichen destillirten Getränke zerstört — und schneller zum Ziele einer allgemeinen sittlichen und moralischen Vervollkommnung der civilisirten Gesellschaft führen wird als sämmtliche Institutionen, welche europäische Philantropie zur Erreichung des großen Zweckes bisher ersonnen hat; im Jahre 1821 betrug die Konsumtion in den Vereinigten Staaten 14.965.000 Pf.; das Jahr 1830 sieht diese Quantität schon verdoppelt. (Auch die Konsumtion von Thee und Kakao hat aus derselben Ursache beträchtlich zugenommen, ohne im Verhältnisse mit der Vermehrung der Bevölkerung zu stehen.)

Eine Uebersicht der Einfuhr dieses wichtigen Handelsartikels in sämmtliche europäische Länder, so wie der noch unregulirt gebliebenen Quantitäten am Schlusse der beiden Jahre 1829 und 1830, giebt mit einem Blicke das Resultat der Anwendung selbst.

*) Unter allen tropischen Ländern ragt jetzt Brasilien in der Kultur dieser Bohne hervor, und 1821 führte es nur 16.800.000 Pfund aus; im Jahre 1830 das Vierfache; indessen hat das Aufhören des Sklavenhandels im Februar v. J. die Aernte schon um dreißig Prozent erhöht, was nicht ohne Einfluß auf die Produktion bleiben kann.

Total. die Tonne zu 2240 Pfd.	Es waren nämlich die Einfuhren, als in Großbritannien.	Antwerpen.	Hamburg.	Bremen.	Amsterdam.	Rotterdam.	Frankfurt.	den Ländern des Mittelmeeres.	St. Petersburg.	Kopenhagen.
	Tonnen.									
im J. 1829: 104.560	17,450	20.950	17.460	5.600	9.500	6,000	15,600	10.500	700	900
— — 1850: 106.895	18.255	11,200	20.250	4 960	9,000	4,500	15,000	12.100	500	1,100
Total.	Auf den Lagern blieben:									
im J. 1829: 56,750	14,220	8,500	10,500	2,250	6,500	8,000	6,500	2,500	600	580
— — 1850: 49.770	15,420	4,000	10,700	2,000	5,800	3,600	5,500	1,500	500	550

Aus dieser Tabelle ergiebt sich ein Kaffeelager in Europa am 1 Januar 1850 von 56,750 Tonnen; eingeführt wurden im Laufe des vorigen Jahres 106.895 Tonnen; es befanden sich unverzehrt am Ende des Jahres 49,770 Tonnen; die Konsumtion belief sich demnach auf 113.875 Tonnen oder ungefähr 255 Millionen Pfund. *) Nach dem Auslande führte Großbritannien im Jahre 1850 21,055,000 Pfund oder 5,270.000 Pfd. weniger als im Jahre 1820 aus. Die Durchschnittspreise waren dagegen sechs Prozent höher am Ende des Jahres von 1850 als am Ende des Jahres von 1829.

Zucker. Folgt an Wichtigkeit für Großbritannien im Range nach Baumwolle, sowohl in Hinsicht auf die innere Konsumtion als die sehr beträchtliche Ausfuhr desselben in raffinirtem Zustande. Sehr charakteristisch und nicht ohne Bedeutung ist die seit den letzten drei Jahren eingetretene allmähliche Abnahme der Produktion dieses Artikels in den britisch-westindischen Kolonien. Die Wichtigkeit und Größe dieses Industriezweiges erweist sich aber schon aus der Thatsache, daß die Zuckerkultur in den britischen Kolonien allein die Arbeit von einer Million Dollars bei einem Kapital von hundert Millionen Pfund Sterling erfordert, die dem Staate jährlich eine direkte Einnahme von fünf Millionen Pf. St. liefern. Die Gesammteinfuhr in Großbritannien war nämlich:

Aus	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.	Im Jahre 1850.
	Tonnen.		
den britisch-westindischen Kolonien	198.400	195.250	185,560
Mauritius oder Isle de France .	18.570	14,580	25,740
Ostindien	8,655	8.700	10,150
Siam, Java und Manilla . . .	1,175	1,600	5.600
Cuba	1,900	5.300	6,060
Brasilien	4,940	4.680	5.480
An Melassen	15.010	9,950	5,620
Zusammen	244,630	240,040	242.340

Die britisch-westindischen Inseln schickten demnach an's Mutterland im Jahre 1850 an Zucker 12,740 Tonnen, und an Melassen 7,890 Tonnen, zusammen 20,130 Tonnen oder circa 45 Millionen Pfund weniger als im Jahre 1828; wo hingegen der Betrieb der Kolonisten auf Mauritius, seit die Abgabe auf ihren Zucker der von Westindien gleichgestellt worden, sich auf eine außerordentliche Weise gehoben hat. Im Jahre 1825 führte diese Kolonie nach England nur 4,650 Tonnen aus; im Jahre 1826 10,950; im Jahre 1827 10.220; im Jahre 1828 18,570; im Jahre 1829 14.580, und im Jahre 1850 25,740 Tonnen. Nichts beweist wohl entschiedener die Wichtigkeit dieses Handels für Großbritannien als die Thatsache, daß die Einfuhr in diesem Lande allein der im ganzen übrigen Europa gleichkommt. Es führten nämlich ein:

	Im Jahre 1828.	Im Jahre 1829.	Im Jahre 1850
	Tonnen.		
Frankreich	93,500	102,500	100,000
die deutschen Häfen u. die Ostseeländer	57,000	70,000	80.000
die Niederlande und Holland . .	35.000	44,000	35,000
die Länder des Mittelmeeres . .	19.000	23,000	28.000
Zusammen	204.500	239.500	241.000

*) Diese Zahl enthält auch das von England nach Nordamerika gelieferte Quantum.

Die innere Konsumtion nahm wie auf dem Kontinente (besonders in Deutschland und den Ostseeländern) sehr zu, und ist bei einer fernern Herabsetzung der Accisabgaben noch einer beträchtlichen Vermehrung fähig; sie betrug die Jahre 1795 66,811 Tonnen; 1805 105.805 Tonnen; 1815 91,448 Tonnen; 1825 152,798 Tonnen, und 1830 sogar 179,270 T. Von den im letzten Jahre eingeführten Quantitäten von 242,340 Tonnen oder 542,842,000 Pfund kamen auf die innere Konsumtion 179,270 und auf den Verbrauch mehrentheils im Gewerbsbetriebe für das Ausland, besonders Deutschland, 66,550 Tonnen, was mehr als ein Viertheil der ganzen Einfuhr ausmacht, und den Beleg giebt, wie höchst wichtig dieser Handelszweig für England ist, dessen Zuckerpreise daher gar sehr vom Kontinente abhängig sind, da von jenen ausgeführten 66,550 Tonnen 50,000 Tonnen oder 152,000,000 Pfund in einem raffinirten Zustande waren!

Indigo. Nächst Zucker darf man den Indigo als den größten Stapelartikel Englands ansehen; schon aus der Ursache, weil ganz Europa ihm für diesen Artikel fast zinsbar ist; und hier zeigt sich wieder die Energie der Briten in großem Glanze, die über die Nachtheile einer monopolistischen, auf ihre eigenen Landsleute eifersüchtigen Kompagnie zu siegen verstand, und dem Boden Indiens mit jedem Jahre eine größere Menge dieses wichtigen Produktes abzugewinnen im Stande war. Im Jahre 1811/12 gab die Ernte in Bengalen einen Ertrag von 19.500 Kisten; 1820/21 25.500 K., und 1829/50 40,000 Kisten. Hievon kamen nach Großbritannien im Jahre 1812 17.200 Kisten; im Jahre 1821 15.000, und im Jahre 1850 52.120. Von diesen war die Konsumtion im Lande: im Jahre 1821 6,500, im K. 1850 8,250 Kisten; die Ausfuhr nach dem Festlande im J. 1821 10,800, 1850 17,450 Kisten. Die letzte Ernte (1829/50) von 111,000 Maunds oder 40.000 Kisten war die reichste, die man seit der Kultur der Indigopflanze in Bengalen kannte; daher war auch das hiesige Lager am Schlusse des vorigen Jahres 37,600 Kisten; eine Quantität, die den jährlichen Verbrauch dieses Artikels in Europa, Amerika und den Ländern diesseits des persischen Meerbusens um 4,000 Kisten übersteigt; das Festland von Europa erhielt nämlich seit 1828 von England jährlich im Durchschnitte 17.500 Kisten; seine Zufuhren unmittelbar aus Indien betrugen jährlich 5.000 Kisten; die der Amerikaner nach ihrem eigenen Lande 1,500 Kisten. Rechnet man den Bedarf für die Häfen des persischen Meerbusens auf 1.500, und den Durchschnitt des Verbrauches in Großbritannien auf 8,200 Kisten, so ergiebt sich eine Gesammtkonsumtion von 33.700 K. unter diesen seit den letzten vier Jahren bestehenden Verhältnissen zwischen Erzeugung und Verbrauch mußten die Preise nothwendiger Weise sinken und hinwieder auf die Produktion zurückwirken. Dieß ist auch eingetroffen, da die Pflanzer in Westindien den britischen Handelsstand von ihrem Entschlusse in Kenntniß setzten, die Indigokultur vermindern zu wollen. Der weise Schritt der Regierung, die Abgaben auf gefärbte Kattune aufzuheben, wird jedoch die Konsumtion des Indigo im hiesigen Lande sehr vermehren; wogegen aber die politischen Ereignisse auf dem Kontinente leider eine starke Verminderung des Verbrauches voraussehen lassen.

Lamarque's Ehrensäbel.

Die Offiziere und Legionäre der hundert Tage haben einen Ehrensäbel verfertigen lassen, auf dessen Klinge die Inschrift zu lesen ist: „dem Generallieutenant Lamarque, Deputirten von Landes, die Offiziere und Legionäre der hundert Tage; Eingangen vom 26 Februar und 2 April 1851.“ Dieser Säbel wurde dem General Lamarque am 1 Mai überreicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 146. 26 Mai 1831.

Neapel und sein König.

Die Erbfolge der Kronen ist für die Völker die Jakobsleiter, auf der sie die Träume ihrer Hoffnungen auf- und absteigen sehen. Mit jedem Todesfall auf einem Throne leben tausend eingeschüchterte Wünsche und Erwartungen wieder auf. Jeder neue Regent wird als die Feuersäule begrüßt, die endlich das Volk aus der egyptischen Dienstbarkeit ins gelobte Land führen soll. Generationen sterben, gleich den Juden in der Wüste, darüber aus; aber so tief wohnt in den Völkern das feste Vertrauen auf ihre Fürsten, daß unzählige Täuschungen es nicht zu erschüttern vermögen, und mit jeder neuen Regierung sich ihre Zuversicht erneuert.

Der junge König von Neapel hatte nicht sobald das Zepter ergriffen, als um die Stufen seines Thrones sich dieselben freudigen Hoffnungen drängten, die vielleicht auch die Thronbesteigung seines Vaters und Großvaters als das Geburtsfest des Glückes feierten. Wirklich hörte man auch von den zeitgemäßen Verbesserungen, die der junge König in der Verwaltung seiner Staaten einzuführen gesonnen sey, von seinen erleuchteten Einsichten, und seinen milden und versöhnlichen Gesinnungen, wiewohl diejenigen, die sich über die krummen Wege des neapolitanischen Hofes, über seine despotischen Angewöhnungen und die jesuitische Erziehung der Prinzen für besser unterrichtet hielten, darüber ungläubig die Köpfe schüttelten, und wenig auf die Rathschläge eines Jesuiten bauten.

Seit seiner Gelangung zum Throne handelte Ferdinand II unter dem unmittelbaren Einflusse seines Erziehers Monsignor's Olivieri. Von diesem geleitet, nahm er auch in der That einige heilsame Reformen in dem Staatshaushalte des Königreichs vor. Er setzte die übermäßigen Besoldungen der höhern Staatsdiener herab, und führte in seinen eigenen Ausgaben wesentliche Ersparungen ein. So lobenswürdig diese Maßregeln an sich sind, so muß man doch auch bedenken, daß sie unvermeidlich waren und dringend geboten wurden durch die Besorgniß, den ganzen Kredit des Königreiches zu Grunde gerichtet zu sehn. Neapel leidet unter einem hoffnungslosen Drucke. Seine Schuld, die mit jedem Jahre durch Verschleuderung und ungeheure Ausgaben anschwillt, lastet auf ihm mit eiserner Schwere. Die Auflagen, obgleich übermäßig, reichten nicht mehr hin, nur die Interessen zu bezahlen, und wenn man sich in dieser Hinsicht zu Ersparungen verstand, so wurde man hiezu doch wohl am meisten durch den Drang der Umstände fortgestoßen, da es sich hier um die eigene Existenz handelte.

Eine andere sehr gerühmte Maßregel der neuen Regierung war die Verheißung einer Amnestie zu Gunsten der politischen Verurtheilten. Eine Amnestie ist weder großmüthig noch heilsam, wenn sie nicht vollständig gegeben wird. Dieß war in Neapel nicht im Mindesten der Fall. Verurtheilungen auf Lebenszeit wurden auf fünfzehn Jahre, die übrigen auf fünf Jahre herabgesetzt. Wer kann Dieß eine Amnestie nennen? Wer weiß was in fünfzehn Jahren, wer weiß was in fünf Jahren aus Italien, aus ganz Europa geworden ist? Ueberdieß wurden die Namen von mehrern Hunderten nicht aus der Proscriptionsliste gestrichen; diese werden auch fernerhin unter der Ungerechtigkeit einer willkürlichen Bestrafung zu leiden haben. Es giebt unter den neapolitanischen Verbannten eine große Anzahl, die es nicht in Folge gerichtlicher Untersuchung ist. Die vorige Regierung hatte sie bloß ersucht, das Königreich zu verlassen; eine Menge Bürger wurden auf diese Weise ihres Vaterlandes durch ungesetzliche Eigenmächtigkeit beraubt, und leben in Afrika und Europa zerstreut. Auch sie wurden nicht zurück gerufen. Im Gegentheile konnte der König nicht schnell genug den Intendanten de Matheis begnadigen, dessen Prozeß Italien mit Abscheu erfüllte. Dieser grimmige Mann hat an seinen Untergebenen in Calabrien alle Verbrechen begangen, die menschliche Gesetze mit dem Tode bestrafen; seine Verurtheilung war eine versteckte Freisprechung, die jetzt durch die Rücknahme seiner Verbannung vollständig gemacht wird. Man fürchtet sogar, daß er wieder in den Staatsdienst aufgenommen werden dürfte. Ein anderer Mann, der General Carreto, hat sich in den Unruhen der Provinz Salerno im Jahr 1828 ein blutiges Andenken erworben. Von dem verstorbenen König beauftragt, dort die Empörung zu unterdrücken, verbrannte er Dörfer, die unglücklichen Flüchtlingen ein Asyl gewährt hatten, und ließ die auf den Schaffoten gefallenen Köpfe in eisernen Käfigen aufhängen. Der Sohn, als wollte er die verabsäumte Erkenntlichkeit des Vaters gegen so wichtige Dienste einbringen, hat Carreto zum Polizeiminister ernannt, und ihm den Befehl über die Gendarmerie des Königreiches übertragen.

Sein Vorgänger, der Marquis Intonto, wurde gleichfalls nicht vergessen. Man glaubt eine hohe diplomatische Sendung werde ihn für seine Ergebenheit an das blutdürstige System der neapolitanischen Inquisition belohnen. Der schwachsinnige Marquis

Tommasi wurde zum Präsidenten des Staatsrathes ernannt. Dieß die ersten Schritte des Königs von Neapel, die allerdings geeignet scheinen, das Mißtrauen gegen seine aufrichtige Gesinnung für das Wohl seines Landes zu rechtfertigen.

Ein Blick auf die Verhältnisse Neapels zeigt, daß die Unzufriedenheit der Bevölkerung von einer Art ist, die ganz andere Maßregeln erheischt hätte. Die Calabresen, ein rüstiger und muthiger Menschenschlag, dulden murrend; Sicilien fordert unablässig seine Parlamente, seine Freiheiten und seine Unabhängigkeit, die ihm im J. 1816 entrissen wurden; alle Provinzen durch maßlose Auflagen erschöpft, zu Grund gerichtet durch die Stockung des Handels, durch Hemmung des Verkehes, durch den völligen Mangel aller Industrie und die ungeschickteste Verwaltung, bieten in dem reichsten Lande der Welt das Bild des größten Elendes, und sehnen sich einer neuen Ordnung der Dinge entgegen.

Monsignor Oliaieri, der den Wiederhall der Kanonenschüsse des Julius in diesen unglücklichen Provinzen fürchten mochte, hielt es ohne Zweifel für klug, die Neapolitaner von der gemeinschaftlichen Sache Italiens ferne zu halten, und sie durch einige Hoffnungen einzuschläfern, wobei er wohl einsehen machte, daß man nicht zu viel auf's Spiel setze, wenn man mit der einen Hand gäbe, was man mit der anderen wieder nehmen konnte. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo von einer Ansteckung des benachbarten Freiheitsschwindels nichts mehr zu befürchten ist, wo die Schlüssel Petri durch den kaiserlichen Adler wieder siegreich erhoben die Fahne der Freiheit von den Thürmen der Romagna und der Marken verdrängt haben, konnte auch die angenommene Maske wieder abgelegt werden. Die verheißenen Verbesserungen blieben aus, die königliche Milde hat nachgelassen, Strenge herrscht wieder in dem Staatsrathe, und Bestürzung im Lande.

Eine bedeutende Anzahl der römischen Patrioten, die sich vor der Verfolgung der Oesterreicher in die Abruzzen geflüchtet, leben dort verborgen in den Gebirgen, wo sie bei den Einwohnern Theilnahme und Gastfreundschaft gefunden haben. In diesen Grenzprovinzen von Neapel, die die Vormauer des Königreiches bilden, ist überhaupt der öffentliche Geist weiter ausgebildet, als im Innern des Landes. Die Bewohner der Abruzzen, ein gutes lebendiges Volk, waren gezwungen, ihrem undankbaren Boden durch harte Arbeit seine Früchte abzunöthigen. An Entbehrungen gewöhnt sind sie kräftig und abgehärtet. Den Sommer über kämpfen sie gegen die Unfruchtbarkeit ihrer Felsen, im Winter steigen sie von ihren schneebedeckten Gebirgen an die römischen und toskanischen Seegestade herab, und vermiethen dort ihren Fleiß und ihre Gewerbsthätigkeit, und bringen aus ihrer Wanderschaft die neuen Ideen in ihre Heimath zurück. Die Bevölkerung in den Städten ist aufgeklärt. Sulmona, Aquila, Chieti, Teramo haben Männer aufzuweisen, die in Wissenschaft und Politik ausgezeichnet sind; voll Liebe zur italienischen Freiheit würden diese sich gern an ihre Nachbarn angeschlossen, und als Vermittler zwischen beiden Ländern gedient haben. Die Regierung wird inzwischen dorthin ihre Schweizer schicken, um auf der Spitze der Bajonette die guten Grundsätze aufrecht zu erhalten, und die Flüchtlinge auszutreiben, die man aus nachbarlicher Freundschaft wahrscheinlich der Militärkommission überliefern wird.

Wenn übrigens Ferdinand II die Bedürfnisse seines Volkes so wenig zu beurtheilen weiß, als er den Zustand von Frankreich zu kennen scheint; so darf sich das Königreich Neapel wenig von der neuen Regierung versprechen. Bei dem Ausbruche der Julirevolution soll nämlich der Prinz zu seinem auf dem Todbett liegenden Vater gesagt haben: „Sire, stellen Sie mich an die Spitze Ihres Heeres, und ich werde mich aufmachen, die Rebellen von Paris zu züchtigen.“ Einen Augenblick glaubte Italien, auf ihn andere Hoffnungen bauen zu dürfen, und in der That, dem jungen Könige stand die ruhmwürdigste Laufbahn geöffnet. Seiner Hand schien es bestimmt, das Banner der Unabhängigkeit Italiens zu erheben, und endlich unter ein gemeinschaftliches Gesetz, dieses unglückliche, zertrümmerte und erniedrigte Italien zu vereinigen.

Neapel braucht nur eine von seinem Könige oktroyirte Konstitution. Mit einer Charte, selbst mit der besten, würde es in Neapel derselbe Fall seyn wie mit dem Gerichtswesen, wo die Gesetze, auch noch so gut in der Theorie, in der Anwendung abscheulich mißbraucht werden, weil die Tribunale verkäuflich und in den Händen der Gewalt sind. Der Zustand des Landes ist von der Art, daß eine gute Obrigkeit dort dem besten Gesetz vorzuziehen ist, und solange der König nicht das Personal der Magistratur und der Verwaltungsstellen von der Wurzel aus umgestaltet, wird das Königreich auf der Bahn der Verbesserungen keinen gedeihlichen Schritt vorwärts machen können.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortsetzung.)

In dem Grade als beim Vorrücken der großen Armee die Begeisterung zugenommen hatte, in demselben Maße nahm sie nun bei den schrecklichen Unfällen derselben wieder ab. Der gebildetere Theil der Nation glaubte, daß Napoleon gleich anfangs, ohne Rückhalt, Polen als Königreich, unter ausdrücklichem Vorbehalt der Vereinigung sämmtlicher Provinzen, ohne Rücksicht auf den dermaligen Besitzer, habe proklamiren und die Krone auf das Haupt des so allgemein verehrten Fürsten Poniatowsky habe setzen müssen. Diese Ansicht war damals zu Warschau, wo ich fast einen Monat mich aufzuhalten genöthigt fand, allgemein vorherrschend; bei gründlicher Untersuchung schien sie auch die einzig richtige. Der Fürst Joseph Poniatowsky, der Freund Napoleons, in so manchen Schlachten sein Gefährte, besaß so kriegerische Talente, mitunter von dem Kaiser selbst ausgebildet und gepflegt, daß er allerdings würdig schien, daß sein Haupt mit der Königskrone geschmückt würde. Die fürstliche Familie Poniatowsky, eine der ausgezeichnetsten und reichsten des Landes, knüpfte nicht minder glorreiche Erinnerungen an ihren Namen, denn schon ein Mal hatte ein Glied derselben den polnischen Thron bestiegen. Der vornehme Klerus, der mächtige Adel, der Soldatenstand, der Bürger und Landmann, kurz Alle sahen in dieser Wahl ihre heißesten Wünsche vereinigt. Ich habe diesen Fürsten mehrmals gesehen, dessen Aeußeres nicht minder fesselte. In der Blüthe des Alters, und durch hervorragende Eigenschaften des Herzens und Geistes schien er zu dieser höchsten Stelle durchaus geschaffen. Schon im Jahre 1809 hatte Napoleon, bei dem aber-

maligen Ausbruche eines mörderischen Krieges mit Oesterreich, den Fürsten Poniatowsky an die Spitze der polnischen Armee gestellt, um die unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Prinzen, Erzherzogs Ferdinand, in Gallizien vereinigte österreichische Armee von 80,000 Mann zu bekämpfen. Dazu standen ihm höchstens nur 30,000 Polen zu Gebot. Und dennoch führte er seine Aufträge auf das Genügendste aus. Er deckte durch die trefflichsten Anordnungen nicht allein sein Vaterland, das Großherzogthum Warschau, vor plötzlichen Ueberfällen, sondern ging endlich aus der Defensive zur Offensive über, griff die Oesterreicher unter dem talentvollen und tapfern Erzherzog Ferdinand rasch an, besiegte sie mehrmals und würde ohne Zweifel noch glänzendere Siege über den Feind errungen haben, hätte nicht der mit demselben zu Presburg von Seiten Napoleons abgeschlossene Friede den Krieg beendet. Der Fürst kehrte nun in Polens Hauptstadt zurück, und erhielt von Napoleon zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste das Großkreuz der Ehrenlegion.

Als in Warschau die Nachricht sich verbreitete, der Kaiser sey auf einem elenden Schlitten, nach kurzer Unterhaltung mit seinem Gesandten de Pradt, eiligst durchpaissirt, entstand eine allgemeine Trauer. Mit düsterm Blicke schritten die Bewohner dieser schönen Hauptstadt einher, sich miteinander über jene schreckliche Nachricht besprechend, und all das Elend voraussehend, daß jetzt über ihr theueres Vaterland, das noch vor wenig Monaten über Napoleons erstaunenswürdige Triumphe siegestrunken war, furchtbar hereinbrechen würde. Fast jede Familie hatte den Verlust eines oder sehr häufig mehrerer ihrer Angehörigen zu bedauern. Oft erblickte ich auf öffentlicher Straße Mütter, mitunter Wittwen, in einen Zustand von Wahnsinn versunken, mit fliegenden Haaren, die Hände emporhebend, und gegen Napoleon die schrecklichsten Verwünschungen ausstoßend. Schon das berüchtigte 29 Bulletin hatte den Einsichtsvollern in Polens Hauptstadt die Augen geöffnet, und sie gleichsam auf alles Dasjenige vorbereitet, was sich nun unverzüglich unter ihnen ereignen sollte. Viele höchst aufgeklärte und umsichtige Männer, die vermöge ihrer Stellung im Staate die Dinge gründlich zu beurtheilen vermochten, versicherten mir, daß so entsetzliche Folgen, die sich jeden Tag fürchterlicher entwickelten, dergestalt daß ganz Warschau in ein Lazareth umgeschaffen, und ein Vereinigungspunkt des herzzerreißendsten Jammers und Elends wurde, von ihnen nicht hätte geahnt werden können.

Der Pole, vermöge seiner Leibeskonstitution vorzugsweise zu den Beschwerden eines Krieges im Norden geeignet, konnte natürlich weit eher der furchtbaren Kälte widerstehen, als die Franzosen und Italiener. Letztere wurden weit schneller hinweggerafft, und erblickten auf solche Art den Todesengel früher als den Feind selbst, welcher letztere sie doch eigentlich erst mit diesem Ungeheuer bekannt zu machen bestimmt war. Die königlich neapolitanische Garde, die sehr spät und in dem Augenblicke an der russisch-polnischen Grenze eintraf, wo der entsetzliche Rückzug längst begonnen, und die Trümmer der großen Armee Lithauens Gefilde bereits wieder erreicht hatten, sah sich schon auf ein Drittheil ihrer Anzahl durch Kälte, Hunger und Elend aller Art beim Einrücken in Wilna reduzirt. Nichts bot dem Beobachter ein abschreckenderes Schauspiel dar, als diese größtentheils in Lumpen und Fetzen alter Pelze, in denen schon die Motten sichtbare Spuren der Verwüstung zurückgelassen, eingemummten halb erstarrten und häufig verstümmelten italienischen Nobili. Das gewöhnlich zu Warschau und Wilna in großer Menge und Auswahl vorhandene Pelzwerk war auf einer dermaßen hohen, den ordinären fast ums Sechsfache übersteigenden Preis getrieben, daß sogar endlich der Offizier diese zur Erhaltung des Körpers unumgänglich nöthigen Bekleidungsgegenstände nicht mehr zu bezahlen vermochte; oft konnte man sich selbe zu den übertriebensten Preisen nicht mehr verschaffen. Oft sah ich Generale und höhere Offiziere verschiedener Nationen dergestalt in Pelze eingehüllt, daß man außer den Augen Nichts mehr an ihnen wahrnehmen konnte, über welchen Anblick der gemeine Pole, selbst im größten Elend, in ein entsetzliches, dem Thiergeheul ähnliches Gelächter ausbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera Morbus in Polen.

Nicht ohne Grund fürchtete man gleich bei dem Ausbruch des russisch-polnischen Krieges, daß mit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit gefährliche Seuchen, die ohnehin immer im Gefolge großer Heeresmassen ziehen, das unglückliche Polen heimsuchen würden, wo, wie sich voraussehen ließ, die feindlichen Armeen auf so engen Raum zusammengedrängt, auf einem ohnehin sterilen Boden die Verwüstungen des Kampfes in Kürze Mangel an Lebensmitteln und jede Art von Entbehrung herbeiführen mußten. In der That sind diese Befürchtungen im gegenwärtigen Augenblicke nur allzuwahr geworden, und die russischen Heere haben über Polen nicht bloß die gewöhnlichen Uebel des Krieges gebracht, sondern auch die Pest der neuern Zeit — die Cholera Morbus. Die von dem polnischen Comité zu Paris nach Warschau gesendeten Aerzte Brières de Boismont und Legallois haben unterm 18 April an die französische Akademie der Wissenschaften über ihre in Bezug auf diese Krankheit angestellten Beobachtungen einen Bericht erstattet, der in der akademischen Sitzung am 2 Mai verlesen wurde.

Die beiden französischen Aerzte erhielten nach ihrer Ankunft zu Warschau den Auftrag, sich in's polnische Lager zu begeben und eine Krankheit zu untersuchen, die von einem Comité polnischer Aerzte für die sporadische Cholera mit dem Beisatze erklärt worden war, daß dieselbe nur in Folge eines übermäßig angestrengten Marsches, unregelmäßiger Lebensweise und insbesondere durch den Genuß kalten und schlammigen Wassers entstanden sey.

Am folgenden Tage (15 April) begaben sich die französischen Aerzte in das Lager und besuchten mit den polnischen Aerzten Kraczkowsky und Kowsky, das Spital zu Mienie, das am Abend zuvor zur Aufnahme verdächtiger Kranken angelegt worden war. Es fanden sich hier 33 Individuen, die an dem Kampfe des 10 Aprils Theil genommen hatten und eben deßhalb an dem von der ärztlichen Kommission oben bezeichneten sporadischen Uebel leiden sollten. An allen Kranken zeigten sich mehr oder minder folgende Symptome: große Gesichtserhitzung, Erweiterung der Pupillen, Kälte an den Extremitäten, kleiner oder völlig aussetzender Puls, schmerzliche Krämpfe in den Gliedern, weißliche und zuweilen gallichte, zuweilen blutige Erbrechungen und Ausleerungen. Die Kranken waren drei, zwei, einen Tag, einige sogar erst seit einigen Stunden von dem Uebel befallen und zwar Alle in einem Augenblick, wo sie noch vollkommen sich gesund fühlten, von einem plötzlichen und heftigen Schmerz im Unterleibe, dem sogleich Erbrechen und fast unaufhörlicher Durchfall folgte. Der Unterleib fühlte Schmerz bei Berührung.

Fünf Kranke waren in der Nacht gestorben. Die fünf Leichname zeigten eine sehr große Erstarrung, die sich auf gleiche Weise an allen Individuen bemerken ließ, die diesem Uebel unterlagen. Zwei der Leichname wurden geöffnet und gaben folgende Wahrnehmung: Die Milz war klein und weich, die Leber im gewöhnlichen Zustand, ein schwärzliches und sehr flüssiges Blut ergoß sich in Fülle aus den Bauchgefäßen. Die Eingeweide waren sehr geröthet; der Magen zeigte inwendig schwarzblaue Flecken und streifenweise Anschwellungen von derselben Farbe.

Seine wollichte Membrane lößte sich leicht ab; ein dichter zäher Schleim von weißgelblicher Farbe füllte die Magenhöhle und das kleine Gedärme. Je weiter man ihn darin verfolgte, desto weißer und zäher wurde der Schleim, zuweilen nahm er eine gelbliche Färbung an. In dem großen Gedärme war er dichter und zäher, und hatte an manchen Stellen ein eiteriges Aussehen; die Quantität desselben war sehr bedeutend. Die Blase zeigte eine leichte Anschwellung der Blutgefäße und gleichfalls einen weißlichen Schleim, der sich auch in den Nasenhöhlen und im Schlunde vorfand; die Lunge war gewöhnlich aufgeschwollen; das Gehirn von Blut unterlaufen und weicher als im gewöhnlichen Zustand. Die Wirbelsäule konnte aus Mangel eines Instrumentes nicht geöffnet werden.

Aus den oben angezeigten Symptomen und dem Ergebniß der Sektion konnten die Aerzte die Natur der Krankheit unmöglich verkennen; es war die Cholera Morbus Indiens, die Cholera Rußlands. Als sie den Anatomietisch verließen, wurden sie außerdem noch Zeugen einer Szene, die allen etwaigen Zweifel hierüber noch beseitigt haben würde. Vier Kranke kamen so eben an; alle vier hatten sich Abends zuvor in vollem Wohlseyn niedergelegt und erwachten an diesem Tage mit einem Gefühl allgemeiner Schwäche; bald darauf zeigten sich Erbrechungen und Durchfälle von furchtbaren Schmerzen im Unterleibe und in den Gliedern begleitet; man hatte ihnen zur Ader gelassen, aber kein Blut erhalten, eine Erscheinung, die sich auch bei andern Individuen wiederholt zeigte. In einigen Stunden hatte die Krankheit mit reißender Schnelligkeit überhand genommen, so daß einer von den Kranken schon im Sterben lag und ein anderer, nachdem er in guter französischer Sprache den Hergang seiner Krankheit erzählt hatte, gleichfalls in Agonie verfiel. Opium, Kalomel, Blutentziehungen, Sinapism auf dem Unterleib waren schon mit Erfolg angewendet worden und mehrere Kranke bereits genesen. Besonders zeigte sich das Opium gegen die allzu häufigen Entleerungen wirksam. Nachdem die französischen Aerzte eine Unterredung mit dem Obergeneral gehabt hatten, kehrten sie nach Warschau zurück, wo sie zu einigen Mitgliedern der Regierung berufen ihre Meinung über das Wesen der Krankheit darlegten, aber zahlreichen Widerspruch fanden. In das Lazareth von Praga gesendet, fanden sie 400 Kranke und an den meisten derselben die im Spital zu Mienie beobachteten Symptome; von Neuem überzeugten sie sich durch Augenschein von denselben Resultaten, die sie im Lager gewonnen hatten. Die Krankheit zeigte sich nachher auch in mehreren Spitälern von Warschau, und man sah sich endlich genöthigt, die Meinung aufzugeben, daß nur die Soldaten, die an den Gefechten des 10ten Theil genommen hatten, von der Cholera befallen seyen.

„Wir befragten, so schließen die genannten Aerzte ihren Bericht, russische Gefangene und erfuhren von ihnen, daß die Cholera unter ihrem Heere herrsche, daß sie auch zu Brzesk sey, wie man aus dem Befehle schließen kann, den die russischen Truppen erhielten, durch die Stadt ohne Aufenthalt zu ziehen. Ein russischer Arzt sagte uns, man fürchte, daß sie auch zu Biala und Siedlie ausgebrochen sey. So werden die Russen, nicht zufrieden Polen zu verheeren, es auch noch durch die Cholera dezimiren. Wann endlich wird Europa diesem barbarischen Gräuel ein Ziel setzen?"

Die von der Cholera befallenen Kranken sind in ein abgesondertes Spital gebracht worden, das der Aufsicht Brières und Legallois untergeben wurde. Beide Aerzte sind auch Mitglieder einer Sanitätskommission, die man seit dem 18 April errichtet hat.

Vermischte Nachrichten.

Vor dem Assisenhofe der Seine wurde jüngst ein gewisser Charles Coudé, ein und zwanzig Jahre alt, angeklagt, folgende Verse geschrieben und durch ein Fenster in den Kasernenhof der Munizipalgarde geworfen zu haben:

D'Orleans, roi rénaud, citoyen hypocrite,
Tu recevras bientot le prix que tu mérite;
La guillotine est soeur de dame Liberté;
Demande-le plutôt au père Égalité!

Das Papier, auf dem die Verse standen, war wie ein Brief gefaltet, und hatte die Aufschrift: Reveille-toi, peuple de Paris! Der Angeklagte erklärte, daß er die Verse verfertigt und daß sie den Ausdruck seiner innigsten Ueberzeugung ausmachten. Sein Advokat suchte, ohne seine Mißbilligung über diese Verse zu verhehlen, bloß darzuthun, daß sie nicht als eine öffentliche Aufforderung zur Empörung oder Verachtung des Königes angesehen werden könnte. In diesem Sinne sprachen auch die Geschwornen den Angeklagten frei.

Die pekinger Zeitungen vom 26 und 29 Junius bringen die offizielle Meldung von sehr zerstörenden Erdbeben, welche einige Tage zuvor an den Grenzen der Provinzen Petschell und Honan Statt gefunden hatten. Auf du Halde's oder Danville's Karte findet man unter 36½° Breite Tayningfou im Süden der erstern und unter 56° Tschangtefou im Norden der letztern Provinz. Dort war der Schauplatz der Erdbeben. Die Ausdehnung von O nach W und von N nach S beträgt gegen 200 engl. Meilen. Die Stöße dauerten mehrere Tage. Weiter geben die offiziellen Berichte keine Einzelnheiten. Se. k. Majestät drückt das tiefe Bedauern über den dabei vorgekommenen Verlust von Menschenleben aus und fordert alle Behörden zu wirksamem Beistand auf. Ein Dutzend Städte sollen untergegangen seyn und der Kaiser Thränen vergossen haben. Zu gleicher Zeit war in Tschingtingfou (38° 20′ n. Br.) und der Nachbarschaft ein schreckliches Hagelwetter und der zwischen dieser Region und jener des Erdbebens gelegene Landstrich wurde von einer Ueberschwemmung heimgesucht. In Kanton sprach man von 800,000 bis 1,000,000 Menschen, welche umgekommen seyen. Alle diese Ereignisse begaben sich 200 bis 700 engl. Meilen von dem Golf Petschell oder dem Gelben Meer. Tayningfou liegt 60 M. nördlich von dem gelben Fluß.*)

Zu dem, was bereits in Blättern über die ungeheuren Gehaltsbezüge aus Sinecuren der englischen Aristokratie mitgetheilt wurde, kann noch Folgendes gefügt werden: Man berechnet, daß der Herzog von Wellington unter dem Titel Nationalbelohnungen nach und nach die Summe von 700,000 Pfd. erhalten hat. Gegenwärtig bezieht er für die verschiedenen Stellen, die er bekleidet, ein jährliches Einkommen von 14,000 Pfd. Sein Bruder, der Lord Marlborough, hat in der Eigenschaft als Master of the buck hounds (Großjägermeister) 3000 Pfd. — Lord Cowley, gleichfalls ein Bruder des Herzogs 12,000 Pfd.; der Marquis von Wellesley, ein anderer Bruder des Herzogs 4000 Pfd.; außerdem erhält letzterer noch eine Pension für das Schatzmeisteramt von Irland, das für seinen natürlichen Sohn aufgehoben bleibt, der bereits davon 1200 Pfd. zieht. Lady Mornington (eine Base des Herzogs) genießt eine Pension von 1000 Pfd. Lady Anna Smith (seine Schwester) 1200; Lord Burghers (sein Neffe) 4000; Sir Charles Bagot (sein Neffe) 12,000; Lord Fitzroy Somerset (sein Neffe) 2000. Die ganze Familie Wellington bezieht demnach allein 62,000 Pfd. Die Besoldung des Lord Bathurst beträgt 15,000 Pfd. Lord Melville genießt ein Einkommen von 5000 Pfd. und eine Sinecurestelle von 4000 Pfd., außerdem noch freie Wohnung im Admiralitätspalaste. Die durch ihre Abenteuerlichkeit berühmte Lady Esther Stanhope bezieht einen Gehalt von 1200 Pfd.

General Zuchi, der jetzt vor einer österreichischen Militärkommission seinem Schicksale entgegen sieht, ist im Jahre 1770 zu Reggio geboren. Er betrat seine Laufbahn in der napoleon'schen Schule, wohnte allen Feldzügen Bonaparte's in Italien bei, wurde Obristlieutenant im Jahre 1803, Obrist des ersten italienischen Linienregimentes im Jahre 1807, Brigadegeneral im Jahre 1809, und erhielt das Kommando einer Division im Jahre 1812. Zur Belohnung für seine ausgezeichneten Dienste ertheilte ihm Napoleon mehrere Orden und erhob ihn zum Baron des französischen Reiches. In der Folge erhielt er unter dem gegenwärtigen Vicekönige des venetianisch-lombardischen Königreiches eine Anstellung, und befand sich noch im wirklichen Dienste, als er plötzlich aus Mailand verschwand und dann als Oberbefehlshaber der bolognesischen Truppen wieder zum Vorschein kam. Daß er nach seiner Flucht aus Ancona von einer österreichischen Brigg auf dem Meere eingeholt und mit mehreren andern seiner Gefährten gefangen zurückgebracht wurde, ist aus den Zeitungen bekannt.

*) Am 26 April d. J. war auch in Awa eine starke Erderschütterung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 147. 27 Mai 1831.

Van Maanen.
(Mittheilung aus Amsterdam.)

In der Allgemeinen Zeitung *) war unlängst eine Folge von Artikeln über den Justizminister van Maanen zu lesen, an deren Verfasser, wäre er uns nicht als ein im Haag angestellter deutscher Gelehrter bekannt, das Gepräge des Ausländers unverkennbar auffallen mußte. Als solchen bezeichneten ihn verschiedene Unrichtigkeiten in Bezug auf die innere Geschichte unsres Vaterlandes, wenn ich mich so ausdrücken darf — dann was den Justizminister van Maanen betraf ein Urtheil, das, wie ich mir wohl zu behaupten getraue, aller Meinungsverschiedenheit ungeachtet kein Holländer unbedingt unterschreiben würde; endlich überhaupt ein Geist der Schmeichelei und schmiegsamen Wohldienerei, welcher dem Charakter einer Nation völlig fremd ist, die nach dem Ausspruche des Verfassers selbst stets eine starke Färbung von Republikanismus trägt. Ich werde hier nicht auf die ersterwähnten Unrichtigkeiten eingehen, ich werde sogar einige Irrthümer in Bezug auf Hrn. van Maanen selbst unberührt lassen, dessen öffentliche Rolle merkwürdig genug war, als daß ihr nicht auf den Tafeln der Geschichte eine Stelle eingeräumt werden sollte. Eine Biographie desselben würde einerseits die Grenzen eines Journals überschreiten, andrerseits muß Dieß der Nachwelt, der einzigen billigen Richterin, die den Leidenschaften und Vorurtheilen der Zeitgenossen Stillschweigen auferlegen kann, überlassen bleiben. Indeß ist es immer von Wichtigkeit, gleich jetzt einige Behauptungen zu berichtigen, deren Falschheit, aus was immer für einer Quelle sie auch geflossen seyn möge, allzu augenfällig ist, und die uns wie alle Holländer verletzen müssen.

Vorläufig will ich nur noch bemerken, daß meine Andeutungen sich nicht über das Privatleben des Hrn. van Maanen verbreiten werden; ich verabscheue diesen übel angebrachten Vorwitz, der in der Absicht uns das Bild eines Mannes von öffentlicher Stellung mit desto kenntlichern Zügen zu entwerfen, in das Innere seines Haushaltes eindringt, und uns meistentheils noch dazu mit bösem Willen, die Geheimnisse eines Asyles nackt und bloß vor Augen legt, das unverletzlich und heilig geachtet werden sollte. Uebrigens halte ich mich für verpflichtet zu erklären — was ich mit wahrer Ueberzeugung thue — daß ich von dieser Seite Hrn. van Maanen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, und bereitwillig ihm alle häuslichen Tugenden zuerkenne, die in der höhern Gesellschaft der holländischen Nation vielleicht ein gewöhnlicheres Erbtheil sind als bei irgend einem andern civilisirten Volke. Und weil hier gerade von unsrer höhern Gesellschaft die Rede ist, so will ich nur im Vorbeigehen bemerken, daß der praktische Liberalismus, der uns so kräftig ausgeprägt ist, uns weit leichter über die Schranken wegsehen läßt, die anderswo die verschiedenen Stände von einander absondern; ferner, daß bei uns heut zu Tage noch wie zu Zeiten der Republik der Name Bürger als der schönste Titel gilt, und daß Verdienst und Erziehung fast die einzigen Eigenschaften sind, die man braucht, um überall Zutritt und Aufnahme zu finden. So würden die boshaften Anspielungen, die man sich über die plebejische Abkunft des Hrn. van Maanen zu Zeiten erlaubte, spurlos vorübergegangen und schon längst vergessen seyn, wenn dieser Minister, der übrigens nicht niedriger geboren ist, als mehrere unsrer ausgezeichnetsten Staatmänner der gegenwärtigen und vergangenen Zeit, gerade auf dieser Seite eine Empfindlichkeit gezeigt hätte, die als durchaus ungewöhnlich auffiel, und wahrhaft bis an's Lächerliche streifte. Diese Bemerkungen seyen, wie gesagt, nur im Vorbeigehen gemacht, und zwar nur deßhalb, weil der Verfasser der in Rede stehenden Artikel darauf zu sprechen gekommen ist.

Es ist hier eben so wenig der Ort dazu, das wissenschaftliche und schriftstellerische Verdienst des Hrn. van Maanen zu würdigen; ich beschränke mich bloß auf sein öffentliches Leben, und bescheide mich daher zu sagen, daß zwar seine verschiedenen richterlichen Funktionen weder eine glänzende Wissenschaftlichkeit noch eine sehr umfassende und ausgebreitete Gelehrsamkeit erkennen ließen, daß sich aber in ihnen eine große Redlichkeit des Urtheils, eine sehr ausgezeichnete Beredsamkeit und eine vollkommene Unpartheilichkeit kund gab, die den schönsten Schmuck eines Richters ausmacht. Ich spreche hier nicht von politischen Prozessen. Diese Prozesse sind, Dank dem Geiste der Nation, bei uns äußerst selten, und Hr. van Maanen wurde, so viel ich weiß, nie als Richter dazu berufen. Was die famose Anklage betrifft, in der er als Organ des Ministeriums auftrat, um den Kopf eines Mannes zu fordern, den er später unter seine Freunde aufnahm, so wurde zwar seine Klagstellung durch die Mäßigung unsrer republikanischen Gerichtsinstitute einstimmig verworfen; allein so groß ist die billige Gesinnung der Holländer, daß man über ihn nicht den Stab brach, weil er, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, auf sein Wissen und Gewissen hin im Namen des Gesetzes die grausame Strenge des Gesetzes

*) S. Allg. Zeit. Außerord. Beil Nr. 47. 51. 52. 53. 54. 56.

angerufen hatte. Man würde sogar, obgleich die nationale Schroffheit unsres Gefühls in dieser Beziehung sich dagegen zu sträuben scheint, ihm verziehen haben, daß er damals wie späterhin je nach dem Wechsel der Staatsgewalt sich zur Handhabung der entgegengesetztesten und widersprechendsten Gesetze hergab. Die holländische Nation, gerecht in ihrem Urtheil, und in van Maanen nur den Staatsbeamten erblickend, sah daher, wenn auch nicht mit Freude, doch wenigstens nicht mit Unzufriedenheit ihn von dem König an der Spitze des Apellgerichtshofes im Haag beibehalten, an dem er sich bei Wiederherstellung unserer Unabhängigkeit fand; sie erkannte darin im Gegentheil einen glänzenden Beweis der Unpartellichkeit oder vielmehr der Großmuth des Monarchen, und eine von allen auswärtigen Rücksichtsnahmen unabhängige Anerkennung des Verdienstes.

(Fortsetzung folgt)

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Fortsetzung.)

Warschau, Hauptstadt in der polnischen Provinz Masovien und die ehemalige Residenz des Königs von Polen, liegt an der Weichsel, schon seit Sigismund's III Zeiten eine große, schöne und volkreiche Stadt, vierzig Meilen von Posen und vierundvierzig von Krakau entfernt. In der sogenannten Altstadt steht die Haupt- oder Kollegiatkirche zu St. Johannes, das 1781 in ein imposantes Arsenal verwandelte Kollegium des aufgehobenen Jesuitenordens, und ein Augustinermönchskloster. Die eigentliche Stadt ist unbeträchtlich; die großen Vorstädte aber, worunter die Krakauer und die Neustadt die vornehmsten sind, machen Warschau mit seiner Menge prächtiger Gebäude, Paläste, Kirchen und Klöster, nebst verschiedenen breiten und reinen Straßen zu einer ansehnlichen Hauptstadt. Der Umfang der Gräben, von einem Ende der Weichsel bis zum andern, wird auf 19,793 polnische Ellen geschätzt, innerhalb welcher vier Ausfahrten sind. Ferner zählt Warschau 190 ansehnliche Straßen, die nach französischer Weise an den Ecken auf Täfelchen genannt, und bereits seit 1772 theilweise, und jetzt sämmtlich des Nachts erleuchtet werden. Ferner giebt es 7 Marktplätze, 17 Brunnen, 31 Kirchen, 8 Hospitäler, 3 Kirchen zur Strafe, 1 Zuchthaus, eine Universität, 3 Gymnasien, 2 höhere Bürger- und 12 niedere Schulen, worin arme und verwaiste Kinder auf Staatskosten, also unentgeltlich, unterrichtet werden. Vor dem krakauer Thor steht die Bildsäule König Sigismunds III. An die krakauer Vorstadt stößt noch eine andere, die neue Welt geheißen. Beide zusammen sind wohl eine halbe Stunde lang. Der sächsische, brühl'sche und andere Paläste, die kasimirschen Kasernen, worin König Stanislaus August 1766 eine Ritterakademie mit Kadettenkorps errichtete, so wie viele Kirchen und Klöster zieren diese Vorstädte. Hinter den gedachten Kasernen zieht sich der sogenannte Mistberg gegen das königliche Schloß hinab, welcher Berg aus dem Pferdemist der Kasernen entstanden und gegenwärtig bebaut ist. Die Neustadt ist ebenfalls sehr schön, und soll in frühern Jahren durch die in geringer Entfernung liegenden Kasernen der vormaligen Krongarden noch lebhafter gewesen seyn. Von der krakauer Vorstadt hinunter nach der Weichsel liegt noch eine Art Vorstadt, Szoler, gemeiniglich Schulitz genannt, wo sehr gutes Bier, in Polen eine Seltenheit, gebraut wird. Desto häufiger findet man dagegen den aus dem reichlich vorhandenen Honig trefflich zubereiteten Meth. Die Birlina, woselbst die lutherische Kirche steht, und die sogenannte Lösche, Leschno, mehrentheils von Deutschen bewohnt, sind minder bedeutend. Die öffentliche Bibliothek, welche die Nation zweien Bischöfen aus der zaluskischen Familie verdankt, enthält eine sehr vollständige Sammlung von Handschriften über die polnische Geschichte. Die Stadt und ganze Umgebung bekam während der Zeit der beiden sächsischen Könige, viele Verschönerungen. Alle Vorstädte sind jetzt gepflastert, wodurch viele Unannehmlichkeiten beseitigt worden. Auch sind bei den sächsischen und brühl'schen Palästen reizende Gärten, die jenen der ersten Hauptstädte Europa's nichts nachgeben. Das alte königliche Schloß ist ein altes weitläuftiges Gebäude, das unter der jetzigen Regierung zweckmäßiger eingerichtet und geschmackvoller meublirt worden ist. Außer den königlichen Gemächern sind vorhaupts der Senatorensaal und jener der Landbotenkammer, so wie die Behälter des Reichsarchivs, vormaligen glorreichen Andenkens, bemerkenswerth. Die zwei nächst vorhergehenden Könige residirten nicht auf diesem Schlosse, sondern in dem sächsischen Palast. Gegen Morgen, jenseits der Weichsel, liegt der ansehnliche Flecken Praga, der bisweilen zu Warschau's Vorstädten gezählt wird. Hier wurde auf Napoleons Befehl im Jahre 1807 ein starker Brückenkopf angelegt, welcher Polens Hauptstadt gegen Rußland hin vor einem plötzlichen Ueberfall sichert, indem er die Weichsel beherrscht, welcher Strom selbst einer tapfern Nation schon bedeutende Vertheidigungsmittel gewährt. Im Jahre 1812 wurden Praga's Befestigungen von den Franzosen noch sehr verstärkt.

Die Stadt Warschau, früher auch ziemlich befestigt, ist mehrmals belagert und erobert worden. In den Jahren 1655 und 1656 eroberte sie König Karl Gustav von Schweden, und 1702 König Karl XII. Im November 1793 ward Praga von den Russen mit stürmender Hand genommen, wobei viele tausend Polen niedergehauen, eine nicht minder große Anzahl zu Gefangenen gemacht und in Rußlands Steppen transportirt worden sind. Etliche Tage später mußte Warschau kapituliren, wodurch die damalige polnische Insurrektion völlig entkräftet ward. Außerdem ist Praga berühmt durch die von König Karl Gustav von Schweden, und Friedrich Wilhelm, Kurfürsten von Brandenburg, den Polen gelieferte dreitägige, äußerst mörderische Schlacht, worin letztere gänzlich geschlagen wurden. Nicht weit von Praga liegt der schöne Flecken Villanow, mit seinen herrlichen Gebäuden. Gegen Abend, eine kleine Stunde von Warschau, ist das Dorf Wola, wo die Königswahlen vor sich gingen. Dieses Dorf gehörte früher der brühl'schen Familie; es hat ein prächtiges Schloß. Gegen Mitternacht liegt Marimont und der Wolfsgarten. Hieran stößt der durch die Entführung des letzten polnischen Königs aus dem sächsischen Hause berühmt gewordene pillaner Wald, worin ein hübsches Karthäuserkloster. Das sogenannte Marieville oder Marienville, hinter dem sächsischen Palast, ist der Name eines Theils der Stadt, und einer ganzen Straße, worin sich ein weltlich-adeliges Fräuleinkloster, die zaluskische Bibliothek und eine Menge merkwürdiger Gebäude befinden.

Zur Zeit eines Reichstages war Warschau doppelt lebhaft, und

es ging alsdann in dieser Stadt Alles auf großem Fuß. Der dritte Theil der Einwohner besteht dermal in Ausländern, hauptsächlich Deutschen und Franzosen. Wenn früher in dieser Haupt- und Residenzstadt ein Reichstag gehalten wurde, vermehrte sich die Anzahl der Menschen zusehends dergestalt, daß ein großer Theil derselben sich des Nachts außerhalb der Thore unter Zelten aufhalten mußte. Im Jahre 1787 fanden sich in Warschau und in den Vorstädten, Praga mit begriffen, in nur 1341 Häusern 96,143 Seelen; im Jahr 1812 stieg deren Zahl zu 110,000, und voriges Jahr zu bereits 130,000 Seelen. Warschau's Lage ist angenehm und etwas erhaben, so daß nur ein kleinerer Theil unterhalb des königlichen Schlosses den Weichselüberschwemmungen ausgesetzt bleibt. Dieser Strom ist breit, und gewährt der Stadt ein herrliches Ansehn, Nutzen und Vergnügen. Jährlich sind drei Hauptschifffahrten darauf: Die erste im Frühjahre, die zweite im Sommer und die dritte zur Herbstzeit, weil bei niedrigem Wasserstande die im Strome befindlichen vielen Sandbänke die Schifffahrt erschweren. Um Johannis erwartet man, wegen des in den Gebirgen schmelzenden Schnees, das sogenannte Johanniswasser, das sehr oft gefährlicher als der Eisgang selbst ist. Bei solchen Schifffahrtsperioden fuhren früher viele hundert Schiffe mit Landesprodukten an der Stadt vorbei nach Danzig. Die Weichsel ist fischreich und liefert in Menge „Weise" von 60 bis 100 Pfund. Warschau's Vorstädte sind von allen Seiten offen und haben, außer im Kriege, keine Wachen. Die Manufakturen waren früher unbeträchtlich, hoben sich aber in neuern Zeiten bedeutend. Der Spekulationshandel nach Rußland, Oesterreich, der Türkei, Deutschland und Frankreich ist sehr ansehnlich. Außer der königlichen sah man vormals bei öffentlichen Feierlichkeiten wenig Karossen; alle Großen des Reiches waren mit ihrem zahlreichen Gefolge in kostbarem Anzuge zu Pferde. Die Polizei war einst nicht die beste; sie bestand nur aus dreißig Mann, die Ungerwache genannt, die ihre Wache und die Gefängnisse für Verbrecher unter dem neustädter Thore hatte. Der Straßenbeleuchtung ungeachtet verursachte die Weitläufigkeit der Stadt, die Menge der damals privilegirten Paläste, Kirchen und Klöster, wohin sich die Verbrecher flüchteten und Sicherheit fanden, daß zahlreiche Frevel, Verbrechen und Gewaltthätigkeiten ungestraft verübt wurden. Dieß alles hat sich jetzt außerordentlich gebessert. Eine tüchtige Gendarmerie, nach dem Vorbilde der französischen organisirt, verbürgt hinlängliche Sicherheit. Auch gab es in Warschau ehemals sogenannte Schlingenfänger, die den Fußgängern Schlingen über den Kopf warfen, sie in die Häuser zogen, plünderten und mordeten; die Leichname der Unglücklichen warfen sie in die Weichsel. Das Gebäude, worin vor Alters Warschau's Starosta die ordentlichen Civilgerichte abhielt, heißt der Grod. Die Prozesse wurden in lateinischer Sprache verhandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner der britischen Inseln.

1. Der Schotte.

In Schottland herrscht kein Charakter der Massen vor. Der Celte behauptet auf dem Hochland, wie auf dem Niederland der Pikte die Majorität. Die Verschmelzung beider giebt den Nationalcharakter. Die Pikten oder Nordmänner haben sich in fast ursprünglicher Reinheit auf der Ostküste erhalten, und sind bei Weitem zahlreicher als die übrige niederschottische Bevölkerung. Den Niederländer erkennt man sogleich an seinem schlanken sehnigen Körperbau, an der hellen Farbe der Brauen und des Hauptharrs, und seinem länglichen Gesicht. Wenn er geht, so spreizt er seine langen Beine stark aus, schiebt nicht wie der Engländer die eine Seite nach der andern vor, noch bewegt er sich mit der Springkraft des Hochländers, sondern schreitet mit geradem, stätem und festem Tritte einher. Seine Geisteskräfte sind ausgezeichnet; er ist gefühlvoll, scharfsinnig, klug. Seine Reizbarkeit ist die Quelle seiner besten und schlimmsten Eigenschaften — seines Wohlwollens, wie seines Stolzes und seiner Rachsucht. Sein Wohlwollen steht jedoch zu sehr unter der Kontrole der Klugheit, als daß es sich durch Selbopfer bethätigte; oft aber opfert er, was ihm noch höher zu stehen kommt, seine Zeit, seine Mühe, sein Interesse mit einem Eifer, der all seinen Scharfsinn in Anspruch nimmt. Manche andere Seiten seines Charakters beweisen die allgemeine Erregbarkeit seines Gefühls; selbst der Ton seiner Sprache weicht gar sehr von der kurzen, schnurrigen Rede des Engländers und selbst dem munteren und nachlässigern Tone des Irländers ab, und zeichnet sich durch eine sanfte, klagende Modulation aus. Noch mehr aber zeigt sich dieß in seinen gefälligen Manieren, wodurch er sich vortheilhaft vor dem Engländer unterscheidet und dem Irländer ähnlicher ist. Der Scharfblick des Niederschotten legt sich sowohl durch seine abstrakten und philosophischen Forschungen, als durch sein umsichtiges Benehmen in den Verhältnissen des Alltagslebens zu Tage. In ersterer Hinsicht steht man in Schottland — einem Land von zwei Millionen — zum Mindesten eben so hoch als in England mit zwölf und in Frankreich mit dreißig Millionen; und in Bezug auf Erziehung, welche die Geisteskräfte der heranwachsenden Geschlechter steigert, schreitet Schottland allen andern Völkern vor. Leider würdigen einerseits Stolz und Selbstsucht die Wissenschaft in Schottland nur zu oft zur Sophisterei herab, und es entsteht jene Erwerbgier, welche gern das Mittel zum Zwecke macht, jene lächerliche Bedenklichkeit, etwas Gutes zu thun, aus Furcht, es könnte ein Uebel daraus entstehen, jener engherzige Argwohn, der dem Argwöhner ein größerer Fluch als dem Beargwohnten ist, jene Ueberschätzung der Glücksgüter und der Interessen, die den Menschen so erniedrigt; auf der andern Seite entspringt daraus aber auch die Quelle jenes Thätigkeitstriebs, jener Sparsamkeit, jener Verbrechenslosigkeit, wodurch sich Schottland vor England und Irland so hervorthut.

Ist nun das beste Erbtheil des Niederschotten seine außerordentliche Verstandesschärfe, so gebricht es ihm dagegen vor Allem an Phantasie und Leidenschaft. Glücklicher höchst glücklicher Weise ersetzen ihm diese die Celten des Hochlandes, mit denen die Niederländer durch Wechselheirathen sich schnell vermischen; eine Verbindung, die nicht scientivischer gewählt werden könnte; und die ein Geschlecht von der höchsten geistigen Organisation erzeugt. Vergleichen wir die hochländischen Celten mit den Niederländern, und beide mit den sächsischen Engländern und andern Stämmen, so ergiebt sich, wie eine Verschmelzung der Charaktere der erstern über diese den Sieg davon tragen muß.

Die Celten findet man noch in ihrer größten Reinheit in den westlichen Distrikten und ihre Bevölkerung kommt der des übrigen Hochlandes, auf die sie ihre Sitten, Sprache und Tracht übertrugen, vielleicht gleich. Diese Hochländer sind von mittlerer Körpergröße, ein wohlgebildeter kräftiger Menschenschlag von brauner Gesichtsfarbe, mit grauen Augenbrauen, dunklem Haar, breitem Gesicht, niedriger aber gutmarkirter Stirn. Der Hochländer hat vermöge seiner starken Glieder einen schnell kräftigen Gang, an dem man ihn leicht erkennt. Er besitzt vorzügliche Geistesfähigkeiten, Gefühl, Phantasie, Leidenschaft; sein intellektueller Charakter, obgleich dem des Engländers direkt entgegengesetzt, ist nicht weniger bewogen und einfach. Der Niederländer steht gewisser Maaßen zwischen beiden. Das tiefe Gemüth des Hochländers ist es, das sich nicht bloß in seiner Sprache, seiner Dichtung, seiner Musik, sondern auch in allen Handlungen des Lebens herausstellt. Die Einbildungskraft schafft seine Poesie — sie schuf jenen hohen Schwung, den eine hochländische Mutter Byron mittheilte und der fast alle widersinnigen Förmlichkeiten der englischen Dichtkunst austrieb — jenen Genius, der kühn und wild über alle hemmenden Versschranken dahin braust. Daher auch jener Sinn für Abenteuerlichkeit, der den Hochländer in alle Regionen der Erde trägt.

Die Leidenschaft des Hochländers erscheint gleich hoch in aufopfernder Liebe, wie in der Kriegswuth. Die unbesiegbaren Franken, die sie in den Sandwüsten Egyptens erschlugen, die Mauern der Vesten Spaniens, die sie erstiegen, als wären es ihre Heimathfelsen, die Schlachtlinien Waterloo's, die sie mit der Losung, Schottland für immer! durchbrachen, sind Zeugen ihres Heldenmuths. Ganz Europa hat des Hochschotten Kühnheit angestaunt, selbst der Feind ihm seine Bewunderung nicht versagt. Höflichkeit, Wärme, Gastfreundschaft zeichnen ihn noch besonders aus.

Leicht ersieht man, wie die Charaktere des schottischen Hoch- und Niederlands einander ergänzen; jeder bedarf der Hülfe des andern, um vereint über alle andern Stämme zu triumphiren. Unter solch einer Bevölkerung wird das breite, runde Gesicht des Engländers, wie er mit seinem starken Rumpfe, dem tiefern Ton seiner Stimme, sich mehr nach dem Centrum des Magens als des Kopfes, mit einem Blicke de. Wohlbehagens über den Zustand des erstern, ohne jede Spur eines höheren Gedankens daher bewegt, von jedem Kind auf der Straße herausgefunden, und büßt so den Widerwillen, ja die Furcht, womit man den Schotten nicht selten in England empfängt. Ueber das fade Geschwätz eines Engländers, sein kaltes, phantasie- und leidenschaftloses Wesen, seine saft- und kraftlose Unterhaltung selbst über Gegenstände der Wissenschaft — seine Wahl der Worte, die laute, zuversichtliche, nachdrückliche Sprache, die er führt, und wobei am Ende Nichts herauskommt — seine Scheu, etwas Ungewöhnliches, noch nie zuvor Gesagtes zu sagen — seine Gewohnheit über jede Kleinigkeit starke, formelle, langsame und ernstliche Erklärungen von sich zu geben, z. B. über das ganz außerordentliche Vergnügen, das er genoß in dem ganz ungemein vortrefflichen und wirklich bewundernswürdigen Klub, wo er den und jenen Herrn zu treffen die Ehre hatte x., oder seine gleich starken, pathetischen Ausdrücke, worin er sich über die Güte eines Weines, über eine Heirath, den Betrag des Vermögens einer Partie äußert — über all Das würde man in Schottland nur lachen. Wie glücklich aber dieses schottische Amalgam mit dem einfachern englischen Charakter sich vermähle, unterliegt keinem Zweifel. Das geräumigere Vorderhaupt und der ruhigere Beobachtungssinn des leztern nimmt den höheren Verstand, die Phantasie und die Leidenschaft des erstern in sich auf.

3. Der Irelander.

Den irischen Charakter haben wir zum Theil schon in dem celtischen beschrieben — da die Celten Irelands in physischer und geistiger Organisation, Verstand, Sprache x. derselbe, nur minder reine Stamm der hochländischen Celten sind. Sie zeichnen sich durch die gleiche Reizbarkeit, Einbildungskraft und Leidenschaft aus. Nur wird das Vorherrschen des celtischen in dem irischen Charakter durch den der Milesier modifizirt, deren großes, schwarzes Auge, hohe, scharfe Nase, dünne Lippen, linienförmiger Mund ihren südlichen Ursprung mehr noch als die irische Geschichte oder Sage beweisen. So fügte der Milesier die Lebhaftigkeit, den Wiz, die Prachtliebe, den Mangel an Geschmack, die Wollüstigkeit und die Leichtfertigkeit des Südens zu der Reizbarkeit der Phantasie und der Leidenschaftlichkeit der Urbevölkerung Irelands. Die wilde, großartige, melancholische Celtenmusik der schottischen Hochlande ist in Ireland munterer und wollüstiger geworden. Es läßt sich kaum eine nachtheiligere Querverbindung denken, als die der Celten und Milesier. Die geistige Anlage des irischen Volks hat viel mehr von dem des südlichen, als des nördlichen Europa's; Phantasie und Leidenschaft überwiegen bei Weitem Verstand und Urtheilskraft. Kein Wunder, wenn ein solches Volk viel weniger durch richtigen Unterschied zwischen Gut und Schlecht, als durch Liebe zu den Freunden und Haß gegen Feinde, durch die aufopferndste Hingebung für die Sache sich auszeichnet, für die es sich entschieden hat. Um Ireland zu regieren, bedarf man voller Kenntniß dieser Eigenthümlichkeiten. Der irische Charakter ist im Augenblicke zur That elektrisirt, fragt nicht lange, ob gut oder böse — ein glänzendes Schauspiel, das aber häufiger zerstört, als es das trägere Leben zur Entwicklung ruft. Wenn sich durch sächsische oder skandinavische Wechselheirathen die kältere Beobachtung und Urtheilskraft zu diesen genialen Fähigkeiten gesellt, so kommen Individualitäten zum Vorschein, wie sie Ireland hin und wieder aufweist. Aber eben so gewiß ist, daß solche Erscheinungen vergleichsweise selten sind, und daß die Masse des Volks der krassesten Barbarei und der abergläubigsten Bigotterie anheim fällt.

Ueberblicken wir die Engländer, die Schotten und die Iren nach diesen Haupteigenthümlichkeiten, so loben wir am Engländer die Geradheit und den Freiheitssinn, an dem Schotten die Intelligenz und Sagacität, an dem Iren die heitere Ritterlichkeit, aber der Freiheitssinn des Engländers artet gern in Rohheit und Brutalität, die Sagacität des Schotten in Verschmiztheit und Zeitdienerei, die Leichtmüthigkeit des Iren in Flattersinn und Treulosigkeit aus. Der englische Freisinn, die schottische Klugheit und die irische Ritterlichkeit in Eins verschmolzen gäbe einen Gott, die Brutalität des ersten, die Verschmiztheit des zweiten, und die Arglist des dritten einen Teufel.

Vermischte Nachrichten.

Das Court Journal theilt folgende biographische Notizen über die jüngst verlebte Gemahlin des Herzogs von Wellington mit: Die Gesundheit der Herzogin war schon seit geraumer Zeit sehr in Abnahme; indeß wurde ihr Tod doch noch nicht so frühzeitig erwartet. Katharina Herzogin von Wellington war die Tochter des verstorbenen Lord Longford und Schwester des gegenwärtigen Earls Longford, und im Jahre 1772 geboren. Man sagt, der Herzog habe schon vor seiner Abreise nach Indien um ihre Hand angehalten, und nach Rückkehr von seiner glänzenden Laufbahn in Ostindien seine Bewerbung erneuert, in Folge deren er am 10 April 1806 mit Miß Pakenham (so hieß damals die verlebte Herzogin) vermählt wurde. Der Lord stand damals in seinem sieben und dreißigsten und seine Braut im vier und dreißigsten Jahre. Aus ihrer Ehe entsprangen zwei Söhne, Arthur Marquis von Douro, Major in der britischen Armee (geb. am 3 Februar 1807) und Lord Charles Wellesley, Kapitän in einer Scharfschützenbrigade (geb. den 16 Februar 1808). Brüder der verlebten Herzogin waren der Generalmajor Edward Pakenham, der am 8 Januar 1815 in einem Gefechte bei Neu-Orleans um's Leben kam, und Kapitän William Pakenham, der auf dem königlichen Schiffe Saldanha, bei Lough Swilly, am 4 Dezember 1811 Schiffbruch litt. Außerdem hat die Herzogin noch zwei Brüder und zwei Schwestern.

Madame Catalani, die jezt ihren Wohnsiz zu Florenz aufgeschlagen hat, hat unlängst eine Schule gestiftet, in der junge Mädchen im Gesange Unterricht erhalten sollen. Während ihrer Lehrzeit wird von dieser Anstalt für alle ihre Bedürfnisse gesorgt, und späterhin auch für ihre weitere Unterkunft. Dafür sind aber diese Sängerinnen gehalten, ihrem Familiennamen den der Catalani anzuhängen.

In der lezten Sizung der französischen Akademie der Wissenschaften las Hr. Beltrami eine Abhandlung über eine zweiköpfige und fünffüßige Eidechse, die fünf Monate gelebt hatte. Das Thierchen wurde in kurzer Zeit mit seinem Herrn vertraut, und wußte sich ihm über seine Bedürfnisse verständlich zu machen; hatte es Durst, und man reichte ihm ein Insekt zum Verspeisen dar, so begnügte es sich, dasselbe zu belecken; hatte es Hunger, und man stellte ihm zu trinken vor, so schlug es das Wasser mit dem Schweife. Wenn man den beiden Köpfen ein Insekt vorhielt, so wollten beide seiner sich bemächtigen, und der Nichts erhalten hatte, suchte dem andern seine Beute zu entreißen. War aber der eine satt, so nahm auch der andere Nichts mehr an; nicht so war es beim Trinken: der eine Kopf trank noch, wenn der andere bereits seinen Durst gestillt hatte. Beide Köpfe waren vollkommen ausgebildet, von ganz gleicher Größe und ohne die mindeste Unförmlichkeit. Das Thier hatte außer den vier Füßen der übrigen Eidechsen zur Bewegung noch einen fünften, der neun völlig ausgebildete Zehen zeigte, und an den Vereinigungspunkten der beiden Köpfe angebracht war. Dieses Pfötchens bediente sich das Thier, um sich zu reinigen und den Köpfen einem um dem andern Nahrung zu reichen. Dieser Arm gab niemals nacheinander einem und demselben Kopfe zu essen, und man bemerkte, daß wenn er bei dem rechten angefangen hatte, er bei dem linken aufhörte. Das Thierchen befand sich im Besize des Apothekers Rigal zu Argellon, der es im Winter 1829 auf 1830, um es vor Kälte zu schüzen, mit in's Bette nahm, wo es eines Morgens erstickt gefunden wurde.

Bei einer Versteigerung zu Nottingham wurde unlängst eine Locke von Napoleons Haaren um siebenzehn Schilling verkauft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 148. 28 Mai 1831.

Ueber die gewirkten Tapeten zu Rom.

(Schluß.)

Unter denen, welche so gemeint, wie sie gewirkt sind, steht eine durchaus niederländische Komposition, ihrer ungemeinen materiellen Wahrheit wegen, oben an. Sie führt den Namen Audran, die Jahrzahl 1759 und die Unterschrift: Zelus domus tuae comedit me. Der Inhalt ist: Christus jagt die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel. Ist dieser Audran ein Niederländer, so hat sich in ihm dennoch ein Rest der Kunstbildung seiner Vorfahren (ich setze nämlich voraus, daß er von jenem Audran, dem Schüler Lebrun's, abstammt) erhalten: eine gewisse manierirte Korrektheit der Zeichnung schimmert allenthalben durch die natürliche Derbheit der Massen durch. Glücklicher Weise ist das Vieh nicht davon angesteckt, und somit sehen wir einen wunderschönen Ochsen, auch vortreffliche Schafe. Sonderbar genug, giebt es auch hier wieder zwei vortreffliche alte Weiber, aber ohne Ironie: im Gegentheile ist die Wuth, mit welcher sie im Fortgehen den Herrn Jesum Christum anblicken, so ernstlich gemeint und ihr Blick nach den Steinen, welche auf dem Boden liegen, so sehnsüchtig, daß man nicht weiß, wie die Sache ablaufen würde, wenn sie nicht von ihren vernünftigern, aber doch scheelsüchtig genug aussehenden Männern von Hinten nachgetrieben würden. Von demselben Audran, ohne Vornamen, sind noch zwei andere sehr verdienstvolle Stücke, Petri Fischzug, mit der Unterschrift: Quia dominus est, und die Auferweckung des Lazarus, mit der Unterschrift: Lazare, veni foras, höchst verständige Kompositionen, in welchen Alles zweckmäßig und natürlich behandelt ist, ohne dem Beschauer weder in der Hauptsache, noch in den Nebendingen Anstoß zu geben. Auf ersterem sind wieder die Fische von der täuschendsten Wahrheit, doch so, daß man immer noch gewirkte und keine wirkliche Fische zu sehen glaubt. Schade, daß das Kolorit etwas verbleicht oder wenigstens zu hell geworden ist. Eine Kopie des Abendmahls von Leonardo, vom Jahre 1753, eins der größten Stücke (es ist eilf mittlere Schritte lang), ebenfalls von Audran, dürfte vielleicht nur im Vergleiche mit dem Originale, dessen unerreichte Meisterschaft weder im Kolorit, noch in der Zeichnung, sondern in jenem Etwas besteht, welches wir in Ermangelung einer erschöpfenden Benennung übereingekommen sind, mit dem Worte Ausdruck zu bezeichnen, verfehlt erscheinen, in Hinsicht der Malerei aber eins der besten hiesigen Stücke seyn. Ein anderes, gleichfalls den Namen Audran führend, ohne Jahrzahl, mit der Unterschrift: Languores tulit et curavit (Jesus heilt die Lahmen und Gichtbrüchigen), ist wahrscheinlich nicht von dem oben erwähnten Audran, sondern von einem andern gleiches Namens, aber mit dem Vornamen C. G., und mit der Jahrzahl 1755. Von Letzterem ist noch eine Fußsalbung, mit der Unterschrift: Multum dilexit. Von Cozette und Mestoul (der erste Name steht rechts, der zweite links) giebt es zwei vortreffliche Stücke: Christus von Johannes getauft, mit der Unterschrift: Christus a Iohanne baptizatur, und die Jahrzahl 1758, und eine Fußwasche, mit der Unterschrift: Exemplum dedi vobis, und der Jahrzahl 1764. Endlich finden sich noch ein paar sehr gute Stücke, römische Sujets vorstellend, von Franz van den Hecke und eins von H. Reydams vor, alle drei aus der Fabrik, welche die oben erwähnten zwei B mit einem rothen Herzen in der Mitte zu Merkzeichen haben.

Die anonymen Tapeten, deren Zahl bei Weitem die größere ist, scheinen mir, wie schon gesagt, viel älter, und meistens nach Kartons von ausländischen, besonders italienischen Meistern gearbeitet zu seyn. Für diese Meinung bieten sich mehrere Gründe dar. Abgerechnet, daß sie sämmtlich weit abgenutzter und verbleichter sind, als die mit Namen, giebt es zwei überwiegende aus der Kunst selbst hervorgehende Beweise: die Zeichnung ist weder niederländisch noch französisch, und die Sujets enthalten vorzugsweise Mythen des Mariadienstes. Letzterer, schon gegen das vierte Jahrhundert entstanden, aber von den Dominikanern gehemmt, und bis unmittelbar vor der Reformation besonders außerhalb Italien ziemlich saumselig betrieben, war gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts durch die Jesuiten, welche den Franziskanern hierin zu Hülfe kamen, von Neuem zu großem Ansehen gebracht worden. So finden wir von dieser Zeit an auch in den Niederlanden die meisten und vorzüglichsten Malerwerke der Maria gewidmet; und so kommt es, daß wir von Hemeling, Johann van Eyk u. s. w. von allen niederländischen Künstlern, welche bereits am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts blühten, weniger Marienbilder, nämlich solche, auf welchen Maria unmittelbar als Mutter des Heilandes, also als Hauptperson, und nicht bloß als Nebenperson neben dem Heilande selbst erscheint, besitzen, als von Mabuse, Schoreel ꝛc. Man nenne hier nicht, um mich zu widerlegen, die sieben Freuden und sieben Leiden von Hemeling; auf diesem Werke ist, troß dem Titel, Christus die Hauptperson und der Eindruck, den sein Schicksal auf Marien macht,

rein accessorisch, überdem auch absolut menschlich. Dagegen tritt in der sterbenden Marie von Schoreel diese schon als Hauptperson hervor, ja wer weiß, ob der Künstler nicht auch eine Himmelfahrt derselben hätte folgen lassen, wenn er bis näher ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts gelebt hätte; vielleicht hat er wirklich eine gemalt, die aber verloren gegangen oder sonst zerstört worden ist? Wie Schoreel gerade nur in dieser Epoche der von Neuem belebten Anregung des Mariendienstes seine Werke hervorbringen konnte, so ist dieselbe Epoche allein im Stande gewesen, in Italien den Sassoferrato zu schaffen. Als endlich durch festere Begründung des Protestantismus in den sieben vereinigten Provinzen der Mariadienst von Neuem zu schwinden begann, da nahmen auch die niederländischen (oder holländischen) Maler für ihre religiösen Darstellungen wieder zu der Geschichte Jesus und der Apostel ihre Zuflucht. Unter den ältern Tapeten, welche mir aus der Maria-Epoche zu seyn scheinen, befindet sich ein vortreffliches Stück, Maria vorstellend, wie sie das Kind hält und das Kreuz, in der Gestalt eines Spießes, auf den Kopf der ihr zu Füßen liegenden Schlange setzt. Es ist unmöglich eine schönere, würde- und ausdrucksvollere Marie, in natürlicher, nicht vernebelter Verklärtheit zu sehen; eben so hat das Jesuskind keine niederländischen Formen, es ist kein ruben'sches, sondern ein raphael'sches, oder vielmehr (wie alle raphaelschen Gestalten keine narrentheidigen Idealdaschereien sind, sondern, ganz besonders seine Kinder, dem römischen Pöbel angehören) ein römisches Kind. Eben dieser Formen wegen möchte ich die Zeichnung für italienisch halten. Zu den alleräaltesten Tapeten gehören noch, ebenfalls wahrscheinlich nach italienischen Kartons, eine Beschneidung, wo ebenfalls wieder die Marie und das Kind von reizender Wahrheit sind, eine Auferstehung Christi (vielleicht das älteste Stück der hiesigen Tapeten) und eine Kreuzesabnahme mit Gott und dem heiligen Geiste darüber, letzteres unstreitig sowohl dem Karton als der Arbeit nach unter allen die vortrefflichste Tapete, kaum vielleicht den raphaelschen nachstehend.

Seit drei Jahren wird neben den genannten Tapeten, unter dem (von der Kirche aus) linken, bedeckten Porticus, ein ächter französischer Gobelin, die bekannte Reinigung des h. Stephan von Abel de Pujol, welche in der Kunstausstellung von 1817 einen so ausgezeichneten Beifall erhielt, aufgehängt. Er gehört der Regierung, welcher ihn 1817 der französische Hof schenkte. Der Beschauer wird durch ihn in den Stand gesetzt, Vergleichungen zwischen den neuen Gobelins und den alten niederländischen Tapeten anzustellen. Man kann nicht läugnen, daß die pariser Manufaktur, ich möchte sagen, mit jedem Tage größere Fortschritte im Kolorit macht: die Gewänder sind so ausnehmend natürlich, daß sie leicht zu Täuschungen führen könnten, wie sie von alten und neuern Schriftstellern gefabelt werden, zum Beispiele vom gemalten Vorhange, den Zeuxis wegziehen will, von den Vögeln, welche auf die von Parrhasius gemalten Weintrauben fliegen, von den Hofleuten, welche vor den von Tizian gemalten Bildnissen Karls V, und des Papstes Paul III den Hut abnehmen, von Philipp II, der sich vor dem Bilde des Erstern hinsetzt, um mit ihm von Geschäften zu reden, *) ohne der so gerühmten Aehnlichkeit der Porträte Apelles zu gedenken; aber wahr ist es auch, daß diese gar zu weit getriebene grobsinnliche Täuschung alle Kunsttäuschung gewaltsam zerstört, daß selbst der rohe Haufen damit nicht zurecht zu kommen weiß, davon bin ich vielfältig Augen- und Ohrenzeuge gewesen: so groß die Eile ist, womit die Menge, die Tapete von fern erblickend, herbeiläuft, sich davor hinstellt und sie mit offenem Munde anstaunt, mit nicht minderer Gleichgültigkeit verläßt sie sie eben so geschwind wieder, in den, ohne Kommentar zu deutenden Mienen und Gesten sprechend: „Wenn wir wirklichen wollenen Zeug, oder seidnen Stoff sehen wollen, so hat der Kaufmann welchen, und dieser ist doch noch natürlicher,“ und eilt zu der nebenhängenden Tapete, um auf Petri Fischzug die Fischer und die Fische, oder auf der Verjagung der Wechsler und Taubenkrämer die Viehhändler und den Ochsen, je nachdem sie es zu verstehen glauben, zu tadeln oder zu loben, folglich sich durch Vergleichung ergötzen; denn was auch die frühere Nebelkritik von einem unmittelbaren Kunstgenusse geträumt hat, alles Gefallen an einem Kunstwerke besteht in dem Vergleiche, den der Beschauer zwischen diesem und dem Originale (der lebenden, oder der leblosen Natur) anstellt.

Die raphaelschen Tapeten sind zu weitberühmt, als daß ich ihrer zu erwähnen brauchte. Ohnehin werden sie, obgleich ursprünglich dazu bestimmt und gebraucht, jetzt nicht mehr öffentlich ausgehängt, sondern bleiben in den ihnen bestimmten Zimmern, auf dem Vatican ungestört an ihrem Orte. Eines diese Tapeten betreffenden Umstandes, der in jeder Hinsicht von der höchsten Wichtigkeit und dennoch, so viel ich weiß, noch von Niemand zur Sprache gebracht worden ist, kann ich jedoch bei dieser Gelegenheit nicht mit Stillschweigen übergehen. Bekanntlich werden in den Beschreibungen der dresdner Kunstsammlungen (auch im Artikel dieses Namens in der sechsten Ausgabe des Konversationslexikons) sechs raphaelsche Tapeten, als dort im johannischen Palaste vorhanden, aufgeführt; man erzählt, sie seyen als Geschenke Leo's X nach Dresden gekommen, dann verloren gegangen, und endlich in der neuern Zeit wieder aufgefunden worden. Darunter werden die Predigt des Apostels Paulus, Petri Fischzug, Christus händigt Petrus die Schlüssel ein, und Petrus und Johannes im Tempel genannt. Nun aber befinden sich vier Stücke des nämlichen Inhalts unter der raphaelschen Tapetensammlung im Vatikan. Wie reimt sich Beides mit einander? Daß das Daseyn der dresdner Tapeten eine Fabel wäre, ist nicht glaubbar; dennoch wollen weder die hiesigen Antiquare, noch die Tapezierer etwas davon wissen. Da die in Rom befindlichen Stücke ohne allen Zweifel die Originale sind, so lassen sich in denen zu Dresden höchstens die Kopien derselben vermuthen. Aber wer hat diese verfertigen lassen? Leo X? Möglich; doch sicher nicht in der Absicht sie nach Dresden zu verschenken! Auch kann Dieß keiner seiner Nachfolger gethan haben, es müßte denn am Ende des siebzehnten Jahrhunderts geschehen seyn, nachdem Friedrich August I 1697 die katholische Religion angenommen hatte. Aber nirgends ist eine Nachricht vorhanden, welche eines solchen Geschenkes, das doch in Kunst und pekuniärer Hinsicht, von nicht geringer Wichtigkeit gewesen wäre, gedächte; eben so wenig findet sich in einer der römischen Kunstbeschreibungen eine Hindeutung angegeben, daß je von den raphaelschen Tapeten Kopien gemacht worden wären. Was läßt sich, unter solchen Umständen, von den dresdner Teppichen halten?

*) Fr. Zuccaris Idea della Pittura, Scultura ed Architettura Cap. VI.

(Die raphaelischen Tapeten sollen beinahe anderthalb Millionen Franken [70,000 Scudi d'oro] zu wirken gekostet haben.)

Van Maanen.

(Fortsetzung.)

Zum Unglück für den Ruhm van Maanen's, und noch mehr zum Unglück für das Schicksal der Nation blieb unser würdiger König nicht dabei stehen. Erhoben zu den höchsten Funktionen des Reiches, und mehr als irgend einer unserer Minister im Genusse des vollen Vertrauens seines Monarchen, wurde an ihm von Neuem die alte Erfahrung bestätigt gefunden, daß „Einer, der im zweiten Range glänzt, im ersten sich verdunkelt."

Seine unheilbringenden Rathschläge, seine von allen jenen kleinlichen Eitelkeiten strotzende Verwaltung, die sehr wohl mit der Rechtschaffenheit eines Richters verträglich sind, aber durchaus das Talent eines Ministers ausschließen; seine von aller Voraussicht verlassene und hochmüthige Unklugheit, und Das, was eigentlich vor Allen genannt werden sollte, und was die unerbittliche Nachwelt ihm am wenigsten verzeihen wird, seine Liebe zur Herrschaft, die ihn eigennützig Alles opfern hieß, Alles bis auf den König, über den er öffentlich mit den Worten sich brüstete, er sey Nichts als der erste Diener; der verhängnißvolle Einfluß seines Glückssternes, um es mit einem Wort zu sagen, welcher diesem Könige, der so sehr die Liebe seiner Unterthanen verdient, die eines Theiles derselben entfremdete, — schlossen zuletzt damit, daß sie die Hälfte seines schönen Königreiches ihm entrissen. Diese ohne Zweifel harte, aber nichts desto minder wahre Behauptung zu erweisen, liegt mir nun ob.

Die Gleichförmigkeit und Einheit in der Gesetzgebung wurde jederzeit als der festeste Grundpfeiler jedes Staates betrachtet. Sie war es auch, die zur Zeit der Errichtung des Königreichs der Niederlande ausdrücklich durch das Staatsgrundgesetz ausgesprochen wurde, wie denn diese Bestimmung auch niemals, so viel ich weiß, einen Angriff erfahren hat. Erklären wir uns näher. Allerdings begegnete der Gedanke neue Gesetzbücher zu schaffen, wie es durch das Grundgesetz geboten schien, vielfachen und zuweilen heftigen Widersprüchen. Jede Veränderung in der Legislatur, sagte man, ist ein Uebel, zu dem nur im äußersten Nothfall geschritten werden darf, und niemals ohne die sicherste Ueberzeugung, daß dieser Schritt unvermeidlich ist. Allein man war nicht sowohl über das Prinzip uneinig, das im Grunde auch nicht wohl anzufechten ist, als über die Ausnahme von demselben, und über die Nothwendigkeit einer Veränderung im vorliegenden Fall. Die bestehenden französischen Gesetzbücher schienen den Einen in ihrem ganzen Umfang beibehalten oder wenigstens als Basis den mehr oder minder bedeutenden Verbesserungen zum Grund gelegt werden zu müssen. Auf der andern Seite forderten die Andern ihre völlige Abschaffung, und als Ersatz derselben, eine von Grund aus neue Gesetzgebung. Die letztere Ansicht herrschte vorzüglich in den nördlichen Provinzen vor, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil das französische Gesetzbuch dort erst ganz neulich, und noch dazu in Folge der empörendsten Besitznahme eingeführt worden war. Die Belgier hingegen hatten nicht allein gleichen Antheil an der Verfertigung dieser Gesetzbücher mit den übrigen französischen Unterthanen, sondern kannten sie auch, wie diese, aus einer vieljährigen Erfahrung; deßhalb war die Mehrzahl derselben für die Aufrechthaltung der bestehenden Gesetzgebung gestimmt. In diesen Widerstreit der Meinungen schien indeß eine Ansicht dazwischen zu treten, die die Mehrheit der Stimmen für sich zu vereinigen schien; an das bestehende Recht dürfe nur mit unendlicher Behutsamkeit Hand gelegt werden, und seine legislative Prüfung erheische all den umsichtigen Bedacht, den ein Werk von so großer Wichtigkeit erforderlich mache.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

L'Hôtel-Dieu de Paris en Juillet et Août 1830. Par M. Prosper Ménière, Docteur en medecine et témoin oculaire. Paris 1831.

In der Geschichte der ewig denkwürdigen Juliustage vermißte man bis jetzt authentische Angaben über die Zahl der in den Straßengefechten von Paris gefallenen und verwundeten Bürger. Die bisherigen Berichte trugen größtentheils das Gepräge der Unzuverlässigkeit und leidenschaftlicher Uebertreibung. Ohne Zweifel glaubte man mit der Zahl der Leichen den Ruhm des Tages zu vermindern, als ob die historische Bedeutung dieses Ereignisses in dem mehr oder minder blutigen Ausgang des Kampfes gesucht werden müsse, und als ob dieser nicht bereits entschieden gewesen wäre, als die Waffengewalt gegen die Pflastersteine die letzte Anstrengung des brutalen Despotismus versuchte. Zwei todtfeindliche Prinzipien waren aufeinander gestoßen und eines erlegen in dem Augenblicke, wo der Wille des Volkes in seiner souveränen Gewalt sich gegen die Ordonnanzen aussprach. Blut war nunmehr nur noch das rothe Siegel, das zur Vollgültigkeit dem ewigen Scheidebrief zwischen Legitimität und Volk aufgedrückt wurde.

Die zuverlässigsten Angaben über die Opfer der Juliustage konnten ohne Zweifel aus den Listen der Spitäler geschöpft werden, wohin das Volk seine Verwundeten mitten aus dem Kugelregen wegtrug. In den ersten Stunden des Kampfes boten die Höfe der Spitäler ein trauriges, aber malerisches Schauspiel dar. Mit Staub und Blut bedeckt, brachten hier einige einen verwundeten Freund auf ihren Armen, dort setzte man auf einer Bahre eine Leiche nieder, die unterwegs verblichen war, ein Lorbeerkranz mit dreifarbigen Bändern, den man aus einem Fenster ihr zugeworfen, lag auf ihrer Brust, dort Jammer und Thränen und Wuth auf den erhitzten Gesichtern und Rachgeschrei; hier mit entblößtem Haupt kniet das Volk um einen Verwundeten, dessen erkaltende Hände es mit Küssen bedeckt, dazwischen bewegen sich die geschäftigen Wundärzte umher, untersuchen die Verwundeten und vertheilen sie in die Krankensäle. Von Vielen, die bereits entseelt in die Spitäler gebracht wurden, kannte man weder Namen noch Wohnort. Man findet deßhalb in den Verzeichnissen oft bloß bemerkt: „Ein Unbekannter, ungefähr dreißig Jahre alt. Eine große Oeffnung im Hirnschädel. Todt auf der Bahre angekommen. Am 28 Juli — Eine unbekannte Frau, ungefähr fünfzig Jahre alt. Der Leib von einer Kugel zerrissen. Auf der Stelle todt geblieben, u. s. w."

Die Schrift des Doktor Ménière ist die erste, die neben pittoresken Schilderungen der Szenen im Spital Hotel-Dieu nach dem Juliuskampf authentische Angaben enthält. Dieses Spital in der Mitte von Paris zunächst dem Greveplatz und den Quais gelegen, wo der Kampf sehr blutig war, hatte zum Glück, als die berüchtigten Ordonnanzen erschienen, Raum genug, um eine Menge von Verwundeten aufzunehmen. Ungeachtet der bedeutenden Anzahl derselben, die am 29 Juli Abends dahin gebracht wurden, blieben doch noch mehr als 250 Bettstellen unbesetzt. Die weniger schwer verwundeten Bürger, selbst die ärmsten, beeilten sich gleich nach erhaltenem Verbande, nach Hause zu gehen, um den von schwereren Wunden getroffenen nicht den Platz wegzunehmen. Uebrigens suchte man von allen Seiten der Hauptstadt die Wundärzte zu unterstützen, indem man Leinwand und Charpie in Ueberfluß sendete. Auch das Hauptmagazin der Ambulancen der Armee wurde zu diesem Zweck geöffnet. Der Wundarzt Breschet eilte auf die Nachricht, daß das Volk den erzbischöf-

lichen Palast erstürmt habe, in seinem chirurgischen Ueberwurfe dahin und bewirkte, daß man die dort vorgefundene Leinwand des Erzbischofs nach dem Hotel-Dieu brachte, wo sie von tausend Händen sogleich zu Compressen und Bandagen verschnitten wurde.

Die meisten Verwundeten waren ganz aus der Nähe getroffen worden und trugen daher furchtbare Verletzungen. Von 110 Verwundeten, die am 28 Julius in das Hotel-Dieu gebracht wurden, waren gegen Mitternacht siebenzehn gestorben, und die andern in großer Lebensgefahr. Die Aerzte hatten hier Gelegenheit, an Leuten aus der untersten Volksklasse Züge eines wahrhaft stoischen Muthes zu bewundern. Einem Pappe-Arbeiter, Vater mehrerer unmündiger Kinder, war bei den Tuilerien durch einen Flintenschuß das Handgelenk zerschmettert worden. Man schlug ihm die Amputation als das einzige Rettungsmittel vor. „Wer wird meine Kinder ernähren, seufzte er, wenn ich diese Hand einbüße? und nach einem Augenblick Bedenkens setzte er hinzu: „Wohlan schneiden Sie, vielleicht wird das Vaterland für sie sorgen." Ein Anderer, dem der Wundarzt den rechten Arm abnehmen wollte, sagte, indem er einen Blick auf die Zubereitung warf: „Nun, wenn ich mein Brod betteln muß, so will ich dazu schreiben: am Louvre 1830! und vielleicht hat man Mitleid mit mir!" — Mit unvergleichlicher Standhaftigkeit hielt Hr. Hamot, Schreiber eines Advokaten, die Amputation des linken Armes aus. „Ein Arm, sagte er, der Verlust eines Armes, welch geringer Preis für eine so schöne Sache!"

Die meisten dieser tapfern Leute empfanden natürlich im Spitale erst den heftigsten Schmerz; daher sich das Gerücht verbreitete, die Soldaten hätten mit gehacktem Blei und eigens zubereiteten oder gar vergifteten Kugeln geschossen. Dieß fand sich völlig grundlos; im Gegentheil bediente man sich, nach Aussage der Aerzte, des ungewöhnlichsten Schießbedarfes auf Seite des Volkes, das sich in der Eile bewaffnen und daher marmorner Kugeln, Nägelköpfe, Schrot, Bleistücke anstatt der bleiernen Kugeln bedienen mußte. Die gefährlichsten Wunden brachten die Schweizer bei, die sehr niedrig feuerten und deren Kugeln daher auf dem Pflaster absprangen, sich platteten und die untern Gliedmaßen furchtbar zerrissen. Ueberall wo man sich daher mit den Rothröcken schlug, waren die Verwundungen am Knie oder im Unterleibe. Die Kavallerie der Garde, Kürassiere und Lanziers machten einige Stunden lang in der Straße St. Antoine blutige Angriffe auf das Volk, daher man von dort die meisten von Säbelhieben und Lanzenstichen verwundet in's Spital brachte; bis endlich die Bürger ergrimmt aus allen Fenstern einen Hagel von Pflastersteinen, Ziegeln und Holzblöcken auf beide Regimenter herabschüttelen, der in weniger als zehn Minuten die ganze Straße mit Leichen bedeckte.

An andern Orten verursachte die Unerfahrenheit der Kämpfenden Gefahren und Wunden. Einige Tapfere, die sich auf dem Greveplatz einer Kanone bemächtigt hatten, wollten dieselbe auf den Feind richten. In der Eile sie zu laden, wurde die Kugel vor der Stückpatrone geladen, was man erst bemerkte, als man losbrennen wollte. Man mußte also die Ladung wieder herausnehmen, was bei dem Mangel an nothwendigen Werkzeugen nur dadurch möglich wurde, daß man den Kanonenlauf abwärts richtete; so wurde von dem Pulver verschüttet und als gleich darauf die Kugel nachrollte und auf das Pflaster fiel, schlug sie einen Funken, der das Pulver entzündete und hiedurch fünf bis sechs Menschen, die umher standen, verwundete. Ein junger Mensch, der seine Taschen voll von Patronen hatte, verbrannte sich vom Kopf bis zu den Füßen, da durch die Ungeschicklichkeit eines zunächst Stehenden die Patronen Feuer fingen.

Indeß geht aus allen Berichten der Aerzte die einstimmige Aussage hervor, daß der Kampf nur von dem Volke unter Anführung der Jugend aus den Schulen unterhalten wurde. Man liest auf den Verzeichnissen der Spitäler nur die bescheidenen Namen von Maurern, Taglöhnern, Seilern, Küfern, Tischlern, Schneidern. Die Göttin der Freiheit wollte, wie es schien, auch einmal im Stalle geboren werden. Die höheren Stände wurden in diesem Kampfe nur von den Studenten und Zöglingen der polytechnischen Schule repräsentirt. Die Schriftgelehrten und Kriegshauptleute, die den Widerstand des Pöbels gegen so wohl exerzirte königliche Truppen wahrscheinlich für die unsinnigste Raserei hielten, kamen zwar erst zum Vorschein, als das Wetter sich aufgeklärt hatte, aber immer noch zeitig genug, um sich vor der Nase des Volkes auf das hohe Pferd der Vaterlandsrettung zu setzen. Was hätte ein Masaniello, der in dieser Stunde erschienen wäre, aus diesem glühenden Lavaguß der Pariser Bevölkerung machen können!

Im Verlauf der Schlachttage nahm das Hotel-Dieu 590 Verwundete auf, von denen 122 starben. In der Charité starben von 165 Verwundeten 50, im Spital des hl. Ludwig von 152 Verwundeten 39; in der Pitié von 108 Verwundeten 9; in Beaujon von 89 Verwundeten 31; im Spital St. Antoine von 77 Verwundeten 13; im Hospiz Necker von 57 Verwundeten 15; bei den Unheilbaren von 36 Verwundeten 6; unter diesen der junge Vanneon, Zögling der polytechnischen Schule, dessen Kopf von einer Kugel durchbohrt war; im Kloster St. Mery zählte man unter 52 Verwundeten 14 Todte. Die Spitäler von Paris hatten also im Ganzen ungefähr 1200 Verwundete aufgenommen, von denen 306, etwas mehr als der vierte Theil, das Leben verloren. Alle, die mit dem Leben davon kamen, blieben mehr oder minder schrecklich verstümmelt. Hiezu muß man noch gegen 800 Verwundete zählen, die in Wohnungen verpflegt wurden, so daß sich also die Summe im Ganzen auf 2000 erhebt, worin die verwundeten Soldaten nicht mit begriffen sind, deren man etwa 500 rechnen kann. Die Sterblichkeit in den verschiedenen Spitälern richtet sich nach den mehr oder minder gefährlichen Wunden; die Amputation eines Gliedes war immer mit der größern Gefahr verbunden.

Der Doktor Ménière schließt seine Schrift mit folgender Uebersicht der Todten, die wir hier wörtlich wiedergeben: Auf der Morgue wurden ausgestellt 125 Leichname; begraben wurden vor der Kolonnade des Louvre 85; am Ende der Straße Fromenteau 25; in den Grüften von St. Eustache beigesetzt 43; unter den Gewölben des Quai von Gevres 34; im Hotel Larochefoucault 8; auf dem Markte des Innocens beerdigt 80; im Ganzen 390, die mit den in den Spitälern Verstorbenen 700 ausmachen.

Vermischte Nachrichten.

In Paris wurde während Paganini's Anwesenheit eine lithographirte Abbildung desselben verkauft, die den Künstler im Gefängniß darstellte und auf die über ihn verbreitete Sage anspielte, er sey früher wegen eines Verbrechens eingekerkert worden und in der Einsamkeit seines Gefängnisses habe sich sein großes Talent entwickelt und ausgebildet. Paganini, dem diese Lithographie zu Gesichte kam, beklagte sich darüber in einem Schreiben, das in der Revue musicale erschien und worin es heißt: „seitdem er seine Künstlerlaufbahn beteten, sey er von einem verläumderischen Gerüchte verfolgt worden, daß ihn einen Nebenbuhler in seiner Kunst oder aus Eifersucht seine eigene Gemahlin habe umbringen lassen. Er könne sich die Entstehung dieser Nachrede nur aus folgendem Vorfalle erklären. Ein Violinspieler, Namens D . . . . i, der um das Jahr 1798 zu Mailand lebte, ließ sich in ein Einverständniß mit zwei Wüstlingen ein, die in ihrer Geldnoth den Anschlag gemacht hatten, einen Pfarrer auf einem benachbarten Dorfe, der eine bedeutende Summe Geldes in Besitz haben sollte, zu ermorden. Glücklicher Weise trieb einen der Mitschuldigen das Gewissen, noch vor vollbrachter That der Obrigkeit davon die Anzeige zu machen. Die Gendarmerie begab sich dem zufolge an Ort und Stelle und nahm D . . . . i und seine Genossen in dem Augenblicke, wo sie bei dem Pfarrer einbrechen wollten, in Verhaft. Beide wurden zu zwanzigjähriger Kettenstrafe verurtheilt. General Menou, der später Gouverneur von Mailand wurde, ließ sich jedoch bewegen, dem gefangenen Künstler nach zweijähriger Haft die Freiheit zu schenken. „Sollte man wohl glauben," fügt Paganini hinzu, „daß man auf diese Thatsache eine solche Erfindung gegen mich bilden konnte? Es handelt sich von einem Violinspieler auf i, und Paganini mußte dieß gewesen seyn."

*

Das englische Blatt „John Bull" bemerkt als eine merkwürdige historische Thatsache, daß zur Zeit der Hinrichtung Ludwigs XVI, auf deren Nachricht das ganze Haus der Gemeinen in Trauerkleidern erschien, nur ein einziges Mitglied desselben in seiner gewöhnlichen Kleidung gesehen wurde, und dieses Mitglied sey — der jetzige Graf Grey gewesen.

*

In Erwartung der demnächst erfolgenden Ankunft Paganini's in London sind die Logenplätze im Opernhause bereits mit drei Guineen für das erste Konzert genommen. Der Eintrittspreis in das Parterre wird eine Guinee und auf die Gallerie eine halbe Guinee seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 149. 29 Mai 1831.

Van Maanen.

(Fortsetzung.)

Keiner der Angriffe jedoch, von denen ich sprach, war auf die Einheit der richterlichen Gewalt gerichtet, die gleichfalls durch das Grundgesetz ausgesprochen war. Einer gemeinschaftlichen Einigung aller Tribunale und aller Gerichtshöfe, mittelst eines obersten regulativen Gerichtshofes (Haute-Cour), der durch Aufrechthaltung der Einförmigkeit im Rechtsverfahren die unvermeidlichen Gesetzlücken ausfüllen und ein wahrhaft nationales System zur Vollendung bringen sollte, das unabhängig von jedem fremden Einflusse für alle Einwohner des Königreiches verbindliche Kraft gewänne — einer solchen Institution verweigerte Niemand seinen Beifall, oder sagen wir vielmehr: jeder Rechtsgelehrte, jeder Staatsmann hielt sie für unumgänglich nothwendig. Dieser oberste Gerichtshof mußte, indem er das Recht befestigte und von Schlacken reinigte, zur Sicherheit und zum Glücke der Bürger beitragen; er mußte, indem er auf legale, und daher unabhängige Weise die möglichen Fehltritte der Magistratur zurechtwies, die königliche Autorität zwar nur allmählich, aber sicher und dauerhaft befestigen; er mußte jene Nationalität schaffen, die für die Dauer eines jeden Staates die Grundbedingung ausmacht. Man mußte sich daher aber auch beeilen ein Bindungsmittel von so einleuchtendem Nutzen herzustellen; man mußte sich beeilen, von der weisen Bestimmung des Fundamentalgesetzes Vortheil zu ziehen. Diese Wahrheit war unmöglich zu verkennen. Deßhalb fand auch die Schrift, die unser berühmter Mitbürger Hr. Meyer „über die Nothwendigkeit der Errichtung eines provisorischen obersten Gerichtshofes“ im Jahre 1815 herausgab, allgemeinen Anklang.

Ich erinnere mich des warmen Eifers, mit dem der verklärte Schimmelpenninck, damals zwar schon seines Augenlichtes beraubt, aber nie von seinem großen politischen Scharfblick verlassen, diese Idee aufgriff, deren ganzen Umfang er überschaute, und die ihm sein Patriotismus der Staatsgewalt bemerklich machen, und empfehlen hieß. Vergebens, man verkannte die Wichtigkeit einer Maßregel, von der allein vielleicht die Rettung des Staates abhing — von ihr allein, sage ich. Sicherlich hätte die edle Unabhängigkeit, die einen hervorstechenden Charakterzug der holländischen Magistratur bildet, in diesem Falle und nachher ihren heilsamen Einfluß über die Magistratur des ganzen Königreiches verbreitet. Der unwiderstehlich überwiegende Einfluß unsrer alten parlamentarischen Kraft würde die ärgerlichen Prozesse, von denen die mittäglichen Provinzen wiederhallten, abgewehrt oder vielmehr vor ihrer Geburt erstickt haben. Ja die Tribunale dieser Provinzen, deren unglückliche Zusammensetzung sich noch von früheren Epochen und Ursachen herschrieb, aber deren damaliger Gang so gewaltig dazu beitrug, Belgien ins Unglück zu stürzen, und dort den würdigsten Fürsten verhaßt zu machen — eben diese Tribunale würden diesen Fürsten in seiner Autorität befestigt, und ihm außerdem die so wohl verdiente Liebe seiner Unterthanen erworben haben.

Ich bin weit entfernt, die feige Servilität der belgischen Tribunale geradezu Hrn. van Maanen aufzubürden. Ich habe es bereits ausgesprochen, und mit wahrhafter Ueberzeugung ausgesprochen: schon lange her hatte er sich als einen unabhängigen Richter bewiesen. Auch ist es möglich — und ich entscheide mich gern in zweifelhaften Fällen für die bessere Meinung — auch ist es möglich, daß er durchaus nicht all die Schändlichkeiten erfuhr, deren indirekte Ursache er war. Aber wenn ich ihn auch freispreche von einem allzu schmachvollen Einverständniß, von einem strafbaren Einfluß selbst — mit wenigen Ausnahmen — bei den politischen Prozessen; so muß ich andrerseits gegen ihn laut meine Stimme erheben in Betreff der nationalen Institutionen, die er ins Leben rufen sollte, die von der Charte ihre Weihe erhalten hatten; die aber leider seinen persönlichen An- und Absichten den Weg verlegten. Ihm allein — ich behaupte es hier auf das Nachdrücklichste — ihm allein muß es zur Last gelegt werden, daß im Verlaufe von vielen Jahren der oberste Gerichtshof nicht errichtet wurde; ihm allein müssen zur Last gelegt werden jene Ausflüchte, jene geheimen und finstern Schleichwege bei allen Schritten, wo es darauf ankam, die nationalen Gesetze zu verwirklichen; was zu der witzigen Bemerkung Anlaß gab, man gehe bei uns mit den Gesetzbüchern zu Werke, wie anderwärts mit den Verschwörungen.“ Van Maanens Panegyrist hat eine sehr wahre Bemerkung gemacht, wenn er sich dahin ausspricht, daß durch die Errichtung eines obersten Gerichtshofes, wie ihn das Fundamentalgesetz verlangt, das Ministerium der Justiz fast entbehrlich geworden seyn würde. Eben so wahr ist, was er hinzufügt, der König würde der allgemeinen Meinung nach, Hrn. van Maanen zum Präsidenten dieses Gerichtshofs ernannt haben. Ich gehe noch weiter, und beziehe mich auf

das was ich schon oben vorausschickte: die öffentliche Meinung würde sogar die Wahl des Königs gebilligt haben, und ich für meinen Theil würde dieser Meinung von ganzem Herzen beigetreten seyn. Indem ich jedoch auch dieses auf das Zuversichtlichste behaupte, will ich es immer auf die Epoche zurückbezogen wissen, wo man den obersten Gerichtshof einführen konnte und sollte, ich meine die ersten Jahre der Errichtung des Königreiches. Damals — und diese Bemerkung, die von Niemand widersprochen werden wird, der sich in einer Stellung befand, um darüber urtheilen zu können, ist an sich schon wichtig — damals würde die Einführung des obersten Gerichtshofes in den nördlichen Provinzen, der in der letzten Zeit so viel Widerspruch erfahren mußte, unendlich weniger Schwierigkeiten gefunden haben. Ueber die Angemessenheit des Ortes, wo dieser Gerichtshof niedergesetzt wurde, bin ich mit dem Apologisten völlig einverstanden; er schien mir sogar durchaus nothwendig aus Rücksicht auf jene Unabhängigkeit, durch die sich, wie schon oben bemerkt wurde, unsere Magistratur so vortheilhaft vor der belgischen ausgezeichnet, und die nach unsrer obigen Hypothese viel leichter ihren Einfluß weiter verbreitet haben würde, als wenn der oberste Gerichtshof seinen Sitz in Belgien genommen hätte.

Aber wie kommt es, wird man sagen, daß van Maanen einer Institution seine Beistimmung versagte, die ihn an die Spitze der richterlichen Gewalt gestellt hätte? Kann erwiesen werden, daß ihm der zu so großem Unheil verschobene Vollzug der Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes zur Last fällt? Es läßt sich daran nicht zweifeln. Ich pflichte nicht den gemeinen Beweggründen bei, die man ihm im Norden wie im Süden unterschiebt; ich halte ihn für erhaben über niedere Habgier. Der unermeßliche Abstand, der zwischen der politischen Macht eines Premierministers (und van Maanen war dieses, wenn er auch nicht den Namen trug) und der Gewalt besteht, die unsere Charte dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes beilegt — dieser Abstand allein scheint mir hinreichend, die Handlungsweise eines Mannes zu erklären, dessen unersättlicher Ehrgeiz bei jedem Schritte, mit dem man ihm näher tritt, um so deutlicher in die Augen fällt. Dieser Grund, was immer übrigens van Maanen's Schritte geleitet haben mag, ist so allgemein angenommen, daß man auf diesen Fall wohl das Sprüchwort anwenden darf vox populi — vox Dei.

Und wie dürfte man auch nur einen Augenblick daran zweifeln, wenn man die Richtung verfolgt, die van Maanen als Minister eingeschlagen hat? Wird man sich über diese nicht mehr als genug bestärkt finden, wenn man sieht, wie ängstlich er an seiner Gewalt hing, wie er sie umklammert hielt, gleichviel mit welchen Mitteln, in unerschütterlicher Hartnäckigkeit? Werfen wir einen flüchtigen Blick auf diese Handlungsweise, indem wir dabei das, was auf das Departement der Justiz insbesondere Bezug hat, von der Leitung der Staatsangelegenheiten überhaupt ausscheiden.

Wenn man auch (wie schon oben angedeutet wurde) über die Absicht van Maanens, in politischen Beziehungen einen ungesetzlichen Einfluß auf die Tribunale auszuüben, verschiedener Meinung seyn kann, so ist doch dieser Einfluß selbst als Thatsache nur allzu gewiß. Die leidenschaftliche Heftigkeit van Maanens, ich lasse es unentschieden, ob wahr oder nur angenommen, ließ ihn gewöhnlich seine persönliche Meinung aussprechen, bevor noch der richterliche Ausspruch gegeben war; allein diese Unschicklichkeit, um es auf's Gelindeste zu sagen, erregte bei den würdigen Behörden in Holland nur ein Lächeln, und man wurde ihrer bald überdrüssig. Ganz anders jedoch war es hiemit in Belgien. Dort verlegte man sich darauf, dem Ministerium seine Wünsche abzulauschen, ihnen bereitwillig nachzukommen, kurz sich als würdige Schildknappen desselben zu beweisen; worüber man sich nicht wundern wird, wenn man weiß, daß die Anarchie der Sanskulotte und des Despotismus Bonaparte's kurz zuvor dort gleich dienstfertige Handreichung gefunden hatten. Während nun die französische Regierung fast immer und in allen ihren Uebergängen auf gleiche Weise tyrannisch zu Werk gehend bei den Belgiern die Opposition gegen die richterliche Gewalt, wie überhaupt jede Opposition unterdrückt hatte; so mußte hierin eine unermeßliche Veränderung unter der Regierung des Königs der Niederlande eintreten, der, selbst liberal, in seinen wohlthätigen Absichten auf eine würdige Weise von mehrern seiner andern Minister unterstützt wurde. Indem man also von der in Belgien ganz neuen Sprech- und Preßfreiheit Gebrauch machte, fing man sogleich damit an, nur allzu gegründete Klagen gegen die Magistratur zu erheben, in die sich bald leidenschaftliche Uebertreibung mischte, wodurch die Opposition von beiden Seiten sich zu gleich verwerflichen Extremen hinreißen ließ. Man ging immer weiter, der Kampfplatz gewann mehr und mehr an Umfang, der Streit verbreitete sich mit immer zunehmender Erbitterung über fast alle sozialen Interessen ohne Ausnahme, und entbrannte mit neuer Kraft, als gerade die friedfertigsten und versöhnlichsten Gemüther über verschiedene Punkte zwischen die streitenden Parteien des Königreichs sich mit einer von beiden abweichenden Ansicht in die Mitte stellen zu müssen glaubten. Immer bleibt es aber eine ausgemachte Sache, daß der Kampf ursprünglich sich auf einem Felde entspann, das am Wenigsten Boden zu Zank und Streit gewährte, am Wenigsten einen, der hätte gefährlich werden sollen, auf dem Felde der Gesetzgebung, wo die alte Unabhängigkeit der holländischen Tribunale und Advokaten, ihr muthiger Trotz, verbunden mit besonnener Ruhe und geziemender Unterwürfigkeit gegen die legitime Autorität, wo Tugend allein hingereicht haben würde, alle Stürme zu beschwören und das Glück der Bürger dauerhaft zu befestigen. Welche furchtbare Verantwortlichkeit lastet aber auf dem Mann, der, von seinem Privatinteresse allein geleitet durch seinen Einfluß, die von der Wohlfahrt des Staates so dringend gebotene definitive Organisation hinausschob, und dadurch mit unverzeihlicher Kurzsichtigkeit das ohnhin schwache Gebäude eines provisorischen Zustandes noch mehr erschütterte. Ich entwarf das Bild von dem Gange der Dinge mit den mildesten Farben, und ich wage zu glauben, daß Niemand mich einer Uebertreibung zeihen werde; Niemand wird wenigstens dem eben Gesagten seine Beistimmung versagen.

Die lichtvollen Einsichten van Maanens, die man ihm, ohne ungerecht zu seyn, nicht absprechen kann, diese lichtvollen Einsichten selbst schienen sich zu verdunkeln, oder er stellte sie selbst in den Hintergrund, sobald sein eigenes Interesse Dieß ihm als eine Nothwendigkeit zu gebieten schien. Führen wir hiezu als Beleg ein Beispiel an. Die richterliche Gewalt hatte in der Konstitution eine breite und wahrhaft liberale Grundlage erhalten. Van Maanen selbst hatte bei einer feierlichen Gelegenheit mit Würde und Bered-

samkeit die Vortheile des Sakramentalgesetzes hervorgehoben. Allerdings hatte dieses Gesetz, zwar nicht ausdrücklich, aber in einer Art, die keinen vernünftigen Zweifel darüber bestehen ließ, die antiliberale Theorie der richterlichen Konflikte durchaus verworfen. Hr. van Maanen selbst ist ein allzu tüchtiger Rechtsgelehrter, als daß er nicht in seinem innern Wissen und Gewissen dem Prinzip unserer Konstitution hätte beipflichten sollen. Noch mehr: dieses Prinzip war seit der Morgenröthe unserer glorreichen Wiedergeburt ausgesprochen, es hatte durch das Staatsgrundgesetz der vereinigten Niederlande von 1814 seine Weihe empfangen, und an Hr. van Maanen war es nun, sich für dessen förmliche Sanktion unsern vollen Dank zu verdienen. Wirklich begann auch van Maanen, als zum ersten Male und nur nach Verlauf von mehreren Jahren, während welcher, wie Niemand zweifelte, die widerliche Mißgeburt der alten französischen Doktrin zu Grunde gegangen seyn sollte, als, sage ich, Erinnerungen an das französische Kaiserreich, und vielleicht das Verlangen nach absoluter Herrschaft diese veraltete Doktrin wieder ins Leben zu rufen versuchten, und ein Minister des Königs sie unter seinen Schutz nahm — da begann van Maanen mit glänzendem Scharfsinn die unbedingt wahre und konstitutionelle Doktrin ins Licht zu setzen. Die Majorität des Staatsrathes dachte hierüber anders; der König schien sich dieser anzuschließen. Sogleich sah man den Minister, ihn, der ausdrücklich den Beruf hatte die richterliche Gewalt unangetastet zu bewahren, die Fahne seiner Pflicht verlassen und gegen sein Gewissen und seine Ueberzeugung eine königliche Entschließung bekannt machen, welche den alten Mißbrauch der Konflikte wieder aufleben, oder vielmehr vervielfältigen half. Ex uno disce omnes.

Es gehörten nur die ungeschickten Mißgriffe unserer Machthaber dazu, um aus der Einführung der holländischen Sprache in den Gerichtsverhandlungen (ein Gegenstand, der nach seinem wahren Werthe bemessen von untergeordneter Bedeutung war) eine der vorzüglichsten und unmittelbarsten Ursachen an dem Verderben des Königreiches zu machen. Diese Sache ist so vielseitig und bis zum Ueberdruß besprochen worden, daß wir jedes Wort darüber für überflüssig halten und uns nur darauf beschränken wollen, auf Thatsachen hinzuweisen. Hr. van Maanen ist es, dem wir mehr als jedem Andern jene königliche Verordnung zuzuschreiben haben, die zu so vielen Klagen Anlaß gegeben hat; in dem Kreise seines Ministeriums war es, wo eine strenge Anwendung ihre Härte erst recht fühlbar machte und hiedurch auch die Klagen vervielfältigte. Fügen wir hiezu noch die Bemerkung, daß es an diesem Minister doppelt strafbar erscheint, weil er durch eine schnelle und definitive Justizorganisation wie sie von dem Staatsgrundgesetz vorgeschrieben war, längst und auf gesetzlichem Wege das Ziel hätte erreichen können, an das man durch verzögernde und unwillkürliche und vor Allem durch höchst unpolitische Maßregeln zu gelangen strebte.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch auf St. Helena im Januar 1827. *)

Es war noch sehr früh am Tage, als wir vom Verdecke St. Helena gewahrten. Wie ein schwarzer Punkt erschien es am Horizont; allmählich aber nahm es bestimmtere Formen an, und in wenig Stunden segelten wir bis auf eine halbe Meile an seine Küste heran. Die Insel, wenn man sich ihr südwärts nähert, zeigt ein Ufer von aufgethürmten Felsen, die sich in einer Höhe von achthundert Fuß senkrecht über den Ozean erheben. Nur die tiefeingerissenen Felsenspalten gewähren hier und dort einige Abwechslung an diesen einförmigen Felsklumpen, auf dem kein Grashalm oder Baum zu erblicken ist, und dessen vulkanischen Ursprung klar die verschiedenen Lavaschichten bezeugen. Die Farbe derselben ist röthlich braun, und dieser düstere Anschein wurde bei unserer Annäherung noch durch eine dunkle Wolke vermehrt, die den ganzen Umkreis bedeckte, und sich in Regenströmen auf die Thäler, oder besser Klüfte, ergoß, die wir im innern Lande erblickten. Auf den höchsten Punkten und Spitzen waren Wachtthürme und Batterien erbaut, und jeder Fels mit zahlreichen Geschützen besetzt, die jedem Angriffe Trotz boten. Wahrlich der vereinigten Natur und Kunst wäre es unmöglich gewesen, einen geeignetern Verbannungsort als diesen für Napoleon ausfindig zu machen.

Die kleine Stadt, im Jamesthal erbaut, das sich zwischen zwei steilen unfruchtbaren Hügeln öffnet, bot unserem Auge einige Entschädigung für den kahlen Anblick der Außenseite der Insel. Die Kirche, das Regierungsgebäude und ein Paar grüne Bäume machen am Ankerplatze, der nicht weit vom Ufer ist, einen sehr angenehmen Eindruck. Die Dächer einiger andern Wohnungen blicken aus dem Thale hervor, und auf dem Gipfel eines Hügels steht eine dünne Pflanzung von Zwergföhren, und giebt wenigstens dem Eilande eine Spur von Vegetation, die man am Gestade des Meeres nicht findet. Unser Aufenthalt auf St. Helena sollte sich nur auf einige Stunden beschränken: doch würden wir uns einer unverzeihlichen Barbarei schuldig gemacht haben, hätten wir nicht diese wenigen Augenblicke benutzt, einen so klassischen Boden zu betreten, und Longwood und das Grab Napoleons zu sehen. Fünf von uns landeten, mit den dringendsten Aufträgen Jener versehen, die aus Mangel an Geschmack oder Neugierde vorzogen, an Bord zu bleiben, Andenken der Weiden mitzubringen, die über dem Grabe wehen.

Wir versahen uns sogleich nach der Landung in dem Gasthause von James Town mit Pferden, und unser Wirth verschaffte uns eine Weisung von dem Gouverneur, die den Wächter ermächtigte, uns die Einfassung des Grabmales zu öffnen, und Zweige von den einfassenden Bäumen abschneiden zu lassen. Mit diesem legalen Befehle bestiegen wir unsere kleinen Thiere, und durchritten die einzige Straße der Stadt bergaufwärts, unserm Ziele zu.

So zogen wir ruhig unseres Weges, sinnend über die Ereignisse, die St. Helena so berühmt machten, und während wir in unserm Gedächtnisse uns die Erzählungen der Tagbücher des Las Cases und der übrigen Gefährten Napoleons zurückriefen, hatten wir die Stadt weit hinter uns im Thale liegen, und erreichten auf einer Anhöhe einen kleinen Wiesgrund, den der Rinnsal eines Bergbaches ernährte. Es waren die Gebäude von Briars, die Napoleon zuerst nach seiner Landung bewohnte; eine niedere Behausung, die dem Anscheine nach nur wenige Zimmer enthalten konnte. Die kurze Zeit erlaubte uns nicht, das Innere zu besichtigen, und nachdem wir ein anmuthiges niedriges Tannenwäldchen durchzogen hatten, erweiterte sich die Aussicht auf die Thäler und Hügel der westlichen Inselseite. Hier wurde die Szenerie wahrhaft großartig; die steilen Berge und tiefen Gründe, welche die Gegend gestalteten, lagen im schroffesten Gegensatze vor unsern Blicken. Die letztern, mit einer anmuthigen Vegetation längs der sie durchschlängelnden Bäche waren durch Felsmassen eingefaßt, die ihre luftigen Häupter zu den Wolken erhoben, und nur versengte unfruchtbare Oberflächen zeigten. Hier und da stürzte eine Quelle sich die Felsen herab, grüne Streifen waren dazwischen sichtbar, und in den Thälern schimmerten die Schiefer- oder auch rothen Ziegeldächer kleiner wohlgeordneter weißer Häuser, mit glänzend-grünen Fensterläden. Das Ganze schien ein wohlgelungener Prospekt in der Nachahmung städtischen Geschmackes, der

---

*) Aus dem „United Service Journal.

aus den wildmalerischen Formen der Umgebung um so augenfälliger hervortrat, und mich unwillkürlich an die kleinen hölzernen Häuschen erinnerte, die ich in meinen Kinderjahren zur Unterhaltung in den Spielzeugbuden kaufte. Durch die Bergspalten glänzte der Ozean, der sich auf große Entfernung in einen Nebel verlor, so daß wir den Horizont nicht unterscheiden konnten, und die Schiffe im Hafen uns nur in der Größe von Fischerbooten erschienen.

Wir waren nicht weit mehr von dem Ziele unserer Pilgerfahrt. Jemand, der uns begegnete, lenkte unsere Schritte auf ein Haus, das auf einem grünen Platze ungefähr eine Meile von uns lag; und nachdem wir ein Gatter passirt hatten, sahen wir bald die weit berühmten Waiden, denen wir hastig zueilten. Ein kleines Pfädchen führte uns zu einem Blumengarten, wo wir abstiegen, und einen Veteranen-Korporal des 58sten Regiments trafen, der zum Wächter des Grabes bestellt war. Eine niedliche Geranium-Hecke in rother Blüthe bepflanzte den Pfad, der zu der geweihten Stelle führt. Viele Hügel steigen ringsum empor und bilden einen tiefen Kessel, mit einer einzigen Oeffnung südlich, die den Ausgang zu dem Thale bietet Ein zierlich grünes Geländer von 30 Fuß Durchmesser umgürtet einen schmalen grünen Rasenfleck, und in der Mitte dieses unter dem wohlverdienten Schatten einiger ehrwürdiger Thränenweiden steht das viereckige Eisengitter, welches die irdischen Ueberreste des großen Welterschütterers umschließt. Der alte Soldat, der uns nun als Cicerone diente, nachdem er sich von der Erlaubniß unserer Einführung überzeugt, hub im schleppenden Tone und ohne sich durch irgend Etwas irre machen zu lassen, seine Erzählung an, die er ohne Zweifel mit denselben Worten bei den Hunderten von Besuchen, welche uns vorangegangen, bereits vorgetragen hatte: „Hier, Sir, hat der Kaiser gewünscht, nach seinem Tode begraben zu werden, wenn man seine Gebeine nicht nach Frankreich führen lassen wollte. Erlaubte seine Gesundheit einen Spaziergang, so saß er unter dieser Weide im Gespräche mit der Gräfin Bertrand. Von dieser Quelle (indem er auf einen dünnen Wasserfaden zeigte, der an der Seite des Hügels herabrieselte) wurde des Kaisers Trinkwasser genommen Wenn es E. Gnaden gefällt, hier ist ein Gefäß (er präsentirte uns ein altes zinnernes Geschirr, mit dem Einige sich ein Paar Tropfen schöpften), und dort, Sir, unterhalb dieser Weiden, unter den drei breiten Schweelsteinen, ist Napoleons Leichnam gelegt; das Haupt jenen kleinen spitzigen Nesseln zugewendet. Sie sehen, Gentleman, den kleinen Raum Erde, sechs Zoll breit zwischen dem Geländer und der Platte; die Gräfin Bertrand hatte ihn nach des Kaisers Tode rundum mit Jelängerjelieber bepflanzt, und pflegte sie sorgfältig; aber jetzt sind sie alle verwelkt. O, es war eine feine Frau, Gott segne sie! Doch, Gentleman, vielleicht wünschen Sie innerhalb des Gitters zu steigen; hier läßt sich eine der Stangen herausnehmen, und wenn Sie nicht zu dick sind, können Sie wohl durchschlüpfen. Es ist noch nicht lange her, daß ein alter fetter General aus Bombay hier war, der um hinein zu gelangen alle seine Kleidungsstücke ablegte." Wir folgten des Veteranen Weisung, zwängten uns durch die Oeffnung und standen nun auf der Erdscholle, die sich mit den modernden Gebeinen des großen Kaisers mischte Ich weiß nicht, wie es kam, aber gleichzeitig nahmen wir insgesammt unsere Hüte ab; wir fühlten Alle jene Ehrfurcht und Verehrung, die wir ihm ausgedrückt haben würden, wäre er lebendig vor uns gestanden. Eine Gruppe britischer Offiziere auf dem Grabe ihres überwundenen Feindes! Gewiß wäre seiner stolzen Seele dieser Gedanke unerträglich gewesen! Keine schwärmerische Empfindsamkeit rief dieses Gefühl in uns hervor (Einer meiner Gefährten war auf der Flotte von Trafalgar, und dann zwei Jahre kriegsgefangen in Frankreich; ein Anderer hatte seit seiner frühesten Jugend auf der Halbinsel gegen die Armeen des Mannes gefochten, dessen Staub jetzt unter unsern Füßen lag), wohl aber die Ehrerbietung, welche man stets dem Andenken Jener zollt, deren überwiegende Talente und Geisteskräfte sie weit über ihre Zeitgenossen erheben. Weder eine Inschrift, noch der Name Napoleons war auf diesen Steinen eingegraben. Doch solcher Ruhm bedarf keiner glänzenderen Erinnerung als das Bedauern Frankreichs, und die Geschichtstafel jener hohen Waffenthaten, die die französischen Heere errungen, als Dieser, der nun fern von seinem Vaterlande modert, sie zum Siege und Ruhme führte.

Während wir beschäftigt waren, einige Zweige der Myrthen und Thränenweiden abzuschneiden, umzog ein dichter Nebel allmählich den Hügel, der uns fast gänzlich einhüllte und in einem Regengusse sich endigte. Ein Hausbesitzer in der Nähe bot uns freundlich ein Obdach an, wohin sich meine Gefährten auch flüchteten, während ich, ungeachtet des Regens, eine Zeichnung entwarf. Da mir unser Veteran sehr anhänglich an Napoleon schien, so schloß ich, daß mehrere seiner Kameraden vielleicht diese Gefühle getheilt hatten, und fragte ihn, welche Soldaten der verschiedenen Regimenter den Todesfall am Meisten bedauert hätten. „Ei, Sir," erwiederte er, „ich weiß Das nicht; wir hatten immer strengen Dienst und waren beständig auf Wacht und Posten." Ich drückte ihm eine halbe Guinee in die Hand; wir bestiegen unsere Pferde, und in kurzem Galoppe ging es Longwood zu, das ungefähr anderthalb Meilen entfernt lag.

Ehe wir das Haus erreichten, das auf der Höhe eines schmalen Hügels erbaut ist, durchritten wir ein dünnes Wäldchen kränkelnder Bäume, und stiegen an der Thüre, die zum Billardzimmer in Longwood führte, ab. — Das Gebäude hat ein Erdgeschoß mit äußerst niederm Dache. Die wenigen Zimmer sind enge, düster und feucht, und überdauerten kaum den Aufenthalt des Kaisers. Sie mögen wohl bei ihrer Erbauung nicht anders gewesen seyn. Jetzt ist das Haus gänzlich verfallen. In dem Zimmer, wo Napoleon seinen letzten Athemzug aushauchte, ist eine Dreschmaschine aufgestellt; sein Wohnzimmer ist in einen Kornboden umgewandelt; seine Bibliothek, wo er den größten Theil seiner Zeit zubrachte und die Memoiren diktirte, welche er der Welt als Vermächtniß hinterließ, ist zum Hühnerhause umgeschaffen. Das Schlafzimmer ist zum Stalle eingerichtet, und die Nebengebäude, einst von seinen treuen Generalen Gourgaud und Montholon bewohnt, sind zu ähnlichem Zwecke verwendet. Ich habe die Dachkammer bestiegen, wo der junge Las Cases schlief, und konnte nicht aufrecht darin stehen. Es bleibt kein Wunder, wie Napoleon sich über schlechte Behandlung beklagen konnte, da die ihm angewiesene Residenz so erbärmlich war, daß man sie jetzt nur für ein Magazin geeignet hält. Die neue Wohnung, welche die britische Regierung errichten ließ, war behaglich, geräumig und zierlich. Sie wurde eben so schön eingerichtet; doch der Kaiser hat nie davon Gebrauch gemacht; seine Gesundheit war bereits so zerrüttet, als die neue Residenz endlich fertig wurde, daß er in keine Verlegung mehr eingehen wollte.

Während ich so Longwood mit dem Interesse durchwandelte, das Jeder, der von Napoleon gehört, hier fühlen wird, bemerkte ich einem meiner Gefährten, welch ein Unglück es für England war, das Gehässige von Napoleons Gefangenschaft zu übernehmen, da gerade es unter allen Nationen allein durch diese Haft Nichts gewann. Ein junger Mann, der sich zu uns gesellt hatte, bloß um einen Zeitvertreib während des Rittes zu haben, und von Napoleon nicht Mehr wußte, als daß ein General dieses Namens bei Waterloo geschlagen wurde, sagte mir, nachdem er einige Zeit umhergegafft hatte: „Das ist ein artiges Haus, wie nennt man es?" Mit Unwillen wendete ich mich ab und bestieg mein Pferd. Zwei Mal war ich diesen Tag entzückt durch die Erinnerungen einer herrlichen Vergangenheit, und war nun verurtheilt, mich durch die Albernheit eines solchen Unwissenden recht derb an die Nichtigkeit aller menschlichen Größe erinnert zu fühlen, hätten nicht an sich schon diese melancholischen Umgebungen laut genug davon gepredigt.

Wir beeilten unsern Rückzug nach James Town und in wenig Stunden durchpflügten wir das Meer unserm herrlichen Alt-England entgegen, höchlich erfreut über unsern kurzen, aber werthvollen Besuch der Insel des Oceans.

Vermischte Nachrichten.

Man will berechnet haben, daß sich in Rußland 580.000 Adelige befinden; Oesterreich sollen deren 259.000 zählen. Spanien that sich im Jahre 1785 etwas darauf zu gut, 479.000 Edelleute zu besitzen und in Frankreich rechnete man vor der ersten Revolution 365.000 adelige Familien, von denen 4120 zu dem ältesten Adel des Landes gehören wollten.

Zu Neulondon in den vereinigten Staaten ist gegenwärtig die größte Schildkröte zu sehen, die man noch gefunden hat. Dieselbe wiegt 890 Pfund, und hat vom Kopf bis zum Schwanz gemessen 6 Fuß Länge und 7 Fuß Dicke.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 150. 30 Mai 1831.

Van Maanen.

(Schluß.)

Unpolitisch — diesen Beisatz verdienen van Maanen's Maßregeln nur allzusehr. Die parteilose Geschichte wird unsern Enkeln all die unheilvollen Folgen berichten, die aus der Verfügung über die Sprache hervorgingen, aus der auf die unnöthigste Weise so viel Haß erzeugt, und eine wahre Brandfakel von Unordnungen wurde. Wenn das Departement der Justiz, das sich unmittelbar unter van Maanens Aufsicht befand, ganz besonders die Wirkung dieser Ordonnanzen fühlte, so erstreckte sich dieselbe stets auch auf die übrigen Zweige der Verwaltung, so daß in diesem Betracht Hr. van Maanen eines allgemeinen Einflusses auf alle Verwaltungszweige sich rühmen kann.

Es wäre eine minder schwierige als verdrießliche Aufgabe, das lange Gemälde all der Mißgriffe aufzurollen, in die dieser Mann die Regierung verstrickte. Wir wiederholen hier nur, was schon oben gesagt worden, daß keiner unserer Minister sich des Vertrauens seines Souveräns in dem Grade zu bemächtigen verstanden hat; doch unterlassen wir nicht, obgleich wir es gleichfalls schon bemerkt haben, mit der Unparteilichkeit, die jeder redliche Mann sich selbst schuldig ist, hinzuzufügen, indem wir darin zugleich eine mächtige Entschuldigung für den König finden — daß van Maanen in seinem Fache eines großen Rufes genoß, und daß vielleicht gerade dieses Fach es war, in welchem der König am Wenigsten von seiner eigenen Einsicht sich leiten lassen konnte. Man braucht sich deßhalb auch bei dem Urtheile, welches Hrn. van Maanen all die zahlreichen Verstöße unsrer Regierung gegen die Gesetzlichkeit zur Last legt, nicht bloß auf die Grundsätze der konstitutionellen Regierung zu berufen, sondern nur auf den gewöhnlichen gesunden Menschenverstand. Selbst den Charakter dieses leicht aufgebrachten jähzornigen Mannes glaubt man in dieser oder jener allgemeinen Maßregel zu erkennen; und selten wird man sich, wenn man die Quelle derselben aufsucht, in dieser Ansicht getäuscht finden.

Doch entschlagen wir uns hier einer so traurigen Untersuchung, um auf die königliche Botschaft vom 11 Dezember 1829 unseligen Andenkens zu kommen. In dieser Botschaft glaubte man damals schon van Maanens' Werk zu erblicken, wie es denn auch jetzt sein Panegyrist bestätigt hat.

Ich lasse einem lebhaften, gedrungenen und beredten Style alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber welche Doktrinen! Ist Dieß wohl eine holländische Stimme, die von Geburtsrechten spricht, die vor der Konstitution dagewesen und von ihr unabhängig sind? Wie oft mußten wir andern alten Patrioten diese Theorie der Legitimität und des göttlichen Rechtes belächeln, jene Erfindung der düstern und pedantischen Tyrannei der Stuarts, die von unsern geistreichen französischen Nachbarn verjüngt und verschönert worden ist! Und nun finden wir eben diese Theorie im Munde unsers Königs, oder besser gesagt unter der Feder des Hrn. van Maanen wieder! Warum sollen wir uns hierüber nicht mit voller Freimüthigkeit aussprechen? — Gegen solche Doktrinen sträubt sich unser derber, gesunder Sinn; sie sind unsrer unwürdig. Doch wenn es sich von Grundsätzen handelt, die von einer innigen Ueberzeugung ausgesprochen werden, so sind nur sie es, die man hassen kann; ihn, der sie ausspricht, müssen wir fern allem gehässigen Gefühle nach dem Gebot der christlichen Liebe bemitleiden; aber ist Dieß auch der Fall, wenn unredliche Gesinnung dabei im Spiele ist, wenn man den Mann der Doktrinen wie eines Spielzeuges sich bedienen sieht, wenn man ihn sie wechseln sieht, wie die Kleider mit den Jahrszeiten? Es ist uns nicht erlaubt, irgend einen Menschen zu hassen, selbst den verworfensten nicht. Sollte es aber auch verwehrt seyn, mit unsrer Verachtung den Mann zu bedecken, der sich verachtungswürdig gezeigt hat? Und giebt es etwas Verworfeneres als den, der mit den heiligsten und unwandelbarsten Grundsätzen spielt, und der sein Glaubensbekenntniß nur nach der Boussole seines Eigennutzes einrichtet?

Doch bleiben wir bei den Thatsachen stehen. Seit seiner Revolution im Jahre 1795 wechselte Holland, das den verschiedenen Stadien folgte, welche die französische Revolution durchlief, zu verschiedenen Malen seine Regierungsystem, die nach einem mehr oder minder streng gehaltenen Republikanismus in eine Monarchie auslief. Indeß blieben alle diese Veränderungen mit dem Gepräge der Mäßigung der holländischen Sinnesart bezeichnet. Mehr vielleicht als irgend ein anderes Volk wußte sich das holländische eben so vor demagogischen Ausschweifungen, und den Gräueln der Gesetzlosigkeit zu bewahren, als, einem König unterthan geworden, seine Würde zu behaupten und Erniedrigung zu vermeiden. Und welche Rolle spielte Hr. van Maanen unter diesem Wechsel der Verhältnisse? Sein Panegyrist selbst ruft uns das unedle Possenspiel ins Gedächtniß, wie er durch Mißhandlung der Büste des vertriebenen Statt-

halters sein republikanisches Meisterstück abzulegen vermeinte; doch vergißt er weislich beizufügen, daß jener übelangebrachte Scherz, der in Holland zur Genüge bekannt wurde, dort allgemeinen Unwillen auf sich lud; *) er vergißt beizufügen, daß van Maanen zu der äußerst geringen Anzahl von Holländern gehörte, die sich zu den antisocialen Doktrinen der Jakobiner bekannten, was bei seinen Talenten, und seiner hohen Stellung in der Verwaltung um so gefährlicher werden konnte. Man pflegte damals zu sagen: wenn Holland seinen Robespierre hervorbringen würde, so sey sein Fouquier-Tinville schon fertig. Glücklicherweise war die französische Republik, deren Einfluß auf unser Vaterland sich nicht verkennen läßt, bereits zu gemäßigteren Prinzipien zurückgekommen; stets wiesen die Holländer, diese ältesten Söhne der neueren Freiheit, damals die Anarchie von sich zurück, wie späterhin den Despotismus.

Van Maanen, unablässig das spähende Auge auf den Geist der Tagesstimmung gerichtet, dem er sich mit einer bewunderungswürdigen Schmiegsamkeit anzufügen verstand, wußte stets die herrschende Farbe auszuhängen, und dieselbe sogar noch stärker aufzutragen. Er befand sich unter der sehr geringen Anzahl unsrer Mitbürger, deren Mund sich im Jahre 1810 durch die Lobpreisungen der fremden Tyrannei besudelte. Als drei Jahre später die edlen und hochherzigen Gemüther aller Parteien sich aneinanderschlossen, um uns zu befreien, und die Nationalunabhängigkeit wieder zu erringen — da hatte man Gelegenheit genug in diesem kühnen Kampfe die unendlichkluge Vorsicht van Maanen's zu bewundern, der unter den lockersten Vorwänden sich verbarg, und, beschäftigt zu errathen, welcher Theil den Sieg davon tragen würde, in Bereitschaft stand, Jedwelchem zu dienen, doch was sage ich ihm zu dienen, Jedwelchen seinem persönlichen Ehrgeize dienen zu lassen. Daß er es nur allzu glücklich zu treffen wußte, haben wir gesehen und sehen es noch.

Die legitimsten Beweggründe gebieten uns über neuere Ereignisse jede nähere Erörterung zurückzuhalten. Diese Beweggründe, die in der heiligen und in unsren Gefühlen unzertrennlichen Liebe für Vaterland und König ihre Quelle haben, würden uns das unbedingteste Stillschweigen auferlegen, wenn wir nicht einen wahren Herzensdrang empfänden, wenn wir es nicht als eine unverweigerliche Schuld ansähen, hier laut auszusprechen, was eines Tages wenn es möglich und vor Allem, wenn es erlaubt seyn wird, gänzlich den Schleier zu lüften, die Nachwelt mit einmüthiger Uebereinstimmung dankbar anerkennen wird — wenn wir uns nicht, sage ich, verbunden erachteten, einstweilen unsren Enkeln in dem gerechten Zoll des Lobes vorzugreifen, den sie einst der kindlichen Liebe und dem ritterlichen Edelsinn des künftigen Thronerben spenden werden. Dann wird auch die Stunde schlagen, wo sich völlig nicht bloß die Strafbarkeit van Maanens (denn diese liegt allzu klar am Tage, als daß es Dessen noch bedürfte) enthüllen muß, sondern auch die ungeheure Masse von Uebeln, die er auf das Königreich gewälzt hat.

Wir schließen mit einer wichtigen Bemerkung, aus der die Ehre der Nation, der wir anzugehören uns rühmen, in ihrem vollsten Glanze hervortreten wird. Nach einem augenblicklichen Rücktritt, den man freiwillig nannte, sah sich der König bewogen, van Maanen wieder in seinen Staatsrath zu berufen, und von Neuem ihm das Justizministerium anzuvertrauen. Nur sehr wenige Stimmen ließen sich gegen diesen Entschluß des Königs vernehmen. So hätte ich mich also in Allem getäuscht, was ich bis jetzt gesagt? So wäre also die Ansicht Hollands von der meinigen verschieden? Weder das Eine, noch das Andere. Meine Mitbürger sind zu hellsehend, als daß sie ihre Augen gegen die anschauliche Gewißheit verschließen und die ungeheuren Fehler, die van Maanen begangen, und deren verderbliche Folgen nicht erkennen sollten. Insbesondere aber sind sie von einem allzu lebendigen Gefühle der Gewissenhaftigkeit durchdrungen, als daß sie nicht ihre unbedingte Verachtung über einen Mann aussprechen sollten, der stets seine Prinzipien seinem Interesse unterordnete. Dieses Gefühl bildet einen so tiefgewurzelten Zug des holländischen Charakters, daß ein eigenes Wort, wofür ich in keiner andern Sprache ein gleichbedeutendes kenne, in der unsrigen dazu geschaffen ist, Menschen dieses Schlages zu brandmarken. Aber warum schweigt denn noch die Nation? Warum sitzen noch immer so viele achtungswerthe Männer, seine Amtsgenossen aus früherer Zeit in demselben Staatsrath neben van Maanen? Warum nahmen Männer, die der König neuerdings darein berufen hat, und die mit vollem Recht der allgemeinen Achtung genießen, an van Maanens Seite ihren Sitz? Die Antwort auf diese Frage liegt auf flacher Hand. Alles Dieß ist nur die nothwendige Folge von Dem, was ich schon weiter oben bemerkte; und findet seinen Grund eben so in der Natur Dessen, was sich ereignete, als in dem Charakter meiner Landsleute.

Es ist schon gesagt worden, daß sich in Belgien neben der gerechten und gegründeten Klage gegen van Maanen auch Klagen von ausschweifender Uebertreibung erhoben. Außerdem geht aus Dem, was ich bereits in Bezug auf ihn vorausgeschickt habe, so wie aus der gerechten Anerkennung, die ich ihm in vielerlei Rücksicht angedeihen ließ, deutlich genug hervor, daß manche Angriffe, die man sich gegen ihn erlaubte, außer ihrer Unschicklichkeit auch jeder Begründung ermangelten. Diese Unschicklichkeit, die Unredlichkeit und selbst die Lächerlichkeit einiger von diesen Angriffen brachten nur allzu oft Männer, die am Meisten sein politisches Betragen verachteten und zu denen auch ich mich zähle, dahin, empört über solche Schändlichkeiten seine Vertheidigung zu übernehmen. Als endlich die Wuth der Frömmler und Demagogen die Belgier zu einer Erbitterung entflammt hatte, die sich durch alle Mißgriffe van Maanens und alle Fehler der Regierung (denn es wurden deren einige begangen, von denen man durchaus den Minister freisprechen muß) nicht entschuldigen läßt — da ergriff ein edler Unwille meine Mitbürger; sie boten ein Schauspiel würdig ihrer Vorfahren, sie reihten sich um den König, den sie vor Kurzem erst sich gewählt hatten, als sie das Joch Frankreichs abschüttelten; sie erkannten, wie wenig es jetzt an der Zeit sey, Klagen zu erheben, die, so gerecht sie auch seyn

---

*) Bei einem patriotischen Feste in einem der damaligen Klubs war das Holz ausgegangen, und die Gesellschaft in großer Verlegenheit wie das Feuer unterhalten werden sollte; van Maanen, der sich gegenwärtig befand, warf bei diesem Anlaß das Standbild des Stadthouders in das Kamin, mit dem Ausruf: „der Dicke da wird uns warm geben.“ S. Allg. Zeit. Außerord. Beil. Nro. 47.

machten, die Harmonie stören konnten, deren man so sehr bedurfte, um dem strafbaren Feinde gegenüber eine feste und imposante Haltung anzunehmen. Unter solchen Konjunkturen erschien ihnen die Rückkehr van Maanens in das Ministerium als eine Maßregel, die vielleicht unter einer oder der andern Rücksicht zu entschuldigen, wenigstens nur mit ehrerbietigem Stillschweigen zu mißbilligen war, und Dieß um so mehr, als seine Entlassung von den Belgiern verlangt worden, und auf ihre Forderungen bewilligt zu seyn schien — auf Forderungen, deren Unart, Haltlosigkeit und Unvernunft in Betreff mancher anderer Gegenstände selbst auf Diejenigen Einfluß haben mußte, die wie bei dem vorliegenden Fall der Regierung begründete Vorwürfe zu machen hatten — Forderungen, die durch ihre Form, wie durch die wahrhaft schändlichen Folgen, von denen sie begleitet wurden, nothwendig unsern Nationalstolz verwunden mußten. Auf der andern Seite — wie ich schon oben bemerkte — hatte sich van Maanen's bösartiger und für Belgien verderblicher Einfluß an der Ruhe und Würde der holländischen Magistratur gebrochen. Wenn hier gleich sein Wille derselbe war, so waren doch die Folgen nicht dieselben. Alle diese Betrachtungen zusammengenommen rechtfertigen zur Genüge das gegenwärtige Benehmen meiner Mitbürger, oder vielleicht sie rechtfertigen sie nicht nur, sondern gereichen ihnen auch zum vorzüglichen Lobe. Ihre Meinung über van Maanen, diese Meinung, die ich hier ausgesprochen habe, ist deßhalb nicht umgewandelt worden; sondern ihr gesunder Sinn ließ sie bloß erkennen, daß eine Maßregel an sich gut seyn, aber doch zur unrechten Zeit getroffen werden kann, und daß vielleicht die unmittelbare Entlassung van Maanens unter diese Kategorie zu rechnen sey, wiewohl auch hierin, was ich jedoch unentschieden lassen will, die Ansichten getheilt schienen. Aber diese Entlassung wird dennoch früher oder später erfolgen. Die öffentliche Verachtung heftet sich mehr und mehr an ein politisches Betragen, das eben so erbärmlich in seinem Zweck und seinen Mitteln, als unheilvoll in seinen Folgen war. Der Nachwelt aber bleibe es überlassen, an ihm die volle Strenge der Gerechtigkeit zu vollziehn.

Die türkischen Frauen. *)

Als ich in das Zimmer trat, dessen Wände ein großes Viereck bildeten, und dessen Eingang von einem Vorhange bedeckt wurde, fielen mir drei weibliche Gestalten ins Auge, die auf reichgewirkten Polstern saßen, unter denen sich durch das ganze Gemach hin prachtvolle Teppiche ausbreiteten. Eine der Frauen rauchte aus einer schönen Pfeife, während eine andere mit der Auswahl buntgestickter und golddurchwirkter Tücher beschäftigt war. Sie standen bei meinem Eintritte nicht auf, sondern luden mich durch freundliche Winke ein, neben ihnen Platz zu nehmen. Hierauf wendeten sie sich an eine Dienerin, die mich eingeführt hatte, und in ehrfurchtsvoller Erwartung an der Thüre stehen geblieben war, und ließen mir durch sie ihren Wunsch zu erkennen geben, ich möchte meine obern Kleidungsstücke ausziehen, damit sie sich einen Begriff von unserer europäischen Tracht machen könnten. Ich that Dieß mit französischer Lebhaftigkeit, was auf ihren ernsthaften muselmännischen Gesichtern ein leises Lächeln erweckte. Die drei Frauen hatten ihr Antlitz unverschleiert. Als ich mich neben ihnen niederließ und mit meinen Blicken im Gemache umherschweifte, bemerkte ich mir gegenüber eine schwarze Amme, die auf einem Teppiche saß und ein Kind säugte, das seltsam eingewindelt, aber von großer Schönheit war. Um die Amme stand eine Gruppe von vier oder fünf Weibern, die zwar nur weiß gekleidet, aber von stattlichem Ansehen waren; es waren Dienerinnen. Das Gemach, in dem wir uns befanden, war von einem andern nur durch einen Vorhang geschieden, hinter welchem fünf andere Frauen hervorkamen, von denen nur eine unverschleiert ging, die andern vier schienen es für unschicklich zu halten, ihr Gesicht vor meinen Augen zu enthüllen, und ohne eine Frage an mich zu richten, schweigsam bloß das meinige zu betrachten. Diese Unfreundlichkeit erklärte ich mir aus ihrem Vorurtheile gegen mich als Christin, und ohne mich deßhalb weiter um sie zu bekümmern, unterhielt ich mich mit denen, deren Auge mir ein freundliches Wohlwollen zu bezeugen schien, indem ich alle ihre Fragen lebhaft und artig beantwortete. Als mir späterhin Kaffee und eine Pfeife angeboten wurde, hielt ich es für nöthig, ihnen auseinander zu setzen, daß bei uns das Rauchen nicht üblich sey; denn der Kaffee wird bloß als eine Höflichkeitsbezeigung angesehen, die Pfeife hingegen mußte ich als Beweis einer besondern Achtung annehmen, die sie mir zu erkennen geben wollten. Der Kaffee wurde von sehr jungen Mädchen gereicht, die besser als die andern Dienerinnen gekleidet und unverschleiert waren. Ich ließ durch meine Führerin bitten, mir einige ihrer Kleider zu zeigen, worauf sogleich ein Haufe von Weibern erschien, die eine Menge bunter Gewänder hereinbrachten, wobei jede mir die Anzüge ihrer Gebieterin vorzeigte, alle meist von demselben Muster, aber aus verschiedenen Stoffen und außerordentlich reich und prächtig.

Der Anzug der türkischen Frauen ist allerliebst und eben so zierlich als der der Griechinnen unanständig, so wie die Tracht der Weiber in der Levante in Geschmack, Eleganz und Sittsamkeit abscheulich dagegen absticht. Indeß steht man es einem solchen Gewande leicht an, daß es nur für Personen gemacht ist, die ihre Zeit auf Polstern und mit Nichts als Schlafen, Kaffeetrinken und Tabakrauchen zubringen. Die türkischen Frauen beschäftigen sich, einige Stickerei abgerechnet, mit gar Nichts, und selbst darauf, wie mir meine Führerin sagte, verstehen sich nur wenige.

Jede Dienerin hatte mittlerweile gegen zehn verschiedene Gewänder hereingebracht, alle sehr reich, außerdem noch französische Stickereien, lyoner Steine, goldene und silberne Schmucke, Stoffe, Gaze-Hemden von sechzig Franken Werth, Pantoffeln mit großen Diamanten besetzt, und prächtig gewirkte Shawls von Alexandrien. Die Kaschemire, die ich sah, waren nur von ganz gewöhnlicher Art.

Die drei Damen, die sich kein Bedenken daraus machten, mir den Anblick ihres Gesichtes zu gönnen, waren kaum sechzehn oder siebzehn Jahre alt, und besaßen mehr den diesem Alter eigenthümlichen Reiz als besonders ausgezeichnet schöne Züge. Sie hatten alle sehr schöne Augen, eine zarte Haut und eine gleichmäßige Färbung; nur ihr etwas zu starkes Embonpoint würde ihrer Schönheit in europäischen Augen geschadet haben. Ueberhaupt kann man Anmuth und Eleganz, zwei Eigenschaften, die man uns in Betracht unserer Haltung, unsers Benehmens und unsers körperlichen Ebenmaßes beilegt, den türkischen, griechischen und levantischen Frauen nicht zuschreiben. Die Frauen des Harems, in deren Gesellschaft ich mich nun befand, zeigten ein großes Verlangen, meine Kleidung Stück für Stück durchmustern zu dürfen. Ich machte ihnen bemerklich, daß ich mich nicht entkleiden könne, aber ihnen einen vollständigen Anzug senden wolle, den sie nach Herzenslust besichtigen könnten. Man antwortete mir mit einem höflichen „taieb, taieb“ (gut, gut).

Die vier verschleierten Frauen hatten indeß wenig Theil an der Unterhaltung genommen, und ich hätte fast nicht mehr an sie gedacht, wäre nicht in diesem Augenblicke eine Platte mit eingemachten Früchten und Zuckerwerk hereingebracht worden. Letzteres war äußerst auserlesen, und besonders eine Art desselben aus Rosenblättern bereitet, schien mir das Köstlichste, was noch für einen leckern Gaumen erfunden worden. Was mich dabei besonders Wunder nahm, war, daß man in die Runde herum sich eines und desselben kleinen silbernen und vergoldeten Löffels bediente.

Mein Besuch hatte lange genug gedauert, und ich stand auf, um Abschied zu nehmen. Die jüngste der drei unverschleierten Frauen gab einen Wink, auf welchen eine Dienerin drei sehr schöne Tücher und viele Fläschchen mit Rosenwasser hereinbrachte. Eine ihrer Gebieterinnen überreichte mir dieselben zwar nicht mit unserer französischen Anmuth, aber

*) Diese Skizze aus dem Innern eines Harems ist aus der Feder einer französischen Dame.

doch mit einem gutmüthigen Lächeln und einem Blicke, welcher zu sagen schien: Dieß zum freundschaftlichen Andenken. Es bedurfte wirklich dieses Blickes, um mich zur Annahme eines so kostbaren Geschenkes zu ermuthigen? denn die Tücher waren ausnehmend reich und schön. Ich fand hiebei Gelegenheit, zu erklären, welchen Gebrauch man in Europa von den Taschentüchern mache. Meine Führerin zögerte ein Wenig, es zu übersetzen; kaum hatte sie es aber gethan, so brachen zwei der Frauen in ein unaufhaltsames Gelächter aus, während die Verschleierten sich erhoben, und ohne ein Wort oder einen Gruß das Gemach verließen. Eine der Verschleierten gab zur Antwort: „Die Franken sind ein einfältiges Volk.“ Eine andere fügte hinzu, Tücher dieser Art seyen Geschenke eines Bruders an seine Schwester oder eines Freundes an einen andern, oder unter Verwandten. „Wenn sie zu dem Gebrauche bestimmt sind, den Du meinst,“ sagte die Dritte, „so wird keine Muselmännin einer Christin eines schenken.“ Diese Bemerkung war zwar nicht höflich, aber herzlich gemeint und freimüthig, und gefiel mir besser als alle unsere gezierte Wohlrednerei. Wir begrüßten uns hierauf nach türkischer Sitte, was von Seite der Frauen mit einer unbeschreiblichen Anmuth geschieht. Ich verließ meine türkischen Freundinnen, sehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme; aber auch völlig im Reinen über die vielerlei Erdichtungen, die ich bis dahin über Serails, Harems und orientalische Frauen gehört und gelesen hatte.

Die Ersparungskassen in England, Wallis und Ireland.

(Aus der History of savings banks by John Tidd Pratt.)

In England bestanden am 20 November 1829 dreihundert ein und siebenzig Ersparungskassen (drei neue wurden seitdem errichtet) acht haben keine Rechnungsablage gestellt, die andern gaben folgende Resultate:

	Einleger		Einlage	
Unter 20 Pfd.	179.989	. .	1.509,117	Pf. St.
— 50 —	96.609	. .	3.062,012	—
— 100 —	48.218	. .	3.456,144	—
— 150 —	16.602	. .	2.000 045	—
— 200 —	7,114	. .	1,200,825	—
Ueber 200 —	4,755	. .	1,155,694	—
Im Ganzen	356,286	. .	12,161,837	Pf. St.
Die Gesellschaften der Freunde	4,217	. .	700,418	—
Wohlthätige Gesellschaften	1,349	. .	122,337	—
Im Ganzen	361,852	. .	12.984,592	Pf. St.

In Wallis bestanden in derselben Zeit 32 Ersparungskassen, von denen vier ihre Depositen nicht angegeben hatten. In den übrigen zählte man

Einleger . . .	15,926	. .	496,738	Pf. St.
Die Gesellschaft der Freunde	200	. .	34.136	—
Wohlthätige Gesellschaften	48	. .	6.586	—
Im Ganzen	16.174	. .	537.460	Pf. St.

In Ireland zählte man in gleicher Zeit 65 Ersparungskassen (sechs neue wurden seitdem noch errichtet); von sieben hatte man keine Berichte erhalten. Die übrigen ergaben folgendes Resultat:

Einleger . . .	31.550	. .	864.854	Pf. St.
Gesellschaft der Freunde .	132	. .	12.571	—
Wohlthätige Gesellschaften	287	. .	35.444	—
Im Ganzen	31.919	. .	912.869	Pf. St.

Es fanden sich also in England, Wallis und Ireland in gedachter Zeit 468 Ersparungskassen, in denen 409.975 Depositen eine Summe von 14,434,921 Pf. St. ausmachten, so daß also im Durchschnitt auf jede einzelne Kasse 645 Pf. St. kommen.

Vermischte Nachrichten.

Hr. Capelle, der als Minister Karls X in dem Vorspiel zur Tragödie der drei Juliustage eine Rolle übernommen hatte, in der er erbärmlich durchfiel, spielte früher noch mancherlei andere Rollen, in denen es ihm vielleicht nicht besser ergangen seyn mochte — als herumziehender Schauspieler. Die kugelrunde Laune des Glücks fügte es, daß er zu einer Zeit als Unterpräfekt von Genf angestellt wurde; aber kaum hatte er seine neue Rolle ein Wenig einstudirt, als dieselbe rappelköpfische Grille des Zufalles einige wandernde Söhne des Thespis dahin führte, welche demüthig bei einer hohen Obrigkeit um die Erlaubniß nachsuchten den Cid aufführen zu dürfen. Die Antwort lautete abschlägig. Allein die fahrenden Künstler bestanden darauf, bei dem Hrn. Unterpräfekten vorgelassen zu werden, in der Hoffnung bei ihm ein menschlicheres Herz zu finden. Man sagte ihnen, dieser habe einen wahren Abscheu vor allen Theaterstücken. Indeß da ein standhafter Schauspieler nicht so leicht sein Spiel verloren giebt, setzten sie es endlich doch durch, ihre Bitte dem Hrn. Unterpräfekten selbst vortragen zu dürfen. Aber wie erstaunte dieser, als der Direktor der Truppe bei seinem Anblick die Arme ausbreitete und mit den Worten: „Theurer Capelle! Mein Orestes!“ auf ihn zu stürzte. „Schweig,“ rief ihm dieser zu, „Ihr sollt die Erlaubniß zu spielen haben, doch laß den Vorhang über diese Szene fallen. Man muß nicht alle seine Erinnerungen zu Markte tragen.“

•

Offizielle Berichte geben die Bevölkerung von Neapel, wie folgt, an: Im Jahre 1830 wurden 14,267 Individuen geboren, darunter 7462 männlichen und 6805 weiblichen Geschlechts. Die Gesammtbevölkerung von Neapel betrug am 1 Januar 1831 357.403 Seelen, worunter man 167.835 Männer und 189.568 Weiber zählte. Hiebei ist die Besatzung nicht in Rechnung gebracht, die sich auf 15 bis 18.000 Mann beläuft. Es wurden dort 2417 Ehen geschlossen. Von den Geburten rechnete man 1189 auf den Monat und 39 auf den Tag. Die zahlreichsten Geburten fanden im Januar, März und Dezember statt. Selbstmorde zählte man 20, darunter 11 Neapolitaner und 9 Ausländer; 305 Personen starben am Schlagfluß. Findlinge zählte man 1874, und 1309 derselben in der Stadt Neapel; 538 in der Provinz Neapel, 497 in den übrigen Provinzen. Im Laufe des Jahres 1830 kamen in Neapel 22,432 Fremde an. Die Bevölkerung Neapels besteht aus 10.778 Civil- und Militärangestellten, aus 1595 vom Staate besoldeten Lehrern, aus 2721 zum Unterricht gesetzlich Befugten, aus 1298 Aerzten und Wundärzten, aus 1800 Geistlichen, Mönchen von allen Orden, 974 Großhändlern, 1221 Künstlern, 38.539 Verkäufern der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, 68,057 Kaufleuten; 252,222 Individuen treiben gar keine bestimmte Beschäftigung.

•

Der Republikaner Bruthomme hinterließ sechs Bände Denkwürdigkeiten, von denen zwei aus einem alphabetischen Verzeichnisse aller Verurtheilten bestehen, die während der Schreckensregierung in Frankreich hingerichtet wurden. Man findet darin Namen, Alter, Geburtsort, Beschäftigung, Wohnort, Grund der Verurtheilung, Tag und Ort der Hinrichtung. Der Guillotinirten werden darin 18,613 aufgezählt, die sich auf folgende Weise vertheilen: Adelige 1,278; dergleichen Weiber 750; Weiber von Arbeitern und Künstlern 1.467; Nonnen 350; Geistliche 1,135; Unadelige von verschiedenen Ständen 13.633.

Weiber, die an frühzeitigen Geburten starben, giebt dieses Verzeichniß 3.400 an; Weiber, die schwanger und im Kindbette umkamen, 348; Weiber, die in der Vendee umkamen, 15.000; deßgleichen Kinder 22.000; überhaupt in der Vendee umgekommen 900.000. Die unter Carrier's Prokonsulat zu Nantes hingerichteten Schlachtopfer werden auf 32.000 angeschlagen, unter diesen erschossene Kinder 500, ertränkte 1,500; erschossene Weiber 264, ertränkte 560; erschossene Geistliche 300, ertränkte 460; ertränkte Adelige 1.400; deßgleichen Künstler und Handwerker 5.300. Die zu Lyon Hingerichteten werden auf 31.000 angeschlagen. — Hiebei sind nicht in Rechnung gebracht die zu Versailles, bei den Karmeliten, in der Abtei, in den Eiskellern von Avignon bei Gelegenheit von Volksaufständen ermordet wurden: deßgleichen nicht die nach der Einnahme von Toulon und Marseille Umgekommenen, und das kleine Städtchen Bedoin in der Provence, dessen ganze Einwohnerschaft niedergemetzelt wurde (Chateaubriand. Études historiques).

•

Auch in England bildet sich nach dem Muster der Gesellschaft deutscher Naturforscher ein Verein von englischen Gelehrten, deren erste Versammlung im Julius oder August d. J. zu York Statt finden und acht Tage dauern wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 151. 31 Mai 1831.

Neu-Schottland.*)

1. Die Südküste Neu-Schottlands — Geologie derselben — Hafen, Halbinsel und Stadt Halifax — Klima.

Die Oberfläche Neu-Schottlands bietet einem an europäische Gebirgsformationen gewohnten Auge einen seltsamen und unerfreulichen Anblick dar. Die europäischen Gebirge und Hügel gehen meist von einem mehr oder minder spitzigen Gipfel aus, der zuerst in breiten und kühnen Schwingungen nach Unten auseinanderläuft; dann in unendliche, nach Beschaffenheit der Lager, aus denen sie bestehen, verschiedene Arme und Verzweigungen sich vertheilt, und endlich sich zu Thälern und Ebenen abstuft, zu jenen anmuthigen Abhängen, die allein die Hand des Schöpfers bilden konnte. In Neu-Schottland und überhaupt in ganz Amerika stellen sich die Hauptzüge des Landes in parallellaufenden Bergreihen dar, deren Höhe, eben so monoton wie ihre Ueberkleidung, nicht halb so viel Reiz gewährt, als jener unaufhörliche Wechsel unserer Heimathberge. An dieser Monotonie sind freilich auch zum Theile die unberührten Wälder Schuld, die den Hintergrund des Landschaftgemäldes bilden, und vielleicht gewähren sie, einzeln betrachtet, Stellen, die durch ihre Mannichfaltigkeit das Auge ergötzen mögen; aber immer fehlen die wechselvollen Abstufungen, die in Europa ihre zahllosen kleinen Verschiedenheiten dem Blick zu einem großen Bilde vereinigt darstellen, und selbst einer öden und unfruchtbaren Gegend noch einen gewissen Reiz verleihen.

Die unzählige Menge von Seen (worunter man freilich Teiche von jeder Größe verstehen muß) und die sie untereinander verbindenden Flüßchen, die man zwischen diesen Bergwänden trifft, sind mit wenigen Ausnahmen leider nicht groß genug, um dem Lande den Vortheil von weitverzweigten Wasserstraßen zu gewähren. Indeß haben sie doch die ersten Niederlassungen bestimmt, und eine Karte, auf welcher der allmähliche Anbau des Landes angedeutet werden sollte, würde auf den ersten Blick zeigen, daß die Kultur ursprünglich von den Gestaden und Buchten ausging, und sich längs des Ufers der Flüsse und Ströme hinaufbewegte, wo der Boden durch größere Fruchtbarkeit oder weil er leichter zugänglich war, und die mühsame Arbeit des ersten Anbaues zu erleichtern versprach, die Ankömmlinge einlud, ihre Wohnsitze aufzuschlagen.

Die ganze südöstliche Seite Neu-Schottlands vom Kap Canso bis zum Vorgebirge Sable kann eine Küste mit einer Eisenwand genannt werden. Unermeßliche Felsenpfeiler, meist von Granit, aus großen und kleinen Stücken auf einander gehäuft, erstrecken sich von der Küste im Durchschnitt genommen in einer Tiefe von zwanzig Meilen landeinwärts und scheinen die Hypothese zu begründen, das atlantische Meer habe im Folgelauf von Jahrhunderten auf seinen ungeheuren Strömungen die durch gewaltige Umwälzungen unter dem Meere losgerissenen Trümmer der Granitberge hier abgelagert, die seine Bodenfläche bilden. Doch dieser breite Gürtel ist nicht ohne Unterbrechung. An manchen Stellen, wie in der Gegend von Lünenburg, erstreckt sich ein weiter Strich fruchtbaren Bodens aus dem Innern des Landes bis an die Küste, und die meisten Ströme zeigen längs ihrer Ufer ähnliche Einschnitte. An letztern läßt sich fast durchgehends eine und dieselbe Formation wahrnehmen: ein Streifen Landes, völlig flach, erhebt sich nur wenige Fuß über das gewöhnliche Niveau des Flusses, und läuft so auf beiden Seiten desselben oft bis an seine Quelle hin fort, wobei es in seiner Breite von einer Viertel-Meile bis zu einigen Morgen Landes wechselt. Wo diese Bodenfläche aufhört, erhebt sich das höher gelegene Land, meist jäh aufsteigend, und nirgends in jener sanften Abdachung, durch die man in Europa gewöhnlich Thal und Hochland sich verschmelzen sieht. Auch zahllose Becken und Arme des Meeres haben sich in diesen Felsendamm eingefressen, und bilden Buchten und Häfen, die Schiffen jeder Größe Einlauf und Schutz gewähren.

Die Umgegend von Halifax auf der westlichen Seite bietet vielleicht den drohendsten Anblick auf der ganzen Küste dar. Unermeßliche Granitmassen von den verschiedenartigsten Gestaltungen, doch meist, wie durch unausgesetzte Wirkung des Wassers, schön gerundet, bilden dicht auf einander gelagerte Hügel; auf den Spitzen der meisten von ihnen liegen große Felsblöcke von derselben Formation, deren einige nur durch das Gleichgewicht schwebend erhalten zu werden scheinen; man nennt sie deßhalb auch schwebende Steine. Einer der größten mochte im Ueberschlag berechnet an zwei hundert Tonnen wiegen, und schien sich mittelst eines dicken Blockes zu halten, der als Hebel diente, wobei der Stein einen Bogen von fünf oder sechs

*) Lettres from Nova Scotia comprising sketches of a young country by Captain W. Moorsoom. London 1830.

Zoll beschreiben, und der Radius neun Fuß betragen konnte. Doch diese seltsame Felsenanhäufung findet sich nur auf der gegen das atlantische Meer zugewendeten Seite des Landes; andere Formationen erblickt man auf der andern Seite der Halbinsel, worauf wir später zurückkommen werden.

Nur Wenige werden in den Hafen von Halifax an einem heitern Sommermorgen eingelaufen seyn, die übersatt des ewigen Himmels und Meeres nicht ein Gefühl ungemischter Wonne empfunden haben werden, wenn sie ihre Blicke auf die Schönheiten der Umgebung umherschweifen ließen. Die angebauten Stellen zwischen dem breiten Blätterdach der Bäume, die Felder um die Stadt, die Abdachung der verschiedenen Batterien — Alles ist mit einem ungewöhnlich frischen Grün überkleidet, und die Wälder, die sich an den schmalen Feldstreifen hin ausbreiten, und jeden fernen Berggipfel verdecken, umhüllen auch die Felsenmassen, zwischen welchen sie aufgeschossen sind, und geben der Gegend den Anschein von einer Ueppigkeit der Vegetation, die sie im Grunde nicht besitzt. Eine vertrautere Bekanntschaft läßt die Landschaft in einem ganz andern Licht erblicken; das Auge ermüdet von dem ewigen Anblicke von Wäldern auf Wäldern, wo anstatt der mannichfaltigen Forste die verschiedenen Tannengattungen von schwachem Wuchs, mit jungen Birken, oder Erlenbüschen untermischt, ein einförmiges Laubwerk darbieten, das die schrofferen Seiten der Hügel abrundet, und die ermüdende Monotonie des Ganzen noch vermehren hilft.

Der Hafen von Halifax ist einer der schönsten Einschnitte an der ganzen amerikanischen Küste, wiewohl das Einlaufen in denselben nicht ohne Gefahr ist wegen der häufig herrschenden Nebel oder der heftigen NW Winde, die zuweilen ein Schiff völlig von der Küste wieder entfernen, während es das Ziel seiner Bestimmung schon vor Augen liegen sieht. Der Seezugang könnte, wenn es nöthig schiene, außerordentlich befestigt werden. Die Breite des Hafens, der Stadt gegenüber, wo gewöhnlich die Schiffe sich vor Anker legen, ist ungefähr eine Meile und indem er sich weiter einwärts noch bis auf weniger als ein Viertheil dieser Breite verengert, öffnet er sich auf ein Mal zu einem prächtigen Becken, das die ganze britische Flotte aufzunehmen im Stande wäre. Man erzählt, eine französische Fregatte sey, noch vor der Erbauung der Stadt Halifax und bevor man noch die Einfahrt ausfindig gemacht hatte, von einem englischen Geschwader verfolgt, kühn durch diesen Engpaß eingedrungen, habe sich hinter einer kleinen Insel in einem der Einschnitte des Hafens verborgen, seine Topmaste mit Baumzweigen verdeckt, und sey so seinen Verfolgern bestens entkommen. Ein nicht weit von dieser Stelle entlegenes Vorgebirg heißt noch heutigen Tags Geldspitz (Money-Point), und verschiedene Gruben und Auswürfe lockerer Erde bezeugen die Leichtgläubigkeit, durch die zu verschiedenen Zeiten die Ansiedler sich verleiten ließen, nach Schätzen zu suchen, die hier vergraben liegen sollten.

Ein schmaler Arm dieses Hafens, der sich im Hintergrund des Beckens noch tiefer landeinwärts erstreckt, bildet die Halbinsel Halifax, die im Kleinen die Form der großen Halbinsel Neu-Schottland darstellt und nach der Landseite hin von einem morastigen Boden gedeckt wird, der hinlänglich besetzt einen weit überlegeneren Feind abhalten würde, als es wohl jemals vor der Hand einer bedrohen wird. Ueber das Flachland dieser Halbinsel sind Meierhöfe angesäet, die von der Nähe des Marktes ermuthigt wurden, einem Boden Ertrag abzuzwingen, den nur eine dünne Schichte von Felsenabfällen und vermoderter Vegetation überkleidet. Die Abhänge, die sich zunächst dem Wasser absenken, sind umsäumt an manchen Stellen von den oben beschriebenen Tannenbäumen, die mit Birken und Ahornen wechseln, von denen die Umgegend bedeckt ist. Der innere Boden der Halbinsel, der aus blauem Thonschiefer besteht, ist mehr oder minder mit Eisen geschwängert, und Dieß zwar an einigen Stellen so stark, daß ich die Magnetnadel zwei bis drei Grade abweichen sah.

Die Oberfläche dieser Unterlagen ist sonderbar: Parallellinien streichen in unregelmäßigen Abständen von NO nach SW, an manchen Stellen quer durch die ganze Halbinsel mit einem senkrechten Abfall von dreißig Fuß bis zu wenigen Zoll, gegen SO, während sie in eine sanftere Abdachung gegen NW auslaufen. An manchen Stellen liegt der nackte Fels am Tage und ist dann gleichfalls mit Rinnen oder Furchen von verschiedener Länge durchzogen, deren Richtung nordwestlich und südöstlich läuft und die Linien der Schichtenlagerung quer durchschneidet. Diese wellenförmige Gestaltung der Oberfläche läßt sich da, wo der Wald gelichtet ist, noch in ihrer ganzen ursprünglichen Unregelmäßigkeit, bald heranlaufend, bald zurückweichend, bald in einanderüberübergehend wie das Wogen eines vom Winde bewegten Meeres erkennen. Erdreich liegt noch auf den Gipfeln und den Hochlanden, während die Niederungen und Höhlen nicht wie in Europa mit Alluvialniederschlag oder schwerer Dammerde angefüllt sind, sondern mit weiten Lagern großen Gesteines, die in prachtvoller Unordnung übereinander gestürzt und zuweilen mit vegetabilischem Schlamm leicht überkleidet sind. Nach der ganzen Länge der Einfahrt von Halifax gewahrt man eine deutliche Scheidelinie geologischer Formation; die westliche Küste thürmt sich in kühnen Granitmassen auf, und die zunächst gegen Osten gelegene besteht aus rothen Klippen von Sand und Thon von mäßiger Höhe, mit steinigen Ufern und Untiefen wechselnd. Die Stadt Halifax wurde unter den Auspizien des Earl von Halifax von dem Oberst Cornwallis im Jahre 1749 gegründet und zu gleicher Zeit eine kleinere Niederlassung zu Dortmouth der jetzigen Stadt gegenüber, wo ein Thal mit einer Neigung gegen Süden Schutz gegen die nördlichen Windstöße und eine minder rauhe Oberfläche darzubieten schien. Aber kaum hatte diese Ansiedlung begonnen, als die Indianer, die damals durch ihre überlegene Anzahl der vertheidigungslosen jungen Niederlassung furchtbar waren, sich längs des Shubanakadie-Stromgebietes sammelten und mit ihren Canoes auf der Kette schiffbarer Seen, die der Shubanakadie-Strom mit dem Meere bei Dortmouth verbindet, plötzlich aus dem Innern des Landes hervorbrachen, die Ansiedlung bei Nacht überfielen, und Alle bis auf Einen oder Zwei, die der Metzelei entgingen, niedermachten. Aus diesem Anlaß wurde das Gestade von Dortmouth verlassen und die gegenwärtige Stadt, die durch ihre Lage weniger solchen Angriffen ausgesetzt war, zur Niederlassung auserschen. Einer von Jenen, die der erwähnten Mordnacht entkamen, lebte noch im Jahre 1828 als ein alter geachteter Bürger dieser Stadt. Er war damals noch Kind und verkroch sich, als die Indianer in die Hütte seines Vaters eindrangen und seine Eltern mit dem Tomahawk erschlugen, unter das Bett, wodurch er ihrer Mordgier entging. Seit der Gründung der Stadt

an ihrer jetzigen Stelle im Jahre 1749 ist die Bevölkerung bis fast zu 14,000 Seelen angewachsen.

Wer die ersten Straßen von Halifax betritt und sonst schon eine europäische Seestadt gesehen, wird freilich zwischen beiden einen himmelweiten Unterschied finden. Hier ist Nichts zu sehen von jener bunten Geschäftigkeit am Strande, vom lärmenden Getümmel in den Straßen, nicht ein Mal Etwas von dem rührigen Leben einer gewöhnlichen Handelsstadt. Hier steht der starkgebaute schlanke Landmann, die Arme über der Brust gekreuzt, fast durchgehends in derselben Tracht in Jacke und Matrosenhosen von lichtblauem Wollenzeug, das einige Aehnlichkeit mit den Tartantüchern hat, und mit Wellingtonstiefeln statt des schwerfällig einherwandelnden ehrlichen Bauers in Kittel und schwerbenagelten Schuhen, wie man ihn bei uns sieht. Diese Straße hinab zieht ein Trupp Neger — die Männer und Knaben in Lumpen gehüllt, die Weiber bunt und mit Flitterstaat verzierte Tücher um den Kopf gewunden — sie bringen Erdbeeren zum Verkauf, die sie in den Wäldern gesammelt haben, wo sich ihre Niederlassungen befinden. Hier und dort sieht man den französischen Acadier *) mit der rothen Mütze und den Gesichtszügen und allen andern Kennzeichen, die er von dem Volkstypus auf der Küste von Bretagne ererbt hat — er ist eben beschäftigt mit einem Kleinhändler einen Verkauf von Seewaaren abzuschließen, während seine „Bonne," mit noch bei Weitem unverkennbaren Spuren ihrer ursprünglichen Heimath, die wenigen englischen Redensarten, die sie kennt, gebrochen vorbringt, um den zu Markt gebrachten Ueberschuß ihres Geflügelhofes und Milchhauses herauszustreichen. Noch weiter unten faullenzen in die Sonne hingestreckt einige seltsame Geschöpfe — Ureinwohner des Landes, während einige andere derselben gleichgültig dasitzen und in ihren Händen wie zum Verkauf Körbe und Spielzeug halten, wunderlich mit bunten Farben bemalt. Die Hitze und die Myriaden Fliegen in den tiefer gelegenen Straßen beflügeln den Schritt des Wandrers, um in die obere Stadt zu gelangen. Wenige Schritte den Hügel hinan, an dessen Abhang die Stadt gebaut ist, geben schon ein günstigeres Bild städtischen Lebens. Doch darf man dabei nicht denken, daß man vielleicht auf die gepflasterte Straße einer europäischen Stadt versetzt wird, wo Aug und Ohr gleich verwirrt werden, jenes durch die unabsehbaren Häuserreihen von Stein und Ziegeln, dieses durch das unaufhörliche Getümmel von Geschäften und Fröhlichkeit, wobei ein bescheidener Fußgänger alle fünf Sinne zusammen nehmen muß, um hier nicht über den Haufen gerannt zu werden, oder dort ein Hey und Ho der unbarmherzig dahin rasselnden Karossen zu überhören. Man stelle sich lieber macadamisirte Straßen vor, die mit größtentheils hölzernen Gebäuden von jeder Größe und Form von einem bis zu drei Stockwerken besetzt sind; einige sind jedoch auch von Ziegelsteinen oder Quadern, die einen artig übermalt, während andere keinen besonders günstigen Schluß auf die Meisterhaftigkeit des Pinsels machen lassen; hier eine Reihe von Buden oder wie man sie auf der westlichen Hemisphäre großstädtisch nennt — von Gewölben, die sich in einer einzigen Zeile guter Wohnhäuser fortsetzen; dann Zwischenräume, ein Garten, oder das vorspringende Dach einer Schmiede; ein schönes steinernes Gebäude, das abgesondert von den übrigen steht und offenbar eine öffentliche Bestimmung hat; auf der andern Seite eine niedere hölzerne Barake, die alle Vorschriften der Perspektive zu Schanden macht und ihrem prächtigen Nachbarn gegenüber vor Scham in die Erde zu sinken scheint. Halifax erhält durch seine Garnison, die im Vergleich mit der übrigen Bevölkerung sehr stark ist (sie beträgt den achten Theil derselben) und durch den Aufenthalt der am Regierungssitze angestellten Beamten zu Zeiten eine Lebendigkeit, wie man sie selbst nicht in englischen Städten von gleicher Größe findet. An einem schönen Tage gewähren die bessern Straßen der Stadt einen schönen Anblick durch das bunte Gewühl von Wagen, Reitern und Fußgängern durch einander; obgleich letztere minder zahlreich sind, da es in Neu-Schottland nicht sehr in der Mode ist, bloß des Vergnügens oder der Körperbewegung wegen zu Fuß zu gehen.

Zur Sommerszeit sind die angeseheneren Einwohner auf ihren Landsitzen, wenigstens wird es so angenommen, und dort entgehen sie außer den in jeder Stadt gewöhnlichen Unannehmlichkeiten des Sommers auch noch der besonders an dieser Küste herrschenden eines Sommernebels. In den ersten vierzehn Tagen nach meiner Ankunft befand ich mich in einer Atmosphäre, die ich bloß mit einem Dampfbad vergleichen kann; die Hitze war erstickend, wenn eine Hitze von täglich 85° Fahr. Therm. so genannt werden darf, und der Nebel zwar nicht so dicht, wie der gelbgefärbte rauchige eines londner Novemberabends, von dem alle Fußgänger und Kutscher irre geführt werden, aber doch dicht genug, um ihn für das kondensirte Produkt einer Dampfmaschine zu halten. Indeß halten ihn die Einwohner von Halifax als eine salzige Ausdünstung für gesund, und wenn man sich wundert, das schöne Geschlecht um diese Zeit so häufig auf der Straße zu sehen, so flüstert man Einem ins Ohr, um eine schöne Hautfarbe zu erhalten oder zu erlangen, gebe es in der Welt nichts Zuträglicheres als diesen Nebelqualm.

Das Parlamentshaus zu Edinburg.

Ein Fremder, der nach Edinburg kommt, darf das Parlamentshaus (the Parliament-house (so heißt das Gebäude, wo der oberste Gerichtshof von Schottland seine Sitzungen hält) nicht unbesucht lassen, will er anders nicht ein höchst lebendiges und anziehendes Schauspiel versäumen. Man gelangt bei dem Eintritte in diesen Tempel der kaledonischen Themis zuerst in einen großen und hohen Saal, der nur von einem trüben Dämmerlichte erhellt wird, das gebrochen auf einer Seitenwand durch eine Reihe schmaler Fenster hereinfällt, und ganz am untersten Ende des Saales durch ein großes Fenster, dessen trübe Scheiben eine wohl oder übel gemalte Justitia mit ihren klassischen Symbolen, Wage und Schwert, darstellen. Dieses Glasgemälde befindet sich gerade über dem Kamine, der es mit seinen ewigen Rauchgewölken umdüstert. An dem entgegengesetzten Ende des Saales befindet sich eine kolossale Statue von weißem Marmor auf einem mehr als sechs Fuß hohen Gestelle: die Bildsäule des verstorbenen Lords Melville.

In dem weiten Raume dieses Saales bewegen sich lebendige Wesen durch einander, von denen die einen in schwarze Gerichtsroben und Perrücken gehüllt sind, die andern in Gewänder von allen erdenklichen Farben und Zuschnitten; das Ganze wimmelt in dem dämmernden Zwielichte geschäftig durch einander, daß es aus der gehörigen Vogelperspektive gesehen den Anblick eines ungeheuern Ameisenhaufens gewähren müßte. Die Luft ist

*) Neu-Schottland und Neu-Braunschweig führten früher den gemeinschaftlichen Namen Acadia. Frankreich war vom Jahre 1632 bis 1654 und von 1667 bis 1690 im Besitz Neu-Schottlands, und verlor es beide Male wieder an England.

dumpf und staubig; man hört ein unaufhörliches Getrappel, vermischt mit dem eintönigen Gemurmel von tausend Stimmen, über die sich von Zeit zu Zeit eine Fistelstimme mit einigen Worten erhebt, die aber gleich darauf wieder in dem allgemeinen Gesumme untergeht. Nur einen Schritt weiter findet man sich wie in einen Wasserwirbel hineingerissen, in dem man gedrängt, gekneipt, getreten, in die Rippen gestoßen und ohne die mindesten Umstände von einer Seite auf die andere gestumpt wird. Jeder ist da im Eifer seines eigenen Geschäftes, und blickt in der Hast, an's Ziel zu kommen, weder links noch rechts. Nur allmählich gewinnt man endlich festen Grund und gelangt instinktartig zu einer Elastizität oder Gelenkigkeit, durch die es Einem möglich wird, seinen Platz zu behaupten, wie eine Wasserpflanze, die sich mit jeder Woge hebt und senkt. Nun erst kann man bemerken, daß die Richter in ihren rothen und blauen Roben auf Bänken sitzen, die in einer Art von Mauernische angebracht sind. Hinter einem jeden steht ein Mensch mit einem Aktenpacke in der Hand, dessen schreiende Stimme man auf der Stelle wieder erkennt; es ist die Fistel, die Einen beim Eintritte in's Ohr gestochen hat.

Vor den Richtern und ein Wenig tiefer sitzen zwei Gerichtsschreiber an den beiden Enden einer langen Tafel unter einem Berg von Papierstößen. Um diesen Tisch herum zieht sich eine Schranke, hinter der die Advokaten sich aufstellen, wenn sie ihre Vorträge halten. Gott weiß es, wie es die Richter anstellen, um sie zu hören, oder wie sie richten, ohne sie gehört zu haben. In der babylonischen Verwirrung dieses Saales möchte man sagen, daß die Gerechtigkeit nicht nur blind, sondern auch taub sey. Wenn man indeß sein Auge etwas an diesen Wirrwarr gewöhnt hat, so läßt sich wahrnehmen, daß die Bewegungen der Advokaten einen geregeltern Lauf nehmen, als man Anfangs dachte. Ihr Kommen und Gehen bildet zwei Strömungen, die sich ganz deutlich unterscheiden lassen, und längs des Saales sich zwar durchkreuzen, aber nicht vermischen. Die Ordnung dieses Zuges wird nur unterbrochen, wenn einer oder der andere Advokat in einer Angelegenheit beiseits gerufen, oder auf seinem Wege von einer Gerichtsschranke zur andern von seinem Klienten begleitet wird, der ihm in einem Athemzuge noch ein Mal seine Instruktion wiederholt.

Diesen eben beschriebenen Saal nennt man die äußere Kammer (the outer-house). Die richterlichen Bescheide, die hier ertheilt werden, sind bloß vorläufig und vermittelnd; sind die Parteien damit nicht zufrieden, so steht es ihnen frei, ihre Sache vor die in der innern Kammer (innerhouse) sitzenden Richter zu bringen. Diese theilen sich in zwei Sektionen und entscheiden in letzter Instanz. Das Geschwornengericht wurde erst in neuerer Zeit in Schottland eingeführt, und dient, den Sachbestand herzustellen; häufig halten die Geschwornen ihre Sitzung am gleichen Tage mit dem Gerichtshofe. Gewöhnlich ist ein Advokat gehalten, eine Sache durch alle Instanzen zu verfolgen. Man kann sich denken, wie sparsam einem nur einigermaßen in Anspruch genommenen Anwalte seine Zeit zugemessen ist, wenn man weiß, daß er an einem und demselben Tage auf der Stufenfolge der verschiedenen Richterstühle zwanzig Prozesse zu verhandeln hat; daß er alle die winzigsten Einzelnheiten, Gesetzbestimmungen und den Gerichtsumfang eines jeden Tribunals im Kopfe haben und bald von der innern Kammer an das Geschwornengericht, bald an die äußere Kammer und so umgekehrt gelangen muß — und alles Dieß ohne Verzug mitten in einem unermeßlichen Gewimmel, indem er sich durch die murmelnden Wogen zahlloser Köpfe im Saale und auf den Gängen Bahn bricht.

Und Wen hält man wohl für den Heros in diesem Pandämonium der Advokatenkniffe? Ein kleiner, wiewohl gut gewachsener Mann ist es, der, wie man seiner Eleganz auf den ersten Blick ansieht, täglich Nichts verabsäumt, was seine niedlichen Proportionen in ein günstiges Licht zu setzen vermag. Wäre sein Gesicht nicht in einem immerwährenden Wechsel begriffen, so würde hier der Versuch gemacht werden, die Züge dieses Proteuskopfes zu entwerfen, über den schon die besten Künstler in Verzweiflung gerathen sind. So erfahre man denn überhaupt nur so Viel, daß sein Gesicht eine ovale Form hat, fast gar kein Kinn, aber einen sehr schön geschnittenen Mund, von einem leichten Anfluge spöttischer Laune umspielt, die zuweilen auf seinen Oberlippen sichtbar wird, und eine sanft gebogene Nase. Eine reine Unmöglichkeit aber ist es, die Stirn dieses Gesichtes nur einen Augenblick als eine und dieselbe zu finden: bald ist sie glatt und ruhig, hoch und gewölbt; bald zieht sie sich in hundert gleichlaufende Runzeln gefurcht zusammen, und erscheint häßlich eingedrückt. Die Augen vollenden die Charakteristik dieser beweglichen Gestalt; sie sind groß und glänzend, aber es fehlt ihnen die klare Durchsichtigkeit, was ihnen einen kalten und räthselhaften Ausdruck giebt. Seine Stimme hat nur zwei Töne, der eine ist rauh und herbe, der andere klar und voll, obgleich nicht hoch. Seine Aussprache ist geziert, der Fehler einer jugendlichen Angewöhnung.

Dieß wäre ungefähr das Porträt Jeffrey's (wenn anders eines möglich ist), des Advokaten und Hauptkritikers der edinburger Review. Doch das Parlamentshaus ist die eigentliche Arena seines Ruhmes. Gewandt und lebhaft, niemals lärmend oder stoßend, durchschneidet er hier die wogende Menge mit der Geschmeidigkeit eines Aales, und plädirt eben so, wenn es sich bei der Sache, die er vertritt, nur um eine Rechtsform handelt; er fertigt sie so schnell und kurz als möglich ab, und schließt gewöhnlich mit einer witzigen oder sarkastischen Bemerkung. Wenn er einen völligen Prozeß zu führen hat, bindet er die Schnur seines Aktenstoßes auf, hält sein Augenglas vor das rechte Auge und beginnt seinen Vortrag ohne Athem zu schöpfen; man sieht, daß er jetzt erst in die Frage eindringt, sicher, daß seine Argumente auch ohne Anstrengung und Vorbereitung lichtvoll und wohlgeordnet folgen werden. Sobald er sich ein Mal in einer Sache auskennt, ist er jederzeit bereit, über sie, sobald die Reihe an ihn komme, seinen Vortrag zu halten, so verschieden auch die Natur des Gegenstandes von dem seyn mag, womit er kurz zuvor beschäftigt war. Diese Geschicklichkeit verdankt er der Gewohnheit, an seine Klienten oder Bureauarbeiter nur Einwürfe zu richten, als wollte er sich von ihnen widerlegen lassen. Man trifft oft ehrliche Landleute, die, so von seinen Argumenten in die Enge getrieben, ihren Rechtsfreunden Vorwürfe machen, daß sie sie zu einem so verzweifelten Prozesse aufgemuntert, oder wenigstens zu einem so zweifelvollen Anwalte gewiesen haben. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, am Gerichtstage Jeffrey ihre Gründe entwickeln und ihr Recht mit einer unwiderstehlichen Logik verfechten zu hören. Hier ein Beispiel seines eisenfesten Gedächtnisses: Eben hatte er einen langen Vortrag an die Geschwornen gehalten und sich niedergesetzt, um vielleicht zum ersten Male Athem zu schöpfen, als ihn einer seiner Schreiber am Aermel zupft und ihm in's Ohr flüstert, daß man auf ihn vor der innern Kammer warte, um ihn in einer Sache zu hören, deren Anwalt er sey. „Mein Gott," sagt Jeffrey, indem er sich erhebt, „ich habe ja länger als sechs Wochen nicht von der Sache reden hören — wovon handelt es sich denn?" — Der Schreiber, voll Herzensangst über die Verlegenheit, der er seinen Herrn und Meister entgegengehen sieht, beginnt in der Eile die Hauptpunkte anzudeuten. Aber kaum hat er die ersten angegeben, so ruft Jeffrey: „Schon gut, ich weiß schon" — und mit unbegreiflicher Schnelligkeit hält er einen seiner besten Vorträge; wenigstens einen, bei dem er die Frage mit den genauesten Einzelnheiten behandelt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Dichter Beranger erhielt, ohne darum nachzusuchen, das Kreuz der Ehrenlegion. Um nicht den Anschein zu haben, als suche er durch die Ablehnung desselben nach einer gewissen Celebrität zu haschen, hielt er es mit seinen Grundsätzen vereinbar, es anzunehmen, gab aber zugleich das feierliche Versprechen, es nie zu tragen. Beranger, bemerkt hiezu die Gazette literaire, gehört zu den Männern, die eine andere Auszeichnung verdienen, nämlich das Julius-Denkzeichen, aber eine Brust wie die seinige braucht durch kein Ehrenzeichen bereichert zu werden.

*

Der berühmte Maler und Reisende, Moriz Rugendas, ist kürzlich von Paris abgereist, um eine neue Reise anzutreten, die die Provinzen von Mexico, Columbien, Peru und Chili begreifen soll; seine hauptsächlichste Absicht ist, genaue Darstellungen von dem Charakter der Landschaften und Zeichnungen der Vegetabilien der heißen Zone zu sammeln, und sein ausgezeichnetes Talent in diesem Fache läßt die vortrefflichsten Leistungen darin erwarten.

*

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 152. 1 Juni 1831.

James Fenimore Cooper.

Nur wenige Schriftsteller werden noch unter so günstigen Konstellationen ihre Laufbahn betreten haben, als der große nordamerikanische Novellendichter. Fünfzehn Jahre eines Friedens, der nicht wie ein erquickender Schlummer nach heftiger Ermüdung auf den Völkern lag, sondern wie ein schwerer Alpdruck voll beängstigender Träume, waren einer Zeit gefolgt, in welcher Begebenheit auf Begebenheit sich drängte, eine großartiger und unerhörter als die andere, in der die riesenhaftesten Geburten, deren Kopf und Herz des Menschen fähig sind, die Welt mit Bewunderung und Schrecken erfüllten. Und diese Zeit mit allen ihren Wundern ging vor unsern Augen unter wie eine Zauberinsel, und aus dem überschwenglichsten Reichthum geschichtlichen Lebens waren wir plötzlich in eine wahre historische Dürftigkeit gerathen. Wie dem verarmten reichen Mann blieb uns Nichts mehr, als in Erinnerungen die verschwundene Herrlichkeit zu wiederholen, in Träumen sie noch ein Mal zurückzuleben. In dieser Hungersnoth der Gegenwart zehrten wir von den Schätzen der Vergangenheit, der zunächst gelegenen und entferntesten. Memoirenschreiber und Novellendichter theilten sich in die Sorge für unsern Unterhalt und unsre Unterhaltung; sie machten die wahren Armenpfleger dieser Zeit der magern Kühe. Ein neuer Napoleon war aufgestanden; der große Unbekannte, der Verfasser des Waverley unterwarf sich die Welt, die fünfzehn Jahre lang nur aus Novellenlesern und einigen andern Menschen zu bestehen schien, wie sie unter seinem Vorfahr nur aus Helden und Soldaten bestanden hatte — wie sie in der Zukunft vielleicht nur aus Journalisten und Völkern bestehen wird. Es ist aber mit der Lesbegier, wie mit der Neugier und jeder andern Leidenschaft, ein Mal aufgeweckt wird sie gleich Löwen, die Blut gekostet haben, von unbändigem Heißhunger ergriffen, und wehe Dem, der ihn aufgestachelt hat, ohne ihn ersättigen zu können. Helden und Schriftsteller sind schon diesem nimmersatten Ungeheuer erlegen, das unbarmherzig stets nach neuem Futter brüllt. Napoleon fiel, weil er den Völkern Nichts mehr geben konnte — als Kriege; sein Nachfolger würde bald seine Vorrathskammern erschöpft gesehen haben, und von der gereizten Lesewuth zerrissen worden seyn, wären ihm nicht Legionen von Novellenschreibern zu Hülfe gekommen, oder wäre unser Hunger nicht so grimmig geworden, daß uns jede Gabe willkommen war, daß wir Alles ergriffen und verschlangen, was uns unter die Hände kam. Man darf nur an Clauren erinnern, um alle die abscheulichen Mahlzeiten ins Gedächtniß zu rufen, die damals unser appetitus spurius hinunter zu würgen im Stande war.

Wer konnte in so bedrängter Zeit so wie gerufen erscheinen, als Jemand, der unsern Hunger nicht bloß überhaupt vollauf zu sättigen, sondern auch mit Leckerbissen zu füttern verhieß, die, in einem fernen Hesperien gewachsen, noch von keines Menschen Zunge gekostet worden? Amerika sendete uns diesen köstlichen Mann — ein Land, das, wie man glaubte, weder von Schriftstellern noch von Lesern bewohnt sey, von dessen Literatur wir eben so wenig einen Begriff hatten, als vor Columbus von seiner Existenz überhaupt — Amerika, dessen frühreifer Jugend man alle poetische Zeugungskraft absprechen zu müssen glaubte, aus dessen Unfruchtbarkeit an Dichtern und Künstlern man mit Vergnügen den Schluß zog, daß unter dem allzu scharfen Lichtstrahl der modernen Freiheit und Aufklärung die Blume der Kunst und Poesie nicht fortkommen könne, die nur unter dem Schattendunkel mittelalterlicher Formen sich gedeihlich entfalte. Man darf wohl sagen, daß man Cooper's Schriften zuerst mit dem Gefühle aufschlug, in welchem man hinter den Vorhang der Buden trat, in denen einige Zeit zuvor seine bodungudischen Landsleute um wenige Groschen zu sehen waren. Und wie überrascht und befriedigt legte man sie aus der Hand, mit wie freudigem Ungestüm lief man in die Leihbibliothek, um zu fragen, ob denn Cooper's neue und neueste Werke noch in keiner lesbaren Uebersetzung erschienen seyen?

In welcher neuen ungeahneten Schönheit trat aber auch der Sohn der Atlantis hervor! Gleich Columbus breitete er seine Segel nach einem uns noch unbekannten Meere, und glücklich wie er öffnete er uns eine neue Welt. Europa begrüßte ihn mit freudigem Zuruf als den amerikanischen Walter Scott, indem es in ihm den Beruf erkannte, gleich diesem der Porträtmaler seines Volkes zu werden; gleich diesem die Sitten seiner Nation zu beschreiben, ihre Thaten zu verherrlichen, die erhabene Schönheit einer ganz eigenthümlichen Natur zu malen, vorzüglich aber der Herold von seines Vaterlandes Ruhm und Freiheit zu werden, und für Amerika, das groß und herrlich dasteht in der Toga der religiösen und politischen Freiheit, auch den Lorbeer der intellektuellen zu erringen.

Wenn der transatlantische Dichter unter dem Einfluß so günstiger Verhältnisse seine Laufbahn betreten konnte und so zu sagen

überall die Lorbeerkränze schon fertig und die Hände bereit fand, sie ihm aufzusetzen, so muß andrerseits zugestanden werden, daß sein Verdienst nicht hinter seinem Glück zurückblieb. Man pflegt zu sagen, es sey leichter, den Sieg zu erringen als ihn zu benützen; man muß noch hinzusetzen: auch der Ruhm ist leichter zu erwerben als zu erhalten. Eine Menge Celebritäten unsrer Tage haben wir ihren eigenen Leichenzug begleiten sehen. Der Pulverknall der Freudenschüsse, mit denen das jubelnde Publikum sie begrüßte, war zugleich ihre Grabessalve. Für Cooper's Verdienst spricht aber eben nicht sowohl die schnell erworbene als die bis auf diese Stunde noch nicht gealterte Gunst der Lesewelt, die zwar leichtsinnig ihren Beifall verschwendet, aber wenn sie sich getret hat, ihre Täuschung, statt darüber beschämt zu seyn, empfindlich an ihrem Liebling rächt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Lage der hottentotischen Bevölkerung auf dem Kap.

(Fortsetzung.)

Die Hauptmaßregeln, welche von der britischen Regierung seit der Wiedereroberung des Kaps in Bezug auf die staatsbürgerliche Lage der Hottentoten ergriffen wurden, sind in den Proklamationen des Earl von Caledon vom 1 November 1809, des Sir James Cradbock vom April 1812 und des Lord Charles Somerset vom August 1817, und Julius 1819 enthalten.

Es handelte sich in dem erstern dieser Dekrete zunächst darum, den Hottentoten einen höhern Grad von Sicherheit in ihren Dienstverhältnissen mit den Kolonisten zu gewähren, ihnen fixe Wohnsitze anzuweisen, und zu bewirken, daß sie fürder nicht willkürlich von einem Ort nach einem andern versetzt werden könnten. Sogar scheint es, man habe die Hottentoten, mit den übrigen freien Einwohnern auf gleichen Fuß stellen wollen; denn das Gesetz schrieb vor, jeder Landdrost sollte in seinem Bezirk ein Buch führen, worin ihre Namen und Aufenthaltsorte einzutragen wären, und sie sollten wie alle anderen Klassen, außer den Sklaven, sich nur mit einem Certifikat von Seite der Behörde zu versehen brauchen, um ihren Wohnplatz ungehindert verlassen zu können. Daß die Hottentoten in verschiedenen Gegenden der Kolonie sich im Besitz von Eigenthum befanden, und daß sie namentlich einen Theil ihres Unterhalts durch die Viehzucht gewannen, ist eine Thatsache, die nie einem Zweifel unterlegen zu seyn scheint. Die Zahl ihrer Ortschaften nahm zwar in der letzten Zeit beträchtlich ab; doch blieb ihnen noch immer die Möglichkeit einer Entschädigung oder einer Wiedereinsetzung, und ein Ort, Suurbrach, in dem Bezirk Schwellendam, ward ihnen durch den Earl von Caledon wirklich zurückgegeben. Um so mehr muß man sich wundern, daß man aus seiner Proklamation ihre gesetzliche Unfähigkeit Grundeigenthümer zu seyn abgeleitet hat, und daß sie auch von diesem Datum an, mit sehr wenigen und späten Ausnahmen, nie mehr Grundeigenthümer gewesen sind. Auf eine von der Regierung an den Landdrost von Uitenhage deßhalb gerichtete Frage, erwiederte dieser, er wisse von keinem Fall, wo ein Hottentote in seinem Distrikt Land innegehabt; nach seinen Verhaltungsbefehlen würde er dazu nie seine Einwilligung gegeben haben; auch glaube er, daß solange der weite Abstand zwischen ihnen und der sogenannten Bengherklasse fortbestehe, eine Abweichung von dem gegenwärtigen System nicht zulässig sey. Der Landdrost mag nämlich einen Hottentoten nach Gutdünken einkerkern und bestrafen, einen Bengher aber nicht ohne den Erlaß eines Gerichtshofs. Ein anderer Grund, davon hergenommen, daß sie zum größten Theil keine Christen seyen, wurde von einem Kronfiskal erwähnt; wiewohl man in mehreren Fällen, als Mohammedaner Grundeigenthum erwarben, diese Einwendung nicht geltend machte. Allein selbst die Missionsinstitute konnten es ja nicht dahin bringen, daß man ihnen hinlängliche Ländereien für ihre Hottentoten zutheilte, obgleich hier der Vorwand der Religion wegfiel. Das oben berührte Gesetz wegen eines Certifikats oder Heimathsscheins aber, dessen der Hottentote benöthigt war, wenn er seinen Aufenthaltsort verändern wollte, ergänzt sich durch eine zweite Verordnung, vermöge deren er von dem Herrn, dem er diente, oder von dem Beamten seines Distrikts sich zu jenem Behuf noch einen besondern Paß ausfertigen lassen mußte, widrigenfalls er als Landstreicher eingezogen zu werden in Gefahr stand; jedem Kolonisten kam hiebei das Recht zu, ihm den Paß abzufordern, und wenn er keinen vorzeigen konnte, ihn zu verhaften. Man kann sich denken, daß in einer Zeit, als wegen Verbots der Sklaveneinfuhr die Nachfrage nach freien Arbeitern sich steigerte, die Einwohner, unter deren Aufsicht somit die Hottentoten standen, nicht selten die nichtigsten Vorwände benützten, um sich ihrer Personen zu bemächtigen.

Der wichtigste Punkt der Proklamation des Earl betraf die auf eine längere Zeit als einen Monat abzuschließenden Dienstverträge. Damit rücksichtlich der Bedingungen, worüber man übereingekommen, nie Zweifel entstehen könnten, sollten von allen Kontrakten die Urkunden abschriftlich bei dem Fiskal, dem Landdrost oder dem Veldcornet hinterlegt werden. Daß diese Beamten auf die Abschließung selbst manchen Einfluß ausübten, begreift sich um so leichter, als der Arbeitslohn keinen bestimmten Maßstab hatte, und dabei immer sowohl der Charakter der Herren als die Art und Quantität der Arbeit in Betracht gezogen werden mußte; wie denn z. B. die Hottentoten lieber einem holländischen Bauer dienten als einem englischen Ansiedler, der sie besser bezahlte, aber mehr Arbeit von ihnen verlangte. Nach einer Berechnung des Fiskals vom J. 1823 stand in der Kapstadt der Arbeitslohn im Ganzen höher als in den Distrikten Uitenhage, Graaff Reynett und Worcester, variirte jedoch dermaßen, daß Einer 100 Rthlr. nebst Kost des Jahrs erhielt, während ein Anderer sich mit Kost und Kleidung begnügte; in Uitenhage wurde ein hottentotischer Knecht gewöhnlich mit 60, oft nur mit 30 Rthlr. gedungen, und eine Hottentotin verdiente in der Regel nicht mehr als Nahrung und Kleidung. Zuweilen darf der Hottentote einen Ochsen oder eine Kuh nebst Kalb mit dem Vieh seines Herrn auf der Waide laufen lassen, so daß er dadurch in Stand gesetzt wird, seine Ersparnisse zu vermehren und zu erhalten. In dem Distrikt Graaff Reynett sind die Arbeiter am Wohlfeilsten, was daher rührt, daß man sich dort so leicht die Dienste der Buschmänner verschafft. Wie es scheint, wurden die hottentotischen Arbeiter früher in der Berechnung der ihnen von ihren Herren verabfolgten Gegenstände des Bedürfnisses sehr über-

vortheilt; daher verfügte der Earl von Caledon, daß durch die Veldcornets der Distrikte darüber eine Gegenrechnung geführt werden solle, und den Kolonisten verbot er, wegen einer dahin einschlagenden Schuldforderung Hottentoten den Austritt aus ihren Diensten zu verweigern, oder deren Weiber und Kinder als Unterpfänder zurückzuhalten. Eben so sollten sie keine geistigen Getränke irgend einer Art verrechnen dürfen. Mochten diese Gesetze auch noch so gut gemeint seyn, so läßt sich doch nicht behaupten, daß sie ihren Zweck erreichten, und einige Beispiele von höhern Beamten, welche in die gesetzliche Geldbuße von 100 Rthlr. verfielen, beweisen zur Genüge, daß die Zahl der niederen Uebertreter nicht gering war. Betrachtet man, daß die meisten Kontrakte bloß auf ein Jahr und darunter eingegangen wurden, so könnte man meinen, die Hottentoten hätten alle Freiheit genossen, Dienst zu nehmen, wo und solang sie wollten. Indeß bei näherer Ansicht verhält sich die Sache etwas anders. Wenn der Hottentote aus dem Dienst trat, so meldete er sich bei seinem Veldcornet, und ließ sich von ihm einen Paß ausstellen, um einen neuen Herrn zu suchen. Aber dieser Paß war bloß für den Distrikt gültig, und die Dauer desselben hing von dem Beamten ab. Begehrte er die Grenze des Distrikts zu überschreiten, so mußte er sich an den Landdrost wenden. Diese beiden Beamten verfuhren hiebei nach reiner Willkür. Die Pässe lauteten höchstens auf 6 oder 8 Tage, und oft wurde den Hottentoten darin eingeschärft bedacht zu seyn, daß sie augenblicklich wieder einen Herrn bekämen. Bei der zerstreuten Lage der Dörfer und Meiereien kostete es nun den Veldcornets und Landdrosten wenig Mühe, durch Abkürzung der Wanderungserlaubniß sich zu Monopolisten der Arbeiter in ihrem Distrikte zu machen. Die Hottentoten hatten das Recht einen Dienst aufzugeben, zugleich aber die Verpflichtung wieder in einen andern zu treten; so waren sie also zu ewiger Knechtschaft verurtheilt; denn zögerten sie sich von Neuem zu verdingen, so thaten sie es wie gesagt auf die Gefahr, als Landstreicher behandelt und ins Gefängniß geworfen zu werden, woraus sie sich nur erlösten, wenn sie einen Herrn fanden, der sie — natürlich für sie nicht unter den günstigsten Bedingungen — unter seine Obhut nahm und die Atzungskosten bestritt.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Chronik.

Mémoires, Souvenirs et Anecdotes sur l'intérieur du Palais de Charles X, par M. Theodore Anne, ex-garde du corps. Paris 1831.

Die politische Lebendigkeit der Franzosen spricht sich auch in ihrer Sucht aus, Memoiren zu schreiben. Niemand hält sich dort für so unbedeutend, daß er nicht auch ein Wort sollte darein reden dürfen über die Leitung und Bewegung des großen Staatsschiffes, hätte er darauf auch nur als Kajütenjunge gedient; Jedermann glaubt sich wichtig und hoch genug gestellt, als daß er nicht dafür halten sollte, der Welt müsse unendlich viel daran gelegen seyn, zu erfahren, was er von ihrem Stande und Laufe denke, und in wie fern er an ihrem gewaltigen Räderwerke vor- oder rückwärts geschoben. Vom Küchenjungen bis zum Marschall, vom Freudenmädchen bis zur Hofdame haben wir schon Memoiren gelesen, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn auch ein königlicher Gardist die Feder ergreift, zumal da ihm so unsanft das Schwert aus der Hand geschlagen worden ist — wenn er die Feder ergreift, und in seiner philosophischen Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel so gut wie der verbannte kleine Erderschütterer auf St. Helena Denkwürdigkeiten aus seinem Leben schreibt.

Es läßt sich denken, daß man in beiden, in seinem Leben und in seinem Denkbuche, wenig Mehr erwarten darf, als was eben für einen ordentlichen Gardisten nebenbei abfällt, gleichsam die Hobelspäne und Splitter auf dem großen Bauplatze der Staatsbegebenheiten: ein Wort, eine Geschichte, eine Anekdote, die aus den Vorzimmern die große Treppe hinab an der Wachtstube vorbei in die Stadt hinausläuft, hie und da einen Blick in die Salons hinein, wenn die Thüre aufgeht, oder wenn es hoch kommt, eine Bemerkung über Den oder Jenen, der auf den Hintertreppen da- oder dorthin gelangt ist — einen Wink über große Begebenheiten aus kleinen Ursachen. Wenn unser Memoirenschreiber größtentheils nur vom Hörensagen berichtet, so muß man ihm doch auf der andern Seite zur Ehre nachsagen, daß er sich durchaus sehr bescheiden und unparteiisch ausspricht: bei aller tiefen Ehrfurcht vor der Legitimität und mit aller Ergebenheit gegen die Mitglieder des gestürzten Königshauses ist er dennoch nicht blind gegen die Mißbräuche des Hofes und die Erbärmlichkeit, den Uebermuth und die Habgier der Hofschmeichler, die den schwachsinnigen Karl X in's Verderben gestürzt haben. Eine Menge Anekdoten, aus denen der größte Theil des Buches besteht, insbesondere die von Talleyrand, sind zu weltbekannt, als daß sie hier wiederholt zu werden verdienten. Wir geben hier nur ein Paar Auszüge, die vielleicht von größerem Interesse sind.

Mit dem Titel eines Generalmajors der königlichen Garde verband der Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, auch den eines Großkanzlers der Ehrenlegion. Sollte es wahr seyn, daß er bis zum 26 Julius 1830 im Genusse folgender Gehaltsbezüge war? Als Großkanzler der Ehrenlegion bezog er, laut unserm Gewährsmanne, 100.000 Fr.; als Marschall von Frankreich 40.000; als Generalmajor der königlichen Garde 25.000; als Staatsminister 16.000; als Pair von Frankreich 12.000; als Großkreuz der Ehrenlegion 6.000; als Befehlshaber der fünfzehnten Militärdivision 5.000; außerdem hatte er das Hotel der Großkanzlei zur Wohnung, Möbeln, Heizung u. s. w., was auf 30.000 Fr. angeschlagen werden kann; somit ein Einkommen von 234.000 Fr. Indeß hat der Hr. Marschall durch die Juliusrevolution keinen besondern Verlust erlitten; zwar verlor er mit seiner Stelle als Staatsminister und Generalmajor 41.000, allein es blieben ihm doch immer noch 193.000 Fr., wobei er sich zu trösten wissen wird. Hat die Julius-Revolution überall so Wenig reduzirt und reformirt, so darf man wohl sagen, daß es sich nicht der Mühe verlohnt hat, ihretwegen das schöne pariser Straßenpflaster zu verderben.

„Die Jagden des Königs," sagt unser Gardist an einer andern Stelle, „auf denen man gewöhnlich 12 bis 1500 Stücke Wild erlegte, fielen größtentheils der Jägerei und den Großwürdeträgern des Palastes in die Tasche; jeder erhielt davon seinen Theil und verkaufte ihn auch unverzüglich. Das Jagdpersonal hatte wenigstens darauf einen rechtmäßigen Anspruch, aber für die Hofleute war es bloß eine Begünstigung. Auf der Reise nach Compiegne hätten wir gern oft ein Stück Wild gehabt, um unsern Freunden damit ein Geschenk zu machen; aber da gab es Nichts für uns. Wenn man so uns, die die Mühe und Arbeit hatten, von allen diesen so unbarmherzig hingeschlachteten Thieren nicht eine Klaue zukommen ließ, so konnten wir doch gleich darauf für unser Geld haben, was wir wollten, Kapaune, Hasen, Rehe u. s. w.; denn eine Stunde nach der Jagd wurde Alles von den großen Herren versteigert, denen der König damit ein Geschenk gemacht hatte; das aus diesem schändlichen Verkaufe erlöste Geld diente Abends zum Ecarté in den Salons des Königes."

„Die Vorrechte, deren sich die Garden zu erfreuen hatten, erzählen die Denkwürdigkeiten unsers Gardisten ferner, „gaben oft zu Verdrießlichkeiten zwischen unsern Chefs und denen der übrigen Armeen Anlaß. Im Jahre 1823, als der Dauphin von Ludwig XVIII zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernannt wurde, ließ man zu diesem Feldzuge eine Schwadron von jeder Kompagnie der Leibgarde des Königs und Monsieurs, unter den Befehlen des Generals Oudenarde, aufbrechen. Als dieser mit seinen Truppen zu Pau angekommen war, eilte er voraus und begab sich nach Bayonne, um dort die Befehle des Dauphin zu empfangen. Als er dort ankam, war die erste Person, die ihm begegnete, der General Guille-

minot, Majorgeneral der Armee. „„Guten Morgen, General,““ sagte Graf Guilleminot, „„Sie kommen mit der Garde; gut, Sie werden morgen Ihre Ordres erhalten.“ — „„Mein Herr,““ erwiederte der Graf Oudenarde, „„als ich Paris verließ, beehrte mich der König mit einer mündlichen Unterredung, und Se. Maj. geruhte mir zu sagen, daß ich Tag für Tag meine Befehle aus dem Munde seines Neffen zu erhalten habe; diese für die Truppen, die ich befehlige, ehrenvolle Prärogative werde ich nicht aufgeben, und mich unmittelbar an den Prinzen wenden, um seinen Willen zu erfahren“““ „„Wie es beliebt,““ sagte ganz kalt General Guilleminot, „„weil Sie keine Ordres wollen, so sollen Sie auch keine erhalten.““ — Dieser Unterredung, wahr oder falsch, die unter den Truppen in Umlauf kam, schreibt man die Unthätigkeit der Garden während dieses Feldzuges zu. Sie befanden sich noch zu Bayonne, als das Heer schon zu Burgos stand, und zu Burgos, als es bereits vor den Mauern von Madrid ankam. Jetzt erst ließ man sie in Eilmärschen nachkommen, um dem Einzuge in Spaniens Hauptstadt beizuwohnen; aber sie blieben auch hier in Garnison, während das übrige Heer gegen Cadix vorrückte. Nur eine Abtheilung von vier und zwanzig Mann wurde entsendet, um in Chiclana Ferdinand VII zu empfangen und nach Madrid zu geleiten. Diese vier und zwanzig Offiziere erhielten alle den Orden des heiligen Ferdinand. Die fünf Schwadronen hatten anderthalb Jahre den Dienst bei Sr. spanischen Majestät, und kamen erst im Jahre 1824 nach Frankreich zurück; aber alle Soldaten, alte und junge, bedauerten, daß man ihnen keine Gelegenheit gegeben hatte, Proben ihres Muthes abzulegen. Da hat man ein Beispiel, wie es oft mit großen Begebenheiten geht, und wie oft Die weit vom Ziele schießen, die davon die Ursachen aufzusuchen streben!“

Statistik des oberrheinischen Departements.

Die industrielle Gesellschaft von Mühlhausen verdient immer mehr unter den achtungswerthesten gemeinnützigen Vereinen Frankreichs genannt zu werden, und eine ihrer preiswürdigsten Bestrebungen ist sicherlich die Veranstaltung einer ausführlichen Statistik des oberrheinischen Departements, die durch die gemeinsame Mitwirkung ihrer Mitglieder vor einigen Jahren unternommen wurde. Von dieser schätzbaren Arbeit sind nun die beiden ersten Lieferungen in gr. 4. und schön gedruckt erschienen. Die eine läßt zwar, wofern, wie nicht zu zweifeln, alle vorhandenen Materialien benutzt worden, nicht verkennen, daß mancherlei wissenschaftliche Beobachtungen und Forschungen in dieser Gegend bis dahin noch ziemlich vernachlässigt waren, und daß Frankreich in Bearbeitung der Statistik noch hinter mehreren Ländern, wie Preußen namentlich, zurücksteht. Eben so mag zu erinnern seyn, daß die vielen Tabellen über die industrielle Produktion, welche das andere Heft enthält, so viel uns bekannt, sich auf das Jahr 1827 beziehen, und daß diese in Folge der Krisis von 1828 und der seitherigen allgemeinen Lähmung des Handels bedeutend sich vermindert hat. Immerhin bleibt diese Uebersicht als numerischer Beleg für die erstaunenswürdige Entwickelung der dortigen Industrie in jenem Zeitpunkte höchst interessant, und um so mehr, da die Angaben mit aller bei solchen Aufnahmen nur zu erwartenden Genauigkeit beigebracht zu seyn scheinen — und Wer sollte übrigens nicht auf eine baldige Rückkehr besserer Zeiten hoffen!

Die Gesammtfläche des oberrheinischen Departements wird, da die Katastrirung noch nicht vollendet ist, zu 582,200 Hektaren berechnet; davon betragen die Waldungen 152,000, die Aecker 158,000, die Weinberge 11,200, die Wiesen 50,500.

Das Departement ist in drei Arrondissemens getheilt; Kolmar mit 139, Altkirch mit 160 und Belfort mit 191 Gemeinden. Von 574 Wahlmännern im Jahre 1828 kamen auf Kolmar 311, auf Altkirch 149, auf Belfort 114. Der höchst Besteuerte zahlte an direkten Steuern 8228 Fr. Im J. 1814 wurden 524,000 Einwohner gezählt, und 1824 370,000; davon 319,000 Katholiken, 38,500 Protestanten, 11,240 Juden und 019 Wiedertäufer. Seit dem Jahr 1827 ist aber die Bevölkerung offiziell zu 408,740 S. bestimmt. Die Bevölkerung von Mühlhausen ist zu 21,000, die von Kolmar zu 14,700 S. angegeben. Auf 60,000 Mann stellt das Departement 728 zur Armee. An die Staatseinnahmen aller Art lieferte es im J. 1828 9,797,000, und von den Ausgaben kamen ihm wieder zu 7,436,000 Fr., so daß der Fiscus einen Ueberschuß von 2,360,000 Fr. bezog. Die Kommunaleinkünfte betrugen 1,287,000 Fr. An den katholischen Gottesdienst zahlt der Staat 276,000 Fr.; an den protestantischen 45,500 Fr. Der Synagogen sind 53.

Die 1818 gegründete gegenseitige Departemental-Versicherungsanstalt hat gegenwärtig ein Kapital von 95 Mill. Fr. versichert, obschon sehr viele Gebäude in den pariser Versicherungsanstalten stehen.

Die Agrikulturproduktion ist angegeben: Waizen zu 542,000 Hektoliter; Roggen zu 141,000; Gerste zu 228,000; Hafer zu 132,000; Kartoffeln zu 1,166,000; Wein zu 276,000; Bier zu 72,000; Hanf und Flachs zu 828,000 Kilogrammen; 957 Mahlgänge liefern 50 Mill. Kilog. Mehl.

Der Viehstand beträgt 22,645 Pferde, 15,400 Ochsen, 57,600 Kühe, 56,000 Schafe.

Fünf Hochöfen liefern mit 610 Arbeitern über 8 Mill. K. Masseleisen und 403,000 K. Gußwaaren; der Frischfeuer sind 23, der Eisenhämmer 32; 1 Drahtzug mit 56 Zügen liefert 320,000 K. Eisendraht; 4 große Konstruktionsanstalten beschäftigen 750, 19 kleinere 383 Arbeiter; die Kupferwerke liefern 65,000 K. Kupferdraht, 15,000 K. laminirtes Kupfer, 100,000 K. Messingdraht und 20,000 K. lamin. Messing; die berühmte Manufaktur der HH. Japy in Beaucourt beschäftigte 2145 Arbeiter, verbrauchte an 300,000 K. Eisen, 15,000 Stahl, 40,000 Messing etc. und lieferte jährlich:

mit ungefähr	900	Arb.	an	144,000	Dutzend rohe Uhrwerke
—	600	—	—	244,000	Großer Holzschrauben u. dgl.
—	500	—	—	96,000	— Charniere, Knöpfe etc.
—	60	—	—	4,500	Dutzend Schlösser u. a.
—	50	—	—	7,200	— Feilen,
—	55	—	—	5,000	Kil. Küchengeschirr.

Die chemische Fabrik in Thann produzirt 250,000 Kil. Schwefelsäure, 100,000 K. Salzsäure, 20,000 K. salzs. Zinn, 150,000 K. Soda etc.; 124 Kalk- und Ziegelöfen gaben 14 Mill. Kil. Kalk und 7½ Mill. Stück Ziegel- und Backsteine; außerdem wurden 8½ Mill. Backsteine nach ländlicher Art in Feldöfen gebrannt; zwei Papiertapeten-Fabriken (in Rixheim) geben mit 54 Drucktischen und einer Druckmaschine 121,000 Rollen.

Ueber die verhältnißmäßig wichtigste, die Baumwollenindustrie, enthält diese Statistik folgende Angaben: An Baumwolle werden konsumirt 34,500 Ballen oder 4,150,000 Kil. Der Spinnereien sind 49 mit 10,240 Arbeitern und 466,000 Spindeln; sie liefern 5,700,000 Kil. Garn, und verbrauchen (für die Dampfmaschinen) 9,810,000 K. Steinkohlen. Die Dampfkraft, die die einen treibt, beläuft sich auf 424 Pferdekraft, die Wasserkraft bei den andern auf 560 Pferdekraft. Die Baumwollweberei zählte 21,650 Handstühle und 426 mechanische (letztere haben sich seitdem auf einige Tausend vermehrt) und liefert mit 23,550 Arbeitern 718,000 Stück von 26 bis 29 Stab Länge; und zwar 547,000 St. Kalikos, 29,000 St. Perkale und Musselin, 42,000 St. Siamoisen und 72,000 St. Gingans u. a. Der Indiennedruckereien waren 27 mit 11,248 Arbeitern; 5847 Drucktischen und 30 Druckmaschinen. Diese verbrauchten 5,740,000 Kil. Steink. 1½ Mill. Kil. Krapp; 104,990 K. Soda, 126,000 Kil. Potasche, 458,000 Kil. Salzsäure u. s. w., und produzirten 369,000 Stück Ellenwaaren, 241,700 St. Halstuchzeug und 17,400 St. Musselin.

Vermischte Nachrichten.

Am 18 März d. J. ist auf den nishne-tagilschen Hüttenwerken, den Erben des Geheimenrathes Demidow gehörig, eine Platinastufe von 20 Pf. 2½ Solotnik gefunden worden, wovon beim Aufdecken der Schichte ein Stückchen von 46 Solotnik absprang. Die größte bis jetzt gefundene Platinastufe, im Bergskorps befindlich, wiegt 10 Pf. 54 Solotnik.

Die ärztlich-botanische Gesellschaft von London hat als Preis eine goldene Medaille für die Lösung folgender Frage ausgesetzt: „Welche vegetabilische Substanz kann mit Erfolg in der Wasserscheu angewendet werden?“ und eine silberne für die beste Abhandlung „über die medizinischen Eigenschaften und den Gebrauch einer einheimischen Pflanze, die noch nicht hinlänglich bekannt ist, oder über die neue Anwendung einer andern einheimischen Pflanze.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 153. 2 Junius 1831.

Die Eingebornen von Australien. *)

Ob man gleich noch keinen ernstlichen Versuch gemacht hat, die Eingeboenen Australiens zu civilisiren, so ist doch in Betreff ihrer eine Meinung vorherrschend, welche sie geradezu der Bildung zu gesitteten Menschen für unfähig erklärt. Nach dieser Ansicht ist Nichts natürlicher, als daß sich ihr Verhältniß zu den europäischen Ansiedlern nach denselben Grundsätzen gestaltet, welche auf ein bloß von wilden Thieren bevölkertes Land, welches kolonisirt werden soll, in Anwendung gebracht werden. Sind die Australier harmlos genug, die Einwanderer ungestört auf ihrem Boden wirthschaften zu lassen, so gestattet man ihnen durch allmähliche Verminderung ihrer Unterhaltsmittel langsam abzuzehren; sind sie nicht ganz so zahm, so rottet man sie aus. Diese beiden Verfahrungsweisen schienen auf Neu-Süd-Wallis und Vandiemensland bereits gegen sie eingeleitet zu seyn; dort werden sie in das Innere zurückgedrängt, um, wenn sie auf feindliche Horden stoßen, sich unter einander aufzureiben; hier, wo sie von entschlossenerem Charakter sind, befinden sie sich in einem offenen Kriegszustand mit den Kolonisten, deren überlegenen Waffen sie über Kurz oder Lang unterliegen müssen. Nach den neusten Nachrichten aus Tasmanien lag der Gouverneur mit dem sechsten Theil der Bevölkerung wider die schwarzen Eingebornen zu Felde.

Sollte diese inhumane Politik sich dadurch rechtfertigen, daß wirklich die Vorsehung einen Theil des Menschengeschlechts mit einer so kleinen Gabe der Vernunft ausgerüstet hätte, daß es für denselben unmöglich wäre, sich über das Maß des thierischen Instinktes zu erheben, und daß man folglich nicht sehr bedauern müßte, wenn eine solche Gattung unterginge? Bis jetzt waren es hauptsächlich die Kolonisten, welche jenes Verdammungsurtheil über die Australier aussprachen, wie es einst die Sklavenhändler waren, welche die geistige Niedrigkeit der Afrikaner behaupteten, und daraus das Recht abzuleiten versuchten, dieselben in Sklavenketten zu schlagen. Daß es hintennach Physiologen gab, welche die unedlere Organisation des Negervolkes bewiesen, darüber wird sich Niemand wundern, der sich erinnert, wie oft die Diener der Wissenschaft den gröbsten Vorurtheilen huldigten. Siegreich haben die Afrikaner ihre Ebenbürtigkeit erhärtet; ob es auch die Australier thun werden, muß die Zeit lehren. So Viel ist gewiß, daß die Mehrheit der Zeugen, welche in dieser Sache sich vernehmen ließen, nicht für unbefangen gelten können. Was soll man dazu sagen, wenn vor etwa zehn Jahren die Zeitungen von Sydney als das einfachste Mittel, wie man sich der Eingeboenen in der Nähe des Hunterflusses entledigen könne, vorschlugen, sie zu vergiften, mit dem Beisatz, daß schon an mehreren Orten zu dem Ende ein ätzendes Sublimat bereitet worden? In den Kolonial-Times, auf Vandiemensland, liest man unterm 6 Julius 1827. „Die Bewohner des zweiten westlichen Distrikts haben in der letzten Woche eine ungeheure Menge Neger getödtet; man umringte sie, während sie um ein Feuer herum saßen, und die Soldaten wie die Uebrigen gaben aus einer Entfernung von dreißig Schritt auf sie Feuer.“ Hat man hieran noch nicht genug, so erwähnen wir noch, daß ein gelehrter Advokat zum Besten seines Clienten, der eines an einem Eingebornen vorsetzlich verübten Mordes angeklagt war, auf Baco's, Puffendorf's und Barbeirac's Autorität gestützt, ohne Weiteres behauptete, Wilde, welche Menschenfleisch genössen (was von dem fraglichen Eingebornen geschehen seyn sollte), seyen durch die Gesetze der Natur geächtet, und mögen von Rechtes wegen umgebracht werden.

Einzelne Stimmen konnten sich gegen diese Barbarei erheben; aber sie waren Stimmen eines Predigers in der Wüste. So beklagte ein Kommissär der britischen Regierung in einem offiziellen Bericht die Uebel, welche die Europäer durch ihr böses Beispiel allein über die Eingebornen Australiens brachten, und ein Würdeträger der anglikanischen Kirche äußerte in seiner Antrittsrede an die Geistlichkeit von Vandiemensland den Schmerz, den jeder rechtschaffene Mann empfinden müsse, wenn er diese Unglücklichen nach einem fünfzigjährigen Verkehr mit einem christlichen Volk in dem Zustand ihrer ursprünglichen Verwilderung erblicke. „Ich kann,“ fügt er hinzu, „selbst noch einen Schritt weiter gehen, und meine Besorgniß ausdrücken, daß durch unsere Niederlassung in ihrem Lande ihre Existenz, so elend man dieselben damals auch schilderte, sich wo möglich noch verschlimmert hat. Je zahlreicher und ausgedehnter ihre Handelsberührungen mit den Europäern wurden, um so mehr verloren sich die ihrem Charakter eigenthümlichen guten Eigenschaften, während sie von uns sich bloß aneigneten, Was tadelhaft und schlecht war.

*) The present state of Australia; a description of the country, its advantages and prospects, with reference to emigration; and a particular account of the manners, customs and condition of the aborigines inhabitants. By Robert Dawson. London 1830.

Das empörendste Schauspiel, so sich Jedem darbietet, der an diesen Gestaden anlandet, ist die Erscheinung dieser vormaligen Landesherren in einer Versunkenheit, die sie größten Theils der Liebhaberei für berauschende Getränke verdanken, die wir ihnen mittheilten, und die von so manchen Personen noch fortwährend aufgemuntert wird, statt daß sich von der höhern Bildung, worauf sie Ausoruch machen, und von dem Christenthum, wozu sie sich bekennen, doch wohl etwas Anderes erwarten ließe."

(Fortsetzung folgt.)

James Fenimore Cooper.

(Schluß.)

Die Wärme, mit der Cooper sein Publikum zu durchdringen wußte, ging aber auch nicht von einem leichtverlodernden Strohfeuer blendender Effekte aus, sondern von der stillen und ewigkräftigen Flamme des Genius. Kein Schriftsteller der neuesten Zeit hat sich auf einen so weiten Gesichtskreis über die menschliche Natur zu erheben gewußt, keiner ist tiefer in die Geheimnisse des menschlichen Herzens eingedrungen. Nur wenige verstehen es wie er, die Momente der stärksten Wirkung zu finden, und keiner sie mit so viel Verstand auszuarbeiten. Wenn seine Erfindungen es zuweilen verfehlen, uns mit Windesflug fortzureißen, so ist dafür seine Geschicklichkeit in der Charakterzeichnung ihres unwiderstehlichen Zaubers sicher, und sollte er auch darin fehlgegriffen haben, so hat er immer noch die bloße Beschreibung irgend eines stillen abgelegenen Waldflecks, einer wüsten Einöde oder eines Schiffrumpfes, der aus dem blauen Gewässer taucht, oft auch einen noch geringfügigeren Gegenstand in Bereitschaft, um die entweichende Aufmerksamkeit des Lesers von Neuem zu fesseln, so daß man ihm schwerlich entkommen kann, ohne sein Buch bis zur letzten Zeile durchlesen zu haben. Bei diesen Schilderungen trägt er oft kein Bedenken, in einer und derselben Dichtung einen und denselben Gegenstand drei oder vier Mal mit der umsichtigsten Genauigkeit zu beschreiben, wenn es nöthig ist, dem Leser ein Bild in den deutlichsten Umrissen vor Augen zu stellen. In seinem Style herrscht eine Verschwendung ohne Ueberfluß von Worten, ein Reichthum und Glanz, ohne lästig zu werden. Vorzüglich aber zeichnet ihn Klarheit, Abwechslung und Bestimmtheit aus; Er mag die wilde Wüste beschreiben oder den öden Strand, das schauerliche Dunkel des Waldes oder die kahle Steppe; mit der Kraft eines Pinsels aber malt er, der in den Flammentopf der Begeisterung getaucht ist, wenn er sich auf dem Elemente bewegt, von dem er so furchtbare und wahre Gemälde entworfen hat. Seine Seebilder sind unübertroffen. Nicht ein gemaltes Schiff auf gemaltem Ozean ist es, was wir sehen — Alles ist Handlung, Leben, Poesie. In diesem großen Gemälde ist Nichts vergessen, nicht die unbedeutendste Nebensache übersehn; wir hören in den Worten, mit denen er malt, das Brüllen der Brandung, die Stimmen der Seeleute, das Klatschen der Segel. In solche Szenen versetzt, entschwindet unsern betäubten Sinnen jeder Gedanke an die sichere Bodenfeste des Landes! Aber um so mehr fühlen wir uns überrascht, wenn wir wenige Blätter weiter uns mitten in die wilde, unwirthliche Winteröde einer Landschaft entrückt finden, um uns von dem Schwindel auf den wogengepeitschten Schiffe zu erholen.

Cooper hat seine Charaktere aus allen Ständen genommen; und wenn auch ihre Zeichnung nicht immer gelungen zu nennen ist; so fühlen wir uns doch bei dem ersten Blick auf dieselben vollkommen überzeugt, daß sie von einem scharfen Beobachter des Lebens entworfen sind, dessen Herz sich jedoch mehr hingezogen fühlt zu jenen sanfteren Regungen und Sympathien, die das Leben verschönern. In diesen Gemälden giebt sich überall die Milde eines Gemüthes zu erkennen, das mit Liebe die menschliche Natur umfaßt, und abgewendet bleibt jenem stolzen Hohne, der mit grausamer Schadenfreude auf die Entartung des Menschen herabblickt. Er zeichnet das Laster, aber tritt es nicht mit Füßen; er erblickt in ihm nicht die teuflische Verzerrung, sondern nur den gefallenen Engel, der noch Züge seiner ursprünglichen Schönheit trägt. Diese gutmüthige Auffassung verleiht seinen Gestalten eine Liebenswürdigkeit, in der sie alle mehr oder minder sich ähnlich sind; sie mögen aus der guten alten Perückenzeit, wild oder civilisiet, auf dem Verdecke oder in der Wildniß seyn. Wenn indeß auch im Allgemeinen von ihnen gesagt werden muß, daß sie zuweilen ins Groteske hinüberstreifen, wo man ihnen Anmuth, oder in phantastische Schnörkel, wo man einfache Striche wünschen möchte, so sind sie doch niemals abgeschmackt zu nennen. Sehr verschieden von den Charakteren gewisser Novellen, die am Ende des Buches und ihrer Laufbahn abgenutzt und zerliedert angekommen, von sich singen und sagen können:

Unsere Schuhe sind durchgetanzt.
Wir laufen auf nackten Sohlen —

sehr verschieden von diesen behalten die Figuren unsers Dichters den Glanz und die volle Farbenfrische bis ans Ende. Oft wenn sie gerade aus der Wirklichkeit in die Regionen jener phantasmagorischen Schattenbilder sich zu versteigen scheinen, wie sie uns gewöhnlich in Hoffmann's Hohlspiegel-Verzerrungen und zuweilen in Jeans Pauls duftiger Fata Morgana begegnen, werden sie durch einen einzigen Zug uns wieder so nahe gerückt, daß wir an ihrer lebenskräftigen Wahrheit nicht mehr zweifeln können. Seine Frauengestalten insbesondere sind mit einer Zartheit aufgefaßt und ausgeführt, die wir nicht anders als shakespearisch zu bezeichnen wissen. Es sind keine Seifenblasengeschöpfe der Einbildungskraft, es sind Kinder der Natur, nicht in morgenröthlichen Wolken spielende Engel, sondern kerngesunde Wesen, deren edlerem Stoff entnommene Natur sich verkündet, indem sie Licht und Lust über die Erde verbreitet bis in ihre fernsten Winkel hinein und den Sieg der Schönheit über alle Verhältnisse des Lebens zeigt.

Es ist hier, wo es als unsre Aufgabe bezeichnet ist, einen kurzen Abriß von dem Leben des Dichters zu geben, nicht der Ort, uns über seine einzelnen Werke zu verbreiten, noch weniger den Streit zu entscheiden, ob seinem letzten Mohican oder seiner Steppe, dem Piloten oder dem Gränzbewohner, dem Spion oder der Wassernixe — dem neuesten seiner Werke — der Preis des Vorzugs gebühre. Nur James Fenimore Cooper, den transatlantischen Ankömmling auf der alten europäischen Muttererde, sollen diese Zeilen dem Leser vorführen.

Coopers Aeußeres trägt das Gepräge ungewöhnlicher Naturanlagen und eines Charakters, der bei großer Entschiedenheit wohl-

wollend und fügsam scheint, jedoch mehr unter die Verhältnisse als unter die Menschen. Er ist etwas über mittlerer Größe, seine Figur gut und stark gebaut, in seiner Bewegung mehr heftig als anmuthig. Alle seine Züge sprechen ein hurtiges Geschick und Energie aus. Seine hohe breite Stirne würde die Neugier selbst eines Gall erregen; ein tiefer Einschnitt quer über ihre offene Wölbung läßt die Organe für Lokalität und Individualität schön hervortreten, während unmittelbar ober denselben die der Vergleichung, Kausalität und Heiterkeit gleichfalls bemerkbar sind. Seine tiefliegenden Augen haben einen wilden, stürmischen und ruhelosen Ausdruck; scheint es doch fast, als ob sie dem Schlafe Hohn sprechen wollten, und immer nach Etwas umhersuchten.

Seine größte Eigenthümlichkeit aber zeichnet sich in seinem Munde, der im Schweigen die unbeweglichste Festigkeit ausdrückt, aber wenn er spricht, über alle Leidenschaften und Gefühle des Herzens zu gebieten zu können scheint, als vermöchte er sie nach Belieben auf seinen Lippen spielen zu lassen. Der französische Bildhauer David hat diesen Charakter in seinem schönen Brustbilde des Novellisten bewunderungswürdig wiedergegeben.

In seinen Manieren drückt sich eine angenehme Mischung des Seemannes und des Mannes von Bildung aus. Man hat kaum Zeit, die rauhe Härte des erstern an ihm zu bemerken, so unverkenntlich giebt die Unterhaltung mit ihm den Mann zu erkennen, der die Welt gesehen und begriffen hat, und der mit Ruhe fast mit Gleichgültigkeit auf ihr Gutes wie ihr Schlimmes hinblickt. Die Zeit ist seine philosophische Schule gewesen. Er ist mit Leib und Seele Amerikaner — die Vaterlandsliebe als eine nie erlöschende Flamme der Leidenschaft in der Brust — an seiner Heimath, ihren Institutionen und ihrer wilden aber prachtvollen Schönheit (wie auch schon aus seinen Schriften zu sehen ist) mit Inbrunst hangend. Er giebt sich keine Mühe seine republikanischen Ketzereien zu verheimlichen; nicht undeutlich hat er schon zu verstehen gegeben, die Könige schienen ihm ein sehr kostspieliger Luxusartikel, und so weit geht sein kühner Unglaube an die Vortrefflichkeit europäischer Staatsverfassungen, daß er sich nicht scheut, zu behaupten, auch ohne eine große und kleine Aristokratie könnten die Völker glücklich seyn.

Coopers Familie stammt ursprünglich aus Buckingham in England, ging im Jahr 1679 nach Amerika, und ließ sich ungefähr hundert Jahre später im Staate von New-York nieder. Der Dichter wurde im Jahr 1789 zu Burlington am Delaware geboren und kam in früher Jugend nach Coopers Town — einem Ort, von dem er in seinen „Schanzgräbern“ so interessante Schilderungen gegeben hat. In seinem dreizehnten Jahre wurde er in dem Yale-Kollegium zu New Haven aufgenommen, und drei Jahre später trat er den Seedienst an, aus dem so Vieles in sein späteres Leben und namentlich in seine Dichtungen mit überging. Nach seiner Vermählung mit der Tochter John Peter's de Lancey von West Chester County vertauschte er die Abenteuer und Gefahren des Ozeans mit dem Stillleben am häuslichen Herde und in den Hainen der Dichtkunst. Sein erstes Werk erschien im Jahr 1821, und seitdem beschenkte er jedes Jahr die Welt mit einer neuen Dichtung. Seine Gesundheit hatte im Jahre 1824 so sehr an einem Fieber gelitten, daß er sich zwei Jahr später zu einem Besuche in Europa entschloß, wo er seine volle Genesung wieder fand und nur im Begriff steht, in die geliebte Heimath zurückzukehren. Es ist noch beizufügen, daß er eine Zeit lang die Stelle eines amerikanischen Konsuls zu Lyon bekleidete, die er jedoch bereits vor drei Jahren wieder niederlegte.

In Paris, wo Cooper sich jetzt aufhält, genießt er einer ausgezeichneten Achtung. Unter der alten Regierung mochte es vielleicht nicht so der Fall gewesen seyn; doch kam er dort nicht wie in England in unfreundliche Berührung mit Vorurtheil, Eifersucht und Nationalwiderwillen. So zufrieden er in Frankreich mit der ihm geschenkten Anerkennung ist; so scheint er doch auf seinen schriftstellerischen Ruf bei Weitem nicht so großen Werth zu legen und minder Ansprüche auf sein Genie als auf seine Herkunft zu gründen, von größerem Stolze beseelt, Amerika's Bürger, als der Verfasser des „Piloten“ oder der „Steppe“ genannt zu werden.

Labbey de Pompiere's Leichenbegängniß.

Am 15 Mai schloß zu Paris Labbey de Pompieres die ruhmvoll zurückgelegte Laufbahn seines Lebens. Labbey de Pompieres stammt aus einer adeligen Familie der Franche-Comte. Geboren zu Besançon am 5 Mai im Jahre 1751, diente er als Kapitän in der Artillerie, als die Revolution von 1789 ausbrach, deren Sache er mit einem Feuer ergriff, das selbst das Gefängniß, in das er während der Schreckenszeit geworfen wurde, nicht zu erkälten vermochte. Kaum dem Schaffotte entgangen, blieb er nichts desto minder den großen Prinzipien der Revolution treu, weit entfernt, wie so viel Andere, die Sache, welcher er sich geweiht, um der Irrthümer ihrer Vertheidiger willen oder wegen der Verbrechen ihrer falschen Freunde aufzugeben. Unter dem Kaiserreiche, wo die Freiheit verstummte, und die öffentlichen Interessen nur mit den Waffen verfochten wurden, zog er sich in das Privatleben zurück, und nahm erst wieder an den Staatsangelegenheiten Theil, als die repräsentative Regierung sich vorbereitete. Im Jahre 1813 von dem Departement der Aisne als Mitglied zu dem legislativen Körper abgeordnet, vertrat er nach der Rückkehr der Bourbons von nun an dieses Departement ununterbrochen in der Deputirtenkammer, wo er unter dem Ministerium Villele auf der Tribune die furchtbaren Worte hören ließ: „Ich klage die Minister an.“ Und in der That nicht geringer Muth gehörte dazu, da alle seine Freunde der linken Seite in ihn drangen, die Anklage zu verschieben und in einer nächsten Versammlung der Kammer vorzubringen; sie erklärten ihm sogar, daß sie ihn nicht unterstützen würden. Dennoch war er es, der fast achtzigjährige Greis, der seine Stimme gegen die verbrecherische Verwaltung Villele's erhob. Man weiß, an welchen kleinmüthigen Bedenklichkeiten diese Anklage scheiterte; man glaubte, indem man sie hintertrieb, der herrschenden Dynastie einen großen Dienst zu erzeigen, und sah nicht ein, daß man sie eben dadurch nach dem Abgrunde hin stieß, der sich schon geöffnet hatte. Labbey de Pompieres, ein abgesagter Feind aller Ueberbürdungen des Budgets und der Sinecuren, schlug die Stelle eines Quästors der Kammer aus, die als eine übermäßigfette Pfründe angesehen werden kann, wie er denn überhaupt, ungeachtet eines sehr mäßigen Vermögens weder eine Stelle bekleidete, noch ein Ehrenzeichen erhielt, oder auch nur die Einladung zu dem Mittagessen eines Ministers würde angenommen haben. Keiner der Deputirten erfüllte seine Pflichten mit rastloserm Eifer; das allmähliche Erlöschen seiner Lebenskraft hielt ihn bereits mehrere Monate von den Bänken der Kammer entfernt, auf denen er lange genug die Wohlfahrt des Vaterlandes berathen half, um an seiner Seite einen Mann Sitz nehmen zu sehen, der mit ihm durch Bande der Verwandtschaft wie durch die Sympathie der Ansichten eng verknüpft ist — den Gemahl seiner Enkelin, Odillon Barrot. Der Revolution des Julius schloß sich der Greis mit dem Enthusiasmus eines Jünglings an. Man sah ihn in den ersten Tagen, von seinen Freunden unterstützt, oft auch vom Volke auf den Armen getragen, wenn er erkannt wurde, über die Barrikaden hinsteigen. Endlich glaubte er das Ende der Mißbräuche erlebt zu haben, die unter dem Kaiserreiche und der Restauration so schwer auf Frankreich lasteten.

er glaubte, die Hoffnungen, den Glauben seines Lebens in Erfüllung gehen zu sehen. Seine letzten Tage waren nicht ohne schmerzliche Betrübniß über die Zukunft seines Vaterlandes.

Labbey de Pompières hinterläßt keine Erben seines Namens, als eine Tochter und eine Enkelin, die, wie oben gesagt, an Odillon Barrot vermählt ist.

Am 17 Mai fand das Leichenbegängniß des würdigen Greises Statt. Um die Mittagsstunde setzte sich ein unermeßlicher Zug von Bürgern jedes Standes aus der Straße Louvois nach der Kirche von St. Rochus in Bewegung. Der Sarg wurde durch die von den Schulen dazu erlesenen Jünglinge und Bürger getragen, die mit dem Ehrenzeichen der Juliustage geschmückt waren. Das Leichentuch hielten der General Lafayette, Kasimir Perier, Lafitte und Alexander Delaborde. Man bemerkte unter Vortritt seines Eidams Odillon Barrot im Leichengefolge Mauguin, Charbel, Lascases, Victor de Tracy, Bernard de Rennes, Ganneron, und fast alle Deputirten, die sich noch zu Paris befinden, den Minister des Auswärtigen, den Präfekt der Seine, Generale, unter ihnen den General Excelmans, Offiziere der Nationalgarde, von denen mehrere das Band des Julius trugen; endlich eine Menge der angesehensten Bürger und patriotischen Schriftsteller, unter denen Beranger nicht fehlte. Nach der kirchlichen Einsegnung in der Kirche des h. Rochus begab sich der unermeßliche Zug auf den Kirchhof Père-Lachaise, wo die Hülle des Entseelten zur Erde bestattet wurde. An dem Grabe hielten Bavoux, Alexander Delaborde und Lafayette dem Verstorbenen Gedächtnißreden.

„Der Verlust eines würdigen Mannes," sagte Alexander Delaborde, „hinterläßt jederzeit eine Lücke unter den Edlen seiner Zeit; aber wenn dieser Mann fast ein Jahrhundert lang die Bahn bürgerlicher Tugenden, der Uneigennützigkeit, des Widerstandes gegen die Unterdrückung durchlaufen hat, so darf sein Verlust wohl ein Unglück für sein Vaterland genannt werden. Mit diesem Gefühle stehen wir vereint am Grabe des ehrwürdigen Greises, den wir beweinen, des Patriarchen der Freiheit, dessen lange Laufbahn eine ununterbrochene Folge nützlicher Arbeiten und Dienste war, die er im Krieg und Frieden seinem Vaterlande weihte. Ich will hier nur seine vieljährigen legislativen Arbeiten in's Gedächtniß seiner Mitbürger zurückrufen. Unvergleichlich steht sein Eifer, seine Ausdauer, sein Muth, sein Scharfsinn da, mit denen er die Mißbräuche aufdeckte und bekämpfte. Die Reden Labbey de Pompière's bilden eine geschichtliche Uebersicht der Gebrechen in der Staatsverwaltung, über die er selten siegte, der er aber stets Etwas zum Vortheil des Volkes abzuringen wußte. Und dennoch hielt er den stärksten Tadel in seinen Reden fern von Bitterkeit, seine jederzeit kräftige Opposition war nie unbesonnen; seine Gegner selbst bewunderten deßhalb seine redliche Gesinnung, seine Liebe zum Guten, hörten seine Bemerkungen mit Interesse und selbst seine Angriffe mit Achtung an. Doch nicht im Kampf um Ziffern allein bewährten sich seine Einsichten, oft erhob sich sein edler Geist zu erhabenen Gedanken, und beredte und selbst prophetische Worte ertönten aus seinem Munde. Ich erinnere nur an jenes Wort, das er in der Deputirtenkammer aussprach. „Die Franzosen," sagte er, „haben die Freiheit kennen gelernt; sie wollen sie, sie werden sie erhalten; sollten sie auch die Ketten, die man ihnen schmieden will, an den Häuptern ihrer Feinde zertrümmern." Sie haben sie zertrümmert diese Ketten, auf immer zertrümmert in den Tagen des Julius, und die Vorsehung wollte es, daß der Prophet dieses wichtigen Ereignisses auch noch thätig dabei auftreten sollte. Die Vorsehung legte noch einige Tage zu seinen achtzig Jahren, um ihn am 27 Julius bei Casimir Perier den Vorsitz der versammelten Deputirten führen, um ihn am folgenden Tage mit wankendem Schritte über die Barrikaden wandeln, um uns selbst auf seinem Grabe das herrliche Denkzeichen niederlegen zu lassen, das ich auf der Brust so vieler von Ihnen, m. H., erblicke — das Denkzeichen des Julius, das unter uns, die es erhielten, wie unter denen, welchen die Medaille zuerkannt wurde, ein Band der Verbrüderung, der Einigkeit bilden wird, um gemeinsam die Institutionen, die wir gegründet, gegen alle Gefahren aufrecht zu erhalten, um uns gegenseitig in unserm Unglücke beizustehen."

„Ehrwürdiger Greis," so schloß der Redner, „die Schatten Foy's, Manuel's, Girardin's breiten Dir die Arme entgegen. Bald werden auch wir vielleicht Dir folgen; denn selten ist das Leben glühender, von Leidenschaft bewegter Menschen so lang wie das Deinige; dann wirst auch Du uns freundlich entgegenkommen, denn wir werden Deinem Vorbilde gefolgt seyn, wir werden uns bewußt haben wie Du, unsre letzten Tage dem Glücke Frankreichs, dem Wohle der Menschheit zu opfern."

Der General Lafayette sprach sich in folgenden Worten aus:

„Indem ich an den Rand dieses Grabes trete, um einige Worte den rührenden und patriotischen Stimmen beizufügen, die hier gehört wurden, gründe ich mein Recht hiezu auf eine alte Freundschaft und das Bewußtseyn einer langen Sympathie in Grundsätzen und Gefühlen mit dem ehrwürdigen Veteran der Freiheit, dessen Verlust wir heute beklagen. Mit inniger Ergebenheit schloß er sich unserer Revolution im J. 1789 an, und als er nicht durch sie, sondern nur unter ihrem Namen die Verfolgungen des Terrorismus zu bestehen hatte, beging er nicht die Gotteslästerung, das Verbrechen und die Anarchie mit der Freiheit, die allein die souveräne Gerechtigkeit ist, zu verwechseln oder zu glauben, daß Gewaltthat nothwendig war, um den Enthusiasmus der Nation zu erhalten, der alle Franzosen bei der ersten Gefahr zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens vereinigte. Deßhalb fand er auch in keinem andern Gute, selbst nicht im Ruhme, einen vollwiegenden Ersatz für die eiserne Gewalt des Despotismus und die knechtische Erniedrigung. In dieser Gesinnung sahen wir ihn, als fremde Waffen uns die Restauration aufdrängten, die Sache der Freiheit, der Vernunft und die Interessen der steuerpflichtigen Bürger mit jenem leidenschaftlichen Eifer, mit jener unbeugsamen Standhaftigkeit vertheidigen, die der Egoismus, die Kleinmüthigkeit und die feige Wohldienerei nicht begreifen, die aber oft von Erfolg gekrönt, immer von der Nachwelt anerkannt werden. Wir Alle wissen es, wie freudig er unsere glorreiche Revolution des Julius begrüßte und unterstützte, aber nur Die von uns, die ihn auf dem Sterbebette sahen, können sagen, mit welchem Kummer er nur für das Volk die heilsamen Erfolge einer Revolution herbeiwünschte, die von dem Volke und nur von dem Volke bewirkt und durch das Blut von sechstausend Patrioten geweiht wurden. Ihr vernahmt es, wie er mit der Strenge seiner Grundsätze und seinem unversöhnlichen Hasse aller Mißbräuche, wie er mit dieser Strenge würdig der Catone der alten Geschichte, in seinem Privatleben alle Milde, alle gefühlvolle Theilnahme eines Freundes, des zärtlichsten Vaters verband, und freudig füge ich hinzu, wie feyerlich er mir bei seinem letzten Abschiedsworte als ein mir theures Vermächtniß seine väterliche Liebe für seine Enkelin hinterließ, die sein Stolz war. So vereinigen wir uns denn, theuere Mitbürger, ihm, dem würdigen Greise, den wir verehren und beklagen, das letzte und zärtlichste Lebewohl zu sagen!"

Thränen und Rufe des Beifalles und der Begeisterung folgten dieser Rede, und als General Lafayette den Kirchhof verließ, begleitete ihn die ganze Versammlung bis zu seinem Wagen, dem noch weit der Ruf: es lebe Lafayette! nachhallte.

Vermischte Nachrichten.

Eine edinburger Zeitung, „der Caledonian Advertiser," erzählt unterm 29 April: „Ein Ereigniß einzig in seiner Art macht den Stoff der Unterhaltung in der ganzen Stadt aus. Der Herzog von Angoulême wurde vorgestern in dem Gasthause Lincolns-Inn, in der Dunbarstraße, in Gesellschaft der jungen Mistreß Klara Lowe, gebornen Mac-Lean, überrascht, die, wie man seit einiger Zeit bemerkte, von einer unüberwindlichen Leidenschaft gegen den Helden des Trocadero ergriffen war. Der Gemahl der Dame, in Begleitung von Zeugen und den Sheriff von Kanongate, Richard Wilkie, an der Seite, stellte sich sehr zur Unzeit ein bei diesem Stelldichein. Dieser fatale Handel wird am 15 Mai vor die Assisen von Edinburg kommen, und der Exdauphin angeklagt werden, auf frischer That in einer verbrecherischen Zusammenkunft betroffen worden zu seyn."

In Kurzem wird ein neuer Roman Walter Scott's, unter dem Titel: „Graf Robert von Paris," erscheinen. Indeß lauten die Nachrichten von des Dichters Gesundheit nicht günstig. Das „Hofjournal" bemerkt, es könne im Widerspruch mit den übrigen Zeitungsblättern auf das Bestimmteste anzeigen, daß das Leben dieses ausgezeichneten Mannes noch immer nicht außer Gefahr sey: er habe einen Anfall von Apoplexie gehabt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 154. 3 Junius 1831.

Neu-Schottland.

2. Die neuschottländischen Miemar-Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

Die ursprünglich aus Europa stammende Bevölkerung von Halifax trägt als eine junge Kolonie in Sitte und Lebensart das Gepräge des Mutterlandes, wie Kinder die Züge ihrer Eltern, noch nicht völlig entwickelt und im verjüngten Maßstabe. Ohne uns daher bei ihr aufzuhalten, wenden wir uns zu den Ureinwohnern des Landes, zu den Söhnen der Wildniß, von denen die romantischen Erzählungen der Reisebeschreiber und der poetische Zauberspiegel des amerikanischen Novellendichters so wunderbare Gemälde entworfen haben, deren Farbenglanz freilich mit einem Male sich verwischt, wenn man den gegenwärtigen Zustand der Indianer und insbesondere die indianischen Einwohner Neu-Schottlands mit einer frühern Zeit vergleicht. Wie elend schwinden all die schöngefärbten Vorstellungen von den Ureinwohnern dieses Landes, die in ihren wilden Tugenden, tapfer, genügsam, abgehärtet, frei und stolz die unermeßlichen Waldungen durchstreiften, bei dem ersten Blicke dahin, den man auf die zum Vieh herabgesunkenen Wesen wirft, welche auf den Werften von Halifax herumfaullenzen oder die Barbierbuden belästigen — mager, schmutzig an Leib und Gewand, in unfläthige Lumpen oder zerrissenes Wollenzeug gekleidet und nur zu oft berauscht von gebrannten Wassern dahertaumelnd. Indeß bemerkt man unter diesem armseligen Volke hier und dort Gestalten, die noch halberloschene Züge einer bessern Zeit tragen. Viele von ihnen sind von ungewöhnlicher Körpergröße; ihr Schritt ist fest und keck, und ihre Gestalt, obgleich schlank und mager, verräth eine Knochen- und Muskelkraft, die im aufgeregten Zustande furchtbar seyn muß. Ihr dunkelblitzendes Auge, ihr schwarzes Haar, das schlicht über die Schultern herabfällt, ihre schmutzige Kupferfarbe bezeichnen sie den Europäern als Abkömmlinge des ureingebornen Stammes, während ihr blaues, dicht am Körper anliegendes Gewand, an den Näthen mit rothen Streifen eingesäumt, am Nacken offen und um die Hüfte mit einem Gürtel befestigt, ihre Beinkleidung von demselben Stoffe, eine Kappe von Wollenzeug oder Seehundsfell, oder ein gewöhnlicher Hut, zwar nicht eigentlich als Anzug für den Sohn der Wüste geschaffen sind, aber ihm doch kein übles Ansehn geben. Wie gern nimmt man sich die Mühe, an diesem noch einen Zug des kühnen Heldenmuthes ausfindig zu machen, der einst die Brust eines jeden Krieges mit Schmerz und Tod verachtendem Stolze schwellte; doch mit der Veränderung ihres physischen Zustandes, die ihr Umgang mit den Europäern allmählich herbeiführte, scheint auch der kühne und freiheitliebende Geist des ursprünglichen Herrn des Landes in stumpfsinniger Gleichgültigkeit hingestorben, und das wilde Feuer des Kriegers in der friedlichen und gutmüthigen Unterwürfigkeit eines Unterthanen erloschen zu seyn, der zufrieden ist, unter gleichem Schutz der Gesetze leben zu dürfen, oder in dem Schattendunkel der Wälder, wo noch keine Axt wiederhallte, sein unstätes Wanderleben führen zu können, das man ihm aller Bemühung ungeachtet noch nicht abzugewöhnen vermochte.

Der Stamm, zu welchem die Indianer von Neu-Schottland gehören, ist der der Micmac, einst einer der zahlreichsten, jedoch nie besonders, wie mir scheint, seines kriegerischen Muthes wegen geachtet. Die böothischen oder rothen Indianer von Newfoundland hält man für einen Zweig desselben Stammes. Die Zahl derer, von denen man sagen kann, daß sie sich in Neu-Schottland aufhalten, ist nicht wohl zuverlässig anzugeben. Sie selbst pflegen, darum befragt, zu sagen: „gegen Tausend;" aber weniger als die Hälfte dieser Zahl läßt sich für ihre männliche Bevölkerung annehmen, wiewohl auch diese in allmählicher Abnahme begriffen ist. Alle bekennen sich zur römischen Kirche, da die ersten Bekehrungsversuche von den Jesuiten angestellt wurden, als die Franzosen noch im Besitz des Landes waren. Viele von diesen Indianern erhielten von diesen Geistlichen in so weit Unterricht, daß sie ihre Gebetformeln in ihrer eigenen Sprache zu lesen im Stande sind. Einige von ihnen besitzen Meiereien und haben die ersten Schritte zu einem civilisirten Leben begonnen, jedoch mehr aus Zwang einer traurigen Nothwendigkeit. „Weiße Mann," hört man sie sagen, „nehmen diese Seite, jene Seite, Alles ein. Indianer sieht kein Elenthier, Caraboo; Indianer will nicht Hungers sterben, zwingen ihn Meierhof gehen." Diese Meierhöfe sind nur armselig; ihre Besitzer, weit entfernt ihren natürlichen Hang durch Gründe der Vernunft besiegen zu lassen, bringen mehr ihre Zeit am Fluß und in den Wäldern zu als auf ihrem Felde. Der größere Theil der Indianer führt ein herumziehendes Leben, gleich den Zigeunern in noch manchen europäischen Ländern. (Forts. folgt)

Die Eingebornen von Australien.

(Fortsetzung.)

Zu diesen seltenen Ausnahmen einer edeln menschenfreundlichen Gesinnung gegen ein verachtetes Geschlecht gehört auch Robert Dawson. Als Oberagent des australischen Ackerbauvereins führte er im J. 1825 eine kleine Kolonie nach Neu-Süd-Wallis, siedelte sie in Port-Stephens an und stand während der drei Jahre, die er sich daselbst aufhielt, und wo er im Kleinen die Verrichtungen eines Gouverneurs versah, in beständigem Verkehr mit den Eingebornen, so daß er alle Gelegenheit hatte, sich mit ihrem Charakter genau vertraut zu machen. Daß er diese Gelegenheit bestens wahrnahm, beurkundet das von ihm seitdem herausgegebene Werk. „Es giebt Leute," sagt er, „welche mit eingebornen Stämmen zusammentrafen, und Nichts als viehische Rohheit bei ihnen entdeckten; ich war glücklicher. So Wenig meine ungeschlachten Brüder Australiens, geboren und aufgewachsen in vollkommener Unwissenheit, mit civilisirten Menschen gemein haben, so fand ich doch einen Keim des Guten in ihnen, der wie Zeuge ist, daß sie mit uns Kinder desselben Vaters sind. Leider ist es in Neu-Süd-Wallis nicht Mode, sich um sie zu bekümmern, oder gar sich für sie zu interessiren; und wenn man einem neuen Ankömmling einige verdorbene Ueberbleibsel von Eingebornen in den Straßen von Sydney als den Abschaum der Menschheit zeigt, so ist er mit dem Schluß auf die Gesammtheit gleich fertig. Gewiß giebt es daher unter hundert Personen, die aus diesem Lande nach Britannien zurückkehren, oft nicht Eine, welche von der Lage der Dinge Rechenschaft zu geben im Stande ist, und nach etwas Anderm als dem bloßen Schein oder dem Hörensagen urtheilt."

Nach Dawson gehören alle Stämme Australiens, wenigstens auf eine beträchtliche Entfernung von den Küsten, wenn sie auch in Sprache und Sitten etwas von einander abweichen, einer gemeinsamen Gattung an. Früher vermuthete man, die Eingebornen im Westen der blauen Berge, und die in der Nachbarschaft des Meeres seyen verschieden; Dawson überzeugte sich durch persönliche Anschauung vom Gegentheil, wiewohl er nicht in Abrede zieht, daß in den Sprachen beider wesentliche Unterschiede vorkommen. Eine andere nicht minder wichtige Thatsache, auf die er aufmerksam macht, ist, daß er keine Spur von Kannibalismus bei ihnen entdecken konnte. Diese Beschuldigung, nicht nur von Europäern sondern selbst von Eingebornen wechselsweise erhoben, wäre also ungegründet? In einem Fall stellte Dawson wegen einer Geschichte dieser Art, die nach Sydney berichtet worden, offizielle Nachforschungen an; es ergab sich, daß das Ganze eine Erdichtung war, berechnet, die öffentliche Meinung gegen die Eingebornen aufzuregen. Manches Mährchen entstand dadurch, daß die letztern wissen, daß sie ihre Feinde in den Augen der Weißen nicht tiefer herabsetzen können, als wenn sie dieselben Kannibalen nennen. Kurz Dawson fand von all Dem keine Spur. Weniger Unrecht that man, wenn man ihnen beinahe alle Religion absprach. Kaum haben sie eine Vorstellung von immateriellen Wesen, und von einem künftigen Zustand. Ihre abgeschiedenen Freunde, sagen sie, gehen in ein anderes Land und kehren, in weiße Menschen verwandelt, in ihre alte Heimath zurück. Diese grobe Seelenwanderungslehre ist so tief gewurzelt, daß sie oft zwischen einem Weißen und einem Verstorbenen Aehnlichkeiten auffinden, und beide sofort für identisch erklären. Dawson hätte gern erfahren, wie diese Verwandlung vor sich gehe; allein er konnte bloß herausbringen, daß der Einfluß des Coen oder Debble-Debble, wie man ein bösartiges Wesen, das Gewitter, Ueberschwemmungen und Krankheiten verursacht, im gemeinen Leben nennt, dabei im Spiel sey. Der Coen hat die Gestalt eines schwarzen Menschen und macht sich ein Vergnügen daraus die Leute von dieser Farbe, denen er sich zuweilen im Wald beigesellt, zu plagen und in Schrecken zu jagen. Dieß war Alles, was sie von ihm wußten. An das Daseyn eines guten Wesens glaubten sie nicht.

Von Regierung kann bei den Stämmen Australiens nicht die Rede seyn; es giebt sogar nicht einmal Häuptlinge; wenigstens versichert Dieß Dawson von den Stämmen, die er kennen lernte. Jeder Stamm zerfällt in eine Anzahl unabhängiger Familien, welche zusammen einen Bezirk innehaben. Diese Familien zwar versammeln sich zuweilen zu gemeinschaftlicher Belustigung, oder um über wichtige Gegenstände Rath zu halten; aber obgleich eine gewisse Einheit der Interessen Statt findet, so lagert sich doch jede Familie an ihrem besondern Feuer, und trägt die besondere Sorge für ihren Unterhalt; nur zuweilen bei Kangarujagden geht man von dieser Vereinzelung ab, und das Wildprät wird gleich vertheilt. Die Stelle von Häuptlingen vertreten Väter und Verwandte, wodurch eine Art patriarchalischer Verfassung unter ihnen entstanden ist. „Die Eltern," sagt unser Gewährsmann, „üben während ihres ganzen Lebens einen großen Einfluß auf ihre Kinder aus, seyen diese verheirathet oder nicht. In dem letztern Fall werden die Söhne im strengsten Sinn zur Familie gerechnet, und wenn der Vater stirbt, so nimmt die Mutter seinen Platz ein. Heirathen die Kinder, ehe sie Witwe wird, so bleibt sie bei einem derselben und widmet sich mit vieler Zärtlichkeit ihren Enkeln." Die Liebe des Eingebornen für seine Kinder giebt sich namentlich dadurch zu erkennen, daß er für sie noch arbeitet, wenn sie auch schon alt genug wären, für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Auf der andern Seite legen aber auch die Kinder ihre Pflichttreue für ihre Eltern auf jegliche Weise an den Tag; sie unterziehen sich um ihretwillen den mühsamsten Aufgaben, und Was sie durch ihre Thätigkeit erringen oder zum Geschenk bekommen, theilen sie mit ihnen. „Oft sah ich," erzählt Dawson, „wie Eingeborne in Port-Stephens arbeiteten, und wenn man ihnen zu essen gab, ungeachtet alles Appetits mit ihrem Torf mehrere Meilen weit forteilten, damit die Mutter auch Etwas hätte." Eine andere Veranlassung, wo die Verwandtenliebe sich beurkundet, gewähren Leichenbegängnisse; man beschmiert sich Kopf und Gesicht mit weißem Thon, den man daran läßt, bis er von freien Stücken abfällt, und die Frauen (ghina) brennen sich so stark in den vordern Schenkel, daß sie eine Zeit lang hinken. Die Beerdigung selbst erfolgt geheim. Es wird mit den Händen wo möglich in einer leichten Sanderde ein tiefes Grab gegraben, und zwar dazu eine Stelle gewählt, die in der Nähe des Geburtsortes des Verstorbenen liegt. Nie darf ein Weißer bei dem Begräbniß fast eines Eingebornen anwesend seyn, oder auch nur die Grabstätte erfahren. Hinterläßt der Verstorbene Söhne, so ändert der älteste seinen Namen; den Namen eines hingeschiedenen Freundes hört

man nie aussprechen, und kommen sie auf ihn zu reden, so geschieht es nur mit dem Ton tiefer Betrübniß. Dawson schildert den Schmerz einer Frau, deren Sohn durch einen englischen Konstabler zufällig oder absichtlich getödtet wurde. „Vor der Katastrophe," sagt er, „war es eine schöne, große und starke Frau; als ich sie bald darauf sah, bot sie ein leibhaftes Bild des Unglücks und der Verzweiflung dar. Nachtwachen und Kummer schienen sie aufzuzehren. Sobald sie mich erblickte, hob sie die Hände auf, was ein Merkmal des Schmerzes ist, beugte sich mit der Hälfte des Körpers gegen mich vor, und ein Strom von Thränen ergoß sich über ihre getünchten Wangen. In einiger Entfernung saß eine Gruppe Weiber um ein Feuer; zu diesen ging sie, und das Gesicht auf die Hand gestützt gab sie sich stillschweigend ihrer Trauer hin." Eben so falsch fand Dawson die von den Weißen in Umlauf gesetzten Gerüchte über die Gleichgültigkeit der Eingebornen in ihren ehlichen Verhältnissen. Schon als ein gutes Zeichen für ihren Charakter erscheint es, wenn sich, wie uns Dawson berichtet, bei diesen Eingebornen im Umgang der Geschlechter ein höherer Grad von Zartgefühl äußert, als man sonst von wilden Horden zu erwarten berechtigt ist, und zumal von Seiten der Frauen eine Sittsamkeit, die beinahe eine feinere Bildung voraussetzt; aber es kamen ihm auch Beispiele von Gattenzärtlichkeit vor, die noch mehr im Stande sind, den ihnen angedichteten Stumpfsinn zu widerlegen. Hier ein Fall, der zugleich eine andere Seite ihres Charakters beleuchtet. Eines Tages reiste er von Sydney nach Port-Stephens und stieß im Wald auf einen Eingebornen, und dessen Frau, die neben einem Feuer lauerten. Die Frau war krank und litt heftige Magenschmerzen. „Während der Paroxysmen," sagt Dawson, „nahm der Mann sie oft in seine Arme, und wechselte ihre Lage; ein Mal legte er sie quer über seine Knie und seine gegen mich gekehrten Augen drückten den innigen Antheil aus, den er für sie empfand." Dawson gab ihr ein Arzneimittel, das ihre Schmerzen linderte, und setzte seinen Weg fort. Als er fünfzehn Monate später wieder in die Gegend kam, und mit einer Horde zusammentraf, traten ein Mann und eine Frau auf ihn zu, und erinnerten ihn an das Geschehene, indem sie laut ihre Freude ihn wieder zu sehen und ihre Dankbarkeit ihm bezeugten. Sein Name war in Aller Mund; das ganze Lager drängte sich um ihn.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

De la facilité et des avantages de l'introduction en France de la culture en grand du coton, du café et notamment de la *canne à sucre;* suivi d'un précis sur la réussite de la culture de la canne demontrée infailliblement, etc. Paris, 1831.

Nichts hat wohl der Welt noch so vielen sauern Schweiß, so viel bitteres Menschenelend gekostet, als ihr Zucker. Es verlohnte sich der Mühe, auszurechnen, wie viele Menschenleben man im Durchschnitte jährlich für Ideen und süßen Kaffee opfert, da beide denn nun einmal doch mit Menschenleben erkauft werden müssen. Erstern zu Liebe haben sich von jeher die Weißen kreuzigen verbrennen, köpfen und erschießen lassen, für letztern müssen sich die Schwarzen als Vieh verkaufen, in Schiffe einpöckeln, ersticken und peitschen lassen. Abgesehen von dem jährlichen Geldtribute, den Europa an seine Kolonien bezahlen muß, würde Derjenige, der uns den Anbau des Zuckerrohres, dieser süßesten Geißel des menschlichen Geschlechtes, lehrte, ein eben so großes Verdienst um die leidende Menschheit erwerben, als Derjenige sich erworben hat, der zuerst den Gedanken aussprach, daß alle Menschen zu gleicher Freiheit und zu gleichen Rechten berufen sind.

Der Verfasser der obenangezeigten Schrift hat sich diese Aufgabe gemacht. Ein französischer Grundbesitzer, der zwölf Jahre auf den Antillen verlebt hat, sucht zu erweisen, daß Europa auf die leichteste Weise und mit den wenigsten Kosten den größten Theil der sogenannten Kolonialwaaren auf eigenem Grunde und Boden haben könne. Der Verfasser stützt sein System auf unsere physischen und physiologischen Kenntnisse mit einer Gründlichkeit, die Nichts zu wünschen übrig läßt. Insbesondere bemüht er sich, darzuthun, daß der Anbau des Zuckerrohres im Großen für Europa nicht bloß in seinem südlichen Theile, wie etwa in Spanien und Italien, sondern überall selbst in seinen mittlern und nördlichen Gegenden möglich ist. Aus der Natur des Zuckerrohres und seinem Wachsthum will er beweisen, daß sein Anbau überall gedeihlich betrieben werden kann, wo die Runkelrübe, der Kohl, der Tabak oder nur eines dieser Gewächse fortkommt.

So kühn und außerordentlich diese Idee auf den ersten Blick erscheinen mag, so muß man doch auch bekennen, daß er in seiner Beweisführung auf eine gründliche und auf unwiderlegliche Thatsachen gestützte Art zu Werke gegangen ist, die ihr einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit giebt. Ohne hier ins Einzelne zu geben, bemerken wir bloß, daß sein Werk das Verdienst hat, zuerst den Wärmestoff im Innern der Erdkugel unter der nördlichen und gemäßigten Zone an den Erscheinungen der Vegetation analysirt und beschrieben zu haben. Aus diesen Beobachtungen will er den Schluß ziehen, daß unsere botanischen Gärten, weit entfernt, die Verbreitung des Anbaues mehrerer exotischer Gewächse im Großen gefördert zu haben, im Gegentheile das Hinderniß zu neuen Versuchen und Fortschritten waren, indem sie dieselben hätten verzärteln und entartet und so zu sagen unter einem wissenschaftlichen Firniß erstickt werden lassen. Von dieser Ansicht ausgehend, verbreitet er sich über die Fehler, die man in dieser Beziehung im botanischen Garten zu Paris und in wissenschaftlichen Werken begangen, wobei er zuletzt zeigt, daß die Chinesen im Anbaue der nützlichen exotischen Pflanzen auf dem Wege der Akklimatisirung uns bei Weitem voraus seyen.

Der Haupttheil des Werkes in Betreff des Zuckerrohres stützt sich auf folgende thatsächliche Beobachtungen. Das Zuckerrohr ist von allen angebauten jährigen Gewächsen das stärkste und lebenskräftigste; es bedarf, um produktiv zu seyn, weder einer besondern Höhe noch Dicke; es gewinnt seine Reife wie seinen Wachsthum allmählich, so zwar, daß der sechste Theil der Schößlinge oder Rohre, die nur zwei bis drei Monate alt sind, den sechsten Theil Zucker geben; daß diese Pflanze in ihrer Vegetation Nichts so sehr scheut, als einen dürren Boden, eine stechende Sonne und eine trockene Luft, wie sie größtentheils in der Provence und in Spanien gewöhnlich sind; daß im Gegentheile seinem gedeihlichen Fortkommen die Fruchtbarkeit und besonders die Feuchtigkeit der nördlichen und westlichen Departemens Frankreichs zuträglich seyn würde; daß nach den angestellten Versuchen seinem Gedeihen nicht weniger zuverlässig entgegengesehen werden dürfte als dem der Runkelrübe, des Kohles, des Tabakes u. s. w., die in den nördlichen Departemens so gut fortkommen; daß der gleiche Grad des Wärmestoffes, welcher hinreiche, unter der Erde und fern von der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen, den Zuckerstoff der Runkelrübe zu erzeugen, auch hinreichen müsse, dem Zuckerrohre den seinigen zu entwickeln; endlich daß diese letztere Pflanze drei hauptsächliche Produkte liefere: 1) einen Futterstoff im Ueberflusse und von größerer Güte als irgend ein anderer; 2) die ersten Syrupe, die noch nicht vollkommen genug ausgebildet sind, um sich leicht und mit Vortheil zu krystallisirtem Zucker verarbeiten zu lassen, aber sich für den täglichen Verbrauch und zur Fabrikation des Rums eignen; 3) die Syrupe, die ausgebildet genug sind, um den krystallisirten Zucker zu geben. Diese drei verschiedenen Produkte würde man in unserm Klima einzeln und nacheinander von dem Zuckerrohre gewinnen können, und sogar alle drei zusammen.

Zum Schlusse versäumt der Verfasser nicht, mit großer Freimüthigkeit den Regierungen, insbesondere der französischen, schwere Vorwürfe über die Vernachlässigung des vorzüglichsten Industriezweiges, des Ackerbaues, zu machen; so verwende z. B. Frankreich fünf Millionen Franken jährlich

zur Ermunterung des Wallfisch- und Stockfisch-Fanges, während es nur den fünfzigsten Theil dieser Summe, nämlich nur hunderttausend Franken, der Agrikultur zuwende. Nicht minder werden auch die gelehrten Gesellschaften mitgenommen, und es spricht sehr zu Gunsten des Verfassers, daß er sich nicht, wie Diejenigen, denen es um den Beifall einer Akademie oder sonstiger gelehrter Faullenzergesellschaften zu thun ist, zu dem gewöhnlichen servilen Tone herabwürdigt, im Gegentheile ihnen den Handschuh hinwirft und tapfer zu Leibe geht.

Die in dieser Schrift abgehandelten Materien sind so neu, und müßten wenn sie die Probe bestehen, auf die kommerziellen und politischen Verhältnisse von Europa von so unermeßlichem Einflusse seyn, daß es wohl der Mühe werth ist, Regierungen und Gelehrte darauf aufmerksam zu machen. Diese Pflicht glauben wir hiemit erfüllt zu haben, indem wir die Prüfung der von dem Verfasser aufgestellten Grundsätze einsichtsvollern Sachverständigen überlassen müssen.

Die Keiangs oder Gebirgsbewohner in Pegu.

Die Keianos erkennen kein höchstes Wesen und haben keine Vorstellung von Schöpfung. Sie beten einen Baum an, Sobri genannt, auf dem kleine schwarze Beeren wachsen, welche sie sehr lieben. Zuweilen wird ihnen von Oben herab eine besondere Substanz gesandt, damit sie dieselbe verehren; wenn daher nach einem Sturm der Donner aufgehört und die Natur wieder ruhig geworden, so sehen sie sich um, ob nicht irgendwo ein Baum umgestürzt liege; denn hier, glauben sie, daß die Substanz herabgefallen sey, und ermangeln nicht, sorgfältig nachzugraben. Haben sie Etwas entdeckt, was sie dafür halten, so opfern sie sogleich ein Schwein und eine Kuh *), die sie verzehren; das Ding aber geben sie dem Pesin oder Priester, der sich desselben als eines Talismanes bedient, um Kranke zu heilen; denn vor Arzneimitteln haben sie einen unbedingten Abscheu. Ihre Begriffe von Gut und Böse beschränken sich auf den Grad der Aufmerksamkeit, welche sie ihren Heerden und ihren Familien widmen. Ein rechtschaffener Mann ist, wer Vater und Mutter pflegt und auf seine Schweine und sein Vieh Acht giebt — wer die größte Portion Fleisch ißt und von einem aus Korn gebrannten Getränk am Meisten zu sich nimmt; ein schlechter Mann, wer enthaltsam lebt und die Gaben der Natur nicht möglichst genießt. Eine dunkle Vorstellung von künftigen Belohnungen und Strafen scheinen sie zu haben; dem Guten müsse es gut, dem Bösen schlecht ergehen; aber wo und wie wissen sie nicht anzugeben. Ihr Glaube an einen künftigen Zustand beruht auf der Seelenwanderung, aber in einer sehr unklaren Weise; wenigstens machen sie sich kein Gewissen daraus, ein Thier zu tödten, um es zu speisen oder zu opfern. Als eine sehr heilige Stätte betrachten sie den Yehantang, einen Berg, auf dessen Gipfel man ihrer Meinung nach die ganze Welt schaut; dorthin werden die Todten gebracht; sind es Häuptlinge eines Stammes oder Dorfes, so wird die Leiche verbrannt, die Asche in einem Korb von Bambus gesammelt und beerdigt, ein Häuschen darüber errichtet und ein grob gebauenes Bild des Verstorbenen, das die bösen Geister entfernen soll, horizontal über das Grab gelegt. Ist der Verstorbene arm, so begnügt man sich, ihm in der Nähe des heiligen Bergs ein Grab anzuweisen. Die Stämme, welche die von dem Hauptstrom des Landes bewässerten Bergdistritte inne haben, verbrennen ihre Todten auf dem gleichfalls für heilig erachteten Berg Haulatain. Der Tod gilt für kein Unglück; im Gegentheil vereinigt sich beim Hintritt eines Mitglieds einer Familie die ganze Verwandtschaft, und läßt ihre Freude in Schmausen, Zechen und Tanzen laut werden. Ueberhaupt sind alle Ereignisse des Lebens von der Geburt bis zum Grab, Heirath, Ehescheidung, Reinheit oder Unreinheit einer Jungfrau für dieses Volk ein Vorwand, sinnlicher Lust zu fröhnen; jedes ungewöhnliche Begegniß endigt mit einem Fest. Das Heirathen ist ein ganz einfaches Verfahren: nachdem der Bewerber seine Wahl getroffen und von der Braut die Zusage erhalten hat, schenkt er ihrem Vater einen Ochsen, eine Lanze, ein Milchschwein, einen Degen, eine Handtrommel und eine Kalabasse, seine Schöne wird ihm überliefert, und der Tag mit einem Gelag beschlossen, dem alle Bewohner des Dorfes, Jung und Alt, beiwohnen. Eben so leicht kann auch eine Ehe wieder aufgelöst werden, indem es keiner weitern Förmlichkeiten bedarf, als einer Strafe, welche der schuldige Theil entrichtet. Auch der Ehebruch gilt für kein sonderliches Verbrechen; ein Ochse, eine Lanze und eine Schnur Muschelperlen reichen hin, den getäuschten Ehemann zu versöhnen, daß er, als ob Nichts geschehen, seine Ungetreue wieder zu sich nimmt. Der unerlaubte Verkehr der Geschlechter wird auf ähnliche Weise auch sonst geahndet: der Verführer eines Mädchens ist dem Vater einen Ochsen schuldig und einen andern ihr selbst, wenn er sie nicht heirathet; auch fällt ihm in diesem Fall die Sorge für das Kind zur Last; meist macht jedoch die Heirath Alles wieder gut. Ist die Verführte die Tochter eines Häuptlings, so sind drei Stiere der Preis ihrer Keuschheit. Incest kommt selten vor, wird aber auch mit einer Ochsenspende gebüßt. Andere Verbrechen werden auf ähnliche Art bestraft. Der Mörder ist verbunden, den Freunden des Getödteten drei Sklaven, oder was noch gewöhnlicher geschieht, dreißig Rupien zu geben; vermag er weder das Eine noch das Andere, so verfällt er selbst der Sklaverei und kann später nicht mehr losgekauft werden. Entflieht der Mörder in ein anderes Dorf, so wird seine Auslieferung begehrt und selten verweigert; wäre Letzteres der Fall, so würden die Angehörigen des Erschlagenen zu den Waffen greifen, das Dorf anfallen und nicht eher ruhen, als bis eine von beiden Partien überwunden und ihr Dorf geplündert und zerstört wäre. Wird der Mörder eingefangen, so theilt er das Loos seiner Vertheidiger nicht, sondern wird bloß wieder Sklave. Ein Getraidedieb zahlt dreißig Rupien, wenn der Werth des Gestohlenen Weniger beträgt als diese Summe; sechzig, wenn er Mehr beträgt und so fort. Kann er nicht zahlen, so fällt er auf dieselbe Weise wie der Mörder der Sklaverei anheim. Gemünztes Geld, das unter diesem Volk sich nicht häufig findet, erhalten sie durch die Bewohner der Ebene als Tauschartikel gegen die Produkte des Gebirgs, Honig, Wachs, Eisenerz, geräucherte Fische, grobe Baumwollenzeuge, ein Fabrikat der Weiber, denen neben anderen häuslichen Geschäften auch die Weberei obliegt. Wegen ihrer vielfachen Thätigkeit sind Frauen hier überhaupt eine sehr kostbare Fahrniß, weßwegen die Männer nicht leicht wegen eines Fehltritts einen Ochsen liefern, sondern es vorziehen zu heirathen. In der That bestehen diese Strafen fast nur dem Namen nach; denn von hundert Individuen ist in diesem armen Lande vermuthlich nicht eines im Stande, für einen Mord oder Diebstahl sich mit dreißig Rupien loszukaufen; auch ist die Lage des Sklaven besser als an manchen andern Orten die des Dieners. Die erwähnten Verbrechen sollen übrigens keines Wegs gemein seyn. Die Frauen machen sich häßlich, indem sie sich blau tättuiren.

*) Im Journal der Reisen, welches diesen Bericht des Lieutenant Bisfot im Märzheft d. J. mittheilt, steht corneille, d. h. Krähe; das englische Original (Asiatic Journal Dec.) liest aber cow, Kuh, nicht crow, Krähe.

Vermischte Nachrichten.

Seitdem die veredelte Schafzucht und die verbesserte Tuchfabrikation in Rußland verbreitet worden, ist für diese beiden Zweige der National-Industrie noch keine so günstige Epoche gewesen als das Jahr 1831. Bei der größten Thätigkeit können die russischen Fabrikanten den Forderungen der Käufer aus dem Innern kaum genügen, welche Tuch von Mittelsorte und feine Waare aufkaufen, so wie es aus der Appretur kommt. Auf allen Winterjahrmärkten wurden alle Vorräthe gänzlich verkauft, und die Bestellungen der Kaufleute zu Kyachta und in Sibirien, welche sich jetzt nur auf russische Fabrikate beschränken, sichern den Fabrikanten auch für die Zukunft einen vortheilhaften Absatz der maskowschen und feinen Tücher. Alles Dieß, vereint mit den täglich zunehmenden Bestellungen der Engländer auf Wolle ordinärer und mittlerer Sorte, erhöht die Preise dieses Materiales so sehr, daß Wolle, welche zu Ende des vorigen Jahres für 33 Rubel das Pud auf Termin bezahlt wurde, jetzt für 55 Rubel baar gekauft wird. Die ordinäre woroneshische und die sogenannte donische Wolle, welche früher zu 10 bis 12 Rubel verkauft wurde, kostet jetzt 18 bis 20 R. das Pud.

Das Volk von Hayti hat 10,600 Pf. Kaffee nach Frankreich geschickt, aus deren Erlös den Witwen und Waisen der in den Julustagen gefallenen Patrioten eine Unterstützung gereicht werden soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 155. 4 Junius 1831.

Ueber die Lage der hottentotischen Bevölkerung auf dem Kap.

(Fortsetzung.)

Augenscheinlich gewährte die Proklamation von 1809 der eingebornen Bevölkerung nur schwachen Schutz gegen die Tyrannei der Weißen, und abgesehen von den wenigen Hottentoten, die in den Missionsinstituten ein Asyl fanden, oder in dem Kapkorps dienten, lebte die große Mehrheit in einem Zustand völliger Sklaverei, da die Gerichte sich nur zu geneigt zeigten, den wenn auch noch so gerechten Beschwerden der Knechte ihren einflußreichen Gebietern gegenüber das Ohr zu verschließen. Nächste Folge dieses Systems war die Zunahme der Verbrechen unter den Hottentoten, und unter den gebildeteren Klassen der Kolonie die allgemeinere Verbreitung des Wunsches, diesem Uebelstand abgeholfen zu sehen.

Es dürfte nicht unzweckmäßig seyn, die Art des Dienstes der Hottentoten genauer zu beschreiben. Ihre vorzüglichsten Geschäfte bei den Bauern sind, die Heerden zu waiden und mit den Wägen zu fahren — zwei Gegenstände, die hier zu Land für den Erfolg des Ackerbaus von ungewöhnlicher Wichtigkeit sind. Auch verrichten sie die leichtern Feldarbeiten; obgleich es ihnen aber nicht an Verstand und Geschicklichkeit mangelt, so passen sie doch nach Maßgabe ihrer physischen Kraft, Gewohnheiten und Leibesbeschaffenheit nicht zu den härtern. Ihre ganze Lebensweise ist unmöglich geeignet die Entwicklung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu begünstigen. Selten wohnen sie in den Bauernhäusern selbst, sondern sind in elenden schmutzigen Hütten zusammen gedrängt, wo sie allen gemeinen Neigungen eines unterdrückten Volkes nachhängen. Vermögen sie auf der einen Seite die strengsten Entbehrungen zu erdulden, und ziemlich anstrengenden Strapazen sich zu unterziehen, so sind sie wieder auf der andern Seite unmäßige Esser und ungemeine Liebhaber von geistigen Getränken. Sonst ist der Hottentote von mildem und versöhnlichem Charakter, sinnreich, gastlich, verschwenderisch mit Dem, was er hat, und unbekümmert um die Zukunft; als Soldat hat er von seiner Treue und seinem Muth, insonderheit von seinem Talent für die besondere Kriegsweise auf den Grenzen, vielfache Proben abgelegt. Die schweren Waffen europäischer Soldaten können sie nicht tragen; desto besser aber wissen sie mit dem Karabiner umzugehen. Seit dem großen Einfall der Kaffern, kurz vor der Zurückgabe der Kolonie an die Holländer, haben sie mit jenen nie mehr gemeinschaftliche Sache gemacht, sondern im Gegentheil sich geneigt gezeigt, jede allgemeine oder theilweise Feindseligkeit muthig zurückzuweisen. Die Dienste der Buschmänner beschränken sich auf die Distrikte Graaff Reynett und Clanwilliam und die Landstriche gegen Nordwesten, welche nach und nach in Besitz genommen wurden. Sie werden fast ausschließlich zum Hüten der Schafe und des Viehs gebraucht und empfangen selten einen andern Lohn als Nahrung und Kleidung; bleibende Dienstverhältnisse knüpfen sie nicht gern an, sondern verlassen die Bauern häufig, um sich zu ihren Landsleuten zurückzubegeben, und kommen nur wieder, wenn sie die Noth dazu treibt, oder um ihre Kinder zu besuchen und zu holen, welche bei den Bauern dienen.

Die Proklamation von 1812 beschäftigte sich mit dem Schicksal der Hottentotenkinder. Dieses Dekret erlaubte den Bauern oder sonstigen Einwohnern, bei welchen die Eltern dienten, die Kinder vom 8 bis zum 18 Jahr als Pfleglinge zu sich zu nehmen; wollten Dieß die Dienstherren nicht, oder ließ sich von ihnen eine gute Behandlung ihrer Pfleglinge nicht erwarten, so sollten die Landdrosten dafür sorgen, daß die Hottentoten bei menschenfreundlichen Personen des Distrikts auf 10 Jahre untergebracht würden. Es mußte zu dem Ende in doppelter Abschrift eine Urkunde aufgesetzt werden, welche der Landdrost und der Pflegvater unterzeichneten, und wovon ein Exemplar auf der Kanzlei der Drostei hinterlegt wurde; damit aber kein Streit über Ansprüche auf eine solche Pflegschaft entstünde, schärfte das Dekret bei Strafe von 50 Rthlr. den Einwohnern ein, von jeder Geburt eines Hottentotenkindes in möglichster Bälde dem Veldcornet die Anzeige zu machen, und die Landdrosten waren angewiesen, jährliche Listen über die Zahl der Geburten und Todesfälle, so wie der Pfleglinge an die Lokalregierung einzusenden. Der Zweck dieser Proklamation war offenbar kein anderer, als die Kinder, nachdem sie das Alter erreicht hatten, wo sie brauchbar zu werden anfingen, an einem bestimmten Aufenthaltsort zu fixiren, und ihnen dabei zugleich Gelegenheit zu verschaffen, Etwas zu lernen. Diesem Princip gab die Proklamation vom 9 Julius 1819 eine Ausdehnung auf alle Kinder von Hottentoten oder Andern, welche durch Tod oder irgend einen Zufall, der ihren Müttern während ihrer Dienstzeit zustieße, ohne gesetzlichen Schutz blieben, und die Landdrosten erhielten die Vollmacht, derlei Knaben bei christlichen Einwohnern von anerkannter guter Gesinnung bis

zu ihrem achtzehnten Jahr, und Mädchen bis zu ihrer Verheirathung in die Lehre zu thun (apprentice), oder mit andern Worten als unbezahlte Arbeiter zu verdingen. Nach den von den Landdrosten geführten Registern, wobei jedoch die Distrikte Shellenbosch und Worcester gar nicht, und Graaff Reynett erst von 1821 an gerechnet ist, kamen von 1812 bis 1823 3,933 Hottentotenkinder zur Welt, und davon wurden 2,295 in die Lehre gethan. Die deßhalb nach einem von der Regierung vorgeschriebenen Formular abgefaßten Kontrakte enthielten nach Angabe des Alters der Kinder und des Datums ihrer Geburt auf dem Gute des Dienstherrn eine Erklärung gegenseitiger Verpflichtung, worin der letztere seinen Pflegling in den Lehren des Christenthums zu erziehen, im Ackerbau und andern nützlichen Geschäften zu unterrichten, und ihm hinreichende Nahrung und Kleidung zu geben, der Pflegling dagegen ein treuer Diener zu seyn versprach. Auch ward bemerkt, daß der Dienstherr durch harte Behandlung des Pfleglings der Vergünstigung des Kontrakts verlustig gehe, indem daß er die gesetzliche Strafe zu gewarten habe.

Es schien billig, daß der Einwohner, welcher die Kinder eines hottentotischen Dieners bis zu ihrem achten Jahr auf seinem Gut unterhalten hätte, als Entschädigung dafür auf die nächsten zehn Jahre ihre Dienste ohne Lohn in Anspruch nähme. Bedenkt man, daß der Unterhalt eines Kindes in diesem Lande an sich schon wohlfeil ist, und es noch mehr dadurch wird, daß der Hottentote vom Ertrag seines eigenen Viehs die Kosten wohl meist selbst bestreitet, abgesehen davon, daß ein Hottentotenkind dieselben durch mancherlei nützliche Dienste, die es auch schon in einem frühen Alter leisten kann, zum Theil wieder ersetzt, so läßt sich nicht verkennen, daß dieses ganze Pflegschaftssystem mehr den Vortheil der Dienstherren als ihrer Pflegbefohlenen im Auge hat. Allein wenn einerseits das Gesetz die armen Hottentotenkinder mehrere der besten Jahre ihres Lebens zu einem lohnlosen Knechtdienst verurtheilte, so war es ihnen andrerseits in Bezug auf die verheißenen Wohlthaten kein gleich kräftiges Schutzmittel. Die Opposition, welche die batavischen Behörden erfuhren, als sie 1801/3 auf Beförderung der Bildung unter den Hottentoten ihr Augenmerk richteten, äußert sich noch fortwährend in allen dahin einschlagenden Maßregeln. Fast durchgehends betrachtet man die Hottentoten auf dem Kap für eine in intellektueller und sittlicher Beziehung schlechterdings unfähige Gattung, die keinen Unterricht irgend einer Art werth ist, und es sind sehr seltene Ausnahmen, wenn Kolonisten, geleitet durch ein Gefühl für die Erniedrigung ihrer Mitmenschen, durch Liebe und Güte deren Zuneigung zu gewinnen suchen, und sie an ihrer häuslichen Andacht Theil nehmen lassen. Daß man auf den einzelnen Meiereien die Hottentoten völlig roh aufwachsen läßt, entschuldigt vielleicht der Mangel an Lehranstalten; aber derselbe Fall ist auch in Städten und Dörfern, wo solche Gelegenheiten vorhanden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Neu-Schottland.

2. Die neuschottländischen Micmac Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

(Fortsetzung.)

Zur Sommerszeit besuchen die Indianer die Nachbarschaft der Städte, wo denn der Rauch von einem Dutzend Wigwams, der unter dem Gesträuche einer überdeckten Grube hervorwirbelt, den Aufenthalt von eben so vielen Familien andeutet, die hier vom Mai bis in den November verweilen. Unter jeder von diesen einzelnen Banden ist gewöhnlich ein Indianer von Alter und Erfahrung, unter dem die übrigen in einer Art von patriarchalischem Verhältnisse stehen; allein von beiden Seiten wird mit sonderlicher Strenge weder das richterliche Ansehn noch der Gehorsam ausgeübt. Man weiß Nichts davon, daß ein Indianer eine besondere oberherrliche Gewalt über den ganzen Micmac-Stamm in Anspruch nehme; wenigstens ist es gewiß nicht ein einziger Häuptling, gegen den man sich zu Gehorsam verpflichtet hielte. Die Indianer stehen als Unterthanen unter dem gemeinschaftlichen Schutz der Gesetze; aber nur selten erscheinen sie mit ihren Angelegenheiten vor Gericht; ihre geringfügigen Streitigkeiten werden gewöhnlich von ihren Anführern auf gütliche Weise geschlichtet. Ihre Wigwams sind ganz einfach, sie bestehen aus einigen Pfählen, die in der Form eines Zuckerhutes zusammengestellt und an der Spitze verbunden werden; Schindeln von Birkenrinde werden darüber hergelegt, um den Regen abzuhalten. Die Männer beschäftigt der Fischfang, vorzüglich mit dem Spieß, und die Jagd. Die Squaws sitzen Stunden und Tage lang in ihren rauchigen Wigwams und flechten Körbe oder Kindertand von Putz, eine Art Mosaik aus Haaren des Elenthieres oder aus Spulen des neuschottländischen Stachelschweins, die in Birkenrinde eingelegt und bunt gefärbt werden.

Es ist ein unterhaltender und doch zugleich bedauernswürdiger Anblick, eine Familie (wie man täglich ein halbes Dutzend derselben sehen kann) von ihrem „Lager" auf dem jenseitigen Ufer herüberkommen und nahe bei dem Marktplatze von Halifax landen zu sehn: das leichte Kanoe von Birkenrinde gleitet daher und schiebt sich in die Lucke, die zwei andere schon gelandene Boote gelassen haben, die Squaw sitzt in der Mitte desselben, die Papoose (Kinder), wenn sie alt genug sind, im Bug oder zu den Füßen der Mutter, der Vater im Spiegel und führt das Ruder. Die träge Sorglosigkeit ihrer Bewegungen scheint auszudrücken, wie wenig sie selbst auf den Gegenstand ihres Geschäftes Werth legen. Oft halten sie noch ein langes Zwiegespräch in der leisen leidenschaftlosen indianischen Sprache, devor sie daran denken, ihren Kahn zu verlassen; endlich steigt eines um das andere gemächlich ans Land, wo der Indianer ein Paar Streifen Birkenrinde auf seine Fische oder Hummer wirft und an dem Kai hinschlendert, bis das gute Glück ihm einen Käufer in die Hände führt, während seine Squaw sich zu einem Haufen ihrer Landsmänninen gesellt und an ihrem Gelächter und Geschwätz über jeden Gegenstand, der sich ihren Augen darbietet, Antheil nimmt. Die Gruppen dieser Indianerinnen sammeln sich

in diesem Augenblick und gehen im nächsten wieder auseinander; jede Person, die vorbei geht, fesselt ihre Aufmerksamkeit, und ohne Zweifel würde Jemand, der in die Geheimnisse der indianischen Sprache eingeweiht wäre, unter diesen geschwätzigen Weibern eben so viel Unterhaltung und Witz finden, als bei einer Gesellschaft alter ehr- und tugendsamer Jungfrauen am Kaffeetisch oder im Geplauder anmuthiger Fräulein am Toilettenspiegel. Die Lage der armen kleinen Papoose ist bei Weitem die beklagenswertheste. So eng eingewindelt, daß es mehr einer egyptischen Mumie ähnlich sieht, hängt das Kind in einer Art Kasten aus flachen Brettern zusammen geschient auf dem Rücken der Mutter, wo es sich wie eine Art Mahagony-Schnitzwerk ausnimmt und eben so unempfindlich gegen die Angriffe der Mücken, als gegen die Strahlen einer Mittagssonne scheint, die einem Kinde weißer Eltern unerträglich seyn würde. Den Winter über bringen diese Familien in den Wäldern im Innern des Landes zu, wo die Jagd ergiebiger ist und die Seen den Vorrath von Fischen liefern, die man an der Meeresküste um diese Zeit nicht mehr fangen kann. In diesem Winteraufenthalte bewährt sich an ihnen sehr oft der dem indianischen Charakter so eigenthümliche Mangel an Sorge für die Zukunft. Ein Elenthier oder Caraboo ist erlegt worden; der Indianer mit seiner Familie verschmaust davon, soviel er am Gelegensten in sein Wigwam bringen kann; ein Theil davon wird wohl auch zum Tauschhandel auf den bequemst gelegenen Markt gebracht; aber einen Vorrath zu räuchern oder einzusalzen für künftige Bedürfnisse, daran denkt Niemand. Doch es ist vielleicht ungerecht, den Wilden mit dem Maßstabe des civilisirten Lebens zu messen; der enge Ideenkreis, in dem er aufgewachsen ist, läßt ihn nicht die allmähliche Abnahme oder den völligen Mangel der Bedürfnisse voraussehen, die er auf seinem Wanderleben nöthig hat. Gewohnt in den Wäldern umherzuirren oder über die Wogenfläche hinzuschweifen, und in allen Elementen seiner Beute nachzujagen, sieht er nur die Uebel des Tages vor sich, und seine Kinder werden in Elend verschmachtet, sein Stamm fast erloschen seyn, bevor der rothe Mann sich den Einschränkungen unterwerfen lernt, ohne die er stets der Gefahr ausgesetzt bleibt, Hungers zu sterben. Eine der englischen Gesellschaften hat einen Preis von einer gewissen Summe Jahrgeldes für denjenigen Ansiedler ausgesetzt, der sich anheischig macht, ein Kind indianischer Eltern aufzunehmen und für seine Erziehung und Angewöhnung an das häusliche Leben Sorge zu tragen. Allein noch wenige Ansprüche auf diesen Preis sind von Neu-Schottland aus gemacht worden, und man erinnert sich keines Beispiels, daß hier die wohlgemeinte Absicht der Gesellschaft zur Zufriedenheit erfüllt worden wäre. Dem Eigennutz ist dabei zu viel freie Hand gelassen, und die Eltern, welche sehn, daß für ihre Kinder aus diesen Bildungsversuchen nicht allein kein Vortheil erwächst, sondern daß dieselben vielmehr in noch größeres Elend gerathen als zuvor, zeigen sich sehr abgeneigt gegen Anträge dieser Art; die Kinder selbst scheinen nicht im Stande, sich des angebornen Hanges zum Zigeunerleben entschlagen zu können, und ergreifen die nächste beste Gelegenheit, zur Lebensweise ihrer Väter zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Christwoche in Madrid.

Die Christnacht (noche buena de la Nadividad) war von jeher ein Fest, das von allen Familien eifrig gefeiert wurde; vorzüglich aber ist es das Volk, das bei dieser Gelegenheit nie ermangelt, sich der Freude hinzugeben und jedes Jahr erwartet es daher diesen Tag mit neuer Ungeduld. Schon in der Woche, die dem 25 Dezember zuvorgeht, bietet Madrid ein ungewöhnlich lebhaftes Schauspiel dar. Die Straßen bedecken sich mit Buden und ganz Spanien schickt seine Kinder mit den verschiedenen Erzeugnissen, deren sich jede Provinz rühmt, nach der Hauptstadt; die Puerta de Alcala, de Atocha, de Toledo öffnen sich den Karawanen von Kaufleuten, die mit Ladungen von Waaren aller Art einrücken; man begegnet ewigen Prozessionen von Maulthiertreibern (arrieros) und Maulthieren, die langsamen Schrittes unter dem monotonen aber nicht widrigen Geläut ihrer Glocken heranziehen. Die Einen bringen Wein von Valdepenas; die Andern braunes spanisches Tuch zu neuen Mänteln (capas), womit die Majos sich für das große Kirchenfest schmücken. Da kommen die Valencianer, erkennbar an ihrem muntern Wesen, ihrer halbfranzösischen Haltung und ihrem immerwährenden Plaudern, so wie an ihrer Provinzialtracht, welche, da das Bein bis an's Knie dabei bloß bleibt, einige Aehnlichkeit mit dem schottischen Typus hat, leicht einhergehend, ihre Mantas über die Schulter, stolz auf ihre muskulösen Waden und mit Alpargatas oder leinenen Sandalen statt der Schuhe. Die Valencianer sind in dieser Jahreszeit sehr willkommen, da es ohne sie an zwei für Weihnachten unentbehrlichen Artikeln, an Turron (Mandelkuchen) und Orangen fehlen würde. Da kommen — nicht weniger ergötzlich anzuschauen — die Paveros, die ein zahlreiches Heer gemästeter Truthühner (pavos) mit bewunderungswürdiger Mannszucht herbeiführen. Es nimmt sich seltsam aus, wenn ein einzelner Mensch, eine lange dünne Gerte (vara) in der Hand, mehrere hundert dieser befiederten Zweifüßler vor sich aufmarschiren läßt und diese mit ihren kollernden Stimmen die Luft erfüllen, während eine muthwillige Kinderschaar den Lärm dieses Einzugs mit ihrem lauten Zuruf erhöht. Aber das Interessanteste der Scene ist, die außerordentliche Unruhe des Anführers zu beobachten, wenn sein Heer die Thore passirt hat. Durch Erfahrung weiß er, daß der Feind auf alle seine Bewegungen Acht giebt, um die geringste Nachlässigkeit von seiner Seite zu benützen. Jeder Einwohner von Madrid rechnet es sich nämlich zur Ehre am Christtag einen Truthahn zu speisen, aber nicht jeder Einwohner besitzt Geld, um sich einen zu kaufen. Der Pavero verdoppelt seine Wachsamkeit; umsonst; bis er zu der Plazuela de la Cebada, der Lagerstätte dieser Geflügelheere, gelangt, wo er seine Truppen mustert, findet er zu seinem großen Leidwesen, daß ihm zwei bis drei Dutzend seiner Getreuen auf dem Marsch abhanden gekommen sind. Man kann sich die Verlegenheit des armen Pavero vorstellen; die Diebe rühren sich nicht; die weiten Falten ihrer bunten Mäntel sind nicht im Mindesten in Unordnung, und doch möchte man 10 gegen 1 wetten, daß, wenn durch einen Windstoß oder durch irgend eine magische Operation diese Hüllen sich aufthäten, unter jeder ein Truthahn zum Vorschein käme. Eine andere Schaar von Lieferanten sind die Wursthändler aus Estremadura, wo das Schwein eine Art Phönix ist, der unter den Händen der Einwohner, der sogenannten Estremenos, sich in eine zahllose Mannichfaltigkeit eßbarer Gegenstände (jamones, cecinas, chorizos, embuchados, morcillas etc.) verwandelt. Die Estremenos reiten, zwischen ihre Vorräthe gepackt, unter deren Last ihre Maulthiere sich krümmen, mit unerschütterlichem Ernst auf ihren schwarzbraunen Gesichtern in Madrid ein. Unmöglich können wir alle die Kaufleute aufzählen, welche den Glanz der Christmesse in Madrid erhöhen. Denn wenn es eine Hauptstadt giebt, die diesen Namen vorzugsweise verdient, weil jede Provinz ihr Tribut entrichtet, so ist es Madrid. Dahin muß Alles, was Spanien Kostbares erzeugt; aber Madrid selbst ist mitten unter der Fülle, die ihm von allen Seiten zuströmt, ein so unfruchtbarer Ort, daß es auch nicht Einen Artikel sein eigen nennen und sich nur des Wassers seiner Brunnen rühmen kann: Oh! las aguas de Madrid! Wenn die Andalusier ihre Weine und Oliven preisen, die Valencianer ihre Früchte, die Asturier ihre edeln Ahnen, so kommen die Madrilenos mit ihrem Wasser! Aber was liegt ihnen an der Unergiebigkeit ihres Bodens, finden sie ja doch in den beiden letzten Dezemberwochen und während des ganzen Januars auf der Plazuela de la Cebada alle Leckerbissen, die sich der Spanier wünschen mag, um die

Christnacht zu feiern. Welches malerische verführerische Schauspiel für sie, diese Pyramiden von Orangen, diese Berge von Schinken und diese Läden voll schmackhafter Mandelkuchen! Aber Nichts geht dem Madriteno über das Gekrächz der zahllosen weißen Pavos, das zumal deren Ungeduld gekauft, getödtet, gebraten und verspeist zu werden anzudeuten scheint! Unter all' diesen Käufern und Verkäufern, die sich wechselsweise zu übervortheilen suchen, genießen, wie überall, die Frauen das Privilegium bemerkt zu werden. Sie sind es, die mit Kastanien und Oelkuchen (bunuelos), den eigentlichen Symbolen des Festes, handeln; denn darf man der Sage glauben, so haben die Hirten in jener denkwürdigen Nacht, in welcher der Erlöser zur Welt kam, einander mit Oelkuchen bewirthet. Daher kennen auch die Bunnelaros ihre Wichtigkeit, und man bemerkt sie mit ihrem tragbaren Apparat an allen Straßenecken, an allen Schenkenthüren. Mit welcher Gewandtheit handhaben sie ihre Backpfanne (sarten)! Mit welcher Anmuth langen sie die gebackenen Kuchen heraus und legen wieder andere hinein! Alles an ihnen ist voll Leben — Hände, Zunge, Augen — diese schwarzen Augen, die man noch durch den Dampf der Pfanne funkeln sieht, wenn etwa einer der galanten Stutzer oder Majos, der Bewunderer dieser Schönheiten, vorüberstreicht. Eine neue Gruppe tritt auf: es sind artige Morenas, die sich einen neuen Schmuck anschaffen, um ihren Liebhabern am Christabend schöner zu erscheinen. Es ist auch ein Kinderfest: da kommt ein Großpapa mit einem Dutzend kleiner Wildfänge, die er in einem Spielkramladen beglückt. Dann seht wieder diese Schwärme von schwarzen, weißen, grauen, blauen, rothwangigen wohlgenährten Mönchen; an einigen blässern erkennt Ihr Karthäuser. Den Franziskaner mit seiner dürftigen Miene und seinen nackten Füßen dürft Ihr nicht bedauern; die spanische Gutmüthigkeit wird ihm schon den Sack füllen und sein Weihnachtsmahl wird nicht minder reich ausfallen als das der Geber selbst. Endlich begegnet man einer nicht minder zahlreichen Klasse, den Bettlern und Landstreichern, die hier von Morgen bis Abend den Frömmlern ihre geheimnißvollen Villancikos feilbieten, welche in Liedern bestehen, die sie zugleich in ihrem näselnden Ton abliefern. Einige begleiten diesen frommen Handel mit furchtbaren Pantominen und Gebärden; Andere kommentiren ihn mit albernen Possen. Skandalisiren darf man sich nicht; es giebt unter diesen lumpigen Bänkelsängern manchen Schelm, der, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, Euch einen Hund an die Beine hetzen könnte, der noch boshafter als sein Herr ist. Niemand ist übrigens nachsichtiger als die Klosterbrüder; sie wissen, daß sie in dieser Woche der Fröhlichkeit der Einbildungskraft des Volkes freies Spiel gönnen müssen. Leben und leben lassen lautet ihr Wahlspruch!

Vermischte Nachrichten.

In einem Privatschreiben aus Linz vom 25 Mai heißt es: „der brave bedauernswerthe polnische General Dwernizki ist vorgestern mit seinem Adjutanten in Linz angekommen. Die ganze Stadt war begierig, den Helden zu sehen, und fand an ihm einen hübschen großen Mann von 36 bis 40 Jahren.*) Er wird von hier mit allen polnischen Offizieren nach Laibach, seine wackern Soldaten aber werden nach Siebenbürgen abgeführt, wo sämmtliche (nicht gemachte, sondern freiwillige) Gefangene gut behandelt werden sollen. Indessen gewinnt hier Alles mehr und mehr ein kriegerisches Aussehen. Die erstern Landwehrbataillone, welche aus lauter 23 bis 36 jährigen ledigen Männern bestehen, werden in allen Verrichtungen des militärischen Dienstes auf die gleiche Weise wie die Linientruppen eingeübt, und haben aus den ältern Cadetten, deren wir bei den Infanterieregimentern nicht weniger als 2700 zählen, ihre Offiziere erhalten, so daß außer den Hauptleuten lauter schöne, junge, gesunde und rüstige Leute sich dabei befinden. Auch müssen auf allerhöchsten Befehl die meisten dieser ersten Landwehrbataillone (die zweiten bleiben als Reserve) in den ersten Tagen des kommenden Monats nach Italien marschiren. Vor der Hand sind sie nach Mailand bestimmt, wo sie wahrscheinlich ein Lager beziehen. Ueberhaupt wird über Hals und Kopf dahin gearbeitet, die ganze Armee**) bald möglichst auf einen respektablen Kriegsfuß zu stellen; denn beinahe bietet eine Pferd- und Rekrutenstellung der andern die Hand. Der Bau der 32 Festungsthürme in den Umgebungen von Linz wird mit größter Schnelligkeit fortgesetzt; der Erzherzog Maximilian ist immer dabei gegenwärtig. Sollte es wirklich zu einem Krieg kommen, wie es nur zu sehr den Anschein hat, so wird derselbe langwierig und furchtbar werden."

Die unerwartete Abberufung des Grafen Guilleminot von seinem Gesandtschaftsposten zu Konstantinopel hat, wie aus den Zeitungen bekannt ist, zu Paris großes Aufsehen erregt. Man glaubt, sie sey die Folge eines Versuches gewesen, den der französische Gesandte gegen die Absicht seiner Regierung gemacht habe, zwischen der Pforte und Frankreich ein Bündniß gegen Rußland zu Gunsten Polens zu Stande zu bringen. Ueber den Grafen und seine Gemahlin findet sich folgende Notiz in dem bereits im Ausland angeführten Werke des Major Keppel: Narrative of a Journey across the Balkan etc. „Graf Guilleminot," heißt es dort, „befehligte im Jahre 1815 eine Division von Napoleons Armee und errang sich hohe Auszeichnung in der Schlacht von Waterloo. Er ist eine von jenen imposanten Soldatengestalten, die man gewöhnlich an solche Höfe sendet, bei denen eine kriegerische Haltung am Meisten Eindruck zu machen pflegt. Die Wahl der französischen Regierung kann in dieser Beziehung doppelt glücklich genannt werden, da die Gräfin Guilleminot selbst in jeder Beziehung eine Amazone genannt werden darf. Sie und ihre Schwester, die Demoiselle Fering, von dem patriotischen Wunsche begeistert, dem bedrängten Vaterlande mit ihrem Arme zu dienen, hatten nämlich in Dumouriez's Armee als Freiwillige Dienst genommen. Beide zeichneten sich in dem ersten Gefechte, wo sie mit den Tapfersten in den vordersten Reihen kämpften, durch ihre Unerschrockenheit aus. Die Schwester der Gräfin fiel in der Schlacht von Valmy. Eine von beiden, ich weiß nicht welche, erhielt als Belohnung ihres ritterlichen Muthes einen Ehrensäbel. Inzwischen würde es schwer seyn, in der anmuthvollen Weiblichkeit der Gräfin Guilleminot den tapfern Husaren der französischen Revolution wieder zu erkennen."

Der Globe giebt in einer seiner neuesten Numern folgende statistische Vergleichung der Produktion und Konsumtion von Frankreich und Großbritannien mit Einschluß Irelands:

	Frankreich.	Großbritannien.
Einwohner	31.000.000 —	22.000.000
Morgen (Hektaren) angebauten Landes .	47.000.000 —	20.000.000
Brutto-Ertrag des Ackerbaues	4.678.708.000 Fr. —	5.420.425.000 Fr.
Reinertrag	1.544.705.000 Fr. —	2.681.150.000 Fr.
Ausgeführte Produktion . .	149.050.000 Fr. —	75.725.000 Fr.
Konsumtion	4.529.658.000 Fr. —	5.544.700.000 Fr.
Einzelne Landeseigenthümer . .	19.000.000 —	6.892.000
Dergleichen Familien	5.804.000 —	1.778.000
Ein Morgen erträgt im Durchschnitte zu Fr. berechnet: . .	417 —	270
Ein Arbeiter produzirt im Durchschnitte jährlich:	246 —	609
Manufakturtreibende Individuen	6.552.000 —	11.396.858
Produktion der Manufaktur	1.826.000.000 Fr. —	5.568.000.000 Fr.
Jedes Individuum produzirt somit im Durchschnitte:	286 Fr. —	613 Fr.
Ausfuhr der Manufakturprodukte:	260.000.000 Fr. —	810.000.000 Fr.
Konsumtion von Manufakturprod.	1.560.000.000 Fr. —	2.757.500.000 Fr.
Ein Einwohner konsumirt an Manufakturw. jährlich .	48 Fr. —	125 Fr.
— — — an Agrikulturprodukten	141 Fr. —	248 Fr.

*) Scheint eine Verwechslung. A. d. R.

**) 17 Regimenter Croaten; 20 Bataillone Grenadiere, 18 ungarische R.; 11 galizische; 11 böhmische; 8 italienische; 7 österreichische; 5 mährisch-schlesische; 70 Bataillone Landwehr; 1 Tirolerjägerregiment; 12 Bataillone Tirailleurs; 1 Pionier-, 1 Sappeur- und 1 Mineurkorps; 5 Artillerieregimenter; 1 Bombardier- und 1 congrevisches Raketenkorps; 8 Kürassier-, 6 Dragoner-, 7 Chevaurlegers-, 12 Husaren- und 4 Uhlanenregimenter.

Grenadiere 1 Bataillon zu 500 Mann . .	10,000
Infanterie 17 Rgte. zu 2500 M.	167,500
Landwehr 70 Bataill. zu 1000 M	70,000
Tirolerjäger 2500 M.	2,500
Tirailleurs Bataill. zu 800 M.	9,600
Artillerie	18,000
Kavallerie	40,000
	317,600.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 156. 5 Junius 1831.

Neu-Schottland.

2. Die neuschottländischen Micmac-Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

(Fortsetzung.)

Die Jagd des Musethieres und des Carabu, der in früherer Zeit die Indianer vorzüglich nachgingen, ist heutigen Tages mehr und mehr in Verfall gerathen. Das Musethier, wohlbekannt als der Fürst des Elenthierstammes, findet sich noch häufig in den tiefer landeinwärts gelegenen Waldungen zwischen Schelburne und Annapolis. Den Carabu, der einige Aehnlichkeit mit unserm größern Rothwild hat, trifft man meistentheils in großen Heerden in den südwestlichen Landstrichen der Provinz. Die leichtfüßige Schnelligkeit, mit der das Musethier und der Carabu diese waldbedeckten oder vielmehr über alle Beschreibung wilden Felsen- und Klippengegenden durchfliegen, läßt sich nur mit der berühmten Behendigkeit der Alpengemse vergleichen. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Läufe des Carabu, und die Gewohnheit desselben in diesen schroffen Waldgebirgen sich zu bewegen, erleichtern ihm seine Flucht außerordentlich. Die Läufe des Musethieres, die eine Fährte wie die einer Kuh, nur bei Weitem länger und nicht so breit, hinterlassen, sind an ihren Rändern so scharf, daß ein Schlag derselben den Bauch eines Hundes so leicht aufzuschlitzen vermag, wie der Hieb eines Beiles.

Die Jagd des Musethieres hat für Diejenigen, die von früher Jugend an mit ihr bekannt geworden sind, einen unwiderstehlichen Reiz; indeß ist sie mit so mancherlei Beschwerden und Entbehrungen verbunden, daß keine geringe Körperkraft und Abhärtung dazu erfordert wird. Die günstigste Zeit zu dieser Jagd tritt gegen Ende Februars ein, wenn der Schnee in den Wäldern zwei oder drei Fuß tief sich angehäuft und durch das allmähliche Thauwetter auf der Oberfläche sich mit einer Eisrinde überzogen hat, welche Hunde in vollem Lauf und einen Mann in Schneeschuhen zu tragen im Stande ist. Das schwerere Gewicht des Musethieres verursacht, daß es häufig in den Schnee einbricht und daher an einem schnellen Entkommen sehr gehindert wird. Die Jäger aus der Stadt in Gesellschaft zu zweien oder dreien oder in noch größerer Anzahl sind ganz wie die Wilden ausgerüstet. Eine wollene Decke, um den Nacken befestigt und um den Leib gegürtet, bietet Raum genug, um darin auf dem Rücken die nöthigen Lebensmittel aufzubewahren, und dient zugleich als Bett- und Zudecke. Moccasins — ein einziges Stück ungegerbten Leders oder einer Haut mit einem Riemen, der durch den Saum gezogen ist, über den Fuß gespannt und befestigt — vertreten die Stelle der Schuhe. Eine Axt, ein Feldkessel, und eine Feldflasche um Wasser mitzunehmen, eine Büchse über die Schulter und ein Paar Schneeschuhe — vollenden den Jagdanzug. Die Hunde sind gewöhnlich von der newfoundländer-Race, nicht jene schönen kraushaarigen Thiere, wie man sie in England zu sehen pflegt, sondern glatthäutig, fast an Gestalt und Größe den Bullenbeißern ähnlich und von röthlicher Farbe. Die Jäger nehmen ihre Richtung in das Innere der Wälder, die am Weitesten von den Niederlassungen entfernt liegen; und wenn sie den ganzen Tag fortgezogen sind, ohne die Fährte eines Carabu oder Musethiers gespürt zu haben, so sieht man sich gegen Abend nach einer Quelle oder einem Bache an einem Orte um, wo man am Meisten versteckt ist; gewöhnlich wählt man den Fuß eines Hügels, der gegen die Windseite hin aufsteigt, um das Nachtlager aufzuschlagen. Alle sieht man nun beschäftigt, den Schnee von der Stelle, wo man seine Schlafstätte aufschlagen will, wegzuscharren und den Boden mit einer Unterlage von jungen Zweigen zu bestreuen, Holz zu hauen, oder Wasser zu holen. Der Inhalt der wollenen Decken wird hervorgeholt und gleichmäßig vertheilt. Branntwein mit Wasser gemischt, oder ein fröhlicher Gesang und die Erzählungen früher bestandener Jagdabenteuer bilden den Nachtisch. Die wollenen Decken werden hierauf ausgespreitet, ein Jeder ruft seinen Hund, der seinem Herrn als Kopfkissen dienen muß, und während nach der Reihe einer um den andern wach bleibt und das Feuer unterhält, bereiten sich die andern durch einen gesunden Schlaf auf die Mühseligkeiten des nächsten Tages vor.

(Schluß folgt.)

Die Eingebornen von Australien.

(Schluß.)

Mag es auch Dawson, wie jedem Apologisten begegnen, daß er vielleicht hin und wieder ein zu nachsichtiger Beurtheiler der Partei ist, deren Sache er führt, so lernt man doch aus den von

ihm gelieferten Thatsachen, wie es sich mit der in Neu-Süd-Wallis, und von da in Europa verbreiteten Meinung verhält, daß die Eingebornen Australiens nicht über dem Thier stehen. Unter Anderem erwähnt er einen Fall, der das Benehmen eines sogenannten Christen und eines Wilden in einem sehr auffallenden Kontrast darstellt. „Eines Tags suchte mich Bongari in größter Entrüstung auf, um sich über einen Weißen zu beklagen, der ihn geschlagen hatte, weil er nicht für ihn eine Last auf dem Kopf tragen wollte. Ich konfrontirte Kläger und Beklagten mit einander. Im ersten Augenblick war Bongari heftig, und bediente sich all der gemeinen beleibigenden Redensarten, welche die Eingebornen unglücklicher Weise von Depoetirten auffassen, mit denen sie im vertrauten Verkehr stehen. Der Weiße, ein Emancipirter, leugnete die Beschuldigung nicht, meinte aber, der Herr, bei dem er vorher gedient, würde sich nichts darum bekümmert haben, wenn er auch ein Dutzend dieses elenden Geschmeißes getödtet hätte. Auf diese unverantwortliche Vertheidigung drohte ich, ihn wegen Thätlichkeit zu verhaften, oder aus der Niederlassung wegzujagen. Darauf wurde er bescheidener oder schien es wenigstens. Bongari aber sagte mir leis: „„Herr, thu ihm Nichts zu Leide, nur mache, daß er mich nicht wieder schlägt.““ Ich ließ es daher bei einem derben Verweis bewenden, wobei ich dem Burschen noch zu verstehen gab, wenn ich ihn länger behalte, so habe er es nur der Fürsprache Bongari's zu danken, der auf Genugthuung verzichte. Der Bursche ging. Da folgte ihm Bongari nach und rief: „„Tom, Tom, Deine Hand.““ Aber Tom wollte Nichts von ihm wissen. Inzwischen holte Bongari ihn ein, ergriff ihn am Arm und drückte seine Hand, wie Einer, der aufrichtig verzeiht, während jener Schlingel ihn keines Worts würdigte. Ich ließ Tom zurückkommen, stellte ihm vor, wie dieser arme Neger troß der Verachtung, die er gegen denselben hege, sich unendlich edler betrage, als er, und eröffnete ihm zugleich meine Absicht, ihn wegen seines absolut brutalen Benehmens fortzuschicken. Bongari war darüber sehr bekümmert, und sagte mir in einem Ton Lebewohl, worin so viel Mitleiden lag, als ich nimmermehr hätte dem Herzen eines Wilden zugetraut.“

Dawson gesteht, daß die Australier, troß ihrer natürlichen Gutmüthigkeit, nicht selten Akte grausamer Rachsucht ausüben. Allein, fragt er, soll man sich darüber wundern, wenn man bedenkt, wie sie meist von den Weißen behandelt werden? Sie haben allerdings Laster, welche mit dem wilden Zustande unzertrennlich sind; aber diese Laster kleben ihnen vielleicht in geringerem Grade an als den meisten Völkern, die mit ihnen auf derselben Kulturstufe stehen. So ist insonderheit die Ehrlichkeit eine Tugend, deren sich wenige ihres Gleichen rühmen können; kein Beispiel, bemerkt Dawson, sey ihm bekannt, daß sie ein ihnen geschenktes Vertrauen mißbraucht hätten; nur wer Mißtrauen gegen sie verrathe, müsse sich in dieser Beziehung vor ihnen etwas mehr in Acht nehmen. Diese Unterscheidung gereicht ihrem Herzen, wie ihrem Verstand zur Ehre. Wer ihnen mit Wohlwollen entgegenkommt, kann Alles von ihnen erlangen; bei den beschränkten Hülfsquellen des Unterhaltes, welche sie besitzen, sehen sie sich oft zu langem Fasten genöthigt; und wenn dann wieder der Ueberfluß kommt, so überlassen sie sich unmäßiger Schwelgerei; die Natur hat sie für diese beiden Extreme geschickt gemacht; dessen ungeachtet sind sie nichts weniger als selbstsüchtig. Von der Beute ihrer Jagd, selbst von dem wilden Honig und dem Mimosagummi, welche sie auf ihren Streifereien sammeln, theilen sie, troß der leidenschaftlichen Liebhaberei dafür, gerne mit. Kurz es sind harmlose, muntere, unschuldige Geschöpfe, die ungereizt Niemand ein Uebel zufügen.

Es scheint, die Kolonisten haben, um ihre Mißhandlung dieser armen Natursöhne vor sich selbst und der Welt zu rechtfertigen, Nichts angelegentlicher zu thun gehabt, als von ihrem Treiben und Seyn das grellste Bild zu entwerfen. Daß sie Fleisch von gefallenen Thieren, namentlich Hunden, essen, daß sie aus kothigen Gräben Wasser trinken, ist eine Beschuldigung, die lange Zeit allgemein geglaubt wurde. Dawson straft dieselbe geradezu Lügen. Nie, versichert er, habe er einen Eingebornen faules oder rohes Fleisch essen gesehen, oder Fische, die man oft todt am Ufer des Meers treffe; vielmehr hätten sie davor stets einen entschiedenen Abscheu gezeigt. Aber damit man mit ihnen wie mit dem Vieh umspringen könnte, mußten sie zum Vieh herabgewürdigt werden. Hören wir Dawson. „In den abgelegenern Theilen der Kolonie war es an der Tagesordnung, daß sie wie Hunde behandelt, und von den deportirten Domestiken unter den geringfügigsten Vorwänden mit Flintenschüssen getödtet wurden. Oft beklagten sich die Eingebornen bei mir, daß man ihre Eltern und Verwandten ermordet hätte, und sie brachten mir mehrere Waisen, deren Väter von der Hand der Weißen der Nachbarschaft gefallen waren. Als einer der letztern kam, um für seine Leute, mit denen er den Karuah hinaufzog, Lebensmittel zu holen, sagten sie zu mir, dieser Mann habe zehn ihrer Angehörigen erschlagen; der Elende leugnete auch die Sache gar nicht, sondern versicherte im Gegentheil, er würde auch künftig nicht anders mit ihnen verfahren. Hauptsächlich sind es die Holzhacker, welche sich die greuelhaftesten Gewaltthaten wider die Eingebornen erlauben. Man erzählte mir davon schauerliche Geschichten. Vor meiner Ankunft hatten mehrere Holzhacker oberhalb der Quellen der beiden schiffbaren Ströme und ihrer Zuflüsse, die sich in den Stephenshafen münden, ihren Aufenthalt genommen und bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß eine Abtheilung von ihnen in beträchtlicher Entfernung im Innern, in der Nähe eines Flusses, der in der Sprache der Eingebornen Malall heißt, welches Wort einen Fremdling bedeutet, oder einen Ort, der von ihnen selten oder nie besucht wird, noch ihre Arbeiten fortsetzte. Zugleich hörte ich, die Eingebornen der Umgegend seyen gegen die Weißen, mit denen sie früher in Eintracht gelebt, sehr feindselig gestimmt, und bereits sey es von beiden Seiten zu Thätlichkeiten gekommen. Die Eingebornen ließen an allen Weißen, deren sie habhaft werden konnten, ihre Rache aus, und da häufig Züchtlinge aus der Strafanstalt zu Port Macquarie sich nach Port Stephens flüchteten, welche beide Orte 90 Meilen von einander entfernt sind, so geschah es manchmal, daß solche Ausreißer ihnen in die Hände fielen, die sie im mindesten Fall ihrer Kleider beraubten. Ich befand mich noch nicht lang in Port Stephens, als ich selbst Augenzeuge war, wie mehrere flüchtige Deportirte in dem elendesten Zustand, nackt, verwundet und halb todt anlangten. Alle stimmten in ihrem Bericht überein: die Feindseligkeiten wurden von den Stämmen begangen, die gegen das Kap Hawke und links dem Malall, mit Einem Wort in der Nähe

des Distriktes wohnten, in welchem die Holzhacker arbeiteten; gegen diese waren die Eingebornen außerordentlich erbittert; Wer mit heiler Haut davon kam, verdankte es in der Regel der Vermittlung der Frauen. Nicht lange, so hörte der Holzschlag auf und es blieben von den Holzhackern nur so viel zurück, als zum Sägen und Fortschaffen des Holzes erforderlich waren. Im Junius fand sich einer ihrer Aufseher, ein armer aber braver Mann, bei mir ein, um mich von den vorgefallenen Ereignissen zu unterrichten; er vermuthete die Ursache in dem an einem achtjährigen schwarzen Knaben, Namens Lemmo, begangenen Mord, wegen dessen er vier Personen im Verdacht hatte. Ich erließ sogleich einen Verhaftsbefehl gegen die bezeichneten Individuen. Zwei davon wurden nach Port-Stephens geführt und verhört; die Zeugnisse, die gegen sie vorlagen, schienen mir hinreichend, um sie nach Sydney zu schicken. Zu Ende Augusts erhielt ich vom Generalprokurator die Einladung, ihrem Prozeß beizuwohnen. Das Gericht erklärte sie überwiesen, das bedauerungswürdige Kind ohne alle Veranlassung ermordet zu haben. Um ihre verruchte Absicht zu vollbringen, hatten sie ihr Schlachtopfer nach einem einsamen Platz am Ufer gelockt, dort mittelst eines Stricks von der sogenannten Carraiungborke erdrosselt und den Leichnam in's Wasser gestürzt; sie bekannten später, sie hätten sich des Jungen entledigt, damit er gegen einige Eingeborne, mit denen sie nicht gut gestanden, Nichts wider sie hätte ausplaudern können. So zogen sich die Weißen durch diesen Mord eine allgemeine Verfolgung zu." Dawson traf selbst einen durch eine Art schwer verwundeten Holzhacker, der zugestand, er sey bloß wegen der Ermordung des Knaben angefallen worden. Einige Jahre zuvor ging es übrigens, wie Dawson vernahm, hier noch toller zu; denn damals machten die Holzhacker auf die Eingebornen förmlich Jagd, tödteten sie und warfen sie den Hunden zur Speise vor. Man kann fragen, wo da die Wilden seyen?

Wenn somit an der Möglichkeit, die Australier zu civilisiren, nicht gezweifelt werden kann, so sind doch dabei Schwierigkeiten zu überwinden, welche wahrscheinlich die Bemühungen der Menschenfreunde noch eine Zeit lang vereiteln werden. Könnte sich nur die Berührung der Eingebornen mit dem Auswurf der englischen Gefängnisse beseitigt lassen? Indessen fehlt es nicht an glücklichen Vorgängen. Dawson erwähnt selbst mehrere Fälle, unter Anderm einen, wo ein Schwarzer das Englische so geläufig und richtig wie nur ein geborner Engländer sprechen lernte, sich sorgfältig und reinlich kleidete und bei einem Kolonisten in Botany-Bay zu dessen größter Zufriedenheit diente. Neuerer Zeit scheint auch die britische Regierung geneigt, für die Verbesserung der Lage dieser lange vernachlässigten Bevölkerung Etwas zu thun; wenigstens hat sie die Missionsgesellschaft um zwei Lehrer ersucht, und dieselben mit einem Gehalt von 500 Pf. St. anzustellen versprochen. So wird also doch vielleicht die Humanität über verjährte Vorurtheile siegen!

Das Parlamentshaus zu Edinburg.

(Schluß.)

Jeffrey's Beredsamkeit ist nicht imposant; hierzu steht ihm seine kleine Gestalt im Wege; aber seine Beredsamkeit übt einen unwiderstehlichen Zauber. Er erhebt sich, drapirt seinen Mantel um die Schulter und beginnt mit einer sehr tiefen Stimme. Bei den drei oder vier ersten Sätzen scheint er nach Ideen zu suchen; denn an Worten fehlt es ihm nicht. Bald aber hat er seinen Weg gefunden, und nun, seinen Schlangenblick auf die Personen geheftet, mit denen er es zu thun hat, erzwingt er ihre Aufmerksamkeit durch das Bizarre seiner gesangartigen Betonung, erhebt seine Stimme bald zu den scharfen Tönen, die durch die Nerven schneiden, bald zu den süßen Klängen, die um so lieblicher im Gegensatze mit den vorigen sich in's Ohr schmeicheln. Seine Darstellung ist schlagend, zuweilen nur Etwas zu fein für Leute vom gewöhnlichen Schlage. Zu Zeiten läßt er auch seiner Einbildungskraft ein wenig zu sehr den Zügel schießen und erstickt seine tüchtigen Argumente unter einer Ueberhäufung poetischer und allzu glänzender Figuren. Er gemahnt dann an gewisse Maler, die in ihren Bildern unendliche Sorgfalt auf die geringfügigsten Einzelnheiten verwenden; aber statt Alles zu einem großen Ganzen vereinigt darzustellen, nur eine auseinander bröckelnde Menge gelungener Kleinigkeiten geliefert haben. Endlich wirkt Jeffrey in seiner Rede gewöhnlich nicht auf dem Wege der Ueberzeugung; sein Talent besteht darin zu blenden, und dadurch zu entwaffnen, daß er in Ungewißheit versetzt.

Zuweilen ist es ihm schon begegnet, daß er vergaß, wie Wenig sein Vortrag und seine Gestalt imposant zu seyn geeignet ist; bei einem solchen Versuche erinnert er nur allzusehr an den Frosch in der Fabel. Ich erinnere mich nur eines einzigen Falles, wo er mit Apostrophen dieser Art glücklich war. Ein Baron, dessen Name Nichts zur Sache thut, hatte einen Prozeß, den er zu gewinnen so erpicht war, daß er weder Ehre noch Gewissen schonte. Er war zugegen, als Jeffrey, der die Vertretung seines Gegners führte, seine Wärme allmählich bis zur Gluth des Unwillens steigerte und den Richtern zurief: „Mylords, Niemand kann die englische Aristokratie mehr hochachten, als ich; Niemand kann weniger geneigt seyn, Etwas auszusprechen, was das Zartgefühl dieser glänzenden Korporation verletzt; aber nach Allem, was wir heute gehört haben, glaube ich mich befugt, zu sagen, daß Hr. . . . . (hier wendete er sich gegen ihn) ein schändlicher Lügner und Schurke ist."

Die Zuhörer schienen wie vom Blitze gerührt über diesen Ausfall, aber er war so wohlgegründet, daß sich nicht ein Mal ein Gemurmel darüber erhob. Der Baron, der mit kaltem Blute die Darstellung aller seiner Schwänke und Ränke angehört hatte, wurde dadurch so verwirrt und niedergeschmettert, daß er sich genöthigt sah, den Saal zu verlassen.

Jeffrey hat sich immer zu den Grundsätzen der Whigs bekannt, und ist unter Lord Grey's Verwaltung zum Lordadvokaten emporgestiegen, und so in seinem schon höhern Alter auf eine Laufbahn versetzt, wo er noch manche Palme erringen kann.

Sein Talent als Kritiker soll hier nicht beurtheilt werden.

Vermischte Nachrichten.

Der jüngst erst in die französische Akademie aufgenommene Victor Cousin hat von dem Minister des öffentlichen Unterrichtes den Auftrag erhalten, eine Reise nach Deutschland zu machen, um daselbst an den vorzüglichsten Anstalten des öffentlichen Unterrichtes über die Organisation derselben Beobachtungen zu sammeln. Wahrscheinlich wird dieser offizielle Charakter ihn dieß Mal gegen die ungastliche Aufnahme sicher stellen, die diesem Gelehrten zur Zeit der Restauration in Deutschland begegnete.

•

Das Ostindian-Magazine (Maiheft) sucht in einem Artikel über Kolonien darzuthun, daß den Kolonien, die in einem reformirten Parlamente in den geschlossenen Boroughs keine Vertretung ihrer Interesse finden können, erlaubt werden müsse, Vertreter aus ihrer Mitte in's Parlament zu schicken. Der erwähnte Artikel giebt folgendes Verzeichniß von Plätzen, die im Parlamente künftig von Cantonaldeputirten eingenommen werden sollten: Calcutta und seine Vorstädte mit fast einer Million Einwohner, sammt der Präsidentschaft von Bengalen, die eine Bevölkerung von fünfzig Millionen Unterthanen haben, würden in's Parlament vier Mitglieder schicken; die Präsidentschaft Bombay, die in Betracht ihres Handels an Wichtigkeit den zweiten Rang einnimmt, zwei; die Präsidentschaft Madras, die zehn Millionen Unterthanen zählt, zwei; Ober-Ca

nada, mit einer zahlreichen Bevölkerung, die noch dazu jährlich durch Tausende von Ausgewanderten zunimmt, zwei; Unter-Canada in Betracht seines Reichthumes, Handels und seiner Bevölkerung zwei; Neu-Süd-Wallis in Betracht seiner zahlreichen und freisinnigen Bevölkerung, der ungeheuern Anzahl von Auswanderern, die seitdem dort angekommen sind, der Entfernung vom Mutterlande und seines Stapelhandels mit Wolle, Oel, Bauholz u. s. w. zwei; Van Diemensland, eins; das Kap der guten Hoffnung, zwei; Mauritius, als eine reiche und intelligente Kolonie mit bedeutendem Handel, zwei; Ceylan, als eine der schönsten Besitzungen der Krone, mit einer achtungswerthen bürgerlichen Bevölkerung, zwei; Jamaica, als eine Insel mit einer bedeutend reichen und aufgeklärten Bevölkerung, zwei; Barbades, zwei; Trinidad, eins; New-foundland, als eine noch unbedeutende, erst im Wachsthum begriffene Kolonie, eins; Neu-Braunschweig aus gleichen Gründen eins; Malta ist in jedem Betrachte berechtigt, zwei zu senden; die jonischen Inseln gleichfalls zwei; die Inseln Jersey und Guernsey, eins; die Insel Man, eins; im Ganzen also würde das Parlament einen Zuwachs von zwei und dreißig neuen Mitgliedern erhalten.

•

Es sind nun auch Diamanten in der Nähe von Katharinenburg im Ural gefunden worden, wodurch die Erwartung immer mehr bestätigt wird, daß man irgendwo reichhaltige Lagerstätten dieser edeln Steine treffen werde.

Die Ausbeute der Gold- und Platina-Minen im Ural betrug im Jahre 1830 an Gold aus den Kronwerken: 150 Pud 22 Pf., an Platina 4 Pud 16 Pf. — aus Privatwerken an Gold 204 Pud 17 Pf.; an Platina 100 Pud 25 Pf.; im Ganzen also 355 Pud an Gold und 105 Pud 1 Pf. an Platina. Berechnet man das Pud Gold zu 50,000 Rubel und das Pud Platina zu 11,520 Rubel, so beträgt der Werth der Ausbeute des Jahres 1830:

für Gold gegen 17,750,000 R.
— Platina — 1,209,600 —

Im Ganzen also 18,959,600 R.

Die Ausbeute von Gold und Platina aus den Hüttenwerken des Ural im Laufe von zehn Jahren stellt sich in Folgendem dar:

Im Jahre	Gold.		Platina.	
	Pud.	Pf.	Pud.	Pf.
1821	27	5	—	—
1822	28	29	—	—
1823	105	58	—	—
1824	206	51	1	35
1825	257	22	11	24
1826	251	59	13	20
1827	282	—	25	30
1828	291	5	93	35
1829	287	30	78	51
1830	355	—	105	1
Totalausbeute	2,054	—	330	14

Nach der obigen Berechnung beträgt der Totalwerth des Goldes: 102,700,000 Rubel, der Platina: 3,805,520 Rubel, somit im Ganzen: 106,505,520 Rubel.

•

In der Akademie der Inscriptionen und schönen Wissenschaften las jüngst Hr. Abel Remusat eine weitläufige Abhandlung über eine Reise in das Innere von Asien vor, die im Jahre 399 unserer Zeitrechnung von mehreren chinesischen Buddhisten angetreten und zwölf Jahre darnach beendigt wurde. Das Original-Manuscript befindet sich in der k. Bibliothek. Desguignes, der von seiner Existenz Kenntniß erhielt, hatte eine Uebersetzung davon versucht, aber wieder aufgegeben, da er die Schwierigkeit, die Namen der darin vorkommenden Orte herzustellen, von denen die meisten im Verlaufe von vierzehn Jahrhunderten völlig erloschen sind, nicht besiegen konnte. Die Abhandlung des Hrn. Abel Remusat hatte nun zum Zwecke, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Mit Beiziehung von Reisebeschreibungen anderer Chinesen und den dürftigen Nachrichten aus alten indischen Büchern ist es ihm gelungen, ohne Unterbrechung die ganze Folge von Orten auszumitteln, die von den chinesischen Reisenden besucht worden waren. Hieraus geht hervor, daß Schi-fa-hian und sein Reisegefährte, nachdem sie die Stadt Si-an-fou in Schen-si verlassen hatten, mehrere Staaten durchwanderten, und in die Landschaft der Wigurs, dann nach Chotan und endlich nach Caschmir kamen; daß sie, nachdem sie über das Himalaya-Gebirg und den Indus gegangen, in die Gegend von Attock oder Peischawir gelangten, und an dem linken Ufer des letztgenannten Stromes eine Bevölkerung von Hindu's in Sprache, Sitte und Religion fanden; die Fürsten derselben bekannten sich zur Buddha-Religion, und die Eigennamen der Gegenden waren in der Sanscritsprache. Die wichtigen Andeutungen dieser Abhandlung über die alte Geographie Indiens und die Aufschlüsse über buddhistische Traditionen lassen im Interesse der Wissenschaft hoffen, daß die Abhandlung sowohl als die Uebersetzung der chinesischen Reisebeschreibung in Bälde dem Drucke übergeben werden wird. Die von Hrn. Abel Remusat beigefügten Erläuterungen machen mit andern Reisebeschreibungen ähnlichen Inhaltes bekannt, und enthalten wichtige Aufschlüsse über den Zustand Hindustans im vierten und fünften Jahrhunderte.

•

Pemberton, Lieutenant in der britisch-indischen Armee, reiste am 15 Julius v. J. nach Awa. Als er von Mennipur durch das Kebuthal an den Pinthi gelangte, fand er Fahrzeuge vor, die der birmanische Statthalter von Gondeh hatte ausrüsten lassen, und auf welchen er am 31 sich mit seinem Gefolge einschiffte. Am 14 August erreichte er Awa. Der Pinthi läuft fast fortwährend zwischen zwei bewaldeten Berg- und Hügelreihen, und man erblickt längs seinen Ufern zahlreiche Dörfer, welche von Schans und Birmanen bewohnt sind. Aus Awa brach Pemberton, nachdem er mit dem britischen Residenten in Betreff des Zweckes seiner Sendung das Nöthige besprochen, am 13 auf und fuhr den Irrawaddy hinab; der König hatte die Aufmerksamkeit gehabt, für die Schiffe zu sorgen. Nicht weit von der nicht unbedeutenden Stadt Membou ergießt sich in den Irrawaddy der Man, ein kleiner Fluß, welcher dem östlichen Abhange der Gebirge von Arracan entspringt, und mit dem Irrawaddy ziemlich einen rechten Winkel bildet. Hier verließ Pemberton am 19 das Schiff und trat mit seinen Leuten die Landreise an; Pferde, Lebensmittel und Lastträger waren in Bereitschaft. Noch an demselben Tage, mit anbrechender Nacht, trafen sie in Tsagou ein, und am 24, ob ihnen gleich ein ganzer Tag durch Aufenthalt verloren gegangen, am Fuße der arracan'schen Gebirge. Am folgenden Morgen fingen sie an, das Gebirg zu ersteigen; gegen zwei Meilen war der Weg sehr steil; um halb zehn Uhr gelangten sie auf die Höhe und mittelten durch barometrische Beobachtungen aus, daß sie sich 4,594 Fuß über dem Irrawaddy befanden. Dieser Punkt, von den Birmanen Tsataon daoung byet und von den Arracanern Rottma natvagain (Teich der Feen) genannt, gilt für den höchsten Gipfel der Kette; er liegt aber schon 74 Fuß gegen die Westseite hinab. Bei schönem Wetter soll man eine prachtvolle Aussicht genießen, allein damals verhüllte ein dichter durchdringend kalter Nebel das ganze Gebirg und man konnte Nichts sehen. Ob sie gleich an diesem Tage den beschwerlichsten Theil der Reise vor sich hatten, so legte doch Pemberton mit seinen mennipurer Sipays 24½ M. zurück; die Birmanen kamen jedoch erst am nächsten Morgen wieder zum Vorscheine. Die Straße fand Pemberton weit besser als er sich vorstellen konnte; sie bot so wenig Abschüssigkeiten dar, daß er den ganzen Tag zu Pferde blieb und der Meinung ist, daß es in der kalten Jahreszeit nur einer Kompagnie Pioniere bedürfte, um sie für Kavallerie und Artillerie gangbar zu machen. In Aug Thanna, wo sie am 28 September eintrafen, verweilten sie eines starken Regens wegen bis zum 2 Oktober, worauf sie sich in dem Boote eines Eingebornen nach Akyab einschifften. Am 6 kamen sie hier an, am 13 in Tschittagong, und am 20 segelten sie auf dem Brengham nach Calcutta. Pemberton weiß das gefällige Benehmen der birmanischen Behörden, die für jedes Bedürfniß zum Voraus sorgten, nicht genug zu rühmen; meint aber, wie er den birmanischen Charakter kenne, so müsse ihnen Dieß durch die bestimmtesten Befehle vom Hofe eingeschärft worden seyn. Die einfache Thatsache aber, daß Pemberton's Ausflug gerade in die ungünstigste Jahreszeit fällt, beweist, daß es sich im birmanischen Reiche mit weit weniger Schwierigkeiten reisen läßt, als man sich gewöhnlich einbildet.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 157. 6 Junius 1831.

Reiseskizzen eines Missionärs in Indien. *)

1. Madras.

Die Stadt Madras, der Siz der Regierung der britischen Besizungen im Süden von Indien (13° 5' n. Br. 80° 25' öst. L.), hat mit ihrer unmittelbaren Nachbarschaft auf viele Meilen im Umfang eine ungemein niedere Lage, indem das Land sich kaum über den Meeresspiegel erhebt; zwar im NW begrenzen einige stattliche Hügel (Naggery-Nose genannt) und im SW der 9 Meilen entfernte St. Thomasberg den Horizont; im Ganzen aber bietet die Küste, wenn man sich ihr von der See aus nähert, einen höchst einförmigen und uninteressanten Anblick dar. In um so anmuthigerem Kontrast erscheint aber von dem Ankerplaz gegenüber die Stadt selbst: rechts eine beträchtlich weit sich erstrekende Reihe hoher ansehnlicher Gebäude, das Zollhaus, der Obergerichtshof, die Agentschaftshäuser 2c.; links das St. Georgsfort, mit seinen Kasernen, Magazinen und seinem Glacis; weiterhin des Gouverneurs Gartenhaus und Gesellschaftssaal. Die geräumige Oeffnung zwischen dem Fort und den Gebäuden an dem Strand gestattet die Aussicht auf die äußern Straßen der Stadt, wo man da und dort hohe Pandals oder Pavillons emporragen sieht, auf welchen etwa aus Veranlassung einer Hochzeit oder zu Ehren eines Gottes Flaggen wehen, oder die Giebel öffentlicher Gebäude, die Thurmspizen armenischer, römischer, schottischer und englischer Kirchen, deren es in Madras eine gute Anzahl giebt, die schlanken Minarets mohammedanischer Moscheen, und die ehernen Kuppeln hindu'scher Pagoden.

Madras, gleich der ganzen Küste von Coromandel, besizt keinen Hafen. Der Verkehr zwischen den Schiffen und dem Land geschieht ausschließlich mittelst der sogenannten Masulaboote und der Catamarams. Diese Boote werden, wenn sie keine Arbeit haben, ins Trokene auf den Sand gezogen, lassen sich aber mit erstaunlicher Geschwindigkeit flott machen. Sie sind zwanzig bis dreißig Fuß lang, sechs breit und tief und aus starken Planken gezimmert, die durch Feuer gebogen und durch Schnüre von Coir (wie man die faserige Rinde des Kokosnußbaums nennt) umbunden werden; inwendig ist noch eine Watte von Werg oder Stroh angebracht, damit die Fugen, worin die Planken laufen, kein Wasser durchlassen. Zur Bemannung eines solchen Fahrzeugs gehören in der Regel zehn Mann, acht an die Ruder, einer an das Steuer, und ein Knabe zum Auspumpen. Die Leute rudern im Takt nach einem Lied, das einer vorsingt, und wobei am Schluß jeder Stanze die ganze Gesellschaft im Chor einfällt. Gewöhnlich sind zwischen dem stillen Wasser und der Küste drei Wogen zu passiren, die sich sechs Fuß und drüber erheben, und dann wirbelnd brechen, so daß der oberste Theil der Woge zuerst überschlägt, und unten eine Art Höhlung entsteht; es bedarf tüchtiger Handhabung, um durchzukommen; jedes andere Fahrzeug ginge unfehlbar zu Grunde. Die Schiffer, mit der Brandung vertraut, wissen ihrer Gewalt auszuweichen; wenn sie gegen die erste Woge anfahren, bleiben sie mäuschenstill an ihren Rudern, und der Steuermann sucht dem Boot die günstigste Richtung zu geben; aber kaum bäumt es sich gegen die Woge, so fangen sie an zu singen: „Alé, Alé,“ (eine Woge, eine Woge) und arbeiten mit aller Macht drauf los, bis die Woge zerplazt ist; der Passagier thut unter diesen Umständen wohl daran, sich in seinen Mantel zu steken, wenn er nicht von Schaum übergossen werden will; nun warten sie, bis die folgende Woge naht, die sie auf dieselbe Weise passiren, und sofort bis ans Ufer.

Ehe eine Woge zerplazt, prallt sie oft so heftig an, daß man Beispiele erzählt, daß Boote in Stüke zerschmettert wurden, und Ladung und Passagiere verloren waren. Daher nimmt man meistens beim Ausschiffen von Reisenden Catamarams mit. Ein Catamaram *) ist ein Floß, zwölf bis fünfzehn Fuß lang, drei bis fünf Fuß breit, zusammengesezt aus drei Stämmen Holz, und geführt von zwei bis drei Karelars oder Strandleuten, die von derselben Kaste sind wie die Masulaschiffer, und größtentheils in dem Dorf Royapuram nördlich von Madras wohnen. Ein Schiffer macht des Tags drei bis vier Fahrten zu den Kauffahrteischiffen auf der Rhede, und erhält für die Fahrt 15 Fanams (gegen 2 Schill. 4 Pence), liegen die Schiffe in größerer Entfernung (als der gewöhnliche von 2 bis 4 Meilen) vor Anker, das Doppelte, wo dann es aber bei zwei Fahrten sein Bewenden hat. Somit verdient der Mann, wenn es vollauf Arbeit giebt, bei dieser gefahrvollen

*) Personal Narrative of a Mission to the South of India, from 1820 to 1828, by Elijah Hoole. Illustrated with lithographic plates. London 1829. 1 Voll.

*) Von den beiden tamulischen Wörtern cattal, zusammenbinden, und maram, Holz, d. h. zusammengebundenes Holz.

Beschäftigung des Tags nicht Mehr als einen Schilling; ungeachtet dieser dürftigen Bezahlung vermochten indeß die Schiffer, die sich fast durchgehends zur katholischen Religion bekennen, von ihren Ersparnissen in den letzten Jahren in Royapuram eine schöne Kirche zu erbauen, die sie mehrere tausend Pfund Sterling kostete. Zur Vorsicht also läßt man neben den Masulabooten noch Flöße mitfahren und, wenn die Brandung hochgeht, bedient man sich der Catamarams allein, und auf diesen zerbrechlichen Fahrzeugen wagen sich die Kareiars unbedenklich in die stürmische See. Obgleich oft weggespült von der Fluth, retten sie sich doch leicht durch ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Untertauchen, und nur selten kommt Einer um. Außer diesen wichtigen Diensten werden die Catamarams bei ungestümer Witterung zum Transport des Postfelleisens nach Ceylan benützt, wohin die Ueberfahrt 60 Meilen beträgt. Auch machen alle Fischer längs der Küste von ihnen Gebrauch. Zu Ausflügen auf den Fischfang versammeln sich ganze Flotten von solchen Catamarams, die man, wohlversehen mit Netzen und Körben, oft viele Meilen weit in das Meer hinaus steuern, und außerhalb der Brandung hübsche dreieckige Segel aufziehen sieht.

(Schluß folgt.)

Neu-Schottland.

2. Die neuschottländischen Micmac-Indianer — Ihre Sitten und Gebräuche — Jagd der Elenthiere — Gefahren der Verirrungen in den Wäldern — Bärenjagd. —

(Schluß.)

Mit Tagesanbruch steht die Jagdgesellschaft von ihrem Nachtlager auf, frühstückt und macht sich sogleich auf den Weg, um die Fährte eines Thieres zu suchen, immer in der Richtung gegen den Wind fortziehend, damit die Hunde eher Witterung erhalten, als das Wild aufgejagt wird. Bemerken die Jäger, daß die Hunde Witterung haben, so wird in der größten Stille und Vorsicht darauf losgegangen, bis sich die Begier der Thiere nicht mehr halten läßt, die nun Laut geben und auf das Wild losstürzen. Jeder Jäger folgt mit der größtmöglichen Schnelligkeit dem Gekläffe, wobei er den nächsten besten Weg einschlägt, auf dem seiner Meinung nach das Wild am Wahrscheinlichsten ihm schußgerecht werden kann. Manchmal wird das Musethier ihnen leicht zur Beute; wenn es sich nämlich gegen die Hunde stellt, die es für seine größten Feinde hält; inzwischen kommen dann die Jäger heran, und es fällt unter ihren Schüssen. Zuweilen aber müssen sie es auch 30 bis 40 englische Meilen weit über Berg und Thal, durch Seen, Einöden und Forste verfolgen, wobei es durch die Flüsse schwimmt und furchtlos die steilsten Felsen hinabsetzt. Zuweilen setzt es seine Flucht mehrere Tage hinter einander fort, und der Jäger sieht am Ende alle Mühe und Anstrengung verloren. Am Seltensten kann man es im Aeßen überraschen oder niederschießen, da seine Wachsamkeit und Schlauheit selbst die der Indianer verspottet.

Von den Ansiedlern wird auf die Jagd dieses Thieres mehr der Unterhaltung als seines Fleisches oder seiner Haut wegen gegangen. Das Wildprät des Musethieres läßt sich mit dem unsers schlechtesten Hochwildes nicht vergleichen, es ist trocken, ohne Fett und geschmacklos. Die heftige Anstrengung und die scharfe Kälte legen der Ausdauer der Jäger eine harte Probe auf; man wird sich wundern, daß ein Körper ohne nachtheilige Folgen im freien Walde schlafen kann, während das Thermometer gewöhnlich einige Grade unter Null steht. Indeß sind die Wälder weit wärmer, als Diejenigen denken, die an diese Jagdbeschwerden nicht gewohnt sind. Hier, wie überhaupt in den Gegenden der höhern Breite, ist es der Wind, der vorzüglich die scharfe Kälte verursacht; die Wälder gewähren dagegen Schutz und deßhalb eine um viele Grade wärmere Temperatur, als die dem Winde bloßgestellten Gegenden.

Es versteht sich von selbst, daß ein Fremder, der ohne Kenntniß der Gegend oder weniger im Gebrauch der Schneeschuhe geübt als seine Gefährten diesen Jagden beiwohnen will, leicht in Gefahr kommen kann, in den Wäldern verloren zu gehn. Man hat zwar vielleicht noch kein Beispiel, daß ein Musethierjäger auf diese Weise umgekommen wäre; aber mancher hat sich schon aus Schrecken in diesen Wäldern den Tod geholt, wenn er unbedachtsam einen solchen Streifzug mitmachte und dabei sich verirrte. Das Gefühl, das bei einem solchen Unfall sich des Menschen bemächtigt, ist von so schreckbarer Art, daß es gewöhnlich um alle Besinnung geschehen ist, indem der Verirrte jede Lokalerinnerung vergißt und fruchtlos alle Körperkraft erschöpft, um den rechten Weg wieder zu finden. Oft wird der Wanderer, in seiner Herzensangst immer eine gerade Richtung nach einer Landstraße oder einem menschlichen Wohnort verfolgend, durch die Mannichfaltigkeit der Bäume so verwirrt und durch scheinbare Spuren, die das Auge bei jedem Schritt entdeckt, so getäuscht, daß er nach Stunden langem Umherirren gerade wieder auf derselben Stelle anlangt, von wo aus er seine mühvollen Anstrengungen begann. Wer noch nicht den Versuch gemacht hat, einen amerikanischen Wald zu durchschneiden, wird sich kaum einen Begriff von dem schreckenvollen Eindruck machen können, der durch die schauerliche Tiefe der Stille, die dort herrscht, auf das menschliche Gemüth hervorgebracht wird. So müßte es vielleicht dem Indianer der Wälder zu Muthe seyn, wenn er sich plötzlich in die Wüste Sahara versetzt sähe. Das sicherste Mittel für Einen, der die Wälder durchstreifen will, bleibt immer ein Taschenkompaß. Ein geübteres Auge hält sich an die Rinde der Bäume oder an die Spitze der Gräser, die von den westlichen Windstrichen gebeugt sind. Ist so die Richtung nach einer Niederlassung ausfindig gemacht, so bietet der Wandrer alle Geisteskraft auf, um die Gefühle der thierischen Angst zu bekämpfen, merkt sich zwei in gerader Richtung hinter einander stehende Bäume, behält dieselben fest im Auge um nicht wieder aus der Richtung zu kommen und fühlt sich, wenn er endlich ans Ziel gelangt, hinlänglich für die ausgestandenen Mühseligkeiten durch den Gedanken belohnt, dem Tod durch Hunger oder Kälte entgangen zu seyn.

Nur noch wenig anderes Wild reizt die Jagdlust der Indianer oder Ansiedler. Letztere durchstreifen die Wälder, um Bären aufzusuchen, die man in starken stählernen Fallen fängt. Der Bär von Neu-Schottland ist schwarz und kleiner als der des nördlichen Europa. Kaum wird man ein Beispiel wissen, daß er Menschen

angefallen hätte, wenn man ihn nicht muthwillig reizte; gewöhnlich ergreift er beim Anblick von Menschen die Flucht. Nur im Innern des Landes werden sie häufig gefunden und sind dort für das Getreide und das Vieh des Landbewohners gleich schädlich. Im Winter sucht sich der Bär ein ständiges Lager auf und wählt hiezu eine Felshöhle oder einen hohlen Baumstamm, wo er von Schnee überdeckt und fast ohne Luft in Betäubung und Schlaf fällt, und hiebei seine Nahrung aus der Tatze saugen soll. Wenn der Schnee schmilzt, kommt er wieder zum Vorschein, und wird, um diese Zeit erlegt, äußerst fett und wohlgenährt befunden. Dieser Winterschlaf der Bären ist schon von Vielen für eine Fabel gehalten worden; allein alle Waldbewohner stimmen in ihren Aussagen darin überein. Außer diesem Thiere wird nur noch auf den Luchs (Loupcervier, Lucifee hier zu Land genannt) Jagd gemacht, von den Indianern bloß seines Felles wegen.

Rußland's auswärtige Handelsverhältnisse im Jahre 1830/31.

(Auszug aus dem Berichte des Finanzministers über die Arbeiten des Departements für den auswärtigen Handel während des Jahres 1830).

Der Handel mit dem Auslande war um Vieles lebhafter und sein Umsatz weit beträchtlicher als im Jahre 1829. Die Getreideausfuhr nahm bedeutend zu und stieg bis zu 60 Millionen Rubel. Die Einfuhren waren merklich kleiner als im Jahre 1829.

Der Handel auf dem schwarzen Meere ist großentheils wieder hergestellt, aber der Verkehr zu Land deßhalb nicht vermindert worden. — Es wurden beträchtliche Quantitäten edler Metalle in Münzen und Barren eingeführt. — Gegen Ende des Jahres hatte die Cholera dem Waarenzuge nach dem Innern große Hindernisse in den Weg gelegt, verschiedene Maßregeln wurden genommen, den Verkehr zu erleichtern. Die Mauthen wiesen eine Einnahme von 65,400,000 Rubel nach, somit im Vergleich mit denen des Jahres 1829 eine Verminderung von 1,700,000 Rubel, was den Verzögerungen zugeschrieben werden muß, die der Transport der Ausfuhrwaaren erlitt. Nach später eingelaufenen Berichten jedoch ist dieser Ausfall minder bedeutend, und die Einnahme erhob sich auf 68,629,878 Rubel, 25¾ Kopeken, von denen 1,755,862 Rbl., 15 Kop. zum Vortheile verschiedener Städte und Niederlassungen verwendet wurden. Durch einen Ukas vom 28 März 1830 wurde der Mauthtarif zum Schutze der inländischen Manufakturindustrie ergänzt, die Beschränkungen vermindert und einige Anomalien des Tarifes ausgeglichen. — Die Abgabe auf Pferde, die außer Landes gebracht werden, wurde vermindert, und die auf Wollenausfuhr gänzlich aufgehoben, durch kaiserlichen Ukas vom 28 Januar 1831. — Der Stadt Narva wurden verschiedene Freiheiten ertheilt (kaiserl. Ukas vom 28 März 1830). — Es wurden Maßregeln getroffen, die Ausfuhr des eingesalzenen Fleisches zu begünstigen. — Zur Herstellung regelmäßiger Kommunikationen mit Lübeck wurde eine russische Dampfschifffahrt eingerichtet. — Der Nutzen der Handlungszeitung wurde von Jahr zu Jahr sichtbarer, im Jahre 1825 hatte sie nur einen Absatz von 504 Exemplaren, am 10 März 1831 von 954. — Es sind die vorläufigen Anstalten getroffen, die Douanenlinie des Dniester über den Pruth zu verlegen. — Zwei Comite's, in welchen der Finanzminister den Vorsitz führt, wurden geschaffen, das eine um zu untersuchen, welcher Verbesserungen das Quarantäne-Reglement überhaupt fähig ist, das andere um die Organisation der Quarantäne-Garde einer Prüfung zu unterwerfen. — Im Monat Januar wurde ein Handelskonseil eröffnet, von welchem sich Sektionen in Moskau und allen wichtigen Handelsplätzen des Kaiserthums befinden. — Die Mitglieder des Manufakturrathes haben sich vermehrt. — Besondere Agenten für die Manufakturen wurden nach Berlin und Wien geschickt. — Man unterhielt mit dem Auslande zahlreiche Verbindungen wegen Einführung nützlicher Erfindungen. Eine große Anzahl Maschinenmodelle wurden angeschafft. — Im Betreff des Handelsschiffbaues und der Handelsschifffahrt wurden ergänzende Verordnungen erlassen, wodurch dieser Zweig der Industrie von den Fesseln befreit wurde, die ihm eine frühere Legislation angelegt hatte; die Folge davon war die Errichtung einer Matrosenkorporation in Neurußland und zu Riga. — Hr. Marenas wurde in die mittäglichen Provinzen des Kaukasus entsendet, um die natürlichen und kommerziellen Reichthumsquellen dieses Landes zu untersuchen. — Zu Cherson wurde eine Handelsniederlage errichtet und bis zu 150,000 Rubel Anleihen gegeben, um das Schiffsbauwesen von Privatleuten in den Häfen des schwarzen Meeres zu ermuntern. — Deßgleichen wurden den Einwohnern von Smolensk Vorschüsse gemacht, um dort Fabriken anzulegen. — Die Manufakturindustrie macht im Ganzen große Fortschritte. Bedeutende Quantitäten von Tuch wurden zu geringeren Preisen als früher für die Armee geliefert und die Qualität der Uniformentücher für die ganze Armee verbessert. Das Journal für Manufakturen zeigte sich sehr ersprießlich. — Die Unternehmungen der amerikanisch-russischen Kompagnie sind mit Erfolg fortgesetzt worden. — Die Wollenmärkte erhalten zwar nur allmähliche, aber doch sichtliche Zunahme. — Die Kolonie Anhalt ist in blühendem Zustande. — Zwei Seeversicherungsanstalten haben sich zu Odessa gebildet.

Erinnerungen eines Hofmannes.

Ludwig Philipp — Karl X — Talleyrand.

Manche Jahre sind bereits über mein Haupt hingestrichen, seit ich unter Ludwig Philipps Dach gewesen bin; noch hat die Zeit, wie ich von Denen höre, die in seine Nähe gekommen sind, keine Veränderung in ihm bewirkt; so will ich denn hier Erinnerungen aus einer frühern Zeit als einen Beitrag zu seinem gegenwärtigen Leben mittheilen. Ludwig Philipp hat einen vollen, kräftig gebauten Körper, ein stattliches Ansehen, ohne dabei, wie wir es nennen, korpulent zu seyn. Sein Haar ist dunkel und üppig, sein Gesicht rund und von bräunlicher Farbe. Seine Züge tragen mehr einen südlichen Charakter als bei irgend einem Mitgliede seiner Familie, und obgleich von scharfem Gepräge, ist ihr Ausdruck doch freundlich. Seine dunkeln Augen haben einen lebhaften, durchdringenden Blick. Sein Lächeln nimmt noch mehr für ihn ein, da es deutlich seine feste, aber heitere Gemüthsstimmung ausspricht. Das Ganze des äußern Menschen (wobei ich die Art, wie er seine Haare trägt, nicht vergessen will) giebt das treue Bild eines Soldaten, der seine Jünglingsjahre unter den Waffen zubrachte. Auch zeigt er eine militärische Freimüthigkeit in seinem Umgange, die im vollen Einklange mit der Würde seines Standes ist. Seine Sprache ist kurz und fest. Die ausgezeichneten Männer jeder Farbe wurden jederzeit von ihm mit großer Achtung behandelt. Seine Erfahrung im Militärwesen verdankt er seinem langen und thätigen Dienste in diesem Fache; aber eben so bewandert ist er auch in allen Künsten des Friedens. Keiner aus der bourbon'schen Familie beförderte nach der Restauration so wie er Wissenschaft und Industrie seines Vaterlandes. Als einer der reichsten Prinzen Europa's unterhielt der Herzog von Orleans seinen Hof mit würdigem Glanze, wobei jedoch eine bewundernswerthe Ordnung in seinem Haushalte herrschend blieb. Oft befand ich mich in dem Gedränge der Gesellschaft, zu der Jeder, der einen bestimmten Geschäftskreis im Leben ausfüllte, ungehindert Zutritt fand. Marie Amalie von Neapel, seine Lebensgefährtin, war stets ausgezeichnet durch ihre unermüdliche Aufmerksamkeit und ihr verständiges Urtheil, sowohl in Dem, was die häuslichen Geschäfte betrifft, als wie sie die vortreffliche Erziehung ihrer Kinder leitete. Durch ihre bezaubernde Anmuth erwarb sie sich eben so sehr die Zuneigung Aller als Ludwig Philipp selbst durch seine männliche und würdevolle Herablassung.

Ich will hier an den Morgen des 20 März 1815 erinnern. Das Gerücht von des Königs Abreise in der vorhergegangenen Nacht hatte einen ungeheuern Zusammenlauf in dem Hofe und Garten der Tuilerien, so wie auf dem Carousselplatze, veranlaßt. Ich stand gerade im Pavillon der Flora (einem Theil des Tuilerien-Palastes) in dem Saale zu ebener Erde unter einem Schwalle von Hofleuten. Monsieur, der jetzige Exkönig Karl X, befand sich unter ihnen. Dem Anscheine nach vollkommen ruhig, unterhielt er sich mit mehrern Anwesenden, die mit Thränen seine Hände küßten, während er mit jener Heiterkeit plauderte, die ihm besonders eigen war. Er schien nicht die geringste Aufmerksamkeit auf die Verwirrung und

das Getümmel vor dem Palaste zu richten. Plötzlich hörten wir hundert Stimmen laut rufen: „Orleans, lang lebe Orleans!“ und zwar in so vernehmbaren Tönen, daß Monsieur, obgleich er das Gespräch nicht abbrach, langsam und vielleicht unwillkürlich den Kopf nach der Gegend hinwendete, aus der das Geschrei herüberscholl. Kurz darauf hörten wir den Herzog mit lauter Stimme in seiner energischen Manier ausrufen: „Nicht Orleans, doch der König! Lang lebe der König!“ Einige Minuten nachher trat er in den Saal, ging auf den Prinzen zu, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und richtete an ihn mit leiser Stimme das Wort. Auf gleiche Weise antwortete Monsieur mit einem melancholischen Lächeln um den Mund, doch in seiner gewöhnlichen Grazie und Würde. Während Karl die Beileidsbezeugungen der Umstehenden empfing, nahm Ludwig Philipp von mehreren gegenwärtigen Offizieren Abschied. Seine Stimme blieb fest, sein Betragen freundlich; einigen schüttelte er die Hand, andere umarmte er.

Es hat wohl nie einen Mann gegeben, dessen Aeußeres so wenig den ehrgeizigen Höfling verrieth, wie Talleyrand; und ich wüßte kaum Jemand, dessen außerordentliche Geistesgaben von einem so ungünstigen Eindrucke begleitet wären, als die Gesichtszüge dieses Staatsmannes. Seine Mißgestalt ist augenfällig; dabei ist er noch auf einem Fuße lahm. Sein Antlitz verräth tiefes Sinnen, das aber mehr ein Brüten über unheilvolle Plane, als ein Nachdenken über die edleren Entwürfe eines Staatsmannes scheint, was vorzüglich bei solchen Gelegenheiten bemerkbar wird, wo seine ganze Seele mit Gegenständen beschäftigt ist, die ein augenblickliches Interesse für ihn haben. Seine Haltung ist weit entfernt von aller Anmuth, und der Ton seiner Stimme widerlich. Dabei hat er die Gewohnheit, während eines Gespräches mit einem Knie auf dem Stuhle sich hin und her zu wiegen. Es war eine höchst auffallende Erscheinung, diese seltsame Gestalt in ihrem unhofmäßigen Anzuge im Jahre 1814 durch die Salons in Wien unter den ausgezeichnetsten Diplomaten Europa's umherwandeln und neben Männern zu sehen, die nicht nur durch Rang und Talent hervorragten, sondern auch wegen ihrer körperlichen Vorzüge und ihres prachtvollen Prunkes allgemeine Bewunderung auf sich zogen. Und dennoch fesselte er die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr, daß er der Mittelpunkt schien, um den sich die ganze Versammlung bewegte. Er durfte nur die Lippen öffnen, und Alles war in das tiefste Stillschweigen versunken; jedes Auge belauerte die kleinste Veränderung in seinen Zügen; der Nationalstolz des Engländers, die umständliche Verschlagenheit des österreichischen Hofmannes, der bedächtige Verstand des Preußen und der anmaßende Hochmuth des Russen fanden ihren Meister in der vollendeten Gewandtheit des weiland Ministers jenes Mannes, den Alle für ihren gemeinschaftlichen Feind erklärt hatten, in dessen Dienst der Fürst so lange alle Unterhandlungen geleitet, und dessen Thron er zertrümmern geholfen hatte, um seinen gegenwärtigen Herrn darauf zu erhöhen. So führt doch stets der Verstand mit Sicherheit in menschlichen Angelegenheiten das Steuer. Es wäre überflüssig, beizufügen, daß die Unterhaltung eines Mannes wie Talleyrand in keiner Art gehaltlos seyn kann. Man kann vielmehr sagen, daß sie in gesellschaftlichen Berührungen noch weit anziehender ist. Talleyrand ist der Vater eines Heeres von witzigen Einfällen, die durch die Schärfe ihres Stachels eine allgemeine Berühmtheit erlangt haben.

Ueber Einfluß der Witterung auf die Sterblichkeit.

Ueber den Einfluß der Kälte auf die neugebornen Kinder hat Dr. Trevisan in Italien, besonders zu Castel Franco, Beobachtungen angestellt, die analog mit denen Villermé's und Milne Edward's in Frankreich, folgende Resultate ergeben: In Italien sterben von 100 Kindern, die im Dezember, Januar und Februar geboren werden, 66 im ersten Monate und 15 andere im Verlaufe des Jahres, 49 bleiben am Leben; von 100 im Frühling gebornen Kindern überleben 58 das erste Jahr; von 100 im Sommer gebornen überleben 85 dieselbe Zeit; von 100 im Herbst gebornen erleben 58 das folgende Jahr. Diese Sterblichkeit der Kinder schreibt er einzig der Gewohnheit zu, die Kinder wenige Tage nach ihrer Geburt der kalten Luft auszusetzen, indem man sie zur Taufe in die Kirchen trägt. Dr. Trevisan fordert die Kirchenobern eben so, wie es bereits Villermé und Edwards gethan haben, auf, einer so sehr der Bevölkerung schädlichen Sitte zu steuern, was geschehen kann, ohne darunter die kirchlichen Ceremonien leiden zu lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 158. 7 Junius 1831.

Polnische Nationallieder.*)

Der polnische Adler.

(Im ursprünglichen Versmaß. **)

Auf, weißer Adler, im befreiten Lande,
Unter Männern, hebe wieder
Froh die Schwingen! Unsre Bande
Fielen vor deinem Anblick nieder.

Uns blendet Zukunft nicht mit falschem Scheine,
In später Enkel Herzen lebt die Seele der Ahnen.
Polen sind wir! Im heiligen Vereine
Wehen des Vaterlandes Fahnen.

Unser Zwingherr, der in Ketten uns zu halten strebte,
Er hielt für Schwäche die Zögerung, Schlaf für des Todes Siegel,
Doch bald erwachte vom Schlafe rüstig das Volk, und lebte,
Und rief: so seht doch, wie die weißen Flügel

Schwingt dort oben der Adler im Siegeszuge!
Wie sie Zauberstrahlen versenden!
Wie sein Blick uns trifft, im Fluge
Dann sich zu slavischen Brüdern zu wenden!

O du, auf uns vererbte Lust zum eignen Lande,
Einzig übriges Erbe, Vaterlandes-Liebe!
Bis einst ihr Siegel die Zukunft aufdrückt seinem Bestande,
Führst Du des tapfern Schwertes treffende Hiebe.

Ja, dann soll unser Polen — schon leuchtet das Morgenroth —
Glanzvoll im neuen Lichte wieder der Welt erscheinen,
Es soll die verlornen Brüder neu mit uns vereinen,
Dann ruht sich im Schoß der Mutter aus von der Noth.

Und bietet aus dem bittern
Kelch ein trügerisches Schicksal auszutrinken die Galle:
So schwört beim weißen Adler: Nichts soll den Willen erschüttern,
Daß mit Polen der Pole stehe, mit Polen falle!

---

*) Wir schalten hier drei Verse als Nachtrag zu dem „Lied aus der russischen Zeit" ein, wodurch der dortige zehnte Vers ersetzt und die Treue der Uebertragung hergestellt würde.

„Was Gott mir gab, das habe ich,
Mein Freund und Bruder auch für Dich."
So sprach vordem beim frohen Schmaus
Der Pole des Herzens Gesinnung aus.

Jetzt komm Du zu einem Millionäre,
Der Säcke voll Geld verschließt in den Kammern,
Der weiß von Reichthum Nichts, auf Ehre,
Wird über die schlechten Zeiten jammern.

Anstatt des ehrlichen Drucks der Hand
Sind Komplimente jetzt bekannt,
Nach Gold seufzt Kontusch und dürrer Gurt,
Die rothen Stiefel sind eingeschnurrt.

**) In Bezug auf das Versmaß ist zu bemerken, daß beim Lesen wie bei antiken Gedichten die Cäsur nicht zu übersehen ist.

Reiseskizzen eines Missionärs in Indien.

1. Madras.

(Schluß.)

Madras, gewöhnlich die schwarze Stadt genannt, erstreckt sich gegen eine Meile von Norden nach Süden und nicht viel weniger weit von Osten nach Westen, und ist mit Ausnahme der offenen Südseite, welche aber an der Citadelle eine hinlängliche Befestigung besitzt, von einer starken Mauer umschlossen, durch welche fünf Thore hinausführen. Die Stadt enthält viele öffentliche Bureaux, Basars, Kaufläden und Gasthöfe. Es giebt ganze Straßen, wo bloß Armenier, oder Familien von europäischer Abkunft wohnen; doch bilden die Hindu's und Mohammedaner, welche tamulisch, telugisch und hindustanisch sprechen, die Hauptklasse der Bevölkerung. Sonderbar, obgleich Madras ein so bedeutender Centralpunkt ist, so findet man doch hier keine ansäßigen Juden. Die niedere Lage der Stadt bleibt ein großes Hinderniß der Trockenheit und Reinlichkeit, so viel man sich auch Mühe giebt dafür zu sorgen. Gegen Moskiten, besonders bei Nacht, und faule Dünste darf man daher nicht empfindlich seyn; weßwegen auch Europäer, zumal neue Ankömmlinge aus Europa, welche an die mancherlei Leiden der heißen Zone noch nicht gewöhnt sind, Madras unerträglich finden, und selten lange darin sich aufhalten. Mit Ausnahme der Soldaten und Offiziere, die ihre Quartiere auf dem Fort haben, schlagen die Engländer in

der Regel ihren Wohnsitz in Gärten auf, vom Fort an südwärts bis über St. Thomé hinaus, wohin man vier Meilen rechnet, ungefähr eben so weit bis Kilpak gegen Westen und bis zu dem Dorf Royapuram, das eine Meile gegen Norden liegt.

Die Straßen, welche diese ausgedehnten Umgebungen durchschneiden, sind aus einer rothen Erde gemacht, die aus der Nachbarschaft des St. Thomasberges kommt. Dieses Baumaterial braucht, um seinen Zweck zu erfüllen, nur mit Wasser angefeuchtet und an der Sonne getrocknet zu werden. Sie sind meist in gutem Zustande, von Hecken umgeben, und von hohen Bäumen beschattet. Alle hundert Schritt öffnet sich ein Thor oder eine Allee nach einem eleganten Landhaus, das zwar selten mehr als zwei Stockwerke hoch, aber sehr weitläufig und mit Rücksicht auf jede Bequemlichkeit angelegt ist, indem sich Küchen, Stallungen ꝛc. in so beträchtlicher Entfernung davon befinden, daß der Reinheit der Luft dadurch kein Eintrag geschieht. Diese Straßen bieten dem Fremden ein höchst interessantes Schauspiel dar: da rollen die vierrädrigen Kutschen und die zweirädrigen einspännigen Kaleschen (gigs) brittischer Residenten und reicher Indier im Schnelllauf vorüber; in langsamerem Tempo bewegen die inländischen Fuhrwerke, von Stieren gezogen, sich einher; man begegnet zahlreichen Palankins mit Europäern, wie mit Eingebornen; und Hindus und Moslemen, Männer und Frauen, ihren Beschäftigungen oder Vergnügungen nachgehend, wandern in aller Mannichfaltigkeit ihrer leichten und anmuthigen Trachten, die verschiedenen Abzeichen ihrer Kasten und Gewerbe an sich, hin und zurück. Viele volkreiche Dörfer liegen in dem beschriebenen Umkreis, mit einer Einwohnerzahl von nicht weniger als 300,000 Seelen.

Da wir im Monat September anlangten, so war die heißeste Jahrszeit vorüber; erfrischende Regenschauer am Abend waren nicht selten; die Bäume prangten in dem üppigsten Laubwerk, die Gärten mit den herrlichsten Blumen, und die Erde hatte das Ansehen eines reichen Sammets. Wie den meisten Personen, die Indien zum ersten Mal betreten, schien mir die Hitze keiner Beachtung werth; der helle, wolkenlose Himmel und die reine freie Luft wirkten so erheiternd auf Sinn und Gemüth, daß man sich diesem Gefühl der Luft leichter hingiebt, als es bescheidt. Ich ließ mich daher, obgleich meine Verhaltungsbefehle von der Missionsgesellschaft nach Bangalur, einer Stadt in Meisur (Mysore), lauteten, nicht ungern bewegen, einige Monate in Madras zuzubringen, die ich zur Vorbereitung auf meinen künftigen Beruf nützlich anwenden konnte. Ich wurde bei verschiedenen achtbaren Familien, die sich in hohem Grade für die Ausbreitung des Christenthums interessirten, eingeführt und aufs Freundschaftlichste aufgenommen. Hier war es auch, wo ich zum ersten Mal dem Gottesdienst einer indisch-christlichen Gemeinde beiwohnte. Der Assistent, ein Batavo-Indier, eröffnete den Akt durch Anstimmung eines tamulischen Lieds und Ablesung von Dr. Rottlers Uebersetzung der Liturgie und der Perikopen. Der Missionär, Hr. Close, bestieg nun die Kanzel und betete und predigte in englischer Sprache, nach jedem Satz machte er eine Pause, und der Assistent übertrug seine Worte ins Tamulische. Die Gemeinde hörte in gespannter Aufmerksamkeit zu, und von Zeit zu Zeit fragte der Prediger, ob sie den Inhalt seines Vortrags verstünden, worauf laut geantwortet wurde. Während der Predigt saß die ganze Versammlung — Männer, Weiber und Kinder — auf Matten auf dem Boden; während des Gesangs stand man, und während des Gebets kniete man, wobei der Leib vorgebeugt, fast niedergeworfen war, und Hände und Gesicht die Erde berührten. Die Männer trugen hübsche Kleider von weißer Baumwolle, die Weiber rothe oder blaue Kleider von demselben Stoff oder von Seide, welche in etwa 9 Yards langen Umwürfen von einem Stück bestehen, worin die ganze Person sittsam sich verhüllt, und wovon ein Zipfel, über den Kopf gezogen, als Schleier dient. *) Nicht minder interessirte mich in unserem Missionsgarten eine Schule für Einheimische, worin ich die Kinder beiderlei Geschlechts mit dem eisernen Griffel auf die Ola oder das Palmblatt schreiben sah, und ihre tamulischen Lektionen hersagen hörte, mit einer Geläufigkeit, die ich nur beneiden konnte. In Madras war es auch, wo ich zuerst das Haus eines Hindu betrat. Diese Häuser sind insgemein von Quadratform, vorn mit einer Thüre, aber ohne Fenster, im Innern ist ein viereckiger unbedeckter Hofraum, worin die Einwohner ihre häuslichen Verrichtungen besorgen.

Das Mohorum, ein mohammedanisches Jahresfest, welches zehn Tage währt, fiel in diese Zeit. Alle Gassen und Straßen von Madras waren mit allerhand närrischen Masken und Mummereien angefüllt. Eine Sippschaft von Knaben und Männern hatte sich mit Kreide angestrichen, und Einer von ihnen stellte einen Tiger mit einem ungeheuren Schweif vor, den sein Führer an der Kette hielt; Andere, mit Oel und Ruß geschwärzt, führten einen Tanz auf, wozu sie mit kleinen Keulen, die sie in der Hand schwangen, den Takt angaben; Andere erschienen noch in einem groteskeren Aufzug, und die Hauptrolle spielte ein mit Heubündeln oder Werg umwickelter Popanz. Die imposanteste Scene aber war die glänzende Beleuchtung eines großen Hauses und Gartens an der Bergstraße (Mount-road), das einem reichen Moslem und Verwandten des Nabob gehörte; ich wurde eingeladen, und begab mich Nachts zehn Uhr hin; man führte mich in den innern Hof, wo ich eine zahlreiche Versammlung von Eingebornen traf, die aus Damen und Herren bestand, und in Erwartung einer Rede, die in hindustanischer oder arabischer Sprache gehalten werden sollte, ei-

---

*) Einige hindu'sche Frauen tragen unter dem Gewand noch ein Ravikei oder Unterleibchen, das gewöhnlich von Seide ist, und nur bis über die Brust geht; es hat kurze Aermel, welche die Hälfte des Ellbogens bedecken, und liegt fest an. Manche schmücken sich mit großen goldenen oder silbernen Arm- und Knöchelspannen und mit Ringen und Juwelen an Nase und Ohren, Fingern und Zehen; Füße und Kopf sind bloß. Zum Männeranzug gehören der Turban und zwei Stück Tuch, wovon das eine, um die Hüften gewunden, eine Art weiter Hosen bildet; das andere als Mantel anmuthig um die Schulter geworfen wird. Eingeborne im Dienst der Europäer tragen dagegen anliegende Jacken von Muslin oder Caliko mit Aermeln bis an das Handgelenk. Diese Kleider sind von einheimischer Manufaktur und nicht selten roth eingefaßt, auch wohl mit goldenen Franzen besetzt. Zu einem Anzug für beiderlei Geschlechter braucht man ein, wie gesagt, 9 Yards langes und 1½ Yards breites Stück Muslin, das, wenn es von der bessern Sorte ist, seine 5½ Pagodas (37 Schill.) kostet; die ärmern Klassen mag es auf 10 Schill. oder der Yard auf 13½ Pence zu stehen kommen.

nige Erfrischungen genoß. Eine Regung von religiösem Gefühl bemerkte ich weder bei dieser Gelegenheit noch sonst.

Um das Tamulische zu erlernen, nahm ich einen Munschi oder Lehrer an. Tamulisch wird im Süden Indiens mehr gesprochen als jede andre Mundart; die Eingebornen im Norden von Ceylan wie auf dem östlichen Theil des Festlandes vom Kap Camorin im Süden bis auf einige Entfernung nördlich von Madras — also viele Millionen — bedienen sich dieser Sprache. Sie ist von jener indischen Sprachenfamilie, die, wenn sie auch manche Worte aus dem Sanskrit empfing, das letztere nicht als ihre Quelle anerkennt; und während sie mit den Malayalim-, Telugu- und Kannada-Dialekten eine unbestreitbare Verwandtschaft hat, weicht sie von denselben nicht nur wieder in Buchstaben und Lauten bedeutend ab, sondern zeichnet sich auch von ihnen durch ihre besondere ausgebreitete sowohl alte als neue Literatur aus. Als feingebildete Sprache verdient sie in hohem Grad die Beachtung des Linguisten, dessen Mühe durch die Schätze, die in ihr sich öffnen, reichlich sich belohnt; dem Missionär in diesen Provinzen Indiens ist sie schlechtweg unentbehrlich. Vor mehr als hundert Jahren haben Ziegenbalg und seine dänischen Missionsgehülfen in Tranquebar das alte und neue Testament ins Tamulische übersetzt; eine zweite Uebersetzung vor etlichen und vierzig Jahren verfaßten Fabricius und einige Andere; eine noch neuere hat gegenwärtig Rhenius in Palamcottah unter der Aufsicht der Bibelübersetzungsgesellschaft in Madras in Arbeit, und so Viel ich aus Proben ersah, dürfte sie in Bezug auf deutlichen und geschmackvollen Ausdruck von keiner andern Bibelübersetzung übertroffen werden. In London verschaffte ich mir nicht ohne viele Noth ein Exemplar von Ziegenbalgs lateinisch-tamulischer Grammatik, und nicht lange so hatte ich mich mit den Charakteren, Deklinationen und Konjugationen so wie den in dem beigegebenen Wörterbuch enthaltenen Redensarten bekannt gemacht; allein als ich meine Studien in Madras wieder begann, fand ich meine Aussprache gänzlich verfehlt; denn über manche Laute des Tamulischen wird man durch Buchstaben unserer Sprache oder auch durch die sorgfältigste Beschreibung durchaus nicht klug. Unter meinem einheimischen Lehrer, der mich jeden Morgen um 6 Uhr regelmäßig besuchte, verbesserte ich meine Irrthümer in kurzer Zeit.

Vermischte Nachrichten.

Die eingalesischen Astronomen *) zweifelten, daß die Europäer im Stande wären, Eklipsen genau zu berechnen, wenn sie nicht gelehrte Hindu's durch geheime Geschenke bewogen hätten, ihnen ihre Kenntnisse mitzutheilen. Zum Glücke gab die Mondsfinsterniß vom 20 März 1820 den Europäern Gelegenheit, vor den Cingalesen ihre Ehre zu retten. Wisnawabam, ein alter Bramine aus Batticotta, κατ' ἐξοχὴν der gelehrte Bramine genannt, und wirklich ein Mann, der Mehr als irgend einer seiner Landsleute in dieser Gegend von der Astronomie verstand, hatte einen cingalesischen Kalender herausgegeben. Die amerikanischen Missionäre in Dschafna, welche diesen Kalender untersuchten, fanden, daß die Rechnung des Braminen drei Irrthümer enthielt, welche selbst bei einer oberflächlichen Ansicht auffallen mußten. Nach Wisnawabam sollte die Mondsfinsterniß 15 Minuten später anfangen, 24 Minuten länger dauern und die Scheibe um drei Zoll mehr bedecken, als die wahre Rechnung auswies. Als die Zeit der Eklipse herankam, sagte man dem Verfasser des Kalenders, seine Rechnung sey falsch; er sah sie deßhalb noch ein Mal durch, erhielt aber das nämliche Resultat. Er wiederholte die Probe und zog zwei sachkundige Landsleute bei; Alle bestätigten die Richtigkeit der in dem Kalender angegebenen Ziffern. Voll Zuversicht zählten sie darauf, daß in letzter Instanz die Erfahrung für sie sprechen würde, und erwarteten so einen vollkommenen Triumph über die Fremden. Die Sache wurde ruchbar und zog die Aufmerksamkeit mehrerer Personen auf sich, welche sich für Aufrechthaltung des Heidenthums interessirten. Einem Pandaran, der für einen der Unterrichtetsten seines Sprengels galt, lag besonders Alles daran, daß in Betreff der Streitfrage kein Zweifel übrig bliebe. Er kam mehrere Male zu dem Vorsteher des Seminars, um sich über die drei Punkte, um welche das Ganze sich drehte, alle Aufschlüsse zu erbitten, die ihn in Stand setzten, beider Rechnungen zu würdigen, namentlich ließ er sich die Methode erklären, nach welcher die Europäer bei Zeitbestimmungen verfahren. Da man in Indien insgemein an einen Zusammenhang zwischen Religion und Wissenschaft glaubt, so handelte sich's hier zugleich um einen Beweis der Wahrheit hindu'scher oder christlicher Lehre überhaupt. Am Abende der Mondesverfinsterung, welche 9 Minuten nach Sonnenuntergang anfing, versammelte sich eine zahlreiche Menge in und um das Seminar, um das Resultat abzuwarten, und bald konnten sie sich mit ihren Augen überzeugen, daß die Missionäre in allen drei Punkten Recht hatten. Während der Erscheinung wurde in der Kapelle eine Abhandlung über Eklipsen vorgelesen; dabei waren alle Lampen, mit Ausnahme einer einzigen, die, an einem Planetarium befestigt, die Sonne vorstellte, ausgelöscht, und man sah den künstlichen Mond durch den Schatten der Erde theilweise verdunkelt. Diese Versinnlichung stimmte mit Dem, was man über die Stellung der Himmelskörper zu einander am Anfange der Eklipse wußte, so gut überein, daß die Anwesenden fast ohne Ausnahme die Richtigkeit der ihnen vorgetragenen Theorie zuzugestehen sich geneigt zeigten, und ihnen somit die beiden Schlangen Rahon und Kiton, welche von Zeit zu Zeit Mond und Sonne anfallen, und dadurch Verfinsterungen verursachen, in die zwei Schatten des Mondes und der Erde sich verwandelten. Von allen Bemühungen des Seminars hat keine so viel Eindruck gemacht, als dieser astronomische Sieg. Der Pandaran hörte mit vieler Aufmerksamkeit der Vorlesung zu und machte mehrere scharfsinnige Fragen; er benimmt sich seitdem offener und zuvorkommender gegen die Missionäre, und da ihn deßhalb einige seiner bigotten Landsleute mit Vorwürfen behelligen, so sucht er nun darzuthun, daß ein astronomisches System und die Religion in keiner Verbindung mit einander stehen, und daß das erstere umgestürzt werden könne, während die letztere unangetastet bleibe.

Mit dem General Zucchi wurden auf dem Schiffe Isolla noch vier und neunzig italienische Patrioten gefangen genommen, unter denen sich die Generale Paolo Olini und Rossi, der Obrist Pietro Maranesi und der Graf Carlo Pepoli befanden. — Der General Sercognani hat in französischen Blättern ein Schreiben bekannt machen lassen, worin er den Angaben einiger deutschen Zeitungen widerspricht, welche meldeten, General Zucchi habe nach dem Gefechte bei Rimini auf den Rath, die feste Stellung von Cattolica einzunehmen, geantwortet: „Für Feige giebt es keine feste Stellung.“ — „Es ist leicht,“ sagt der General Sercognani in erwähntem Schreiben, „nach einer erlittenen Niederlage die genommenen Maßregeln zu tadeln; aber was man auch gegen die Leichtgläubigkeit der Italiener der Romagna sagen möge, mit der sie sich auf eine eben so ehrenvolle als kräftige Politik verließen; was man auch gegen ihre Mäßigung sagen möge, mit der sie in Interessen, die nicht so durchaus die ihrigen waren, in den ersten Tagen ihres Aufstandes zu Werke gingen — wenigstens muß man der Tapferkeit der wenigen Patrioten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die man bewaffnen konnte; am Allerwenigsten aber darf man einen Tadel gegen sie in den Mund des Generals Zucchi legen, der besser als irgend Jemand den Eifer, den Patriotismus und den Muth seiner Freiwilligen zu würdigen wußte. Das Gefecht bei Rimini fand am 28 März Statt, und wenn nach diesem für die Patrioten so ehrenvollen Treffen General Zucchi nicht die Stellung von Cattolica einnahm, um ein zweites Mal das Waffenglück zu versuchen, so geschah Dieß sicherlich nicht, wie in Zeitungen gemeldet wurde, weil er Mißtrauen in den Muth seiner Truppen setzte, sondern weil er den Tag nach dem bei Rimini errungenen Vortheile die unerwartete Kapitulation erhielt, die von dem General Armandi und der pro

---

*) Asiatic Journal, April.

visorischen Regierung abgeschlossen worden war. Das Betragen der Freiwilligen bei Rimini mußte dem General Zucchi beweisen, was sie zu leisten fähig waren, wenn sie einen tüchtigen Anführer hatten, und was dieß betrifft, so sind die Generale Grabinsky und Olini und ich selbst in der französischen Armee bekannt genug, da wir in ihren Reihen alle Feldzüge von 1797 bis 1814 mitmachten, alle Rangstufen durchliefen und Ehrenzeichen, namentlich das der Ehrenlegion, auf dem Schlachtfelde erhielten. Ohne Zweifel wird man uns nicht beschuldigen, daß wir selbst unsere Soldaten hintergangen haben. Die zwei Generale Armandi, die der Kapitulation von Ancona unterzeichneten, und de Busi, der sie als Kommandant dieser Stadt und der drei Werke mit unterschrieb, werden ihr Benehmen in dieser Sache ohne Zweifel gleichfalls rechtfertigen können."

Das Journal von St. Petersburg vom 24 März enthält folgenden Auszug eines Briefes, der von einem Mitgliede der russischen Mission in China geschrieben und von Pekin am 14 Dezember 1830 datirt ist: „Eine angenehme Begegnung ward uns zu Tsinche, einer Vorstadt der chinesischen Hauptstadt, wo wir am 30 November eintrafen. Es erwarteten uns nämlich unsere Landsleute, und darunter der Arzt und Beisitzer des Medizinalkollegiums Woitsechowski, der sich in Pekin allgemeines Zutrauen zu erwerben gewußt hat; im Hofe der Missionswohnung ist ihm sogar aus Dankbarkeit für die Heilung einer wichtigen Person ein Denkmal errichtet worden. Außer ihm trafen wir alle Mitglieder der geistlichen Mission, die uns bis an den russischen Gottesacker begleiteten, der zunächst vor dem Thore von Pekin liegt. Hier empfing der ehrwürdige Vater Benjamin seine neue Heerde, und die Mission setzte sich in Bewegung, die Geistlichen in Wagen, die Laien zu Pferde; zehn Kosaken mit ihrem Offiziere, in großer Galla, eröffneten den Zug. Eine unermeßliche Menge von Zuschauern begleitete uns bis an die Wohnung der russischen Mission. Dieses Gebäude zeichnet sich durch seine herrliche und einfache Architektur aus. Der ehrwürdige Archimandrit Peter sammt allen Mitgliedern der alten Mission empfing uns an der Pforte des Hauses, worauf wir uns in die Kirche begaben, um dem Allerhöchsten für unsere glückliche Ankunft zu danken. Auf unserer ganzen Reise hatten wir uns von Seite der chinesischen Behörden der wohlwollendsten Behandlung zu erfreuen. Der russische Name steht bis in die entferntesten Provinzen des chinesischen Reiches in großer Achtung."

Die französische Regierung hat beschlossen, daß alle Münzen, die zu geschichtlichen Erinnerungen in Frankreich seit dem Jahre 1796 bis zum Sturze des Kaiserreiches geschlagen wurden, wieder ausgeprägt werden sollen. Nach chronologischer Ordnung werden es folgende seyn: 1796 die Schlacht von Montenotte; deßgleichen von Millesimo; deßgleichen von Kastiglione — 1797 Uebergabe von Mantua; Uebergang über den Tagliamento; Vertrag von Campo Formio — 1798 Eroberung von Unter-Egypten; von Ober-Egypten; das eroberte Egypten — 1799 Ankunft zu Frejus; Uebergang über den großen Bernard; Schlacht von Marengo; Tod des Generals Dessaix; die Departementalsäule; die Nationalsäule; der Quai Dessaix; Huldigung gegen Turenne's Andenken; Mordversuch am 3 Nivose — 1801 zwei Münzen: der Friede von Lüneville — 1802 Friede von Amiens; eine andere für dasselbe Ereigniß; Wiederherstellung des Kultus; Organisation des öffentlichen Unterrichtes; Wiederherstellung der alten italienischen Republik — 1803 Unterhandlungen mit England; die Eroberung von Hannover; die mediceische Venus; die Schule der Pharmazie; die Fortuna Conservatrix; die Wiederherstellung der Säule der Jeanne d'Arc; Brücke über die Durance — 1804 das Museum Napoleon; der Apollo-Saal; der Laocoonssaal; die Ehrenlegion; die Bergbauschule des Montblanc; das Lager von Boulogne; die Erbauung von zweitausend Barken; der Code Napoleon; die Krönung, zwei Münzen; die Salbung; Festmahl der Stadt Paris; Krönungsfeierlichkeiten; Vertheilung der Adler; die wiederhergestellte Medaillenmünze; die Zentral-Societät der Vaccine — 1805 Besuch Pabsts Pius VII; Krönung zu Mailand; das Grab Dessaix's; drei Münzen: die Vereinigung Liguriens mit Frankreich; die Schule der Medizin; die Aufhebung des Lagers von Boulogne; Anrede auf der Brücke über den Lech; Uebergabe von Ulm und Memmingen; Einnahme von Wien und Preßburg; die wiedergenommenen Fahnen zu Insbruck; Schlacht von Austerlitz; die drei Kaiser; Zusammenkunft der zwei Kaiser; die von Paris nach Schönbrunn abgeordneten Maire's; der Friede von Preßburg; die Kathedrale von Wien; die Rhonbrücke; Eroberung von Venedig — 1806 Eroberung von Istrien; deßgleichen von Dalmatien; deßgleichen von Neapel; die verliehenen Königstitel; Vermählung des Prinzen von Baden; die Säule der großen Armee; der Triumphbogen; Besuch des Prinzen von Baden; der Rheinbund; Schlacht von Jena; noch eine Münze über denselben Gegenstand; Einzug in Berlin; Kapitulation der vier Festungen Preußens; Bündniß mit Sachsen; Besetzung von Hamburg; der Connetable Louis Bonaparte, seine Armeen; die französischen Adler über der Weichsel; Schlacht bei Eilau; Aufenthalt zu Osterode; Uebergabe von Danzig — 1807 Schlacht von Friedland; der Sieg des 14 Juni; die Einnahme der drei Hauptstädte; Eroberung von Schlesien; Friede von Tilsit; das Großherzogthum Warschau; das Königreich Westphalen; Vereinigung Hetruriens mit dem Kaiserreiche; der Simplon; die Straße von Nizza nach Rom; der gekrönte Adler; Besuch des Königs von Westphalen; Vermählung des Königs von Westphalen — 1808 Einzug in Madrid; Napoleon besucht die Stadt Toulouse — 1809 Bruch des preßburger Friedens; Abreise von Paris und Einzug in Wien; Schlacht von Eßlingen und Uebergang über die Donau; Einnahme von Raab; der Angriff von Antwerpen und Aufenthalt zu Schönbrunn; Vereinigung des römischen Staates mit dem Kaiserreiche; Rom, die zweite Hauptstadt; Eroberung von Illyrien, Schlacht von Wagram; Friede von Wien; Besuch des Königs von Sachsen in der Münzstätte — 1810 Besuch des Königs und der Königin von Bayern; Heirath des Kaisers, Amor, der den Blitz entwendet; Besuch des Großherzogs von Würzburg; Statue Dessaix's; der Kanal von Ourcq; die Waisenkinder der Ehrenlegion; Leichenbegängniß des Herzogs von Montebello; zehnjährige Preise — 1811 Geburt des Königs von Rom; Taufe desselben: der König von Rom — 1812 Einnahme von Wilna; Schlacht an der Moskowa; Einzug in Moskau; die französischen Adler über dem Borysthenes; die französischen Adler über der Wolga; Rückzug der Armee; Stiftung der Schule der schönen Künste — 1813: das Denkmal des Mont Cenis; Schlacht von Lützen; Schlacht von Wurzen — 1814 der erste Februar — 1815 Rückkehr des Kaisers: das 106te Regiment an Napoleon; die Kaiserin Marie Louise, zwei Reversbilder; die Prinzessin Elise, deßgleichen; die Prinzessin Pauline, deßgleichen; die Königin von Neapel, deßgleichen; die Königin Hortensia, deßgleichen; die Minerva des Instituts; die Treue.

Lord Walsingam und der Admiral Sir Joseph York — beide gewichtige Männer der englischen Aristokratie — fanden vor Kurzem einen kläglichen Tod; der erstere verbrannte in seinem Palaste, der letztere ertrank bei einer Spazierfahrt auf dem Meere. Man erinnert sich in London, von beiden in ihren öffentlichen Reden über wichtige Staatsangelegenheiten Worte gehört zu haben, die in einem abergläubischern Zeitalter als ominöse Vorbedeutungen aufgezeichnet worden seyn würden. Bei der katholischen Frage erklärte nämlich der Admiral York von seinem Sitze im Unterhause aus: er stimme ganz der Ansicht eines alten Seemannes von seiner Bekanntschaft bei, welcher zu sagen pflege, aus Ireland komme nichts Gutes als bis man es vier und zwanzig Stunden unter dem Wasser habe ausschwemmen lassen. Gleich übermüthig sprach sich Lord Walsingam im Oberhause auf der Seite der Opposition über die von Lord Russel vorgeschlagene Parlamentsreform aus. Nichts wünsche er so sehr, sagte er wenige Tage vor seinem unglücklichen Ende, als daß er noch vor seinem Tode die Reformbill verbrannt sehen möchte. Man sagt, unter den Papieren, mit denen sich der Lord in der Nacht des entstandenen Brandes beschäftigt habe, sey eben die verhaßte Bill gewesen.

Die artesischen Brunnen haben in der jüngsten Zeit in Rußland die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen; schon seit langher sind sie in den russischen Salinen in Anwendung und wurden mit Erfolge zu Staraia Russe eingeführt. Um indeß ihre Einführung in Rußland zu erleichtern, hat das Finanzministerium mit dem Hause Flachat in Paris, das sich mit dergleichen Unternehmungen beschäftigt, einen Vertrag geschlossen, durch den dasselbe sich verbindlich macht, einen Ingenieur mit den nöthigen Maschinen nach Odessa zu senden, um in den mittäglichen Provinzen des Kaiserthums die artesischen Brunnen einzuführen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 159. 8 Junius 1831.

Polnische Nationallieder.

Der 29 November 1830.

(Im Versmaß des Originals.)

Kraftlos und ohne Leben unter starken Ketten
Hinschmachteten wir vergessen, seit der riesige Czar
Einsperrt im kalten Kerker unsern alten Aar.
Wer mochte vor Frost sich im Herzen, vor Verfinstrung retten?

Die Weichsel, freie Bewohner sonst gewohnt, und stärker
Durch solche, lieh den Rücken tragen fremden Lasten;
Sie sah im Besitz der Feinde, der ihr gar verhaßten,
Der Jagellonen Schlösser, neue Festungswerker.

Der schöne weiße Adler, sonst gewohnt zu fliegen,
Wie mußt' er unter des Zweikopfs schwarzer Brust sich ducken!
Sogar der Name Polen durfte nicht mehr mucken,
Und Wer da sagte: Freiheit! erröthet' ob der Lügen.

Schon sind's ja fünfzehn Jahre, daß die goldgestickte
Schaar von Despotenknechten uns die Kehle schnürt,
Und Was wir thun und denken, ja beten, ausspionirt;
Sie tödteten uns die Hoffnung, alle Kraft erstickte.

Der Strom des Polenfeuers drohte gar zu versiegen,
Doch blieb sein Funken im Herzen unsrer Jugend behütet;
Der hat den jungen Adler kräftig ausgebrütet,
Und unsre Fähnrichsschule lehrte den Zögling fliegen.

Aufschwang sich der neue Phönix, stark im Flügelschlage,
Sahn wir ihn unsern Tyrannen schnell vom Thron vertreiben,
Wie wir den Aar erblickten, halfen wir Feinde treiben,
Sparten das Polenblut nicht, sind noch von altem Schlage.

Als er den Aar erblickte, der sich hob zum Streite,
Wie er das Nest zurückließ, das ihm Liebe gebettet,
Jauchzte der Freund Kosciuszko's, daß sein Volk gerettet,
Und Napoleons Schüler zog sein Schwert aus der Scheide.

Nachfolgt den edeln Führern, laßt uns den Zweikopf würgen,
Wer an das alte Polen noch mit Wonne denkt!
Hoffnung und Sieg und Stammgut sind uns neu geschenkt:
Niemcewitsch und Chlopizki sind ja gute Bürgen.

Bicêtre.

Bicêtre ist ein weitläufiges Gebäude, das eigentlich aus mehreren Palästen besteht, deren Hauptgebäude noch jetzt das Schloß heißt und das Lustschloß eines englischen Bischofs gewesen seyn soll. Später wurde es in ein Hospital für Arme verwandelt, dann als Gefängniß und erst unter Ludwig XVI als Narrenhaus benützt. Heut zu Tage dient es zu gleicher Zeit als Versorgungshaus für Arme und Unheilbare, als Spital für Wahnsinnige und als Staatsgefängniß. Als Spital ist dieses Gebäude sehr vortheilhaft gelegen: es liegt auf der Hälfte der Höhe von Villejuif und beherrscht das Dorf Gentilly und das schöne Thal der Glacière, während auf der andern Seite der unermeßliche Anblick der Stadt Paris sich vor ihm aufthut, namentlich die Quartiere des Observatoriums und Pantheons, des Jardin des Plantes und die Höhen von Menil-Montant, so daß es von allen Seiten freien Luftzug genießt, die Mittagsseite ausgenommen, wo es von dem darüber aufsteigenden Kamm des Hügels gedeckt wird. Das Innere des Gebäudes bietet nichts Merkwürdiges dar, als eine Kolonnade aus der neuern Zeit und einen tiefen Brunnen, der im Jahre 1733 gegraben wurde und fast eben so berühmt ist als die Küche der Invaliden. Er hat 166 Fuß in der Tiefe und über 15 im Durchmesser. Zwei ungeheure Eimer, so groß wie Fässer, senken sich bis zum Niveau der Seine hinab, um das Wasser zu schöpfen; sie werden durch ein Rad in Bewegung gesetzt, das von vierundzwanzig Epileptischen getrieben wird, deren Zahl man nach Erforderniß des Dienstes vermehren oder vermindern kann. Wenn diese Eimer über dem Rand des Brunnens angelangt sind, leeren sie sich durch eine eigene Vorrichtung von selbst in ein Wasserbehältniß von behauenen Steinen aus, von sechzig Fuß und noch darüber im Umfange, aus welchem 72 Röhren das Wasser in die Küche, in das Waschhaus, in die Badstuben, in die Krankensäle und Gärten leiten.

Die Leinwandvorräthe dieser Anstalt sind ungeheuer und wohl nirgends in der Welt in so reicher Ueberfülle zu finden. Die

Schränke zu ihrer Aufbewahrung sind von starkem Eichenholz und bilden lange Gänge von Behältern, die mit zahllosen Stößen von Leinenzeug vollgeschichtet sind. Man findet daselbst stets im Durchschnitte für 302,487 Franken Wäsche, zu deren Reinigung ein ungeheures Trockenhaus und ein Waschgebäude besteht, dessen zahlreiche und große Kufen ihm das Ansehn einer Brauerei geben. Aus der Masse von Leinwand kann man auf die Bevölkerung des Bicêtre schließen, die aus nicht weniger als 3127 Köpfen besteht, nämlich: Vorgesetzte der verschiedenen Abtheilungen 127, für den untern Dienst 61, Arme 2063, Narren und Blödsinnige 529, Epileptische 156, Kranke unter ärztlicher und wundärztlicher Behandlung 191. Diese ganze Einwohnerschaft besteht bloß aus Männern, einige Individuen des Dienstpersonales ausgenommen. Die Angestellten höhern Ranges und die Gefangenen, so wie Diejenigen, die von ihren eigenen Mitteln unterhalten werden, sind unter dieser Zahl nicht begriffen.

Die Ausgaben dieser Anstalt sind, wie sich denken läßt, in demselben großen Maßstabe. Nach der letzten Rechnung der Verwaltung, der diese Angaben entnommen sind, belief sich der Aufwand im Jahre 1828 auf 871,331 Franken 91 Centimen — nämlich für Bauten und Ausbesserungen, 43,473 Fr. 90 C., Besoldungen 59,819 Fr. 66 C., Brod 158,962 Fr. 60 C., Wein 63,864 Fr. 47 C., Fleisch 116,570 Fr. 91 C., verschiedene Eßwaaren 112,065 Fr., Brennmaterial 39,692 Fr., Kleidung und Bettzeug 82,535 Fr. 26 C., Arzneimittel 9609 Fr. 60 C., u. s. w.

Es bestehen in diesem Hospitale fünf Abtheilungen: die mit Krebsschäden Behafteten, das Krankenhaus, die Armen, die Unheilbaren, die Narren und Epileptischen. Die erstere besteht aus jenen Unglücklichen, die mit einem unheilbaren Uebel behaftet hier untergebracht werden, um ihren Tod zu erwarten. Die Armenabtheilung bilden Greise, die über siebenzig Jahre alt sind und nicht mehr für ihren Unterhalt sorgen können. Als Unheilbare werden auch betrachtet die Paralytischen, die Kindischgewordenen und Blödsinnigen, Siechen jeder Art. Die unreinlichsten derselben liegen in hölzernen Kästen von der Form einer Bettstätte, in die jeden Morgen ein Bund frisches Stroh, mit einem weißen Leintuch überbreitet, gelegt wird, das sie dann den Tag über wieder besudeln.

Das Krankenhaus hat die Bestimmung, Diejenigen der drei Abtheilungen aufzunehmen, die von schweren Krankheiten befallen werden. Als Oberaufseherin desselben befindet sich hier eine Madame Ringall, eine von jenen Französinnen, die einst am Hofe von Neapel angestellt waren; wie oft mag sie sich nach dem Vesuv und den Marmorpalästen zurückträumen! —

Die mit Krebsschäden Behafteten sind im Durchschnitt die Jüngsten der Bevölkerung des Bicêtre. Man sieht unter ihnen Leute, die noch nicht das dreißigste Jahr zurückgelegt haben und schon mit dem grauenvollen Siegel des Todes bezeichnet sind. In den beiden andern Abtheilungen befindet sich, einige Paralytische abgerechnet, Keiner unter siebzig Jahren. Kaum in den Hof dieses Seitengebäudes eingetreten, nimmt man schon den eigenthümlichen und unbeschreiblichen Geruch des Alters wahr, der an den Mauern wie an den Individuen haftet. Man durchwandert die Säle und sieht hier das traurige Bild des hingewelkten Lebens in seiner ganzen unerfreulichen Winternacktheit; Greise, die über ihre hohen Jahre erröthen und in Harnisch gerathen, wenn man sie „Alterchen" — wenn auch aus Ehrerbietung — anreden würde, den ganzen Tag über vor sich hin plaudernd; brummige Murrköpfe und zanksüchtige Egoisten, bereit bei dem geringsten Wort zu Thätlichkeiten zu schreiten und ihre weißen Haare mit Blut zu färben, wenn man ihren Jähzorn nicht in Zaum hielte, voll Geiz und Habgier, erpicht Alles bei Seite zu schaffen und aufzuheben, als hätten sie noch hundert Jahre zu leben. Und Gott weiß, wozu sie überhaupt noch auf der Welt sind! Viele löschen bei der geringsten Aufregung aus, wie ein hinsterbendes Licht, das in die Zugluft kommt; ein Paar Grade Kälte mehr als gewöhnlich reichen hin, den schwachen Funken Lebenswärme vollends zu ersticken: wie denn zu Lyon im Winter des Jahres 1829 von vierhundert alten Männern in der Charité dreihundert ums Leben kamen. Andere werden wegen einer scheinbar leichten Unpäßlichkeit ins Krankenhaus gebracht, sie sind niedergeschlagen, schweigsam, klagen höchstens über Unbehaglichkeit, und am andern Morgen schon ist ihr Bett leer; sie liegen auf dem Anatomietische, wo man an ihren edlen Eingeweiden oft nicht das geringste Leiden entdecken kann. Und doch lebt das Alles und freut sich seines Lebens und lächelt dem blauen Maihimmel entgegen und dem ersten zarten Grün; und wenn sie um die Mittagsstunde an der Sonne sitzen, so könnte man bei dem Geschwätz ihrer rührigen Zungen eine Legion Grillen zu hören glauben.

Das Leinenzeug wird in der Woche zwei Mal gewechselt, und am gleichen Tage kommt der Barbier zur Bartschur, die dann auf Kosten der Anstalt verrichtet wird. Wer sich öfter dem Messer unterwerfen will, muß diesen Luxus aus eigenem Beutel bestreiten. Alle empfangen Tag für Tag sechzig Dekagrammen (ungefähr fünf Viertel Pfund) herrliches weißes Brod und zwölf Centilitres Wein, wenn sie unter siebenzig Jahren sind, vierundzwanzig Centilitres, wenn sie siebzig bis achtzig, sechsundreißig, wenn sie achtzig bis fünfundachtzig, fünfzig, wenn sie fünfundachtzig bis neunzig Jahre zählen, weiter hinauf dann aber ein ganzes Litre (ungefähr $1^1/_{10}$ pariser Pinte). Man hat bei dieser Vertheilung das alte Sprichwort im Auge behalten, daß der Wein die Milch der Greise ist, und nicht mit Unrecht.

Eine Anzahl dieser Greise beschäftigt sich mit Arbeiten für die Fabrikanten in Paris in langen verschlossenen Korridors, wo einem jeden ein Raum von drei Fuß in's Gevierte zugetheilt ist, um seine Handwerksbude aufzuschlagen. Diese sind in zwei Reihen zu beiden Seiten längs der Mauer angebracht und lassen in der Mitte einen Durchgang frei, den man übrigens selten von Neugierigen, und noch seltener von Käufern angefüllt sieht. Die Einen raspeln Horn für die Messerschmide, Andere verfertigen Kämme; es giebt unter ihnen Schlosser, Schuhmacher, Tappenstricker; einige machen Kinderspielzeug und andere Kleinigkeiten. Es herrscht hier eine ungeheure Thätigkeit; alle diese alten Muskeln arbeiten, alle diese zitternden Hände rühren sich — um mit aller Anstrengung des Tages höchstens zwanzig Sous zu verdienen! Ein Dritttheil davon gehört ihnen, und davon bestreiten sie die außergewöhnliche Bartschur oder schaffen sich ein Paar Teller, eine Tasse, einen Spiegel, ein Schnäpschen und vor Allem Tabak an. Diejenigen von ihnen, welche ausgehen können, erhalten häufig die Erlaubniß

dazu und benützen sie, nach Paris hinabzuwandern. Einige treiben auf diese Art das Geschäft von Kommissionären zwischen der Stadt und Bicêtre oder Villejuif, wäre es auch nur für das Dienstpersonal des Hauses. Andere machen die Mäkler und führen den kleinen Verkehr der Anstalt mit der Außenwelt. Auch der Handel mit politischer Waare schlägt in ihr Fach; sie kaufen in Paris Vorräthe von jenen Flugblättern zu einem Sous, die man in der Druckersprache „Enten“ (canards) zu nennen pflegt; und man erstaunt nicht wenig, in den Höfen zitternde Fistelstimmen ausschreien zu hören: „Den Auszug des Moniteur! Den großen Sieg der Polen!“

Außer diesen Handwerkern und Colporteurs findet man in Bicêtre auch eine Anzahl nicht zur eigentlichen Einwohnerschaft gehörige Fremden, denen die Spitalverwaltung Buden vermiethet, unter der Bedingung, sich in Betreff der Stunden des Ein- und Ausganges an die Hausordnung zu halten. So giebt es hier Spezereihändler, Weinverkäufer, ein Postbureau, Schlosser, Zimmerleute, Schreiner, Maurer u. s. w., so daß Bicêtre eine kleine Stadt vorstellt, in der man alle Zünfte trifft, und die, ein Mal mit den nöthigen Vorräthen versehn, sich selbst erhält.

Die fünfte Abtheilung wird von den Epileptischen und Narren gebildet, und macht zwar nur den sechsten Theil des Bicêtre aus, ist aber für den Beobachter am Merkwürdigsten. Der Theil dieses Gebäudes ist von den übrigen völlig abgesondert, hat seinen eigenen Eingang und Pförtner und wird dem Fremden nur selten geöffnet. Es besteht zum Theil aus einer sehr geschmackvollen modernen Bauart, besonders zeichnet sich hierin der Flügel aus, wo die Geisteskranken oder Genesenden unter ärztlicher Behandlung leben. Man erblickt hier ungeheure Höfe, um die herum ein Säulengang von dorischer Ordnung läuft. Unter jedem dieser Peristyle ist Raum genug zum Spaziergang bei schlechtem Wetter; im Hintergrunde befindet sich eine Reihe von Wohnzimmern oder Zellen, die ihren Ausgang auf einen Gang haben. Der Hof ist auf der einen Seite von einer hohen Mauer, auf der andern mit einem Gitter verschlossen.

Jede Zelle hat ungefähr zehn Fuß in der Länge, und sieben Fuß in der Breite; ein Fenster öffnet sich auf den Säulengang, das andere auf den Korridor; sie sind mit Gittern verwahrt, die Festigkeit mit Eleganz vereinigen; außerdem verschließt diese Oeffnung auch noch ein hölzerner Fensterladen, den man jeden Abend schließt, und dessen Riegel von Außen angebracht sind; das Innere hat einen getäfelten und gewichsten Fußboden, der wie der Korridor den Winter über durch Wärmeröhren geheizt wird. In jeder Zelle ist ein eisernes Bettgestelle mit einem Strohsack und zwei Matrazen. Für Geisteskranke jedoch, die allzu wenig den Gebrauch ihrer Sinne haben, um sich der Reinlichkeit des gewöhnlichen Lebens zu befleißen, ist statt des Bettes ein bloßer Bund Stroh ohne Unter- oder Oberdecke bestimmt, den man je nachdem es nothwendig ist, mit einem frischen vertauscht, und den man sehr regelmäßig als ein Viereck ausgebreitet sieht. Man findet die Unglücklichen gewöhnlich darin wie einen Hund in einem Strohnest begraben, so daß Nichts als die Schnauze hervorsieht. Jedes Individuum hat einen hölzernen Napf, einen zinnernen Löffel, überhaupt Nichts, mit dessen Scherben es sich verletzen könnte; auch läßt man ihm dieß Geräthe nur während der Mahlzeit.

(Schluß folgt.)

Antwerpen.

Wer vor nicht ganz einem Jahre noch Antwerpen so schön, so blühend, so belebt gesehen hat, wird diese Stadt unter dem Bilde, das sie ihm heutigen Tages darbietet, nicht wieder erkennen.

Antwerpen war nicht bloß das Hauptmagazin Belgiens und Hollands, sondern die verkehrreichste Seestadt vielleicht der ganzen Welt. Liverpool, Amsterdam, Rotterdam, Hamburg beneideten seinen Reichthum. Nie sah man diese prächtigen Bassins leer, die von Napoleons Genie geschaffen nach seinem Plane in ihrem Innern noch mehr erweitert werden sollten, um auf ihren Werften Flotten zu erbauen und in dem unermeßlichen Becken aufzustellen, die durch die Mündung der Schelde auslaufend Englands Seemacht zerstören konnten. Nachmals baute man zwar statt der Kriegsschiffe nur Handelsfahrzeuge, die aber als die bequemsten, dauerhaftesten und schnellsten Segler der Welt bekannt waren. Schiffe von jeder Größe liefen hier mit vollen Segeln ein. Täglich gab es mehr als sechzig Schiffsladungen an die Kaie dieser ungeheuren Becken zu landen. Man konnte weder in der Stadt noch in der nahen Umgegend einen Arbeiter mehr dingen, alle Arme waren in Anspruch genommen.

Die Hausmiethen stiegen zu einem unerhörten Preis. Grundstücke wurden die Hektare (ungefähr 200 Quadratruthen) zu 4000 Fr. verkauft. Die Bevölkerung von Antwerpen, die im Jahre 1815 65,000 Einwohner zählte, hatte sich im Jahre 1830 auf 75,000 vermehrt. Ein Reichthum und Wohlstand ohne Gleichen herrschte. Während alle Handelsstädte Frankreichs litten, während Lyon für 14 Millionen, Bordeaux für 47 Millionen Bankerotte ausbrechen sah, fand in Antwerpen nicht ein einziger Statt. Antwerpen galt als der sicherste Platz in Europa. Seine Handelsgesellschaft stand Anfangs durch Konkurrenz mit den Amerikanern in Verlust, die China mit Einfuhren des verbotenen Opiums überschwemmten, und dafür Thee eintauschten, so daß sie durch diesen Schmuggelhandel mehr als 200 Prozent verdienten. Aber die Handelsgesellschaft lief ihnen bald wieder durch ihre Rechtlichkeit den Vorrang ab, und würde in dem verflossenen Jahre unermeßlich gewonnen haben.

Die in Antwerpen nach einem großen Maßstab ausgerüsteten Schiffe hatten ausschließlich die Bestimmung nach Java und den molukkischen Inseln. Man versichert, der Gewinn einzelner Kaufleute an Bordeauxweinen, die zum Transport nach den Meeren jenes heißen Himmelsstriches eigens behandelt wurden, sey bis zu 50 und 60 pCt. gestiegen. Gegenwärtig wußte sich England geschickt dieses ganzen Handels zu bemächtigen, und schon eilen seine Schiffe befrachtet mit diesem Artikel nach Ostindien. Es giebt Leute, die sich den Kopf über die Ursache der vielerlei Protokolle zerbrechen; sie liegt ganz nahe.

Antwerpen bietet gegenwärtig einen beklagenswerthen Anblick dar. Die Ueberfahrt nach Tete de Flandre ist unterbrochen, die hiezu bestimmten Dampfschiffe sind in den Händen des Feindes. Die schönen Gefilde, die mit Wiesen und Saatfeldern überdeckt waren, stehen unter Wasser und zeigen Nichts als einen traurigen und einförmigen See. Die holländischen Kriegsschiffe auf der Schelde in Schlachtordnung aufgestellt, bedrohen Antwerpen mit einer neuen Verwüstung. Von Zeit zu Zeit sieht man Schaluppen mit Proviant hin und wieder segeln, während von Ferne am Saume der Schelde andere holländische Fregatten bemerkbar sind, die den Horizont beherrschen. Die ungeheuern Waarenlager, die sich am Hafen hin erstreckten, sind Nichts als ein Haufe von Trümmern. Man fand unter denselben zerbrochene Stücke von Bajonnetten und Flinten und Menschenknochen. Man glaubt, daß sie von den holländischen Brandstiftern herrühren, die unter dem Einsturz des brennenden Gebälkes ihren Tod fanden. Die Zucker-, Kaffee- und Kattunvorräthe, die Indigoniederlagen und andere kostbaren Stoffe, durch das Feuer in Asche verwandelt und mit den Steinen und Holzkohlen verschmolzen, bildeten Aschenklumpen, die von den Landleuten gekauft werden, um damit ihre Felder zu düngen. Man erkennt noch Blöcke von Perlenmutter, die zu Staub verbrannt sind. Die

Bomben, Haubizen und glühenden Kugeln, die zugleich aus der Flotte und der Citadelle geschleudert wurden, verzehrten das prachtvolle Lagerhaus, von dem keine Spur mehr zu sehen ist. Die Straße, die daran stößt, besteht aus einem elenden Trümmerhaufen verbrannter Häuser. Weiber, Kinder und Greise, die sich in die Keller flüchteten, waren hier nicht vor den Bomben sicher, die durch die Dächer schlugen, unter den Flüchtlingen zerplazten und sie unter Schutt begruben. Man bemerkte, daß die Holländer, deren Wuth noch durch Religionshaß verstärkt wurde, ihr Wurfgeschüz auch auf die Kathedrale richteten, deren Thürme jedoch nur unbedeutenden Schaden litten.

Die reiche Handelsstadt ist jezt in einen Waffenplaz verwandelt. Die Schildwachen der Belgier und Holländer stehen nur auf wenige Schritte entfernt einander gegenüber. Die zahlreichen Arbeiter, die durch ihre rührige Geschäftigkeit den Hafen belebten, betteln jezt eben dort um ein Almosen, wo ihre rüstigen Hände nicht für so viele Transporte und Ein- und Ausladungen hingereicht hatten. In der Citadelle liegen 5000 Mann, zum Theil Schweizer und Deutsche. Nur an zwei ein Wenig schwachen Stellen, die gegen Antwerpen hin liegen, wäre sie anzugreifen. Belgien hat nicht genug Belagerungsgeschüz und Mannschaft, um den Plaz von allen Seiten einzuschließen und der Besazung die Zufuhr abzuschneiden. Dann würden aber auch bei dem ersten Bruch des Waffenstillstandes die Flotte, die Citadelle und die an dem linken Scheldeufer errichteten Batterien, Tod und Verderben auf die Stadt sprühen. Dagegen könnte sich das belgische Heer auf das holländische Flandern stürzen; es würde dasselbe wie ein unaufhaltsamer Strom überschwemmen. Die Belgier verachten die Holländer, die sich zu Lande erbärmlich schlagen; man hat davon mehr als Ein Beispiel gesehen. Als die Belgier sich Antwerpen näherten, verfolgten fünfzig Plänkler gegen dreihundert Holländer, trieben sie von Wiese zu Wiese, von Straße zu Straße, und ließen nicht mehr als fünfzig Mann ungefähr nach Antwerpen entkommen. Die übrigen kamen meistens von ihren Kugeln um. Die Freiwilligen zielten Anfangs nur nach den Offizieren, was die ganze übrige Mannschaft vollkommen in Unordnung brachte. Die belgischen Soldaten sind von unglaublicher Unerschrockenheit und brennen von Kampfbegier, die Bürger von Antwerpen selbst würden sich längst schon auf die Citadelle, so stark und gut besezt sie auch ist, gestürzt haben, wenn man sie nicht zurückhielte. Es ist nicht zu zweifeln, daß man bei dem Beginne der Feindseligkeiten die schönsten Beispiele des Muthes und Patriotismus sehen wird. Uebrigens kann die Lage der Bürgerschaft von Antwerpen auf die Länge nicht mehr dauern. Der Adel hat sich auf seine Landgüter geflüchtet, die Kaufleute, meist Ausländer, haben den Siz ihrer Häuser nach Hamburg, Rotterdam und Amsterdam verlegt. So sind es England und Holland vorzüglich, die von Belgiens Unstern Vortheil ziehen. Dieser Unstern hat das unglückliche Land in eine Zerrüttung gestürzt, deren Spuren der Friede nicht zu verwischen im Stande seyn wird. Wenn der Verkehr einmal aus der Richtung seiner Spekulation und von der gewohnten Bahn abgewichen ist, dauert es eine unendliche Zeit, bis er wieder darauf zurückkehrt.

Antwerpen kann von dem übrigen Belgien nicht abgerissen bleiben, ohne daß hiedurch diesem der Todesstreich versezt wird. Wohin soll es, auf der einen Seite von der preußischen Mauthlinie, auf der andern von der französischen umschlossen, den Ueberfluß der mannichfaltigen und reichen Produkte seines Bodens ausführen, wenn ihm die Schelde durch feindseligen Willen oder Eigensinn einer andern Macht gesperrt werden kann? Belgien würde ohne Absaz unter seinem eigenen Gewicht erliegen, wie denn unter dem Uebermaß des Reichthumes die Völker eben so gut zu Grunde gehen, wie unter dem Uebermaß der Armuth. Mehr als 500,000 Franken in baarem Geld oder Wechseln flossen täglich aus Antwerpen nach Belgien für seine Produkte, die von dieser Stadt wieder an Holland umgesezt wurden.

Antwerpen als Freihafen würde die Frage noch nicht entscheiden; denn war es nicht in der That schon ein Freihafen, da alle möglichen Handelswaaren ohne Abgabe in dem Lagerhause aufgestapelt und wieder ausgeführt werden konnten? Was Belgien Noth thut, ist, daß der ungewisse Zustand aufhöre, der weder Krankheit noch Gesundheit, weder Krieg noch Frieden ist. Die großen Mächte züchtigen dieses tapfere, gewerbfleißige und konstitutionell gesinnte Volk mit unerbittlicher Härte auch ohne Waffen für seinen Beitritt zur Juliusrevolution, indem sie es dem ungewissen Schwanken einer tödtlichen Krisis überlassen. Gegen diese liegt nur im Kriege das einzige Heilmittel. Ganz Belgien sieht auch ein, daß es ihn führen muß, um nicht zu Grunde zu gehen, selbst wenn es dabei auf seine eigene Kraft allein verwiesen wäre. Man hat aufgehört, auf Frankreich zu zählen. Die Erbitterung oder vielmehr die Verachtung gegen die feige und hinterlistige Politik der französischen Regierung nimmt in Belgien täglich zu. Die einsichtigen Männer wissen freilich die Schlangenwege der Diplomatik von der Gesinnung der französischen Nation zu unterscheiden; allein das Volk verwechselt in seinem Zorn diese mit ihrem Ministerium. Soviel ist gewiß, daß die Lage Belgiens so verzweifelter Art ist, und daß man sich durch so viele Täuschungen so herabgestimmt fühlt, daß man bereit steht, sich dem ersten Besten in die Arme zu werfen. Frankreich hat in seiner Politik gegen dieses Land Fehler begangen, die vielleicht nicht mehr gut gemacht werden können.

Vermischte Nachrichten.

Der Prinz Karl Amadäus Albrecht Carignan, der jüngst den sardinischen Thron bestiegen hat, ist der Neffe des verstorbenen Königs Karl Felix Joseph, der die Krone im März des Jahres 1821 nur annahm, weil sein Bruder Viktor Emanuel die Abtretung derselben und eine freiwillige Verbannung der Annahme der spanischen Konstitution vorzog, die am 13 März des gedachten Jahres zu Turin proklamirt wurde. Prinz Carignan, der jezige König, nahm damals die ihm von der revolutionären Junta angebotene Regentschaft des Königreiches an. Man baute Viel auf seine liberalen Gesinnungen, und wirklich bot er auch in den wenigen Wochen seiner Regentschaft Alles auf, um sowohl die piemontesische Junta als die Abgeordneten der Lombardei, wo ein Aufstand gegen die Oesterreicher sich vorbereitete, in ihrer günstigen Meinung von ihm zu bestärken, und sich als einen aufrichtigen und warmen Freund der Freiheit und konstitutionellen Regierung zu erweisen. Seine Rolle gelang ihm vortrefflich, und schon sahen die sanguinischen Hoffnungen der Italiener in ihm den künftigen König eines freien und vereinigten Italiens, als die Niederlage der Konstitutionellen bei Novara (8 April 1821) mit einem Mal die ganze Lage der Dinge veränderte. Prinz Carignan's Freiheitsfeuer wurde schnell abgekühlt, und noch bis auf diese Stunde schwebe die Frage im Zweifel, ob er aufrichtig oder nicht der Sache der Konstitution ergeben war, und ob er folglich jezt seinem Lande freisinnigere Institutionen verleihen oder dem drohenden Finger seines mächtigen Nachbarn gehorchen wird. Nur allzu gut erinnert man sich, daß er den unblutigen und ruhmlosen Feldzug von Spanien unter dem Helden des Trocadero mitmachte, und um sich mit der Legitimität wieder zu versöhnen und den häßlichen Flecken des Liberalismus abzuwaschen, gegen eben die Konstitution focht, von der er zu Turin so begeistert geschrieben hatte. Aber auch damals spielte er nur wieder eine Rolle, sagt man, und stets sey er bis auf diesen Tag noch ein Freund liberaler Institutionen. Der gegenwärtige König ist jezt drei und dreißig Jahre alt, von einer schönen, schlanken und gebieterischen Gestalt, nur etwas schwachbeinig, was seiner Haltung ziemlich schadet. Er vermählte sich im Jahre 1817 mit Theresia, Erzherzogin von Oesterreich, der Tochter des verstorbenen Großherzogs Ferdinand von Toskana, und hat mehrere Kinder.

Als einen Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit des neuen Lord-Kanzlers erwähnt das Chronicle, daß als Lord Brougham den Vorsiz im „Obersten Kanzleihofe“ erhielt, vor demselben noch hundert und drei Appellationen in Rückstand schwebten; ungeachtet eine große Anzahl anderer, die von Lord Lyndhurst zwar vorgenommen, aber nicht entschieden worden waren, und die demnach von dem neuen Lord-Kanzler noch ein Mal vorgenommen werden mußten. Diese Rückstände wurden bis auf fünf und vierzig erledigt; was um so mehr auffällt, als man weiß, daß Lord Lyndhurst im Etatsjahre 1829/30 nicht über zwanzig Appellationen zur Entscheidung brachte. Lord Eldon brachte es in keinem Jahre höher als zu fünfzig, so daß also Brougham in der kurzen Zeit seiner Amtsführung mehr Geschäfte erledigte, als Lord Eldon in seinen besten Jahren während eines ganzen Jahres.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 160. 9 Junius 1831.

Polnische Nationallieder.

Auf den Trümmern des von den Polen erstürmten Modlin's, 5 Dezember 1830.

(Im Versmaß des Originals.)

Wie sie da in Trümmern liegen, Modlins starke Mauern,
Zeugend, ewig soll der Ruhm von Polens Waffen dauern,
Nun auf meines Volkes Lorbeern Freudenthränen fließen,
Möcht' ich mit dem Blut der Feinde gleich sie frisch begießen.

Hier vordem .... als Nordens Tiger strauchelten auf dem Walle
Ueber die Leichen unsrer Todten nach ruhmvollem Falle,
Da erkannten sie, daß der Pole freudig mit tausend Toden
Seine Mutter vom Tod erlöse, haltend am heiligen Boden.

Sieh, er zittert vor uns der Wilde, der nicht gekannt das Zittern;
Polen wollt er zu Brüdern haben, mächtig die Welt erschüttern.
Eitles Wähnen! es soll dem Feinde, der nach der Mutter Leben
Strebte, der Sohn, der kummervolle, Bruderhände geben?

Ruhig, du stürmend Herz! ... es wäre groß, wenn diese Wilden
Ihren Kindern erzählen müßten, daß nach erhobenen Schilden
Ungebeugten Stolzes der Pole Rache zu nehmen wußte,
Aber den Treubruch edelmüthig dennoch verzeihen mußte.

Nein, beim heiligen Gott! mir ruft im Herzen eine Stimme:
Welches Volk das Recht mit Füßen trat in wildem Grimme,
Gegen die Freiheit edler Völker schamlos sich erhoben,
Wer glattzüngig für leichten Glauben Lug und Trug gewoben,
Wer mit künstlichem Weiß zu schminken schwarzes Verbrechen wagt—
Solchem Volk sey jede Verzeihung selbst von Edeln versagt!

Diese Schanzen, zu Trümmern worden durch ein furchtbar Stürmen,
Diese Wälle von Polenknochen, die sich vor mir aufthürmen,
Diese bleichen Gebeine der Helden, die sie geschlachtet haben
Ihrer nimmersatten Raubsucht, und sie nicht begraben:

Wie das Alles mit nie gekannten Schmerzen die Seele rüttelt!
Ich, ein Sprößling von edlem Blute, sey's, der Ketten schüttelt.
Unter das Joch des Tyrannen sollt' ich mich gehorsam neigen
Und vor dem Räuber meiner Freiheit meine Kniee beugen?

O! da sollte die Erde lieber aufthun ihren Rachen,
Mich zu verschlingen, meine Glieder lieber in Martern krachen,
Lieber des Feindes angestrengte Macht mich treffen und tödten,
Und vor dem ungeweihten Grabe noch mein Gebein erröthen.

Aber Nichts, auch die letzte Noth nicht, soll mich so erweichen,
Daß ich dem Feinde des Vaterlandes könnte die Hände reichen!

Bicêtre.

(Fortsetzung.)

Man muß sich die hier in Verwahrung gebrachten Geisteskranken nicht durchaus als wüthend und abscheulich denken, die meisten von ihnen sind drei Viertheil des Tages, ja ganze Tage und Wochen über ruhig; einige sind es sogar stets. Selten ereignet es sich im Bicêtre, wo übrigens auch die Gegenwart der Wärter sie im Zaum hält, daß sie auf den Fremden, der sie besucht, gewaltthätig losgehen Miene machten, es müßte denn seyn, daß ein plötzlicher Anfall sie in Wuth versetzte. Zwar hört man hier und dort Geschrei, aber mehr der Freude als des Grimmes. Ich habe mehrere getroffen, die ganz ruhig Zeichnungen an den Wänden ihres Gefängnisses ausführten, und ich erinnere mich unter andern einer bizarren Figur, die so ziemlich dem horazischen Ungethüm ähnlich sah — desinit in atrum. Die Zeichnung stellte eine lange Schlange vor, wahrscheinlich eine Boa, mit einem Menschengesicht, das ein dreieckiges Hütchen aufhatte, was ohne Zweifel das bonapartische vorstellen sollte. *) In dem Saale, wo sie des Winters zusammengebracht werden, fangen Einige, Andere hörten Einen die Zeitung vorlesen, und wenn die Vorlesung vorüber war und die Unterhaltung auch noch so lebhaft wurde, bemerkte ich, so lang ich zugegen war, doch nicht den mindesten Ungestüm oder auch nur eine Drehung.

---

*) Merkwürdig sind in den französischen Hospitälern die vielen politischen Geisteskranken, so wie Die, deren fixe Ideen sich um Napoleon herumbewegen. A. d. R.

Indeß darf man doch nicht immer dem Landfrieden trauen; ich bemerkte wenige Schritte davon einen Blödsinnigen, dem ein Wüthender in den Kopf gebissen, und gegen drei Zoll lang die Haut abgerissen hatte. Hr. Gondard, von dem ich sogleich eines Weitern berichten werde, ein gewiß friedfertiger Mann, der noch dazu mit seinem guten Beispiel Allen vorleuchtet, zeigte mir seine Nase, die durch eine Schuhspitze einen tiefen Schund erlitten.

Man findet in diesen Zellen, wie überall in und außer den Narrenhäusern, Narren aus Liebe, aus Ehrgeiz (und ihre Zahl ist die größte), Könige im Ueberfluß, so daß man hier um Thronkandidaten nicht verlegen werden dürfte, einen Herrgott, der aus seiner Keuche Blitze schleudert, Wolken sendet und den Landleuten, die indeß meistens Spitalwärter sind, auf ihre Anfrage schönes Wetter verheißt. Nur jener Christus ist leider nicht mehr, dessen Legitimität jedoch von ersterem nicht anerkannt wurde, weil er als Gott Vater doch auch ein Wort davon wissen müßte. Es giebt hier auch Verrückte aus Einsamkeit: so ein Professor von Versailles, mit schwarzen Haaren, und einem sehr gallsüchtigen Temperament, ein Opfer seiner einsamen sitzenden Lebensart, vielleicht auch einer allzu übertriebenen Enthaltsamkeit.

Hr. Gondard ist ein gesetzter, ernsthafter Mann, der zu seiner Zeit Magister einer Stadtschule und wahrscheinlich auch Cantor gewesen seyn mag. Er hat die Manie zu predigen. Er las bei meinem Besuche die Abhandlung Cicero's de officiis und verglich sie mit der französischen Uebersetzung, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Hr. Gondard ist ein tiefer Denker; er empfing mich mit einer gewissen Herablassung und bemerkte meinem Führer, daß meine Physiognomie sehr zu meiner Gunst spreche; weßhalb es ihm ein Vergnügen sey, mich bei sich zu sehen. „Aber das ist nicht genug, mein Herr," setzte er hinzu, „das Innere muß auch dem Aeußern entsprechen; und wenn Sie der Jugend dieses Jahrhunderts folgen, und sich blindlings allen ihren Neigungen hingeben" . . .

Er war wie man sieht, auf dem Weg, mir eine sehr erbauliche Predigt zu halten, wenn ihn mein Führer nicht unterbrochen hätte. Hierauf nahm er das Buch zum Text, das er in der Hand hielt; er machte uns bemerklich, daß die Gerechtigkeit die schönste Gefährtin der Macht sey, und indem er uns seine geschundene Nase zeigte, drang er mit Ernst darauf, Gerechtigkeit gegen Den zu erhalten, der ihn so übel zugerichtet habe. Man erwiederte ihm, der Uebelthäter sey bereits bestraft worden. Er ging nun zu einer neuen Klage über; er beschwerte sich über den Mangel an Nahrung; wie wir ihn sähen, habe er seit vier Tagen keinen Bissen über die Zunge gebracht. Um seine Aussage zu beweisen, hob er seine Matraze auf, unter der wir wirklich alles Brod und Fleisch von vier Tagen her aufgespeichert sahen. Auf unsre Bemerkung, daß er nach diesen Vorräthen zu schließen, nicht sonderlich fürchten dürfe, Hungers zu sterben, entgegnete er mit einer geheimnißvollen Miene, wie ein Mensch, der noch Mehr sagen könnte, als er will; allem Anschein nach fürchtete er von dem Koch vergiftet zu werden.

Ihm gegenüber befand sich ein Prophet, der leider an diesem Tage nicht auf seinem Dreifuß saß. Die Prophezeyungen der Narren, die sie übrigens verschwenderisch genug austheilen, so daß zu Zeiten wohl eine oder die andere eintreffen kann, bieten oft auffallende Erscheinungen dar. Hier ein Vorfall, dessen Wahrheit ich verbürgen kann. In dem Armenhause von Montreuil lebte noch vor Kurzem eine alte Närrin, die sich für die Königin von Frankreich hielt, und nur unter diesem Namen in der Anstalt bekannt war. Sie rühmte sich, die Vormundschaft über Karl X zu führen und versicherte, daß er nach ihrem Tode aufhören würde zu regieren. Nun starb die verrückte Alte am 25 Julius Abends, und am 29 hatte bekanntlich die Herrschaft der Bourbone ein Ende genommen. In dem zunächst gelegenen Gemache fanden wir einen Geisteskranken aus Melancholie von ungefähr vierzig Jahren, dessen Kleidung, obgleich ziemlich ihrer Auflösung nahe, einen Mann verrieth, der einst im Wohlstand gelebt haben mochte. Er lag im Bette, obgleich es um die Mittagsstunde war; seine Bettdecken waren in Unordnung, und zur Hälfte lag er mit dem Leibe außer demselben, in seinen Ueberrock gehüllt, die Weste offen, mit zerstreuten Haaren und irrem Blicke. Er flehte uns unter Thränen an, ihn mitzunehmen; er versicherte, der Kaiser habe ihm versprochen, ihn holen zu lassen, da er seines Dienstes bedürfe; er solle noch diesen Nachmittag vorgestellt werden, und Madame . . . ihn in ihrem Wagen abholen. Auf die Frage, wo er den Kaiser gesehen habe, erwiederte er, erst diesen Morgen sey er bei ihm auf seinem Zimmer gewesen, um ihn aufzusuchen. Zugleich machte er Anstalt sich anzukleiden, weil er glaubte, man würde ihn ausgehen lassen; er rief mich, den er ich weiß nicht für welchen Prinzen der kaiserlichen Familie hielt, zum Zeugen auf, daß er die Wahrheit sage. Der junge Arzt, der mich begleitete, machte ihm bemerklich, daß der Kaiser und Alle, von denen er spreche, längst gestorben seyen. Bei diesen Worten stieg ein tiefer Seufzer aus der Brust des Unglücklichen, er stieß ein klägliches Geheul aus, schlug mit der Faust auf sein Bett und vergoß Thränen. Es war nur ein lichter Augenblick; sogleich verfiel er wieder auf seine Tollheiten und gab sich endlich nur zufrieden, als man ihm versprach, er werde diesen Abend ausgehen dürfen. Verunglückte Spekulationen brachten den armen Mann hieher, nun träumt er von Nichts als Spekulation. Bald haben die Belgier bei ihm Kanonen bestellt, bald hat er eine Pferdelieferung übernommen, indeß bleibt der Kaiser immer der Mittelpunkt seiner fixen Ideen.

In derselben Reihe der Gemächer trafen wir einen Wahnsinnigen von derselben Art, einen armen Taglöhner, der weder lesen noch schreiben kann. Seit den Juliustagen hat er sich in den Kopf gesetzt, ein Journal herauszugeben, und träumt nun in Einem fort von diesem Projekte; er müsse Aufklärung verbreiten, sagt der vermeintliche Journalist, neue Ansichten, Ideen, die Frankreichs Wiedergeburt zum Ziele haben. Die Erstürmung des erzbischöflichen Palastes, an der er Theil nahm, trug vollends dazu bei, das Bißchen Gehirn des armen Mannes aus allen Fugen zu bringen; er rannte durch die Straßen und gab sich für einen Abgesandten Gottes aus, der in die Welt gekommen sey, unbekannte Wahrheiten zu enthüllen, ein neues Evangelium zu verkünden, und die Welt zu bessern — eine Narrheit, wie sie in unserer Zeit häufig genug vorkommt. In der darauffolgenden Nacht ließ er zu Hause von seiner Frau und seinen Kindern die Messe lesen und eine Prozession anstellen, wobei er selbst in Pontificalibus den Gottesdienst verrichtete. Nicht genug damit, hielt er sich auch für einen zweiten Abra-

ham, der bestimmt sey, die Welt zu erlösen, indem er eines seiner Kinder schlachte; indeß in einem Augenblick der Besinnung, wie er bei dergleichen Verrückten zuweilen eintritt, verschlang er selbst das Gift, das er zur Hinrichtung seines Opfers bestimmt hatte. Der Journalist, Patriarch und Prophet sitzt nun in dieser Zelle fest, wohin ihn die Polizei bringen zu lassen für gut fand.

In einem Gebäude zunächst ist das Krankenhaus, wohin man die Geisteskranken bringt, die von einer Krankheit befallen werden; sie gehen hier genesen größtentheils frei umher. Hier befinden sich auch einige wohlhabendere Wahnsinnige, unter andern ein vormaliger Maire von Rouen, zwei Studenten der Medizin, der Sohn eines berühmten Accoucheurs, zwei Unglückliche, die unschuldig von den Gerichten verurtheilt wurden, und denen die zu spät erfolgte Gerechtigkeit zwar ihre Ehre, aber nicht mehr den verlornen Verstand ersetzen konnte. In einem von beiden, einem derweiligen Minister, erkennt man den armen Chauvet, der aus Irrthum wegen Fälschung für einen Andern verhaftet und vier Monate lang von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt worden war. Durch eine wunderliche Verwirrung der Gedanken hatte sich in dem Gehirn dieses Unglücklichen die Ueberzeugung gebildet, daß er wirklich das Verbrechen begangen habe. „Laß mich," sagte er zu seiner Frau in der höchsten Verzweiflung, „ich bin Chauvet, der Fälscher." Halb und halb geheilt, fiel er nach der Julinsrevolution von Neuem in Wahnsinn, wobei er sein Verbrechen vergessen hat und sich nach dem Sturz seines Feindes auf den Gipfel der höchsten Würde gestellt glaubt. Er ist König und redet seine Frau mit „Ihre Majestät" an. Er pudert sich der Hofetiquette zu Folge und nimmt hiezu in Ermangelung des Puders heiße Asche und Kohlen. Was seine königliche Küche betrifft, so ist sie so abscheulicher Art, daß sich davon nicht reden läßt.

Noch ein König! So viel Gehirne verrückt der Ehrgeiz! Es ist Hr. Desforges-Chaillour, ein ehrlicher Mann, wie er selbst bei jedem Wort zu versichern pflegt. Er ist König von England, wenigstens zieht er dieses Königreich einem jeden andern vor; er verspricht, mit Frankreich keinen Krieg anzufangen, und zwar nicht aus Furcht, sondern aus Interesse für das Wohl beider Staaten; er erschüttert aus allen Leibeskräften seine Bettstatt, um zu zeigen, auf wie festen Grundlagen sein Thron steht.

Den traurigsten und widerlichsten Anblick gewähren unstreitig die Hydrocephalien mit ihren ungeheuern Köpfen — diese Idioten mit und ohne Mißbildung des Schädels, diese kropfigen Kretine, die nicht reden, nicht hören, die kaum sich anziehen und essen können, die man zum Theil wie Thiere äzen muß.

Auch Opfer der Liebe finden sich im Bicêtre, der Liebe jeder Art. Hier erblickt man den jungen Griechen mit schwarzgelockten Haaren, mit brennendem Auge, der eine Liebe zu träumen wagte, wie Tasso, ohne die unermeßliche Kluft zu erwägen, die ihn vom Gegenstand seiner Liebe trennte, was man ihm vielleicht verzeihen könnte, wenn er ein befreites Jerusalem geschrieben hätte. So aber ist er Nichts weiter, als ein unterrichteter Mensch, der vormals Uebersetzer und Korrektor in der Druckerei von Delalain war. Es ist bereits aus Zeitungen bekannt, daß er sich in eine der königlichen Prinzessinnen verliebte und eines Tags, als sie in den Wagen stieg, auf sie losstürzte und ihre Hand ergriff. Uebrigens beobachtet er, ungeachtet dieses kühnen Wagestückes, über seine Leidenschaft das tiefste Stillschweigen. Selbst seinem Arzte machte er darüber nicht das mindeste Geständniß und gab für seinen Besuch im Palais-Royal einen politischen Beweggrund an; er habe den König sehen wollen, sagte er, um sich mit ihm über die Interessen des Königreiches, über die Angelegenheiten Griechenlandes zu besprechen. Während des Ministerprozesses fand man ihn mit einem Dolche bewaffnet, zu seiner Vertheidigung wie er vorgab, wer weiß ob nicht zu einem Schritte der Verzweiflung oder zum Selbstmorde? Ungeachtet der politischen Wendung aber, die er seiner Verirrung zu geben suchte, ist es nur allzu gewiß, daß seine unglückliche Liebe die Ursache seines Wahnsinns ist.

Auch Wahnsinnige in Folge der Julinstage sind nicht selten, unter Andern sieht man hier einen alten Soldaten, der bei Waterloo verwundet wurde. Wo er steht und geht, zeichnet er die Züge und das Hütchen des Kaisers in groben Strichen an die Wände, und vergießt Thränen vor diesem Bildnisse, wie er sie auf den Boulevards vor den Bilderläden und in den dramatischen Napoleoniden vergoß, die ihn ins Bicêtre gebracht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Nachgrabungen in Pompeji und Herculanum in den Jahren 1828/29.

(Bericht des Hrn. Gauttier d'Arc, vorgelesen in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Paris am 8 April 1831.)

Hr. Bichi, Sekretär der Akademie der schönen Künste in Neapel, verschaffte mir den Zutritt zu den Arbeiten in Herculanum und Pompeji. In der erstern dieser Städte fährt man mit der Ausgrabung der Hauptstraße im Norden des Forum fort. Zwei Häuser, auf der linken Seite dieser Straße gelegen, zogen vornehmlich unsere Aufmerksamkeit auf sich; sie sind geräumig, elegant und zeichnen sich beide durch die Brunnen aus, die gegenüber dem Eingange sich befinden und ihre Hauptzierath bilden. Etwas weiter oben, auf der rechten Seite der nämlichen Gasse und an der Ecke der Merkursstraße, ist ein Lupanar, welches zugleich als Schenke diente; auf einigen Fresken erblickt man Männer, welche Weinschläuche daherbringen. Die Malereien im geheimen Theil des Hauses entsprechen ganz ihrer Bestimmung und sind über alle Maßen obscön; man sieht daraus, wie weit es die Römer in jeder Art von Wollust gebracht haben. Ein Stück stellt z. B. eine Frau dar, deren Sitz auf Federn ruht in einer Lage, die man aus den Worten, welche ihr die Künstler in den Mund gelegt, impelle lente, abnehmen mag. Eine große Anzahl solcher Bildereien laufen in einer Höhe von 4 bis 5 F. über dem Boden längs dem ganzen Gemache hin. Just auf der entgegengesetzten Ecke der Straße hat man einen sehr schönen Palast entdeckt, der ohne Zweifel das bedeutendste Gebäude in Pompeji ist; wie denn die Alten den weisen Grundsatz hegten, an öffentlichen Gebäuden auch in kleinen Städten alle mögliche Pracht zu verschwenden, während sie selbst mit unansehnlichen Häusern sich begnügten. Die Außenwände dieses Palastes sind mit einem Stuck bekleidet, der in der Art bemalt ist, als ob sie aus ungeheuern Steinschichten zusammengesetzt wären. Man kann sich das Vergnügen denken, das man empfindet, wenn man noch grobgekritzelte Bilder oder lächerlich gezierte Inschriften sieht, womit weiland das Müßiggängervolk Pompeji's, nach einer Gewohnheit, die sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat, die blendende Weiße dieser Wände zu verunreinigen, sich belustigte. Das Innere bleibt hinter diesem Aeußern nicht zurück: überall enthält es schöne Fresken, an denen man noch die Frische der Farben und die Vollendung der Arbeit bewundert; mehrere derselben behandeln Gegenstände aus der Iliade und der Mythologie; diejenigen, welche die Mauern des Gartens schmücken, stellen Vögel und Fische vor, die ziemlich schlecht ausgeführt sind. Unser gelehrter Führer gedenkt mit Nächstem die verschiedene Zeichnungen herauszugeben. Seiner Meinung nach, die uns richtig scheint, war dieser Palast die Wohnung

des Prätors. Die Zimmer sind sehr geräumig und insgesammt hübsch verziert; das Atrium doppelt; die Gärten nur von geringer Ausdehnung, und die Küchen klein und in einen Winkel verwiesen. Bedauern müssen wir, daß der König von Neapel auf diese wichtigen Arbeiten so Wenig verwenden läßt; mit der jährlichen Summe von 26,000 Fr. darf man vor der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts mit Pompeji nicht hoffen fertig zu werden. Wie viele Schätze bleiben somit uns noch lange entzogen! Indeß ist die Rede davon, einige Quartiere Pompeji's wieder in Stand zu setzen, und Mehreres, was bis jetzt in dem Museum der Studien zu Neapel aufbewahrt wird, dahin zurückzubringen, so daß man dann so zu sagen das Alterthum vor sich wieder aufleben sähe. Von Pompeji führt uns Hr. Bonnucci, ein ausgezeichneter Architekt, unter dessen Leitung die Nachgrabungen geschehen, nach Portici. Jeder Freund der Kunst wird gerne vernehmen, daß das Museum für Gemälde, welches sich in dieser Stadt befand, worin es leicht von einer zweiten Katastrophe durch einen Ausbruch des Vesuvs betroffen werden könnte, nunmehr nach Neapel verlegt ist. Die zur Abräumung des Schuttes von Herculanum neuerdings begonnenen Arbeiten verdienen alle Aufmerksamkeit. Anfangs gingen die Nachforschungen in dem obern Theil, rechts von dem Palast des Königs von Neapel, vor sich; in dieser Gegend wurde man aber theils durch die Dichtigkeit und Härte der Lavadecke, theils durch den Umstand, daß der obere Boden mit zahlreichen Landhäusern überbaut worden, sehr verzögert. Man hat daher sich jetzt mehr gegen das dem Meere zu gelegene Quartier von Portici gerichtet, und dadurch den Vortheil erlangt, daß man in einem weniger harten und tiefen Schutt arbeitet, auch nicht, um beizukommen, so viele Häuser einzureißen braucht. Es gelang auch in kurzer Zeit, ein sehr hübsches Wohngebäude zu Tage zu fördern, welches auf einer beträchtlichen Zahl ausgekohlter dorischer Säulen ruht; die noch vorhandenen Reste des zerstörten Flurs zeigen, daß das Haus zweistöckig war; jede andere Spur dieses zweiten Stockwerkes ist jedoch verschwunden. Hr. Bonnucci erlaubte uns, in einem Gemache auf der linken Seite des neuabgeräumten Theils unser Glück zu versuchen, und nach der Reihe entdeckten wir eine mit verkohlten, aber noch gut erhaltenen Datteln und Nüssen gefüllte Vase, eine Anzahl kleiner gläserner Flaschen, einen mittelgroßen, weißmarmornen Eilen von ziemlich schlechter Arbeit, und endlich ein großes ehernes Instrument, welches viele Aehnlichkeit mit unseren Bettpfannen hatte, und mit vielen Löchern von der Form eines lateinischen *S* durchbrochen war.

Vermischte Nachrichten.

In kürzester Zeit wird zu Odessa das Werk des russischen Staatsraths von Blaramberg über die drei tauroscythischen Befestigungen erscheinen, deren bei Strabo Erwähnung geschieht. Dieses Werk enthält eine Karte, Plane, griechische Inschriften und lithographirte Zeichnungen von verschiedenen alten Denkmälern, die auf der Stelle gefunden wurden, wo die eine dieser Befestigungen erbaut war. Die Herausgabe einer andern Abhandlung des Verfassers über das europäische Ufer des kimerischen Bosporus und einen Theil des Gestades des schwarzen Meeres ist bis jetzt dadurch verzögert worden, daß man in der Lithographie von Odessa noch keinen Stein erhalten konnte, der groß genug wäre, um darauf die Hauptkarte zu zeichnen, die mit fünf Planen kleineren Umfanges das Werk begleiten soll.

•

Neuerdings eingetroffene Nachrichten bestätigen das unglückliche Ende des Kapitäns Foster, unter dessen Kommando die königliche Schaluppe „der Hahn" (Chanticleer) im Jahre 1827 ausgelaufen war, um eine wissenschaftliche Reise nach der südlichen Hemisphäre zu machen. Beauftragt, Beobachtungen über Meteorologie, Magnetismus u. s. w., die Elliptizität der Erde anzustellen und die chronometrischen Differenzen unter den Meridianen der Hauptstationen des atlantischen Meeres zu berichtigen, war Kapitän Foster auf einem Kanoe den Fluß Chagre hinaufgefahren, um die chronometrische Lage von Panama zu bestimmen. Auf der Rückfahrt fiel er von der Bedachung des Kanoes, auf der er schlief, herab und ertrank. Sein Leichnam wurde erst vier Tage später gefunden und an dem Ufer des Flusses begraben. Nach diesem traurigen Unfall übernahm der älteste Lieutenant Austin den Befehl des Chanticleer, der von dort nach Porto Bello zurückkehrte, das er am 20 Februar, nachdem die nothwendigen Beobachtungen hinsichtlich der vielen Chronometer am Bord des Schiffes gemacht worden waren, verließ, indem er nach Santa Maria und von da querüber an das östliche Ende von Jamaica segelte, wo der Befehlshaber landete, um die gehörigen Untersuchungen anzustellen. Von hier segelte die Schaluppe an das Cap Maysi, die östliche Spitze von Cuba, und von da nach Crooked Island. Die Expedition hatte somit ihre Bestimmung erfüllt und trat am 2 April ihre Rückfahrt an, nachdem sie ohne einen Todesfall unter der Schiffsmannschaft oder sonst ein widriges Ereigniß, den Tod des Kapitäns ausgenommen, drei Jahre auf ihrer Reise zugebracht hatte.

•

Das irländische Parlamentsmitglied O'Gorman Mahon komischen Andenkens wurde jüngst in seiner Abwesenheit von Hrn. Steel, der die Wahl Maurice O'Connels zum Parlamentsmitglied gegen O'Gorman betrieb, öffentlich als Mordbrenner und Bandit gescholten, mit dem Beisatz, man möchte demselben wissen lassen, was er hier von ihm behauptet habe. Der Bruder O'Gorman's, der zugegen war, benachrichtigte letztern hievon, und dieser kam noch in derselben Nacht an Ort und Stelle, forderte von Hrn. Steel Genugthuung auf offenem Felde, wobei er ihn, als er den Kampf verweigerte, als einen feigen Verleumder, einen gemeinniedrigen Meuchler (backbiter), einen abgefeimten Betrüger, einen Fälscher, einen verächtlichen Bramarbas und niederträchtigen Hasenfuß erklärte und zugleich mit der Reitpeitsche über die Ohren hieb. Zugleich erklärte O'Gorman, daß weder er, noch sein Bruder, noch sonst ein Gentleman jemals Hrn. Steel auf eine ehrenvolle Weise Genugthuung geben könnte, wenn er nicht auf der Stelle sich mit ihm schlagen würde. Als auch auf Dieß hin Hr. Steel keine Miene machte, der Aufforderung des kampflustigen O'Gorman zu entsprechen, so sprang dieser von der Landstraße auf das Feld und forderte ihn nochmals zum Kampfe auf, wenn er anders einen Funken Muth besitze. Allein Hr. Steel zog es vor, nach Ennis, in dessen Nähe der ganze Vorfall statt fand, zurückzukehren, unter lautem Gezisch einer zahlreichen Versammlung, die Hrn. O'Gorman auf dem Kampfplatz begleitet hatte und nun die Pferde seines Wagens ausspannte, und ihn sammt seinen Brüdern und Freunden in die Stadt zog.

•

Der jüngst zu London angekommene Gesandte Persiens, Seijid Chan, hatte schon vor vier Jahren als politischer Agent der persischen Regierung England besucht. Damals war sein Name, oder vielmehr sein Rang Sadig Bey. Nach seiner damaligen Rückkehr nach Persien wurde er in Betracht seiner Talente und geleisteten Dienste zum Chan erhoben, zu nicht geringem Verdruß der Großen des Reiches und der Mohammedaner überhaupt, da Seijid armenischer Abkunft und ein Christ ist. Kein Christ war bis dahin noch zu jener Würde erhoben worden. Auch die persischen Orden der Sonne und des Löwens wurden ihm als Beweise der königlichen Gunst zu Theil. Seijid Chan ist außer mehreren orientalischen Sprachen auch mehrerer abendländischen und namentlich der englischen Meister, die er als seine Lieblingssprache erstaunlich geläufig und richtig spricht. Die Kenntniß derselben erwarb er sich durch einen Aufenthalt in seinen früheren Jahren auf einer der englischen Niederlassungen in Indien, wo er mehrere Jahre verlebte. Späterhin wurde er zum Begleiter des Sir Ker Porter auf seinen Reisen im Morgenlande gewählt. Das Leben des Chans in den letzten vier Jahren bildet eine Kette seltsamer Abenteuer, die hinreichen würden, einen Roman von mehreren Bänden zu füllen. Während dieser Zeit hatte er auf seinen langen Reisen alle erdenklichen Unfälle auszustehen: Schiffbruch, Krieg, Pest, Gefangenschaft bei den wandernden Kurden, in deren Hände er fiel, und die nicht übel Lust bezeigten, ihm und seinem Begleiter, einem Engländer, die Köpfe abzuschneiden. — Die gegenwärtige Sendung des Chans nach England soll vorzüglich kommerzielle Verhältnisse betreffen.

•

Die Bleiminen am Mississippi haben so reiche Ausbeute gegeben, daß daraus die Vereinigten Staaten allen ihren nöthigen Bedarf gezogen haben, und die Arbeit in den Bergwerken einstweilen vermindert werden mußte. Die Bleieinfuhr aus Europa hat ganz aufgehört. Im Gegentheile konnte man im verflossenen Jahre sogar anderthalb Millionen Pfund amerikanisches Blei ausführen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 161. 10 Junius 1831.

Polen auf dem wiener Kongreß und Nowosilzow. *)

Als in den Jahren 1814 und 1815 die Fürsten, welche Napoleon und die Revolution besiegt hatten, die Hand ans Werk legten, um für die Zukunft die Ruhe und den Frieden von Europa auf die Dauer zu sichern, indem sie eine neue Ordnung der Dinge auf festen und unerschütterlichen Grundlagen aufführten, mußte es ihnen klar seyn, daß durch eine bloße Zurückkehr des alten Zustandes vor den Kontinentalkriegen und vor der Revolution dieser Zweck unmöglicher Weise erreicht werden konnte. Zu mächtige Pfeiler des alten europäischen Staatengebäudes waren gestürzt, zu großartige, jetzt gleichfalls zertrümmerte neue Bauten an die Stelle gesetzt worden, als daß es nicht selbst Kurzsichtigen hätte einleuchten sollen, wie Wenig hier mit der Hinwegräumung des revolutionären Schuttes eigentlich gewonnen war. Auf der andern Seite hatte es sich aber auch gezeigt, daß die Angriffe der Revolution am Meisten dadurch begünstigt worden waren, daß die uralten, in grauer Vorzeit gelegten Fundamente im Verlauf der Jahrhunderte hie und da vergessen und bei manchem Neubau schlecht berücksichtigt wurden. Wo die revolutionären Machthaber auf den alten Urfelsen gestoßen waren, welcher allen Pfeilern des Völkerdomes zur Grundfeste diente, da hatten sie umsonst ihre Zerstörungswerkzeuge stumpf gearbeitet. Leichtes Spiel fanden sie dagegen, wo die verwüstende Pflege der Besitzer ihnen so gut vorgearbeitet hatte, als in Italien, einem Theile von Deutschland und besonders in dem slawischen Osten. Daß diesen letztern die Revolution nur flüchtig in ihren letzten Zuckungen berührte, war ein Glück für alle Völker, für die Menschheit. Knirschend, mit tief verborgenem Grimm trägt hier, in dem südlichen Rußland, der Slave seine Ketten. Wehe den Herren, wehe den Großen und Gewaltigen, wehe den Nachbarvölkern, wenn er einst sie zerbricht!

Ein großer Gedanke stand in den Gemüthern der Fürsten fest: die Kraft, durch welche sie die Uebermacht abgewehrt und gebändigt hatten, war Volkskraft — Gotteskraft. Wie unzureichend der Wille und die Klugheit einzelner Menschen sey, hatte vieljähriges Unglück bewährt. So lange es bloß eitles Kriegsspiel galt, stand kein Heer dem Korsen. Die Völker schliefen, denn nicht um ihre Sache wurde gekämpft. Als aber das Schwert des Eroberers immer tiefer fraß und zuletzt die innersten, edelsten Lebenstheile traf, da erweckte der Schmerz die Schläfer. Gleich Riesen erhoben sie sich, und wie Spreu zerstäubten sie die fremden Kohorten. Mit religiöser Demuth beugten die Führer ihr Haupt und erkannten, daß solches nicht ihr Werk sey, sondern höhere Fügung. Denn Gottes Stimme ist die Stimme, die aus dem Bewußtseyn der Völker spricht; Gottes Schwert das Schwert, welches die Völker für die Rechte der Menschheit führen: „Hie Schwert des Herrn und Gedeon!" war, wie in Israels Tagen der siegende Feldruf gewesen.

Indem die Fürsten Dieß erkannten, indem sie einsahen, daß nicht sie, sondern mit Gott ihre Völker es gewesen waren, welche den Bann des Feindes gebrochen, empfingen sie zugleich die sicherste Weisung, auf welchem Grunde ihnen zu bauen obliege. Wohl verstanden sie diese Weisung; und die Grundsätze, nach denen im Frieden bei der Ordnung der neuen Staatenverhältnisse im Allgemeinen verfahren wurde, zeugen für die ernste Absicht, ihr zu folgen: vor Allem — wir sagen Dieß ohne Scheu vor der Mißbilligung überspannter oder unverständiger Liberalen — vor Allem die Stiftung der heiligen Allianz.

Zum ersten Male war in feierlichem Akt der alten selbstsüchtigen Politik, welche nur den kleinlichen Vortheil des Einzelnen verfolgte, abgesagt und das Gebot der Liebe, das die geselligen Beziehungen der einzelnen Menschen ordnen soll, auch als das Grundgesetz des Völkerverkehrs aufgestellt worden. Die nothwendige Folge dieses neuen Grundgesetzes, welches — wenn gleich jetzt von den liberalen Wortführern verkannt — einst als die Magna charta der europäischen Politik betrachtet werden wird, war die Entbindung der Völker von allen durch fremden Zwang ihnen aufgebürdeten Fesseln. Der siegende Deutsche vergalt nicht, Was der Franzose ihm gethan; er erließ ihm die Knechtschaft, die durch lange geübte blutige Bedrückung vielleicht nur zu wohl verdient war, und gab, zur Erhaltung des Friedens, die gerechtesten Ansprüche auf. Wie die pyrenäische Halbinsel kehrte auch die des Apennins unter die Herrschaft einheimischer Fürsten zurück, und wenn das lombardisch-venetianische Königreich eine Ausnahme bildete, so schien Dieß keine Unterdrückung italischen Volksthumes, da Oesterreich — aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt — einem jeden seinen eigenthümlichen Charakter bewahrt und nirgend fremde Landesart aufdrängt. In Deutschland wurde den alten Stammverhältnissen durch Einführung landständischer Verfassungen Schonung und

*) Aus der Broschüre: Ueber die Frage Polens.

Pflege verheißen. Ueberall blieb der innere Haushalt eigener Anordnung überlassen; nach Außen wurde Friede und Freundschaft befestigt, jedem Ausbruch blinden Hasses vorgebeugt.

Dieß waren die Grundsätze der heiligen Allianz, wie sie den Stiftern in ihrer ursprünglichen Reinheit vorschwebten. Daß die Ausübung des Gebotes der Liebe im Staatenleben noch schwieriger seyn würde als im Einzelleben, war freilich vorauszusehen. Unüberwindliche Hindernisse bot der slawische Osten dar.

Daß die Herstellung Polens in seinen alten Grenzen, wie nach den Grundsätzen der heiligen Allianz eine unabweisliche Konsequenz, so das einzige Mittel war, gewaltsamen Erschütterungen im Osten einen festen Damm entgegenzusetzen, konnte den Blicken scharfsichtiger Staatsmänner nicht entgehen. Ehrenvoll war die Uneigennützigkeit, mit der Oesterreich auf dem wiener Kongreß sich bereit erklärte, sein Königreich Gallizien aufzuopfern, wenn Rußland mit seinen mitten im Frieden eroberten Provinzen ein Gleiches thäte, und den Thron der Jagellonen wieder in seinem alten Glanze aufrichtete. Auch England und selbst das bourbonische Frankreich sprachen in diesem Sinne; und der milde, mit edlen Polen von Jugend auf erzogene, mit Bewunderung für die heldenmüthige Tapferkeit und Vaterlandsliebe der Polen erfüllte Alexander war gewiß persönlich nur zu sehr geneigt, den gerechten Forderungen eines unterdrückten Volkes zu entsprechen. Aber es hängt nicht von dem Willen des Herrschers ab, wenn er gleich Selbstherrscher genannt wird, die durch Tradition vorgezeichnete Bahn der moskowitischen Politik zu verlassen. Die Vereinigung der Slaven aufzugeben, stand nicht in Alexanders Macht; und Alles, was man von der Großmuth des petersburger Kabinets für Polen gewann, war die Erhebung der letzten russischen Eroberung, des Herzogthums Warschau — nach der Losreißung von Posen und Krakau — zu einem halb selbstständigen, bald unterwürfigen russisch-polnischen Königreich.

Einer völligen Vereinigung mit Rußland hätten die Mächte wahrscheinlich einen Krieg vorgezogen, besonders Oesterreich, das allmählich doch den moskowitischen Plan zu ahnen schien. Daher die Bedingung, daß dem neuen Königreiche Polen eine Konstitution verliehen werde, welche die Erhaltung der polnischen Nationalität verbürge. Der Mann, welchem gewiß in der besten Absicht Alexander die Ausarbeitung der polnischen Konstitution übertrug, war sein Jugendfreund, Fürst Adam Czartoryski, am russischen Hofe erzogen, lange Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg, aber im Herzen wie mit dem Munde immer ein ächter Pole. Der Entwurf, den der Fürst dem Kaiser übergab, fand bei diesem den vollsten Beifall. Nur Ein Punkt, die Vereinigung von Litthauen, Podolien und Volhynien mit Polen, die darin ausgesprochen war, erregte Bedenken, und der Kaiser wagte ohne Beirath eines russischen Großen nicht, seine Zustimmung zu geben.

Mit dem Kaiser und dem Großfürsten Konstantin war, wie Fürst Czartoryski, unter andern vornehmen Russen ein Mann erzogen worden, der gegen den Fürsten große Verbindlichkeiten hatte. Oberst Nowosilzow war durch die Ungnade Kaiser Pauls und später wieder durch die Ungnade Alexanders vom Hofe entfernt worden; von allen frühern Freunden verlassen, fand er nur an dem Fürsten Adam Czartoryski eine Stütze, der dem als Verschwender und Trinker übel Berüchtigten mit beträchtlichen Summen beisprang und durch seine edelmüthige Vermittlung zuletzt ihn mit dem Kaiser wieder versöhnte. Von Nowosilzow war daher, schon wegen seiner Freundschaft mit dem Fürsten, am Wenigsten ein widerwärtiges Urtheil zu erwarten; überdieß war er, bei vielen tadelnswerthen Eigenschaften, ein äußerst gebildeter Mann, der mit Pitt und mit Fox in Briefwechsel gestanden hatte, und daher in niedern Vorurtheilen nicht leicht befangen seyn konnte. Aber Nowosilzow war, mehr noch als Freund und als aufgeklärter Staatsmann, vor Allem Russe. Die Konstitution des Fürsten Czartoryski würde Polen wahre Freiheit gegeben haben, und dadurch — wie Nowosilzow selbst bei mehr als Einer Gelegenheit aussprach — wäre Rußland nach Asien zurückgedrängt worden. „Wir haben einmal Europa gesehen," sagte er, „und sind nicht gemeint, unsern Sitz in dem europäischen Völkerrathe so leichten Kaufes wieder aufzugeben." Von diesem Standpunkt aus beurtheilte er den Konstitutionsentwurf des Fürsten Czartoryski, und seine Bemerkungen bestimmten den Kaiser Alexander, ihm selbst die Ausarbeitung eines andern zu übertragen. Dieser, mit den mildernden Abänderungen, welche der Kaiser aus dem ersten Entwurfe hinzufügte, ist die im J. 1815 Polen verliehene Konstitution; und man mag aus der hier mitgetheilten Entstehungsgeschichte derselben schließen, ob sie möglicherweise zu liberal gewesen seyn konnte.

(Schluß folgt.)

Ueber die Lage der hottentotischen Bevölkerung auf dem Kap.

(Schluß.)

Aus der Geschichte der armen Hottentoten lernt man wie ein ursprünglich freies Volk nach und nach zu völliger Leibeigenschaft herabsinken kann. Zuerst Herren des Landes, dann in ihrem Grundeigenthum immer mehr beschränkt, und endlich davon völlig ausgeschlossen, fangen sie aus Noth an, bei den Eindringlingen als Knechte zu dienen und jene fordern diese Dienste zuletzt als eine Pflicht. Ist die Sache einmal so weit, so reicht bald eine Ungerechtigkeit der andern die Hand.

Wir haben bereits erwähnt, wie ein angeblich zum Schutz der inheimischen Bevölkerung erlassenes Gesetz nur beitrug den auf ihr lastenden Druck zu vermehren. Wenn der junge Hottentote für die acht ersten Jahre seines Lebens, die er in der Hütte seiner Eltern auf dem Gut des Dienstherrn zubringt — eine Vergünstigung, die der letztere ihnen ohne Zweifel an ihrem Lohn bestens berechnet — die zehn folgenden Jahre unentgeltlich dienen soll, so ist ein Gesetz, welches ihn hiezu nöthigt, wohl schon an sich hart genug, dasselbe wird aber dadurch noch härter, daß es auf dem Kap der Willkür der Beamten überlassen zu seyn scheint, auch denjenigen Dienstherren Kinder als Pfleglinge zuzusprechen, die den Eltern nicht ein Mal diese kleine Vergünstigung gestatten. Einen Fall der Art, welcher aber oft vorkommen mag, erzählt der Vorsteher der Missionen der londner Missionsgesellschaft. Ein Einwohner von Uitenhage, damals ein Mechaniker, kaufte im J. 1812 einen Sklaven, der mit einer Hottentotin lebte, und sechs Kinder von ihr

hatte. Da der Sklave nicht viel werth war, so ließ sich vermuthen, dem Käufer sey es um etwas Anderes als die Dienste eines geringen Arbeiters zu thun. Wirklich wandte er sich gleich an den Landdrost mit dem Gesuch, ihm die zwei ältesten Kinder als Pfleglinge zu überlassen; was jedoch jener verweigerte, mit der Bemerkung, Kauf und Verkauf gebe kein Recht auf die Dienste von Kindern, die in dem Pfleglingsalter seyen. Diese Kinder wurden demnach sonstwo untergebracht. Inzwischen mußte die Mutter, die einiges Vieh besaß, auf Befehl des Herrn ihres Mannes dessen Gut räumen und sich nach einem andern Waideplatz umsehen, wo sie vom Ertrag ihrer Heerde lebte. Im J. 1818 wandte sich der Herr des Sklaven, nunmehriger Heemrad (Mitglied des Provinzialkollegiums) abermals an den Landdrosten und erhielt durch denselben die Pflegschaft der beiden nächsten Kinder, die jetzt herangewachsen waren, nebst einem schriftlichen Versprechen, wodurch ihm auch die beiden übrigen Kinder, sobald sie das gehörige Alter erreicht hätten, zugesichert wurden. Dieß geschah Alles gegen den Willen der Mutter. Da man aber ihre Vorstellungen nicht berücksichtigte, so ging sie den Mann, bei dem ihr ältester Sohn sich befand, um seine Vermittlung an, der denn auch, um sie zu beschützen, sie und ihre zwei jüngsten Kinder auf ein Jahr in seine Dienste nahm. Der Andere wollte nun wenigstens doch einen Pflegling herausbekommen und wirkte den Befehl aus, daß ihm eines der Kinder überliefert werden solle; allein da der Gegenpart sich dazu schlechterdings nicht verstand, so gab er am Ende seine unbegründeten Ansprüche auf. Bemerkt werden muß, daß der Dienstherr während er Alles aufbot seine Pflegschaftsrechte geltend zu machen, seinen Sklaven, der an einer schmerzhaften Krankheit darnieder lag, gänzlich vernachläßigte, so daß derselbe ohne die Sorge seines Weibs und seiner Kinder verkommen wäre, zugleich aber in die Frau drang, ihren Mann, der nun für ihn keinen Werth mehr hatte, durch Aufopferung einiger Stücke Vieh loszukaufen. Beweis genug, daß den Behörden nichts daran liegt, Eltern und Kinder auf die unverantwortlichste Weise von einander zu trennen, und die Pflegschaft statt zu einer Wohlthat für die Pfleglinge bloß zu einem Gewinn für die Dienstherren zu machen. Zugleich ist aber das ganze System darauf berechnet, die Hottentoten, wenn sie sich eine unabhängige Lage erringen möchten, der Unterstützung ihrer Kinder zu berauben.

Nicht viel anders verhält es sich mit den Buschmännern auf der Nordgrenze. Nachdem diese ihre Kinder nicht selten den Bauern, deren gute Behandlung sie erfuhren, freiwillig überlassen hatten, so scheint es bald dahin gekommen zu seyn, daß eine Art Kinderhandel — vielleicht auch Kinderraub — entstand, welchem Unfug die Regierung durch das Dekret vom J. 1817 vorbeugen zu müssen glaubte, worin sie jedem Einwohner ohne Wissen des Veldcornets ein Kind anzunehmen, oder ein Geschenk dafür zu geben verbot, außer in Fällen, wo die Zurückweisung den Tod des Kindes oder sonst eine dringende Gefahr für dasselbe zur Folge gehabt hätte. Außerdem wurde festgesetzt, es solle von jedem solchen Kind und seinen Eltern durch den Veldcornet eine Personalbeschreibung aufgenommen werden, und der Pflegvater war bei Strafe von 200 Rthlr. gehalten, seinen Pflegling auf Verlangen wieder zu verabfolgen. Im Uebrigen wurde das Pflegschaftssystem zwar beibehalten, die Dauer der unbezahlten Dienstzeit jedoch sehr abgekürzt. Es scheint, die Bauern von Graaff Reynett hatten keine Lust den gesetzlichen Weg einzuschlagen, um sich mit buschmännischen Pfleglingen zu versehen, bis der Landdrost des Distrikts im J. 1821 ihnen die Sache an's Herz legte. Nach einer später von ihm gemachten Angabe, die aber nur das Jahr 1823 und vier Monate des folgenden begreift, befanden sich unter dem Schutz der Einwohner von Graaff Reynett, 191 Kinder von Buschmännern und 55 als Pfleglinge und in der Unterdrostey Cradok zählte man 405 Individuen dieser Nation unter 16 und 437 über 16 Jahre, die sich ohne Kontrakt daselbst aufhielten. Die Buschmänner sind, wenn man sie von früher Jugend an bei sich hat, sehr brauchbar und in der Regel benützt man sie in Graaff Reynett beim Ochsenfuhrwerk. Dessenungeachtet werden sie gerade nicht immer am Besten behandelt; der Landdrost von Graaff Reynett, den man deßhalb fragte, zog Dieß gar nicht in Abrede, meinte aber, es sey doch besser, wenn die Bauern sich ihrer annähmen, als wenn ihre Eltern, was manchmal geschehe, bei Mangel an Nahrung, sie erdrosselten oder den wilden Thieren aussetzten. Ihm selbst seyen auf einer Reise nach Griqua Town im J. 1821 zwei halbverhungerte kleine Buschmänner von ihren Eltern in den Wagen gelegt worden, und er habe sie nachher in der Kolonie in Pflegschaft gethan. In einem andern Theil der Grenze suchen die Einwohner gleichfalls sich gern junge Buschmänner zu verschaffen; aber für deren Erziehung scheint von ihnen wie von den Andern gleich Wenig zu geschehen.

Literarische Chronik.

Die Waldenser.

Waldensian Researches during a second visit in the Vaudois of Piemont. By William Stephen Gilly, Prebendary of Durham. 8. p. 560. London, 1831.

Ein armes, von der Welt abgeschiedenes Gebirgsvölklein, nicht über zwanzigtausend Seelen stark, das den Kampf gegen geistliche und weltliche Tyrannei Jahrhunderte lang sieghaft bestand, während so manche mächtige Nationen darin unterlagen und untergingen, sind die Waldenser eine zu seltene Erscheinung in der Geschichte, als daß ihre Schicksale nicht unsere innige Theilnahme erregen sollten. Namentlich müssen jedem Protestanten diese Vorfechter der Reformation lieb und werth seyn, die schon zu einer Zeit den Autoritätsglauben abschwuren, als derselbe noch unangefochten über die ganze Christenheit das Doppelscepter schwang. Wirklich war es auch das vorzugsweise protestantische Land Britannien, wo man sich stets für die Waldenser nicht nur gemüthlich, sondern auch wohlthätig interessirte. Von dem Protektor Cromwell an, der zuerst dem Hofe von Turin seine bigotten Verfolgungen einzustellen gebot, bis auf den heutigen Tag ließ die britische Regierung nicht nur häufig ihre Verwendung zu Gunsten ihrer bedrückten Glaubensverwandten eintreten, sondern kam ihrer Armuth auch durch Geldbeiträge zu Hülfe. Auch an dem Kaiser der Franzosen, Napoleon, hatten die Kirchen der Thalbewohner einen Freund, der sie nie aus den Augen verlor. Unser Verfasser sagt in dieser Beziehung: „Ich habe die Abschrift eines von Napoleon in Moskau unterzeichneten Befehls gelesen, worin er einen nachläßigen waldensischen Pfarrer des Amtes entsetzte. Wie sonderbar! Der Eroberer von Europa beschäftigt sich im Paslaste der Czare mit den Angelegenheiten einer kleinen Gemeinde in den einsamen Thalgründen Piemonts, und der protestantische Repräsentant des Beschützers des Glaubens vergißt die Waldenser auf dem Kongresse zu Wien!“ Indessen seit dem Jahre 1827 wird ihnen nach einer zwanzigjährigen Unterbrechung das sogenannte königliche Stipendium, das zur Verbesserung der geistlichen Besoldungen bestimmt ist, wieder ausbezahlt. Die Art, wie die guten Prediger die unerwartete Gabe verwenden, dürfen

wir nicht unerwähnt lassen. Sie hielten eine Synode und faßten folgenden Beschluß: „Wir sollen künftig von der englischen Regierung jährlich 6,800 Franken beziehen. Diese Summe wollen wir nicht ganz unter uns vertheilen, sondern einen Theil davon zu allgemeinen Zwecken zurück legen. Statt 525 nimmt Jeder von uns 500 Fr., und der Rest mit 2900 Fr. komme theils betagten und dienstunfähigen Pfarrern und Pfarrerswitwen zu Gut, theils diene er zur Errichtung zweier andern Stellen in den abgelegenern Bezirken." Und doch hat keiner von allen, die Zulage eingerechnet, über 60 Pf. St. des Jahres. Möge nun der Sturz der jesuitischen Zwingherrschaft in Frankreich, deren Einfluß seit der Erhebung Polignac's und seiner Kollegen bereits in ganz Italien seinen der Gewissensfreiheit feindseligen Charakter äußerte, dazu beitragen, daß auch das Loos der Waldenser glücklicher sich gestalte!

Nachdem der Verfasser sich weitläufig über das Alter und die Reinheit der waldensischen Kirche verbreitet hat, läßt er eine tabellarische Uebersicht der Lehrmeinungen der Waldenser folgen, wie sie ihnen von ihren verketzerungssüchtigen Feinden im Jahre 1250 in den Mund gelegt wurden, und wie sie dagegen aus ihren eigenen Schriften, namentlich aus ihrer Nobla Leyçon, um's Jahr 1100, und aus einigen gleichzeitigen Abhandlungen hervorgehen, womit er dann einerseits verwandte Ansichten italienischer Schriftsteller aus dem zwölften Jahrhundert, andererseits die Ansichten der neuen Waldenser nach ihren Glaubensbekenntnissen und Katechismen vergleicht. Im Ganzen geht daraus hervor, daß die waldensische mit der protestantischen Kirche, zumal was die Irrthümer des Pabstthums betrifft, vollkommen übereinstimmt. Ihr ältestes schriftliches Denkmal scheint ihre Nobla Leyçon zu seyn, welche außerdem für den Philologen von mannichfacher Wichtigkeit ist. Sie meldet selbst das Jahr 1100 als Datum und beginnt also:

O frayres entêde una nobla Leyzon
Sovêt devē velhar erstar eñ oaon
C'nos veyē agst mot esr ps del chavo.

Als Hauptzweck seines zweiten Besuches des waldenser Landes (auch über den erstern ist eine Schrift von ihm erschienen, welche die Kritik etwas zu romantisch finden wollte) giebt der Verfasser an, daß er sich habe persönlich überzeugen wollen, wie gewisse zu seiner Verfügung gestellte Geldsummen nicht nur zum Besten der waldensischen Kirche, sondern zum Vortheile der protestantischen Sache in dieser ihrer einzigen Burg in Italien überhaupt zweckmäßig zu verwenden wären. Hr. Gilly reiste zu dem Ende über Paris und Dijon nach Genf, von wo er auf dem Dampfboote über den spiegelklaren See fuhr, an dessen gegenüberliegenden Ufern ihm das kontrastirende Gemälde der Freiheit und des Despotismus in die Augen fiel. Hier in schönem Glanze Alles, was das Glück eines zufriedenen Volkes bezeichnet, das unter den Segnungen freier Institutionen blüht; dort dahin jeder Wohlstand — keine Handelsfahrzeuge, nur einige Barken in den Buchten, und statt der stattlichen Wohnsitze reicher Bürger elende Hütten. Doch versetzen wir uns mit ihm gleich mitten in die Berge. „Wenige Personen," sagt er, „können La Torre betreten, ohne das Gefühl, daß, sobald die Brücke überschritten ist, sie in einem ganz neuen Lande sind. Das Land, das hinter ihnen liegt, selbst San Giovanni, gehört der großen Ebene von Piemont an; aber jetzt sind sie in den Thälern; Berge umschließen sie von allen Seiten, und je weiter sie vordringen, desto steiler steigen die Felsenmauern um sie auf. Der rauschende Pelicefluß entschwindet selten dem Auge oder Ohr; seine geräuschvollen Zuflüsse durchschneiden in kurzen Zwischenräumen den Weg. Da ist nicht mehr die in sanfter Wellenlinie sich erhebende Landschaft mit den grünen buntgefleckten Abhängen, den weitgestreckten Niederungen, wo Gras und Korn in üppiger Fülle sprossen; sondern schroff und zerrissen ist die Gegend, Felsen sind im Streite mit dem Erdreiche und der Mensch ist im Streite mit den Elementen. Zwar strömt die Natur noch an Stellen ihre Schätze aus, aber nur an Stellen; das Feld, wo das Getraide wogt, stößt unmittelbar an ungeheure Klippenmassen, die sich vom Gipfel des wolkenbrechenden Gebirges gelöst haben, oder an ein Sand- und Steinlager, welches durch die Wasser niedergeschwemmt ward. Diese Züge treten immer markirter vor, wie man in dieses oder jenes Alpenthal hinansteigt; der Anbau wird seltener; die Rebe, die Wallnuß, die Kastanie weichen der Fichte — auch diese verschwindet zuletzt, und man befindet sich mitten in öden Felsenrevieren, die mit ihren tausenderlei furchtbaren und grotesken Formen wohl hie und da dem Menschen eine Zufluchtsstätte, aber nimmermehr einen bleibenden Aufenthalt darzubieten scheinen. Die Pfade, welche nach diesen Höhen führen, schon schmal beim Beginn, werden mit jedem Schritte rauher und rauher, bis am Ende alle Fußtapfen aufhören und es dem Wanderer überlassen bleibt, wie er sich seinen Weg über niedergestürzte Trümmer zwischen gähnenden Abgründen bahnen mag; aber die Gefahr selbst spornt ihn an; er dringt vorwärts, nicht nur mit Begier die Behausung des Adlers und des Geiers zu schauen, sondern auch, weil es ihn freut, seinen Muth und die Kraft seiner Sehnen zu erproben. Herrlich der Lohn, wenn er oben ist. Auf den Zinnen eines Felsen sitzend, wo die Aussicht über das ganze Thal ober- und unterhalb La Torre sich aufthut, blickten wir hinab auf die bezaubernde Scene, zuerst mit unaussprechlicher Lust, und dann mit dem tiefen Bewußtseyn der eigenen Kleinheit, welches jedes Menschen von Gefühl in einer solchen Unermeßlichkeit der Schöpfung sich bemächtigt. Unser Auge schweifte auf der einen Seite über Piemont zu den in grauer Ferne kaum kenntlichen Ebenen der Lombardei hinüber; deutlich auf dem Plane vor uns lag Turin, und in den Strahlen der Abendsonne schimmerte die marmorne Fronte der Superga. Gegen Nordosten sahen wir den Po sich winden und zahlreiche Ströme und Flüsse in seinen Schoß empfangen. Unmittelbar unter uns zur Linken boten San Giovanni und La Torre, ausgebreitet auf einer von Hügeln und sanften Abhängen wechselnden Fläche, umsäumt von Weingärten, Kornfeldern und Wiesen, und hin und wieder beschattet von Wald und Gebüsch, ihren lieblichen Anblick dar; rechts erschienen Villar mit seinen Weilern, die dunkeln Schluchten von Val Guichard, L'Envers und die parkähnlichen Schönheiten von Ralebroue. L'Envers ist die bewaldete Seite, welche das Pelicethal im Süden einschließt, und wo sie nicht mit Erlen und Birken besetzt ist, mit Alprosen und blühenden Gesträuchen prangt, die wie ein Mantel von Scharlach den Boden bedecken. In kühnem Abstich gegen die Wohnungen und Werke der Menschenhand starrten uns die schauerlichen Klüfte in der Nähe von Castelluzzo an. Von unserm Sitze schauten wir in die bodenlose Tiefe eines Abgrundes; Schlünde und Schluchten umgaben uns von allen Seiten und das Ganze ward begrenzt durch eine ununterbrochene Kette von Bergen, unter denen ein Pik um den andern in glänzender Verwirrung sich aufthürmte, darunter die mächtigen Häupter des Mon Viso und Visolet und des Col St. Julian und d'Abries."

Vermischte Nachrichten.

Die protestantische Missionsgesellschaft in Paris, an deren Spitze der Admiral Graf Verhul, Pair von Frankreich, steht, hat kürzlich einem Missionär die Weihe ertheilt, welcher sich unverzüglich drei andern Missionären anschließen soll, die vor zwei Jahren abgegangen sind, um den Betschuana's Christenthum und Civilisation zu predigen. H. Pelissier (Dieß ist der Name des neuen Glaubensboten) erlernte bei Firmin Didot die Druckerei, und nimmt eine tragbare Presse mit sich, womit er die für die zu errichtenden Schulen nöthigen Elementarbücher und später die heilige Schrift in der Landessprache zu drucken beabsichtigt. Das Land der Betschuana's liegt jenseits des zweiten großen Beckens von Südafrika, und ist fast gänzlich unbekannt; die neuern Reisenden vermochten nicht, über die Hauptstadt Lattaku hinaus vorzudringen, und man weiß bloß so Viel, daß es ein sehr großes Land ist, und daß die Sprache der Einwohner, die mehr dem Kaffern- als Hottentoten-Geschlechte angehören, tief ins Innere hinein verstanden wird. Die Missionäre, die sich zu dieser barbarischen Nation begeben, sollen neben dem Evangelium Ackerbau, Gewerbsfleiß und geselliges Leben bei ihnen einführen; sie haben daher nicht nur verschiedene Handwerke, sondern auch die Anfangsgründe der Chemie und Medizin erlernt.

•

Der Uebersetzer des Tacitus, Hr. Panckoucke, hat, um seinem Werke die möglichste Vollendung zu geben, nicht allein Italien durchreist, sondern er suchte auch über den Feldzug des Agricola in Schottland am Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Bei diesem Anlasse hat er die Hebriden, Staffa und seine Basaltgrotte, Jona und seine 52 Königsgräber, Sky und seine Alabasterhöhle besucht und davon Zeichnungen aufgenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 162. 11 Junius 1831.

Die Volksaufstände in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

1. Ursprung der Volksaufstände in Frankreich und der erste in Paris 1815.

Es scheint außer den Gränzen der Möglichkeit zu liegen, daß eine wohlgeordnete Regierung durch einige Verordnungen, die ihr Familieninteresse, aber nicht des Volkes Wohl zum Ziele haben, bei dem letztern so eine Bewegung veranlassen, so einen Sturm herbeiführen können wie wir zu Paris im Laufe des Julius 1830 gesehen haben. Welche bewaffnete Macht steht nicht jeder Regierung zu Gebote, und wie sind diese Waffenkräfte wieder zum Gehorsam gewöhnt! Welche Einheit herrscht nicht in ihren Maßregeln! Hätten wir nicht bald darauf in den Niederlanden und Deutschland an mehrern Orten das Nämliche gesehen, wir würden Mühe gehabt haben, uns vorzustellen, daß das Volk in Paris, ohne Führer, fast ohne Waffen, im Stande gewesen wäre, so nach einem zusammenstimmenden Plane zu handeln, so hartnäckig den gegen sie anrückenden Truppen aller Art die Spitze zu bieten, am Ende den Sieg davon zu tragen, und das verhaßte Königsgeschlecht aus dem Lande zu treiben, wohin es durch einige hunderttausend fremde Bajonette und eine kleine Partei gekommen war, die dabei ihren Vortheil hatte.

Indessen bei dem Wunderbaren, das diese Erscheinung darbietet, dürfen wir nicht vergessen, daß Uebung den Meister und die Gewohnheit mit der Gefahr vertraut macht. Von dem Augenblick an, wo die Bourbons zurückkehrten, den Thron der mit Schmach aller Art bedeckten Ludwige XIV und XV wieder einzunehmen, ist fast kein Jahr, ja vielleicht nicht ein Monat vergangen, wo nicht in Paris oder auf irgend einem Punkte Frankreichs Unruhen statt fanden, welche den Sturz der Regierung herbeiführen sollten oder herbeiführen konnten. Die Veranlassungen zu solchen Unruhen waren sehr verschiedener Art. Zum Theil gingen sie vom Hofe selbst aus. So unglaublich Dieß scheint, so wahr ist es. Während der Regierung Ludwigs XVIII war der nun vertriebene Karl X sein ärgster Feind. Ludwig XVIII regierte ihm viel zu mild, zu nachsichtig. Um ihn zu harten Maßregeln zu zwingen oder ihn vom Throne selbst zu stürzen, erregte man künstliche Aufstände. Polizeiagenten durchstreiften die dazu ausgesuchten Bezirke und verführten ruhige Bürger, damit ein Vorwand gefunden wäre, die Konstitution zu stürzen, zu beschränken, die Willkürherrschaft zu vervollständigen. Manche andere Aufstände hatten ihren Ursprung in dem empörenden Drucke, der auf einzelnen Ständen lastete; in der Zurücksetzung, welche sie vom Hofe erfuhren, in der Unzufriedenheit mit den verkehrten Maßregeln oder Mißgriffen, welche die Regierung, weder die Zeit noch ihr Volk beurtheilend, sich alle Tage zu Schulden kommen ließ. Es ist nicht immer leicht auszumitteln, von welcher Art jede der mancherlei Unruhen gewesen seyn mag, die seit 1814 in Frankreich statt gefunden haben. Zwar der Regierung geradezu zu beweisen, daß sie selbst die Anstifterin von Unruhen sey, damit sie einen Vorwand hätte, die schändlichsten Absichten durchzusetzen, erlaubte bald das schwarze Gewebe nicht, womit sich die Polizei zu bekleiden wußte, theils erstickte die kriechende Censur jede Stimme, die Etwas verlauten lassen wollte, theils beschuldigten die öffentlichen Blätter gegenseitig beide Parteien, je nachdem sie die Farbe der einen oder der andern trugen. Indessen so Viel bleibt gewiß, daß fast alle Jahre Unruhen ausbrachen, daß den meisten derselbe Zweck zum Grunde lag, welchen die Kämpfe des Julius 1830 hatten; daß andere unter günstigern Umständen leicht dieselbe Wendung hätten nehmen können; daß endlich die zunehmende Erbitterung auf der einen Seite, und die Gewohnheit, mit der bewaffneten Macht einen Strauß zu bestehen, auf der andern Seite irgend ein Mal, früher oder später, ein Resultat herbeiführen mußte, wie es sich endlich im Julius 1830 gestaltete. Uebung macht den Meister in allen Dingen. Die Regierung, welche sicher zu seyn glaubt, weil es ihr gelungen, einen Aufstand zu unterdrücken, ist nicht lange geborgen, wenn sie nicht die Ursachen desselben zu beseitigen weiß!

(Schluß folgt.)

Polen auf dem wiener Kongreß und Nowossilzow.

(Schluß.)

Für die Russen und besonders für Nowossilzow war diese Konstitution dennoch zu liberal; und da die Ausübung größtentheils von dem Letztern abhing, der den Generalissimus des lithauischen und polnischen Heeres, den Großfürsten Konstantin, als russischer Kommissär nach Warschau begleitete, so wurde freilich Nichts versäumt,

den Buchstaben der Konstitution so lange zu drehen und zu wenden, bis er vollkommen der moskowitischen Ansicht entsprach. Den Fürsten Czartoryski aus der Gnade des Kaisers zu verdrängen, war die erste Aufgabe; denn so lange er Wacht hielt, war wenigstens an einen Einbruch im Großen so leicht nicht zu denken. Czartoryski war Kurator der Universität zu Wilna. In diesem Amte verleugnete er natürlich so wenig, als in seinem ganzen übrigen Leben, seine Grundsätze. Unter seinem Schutze erfreute sich die Universität einer Lehrfreiheit, die in Rußland unerhört war. Die geistreichsten Männer des Auslandes wurden berufen, Polens vergangene Größe war der Gegenstand besonderer Vorlesungen, und durch ganz Lithauen verbreitete sich von Wilna aus eine in diesen Gegenden ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung und Geistesunabhängigkeit. Dieses Verdienst, das Fürst Czartoryski sich um sein Vaterland erwarb, war das Mittel, dessen Nowosilzow sich zu seinem Sturze bediente. Die Grundsätze, eröffnete er dem Kaiser, die der Fürst auf der Universität und in den Schulen Lithauens ausbreiten lasse, müßten, sobald sie einmal Wurzel gefaßt hätten, nothwendig zu einer Revolution in den russisch-polnischen Provinzen führen und früher oder später den Verlust derselben für Rußland zur Folge haben. Die List gelang. Fürst Adam Czartoryski fiel in Ungnade, er suchte seine Entlassung und erhielt sie. Nowosilzow kam, statt seiner, zu der Kuratel von Wilna.

Um es zu begreifen, wie Dieß bei der dem Kaiser wohlbekannten Treue und Biederkeit des Fürsten und bei der geringen Achtung, in welcher Nowosilzow selbst stand, möglich war, muß man den Charakter dieses Mannes kennen, der, ein vollendeter Diplomat der alten Schule, nie einen Plan eher errathen läßt, bevor er zur Reife gediehen ist, wider den Gegner nie offen zu Felde zieht, sondern verborgen, wie der Maulwurf, den Boden unter seinen Füßen unterwühlt und so langsam, aber sicher, seinen Fall vorbereitet. Einer der erklärtesten Feinde Nowosilzows in Warschau war Julian Niemcewicz, der öffentlich, in jeder Gesellschaft, bei jeder Gelegenheit seine Verachtung gegen den verhaßten Russen aussprach. Nowosilzow ließ sich dadurch in seiner höfischen Freundlichkeit nicht irre machen. Als das Denkmal des Kopernikus auf dem Platze vor dem Palaste der königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften enthüllt wurde, hielt Niemcewicz als Präsident der Gesellschaft eine Rede, die mit den Worten schloß: „So wird denn heut zum ersten Male die Sonne auf das Denkmal des Mannes herabblicken, der, größer als Josua, ihr für immer einen festen Standpunkt am Himmel anwies." Zum Unglück war der Himmel trübe und umwölkt; aber in dem Augenblicke, wo der Redner jene Worte sprach, drang die Sonne durch die Wolken, und ein voller Strahl verklärte das Monument. Alles schwieg überrascht, gerührt. Nur Nowosilzow, mit seinem immer sich gleich bleibenden Lächeln, drückte dem Dichter freundschaftlich die Hand, indem er ihm das Kompliment machte: „Nichts kann Ihnen widerstehen, sogar die Natur, die Sonne und das Firmament muß Ihnen gehorchen." In einem andern Sinne war er aber inzwischen in St. Petersburg thätig, und als nach der Revolution des 29 Novembers seine Papiere den Patrioten in die Hände fielen, fand sich unter andern das Konzept eines Berichtes an den Kaiser, worin es in Bezug auf Niemcewicz hieß: „dergleichen alte Starrköpfe müßten entfernt werden; sie wären wie alte verdorbene Weinhefe weder zu Wein noch zu Essig tauglich."

Kaum brauchte man Mehr zu wissen, als daß dieser Mann der vertrauteste Rathgeber des Großfürsten Konstantin war, um alles Unglück, welche seit der Wiederherstellung des polnischen Namens über Polen gekommen ist, vorherzusehen. Zwar konnte er vor dem Scharfblick des Kaisers Nikolaus so tief sich nicht verbergen, daß seine Intriken nicht dennoch zuweilen durchschaut worden wären: so, als die Sache der geheimen Verbindungen, die im Jahr 1826 in Polen entdeckt wurden, dem Reichstagsgerichte zum Spruch übergeben worden war, und zu erwarten stand, daß den Theilnehmern die gelindeste Strafe zuerkannt werden würde. Nowosilzow hatte Alles aufgeboten, um in dem Senate eine möglichst zahlreiche Partei zu gewinnen, die den Tod über die Unschuldigen ausspräche. Als Dieß nicht gelang, bestach er mehrere Senatoren, daß sie für völlige Freisprechung stimmten, um den Kaiser zu überreden, es herrsche in dem Senate übler Wille gegen die Regierung. Die Intrike wurde indessen entdeckt, und die einzige Folge derselben war ein derber Verweis für Nowosilzow. Damals, im Unmuthe über fehlgeschlagene Erwartungen, vergaß er seinen Charakter, der ihm doch zur andern Natur geworden schien, so sehr, daß er sich hinreißen ließ, einem Manne, der ihm in geraden Worten die Wahrheit sagte, leidenschaftlich zu entgegnen. Der Finanzminister Fürst Lubezki, der seiner Sparsamkeit wegen bekannt, anderseits jedoch als ein Mann von Verdienst geachtet war, weigerte sich, seinen Besuch anzunehmen, und warf ihm, als er dennoch zu ihm hindurchdrang, in Gegenwart mehrerer Personen vor, den Kaiser betrogen zu haben. Es entspann sich ein Wortwechsel, der damit endigte, daß der Fürst den ungebetenen Gast einen Trunkenbold (ivrogne) schalt; Nowosilzow erwiederte: „Geizhals!" (avare) und zog sich durch die offene Thür zurück.

Durch welche Mittel Nowosilzow es dahin brachte, den Großfürsten in dem Glauben an seine Unentbehrlichkeit zu erhalten, bedarf nach diesen Charakterzügen wohl keiner nähern Andeutung. Sein Einfluß blieb unumschränkt und kann in der That als die vornehmste Ursache der polnischen Revolution angesehen werden. So oft Nowosilzow von Warschau entfernt war, bemerkte man in dem Benehmen des Großfürsten eine Veränderung, die jeden Polen gewonnen haben würde, wenn sie von Dauer gewesen wäre. Alle Vorstellungen, die dem Prinzen deßhalb geschahen, waren vergeblich. „Ihr Polen," entgegnete er eines Tages dem Grafen Zamoyski, „seyd doch wahrlich ungerecht. Wißt Ihr denn auch, daß Nowosilzow es ist, dem Ihr Eure Konstitution verdankt?"

Nowosilzow kann man wenigstens das Talent des Staatsmannes nicht ableugnen. Er wußte Rücksichten, die ihm in politischer Hinsicht als die höheren erschienen, untergeordnete zu opfern; und wenn er in Polen mit angestrengtestem Kraftaufwande jede Spur polnischer Nationalität zu vertilgen strebte, so war nicht bloß kleinlicher Haß, sondern noch mehr das politische System, zu dem er sich bekannte, der Beweggrund. Aber wenn man auf diese Weise das Unheil, welches er Polen zufügte, von seinem Standpunkte aus fast entschuldigen könnte, so darf man nicht vergessen, daß Alles, was Nowosilzow an Druck, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten etwa

fehlen ließ, durch seine Gehülfen, die gleich einem Netze das ganze Land umgarnten, reichlich ersetzt wurde. Zum Ueberfluß wurde er häufig von seinen Vertrauten noch betrogen, wie von dem im Jahre 1829 zu Wilna verstorbenen Baikow. Dieser hatte Nowosilzow eine Summe von 100,000 Rubeln geliehen, und statt der Zinsen durch seine Vermittlung eine Anstellung im Gouvernement Wilna erhalten. Im Jahre 1824 übertrug Nowosilzow ihm mit dem Professor der Chirurgie, gegenwärtigem Rektor und Staatsrath Pelikan, die Untersuchung der Unruhen, die angeblich auf der Universität zu Wilna ausgebrochen waren. Die ganze Sache beschränkte sich — wie auch in Pabel's Schrift: Rußland in der neuesten Zeit (Dresden und Leipzig, Arnold, 1830. 8. S. 26) zu lesen ist — darauf, daß ein Schulknabe den leichtsinnigen Einfall hatte, die Worte: „Es lebe die Konstitution von 1791," an die Wand zu schreiben. Als Resultat der Untersuchung hingegen ergab sich, daß unter den Schülern und Studenten eine durch ganz Lithauen verzweigte geheime Verbindung bestehe, die keinen geringern Zweck habe, als den Umsturz der bestehenden russischen Regierung. Eine große Anzahl von jungen Leuten, die den edelsten Familien des Landes angehörten, wurden als gemeine Soldaten in die russischen Regimenter gesteckt, oder in Fesseln in das Innere von Rußland und nach Sibirien abgeführt; darunter Mickiewicz, der größte Dichter, den Polen je hervorgebracht hat; Jan, den Humboldt in Orenburg besuchte, und dem er bei seiner Abreise seine astronomischen Instrumente zum Geschenke machte, und andere ausgezeichnete Jünglinge. Bei dem Tode Baikow's fand sich unter seinem Nachlasse ein sorgfältig geführtes Tagebuch, in nicht weniger als zwanzig Bänden in Quart, welches Nowosilzow zugesandt und von diesem, unter andern geheimen Papieren in seiner Bibliothek in Warschau aufbewahrt wurde. Ein ausführlicher Bericht über die wilnaer Untersuchung stellte diese im grellsten Lichte dar. „Nowosilzow" hieß es wiederholt, „sey auf die lustigste Weise hintergangen worden. Mit seiner Liebe zu der Fürstin Zubow beschäftigt, habe er sich um Nichts bekümmert und alle Uebertreibungen, die man ihm aufheftete, um die Sache recht wichtig zu machen, ohne Prüfung dem Kaiser vorgetragen."

Diese und hundert ähnliche Geschichten, die zum Theil noch abscheulicher und unglaublicher sind, waren nicht bloß in Wilna und Warschau, sondern in dem ganzen Lande bekannt. Wen kann es befremden, wenn auf das erste Zeichen, von welcher Seite es auch immer gegeben wurde, ganz Polen in Masse aufstand und seine alte Freiheit zurückforderte? Gerade das, was man Anfangs wohl als Zeichen der Geringfügigkeit der polnischen Insurrektion geltend machte, daß sie von einer geringen Anzahl exaltirter Jünglinge ausging, war vielmehr der überzeugendste Beweis ihrer Allgemeinheit; denn unmöglich hätte es wenigen unbedeutenden jungen Menschen gelingen können, nur eine einzige Stadt in ihrem revolutionären Schwindel mit fortzureißen, wenn ihre Gesinnungen nicht von allen Bürgern getheilt wurden.

Die Einwohner von König Georgs Sund.*)

Die Bevölkerung in der Nachbarschaft von König Georgs Sund unterscheidet sich nicht wesentlich von den Ureinwohnern von Sydney. Ihre einzige Kleidung, die bis an's Knie reicht, und um den Nacken mit einer Binse dergestalt befestigt ist, daß sie den rechten Arm frei läßt, besteht aus Kangarufellen. Wie alle andern Indianer bedienen sie sich einer mit Fett vermischten rothen Erde, mit der sie sich überstreichen. Indeß wird dieses Bemahlen des Leibes nicht wie auf Sydney als ein Zeichen des Kriegsmanns betrachtet, sondern es ist allgemein eingeführt und wird mit Sorgfalt angewendet, je nachdem man mehr oder minder Fett haben kann; ist dieß im Ueberfluß vorhanden, so bleiben auch die Kleider nicht mit diesem Ueberzug verschont. Eben so gebräuchlich ist unter ihnen die barbarische Sitte, sich an verschiedenen Theilen des Leibes, besonders an den Schultern Wunden zu machen. Man unterscheidet darnach die einzelnen Familien und Stämme. Von diesen Wunden entstehen große Narben, die als besondere Auszeichnung angesehen werden. Eben so durchbohrt man sich den Nasenknorpel und trägt eine Feder darin. Es scheint, daß sie nur wenige oder gar keine Häuptlinge haben. Das meiste Ansehen genießen unter ihnen Zauberärzte — Mulgarradocks — die sich überirdische Kräfte beilegen. Hr. Nind sah einen solchen im Versuche begriffen, ein Donnerwetter aufzuhalten. Der Zauberer stand dabei im Regen, krümmte sich lange Zeit in allerlei gewaltsamen Gliederverrenkungen, schrie laut auf, warf seine Arme umher, schüttelte seinen Mantel und schnitt entsetzliche Gesichter. Sie stehen auch im Rufe, Krankheiten heilen zu können, was jedoch vielleicht mit eben so viel Erfolg geschieht, als die Bändigung der Elemente. Zum Glück ist das Volk kräftiger und gesunder Art. Bei Krankheiten schreiben sie eine eigenthümliche Diät vor. Anfangs dürfen bloß Wurzeln gegessen werden, dann greift man zu Eidechsen, Beutelthieren u. s. w. — Vielweiberei ist unter ihnen Sitte, doch hat man darüber noch keine genaueren Nachrichten einziehen können. Das ganze Volk ist in zwei Klassen eingetheilt, und es besteht ein Gesetz, daß jede Klasse nur unter sich heirathen darf; wer dieß überschreitet, macht sich einer schweren Strafe schuldig. Die Mädchen werden oft von ihren Vätern verlobt, ehe sie noch geboren sind, immer aber bleiben sie unter die willkürliche Verfügung der Eltern gestellt. Indeß giebt es auch romantische Fälle von Entführungen, wie bei uns, worüber die Eltern nicht wenig ungehalten sind; sechs Monate oder ein Jahr reichen jedoch hin, den Eindruck des durch eine so schlimme Aufführung erregten Unwillens zu verlöschen. Es besteht bei ihnen die barbarische Sitte, wenn ein Weib Zwillinge geboren hat, eines der Kinder zu tödten, gewöhnlich wird das weibliche erhalten; man giebt als Grund davon an, das Weib habe nicht Milch genug, um beide zu ernähren.

Die vorzüglichste Art zu jagen besteht darin, daß sie die Oberfläche des Gefildes anzünden, die gewöhnlich sehr verdorrt ist und reißend schnell von dem Brande überflogen wird. Die Jäger stellen sich auf den Wechsel des Wildes und erlegen so eine ungeheure Menge von Kangarus, Beutelthieren u. s. w. Um das Feuer nicht allzu weit um sich greifen zu lassen, wird es nur in abgesteckten Bezirken angezündet. Auch Schlangen bilden einen Theil ihrer Nahrung. Wenn sie eine getödtet haben, zermalmen sie ihren Kopf zu Atomen, bevor sie dieselbe anrühren. Wenn sie finden, daß sie erst Futter zu sich genommen hat, so werfen sie sie wieder weg, weil sie dann ihr Fleisch für ungesund halten. Große Sorgfalt hegen sie für ihre Hunde, die in ihren Augen ein Recht auf einen Theil der gemachten Beute haben; doch diese Thiere, wenn es ihnen an Futter gebricht, gehen selbst auf die Jagd und kehren gewöhnlich erst in einigen Tagen zu ihren Herren zurück.

Im Sommer kommen die Stämme an die Küste herab zum Fischfange. Sie spießen die Fische meist mit dem Speer in Untiefen und zuweilen in einer Art von Teich, den sie in seichten Flußstellen mit Büschen einfangen. Auch des bei unsern Fischern üblichen Kunstgriffes mit dem Lichte bei Nachtzeit wissen sie sich zu bedienen. Zuweilen wird ein todter Wallfisch an die Küste geworfen, der sie auf lange Zeit mit Nahrung und Fett versieht.

*) Aus dem in der königl. englischen geographischen Gesellschaft vorgelesenen Berichte des Hrn. Nind, der die im Jahre 1826 nach diesem Theil von Australien abgeschickte Niederlassung begleitete und bis zum Jahre 1829 daselbst verweilte.

Für ihre Kinder hegen sie eine große Zärtlichkeit, nur ihre Weiber haben sich nicht immer der zartesten Behandlung zu erfreuen. Diese müssen wie bei den nordamerikanischen Indianern mancherlei nützliche Dienste verrichten. Nicht allein zur Besorgung der Lebensmittel müssen sie beitragen, sondern auch die Hütten bauen, Kleidung bereiten und sonst allerhand Geschäfte besorgen. Hausgeräthe haben sie nur sehr wenig. Ein Stück Rinde dient als Trinkgeschirr, die Klaue eines Kangaru als Nadel, auch eines hohlen Binsenrohres oder der Schwungfeder eines Vogels bedienen sie sich, um Wasser zu schlürfen, wenn sie es sonst nicht mit dem Munde erreichen können.

Ihre Tänze sind nicht sonderlich anmuthig, und stellen größtentheils ihre verschiedene Arten, das Wild zu tödten, vor. Gewöhnlich erscheinen sie bei diesen Festen nackt, vor den Ansiedlern jedoch tanzten sie nur mit ihren Kleidern angethan. Auf dem Tanzplatze wurde ein Feuer angezündet, auf dessen einer Seite ein alter Mann saß. Ihm gegenüber bewegten sich nun die Tänzer vorwärts und rückwärts auf der andern Seite des Feuers, wobei sie bald neben einander schritten, bald niederduckten und Kopf und Leib in die grotesksten Stellungen brachten; dann schrieen sie insgesammt und legten die grünen Zweige, die jeder in der Hand hielt, am Ende vor dem Alten nieder. Dieser beobachtete während der ganzen Lustbarkeit den strengsten Ernst und gab nach Gefallen den Tänzern ihre Richtung an. Die Weiber, wie es scheint, dürfen nicht mit den Männern tanzen.

Wiedervergeltung heißt ihr Gesetz. Wenn Jemand getödtet wird, so begnügen sich seine Freunde, wenn irgend Einer aus dem Stamme des Thäters umgebracht werden kann. Kommt Jener durch Zufall um's Leben, etwa durch den Sturz von einem Baum, so wird dieser Unfall einem feindlichen Stamm beigemessen und Einer davon wo möglich getödtet. Wenn Jemand erkrankt und jede Hoffnung zur Genesung schwinden sieht, so versucht er, irgend einen Andern umzubringen, in der Meinung hiedurch zu genesen. Obgleich ihre Kriegsgeräthe sehr gefährlich sind, so können sie selbst doch keineswegs als ein kriegerisches Volk angesehen werden. Sie besitzen eine große Gewandtheit, dem Speerwurfe auszuweichen und in ihren gegenseitigen Kriegen ist eine erhaltene Wunde das Zeichen, der Schlacht ein Ende zu machen. Von blutigeren Folgen sind ihre Angriffe nur begleitet, wenn sie dieselben verstohlens und bei Nacht ausführen können. Sonderbar ist es, daß die Freunde von Einem, der auf diese Weise umgekommen ist (was immer mit dem Speere geschieht), sich sehr in Acht nehmen, den Namen des Erschlagenen auszusprechen, aus Furcht, sein Geist werde erscheinen. Führt ein Anderer denselben Namen, so ändert er ihn auf der Stelle, um ihn nicht aussprechen zu lassen. Die Todten begraben sie unter großer Wehklage in einer Grube, die drei Fuß breit, vier Fuß lang und ungefähr drei Fuß tief ist. Der Boden des Grabes wird mit Rinde und grünen Zweigen überdeckt. Die Leiche wird dann darauf gelegt im besten Gewande und möglichst aufgeputzt, die Knie zur Brust hinaufgezogen, die Arme kreuzweis über einander geschlagen. Sein Womena oder Wurfspieß und sein Kurl oder ausgeschnittener flacher Schild werden zu beiden Seiten des Grabhügels aufgestellt und in die umstehenden Bäume Ringe eingeschnitten. Ihre Trauer besteht darin, daß sie ihr Gesicht schwarz überstreichen oder große weiße Flecken besonders auf die Stirne malen und lange Zeit tragen. Auch die Geräthschaften der Weiber werden mit ihnen begraben, doch bei ihren Begräbnissen keine so großen Feierlichkeiten beobachtet, wie bei denen der Männer.

Das Klima ist nach dem Bericht des Hrn. Nind dem Pflanzenwachsthum ungemein günstig; die Erndten sind nicht allein sicher, sondern auch von üppigem Reichthum, da, wo der Boden dazu hergerichtet ist. In allen Theilen des Landes findet man Teiche stehenden Wassers. Die in der Nachbarschaft der Ansiedlung vorherrschende Gebirgslagerung ist Granit. Die Niederlassung zählte im Oktober 1829, wo Hr. Nind sie verließ, zwei und fünfzig Europäer und ist an dem nördlichen Ufer des Princeß Royal Hafen, am Fuße des niederen Theiles des Berges Melville gelegen. Diese Lage schien in mancherlei Betracht wählenswerth; allein es fehlt ihr an gutem Bauholz und gutem Wasser. Auch der Boden ist in ihrer Nähe sehr unfruchtbar, da er auf der Oberfläche nur aus weißem, einige Zoll tiefem Sand besteht.

Vermischte Nachrichten.

Die Philosophische Schule, sagt der National, die sich seit einigen Jahren in Frankreich begründet hat, nahm bedeutend aus der deutschen Schule und namentlich aus der kantischen Philosophie zu leihen. Um aber die unsterblichen Werke des königsberger Weltweisen nach ihrem wahren Werthe zu erkennen und zu würdigen, muß man Kant's Schriften selbst studiren. Bis jetzt fehlte es in Frankreich an einer Uebersetzung derselben. Hr. Schon hat eine solche unternommen, die unter dem Titel Philosophie transcendentale ou Système d'Emanuel Kant demnächst erscheinen wird. Der Uebersetzer, der Kant's drei Bände starkes Werk in einen zusammengezogen hat, legt in seiner Arbeit eine eben so große Kenntniß der deutschen Sprache an den Tag, als ausgebreitete philosophische Studien."

*

Unter mehreren russischen Feldkapellen, die von den Polen erbeutet wurden, sieht man zu Warschau auch eine, deren Bildniß einen Christus darstellt, welcher zur Belohnung für den Feldzug vom Jahre 1812 mit einer Medaille und dem St, Georgenkreuze geziert ist.

*

Folgende Geschichte, die auch Zschokke Stoff zu einer Novelle gegeben hat, findet sich in den zu London in diesem Jahre erschienenen Recollections of seven Years Residence of the Mauritius, or Isle of France. By a Lady. „Charlotte Christine Sophie von Wolfenbüttel, die Gemahlin des Zarewitsch Alexis, des Sohnes Peters I, hatte das Unglück, ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit, die Gunst ihres Gemahles einzubüßen, der ihr eines Tages, wahrscheinlich dem russischen Sprüchworte ehelicher Galanterie getreu: je mehr man die Weiber prügelt, desto mehr lieben sie Einen, einen Schlag versetzte, wodurch eine unzeitige Niederkunft der Fürstin mit einem todten Kinde herbeigeführt wurde. Die Gräfin von Königsmark, die Kammerfrau der Fürstin, die nicht mit Unrecht fürchtete, ihre Gebieterin werde nach ihrer Genesung nur neuen und noch heftigern Mißhandlungen entgegengehen, beschloß im Einverständnisse mit der Fürstin, diese für gestorben auszugeben. Der Zarewitsch, dem man keine angenehmere Neuigkeit hinterbringen konnte, legte sofort Trauer an, und mit ihm trauerten alle Höfe von Europa. Inzwischen war es der Prinzessin gelungen, mit einem alten Diener, der sich für ihren Vater ausgab, und einer weiblichen Begleiterin nach Amerika zu entkommen. Während sie in tiefer Zurückgezogenheit zu Louisiana lebte, wurde sie von einem Offizier, Namens d'Auband, erkannt, der sich erinnerte, sie in Rußland gesehen zu haben, und ihr seine Dienste anbot. Bald darauf traf die Nachricht von dem Tode des Zarewitsch ein, und d'Auband erbot sich, die Fürstin nach Rußland zurückzuführen. Allein diese fühlte sich glücklicher in ihrem neuen Leben, und erklärte ihren Entschluß, nicht mehr zu dem trügerischen Glanze des Hofes zurückkehren zu wollen. Während dieser Zeit starb ihr alter Diener, und da sie so ohne Beschützer war, bot ihr d'Auband, der schon so viele Anhänglichkeit für sie bewiesen hatte, seine Hand. Die Fürstin willigte ein und wurde die Gemahlin eines Lieutenants, sie, die bestimmt war, eine kaiserliche Krone zu tragen. Indeß hatte sie nicht Ursache, ihre zweite Ehe zu bereuen; glücklich durch die Liebe eines Mannes von ihrer Wahl, lebte sie in ununterbrochenen häuslichen Freuden zehn Jahre, ohne einen Wunsch nach dem glänzenden Elende ihres früheren Standes zu empfinden. Allein d'Auband's Gesundheitsumstände machten einen Wechsel des Klima's nöthig; sie schifften sich nach seinem Vaterlande ein, wo er bald unter Frankreichs mildem Himmel wieder genas. Hier bewarb sich d'Auband um eine Anstellung auf Isle de France und wurde dahin als Major geschickt. Bevor er jedoch mit seiner Gemahlin Frankreich wieder verlassen konnte, wurde die Fürstin dem Marschall von Sachsen bekannt, und dieser erfuhr von ihr die Geschichte ihrer Abenteuer, von der er sofort den König in Kenntniß setzte. Dieser beauftragte den Marineminister, dem Gouverneur von Mauritius den Befehl zu ertheilen, daß Hr. und Frau von Auband mit aller möglichen Aufmerksamkeit behandelt werden sollten. Diesem Befehle wurde pünktlich nachgekommen, und so lebte die Fürstin zufrieden und glücklich auf dieser Insel bis zum Jahre 1747, wo ihr geliebter Gatte starb. Sie kehrte hierauf nach Paris zurück, wo sie in einem hohen Alter mit Tode abging.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 163. 12 Junius 1831.

Erinnerungen eines ehemaligen Offiziers aus Polen.

(Schluß.)

Seit dem Jahre 1815, wo Warschau unter russischem Szepter wieder zur königlichen Hauptstadt erhoben ward, haben daselbst sehr bedeutende Veränderungen statt gehabt. Zehn neue Barrieren wurden in den leztern Jahren errichtet. Das Ganze zerfällt nunmehr in acht Stadtviertel, von denen Praga das achte bildet, und in 220 Straßen, worunter sich auszeichnen: die Meth- oder Honigstraße, Miodowa; die lange Straße, Dluga; die neue Welt, nowy Swiat; die Königsstraße, Krolewska; die Kurzestraße, Elektoralna; die Marschallstraße, Marszalkowska; die Senatorenstraße, Senatorska ꝛc. Von den öffentlichen Plätzen sind der sächsische, der von Mariaville, der von St. Andreas, jener der Altstadt, jener der drei Kreuze und der des Königs Sigismund der Anführung besonders werth. Der leztere ist mit der von vergoldeter Bronze aufgeführten kolossalen Bildsäule Sigismunds III geschmückt, welche die Dankbarkeit seines Sohnes Ladislaus IV ihm sezen ließ. Diesem öffentlichen Denkmale gesellte sich in der krakauer Vorstadt jenes des allen Polen theuern Fürsten Joseph Poniatowsky, dessen Reiterstatue ein Werk von Thorwaldsen's Meisterhand ist, und im vorigen Jahre das kolossale Standbild des Kopernikus. Die lutherische Kirche gehört zu den schönsten Gebäuden der Stadt. Der Palast, welchen der Großfürst Konstantin bewohnte, war einst das Eigenthum des berühmten Ministers Grafen Brühl; der Regierungspalast gehörte der gräflichen Familie Krasinsky. Warschau zählt dermalen 5000 numerirte Häuser. Die amtlichen Nachrichten gaben bereits 1827 gegen 127,136 Einwohner, für 1829/30 aber 136,724 an, in welcher Zahl jedoch weder Fremde, noch die ansehnliche, aus Polen und Russen bestehende Garnison mitbegriffen war. Für das Jahr 1831 kann man die Einwohnerschaft in runder Zahl zu 138,000 annehmen, von denen fast der vierte Theil zum Stamme Israel gehört. Warschau ist der Siz aller Zentralbehörden des Königreichs. Mitten in der Stadt wetteifern die Alleen von Ujazdow mit dem wiener Prater. Am Ende derselben bietet der Lustort, die Bagatelle genannt, Alles dar, was das Vergnügen irgend befördern kann. Ganz in der Nähe ist auch das schöne Lustschloß Belvedere, bisheriger Sommeraufenthalt des russischen Großfürsten. Eine Meile von der Stadt liegt das gräflich potozkische Schloß Willanow; es ist prachtvoll, groß, regelmäßig und von französischer Bauart; es wurde von türkischen Kriegsgefangenen erbaut. Der König Sobiesky residirte hier eine Zeit lang; in einem der Säle zeigt man noch das Bett, in welchem den tapfern König 1696 der Tod ereilte. An seiner Grabstätte rief Karl XII aus: ein so großer König sollte von diesem Tribut an die Natur befreit bleiben! Außer diesen merkwürdigen, jedem Polen theuern Erinnerungen verdient das Schloß schon um seiner neuen schönen Anlagen und der beiden Mausoleen willen, deren eins den bei Raszyn Gebliebenen, und das andere dem gelehrten Grafen Potozki gewidmet ist, von Fremden besucht zu werden. Warschau liegt fast in der Mitte des Königreichs Polen, am linken Weichselufer und in beinah gleicher Entfernung von Krakau, Königsberg und Breslau, nämlich 45, 47 und 52 Meilen; von Berlin 78 Meilen, von Pesth 84, von Wien 103, von Riga 115, von Odessa 135, von Frankfurt a. M. 140, von Stockholm 141, von Kopenhagen 163, von Amsterdam 170, von Moskau 178, von Petersburg 190, von Paris 220 und von London 267 Meilen.

Die Trümmer der in Rußland zu Grunde gegangenen großen Armee fanden in Warschau einige Erholung, aber auch Mancher dort das Ende seiner Laufbahn. Die Gräber dieser weitläuftigen Stadt haben viele tausend Leichname aus allen Nationen aufgenommen. Die Militärs aller Grade, für welche sich auf dem dortigen Generalpostamte eine ungeheure Anzahl Briefe aus den vier Enden Europas, nicht selten mit ansehnlichen Unterstüzungen begleitet, angehäuft hatten, da die Adressen schon längst nicht mehr ausgemittelt werden konnten, weil oft ganze Regimenter, Brigaden und Divisionen sammt ihren Anführern verschwanden, gleich als seyen sie nie in der Welt gewesen, trafen hier nach geraumer Zeit wieder Nachrichten von den theuern Angehörigen, deren Spenden häufig keinen andern Erfolg mit sich brachten, als jene Unglücklichen desto schneller dem Tode zu überliefern, da sie mit ihren höchst schwachen, durch Hunger und Elend aller Art zu Skeletten umgeschaffenen Körpern den Genuß starker Getränke und kräftiger Speisen in zu großer Quantität nicht mehr ertragen konnten.

Während der Jahre 1815 bis 1829 sind alle Verschanzungen mit Einschluß des pragaer Brückenkopfes am rechten Weichselufer nach und nach geschleift worden. Durch eine 265 Toisen lange Brücke über die Weichsel hängt Praga mit Warschau zusammen. Erst die leztern Ereignisse haben wieder Verschanzungen geschaffen; Praga

ist nun wieder stärker als je, weil seine Werke sehr ausgedehnt wurden. Alles, was die Kunst, verbunden mit den höchsten menschlichen Anstrengungen, in so kurzer Zeit zu leisten vermochte, ist geschehen. Die Barriere von Jerusalem wurde völlig verschanzt. Alle Zugänge zu den Hauptthoren oder Schlägen, Rogalski, werden von zahlreichen Haubizbatterien vertheidigt. Die Hauptstraßen sind hier und da schon gesperrt, und wo Dieses noch nicht der Fall, hat man hinreichendes Material in Bereitschaft, um auf das erste Signal sofort zu dieser äußersten Maßregel schreiten zu können. Schon hat man an etlichen Stellen mit dem Pflasteraufreißen begonnen, und die Steine theils aufgeschichtet, theils in die obern Stockwerke gebracht, auch Vorkehrungen getroffen, um im Nothfalle die Häuser mittelst Durchbrüche unter einander in Verbindung zu setzen, um so eine gegenseitige Vertheidigung oder Flucht desto leichter zu bewirken. Man scheint sich hier überhaupt Paris und Brüssel in Auswahl der zweckdienlichsten Vertheidigungsmittel zu Vorbildern genommen zu haben. Der wegen seiner heldenmüthigen Anstrengungen in den Schlachten des 18, 19, 24, und 25 Februar dieses Jahres, gleichsam im Angesichte der Hauptstadt, von der provisorischen Regierung zum General der Infanterie beförderte bisherige Divisionsgeneral Graf Krukowiezki, ein in Napoleons Schule gebildeter talentvoller Krieger, scheint ganz der Mann zu seyn, der es verdient, in einem Platze zu befehligen, auf den gegenwärtig Aller Blicke gerichtet sind, und solch wichtige Motive konnten auch nur die Nationalversammlung veranlassen, einen in Schlachten ergrauten General vom Heere abzuberufen, bei welchem daher seine Abwesenheit mit Recht als der schmerzlichste Verlust betrachtet und gefühlt werden muß. Der Warschau's zehntausend Mann starke Nationalgarde befehligende Graf Ostrowski gehört einer der vornehmsten, reichsten und ausgezeichnetsten Familien des Landes an, deren Mitglieder sich seit uralten Zeiten in den polnischen Kriegen großen Ruhm erworben haben; er besitzt die Achtung und das Zutrauen seiner Mitbürger im höchsten Grade, und hat gleich dem größern Theile von Polens Edelleuten längere Zeit als Offizier in der Armee gedient.

Man muß der strengsten Wahrheit gemäß sagen, daß Napoleon, indem er seine Gesetze und viele zweckmäßige administrative Verordnungen in dem vormaligen Herzogthum Warschau einführen ließ, ein großer Wohlthäter der Polen wurde, und ohne Zweifel würden seine Bemühungen im Friedenszustande noch reichere Früchte getragen haben, als Solches bis zum Jahre 1815 der Fall seyn konnte. Daß aber Polen von diesem Zeitpunkte an bis zum Ausbruche der Revolution weit bedeutendere Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, Handel und Gewerben machte; daß namentlich der Ackerbau, Polens beste Hülfsquelle, während einer so langen Friedenszeit zu einer schönen Blüthe gedieh, ist nicht weniger wahr. Es ist aber zu voreilig, diese in der Natur der Dinge liegenden Fortschritte im Königreiche Polen, ihrem ganzen Umfange nach, als Wohlthaten der russischen Regierung, oder der beiden Kaiser Alexander und Nikolaus, deren sonstigen Verdiensten hier übrigens kein Abbruch geschehen soll, bezeichnen zu wollen. Der Kaiser Alexander ist zwar der Wiederhersteller des polnischen Namens, und der Gründer seiner Verfassung; indeß hat der wiener Kongreß auf Englands und Frankreichs Einschreiten, dabei doch eingewirkt, und sogar die Verfassung und das Reich, wie dieses 1814 konstituirt wurde, verbürgt.

Die ersten Kämpfe des polnischen Freiheitskampfes sind nun vorbei; Chlopizki und Radziwill sind vom Schauplatz abgetreten und auf dem Schlachtfeld ward Skrzynezki zum Imperator ausgerufen. Auf ihm ruhen die Hoffnungen seines Vaterlandes; wird er sie erfüllen? Wir zweifeln nicht. Das was er schon als Generalissimus geleistet, rechtfertigt das in ihn gesetzte Zutrauen vollkommen, das er nicht täuschen kann, solange er von einer Armee unterstützt wird, deren Offiziere, vom Kapitän aufwärts, in der Schule des ersten Heerführers neuerer Zeit gewesen sind, und die, für ihre Sache bis auf's Höchste begeistert, fast unmöglich scheinenden Anstrengungen sich unterziehen. Der Generalissimus Skrzynezki ward im Jahre 1787 in Galizien geboren und steht somit jetzt in der besten Kraft des männlichen Alters. Im sechzehnten Jahre besuchte er schon die Landesuniversität Lemberg und verschaffte sich so eine gründliche Ausbildung, besonders in den mathematischen Wissenschaften. Im Jahre 1807 verließ er die Universität, und trat bei einem von dem Fürsten Czartoryski befehligten Linienregiment als Freiwilliger ein. Bereits im Jahre 1809 wurde er zum Kapitän befördert. In der Schlacht von Arcis-sur-Aube, im J. 1814 befehligte er als Bataillonschef jenes berühmte Karré, in das sich Napoleon, von seiner Gardekavallerie verlassen, und von der feindlichen gleichzeitig umzingelt, plötzlich flüchtete. Der französische Kaiser ernannte ihn, zur Belohnung seiner vorzüglichen Tapferkeit und Geistesgegenwart, zum Ritter der Ehrenlegion und des Ordens de la Réunion. Nach Beendigung dieses für Napoleon so unglücklichen Feldzuges kehrte er als Bataillonschef in sein Vaterland zurück, und wurde vom Kaiser Alexander zum Obersten des polnischen achten Infanterieregiments ernannt, bis er nach dem Ausbruche der Revolution vom Diktator Chlopizki den Posten eines Brigadegenerals erhielt. Mit ausgezeichneten Geistesgaben verbindet er sehr glücklich jene in Schlachten oft so erheblichen physischen Eigenschaften.

Ds. M. Ld.

Die Volksaufstände in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

1. Ursprung der Volksaufstände in Frankreich und der erste in Paris 1815.

(Schluß.)

Die ersten Unruhen sah man in Paris bereits im Januar 1815 in Folge der wieder sichtbar werdenden Anmaßung der fanatischen mit den Bourbons nach Frankreich zurückgekehrten Klerisei. Es starb die berühmte Schauspielerin Raucourt vom Theatre français, und der Pfarrer von St. Roch mit seinem Anhange weigerte sich, die jedem Todten gebührenden Ceremonien zu verrichten, welche für keinen Vernünftigen einen andern Werth haben, als den die Meinung und das Vorurtheil darauf setzt. Der Himmel mag es wissen, warum gerade die französische katholische Geistlichkeit von jeher dem Schauspieler ein Bißchen Weihwasser oder ein Händchen geweihte Erde versagte, denn in Italien und Spanien selbst

hat sie nie daran gedacht, und in Deutschland mit ihrer sonst darin gleich blinden protestantischen Kollegin schon seit einem halben Jahrhundert die Augen aufgethan. Von der Zeit an, wo das Königthum in Frankreich gestürzt war, hatte so empörende geistliche Anmaßung ebenfalls sich nicht mehr äußern dürfen. Aber unter den Bourbons durften die Priester sich schon wieder Etwas herausnehmen. Dieser Todesfall gab die beste Gelegenheit dazu. Der Leichnam sollte in die Kirche, zu deren Sprengel die Dame gehört hatte, gebracht, und dort das Todtenamt für sie gehalten werden. Alles war bestellt. Der Zug, aus wohl 70 Kutschen bestehend, langt an. Zum Erstaunen aller Leidtragenden ist das Hauptthor der Kirche auf der St. Honoréstraße – verschlossen, die Kirche steht öde. Kein Pfarrer ist zu sehn und der Meßner erklärt, daß man die Dame begraben könne, wo man wolle, nur auf keinem Kirchhofe, noch weniger sey an eine Messe zu denken. Man fragt und erfährt der Pfarrer und seine Vikaren hätten erklärt, wie sie nimmer den Leichnam einer — Komödiantin in ihre Kirche hineinlassen, noch ihr eine Todtenmesse lesen würden. Der Zug war in Stocken gerathen. Die Straße St. Honoré gehört zu den größten in Paris Bald sammeln sich Neugierige, Theilnehmende, Unwillige. Man schickt zu dem Polizeipräfekten, ihn in Kenntniß zu setzen, und von ihm den Befehl an einige Geistliche zu verlangen, daß sie thun, was ihre Pflicht und das bezahlte Amt heischt. Der Zug macht inzwischen eine Spazierfahrt langsam um die Kirche herum durch einige Nebenstraßen, daß er erst nach einer Stund ewieder da ist. Aber die Geistlichen solcher Art gehorchen nicht Gott, den sie alle Tage in der Hostie selbst zu schaffen glauben, und um so weniger achteten sie der Polizei. Sie blieben bei ihrer Weigerung. Während der Zeit war der Vorfall in ganz Paris ruchbar geworden. Wohl eine Menge von 30,000 Menschen hatte sich angehäuft. Ein fürchterliches Geschrei tobte gegen die Priester; Drohungen aller Art füllten die Lüfte. Das Volk drang durch eine kleine auf der St. Rochusstraße befindliche Seitenthüre in die Kirche, öffnete das Portal mit Gewalt, zerstörte die Stühle und sprengte mehrere Schränke auf, worin Meßgewänder und Kerzen lagen. Wer ihm von Geistlichen in die Hände fiel, wurde in die Kirche getrieben, dort zu fungiren. In den Tuilerien aber, von wo man auf der Honoréstraße Alles übersieht, verlor man den Muth. Noch war der Thron der Bourbons so wenig fest, daß ihn jeder Windstoß über den Haufen werfen konnte. Es gab in ganz Paris kein treues zuverlässiges Regiment, und von der pariser Besatzung hatten sich viele hier eingefunden. Ludwig XVIII bebte bei dem vor seinen Augen tobenden Aufstande, und sandte sogleich einen seiner eigenen Aumoniers hinüber, das Todtenamt zu halten. Der königliche Geistliche mit seinen Assistenten hielt eine Messe, so beweglich wie man sie je gesehen hat. Die ungeheure Menschenmenge füllte, so weit es möglich war, alle Räume der Kirche, und der Sturm war auf solche Weise glücklich beschworen. Wer eine Kerze von dem großen in der Kirche befindlichen Vorrathe derselben bekommen hatte, zündete sie an, die Leiche auf den Kirchhof selbst zu begleiten. Manche fürchteten, auch hier noch Hindernisse zu finden; doch Dem war nicht so. Angst und Furcht hatte die Geistlichen und Hofleute vereinigt. Es war ein Versuch gewesen, wie weit man die Klaue ausstrecken könne, denn der Pfarrer ward wegen seines strafbaren Beginnens nicht gestraft, sondern von Chateaubriand vertheidigt, und vom Hofe nachher sehr belobt.

Der größte Aufstand unter den Bourbons war wohl der, als am 10 März Napoleon in Cannes landete, und am 20 März, ohne irgendwo Widerstand zu finden, zu Paris einrückte. Die Bourbons haben ihm keinen Mann entgegenzustellen gewußt. Für sie ward kein Schwert gezückt. Aber dieser Aufstand von ganz Frankreich gehört nicht hierher. Er mußte vom halben Europa gedämpft werden, ohne daß dadurch der letzte Funken gelöscht worden wäre. Im Gegentheil scheint der Brand, welcher Europa noch immer zu ergreifen droht, nur dem thörichten Bestreben zuzuschreiben seyn, einem Volke ein Königsgeschlecht aufzudringen, das weder Achtung, noch Liebe, noch Vertrauen genoß, und alle diese auch gar nicht zu erwerben im Stande war.

Literarische Chronik.

Sketches of Spain and Marocco. By Sir Arthur de Capell Brooke. 2 vol. London, 1831.

Der Verfasser der obenangezeigten Reiseskizzen legt in der einen Hälfte seines Werkes der Lesewelt Schilderungen aus Portugal und Spanien vor, die an sich manches Neue und Interessante enthalten; da jedoch diese Gegenden aus den mannichfaltigen Beschreibungen anderer Reisenden schon so ziemlich bekannt sind, so übergehen wir hier, vorläufig wenigstens, seine Mittheilungen über gedachte Länder, und folgen ihm in jenen noch minder bekannten Theil von Afrika, über den bis jetzt nur noch dürftige Nachrichten vorhanden sind — in das Kaiserthum Marocco, das in der neuesten Zeit erst wieder durch seinen fabelhaften Krieg mit Oesterreich und durch seinen jüngst gedrohten Angriff auf Frankreichs algierische Eroberungen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Wir überblättern deßhalb Brooke's Reise nach Lissabon — Lissabon selbst sammt seinen Tertulia's und Opern — Sevilla und seine Stiergefechte — Cadix — Gibraltar — Tandscher — maurische und jüdische Feste — und versetzen unsere Leser mit einem Mal nach Tetuan und vor die Thronstufe seines großen Kaisers, dem alle Fürsten der Welt nicht die Schuhriemen aufzulösen würdig sind.

Muley Abderahman Ben Hischam — der gegenwärtig regierende Sultan oder Kaiser von Marocco, wie ihn die Europäer zu nennen belieben, obgleich sein eigentlicher maurischer Titel Soltan ist — hat seit seiner Thronbesteigung im Jahre 1822 noch nicht Gelegenheit finden können, seine Seehäfen und ausgebreiteten Besitzungen an der Küste zu besuchen, da er seither noch immer beschäftigt war, seine Macht im Innern des Reiches zu befestigen, und seine rebellischen Unterthanen zu unterwerfen. Da in Marocco eine eigentliche Thronfolge nicht besteht, so bringt der Tod eines Sultans gewöhnlich Krieg und Blutvergießen über das unglückliche Land, und obgleich Muley Abderahman in Vergleich mit früheren Zeiten die Krone ziemlich unangefochten auf sein Haupt setzte, so hatte er doch alle Hände voll zu thun mit Rebellionen seiner Unterthanen, besonders der Volksstämme auf dem Atlas. Muley Abderahman's Charakterzüge bestehen, wie die der meisten seiner Vorgänger, in Bigotterie und wollüstiger Faulheit; indeß hat er sich nicht besonders durch Tyrannei und Grausamkeit bemerkbar gemacht, und gilt in diesem Betracht in seinem Reiche als ein gütiger Monarch. Raub und Erpressung sind in Marocco so an der Tagesordnung, daß sie in Vergleich mit andern dort üblichen Abscheulichkeiten als Tugenden betrachtet werden, und so konnte sich der gegenwärtige Sultan jener Kronprivilegien ziemlich unbeschränkt bedienen, um seine Schatzkammer zu füllen, ohne deßhalb gerade als unbarmherziger Tyrann verschrien zu werden. Indeß bietet vielleicht kein Reich einen so handgreiflichen Beweis, als Marocco, auf wie wankenden Grundlagen die Gewalt eines Despoten beruht, und wie schwach die Bande sind, die zwischen einem Tyrannen und seinen Sklaven bestehen. Marocco ist fortwährenden Erschütterungen ausgesetzt, und der Sultan hat fast Nichts zu thun, als in seinem Lande umherzureisen und die unaufhörlichen Empörungen seiner Unterthanen zu unterdrücken. Wenn er Marocco verläßt,

um nach Fez oder Mequinez zu gehen, so darf er überzeugt seyn, daß in den südlichen Provinzen Unruhen ausbrechen; so wie seiner Abreise aus jenen Hauptstädten gewöhnlich Aufstände in den nördlichen Landstrichen folgen.

Von der Art und Weise, wie der milde Beherrscher von Marocco seinen Schatz zu füllen pflegt, davon mag die Geschichte Amars, des Pascha von El Zorb, dessen Gebiet sich fast von Mequinez bis Tetuan erstreckte; als Beispiel dienen: „Einige Gebirgsvölker hatten sich über ihn bei dem Sultan beschwert, und dieser ihnen seine Absetzung zugesagt, wenn sie ihm mit hunderttausend Dollars für diese Gefälligkeit erkenntlich seyn würden. Die Gebirgsvölker willigten ein; aber der Pascha, der davon Wind erhalten hatte, sendete eiligst an den Sultan, und bat ihn, keinen so voreiligen Handel abzuschließen, da er ihm dreimalhunderttausend Dollars bezahlen wolle, wenn man ihm seine Stelle ließe. Der Sultan ließ sich dieß Angebot gefallen. Inzwischen hatten die Gebirgsvölker zu den Waffen gegriffen und die gegen sie abgeschickten Truppen in die Flucht geschlagen, worauf der Sultan dem armen Pascha nicht nur Alles nahm, was er besaß, sondern ihn auch ins Gefängniß werfen und täglich Morgens und Abends eine ansehnliche Bastonade ertheilen ließ."

Inzwischen, wie gesagt, das Szepter des gegenwärtigen Sultans von Marocco kann noch mild und human genannt werden im Vergleiche mit den scheußlichen Grausamkeiten, von denen die Regierung Muley Ismaels und seiner Nachfolger befleckt sind. Menschen wurden da nur zum Scherze abgeschlachtet, und der Monarch selbst fand ein Vergnügen darin, den Henker zu machen, indem er zu diesem Zwecke eine Flinte oder Lanze mit sich führte. In jener goldenen Zeit des Despotismus herrschte die Gewohnheit — die vielleicht auch jetzt noch üblich ist — sich von dem Sultan irgend eine Person zu kaufen, die man für reich hielt, und von der demnach ein kleiner Gewinn zu hoffen war. Die Art und Weise, wie man dabei zu Werke ging, war folgende: „Die Person, die einen dergleichen Kauf zu machen wünschte, ging zu dem Pascha des Bezirkes und handelte mit ihm über dieses oder jenes Individuum; war man über den Preis mit einander übereingekommen, wobei jeder Theil den andern zu übervortheilen suchte, indem er den wahrscheinlichen Gewinn oder Verlust so hoch als möglich anschlug, so wurde der Kaufschilling ausbezahlt und dafür ein Empfangsschein ausgestellt, der den Käufer ermächtigte, mit dem Leibe des erkauften Individuums, wo immer es sich befand, nach Willkür zu schalten und zu walten. Zu diesem Zwecke wurde es denn auch in seine Hände geliefert. Wie man hierauf mit diesem umging, kann ich nicht besser beschreiben, als indem ich hier einen Brief mittheile, welcher von einem englischen Kaufmanne, der unter Muley Ismael sich zu Tetuan aufhielt, an den Commodore Stewart geschrieben wurde, und in der merkwürdigen Reisebeschreibung desselben nach Mequinez im Jahre 1721 zu finden ist. „Gestern," heißt es in dem gedachten Schreiben, „ging ich mit Hrn. Noble am Gefängnisse vorbei, wo wir einen Mann mit den Fersen aufgehangen sahen, mit Eisen um die Schienbeine, und seine Nase in eine Zange eingekneipt, während zwei Menschen beschäftigt waren, ihm mit Scheeren das Fleisch vom Leibe zu reißen und dabei von ihm Geld zu verlangen. Wenn der Unglückliche nicht mehr zu reden vermochte, so erneuerten sie ihre Arbeit. Dieß war ein gekaufter Mann, für den sie fünfhundert Dukaten bezahlt hatten, und durch diese Martern glaubten sie noch fünfhundert mehr von ihm zu erpressen. Seine Qualen waren so entsetzlich, daß Hr. Noble bei deren Anblicke ausrief: „O Gott, das sind die schönen Früchte einer willkürlichen Herrschaft!" — In derselben Reisebeschreibung wird von Muley Ismael erzählt, daß er auf einem Kriegszuge an einem Flusse, über den sein Heer in Ermanglung einer Brücke nicht setzen konnte, seine unzähligen Gefangenen ermorden und ihre Leiber ins Wasser werfen ließ, um als Brückenunterlage zu dienen. Man kann sich leicht denken, welches Loos damals, wo die Christensklaverei noch in vollem Gange war, die Christen erwartete, die das Unglück hatten, in die Klauen Dessen zu fallen, der das Leben seiner eigenen Unterthanen so wenig achtete. Niemand erschien vor ihm ohne Zittern und Zagen, da Niemand wußte, ob er auch mit dem Leben wieder das Antlitz des Tyrannen verlassen würde. Während seiner Herrschaft gelangte sein Reich zu einem vorher unerhörten Kriegsruhme, und sein Name war so mit Schrecken umgeben, daß er in Frieden und Ruhe dahin lebte. Zwar empörte sich sein Sohn Muley Mohammed gegen ihn, doch wurde er bald überwunden, und der Vater ließ ihm Hände und Füße abhauen, woran er sich verblutete. Ein anderer Sohn von ihm, Muley Seidan, der nach jenem zum Throne bestimmt war, wurde bald darauf von seinen Weibern erdrosselt. Der alte Wütherich, Muley Ismael — er war bei seinem Tode über neunzig Jahre alt — unterhielt zweitausend Weiber, außer der ihm von seiner Glaubenslehre noch gesetzlich erlaubten Anzahl. Es läßt sich denken, daß der Zuwachs dieses Weiberheeres nicht sehr geeignet war, den häuslichen Frieden zu erhalten; im Gegentheile wurde der alte Mann durch Intriken, Eifersucht und Gezänke dermaßen gequält und ergrimmt, daß er von Zeit zu Zeit durch seine schwarzen Verschnittenen sein Harem ausjäten ließ, wie er es nannte. Dieß geschah auf eine ungemein leichte und schnelle Art, indem nämlich ein dreißig Stücke der Unruhigsten mit einer dünnen Schnur um den Hals aneinander befestigt wurden, was die übrigen eine Zeit lang in Ordnung hielt. Die Nachkommenschaft Ismaels aus diesem Weibervolke war natürlich nicht unbedeutend; er hatte siebenhundert Söhne, die ein Roß besteigen konnten; die Zahl seiner Töchter wird nicht angegeben, da diese überhaupt bei den Mauren nicht in Anschlag kommen. Diesem Muley Ismael verdankt eine große Anzahl des gegenwärtigen maurischen Volkes die dunkle Gesichtsfärbung; denn da er wohl einsah, wie wenig er sich auf seine eigenen Unterthanen verlassen konnte, so verpflanzte er aus Guinea eine beträchtliche Anzahl schwarzer Einwohner nach Marocco, und bildete sich aus ihnen eine Leibwache, deren Abkömmlinge noch bis auf diesen Tag zu gleicher Bestimmung verwendet werden. Die erwähnte Reisebeschreibung von Stewart berichtet, wie der alte Tyrann dabei zu Werke ging. „Er hat eine solche Freude an dieser Brut," heißt es dort, „daß er selbst dafür Sorge trägt, sie zu beweiben, indem er eine große Menge Volkes vor sich kommen läßt, und ohne weitere Umstände jedem Manne seine Frau zuweist, als daß er ihm sagt: „Hadi, zi hud hadi!" Nimm, nimm diese, da!, worauf das vermählte Paar davon geht, so fest verbunden, als ob ein Pabst selbst darüber den Segen gesprochen hätte. Stets giebt er seinem schönstfärbigen Unterthan eine schwarze Bettgenossin, und eine schöne maurische Jungfrau erhält einen Neger zum Manne. Aus diesen Ehen erzielt er die schwarzbraunen Zöglinge, die er dann sehr jung in die hiezu errichteten Anstalten schickt, wo sie, gleichsam mit Blut von Kindheit auf gesäugt, die Diener und Vollzieher seines Grimmes werden, dessen Befehlen sie mit einem Eifer und einer Wuth nachkommen, als ob der Himmel selbst sie ertheilt hätte. Noch ganz jung sind sie schon so grimmig und mordsüchtig, daß ihre Aufseher selbst vor ihnen zittern. Ein Wort aus dem Munde ihres Herrn genügt, sie gleich eben so vielen Löwen auf das bezeichnete Schlachtopfer zu hetzen, und der Blutdurst in ihren Blicken macht sie Teufeln ähnlich, die einen Verdammten foltern." Muley Ismael starb eines natürlichen Todes, was wohl am Meisten Wunder nehmen sollte; ihm folgte sein Sohn Muley Hamet, ein Ungeheuer, mit dessen Greuelthaten ich die Leser nicht weiter belästigen will."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Von dem in Frankreich unter dem Landvolk noch herrschenden Aberglauben hat man jüngst wieder ein trauriges Beispiel erlebt. Der Landmann Joseph Lorgues, aus der Gemeinde von Plan-Latour wird demnächst vor die Assissen gestellt werden wegen Ermordung eines alten Weibes, die in der Gegend in Rufe einer Hexe stand, und die er im Verdacht hatte, seine kränkelnde Tochter durch Zauberei um ihre Gesundheit gebracht zu haben. Er führte seinen Mordanschlag mit einem zugespitzten Fichtenpfahle aus, den er der vermeintlichen Zauberin durch den Hals stieß.

Alle Napoleone der französischen Theater sind nach England ausgewandert, um an dem Ufer der Themse ihr Glück zu versuchen. Im Theater des Coventgarten wird er mit allen Dekorationen und Kostümen gegeben, die man im Theater der Porte Saint Martin zur Aufführung benützte; hier spielt selbst der Hut des Kaisers mit, der ächte Hut desselben, den der Verfasser wieder nach Paris zurück zu bringen die Verbindlichkeit hat. Im Astley-Theater spielt der Napoleon des Circus auf dem Theater Surrey das Vaudeville Napoleon. Auf der Bühne von Drury Lane bereitet man die Aufführung des Napoleons einiger anderen französischen Theater vor.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 164. 13 Junius 1831.

Die Volksaufstände in Frankreich seit dee Rückkehr dee Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

2. Unruhen im Süden im Jahre 1816.

Man hätte glauben sollen, daß, so lange die verbündeten Heere Herren von Frankreich waren, kein Mensch hätte daran denken können, sich gegen die Zwingherrschaft aufzulehnen. Jedoch dieß ist keineswegs der Fall. Vielmehr sehen wir schon im Jahre 1816 von Neuem politische Zuckungen. Man darf sich darüber nicht wundern. Theuerung, Druck der Lasten zum Unterhalte fremder Krieger, die sich nicht sonderlich beliebt zu machen wußten, die Tausende des napoleonischen Heeres, das hinter der Loire aufgelöst und also überall hin zertheilt wurde, Reaktionsmaßregeln der wiedergekehrten Regierung, welche bis zur Verzweiflung gehenden Haß rege machen mußten, gekränktee Nationalstolz, der durch die Zurücknahme der herrlichsten, in frühern glorreicheren Tagen erbeuteten Kunstwerke tausend Wunden erhielt, die Erinnerung an Napoleon, welcher Frankreich mit Ehren überhäufte, wie es jetzt in Schmach versunken war, und tausend Mißgriffe der Bourbonen waren auch eben so viele Ursachen zu unruhigen Bewegungen. Zu Lyon, zu Rennes, zu Boulogne, zu Beauvais, war Anfangs 1816 eine Gährung, daß man alle Tage den Thron erschüttert zu sehen glaubte. Der General Frimont, welcher im Süden die Oesterreicher kommandirte, und eben so Wellington, suchten die Gemüther durch Proklamationen zu beschwichtigen und bösen Folgen durch konzentrirte Kantonnirungen zu begegnen. Und dennoch konnten sie zu Ende des Januars nicht ganz verhütet werden. Ehe man wußte, woher sie kamen, stand eine Schaar da, welche, von einem Offizier der alten Garde geführt, die dreifarbige Fahne voran, die Straßen von Frankreichs zweiter Hauptstadt durchzog. Alle Truppen, alle Nationalgarden mußten unter das Gewehr treten. Es kam zu einem Gefecht, das mehrere Stunden dauerte, über hundert Menschen das Leben kostete, und worin noch viel mehr verwundet wurden. Von den Gefangenen, von den nur Verdächtigen, die man einzog, wurden viele erschossen, namentlich der Divisionsgeneral Grenier,*) und diese Reaktionswuth, welche die Bourbons in Frankreich, wie in Spanien und Neapel auszeichnete, brachte neue Unruhen in Tarascon, in Rennes, in Nantes zum Vorschein. Selbst in Paris zitterte man. Starke Pikets der Nationalgarden mußten alle Hauptstraßen besetzen. Man fand ja selbst an einem Gallatage in den Tuilerien einen Sessel mit dem Bilde des Königs von Rom, und darunter: „Jetzt bin ich hier im Bilde; bald werde ich hier in Person seyn!"

Doch noch ernstlicher, als dieß Alles, war der Aufruhr bei Grenoble im Mai desselben Jahres; 4000 Mann alter Krieger, geführt von einem ehemaligen Adjutanten Macdonalds, Didier, und einem ehemaligen Artillerielieutenant Chaillat, rückten gegen Grenoble an, wo aber der kühne, Ludwig XVIII treue General Donadieu mit einer geringen Macht, obschon vielem Geschütze stand. Er ging den Insurgenten muthig entgegen, und lieferte ein hartnäckiges Treffen, denn 160 der Rebellen — wenn man sie so nennen darf, die unter andern Umständen siegreiche Befreier des Vaterlandes geheißen hätten — blieben auf dem Platze, über hundert geriethen in Gefangenschaft, die andern zerstreuten sich. Alle Prevotalgerichte hatten nun vollauf Arbeit, die Gefangenen erschießen zu lassen. Das ganze Isèredepartement ward in Belagerungszustand gesetzt. Didier hatte sich nach Piemont geflüchtet, ward aber ausgeliefert, denn die Tyrannen reichen sich die Hände!

Im Verhöre leugnete er nicht, an der Spitze eines Anschlags gestanden zu haben; in der ganzen Dauphiné herrsche ein unvertilgbarer Haß gegen die Bourbons, sagte er. Die Fäden seiner Verbindungen reichten, wie man aus den Papieren zweier Gefangenen erfuhr, nach allen Seiten hin, selbst in der Schweiz und in Piemont waren sie angeknüpft. Die Polizei fing einen großen Geldtransport auf. In Paris hoffte man den König mitten in den Tuilerien aufzuheben, wo die Nationalgarden am 3 Mai die Wache hatten. Erst am 10 Junius wurde der Unglückliche erschossen. Gleiches Geschick hatte der General Chartron und Devoère, und Bigault, letzterer aber nur — in Effigie. Noch Andere wurden deportirt. Caulincourt, Segur, Montesquiou, selbst La Fayette,

*) Grenier lieferte am 5 April 1813 den Preußen das erste Treffen unfern der Elbe, zwischen Möckern und Leitzkau. Er wurde stark verwundet, und seine Division büßte am Meisten ein. Irren wir nicht, so führte er am 26 und 27 August, als die Schlacht bei Dresden geliefert wurde, die in Leipzig befindlichen Parks, um sie vor Streifereien zu sichern, nach Torgau ab.

wurden streng verhört, viele Generale aus Paris verwiesen. Wir schweigen von vielen ähnlichen minder bedeutenden Auftritten im Verlaufe dieses Jahres, bemerken aber, daß die Besorgniß in Paris um so größer war, weil eine Proklamation der „Patrioten“ existirte, deren Häupter man nicht entdecken konnte. Sie enthielt aber das den Bourbonen fürchterlichste Gift. Sie hießen darin „ein Auswurf;“ es ward ihnen „mit den zweckmäßigsten und sichersten Maßregeln zu ihrem Sturze gedroht;“ ihre „Inquisitionspartei suche vergeblich nach der leisesten Spur.“ Kurz, sie drohten dem Königshaus so furchtbar und versprachen allen freiheitsliebenden Franzosen so Viel, daß sie nimmermehr einen zum Hofe gehörigen Mann ruhig schlafen lassen konnten! Drei unbedeutende Leute, welche zu dieser Gesellschaft gehörten, wurden hingerichtet, mehrere andere deportirt, die eigentlichen Oberen entdeckte Niemand!

Bicètre.

(Fortsetzung.)

Die unheilbaren Geisteskranken läßt man den Tag über in einem wohlverwahrten großen Hofraum unter Aufsicht ihrer Wärter. Sobald man hier eintritt oder nur das Thor sich öffnet, so sieht man sie alle herbeilaufen, wie eine Schaar Pferde in einem Gestüte bei dem Anblick eines neu angekommenen. Es ist der Mühe werth, diese Gestalten, ihren Aufputz und ihre Gesichter zu sehen. Elende Lumpen, bunte Lappen von Tuch, schmutzige Bänder, Rauschgold, das sie ich weiß nicht wo erhascht haben, dienen ihnen als Königsmäntel, Infuln, Kronen, Waffenröcke, römische Togen. Sie rennen im eigentlichen Sinn des Wortes in dem weiten Raum des Hofes umher, größtentheils ohne Ziel und Absicht. Die ganze Bewegung geht in größter Stille vor sich, bis auf ein Mal einer ein Geheul zu erheben anfängt, in das alle übrigen aus reinem thierischen Instinkt einstimmen.

Einige Schritte weiter stößt man auf die Rasenden, gewissermaßen die Kerntruppe der unheilbaren Geisteskranken; sie befinden sich in einem kleinen Hofe, den man in der Spitalsprache den Jardin des Plantes zu nennen pflegt. Es sind ihrer ungefähr sechzig, die einen mit wild verstörten Blicken, die andern von ruhigem und sogar sanftem Aussehn, noch andere in dumpfes Hinbrüten der Melancholie versunken, aber alle jeden Augenblick bereit sich zu zerreißen, wenn sie nicht durch starke und achtsame Männer daran gehindert würden, von denen eine größere Anzahl als anderswo in der Anstalt hier Wache hält. Im Winter sitzen sie aufeinander gedrängt in ihrem Gesellschaftssaal, und wenn man sie an einem schönen Tag in's Freie treibt, legen sie sich an die Sonne dicht neben einander auf einen und denselben Flecken, wie die Schafe in einen Winkel ihres Pferches. Viele von ihnen gehen indeß so lange der Tag währt auf und ab von einem Ende des Hofes bis zum andern; andere stehen am Gitter und geben auf Alles Acht, was vorgeht, wobei sie an den Gitterstangen hin und wieder laufen, als wollten sie hinauszukommen suchen, gleich wilden Thieren in Käfigen. Doch so bald sich eine Frau blicken läßt, sind aller Augen auf sie gerichtet, alle kommen in Bewegung. Man nimmt daher sorgfältig Bedacht, keine in die Nähe kommen zu lassen. Eines Tags wurde es mir möglich, ein Weib in diese Abtheilung des Hofes zu führen. Sogleich warf sich einer dieser Unglücklichen hinter dem Gitter vor ihr auf die Kniee, aber mit einer Demuth und Freundlichkeit, die man sich kaum vorstellen kann; er blickte sie mit einer tiefen Verehrung an und bewegte dabei die Lippen, als ob er betete; wahrscheinlich hielt er sie für die Mutter Gottes oder wenigstens für sonst eine Heilige.

Fast an allen diesen Geisteskranken ist eine unbändige Gefräßigkeit zu bemerken. Ebenso lieben sie unmäßig den Tabak, einige mit einer Leidenschaft, die bis zur Wuth steigt. Diese Liebhaberei ist allen Verrückten eigen. Im Säulengang, im Krankenhause, bei den unheilbaren Geisteskranken hört man nur eine Bitte um Tabak oder Geld um solchen zu kaufen. Viele von ihnen sind völlig gefühllos gegen jeden äußern Eindruck, gegen Kälte, Hitze, selbst gegen Hunger bei aller Gefräßigkeit, und gegen die heftigsten Schmerzen; hievon sahen wir ein Beispiel an dem armen Idioten, dem ein Wahnsiniger ein Stück Kopfhaut mit den Zähnen abgerissen hatte; er sprach mit uns von seiner Wunde wie von einem unbedeutenden Risse. Man sah einige von ihnen schon Monate lang hungern, ohne davon angegriffen zu werden und wahrscheinlich verhielt es sich wirklich so wie Hr. Gondard uns sagte. Man sah sie, als noch Pinel die Leitung des Hauses führte, in den Nächten des Januars bei einer Kälte von zwölf Graden und darüber, mit einem leichten Tuch bekleidet auf Steine liegen, oder ohne Hemd und baarfuß herumlaufen. Man muß aber auch hinzufügen, daß die Wärter, wenn sie Morgens die Keuchen öffneten, zuweilen mehrere — erfroren fanden. Gegenwärtig kann Dieß nicht mehr eintreten, da ihre Stuben geheizt werden.

Aber nicht bloß in diesem Betracht hat das Loos der Geisteskranken seit der ersten Revolution eine wohlthätige Verbesserung erfahren, oder vielmehr seit Pinel, der einige Jahre vorher zum Vorsteher des Bicètre ernannt worden war und dessen Abgang von der Verwaltung dieses Spitales und der Salpetrière *) eine wahre Wohlthat für die Menschheit genannt werden darf. Seitdem sieht man hier wie dort bei der Behandlung der Geisteskranken keine Ketten, keine Ruthen mehr anwenden, selbst nicht um nur damit zu schrecken. Das zwillichene Zwangshemde, dessen man sich im Nothfalle bedient, hat die Fesseln ersetzt. Um die Verrückten gehorsam zu machen, begnügt man sich sie überlegene Kraft und besser angewendete Kraft sehen zu lassen. Man sieht Nichts mehr von Gefängnissen und Narrenkeuchen. Soll Einer zur Strafe eingesperrt werden, so bedient man sich nur der vormaligen Wohnungen der Geisteskranken hiezu, die mehr Höhlen als menschlichen Wohnungen gleich sehen. Selbst von diesen sind nur noch wenige übrig, man reißt sie allmählich nieder und das Gefängniß wird in Zukunft nur in einem gewöhnlichen Zimmer bestehen. Die eigentliche Behandlung bleibt auf Aderlässe, Diät, einfache Abführungsmittel, angenehme und kühlende Getränke, wie man sie außer dem Narrenhause gewöhnlich bei sogenannten Gehirnfiebern anzuwenden pflegt, beschränkt. Jedoch verspricht man sich von allem Diesem Weniger als von der moralischen Behandlung. Man tröstet die Geisteskranken,

*) Gleichfalls ein pariser Hospital und Zuchthaus.

man bespricht sich mit ihnen, man geht auf ihre fixen Ideen ein, man giebt ihnen sogar Recht, man spielt mit ihnen, man folgt ihnen auf die Höhe ihrer Tollheiten, wenn sie einen Anfall haben, und indem man dann den Ton herabstimmt, gewinnt man es über sie, daß sie selbst wieder ruhig werden. Man schickt den religiösen Narren in die Messe, man hört die Verse des Dichters, man spricht von der Welt Herrlichkeit mit den Ehrgeizigen; man kommt aber allmählich auf die Zugeständnisse zurück, die man ihm gemacht hat, man sucht sie über ihre gegenwärtige Lage aufzuklären und läßt sie im Hintergrunde die Stellung erblicken, die sie in der Welt einnehmen könnten, wenn sie wieder zur Vernunft kämen. Ihre Nahrung ist gesund, gut zubereitet und vorzüglich in Ueberfluß vorhanden, um diese eigensinnigen Appetite und besonders die Gefräßigkeit zu befriedigen, die bei dem Mangel an Beschäftigung wenigstens das Bedürfniß fühlt, sich mit Essen die Zeit zu vertreiben. „Wenn ich acht Mal essen will," sagte mir einer der Verrückten, „warum nur zwei Mal, warum nur vier Mal wie ihr Andern? Ein Narr hat mehr Hunger und öfter als Ihr." Darauf läßt sich nun freilich Nichts entgegnen und so fügt man sich denn so ziemlich von dieser Seite in ihre Grillen. Zwar vertheilt man nicht jede Stunde, aber man giebt ihnen so Viel auf ein Mal, daß sie auf einige Stunden damit zu thun haben, oder sich nach Belieben davon aufbewahren können. Uebrigens werden die Nahrungsmittel, wie gesagt, sorgfältig bereitet. Ich sah an dem Tage meines Besuches Rindfleisch, durchgeschlagene Linsen, Pfannkuchen und gedörrte Pflaumen, die sehr appetitlich aussahen, ich kostete trefflichen Reisbrei in Milch gekocht aus einer Schaale.

Wenn man durch die oben angeführte Behandlung, die freilich oft langwierig dauert, die Geisteskranken so ziemlich zur Vernunft zurückgeführt hat, und man anfängt, Dessen gewiß zu seyn, so bringt man sie zu den Wiedergenesenden, wo sie bis zu ihrer völligen und zuverlässigen Heilung verweilen. Hier erblickt man die Narrheit in einer freundlichern Gestalt. Der Hofraum, wo sich die auf dem Wege der Genesung Begriffenen aufhalten, ist von einem doppelten Säulengang umschlossen; das Gitter eröffnet eine Aussicht auf das Gefilde, der Blick schweift über Gentilly und eine lachende Ebene hin, die bis zu den drei oder vier Meilen im Hintergrunde liegenden Hügeln von der Bièvre durchschlängelt wird. Eben an diesem Gitter unterhielt ich mich an einem schönen Märztage mit einem sehr vernünftigen Mann, der gerade seinen Spaziergang beschließen wollte, als er mich mit zwei Damen erblickte und auf uns zukam, um sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Er schien nicht volle vierzig Jahre alt zu seyn, von sehr blühender Gesichtsfarbe, ernst, gesetzt und sogar etwas rauh, wenn seine glänzenden und sehr sanften Augen nicht dazu beigetragen hätten, diesen Ausdruck zu mildern. Seiner Haltung, seinem anständigen, wiewohl einfachen und bürgerlichen Anzuge nach hätten ihn die Damen ohne Zweifel für einen Angestellten des Hauses gehalten, wenn ich ihnen nicht einen Wink gegeben hätte, worauf sie auf seinem Rücken ein langes in Locken herabfallendes Haar bemerkten, das in einen Knoten zusammengebunden war.

(Schluß folgt.)

Polen an Deutschland.

(Aus der warschauer Zeitung.)

Während die englische und französische Nation unmittelbar nach dem Ausbruche unserer ewig denkwürdigen Revolution ihren innigsten Antheil an derselben offen an den Tag legten, äußerte Deutschland gegen unsere heilige Sache eine Lauheit, die uns mit Befremden, ja mit um so tieferm Schmerz erfüllen mußte, als die Deutschen wegen ihrer Nähe mehr als England und Frankreich berufen waren, die Veranlassungen unsers Aufstandes zu prüfen und denselben zu billigen. Nichtsdestoweniger ist diese Erscheinung für den ruhigen Beobachter ganz einfach und natürlich. Fast zwei Decennien wurde ein großer Theil der Nachbarstaaten von den besoldeten Schriftstellern Rußlands in undurchdringlichem Dunkel über die Erpressungen und zahllosen Mißbräuche unserer vorigen Verwaltung gehalten, ohne daß es uns vergönnt war, einige Lichtstrahlen darüber zu verbreiten. Dazu kam noch der Uebelstand, daß mehrere deutsche Fürsten durch Familienbande mit dem Hause Romanow verknüpft sind, und endlich daß Deutschland der Organe ermangelt, welche, wie in England und Frankreich, die öffentliche Meinung zu dem Standpunkte hinleiten, von welchem aus die Ereignisse des Tages beurtheilt werden müssen.

Als aber die Bewegung vom 29 November die ganze polnische Nation wie ein elektrischer Funke durchzuckte; als Jünglinge von allen Ständen unter die Paniere herbeiströmten; als dienstunfähige Männer und Greise, ohne Unterschied des Glaubens, ihren letzten Sparpfennig hergaben; Jungfrauen ihre Ringe als Steuer darbrachten; als Mütter und Gattinnen, bisher nur durch häusliche Tugenden geziert, auch ihre Aufopferung fürs allgemeine Wohl durch Pflege der Verwundeten kund thaten; als endlich die ehrwürdigen Diener der Kirche den heiligen Dienst des Altars mit dem noch heiligern des der Befreiung des Vaterlandes geweiheten Schwertes vertauschten: da mußten auch die Deutschen ergriffen werden von der allgemeinen Begeisterung für ein hochherziges Völkchen, welches einmüthig beschlossen, den Kampf der Verzweiflung ruhmvoll zu bestehen mit dem Riesen des Nordens.

Und in der That, wenn schon der Anblick eines mit Leiden kämpfenden Mannes, wie Seneca sagt, ein herzerhebender Anblick für die Götter ist, wie ungleich ergreifender ist nicht das Schauspiel eines Volkes, welches, nachdem es alle Mittel der Güte und des Friedens zur Abwendung seiner Drangsale fruchtlos erschöpft hat, im Angesichte Gottes und der Welt den kühnen Entschluß faßt, weit überlegenen Feindesmassen die Stirn zu bieten, um seine Selbstständigkeit zu erkämpfen oder mit Ehren unterzugehen. Vergebens sieht man sich in der neuern Geschichte nach einem ähnlichen Beispiele um; denn die erfochtene Unabhängigkeit Helvetiens und der Abfall der Niederlande können nicht im Entferntesten in Vergleich gestellt werden mit unserm Befreiungskriege, dessen Endresultat zwar verborgen im Schoße der verhängnißschwangern Zukunft ruht, dem aber das glühende Kraftgefühl des polnischen Volkes und Heeres, und die bis jetzt entwickelte Thatkraft, die Bewunderung und die Theilnahme der Welt erwerben müssen.

Wirklich wurde uns auch schon diese Theilnahme nicht nur Frankreichs und Englands, sondern auch des an intellektueller und moralischer Kraft diesen zwei Staaten nicht nachstehenden Deutschlands. Von der Hauptstadt Preußens, welches im Jahre 1813 mit einer in diesem Lande vorher nie gesehenen Begeisterung sich von Napoleons Zwingherrschaft losriß, und allen Deutschen mit der Fackel des heldenmüthigen Nationalsinnes vorleuchtete, haben die hiesigen polnischen Blätter schon mehrfache Beweise des innigen Mitgefühles für unsere Angelegenheit mitgetheilt; der würdige Welker in Baden verfocht neulich unsere heilige Sache mit Eifer und Enthusiasmus, und der hochgefeierte Seuffert äußerte unlängst in der bayerischen Ständeversammlung, daß der Name Polen an alles Heroische und Edle erinnere. Hamburg, dieser Sitz republikanischer Tugenden, sandte uns vor Kurzem mehrere Aerzte, welche unentgeldlich unsere kranken und verwundeten Krieger behandeln. Sachsen, durch so viele historische Erinnerungen an Polen geknüpft, wetteifert mit den übrigen deutschen Landen im Darbringen freiwilliger Gaben, und erst vor einigen Tagen haben mehrere edelgesinnte Bürger von Braunschweig, der Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, welches klein am Umfange, aber groß in der deutschen Geschichte dasteht, sowohl wegen der ausgezeichneten Fürsten, welche

es regiert, als der angesehenen Männer, welche es für die Literatur hervorgebracht — den Ertrag einer Unterzeichnung von 2500 Gulden für unsere Lazarethe eingesandt.

Dank sey Euch, ehrwürdige Männer, für die dem Antriebe der edelsten Gefühle entspringenden Opfer! Dank sey dem gesammten deutschen Volke, welches den Gesinnungen seiner Herrscher vielleicht vorgreift, und dessen große Historiker, als Johann von Müller, Rotteck und Hasse, durch ihre unbefangene und lichtvolle Darstellung des gegen Polen im vorigen Jahrhundert verübten Attentats die öffentliche Meinung zur Würdigung der gegenwärtigen polnischen Frage vorbereitet haben.

Entdeckung der Nigermündung.

Die große Frage über den Lauf des Nigers, welche schon seit Jahrhunderten die Geographen beschäftigt, scheint endlich gelöst zu seyn, wie aus folgendem Schreiben des durch seine Reisen bekannten Wundarztes Fisher auf dem Schiffe „Atholl" zu ersehen ist.

„Am Bord des königlichen Schiffes „Atholl."
Bai von Biafra, 2 Februar 1831.

Ich benutze die Gelegenheit, durch ein auf dem Wege nach England begriffenes Schiff, dem wir begegnen, Sie durch diese wenigen Zeilen zu benachrichtigen, daß endlich das geographische Problem in Betreff der Mündung des Nigers entschieden ist.

Die Brüder Lander, nachdem sie Yuri erreicht hatten, schifften sich in einem Kanoe auf dem Niger oder Quorra, wie er dort zu Lande heißt, ein, und fuhren den Fluß abwärts, bis sie in der Bucht von Biafra anlangten. Der Arm, auf welchem sie die Seeküste erreichten, heißt der Nun oder Brassé-Strom, und ist der erste Fluß, den man östlich vom Kap Formosa antrifft. Auf ihrer Fahrt wurden sie von den Hibu's, einer wilden Völkerschaft, die an den Ufern wohnt, angegriffen und zu Gefangenen gemacht; da sich aber der König von Brassé zufällig in dieser Gegend befand, um Sklaven zu kaufen, so wurden sie wieder befreit, indem derselbe für Jeden den Preis von sechs Sklaven bezahlte. Während des Gefechtes, das bei ihrer Gefangennehmung Statt fand, verlor einer der Brüder Lander sein Tagbuch. Während ihres Aufenthaltes zu Yuri fanden sie das Gebetbuch Anderson's, des Schwagers und Reisegefährten des berühmten Mungo Park. Ungefähr einen Monat verweilten sie zu Fernando Po, von wo sie sich vor etwa zehn Tagen auf einem englischen Handelsschiffe, das sich nach Rio Janeiro begab, einschifften, von wo aus sie dann nach England zurückzukehren gedenken. Da sie auf diese Weise einen großen Umweg zu machen haben, so hoffe ich, daß dieß mein Schreiben früher als die Reisenden in England eintreffen wird, und Sie somit diese wichtige Nachricht vorläufig bekannt machen können.

Alexander Fisher."

Vermischte Nachrichten.

Es ist noch immer ein großer Stillstand in der französischen Literatur, und obgleich das Publikum der Politik herzlich satt scheint, so will doch Niemand schreiben, drucken oder lesen. Nur die eigentlich gelehrte Literatur hat wenig von dem Druck der Zeit gelitten, da ihr wenigen Leser in guten und schlimmen Tagen ungefähr dieselben sind. Ein junger geistreicher Gelehrter, Edgar Quinet, bereitet eine Sammlung der epischen Gedichte des französischen Mittelalters vor. Percival soll zuerst erscheinen; dann der Brut, le St. Greal und Lancelot du Lac, alle in französischen Redaktionen in Versen aus dem 12 bis 13ten Jahrhundert. J. J. Ampère kündigt ein Werk über die Geschichte der skandinavischen Poesie in zwei Bänden an. Abel-Remusat ist im Begriff, seine Naturgeschichte des östlichen Asiens in zwei Bänden herauszugeben; sie ist das Resultat eines Studiums vieler Jahre; er hat sich besonders bemüht, die chinesischen, cochinchinesischen, tatarischen und japanischen Namen von Pflanzen, Thieren und Mineralien mit den europäischen wissenschaftlichen Namen zu identifiziren. Zugleich kündigt er in Verbindung mit Eugène Burnouf eine Ausgabe, Uebersetzung und Kommentar des berühmten buddhistischen Wörterbuchs in fünf Sprachen an. Bei der weiten Verbreitung des Buddhismus über so verschiedene Länder und Sprachen wurde es überaus schwer, von einer Sprache zu der andern die sich entsprechenden Ausdrücke einer komplizirten theologischen Terminologie zu erkennen. Diesem Bedürfniß suchte man in Peking durch ein Wörterbuch abzuhelfen, in welchem diese ganze Terminologie in Sachordnung, in korrespondirenden Kolumnen chinesisch, mandschurisch, mongolisch, tibetanisch und Sanskrit geordnet war. Dieses Werk soll nun in Text und Uebersetzung erscheinen, und wird dann die erste feste Basis zur Kenntniß der philosophischen und religiösen Lehren der Buddhisten bilden. E. Burnouf setzt seine lithographische Ausgabe des Verdidad Sade von Zoroaster fort, und das siebente Heft ist vor einigen Tagen erschienen. Dieses Werk ist ein Meisterstück von technischer Ausführung, und hat dem Lithographen, einem Deutschen, J. Knecht, die Goldmedaille der société d'encouragement verschafft. Das ganze Werk wird aus 10 Heften bestehen, es ist leider nur zu 100 Exemplaren gedruckt, so daß es in kurzer Zeit völlig aus dem Buchhandel verschwunden seyn wird. In der orientalischen Literatur ist vor wenig Wochen noch ein Buch erschienen, das einiges Aufsehen erregt hat, nämlich die Poesien von Amaron, sanskrit und französisch von A. Chezy. Amaron ist ein sehr freier erotischer Dichter, dessen Gedichte vor einigen Jahren in Calcutta mit einem Kommentar, aber ohne Uebersetzung erschienen waren. Chezy hat die Hälfte derselben hier wieder abdrucken lassen, und sie mit einer eleganten Uebersetzung und einem unglaublich indecenten Kommentar herausgegeben. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann, der einigen Ruf zu verlieren hat, seine grauen Haare mit solchem Schmutz beschimpfen mag. Ein höchst interessanter Bericht von Vitet an den Minister des Innern über die Baudenkmale in den nördlichen Departements ist auch zu lesen. Die Barbarei der Provinzialbehörden setzte die Baudenkmale in Frankreich beständiger Gefahr der Zerstörung aus, unzählige waren während der Revolution und des Kaiserthums verschwunden, und verschwanden noch täglich, so daß sich das Ministerium des Innern, wie früher in diesen Blättern gemeldet worden, letztes Jahr veranlaßt sah einen Generalinspektor der Monumente zu ernennen. Die Wahl fiel glücklicher Weise auf Vitet, der jetzt den ersten Bericht über seine Bemühungen abstattet; er ist mit der größten Mäßigung, Zweckmäßigkeit, Unpartheilichkeit und Liebe zur Sache abgefaßt, und macht eine Menge interessanter Baureste bekannt, von denen Niemand wußte, und die bald durch die Zerstörungswuth der Kommunen, und die Bedürfnisse der Manufakturisten vernichtet worden wären. Uebrigens sind dieß nicht die einzigen Feinde der Monumente, und Vitet führt ein Beispiel an, das bekannt zu werden verdient. Die Façade der Kathedrale von Rheims war mit schönen Statuen in großer Anzahl geziert, bis vor sechs Jahren, wo die Architekten des Königs die Kirche zur Krönung von Charles X zuzurichten kamen. Sie fürchteten, es möchte eine dieser Statuen im Augenblick, wo der König seinen Einzug hielt, auf ihn herabfallen (!) und ließen daher an Stricken sechs Maurer von den Thürmen an der Façade hinab, mit dem Befehle, alle Statuen, die sie mit Hämmern erreichen konnten, abzuschlagen. So wurden 200 derselben zerschlagen.

*

Die englische Missionsgesellschaft beging im verflossenen Monat in Exeter Hall ihren Jahrestag durch eine feierliche Versammlung, bei welcher 4 bis 5000 Individuen zugegen waren. Die Bruttoeinnahme der Gesellschaft belief sich auf 40,800 Pfd. Sterl., die Bilanze wies 5210 Pfd. in der Kasse nach. Unter den Rednern des Tages bemerkte man Peter Jones, den kanadischen Häuptling der Tschippwa Indianer, und einige indische Missionäre. — Ebendaselbst feyerte die Gesellschaft für Erziehung der Armen in Newfoundland und den britischen Kolonien in Nordamerika das achte Jahr ihrer Gründung. Aus der Rechnungsablage ging hervor, daß von der Gesellschaft 27 Schulen und 34 Lehrer unterhalten worden sind, und 2380 Individuen Unterricht empfangen haben. Die Ausgaben hiefür beliefen sich auf 2560 Pfd.

Die Bibelgesellschaft für die See- und Landtruppen in London hat seit ihrem Bestehen 252,128 Bibeln vertheilt und seit fünfzehn Jahren im Durchschnitte jährlich 10,000. Ihre Einnahmen beliefen sich auf 3220 Pfd., ihre Ausgaben auf 5025. Die Gesellschaft faßte einen Beschluß, daß Niemand in ihre Mitte aufgenommen werden sollte, der nicht an die heil. Dreifaltigkeit glaube.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 165. 14 Junius 1831.

Die Volksaufstände in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

3. Blutige Auftritte von 1817 bis 1820.

So wie das Jahr 1816 gewesen war, so blieb es auch im folgenden. Man glaubt kaum, daß immer neue — Märtyrer so hätten aufstehen und im Angesichte der Verbündeten dem gehaßten Königshause die Spitze bieten können. Zum Theil mußten sie wirklich von Leidenschaft geblendet seyn, denn ein Thron, den einige hunderttausend Fremde schützen, wird doch nicht von einer Hand voll Menschen umgeworfen, und wenn sie alle zum Geschlecht des Mucius Scävola gehören. Genug, schon im Frühjahr 1817 entdeckte der Polizeiminister Decazes eine Insurrektion, die eben in Bordeaux zum Ausbruch kommen sollte. Ein Douanenlieutenant Randon stand an der Spitze. Er war mit Napoleon in Elba gewesen, und nach dessen Sturze bis im August 1816 bei der Douane angestellt. Seit dieser Zeit entwarf er große Plane, nannte sich Aly Bei, gab sich für einen Lieutenant des Kaisers aus, und stand in ausgebreitetem Briefwechsel. Doch noch zur rechten Zeit für die Bourbons wurde die Sache entdeckt. Zweihundert fielen in die Hände der Polizei; achtundzwanzig kamen am 6 Mai vor die Assisen. Drei davon, unter ihnen Randon, erlitten (am 24 Mai) den Tod unter der Guillotine, die andern wanderten in den Kerker. Zu Montargis wurden fünf deßhalb hingerichtet. In Toulouse war aber schon der volle Tumult ausgebrochen, und ohne Schonung wurde vom Militär auf die Rebellen gefeuert. Noch ärger tobte der Sturm im Junius um und in Lyon. Eine beliebte Schauspielerin daselbst verlor, wahrscheinlich absichtlich, ihr dreifarbiges Strumpfband auf der Bühne, und es gab Gelegenheit zu einer Fehde zwischen den Liberalen und Royalisten, die mit dem Tode und den Wunden mehrerer endete, allein von der Polizei beschwichtigt wurde. Es geschah dieß gleichfalls im Mai. Allmählich entspann sich ein ernsterer Kampf auf den Ebenen rings umher. Am 8 Junius standen wohl zwanzig Dörfer unter den Waffen, und die dreifarbige Fahne wehte überall. Das Feldgeschrei: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Marie Louise! Es lebe Napoleon II!" mischte sich mit dem Geheule der Sturmglocken. Eine ihnen entgegen rückende Gendarmerieabtheilung ward auseinander gesprengt. Zugleich brach am Abend desselben Tages verabredetermaßen der Aufstand in Lyon selbst aus, und es kostete Mühe, die Insurgenten zu Paaren zu treiben. Aber freilich fehlte es ihnen an Ordnung, wie an Ausdauer, und so bekam die Justiz nun wieder in Menge Arbeit. Todesurtheile wurden so schnell vollzogen, wie gefällt. Selbst ein sechzehnjähriger Knabe oder Jüngling ward erschossen, weil er, die Pistole in der Hand, Jeden, dem er begegnete, gezwungen hatte, vive Napoléon! zu rufen. Alle Hingerichteten aber nahmen den Haß gegen die Bourbons in die andere Welt mit hinüber, schmähten noch auf dem Schaffott und verkündeten Rache. Es war ihnen ein zwanzigtägiger Sold ausgezahlt worden. Von Wem? Das wußten sie nicht oder gestanden es nicht. Von Paris aus kam Marmont mit großer Vollmacht, die Gemüther zu beschwichtigen, was ihm, da er Milde und Strenge vereinte, gelang; aber freilich konnte er der beißendsten Ironie nicht entgehn. „Il a vendu Paris pour un *Louis*, il peut vendre Lyon pour un Napoléon!" las man eines Morgens an seiner Thüre.

Während man hier das Feuer tilgte, drohte es auch zu Sens und Straßburg in helle Flammen auszubrechen, wo die Nationalgarde ihre Posten aufgab, weil man ihr keine Beobeationen verabfolgen lassen wollte. Zu Rennes entdeckte man unter den Studirenden eine Art von Komplott zu Gunsten Napoleons. Und so könnten wir noch mehrere Unruhen erzählen, denn es gab fast keines der 86 Departements, wo sich gar Nichts dergleichen gezeigt hätte; nur mangelte überall Einigkeit, Kraft, Ausdauer und deutlich bewußter Zweck.

Im folgenden Jahre, in der Mitte des Februars 1818, fehlte wenig daran, daß ein Mordanschlag gegen den Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, Wellington, ausgeführt worden wäre. Er schien in Belgien von mehreren abgedankten Offizieren entworfen worden zu seyn, und ein Husar, Cantillon, ein wilder, tollkühner, starker Mann, feuerte die Pistole ab, welche dem englischen Feldherrn das Leben rauben sollte. Er fehlte, und Cantillon gestand durchaus nicht, ob und von Wem er gedungen worden. Während der Hof dem Briten sein Beileid bezeugte, machte sich das Volk durch ein boshaftes Epigramm Luft.

Bedenklicher war ein Anschlag gegen Ludwig XVIII, der im nämlichen Jahre 1818 statt fand. Allein er war von ganz anderer Art. Es war eine jener apostolischen Verschwörungen, wie sie bis jetzt oft in Spanien vorkamen. Die eigne Familie, der eigne Bruder, wollte Ludwig, wo nicht entthronen, doch zwingen,

in der Weise, wie bis 1787 geschehen, zu regieren. Aus Süden waren deßhalb fanatische Glaubensbanden aerschrieben. Indessen Wellington, dem man die Sache aortrug, wollte Nichts von dem kühnen Unternehmen hören. Im Gegentheil wurde noch im nämlichen Jahr Frankreich von den fremden Truppen geräumt, was bei der voewaltenden unruhigen Stimmung nicht erklärlich seyn würde, wenn die verbündeten Höfe nicht einzusehen geglaubt hätten, daß die Abneigung gegen die Bourbons immer steigen müßte, so lange durch die Anwesenheit ihrer Heere immerfort drückende Lasten aller Art nöthig blieben. Die nächsten zwei Jahre lassen auch in der That mehr Ruhe in Frankreich sehen, als bis jetzt der Fall gewesen war. Allerdings fand 1820 ein schreckliches Ereigniß Statt. Ein Sattler, Louis Pierre Lauvel, ermordete (13 Februar) den Herzog von Berry, als dieser seine Gemahlin nach Beendigung der Oper in den Wagen führte. Man fürchtete das Aeußerste. Die That schien nur die Frucht einer allgemein verbreiteten Verschwörung zu seyn. Allein obgleich wohl 1200 Zeugen vernommen wurden, so ergab sich doch Nichts, als daß Louvel allein das Schreckliche ausgesonnen und vollbracht habe, weil er die Bourbons für Frankreichs Feinde achte, und beim ersten Erblicken ihrer Fahne sie alle zu morden entschlossen gewesen sey; den Herzog von Berry aber habe er ermordet, da auf diesem die Hoffnung des Stammes beruhe. Kalt und unerschütterlich starb der Mörder, gerade so unerschütterlich, wie er die That vollendet hatte.

Eben so blieben ohne weitere Folgen im nämlichen Jahre die gewaltigen Stürme, welche im Junius zu Paris losbrachen, wo ein neues Wahlgesetz durchgesetzt werden sollte, das ein Vorspiel zu dem von Karl X 1830 projektirten gewesen war. Nur ein Mensch büßte sein Leben dabei ein, als am 3 Junius die Parteien auf den Kaien handgemein wurden. Allein es wurden mehr als hundert verhaftet; die Polizei war überall beschäftigt, mehrere Regimenter verstärkten die Besatzung; die Tuilerien wurden von Macdonald als Hauptquartier bezogen, mehrere Generale wurden festgenommen. Am 9 Junius kam es zu einem förmlichen Gefecht zwischen Bürgern und Soldaten. In vielen Provinzialstädten fanden ähnliche Auftritte Statt. Zwei Monate darauf sprach man aon einer großen Militärverschwörung. Wenn man die Stellung der alten Veteranen betrachtet, die, um Emigranten und Mönche zu füttern, hungern oder zu den gemeinsten Arbeiten greifen mußten, (wie Manche sah man als Kärner auf der Landstraße, als Bauern hinter dem Pfluge, als Weinschenken 2c.) so konnte es wohl nicht befremden, wenn sich viel Unzufriedene unter ihnen fanden, welche damit umgingen, die aerhaßten Bourbons zu stürzen. So Viel man ermittelt hat, sollte am 19 August die königliche Familie aufgehoben, und ein Glied von Napoleons Familie als Herrscher ausgerufen werden. Einige Verschworne vom 2 Garderegiment sollen Reue gefühlt und das Ganze verrathen haben. Ueber hundert Offiziere von verschiedenen Orten wurden eingezogen. Indessen muß die Sache nur absichtlich oder zufällig aergrößert worden seyn, denn die Meisten erlangten ihre Freiheit wieder, und große Resultate sind mindestens nicht bekannt geworden.

Bicêtre.

(Schluß.)

Der Unbekannte wurde uns noch interessanter, als wir ihn das Gespräch mit großer Gewandtheit und sogar in sehr ausgesuchten Redensarten führen hörten. Er sagte uns, er befinde sich nicht übel in dieser Behausung, die vormals schon als Lustschloß gedient habe und anmuthig genug gelegen sey, um seine Zeit bis auf bessere Tage hier angenehm zuzubringen. „Uebrigens,“ setzte er hinzu „sind die Geisteskranken, mit denen ich zusammenlebe, lauter friedliche Leute; nur selten hört man unter ihnen Zank oder Streit anheben, selbst nicht im Gesellschaftssaale. Sie wissen sehr gut, daß man sie in diesem Falle wieder in das Spital hinüberbringen würde. Auch komme ich ohnehin wenig mit ihnen zusammen.“ Er aersicherte uns, es befänden sich unter ihnen Leute, die bei Weitem nicht so närrisch seyen als sie sich anstellten. Sie begehen einige Tollheiten, die Polizei ergreift sie und sie bringen dann den Winter im Bicêtre zu. In der That ist auch für eine gewisse Klasse von Menschen der Aufenthalt daselbst nicht so unangenehm, wenn sie ein Mal ins Genesungshaus kommen, was lediglich von ihnen abhängt; gut gekleidet, gut genährt, in warmen Zimmern, die gescheuert und gewichst auf ängstliche Weise reinlich gehalten werden, kann man es sich so ziemlich gefallen lassen. Wer weiß, ob nicht ein gescheidter Polizeipräfekt aon Zeit zu Zeit einen oder den andern seiner Spione hieher schickt? Wenigstens glaubte unser Mann steif und fest daran, und er versicherte Dieß mit der größten Zuversicht, was jedoch wieder in seinen Ideenkreis einschlug.

Alles ging bis dahin vortrefflich. Er hatte nur auf unsre Fragen zu antworten. Endlich ergriff auch er hiezu eine Gelegenheit und fragte die Damen: ob sie nicht die Serpantine kennten? Ich konnte mir durchaus nicht denken, was er damit sagen wollte und ich fürchtete, Dieß möchte seine schwache Seite seyn, zumal ich seine Augen lebhafter erglänzen und seine Wangen sich röther färben sah. Wir aerließen ihn, aber während wir außen im Säulengang hinabwandelten, folgte er von Innen und pochte an den Fensterscheiben. Als wir uns umsahen, bemerkten wir ihn am offenen Fenster, aus dem er mit Kopf und Hand mit einer unverkennbaren Zärtlichkeit herabgrüßte.

Der Mann, den wir verließen, war — Wer hätte es ahnen sollen? — der Dauphin, der Sohn Ludwigs XVI, der unter diesem Namen im ganzen Bicêtre bekannt war. Er wurde, wie ich später aon ihm selbst erfuhr, in einem unterirdischen Gang des Tempels gerettet. Ich fand ihn bei diesem zweiten Besuche beschäftigt, ein kleines Zimmer auszukehren, eben das, von dem aus er uns Lebewohl zugewinkt. Er machte mir bemerklich, daß er sich hier oft aufhalte und daß er diesen Ort dem Gesellschaftssaale aorziehe, wo ihm die Hitze und fast eben so sehr die Gesellschaft zuwider sey. Ich fragte ihn, warum Se. königliche Hoheit selbst das Zimmer auskehre? „O,“ erwiederte er, „man muß sich doch eine Beschäftigung machen. Ich liebe die Reinlichkeit überaus und will oft lieber mich selbst bedienen, als das müßige Volk im Hause rufen.“ — „Erinnern Sie sich noch,“ fragte ich ihn, „des Tempels und Ihres Vaters Ludwig XVI?“ — „Wie sollte ich nicht?“ war die Antwort, „Ich erinnere mich bis auf seine Diener, den armen Hue,

den treuen Clery." — „Werden Sie Nichts für sie thun?" — „Sie sehen ja, in welchem Verhältniß ich bin. Ja, eines Tages — aber dann sind sie auch nicht mehr am Leben. Der eine hat drei Kinder hinterlassen, der andere . . . . (ich erinnere mich nicht mehr, was er von diesem sagte.) Vielleicht werde ich nicht Alles thun können, was ich will. Ich werde Jedem nach meinem besten Wissen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich werde hierin Papas und Mamas Vorschriften folgen; vorzüglich den Anweisungen, die mir Papa in seinem Testament hinterlassen hat. Aber so groß wir auch sind, können wir doch stets Mißgriffe begehen. Ich werde guter Rathgeber sehr bedürfen." — „Sie glauben also doch noch an die Regierung zu gelangen?" — Hier machte er ein listiges Gesicht. „O gewiß bald," setzte er hinzu, „aber ich weiß noch nicht wann; indeß beschäftigt man sich mit mir in allen Kabinetten von Europa, und meine Freunde werden mich auch nicht vergessen. Ich erwarte den Wind von Osten. Nicht wahr von daher weht der gute Wind?" — hier sah er noch listiger darein — „von da und von Norden? kurzum, ich warte."

Ich kam auf das Gespräch zurück, das wir jüngst über die **Serpantine** hatten. Das Wort machte ihn lachen; er belehrte mich mit einer geheimnißvollen Miene, daß er und seine Anhänger einer räthselhaften Sprache sich zu bedienen pflegten, um nicht verrathen zu werden. — „Aber was hat es mit dieser Serpantine für eine Bewandtniß?" fragte ich. — „Es ist ein Fluß" — „Wo?" — „In England" — „Wohin ergießt er sich?" — „Er fällt in die Themse, nahe bei London, in einem schönen Park, wo Leute von Distinktion sich zu ergehen pflegen, und dort begegnete ich auch Ihren Damen. Aber sehen Sie, es ist ein Wort von doppelter Bedeutung. Es ist auch der Name meiner Schwester" — „Welcher Schwester, der Herzogin von Angoulême? — „Nein, nicht doch, meiner Schwester, meiner wirklichen Schwester; Sie wissen ja" — — „die Herzogin von Angoulême ist also nicht Ihre wirkliche Schwester?" — „Nun ja" — (er kam in Verlegenheit, wie Jemand, der nicht gern die Blößen seiner Familie aufdeckt) „Es ist meine Schwester, wenn Sie so wollen, aber eine Adoptivschwester, die ich im Einverständniß mit der Andern angenommen habe und die ich eben so sehr liebe." — „Welche nennen Sie Serpantine?" — Er brach in ein Gelächter aus, wie wenn ich das Wort Dieß Mal nicht richtig ausgesprochen hätte. „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß hier eine doppelte Coincidenz obwaltet; es bedeutet den Fluß und auch meine Schwester Pantine, und auf diese Weise besprechen wir uns mit unsern Freunden, ohne zu verrathen, wovon wir reden. Ach, Pantine! Wir wurden an der Brücke von Beauvoisin von einem gewissen Jantin erzogen, er liebte uns wie seine Kinder, und doch wollten wir nicht seinen Namen führen, wir nannten uns Pantin und Pantine."

Ich hatte genug an dieser Unterhaltung. Ich verließ ihn; er sagte mir mit geheimnißvollem Gesicht, er wolle mit mir und den Damen am nächsten Tage weitläufig über die Sache reden, weil er uns erkannt habe; sonst müsse er sehr vorsichtig seyn. Er nahm von mir Abschied, indem er mir Aufträge an Madame Louise, an den Hof, an ganz Versailles ertheilte und wir trennten uns als die besten Freunde von der Welt.

Was mir in dieser Unterhaltung am Meisten auffiel, waren die Worte Papa und Mama, deren sich der vierzigjährige Mann bediente. Wenn man hiezu sein langes Lockenhaar in Betracht zog, so blieb kein Zweifel, daß er sich noch für ein Kind oder wenigstens für einen Jüngling hielt. Dieß erinnert mich an einen Greis von siebenzig Jahren, mit weißem Barte, den ich noch sah; er pflegte sich als Weib zu kleiden, wenigstens so viel als möglich und hielt sich auch für ein solches. Man sah ihn so in den Höfen des Bicêtre umherwandeln mit trippelnden züchtigen Schritten, die Blicke bald rechts bald links schelmisch umherwerfend, um die Huldigungen der entzückten Anbeter zu sammeln; denn Alle, die sich ihm näherten, hielt er für unglückliche Liebhaber, die in Liebesgram um seinetwillen sich verzehrten oder um seine Hand warben. Er nahm ihre Zärtlichkeiten mit der größten Huld auf, in die sich jedoch eine ziemliche Koketterie mischte und gerieth von den Schmeicheleien über seine Reize außer sich. Eine angenehmere Narrheit läßt sich nicht leicht denken.

Grégoire, Bischof von Blois.

Frankreich hat einen jener Männer verloren, deren Tod nur noch den Schlußstein einfügt in das Gebäude ihres Lebens, das nun vollendet dastehe in fester Gediegenheit wie ein erzgegossenes Denkmal, an dem das Auge keine Fuge zu entdecken vermag. Nur wenige Menschen steigen in's Grab, deren Alter nicht mit Scham oder Widerwillen nach ihrer Jugend zurückblickt, und glücklich preisen müssen wir den Greis, der nicht Ursache hat, schamroth in sich den Jüngling zu verleugnen, oder Kraft genug, um nicht, was in der Blüthe seiner Jahre ihn mit Begeisterung durchglühte, am Abend seiner Tage als unbesonnenen Rausch zu schelten oder als heillose Verirrung zu beklagen. Bewunderung aber können wir dem Geiste nicht versagen, der aus dem Doppelkampfe der Jahre und Verhältnisse unbezwungen dahin geht, und nicht wie der sterbende Talbot aus dem Leben scheidet

„Mit verzlicher Verachtung alles Dessen,
was ihm erhaben schien und wünschenswerth."

Die Geschichte wird zu den wenigen Namen solcher auserlesener Sterblichen auch den **Grégoire's** schreiben, der als Jüngling, wie als Mann und Greis mit unwandelbarer Treue dem Banner folgte, zu welchem die Freiheit und Humanität die edelsten Gemüther dieses Jahrhunderts in den Kampf rief. Generationen sind erloschen, seit die großen Ideen der Freiheit und Gleichheit über die Welt ihre ersten Strahlen warfen, die das veraltete Europa mit neuer Lebenskraft zu durchdringen verhießen; in den Händen wilder Leidenschaften war der prometheische Funke zum zerstörenden Brande geworden; blutiger Greuel zerbrach die ewigen Gesetztafeln der Menschenrechte; die begeistertsten Herzen verzagten, die edelsten Geister klagten entmuthigt sich selbst in Verzweiflung des Elendes an, das über die Welt gekommen war, oder rächten sich für bittere Täuschungen durch Abfall von der heiligen Sache, zu deren heftigsten Feinden sie übertraten; Frankreich nahm für die Freiheit das glänzende Phantom des Ruhmes, das nur einen Augenblick die Welt mit seinem Schimmer erhellte, um sie in so tieferem Dunkel zurück zu lassen; kühner als je erhob der Despotismus wieder sein Haupt und schmiedete die müden Völker auf immer, wie es schien, in unzerbrechliche Ketten — nur wenige starke Seelen hatten sich aufrecht erhalten in diesem Sturm der Zeiten durch den Glauben an die Wahrheit der Ideen, an den endlichen Sieg der guten Sache — unter ihnen **Grégoire**. Seinen letzten Tagen leuchtete zum Abschiede noch einmal die Sonne, deren Aufgang er in seiner Jugend geahnt und gesehen, an deren unauslöschliche Kraft er aller Verdüsterung ungeachtet nie verzweifelt hatte. Und gewiß hat diesen Glauben nicht der unversöhnliche Haß der Priester erschüttert, der seine häßliche Larve unter die Träume des sterbenden Greises mischte.

Heinrich Grégoire wurde am 4 Dezember 1750 zu Veho, in der Nähe von Lüneville, geboren. Frühzeitig eingedrungen in die Wissenschaft des Staatsrechtes und über die unveräußerbaren Rechte des Menschen und Volkes belehrt durch philosophisches Nachdenken, daß er auch durch die Lehre des Christenthums, dieses ewigen Evangeliums der

Freiheit und Menschenrechte begründet fand, mit einer tiefen Kenntniß der ursprünglichen Kirchenverfassung ausgerüstet, wurde Gregoire nicht unvorbereitet getroffen von der großen Bewegung der Zeit, die die politische und kirchliche Reform seines Vaterlandes herbeiführte. Einige literarische Werke machten ihn bald der gelehrten Welt bekannt. „Seine Lobrede der Poesie" errang ihm (1772) den von der Akademie zu Nancy ausgesetzten Preis, und die von Metz krönte seinen „Versuch über die moralische und politische Verbesserung der Juden" — eine Schrift, die durch ihre neuen und kühnen Gedanken sich die Uebersetzung in's Englische verdiente. Schon hierin entwickelte sich ein Geist, der erhaben stand über die Irrthümer der Intoleranz und des Fanatismus. In seiner damaligen Stellung als Pfarrer von Embermenil war es auch, wo er jede Gelegenheit ergriff, nicht bloß durch religiöse Erziehung, sondern auch durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse auf das Landvolk seines Kirchspieles einzuwirken. Von dort an begannen seine ein halbes Jahrhundert hindurch beharrlich fortgesetzten philanthropischen Bemühungen, Licht unter der Masse des Volkes zu verbreiten und hiedurch die Ungleichheit der Civilisation zu vermindern, die zum Nachtheile der Freiheit bis auf diese Stunde noch unter den verschiedenen Ständen Frankreichs eine so breite Kluft der Intelligenz erhält.

Es gab vielleicht damals in ganz Europa keine kirchliche Korporation, die von so moralischem und aufgeklärtem Geiste durchdrungen, die so trostreich für das arme Volk war, als der sogenannte niedere Klerus in Frankreich. Ihm gegenüber erschien in sehr nachtheiligem Lichte die hohe Geistlichkeit, die in Vergnügungssucht versunken, von sehr schlaffer Moral, nach Auszeichnung und Reichthum lüstern, ihrem Berufe als Hirten der Kirche wenig entsprach. Dieser Mangel an moralischer Kraft trat bald in den erfolgten politischen Stürmen recht sichtbar hervor. Die großen Würdenträger der Kirche stritten für ihre Privilegien und Einkünfte, allzu sehr von Eigennutz geleitet, als daß sie selbst dem sinkenden Königthum in seinem Schiffbruche die Hand hätten bieten sollen. Der niedere arme Klerus ergriff muthig die Sache des Königs und des Volkes gegen den Hof und schloß sich treu den hochherzigen Bürgern an, die aufrichtig die Verbindung des Thrones und der Freiheit wünschten.

Von der Geistlichkeit seiner Provinz im Jahre 1789 zu den Generalstaaten gewählt, war Grégoire einer der fünf Geistlichen, die der Sitzung im Ballhause beiwohnten. Nicht minder bemerkbar machte er sich in der Epoche des 14 Julius und in der berühmten Diskussion über die bürgerliche Verfassung des Klerus; er leistete zuerst den von der Geistlichkeit verlangten Eid. Zu gleicher Zeit von dem Klerus und der Bevölkerung von Blois und Mans auf den bischöflichen Stuhl dieser Diözesen berufen, entschied er sich für erstere.

Der Nationalkonvent, zu welchem er gewählt wurde, bot ihm Gelegenheit, sein edles Herz und seinen Muth in noch glänzenderem Lichte zu zeigen. Es gehörte nicht geringe Entschlossenheit dazu, in dem Augenblicke, wo bereits das Fallbeil über dem Haupte Ludwigs XVI schwebte, die Abschaffung der Todesstrafe vorzuschlagen und zu verlangen, daß der unglückliche König zuerst der Wohlthat dieses Gesetzes genießen solle. Nicht minder unerschrocken widersetzte er sich der Aufhebung des Christenthumes, gleichwie er den öffentlichen Unterricht und die Denkmäler der Kunst zu einer Zeit in Schutz nahm, wo ein fanatischer Republikanismus Frankreich in eine gräuelvolle Barbarei zu stürzen drohte. Unbekümmert um den Haß, den er sich durch seine Weigerung, das Christenthum abzuschwören, zugezogen hatte, wagte er es auch dem gefährlichen Feind noch durch zwei Schriften Trotz zu bieten, die eine „Contre les persécuteurs en matière de religion," die andere „Contre la translation du dimanche au décade." Später forderte er sogar auf der Tribune des Konventes die Freiheit des Kultus und erwirkte durch seine unerschütterliche Beharrlichkeit, daß die widerspenstigen Priester, die in den Hafenschiffen von Rochefort aufeinander gedrängt schmachteten, freigelassen wurden. Was Grégoire für den öffentlichen Unterricht that, kann hier nicht aufgezählt werden; nur so Viel werde erwähnt, daß das Bureau des Longitudes und das Konservatorium der Künste hauptsächlich seinen Bemühungen ihre Entstehung verdanken. Unsterbliches Verdienst aber erwarb sich Grégoire durch seinen unermüdlichen Eifer für die Abschaffung des Sklavenhandels. Wenn der Konvent in allen seinen Beschlüssen, scharf und durchschneidend wie ein Schwert, durch seinen unvorbereiteten Ausspruch, der den Schwarzen unbedingt die Freiheit ertheilte, mehr Unheil als Gutes stiftete und eine Maßregel unwirksam machte, die so sehr im Interesse der Menschheit ist, aber erst in unserm Jahrhunderte durch das Einverständniß aller Mächte durchgesetzt werden zu können scheint, so darf gewiß die nachtheilige Folge jenes Schrittes nicht Grégoire's menschenfreundlichen Absichten und den Philanthropen, die ihn unterstützten, zugeschrieben werden. Die Dienste, die er der Sache der Schwarzen leistete, wurden am Besten außer Frankreich gewürdigt. Auf Befehl des tugendhaften Präsidenten Petion wurden Grégoire's und Wilberforce's Bildsäulen in dem Saale des Senates von Haity aufgestellt. Diese Republik fühlte dankbar, was sie Männern schuldig war, deren unermüdlichen Bemühungen der wunderbare Erfolg gelang, ein Volk in die Reihe der civilisirten Nationen einzuführen, das die unbarmherzigste Politik als zur Sklaverei geboren, zu ewiger Knechtschaft verdammt hatte. Als daher die letzte französische Regierung es den Abgesandten Haiti's bei der Negoziation über die Unabhängigkeit ihrer Republik zur Bedingung machte, in keinerlei Verbindung mit Grégoire zu treten, unterließen sie es nicht, wenigstens heimlich dem verehrten Greise ihre Huldigungen darzubringen. Bis zu seiner Todesstunde bewahrte aber auch der hochherzige Menschenfreund seine väterliche Gesinnung für seine Schützlinge. Sein letzter Wille bestimmte einen Preis für Diejenigen, die sich am Besten verdient machen werden um die völlige Emanzipation jenes unglücklichen Volkes. Sein Herz, das so warm für dessen Leiden geschlagen, vermachte er der Republik Haiti.

Unter dem Direktorium waren alle Anstrengungen des würdigen Bischofes auf die Wiederherstellung des Kultus gerichtet; noch vor dem Konkordate Napoleons war es ihm gelungen, in mehr als 32,000 Pfarrsprengeln den Gottesdienst wieder einzuführen. Nach dem Konvente in den Rath der Fünfhunderte und unter dem Kaiserreiche zum Mitgliede des Senats berufen, verleugnete er nie die Unabhängigkeit und den Freimuth seiner Gesinnungen. Weit entfernt, in blinder Unterwürfigkeit dem eisernen Willen Dessen zu gehorchen, vor dem die Könige damals sich beugten, bis sie ihn mit Füßen treten konnten, wagte er es, in der Mitte eines demüthigen und feigen Senates, der wie jener in der römischen Kaiserzeit seinem Herrn und Gebieter kriechtisch schmeichelte und ihn unter die Götter versetzte, bis er ihn den Gemonien überliefern konnte, mit Garat, Lanjuinais und einigen andern eine Verwahrung gegen die absolute Gewalt einzulegen.

Zur Zeit der ersten Restauration stand Grégoire, immer seinen Grundsätzen treu, unter Jenen, die darauf drangen, von den Bourbonen die zuverläßigsten Garantien für die Freiheit zu verlangen, bevor man sie wieder in Frankreich aufnehme. Hiedurch würde diesem Lande großes Leiden erspart worden seyn. Die Bourbone würden die Freiheit nicht als ein Geschenk ihrer Großmuth und sich somit nicht für berechtigt gehalten haben, es willkürlich wieder zurück zu nehmen; sie würden mit Nachdruck von den allgemeinen Wünschen belehrt und durch die feige Nachgiebigkeit in den damaligen Unterhandlungen nicht zu der eitlen Hoffnung ermuthigt worden seyn, die Doktrin des göttlichen Rechtes wieder in's Leben rufen zu können. So wurde zu jener Zeit schon, als sie ihren Thron bestiegen, auch der Keim zu ihrem Sturze gelegt. Der Bischof von Blois nahm weder mit Rath noch That an den feigen Verhandlungen Theil, die ein Verbrechen jener Epoche genannt werden müssen.

Bald darauf verlor Grégoire sein Bisthum und wurde aus dem Institute verwiesen, das er begründet hatte. Auteuil, das schon Molière, Boileau und andere berühmte Männer zu ihrem Aufenthalte erkoren, war der Ort, wo der gelehrte Bischof in friedlicher Abgeschiedenheit Ruhe und Genuß in den Wissenschaften suchte. Nicht lange war ihm diese stille Zurückgezogenheit vergönnt. Die Wahlstimme des Departements der Isère berief ihn zur Deputirtenkammer. Diese wies ihn als unwürdig aus ihrer Mitte. Man rieth ihm, auf seine Wahl zu verzichten; doch Grégoire, der nie der Stimme kleinmüthiger Klugheit sein Ohr lieh, wo Recht und Wahrheit sprachen, erhob seine Stimme laut und nachdrücklich gegen diesen Staatsstreich, als einen frechen und strafbaren Eingriff in die Rechte des Volkes, für dessen Souveränität er die lange Reihe seiner Jahre hindurch gekämpft hatte. Nach dieser letzten Verfolgung trat Grégoire auf immer von der politischen Schaubühne und schien sich der Welt nur noch zu erinnern, wenn er in Schriften die Sache der Humanität vertrat.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 166. 15 Junius 1831.

Die englische Geistlichkeit und die Reformbill.

Der Widerstand, den die Geistlichkeit in England und Frankreich, den beiden am Meisten auf der Bahn bürgerlicher Freiheit fortgeschrittenen Staaten, den liberalen Ideen entgegenstellte, ist eine beachtungswerthe Erscheinung. In Frankreich sind es die Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer, die beharrlich gegen die Revolution des Julius ankämpfen; in England hat der Klerus überall, wo die Wahlen von seinem Einflusse berührt werden konnten, in Doretshire und Cambridge, im Dreieinigkeitskollegium zu Dublin, wie in Orford, die Reformkandidaten aus dem Feld geschlagen. Die unpopuläre Stellung, in welche hiedurch die Geistlichkeit beider Länder gekommen ist, kann früher oder später der Keim gefährlicher Erschütterungen in beiden Kirchen werden. Dort wird sich das Volk an das ungeheure Budget von 35 Millionen erinnern, das die französische Geistlichkeit in Anspruch nimmt; hier wird man die übermäßigen Einkünfte der anglikanischen Kirche in Erwägung ziehen, die Zehnten und Grundzinse, die auf dem Volke lasten, die reichen Pfründen und Abteien, die sich in den aristokratischen Familien vererben. Im höchsten Grade unpolitisch aber war es, bei einer so allgemeinen Aufregung durch unzeitiges Geschrei den Feind zu wecken und aufmerksam zu machen; denn das Volk aufmerksam machen, daß es unbillige Ueberbürdung zu tragen hat, heißt eben so Viel, als es auffordern sich derselben zu entledigen. Daß es hiezu um so geneigter seyn dürfte, als es die Geistlichkeit überall seinen Bewegungen entgegentreten sieht, ist nicht zu bezweifeln. Vielleicht liegt aber eben hierin wieder die Nemesis der Geschichte, daß gerade die Anstrengungen, die der Klerus macht, den gefährlichen liberalen Prinzipien gegenüber seine Privilegien zu behaupten, dazu beitragen müssen, die gefürchtete Veränderung zu beschleunigen. Die Kirche, wird man freilich sagen, ist auf ganz andern Säulen befestigt, als daß sie durch irgend eine Macht der Erde erschüttert werden könnte. Allerdings; diese andere auf andere Säulen gegründete Kirche aber wird auch unangetastet bleiben; was wird aber aus jener werden, die auf übermäßige Einkünfte ihren Glanz und ihre Macht gebaut hat, wenn ihr diese Grundpfeiler entrissen werden? Und sehr zu fürchten ist es, daß die Geistlichkeit nicht mehr Ansehen genug hat, sie durch sich selbst aufrecht zu erhalten. Die Erfahrung hat deutlich genug bewiesen, daß eine unpopulär gewordene Korporation nicht auf die Länge der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten vermag. Man kann sich ihr freilich eine Zeit lang entgegenstemmen, aber zuletzt reißt sie unwiderstehlich mit sich fort und zertrümmert nur um so gewaltsamer, je größer der Widerstand gewesen ist. Dieß scheint der Klerus beider Länder durchaus nicht begreifen zu wollen. Was wird die Folge seyn? Daß die katholische und englische Kirche um so früher das Loos alles Dessen theilen wird, was einmal veraltet ist, was sich seiner Zeit entfremden und der nationalen Richtung widerstreben will. Man darf nur einen Blick auf die englischen Blätter werfen, um in ihren heftigen Stimmen den fernen Donner des bedrohlichen Ungewitters zu erkennen. „Obgleich der König,“ sagt der Sun, „obgleich die Minister und das Volk alle sich zu Gunsten der Reform erklärt — obgleich die weisesten Staatsmänner sich dahin ausgesprochen haben, daß ohne eine Reform unvermeidlich eine Revolution erfolgen müsse — nahm dennoch die Kirche keinen Anstand, sich offen und hartnäckig dieser Maßregel entgegen zu stellen. Hiedurch erklärt die Geistlichkeit unverhohlen, daß der König Unrecht hat, daß die Minister Unrecht haben, daß das Volk Unrecht hat, und daß nur sie allein unfehlbar ist. Wir zittern an der Stelle des Klerus vor den Folgen eines so bedachtlosen Schrittes; wir zittern vor dem Eindrucke, den er auf die Gemüther der ungeheuren Masse von Zehntleuten machen muß, die natürlich noch mehr als je sich sträuben werden, zum Unterhalt einer Kirche beizutragen, die in Fragen, wo es sich um das Wohl des Landes handelt, immer auf der Seite seiner Feinde steht. Die Grundbesitzer werden lauter als je ihre Stimmen erheben für eine Umänderung in dem Zehntsystem; die Reformer werden hartnäckiger als je auf einer völligen Aufhebung des Stellenkumulus und auf gleichmäßigere Vertheilung des Kirchengutes bestehen. Alle Stände der Gesellschaft werden in diesem widerspenstigen Betragen des Klerus einen unabweislichen Grund sehen, die Kirche einer gründlichen und heilsamen Läuterung zu unterwerfen. Wäre Dieß der erste Fehler der Geistlichkeit, so möchte man ihr noch Nachsicht schenken; aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie in allen Jahrhunderten, in allen Ländern, unter allen denkbaren Verhältnissen, jederzeit hartnäckig den Interessen der öffentlichen Wohlfahrt sich entgegenstemmte. Stets war sie der geschworne Feind der Erziehung, der Freiheit, jeder Sache, die darauf ausging, auch in noch so geringem Maße den Zustand des Volkes zu verbessern. Wenn die Welt nicht noch in tiefer Finsterniß liegt, so ist es gewiß nicht die Schuld der Geistlichkeit, die gerne Alles unter dem

Schatten eines homerischen Dunkels erhalten haben würde, um ihren Geiz und ihre Bigotterie im Zwielicht unbemerkt dahinschleichen zu lassen. Es ist hierin kein Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken, Bischof oder Kardinal, Dechant oder Abt, Pfarrer oder Mönch; die Geistlichkeit bleibt überall dasselbe engherzige, intolerante Wesen, das stets die Macht zu erschleichen sich bemüht, stets die Interessen von Wenigen auf Kosten Vieler zu fördern strebt. Obgleich der Klerus Alles, was er ist, vom Volke hat, so wendet er doch Alles, was er hat, dazu an, das Volk unter seinen Füßen zu halten. Obgleich er der bezahlte Diener desselben ist, strebt er doch unaufhörlich, dessen Herr zu werden. Doch, Gott sey Dank, dieses System kann nicht länger Bestand haben; die Reform muß und wird auch über die Kirche sich erstrecken, die ihrer mehr als die Gesetzgebung bedarf. Allerdings giebt es Männer in der Kirche von frommen und freimüthigen Gesinnungen, die dem wankenden Gebäude noch zum Schmuck und zum Pfeiler dienen — und in der That sind sie allein noch seine einzigen Pfeiler — aber die Mehrzahl besteht aus eigennützigen Menschen, aus bigotten Frömmlingen vor dem Kasten des Mammons, die Nichts von einem Christen besitzen, als den Namen. Der Geist, der die Scheiterhaufen von Smithfield anzündete, lebt noch in ihnen fort, wenn auch unter anderer Gestalt. Noch ein Mal wiederholen wir daher unsere Ueberzeugung, daß ein System, das der Intoleranz und dem Uebermuthe von solchen Menschen als Kuppler dient, einer Prüfung unterworfen werden muß. Ihr behaglicher Stellenkumulus muß beschnitten, ihr Nepotismus abgeschafft, ihre Stunden des Müßigganges müssen in Stunden der Arbeit verwandelt werden; sie müssen in der Wirklichkeit Hirten ihrer Heerde werden, wie sie es jetzt nur dem Namen nach sind. Ihr Geschrei: die Kirche ist in Gefahr, wird sie nicht mehr retten. Sie mögen sich heiser predigen gegen die „Atheisten" — „Revolutionäre" — „Radikalen," die es wagen, an ihrer zeitlichen Seligkeit zu rütteln; das Volk wird ihre Klage verachten, sie nach ihrem wahren Werthe würdigen, und nur um so standhafter auf eine Reform dringen."

Die Volksaufstände in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

4. Die Verschwörung von 1822, und die Unruhen 1827.

Desto schrecklicher machte sich die unruhige Stimmung des Landes im Jahr 1822 bemerklich. Gräuel aller Art und Verschwörungen aller Orten herrschten hier. Wie 1830 loderten in allen Paris umgebenden Departemens während des Frühjahrs Feuer auf, welche meistentheils schon vorher durch Placate öffentlich angezeigt waren. Alles solle den Flammen preisgegeben werden, drohte ein solcher Anschlag, wenn nicht die rothe Mütze und die schwarze Fahne aufgesteckt würden. Vor Verzweiflung hätten die Landleute es beinahe gethan, wenn nicht der General Rivaud de la Raffinière mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln diesen Auftritten ein Ende gemacht hätte. Ungleich drohender aber waren die Unruhen in fast allen großen Städten, und fast zu gleicher Zeit. In Lyon, Nantes, Rennes, Toulouse, Belfort, ja in Paris selbst, gab es bedenkliche Bewegungen. Sie scheinen alle mehr oder weniger, etwa eine ausgenommen, von dem General Berton ausgegangen zu seyn, einem Mann, der als Krieger und Schriftsteller eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte. Sein Plan war, von der Vendee aus Alles in Aufstand zu bringen, denn so bigott königlich dieser Theil Frankreichs während der Jakobinerherrschaft gewesen seyn mochte, so konstitutionell gesinnt war wenigstens der Bürgerstand jetzt daselbst. Die Wahl der Deputirten Constant, La Fayette, Manuel, Dannon, ist allein Bürge dafür. Am 24 Februar erschien Berton auf dem Markte der Stadt Thouars mit etwa 50 Mann, ließ die Sturmglocke läuten, vertheilte Proklamationen an die herbeiströmende Menge, worin er Vernichtung des Adels und der Priesterkaste ankündete, und, gleich auf der Stelle bis auf 300 Mann verstärkt, zog er unter dem Rufe: „Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit!" nach Saumur. Unterwegs mehrte sich seine Schaar bis auf 800 Mann. Allein bei der Brücke von Foucheur ward er vom General Briche eben so heftig als unerwartet angegriffen und zerstreut. Er entrann in Bauernkleidern, wurde aber bald in einem Bauerhofe entdeckt und nach Poitiers gebracht. Nun rächte sich die angetastete Krone der Bourbonen ohne Schonung an Allen, die das Geschick in die blutigen Hände ihrer Schergen führte.

Bertons Haupt fiel am 6 Oktober. Er selbst hatte sich mit aller Beredsamkeit vertheidigt, welche einem Manne von Muth und Geistesgegenwart eigen ist. Ein Oberst Dufay ward im Gefängniß mehr wie ein wildes Thier, denn als ein Mensch behandelt. Nicht besseres Geschick hatte der Oberstlieutenant Caron und der Kapitän Spinola in Marseille. Man beschuldigte sie des Falschwerbens und ehe noch das Werk zur Ausführung gebracht, war der Tod ihr Loos. Carons Muth blieb ungebeugt. Er selbst gab dem Piket das Zeichen zum todbringenden Schuß. Am 21 September hatten vier Unteroffiziere in Paris dieß Geschick. Ihren Manen ward 1830 von der Gesellschaft der Volksfreunde ein großes Todtenfest gefeiert, und auf dem Platze, wo dem ermordeten Herzog von Berry ein durch freiwillige Beiträge erpreßtes Denkmal errichtet werden sollte, beabsichtigt dieser Verein ihnen eine Säule der Ehre zu setzen. Als ob aber die Regierung nicht mit wirklichen Unruhen zu thun hätte, zettelte sie auch, um wenigstens dadurch Gelegenheit zu erhalten, die Zügel recht scharf anzuziehn, selbst dergleichen an. So war es wenigstens in dem nämlichen Jahre mit der sogenannten belforter Verschwörung, welche das ganze Gebiet von Colmar und Mühlhausen im Elsaß unters Kriegsgesetz bringen sollte. Der Deputirte Köchlin that diese empörende Schurkerei der Regierung so dar, daß kein Mensch ihre verderblichen Maßregeln verkennen konnte. Zum Lohn dafür steckte man ihn auf sechs Monate in's Gefängniß und diktirte ihm 3000 Franken Strafe.

Wir könnten vom Jahre 1822 wohl noch mehrerer ähnlichen geringeren oder größeren Scenen gedenken, allein theils ermüdet die Wiederholung davon, weil sie kein Resultat zur Folge hatten, theils aber ist es namentlich bei den spätern schwierig, zur Gewißheit über ihren Ursprung zu kommen. Die liberale Partei warf nur dem Hofe vor, daß von seinen Miethlingen, von der Po-

Lizei die Sache ausgehe, welche sich wichtig machen, Geldbelohnungen erpressen wolle, indem sie von ihr verführte Menschen der Gerechtigkeit in die Hände liefere. Die Hofpartei dagegen nannte alles Dieß Rebellion, die von Schriftstellern, Religionsverächtern, Carbonari ausgehe. Namentlich machten sich beide Theile solche Vorwürfe 1827, wo bei dem letzten Versuch, Villele, sich zu halten, einen solchen angezettelten Aufstand in Paris drei Tage lang unterhielt, in welchem bereits die Barrikaden eine Rolle spielten. Es war Dieß eine der dem Scheine nach bedenklichsten Störungen im November 1827, allein sie gehört ebenfalls in die von der Regierung künstlich erregten, und zeichnete sich dadurch aus, daß hier jene Barrikaden in Anwendung kamen, welche der großen Revolution 1830 den Sieg gewannen.

(Schluß folgt.)

Grégoire Bischof von Blois.

(Schluß.)

Die letzten Augenblicke Gregoire's haben bewiesen, daß er treu blieb seinen einmal als wahr erkannten Grundsätzen bis in den Tod; er starb, wie er gelebt, voll Achtung gegen sich selbst, gewissenhaft in Wort und That, unerschütterlich in seiner Ueberzeugung, ein glühender Vertheidiger der Freiheit, ein warmer Freund der Humanität, ein tugendhafter und tief von seinem Glauben durchdrungener Priester. Mitten unter der schmerzhaftesten Krankheit, von Jahren und Leiden entkräftet, fand der Greis in seinem edeln Herzen Stärke genug, um sein Leben nicht Lügen zu strafen. Kein Wunder daher, wenn verfolgungssüchtige Bigotterie und Priesterhaß die Klauen ausstreckten, um wenigstens an der Leiche Dessen ihre Rache zu kühlen, der im Leben ihrem Angriffe allzuhoch stand. Der Erzbischof von Paris *) glaubte, den günstigen Anlaß, der verhaßten Regierung der Julinsrevolution eine neue Verlegenheit zu bereiten, nicht unbenützt lassen zu dürfen. Taub gegen alle Vorstellungen, verbot er seiner Geistlichkeit, die kirchliche Leichenfeier des verstorbenen Bischofs zu begehen. Wahrscheinlich zählte er hiebei auf eine Erneuerung der Scene von Saint Germain l'Auxerrois, auf Zusammenrottung des Volkes, Plünderung oder Zerstörung einer Kirche. Die Regierung, endlich müde, durch böswilligen Eigensinn die öffentliche Ruhe gefährdet zu sehen, befahl, den Gottesdienst in der Kirche der Abtei aux Bois zu begehen, zu deren Pfarrsprengel der Verstorbene gehörte, und im Falle der Verweigerung von Seite der Geistlichkeit mit polizeilicher Gewalt einzuschreiten. So zur Nachgiebigkeit gezwungen, öffnete nun zwar der Pfarrer des Kirchensprengels, unter dessen Arme der verlebte Bischof jährlich mehr als sechstausend Franken vertheilte, ungerechnet die reichen Geschenke, mit denen er die Kirche stets bedacht, diese dem Leichengottesdienste, ließ aber alle Geräthschaften, Kelche, Meßgewänder, Leuchter, Kerzen, selbst die Betstühle entfernen, und verbot den Chorsängern, dem Küster und Schweizer, ihr Amt zu verrichten. Man sah sich daher gezwungen, die nothwendigen Kirchengeräthe anderswoher zu entleihen, und zur Leichenbegängniß freiwillige Priester aufzufordern.

Am 31 Mai versammelte sich in der Straße der alten Tuilerien, wo der Abbé Gregoire wohnte, eine unzählbare Menge Menschen, um den Leichenzug zu begleiten. Auch Abtheilungen der Nationalgarde und der Linie schlossen sich an, um dem Verstorbenen, als Kommandeur der Ehrenlegion, die letzte Ehre zu erweisen. Man bemerkte unter dem Leichengefolge die Herren Merlin de Douai, Murat, Isambert, von Schonen, Philipp Dupin, Daunou, Bissot, Jullien, von Potter, Thibaudeau, vormaliges Konventsmitglied, den General Dubourg, den Präsidenten des lutherischen Konsistoriums Goeppe, viele Offiziere der Nationalgarde, die Abgeordneten der verschiedenen pariser Volksgesellschaften und andere ausgezeichnete Männer. Auch Bisette und Fabien versäumten nicht, am Grabe des väterlichen Freundes ihrer Nation die Pflicht der schuldigen Dankbarkeit zu erfüllen. Hinter dem Sarge, der mit der Stola bedeckt war, wurden die Zeichen seiner bischöflichen Würde, die Inful und der Stab, und das Band des Kommandeurs der Ehrenlegion auf sammtenen Kissen getragen. Es war Nichts versäumt worden, die Leiche mit glänzender Pracht zu bestatten, obgleich Gregoire in seinem Testamente allen öffentlichen Prunk verbeten hatte. Die kleine Kirche der Abtei aux Bois war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und in ihrer Mitte ein prächtiger Katafalk errichtet. Die erbetenen Priester, an ihrer Spitze der Abbé Grieu *) verrichteten die üblichen Ceremonien, dem Zornesstrahl des unversöhnlichen Erzbischofs zum Trotze, worauf die Leiche unter einem zahllosen Menschengewühle nach dem Kirchhofe von Mont Parnaß gebracht wurde, wo Abbé Gregoire seinem letzten Willen gemäß beerdigt werden wollte. An dem Grabe wurden mehrere Gedächtnißreden gehalten, so von Isambert, von Raspail im Namen der Gesellschaft der Volksfreunde. Fabien und Bissette sprachen in beredten Worten den Schmerz und die Dankbarkeit des Volkes von Haiti aus. Hr. Crémieux, Advokat des königlichen Gerichtshofes, feierte das Andenken des verehrten Greises im Namen der Israeliten, die dem aufgeklärten Prälaten ihre Aufnahme in den bürgerlichen Staatsverband des französischen Reiches verdanken. Ein junger Bürger, der im Jahre 1820 verbannt worden, weil er die Vertheidigung Gregoire's übernommen hatte, benetzte mit seinen Thränen das Grab und sprach in einigen Worten einer augenblicklichen Eingebung seinen bittern Unmuth gegen jene Kammer aus, die Gregoire ihrer unwürdig erklärte, und deren er auch wirklich nicht würdig war. Wir heben hier nur die Rede Thibaudeau's aus, der folgende Worte an die Versammlung richtete:

„Gregoire, mein Kollege, mein Freund, mein verehrter Mitschuldiger! Nach den beredten Stimmen, die an Deinem Sarge ertönten, will ich nicht ermüden, durch die Aufzählung Deiner guten Handlungen, Deiner hochherzigen Gesinnungen, Deiner Tugenden. Du hast gelebt unerschütterlich in Deinem edeln Berufe, treu der Revolution, Deinen alten Freunden, Deinem Vaterlande:

„So mäht die Sichel der Zeit allmählich die alten und wenigen Mitglieder des Nationalkonventes hinweg; aber ihr Andenken wird nicht untergehen, es wird fortleben in dem Gedächtnisse und der Achtung aller edeln Gemüther. Diese Versammlung, die dem Königthum und den Königen den Handschuh hinwarf, sie besiegte und zwang, mit der Republik zu unterhandeln — sie wird fortleben diese Versammlung, die die Unabhängigkeit dieses Landes aufrecht erhielt und seine Grenzen erweiterte; die das Feudalgebäude von Grund aus niederriß und freie Institutionen im Herzen Frankreichs gründete; die mit der reinsten Uneigennützigkeit die größte Macht ausübte und sie freiwillig niederlegte. Sie wird fortleben trotz dem Undanke der durch sie zu Glanz und Würden emporgestiegenen Renegaten, die ohne sie noch im Staube kriechen würden, in den sie die alte Aristokratie hinabstieß, deren Stelle sie einnehmen mochten. Wie strahlend erhob sich der Ruhm dieser Versammlung durch den unversöhnlichen Haß ihrer Feinde und den ihnen ertheilten Vollmachtbrief der Verfolgung! Wie erhob er sich über die Armseligkeit Derer, die ihn zu schmälern vermeinten!

„Auch Dich, Gregoire, proscribirten sie! Sie verbannten uns in die Fremde, und Dich wollten sie auf Frankreichs Boden selbst von dem Vaterlande verbannen! Die Revolution des Julius verhieß Dir eine glänzende Genugthuung; sie wollten Deinem Alter diesen Trost nicht geben; sie ließen Dich sterben in Deiner ruhmvollen Unwürdigkeit!

„Das Volk verjagte endlich diesen Königsstamm, den der Konvent zu Boden gestürzt, den die Nation zwei Mal aus ihrer Mitte gestoßen; sie haben sich selbst gerichtet und verbannt. Wie Wenig fehlte ihnen, Das zu werden, was sie durch einen gehässigen Mißbrauch des Wortes Königsmörder nannten! Das Volk brauchte nur Karl X gefangen zu nehmen und in ihre Hände zu liefern, und doch ließen sie auf Dir den Bann dieses Stammes lasten! Sie ließen aufgerichtet die Denkmäler, die sie ihm setzten; sie ließen den Jahrestag der Sühne fortbestehen, den sie ihm geweiht, und vielleicht werden sie am 21 Januar wieder hingehen, um ihre heuchlerischen Thränen zu vergießen. Wohlan, mögen sie hingehen! Frankreich wird sie dort erwarten.

„Gregoire, wir, die alten Mitglieder des Konventes, wir, seine letzten

---

*) Das Ausland wird die Korrespondenz des Erzbischofs und Gregoire's in seinen folgenden Nummern geben.

*) Grieu als Pfarrer zu Paris angestellt, seitdem er aus seiner Diözese verbannt wurde, weil er Manuel als Taufpathen eines Kindes zuließ.

Stimmen, treten an Dein Grab, Dir den Tribut unserer Verehrung zu entrichten; bald vielleicht folgen wir Dir in die Gruft; bald wird auch von uns Nichts mehr übrig seyn als ein wenig Staub; aber so lang ein Hauch des Lebens uns beseelt, werden wir uns, Deinem Vorbilde getreu, dem Dienste der Freiheit, des Vaterlandes weihen. Mit erhobenem Haupte werden wir uns Frankreich, werden wir uns der Welt zeigen. Unsern Ruhm, unsere Hoffnungen treten wir ab an diese um Deinen Sarg gedrängten Bürger; an diese neue Generation, die uns beerbte; an die Revolution des Julius. Sie hat den Konvent mit dem Throne verbündet, und uns endlich zu unserer Vertheidigung diese Tribune des Grabhügels geöffnet."

Ungestümer Beifall unterbrach und begleitete diese Rede. Grabessalven der Nationalgarde und der Linientruppen galten dem Grabe des Verstorbenen in der Ehrenlegion, und schlossen die Leichenfeier.

Literarische Chronik.

Sketches of Spain and Marocco. By Sir Arthur de Capell Brooke 2 vol. London, 1831.

(Schluß.)

Es ist aus dem Gesagten nicht unwahrscheinlich, wenn der Verfasser sagt: „Tetuan ist für einen Christen in keinem Betrachte ein angenehmer Aufenthaltsort; zu Tandscher haben die Mauren seit der Niederlassung europäischer Konsuln daselbst einigermaßen in ihrer hoffärthigen Bigotterie und viehischen Rohheit nachgelassen und gefälligere Sitten angenommen. Ganz anders ist es mit Tetuan, wo seit dem Jahre 1770 kein Christ sich mehr niederlassen durfte, als der Sultan Sidi Mohammed allen europäischen Konsuln, die früher sich dort befanden, die Stadt zu verlassen befahl; als Grund davon giebt man an, einer derselben habe ein maurisches Weib getödtet, worüber der Sultan so ergrimmt sey, daß er alle Christen ausgetrieben und einen Schwur gethan, daß nie mehr einer in den Mauern von Tetuan aufgenommen werden sollte."

Erst in späterer Zeit wurde auf dringendes Verlangen der englischen Regierung einem Konsul der Aufenthalt erlaubt unter großem Widerspruch der Einwohnerschaft. Hr. Price residirt hier als solcher, und als fast der einzige Christ schon seit mehr als einem halben Jahrhundert.

Auf seinem Wege von Tandscher nach Larasch sah Hr. Brooke einen sehr alten Steinblock, den man Uted nannte, und der viele Aehnlichkeit mit den keltischen Denkmälern hat, die man zu Stonehenge, Abury und anderswo in England findet. „Ohne Zweifel," sagt unser Reisender, „gehört der Uted der grauesten Vorzeit an; hiefür sprechen selbst die abenteuerlichen Sagen, die davon in der Gegend im Umlaufe sind. Eine derselben erzählt, der egyptische König Pharao habe sich des größern Steines bedient, um seine Pferde daran anzubinden; ein anderer, die Taube, die Noah nach verlaufener Sündfluth ausgesendet, habe sich auf dem Steinblocke von Uted zuerst niedergelassen. Es war eine Lust, die Muthmaßungen zu hören, die von den unter dem Zelte zusammengedrängten Arabern in Betreff meiner Reise angestellt wurden; sie zweifelten nicht, daß ich bloß daher gekommen sey, um den unter dem Steinwalle vergrabenen Schatz zu heben; doch meinten sie, Dieß sey für einen Christen eine reine Unmöglichkeit, da schon so viele Talibs und Weise aus ihrem eigenen Stamme in diesem Versuche gescheitert seyen. Mein Wirth selbst sagte mir, der Stein wachse, und es führe zuverlässig eine Thüre hinein, die aber noch Niemand habe finden können; er fügte hinzu, was vielleicht auch wahr ist, das Innere desselben sey hohl, und ein Pfahl, den man hineingestoßen, dringe mehrere Fuß tief ein, ohne den Boden zu erreichen. Der Steinblock ist sechzehn Fuß hoch."

Ueber die Bevölkerung von Marocco werden in den Reiseskizzen folgende Bemerkungen gemacht:

„Der Maure ist kräftig und schlank, von gebieterischer Haltung, und besitzt große Muskelausbildung, schwarze Augen, weiße Zähne, einen pechschwarzen Bart und schöne Züge voll ernsten Ausdruckes. Im Allgemeinen ist sein Gesicht römisch, und seine stolze Würde in jeder Bewegung giebt ihm ein solches Ansehen, daß man, wenn er, in die Falten seines schneeweißen Hayks gehüllt, der geschmackvoll über die linke Schulter geworfen herabfällt, einhertritt, einen Senator des alten Roms vor sich zu sehen glauben könnte. Und doch wie verschieden sind beide Charaktere in andern Rücksichten! Der des Mauren ist eine Mischung aus Allem, was sich nur Niederträchtiges und Verächtliches denken läßt, und seine wenigen guten Eigenschaften sind wie Funken, die unter einem schmutzigen Aschenhaufen ersticken. Ohne Treue und Glauben sind seine Angelöbnisse und Versprechungen mit einem Scheine von Ehrlichkeit überkleidet, daß ihnen selten ihr Opfer entgeht; Wahrheit ist seinen Lippen unbekannt, und Falschheit ihm so zur andern Natur geworden, daß man sich kaum auf irgend ein Wort, das er sagt, verlassen kann. Gleich den Katholiken, denen man die Lehre Schuld giebt, Ketzern sey kein Wort zu halten, rühmt sich der Maure, daß er den Christen nicht Treue und Glauben schuldig sey; diese Grundsätze sind indeß dem Einflusse zuzuschreiben, den seine bigotte Religion von früher Jugend an auf ihn ausübt. Er ist von grausamer, unerbittlicher, herrschsüchtiger und tyrannischer Sinnesart; Wohlwollen und Menschlichkeit sind seiner Brust fremde Gefühle. Stolz und hochmüthig gegen Untergebene, ist er schmeichlerisch und kriechend gegen Höhere, und der eigentlichste Sklave, den man sich denken kann, wenn er in Berührung mit Solchen kommt, deren Macht er zu fürchten hat. Argwöhnisch vielleicht eben so wohl deßhalb, weil Leib und Gut in Marocco keinen Augenblick gesichert sind, als aus natürlicher Gemüthsart, kennt er kein Band der Treue oder Freundschaft, das er nicht zu zerreißen im Stande wäre, wenn dadurch irgend Etwas gewonnen werden kann; und bei der Aussicht auf einen Vortheil ist er der niedrigsten Schmeichelei, der knechtischsten Unterthänigkeit fähig. Freigebigkeit und Großmuth sind ihm gleichfalls unbekannt, und wenn er sich den Schein dieser Tugenden giebt, so geschieht es nur da, wo er dafür einem gehörigen Lohne entgegensehen kann. Es würde viele Blätter füllen, wollte ich die zahllosen und fast unglaublichen Züge von Niederträchtigkeit, selbst bei den armseligsten Dingen, hier aufzeichnen, die in allen Ständen der Bevölkerung bemerkbar sind, aber am Meisten bei den höhern, selbst den Kaiser nicht ausgenommen. So abscheulich kann eine vieljährige Tyrannei auf ein Volk wirken!"

Vermischte Nachrichten.

Unaufhörlich erzählen die englischen Blätter in Ostindien von Unglücksfällen, welche sich auf der Tigerjagd ereignen. So zeigte am 11 September v. J. ein Hindu in Dschalna, in der Präsidentschaft Madras, an, daß ein Tiger in der Nachbarschaft gesehen worden sey, und alsbald begaben sich drei Offiziere, die HH. Mac Murdo, Brett und Craigie in die bezeichnete Gegend, um das Ungethüm aufzusuchen. Angelangt an einem kleinen Bache, gewahrten sie zwei Tiger, welche sie einen Augenblick ansahen und dann entflohen; nicht lange, so kehrten jedoch die Thiere zurück, und sie begegneten ihnen abermals; das eine davon wurde von Hrn. Brett getödtet, das andere zog sich in ein Gebüsch zurück. Nun rückten die Offiziere dicht an einander gedrängt, Hr. Mac Murdo, Artillerielieutenant, in der Mitte, vor. Während sie damit umgingen, den Tiger zu entdecken, stürzte dieser wüthend unter einem grauenvollen Gebrülle mit einem Satze auf Hrn. Mac Murdo los, daß derselbe zu Boden fiel und das Bein brach, worauf das Ungeheuer ihm Arme und Schultern gräßlich zerbiß. Hr. Craigie jagte dem Tiger in demselben Moment zwei Kugeln in den Leib, und Hr. Brett schoß ihn in den Nacken, was ihn nöthigte, seine Beute fahren zu lassen. Schon hatten diese Offiziere mehrmals gefeuert und ihr Vorrath von Kugeln war erschöpft. Da machte Hr. Craigie dem Leben des Tigers dadurch ein Ende, daß er einen Bleiklumpen in ein Wachstuch wickelte und ihn damit zusammenhämmerte. Der unglückliche Mac Murdo lag indessen furchtbar verstümmelt, wiewohl seiner noch bewußt, im Blute; sein Fuß war an mehreren Stellen zerbrochen und seine Hand in Fetzen zerrissen. Hr. Brett eilt so schnell er konnte zu einem Wundarzte; aber noch ehe Hülfe kam, hatte jener ausgelitten.

*

Der König von England hat seine natürlichen Söhne, den Obrist Friedrich Fitzclarence, den Schiffskapitän Adolph Fitzclarence, und August Fitzclarence, so wie seine Töchter Sophie, Gemahlin Sir Philipp Sidney's, Maria, Gemahlin Karl Richard Fox's, und Augusta, Wittwe des John Kennedy Erskine in den Marquisstand des Königreiches erhoben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 167. 16 Junius 1831.

Reiseskizzen eines Missionärs in Indien.

2. Das Reisen in Palankins.

Mit zehn Palankinträgern, und sechs Männern, denen ich mein Gepäck, Kochgeschirr 2c. auflud, trat ich die Reise von Madras nach Negapatam an. Der Palankin, den ich mir anschaffte, war keiner von den in Indien gewöhnlichen, denn er hatte einen doppelten Sitz, so daß zwei Personen gegenüber einander Platz nehmen konnten, und die gehörige Länge, um darin rückwärts anzulehnen und sich nach Bequemlichkeit zu strecken. Die Möglichkeit seine Lage zu verändern ist ein großer Vortheil, welchen der gemeine Palankin nicht erlaubt, indem man darin wie in einem Bett sitzt, wo man sich Kissen zur Unterlage giebt; was man zwar Anfangs nicht übel findet, aber wenn man es nicht gewohnt ist, bald überdrüssig wird. Die erste Station währete 2½ Stunden; die vier Männer, welche den Palankin auf ihre Schultern nahmen, lösten einander von zehn zu zehn Minuten ab; die, welche im Augenblick Nichts zu thun hatten, liefen voraus oder hinten nach; die ganze Sippschaft plauderte, lachte oder sang, und legte in einer Stunde ungefähr 5 M. zurück. Als ich zuerst diese Art zu reisen sah, bemitleidete ich von Herzen die Leute, deren Geschäft es ist, diese Sänften fortzubewegen, und ich machte mir selbst darüber Vorwürfe, daß ich mich auf solche Weise tragen ließ. Allein in einem so heißen und so ausgedehnten Lande wie Indien, wo die Straßen meist wenig Mehr sind als Geleise durch Moorgrund und Dschungeln, wo man selten Brücken trifft, und die Gebirgspfade von Lastthieren oft ohne die äußerste Gefahr nicht passirt werden können, hat die Noth dieses Sänftewesen eingeführt. Entweder reist man im Palankin oder zu Pferd; eine andere Wahl giebt es nicht; im letztern Fall aber braucht man Zelte, und die Tagmärsche können nur kurz seyn, da der Europäer den Nachtthau wie die Hitze de Tags scheuen muß. Durch Erfahrung habe ich mich überzeugt, daß es keine Leute in Indien giebt, die ihrer Aufgabe besser gewachsen wären, als die Palankinträger; leichten, muntern Sinnes vollbringen sie ihr Tagwerk, und wenn sie Strecken von dreißig sogar von vierzig Meilen zurückgelegt, und nur eine Nacht ausgeruht haben, so geht es am folgenden Morgen wieder gleich rasch fort. Eines Mals trugen mich bloß sechs Männer zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zweiunddreißig Meilen weit, und ein andrers Mal erboten sich sechs Männer mit mir von Madras sechshundert Meilen, ja, wenn ich es verlangte bis nach Kaßi oder Benares zu reisen — die größte Tour, die man im südlichen Indien zu machen sich beikommen läßt. Da ihre Kaste ihnen nicht erlaubt, mit Andern zu speisen, so liegt Einem von ihnen gewöhnlich der Transport ihrer Küchengeräthschaften ob, so wie die Bereitung ihrer Mahlzeit, welche meist aus Reis besteht. Während der Pausen den Tag über unterhalten sie sich, wenn sie nicht schlafen, mit Karten, oder einer Art von Brettspiel: die Haushälterischeren flechten Schnüre und verfertigen daraus Netze, die ihnen unter Wegs fast täglich zu einer tüchtigen Portion von Fischen verhelfen.

Das erste Nachtquartier hatte ich in einem Tschoultry oder Tschattram, einem einstöckigen steinernen Gebäude, deren es in diesem Theil von Indien viele giebt, wo man aber Nichts als Dach und Fach trifft. Diese öffentlichen Herbergen sind wie die Karawanserai's in der Regel Stiftungen wohlthätiger Reichen, und haben noch die schätzbare Zugabe eines Wasserbehälters in der Nähe, das tief genug ist, um selbst bei der längsten Dauer der trockenen Jahrzeit stets — gutes oder schlechtes — Wasser zu liefern. Das Becken ist von viereckiger Form und man steigt auf backsteinernen oder granitnen Stufen an den Rand hinab. Oft steht daneben auch noch ein kleiner Tempel mit dem Bild des Lieblingsgegenstandes der Anbetung des Patrons. Ein oder mehrere Pions oder Polizeibeamten befinden sich an diesen Plätzen, um die Ordnung zu handhaben, und den Reisenden bei Anschaffung von Bedürfnissen behülflich zu seyn. Einige Tschoultry's enthalten mehrere Abtheilungen für die verschiedenen Klassen von Reisenden, andere bloß ein einziges Gemach; oft schlief ich, während rings um mich der Boden mit Fremden beiderlei Geschlechts bedeckt war, die in ihre bunten baumwollenen Gewänder eingehüllt, Seite an Seite lagen. Nicht selten gehört ein Grad von Autorität dazu, um einem geräuschvollen Haufen, der vielleicht schon einige Stunden geruht hat, ehe der müde Wanderer anlangt, Schweigen zu gebieten, und mehr als ein Mal sah ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, eine Anzahl aus ihrem Quartier hinauszuweisen, ehe es mir gelang, die Stille herzustellen. Die Tschoultry's haben keine Fenster und, da es ihnen somit an einer freien Zirkulation der Luft fehlt, leidet man darin häufig durch Hitze, Staub und Schmutz, und sie sind wahre Höhlen für Fledermäuse, Affen und Schlangen. War das Wetter nicht gar zu ungünstig, so zog ich es immer vor, unter einem schattigen Baum zu übernachten, als allen Uebelgerüchen und Unbeständ-

den eines Tschoultry zu begegnen. Für Herberge zahlt man Nichts und man kann bleiben und gehen wie man will. Bei dem Mangel von Gasthöfen an den Straßen Indiens sind die Tschoultry's für Diejenigen, die keine Zelte mit sich führen, unentbehrlich. Indeß wurden auf den Befehl der Regierung zu Madras neuerer Zeit längs den meisten Hauptstraßen, in Zwischenräumen von 12 bis 15 Meilen, zum Besten der englischen Reisenden Bungalow's angelegt, worin man mehr Bequemlichkeit genießt.

Gegenüber meinem ersten Tschoultry war ein Basar, worin Reis und Oel und andere Gegenstände des Bedürfnisses feil geboten wurden, und zwar schienen Händler und Käufer einen ungeheuren Lärmen zur Betreibung ihres Verkehrs für unentbehrlich zu erachten. Im Tschoultry selbst erlöste mich der Zufall. Ein Weib hatte ihr Kind auf den Flur gesetzt, wo es weidlich schrie, während sie drüben plauderte; ich betrachtete den Kleinen mit der Lampe, die an der Wand brannte, und kaum bemerkte Dieß die Mutter, so rannte sie in größter Angst herbei, raffte den Schreihals auf, und ließ mich im ungestörten Besitz des Hauses. Der Pion erschien, wie gewöhnlich, fragte mich nach Namen und Charakter, woher ich komme, und wohin ich gehe und bot seine Dienste an, wenn ich das Eine oder Andere benöthigt wäre. Mittler Weile zündete einer meiner Diener, dessen Geschäft es war, für mich zu kochen, vor dem Tschoultry ein Feuer an und machte meinen Thee fertig. Hierauf legte ich mich nieder, und schlief bestens bis zum Morgen.

Es war 3 Uhr; der Mond schien in hellem Glanz; ich weckte meine Leute, die um mich her im Schlaf lagen, damit wir, ehe die Hitze des Tages anfinge, einen Vorsprung gewännen. Nicht lange, so kamen wir an das Ufer eines Flusses, der vom Regen sehr angeschwollen war, aber wie noch manche andere Flüsse, über die der Weg führte, ohne Brücke oder Boot passirt werden mußte. In solchen Fällen ziehen die Palankinträger den größten Theil ihrer Bekleidung aus, wickeln sie zusammen, und befestigen sie um dem Kopf. Sind sie so dann mit dem Palankin, den sie auf die gewöhnliche Weise tragen, bis an's Knie ins Wasser vorgeschritten, so heben sie denselben — mit der vereinten Kraft von sechs Personen — über sich empor, und waten so damit durch den Fluß, wobei sie oft bis an den Nacken in den Wellen gehen; Dieß wird nur dadurch möglich, daß die Arme Derer, die den Palankin tragen, durch die Hände ihrer Gefährten gehalten und unterstützt werden. Der Reisende steigt nicht aus. Diese Art über einen Fluß zu setzen scheint etwas gefährlich; allein die Männer gehen so vorsichtig zu Werke, daß selten ein Unglück sich ereignet; doch hört man von Beispielen, daß schon ganze Gesellschaften durch den plötzlichen Erguß von Bergwassern überrascht, und in die See gespült wurden.

Gegen Pondichery hin ist die Gegend eine flache Ebene mit Dschungeln, von dem Palar und andern Flüssen und zwei breiten Meeresbuchten durchschnitten. Unter Dschungeln versteht man ungelichtetes und unangebautes Land, das hier mit Unterholz, mit wilden Kräutern, Sträuchern und Röhren, die bis zur Höhe von 12 oder 16 Fuß aufschießen, bewachsen ist, dort einen grünen Rasen darbietet, wo Schafe und Rinder weiden. Gruppen von Dickicht, hin und wieder zerstreut, bilden eine vollkommene Wildniß, welche das trefflichste Jagdrevier enthält, aber auch Schlangen und schädliche Reptilien in Menge hegt. Vorzugsweise sind Dschungeln übrigens der Aufenthaltsort von Tigern.

Pondichery, eine der wenigen *) Niederlassungen, welche Frankreich in Indien noch besitzt, ist eine hübsche volkreiche Stadt, in ihrem europäischen Theil regelmäßig gebaut und mit mehreren Kirchen geschmückt; die indischen Stadtviertel fand ich so gedrängt von Menschen, daß mir die englischen Märkte einfielen. Da ich die Gasthäuser, die es hier giebt, nicht kannte, so rastete ich unter dem Schatten einiger Bäume. Das Gebiet von Pondichery erstreckt sich nur auf die unmittelbare Nachbarschaft auf beiden Seiten der Stadt; diese ist jedoch so angebaut, daß sie einem großen Garten gleicht. Herrschte in ganz Indien so viele Thätigkeit, so wäre es wahrscheinlich das reichste und schönste Land der Welt.

In Tranquebar nahm Dr. Kämmerer, Kaplan der dänischen Regierung und Missionär des k. Kollegiums zu Koppenhagen, mich gastfreundlich auf. Er zeigte mir die Kirchen, die Bibliothek und die Gebäude der Mission, bei welcher vormals sechs Missionäre beschäftigt wurden. Mit Interesse betrat ich die Stätte, wo der erste protestantische Missionär Indiens, der fromme Ziegenbalg, mit seinen Gefährten lebte und predigte, und wo ihre Reste ruhen. Besonders wehmüthig für mich war der Anblick der theils noch von ihnen herrührenden Sammlung der besten Werke über Bibelforschung aus verschiedenen Sprachen, die unter dem Einfluß des Klimas und angefressen von Insekten, wovor in Indien Bücher zu bewahren sehr schwer hält, nach und nach in Stücke fielen.

Nachdem ich in acht Tagen 180 Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich am 1 November glücklich Negapatam, froh aus dem Palankin loszukommen.

Die Volksaufstände in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbons 1814, bis zu ihrer Vertreibung 1830.

4. Die Verschwörung von 1822, und die Unruhen 1827.

(Schluß.)

Es war das Villele-Ministerium seinem Sturze nahe; eine neue Wahl der Deputiertenkammer, und die eben vom Könige ausgesprochene Aufhebung der Censur ließ für Villele um so mehr Alles fürchten, da er am Hofe selbst eine Partei gegen sich hatte. Villele griff zu dem schon oft gebrauchten Mittel, durch die Polizei selbst einen Aufstand zu erregen, was bei dem Jubel, der in ganz Paris über die freisinnigen zu Deputieten erwählten Männer und die aufgehobene Censur herrschte, nicht schwer hielt. Denen, die bloß recht jubelten, durften ja nur Söldlinge zugemischt werden, welche mit dem Jubel Beleidigungen gegen die Polizei verbanden und dieser so den

*) Dieß Besitzungen sind außer Pondichery, dem Sitz der Regierung mit seinem Distrikte, 1100 M. von Kalkutta und 100 M. von Madras, noch Karikal, etwa 250 M. südlich von Pondichery, beide auf der Küste von Koromandel; Tschandernagur am Ganges, 16 M. von Kalkutta und die Faktorei von Goretti, beide in Bengalen; Mahé mit einer Faktorei zu Kalikut, auf der Küste von Malabar; eine Faktorei zu Surat. Außerdem besitzen die Franzosen noch Faktoreien zu Muskat und Mocca.

Schein des Rechtes zum Angriff gaben. Genug, im Stadtviertel St. Denys fanden, um von den vielen Lärmscenen in großen Provinzialstädten nicht zu sprechen, wie z. B. Straßburg, große Unruhen in der Nacht vom 19 und den folgenden Nächten statt. Ganz Paris war freiwillig erleuchtet, die Freude über die Wahlen und die Censurfreiheit auszudrücken; wo ein Fenster nicht erleuchtet erschien, wurde es eingeworfen. Dagegen sah man auch angebliche aufrührerische Transparente. Ein Mensch wurde von einem Haufen verfolgt und genöthigt bei einem Infanterieposten Hülfe zu suchen. Vermuthlich war es ein Mouchard, den man entdeckt hatte und züchtigen wollte. Der Infanterieposten schützte ihn. Eine Gendarmerieabtheilung kam herbei und zerstreute den Haufen, welcher aber nun sogleich die Straßen mit Tonnen, Körben, Wagen verrammelte und sich vertheidigte, als er sich neu, wohl 4000 Mann stark, gesammelt hatte. Um 10 Uhr hatte er noch 3 neue Bollwerke der Art gebildet, welche um Mitternacht von Infanterie und Kavallerie angegriffen und unter einem Hagel van Steinen, Flintenfeuer aus den Fenstern erstürmt wurden. Es gab Todte und Verwundete von beiden Seiten. Am folgenden Abend ging es nicht besser zu. Neue Bollwerke mußten auch aufs Neue gestürmt werden. Die Pforten des Palais Royal wurden bereits um 8 Uhr geschlossen. Die Kolonnen „der Rebellen," wie sie im Moniteur hießen, wurden von zwei Seiten angegriffen. Die Sappeurs des 18ten Regiments stürzten sich auf ihre Barrikaden und eroberten sie. Viele wurden verhaftet, Fünf büßten mit dem Leben, Viele (gegen 50) waren tödlich verwundet, Alle aber Opfer der — agens provocateurs der Polizei, die im Geiste ihres Meisters aufwiegelten, und so demselben einen scheinbaren Grund zum Despotismus gaben. Da in den folgenden Nächten alle jene Punkte, wo die Unruhen geherrscht, von starken Militärabtheilungen besetzt wurden, so war die Sache damit zu Ende, und schon am 24 November konnte der königliche Gerichtshof die vorgefallenen Exzesse untersuchen, die, obschon über hundert Personen verhaftet worden, doch kein anderes Licht über die Sache verbreiteten, als daß Jene Opfer eines Staatsstreiches blieben, der von Villele und seinen Helfershelfern ausgegangen war, ohne die gewünschten Früchte zu tragen.

Abgesehn hiervon wird uns klar, daß 1830 in den Tagen des Julius Nichts geschah, was nicht schon fast alle Jahre seit 1812 wiederholt worden ist. Der Erfolg gestaltete sich nur anders, weil die liberale Partei einsah, daß jetzt Alles auf dem Spiele stand und die des Hofes das Spiel schon gewonnen zu haben glaubte. Wenn vorher Einzelne sich an die Spitze von Funfzig bis Hundert stellten und ein Opfer ihrer vorlauten Tollkühnheit, ihres blinden Vertrauens, ihrer Hoffnung wurden, so stellten sich nun Hunderte an die Spitze von Tausenden, weil die Bessern, Wohlhabendern, Gebildetern jetzt noch vielmehr Grund hatten sich zu fürchten, als der gemeine Mann. Der Letztere hatte jedoch bereits durch die sich immer wiederholenden Auftritte ebenfalls besser gelernt, die Angriffe der Reiter, den Ungestüm der Gendarmen, die Verheerung des Geschützes kraftlos zu machen, indem er ihnen — Barrikaden entgegensetzte, hinter welchen er seinen Mann aufs Korn nehmen, hinter die er sich zurückziehn, hinter welchen er den Feinden den Rücken oder die Flanken abgewinnen konnte! Wie Viel aber mögen seit 1815 in solchen Aufständen geblutet, wie Viel ihre Freiheit oder ihr Haupt unter der Guillotine verloren haben oder kriegsrechtlich erschossen worden seyn! Nach Karls X Sturze lößte man die Ketten von Fünfhundert, welche auf den Galeeren wegen politischer Vergehungen schmachteten. Ein trauriges Geschick, welches die Maske der Staatsweisheit und Legitimität vornahm, gab seit 1814 mehr als 30 Millionen Menschen in die Hände eines Königshauses, das in Wollüsten ertrunken und durch Bigotterie um die wenige Einsicht gekommen war, welche ihm die Erfahrung und der Aufenthalt in fremden Ländern während eines Zeitraumes von 25 Jahren hätte schaffen können! Wie die Saat, so die Erute!

Ueber den französischen Nationalreichthum.

(Rede Karl Dupin's, gehalten in der Sitzung der vier Akademien.)

Die meisten auf Thatsachen gegründeten Wissenschaften begannen mit einzelnen Beobachtungen, die bei mehr oder weniger Unbestimmtheit nur sehr unvollkommen geeignet waren, eine deutliche Einsicht in die Dinge und ihre Verhältnisse zu liefern. Nach und nach überzeugte man sich, daß es unmöglich sey, zu sichern Wahrheiten zu gelangen und sich der höhern wissenschaftlichen Gesichtspunkte zu bemächtigen, ohne für jede Art von Erscheinungen einen Maßstab auszumitteln, wodurch Thatsachen, die an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Beobachter aufgenommen worden, unter einander verglichen werden könnten. So hätten die Erscheinungen der Wärme an und für sich nicht hingereicht, uns die Gesetze kennen zu lehren, denen sie folgen, wenn uns nicht ein Instrument zu Gebote gestanden wäre, mittelst dessen wir die verschiedenen Wärmegrade messen, und um das Gesetz zu entdecken, welches die Kraft des Magnetismus und der Elektricität regiert, mußten wir einen ähnlichen Messer haben. Das Bedürfniß des gemeinen Lebens hat uns in der Münze den Maßstab für den Werth der dem Menschen nützlichen Gegenstände, d. h. für den Werth des Reichthums finden lassen. Allein dieser Maßstab ist ungenügend; er hat nicht den Charakter unveränderlicher Einheit, wie ihn Thermometer und Elektrometer haben. Selbst bei dem nämlichen Volke bewahren die Münzen nicht immer für eine gegebene Einheit die nämliche Quantität Metall. Je nachdem dieses Metall bald häufiger, bald wieder seltener ist, wechselt auch sein innerer Werth. Wie soll man nun diesen Schwierigkeiten begegnen? Oder ist es überhaupt möglich, ihnen zu begegnen? Ich glaube, daß die Möglichkeit, dieses Problem zu lösen, vorhanden sey, wenn es sich um die Schätzung des Reichthums eines zahlreichen Volkes handelt.

Denken wir uns eine Zählung, welche von demselben Jahre das vollständige Einkommen jedes Individuums angiebt, und rechnen wir alle diese Einkünfte zusammen, so bekommen wir als Resultat, was ich den jährigen Reichthum dieses Volkes nenne. Denken wir uns ferner eine Schätzung des mittleren Preises der bloßen Handarbeit oder der physischen Kraft eines Volkes, so erhalten wir damit einen Maßstab. Denken wir uns, daß ein Volk, während es dieselbe gesellschaftliche Ordnung, dieselbe Industrie und dieselben individuellen Reichthümer behält, seine Bevölkerung von jeder Klasse und jedem Stande verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht, so muß sich offenbar auch sein Totalreichthum verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen u. s. w. Somit bildet die Bevölkerung einen ersten Faktor des jährigen Reichthums. Denken wir uns nun, daß der Werth der physischen Kraft sich verdopple, verdreifache, vervierfache, während sonst in dem gesellschaftlichen Zustande Alles unveränderlich bleibt, so muß der Preis des Ertrags der Arbeit sich verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen; somit wäre der Preis der physischen Kraft ein anderer Faktor des jährigen Reichthums; noch giebt es aber einen dritten Faktor, den ich den Multiplikator des Reichthums nenne, und zwar spielt dieser die Hauptrolle in der Theorie des Reichthums der Völker. Erläutern wir diesen Satz durch ein Beispiel. Im Jahre 1830 haben 32,640,000 Franzosen ein Totaleinkommen von 8,800,000,000 Fr.; wird diese Summe gleich vertheilt, so kommen auf den Einzelnen 269 Fr. 6 C. als Antheil. Der mittlere Preis des Taglohns für bloße Handarbeit beläuft sich auf 1 Fr. 25 C., und ist somit

216$\frac{69}{100}$ Mal in jener Portion enthalten; 215$\frac{69}{100}$ wäre also der Multiplikator des französischen Reichthums für 1830.

Bei jedem Volke, dessen Vermögen man berechnet, wird die physische Kraft durch die geistige in der Hervorrufung neuer Erfindungen und Verbesserungen nach und nach erhöht, und der allgemeine Reichthum dadurch gesteigert, selbst wenn man voraussetzte, daß die Bevölkerung und der Preis physischer Arbeit stationär blieben. Diese Vermehrung des Multiplikators des Reichthums zeigt zugleich die Fortschritte an, welche die Civilisation macht. Im Jahre 1750 erhob sich der Jahresreichthum Frankreichs auf 2,125,000,000 Fr., und der Multiplikator dieses Reichthums auf 161$\frac{34}{100}$; im Jahre 1780, ersterer auf 4,260,000,000 Fr., letzterer auf 194$\frac{69}{100}$. Multiplizirt man nun in jeder dieser Epochen den Preis des Taglohnes für bloße Handarbeit durch den jedesmaligen Multiplikator des Reichthums, so erhält man als Produkt das durchschnittmäßige Einkommen jedes Individuums — nämlich im Jahre 1750 107, 98, im Jahre 1780 169, 56, im Jahre 1830 269, 61. Als Voltaire über Staatswirthschaft schrieb, nimmt er in einem jener Romane, worin die tiefste Vernunft sich unter den frivolsten Formen des Scherzes verbirgt, 40 Thlr. oder 120 Fr. als den Reichthum seines niedrigen Helden an. Dieses Einkommen gehört dem Zeitraume zwischen 1750 bis 1780 an, worin der „Mann mit vierzig Thalern" erschien. Statt dieses Münzwerthes, der keine klare Vorstellung zuläßt, wenn man die Epochen vergleicht, in welchen der Werth aller Dinge in so unermeßlichen Abständen erscheint, bieten uns die Multiplikatoren des Reichthums einen weit einfachern und nicht minder deutlichen Maßstab dar. Stellen wir die erwähnten drei Epochen in Parallele, so ergiebt sich, daß das mittlere Einkommen jedes Franzosen im Jahre 1750 gleich war dem Produkt von 161$\frac{34}{100}$ Taglöhnen, im Jahre 1780 dem Produkt von 194$\frac{69}{100}$, und 1830 dem Produkt von 215$\frac{69}{100}$. Beweis genug, daß das Loos der Individuen seit hundert Jahren, und vornehmlich in den letzten vierzig, sich unermeßlich verbessert hat.

Die Multiplikatoren des Reichthums sind für die Bürger das sicherste Mittel, sich über die Beschaffenheit der Auflagen zu belehren, womit sie belastet sind, so wie sie auf der andern Seite auch der Regierung kostbare Fingerzeige bieten. So entsprachen die Abgaben des Volkes im Jahre 1750 24$\frac{4}{10}$, im Jahre 1780 32$\frac{7}{10}$, und im Jahre 1830 22 Taglöhnen, oder das Verhältniß der Abgaben zum Einkommen betrug in diesen verschiedenen Perioden 15, 20 und 11$\frac{2}{3}$ Prozent. Diese seit fünfzig Jahren fortlaufende Zunahme des Wohlstandes durch die verhältnißmäßige Reduktion der öffentlichen Lasten hatte auch eine Zunahme der mittlern Lebensdauer zur Folge. Im Jahre 1780 betrug die mittlere Lebensdauer 28$\frac{77}{100}$, im Jahre 1830 35$\frac{20}{100}$ Jahre; in einem Vierteljahrhundert nahm mithin in Frankreich die mittlere Lebensdauer um sieben Jahre, d. h. um $\frac{1}{4}$ der Lebensdauer von 1780, zu. Zwar gebührt ohne Zweifel ein Theil des Verdienstes hievon der bewunderungswürdigen Wohlthat der Vaccine; aber nur ein Theil; alles Uebrige entspringt aus dem wachsenden Wohlstande des französischen Volkes.

Welches Licht würde sich über die Geschichte verbreiten, wenn wir die Reihe der Multiplikatoren des Reichthums von Athen, Rom und Karthago, von Egypten und den Hauptstaaten Asiens aus den Jahrhunderten ihrer Größe und ihres Zerfalles besäßen. Einige Zahlen würden mehr Aufschluß geben als ganze Bände voll Erzählungen und Sagen, wo die Malerei die Stelle des Kalkuls und die Einbildungskraft die Stelle der Kritik vertritt. Könnten wir, um uns auf die Zeit zu beschränken, in welcher wir leben, nur ein einfaches Verzeichniß dieser Multiplikatoren des Reichthums der vornehmsten Völker der Welt aufstellen, wie viele Täuschungen müßten verschwinden — wie manche Mächte, die uns jetzt durch den falschen Reflex ihrer erlogenen Wohlhabenheit blenden, müßten das Elend ihrer Unterthanen enthüllen — wie ganz und gar unsere Ansichten über den Reichthum des Orients sich umwandeln, der bereits seit vier Jahrtausenden den Nationen des Westens als den allgemeinen Behältern der Schätze des Universums anheimgefallen ist! Vergliche man dann mit diesen Verhältnissen des Reichthums noch Verfassungen, Sitten und Civilisation der Völker — welche neue Masse erfahrungsmäßiger Wahrheiten müßte das Resultat seyn! Diese Beobachtungen, fortgesetzt, wenn nicht von Jahr zu Jahr, doch von fünf zu fünf oder von zehn zu zehn Jahren, ließen uns alle Wechsel der Ab- und Zunahme erkennen, und uns alle möglichen Maßregeln für die Zukunft treffen. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Zeitungsblatt macht in Bezug auf das heillose Unwesen der Boroughmäklerei folgende Bemerkung: „Die Wohlthaten, die dem Königreich durch die Boroughmongers zugewachsen sind, lassen sich ungefähr so zusammenfassen: eine Vergeudung von 3600 Millionen Interessen — im Verlauf eines Jahrhunderts 800 Millionen schwebende Schuld — 30 Mill. Interessen — die Vermehrung der jährlichen Steuern von zwei auf 55 Millionen — die Steigerung der Auflagen von einer halben zu 15 Millionen — ungeheure Schuldenlast der Gemeinden, der größern und kleinern Städte — Verschuldung der Kirchen — Verschuldung jedes Dinges und Jedermanns — Verpfändung des Grundbesitzes — Verpfändung der Industrie — Ueberzahl von Geldmäklern und Pfandleihern — Verarmung der Bankiers — Vergantung der Handelsleute — überfüllte Arbeitshäuser — die Armen dem Hungertod nahe — die Gefängnisse um das Doppelte erweitert und doch überfüllt — zehnfache Zunahme der Kriminalverbrechen und Vergrößerung der Pachtgüter — Untergang der kleinen Pächter — hohe Abgaben, hohe Zehnten, hohe Taxen, geringer Verdienst der Arbeiter — der Lohn nicht den täglichen Unterhalt abwerfend — Brodtheuerung — Auswanderung der Bevölkerung — Pensionärs in Staatskarossen — Sinecuristen in Palästen — ein stehendes Heer von 90 000 Soldaten und 50,000 Offizieren — Advokaten und Büttel in Unzahl — Bankrotteurs und Gantirer im besten Wohlstand — Geldmäkler in Reichthum — die Mittelklasse arm und zahlungsunfähig — die Kolonisten verarmt — die Schifffahrt gehemmt — der Handel uneinträglich — die Arbeiter Bettler! Dieß sind die Folgen ihrer Kriege, ihres Papiergeldes, ihrer Peel's Billen, ihres Egoismus. Gewiß sind solche Dinge nicht die Frucht von Englands Konstitution und Monarchie — sondern Mißbräuche, die von Mißbräuchen erzeugt werden; wird die Reformbill den Stamm des Uebels ausrotten, so wird sie auch seine verderblichen Früchte verbessern, vermindern oder vernichten."

•

Der Radschah Rammohun (der indische Bramine, von dem das Ausland Nro. 140 Berichte gegeben hat) wurde unlängst zu London in eine Versammlung der Unitarier-Association eingeführt, an die er eine kurze Rede richtete. „Er sey zu unwohl, sagte er, um an den Geschäften des Tages thätigen Antheil nehmen zu können. Sehr verbunden erachte er sich gegen Dr. Curtland und Dr. Bowring und der Gesellschaft selbst für die Ehre, die sie ihm erwiesen, indem sie ihn als Bruder in ihre Association aufgenommen. Doch sey er sich nicht bewußt, was er für die Sache der Wahrheit gethan, um Anspruch auf ihren Dank machen zu können. Was immer er gethan habe, sey um seines eigenen Seelenheiles willen geschehen. Er glaube fast an alle Lehren des Christenthums; doch habe er Nichts vollbracht, was ihn des Dankes und Lobes der Versammlung würdig mache. Was auch durch ihn gewirkt worden, könne nur höchst geringfügig genannt werden. Die Hindus und Braminen, mit denen er in Berührung gekommen, seyen zwar insgesammt den Lehren entgegen, die er vertheidigt habe, aber die Christen in Indien seyen gegen seine und der Gesellschaft Prinzipien feindseliger gesinnt, als die Hindus und Braminen selbst; auch finde er bei Weitem größere Feindseligkeit unter den dortigen Christen, als unter den Landeseingebornen. Mit Abscheu erfüllt seyen sie gegen den Unitarismus und die einfache Wahrheit, der sie die Mystik und mystischen Formendienst vorzögen. Indeß, wenn das System des Unitarismus die Wahrheit enthalte, so werde es unfehlbar den Sieg davontragen, da die Wahrheit stets aller Hindernisse ungeachtet siegreich durchdringen müsse. Vernunft, die Schrift und gesunder Menschenverstand kämpfen für den Unitarismus, aber Reichthum, Macht und Vorurtheil seyen die Feinde von jenen Dreien. Doch hege er die feste Ueberzeugung, daß der Erfolg ihrer guten Sache um so zuversichtlicher zu hoffen sey, je mehr geistige Bildung ihr Licht verbreiten werde." — „Der Radschah," setzt der „Spektator" hinzu, dem diese Nachricht entnommen ist, „spricht das Englische flüssig und gewandt; er wurde bei seinem Eintritt in die Versammlung mit lauten Beifallsbezeugungen empfangen, worauf die Eingangs seiner Rede ausgesprochene Ablehnung des Dankes der Gesellschaft zu beziehen ist. Gleicher Beifall ertönte auch bei dem Schluß seiner Worte. Rammohun hat ein einnehmendes Aeußeres und trug die orientalische Kleidung. Er schien sehr leidend, und seine Stimme war wohl deßhalb auch schwach und gedämpft."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 168. 17 Junius 1831.

Ausflüge am schwarzen Meer. *)

1. Taman.

Ein ungünstiger Wind hielt uns 1½ Tage in Jenikalé zurück; als der Wind sich besserte, schifften wie uns auf dem Postboot der Tschernomortsen direkt nach Taman ein. In der Gegend, wo wir den Bosporus passirten, hatte derselbe eine Breite von 18 Wersten; der Wind war mäßig und wir brauchten 3½ Stunden zur Ueberfahrt. Von Kertsch nach Taman rechnet man 30 Werste; aber zwischen Jenikalé und einer Landspitze der Insel Taman, welche gegen diese Stadt vorspringt, beträgt die Beeite des Kanals nur 4 Werste.

Ein Netz von Seen, welche durch wellenförmig erhobene Ebenen von einander getrennt sind, oder durch sumpfige Vertiefungen zusammenhängen, giebt der Insel Taman ein Aussehen, als ob sie vor Kurzem erst aus dem Meer hervorgegangen wäre, und die Spuren vulkanischer Ausbrüche so wie die zahlreichen Quellen von Bergöl und die kleinen Kothvulkane (salses), die man sieht, lassen vermuthen, daß die Insel noch jetzt der Wirkung von Feuer und Wasser ausgesetzt sey. Durch Pallas war unsre Aufmerksamkeit auf diese Erscheinungen gelenkt worden. Wir beeilten uns also, sie näher in Augenschein zu nehmen. Die Gegend zwischen der Stadt Taman und dem See Soneccour, wo eine Hügelkette kothige Auswürfe darbietet, schien uns zu unserm Vorhaben am Besten geeignet.

An dem Abhang einer Anhöhe befanden sich zwei dieser Vulkane, die in diesem Augenblick in größter Thätigkeit begriffen waren. Das größere Becken hatte etwa 70 Fuß im Umfang und war mit einer kompakten teigigen Masse von sehr feinem kothigen Thon gefüllt; von Zeit zu Zeit erhob sich eine dicke Luftblase von wenigstens einem Fuß im Durchmesser, und wenn sie geborsten, so folgten auf derselben Stelle mehrere kleinere, und an dem westlichen Rand, wo das Becken eine kleine Mündung nach der Ebene hatte, kamen nach einander noch kleinere zum Vorschein; waren dann diese verschwunden, so zeigte die große Blase sich von Neuem. Die Pausen zwischen den verschiedenen Erscheinungen waren sehr ungleich, bald von einer Viertels-, bald von einer halben, bald von einer ganzen Minute.

Da man Gefahr lief, daß der Boden unter den Füßen einsank, so konnte man sich dem Hauptbecken nicht genug nähern, um die Temperatur des flüssigen Theils zu untersuchen und das Gas zu sammeln; wir hielten uns deßhalb an den benachbarten Trichter, hier war bloß an der Mündung eine Einfassung von schwachem Thon, hingegen auf der Westseite ein zwei Fuß hoher trockener Rost (bourrelet). Der Umfang der Höhlung betrug ungefähr 17 Fuß; der Thon befand sich in vollkommen flüssigem Zustande, und klein Blasen wie von siedendem Wasser stiegen in der Nähe des westlichen Randes empor. Das Thermometer gab von diesem Vulkan die Temperatur zu 17°7, von dem ruhigen flüssigen Schlamm, in der Nähe des Punkts, wo wir standen, zu 23°5 an, während man in freier Luft an der Sonne einen Wechsel der Temperatur zwischen 23°8 und 23°9, und im Schatten eine Temperatur von 21°5 beobachtete. Die größte Tiefe, an der Oberfläche des Wassers gemessen, wo sich die Blasen erhoben, belief sich auf 8 rheinische Fuß; sie nahm aber gegen den Rand hin rasch ab. Den Boden bedeckte ein so feiner fetter und weicher Thon, daß man gleich am Rand tief einsank und nicht aufrecht stehen konnte, ohne daß man sich an den Rost anklammerte.

In Ermanglung des nöthigen Apparats mußten wir uns damit begnügen, die Gase in Beziehung auf ihre Eigenschaft der Beschleunigung oder Hemmung des Verbrennungsprozesses zu prüfen. Das Gas, welches wir sammelten, besaß bloß die letztere Eigenschaft. Der mit Salpeter bereitete Zunder losch, wenn man ihn anzündete, sogleich aus und die verkohlte Stelle färbte sich roth; auch setzte das Bersten der Blasen das Gas nicht in Flammen. Blies ein frischer Wind über die Trichter, so hauchten sie, selbst auf eine ansehnliche Entfernung einen starken Erdharzgeruch aus, welchee sich gleichfalls entwickelte, wenn man die Flüssigkeit leicht bewegte. Das gelbliche Wasser, das nur einige Linien hoch über dem zerlassenen Thon stand, hatte einen schwachen Salzgeschmack und der Grund der Rinne, durch welche der Ueberfluß der Höhlung sich periodisch entlud, war mit einer dünnen Salzkruste übeezogen. In dem trockenen Thon am Rand der beiden Trichter gab es eine Menge kleiner eckichter Stücke von bituminösem, kalkichtem und quarzichtem Sandstein mit einer tüchtigen Beimischung von Eisen. Spuren von diesem Gestein nebst Glimmerfragmenten trifft man häufig auf dem Weg nach der Stadt Taman. Wie glaubten uns auch überzeugt zu haben, daß die Brocken nicht von Unten ihren Schlamm erneuern, und daß sie nur Luftblasen von sich geben; denn als wie nach fünf

*) Ein Bruchstück aus der Reise der HH. Engelhardt und Parrot in den Nouv. Annal. des Voyages, Märzheft.

Monaten wieder die Gegend besuchten, fanden wir das kleine Becken so voll als das erste Mal; ein wenig Thon hatte es zwar über die Ebene ausgeschüttet, aber lediglich in Folge des kurz zuvor anhaltenden Regenwetters und keineswegs wegen einer größern Quantität von Schlamm, die der Tiefe entquollen wäre; so wie das erste Mal war kein beständiger Abfluß vorhanden und die Luftblasen, die nicht aufhörten aufzusteigen, führten stets etwas Wasser mit sich.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen eines Missionärs in Indien.

5. Missionswesen.

Negapatam oder Negapatnam, d. i. die Schlangenstadt, war vormals die Hauptstadt der holländischen Besitzungen auf dem indischen Festlande. Die einst weitläufigen Festungswerke sind jetzt zerstört, das Baumaterial verkauft und weggeschifft; was von Graben, Wall und Glacis noch übrig blieb, ist mit Indigopflanzungen bedeckt. Der Begräbnißplatz, im Umkreis des Forts gelegen, bietet, obwohl vernachlässigt, noch manche merkwürdige und rührende Denkmäler aus alter und neuer Zeit dar. Die Stadt ist groß und volkreich; unter den Bewohnern trifft man viele Familien von englischer, französischer, holländischer und portugiesischer Abkunft; jedoch die Masse besteht aus Mohammedanern und Hindu's. Die Hauptstraßen sind breit und lustig; es giebt aber auch so enge Gäßchen, daß drei Personen kaum neben einander gehen können. Hindusche Tempel finden sich im Ueberfluß. Früher herrschte hier das buddhistische System vor, und in einer der Straßen sieht man noch ein wohl gemeißeltes Buddhabild in voller Lebensgröße und in nachdenkender Stellung. Vor den Thoren ist ein hoher Thurm, insgemein die silberne Pagode genannt, worüber verschiedene widersprechende Sagen in Umlauf sind, eine, wornach die Erbauung Chinesen zuzuschreiben, also der Zweck ein buddhistischer wäre. Der Thurm ist aus kleinen rothen, ganz glatten Backsteinen aufgeführt, mit so wenig Mörtel, daß man zweifeln wollte, ob überhaupt welcher gebraucht worden; ein Eingeborner versicherte mich aber, man habe allerdings Mörtel dazu genommen, und zwar einen der bloß aus der Erde bestehe, die von weißen Ameisen, wenn sie ihre Wälle und Zellen bauten, aufgeworfen werde, diese Erde zu einer feinen Paste zerrieben sey zwischen jeden Backstein gekommen. Der Thurm hat eine solche Höhe, daß er der erste Gegenstand ist, dessen man von der See aus ansichtig wird; die Holländer hatten drauf ihre Flagge aufgepflanzt. Man zählt in Negapatam mehrere römische Kirchen. Auch eine alte holländische Kirche ist daselbst, die noch von der verlorenen Herrlichkeit des Ortes zeugt, in ihr versammeln sich die englischen Residenten zum Gottesdienst, den jeden Sonntag Morgen ein Missionär verrichtet; die Orgel muß ein schönes Instrument gewesen seyn, jetzt ist sie verstimmt und ihre Töne schweigen. Die Zahl der Einwohnerschaft von Negapatam läßt sich, wie von indischen Städten überhaupt, schwer schätzen; doch nimmt man wenigstens 30,000 an. Die dortigen Engländer meist Regierungsbeamte im Civil- oder Militärdienst, wohnen in geräumigen und wohlgebauten Häusern, gegenüber dem Fort oder in Gärten eine bis zwei Meilen gegen NW. Die beste Landstraße ist diejenige, welche nach Tandschur führt, der Hauptstadt des alten Königreichs, von welchem Negapatam einen Theil bildete; die Lieblingspromenaden dagegen laufen um das Fort herum, und ziehen sich längs der Küste hin.

Ein Paar Tage reichten hin, mich mit den Gegenständen unserer Arbeiten bekannt zu machen, und in dem Kreis unserer Gesellschaft einzuführen. Wir hatten es mit einer höchst achtbaren englischen Gemeinde zu thun, welche unsere Morgen- und Nachmittagsandachten fleißig besuchte; auch der portugiesische Gottesdienst, welchen mein Kollege Hr. Squance hielt, der seit längerer Zeit in Negapatam sich diesem Beruf widmet, hatte guten Fortgang, und berechtigte zu schönen Hoffnungen, die sich in der Folge vollkommen realisirten. Desto schlimmer sah es mit der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden und Mohammedanern aus; umsonst hätte man erwartet, daß sie sich in den zum christlichen Kultus bestimmten Plätzen einfänden; zuerst mußte der Geist der Forschung in ihnen angeregt werden, ehe daran zu denken war, daß sie zu uns kommen würden, um sich mit uns in religiöse Erörterungen einzulassen. Hr. Squance beschloß daher einen andern Weg einzuschlagen, um dem Christenthum Eingang zu verschaffen. In Negapatam sind mehrere Tschoultry's und unter den zahlreichen Dörfern der Nachbarschaft umher giebt es kaum eines, so nicht ein solches Gebäude besitzt. Diese Gasthäuser wollten wir nun benützen um den Eingebornen zu predigen, oder sie zu religiöser Unterhaltung zu veranlassen. Sofort verfügten wir uns nach einem derselben und indem wir ein tamulisches Lied absengen, zogen wir bald einen Haufen herbei, den Hr. Squance dann in dieser Sprache anredete, und dem er Kapitel aus der heiligen Schrift vorlas. Die Aufmerksamkeit, welche das Volk uns schenkte, ermuthigte uns zu neuen Versuchen an den folgenden Abenden und zuletzt wählten wir uns sieben der meistversprechenden Tschoultry's aus, welche wir die Woche über der Reihe nach jeden Abend besuchten. Ich selbst wendete mich zuweilen mit Vorträgen an die Läufer, wobei ich mich eines jungen eingebornen Christen als Dolmetschers bediente, und kann sagen, daß der Ernst, womit sie mich anhörten, der Wichtigkeit der Sache, welche ich vertrat, und den feierlichen Gefühlen, welche meine Seele bewegten, vollkommen entsprach. Man bat uns um Abhandlungen, welche wir so wie Bruchstücke der Bibel auszutheilen nicht ermangelten. So beseitigten wir Schwierigkeiten, die der Bildung einheimischer Gemeinden entgegenstanden und nie war ich mit meinem Tagwerk zufriedener, als wenn ich in einem Tschoultry predigte.

Meine meiste Zeit widmete ich der Erlernung der tamulischen Sprache. Hierin wurde ich von dem erwähnten jungen Mann und von einem Andern, der, wenn ich wünschte, zu mir kam, unterstützt, und bei wichtigen Anständen erholte ich mich bei meinen Kollegen Raths. Nicht lange so hatte ich die Grammatik ziemlich inne; jetzt handelte sich's vor Allem darum, die richtige Aussprache und einen gehörigen Wörtervorrath zu gewinnen. Damit beschäftigte ich mich jeden Tag mehrere Stunden; ich las laut wie mir der Lehrer Satz um Satz vorsprach, und bemühte mich, ihn in Ausdruck und Accent möglichst nachzuahmen; sonst las ich wohl auch allein und ließ mir nachher von ihm zeigen, wo ich gefehlt. Aus den Wörtern, die mir vorkamen, legte ich ein Wörterbuch an,

und auf dieser Grundlage machte ich meine Rede- und Schreibversuche. Da meine Studien wenig Unterbrechung erlitten, so gelang es mir in Kurzem die Uebersetzung des neuen Testaments zu verstehen, und leichte Aufsätze zu lesen. Sieben Monate nach meiner Ankunft in Indien verfaßte ich mit dem Beistand und den Verbesserungen meines Lehrers zwei tamulische Predigten.

Im Monat Februar fand die Jahresversammlung der wesley'schen Missionäre zu Dschaffna auf Ceylan Statt. Diese Gelegenheit die indischen Missionen in einem weitern Umfange kennen zu lernen, mochte ich nicht versäumen. Wir schlossen uns daher einer kleinen Gesellschaft an, welche am 21 dahin absegelte. Das Schiff war zu klein als daß es viel Bequemlichkeit erlaubt hätte; in einem Bootsmantel gehüllt, schlief ich auf dem Verdeck; wenn ich aber Nachts aufwachte, freute ich mich des hellen Mondlichtes und ergötzte mich an dem Gesang des Steuermannes, der in den sanftesten Lauten der tamulischen Sprache den Wind herbeizuflehen schien. Am 23 landeten wir in Kaltes und am Abend des kommenden Tags fuhren wir in zwei kleinen Fahrzeugen in die seichte Straße hinein, welche die Provinz Dschaina von dem übrigen Ceylan trennt. Das methodische System, welches jährliche Generalversammlungen der Geistlichen erfordert, ist von besonderem Nutzen in fremden Ländern. Die Zahl der Geistlichen auf den weißen Missionsstationen ist verhältnißmäßig gering, und noch geringer die Zahl derjenigen, welche auf die Gefühle eines Glaubensboten einzugehen, ihm ihren Rath zu bieten, und Hindernisse, auf die er stößt, aus dem Weg zu räumen wissen. Geschieden von Allem, was mit ihm gleichgesinnt ist, müßte er über die Schwäche menschlicher Natur erhaben seyn, wenn das Interesse, mit dem er sein Wirken beginnt, nicht manchmal einer Auffrischung bedürfte. Der gegenseitige Austausch von Wort und That bei solchen Vereinen ist daher ohne Zweifel eben so viel werth als die Verhandlung öffentlicher Geschäfte, die dabei vorgenommen werden. Einen angenehmen Tag gewährte mir nachher der Besuch der amerikanischen Missionsstationen, in den Umgebungen von Dschaffnapatam. Als die Portugiesen im Besitz von Ceylan sich befanden, war ein beträchtlicher Theil der Einwohner von Dschaffna dem Namen nach christlich; überall waren Kirchen und Pfarrhäuser, die Eingebornen wurden getauft und erschienen bei dem öffentlichen Gottesdienst. Unter der holländischen Herrschaft gieng es so ziemlich in dieser Weise fort; als aber die Engländer Besitz von der Insel ergriffen, neigte das sich selbst überlassene Volk sich wieder zum Heidenthume hin und die christlichen Tempel und Amtsgebäude geriethen in Verfall. Als im Jahre 1816 die amerikanischen Missionäre anlangten, richtete der Gouverneur ihr Augenmerk auf diesen Gegenstand, und als ich hinkam, beschäftigten sie sich gerade eifrigst mit Wiederherstellung und Ausbesserung des Zerfallenen. Diese Missionäre wechseln ihren Aufenthaltsort nicht; all ihre Zeit gehört den Eingebornen, die Erziehung der Kinder, deren sie so viel als sie können zu sich ins Haus nehmen, soll ihnen das Mittel werden, auf die ältern Personen zu wirken. Sie drückten damals Hoffnungen auf Erfolg aus, die seitdem einiger Maßen in Erfüllung gingen. Die heidnischen Eingebornen von Dschaffna und der Umgegend sollen überhaupt weniger in Vorurtheilen befangen seyn, als die Kontinental-Indier; namentlich bekümmern sie sich wenig um den Unterschied der Kasten.

Grégoire, und der Erzbischof von Paris.

Seitdem Bannstrahlen, Ketzergerichte und Scheiterhaufen ihre Kraft verloren haben, die Freiheit der Meinung zu unterjochen, was der rohen Gewalt im Grunde doch immer nur scheinbar gelang, da die Wahrheit, ein unsterblicher Phönix, stets verjüngt sich aus den Flammen aufschwang; seitdem Feuer und Eisen von ihrer Heerschaft über die Geister zum Maschinendienst im Spinnhause herabgesunken sind — mußte man auf andere Waffen sinnen, um die Ueberzeugung, die ihr Haupt über die Irrthümer der Zeit zu erheben wagte, vor sich selbst und vor den Augen der Welt zu erniedrigen. Die Lebendigen konnte man nicht mehr mit dem Tode schrecken, den Todten nicht mehr mit den Strafen des ewigen Lebens drohen; so blieb Nichts als sich an die Sterbenden zu halten. Ein Mittel, das leicht und unfehlbar schien, bot sich an die Hand: leicht — weil der stärkste Geist erbebt vor dem Anblick des dunklen Landes, aus dem noch kein Wanderer zurückgekehrt, weil die muthigste Seelenkraft mit dem ausflackernden Lebensdochte leicht beweglich hin und her schwankt — unfehlbar schien es, weil das Wort, vom Munde des Sterbenden in dem Augenblicke, wo ihn die höchste Wahrheit vor ihren Richterstuhl forderte, ausgesprochen, um sein Leben Lügen zu strafen, eine schauerliche Weihe erhielt und das vollgültigste Zeugniß abgeben mußte. Das Krankenbett ersah man demnach zur Folterbank, auf der man dem armen Sünder das Geständniß abzwingen konnte, das Kleinod der Wahrheit, das er mit der höchsten Kraft seines Lebens gesucht und gefunden zu haben vorgab, sey eitel Trug und Lüge gewesen. Mit diesem Widerrufe in der Hand konnte man dreist die Vernunft, die Freiheit in's Gesicht lästern als Irrlichter, die ein thörichtes Menschenkind geblendet und auf Abwege verlockt, bis ihm endlich die Augen aufgegangen und es den Abgrund gesehen, an den es geführt worden. Mit diesem Widerruf in der Hand konnte man triumphirend dem Volke zurufen: siehe da die großen und starken Geister, wie sie zittern und zagen! Wie sind sie mit ihrer thörichten Weisheit vor unserm Glauben zu Schanden geworden! Wie erbebte ihr Unglaube an den Pforten des Todes! Wie riefen sie nach Rettung vor dem ewigen Verderben zu uns, deren unermeßliche Milde und Liebe mit Freuden die reuigen Schafe aufgenommen, nachdem sie ihre Irrthümer verflucht und abgeschworen! — Von Voltaire bis zu Grégoire herab wurde dieses Kunststück immer wieder von Neuem angewendet. Leider gelang es manchmal nur allzu gut, besonders bei den sogenannten Freidenkern, meistens Wüstlingen ohne Moral und Grundsätze, um die Sache der Vernunft in den Augen des großen Haufens wenigstens herabzusetzen; zum Glücke wurde es aber auch oft genug wiederholt, um nicht durchschaut zu werden und endlich mehr Mitleid mit dem armen gefolterten Kranken, als Schrecken vor ihren gottlosen Lehren einzuflößen.

Es ließ sich erwarten, daß man für die letzten Augenblicke des Abbé Grégoire das himmlische Folterwerkzeug längst in Bereitschaft hielt. Ein großer Sieg war zu gewinnen, wenn es gelang, einem Mann am Rande des Grabes die Palme seines Lebens und Wirkens zu entreißen, der die lange Reihe seiner Jahre in tugendhaftem Wandel, in unerschütterlicher Treue gegen die Sache der Vernunft und Freiheit zurückgelegt hatte. Wer mochte noch bestehen unter dem Feuer der Prüfung, wenn so viel Menschenliebe, Aufklärung und Beharrlichkeit sich selbst verläugnete und reuig anklagte? Kaum verrieth daher der fromme Bischof von Blois den Wunsch, für die bevorstehende Reise in das Jenseits sich mit den kirchlichen Heilmitteln zu stärken, als seine lauernden Feinde den günstigen Augenblick erspäht zu haben glaubten, wo der Angriff auf den altersschwachen und von Leiden gebeugten Greis versucht werden müsse. Umsonst hatte der vorige Erzbischof von Paris, der ehrwürdige Belloy, stets Grégoire als Bischof anerkannt, ihm die Verrichtungen des Priesterthums gestattet und mit seiner persönlichen Hochachtung den verdienten Prälaten geehrt; umsonst hatte der milde Pius VII, um auf immer den bösen Zwist in der Kirche unter Vergessenheit zu begraben, die Bannstrahlen zurückgenommen, die sein Vorgänger auf die Urheber der Civilverfassung* des Klerus geschleudert; umsonst hatte er Grégoire die Hand zur Versöhnung gereicht. — Hr. von Quelen verweigerte mit unerbittlicher Härte dem sterbenden Greis die letzten Tröstungen der Kirche. Ein solcher Mann war eine zu köstliche Beute, um sie nicht im Siegsgepränge

vor sich her auf das Kapitol zu tragen. Der Erzbischof forderte von Grégoire unbedingte Verläugnung seines Lebens und Wirkens. Der hierüber entstandene Schriftenwechsel verdient von der Geschichte aufbewahrt zu werden, um Zeugniß zu geben auf der einen Seite von der Anmaßung der Geistlichkeit im neunzehnten Jahrhundert und dem herzlosen Hochmuth und der Härte eines heuchlerischen Priesters, wie auf der andern von der Kraft der Ueberzeugung und der wahren Frömmigkeit in einem sterbenden Manne gegen die Gewalt geistlicher Tyrannei. Aufbewahrt zu werden verdienen aber auch die Namen zweier Geistlichen, die dem stolzen Machtgebote des Erzbischofes gegenüber dem Greise in seinem Doppelkampfe gegen den Tod und die Gewalt treuen Beistand geleistet. Der Abbé Baradère und der Abbé Guillon (Herausgeber der Sammlung der Kirchenväter) standen ihm muthig zur Seite und reichten ihm die heilige Wegzehrung. Wahrscheinlich werden sie sich hierdurch den Bannfluch des Erzbischofs und den Namen Abtrünnige verdient haben. Hier die merkwürdigen Urkunden, wie sie von dem Abbé Baradère in einer eigenen Broschüre zu Paris bekannt gemacht worden sind.

I. Schreiben des Erzbischofs von Paris an Grégoire.

Paris den 5 Mai 1831.

Im Schooße der Einsamkeit, aus der ich mich aufmachen wollte, um Dir die Hand zu reichen am Rande des Abgrundes der Ewigkeit — am Fuße des Altars, wo ich eben für Dich das heilige Opfer verrichtet habe, fühle ich mich gedrungen, mein Herz gegen einen Bruder zu öffnen, der um so unglücklicher und beklagenswerther ist, als er die Gefahr nicht zu erkennen scheint, in der er schwebt; und ich bitte Gott, daß er ihm die Augen öffnen möge, um das brennende Verlangen zu sehen, das mich für sein Heil beseelt.

Der Hr. Pfarrer der Abtey aux Bois hat nicht ermangelt, mich in Kenntniß zu setzen von den Schritten, zu denen ihn und seinen Vikar sein christlicher Eifer und seine Hirtenliebe antrieb, um Anfangs den Wünschen entgegen zu kommen, die Du in Betreff der letzten kirchlichen Heilmittel blicken ließest; er versäumte aber auch nicht, mich in Kenntniß zu setzen, wie fruchtlos diese Schritte gemacht wurden durch die betrübende Hartnäckigkeit, mit der Du es verweigertest, die von der ganzen Kirche verdammten Irrthümer abzuschwören, zu denen Du Dich bis auf diesen Tag öffentlich bekannt hast.

Das körperliche Leiden, von dem Du befallen bist, erlaubt mir nicht, in Erörterungen einzugehen, die zu ermüdend und schmerzlich seyn würden, in Erörterungen, die übrigens schon so oft erneuert worden und jederzeit fruchtlos geblieben sind. Nur von der Gnade Gottes und nicht von unsern Kräften und Mitteln erwarten wir eine Bekehrung, die obgleich spät erst erfolgend, doch nicht minder erfreulich seyn würde für die Kirche, die Du so lange Zeit betrübt und die Dir für Deine Reue mit Freuden eine Stelle in der Gemeinschaft der Heiligen einräumen würde. Ich versetze mich im Geiste an Dein Sterbebette und auf den Knieen, mit aufgehobenen Händen und mit Thränen im Auge beschwöre ich Dich, auf Deine Seele Bedacht zu nehmen und in den Schoß der katholischen Einigkeit zurückzukehren, außer welcher Du die unsterbliche Krone nimmer hoffen darfst.

Die inbrünstigsten Seelen meines Sprengels liegen in diesem Augenblicke im Gebet und werden bis zu Deinem letzten Seufzer nicht aufhören, den Himmel mit ihren Bitten zu bestürmen, auf daß Dir seine große Barmherzigkeit zu Theil werden möge. Nein, wie auch immer die falsche Sicherheit seyn möge, in welcher Du zu beharren vermeinest, nein, es ist nicht möglich, daß Du in der Ueberzeugung lebest, allein Recht zu haben gegen das Oberhaupt der Kirche und die ganze Versammlung der Bischöfe; die Bescheidenheit allein müßte Dich daran zweifeln lassen; die Demuth, ohne welche Keiner in das himmlische Reich eingehen kann, wird Dich vollends davon überzeugen. Wirf Dich daher mit uns, mein geliebter Bruder, in aller Demuth zum Gebete nieder, und Du wirst die Wolken sich zerstreuen sehen, die bis auf diese letzte Stunde die Wahrheit Dir verschleiert haben.

Doch, was auch immer der Erfolg dieses Schreibens seyn möge, halte Dich überzeugt, daß es aus keiner menschlichen Rücksicht, aus keinem Antrieb der Furcht oder der Eigenliebe hervorgegangen ist; nein, nicht einmal aus der sonst so löblichen Sorgfalt, ein Aergerniß zu vermeiden, dessen Folgen so wenig ehrenvoll für Dein Andenken, als sie betrübend für die Religion seyn müßten; es ist allein hervorgegangen aus dem Gefühle, das einem Hirten geziemt, der bereit ist, für jede seiner Obhut, seiner Wachsamkeit und seiner Sorge anvertraute Seele sein Leben zu opfern. Dieses einzige Wort sagt Dir, mein geliebter Bruder, hinlänglich Alles, was Du von meinem Herzen zu erwarten hast, was Du von mir zu verlangen berechtigt bist, für den Trost, den ich von Dir zu verlangen das Vertrauen habe, da es nur von Dir abhängt, ihn mir zu gewähren, und Du durch ihn zugleich bei Jesus Christus einen gütigen Richter zu finden gewiß seyn darfst.

Hyacinth, Erzbischof von Paris.

Nachschrift. Ich beauftrage den hochwürdigen Pfarrer, der Abtey aux Bois Dir dieses Schreiben einzuhändigen.

Vermischte Nachrichten.

Nach Plinius Beschreibung von Taprobana (N. 6, 24) wäre ein Freigelassener Namens Annius Phocamus, der die Zölle des erythräischen Meeres gepachtet, durch einen heftigen Rückstoß von der arabischen Küste verschlagen, nach einer zweiwöchigen Ueberfahrt nach Hippuros, einem Hafen der Insel Taprobana, gelangt. Nun fragte sich, welcher Hafen ist hier gemeint? Dieß schien schwer zu entscheiden. Indeß macht ein Engländer in der Regierungszeitung zu Madras (Asiatic Journal, März) darauf aufmerksam, daß Hippuros ohne Zweifel von den beiden griechischen Worten ἵππος ὄρος zusammengesetzt, und folglich nichts als eine Uebersetzung des tamulischen Keudire-malai sey, eines Namens, welchen ein Berg in der Nähe der Bai von Pakolam auf der Nordwestküste von Ceylon, unfern der Perlenbank von Kandeschy, führe. In den Umgebungen von Keudire-malai findet man eine Menge Ueberreste von Gebäuden, Säulen, Sockeln, Grabhügeln u. s. w., welche eine alte Sage zu bestätigen scheinen, wornach in sehr ferner Zeit daselbst eine sehr große Stadt lag, wo ein hindu'scher Fürst Namens Alli oder Abbi Arasani residirte, dessen Vermählung mit Auschuna, einer der fünf Pindawa's der Gegenstand des tamulischen Volksdrama Alliyarasaninataka ist.

•

Am Nordende der Insel Ramry, an der Küste von Arracan, umschlossen von einer schönen Hügelkette, liegt der Hafen Kyaouk Phyou. Der Boden ist kiesig, und man hat ihn benutzt, um treffliche Straßen anzulegen; das Ufer hat eine sehr bequeme Lage für Seeräuber. Im vorigen Herbste schickte die britische Regierung das Kriegsschiff „Trabant" hin, um den Hafen zu untersuchen, den Einfluß des Südwestmonsuns zu beobachten, und die gehörigen Plane zu einer Seestation zu entwerfen. Während der fünfzehn Wochen, welche dieses Schiff daselbst verweilte, konnten die Kanots stets an den Dregen gelassen werden; so sicher und gegen jeden Wind geschützt ist der Ankerplatz. Die Gesundheit dieses Hafens, der überdieß geräumig genug wäre, alle Flotten Europa's in seinem Schooße zu bergen, ist nicht minder bemerkenswerth. Die Mannschaft, die aus 140 Europäern bestand, und in den Kanots allem Ungemach der Witterung trotzen mußte, erlitt nicht nur keinen Verlust durch den Tod, sondern zählte auch bei der Abfahrt nur einen einzigen Kranken. Die Sipas, die hier und in Sandoway kantonniren, erfreuen sich daher auch des besten Wohlseyns, während die in Akyab von Seuchen stark mitgenommen werden, und wenn sie auch davon kommen, so schwach sind, daß man nothwendig sie anderswohin transportiren muß.

*

Die wegen der Knochen von Meerschildkröten, Mosasauren u. s. w. so berühmten Kalklager des Mont St. Pierre bei Maestricht enthalten nach den neuesten Entdeckungen des Hrn. Van Hees nicht bloß Ueberreste von Seethieren und Cetaceen, sondern auch von Landsäugethieren. Man fand einige derselben im Juli 1829 in einer Tiefe von achtzig Fuß. Hr. Van Hees und Hr. von Breda, Professor zu Gent, ließen die Ausgrabungen fortsetzen, und sammelten Zähne von Wiederkäuern (Pferd, Schaf, Ziege), von Dickhäutern (Schweine) und Fleischfressern (Hunde). Van Hees stellt die Hypothese auf, daß diese knochenenthaltenden Schichten neuer sind als die Kalklager, aber älter als die Ueberschwemmung, welche die Gipfel des Berges bedeckte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 169. 18 Junius 1831.

Polnische Nationallieder.

Ode von Brodzinski.

Am 15 Dezember 1830.

(Nach dem Versmas des Originals.)

Auf, zu den Waffen, zu den Waffen, Sarmaten,
Die rechte Stunde hat geschlagen,
Auf, aus der Grabesruhe! weckt die Brüder zu Thaten,
Man soll von den Polen wieder sagen:

Niemand bietet euch die Hände,
Selbst kämpft heiligen Kampf zu Ende,
Gott wird mächtig sich Euch verbünden!
Stark ist Eure Brust, o Polen,
Braucht nicht fremden Schild zu holen,
Nicht bei Fremden ist Heil zu finden.

Stehet auf, ihr alten Polen,
Nur von Zwietracht bleibet ferne!
Mag der alte Feind verheeren
Euer Land mit Sklavenheeren,
Stehet auf, ihr alten Polen,
Doch von Zwietracht bleibet ferne,
Laßt die blutigen Fahnen wehen,
Euren Ruhm von dem Schlaf erstehen.

Kerkerriegel zersplittern,
Freiheit schwingt sich voran euch, Brüder,
Euch leuchtet die alte Sonne wieder,
Nachtgespenster — sie zittern.
Jetzt oder nie könnt ihr das Werk vollbringen,
Der Tod ist todt, uns wird der Sieg gelingen.
Eintracht giebt Hoffnung, ihre Macht ist groß,
Uns schlägt Ein Herz, uns trifft Ein Bruderloos.

Italien im Februar 1831.

(Aus dem New Monthly Review).

Das große Bild der gewaltigen Gährung, das Paris seit den Julinstagen darstellte, kann man im verjüngten Maßstabe bis in den entlegensten Winkel Italiens und Siciliens hinein in allen größern Städten wiederfinden. Ein flüchtiger Aufriß der wichtigsten Vorfälle, von denen ich im Vorbeigehn Augenzeuge war, wird errathen lassen, wie über kurz oder lang in dem Paradiese Europas, vor dem der düstere Engel des Despotismus mit feurigem Schwert noch Wache hält, die Verhältnisse sich gestalten werden.

In dem Augenblicke, wo wir Frankreich verließen, bot die ganze Bevölkerung den Anblick eines in Bewegung begriffenen unermeßlichen Heeres dar; jede Gemeinde sendete ihre Konskribirten und allerwärts begegneten uns Haufen von jungen Soldaten, die nicht wie unter den vorigen Regierungen „dem Ruhm entgegen zogen für den großen König,“ sondern die Luft mit ihrem Geschrei: Vive la liberté! à bas les tyrans! erfüllten, wie in den begeisterungsvollsten Tagen der Republik. Diese jungen Leute fielen uns sehr zu ihrem Vortheil auf durch ihren kräftigen Körperbau, durch die männliche Frische ihrer Gesichtsfarbe und ihre gewandte Haltung und ihr hurtiges Wesen; wie sehr stachen sie gegen jene erbärmlichen Werbrekruten ab, die zu Hogarths Zeiten so ergötzliche Zielscheiben unsrer Karikaturen abgeben mußten. Man lasse nur noch ein Mal den Strom dieser kriegerischen Nation seinen Damm durchbrechen und man wird ihn noch unwiderstehlicher finden, als das erste Mal; vor sich niederbrechen wird er und hinwegschwemmen die letzten schwanken Bollwerke des Despotismus.

Sobald wir die Grenze zu überschreiten im Begriff waren, konnten wir leicht wahrnehmen, welche Unruhe die gegenwärtige Lage von Frankreich in den Nachbarlanden hervorgerufen hatte. Ueberall fanden wir die sardinischen Mauthwachten auf den Beinen und ihre Wachsamkeit verdoppelt; zuerst wurden nicht allein die Personen und ihre Pässe mit der größten Genauigkeit auf die Goldwage gelegt, sondern auch ihr Gepäcke durchstöbert, weniger um darin eingeschwärzte Waaren aufzuschnüffeln, als — was jetzt das eigentliche Wild war, dessen Fährten sie nachspürten — verbotene Meinungen. Wehe dem unvorsichtigen Wanderer, der sich so weit vergaß, ein Paar Schuhe in ein englisches oder französisches Journal einzuwickeln! Einer unsrer Reisegefährten war so unbedachtsam ge-

wesen, einen alten Moniteur und einen noch ältern Constitutionnel zu diesem Gebrauche zu verwenden. Sogleich bemächtigte man sich aller seiner Bücher, untersuchte sie mit der ängstlichsten Genauigkeit und obgleich man darunter Nichts als Reisebeschreibungen von Frankreich und Italien fand, so erhielt er sie dennoch erst zurück, nachdem man ihm zuvor eine derbe Strafpredigt über seine muthmaßliche Aufführung in dem jenseitigen Lande gehalten hatte, wobei man nicht vergaß, ihm einzuschärfen, wie er künftighin seinen Lebenswandel dießseits einzurichten habe. Als wir weiter in's Gebirg gekommen waren, wo der von dem Winter aufgethürmte Schnee fast alle Wege für jede Art von Fuhrwerk unbrauchbar gemacht hatte, fanden wir die Straßen mit Artilleriezügen bedeckt, die in größter Eile nach den Grenzfestungen auf dem Wege waren, so daß es schien, man sey voll Besorgniß, auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren. Auf der Höhe des Mont-Cenis sahen wir mehrere Geschütze im Schnee eingesunken; ihre Bedeckung, von nutzlosen Anstrengungen ermüdet, hatte vorläufig die Hoffnung aufgegeben, sie weiter zu bringen.

Der Anblick von Turin ließ uns bei unserer Ankunft erkennen, daß man dort in der ängstlichen Erwartung einer öffentlichen Kalamität schwebte. Die Bevölkerung war stumm und in sich gekehrt; allen Gesichtern war lauernder Argwohn aufgeprägt. Man hatte bereits strenge Vorsichtsmaßregeln getroffen, unter andern die Kollegien geschlossen und die Studenten nach Hause geschickt. Es schien, daß in dieser Stadt, so wie in mehrern andern des sardinischen Gebietes, die Jugend der Hochschulen eine allzu lebhafte Sympathie mit ihren Brüdern in Frankreich an den Tag gelegt, namentlich hatten die Studenten der Schulen zu Turin und Genua eine allzu warme Bewunderung für das Benehmen der Zöglinge in den Rechts- und Arzneischulen von Paris blicken lassen. An einem schönen Morgen erschien daher, während man sich gerade in den Hörsälen befand, die Polizei und ließ ohne alle weiteren Umstände die Vorlesungen schließen. Der alte Hausmeister führte uns schweigend durch die leeren Säle, zuckte die Achseln, hielt uns die offene Hand entgegen, wagte aber nicht einen Laut von sich zu geben, aus Furcht in eine polizeiliche Mausfalle zu gerathen. Die Straßen und Plätze waren voll von Soldaten und Rekruten, denen man ihr Heldenthum einschnürt, und Alles hatte das Ansehn einer Stadt, deren eine Hälfte die andere mit der Bajonettspitze auf der Brust anhält, gute Bürger zu seyn.

Als wir das Gebiet von Modena betraten, sahen wir wohl ein, daß die sardinische Regierung nicht so Unrecht hatte auf ihrer Hut zu seyn, nach dem weisen Rathe des alten Horaz:

Nam tua res agitur, paries dum proximus ardet.

Die Revolution hatte bereits in diesem Lande ihren Anfang genommen; die Flammen ihres Brandes dehnten sich schon nach den Grenzen hin, die es von seinen Nachbarn schieden. Schon lange Zeit hatte das Feuer im Verborgenen geglimmt; ein unbedeutender Vorfall brachte es zum Ausbruch. Ein junger Mensch von Reggio war wegen einiger unbedachtsam geäußerten politischen Ansichten in Verhaft gebracht worden. Er genoß bei seinen Altersgefährten ein gewisses Ansehn; sie versammelten sich und forderten ungestüm seine Freilassung. Man befahl den Truppen, die Waffen zu ergreifen; aber ein plötzlicher Aufstand des Volkes hinderte sie, sich aufzustellen, worauf sie sich gutwillig entwaffnen ließen. Die Einwohner schickten an den Herzog Abgeordnete, um ihm zu erklären, wenn man noch ein Mal den Versuch mache, neue Verhaftungen vorzunehmen, so würde man seine Soldaten mit ihren eigenen Waffen todtschlagen. Die österreichische Zeitung in Mailand machte so fort bekannt, die modenesische Regierung habe eine Verschwörung entdeckt und auf frischer That ergriffen durch die Verhaftung von dreißig Aufrührern im Hause Menotti's, eines reichen Kaufmannes, in dessen Haus die Verschwornen ihre Zusammenkünfte hielten, in der Geburt erstickt; die Schuldigen würden ohne Verzug die verdiente Strafe erleiden. Indeß hielt der Herzog es doch für gerathener, seine Hauptstadt zu verlassen, und eine Regentschaft an seiner Statt mit der obersten Leitung der Angelegenheiten zu beauftragen. Die Mitglieder dieses Staatsrathes aber fanden es am folgenden Tage für angemessener, ihrem Herrn und Gebieter nachzufolgen. Nun wurde die Revolution erst vollständig und eine provisorische Regierung ohne Widerspruch eingesetzt.

Ungeachtet der Gährung und Verwirrung die aller Orten herrschte, durch die wir kamen, blieben doch die Straßen vollkommen sicher; alle ansehnlichen Leute schienen der Bewegung sich angeschlossen zu haben; alle verriethen nur eine Besorgniß, diese war die Ankunft der Oesterreicher.

Man kann sich schwerlich eine Vorstellung von dem Schrecken und Hasse machen, den man in ganz Italien gegen die Oesterreicher hegt. Die Agenten der letztern verbreiteten überall das Gerücht, daß imposante Streitkräfte unter dem Befehl des Generals Frimont demnächst den Po überschreiten würden. Alle Räuberbanden Italiens hätte man auf die entwaffneten Bürger hetzen dürfen, und kein so allgemeiner und sichtbarlicher Schrecken würde sich der Gemüther bemeistert haben, wie er sich auf allen Gesichtern um uns her ausdrückte. Die Italiener schöpften noch einige Hoffnung aus dem Glauben, Frankreich werde eine solche Invasion nicht zugeben, und schon ging das Gerücht, die algierischen Truppen lägen in dem Meerbusen von Genua vor Anker bereit zu landen, so bald die Oesterreicher nur einen Fuß auf das modenesische Gebiet setzen würden. Wir hatten einen Venetianer zum Reisegefährten, einen jungen schlanken Mann, von vieler Bildung. Ich fragte ihn, ob er nicht österreichischer Unterthan sey? „Ich bin es," erwiederte er, „zu meinem und meiner Landsleute Unglück; aber so Gott will, werden wir es nicht mehr lange seyn." Ich gab meine Ueberraschung zu erkennen, daß er so freimüthig zu sprechen wagte; allein mit Engländern, meinte er, könne man Dieß unbedenklich thun, auch verstehe um uns her Niemand die Sprache, (wir redeten englisch) in der wir uns unterhielten. Hierauf theilte er uns seine Bemerkungen über das erniedrigende Joch mit, unter denen Italien schmachte, und schloß mit einer bittern Philippika auf die heilige Allianz, die zwei freie Staaten ihrer Freiheit beraubt habe, um aus ihnen für die zwei despotischsten und verabscheuungswürdigsten Regierungen Europa's eine Seemacht zu schaffen.

In ihrem Hasse gegen die Oesterreicher begreifen die Italiener auch die Herzogin von Parma, gegen die sie eine entschiedene Verachtung blicken lassen. Anfangs huldigte man ihr als der Gemahlin, als der Wittwe Napoleons mit der tiefsten Verehrung, und die Unterthanen des kleinen Gebietes, das ihr zugefallen war, legten

gegen sie die herzlichste Verehrung an den Tag; man vergaß das Vorurtheil gegen eine Oesterreicherin über dem Gefühle der Bewunderung, das man dem Andenken des großen Mannes bewahrt, dessen Loos sie zu theilen die erhabene Bestimmung hatte. Wer hätte aber auch denken sollen, daß ein Weib, „die Genossin des großen Donnerers," nach seiner Umarmung noch mit einem andern Sterblichen ihr Lager würde theilen können! Als sie jedoch ihren ersten Gemahl vergaß und sich zum Werkzeuge der österreichischen Politik hingab, und das Bette eines Deutschen bestieg, der außer andern widerwärtigen Eigenschaften auch ein zurückstoßendes Aeußeres besaß und einäugig war, da konnten sie ihren Unwillen nicht mehr bergen und erwarteten nur eine Gelegenheit, ihm Luft zu machen. Diese erschien und die revolutionäre Bewegung in Modena hatte unmittelbar die in Parma zur Folge. Der erste Schritt, den die Bevölkerung machte, war, daß man sich der Herzogin bemächtigte, die man als Geißel gegen die Rache ihres Vaters zu behalten gedachte, und selbst unser Veturin, ein Unterthan von Parma, hielt diese Maßregel für gerecht und nothwendig.

Als wir die Staaten des Papstes betraten, wurden wir alle tausend Schritte von Soldaten angehalten, die unser Gepäcke durchwühlten. Wir wollten eine kleine Stadt verlassen, wo wir übernachtet hatten, und trafen deßhalb die Vorsicht dem Mauthvorsteher um die Erlaubniß anzugehen, daß wir am kommenden Morgen die Thore der Stadt bereits um vier Uhr verlassen dürften, die man gewöhnlich erst um sechs Uhr öffnet. Sobald wir im Vertrauen auf die erhaltene Bewilligung am Thore ankamen, ließ man uns aussteigen. Unser Veturin fuhr hinaus und als wir ihm folgen wollten, schlug man uns das Thor vor der Nase zu, man machte uns begreiflich, daß wir zurückbleiben müßten. Für diese abgeschmackte und boshafte Verzögerung wußte man keinen andern Grund anzugeben, als daß der Ausgangsschein nur auf einen Wagen, nicht aber auf Reisende laute, die darin sitzen könnten. Nach zweistündigem Warten wurde uns endlich erlaubt, abzugehen, und wir fanden unsern Veturin außerhalb des Thores unter den Händen von Soldaten, die gerade im Begriff waren, unser Gepäck um und um zu wühlen. Einer von ihnen jedoch gab mir zu verstehen, daß wir gegen eine kleine Erkenntlichkeit ohne Verzug unsre Reise fortsetzen könnten. Wir zahlten und machten uns auf den Weg. Eine Stunde darauf begegneten wir einer neuen Abtheilung, die uns gleichfalls anhielt und uns zu untersuchen begann, wobei man zugleich merken ließ, gegen eine kleine Erkenntlichkeit sey es uns erlaubt, weiter zu reisen. Wir zahlten abermals; doch kaum tausend Schritte davon wurden wir von Neuem durch eine dritte Abtheilung angehalten. Vergeblich setzten wir ihnen auseinander, daß wir schon zwei Mal visitirt worden seyen; vergebens suchten wir sogar uns durch den gewöhnlichen Tribut loszukaufen; der Korporal gab sich den Anschein einer unbestechlichen Gewissenhaftigkeit, und ließ alle unsre Koffer öffnen, deren Inhalt auf die Straße hingezettelt wurde; endlich gingen sie davon, um mit ihren Kameraden zu theilen was diese uns abgenöthigt hatten, und ließen uns so gut es ging unsere Sachen wieder einpacken. Unser Veturin, ein Römer, konnte sich nun nicht mehr halten. Als sie sich entfernt hatten, ergoß sich sein Grimm in einen Strom von Scheltworten auf die Regierung und den gegenwärtigen Stand der Dinge. „Patienza, Signor," setzte er hinzu, „wenn Sie auf dieser Straße wieder zurückkehren, werden sie von diesen bettelhaften Lumpensoldaten nicht mehr beunruhigt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Grégoire und der Erzbischof von Paris.

II. Der vormalige Bischof von Blois an den Erzbischof von Paris.

Paris, den 7 Mai 1831.

Herr Erzbischof!

Mir die Hand zu reichen, wo Sie mich am Rande des Abgrundes der Ewigkeit glauben, ist ein Werk christlicher Liebe, das meine ganze Dankbarkeit verdient. Seit dem Hinscheiden der HH. de Belloy, Maury und Emmery bin ich es nicht mehr gewohnt, unmittelbare Mittheilungen von dem erzbischöflichen Stuhle von Paris zu empfangen.

Ich bedaure herzlich, daß die Natur der Bedingungen, welche mir der hochwürdige Pfarrer der Abtei aux Bois vorzulegen beauftragt war, einen Schritt fruchtlos machte, den ich zu erbitten mich beeilt hatte, wodurch ich des Trostes beraubt wurde, von dem Pfarrer meines Kirchsprengels die Heilmittel der Religion zu empfangen. Da diese Verweigerung alle Merkmale einer Verfolgung trug, so habe ich aus anderer Hand die heilige Wegzehrung empfangen, und ich habe die glückliche Gewißheit, auch im nöthigen Falle die letzte Oelung zu erhalten.

Ich sehe ein, Herr Erzbischof, daß es unmöglich ist, uns über die vermeintlichen Irrthümer zu verständigen, die von der Kirche verdammt seyn sollen, und zu denen ich mich, wie Sie mir vorwerfen, mit betrübender Hartnäckigkeit bekenne; ich bin mit Ihnen vollkommen überzeugt, daß nur allein im Schooße der katholischen, apostolischen und römischen Kirche die Mittel zu finden sind, sich der unsterblichen Krone theilhaft zu machen, die der Gegenstand aller meiner Wünsche ist, und die, wie Sie in Ihrer frommen Bekümmerniß fürchten, mir entgehen möchte. Ich weiß, daß der katholischen Kirche allein jener Beistand des heiligen Geistes verheißen ist, der sie mitten unter allen Klippen, von denen sie umgeben ist, nicht irren läßt; deßhalb sind mir auch alle Wahrheiten, die sie lehrt, gleich theuer, und es giebt keine unter ihnen, die ich mit meinem Blute zu besiegeln nicht bereit wäre. Uebrigens zeugen mein ganzes Leben und meine Werke laut genug von der Reinheit meines Glaubens, als daß ich mich nicht der beleidigenden Bedingung überhoben glauben sollte, auf meinem Schmerzensbette durch Unterschreibung des Credo — eine Unterschreibung, die man nicht einmal von dem gewöhnlichen Gläubigen verlangt — von Neuem die Wahrheiten einer Religion betheuern zu müssen, in der ich geboren zu werden das Glück hatte, die ich zu bekennen und zu vertheidigen mitten unter den gefährlichsten Verhältnissen nicht einen einzigen Augenblick aufgehört, und in der ich mit der Gnade Gottes zu sterben das feste Vertrauen habe.

Sie sprachen von dem Oberhaupte der Kirche und der ganzen Versammlung der Bischöfe, durch die der von dem Klerus der bürgerlichen Verfassung geleistete Eid verdammt worden sey. Wenn das Oberhaupt der Kirche und die ganze Versammlung der Bischöfe ein solches Urtheil gefällt hätte, so würde es meine Pflicht gewesen seyn, mich zu unterwerfen und es zu bereuen; aber, außerdem, daß die Gesammtheit der Kirche hierüber Nichts bestimmt hat, und im Gegentheile Pius VII durch sein Breve vom Julius 1796 den mehr politischen als religiösen Streit beendigen wollte, wurde auch meine bischöfliche Würde und meine Rechtgläubigkeit fortwährend von einer großen Anzahl der weisesten und frömmsten Bischöfe der katholischen Christenheit anerkannt, die mir größtentheils mit zuvorkommender Achtung begegneten, und deren Uebereinstimmung mit meinen Prinzipien vielfältig aus Urkunden nachgewiesen werden könnte, die sich in meiner Hand befinden. Ihre eigenen Archive, Herr Erzbischof, können Sie belehren, daß einer Ihrer Vorgänger, der hochwürdige Kardinal de Belloy, mir die Qualität eines Bischofes beilegte, die Sie in Ihrem Briefe mir verweigern zu müssen glaubten, als er mir die Befugniß ertheilte, in der ganzen Diözese meine geistlichen Verrichtungen auszuüben; über diese Befugniß wurde mir mündlich von dem Kardinal Maury die Bestätigung ertheilt; endlich kann Ihnen selbst die rührende Einigkeit nicht unbe-

kannt seyn, die von dem Konkordate bis zur Restauration zwischen den beeidigten Priestern und denen, die es nicht waren, bestanden hat. Wie kann man demnach Grund finden, zu sagen, daß ich allein gegen Alle Recht haben wolle, wenn ich mich weigere, einen Eid zurückzunehmen, den ich aus Ueberzeugung und Gewissen ablegte, aus dem mir viele Bischöfe nicht, gleich Ihnen, einen Vorwurf machten, da sie mit mir in Gemeinschaft verblieben, und dessen Gesetzmäßigkeit und Katholizität zu vertheidigen man mir ohne eine der allgemeinen Kirche entgegenlaufende Entscheidung nicht das Recht und die Pflicht streitig machen kann. Deßhalb bin ich auch geneigt, mit Bossuet zu denken, daß die eigentlichen Schismatiker Diejenigen sind, welche die der kirchlichen Einigkeit anhängigen Brüder zurückstoßen.

Wenn außer dem eben Gesagten noch weitere Erwägungen nöthig wären, so würde ich Sie erinnern, daß der Eid, welcher im Jahre 1606 von dem Könige Jakob I in England gefordert wurde, Anfangs von dem Pabste verdammt, nachher aber von der Sorbonne und später von Berault-Bercastel, Fabre, Holbin, und zuletzt von dem unsterblichen Bossuet gutgeheißen wurde. Dieselbe Meinungsverschiedenheit herrscht auch in Bezug auf den bürgerlichen Eid. Würde sich jemals die Kirche gegen meine Ansicht aussprechen, so erkläre ich zum Voraus mich ihrer Entscheidung unterwerfen zu wollen; bis dahin aber bleibe ich unerschütterlich meinem Glauben zugethan, wie meiner Liebe für den Stuhl des h. Petrus, der so unerhört durch die falschen Dekretalen und jene ultramontanen Anmaßungen entstellt ist, unter welchen sowohl die Freiheiten der gallikanischen Kirche — Freiheiten, die unsern Vätern so kostbar waren — umgestürzt wurden, als auch die Disziplin der Urkirche; diese Disziplin, die den Glauben aller jener Völker gewonnen hätte, welche seit mehreren Jahrhunderten den Schoß ihrer Mutter zerfleischen, und deren Abfall die große Unklugheit Derer anklagt, die durch ihre beweinenswerthen Mißbräuche der kirchlichen Spaltung so viele Vorwände geliehen haben.

Ich habe so eben, Herr Erzbischof, Ihnen die Gründe entwickelt, die mir einen Widerruf untersagen, den ich als einen Meineid betrachten müßte, vorzüglich wenn ich erwäge, daß in den arianischen Streitigkeiten es Anfangs nur die geringste Anzahl war, die dem Nizäischen Glaubensbekenntnisse treu blieb und doch am Ende die Sache der Religion triumphiren machte.

Seyen Sie überzeugt, daß ich eben so weit als Sie entfernt bin, menschlichen Rücksichten zu gehorchen, eben so wenig heute als damals, wo ich auf der Nationaltribune die mit Wuth angegriffene Religion vertheidigte, wo ich die Befreiung der widerspenstigen Priester durchsetzte, die auf den Hafenschiffen von Rochefort schmachteten, wo ich ungeachtet der Drohung und des Geheules der Ungläubigkeit zuerst die Wiedereröffnung der nämlichen Tempel verlangte, aus denen man vielleicht meine sterbliche Hülle verstoßen wird!...

Ich wollte hier schließen, allein ich fühle mich gedrungen, noch ein Wort von meinen politischen Meinungen beizufügen, die den Verfolgungen zum Vorwande dienen, deren Ziel ich seit vierzig Jahren geworden bin. Ein Umstand meines Lebens wurde auf gehässige Weise entstellt; ich habe niemals für Jemandes Tod gestimmt; als einer der Ersten habe ich vielmehr auf Abschaffung dieser Strafe gedrungen, die zur Schande der Civilisation uns als das Erbstück der Barbarei geblieben ist. Noch mehr, meine Stimme und meine Feder haben nie aufgehört, die unverjährbaren Rechte der leidenden Menschheit zu verfechten, unangesehen des Glaubens, der Himmelsstriche, der Farbe oder der Abstammung, und wenn mich in diesem Augenblicke, wo ich die Stufen des Grabes hinabsteige, Etwas mit schmerzlichem Gefühle durchdringt, so ist es der Anblick: daß der Vater der Gläubigen in seinen Staaten Hinrichtungen gebietet, die weit entfernt sind, der Religion des Gottes der Barmherzigkeit die Gemüther so vieler Völker zu gewinnen, die bereits in ihrem Glauben wanken.

Ich habe jederzeit geglaubt und es öffentlich bekannt, daß die Religion Jesu Christi die Freundin der Freiheit und aller hochherzigen Ideen ist. Dieß war auch die Meinung Chiaramonte's, des Bischofes von Imola. Eine Fremde auf der Erde, verlangt die Religion nur die Freiheit des Wandels. Wenn ihr gleich nicht alle Formen der Regierung gleichgültig sind, so unterwirft sie sich doch allen; aber ohne Zweifel war es mir erlaubt, die Republik vorzuziehen. Sehr strafbar sind jedoch die Geistlichen, welche die Politik unter die Religion mischen, um eine von der andern abhängig zu machen. Seit fünfzehn Jahren hat man dieses unglückliche Amalgam selbst bis auf den Predigtstuhl der Wahrheit versucht. In unsern Kirchen gab man sich alle Mühe, die Religion als wesentlich verflochten mit der gestürzten Dynastie darzustellen, und man erblickte seitdem in dem größten Theile des Klerus nur Prediger des Despotismus und Feinde unserer Institutionen. Den Unbesonnenheiten dieses Klerus, der sich der Bewegung der Gesellschaft entgegenstellt, muß der unversöhnliche Haß zugeschrieben werden, der selbst achtungswerthe Priester verfolgt: dieselben Ursachen rissen außer sich gebrachte Menschen zu jenen Profanationen und Zerstörungen hin, die wir so sehr zu beklagen haben.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Herr Erzbischof, daß die Religion in Frankreich durch die Schuld des Klerus ihrem Untergange entgegen geht; seine Spaltung seit der Restauration; die heimliche Einführung eines für alle unsere Freiheiten gefährlichen Ordens; die Versuche, die Civilisation zurückzuschrauben, anstatt ihre Fortschritte zu fördern; der Fanatismus und die Unwissenheit des jungen Klerus — das sind die eigentlichen Wundenmahle der Religion.

Herr Erzbischof, zwei Verbrecher wurden gekreuzigt zur Seite des Erlösers, Ihres und meines Vorbildes. Der eine von ihnen wendete sich sterbend zu Christus .... Sie kennen das Uebrige; aber Sie scheinen zu vergessen, daß Christus von ihm weder eine Kirchenbuße noch einen Widerruf verlangte. Die Demuth, die Sie mir empfahlen, hat mich zu diesem Vergleiche geführt. Ich verlange von einem seiner Nachfolger dieselbe Sündenvergebung. Wird sie mir versagt, so werde ich nichts desto minder voll gläubiger Zuversicht auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes mich nur für mich .... und für Sie darüber betrüben.

Genehmigen Sie, Herr Erzbischof, meinen ehrfurchtvollen Gruß.

Heinrich Grégoire, ehemaliger Bischof von Blois.

Nachschrift. Da es mich mitten unter meinen Schmerzen einige Mühe kostete, meine Ideen zu sammeln, um dieses Schreiben zu diktiren, und ich die wichtigen Fragen, die darin schwach berührt sind, nur kurz entwickeln konnte, so berufe ich mich auf meine Werke, worin ich sie gründlich abgehandelt habe. (Alle Seiten des Briefes waren von dem Bischofe eigenhändig mit seinem Namenszuge bezeichnet und die Schlußformel ganz von seiner Hand geschrieben)

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris sind gegenwärtig von den bis jetzt noch nicht im Druck erschienenen Werken Diderot's unter dem Titel: Mémoires, Correspondence et Ouvrages inédits de Diderot, die zwei ersten Bände herausgekommen. „Die Manuscripte Diderot's,“ sagt bei dieser Gelegenheit der National, deren Herausgabe Paulin begonnen hat, erfuhren ein eigenes Schicksal. Diderot übergab dieselben auf seinem Sterbebette Grimm, der sie nicht herauszugeben wagte, und sie einem der kleinen deutschen Fürsten übersendete, dessen Korrespondent zu Paris er war. Erst jetzt wurden diese Manuscripte, die schönsten Blätter vielleicht des großen Schriftstellers, gefunden und zu Tage gefördert. Man weiß, wie dieser köstliche Fund gemacht wurde. Goethe gab „Rameau's Neffe“ heraus, ohne den ursprünglichen Verfasser zu nennen, und damals schon hegte man die Muthmaßung, daß dieses Werk nur eine Uebersetzung aus dem Französischen sey. Man spürte der Quelle nach und fand das Original-Manuscript von Diderot's eigener Hand auf der Bibliothek zu Weimar. Zu gleicher Zeit entdeckte man auch noch die übrigen Werke Diderot's, deren seine Biographen erwähnen, und die man verloren glaubte. Erst mehrere Jahre nach dieser Entdeckung gelang es Jemand, Zutritt in der erwähnten Bibliothek zu finden und eine Abschrift zu nehmen.“

Die reine Einnahme der Liverpool- und Manchester-Eisenbahn-Gesellschaft wird mit dem nächsten Monate sich bis auf 30,000 Pfd. St. belaufen, woven für das erste Halbjahr eine Dividende von 4 pCt. unter die Aktienbesitzer vertheilt werden wird; für das ganze Jahr werden also die Kapitalien 8 pCt. abwerfen. Im Durchschnitt kommen auf jeden Tag 1300 Passagiere, die auf der Eisenbahn ihren Weg machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 170. 19 Junius 1831.

Italien im Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Wir kamen zu Rom mitten im Karnaval an. Wenn das übrige Italien von Verdacht und Besorgniß erfüllt war, so zeigte sich hier wenigstens der Schein von Ruhe und Vergnügen. Der neue Papst war Sonntags zuvor gekrönt worden; Beleuchtungen, Maskenzüge, Pferderennen schienen die einzigen Gegenstände, mit denen sich ausschließlich die Aufmerksamkeit der Einwohner der Siebenhügelstadt beschäftigte. Am folgenden Morgen ging ich auf die Post, um meine Briefe abzuholen. Das Bureau wird gewöhnlich um neun Uhr des Morgens geöffnet; heute las man an dem Fenster einen Anschlag, der verkündigte, die Briefe würden vor neunzehn Uhr d. h. einer Stunde nach Mittag, nicht ausgegeben. Gruppen sammelten sich auf dem Platze Colonna, wo das Posthaus ist. Die aufgekrämpten Hüte schienen hier die Mehrzahl zu bilden; man hätte glauben mögen unter allen Geistlichen Roms, die man jederzeit an diesem Hut erkennt, sey dieser Ort zur Zusammenkunft verabredet worden. In kurzer Zeit war der ganze Platz voll von Menschen, die erstaunt einander in's Ohr flüsterten, bis endlich das Bureau geöffnet und das Geheimniß enthüllt wurde. Ein Eilbote war über Hals und Kopf mit Depeschen von Bologna angekommen, durch die angezeigt wurde, daß das revolutionäre Flugfeuer aus Modena bereits in die päpstlichen Staaten herüber gedrungen sey. Die Vertheilung der Briefe war demnach aufgeschoben worden, bis man sie geöffnet und untersucht hatte, um vielleicht einer oder der andern Verbindung auf die Spur zu kommen, die zwischen den Insurgenten und den Einwohnern der Stadt etwa bestehen konnte.

Während unsers Aufenthaltes zu Paris hatten die französischen Zeitungen die Nachricht mitgetheilt, zu Rom sey eine Revolution ausgebrochen. Diese Neuigkeit war durchaus falsch und man muthmaßte, daß sie bloß zum Scherz ersonnen worden sey. Bei dem Tode eines Papstes betrachtet das römische Volk die Zwischenzeit bis zur Wahl eines neuen Nachfolgers Petri als ein Saturnalienfest. Während dieses Interregnums glaubt es keinen andern Herrn zu haben, und Niemand verantwortlich zu seyn als sich selbst. Es ergötzt sich daran, auf die Mitglieder der Regierung und den Gang der Ereignisse satirische Pfeile abzuschießen; aber Dieß Mal waren die Sarkasmen der Pasquinaden weit heftiger und schärfer als gewöhnlich, und die Säule des Pasquino war über und über davon bedeckt.

Eben fühlte sich die Regierung darüber einigermaßen beunruhigt, als sie unter der Hand einen Wink erhielt, es habe sich eine Verschwörung gebildet, in der Absicht, sich der Engelsburg zu bemächtigen; die Verschwornen würde man da und da treffen. Eine Abtheilung Soldaten wurde unverzüglich in das bezeichnete Haus abgesendet; man findet die Verschwornen, man nimmt sie fest und bringt sie gefangen in das nämliche Schloß, dessen sie sich bemeistern wollten. Einige Augenblicke darnach erscheint noch eine zweite Abtheilung von Soldaten, die eine noch größere Anzahl Gefangener einbringt. Man wollte ihnen gerade das Thor öffnen, als man doch einigen Verdacht schöpfte und eine List vermuthete. Man fühlte den angeblichen Soldaten ein wenig genauer auf den Zahn, und siehe da es ergab sich, daß diese zweite Schaar nicht aus Soldaten, sondern aus Verschwornen in der päpstlichen Uniform bestand. Sie hatten Einlaß zu finden gehofft ohne angehalten und befragt zu werden, und gedachten dann mit Hülfe ihrer Freunde, die sich bereits in der Engelsburg befanden, und Derer, die sie noch einschwärzen zu können glaubten, des Schlosses Meister zu werden. Man sagte, dieser allerdings sinnreich ausgedachte Plan rühre von einem jungen Mann Namens Lupi, dem Sohne eines ausgezeichneten Arztes, und von den Söhnen Hieronymus Bonaparte's her, die sich zu Rom aufhielten. Es schien indeß so unnütz und unwahrscheinlich, daß eine so schwache Anzahl sich in der Engelsburg halten könnte, daß man den ganzen Versuch mehr als ein unausführbares und tollkühnes Wagstück einiger überspannter junger Leute, denn als eine gefährliche Verschwörung zu betrachten anfing. Der eine Bonaparte wurde aus der Stadt entfernt; der jüngere unter polizeiliche Aufsicht gestellt und mußte für sein künftiges Betragen Bürgschaft leisten. Man ließ die ganze Geschichte fallen, der Papst wurde in allen Freuden und Frieden gewählt und man sprach von der ganzen Verschwörung wie von einer lustigen Karnavalsposse. Indeß wird man heut zu Tage die Sache ein wenig von einer andern Seite betrachten.

Damals war der Plan zu einem allgemeinen Aufstand in dem römischen Staate bereits zur Reife gediehen; die Hauptstadt sollte durch Einnahme der Engelsburg das Signal geben. Man versprach sich von diesem Handstreich, der an sich von geringer Bedeutung war, die entscheidendste Wirkung auf den Geist des Volkes und hoffte, er würde auch die Furchtsamen und Unentschiedenen zu einem Entschlusse bestimmen.

Der erlittene Schlag hinderte indeß jede weitere Bewegung in der Hauptstadt; so daß endlich die Provinzen sich entschlossen, auf eigene Hand zu beginnen, Bologna erhob das dreifarbige Banner. Diese Stadt, eine der größten und reichsten in Italien, zählt vierundzwanzigtausend Einwohner, die durch ihren Geist und ihre Thätigkeit bekannt sind. Sie besitzen eine öffentliche Bibliothek von fünfzehntausend Bänden und überhaupt Alles, was zu den Bedürfnissen eines aufgeklärten Volkes gehört. In der Nähe von Modena, zündete sie die Fackel der Freiheit alsbald an der dort aufgeloderten Flamme an; die ganze Bevölkerung, an ihrer Spitze die angesehensten Bürger, erklärte sich mit einem Male für eine neue Regierung, so zwar, daß auch nicht der geringste Widerspruch dagegen sich erhob. Eine Deputation begab sich zu dem päbstlichen Legaten, und erklärte mit aller Ehrfurcht, sie würden Se. Heiligkeit jetzt und immerdar als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen; aber sie hielten es für unumgänglich nothwendig, der Leitung der weltlichen Angelegenheiten selbst sich anzunehmen, da dieselbe von Denen, die sich bis jetzt damit beschäftigt, und die ohnehin alle Hände voll zu thun hätten, für ihr geistiges Heil zu sorgen, sehr übel besorgt worden sey. Der Legat sah, daß jeder Widerstand unnütz war, ergab sich klüglich in Das, was nicht zu ändern stand, und verließ die Stadt unter Begleitung einer Ehrenwache. Das Volk ohne eine Zeit zu verlieren, wählte eine provisorische Regierung, schuf ein Journal il Precursore, und machte den ersten Akt, der eine neue Aera in der Geschichte der Erbstaaten der Kirche beginnen sollte, mit folgenden Worten bekannt: Il poter temporale che il pontefice romano essercitava sopra questa città provincia, è cessato, difatto ed è sciolto persempre. Si convocheranno le generali assemblà del popolo, per eligere deputati che dovranno constituire il nuovo governo. Con questa mira si publicheranno istruzioni al più presto possibile, ad oggetto di effettuare l'unione delle aggiacente città, che debbono eleggere deputati affinchè la representanza nazionale incomiani ad esistere legalmente. Dato nel palazzo publico, Bologna, 8 Febbrajo. *) Diesem Beispiele folgten sofort unverzüglich die Bevölkerungen Ferrara's, Ancona's und anderer Orte, so daß der ganze Landstrich zwischen den Apenninen, und dem adriatischen Meere in einmüthiger Uebereinstimmung dem heiligen Stuhl den Gehorsam aufkündigte und sich als unabhängig erklärte. Man gab dabei zu erkennen, daß eine beträchtliche Abtheilung der Insurgenten über die Gebirge vorrücken würde, am ihren Freunden in der Hauptstadt die Hand zu bieten und die Campagna sammt der ganzen Küste des mittelländischen Meeres mit in die Bewegung zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die weltliche Macht, die der römische Pabst bis jetzt über diese Provinz ausübte, hat hiemit aufgehört und ist für immer abgeschafft. Die Volksversammlungen werden zusammentreten, um die Abgeordneten zu wählen, von denen die neue Regierung gebildet werden soll. In dieser Absicht werden in möglichster Schnelligkeit Instruktionen bekannt gemacht werden, um den Zusammentritt der umliegenden Städte zu bewirken, die Abgeordnete zu erwählen haben, damit die Nationalversammlung ihren gesetzlichen Anfang nehme. Gegeben im Stadthause. Bologna am 8 Februar.

Ausflüge am schwarzen Meer.

1. Taman.

(Fortsetzung.)

Offenbar verdanken die beiden Kothbecken einer beträchtlicheren Kraft ihr Daseyn, als Diejenige, welche jetzt in ihnen thätig ist; weder ihr Umfang noch ihr erhabener mit Steintrümmern und Thon bedeckter Rand kann durch die Gase gebildet seyn, die sich jetzt aus ihnen erhoben; unglücklicher Weise bekommt man aber an Ort und Stelle keinen Aufschluß über ihre Entstehung und ihren Zustand während der vulkanischen Ausbrüche, die in der Nachbarschaft Statt gehabt. Den Ausbruch an der Nordspitze der Bai von Taman im J. 1794 hat Pallas beschrieben, und wahrscheinlich wurden die Kothbecken davon nicht unberührt gelassen; allein man erfährt über diesen Gegenstand von ihm Nichts und auch unsere anderweitigen Nachforschungen blieben ohne Resultat. Diesen Becken einen vulkanischen Ursprung zuzuschreiben wäre eine gewagte Behauptung, wenn nicht etliche Jahre zuvor eine ähnliche Erscheinung wie die vom J. 1794 das Verschwinden eines dritten Beckens, und zwar des thätigsten von allen, veranlaßt hätte. Der Ort, wo Dieß geschah, ist nur eine halbe Werst von den andern entfernt, und liegt auf der nämlichen Hügelkette. Nach dem Bericht der Kosaken, welche uns begleiteten, waren daselbst vor sechs bis sieben Jahren neben einander und nur durch den kleinen noch vorhandenen See getrennt zwei Hügel; der nördliche niederere Hügel war vordem ein Kothbecken, wie man denn noch deutlich die Mündung desselben gegen das Thal und die Reste seiner Einfassung von Thon bemerkt; vor dem Ausbruch, durch den es zerstört wurde, trocknete es jedoch gänzlich aus. Man höre nun, was sich weiter begab. „Wir vernahmen," hieß es, ein starkes Geräusch, ähnlich dem eines Kanonenschusses; als wir nach der Seite schauten, von wo das Geräusch kam, sahen wir den Kurgan (den südlichen Hügel) entzwei geborsten, und bald darauf erstand aus der Spalte ein neuer Hügel von der Form eines ungeheuren Heuschoberś, woraus dann wie aus einem brennenden Theerfasse eine dicke schwarze Rauchwolke emporqualmte, die schnell den ganzen Hügel umzog. Nachdem Dieß vielleicht eine halbe Stunde gedauert, war mit dem Rauch auch der Kurgan verschwunden. Feuer gewahrte man nicht. Der nördliche Thonhügel hatte sich indessen eben so gespalten wie der südliche; Steine und Erde lagen rings zerstreut; die Klüfte spien Schlamm aus. Ob letzterer heiß gewesen, konnten die Kosaken nicht angeben. Der Thon, den wir sonst sahen, glich übrigens den flüssigen in den Becken ganz und gar; er ist nunmehr trocken und hart, kommt in unregelmäßig übereinander gelagerten Schichten vor, und schließt eine Masse von Steinen verschiedener Größe in sich, deren auch manche am Fuß des Hügels zerstreut liegen. Dieß sind lauter Sand- und Kalkstücke, die kein Merkmal von Feuer an sich tragen, wogegen es Fragmente von Schwefelkies giebt, die versenkt sind.

So unvollständig auch die Erkundigungen waren, die wir einzuziehen und die Beobachtungen, die wir selbst anzustellen vermochten, so ergab sich uns als Resultat doch so viel, daß wir an einem Zusammenhang zwischen dem vulkanischen Focus im Innern der Insel und den Kothquellen nicht zweifelten. Diese scheinen von den ausgeworfenen Massen, deren Pallas gedenkt, und die wir wieder-

fanden, in Bezug auf den Ursprung verschieden zu seyn. Statt des festen Thons trifft man hier den Thon noch im flüssigen Zustand; der erstere hielt die obern Oeffnungen so lange verstopft, als sich noch keine wässerigen Dünste erhoben; der letztere blieb indessen unten in der Tiefe der Höhlung und ließ vor der Erscheinung der Blasen das Vorhandenseyn eines Gasstromes noch nicht vermuthen, da dieser unbemerkt durch die Spalten sich nach oben entwickeln konnte. Vielleicht daß das Entstehen dieser Quellen den eigentlichen Ausbrüchen voranging und den Weg bahnte. Abgesehen von diesen Kothbecken giebt es auf der Insel noch einige andere, wie zwischen den Poststationen von Senoï und Peres, an den Ufern des Sees Aflanis, zwischen Temriuk und der Linie von Kurki, rechts von der Straße, die dahin führt; eben so in der Nähe der zuerst erwähnten einige kleine Wasseradern mit einem Geruch nach Schwefelleber.

Unter den Bergölquellen der Insel Taman sind die auf der Südostseite in der Gegend von Bougas der Beobachtung am Günstigsten gelegen. Thonichte, sandichte und kalkichte Schiefer, die daselbst häufig wechseln, bilden das Meeresufer, indem nun dieses gegen das Land hin auf eine Strecke von 300 F. einstürzte, so entstand ein Schlund, in welchem das Bergöl zum Vorschein kam; die Brunnen sind zwischen den Kalksteinlagern eingegraben und mit einem hölzernen Gerüste überbaut. Das grünlich-braune Oel das auf der Oberfläche schwimmt, wird von Zeit zu Zeit abgeschöpft und ersetzt sich bald wieder durch neues. Das Wasser steht bald hoch, bald tief; jener Fall tritt hauptsächlich ein, wenn das Meer von Windstößen stark bewegt wird; eine Wahrnehmung, die uns übrigens von Jemand mitgetheilt wurde, der keinen unbedingten Glauben zu verdienen schien. Der Kalkstein ist manchmal ganz mit Bergöl geschwängert, und wird alsdann so weich, daß er sich wie Seife schneiden läßt; nichtsdestoweniger veranlassen Säuren eine starke Efferveszenz.

Die Ausländer im Dienste Rußlands.

(Aus dem Messager polonais)

Das glückselige Rußland ist so reich an großen Männern, daß sein Eigenthümer um deren Anzahl zu vermindern, bisweilen Zwangsmittel anwenden muß. Man kennt seinen diesjährigen Ukas, welcher den Eltern untersagt, ihre Kinder im Ausland studiren zu lassen, und letztere im entgegengesetzten Falle jeder Civil- und Militärstelle für unfähig erklärt. O glückliches Land, wo die Lichtstrahlen sich in solcher Fülle nach allen Seiten hin vertheilen, daß der Machthaber ohne Furcht vor nachtheiligen Folgen einen alten General mit der Präsidentenstelle eines Civil-Tribunals, und die vierteljährigen Arbeiten eines Seminar-Direktors mit der Beaufsichtigung einer Militärkolonie als Gnadengehalt zu belohnen im Stande ist. O glückliches Land, wo der Monarch, der Ausfluß alles Lichts, den niedrigsten seiner Unterthanen nach seinem Wunsche erleuchten und ihn zum größten wie zum kleinsten Posten fähig machen kann. Gleichwie im Alterthume, eben so ist die Divinationsgabe noch heut zu Tage das Erbtheil des irdischen Herrschers, dessen Macht, wie Jeder weiß, von Gott kommt. Caligula machte ehemals sein Pferd zum Konsul; der Sultan macht seinen Pfeifenträger zum Großwessier; das Pferd, der Pfeifenträger werden historische Personen.

Ein Umstand indeß bringt unsere Logik in Verwirrung; wenn Se. Majestät der Kaiser Nikolaus seinen Unterthanen den Unterricht auf den auswärtigen Schulen verbietet, so geschieht dies ohne Zweifel, weil in Rußland alle Mittel zum Erwerb des so erwünschten Studiums vorhanden sind, und sind diese Mittel da, so müssen sich natürlich unter den Russen ausgezeichnete Männer befinden. Warum ertheilt nun der Kaiser Ausländern stets den Vorzug vor seinen eigenen Unterthanen? Ein Keim von Mißvergnügen, welcher dereinst seine Früchte nach allen Gegenden des russischen Bodens verbreiten wird.

Die Inländer beklagen schmerzlich, daß alle Ehren, alle Würden, alle Staatsämter fremden Individuen vorbehalten sind.

Haben sie etwa Unrecht? Hier folgt die Liste der in dem gegenwärtigen Kriege gegen Polen angestellten Generale. Nach dieser Liste, welche wir hier genau, aber nicht vollständig geben, da sich in dem russischen Heere viele Generale von der englischen, schwedischen und anderen Nationen befinden; möge der Leser doch nun ausmitteln wollen, wie viel Russen darunter sich befinden.

L i st e.

Diebitsch, Saken, Friken, Rosen, Pahlen, Kreutz, Korff, Roth, Toll, Thiel, Witt, Dellinghausen, Willingshausen, Manderstern, Krusenstern, Löwenstern, Thiemann, Strandtmann, Engelmann, Ostermann, Rennekampf, Löwenhielm, Kawer, Mayer, Schirmer, Dürer, Richter, Nabel, Pinabel, Rüdiger, Gerstenzweig, Langenau, Nesselrode, Kotzebue, Grabbe, Glasenap, Württemberg, Fäse, Friedrichs, Anrep, Geismar, Neidthardt, Knorring, Michel, Kleinmichel, Wittgenstein.

Vermischte Nachrichten.

Man liest im Messager des Chambres: „Wir können folgende Nachrichten als zuverlässig verbürgen: Mehrere Komitate Ungarns, unter denen das Komitat Batsch mit seinem Beispiele voranging, haben es gewagt, an ihren König Franz Adressen ergehen zu lassen, worin sie an die Dienste erinnern, für welche Ungarn aus den Zeiten der Türkenkriege der Polen die höchsten Verbindlichkeiten schuldig ist. „Oesterreich,“ heißt es in gedachten Adressen, „habe einen großen Fehler begangen, daß es dieses Land, seine Schutzmauer gegen Rußland, um eines niedrigen und augenblicklichen Eigennutzes willen, geopfert habe.“ Schlüßlich wird verlangt: 1) augenblickliche Zurücknahme des Ausfuhrverbotes von Waffen und Lebensmitteln nach Polen; 2) Zusammenberufung eines Reichstages, um zu berathen, was geschehen könne, um das Loos der Polen zu mildern. Man kennt noch nicht den Erfolg dieser Vorstellungen.“

•

Die Abgeordneten der westindischen Kolonien Englands, Barbadoes, Antigua, Demerara und Essequibo, Dominica, Grenada, St. Vincenz, Tabago, St. Christoph und der virginischen Inseln kamen am 1 März d. J. zu Bridge Town auf Barbadoes zusammen, um der britischen Legislatur die Mißverhältnisse darzulegen, unter denen dieser Theil des britischen Reiches zu leiden hat. Die Versammlung beschloß nach mehrtägigen Sitzungen an beide Häuser des Parlaments Petitionen einzureichen, und darin vorzustellen: „Während in dem ganzen Umfange des britischen Reiches die durch den Krieg vermehrten Abgaben seit dem Frieden eine Verminderung erfuhren, seyen die Produkte der westindischen Kolonien noch immer nach Verlauf von fünfzehn Jahren bei ihrer Einfuhr in England Auflagen unterworfen geblieben die mit dem Kriege, durch welchen sie veranlaßt wurden, hätten aufhören sollen. — Ein zweites und gewichtiges Mißverhältniß sey der entschiedene Vortheil, den die auswärtigen Zuckerplantagen durch die Fortsetzung des afrikanischen Sklavenhandels über die übrigen errungen. — Die Kolonien müßten mit ernstlicher Besorgniß dem Einflusse entgegensehen, den das unablässige Geschrei einer „mächtigen, arglistigen und eigennützigen“ Partei auf die Berathungen der Parlamente und die Maßregeln der Regierung in Betreff des Sklavenhandels zu gewinnen scheine. Feierlichst wollten sich daher die Einwohner der Kolonien gegen jeden Eingriff auf ihr wohlgegründetes Recht und Eigenthum in dieser Rücksicht verwahrt haben. Diese Eigenthumsrechte seyen ihnen wiederholt durch Parlamentsbeschlüsse gesichert, und nur im Vertrauen auf dieselben ihre Vorfahren veranlaßt worden, ihr Kapital, ihren Gewerbsfleiß und ihr Vermögen zum Anbaue dieses Landes zu verwenden, unter der ausdrücklichen Bedingung, sich dazu der durch britische Unterthanen eingeführten Sklaven bedienen zu dürfen. — Aus den Folgen dieses Handels könne auf den Charakter der Bevölkerung der westindischen Kolonien kein nachtheiliger Schluß gezogen werden, da fortwährend ihre hauptsächlichste Bemühung darauf gerichtet sey, die in einem Zustande der Barbarei bei ihnen

eingeführten Individuen zu civilisiren, und verhältnißweise in eine glücklichere Lage zu versetzen, als sie im wilden Zustande genossen. — Aus den Niederlassungen und dem Anbaue in diesen Kolonien seyen vielverzweigte Handelsverhältnisse hervorgegangen, durch die das Mutterland reichlich mit Kolonialprodukten versehen werde, über viermalhunderttausend Tonnen Schiffsladungen würden jährlich versendet, wobei mehr als zweimalhunderttausend Seeleute Beschäftigung fänden; Millionen flössen daraus dem öffentlichen Einkommen zu. — „Diese Petition," beschloß endlich die Versammlung, „soll durch den Marquis von Chandos bei dem König und in beiden Häusern überreicht und Se. Maj. gebeten werden, seine königliche Macht zur Abwendung des ihnen durch Abschaffung des Sklavenhandels drohenden Verderbens geltend zu machen."

*

In Bezug auf die neuentdeckte Mündung des Nigers oder Quorra ist zu bemerken, daß alle Flüsse vom Del Rey im Osten bis zu dem Benin im Westen sämmtlich Mündungen desselben Stromes sind, als dessen Hauptarme der Rio del Rey, der alte und neue Caleber, der Bonny und der Benin oder Formosa erscheinen. Der Nun, der erste Fluß östlich vom Cap Formosa, auf welchem die Gebrüder Lander, nachdem man siebenzehn Monate von ihnen Nichts gewußt, herabfuhren, ist nach Owen's Karte (1826) ziemlich unbedeutend.

*

Bei Aufgrabung des Bodens zur Grundlegung der neuen Goldschmidshalle zu London fanden die Arbeiter in einer Tiefe von fünfzehn Fuß einen römischen Altar von seltener Schönheit. Auf der Vorderseite desselben befindet sich eine anmuthige Figur mit einem Bogen in der linken Hand; mit der rechten nimmt sie einen Pfeil aus dem über die Schulter hangenden Köcher; an ihrer Seite liegt ein Jagdhund. Auf der hintern Seite des Altars befindet sich eine Leyer ausgehauen, die durch die Werkzeuge der Arbeiter sehr verstümmelt wurden. Dieser schöne Fund wurde bei der jüngst gehaltenen Versammlung der Alterthumsgesellschaft ausgestellt.

*

Das Einkommen der Bibelgesellschaft war im vergangenen Jahre nah an 100.000 Pfd. Ihre Einkünfte seit ihrem Bestehen belaufen sich auf mehr als sieben Millionen.

*

In Bezug auf die Zunahme der Bevölkerung von England während des letztvergangenen Jahrhunderts hat man folgende Bemerkung gemacht. Im Jahre 1700 zählte die Bevölkerung der Grafschaft Middlesex 624,000 Seelen; im Verlaufe der folgenden Hälfte des Jahrhunderts war sie nur bis zu 641.500 gestiegen; in den fünfzig nächsten Jahren, also von 1750 bis 1800, hatte sie plötzlich bis zu 845.000 zugenommen; und in den zwanzig letztverflossenen Jahren von 1800 bis 1820 wuchs sie zu nicht weniger als 1,167,500 Seelen an, was im Durchschnitt eine Bevölkerungszunahme von 16.105 Individuen auf das Jahr ergiebt. Die Zunahme der Bevölkerung von Lancaster ist noch weit schneller und außerordentlicher. Im Jahre 1700 zählte diese Grafschaft nur 166.200 Einwohner, fünfzig Jahre später finden wir sie schon bis zu 297.400 angewachsen; im Jahre 1800 zu 695.105, im Jahre 1810 zu 985.100 und im Jahre 1820 zu 1,074.000. Die beiden kleinsten Grafschaften in England scheinen in dieser Fruchtbarkeit an menschlichen Wesen hinter den übrigen am meisten zurückgeblieben zu seyn; man bemerkt nämlich, daß in Huntington die Einwohnerzahl im Jahre 1700 34.600 betrug, und im Jahre 1820 nur erst 49.800, während sie in Rutland im Jahre 1700 16,600 war, und im Jahre 1820 noch nicht 18.900 überstieg.

*

Die mit der französischen Expedition nach Morea abgegangenen Gelehrten haben nun nach einer fast zweijährigen Reise auf dem Peloponnes und den Cycladen ihre Arbeiten beendigt, die in Bezug auf die Naturwissenschaft von dem Obristen Bory de St. Vincent, und in Hinsicht der antiken Architektur von den HH. Blouet und Trezel geleitet wurden. Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Frankreich hat Maßregeln getroffen, die Herausgabe des Werkes zu beschleunigen, das die Resultate dieser gelehrten Nachforschungen enthalten und ein würdiges Seitenstück zu Denon's ägyptischer Reise bilden wird. Das Haus Levrault hat den Auftrag erhalten, die in das Fach des Obristen Bory de St. Vincent einschlagenden Arbeiten mit Karten, Ansichten und Kupfern herauszugeben. Firmin Didot hat die Herausgabe von Blouet's Werk über die antiken Denkmäler übernommen. Letzteres wird ungefähr von 500 Kupfern in Folio begleitet seyn.

*

Die „Times" machen aus Parlamentspapieren folgende Mittheilungen: Bis zu Ende des Statsjahres, am 5 Januar 1830 waren in England 6,828.496 Gallonen fremder Weine eingeführt worden, wovon der Staat eine Summe von 1.524,177 Pfd. St. 18 Sch. 5 P. bezog. Die in gedachtem Zeitraum von Ireland nach England eingeführte Quantität gebrannter Wasser belief sich auf 426.522 Gallonen. Aus Schottland wurden dergleichen in England eingeführt 2,724,221 Gallonen, von eben dort nach Ireland 1,005.493 Gallonen. — Tabaksblätter, fabrizirter Tabak, Cigarro und Schnupftabak wurden während desselben Jahres in den vereinigten Königreichen zum innern Verbrauch eingeführt 19.406.402 Pfd., wovon der Staat 2,958.050 Pfd. St. 10 Sch. 10 P. Auflagen erhob.

*

Nahe bei Newton sieht man jetzt an der Eisenbahn eine weiße Marmortafel aufgerichtet mit der Inschrift: „Diese Tafel, der Tribut persönlicher Achtung und Liebe, wurde hier aufgerichtet, um die Stelle zu bezeichnen, wo am 15 September 1830, dem Tage der Eröffnung der Eisenbahn Hr. Wilhelm Huskisson (durch den Schluß der unerforschlichen Vorsehung in der Mitte der ausgezeichneten Männer, die ihn umgaben) in der vollen Blüthe seiner Talente und seines nutzvollen Lebens von dem Unfalle betroffen wurde, der seinen Tod herbeiführte und England eines ausgezeichneten Staatsmannes, Liverpool seines verehrten Repräsentanten beraubte; ein Unfall, der den Augenblick des edelsten Stolzes und Triumphes, den je Wissenschaft und Genie feierten, in trostlosen Jammer verwandelte, die Herzen der versammelten Tausende mit Schrecken erfüllte und in jeder Brust die vergessene Wahrheit: „mitten im Leben sind wir im Tode" schmerzlich wieder in's Gedächtniß rief.

Witzstacheln des Figaro.

Man schreibt aus Plymouth: Der englische Kapitän Morris ist auf der Kriegsbrigg Prinzessin Henriette am 18 Mai auf unserer Rhede von seiner Fahrt nach Westindien angelangt. Als er am Ende Julius des vorigen Jahres die Freundschaftsinseln verließ, war er Zeuge eines Ereignisses, das als Seitenstück der Revolution der drei Tage angesehen werden kann. Sonderbar genug trifft auch die Zeit an beiden Orten genau zusammen. Die Stadt Sandscha-Poul befand sich in dem Augenblicke, wo der Kapitän unter Segel gehen wollte, in der höchsten Gährung; die Gassen waren mit Bäumen und Steinblöcken verrammelt, ganz wie bei den Barrikaden von Paris. Nach einem Kampf von vierzehn Tagen (man ist zu Sandscha-Poul nicht so flink wie in Paris) hatte das Volk den Tyrannen Chi-rabia-cha abgesetzt, weil er der Landeskonstitution wie Karl X ein Bein unterschlagen wollte. Statt des abgesetzten Königs wurde eine Republik mit einem erblichen Präsidenten eingesetzt, der das Staatsbot ganz einfach fortrudern wird. Die Publicisten des Landes nennen Dieß die beste Monarchie.

*

Der englische Leopard zerknorpelt nur so zum Nachtisch den armen belgischen Löwen.

*

Im Departement der Oise ist ein Monops, d. i. ein Kind mit einem Aug auf die Welt gekommen, ein junger Polyphem. Die Akademie der Wissenschaften schreit darüber Wunder. Haben denn die Herren Gelehrten noch nicht das weit erstaunlichere Phänomen beobachtet, das man tagtäglich zu Paris sehen kann? Hier giebt es Leute, die man Minister heißt, von denen jeder zwei ordentliche offene Augen hat und doch keinen Stich sieht.

*

In Condom versammeln sich seit mehreren Tagen einige fünfzig Individuen zur bestimmten Stunde mit Blechpfannen, Kesseln und Feuerzangen, und verführen ein gräuliches Schariwari. Man sagt, daß sie die Serenade einüben, die man Hrn. Persil bei seiner Ankunft zu Condom geben will. Man bemerkt eine Bratpfanne und eine Feuerzange in b mol die von unerhörter Wirkung sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 171. 20 Junius 1831.

Polen in seinen Verhältnissen zu Frankreich.

(Aus der polnischen Staatszeitung.)

Mit tiefem Schmerzgefühl haben wir in den öffentlichen Blättern gelesen: daß der Graf Guilleminot, französischer Gesandter in Konstantinopel aus dem Grunde abberufen worden, weil er, ein Freund der polnischen Sache, der Pforte vorgestellt habe, daß die Selbstständigkeit Polens eine Garantie für das politische Daseyn der Türkei, und der Augenblick da sey, wo die Pforte, das Vorhaben der Polen fördernd, ihre neulich erlittenen Länderverluste wieder zurückerwerben könne. — Verhielte es sich wirklich so, so ist es unbegreiflich, was das französische Kabinet zu diesem Schritte veranlassen konnte.

Die Herzen des französischen Volkes, wir wissen es wohl, haben Polens Sache mit ungestümmer Begeisterung entgegen geschlagen; aber wir wissen auch, daß die französische Regierung Alles mögliche gethan hat, die Wirkung dieser Theilnahme zu ersticken; während die Dienste, die wir Frankreich geleistet haben, sein eigenes Interesse und seine eigene Sicherheit es bestimmen sollten, ohne Verzug offen die Sache Polens zu ergreifen.

Vergebens sucht man in Frankreich darzuthun, daß Rußland sich nicht zur Unterjochung Frankreichs und Belgiens gerüstet habe. Welchen Zweck hatte denn der im vorigen Jahre vom russischen Kaiser erlassene Ukase, die russischen und polnischen Truppen auf Kriegsfuß zu setzen? Konnte Rußland nach dem Abschluß eines so vortheilhaften Friedens mit der Türkei und früher mit Persien ein anderes Ziel haben? Wird nicht durch die dem französischen Ministerium von dem polnischen Reichstage eingesandten Dokumente die Absicht des russischen Autokraten unwiderlegbar dargethan?

Ueber mehr als 12 Millionen Polen hat Rußland seit dem J. 1815 geherrscht. — Dieß ist der vierte Theil der ganzen russischen Bevölkerung. Kaum bestehen die andern 12 Millionen aus gebornen Russen; die übrige Bevölkerung bildet sich aus einer kleinen Anzahl Deutscher, Schweden, aber zum großen Theile aus Mongolen, Tartaren und andern asiatischen Völkern, die über die unermeßliche Weite des russischen Reiches verbreitet sind. Ueber 150,000 Polen haben in dem zahlreichen Heere des nordischen Machthabers gedient. Die Welt weiß längst, was die Polen im Kampfe vermögen, der jetzige so ungleiche Kampf mit dem sogenannten Riesen beseitigt hierüber jeden Zweifel. Ist es nun nicht einleuchtend, daß Rußland, wenn es seiner sogenannten polnischen Provinzen beraubt wird, auch seiner gefürchteten Macht beraubt werden, daß es seines Einflusses auf Europa verlustig gehen wird, und daß, wenn so das Gleichgewicht auf dieser Seite des Welttheiles wieder hergestellt ist, die übrigen Mächte ihre kostspieligen Rüstungen werden einstellen können, mit denen sie jetzt ihre Schätze vergeuden?

Es ist ausgemacht, daß Rußland erst seit der Eroberung Polens diese ungeheueren Streitkräfte, welche die ganze Welt in Erstaunen setzten, aufgestellt hat. Durch die Reichthümer und heldenmüthige Bevölkerung Polens verstärkt, wurde es mehr für Europa als für uns furchtbar, Schweden verlor Finnland; Frankreich erblickte zuerst an seinen Grenzen den wilden Suwarow, und in Strömen floß das Blut von seinen edlen Söhnen bei Austerlitz, Eilau, Friedland, Smolensk, Leipzig, Waterloo, Paris. In Folge dieser Theilung haben die wilden Horden zweimal Frankreichs Hauptstadt überschwemmt.

So lange Polen existiete, haben stets dessen Heldensöhne mit ihrer Brust die Streiche der zügellosen Völkerschwärme aufgefangen. Während acht Jahrhunderten haben zahllose Haufen von Mongolen, Tartaren, Kalmuken, Türken, Moskowitern ihren Tod auf unserm Boden gefunden. Europa erfuhr kaum etwas von diesem Kampfe, denn nicht nur auf eigene Vertheidigung bedacht, haben die Polen auch ihren Nachbarn geholfen; noch hat die Welt nicht vergessen, daß Wien und vielleicht die Christenheit durch sie von unvermeidlichem Untergang gerettet wurde. Heute nun, da das Unglück gegen uns wüthet, da der Autokrat des Nordens die letzten Kräfte seines kolossalen Reichs zur Unterjochung eines Häufleins von Tapfern aufbietet, da er durch die grausamsten Ukasen der Religion und Menschheit spottet, in unserm Blute sich badet, da wir in der letzten Krafterschöpfung für unsere Unabhängigkeit kämpfend zugleich für die Erhaltung Europa's kämpfen; heute nun sollte Europa uns ohne Hülfe lassen, und die Mahnungen der Erfahrung vergessen?

Wenn eine schlecht berechnete Politik, ein verderblicher Egoismus uns unsern eigenen Kräften überließe, wenn wir unterlägen, der edelste Theil des Volkes auf dem Blutgerüste umkäme, welche Folgen würden daraus entstehen? Eine völlige und unbezweifelte Vertilgung unserer Nationalität. — Rußland, durch Polen neuerdings verstärkt, keinen Widerstand mehr von ihm gewärtigend, würde abermals den freien Völkern fühlen lassen, wie sehr sie gefehlt, indem sie mit kleinen Hülfsleistungen zurückhielten, mit de-

nen sie noch heute die Sache Polens siegreich machen könnten. Dann werden die zahlreichen und kräftigen Arme unsers wackern Volkes die russischen Reihen verstärken, und Tod und Verderben jenen Nationen bringen, denen sie heute ihre bittenden Hände entgegenstrecken. Maschinen des Machthabers, unter dessen Regimenter vertheilt, aber tapfer unter jeder Fahne, müßten sie denjenigen zum Verderben gereichen, denen sie als unzerbrechlicher Schild dienen konnten.

Frankreich, sagt man, hat mit seinen gegenwärtigen Institutionen, mit seinem kriegsmuthigen Heere, mit seiner zahlreichen Nationalgarde keinen Angriff des Auslandes zu fürchten; aber man vergißt dabei zu erwägen, daß freie Nationen immer in mehr oder minder heftigere Bewegung erhalten durch die Debatten ihrer Tribüne über die innern Angelegenheiten, nur allzuoft die Sorge, für ihre äußern Verhältnisse zu wachen, ihren Regierungen überlassen; daß die Parteien oft in Faktionen ausarten, und hiedurch die festesten Institutionen des Landes erschüttert werden; während dagegen despotische Regierungen stets lauernd, sehr gut diese innern Spaltungen zu benützen wissen, indem sie die Zwietracht der Parteien nähren, und hierdurch früher oder später die moralischen und oft auch die materiellen Kräfte schwächen (Polen giebt hievon unglücklicherweise einen schlagenden Beweis; es hatte auch eine zahlreiche Nationalgarde, da vormals jeder Bürger Soldat war — was half es ihm?) Rußland wird sonach den günstigen Zeitpunkt wahrzunehmen wissen, um Frankreichs Freiheit den Todesstoß zu versetzen. Dann wird Frankreichs Blut in Strömen fließen, seine Hülfsquellen werden sich erschöpfen, und ihm die Dynastie wieder aufgedrungen werden, die es aus seiner Mitte verstoßen hat. Dann wird es bereuen, nicht alle Mittel angewendet zu haben, welche unser Land retten konnten vor schmachvoller Vertilgung; dann wird es sich überzeugen, wie es ungleich vortheilhafter sey, im fremden, als in seinem eigenen Lande Krieg zu führen. Heute noch hat es an der polnischen Nation einen treuen und starken Alliirten, heute noch stehen hunderttausend schlagfertige Polen da, welche tapfer und verzweifelnd die Waffen führen.

Wenn man andererseits auf die unzähligen Dienste sieht, welche die Polen von 1795 bis 1815 mit der aufrichtigsten Selbstverläugnung Frankreich erwiesen haben, so kann man nicht umhin, über seine Gleichgültigkeit zu erstaunen. Erinnert Euch, Franzosen, wie die Polen gefochten haben! Wer kämpfte an eurer Seite in Italien? Wer bestieg mit Euch das alterthümliche Capitol, wer hat mit Euch die Beschwerden in Egypten getheilt, Wer unter der heißen Sonne in St. Domingo in Euern Reihen gefochten, Wer an Euerm ruhmvollen Kampfe bei Burgos, Sarragossa Theil genommen, mit Wem gelangtet Ihr bis zu den Säulen des Herkules, Wer stritt an Eurer Seite bei Wagram, Smolensk, Mosaisk, Wer deckte den unglücklichen Rückzug von Moskau und bei Leipzig; Wer ist endlich Euch treu geblieben, als ganz Europa sich gegen Frankreich verschworen hatte?

Schätzet ihr gering die Tausende unserer Brüder, welche für euch geblutet? Noch Tausende werdet ihr finden von jenen Tapfern, deren Brust mit den im Kampfe für Eure Sache empfangenen Narben, und mit Euerm heiligen Ehrenzeichen geziert ist. Solltet Ihr also kalte Zuschauer des Blutbades Eurer Brüder seyn? —

Unsere Revolution hat die Nationalunabhängigkeit zum Hauptziel. Sie ist weder irreligiös noch unmoralisch, denn wir sehen, daß sie sowohl von der höhern und der niedern Geistlichkeit, als auch von allen Einwohnerklassen unterstützt wird. Es fallen auf der Wahlstatt Priester mit dem Kreuze in der Hand, die ausgezeichnetsten Staatsbürger und die braven Landbauern. Nicht minder fallen sie auf den Blutgerüsten unserer Feinde. Niemand denkt an einen Rückschritt in der Gesittung, an Gewaltthaten, Verfolgungen; wie wollen verbesserte Institutionen, aber ohne Erschütterung, so wie es der Wille unserer Väter war, als sie sich die Verfassung vom 3 Mai gaben. — Niemand gewahrt hier ärgerliche Scenen, Unduldsamkeit, oder daß die Religion gekränkt würde. Die allzusanfte Behandlung der Landesverräther, dieses Gezüchtes verderbter Henkersknechte der vorigen Regierung, muß doch jeden enttäuschen, welchem unsere Bedrücker das Bestehen des Jakobinismus gerne vorspiegeln möchten. Im Felde tapfer, zu Hause sanft, verabscheut der Pole das Blut des Waffenlosen, sey er auch Verräther. Der Nationalkarakter läßt sich nicht plötzlich umgestalten, also auch von dieser Seite ist Nichts zu besorgen. Welche nachtheilige Folgen hat übrigens die unbeschränkte Preßfreiheit verursacht?

Civilisirtes Europa! sey nicht gleichgültig gegen Mord, Brand und Rache an einem unglücklichen Volke, welches den Wiedererwerb seiner unveräußerlichen Freiheit verlangt, welche ihm auf eine unrechtmäßige und verrätherische Weise entrissen worden ist.

Ausflüge am schwarzen Meer.

1. Taman.

(Schluß.)

Außer diesen Steinarten müssen wir noch von andern Meldung thun, die in der Nachbarschaft der Stadt Taman und am südlichen Ufer der Bai in Gestalt spitziger Hügel emporsteigen, und sich bis an's Meer verlängern, wo sie einige Klippen bilden. Sie bestehen aus einem conchylienhaltigen Kalkstein, der bald fest und hart, bald weich und teigig ist. In der Gegend, wo der Kalkstein sich vom Meer entfernt, und die Höhe einer kleinen Hügelkette erreicht, die mit der Küste parallel läuft, haben Schichten von Thon-Talkerde und Sand sich nach der Bai zu abgelagert, und von der Stadt bis zur südlichen Landspitze das 35 F. hohe steile Ufer angelegt. Der sehr fette grünlich schwarze Thon ist ein Wenig über dem Wasser weich, wird weiter hinauf härter, und oben so fest, daß er schon einen ganz muschelartigen Bruch darbietet, sich nicht mehr mit dem Nagel auseitzen läßt, und das Aussehen eines grünen Hornsteins gewinnt. Diese Härte nimmt noch zu mit der Beimischung von Eisenoxid, welches in den obern Schichten häufig die Conchylien umschließt; letztere, etwas verkalkt, aber nicht versteinert, finden sich in allen selbst den reichsten Lagern. Oder dem festen Thon stößt man auf ein braunes eisenhaltiges Gestein, das dieselben Muscheln enthält, wie tiefer liegende Regionen, von denen es durch eine dünne, nicht fest anhängende Schichte von braunem und hellgelbem Eisenoxid getrennt wird. Die hier überall so zahlreich vorhandenen Muscheln gehören sammt und sonders den beiden Gattungen venus und mytilus an.

Die Stadt Taman ist ein höchst unbedeutender Ort, einige elende von Erde oder Stein gebaute Häuser, meist mit Rasen bedeckt, ziehen sich längs den wenigen engen Gassen der Altstadt, die jedoch einst weit beträchtlicher gewesen seyn muß, da die Mauern und Gräben auf der Landseite drei Werste im Umfang haben. Gegenwärtig begreift dieser Raum außer mehreren freien Plätzen und der Stadt eine Kosaken-Slobada, die Kirche mit den zugehörigen Gebäuden und einen großen Teich in sich, welcher früher wahrscheinlich sein Wasser durch Kanäle empfing, jetzt aber sich in einen Sumpf verwandelt hat. Die alten Mauern waren aus einer mit Sand, Thon und Seekräutern gemengten Erde aufgeführt, demselben Material, welches man noch an vielen Trümmern alter Häuser und selbst noch an mehreren neuen Häusern sieht. Es sind hier noch Ueberbleibsel alter Denkmäler, unter anderen in der Nähe der Kirche die berühmte Marmortafel mit einer Inschrift, welche beweist, daß die Russen schon ehedem Herren von Taman waren. Ein Schoppen dient zur Aufbewahrung etlicher Statuen, eines Basreliefs, mehrerer Grabsteine mit Inschriften und schöner Säulenfragmente von weißem grangeädertem Marmor. Das anderthalb Werst im Norden des Ufers gelegene Fort Phanagoria nimmt sich weit besser als die Stadt selbst aus; es ist ziemlich groß, und die Kasernen und Magazine daselbst sind regelmäßige Gebäude von behauenen Steinen. Gewöhnlich liegt ein Bataillon Infanterie darin als Besatzung.

Gegen zwei Werste im Süden der Stadt wird man durch den Anblick eines kleinen Gehölzes, einer in diesen Gegenden seltenen Erscheinung, überrascht. Zur Zeit der Türken war Dieß ein Obstgarten, der den Kosaken, die sich zu Taman ansiedelten, Pfirsiche, Birnen, Kirschen und selbst Trauben lieferte; von allen diesen Fruchtbäumen ist seit der russischen Herrschaft kein einziger mehr übrig, weil man deren nicht nur keine mehr nachpflanzte, sondern selbst die vorhandenen als Brennholz fällte. Dieses Beispiel von unverantwortlicher Wirthschaft läßt auch von der Verwaltung der Woiskowaja cancelaria (d. h. der Oberbehörde der Kosaken) nicht viel Gutes erwarten, und es steht zu befürchten, daß die natürliche Fruchtbarkeit des Landes kein Antrieb zur Thätigkeit der Einwohner und dadurch zu einem Ersatz des mangelnden Handels werde. Die wenigen Kramläden, die man in Taman zählt, gehören größtentheils Personen aus Kertsch und Jenikalé; aus diesen beiden Städten werden alle Gegenstände des Bedürfnisses gezogen, die nicht gerade bloß kosakische Artikel sind, und so kommt es, daß, wenn das Meer stürmisch oder gefroren ist, wo dann die Fahrzeuge ausbleiben, allgemeiner Mangel eintritt. Wir selbst machten, da wir bis in das Spätjahr hinein zu Taman verweilten, diese Erfahrung; um ein bißchen Milch und genießbares Brod zu bekommen — die einzige Nahrung in einer Zeit, wo nicht einmal Fische auf den Markt gebracht werden, durften wir unser gutes Geld nicht sparen. Diese Armuth erklärt sich leicht. Es fehlt nämlich an jedem Begriff von Industrie. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner, Vieh- und Pferdezucht, stimmt mit ihrem trägen Charakter gut zusammen, da das Klima ihnen erlaubt, ihre Heerden das ganze Jahr über auf der Steppe im Freien zu lassen, und selbst der Winter fast gar keine Pflege erforderlich macht. Die kleinen Meiereien, die man da und dort an Seen, Baien und auf den Ebenen vereinzelt trifft, so wie eine Tartarenkolonie auf dem nördlichen Ufer der Bai von Taman und zwei Kosakendörfer am Liman (See) von Kisyltasch wollen nicht Viel heißen; Alles darauf ist so schlecht bestellt, daß man meinen möchte, der Feind habe kürzlich das Land verheert, ein Gedanke der dem Reisenden leicht beikommen kann, wenn er nicht nur weiß, daß die Tscherkessen an dem linken Gestade des Kuban immer bereit zu Raubzügen sind, sondern er auch allenthalben die bald übertriebenen bald wahrheitgemäßen Berichte von den Zerstörungen hören muß, denen Taman bis zur Einnahme von Anapa und der Erbauung einer Redoute an der schmalen Einfahrt des Bosporus preisgegeben war.

Grégoire und der Erzbischof von Paris.

III. Note des Erzbischofs von Paris an den Abbé Baradère, dem Kranken vorzulesen.

Herr Grégoire sucht der Genugthuung, auf welcher die Kirche durchaus bestehen muß, und die er nicht verweigern kann, wenn er der kirchlichen Heilmittel und Fürbitten theilhaftig werden will, dadurch auszuweichen, daß er fortwährend darauf sich beruft, er habe Alles, was er gethan, aus Ueberzeugung gethan, und könne folglich, ohne eine Sünde zu begehen, nicht gegen seine Ueberzeugung handeln.

Zur Erwiederung hierauf diene ihm, daß die Kirche weder seine Absichten noch sein Gewissen richtet; daß sie die Untersuchung und das Urtheil darüber Gott anheimstellt; daß sie von ihm, Herrn Grégoire, nicht verlangt, sich wegen seiner Absichten und seines Gewissens anzuklagen, sondern die Handlungen abzuschwören, die sie verdammungswürdig findet und mit Strafe belegt hat, weßhalb er, ohne in Erörterungen über die Absichten einzugehen, die seine Ueberzeugung bestimmt haben können, diese Ueberzeugung selbst aufgeben möge, indem er sie nicht für die Zukunft, sondern für die Gegenwart der Ueberzeugung der Kirche unterwerfe, deren Willensverkündiger und Organe der souveraine Papst und die Bischöfe sind, für ihn eben sowohl als für alle andern katholischen Gläubigen; was die Sünde betrifft, die er durch seinen Widerruf zu begehen glaubt, so kann eine solche nicht in einer Unterwerfung gedacht werden, die das erste von allen Dingen ist, bei den Weisesten wie bei den Unwissendsten, bei den Theologen wie bei den Kindern, den gelehrtesten Lehrern wie den einfältigsten Schülern. Diese Unterwerfung ist ein Glaubensakt, und kann als solcher Gott nicht mißfällig seyn. Herr Grégoire läuft daher keine Gefahr, wenn er sich seiner Ueberzeugung ohne alles weitere Nachdenken über ihr Objekt begiebt und einzig und allein mit Mund und Herz anerkennt, daß er ungeachtet der Absichten und Ansichten, die bis auf diese Stunde seine Ueberzeugung, wie er glaubt, bestimmt haben, Unrecht hat, bloß deßhalb, weil es die Kirche sagt, und daß er bereue, ihr entgegen gehandelt zu haben.

Die Schlußfolgerung des Herrn Grégoire ist nicht neu; alle Ketzer und Schismatiker haben sich ihrer bedient; sie haben das Nämliche gesagt, und nichts desto weniger nimmt man an, daß die Kirche sie gezwungen hat, zuzugestehen, daß sie auf ihrem Irrthum nur aus reinem Geist der Empörung und Bosheit beharrten; aber eben so hat sie mit fester Hand die Richtschnur vorgezeichnet, der man in Rücksicht auf dieselben zu folgen hat, so wie die Bedingung, unter der allein sie diese Abtrünnigen wieder in ihre Gemeinschaft aufnimmt. Diese Richtschnur und diese Bedingung ist deutlich ausgesprochen in jener berühmten Stelle der Bulle des hl. Leo des Großen: Domine ut etc.

Diese Richtschnur, von dem Oberhaupt der Kirche vorgezeichnet, muß auch in Betracht Herrn Grégoire's befolgt werden, wiewohl, wie sich denken läßt, ohne Härte; denn diese würde gegen die christliche Liebe seyn; aber auch ohne Schwäche, denn diese würde gegen die Wahrheit verstoßen. Die Folgen müssen wir Gott überlassen; das, was gerettet werden muß, ist der Glaube, weil es dieser ist, der die Seele rettet, oder vielmehr weil die Seele ohne ihn nicht gerettet werden kann, und hier handelt es

sich vor Allem um das Heil einer Seele, die wir nicht in ihrer Verblendung lassen dürfen aus Nachgiebigkeit in der Furcht, die Leidenschaften aufzuregen, die in Bereitschaft sind, hervorzubrechen und auf uns loszustürzen. Verstellung und List können weder Gott ehren, noch der Kirche dienen, noch die Seelen retten. Angewendet aber muß allerdings werden, was die väterliche Liebe nur erdenken kann, selbst unser Leben müssen wir zum Opfer bringen; aber ebenso gewissenhaft muß die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit im Bekenntniß seines Glaubens beobachtet werden; die Ehre wie das Gewissen verlangen es so.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß man sich mit den Kranken nicht wegen einer Formel streiten, sondern daß man sie ohne Ausflüchte abfassen müsse. Es ist nicht genug, daß sie bloß in allgemeinen Ausdrücken sich darstelle; man könnte sich mit einer solchen bei jedem Geistlichen oder Gläubigen begnügen, der nicht öffentlich und so lange Zeit den Irrthum gelehrt und bekannt hat; sie muß genau bestimmt seyn und seine Reue ausdrücken.

Wenn Gott, erweicht von unsern Gebeten und Thränen, das Herz Grégoire's umgewandelt hat, so wird er ihm auch jene demüthige und unterwürfige Stimmung geschenkt haben, die seine Bekehrung beweisen wird; wenn hingegen Alles dieß nur eine Unterhandlung seyn soll, um den Schein zu retten und Bewegungen vorzubeugen, so würden wir Nichts für den Himmel und Nichts für die Erde gewonnen haben; der Himmel würde sich nicht freuen über die Wiederkehr eines Sünders; die Erde würde nicht zu Frieden gebracht werden durch eine Spiegelfechterei; die Engel würden nicht jubeln vor Freude und unser Amt sich entehrt haben. Uebrigens habe ich eine allzu zuversichtliche Meinung von dem Charakter des Herrn Grégoire, als daß ich glauben möchte, er werde sich zu einer doppelsinnigen Ausflucht hergeben wollen, es ist an der Zeit, wo man sich der Worte des Heilands erinnern muß: Ja ja, nein nein, wenn man fast am Fuße des Richterstuhles eines Richters steht, vor dem es nicht mehr möglich ist, sich Vorspiegelungen zu machen.

Diese Betrachtungen können dem Kranken vorgelesen werden; ich wünsche es, wenn er dazu seine Einwilligung giebt. Ach, könnte er in meinem Herzen all den Kummer lesen, den ich für ihn empfinde! O daß ich hingehen könnte, um ihm den Kuß des Friedens zu geben und ihm das Wort der Versöhnung zu bringen.

7 Mai. Hyacinth, Erzbischof von Paris.

IV. Antwort des Abbé Baradère an den Erzbischof von Paris.

Eure erzbischöflichen Gnaden haben an mich eine Note erlassen mit dem Auftrage, dieselbe dem vormaligen Herrn Bischof von Blois vorzulesen. Ich habe mich in diesem Augenblick dieser Pflicht entledigt; aber ich kann Ihnen nicht bergen, daß diese Mittheilung weder in seinem Glauben noch in seiner Ansicht etwas geändert hat. Er bemerkte darauf:

„daß der Herr Erzbischof als ausgemacht voraussetze, was noch in Frage stehe; daß vor Allem die Dogmen hätten angezeigt werden sollen, die er angegriffen oder mißdeutet habe, deßgleichen die Irrthümer, die von der ganzen Kirche verworfen worden seyen. Dieß sey der eigentliche strittige Punkt, dem man ausgewichen, wahrscheinlich um nicht mit Barruel und Emery in Widerspruch zu kommen, indem der Erstere bezeugt: „daß die konstitutionellen Priester nicht „strafbar sind, daß sie vielmehr stets der katholischen, apostolischen, „römischen Kirche standhaft zugethan blieben;“ der Andere: „die „Vorsehung habe nicht zugegeben, daß durch die konstitutionelle Kirche „etwas an der Lehre der Kirche geändert werden sollte.““

Niemals habe er behauptet, bemerkte der Hr. Bischof von Blois ferner, daß Ueberzeugung und Gewissen den Katholiken lossählen können, sich unbedingt dem Urtheile der allgemeinen Kirche zu unterwerfen; diese Lehre sey in seinen Schriften ausgesprochen und in seinem Herzen eingegraben.

Eben so sey er weit entfernt sich über eine oder mehrere Formeln zu streiten. Sein Glaubensbekenntniß sey in allen Handlungen seines Lebens ausgesprochen, wie in seinen Schriften; es bedürfe keines andern.

Wenn er den Pfarrer seines Sprengels habe rufen lassen, so sey dieß aus Pflicht geschehen, nicht um den Schein zu retten; die Aufrichtigkeit, von der er in seinem ganzen Leben Proben abgelegt, hätte ihm eine ähnliche Verdächtigung ersparen sollen. Herr Grégoire bittet Herrn von Quelen zu glauben, daß er am Ziele einer achtzigjährigen Laufbahn, von der er drei Viertheile zur Vertheidigung der Kirche angewendet, nicht mit der Ewigkeit spielen werde um eines eitlen Gefühles der Selbstliebe willen, und zwar in eben dem Augenblicke, wo alles Zeitliche vor seinen Augen ewig zusammensinke und verschwinde.

Was mich in diesen Unterhandlungen betrifft, die der Herr Erzbischof eine Spiegelfechterei nennen zu müssen glaubte, so wird mir erlaubt seyn, demselben bemerklich zu machen, daß ich hierdurch nur Aergerniß vermeiden, der kirchlichen Disziplin die gebührende Ehrfurcht bezeigen und dem vormaligen Herrn Bischof von Blois den Trost verschaffen wollte, den Kuß des Friedens von seinem Oberhirten zu erhalten und jene Worte der Versöhnung, deren man ihn berauben zu müssen glaubte.

Ich habe noch beizufügen, daß Herr Grégoire alle geistlichen Heilmittel empfangen, die man ihm durchaus verweigern wollte. Man glaubte, daß das Heil des Kranken vor Allem zu Rath gezogen werden müsse: „wenn die Disziplin darunter leiden kann, sagt der heil. Augustin, so wird die christliche Liebe das höchste Gesey. Wenn der Priester sich entfernt, so muß der Levite, ja selbst der Samaritan dem Kranken, der auf der Straße von Jericho liegt, zu Hülfe kommen und Oel in seine Wunden gießen.“

Genehmigen Eure erzbischöflichen Gnaden rc. rc.

9 Mai.

Baradère.

Witzstacheln des Figaro.

Ein Diplomat ist, wie Plato sagt, ein zweibeiniges Thier — ohne Herz.

*

Don Miguel rächt sich an Hrn. Sebastiani, der ihn ein Ungeheuer gescholten hat, indem er ihn einen Diplomaten schimpft.

*

Man hat bemerkt, daß Herr Dupin Cosne in dem Augenblick verließ, wo die Oesterreicher Ancona räumten. Welche Sympathie!

*

Sidi-Ben-Acher, der Abgesandte des Bey von Tunis, scheint sich in Paris sehr angenehm zu finden. Gestern wohnte er der Aufführung des Löwen von Meisur bei, morgen wird er Herrn Raoul-Rochette hören, übermorgen hat er sich vorgenommen, die Automaten zu besuchen und den Herrn Grafen Sebastiani.

*

Die Lorbeeren des Miltiades ließen den Themistokles nicht schlafen; die Siege der Polen hindern Herrn Sebastiani nicht zu schnarchen.

*

La Diplomatie est un cas pendable.

*

Wenn die Republik nicht da wäre, sagt Herr Persil, so müßte man sie erfinden.

*

Avec certain persil on fait des farces.

*

Belgien, würde Frau von Sevigne gesagt haben, steht auf dem Beine des Herrn von Talleyrand auf schlechten Füßen.

*

Da die Regierung durchaus entschlossen ist, für die Helden des Julius Nichts zu thun, so will sie, wie man hört, ihnen die Pairswürde verleihen.

*

Der zweite Sohn der Herzogin von Berry ist von Karl X. Graf Dunois getauft worden. Er hat die Bestimmung, mit der Herzogin von Angoulème, als Jungfrau von Orleans, die Legitimität in Frankreich wieder herzustellen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 172. 21 Junius 1831.

Erinnerungen aus London und Westminster.

Alte Monumente sind in London selten. Die Stadt ist durchaus modern. Es giebt darin Theile von mehr als einer Stunde Länge, die den Anschein haben, als wären eben die Gerüste weggenommen worden. Man sieht wohl daß es das Land der Kompagnien ist, denn kein noch so altes Gebäude wird verschont, wenn die gerade Richtung einer Straße darunter leidet. Die alte Stadt wird nicht wie bei uns Stück für Stück, und je nachdem ein Haus mit der Zeit baufällig wird, erneuert. Man überläßt es nicht der Zeit, die Gebäude zu unterwühlen, und setzt die Vorübergehenden nicht der Gefahr aus, von einstürzenden Mauern zerschmettert zu werden. Dafür werden Jahr aus Jahr ein, ganze Quartiere niedergerissen, und an deren Stelle steigen breite Straßen, regelmäßige glänzende Häuser und Gärten auf. Die ganze Pracht der Civilisation nimmt Besitz von dem verjüngten Boden, und zeigt sich zu Fuß und Wagen unter der anspruchvollen Livree der privilegirten Klassen und ihrer Diener. Nur das Elend ist in London alt, und nimmt auch da seinen Platz ein, wo die junge Stadt die alte verdrängt hat. Man sieht es auf diesen schönen Trottoirs unter den müßigen Spaziergängern daher schleichen, und mit einem abgeschossenen Hute bedeckt, den einst Blumen zierten, die Hände bettelnd entgegenstrecken. Das Elend hat hier ein scheußlicheres Ansehen als anderswo, schon deßwegen, weil ein weit größerer Luxus ihm zur Seite steht, und dann, weil es die gleiche Tracht der Vornehmen hat. Man glaubt unwillürlich, es gäbe hier nur zwei Klassen, deren Eine von den Ueberresten der Andern lebt, und sich von ihren Fetzen kleidet. Welche Abscheulichkeit um diese Gleichheit des Anzugs in einem Lande, wo die Ungleichheiten der Gesellschaft so in die Augen springend sind!

Ich rede indessen hier nur von den Weibern, denn alle Frauen Londons kleiden sich überein, nur daß das Volk durchlöchert und schmutzig dasselbe trägt, was bei den Ladys als neuer Staat prunkt. Man möchte fast glauben, daß hier eine Niederlage bestände, wo die Kammerfrauen die gebrauchten Anzüge und Hüte ihrer Gebieterinnen verkaufen. Die Mittelklasse versieht sich damit, und von ihr geben dieselben Stücke auf das ärmere Volk und die Bettler über. Vergebens sucht man hier Sonntags die Pariser Frauen der untern Klassen, die in dem niedlichen frischen Anzug, dem weißen Häubchen mit Rosen, die sie mit eigener Hand verfertigt, dem Stell-dich-ein, worauf sie die ganze Woche gewartet, entgegenharren. Weder die geschmackvolle Toilette, noch die Koketterie, noch das heitere flinke Wesen der Pariser Grisetten ist zu finden. Dagegen sieht man die Londoner Frauen in Hüten und Shawls mit der ganzen Garderobe großer Damen, doch abgenützt oder von groben Stoffen, an dem Arme ihrer Männer aus der Kirche nach den öffentlichen Gärten wandeln, indem sie mit der ganzen Breite des Fußes austretend, Kopf und Brust vorgestreckt, mit ihrem Leibe einen spitzigen Winkel gegen die Erdfläche bilden. Dafür findet man aber auch in Frankreich nicht die schönen blauäugigen Kinder mit rosigen Wangen und dem unbefangenen Gesichtchen die mit einer unbeschreiblichen Grazie und Lebendigkeit drei oder vier Schritte vor ihren Eltern spielen. Ein Pabst, ich weiß nicht mehr welcher, hat gesagt, daß diese Kinder Engel seyn würden, wenn sie nicht Ketzer wären. Ein Ausspruch, der den Pabst und den Mann von Geist zugleich verräth.

Doch ich komme von den Monumenten ab. Die Liebhaber werden sich sehr betrogen finden, wenn sie gothische in London suchen. Man sieht deren wohl, aber ihr größtes Alter ist fünf oder sechs Jahre. Noch zur Stunde werden ähnliche erbaut. Ich habe drei Kirchen in gothischem Styl anfangen gesehen. Die Franzosen sind darin viel gescheiter, sie wenden das Gothische nur bei Uhren, Nachtlampen, phosphorischen Feuerzeugen oder Stammbüchern, überhaupt bei bloßen Phantasiegegenständen an. Die Engländer tragen es auf ihre Monumente über. Warum? Weil sie es comfortable finden, und comfortable ist in England Kunst. Viele Privathäuser in London sind mit italienischen Dächern und griechischen Säulenreihen gebaut, noch mehrere im Baustyl von Denkmälern. Diese Art Gebäude gefallen unter dem schönen Himmel Griechenlands und Italiens, wo die Sonne sie wie die Blätter im Herbst vergoldet. Doch in London schwärzen Nebel und Rauch sie binnen Jahresfrist über und über, wenn der Anstreicher ihnen mit gelbem Kalk nicht einen warmen Ton giebt. Von Ferne täuscht bei gutem Wetter dieser gelbe Ueberzug, in der Nähe aber ist er abscheulich. Die Säulen haben das Ansehen von langen Ziegelröhren, und die Statuen gleichen den Töpferfiguren aus gebrannter Erde. Solches Plackwerk ist ganz im Geschmack dieses Volks; man weiß wohl, daß sie es nicht allein bei ihren Häusern, sondern auch oft bei ihren Institutionen anwenden.

Ich hörte zuweilen den Engländern vorwerfen, daß sie affekti-

ren, keiner andern Nation etwas nachzuahmen, und sich deßwegen vieler Bequemlichkeiten und Verschönerungen berauben. Die Richtigkeit dieses Vorwurfs hat mir nicht eingeleuchtet. Im Gegentheil fand ich, daß die Engländer nichts gerne missen, wohl aber daß sie die Bequemlichkeit gewisser Dinge anders worin suchen als wir. Wenn sie fremde Gebräuche nicht annehmen, so geschieht dieß bloß, weil sie nicht von deren Vorzug gegen die einheimischen überzeugt sind. Ihre Nationalität reicht nicht so weit, um sich wehe zu thun, oder eines Guts zu entbehren, müßten sie es auch von Andern entnehmen. In der Kunst zu leben, sind sie allen andern Völkern weit voraus, und daher ahmen sie uns auch nur Weniges nach, da sie selten etwas finden, was vor dem ihrigen den Vorzug verdiente. Wenn man in irgend einem Hotel der Straße von St. James gewohnt hat, wo die Fenster noch in der Guillotineform sind, so möchte man sich versucht fühlen ein Volk der Barbarey anzuklagen, das an seinen schönsten Palästen nur solche Schubfenster angebracht hat. Doch untersucht man die Vollkommenheit, mit der sie in London verfertigt werden, wie sie mit dem kleinen Finger auf jede beliebige Höhe zu öffnen sind, um einem größeren oder kleineren Luftstrom nach Bedarf Einlaß zu gewähren; wie geschmeidig und sanft diese Bewegungen sind, wie die Scheiben beim Sonnenstrahl leuchten, so muß man über unsere Eitelkeit lachen, jene Fenster nach den Prinzipien der Kunst und Architektur geeigneter zu finden, die man nur öffnen kann, wenn man ein gewisses Alter oder eine bestimmte Größe erreicht hat, die übel schließen, und die bei jedem Witterungswechsel die Hausfrau in Furcht für ihre schönen Tapeten setzen.

Das Gleiche gilt von den kleinen Thüren der Häuser in London. Sie sind bei weitem nicht so grandios, wie in Paris die Flügelpforten mit ihren großen Hofräumen; indessen da die Engländer dieses Schaugepränge nicht nachahmten, so mögen sie wohl ihre guten Gründe dafür gehabt haben. Solche Einfahrten sind mit tausend kleinen Unannehmlichkeiten verknüpft. Die Pferde stampfen während der Nacht, und stören die Ruhe der Einwohner; ihre Fütterung unterbricht den Morgenschlummer, das kostbarste für einen Engländer, der wegen der Hitze des Mittagessens ohnehin spät einschläft; dann kommen die Stallknechte, um die Wagen zu putzen, und den Hof mit abscheulichem Schmutz zu überziehen; endlich der Geruch des Düngers und der Pferdegeschirre; und nun erst noch die Portiere, diese rohe boshafte Sippschaft, man mag sie Schweizer oder Hausmeister nennen, sie in eine Livree stecken oder in Lumpen lassen; ob sie gepuderte Haarbeutel tragen, oder ihren Kopf unter einer schwarzen Mütze begraben, diese Kundschafter, Schwätzer, Verläumder, die durch die Lakayen die Geheimnisse des Hauses auszuforschen wissen, und dem nächsten Besten über die Tugend der Frauen oder die politische Meinung der Männer Aufschluß zu geben bereit stehen — Unverschämte, zu denen man mit dem Hut in der Hand sprechen muß, um eine Antwort zu erhalten, und die sie doch verkehrt ertheilen, wenn euer Gesicht ihnen mißfällt, oder ihr im schlechten Wetter ihr Stübchen öffnet. Welch großer Fortschritt der Civilisation, der Portiere entbehren zu können! Man pocht in London an einer hübschen Thüre von Citronenholz; ein Bedienter in rother Sammethose, oder eine kleine Magd im Hut öffnet. Man nehme sich ja in Acht, den Diener mit der Herrschaft, oder die Magd mit der Hausfrau zu verwechseln! In kleinen Seitenstraßen sind die Stallungen und Bedientenwohnungen. Ein Glockenzug des Herrn, und sein Wagen steht vor der Thüre. Er hat nicht die Mühe, sich um die Zubereitung seiner Equipage oder um das Futter seiner Pferde zu bekümmern. In der That der reiche Engländer findet keine Ursache an etwas zu denken; er braucht nie auf etwas zu warten: sein Essen, sein Bett, seine Leute, seine Pferde, alles ist bereit oder kommt ihm schon entgegen. Alles geht wie in einer Maschine! Wahrlich das Leben des reich gebornen John Bull läuft auf Rädern! (Forts. folgt.)

Italien im Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Kaum waren die schlimmen Neuigkeiten angelangt, so versammelte sich das Conclave, und als ich von der Post zurückkehrte war bereits an alle Straßenecken eine Proklamation des neuen Papstes Gregor XVI a' suoi dilettissimi sudditi angeschlagen. Diese verkündigte im Wesentlichen, daß er von der göttlichen Vorsehung nicht sowohl zu ihrem Füßen als zu ihrem padre amorosissimo berufen worden sey, und daß er mit der Zärtlichkeit eines Vaters für seine vielgeliebten Kinder besorgt eben über die zweckmäßigsten Mittel nachgedacht habe, um ihr Glück und ihre Wohlfahrt auf alle mögliche Weise zu fördern, als die traurige Nachricht von den Vorfällen in einigen Provinzen eingetroffen sey. Ohne Zweifel um ihn zu demüthigen habe es der göttlichen Vorsehung gefallen, daß die ersten Tage seiner Erhebung zu einer so erhabenen Würde durch ein solches Unglück getrübt werden sollten; gegenwärtig könne er seine Zuflucht nur zu frommen Wünschen nehmen, und da er nichts als das Glück seiner Kinder suche, so öffne er auch den Verirrten gern die Arme der Barmherzigkeit und der Liebe in der Hoffnung, er werde nicht zu der harten Nothwendigkeit gezwungen werden, Maßregeln der Strenge zu ergreifen. Ich war neugierig die Wirkung zu beobachten, die dieser liebevolle Aufruf an das Volk hervorbringen würde, an das er gerichtet war; wo sich eine Gruppe gebildet hatte, um den Anschlag zu lesen, blieb ich stehen, und leider muß ich bekennen, daß die dilettissimi sudditi keine sonderliche Neigung verriethen, diese zärtlichen Gefühle zu erwiedern. Meistens lachten und spöttelten sie und wiederholten im Fortgehen mit höhnischem Tone die zärtlichsten Ausdrücke der Proklamation. Indeß um sein Vertrauen zu dem Volke blicken zu lassen, erlaubte der heilige Vater, daß die Carnevalsvergnügungen ihren gewöhnlichen Fortgang nehmen sollten. Als wir uns dem Ende dieser ausgelassenen Lustigkeit näherten, bemerkte man eine ungewöhnliche Menge von Masken und Züge derselben durchliefen die Stadt nach allen Richtungen, sogar noch vor der Stunde, wo der Spaziergang auf dem Corso beginnt.

Samstags am 12 Februar sollte der große Tag seyn. Fenster und Balkone waren schon verschwenderisch mit scharlachrothen Decken überkleidet; neue Gerüste und Bühnen erhoben sich. Zuckerwerk von jeder Farbe war schon in mächtigen Becken aufgehäuft, die Kugeln zur großen Schlacht bereits fertig und auf der ganzen langen Straße wie auf allen Plätzen war die ganze eine Miglie lange Strecke hinab nichts als scharlachrother Sammt und weiß und blau

ausgeschmückte Buden zu sehen. Ich hatte auf einem Balkone Plätze für mich und einen meiner Freunde gemiethet und wollte eben nach meiner Wohnung zurückkehren, um die Vorbereitungen zum Feste zu treffen, als ich Leute athemlos und erhitzt daher laufen sah beschäftigt, in höchster Eile an allen Straßenecken Anschläge anzukleben. Der erste derselben besagte, eine wohlgeordnete Regierung müsse alle Fremden kennen, die sich in den Städten ihres Gebietes aufhielten; man wolle somit allen Fremden, die sich zu Rom befänden, ernstlich eingeschärft haben, sich bei der Polizei zu melden, ihre Namen, ihren Stand, ihre Heimath, die Ursache ihrer Reise und die Zeit ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt anzugeben. Dieser Proklamation folgte eine Stunde darnach eine zweite, mit der Ankündigung, daß einige übelgesinnte Personen die Ruhe der Hauptstadt zu gefährden drohten; daß die Truppen keine hinreichende Macht darböten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; man befahl sonach jedem Kirchspiele, schleunig hundert bewaffnete Männer zu stellen, um die Wachen zu verstärken, und ihre Güter und Familien zu beschützen. Es war damals nahe an vier Uhr, und der Corso nahm seinen Anfang. Ungeachtet der mißlichen Lage der Dinge war doch Jedermann auf den Beinen, um in die Wogen der tollen wilden Lust hineinzustürzen; als eine dritte Bekanntmachung erschien, welche anzeigte, die schwierigen Verhältnisse, in denen man sich befinde, erheischten es, daß der Carnaval unverzüglich eingestellt, daß das Pferderennen verschoben, die Theater geschlossen werden, daß Niemand unter keinerlei Vorwand maskirt auf der Straße erscheine; daß jeder, der diese Bestimmungen überträte, verhaftet und nach aller Strenge der Gesetze bestraft werden solle. Diese außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln und die Aufhebung des Corso schrieb man folgenden Ursachen zu.

Am Sonnabend Morgens erhielt die Regierung die Neuigkeit von den reißendschnellen Fortschritten der Insurrektion in den transmontanen Provinzen, der jede nur einigermaßen bedeutende Stadt bereits beigetreten war, während die Campagna nur noch das Zeichen von Rom aus dazu erwartete. Noch an demselben Tage sollte es gegeben werden, und zwar auf folgende Weise. Die Häupter der Verschwörung hatten sich maskirt und trugen Waffen unter ihren Mänteln. Sie sollten sich ganz unbefangen unter die Volksmenge mischen, mit Confetti auf ihre Freunde werfen, und an allen den tollen Schwänken und Possen des Tages Theil nehmen. Unmittelbar vor dem Beginn des Pferderennens werden an mehreren Orten zunächst der Straße, wo er vor sich gehen soll, Schlagschwärmer losgebrannt; Dieß ist das Zeichen, daß die Wagen abfahren, um den Pferden Raum zu geben; dieß sollte für die Verschwornen auch das Zeichen seyn, ihren Angriff zu beginnen. Truppen zu Fuß und zu Pferde sind an mehrern Orten in der Straße aufgestellt, aber nur um die Ordnung zu erhalten, und noch dazu in ganz geringer Anzahl mit ungeladenen Gewehren. Man konnte daher sicher seyn, ihrer leicht Herr zu werden, wären sie sogar tapferer gewesen, als es die gegenwärtigen römischen Legionen sind. Man war übereingekommen, daß in dem Getümmel und dem Wogen der Menschenmasse, wie es nothwendig auf die Abfahrt der Wagen erfolgt, jeder Soldat von zwei Verschwornen angegriffen werden sollte, um sich, bevor man noch merken konnte, ob es ein Fastnachtsscherz oder Ernst sey, aller Waffen zu bemächtigen, die dann die Freunde der Verschwornen erhalten sollten; hierauf wollte man auf den Vatikan losgehen, sich des Papstes und so vieler Cardinäle, als man habhaft werden konnte, bemächtigen und eine neue Regierung ausrufen. Auf der Straße, welche die Pontinischen Sümpfe durchschneidend von Rom nach Terracina führt, findet man alle zwei oder drei Meilen kleine Wachtposten aufgestellt zur Sicherheit der Reisenden gegen die Räuber, die von Zeit zu Zeit diese Gegend unsicher machen. Auf die erste beunruhigende Nachricht, die zu Rom eingelaufen war, beeilte man sich diese Soldaten zurückzurufen, um die schwache Besatzung der Stadt zu verstärken, die sich demungeachtet noch kaum auf tausend Mann belief. Kaum waren diese Posten an der Straße verlassen worden, als die Räuber zu den Waffen griffen, und der Stadt alle Verbindung auf diesem Wege abschnitten. In der Nacht zuvor hatten sie einen Kourier angefallen und einen der Dragoner, die ihn begleiteten, erschossen; man fand dessen Leiche von mehreren Kugeln durchbohrt. Bald darauf verwundeten sie einen andern Eilboten, der ihnen jedoch mit seinen Depeschen noch entkam und durch diese wichtige Nachrichten nach Rom brachte. So blieben die Räuber ungestört Herren der Campagna; alle Truppen, über die man verfügen konnte, waren einberufen und auf den wichtigsten Punkten in den verschiedenen Straßen und Plätzen der Stadt aufgestellt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Grégoire, und der Erzbischof von Paris.

V. Zweite Note des Erzbischofs von Paris an den Abbé Baradère.

In einer Note in Form eines Briefes, als Erwiederung auf eine andere Note des Herrn Erzbischofs von Paris, Herrn Grégoire, vormaligen konstitutionellen Bischof der Loire und Cher betreffend, stellt man sich, als wüßte man nicht, was der Herr Erzbischof von Herrn Grégoire verlangt, bevor er ihm gestatten kann, der kirchlichen Heilmittel während seines Lebens und der Gebete der Kirche nach dem Tode theilhaftig zu werden. Man scheint zu verlangen, der Herr Erzbischof möge namentlich die von der Kirche verdammten Irrthümer bezeichnen, deren Abschwörung und Widerruf er verlangt, und man giebt sich den Anschein, als glaube man, der Herr Erzbischof habe nur eine unbestimmte Anforderung gestellt. Indeß kann man nach den von dem Herrn Pfarrer der Abtei aux Bois und seinem Vikar bei dem Kranken gemachten Schritten, nach den Antworten, die ihm Herr Grégoire mündlich gab, nach dem Briefe des Herrn Erzbischofs von Paris von 5 Mai; endlich nach der am 7 Mai erfolgten, von Herrn Grégoire's eigener Hand geschriebenen und unterzeichneten Antwort nicht mehr schwanken und ungewiß seyn. Im Gegentheil muß man staunen, daß man nach diesen vorausgegangenen Einleitungen in einem Schreiben vom 9 Mai noch Zweifel über die Forderung des Herrn Erzbischofs findet. Das heißt in einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit ohne Aufrichtigkeit zu Werke gehen, während doch ein Fehler so wichtige Folgen für Zeit und Ewigkeit nach sich zieht.

Wenn es demnach von Neuem kategorisch wiederholt werden soll, so erklärt der Herr Erzbischof von Paris, daß er dem Herrn Grégoire die kirchlichen Heilmittel während seines Lebens nicht reichen, und nach dem Tode der Kirchengebete nicht theilhaftig werden lassen kann, wenn Herr Grégoire nicht deutlich, förmlich, ohne Verstellung und Ausflüchte die Irrthümer der sogenannten bürgerlichen Verfassung des Klerus abschwört, die er bis jetzt begünstigte, ausbreitete und vertheidigte; wenn er sie nicht verdammt und abschwört, weil sie von dem heiligen apostolischen Stuhle und durch das Organ des obersten Kirchenhauptes Pabsts Pius VII verdammt worden sind, dessen Ausspruch die Bischöfe der katholischen Christenheit insgesammt, abgesehen von einigen wenigen schwachen Ausnahmen, die von keinem Gewichte sind, beigetreten sind, theils förmlich, theils stillschweigend, so daß also dieser Ausspruch von allen Hirten und Gläubigen wie ein Ausspruch der ganzen Kirche zu betrachten ist, wenn er auch nicht auf einem

ökumenischen Konzilium gefaßt wurde, was auch nicht nöthig ist, da der Ausspruch unsers Herrn des Pabstes ohnehin unfehlbar ist. Der Herr Erzbischof verlangt ferner, daß Herr Grégoire selbst mit Mund und Herz, ohne irgend einen heimlichen Vorbehalt oder eine Ausflucht, diesem Ausspruche sich unterwerfe, indem er seine Beistimmung erkläre zu allen Breven und Akten, die von dem heiligen Stuhle gegen die sogenannte Civilkonstitution des Klerus ausgegangen sind, ohne sich auf den Ausspruch einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung zu berufen, an welche Herr Grégoire appelliren zu müssen vorschützt, devor er sich wirklich unterwerfe.

Noch mehr, der Herr Erzbischof verlangt, daß Herr Grégoire die Spaltung und Amtsanmaßung (intrusion), deren er sich durch seine Anhänglichkeit an die Civilkonstitution schuldig gemacht hat, aufrichtig beweine; daß er die Kirche und den h. Stuhl wegen seiner allzulangen Widerspenstigkeit um Verzeihung bitte; daß er ihr alle Schriften und Handlungen seines Lebens unterwerfe; daß er ihre Gnade um Aufhebung der Kirchenstrafen anflehe, in die er verfallen ist, und daß er sich der Buße unterziehe, die sie ihm auferlegen werde, mit dem festen Entschlusse, wenn Gott ihm Gesundheit und Leben wieder verleiht, Alles aufzubieten, was in seinen Kräften steht, um das Uebel wieder gut zu machen, das er, in der Absicht, die Irrthümer der Civilkonstitution, so wie alle die, welche durch die obersten Kirchenhäupter Klemens XI in der Bulle Unigenitus und Pius VII in der Bulle Auctorem Fidei verdammt worden sind, zu begünstigen, zu verbreiten und zu vertheidigen, mit Worten, Schriften und Handlungen gestiftet.

Ohne dieses Glaubensbekenntniß und ohne diese Reue, die von Herrn Grégoire unterzeichnet oder vor Zeugen abgelegt werden müssen, erklärt der Herr Erzbischof, daß Herr Grégoire unfähig ist, die kirchlichen Heilmittel zu empfangen, und wenn er bis an's Ende in dem Entschlusse beharrt, diesen Akt der katholischen Kirche von sich zurückzuweisen, auch nicht der kirchlichen Gebete nach seinem Tode theilhaftig zu werden, da er dann als in Ungehorsam und in Empörung gegen die Kirche und den h. apostolischen Stuhl dahin geschieden betrachtet werden müßte. Möchte doch diese offene und deutliche Erklärung weder einen Zweifel noch eine Ungewißheit über die von dem Herrn Erzbischof gestellten Prinzipien übrig lassen!

Möge vor Allem der Herr mit seinem Gnadenstrahle Herrn Grégoire zu erleuchten würdigen, möge er ihn zu dem Entschlusse stärken, die Bedingungen zu erfüllen, ohne welche er kein Heil hoffen darf, weil er ohne dieselben stets sich von dem Glauben und der katholischen Gemeinschaft ausschließt, wie auch immer die unbestimmten und allgemeinen Betheurungen seines Glaubens und katholischen Geistes mit Mund oder Schrift abgelegt heißen mögen.

11 Mai. Hyazinth, Erzbischof von Paris.

Nachschrift. Ich betheure bei meinem Eide und erkläre, daß ich Gelegenheit hatte, dem Kirchenoberhaupte mein Verfahren darzulegen, das ich vor anderthalb Jahren in Betreff des Herrn Bertier, konstitutionellen Bischofs von Avignon, beobachtete, der vom Schlage gerührt von dem Herrn Pfarrer zu Saint Louis en l'Ile die Heilmittel verlangte, und dieses Verfahren war genau dasselbe, das ich in diesem Augenblicke gegen Herrn Gregoire beobachte; und da ich von dem Pabste Vollmacht und Vorschriften verlangte, wie ich mich im Falle der Reue und Besserung zu verhalten habe, erwiederte mir Se. Heiligkeit, indem er mir alle nöthige Gewalt ertheilte, daß keine besondere Vorschrift nöthig sey, weil mein Verfahren bereits durch die Kirchensatzungen vorgezeichnet sey, von denen ich mich auf keine Weise entfernt habe, so daß ich also unter diesen Verhältnissen nur als die von dem h. apostolischen Stuhle ausgehende Verfügung anzusehen bin, mit dem Herr Grégoire nicht in Gemeinschaft treten kann, so lange er sich weigert, sich Dem zu unterwerfen, was von Jenem angedeutet und vorgeschrieben ist.

11 Mai. Hyazinth.

Vermischte Nachrichten.

In einer jüngst zu London gehaltenen Versammlung der Gesellschaft für Verbesserung der Gefängnisse und der Gefangenen wurde von dem Ausschusse ein Bericht vorgelesen, worin, außer den Betrachtungen über die Nachtheile der durch die englischen Gesetze allzuhäufig verhängten Todesstrafe, der Gesellschaft auch an's Herz gelegt wurde, auf ein Strafsystem für Verbrecher zweiten Grades hinzuwirken, das minder tadelhaft wäre als die Transportation und die Gefangenhaltung auf den Hulks. Erfahrung hat gelehrt, daß Transportation als zweiter Strafgrad durchaus unwirksam ist, und Gefangenhaltung auf den Hulks ist noch mangelhafter, da hier kein Unterschied unter den Gefangenen gemacht wird, woraus der traurige Erfolg sichtbar wurde, daß nur wenige Sträflinge nicht schlechter wieder ihre Freiheit antraten. Als Ersatz für die beiden Strafmittel schlug der Bericht ein wohlgeordnetes Strafgefängnißsystem vor, in welchem harte Arbeit, einsame Gefangenhaltung und religiöser Unterricht mit einander vereinigt sich am heilsamsten für alle Klassen von Verbrechern erweisen würden. Die Vortheile eines solchen Systems seyen am augenfälligsten in den Staaten von Nordamerika. Was die Gefängnisse in England betrifft, so schildert der Bericht die der Grafschaften als fortwährend in steigender Verbesserung begriffen; hingegen seyen die Gemeindegefängnisse noch sehr zurück; die Stadt (burgh)-Gefängnisse in Schottland befänden sich noch in einem elenden Zustande; über alle Erwartung viel sey jedoch für die Verbesserung der Gefängnisse in Irland geschehen. — Der Versammlung wurde auch zu erwägen gegeben, wie nothwendig zweckmäßige Maßregeln seyen, den Verbrechen vorzubeugen, namentlich unter der Jugend; die Ursachen zu den Gesetzübertretungen seyen zu tief in der Gesellschaft gewurzelt, als daß mit der Bestrafung der Uebertreter allein geholfen sey. — Aus den ferneren Verhandlungen der Gesellschaft geht hervor, daß jährlich gegen 120,000 Individuen in den Gefängnissen und Strafhäusern der vereinigten Königreiche sich befinden. — Es wurden mehrere Vorschläge gemacht und angenommen; so einer in Betreff eines Systems, um die verdorbenen und durchaus unverbesserlichen Verbrecher von den minder gesunkenen abzusondern und die moralische Verpestung der letztern zu verhüten. Ein anderer Vorschlag deutete die Nothwendigkeit an, eine Milderung der Strafgesetze in England zu erwirken, die gegen die Verletzung des Eigenthumes den Tod verhängen, was dem Interesse der Gerechtigkeit wie den Gefühlen der Nation zuwider sey. — Als sehr wohlthätig hatte sich das von der Gesellschaft errichtete Asyl erwiesen, wo junge Verbrecher nach überstandener Strafe eine Zuflucht finden können. Dagegen wurde der Uebelstand gerügt, daß für wahnsinnige Verbrecher keine besonderen Gefängnisse bestehen, und sogar manche, die von den Gerichten wegen Geisteskrankheit freigesprochen werden, noch eine Zeitlang in den Gefängnissen eingesperrt bleiben. — Ein Mitglied der Versammlung berichtete, in Bezug auf die schlechten Gefängnisse in Schottland, er habe zu Aberdeen, einer Stadt von sechzigtausend Einwohnern, einen Kerker angetroffen, der zur Schande der Menschlichkeit nur aus einem Thurm, mit einer steinernen Wendeltreppe und vier engen Kenchen bestanden habe, in denen die Gefangenen Tag und Nacht eingesperrt blieben. Diese Gefängnisse waren schon vor fünfzig Jahren schlecht genug und jetzt um so mehr, als die Bevölkerung seitdem bedeutend zugenommen. Der Gefängnißwärter habe ihm erzählt, die Wirkung dieser Höhle auf die Gesundheit der Gefangenen sey von der Art gewesen, daß viele drei oder vier Tage nach ihrer Freilassung gestorben seyen, weil sie nicht mehr den Genuß der langentbehrten frischen Luft hätten ertragen können. — Indeß ist es auf Betrieb der Gesellschaft dahin gebracht worden, daß die Einwohner von Aberdeen nach dem ihnen vorgelegten Plan ein neues Gefängniß gebaut haben.

Zu Paris macht eine Flugschrift: Épitre aux Rois absolus großes Aufsehen. Dieses Sendschreiben, in welchem der Verfasser die Rechte der Völker in Schutz nimmt und die Könige an ihre in der Zeit der Noth gemachten Versprechungen erinnert, deren sie nach errungenem Siege sich wieder entbunden glaubten — ist aus der Feder einer Frau geflossen und was noch mehr ist — einer Fürstin. Es ist mit Eleganz, Geist, und in einer starken und kühnen Sprache abgefaßt. Die Fürstin Constanze von Salm ist die Verfasserin. Vorläufig daraus nur einige Verse. Indem sie an die gebrochenen Verheißungen der absoluten Könige erinnert, sagt sie:

Ce qui, pour vos sujets, partout serait un crime,
Le parjure est pour vous devenu légitime.
. . . .
Mais rien ne vous émeut; d'un vain pouvoir jaloux,
Nul de vous n'aperçoit ce qui nous frappe tous.
De folles passions, instrumens et victimes,
Vous voilà, sans le voir, environnés d'abimes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 173. 22 Junius 1831.

Die Reisen eines Blinden.

Von Zeit zu Zeit liest man in englischen Zeitungen Nachrichten von einem Reisenden, dem man gewiß nicht wie andern menschlichen Zugvögeln seiner Art den Vorwurf machen kann, mehr gesehen haben zu wollen als andere Leute mit gesunden Augen; höchstens könnte man ihn tadeln, daß er ein wenig zu Viel auf's Hörensagen gebt, was aber nicht anders möglich ist, da er — blindgeboren ist. Der mißgünstigen Natur zum Trotz, die ihn bestimmt zu haben schien, sein Leben lang zwischen vier Wänden herumzutappen oder höchstens in den engen Kreis seiner Geburtsstadt gebannt, an einem oder dem andern schönen Sommertag vor der Hausthüre im Sonnenschein zu sitzen, oder mit der Behutsamkeit einer Schnecke sich um die Stadtanlagen herum zu schleichen, hat er es sich in den Kopf gesetzt, als Nomade die Welt zu durchstreifen. James Holman, so heißt der blinde Odysseus, durchwanderte bereits Frankreich, Italien, Holland u. s. w. und befindet sich gegenwärtig in Canton, von wo aus man von ihm die neuesten Nachrichten erhalten hat. Von hier aus will er vorläufig nur Asien bereisen, aber seine Wanderung dann auch nach Afrika und Amerika ausdehnen. Gewiß spannt die Neugier der Welt auf die Beobachtungen eines Mannes, der sie wie eine Münze nur aus dem Klange kennt, der die Städte, die Landschaften, die Ströme und Meere nur gehört hat, dessen Odyssee nicht als Gedicht, sondern nur als eine große Symphonie von Zungen- und Naturlauten geschrieben werden könnte; der in Ländern, wo ihm auch jene noch unverständlich werden, wie ein lebendig Begrabener sich finden muß, in dessen Nacht das Getümmel des Lebens noch hereinschallt. Nur die Stimme der Natur wird ihm unter allen Zonen verständlich bleiben. Was muß der einsame Mann zu erzählen wissen von dem großen Gespräche, welche die Stürme des Kap oder die Donner des Niagara mit ihm geführt haben!

Vorläufig müssen wir uns damit begnügen, was der blinde Reisende uns über Europa in einer von ihm diktirten Reisebeschreibung mittheilt, die im Druck erschienen und mit einer ungemein liebenswürdigen Einfachheit und Aufrichtigkeit geschrieben ist. Vorzüglich macht sich aber darin auch eine außerordentliche Unabhängigkeit des Geistes, ein entschlossener Muth und eine heitere Laune bemerkbar, die oft an Sterne und seine empfindsame Reise erinnert. Es war im Monat November des Jahres 1819, als er von Dover nach Calais kam. „So bin ich denn," ruft er hier aus, „mitten unter einem fremden Volke, das für mich unsichtbar und unverständlich ist; getrennt von allen lebenden Wesen, die für mein Daseyn irgend eine Theilnahme haben, und vielleicht dem Nationalvorurtheile gegen meine Landsleute bloßgestellt; aber als Gegengewicht habe ich ja zu meinen Gunsten auf der andern Seite die Gefühle der Menschlichkeit, die ein Unglück wie das meinige einflößt, und die so viel gerühmte Artigkeit der großen Nation." Diese Artigkeit scheint indeß nur zur Qual des armen Reisenden zu dienen, zu dessen Blindheit sich, seitdem er auf französischem Boden angelangt, auch noch gleichsam das Unglück gesellt, taubstumm zu seyn, da er der französischen Sprache unkundig ist. Hieraus entstehen für ihn eine Menge zum Theil sehr ergötzliche Verlegenheiten. So hat in einem Wirthshause seine Schamhaftigkeit einen harten Strauß zu bestehen mit der hartnäckigen Gutmüthigkeit einer Aufwärterin, die durchaus ihm behülflich seyn will, ihn auszukleiden und ins Bett zu legen. In seiner guten Laune beklagt er sich zuweilen über den Doppelsinn gewisser Worte, so z. B. daß in Frankreich tout à l' heure und tout de suite durchaus nicht gleiche Bedeutung zu haben scheinen, da er über eine Stunde lang auf warmes Wasser warten muß, das ihm der Aufwärter tout à l' heure versprochen hat. Dieses fatale Wort setzt seine Geduld auf seiner Reise von Paris nach Nizza mehr als ein Mal auf die Probe. Doch lassen wir ihn selbst eines seiner Postwagen-Abenteuer erzählen. „Am andern Morgen gegen neun Uhr, es war Sonntags am 31 Oktober, rief einer meiner Reisegefährten aus: ah, siehe da Bordeaux! Diese Worte tönten angenehm in mein Ohr; denn ich war auf dieser langen und ermüdenden Reise ungeduldig und unwirsch geworden. Um Mittag hielt der Postwagen an, und meine Reisegefährten stiegen ab und ließen mich allein im Wagen sitzen. Ich muthmaßte, daß wir auf dem Posthause seyen und rief den Kondukteur, um mir zum Absteigen behülflich zu seyn; er kam sogleich, sprach das wohlbekannte tout à l' heure aus und ließ mich sitzen. Zwar hatte ich dieses begrifflose Wort oft genug in Paris gehört, um zu wissen, was man damit sagen wollte; allein was sollte ich machen? Gelang es mir auch, von dem Wagen herabzukommen, so wußte ich ja nicht, wohin mich wenden, und überdieß goß der Regen in Strömen; es blieb mir sonach nichts übrig als mich in Geduld zu hüllen, bis es irgend einem Menschen gefiel, mir zu Hülfe zu kommen. Bald darauf hörte ich um den Wagen herum die Stimmen von mehr als dreißig Menschen, die ein unverständliches Patois sprachen, das mit keinem Dialekte der Pro-

vinzen, die ich bereits durchreist, Aehnlichkeit hatte. Bald fühlte ich, daß der Wagen eine ungewöhnliche Bewegung erfuhr, man öffnete von Zeit zu Zeit den Schlag und hieß mich bald rechts, bald links sitzen, gleichsam als wäre ich als Ballast zur Erhaltung des Gleichgewichts in dieser Maschine bestimmt gewesen. Ich dachte mir, daß man die Räder abnehme, um den Wagen in die Remise zu bringen. Bald darauf hörte ich das Geräusch von Wasser, das man, wie es schien, mit Schaufeln aus einer Vertiefung schöpfte, wo es meines Dafürhaltens von dem Regen sich gesammelt haben mochte. Vergebens schrie und bat ich um eine Erklärung; ich erhielt keine andere Antwort als tout à l' heure, und so sah ich denn endlich, daß es abermals kein anderes Mittel gab, als Geduld:

But patience is more oft the exercice
Of saints, the trials of their fortitude.

Milton. *)

Endlich vermehrte sich die Bewegung zu meinem größten Erstaunen und nach einer Stunde vergeblichen Harrens hörte ich von Neuem die Pferde anschirren; die Reisenden stiegen wieder in den Wagen und fort rollte es wieder auf der Landstraße.

Man gab mir endlich die Erklärung, daß wir uns an dem Ufer der Dordogne befunden hätten, die sich in der Nähe von Bordeaux in die Garonne ergießt, und daß es hier nothwendig gewesen sey, den Wagen auf einem Floß Strom abwärts zu führen. Die Reisenden waren in der Zwischenzeit auf einer Fähre über den Fluß gefahren, wo sie am jenseitigen Ufer ein andrer Wagen erwartete; mich hatten sie mit ihrem Gepäcke sitzen und der Gnade Gottes empfehlen seyn lassen. Kurz, während ich glaubte in dem Hofe des Posthauses zu seyn, hatte ich mehr als eine Meile zu Wasser zurückgelegt. Nun wurde mir Alles klar, und wir kamen wohlbehalten zu Bordeaux an."

(Schluß folgt.)

Italien im Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Die Kardinäle hatten sich inzwischen versammelt, um in einer so kritischen Lage über die nothwendigen Maßregeln zu berathen. Der Papst, ein würdiger Mann, der für seine Unterthanen wirklich die Liebe und das Wohlwollen hegen soll, die in seinen Proklamationen ausgesprochen wurden, war zu versöhnlichen Schritten geneigt; eine Deputation sollte ernannt werden, um die Mißvergnügten anzuhören, ihre Wünsche und Klagen zu vernehmen, und die Zusicherung geben, daß man so viel als möglich ihren billigen Anforderungen zu genügen bereit sey. Doch in diesen friedfertigen Gesinnungen wurde der Papst nur von einem einzigen Mitgliede der berathenden Versammlung unterstützt; alle andern und insbesondere der Kardinal Bernetti, sein Staatssekretär, zeigten sich jeder Nachgiebigkeit feind, und sprachen sich entschieden für die strengsten Maßregeln aus.

*) Doch ist Geduld weit öfter noch die Prüfung
Der Heil'gen und der Probstein ihrer Stärke.

Mit Recht setzten sie voraus, daß die Religion auf den Geist des römischen Volkes, besonders in der Mittelklasse, zu Rom einen mächtigeren Einfluß ausübe als irgendwo anders in den päpstlichen Staaten. Eine große Anzahl von Einwohnern, die in die Verschwörung verwickelt waren, unter ihnen auch viele Soldaten, wurden leicht von ihren Beichtvätern bearbeitet, denen sie alles gestanden was sie wußten. So hatte man die Häupter der Verschwörung entdeckt und einige derselben unverzüglich in Verhaft genommen. Eine andere Proklamation, die vierte seit diesem Morgen, wurde ausgegeben. Der sanfte und versöhnliche Ton war verschwunden; die Revolutionäre wurden nicht mehr dilettissimi sudditi, sondern una turbà di scelerati (eine verbrecherische Schaar) genannt. Man kündigte an, daß die Regierung alle ihre geheimen Schliche und Umtriebe kenne, aber auch sie zu vereiteln wissen werde; das Vorhaben der ribaldi (Bösewichte) sey die Plünderung des öffentlichen und Privateigenthums; aber die göttliche Vorsehung habe es gefügt, daß eine große Anzahl von ihnen, die bloß verführt worden, von Gewissensbissen gefoltert, ihr Verbrechen bekannt und das ganze Komplott entdeckt habe; sollten aber dennoch die facinorosi einen Versuch zu machen wagen, ihr heilloses Vorhaben durchzusetzen, so solle jeder treue Unterthan auf den ersten Schlag der großen Glocke der Engelsburg muthig zur Vertheidigung der Religion, des Landes und des Thrones herbeieilen. Unter den Häusern die nach Angabe der Regierung, zur Plünderung bezeichnet waren, fand sich auch das des Bankier Torlonia, eines sehr reichen Mannes, der auf dem Corso wohnt. Ich hatte einen Kreditbrief an ihn, den ich Tags zuvor ihm übergeben hatte. Herr Torlonia ist ein kleiner dicker Mann, mit einem offenen sanften Gesicht, der aber sehr schlecht englisch spricht. In dem Innern seines Bureaus findet sich eine Art Lesezimmer, wo diejenigen zugelassen werden, die an ihn Briefe haben, und wo man alle englische Zeitungen und andere periodische Schriften findet. Da ich eben an seinem Hause vorüberging, so trat ich ein, um mich nach den Neuigkeiten zu erkundigen. Ich fand Niemand im Zimmer als Herrn Torlonia. Als er im Zwielicht einen Fremden auf sich zukommen sah, kam er sehr in Bestürzung, sprang auf und fragte mich verlegen, was ich wolle. Als er mich erkannte, ergoß er sich in einen Strom englischer und italienischer Ausrufungen durcheinander: „That rascal! Scelerati! Saubere Geschichten! — Haben Sie die Zeitungen gelesen? — Bitte tausend Mal um Vergebung! — Setzen Sie sich. Ich habe tausend Geschäfte." Er ging und als ich ihm folgte, fand ich im Hofe Soldaten gelagert, die er sich zum Schutze seines Leibes und Gutes erbeten hatte.

Es war fast Nacht, als ich mich auf der Straße fand; ich erblickte zahlreiche Gruppen, die bei dem Schimmer daneben aufgesteckter Fackeln die angeschlagene Proklamation lasen. Als man an die Stelle kam, die befahl, auf den ersten Glockenschlag an die verschiedenen Posten zu eilen, bemerkte ich ein allgemeines Mißfallen. Ich fragte Jemand, den ich von Gesicht kannte, ob er sich, wie es in dem öffentlichen Anschlage geboten sey, auf den angewiesenen Platz begeben würde? Er sagte mir ganz ärgerlich, dieß sey unmöglich. Auch unter der übrigen Menschenmenge war es nur Gleichgültigkeit und Mißvergnügen, was man bemerken konnte. Die Lage der Stadt war schrecklich, man stand am Vorabend des Aus-

bruches einer Erschütterung, deren unglückliche Folgen Niemand voraussehen konnte, und dennoch schien kein Mensch sich darum zu bekümmern. Die Leute aus den höhern Ständen gingen spazieren, plauderten, schäckerten wie gewöhnlich, das Volk der untern Klassen lachte, schrie und focht mit den Händen, als ob es sich bei dem ganzen Spektakel köstlich unterhalte. Indeß schien die Lage der Dinge sich der entscheidenden Krisis zu nähern; und wer klug war und kein Geschäft auf der Straße hatte, that gut, seine vier Wände aufzusuchen. Ich ging über den Platz Colonna, wo eine starke Truppenabtheilung in Bivouak stand; ein junger Mensch stürzte in ziemlich erhitzter Stimmung aus einem Kaffeehause. Er faßte einen Vorübergehenden bei dem Arme, und fragte ihn welcher Partei er angehöre. Der arme Mann sagte, er wisse es nicht, worauf ihn jener anschrie: „Wohlan, so rufe es lebe die Konstitution!" bei diesen Worten feuerte er ein Pistol in die Luft. Die Soldaten auf dem Platze, welche nicht anders glaubten, als die Rebellion sey fertig und die ganze Verschwörung komme ihnen auf den Hals, begannen auf Befehl ihres Offiziers nach der Richtung hin, wo der Pistolenschuß gefallen war, ein mörderisches Feuer mitten unter einen Haufen Volkes hinein, der an einer Ecke des Platzes versammelt stand, um die Proklamation zu lesen. Eine Menge Leute wurden verwundet, ein Unglücklicher auf schauderhafte Weise getödtet. Ganz nahe liegt der Palast Prombino, man gab dort gerade in dieser Nacht ein glänzendes Fest. Der Fürst hatte am nämlichen Tage sich vermählt, und mehrere von seinen Verwandten so wie einige Cardinäle waren zum Hochzeitschmause versammelt. Eben wollte man sich zur Tafel setzen, als das Feuern begann und zwar gerade gegen den Palast hin. Die Kardinäle besonders waren vor Bestürzung außer sich; einige stürzten auf die Straße und liefen somit geradezu der Gefahr in den Rachen, der sie entfliehen wollten. Der Portier beeilte sich, das Thor zu schließen, wurde aber in dem nämlichen Augenblicke von einer Kugel durchbohrt, die durch die Thüre geschlagen hatte. Auf diesen Vorfall hielt ich es für angemessen, auf dem kürzesten Weg mich nach Hause zu machen, überzeugt, daß bis zum andern Morgen wichtige Veränderungen eingetreten seyn würden. Am folgenden Tage erfuhren wir, daß mehrere Personen, die man mit Pistolen bewaffnet getroffen hätte, so wie viele Andere verhaftet und in die Engelsburg gebracht worden seyen. Man nannte unter diesen den jungen Lupi, der als die Seele der Verschwörung betrachtet wurde. Er war mit mehrern seiner Mitverschwornen verwundet worden und es ging das Gerücht, daß an vier der Rädelsführer, unter denen auch er sich befand, unverzüglich die verdiente Strafe vollzogen worden sey. Viele glaubten jedoch, man habe diese Nachricht nur verbreiten lassen, um zu schrecken; doch sagte man allgemein, sie seyen in jenen Theil des Schlosses geführt worden, das so gut wie das Grab niemals wieder Diejenigen, die es aufgenommen, wiedergebe. Um in diesem Glauben zu bestätigen oder sich das Ansehn einer vollkommnen Sicherheit zu geben, zog man alle Truppen von ihren Biwachten auf die öffentlichen Plätze zurück, und ließ dafür eine andere sonderbare und vielleicht wirksamere Wache, als die päpstlichen Spießbürgersoldaten aufziehen — das wunderthätige Bildniß der h. Jungfrau und die segensvollen Ketten des h. Petrus.

(Schluß folgt.)

Die Einkünfte der englischen Geistlichkeit.

Aus unserer Reformationsgeschichte wissen wir, wie die Geistlichkeit erzürnt aufkreischte, als Luther's rauhe Hand ihr an den vollen Säckel griff, als er die fetten Prälaten so unsanft von ihrem Faulpolster herabwarf, und das träge dumpfe Mönchsthum aus seinem warmen Winterschlafe aufrüttelte. Wie stießen da die Zionswächter ins Lärmhorn, wie schrie Alles zusammen gegen den verdammten Ketzer, der Zwiespalt und Verderben in die heilige Kirche und Blutvergießen und Elend über die Welt bringe, wie es denn auch allerdings geschah, aber nicht sowohl durch das unter dem alten Schutte wieder hervorgegrabene Wort Gottes, als durch den Widerstand des Eigennutzes gegen die Bewegung der Zeit, der um jeden Preis den Bruch zu einer unendlichen Kluft erweitern wollte, durch die er allein seine gefährlichen Gegner sich vom Leibe halten konnte. Eine ähnliche Erscheinung bietet in unsern Tagen England dar. Hier legte die Reformation ihre Hand nicht an den überschwenglichen Reichthum des Kirchengutes, an die Ueppigkeit und Verschwendung der Prälaten, wie in Deutschland; sie fand es bequemer, mit einigen veränderten Dogmen und Kirchengebräuchen sich in das reiche Erbe der alten Kirche niederzulassen, und so sieht man es der englischen Reformation bis auf diese Stunde noch an, daß sie nicht wie die deutsche von einem armen, strengen und frommen Mönche ausgegangen, sondern von einem reichen, üppigen und wollüstigen Könige, der nach dem weisen Spruche: Leben und leben lassen, der Geistlichkeit gern ihr altes Wohlleben ließ, wenn sie dafür ihm nur seine Sittenlosigkeit übersehen wollte. Kein Wunder daher, wenn die anglikanische Geistlichkeit, jetzt, wo erst die eigentliche Reformation mit ihr Abrechnung zu halten Miene macht, gerade so wie im fünfzehnten Jahrhundert unser deutscher Klerus, Mord und Zeter schreit und mit Händen und Füßen sich gegen das neue Wahlgesetz sträubt, das unmittelbar eine Reform des bisherigen Kirchensystems zur Folge haben muß.

Die „Revue Britannique" giebt in ihrem neuesten Hefte eine Uebersicht von dem Reichthum der anglikanischen Geistlichkeit. Ein Blick darauf überzeugt, daß es dieser mit ihrem Widerstande gegen die Reform wirklich alles Ernstes zu thun seyn muß; denn man ersieht daraus, daß nirgends in der Welt ein so unnatürliches und monströses Verhältniß zwischen Staat und Kirche bestehe, als in England. Ungeheure Einkünfte und die ungleichheitlichste Vertheilung derselben, Zehenten, die den englischen und irländischen Landbebauer bis auf's Mark aussaugen — und dieß Alles, bloß um eine Handvoll Müßiggänger in übermüthiger Schwelgerei prassen zu lassen, die natürlich Alles aufbieten, um die Herrschaft einer Aristokratie aufrecht zu erhalten, von der sie den mächtigsten und schädlichsten Theil ausmachen — sollte man sich wundern, wenn diese frommen Faullenzer eine ächtnationale Vertretung, die unfehlbar das Messer an diesen furchtbaren Auswuchs des Staates legen wird, wie den Tod verabscheut?

Das „Quarterly Review," stets der treue Schildknappe des Torythums, machte vor einigen Jahren eine Uebersicht des Einkommens der englischen Geistlichkeit bekannt, um zu beweisen, wie ungerecht man sie mit dem Vorwurfe eines übermäßigen Reichthums verfolge. Das erwähnte Review macht folgende Angabe:

Einkünfte des Pfarrklerus	5.447.138	Pf.	St.
— der Bischöfe	150.000	—	—
— — Dechaneien und Kapitel	275.000	—	—
Im Ganzen also .	5.872.138	Pf.	St.

Wir theilen hier auszugsweise mit, wie sich die „Revue Britannique" dagegen vernehmen läßt:

„Von welcher Seite wir auch die von dem Quarterly Review gegebenen Ansätze betrachten, so finden wir sie durchaus unrichtig. Der Verfasser des Artikels nimmt die Zehenten der Pfarreien im Durchschnitte zu 3 Schilling 6 Pence für den Morgen an, und die der Vikariate zu 1 Sch. 5 Pence. Diese Annahme ist nur allzu unwahr. Die Zehenteinkünfte der Vikariate sind oft einträglicher als die der Pfarreien durch den Anbau der Runkelrübe und anderer Verbesserungen in der Landwirthschaft geworden. Das Komité für den Ackerbau schätzte im Jahre 1790 die Zehenten im Durchschnitte auf 4 Schilling für den Morgen; im Jahre 1803 wurden sie nach gleicher Berechnung auf 5 Schilling 3 P., und im Jahre 1815 auf 7 Sch. 9 P. angeschlagen. Nimmt man nun den Zehentanschlag von 1805

zur Basis und mit dem Verfasser des Artikels in dem Review das Areal des angebauten Landes auf 31,795,200 Morgen an, so beliefe sich der Gesammtbetrag des Zehenteinkommens auf 10,267,200 Pf. St.; zieht man indeß hievon ein Drittheil für die nicht kirchlichen (lay-tithes) Zehenten und für die zehentfreien Grundstücke ab, so bleibt der Kirchenzehent noch immer im Betrage von 6,884,800 Pf. St. jährlich.

„Die Angabe der bischöflichen Einkünfte zu 150,000 Pf. St. ist noch bei Weitem unrichtiger; denn die der vier bischöflichen Stühle von Winchester, Durham, Canterbury und London allein überschreiten schon diese Summe. Der Nachforschung über das Einkommen der Bischöfe stellte sich immer ein gewisses undurchdringliches Geheimniß entgegen; indeß sahen wir uns doch in den Stand gesetzt, hierüber einige zuverlässige Angaben zu erhalten.

„Im vergangenen Jahre verlangte der Erzbischof von Canterbury von dem Parlamente die Vollmacht, ein Anleihen von 37,000 Pf. St. machen zu dürfen, um davon die nothwendigen Reparaturen und Verschönerungen des Lambethpalastes zu bestreiten; da er nun bei dieser Gelegenheit seine Einkünfte darlegen mußte, um daraus zu ersehen, ob er das bewilligte Anleihen auch wieder zurückzuzahlen im Stande sey; so entdeckte es sich, daß das arme Mitglied des Fischerkollegiums nur das geringe Einkommen von jährlichen 32,000 Pf. St. zu genießen hat. Hr. Baring bewies zu derselben Zeit im Hause der Gemeinen, daß die Einkünfte des bischöflichen Stuhles von London sich auf 100,000 Pf. beliefen. Der Bischof erwiederte, daß sein Einkommen ohne die kirchlichen Sporteln nicht den siebenten Theil davon ertragen würde. Der würdige Prälat meinte hiemit natürlich nur seinen fixen Gehalt und begriff darunter nicht die Einkünfte aus den Pachterneuerungen, noch den Miethwerth seiner Parke und seines Palastes. Man schlägt die Einkünfte der Diözese von Winchester auf 50,000 Pf. an. In einem einzigen Jahre trugen die Pachterneuerungen dem Bischofe 15,000 Pf. ein."

(Schluß folgt.)

Das Frohnleichnamsfest in Frankreich.

In Paris, wie in den Städten Frankreichs, welche verschiedenen Kulten folgen, wurden dieses Jahr die Ceremonien des Frohnleichnamsfestes im Innern der Kirchen gefeiert, und die Prozessionen zeigten sich nicht in den Straßen. Menschen, die ihrer Freiheit nur auf Kosten Anderer genießen können, die sich gerne für unterdrückt ausschreien, wenn ihnen selbst die Macht zu unterdrücken genommen wird, und die behaupten, daß ihr Glaube unter das Joch gebeugt ist, sobald er andern Konfessionen gleichgestellt und nicht als der herrschende anerkannt wird; solche Menschen stimmen ihre Klagen über dieses schreckliche Ereigniß in einigen politischen Blättern an, die sich als Organe solcher religiösen Jeremiaden bekannt haben. Wenn man sie hört, giebt es keinen Katholizismus mehr, weil die Katholiken den Prunk ihrer Prozessionen nicht mehr in der Straße entfalten durften, und der Atheismus ist im Angesichte des Himmels ausgerufen. Wenn Paris Christum verstößt, wenn es die Propheten tödtet, wenn es die Altäre entweiht, wenn der Anblick ihres Kultus ihm unerträglich ist, so muß man für das neue Babylon zittern.

Mit solch mystischem Geschwätz, mit diesen lächerlichen Uebertreibungen sucht man eine Maßregel der Weisheit zu verdächtigen, von der sich die Restauration zum Bedauern aller Freunde der Freiheit entfernt hatte. Die Abscheulichkeit aber, welche man verwünscht, war dasselbe Gesetz, wodurch Napoleon in Frankreich den katholischen Kultus wieder eingesetzt hatte. In jener Zeit erschöpften sich die Geistlichen in Schmeicheleien, und spendeten dem großen Geber mehr Weihrauch als Gott selbst. Damals würden sie sich wohl gehütet haben, diese Deklamationen laut werden zu lassen, mit denen sie heute furchtsame Gewissen einzuschüchtern und den exaltirten blinden Glauben zu verwirren trachten.

Ohne sich durch den nutzlosen Galimathias empathischer Klaglieder irre machen zu lassen, ist es nöthig, die Frage vernünftig und ohne jene Leidenschaft aufzufassen, die nicht weniger Leidenschaft wird, indem sie die Larve der Frömmigkeit vornimmt. Wovon handelt es sich denn eigentlich? In allen Städten, wo der katholische Kultus allein besteht, durfte er seine Prozessionen ausgehen und seine Ceremonien nach Gutdünken auch außerhalb der Kirche verrichten lassen, da sie in diesem Falle nicht als eine feindselige Demonstration gegen andere Kulte angesehen werden können. Dort aber, wo verschiedene Konfessionen neben einander bestehen, ja gleichsam einander gegenüber stehen, müssen die Ceremonien im Umkreise der Gotteshäuser Statt finden, indem sie hierdurch Nichts an Freiheit verlieren, und ihr Glanz eher gewinnt als verliert, da er mehr geachtet wird. Die Restauration, welche gegen die bestehenden Gebräuche und Gesetze die Prozessionen ausgehen ließ, war genöthigt, sie mit militärischer Gewalt zu umgeben. Ist Dieß aber eines Kultes würdig, und gereicht es ihm zur Ehre, wenn er sich nur unter dem Schutze der Bajonnette zeigen darf? Und kann selbst die bewaffnete Macht den Menschen, der andern Glaubens ist, und dem solche Anbetung wie ein Götzendienst erscheint, verhindern, mit bedecktem Haupte und aufrecht stehen zu bleiben, während sich Alles in den Staub wirft? Ohne den Menschen seiner gesetzlichen Freiheit zu berauben, kann man ihn zu Nichts zwingen, was nach seiner Ueberzeugung ein falscher Gottesdienst ist; erlaubt man ihm aber frei zu seyn, so setzt man jene Ceremonien stets einer öffentlichen Profanation aus. Diese Alternative läßt sich nicht vermeiden, und in einer Stadt, wo mehrere Glaubensbekenntnisse vereinigt sind, wird eine Prozession außerhalb der Kirche nothwendig eine Bedrückung für Diejenigen, die nicht glauben, und ein Skandal für die Gläubigen. Dieses haben die weisen Gesetze, gegen welche man sich auflehnt, wohl erwogen. Sie bieten jedem Kultus Schutz, so lange er nicht Vorrechte vor andern fordert. Man darf nicht über Tyrannei klagen, als wenn man Menschen zu tyrannisiren trachtet, welche sich zu verschiedenem Glauben bekennen. In der gegenwärtigen unruhigen Zeit wären öffentliche Umgänge unfehlbar Veranlassung zu Unordnungen geworden; vielleicht hätten sie sogar zu Beleidigungen gegen verehrte Heiligthümer geleitet. Das ist es aber eben, was jene Menschen wünschen. Der Friede ist ihnen lästig, da sie nur durch die Unordnung die Gewalt wieder zu erlangen hoffen, welche sie unter einem bigotten Könige besaßen. Die Prozessionen in den Kirchen wurden mit Andacht gehalten, auf der Straße konnten sie insultirt werden; aber Was liegt ihnen daran, wenn diese Beleidigungen nur Verwirrung erzeugten und Gelegenheiten zu Anathemen darboten. In jenen Klagen liegt mehr Stolz und Rache als Frömmigkeit. Dieß erkennt das Publikum und findet ein neues Motiv, der klugen Mäßigung der Regierung und seiner Achtung für die Gesetze der Religionsübung, welche die Restauration so lange mit Füßen getreten, seinen Beifall zu spenden.

Vermischte Nachrichten.

Von dem heiligen Zorn der französischen Geistlichkeit gegen die drei Farben hat sich wieder in Auvergne ein Fall ereignet, der dem Figaro Stoff zu einer äußerst ergötzlichen Erzählung gab. Schon vor einiger Zeit hatte der Pfarrer von Aubière sich geweigert, einem Kinde, das als Kopfputz die drei Farben trug, die erste Kommunion zu ertheilen. Jüngst aber fand er eine Gelegenheit, seine Idiosynkrasie gegen das Tricolor noch kräftiger an den Tag zu legen. Es war das Fest des heiligen Verny, des Schutzheiligen der Winzer, der in ganz Auvergne und namentlich zu Aubière großer Verehrung genießt. Dieser Heilige, der zu seiner Zeit ohne Zweifel ein lustiger Bruder war, findet sich in der Winzertracht, mit der Jacke und dem dreieckigen Hut, in den Kirchen abgebildet. Ein Einwohner von Aubière glaubte ohne Zweifel seinem Heiligen keine geringe Ehre zu erweisen, indem er ihm die dreifarbige Kokarde an sein Hütchen heftete, was ihm auch gar nicht übel zu Gesichte stand. Allein wie entbrannte der hochwürdige Pfarrer von Aubière, als er seinen Dorfheiligen als Jakobiner erblickte. Dieses Gräuel sehn und mit seinem Stocke Hut und Cocarde dem Heiligen vom Kopfe schlagen, war das Werk eines Augenblickes.

•

Die Konsumtion des Opiums in China hat aller kaiserlichen Einfuhrverbote dergestalt zugenommen, daß davon in den neun letzten Monaten des verflossenen Jahres von der ostindischen Kompagnie für mehr als zwei Millionen Pfd. Sterling eingeführt worden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 174. 23 Junius 1831.

Italien im Februar 1831.

(Schluß.)

Sonntag Morgens sah man eine Proklamation erscheinen in der Form eines invito sacro. Bei den obwaltenden traurigen Verhältnissen, die über der Siebenhügelstadt schwebten, hieß es darin, sey es an der Zeit, daß die Gläubigen ihre Gebete verdoppelten. Der Schutz, dessen die vielgeliebte Stadt von der Himmelskönigin sich zu erfreuen habe, sey bekannt, und eines noch größern Schirmes genieße sie von Seite der glorreichen Apostel Peter und Paul, die sich schon bei unzähligen Gelegenheiten als ihre Vertheidiger erwiesen hätten. Deßhalb werde die prodigiosa imagine der heil. Jungfrau in den Kirchen von Campatella und bei Popolo zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden, deßgleichen die wunderthätigen Ketten des Apostelfürsten in der Kirche in Vinculis. Die Proklamation fügte noch zum Schlusse bei, der heil. Vater wisse zwar, daß das getreue römische Volk nicht erst zur Andacht aufgemuntert zu werden brauche, indeß wolle er doch aus besondern Gnaden sieben Jahre Ablaß allen Denen verleihen, die bei dieser Gelegenheit die erwähnten Kirchen besuchen würden.

Froh so leichten Kaufes auf eine lange Zeit den köstlichsten Ablaß gewinnen zu können, und vielleicht auch ein Wenig von Neugier getrieben, begab ich mich am folgenden Tag zur Ausstellung der gnadenreichen Ketten. Dieselben bestehen aus mehreren dicken Ringen einer gewöhnlichen Kette, die, wie man sagt, dazu gedient hatte, den heil. Petrus zu knebeln. Eine gottlose Hand hatte es gewagt, sie zu zerbrechen und die Hälfte davon von Antiochien, wo sich das kostbare Heiligthum ursprünglich befand, wegzuführen; aber sie wurde wieder zurückgebracht und sobald die eine Hälfte die andere wiedersah, sprang sie aus der Hand Dessen, der sie hielt, und die beiden Stücke fanden sich mit einem Mal wieder durch einen neuen Ring vereinigt. Dieser wunderbare Ring wird den Fremden sorgfältig gezeigt; leider ist in der jüngsten Zeit unter den Hütern dieser kostbaren Reliquie ein Streit entstanden, welcher als der eigentliche neue Ring anzusehen ist. Ich sah eine Schaar von Frauen die Stufen der Kirche hinaufsteigen. Vor einem Altar stand ein Priester, der in den Händen die Kette hielt, an deren einem Ende sich ein eiserner Halsgurt befindet. Die Gläubigen nahten sich einer um den andern, knieten nieder, der Priester legte ihnen den Gurt um den Hals und segnete sie. Dann küßten sie die Kette und entfernten sich. Dieß war also das mächtige Schutzmittel, von dem die Proklamation dem Volke gegen ihre zeitlichen und geistigen Feinde unfehlbare Hülfe versprach! Wäre ich nicht Augenzeuge gewesen, ich würde es kaum glauben, daß in unsern Tagen noch solch ein Unsinn vorkommen, oder daß eine Regierung unverschämt genug seyn könnte, eine Mummerei dieser Art auch dem dümmsten Volke vorzuschlagen. Allein mit einem Volke, das die Ketten mit solcher Andacht küßt, darf man sich wohl etwas erlauben. Uebrigens machte man sich im Ganzen über die Proklamation lustig, und ich hörte in den Straßen Menschen von gewöhnlichem Schlag über die wunderthätigen Ketten spotten und lachen. Wahrlich, ein Staat ist in einer verzweifelten Lage, wenn die Unterthanen gescheider worden sind, als ihre Beherrscher.

Der folgende Tag wurde durch keine neue Unruhe gestört, und als der Papst öffentlich erschien, spannte der Pöbel die Pferde aus und sich dem Wagen vor. Se. Heiligkeit sollte sich in eine gewisse Kirche begeben; allein sein neues Zugvieh führte ihn an dem Gefängniß vorbei, wo mehrere Patrioten eingesperrt saßen. Am folgenden Tage abermals eine Proklamation, worin dem Volke für seine gute Gesinnung gedankt, aber gebeten wurde, fürder dergleichen Bezeugungen der Liebe zu unterlassen.

Indeß trugen alle Fremde, die sich zu Rom befanden, nicht geringes Verlangen, die heilige Stadt zu verlassen; vorzüglich Diejenigen, welche sich hier mit ihren Familien aufhielten; denn die Explosion schien zwar verschoben aber dennoch unvermeidlich. Man fürchtete vorzüglich, der Pöbel möchte zuletzt die Zügel sprengen, und die reichen und insbesondere die fremden Ketzer plündern. Auch erwartete man die Räuber wieder kommen zu sehen, und daß dadurch die Straßen in der Umgegend von Rom vollends unsicher werden möchten. Ich beeilte mich, meine Pässe zu holen, und fand, daß ich an diesem Morgen schon der fünfzehnte Fremde war, der Dieß gethan hatte.

Die Straße nach Neapel war dergestalt von Flüchtlingen bedeckt, daß die Hälfte derselben keine Postpferde mehr erhalten konnte und so in elenden Wirthshäusern an der Straße bleiben mußte, wo man eine Gelegenheit zum Weiterreisen abwartete, aber jeden Augenblick auch der Ankunft der Räuber mit Zittern entgegensah. In der That ist aber auch die Art und Weise, wie diese mit den Reisenden umgehen, schauderhaft. Zwanzig oder dreißig Räuber legen sich an der Straße in Hinterhalt, und man gewahrt ihrer

erst wenn sie einen Hagel von Flintenkugeln hervorsenden, durch den gewöhnlich die meisten Personen, die sich im Wagen befinden, getödtet oder verwundet werden. Die ganze Beute und die noch mit dem Leben davon gekommen sind, werden sodann in's Gebirge geschleppt, wo sie den schrecklichsten Mißhandlungen ausgesetzt sind, bis sie sich durch ein ungeheures Lösegeld loskaufen können. Dergleichen Vorfälle ereigneten sich früher schon, und beginnen jetzt jeden Tag sich zu erneuern. Kurz vorher waren die Töchter eines Konsuls zu Neapel, und eine Woche zuvor eine neapolitanische Familie, auf diese Weise entführt und losgekauft worden. Wir alle, besonders Diejenigen, welche Frauen zu beschützen hatten, waren daher von nicht geringer Furcht beängstigt. Die Straßenwachten waren, wie gesagt, zurückgezogen worden, und wir durften also von dieser Seite keinen Schutz hoffen. Indeß gelangten wir doch mit heiler Haut nach Neapel ohne unterwegs von Etwas behelligt zu werden, als von unserer Furcht, die nicht wenig durch den Anblick von Blutspuren auf der Straße vermehrt wurde, wo einige Nächte zuvor mehrere Reisende ermordet worden waren.

Die Reisen eines Blinden.

(Schluß.)

Von Bordeaux begab sich unser Reisender nach Toulouse, von Toulouse nach Montpellier und von da nach Nizza. Lassen wir auch hier wieder ihn selbst sprechen:

„Bevor ich Montpellier verließ, hatte ich das Unglück, mir den Fußknöchel zu verrenken, was mich meines gewöhnlichen Vergnügens zu Fuß zu gehn beraubte; aber nicht hinderte nach Air abzureisen. Herr von C. hatte die Gefälligkeit, mich an den Postwagen zu begleiten, und mich der Sorgfalt des Kondukteurs und der Reisenden zu empfehlen. Gern hätte ich ihn dieser Güte überhoben, die mir die Unabhängigkeit entzog, deren ich zu genießen wünschte. Die Behandlung, die ich hiebei erfuhr, kam mir vor wie bei einem Kinde, oder vielmehr wie bei einem Kasten, auf dem ein Glas abgemalt und geschrieben steht: „verbrechliche Waare." Es war mir immer lieber, wenn man mit mir umging wie mit einem Wollsack, der durch seine Elastizität nicht nur dem Zusammenstoß mit einer leichten Last trotzt, sondern auch unter einem schwerern und gröbern Druck so fest und kompakt wird, daß er einen beständigen Widerstand entgegen setzen und endlich Alles zurückstoßen lernt, was ihn gewaltsam quetschen will. Mit Einem Worte ich finde mich, wenn ich mit Fremden reise, bei Weitem nicht so hülflos als man denkt, wenn ich auf meine eigene Hand angewiesen bin. Die Gewohnheit hat mich durch eine Art unbeschreiblichen Tastsinnes befähigt, mir einen weit genauern Begriff von den Gegenständen zu bilden, als es die umständlichste Beschreibung vermag; und wenn ich nicht von fremden Meinungen umgeben bin, wird es mir viel leichter, meinen Maßstab für die menschliche Natur zu finden."

Von Nizza schiffte sich Herr Holman auf einer Feluke nach Genua ein, wo er Dank dem schlechten Wetter ein Abenteuer zu bestehen hatte, das zu dem letzten Kapitel in Sterne's empfindsamer Reise, auf die er auch in seiner Erzählung anspielt, ein würdiges Seitenstück bildet.

„Ich verweilte zwei Nächte und zwei Tage in der Kajüte in Gesellschaft einer jungen verheiratheten Dame von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, die sich meine Einbildungskraft so schön wie eine Houri ausmahlen konnte. Wir hatten weder Feder, noch Dinte, noch Papier, noch Tisch, kurz Nichts, was wir gebrauchen hätten, um einen ordentlichen Vertrag zwischen uns aufzusetzen; wir hatten keine Vorhänge, nicht einmal Haarnadeln, um wie in der Geschichte des empfindsamen Yorik „als Schlagbaum gegen eine kühne Handbewegung zu dienen." Diese ganze Zeit floß mir wie eine einzige Nacht hin. Es war kalt, und wir schlossen uns ein, um gegen Wind und Regen geschützt zu seyn. Wie die Seeleute unserer nordischen Meere, machten wir keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, um zu schlafen; denn mir war Nacht wie Tag, wenn die Dame meines Dienstes bedurfte; und was den Schlaf betrifft, so schlief ich weit ruhiger bei Tage als bei Nacht, in deren Finsterniß die Bewegung des Meeres meine Kajütengenossin in beständigem Schrecken erhielt. Jeden Augenblick rief sie: ach Gott, ach Gott, wir stoßen auf Felsen! und ein Herz hätte ich haben müssen härter als Felsen, wenn ich ihr in ihren Nöthen nicht mit allem möglichen Trost beigesprungen wäre."

Von Genua begab sich unser Blinder nach Florenz und von da nach Rom.

„Zu Florenz, berichtet er, besuchte ich das Theater Cocomero, wo ich den Barbier von Sevilla hörte, eine Oper, die allzu bekannt ist, als daß ich über sie ein Wort verlieren sollte. Indeß kann ich doch nicht umhin, den Eindruck zu beschreiben, den die Prima Donna auf mich machte. Ich glaube, ich hätte die ganze Welt darum gegeben, wäre es mir vergönnt gewesen, ihr schönes Gesicht zu sehen. Doch die zaubervollen Töne ihrer Stimme flossen in meiner Seele zu einem vollkommenen Bilde von ihr zusammen, an dem ich jede Bewegung verfolgen konnte. Nein, niemals noch fühlte ich so tiefe Sehnsucht, die Gabe des Gesichtes zu besitzen. Ich hörte, ich fühlte, ich sah, oder ich bildete mir ein Alles zu sehen, was Worte und Bewegungen malen können. Ich erhob mich, ich beugte mich vor und ich fühlte einen Augenblick fast unaufhaltsam mich fortgerissen von der Begier, auf die Bühne zu stürzen und mich zu überzeugen, ob meine Phantasie mich belogen oder nicht! und sonderbar genug schien meine Sehnsucht zu sehen aus dem Verlangen zu entspringen, mich zu überzeugen, daß ich nicht sehen konnte!"

Armer blinder Mann! wie würde es Dir erst gewesen seyn, wenn Du die Stimme der Malibran, oder die magische Violine Paganini's gehört hättest! — Zu Rom läßt sich James über den Vatican in Folgendem vernehmen:

„Nicht nur der Anblick dieser Schätze ging mir verloren, ich mußte auch von Statue zu Statue wandern und die trockene Beschreibung ihrer Schönheiten anhalten; nicht einmal berühren durfte ich sie, in jedem Saale standen Soldaten, um einen solchen Frevel zu verhüten. Ach, wäre mir diese Freude vergönnt gewesen, ich hätte sie gewiß eben so lebhaft empfunden, als sehende Menschen durch das Auge; denn der Tastsinn gibt meiner Seele deutliche oder wenigstens befriedigende Anschauungen von allen Formen. Ich

konnte mir dieses Vergnügen nur erstehlen, so oft ich merkte, daß die Soldaten den Rücken gewendet."

Die merkwürdigste Episode in dieser seltsamen Reise ist vielleicht der Ausflug des Blinden auf den Vesuv. So neugierig wie Plinius war Herr Holman entschlossen, allen Gegenvorstellungen zum Trotz, bis zum Krater des Vulkanes hinaufzuklimmen.

„Ein so heißes Verlangen fühlte ich," erzählt er, „daß ich sicherlich allein den Versuch gemacht hätte, wäre nicht ein Freund Herr M...t so gütig gewesen, sich mir zum Begleiter anzubieten; aber ich bin so eitel zu sagen, daß mir sein Anerbieten mehr seiner angenehmen Gesellschaft als seines Beistandes wegen erwünscht kam. Vergebens wollte man mir abrathen. Wie machen es die andern Menschen? fragte ich. — Aber sie sehen ihren Weg! erwiederte man. — Gut antwortete ich, so werde ich den meinen fühlen. Ich gestehe, daß mir nichts so zuwider ist, als von Schwierigkeiten reden zu hören, die mir nicht unübersteiglich scheinen und ich glaube nicht, daß Jemand, der nicht in meiner Lage ist, sich davon einen Begriff machen kann, wie sehr durch den Mangel eines Sinnes ein anderer gewinnt ..... Wir erreichten gegen acht Uhr den Eremiten, bei dem wir uns auf den Rath unsers Führers mit Brod und Wein versahen, bevor wir unsern mühsamen Weg antraten. Der Fußpfad wurde bald sehr weich, da er über die Asche hinführte, die mit einigen Lavastücken vermischt von dem Krater ausgeworfen wird. Wir erreichten endlich die einzige Seite des Berges, wo damals vulkanisches Feuer brannte. Der Führer nahm mich bei der Hand und geleitete mich an eine Stelle, wo Flammen und Schwefeldampf zwischen den Felsspalten hervorquollen, unter unsern Füßen donnerte der Berg, als wollte er sich aufreißen und uns hinabschlingen. Mein Stock, den ich seitdem wie ein Siegeszeichen aufbewahre, trägt die Spur der Flamme, an der ich ihn anbrennen ließ. Mein Führer war von sehr geschäftiger Güte, er sagte, dieß sey das erstemal, daß ein Blinder den Vesuv erstiegen habe und die Nachricht davon würde den König sehr belustigen, dem man täglich berichten muß, wer den Berg besteigt. Ich kannte alle möglichen Unfälle, die meine Neugier treffen konnte, allein im Vertrauen auf meinen Führer blieb ich guten Muthes. Endlich ließ ich mich an eine Stelle des Berges führen, die festeren Grund bietet und kälter ist, wo wir am Krater eines kleinen und schon erloschenen Vulkanes ausruhten. Hier hatte sich vor zwei Jahren ein Franzose in den furchtbaren Schlund hinabgestürzt, eifersüchtig auf die Unsterblichkeit des Empedokles:

Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidum Aetnam
Insiluit —

wie Horaz sagt. Der Führer ließ mich mit der Hand die Stelle befühlen, wo der Franzose gestanden war, eh er den Sprung machte, um dem Philosophen von Agrigent nachzuahmen. Ich wäre gern bis zum Rande des obern Kraters des Vesuvs hinaufgestiegen; aber der Führer weigerte sich, uns dahin zu begleiten: Der Mond, sagte er, neige sich schon dem Horizont zu und wir würden auf der Hälfte Wegs von der Finsterniß überfallen werden. Nachdem wir die ungeheuern verkalkten Felsblöcke untersucht hatten, von denen manche nicht weniger als 25 Fuß im Durchmesser haben, entschlossen wir uns nach der Eremitage zurückzukehren. Wir waren davon vier Miglien entfernt, wie unser Führer sagte; aber ich merkte wohl, daß er übertrieb."

Zu Neapel traf Holman mit einem andern Reisenden zusammen, in dessen Gesellschaft er seinen Weg bis nach Amsterdam fortsetzte.

„Dieser Freund," sagt er, „hatte das Unglück taub zu seyn, und überdieß noch an seiner Gesundheit zu leiden. Es war ein sonderbarer Zufall, der zwei Leute zusammenführte, von denen der eine des Gehörs, der andere des Gesichts beraubt war. Unsere Reisegefährten machten sich oft darüber lustig; wir gaben ihrem Witz einen unerschöpflichen Stoff, und größtentheils fügten wir uns gutwillig darein und ließen sie gewähren, indem wir selbst so gut es ging unsre Späße und Witze anbrachten."

Obgleich wir diese Auszüge noch ins Unendliche fortsetzen könnten, da die beiden Freunde, der Blinde und der Taube miteinander noch Mailand, Genf, Lausanne, Straßburg und Amsterdam besuchten, wo sie unter großem Leidwesen sich trennten; so wollen wir doch hiemit schließen, um unsere Leser mit den Abenteuern James Holman's desto länger unterhalten zu können, wenn dereinst seine Pilgerfahrt in China und Japan uns zu Gesichte kommt.

Die Einkünfte der englischen Geistlichkeit.

(Schluß.)

Nachdem auf diese Weise der Verfasser mit seltenem Scharfsinne allen übrigen Quellen der Kircheneinkünfte nachgespürt hat, die sich theils von Sporteln, theils vom Grundbesitze herschreiben, und nachdem er gezeigt, wie unvernünftig es sey, bei Abschätzung des Einkommens der anglikanischen Kirche die in dem King's Boot, das unter Heinrich VIII im Jahre 1550 abgefaßt wurde, enthaltenen Angaben zum Grunde legen zu wollen, ohne zu erwägen, wie unendlich seitdem der Werth des Eigenthums gestiegen, giebt er folgende Uebersicht der Einkünfte des anglikanischen Klerus:

Kirchenzehenten	6.884.800 Pf. St.
Einkünfte der Diözesen, die von Sodor und Man nicht mit eingerechnet	297.115 — —
Einkünfte aus den Gütern der Dechanteien und Kapitel	494.000 — —
Pfarrwohnungen	250.000 — —
Ständige Pfarreien (jede zu 75 Pf.)	75.000 — —
Benefizien, die nicht an die Pfarreien gebunden sind (250 Pf. jede)	52.000 — —
Erträgnisse aus Leichen, Hochzeiten, Taufen .	500.000 — —
Opfer, freiwillige Gaben bei den vier großen Kirchenfesten	80.000 — —
Aus frommen Stiftungen und Schulen	682.150 — —
Pfarrstellen in Städten und volkreichen Ortschaften	60.000 — —
Kapellaneien und andere Stellen in den öffentlichen Anstalten	10.000 — —
Neuerrichtete Kirchen und Kapellen	94.050 — —
Gesammtbetrag der Einkünfte	9.459.565 Pf. St.

Indeß reicht ein allgemeiner Ueberschlag der Einkünfte des Klerus noch nicht hin, das rechte Licht auf den Mißbrauch in der Verwendung dieser ungeheuern Summen zu werfen; hiezu bedarf es erst, zu erfahren, wer eigentlich im Genusse dieses Einkommens steht. Vielleicht glaubt man, daß es eben so viel Pfarrer als Pfarreien, eben so viel Vikare als Vikariate, eben so viele Pfründner als Pfründen, so viel Dechanten als Dechaneien giebt. Weit gefehlt. 26 Bischöfe, 700 Dignitäre, und ungefähr 4000 stellvertretende Priester, die keineswegs auf ihrer Stelle sich befinden, und größtentheils der hohen Aristokratie angehören, sind es, die sich fast in dieses ganze Einkommen theilen. Außer diesem Stellenkumulus besteht noch ein anderer und fast eben so großer Mißbrauch in der Ungleichheit des Gehaltes, den Geistliche von gleichem Range beziehen, und in

der Ungleichheit der Pflichten, die ihnen obliegen. Die Einkünfte einiger Bischöfe, wie z. B. deren von Llandaff, Saint Asaph und Bangor belaufen sich kaum so hoch als der Gehalt eines Beamten der Schatzkammer, während die Einkünfte anderer Prälaten die der höchsten Staatsdiener übersteigen. Dasselbe Mißverhältniß besteht bei den Archidiatonen; ihre Einkünfte wechseln zwischen 200 und 2000 Pf. jährlich; derselbe Fall ist es mit den Dignitären und Mitgliedern der Stifte an den bischöflichen Kirchen. Mehrere Dechaneien, wie die von Westminster, Windsor, St. Paul, Salisbury, Lincoln, Exeter und Well sind sehr reich und können ihren Besitzern von 1,500 bis zu 12,000 Pf. abwerfen. Die Präbenden der Stiftsherren tragen jährlich von 250 bis zu 1,000 Pf. An einigen Stellen ziehen die Großkantoren nicht weniger als 900 Pf., und andere Würdenträger genießen das angenehme Einkommen von 400, 500, bis 800 Pf.

Gleiche Ungerechtigkeit und gleiches Mißverhältniß läßt sich auch unter dem Pfarrklerus wahrnehmen. Es giebt gewisse Pfarreien, die besser dotirt sind, als einige Bisthümer, und die jährlich 8,000 bis 10,000 Pf. eintragen. Dasselbe läßt sich von den Vikariaten sagen, die ungeheuern Grundbesitz oder herrliche Dotationen haben, und manchmal beides zugleich. Auf der andern Seite läßt sich nicht läugnen, daß es Pfarree und insbesondere Vikare giebt, deren Zehenten in den Händen der Weltgeistlichen sind, und die nicht einmal eine Pfarrwohnung besitzen. Es gab Benefizien, deren Ertrag so geringfügig war, daß man zwei oder drei Pfarreien in eine zusammenziehen mußte, um den Unterhalt eines Pfarrers zu bestreiten, der nun seine Seelsorge unter mehrere Kirchen theilen muß, und deßhalb seiner Dienstpflicht nicht so nachkommen kann, wie in einer einzigen Pfarrei.

Hier folgt das genaue Verzeichniß der Einkünfte, wie sich dieselben unter die verschiedenen Zweige der anglikanischen Hierarchie vertheilen:

Episkopal-Klerus.

Anzahl der Dignitäre.	Einkommen jedes Einzelnen. Pf.	Einkommen Aller. Pf.
2 Erzbischöfe	26,465	52,950
24 Bischöfe	10,174	244,185
28 Dechanten	580	44,250
61 Archidiakone	739	45,126
26 Kanzler	494	12,844
514 Präbendäre und Domvikare	545	280,130
330 Domkantoren, Generalvikare und andere Pfründner der Kathedralstifte	338	111,130
985 geistliche Individuen, die ein Einkommen genießen von		791,115

Pfarrklerus.

2,886	mit mehreren Stellen zugleich bekleidete Personen, die meist zur hohen Aristokratie gehören, größtentheils nicht im Dienste sind, und die Einkünfte von zwei, drei, vier und mehreren Benefizien genießen; im Ganzen 7,037 Benefizien, von denen jedes im Durchschnitt gerechnet aus Zehenten, Grundstücken, Stolgebühren (church-fees) 764 Pf. einträgt, also im Ganzen	5,379,430 Pf. St.
4,505	Benefiziaten, von denen jeder ein Benefizium genießt, und nur die Hälfte auf ihren Stellen ist	3,289,020 — —
4,234	Kuraten, (licensed and unlicensed), von denen jeder im Durchschnitte ein jährliches Einkommen von 75 Pf. bezieht, was die Gesammtsumme von 319,050 Pf. ausmacht, sind schon in der Anzahl derer begriffen, die eines Stellentumulus genießen.	
11,445	Individuen, mit einem Einkommen von	8,668,450 Pf. St.

Der zesammte Klerus weist also eine Anzahl von 12,430 Individuen nach, die ein Einkommen von 9,459,565 Pf. St. genießen.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß ungefähr 2,152 Benefiziaten und 4,254 Kuraten, deren jeder im Durchschnitte berechnet ein Einkommen von 301 Pf. St. bezieht (was bei Weitem mehr ist, als im Durchschnitte der schottische Klerus, die Geistlichkeit der dissidirenden und der katholischen Kirche in Ireland genießt), die ganze Seelsorge der Nation verwalten; woraus man schließen kann, daß bloß mit 1,974,503 Pf. St. — dem Gesammteinkommen des Klerus der beiden letztgenannten Kirchen — alle Ausgaben für die herrschende Kirche bestritten werden könnten. Auf diese Weise würden mehrere Millionen erspart oder vielmehr für wohlthätige Zwecke verwendet werden können. Mit diesem Ersparnisse würde man die Armen unterstützen können und so das Land von einer Last befreit werden, die — um mit Huskisson's Worten zu reden — die Quelle des Wohlstandes versiegen macht und dazu beiträgt, Elend und Ungemach unter der Nation zu verbreiten.

Vermischte Nachrichten.

Wie man in Deutschland das Corpus Juris in Reime gebracht und nach beliebten Volksmelodien eingerichtet hat, so ist es in Frankreich auch mit dem Code Civil geschehen. Gegenwärtig wird eine allgemeine Weltgeschichte in Versen von der Schöpfung der Welt bis zur christlichen Zeitrechnung verkauft. Es läßt sich denken, daß dieses Werk seinen Verfasser weder zum Dichter noch zum Geschichtschreiber krönt.

Man schreibt aus Porto Mauricio (am Meerbusen von Genua) vom 28 Mai: Der Theil der Apenninen in der Nachbarschaft des Montenegro, und dieser selbst wurde schon längst von den Naturforschern und namentlich von Spalanzani als der Ort bezeichnet, wo mit der Zeit ein vulkanischer Ausbruch stattfinden würde. Ein neuerliches Ereigniß, das die ganze sardinische Küste am Golf von Genua in Bestürzung gesetzt hat, scheint jene Prophezeiung der Gelehrten wahr machen zu wollen. Wir sind ungefähr zwölf Meilen vom Montenegro entfernt. Vorgestern, am 26 Mai, um zwölf Uhr achtzehn Minuten wurden wir durch Erdstöße aufgeschreckt, die sich lebhaft zwei Minuten lang folgten und in südwestlicher Richtung von diesem Berge herzukommen schienen. Die Kirche von Castellara wurde eingestürzt, eben so ein Theil des Ortes; auch Caggia und Bussana haben großen Schaden gelitten. Man weiß noch nicht, wie viele Menschen dabei um's Leben gekommen. In diesem Augenblick, ein einhalb Uhr bemerkt man eine neue Erschütterung. Am Körper verspürt man bei diesen Bewegungen, außerdem daß man das Gleichgewicht verliert, auch noch fortlaufende Stöße, was daher kommt, daß die bewegende Ursache in horizontaler, vertikaler und schiefer Richtung zugleich wirkt. Diese Bemerkung giebt uns nicht die beste Hoffnung; sie läßt uns fürchten, daß wir uns gerade über dem Brennpunkte des vulkanischen Herdes befinden. Die Erschütterungen wurden auch zu Ventimiglia und Albenga verspürt, zu Nizza und Genua scheinen sie nur als leise Schwankungen bemerkt worden zu seyn.

In der Werkstätte der HH. Napier zu Glasgow wird gegenwärtig ein Dampfwagen gebaut, der eben so gut auf der gewöhnlichen Landstraße, als auf Eisenbahnen gebraucht werden kann und völlig von dem des Hrn. Gurney sich unterscheidet. Er ist ungefähr von der Länge eines Postwagens sammt den Pferden und eben so breit. Der Wagen wird von zwei Maschinen in Bewegung gesetzt, deren Mechanismus von den bisher angewendeten Locomotivmaschinen gänzlich verschieden ist. Den Rädern wird die Bewegung nicht durch Kurbeln (cranks), sondern durch ein Gehäng (belt) mitgetheilt. Auch die Sicherheitsventile sind nach einem ganz neuen Prinzip verfertigt, und machen jedes sonst bei dergleichen Maschinen von hohem Druck zu fürchtende Unglück unmöglich. Der Mechanismus befindet sich in einer Art hölzernem Koffer und ist beinahe nicht sichtbar. Der Wagen wird im Innern zwölf und Außen neun Plätze haben. Die Axen und Räder sind gleichfalls von einer neuen Erfindung. Die Vorderräder laufen unter dem Wagen selbst. Dadurch, daß die Maschinen von dem Wagen getrennt sind, kann derselbe augenblicklich in einen gewöhnlichen Postwagen verwandelt und im Falle etwas an den Maschinen zerbräche, von Pferden gezogen werden.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 175. 24 Junius 1831.

Erinnerungen aus London und Westminster.

(Fortsetzung.)

Als ich in Paris erzählte, daß ich in London meine Zeit damit zugebracht, um die Trottoirs zu begaffen, Schaufenster, Bettler, hüftenlahme Frauen, zerlumpte Engel, und im Bau begriffene gothische Kirchen, lachte man mir mit der Versicherung in's Gesicht, daß ich nichts gesehen, da ich weder Brougham, noch Peel, noch den französischen Gesandten, noch den Hof besucht hätte. Ich antwortete, daß ich keine Einladungskarten zu diesen hohen Personen erhalten hätte, daß ich auch nicht gewagt deßhalb Geld auszugeben, obgleich ich wußte, daß es in London Sitte ist, es aller Orten anzunehmen. Da ich keine Puissance war, setzte ich ferner hinzu, auch mit keiner Mission beauftragt, selbst nicht mit einer, tausend Franken für den Staat zu verzehren, und eine Depesche dem Gesandten zu überbringen; so hätte man mich wahrscheinlich nur um die Julius-Revolution befragt, und ob wohl auch Leute von guter Erziehung an den Barrikaden gearbeitet und comfortable Männer unter den Todten gewesen. Indessen hatte ich lange Zeit die Ehre mich mit einem Mitglied des Unterhauses zu unterhalten, der drei Millionen bezahlt hatte, um als Abgeordneter einer Grafschaft gewählt zu werden. „Er konnte für einen verfallenen Flecken ins Parlament treten," sagte mir einer seiner Freunde, aber er zog die Wahl durch freie Pächter vor. Es hat ihm ein Dritttheil seines Vermögens gekostet, doch die Grafschaft gehört nun ihm, und jede Konkurrenz so lange er lebt, ist jetzt beseitigt."

Ich bin auch mit dem Lordkanzler und dem vormaligen Lordschatzmeister zusammengetroffen, doch nur auf der Straße von Brighton, während ich auf der Imperiale einer Postkutsche saß, und sie in ihren Staatskarossen. Ihre Herrlichkeiten kamen gerade vom König her. Der Lordkanzler schien mir von kleiner Gestalt; die kleinen Menschen sind nicht selten, selbst auf dem Wege nach Hofe. Was den Lordschatzmeister betrifft, so weiß ich von ihm nichts zu sagen. Ich habe bloß in einem Wagen eine große Bärendecke gesehen, aus der Papiere hervorstachen, vielleicht war das der Lordschatzmeister von England.

Weil ich auf der Straße von Brighton bin, muß ich doch einige Worte über diese niedliche Stadt verlieren, die einem Aufenthalte in tausend und einer Nacht gleicht. Alles ist dort so leicht, gefällig und luftig, daß man zittert, ein Windstoß könnte an einem schönen Morgen das Ganze auf die nächste Bergspitze getragen haben. Nicht eine Fee, nur die Laune eines Königs hat diese Stadt von Höflingen am Meeresufer gegründet; diese durchbrochenen Häuser mit vorspringenden Fenstern, diese Mauern, die mit Wachsleinwand bekleidet scheinen, diese Straßen, in denen ein wohlhabendes gutgekleidetes Volk sich bewegt, als wenn jeder zum königlichen Hause gehörte; seinen unabsehbaren Kai, von dem aus man Morgens an tausend Fenstern der Paläste die schönen Lakayen in weißen Westen die Seeluft einathmen sieht! Glückliches Wesen um einen Lakay in England! Aber er trägt auch sein Glück auf dem Gesichte herum, er lacht, ist heiter, rund und quabbelig, und hält sich für einen eigenen Stand, den Lakayenstand. Man trägt Sorge nur die schönen, einnehmenden auszuwählen, besonders für Damen, die von ihren Männern vernachlässigt sind. In Frankreich im Lande der Gleichheit sind sie verachtet, erniedrigt. In England, dem Privilegienlande, stehen sie in Ansehen, man empfängt sie; in Brighton besonders steckt der Mann in seinem vollen Glanz, er geht jede Woche zum Könige, hier ist er à la campagne.

Als wir uns Abends, während einer nebelichten Dämmerung der Stadt näherten, sah ich aus der Ferne die zierlichen Bögen einer gothischen Kirche zur Seite der Glockenthürme eines chinesischen Palastes aus dem Nebel sich erheben. Am andern Tage schien mir diese Kirche von Gyps und ihre tausend arabischen Ausschnitte von Kartenpapier zu seyn. Ich hatte ein altes Monument aus den Zeiten König Richards erwartet. Kirche und Palast waren aus derselben Zeit und Grille des gefallsüchtigsten und närrischsten Königs entstanden, den es jemals gab. Dieser Monarch, sagt man, unterhielt mit großen Kosten einen Schneider, der täglich von London nach Brighton kam um zu sehen, ob nicht eine Zunahme des königlichen Leibes über Nacht an seinen Kleidern eine oder die andere Falte gemacht habe. Alle Tage fand großer Rath zwischen dem Schneider und dem König Statt. Da wurde mit tiefem Ernst der Schnitt verhandelt, der den Pagenanzügen, oder Livreen der Bedienten zu geben seyn möchte, denn dieser König Georg war für sich und die Seinigen kokett. Er hatte die Initiative der Moden für London was ihm auch im Parlamente nicht bestritten ward. Dennoch beschwerten sich ganz leise einige griesgrame Whigs über die großen Summen, welche die Toilette des Königs England kostete; und wahrscheinlich mehr aus Opposition als aus Liebe zur Kunst spotteten sie über seinen schlechten Geschmack. Er ließ in London einen

ungeheuren Palast bauen, der viele schöne Einzelnheiten enthält, doch dessen Ausführung im Ganzen abscheulich ist. Unter anderen Abgeschmacktheiten erblickt man eine Kuppel, plump und grau, auf einem italienischen Dach, die einem Erdschwamme ohne Fuß ähnlich sieht. Ich habe selbst Engländer darüber entrüstet gesehen, die doch in diesem Fache ziemlich über einen Leist geschlagen sind.

In England wird die Phantasie eines Jeden zur Regel für die Baukunst. Wer sich wohnlicher unter einem chinesischen Dache findet, baut es chinesisch; kein Nationalgeschmack verhindert ihn daran. Die Kunst ist hier kein öffentliches Gut wie bei den Alten, sie geht nicht aus einer allgemein angenommenen Ansicht hervor, es fehlt ihr der Charakter eines tiefen und allgemeinen Glaubens, die Bequemlichkeit allein ist ihr Leitstern, und die Schönheit ist dem Nutzen untergeordnet, es giebt hier keine politische oder religiöse Einheit, d. h. es giebt hier keine Kunst. Wenn in Athen eine obrigkeitliche Person oder ein Bürger die Stimmen des Volks dadurch hätte gewinnen wollen, daß er einen Tempel oder eine Bildsäule, der Götter unwürdig, hätte errichten lassen, das Volk würde sie zur Sühne für die Kunst und seine Götter zerstört haben. In London und, um gerecht zu seyn auch in andern Städten, kümmert man sich wenig, ob ein Tempel einer Börse, oder die Börse einem Tempel gleicht. Der Gott der darin thronen soll, ist nicht der Gott des Künstlers, der den Plan entworfen, oder des Arbeiters der ihn ausgeführt, noch des Staats, der keinen Gott hat; es ist bloß der Gott armer Weiber, die nicht an die Kunst denken, und die sich mit einer heil. Jungfrau von Gyps zu ihrer Andacht, und mit einer Steinplatte für ihre Knie begnügen. Dieser Tempel ist kein Werk des Glaubens und der Geduld, der durch die Gaben des Volks langsam aufsteigt, und wo jeder sich von einer Sünde durch einen Tag harter Arbeit im Ungemach der Witterung loszukaufen hofft. Es ist das Denkmal einer öffentlichen Uebereinkunft, über dessen Kosten man im Parlament sich streitet, und von dem nebenbei zur Gründung eines Theaters noch etwas abfällt. Oft ist es auch nur die Frucht einer armseligen Begünstigung, die der Minister einem vom Publikum vernachlässigten Architekten gewährt, der ihm von seiner Maitresse empfohlen ist.

Dieser Mangel an Glauben bei den neueren Monumenten verursacht, daß man sich als Schaustück nicht aber als Idee für sie interessirt. Für die Augen und den Verstand ist in diesen großen Reichen der Civilisation viel geschehen, nichts für Gemüth und Herz. Ich bin ganz damit einverstanden, daß man den schönen Londoner Damen, um ihnen den langen Weg zu ersparen, zunächst ihren Hausthüren Kapellen erbaue, wo sie, wie zum Besuche einer Nachbarin im Morgenanzug hineineilen können. Ich bin auch damit einverstanden, daß man für jene, die einer zarten Gesundheit sich erfreuen, die Kirchen bis zum Uebelwerden heitze, wie es mir begegnet ist. Eben so lasse ich es mir gefallen, daß man den Gläubigen den Gottesdienst so kurz als möglich mache, und ihnen in der Art predige daß auch die eifrigsten Freiheitswächter nicht am geringsten Dogma Aergerniß zu nehmen haben. Wie wohlthätig sind nicht für die Menschheit die breiten und wohlbeleuchteten Straßen, die bequemen Wagen für die Reichen, die Trottoirs für die Armen, der Ueberfluß an Steinkohlen und rauchlose Oefen; wie lobenswerth ist es, daß der größere Theil des Volks in gesunden Wohnungen leben kann, gut genährt, und hübsch gekleidet ist; daß das körperliche und geistige Leben nicht unter allzu heftigem Wechsel von Kälte und Wärme, oder durch unbillige Gesetze leide; daß man nicht genöthigt ist, sich vor einem Fischladen die Nase zuzuhalten; daß man noch Schillings genug für Bettler und Gauner habe, daß die Polizei durch Leute in Uniform versehen wird, die ein gutes Einkommen haben und auf ihre Stellen heirathen können. Von allem dem habe ich das Beste in London gesehen, und eine große Achtung für dieses Volk gefaßt, das noch so weit von der Kunst anderer Länder entfernt ist, sich bei so wenig Mühe als möglich, so viel Genuß als nur seyn kann, zu verschaffen, und das in wenig Jahren durch die Vervollkommnung seiner Erfindungen auf jenen Punkt gelangen wird, auf dem die Thiere seit ihrer Geburt durch den bloßen Instinkt schon stehen, nämlich zu leben und zu sterben, ohne daß man es gewahr wird.

Wer das Bedürfniß einer tieferen Anregung des Gemüthes fühlt, der muß zu den alten Monumenten wandern, wenn anders die Kompagnien sie noch unversehrt gelassen haben. Dieser Denkmäler wegen sollte man eigentlich reisen, denn von dort allein bringt man dauernde Eindrücke zurück. Der Anblick der Civilisation hat für das Herz nichts Erhebendes, nur der Verstand wird von ihr angesprochen. Wenn es weiter Nichts zu sehen gäbe, als ein Volk, das materiell besser zu leben versteht, das besser wohnt, sich gegen den Staub des Sommers, das Ungemach des Winters geeigneter zu verwahren versteht, so wäre es wahrlich nicht werth, sich deßhalb den Mühseligkeiten einer Reise, der Seekrankheit, der Durchwühlung der Effekten an den Douanen, den Mahlzeiten ohne Tischtuch, den in Wasser gekochten Gemüsern zu unterziehen.

Nur der Abtey von Westminster wegen sollte man nach London gehen. Zur Seite steht das Parlamentshaus, auch ein Alterthum, voll von großen Erinnerungen. Zwei neue Gesellschaften bewohnen die Mauern dieser beiden Gebäude, die von zwei nun erloschenen erbaut wurden, und zwar für einen Glauben, den die Zeit hinweggespült hat. Die Schöpfung des Gedankens ist dahin, das Werk der Hand lebt fort. Die Freiheit hat die alten Säle des Parlaments verjüngt, der Protestantismus die katholischen Nachkommen jener Arbeiter aus Westminster vertrieben, die den Bau aufgeführt. Beides geschah durch die Laune von Königen, wenn man einem so kindischen Beweggrunde so große Veränderungen zuschreiben dürfte. An die kirchliche Gesellschaft wurde zuerst Hand gelegt. König Heinrich VIII war eines Abends seines Weibes überdrüssig geworden; dergleichen begegnete ihn oft. Dieses Weib war die Muhme Karls V; um sie zu verstoßen, brauchte er die Einwilligung des Papstes. Heinrich bat ihn darum, er drohte, er erschöpfte alle theologische Gelehrsamkeit jener Zeit; der Papst hielt sich tapfer. Da riß sich Heinrich von dem römischen Hofe los und ernannte sich zum Beschützer und Oberhaupt der englischen Kirche. Bei Todesstrafe wurde es geboten, Protestant zu seyn; die Heiligenbilder wurden umgestürzt, die Kirchengüter eingezogen. Dieß war der Anfang der Reformation in England. Diese Ausschweifungen eines grimmigen Wüstlings beschleunigten die Umwälzung der politischen Gesellschaft, die den Angriffskrieg gegen das absolute Königsthum begannen. Drei Jahrhunderte haben mit ihren politischen

Stürmen um dieses Mauerwerk getobt, seine Steine liegen noch unverrückt.

Wenn Du die Westminster Abtei betrittst, so begegnet Dir eine Art Hausmeister: „Wollen Sie das ganze Gebäude oder nur einen Theil sehen?" fragt er, und giebt die beiden Preise an. Ist die Wanderung vollbracht, so weckt er einen andern Hausmeister von unterm Range, der auf einem Stuhle unter einem Pfeiler schläft. Dieser rafft sich auf, reibt die Augen und führt Dich zu allen Gräbern von Bedeutung, wobei er die Namen der Personen ableiert, die darin verwesen. Wenn man in einer Kapelle allzulange verweilt, so bittet er vorwärts zu machen; dagegen wenn er Alles gezeigt hat, steht es Einem frei, den Umgang noch einmal auf eigne Hand zu machen. Ich versäumte nicht es zu thun.

Als ich das erstemal die Abtei besuchte, stürmte außen ein heftiger Wind; man hätte glauben können, die Wolkenberge stießen und brächen sich außen an den Giebeln des Riesenbaues. Dieses unheimliche Getöse über meinem Haupte und diese Todtenstille zu meinen Füßen und um mich her verwirrte meine Sinne. Ich empfand ein Gefühl, wie in einem großen Walde uns durchschauert, wenn der Wind oben in den Gipfeln der hohen Bäume zu rauschen beginne, während kein Grashalm zu unsern Füßen sich bewegt. Aber unter dieser in dämmerndem Zwielicht sich verlierenden Wölbung, umgeben von acht Jahrhunderten von Gräbern, ein kleiner schwacher Mensch vor dem unermeßlichen Werke von Menschenhand gemacht, den Geist versunken in Zweifel und Ungewißheit, von Erinnerungen der zwei Religionen ergriffen, die so tief das menschliche Geschlecht aufgeregt — fühlte ich recht lebendig jenes wunderbare Gefühl, wo der Gedanke aufzuhören, wo der Puls stocken zu wollen scheint. Wie seltsam, daß es so großer Anschauungen bedarf, um den Geist des Menschen zu beugen, um einen Augenblick seinem armseligen und widerspenstigen Gedanken Schweigen zu gebieten! Wie seltsam, daß es der brausenden Stimme der Wälder bedarf, des Donnergebrülles der Meereswogen, der Grabesstille alterthümlicher Denkmäler, um einen Augenblick verstummen zu machen dieses kleine Getöse, das man — Gedanken nennt!

(Schluß folgt.)

Das Ministerium Grey.

In dem Augenblicke, wo die Reformangelegenheit in England die Blicke von ganz Europa beschäftigt, möge hier die kurze biographische Skizze der Mitglieder des Ministeriums eine Stelle finden, das sich die Lösung einer so tief in die europäischen Verhältnisse verzweigten Frage zur Aufgabe gemacht hat. Einzelne Nachrichten von einigen der Männer, die Lord Grey um sich in diesem wichtigen Kampfe vereint hat, finden sich bereits in diesen Blättern zerstreut, worauf wir hiemit zurück verweisen; namentlich in Hinsicht Lord Grey's (Ausland, Nr. 65 und 356 dieses Jahrganges), Lord Brougham's (S. 558 u. d. f. 476, 636), und John Russel's (456).

Der Graf Grey von Howick, Premierminister, ist geboren den 25 März 1766. Von seiner Reise auf dem Kontinent im Gefolge des Herzogs von Cumberland zurückgekehrt, wurde er 1786 von der Grafschaft Northumberland ins Parlament geschickt, und trat auf die Seite der Gegner des damals in Frage stehenden Handelsvertrages. Er war Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde und widersetzte sich mit allen Kräften dem Kriege gegen die französische Republik. Schon damals machte er sich durch seine Ideen über Parlamentsreform bemerkbar. Im Jahre 1806 wurde er von dem Borough Appleby abermals zum Parlament gewählt, und in demselben Jahre zum ersten Lord der Admiralität ernannt; nach dem Tode For's nahm er dessen Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an. Im Jahre 1809 erbte er die Titel seines Vaters und trat seitdem bis zu seiner neuesten Ernennung zurückgezogen von den öffentlichen Geschäften.

Lord Durham, geheimer Siegelbewahrer, Lord Grey's Eidam, wurde unter der Verwaltung Cannings zum Pair ernannt.

Vicomte Palmerston, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geboren im Jahre 1784, stammt aus der illustren Familie Temple. Er wurde zu Cambridge erzogen und betrat die militärische Laufbahn im Jahre 1806. Obgleich Pair von Irland, verzichtete er doch auf diese Würde, um einen Siz im Unterhause einzunehmen, wo er die Universität Cambridge repräsentirte. Im Jahre 1807 war er einer der Lords der Admiralität und im Jahre 1809 Kriegsminister.

Der Vicomte Althorp, Kanzler der Schazkammer, ältester Sohn des Grafen Spencer, steht jezt in seinem neun und vierzigsten Jahre. Frühzeitig schon betrat er die politische Laufbahn und zeigte sich immer den populären Prinzipien zugethan. Im Jahre 1807, wo sein Vater Minister des Innern war, bekleidete er mit dem Marquis von Lansdown die Würde eines Lords der Schazkammer. Seinen Siz im Parlamente hat er seit dem Jahre 1812, und wurde lange Zeit als das Haupt der Whigs betrachtet.

Der Vicomte Melbourne, Minister des Innern, vordem als William Lamb einige Zeit Sekretär von Irland. Der Tod seines Vaters rief ihn zur Pairskammer, weßhalb er leztere Stelle niederlegen mußte. Der edle Lord ist der Gemahl der famosen Karoline Lamb, die durch ihre Schönheit, aber auch durch ihren ungebundenen Lebenswandel bekannt ist.

Der Marquis von Lansdown, Präsident des Staatsrathes, gegenwärtig ein und fünfzig Jahre alt, vormals bekannt unter dem Namen Lord Heinrich Petti. Der Borough Calne erwählte ihn im Jahre 1812 ins Unterhaus. Nach dem Tode Pitts wurde er Repräsentant der Universität Cambridge; Kanzler des Schazes im Jahre 1826, bekleidete er unter Canning und Goderich die Stelle eines Ministers des Innern.

Heinrich Brougham, gegenwärtig Baron Brougham von Vaux — ein bewunderungswürdiges Beispiel, welche glänzende Laufbahn sich Talenten, Beredsamkeit und politischer Rechtschaffenheit eröffnet. Lord Brougham muß als Gelehrter, wie als Advokat, Richter und Volksvertreter zu den ersten Männern des Jahrhunderts gezählt werden. Cobbet hat ihm schon vor länger als fünf und zwanzig Jahren seinen Ruhm geweissagt. Seine Ahnung ist jezt glänzend in Erfüllung gegangen. Begründer des Institutes für Handwerker, Feind der Monopole, Verfechter des allgemeinen Unterrichtes, Anwalt der Königin Karoline, Organ der Opposition — Verdienste genug, um ihn der Ungnade des Hofes würdig zu machen; und doch findet er sich gegenwärtig unter dem freudigen Zurufe des ganzen englischen Volkes zur obersten Leitung der Staatsangelegenheiten berufen.

Der Marquis Anglesey, Lordlieutenant von Irland, drei und sechzig Jahre alt, genießt durch kriegerische Tapferkeit, wie durch seine politische Rechtschaffenheit eines ausgezeichneten Rufes. Lord Goderich ernannte ihn zu seiner gegenwärtigen Stelle, in der er sich mehr als irgend einer seiner Vorgänger populär zu machen gewußt hat. Bei der Emanzipationsfrage hatte er sich im Parlamente unter den Gegnern der Katholiken gezeigt; deßhalb war seine Aufnahme zu Dublin nicht die günstigste. Indeß öffneten sich ihm bald die Augen, und er sah ein, daß die Emanzipation allein einer Krisis vorbeugen konnte.

Der Vicomte Goderich, Staatssekretär der Kolonien, vormals Friedrich Robinson, Bruder des Lords Grantham, neun und vierzig Jahre alt. Seine Verwaltung als Kanzler des Schazes ist rühmlich bezeichnet durch die von ihm eingeführten neuen Theorien der politischen Oekonomie und die Freiheit des Handels. Nach dem Tode Cannings wurde er an die Spize der Verwaltung gestellt; allein sein Ministerium umfaßte zu fremdartige Elemente, als daß es hätte von Dauer seyn können.

Der sehr ehrenwerthe Karl Grant, Präsident des ostindischen Kontrolbureau's, Sohn des verstorbenen C. Grant, Direktors und Präsidenten der ostindischen Kompagnie, folgte seinem Vater, der im Unter-

hause die Grafschaft Inverneß vertrat. Er war einer der Kommissäre, die den Auftrag hatten, die Intressen der Kompagnie gegen die Ansprüche des Nabob von Arcot zu wahren; später wurde er Lord der Schatzkammer; endlich Staatssekretär von Ireland. Noch später verwaltete er das Amt eines Präsidenten des Kontrolbureau's. Seit Huskissons unglücklichem Ende wird Grant als das Haupt seiner Partei betrachtet.

Sir James Graham, Baronet, Seeminister, wurde im Jahre 1812 von der Stadt Carlisle ins Haus der Gemeinen gewählt. Lange Zeit stimmte er mit den Ministern; erst in den letzten Jahren änderte er seine politischen Ansichten. Sein im verflossenen Mai gestellter Antrag wegen der Besoldungen der 113 geheimen Räthe erregte großes Aufsehen. Er vertrat im Unterhause die Grafschaft Cumberland und ist erst neun und dreißig Jahre alt.

Der Herzog von Devonshire, Großkämmerer, steht gegenwärtig in seinem ein und vierzigsten Jahre. Er war Lord-Kämmerer unter den Verwaltungen Cannings und Goderichs. Bei dem Ministeriumsantritte Wellingtons nahm er seine Entlassung. Er stand jederzeit auf Seite der gemäßigten Whigs.

Lord Plunkett, Kanzler von Ireland, Sohn eines nicht konformistischen Geistlichen in Irland, war lange Zeit als ausgezeichneter Advokat an den Gerichtsschranken von Dublin bekannt. Seine zu Gunsten der Katholiken-Emanzipation gemachten Bemühungen waren die einzige Ursache, die ihn von der höchsten Justizverwaltung in Ireland entfernt hielten. Er war im Jahre 1806 während der Whig-Administration Staatsprokurator gewesen; später folgte er in derselben Stelle Hrn. Saurin, bis er in die Pairskammer trat.

Der Herzog von Richemond, Direktor der Posten, vierzig Jahre alt, kann als das Haupt der gemäßigten Tories dieses Jahrhunderts betrachtet werden. Sein Beitritt zur gegenwärtigen Verwaltung ist von großem Gewichte; er steht ihr mit Hülfstruppen bei, auf die sie ohne ihn nicht hätte zählen dürfen. Schon hat Lord Winchelsea sich zu ihrer Unterstützung bereit erklärt. Der Herzog von Richemond machte sich durch die Bemühungen bekannt, mit denen er unausgesetzt darauf drang, die Lage der Agrikultur einer Prüfung zu unterwerfen und die Schafzucht in Schutz zu nehmen; indeß hatte er bis jetzt noch keinen Antheil an der Verwaltung genommen.

Der Marquis Wellesley, Intendant des königlichen Hauses. Das Leben des gegenwärtig im ein und siebenzigsten Jahre stehenden Lords würde eine Skizze der Geschichte des englischen Hofes in den letzt verflossenen vierzig Jahren darstellen. Man erinnert sich der Siege, die seine Verwaltung der ostindischen Besitzungen bezeichneten. Es braucht hier nur der Sturz des Sultans Tippu erwähnt zu werden. Minister der auswärtigen Angelegenheiten von 1809 bis 1812, wurde er im letztgenannten Jahre durch Castlereagh ersetzt. Denkwürdig sind in seinem Leben noch die Jahre 1821 bis 1826, wo er Vicekönig von Ireland war. Er führte den ersten Streich auf die sogenannte Ascendance-Faktion.

Lord Hill, Oberbefehlshaber der Armee, zeichnete sich unter den Offizieren aus, die unter Herzog Wellingtons Befehl die Feldzüge in Spanien, in den Niederlanden und Frankreich mitmachten. Keinen Offizier würde die Armee so freudig als ihren Oberbefehlshaber anerkannt haben.

Lord Holland, Kanzler des Herzogthums Lancaster, gegenwärtig in seinem acht und fünfzigsten Jahre, war während der Staatsverwaltung seines Neffen, des berühmten Fox, im Jahre 1806 Lord des geheimen Siegels. Sein übriges Leben brachte er in den Reihen der Opposition zu. Sein Sohn, der Obrist Fox, ist durch seine Vermählung mit Marie Fitz-Clarence, die neulich in den Marquisstand erhoben wurde, mit dem Könige verwandt.

Lord Auckland, Minister des Handels, sieben und vierzig Jahre alt, bekleidete nie eine öffentliche Stelle.

Lord John Russel, Schatzmeister der Armee, Bruder des Herzogs von Bedford, vertrat im Unterhause die Stadt Bedford, später den Borough Tavistock; von ihm ist des Weitern bereits in diesen Blättern Erwähnung geschehen.

Victorin Fabre.

(Nekrolog.)

Der Verlust eines tugendhaften und talentvollen Mannes ist immer schmerzhaft; aber wenn einen solchen der Tod hinwegrafft mitten auf einer Laufbahn, die er unter der schönsten Hoffnung betreten, und in dem Anblicke, wo er das Ziel des Ruhmes fast erreicht hat, so wird die Klage um ihn desto gerechter. In diesem Gefühle betrauert Frankreich den Tod Victorin Fabre's, der am 30 Mai zu Paris gestorben ist.

Geboren zu Jaujac (im Departement der Ardèche) im Jahre 1785 aus einer geachteten Familie, kam er in seinem neunzehnten Jahre nach Paris, wo seine ersten Schritte auf der literarischen Laufbahn vom dem glücklichsten Erfolge begleitet wurden und ihm die Achtung und Freundschaft der angesehensten Literatoren erwarben. Sechsmal von dem Preise der französischen Akademie gekrönt in einem Alter, wo andere kaum noch den Schulstaub abgeschüttelt haben, von Guingené, Parny, Fontanes, dem Kardinal Mauri bereits als eine literarische Autorität anerkannt, schien er bestimmt, einen glänzenden Rang unter den Schriftstellern erster Größe einzunehmen, als wiederholte Schläge häuslichen Unglückes seine gefühlvolle Seele beugten und seine Gesundheit untergruben.

Im Jahre 1805 trat er zuerst bei der von dem Institut ausgesetzten Preisaufgabe: „die Unabhängigkeit des Gelehrten" als Dichter und Bewerber auf. Damals wurde ihm Millevoye vorgezogen. Bei einer folgenden Preisaufgabe theilte er mit letzterm den Preis und erhielt eine auf Verlangen des Instituts eigens für ihn geprägte Denkmünze. Endlich im Jahre 1811 trug er über Millevoye allein den Preis davon.

Seine Prosa war nicht minder glücklich als seine Verse. Sein „Lob Corneille's" und „La Bruyère's" erwarben ihm allgemeinen Beifall. In seinem „Gemälde der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert" aber bewährte er eine Gelehrsamkeit und einen Glanz des Styles, der das Institut zur Bewunderung hinriß.

Der Charakter Victorin Fabre's blieb nicht hinter seinem Talente zurück; sein Leben bestand in einer Reihe guter Handlungen; überall bewies er sich als rechtlicher und gefühlvoller Mensch, als unabhängiger und muthvoller Bürger. Seine Talente empfahlen ihn der Gunst Napoleons; er hatte die Kraft, allen verführerischen Anerbietungen des großen Eroberers zu widerstehen, indem er bei aller Verehrung des mächtigen Genies und der glanzvollen Wunder des Kaiserreiches die Freiheit seiner Feder bewahrte, die der absoluten Gewalt, obgleich von Siegen und Ruhm bedeckt, die Huldigungen versagte. Die häuslichen Unglücksfälle ließen ihn mitten auf seiner viel versprechenden Laufbahn inne halten; er schien den Ruhm den zarteren Anforderungen des Herzens zu opfern. Gegen Ende des Jahres 1815 starb seine geliebte Mutter, und an demselben Tage sank seine Schwester auf das Krankenbett, dessen Leiden sich erst einige Jahre später mit ihrem Tode endigten.

Erst im Jahre 1821 war es ihm wieder vergönnt, in Paris, auf dem Schauplatze seiner ruhmvollen Jugend, zu erscheinen. Vieles hatte sich indessen hier verändert. Die großen Talente, die den Jüngling freundlich aufgenommen und seine ersten Schritte ermuntert hatten, waren nicht mehr. Vergebens suchten seine Freunde seine bereits dem Erlöschen sich entgegenneigende Kraft wieder durch Zuspruch anzufachen. Seine geschwächte Gesundheit erlaubte ihm nicht mehr, die großen Arbeiten, die er begonnen, fortzusetzen. Indeß hielt er im Jahre 1822 im Athenäum Vorlesungen aus einem Theile seines großen Werkes: „Ueber die Prinzipien der bürgerlichen Gesellschaft." Die Freunde der Literatur werden ewig bedauern, daß er dieses Werk, das Resultat ungeheurer Arbeiten, nicht mehr vollenden konnte.

Victorin Fabre hatte im Jahre 1829 zur Gründung des Journales: „die Tribune" eifrig mitgewirkt. Mit freudiger Begeisterung begrüßte er die Revolution des Julius; er wollte sich während der drei Tage in einer Sänfte unter das kämpfende Volk tragen lassen.

In den letzten Monaten verfiel er in eine politische Trostlosigkeit. Die Energie seines Geistes, von freudigen Hoffnungen belebt, hatte allein seine sinkende Lebenskraft noch aufrecht erhalten, die unter moralischen und physischen Leiden zu erliegen drohte. Als auch jene Aussichten in eine schönere Zukunft Frankreichs schwanden, fühlte er sein Ende nahe. „Sie ziehen uns in den Staub herab, jene Elenden," pflegte er oft zu klagen. Ich kann diese Schmach nicht mehr ertragen; ich verzweifle an der Zukunft Frankreichs; sie tödten mich, ich kann nicht mehr widerstehen."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 176. 25 Junius 1831.

Ausflüge am schwarzen Meer.

2. Reise längs dem Kuban nach Jekaderinodar.

Flüsse und Sümpfe verbinden den See Astanis mit dem Kuban und dem schwarzen Meer, wodurch das Gebiet von Taman zu einer Insel abgesondert wird. Man sieht deutlich an den vom Wasser ausgefurchten Seiten der Hügel, daß einst als es noch höher war, der ganze kleine Bezirk davon überdeckt wurde; man erkennt in den von Rohrdickicht überwachsenen Niederungen das Bett des alten Flusses und den Kuban selbst in den Bächen, die von diesen Sümpfen ausgeben. Wenn im Sommer der Kuban von dem geschmolzenen Schnee des Kaukasus angeschwollen aus seinen Ufern tritt, oder wenn Windstöße die Wogen des Azowschen Meeres gegen seine Mündung drängen, und ihn dadurch in seinem Ergusse hindern; so scheint der alte Zustand wieder einzutreten, dann bietet der große Sumpf von Temriuk einen unermeßlichen Wasserspiegel dar.

Wenn man von Taman nach Jekaterinodar geht, muß man diesen Sumpf auf einer Fuhrt durchwandern, wozu der Julius in dem wir diese Reise unternahmen, die am mindesten günstige Zeit ist. Nachdem wir 45 Meilen in dieser unfruchtbaren überschwemmten Ebene zurückgelegt hatten, gelangten wir auf einen Hügel, von dem aus wir zu unserer Rechten den Astanis, zur Linken das Azowsche Meer, und vor uns in einer mit Röhricht bedeckten Vertiefung Temriuk erblickten. Oestlich vom Fuße dieser Anhöhe gewahrt man ungefähr 5 Werste vorwärts von Temriuk Spuren einer alten Befestigung, eingestürzte Mauern und türkische Schanzen, wo man noch zur Hälfte in die Erde eingesunken die Kanonen sieht, die zu ihrer Vertheidigung dienten, und die Straße oder vielmehr die Ueberfahrt nach Temriuk bestrichen; denn ein wenig weiter wird der Sumpf immer tiefer und tiefer, unsre Pferde mußten bereits schwimmen, und an mehreren Orten lief uns das Wasser in den Wagen, aus welchem wir unser Gepäcke auf den Kutschenhimmel bringen lassen mußten.

Temriuk ist ein elendes Städtchen mit einer neuen sehr großen Kirche. Man erblickt hier einige Fahrzeuge, und wenn die Bucht aufgeht, die von diesem Ort ihren Namen führt, mehrere einmastige Schiffe, die ins Azow'sche Meer auf Fischfang auslaufen; auch nach Kaffa, Taganrog und in andere Häfen segeln dieselben. Die Bucht von Temriuk, die sich auf etwa dreißig Meilen tief südöstlich in's Land erstreckt, hat Salzwasser, und ist östlich von unermeßlichen, mit Röhricht überdeckten Sümpfen begränzt, westlich von einer in gerader Richtung fortlaufenden Hügelreihe, die sie von dem Astanis trennt; der Weg von Temriuk nach Kurki läuft auf deren Anhöhe hin. Kurki ist eine von den Kosaken besetzte Redoute am steilen Rande eines sumpfigen mit Röhricht überdeckten Thales, in welchem der Kuban fließt; dieser Fluß, dessen Ufer mit Gesträuch und Bäumen bewachsen sind, berührt in einer Entfernung von 4 Wersten das jenseitige Ufer, das gleichfalls steile Abhänge bildet.

Das Vergnügen auf trockenem Lande zu reisen nimmt zu Kurki abermals ein Ende; einige Meilen bevor man diesen Ort erreicht, wird die Landzunge schmäler; man tritt in einen See, der mit Rohrdickicht überwachsen, und nur von dem Horizont begränzt wird; hier und dort steigen daraus mit Kräutern überkleidete Erhöhungen gleich Inseln empor. Das Röhricht und die Pflanzen der trockenen Stellen *) erheben sich zu einer ungewöhnlichen Höhe, oft überragen sie einen Menschen zu Pferde. Die mit Rohr bedeckten Niederungen sind angefüllt von Wildschweinen, Rehen, Wasservögeln, Fasanen u. s. w. Myriaden von Mücken und Schnecken jeder Art und Größe martern den Reisenden und lassen ihn nicht einen Augenblick in Ruhe. Diese Niederung hat eine Ausdehnung von 60 Wersten von Kurki bis Koppl, abermals einer Redoute am Wege nach Jekaterinodar, und erstreckt sich gegen Norden bis an's Azow'sche Meer. Bei der Redoute Staroï und Petrovsk entsendet der Kuban in die sumpfige Steppe zwei Flüßchen, den Davidinka und Kalaus, die nach einem Laufe von mehreren Wersten sich wieder mit ihm vereinigen. Ober Koppl trennt sich von dem Kuban der Protoka ein beträchtlicher Fluß, der die ganze Niederung durchschneidet, und sich ins Azowsche Meer ergießt; dagegen vereinigt sich der Kasatschki Jerok mit dem Kuban gerade dem Orte gegenüber, wo der Protoka sich von ihm trennt; merkwürdige Erscheinungen, welche beweisen, daß der ganze Bezirk das Bett eines großen Flusses war, der an dem Abhange von Kurki sich theilte, und in zwei Arme, der eine gegen Norden in's Azowsche Meer, der andere gegen Süden in das schwarze Meer ausströmte.

Von Kurki bis Koppl folgt der Postenlauf der Wachtlinie der Kosaken, die von der Mündung des Kuban bis zur östlichen Grenz-

*) Dipsacus laciniatus, inula helenium, euphorbia palustris, convolvulus sepium, humulus lupulus, verbascum thapsus etc.

scheide des Gebietes der Tschernomorzen das rechte Ufer des Flusses gegen die Tscherkessen deckt. Die Redouten, die wir auf dieser Linie sahen, waren vor einigen Jahren auf Befehl des Herzogs von Richelieu angelegt worden, der als Generalgouverneur von Tauris auch Generalissimus der Tschernomorzen war. Ein leichter Erdwall von einem Graben umgeben, und mit einem Stücke Feldgeschütz vertheidigt, reicht hin, diese Redouten gegen die Angriffe der Tscherkessen zu halten. Obgleich diese ihre Streifzüge am liebsten im Winter machen, wo die Sümpfe mit Eis bedeckt sind; so ist man doch auch zur Zeit der größten Ueberschwemmungen nicht ganz vor ihnen sicher. Vertraut mit allen Furthen des Flusses und mit allen Stellen in den Sümpfen, auf denen man zu Fuß oder im Kahn fortkommen kann, schleichen sie sich unter dem Schutze der Nacht heran, um mit Anbruch des Tages die Wachen der Kosaken zu überfallen, Pferde von der Weide wegzuholen, oder auch, wenn ihre Schaar zahlreich genug ist, eine Redoute wegzunehmen. Diese große Unternehmung glückt ihnen jedoch selten, da sie kein Geschütz haben, und mit einem regelmäßigen Angriff nicht umzugehen wissen. So vertheidigt sich die Besatzung, die gewöhnlich nur aus 60 bis 100 Mann besteht, ganz bequem gegen drei und vier Mal so starke Truppen. Zur größeren Sicherheit sind zwischen den Redouten Pikete aufgestellt, deßgleichen ganz nahe an ihren Erdwällen; und da das Land völlig flach ist, so errichtet man aus Baumstämmen Gerüste, auf denen sich ein Schilderhaus aus Flechtwerk befindet; von da aus kann die Wache einen weiten Umkreis überspähen. Die Reisenden können diesen Weg nicht ohne Bedeckung zu machen wagen. Wer in Geschäften mit einem gewöhnlichen Passe von Taman nach Jekaterinodar reisen will, muß bei jeder Poststation warten, bis ein Geleite abgeht; auf besonderen Befehl des Atamans der Kosaken jedoch oder auch des Generalgouverneurs der Krimm, erhält man sogleich eine eigene Bedeckung, deren Stärke sich nach dem Range des Reisenden oder nach der Gefahr des Weges einrichtet.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus London und Westminster.

(Schluß.)

Auch die Gräber in Westminster reden von jenem großen Kampf der zwei Religionen, in einer und derselben Kirche. Der Katholicismus ist es, der sie erbaut, und der Katholicismus ist es auch, der den größten Charakter auf diesen Mausoleen entfaltet. Ich rede hier nicht von der Kunst, denn es zeigt sich an vielen protestantischen Monumenten ein geschickterer Meisel. Aus jenen spricht nur der Glaube oft ganz kunstlos, doch fühlt man die Kraft, die des Künstlers Hand führte und so zu sagen die Gewißheit eines andern Lebens, das uns tief ergreift. Diese Bildnisse der Könige aus normännischem Stamme, gewappnet auf dem Grabsteine ausgestreckt, mit gefalteten Händen, alle in derselben Lage, alle nach derselben Idee aufgefaßt, wenn auch die im Lauf der Jahrhunderte fortgeschrittene Kunst eine größere Vollkommenheit des Meisels verräth; diese Frauen und Kinder, die treuen Diener um das Grab gereiht, alle die Hände aufgehoben, die nicht weinen, die aber beten; weil die Thränen versiegen nicht aber der Glaube, und weil der Mensch eher beten als immer weinen kann; alle diese Gestalten, die das Drama des Todes darstellen, doch es nicht spielen, wie es sich auf gewissen protestantischen Monumenten in Westminster zeigt; diese Einfalt der Kunst, deren Meister nur bloße Werkleute waren, üben eine wunderbare Herrschaft über die Einbildungskraft und das Herz. Es sind Todte, die man hier vorstellen wollte; man sieht an diesen Gliedern die Erstarrung des Leichnams; kein Leben schlägt mehr unter dieser Rüstung; diese Augen sind für immer geschlossen; das Siegel des Grabes ist ihnen aufgedrückt, aber einen Gedanken hat der Künstler in diesen gefalteten gen Himmel gerichteten Händen ausgesprochen, einen Gedanken, den der Verstorbene hatte, ehe er seine Seele Gott befahl, der den Künstler begeisterte, ihn oft für seine Mühe entschädigte, den die Diener und Kinder des Todten festhielten, wie das Volk das der Leiche folgte, den die Priester dachten, als sie mit dem geweihten Wasser seine Ueberreste besprengten — den Gedanken, daß Gott sich durch Gebet versöhnen läßt.

Die Einheit verschwindet bei den Gräbern aus der protestantischen Zeit. Es herrscht der Reichthum eines Musäums; eine Mannichfaltigkeit von Büsten, Sinnbildern, Statuen. Nicht der religiöse Gedanke, nur die Laune, die Prunksucht spiegelt sich in diesen Monumenten, es ist die Kunst die ohne Glauben Gestalten schuf. Man denkt dabei nicht an das Beten; der Tod zeigt sich hier in dramatischen Stellungen, der droht, jener lächelt, ein Anderer sucht in einer anmuthigen Stellung zu verscheiden. Ich habe welche gesehen, die zum Himmel emporsteigen auf Wolkentreppen, Andere die das Parlament noch haranguiren. Das ist ohne Zweifel eine vornehme Dame, die von ihrem Gatten tief bedauert stirbt; sie liegt in den letzten Zügen, der Tod d. h. ein großes schwarzes Skelet mit einer Sense bewaffnet, ein Kinderpopanz, steigt aus einer Höhle unter dem Bette der armen Frau herauf. Der Gemahl sieht es und stellt sich zwischen Beide, er streckt bittend die Hände aus, er fleht mit Thränen in den Augen um Gnade. In Worten ausgedrückt: Lord Nightingale (Nachtigall) war ein guter Ehemann, oder wollte wenigstens für einen solchen gelten. Aber, wer ist denn dieser Lord Nightingale? Es ist ein Mensch, der Mittel genug besaß, seine Frau nach Westminster begraben zu lassen. Nicht für Könige und große Männer allein ist die Abtei. Es ist ein Pantheon, wo man seinen Platz etwas theuerer bezahlt als auf dem Kirchhofe. Shakespear nimmt hier weniger Raum als Lady Nightingale ein. Canning und Pitt liegen unter Steinplatten, mit ihren Namen bezeichnet. Wem diese Aufschrift nicht genug sagt, verdient auch nicht mehr von ihnen zu wissen. Laßt den Schwulst der Epitaphien und den Prunk der Titel jenen, durch deren Tod man erst erfuhr, daß sie gelebt. Ein Stein mit dem Namen genügt für jene berühmten Männer, die nicht mehr den Glauben brauchten, um groß und stark zu seyn. Die Geschichte mag ihnen Grabschrift und Denkmal setzen, und keine Mauerarbeit die tiefe Rührung erdrücken, die eine große Geschichte, von einem sechs Schuh langen Steine bedeckt, auf die Seele macht.

Diese Verschwendung an den Gräbern giebt keinen Begriff von dem Tode. Ein frisches Grab, der Sarg, von dem man das Bahrtuch wegstreift, die Schaufel Erde, die man darauf wirft, und

das dumpfe Gepolter, das letzte was die Todten verursachen, ergreifen weit mehr. Der Tod als Begriff gedacht, erzeugt wohl Deklamationen, nie aber wahre Traurigkeit. Nur in der Nähe der Leiche fühlen wir lebendig und schmerzhaft seinen Stachel.

Ich hatte in London den Aufsatz eines sehr beliebten Schriftstellers gelesen, worin er entwickelte, was ihn während seines Besuchs in Westminster am meisten rührte; es war der Anblick so vieler Großen, die nun im Grabe ruhen; diese Könige, deren Stolz über die Häupter von Millionen hinschritt, und die jetzt in Staub und Nichts zerfallen daliegen; diese Gewaltigen der Erde, an deren gesalbten Leibern die Würmer schmausen, die geschwornen Feinde der Legitimität — lauter Bemerkungen, die, wie mir scheint, eben so gut zu Hause gemacht werden können, ohne deßwegen nach Westminster zu gehen. In dem nämlichen Autor las ich auch, daß das Publikum mit Vorliebe die Kapelle besuche, wo die Asche der Dichter ruht (poets'corner). Das Publikum, bemerkte er, habe Recht, die Dichter die es belehren und entzücken, den Königen die es mit Auflagen erdrücken, vorzuziehen. Allerdings, indeß hörte ich auf näheres Befragen, woher wohl diese Vorliebe des Publikums für die Dichterkapelle rühre: „Weil es nur drei Schillinge kostet, ihre Gräber zu sehen, während man für den Besuch der königlichen fünf bezahlt."

Zu meiner Schande muß ich gestehn, daß ich mit Gleichgültigkeit diesen Theil der Abtei durchwanderte. Und doch ruht Shakespear hier, wenigstens figurirt er mittelst einer Statue und eines Denkmals, die von zwei Vorstellungen in Drury-Lane bezahlt wurden. Seine irdischen Ueberreste liegen in der Kirche zu Stratfort begraben, wo sein Jahrhundert ihn sterben ließ, ohne sich mehr um seinen Tod als um seine Geburt zu bekümmern. Seltsam, als Zeitgenosse der jungfräulichen Königin Elisabeth, lebte er in einer Epoche, wo die kleinsten Sternbilder geistiger Superiorität in vollstem Lichte strahlten und dennoch hat man weniger Nachrichten von seinem Leben, als von dem des geringsten Hofmannes, und seine Statue drückt nichts aus; das leere Grab, wo nicht einmal seine Asche liegt, sagt nicht mehr als eine Büste in einem Museum. Ueberdieß ist der kleine Raum, den man ihm an der Mauer vergönnte, noch durch die Monumente anderer Dichter verengt, die außer dem gelehrten Kreise Londons nicht mehr Ruf haben, als unsere Stammbuch- und Almanachsdichter, und dann hat man auch noch Prosaiker dazugelegt. Dieses Amalgam des Ruhms von allen Abstufungen hat nichts Anziehendes. Die Neugierde tödtet die Rührung. Noch einmal, nur auf den alten Grabmälern des Katholicism erwacht die Imagination, dort allein fühlt man, was die Vergangenheit Großes und Rührendes in sich vereint.

Die historischen Denkmäler in Frankreich. *)

Die Revolution riß Frankreich mit einem Mal von seiner Vergangenheit los; Frankreich begann seine neue Geschichte, indem es seine alte vernichtete. Es hatte aber auch in der That schon einige Jahrhunderte her keine Geschichte mehr; es gab nur eine Geschichte des Hofes, und an diese knüpfte sich das schmerzliche Andenken an alle die schweren Leiden, die das französische Volk zu dem verzweifelten Sprunge in den Strudel der Revolution fortgestoßen hatten. Als suchte es jedes Andenken an jene Zeit des Unglückes und der Schmach loszuwerden, stürzte es mit unerbittlicher Wuth die öffentlichen Denkmäler nieder, die es als eben so viele Trophäen des politischen und kirchlichen Despotismus betrachtete; welchen andern Namen verdient aber auch der größte Theil jener prahlerischen Bildsäulen aus der bourbon'schen Herrschaft? Hatte doch die Kunst, die sie errichtete, nicht dem Ruhme der Nation gedient, sondern dem Uebermuthe des Hofes; war sie doch nicht die Tochter des Volkes, sondern die besoldete Dienerin hochmüthiger Despoten, die das Blut der Nation zur Befriedigung ihrer Ländergier verschwendeten, und ihr Gold, um die für so theuern Preis erkauften Siege zu verherrlichen. Der Bildersturm der Revolution ging auch auf deutschen Boden über, und wir wissen, wie viele Verluste an kostbaren Kunstdenkmälern wir zu beklagen haben, ohne daß wir mit den Franzosen gleichen Grund zu gleichem Vandalismus hatten. Bei uns verübten despotische Minister, unter dem Vorwande, die Aufklärung zu fördern, vielleicht nicht geringere Gräuel der Verwüstung als die jakobinischen Bilderstürmer. Unter dem Kaiserreiche war die Gegenwart zu glänzend, als daß man den Blick in das Dunkel der Vorzeit hätte zurückwenden sollen. Erst in der ruhmlosen Zeit der Restauration erwachte die Sehnsucht wieder nach der Vergangenheit, wie man denn immer aus gegenwärtiger Drangsal in die schönen Tage verflossener Zeiten sich gern zurückflüchtet. Die neue historische Schule der Philosophie und Dichtkunst in Frankreich ist das Resultat der fünfzehn Friedensjahre voll Schmach und Gährung, und der während der drei Juliustage mitten in der Wuth des Kampfes oft vernommene Ruf: „Achtung den öffentlichen Denkmälern!" bezeichnet ganz die Richtung, welche die neue Generation genommen hatte. Der Sturm auf die Kirchenkreuze im Februar kann in keiner Art mit irgend einer der Verheerungen der republikanischen Ikonoklasten verglichen werden. Auf Guizots Antrag geschah es denn auch, daß während seines Ministeriums ein Generalinspektor über die Kunstdenkmäler des Königreichs ernannt und diese Stelle dem bereits als Schriftsteller in Frankreich rühmlich bekannten Herrn Vitet übertragen wurde, der gegenwärtig in der unten angeführten Schrift das Resultat seiner historischen Nachforschungen in fünf Departementen des Königreiches bekannt gemacht hat.

Die Aufgabe Herrn Vitets war eine doppelte: er mußte ein Verzeichniß aller Denkmäler aufnehmen, die der Aufmerksamkeit des Historikers und Künstlers würdig sind, dann der Regierung die Mittel bezeichnen, um der Zerstörung der geschichtlichen Ueberreste vorzubeugen oder Einhalt zu thun. Indem wir hier die Hauptresultate seiner ersten Dienstreise zusammenzustellen versuchen, glauben wir am Besten unsere Absicht erreichen zu können, wenn wir dieselben unter drei Abtheilungen: Architektur, Skulptur und Malerei, darlegen.

Architektur. — Bei seiner Wanderung durch die Departemente der Oise, Aisne, Marne, des Nordens und Pas-de-Calais, wo in grauer Vorzeit mehrere Könige des ersten fränkischen Königsstammes sich aufgehalten und die letzten Könige aus dem Karolingergeschlechte eine Zuflucht gefunden hatten, waren die Bemühungen Vitets vorzüglich darauf gerichtet, auf diesem ächt merowingischen Boden einige Spuren der Baukunst aus den ersten Jahrhunderten der fränkischen Eroberung, wenigstens solche, die der Zeit vor dem Jahre 1000 angehören, aufzufinden. Es fanden sich von solchen nur sehr schwache Ueberreste vor. Dahin gehören die Ueberbleibsel einer alten Kirche des heiligen Martinus zu Laon, auf dem Platze der Kathedrale; zwei Arkaden der Kirche des h. Moriz zu Rheims, und vielleicht der Thurm Ludwigs d'Outre-Mer zu Laon, den gegenwärtig die Munizipalbehörde dieser Stadt niederreißen zu lassen begonnen hatte. In diesen Gegenden, wo man zahlreiche Alterthümer aus den Merowingerzeiten antreffen zu können vermeinte, wurden doch fast nur lauter römische Denkmäler gefunden; was zu dem Schlusse berechtigt, daß die Gebäude der fränkischen Eroberer entweder ursprünglich nur in höchst geringer Anzahl vorhanden waren, oder daß sie allzu wenig dauerhaft, wahrscheinlich meist aus Holz gebaut waren, als daß sie dem Sturme der Zeit oder den Händen der Menschen hätten trotzen können.

Von Denkmälern aus dem eilften Jahrhundert fanden sich gleichfalls nur wenige vor. Das Bildniß des h. Moriz, einige Kapitäler der Kirche

---

*) Sur les monumens, les bibliothèques, les archives et les musées des départemens de l'Oise, de l'Aisne, de la Marne, du Nord et du Pas-de-Calais, par M. L. Vitet, Inspecteur général des monumens historiques de France. Paris, de l'imprimerie royale, 1831.

zu Vaux-Regis, das Chorgewölbe und Portal der Kirche zu Tracy bei Noyon, einige Seitenmauern von St. Remi, und die unterirdische Kapelle des h. Medardus zu Soissons, sind die einzigen Denkmäler aus dem eilften Jahrhundert, die Herrn Vitet aufstießen.

Weit zahlreicher sind die Denkmäler aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wo durch die Kreuzzüge der Geschmack des Orients in die abendländische Baukunst überging. Zu Soissons entdeckte Herr Vitet hinter einer Krambude zwei Arkaden mit Tonnengewölben, die Ueberbleibsel der alten Kirche der Abtei zu unserer lieben Frau und eines der schönsten und zierlichsten Denkmäler der byzantinischen Baukunst. Die kleine Kirche des h. Petrus, von der nur das Portal und ein Theil des Schiffes übrig ist, ist gleichfalls ein Denkmal jener wunderlichen und strenggehaltenen Baukunst. Die großen Arkaden des Chors der Kathedrale zu Noyon, die Kirche des h. Petrus zu Soissons, ein großer Theil der Martinskirche zu Laon, das Portal der Kirche im Schlosse Coucy und einige Kirchen der Dörfer in der Umgegend von Soissons gehören gleichfalls jener Epoche an. Aber der eigentliche Reichthum von Architektur in den Departementen von Aisne, Oise und Marne besteht in Denkmälern aus dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Dieß ist die Uebergangsepoche von dem Rundgewölbe zu dem Spitzbogengewölbe. Saint Remis zu Rheims, die Kathedrale zu Noyon mit ihren schwarzen, düstern Thürmen, St. Martin zu Laon und die herrliche Kirche zu Tracy stammen aus dem zwölften Jahrhundert und deuten die Mischung oder wenn man so sagen darf den Streit beider Baustyle an. Ein Theil von St. Jean-de-Vignes zu Soissons; die Façade der Kathedrale zu Laon; die Kathedrale zu Senlis mit ihrem Thurme, der an die Thürme in der Normandie erinnert; das Schiff und Chor von St. Jakob zu Compiègne, die Kirche des h. Ivo zu Braisne, berühmt durch ihre zwölf Königsgräber; das Chor der alten Kirche der Abtei Ourscamps, rühren aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts her, und sind ganz im Spitzbogenstyl; aber sie gehören noch der Uebergangsepoche an durch ihre massive und schwerfällige Ausführung, die noch Spuren des Rundgewölbestyls an sich trägt.

In das Ende des dreizehnten Jahrhunderts fällt die Blüthe der Spitzbogen-Architektur, und die Kathedrale von Rheims stellt diese in ihrer höchsten Vollendung dar. Wenn Deutschland bewunderungswürdigere Portale und Thürme aufzuweisen hat, so steht das Innere des Schiffes der Kathedrale von Rheims unerreicht da; „es ist das Parthenon der französischen Nationalbaukunst.“

Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt der Verfall der mit Unrecht so genannten gothischen Baukunst. Die Kirche des h. Bertin zu Saint-Omer ist eine der erstaunlichsten Schöpfungen dieses prachtvollen, aber schon minder strengen Baustyles. Unglücklicherweise hat man bereits angefangen, sie abzubrechen, um auf ihrem Grunde einen Viehmarkt anzulegen. Das Kloster St. Jean-de-Vignes, das aus derselben Epoche stammt, ist auf gleiche Weise bedroht, und dem Stadthause von St. Omer steht dasselbe Schicksal bevor.

Der Charakter der Baukunst im fünfzehnten Jahrhundert ist eine Verschwendung von Ornamenten und eine Ueppigkeit in der Ausführung der einzelnen Theile, wodurch das Ganze einen überladenen und schwerfälligen Ausdruck gewinnt. Herr Vitet führt indeß einige Baudenkmäler aus dieser Zeit an, die von blendender Pracht sind; so ein Seitenportal vor Saint Remi, das unter Karl VIII gebaut wurde, und der südliche Theil der Kirche von Saint-Quentin auf Befehl Ludwigs XI ausgeführt. Die Stadthäuser zu Compiègne, Noyon, Saint-Quentin, Arras und Douay gehören gleichfalls dem fünfzehnten Jahrhundert an. Was die Bauwerke aus der Zeit der Wiedergeburt der Architektur betrifft, so fand Herr Vitet auf dem ganzen Umkreise seiner Wanderung keine Spur davon.

(Schluß folgt.)

Nachtstücke des Figaro aus Italien.

Die ersten Strahlen der Morgensonne des 26 Mai vergoldeten — einen Galgen. In schwarzen Unthaten war er im Dunkel der Nacht heimlich geschaffen worden. Die Arbeitsleute waren fertig und standen schweigend umher und betrachteten mit scheuem Blick ihr fürchterliches Werk. Fern in einem Winkel stand Ambrosio, in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt — auf seiner Seele lasteten Gedanken der Vernichtung. — Ein Gemurmel erhebt sich — es naht — es sind die Henker mit ihren Schlachtopfern. Antonio fährt aus seinem entsetzlichen Traume auf und sieht ihn wahr und lebendig vor seinen Augen. Zwei Männer von Soldaten umgeben schreiten feierlichen Schrittes einher. Ihre Hände sind gebunden, ihr Nacken ist entblößt. — Was haben sie verbrochen? Der Eine ist stolz und muthig, und der Tyrann ist feig; der Andere ist edel und reich, und der Tyrann ist habgierig. Sie besteigen die Leiter; der erstere wendet sich und ruft die leuchtenden Blicke auf Ambrosio gerichtet, mit fester Stimme:

„So bleibt den Tyrannen zur Stütze Nichts mehr als Henker und Galgen. Den Völkern aber bleibt die Gewalt der Meinung und die Einheit des Willens. Eine Hoffnung setzte ich auf Frankreich. Mein Tod wird meine Mitbürger lehren, fremde Vermittlung zu verabscheuen. Er wird sie lehren, nur auf ihre Arme zu vertrauen. Addio Ambrosio, vivi per vindicarci!“ —

Eine Stunde später brachte der treue Diener Francesco seinem Herrn, der auf dem Schlosse von Modena gefangen lag, sein Frühmal. „Menotti ist mit Borelli vor einer Stunde gehenkt worden“ — ruft ihm die Schildwache entgegen.

Es war am 27 Mai, gegen sieben Uhr Abends; tausend Wachskerzen erhellten die reichen Prachtsäle eines Gesandten des Königs der Franzosen. Er gab ein Konzert. Staatskarossen rollten — und Diplomaten und der Adel — Kardinäle und Koketten glitten aus den Wagen und stiegen die breiten Marmortreppen hinauf, geschniegelt, aufgesteift, geschminkt und durchduftet. Der Gesandte empfing sie ein Lächeln auf den Lippen, die Freude im Herzen. Die ersten Künstlerinnen des Theaters waren geladen, Argentina und Tordinona; die Sänger der sixtinischen Kapelle, die Eunuchen des heil. Petrus vermählten ihre keuschen Stimmen mit den Zaubertönen der Corinaldesi, sie sangen die Arie: Gelo di morte io sento. Sie wußten nicht, welche schreckliche Beziehung in ihrem Gesange lag.

Morgens um zwei Uhr sang und tanzte man noch zu Rom in den prächtigen Gemächern des Palastes Colonna, der auf Kosten Frankreichs mit so verschwenderischem Glanze ausgestattet war für den Herrn von St. Aulaire. Ein Gesandter des Juliusvolkes giebt Bälle zu Rom, während man die Patrioten von Rimini, von Bologna und Modena erdrosselt, zu deren Schutz er berufen war.

So gab die Herzogin von Angoulême an demselben Tage, als Bories und seine drei Gefährten unter dem Fallbeile bluteten, einen Ball; und diese abscheuliche Ruchlosigkeit ward durch ein Epigramm gezüchtigt, das der spätesten Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient:

Pour les princes français est il un plus beau jour!
On égorge à la Grève et l'on danse à la cour.

Scenen aus französischen Gerichtssälen.

In der ersten Sitzung der Junius-Assisen zu Paris unter Vorsitz des Präsidenten Naudin wurde der Rechtslizentiat Ducros aufgerufen, als Geschworner seinen Eid abzulegen. Bei dieser Gelegenheit entspann sich folgender Wortwechsel:

Ducros. Hr. Präsident, ich glaube mich durch mein Gewissen verbunden, Ihnen eine Bemerkung machen zu müssen. Ich bin aufgefordert, den Eid „vor Gott und den Menschen“ zu leisten. Ich sehe nun hier zwar Menschen, aber ich sehe nicht . . . ich sehe nicht ein Bildniß Gottes.

Ein Advokat. Gott ist überall.

Ducros. Ich habe keine Bemerkung von Seite des Barreau verlangt. Ich will in meinem Gewissen frei seyn.

Der Präsident. Es kommt mir nicht zu, mich mit den HH. Geschwornen in Diskussion einzulassen. Wollen Sie den Eid ohne alle weiteren Umstände leisten?

Der Generalprokurator. Wenn der Geschworne den Eid verweigert, so werde ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, gegen ihn nach dem Kriminalinstruktions-Gesetzbuch auf 500 Fr. Strafe anzutragen.

Ducros. Um den Gerichtsgang nicht aufzuhalten, will ich den Eid leisten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 177. 26 Junius 1831.

Der serbische Dichter Symeon Milutinovics. *)

Symeon Milutinovics ward zu Sarajewo in Bosnien, den 3 Oktober 1791 a. St. geboren. Sein Vater, Milutin, gebürtig aus dem Dorfe Rozanstwo, Uzicer Nadija in Serbien, wurde, nachdem beinahe die ganze Verwandtschaft an der Pest ausgestorben war, von einer Tante auferzogen, und von dem Groß-Vetter Dragutin nach Sarajewo geschickt, um dort ein Handwerk zu lernen, wo er aber Kaufmann ward. Hier heirathete er Angelija, eine Tochter des Jowan Srdanowics Bajow aus dem Dorfe Srdewitj in Herzegowina, und erzeugte mit ihr den einzigen Sohn Symeon. Im zweiten Jahre Symeons fliehen die Eltern vor der Pest nach Swrakino-Selo. Einem Mordanschlag der Türken aufs ganze Haus entgehen sie glücklich, und begeben sich nach Gradatschac, wo sie beim Osman-Kapetan Schutz finden und sechs Jahre ruhig verleben. Endlich verfolgt sie die Pest auch hier, und sie entschliessen sich nach der Nizematschka, das ist nach Oesterreich, über die Lukatscher Schanze, 4 Stunden Weges von da, zu entweichen. Mit großen Beschwerden und Gefahren setzte Milutin über die Save in der Nacht, geht nach Brod, von da nach Zemlin und nach einiger Zeit nach Belgrad. In Belgrad ward der zehnjährige Syma in die Schule gegeben, aber durch einen Barbarlehrer gleich den ersten Tag wegen Nichtsthun („Za bresposlicu“) so tüchtig durchgeprügelt, daß er sich eher den Tod geben, als je mehr die Schule betreten wollte. Ein Verwandter des Vaters, der den Knaben den verzärtelnden Liebkosungen der Mutter entziehen wollte, führte ihn nun nach Segedin, und übergab ihn einem gewissen Damian Alargics in Lehre und Kost, der auch zwei Jahre hindurch den lebhaften jungen Bosniaken mit täglichen Prügeln so fleißig bearbeitete, daß dieser dabei einen großen Theil der Gesundheit zeitlebens einbüßte. **) Noch andere zwei Jahre verblieb er daselbst in der lateinischen Schule. Im J. 1805 begab er sich nach Karlowitz, und studierte am dasigen Gymnasium drei Jahre lang. Hier ließ er sich im ersten Semester der Poesie einige Fehler jugendlicher Petulanz zu Schulden kommen, die nur einer väterlich strengen Zurechtweisung bedurft hätten; aber die Professoren Gerschitsch und Chranislaw wußten S. Excellenz den Erzbischof gegen den Bosniaken dergestalt aufzuhetzen, daß Syma, ungeachtet des Schutzes, den ihm der brave Direktor Wolny angedeihen ließ, mit mehrern andern Studenten, worunter Dawidowics der Zeitungsschreiber, nun Sekretär des Fürsten Milosch in Serbien, ohne Zeugniß aus der Schule und Stadt verwiesen ward, und zehn Korbatschenstreiche auf den Weg bekam. Er zog sich nach Zemlin zurück, lernte dort die neugriechische Sprache des Handels wegen, und fand an seinem griechischen Lehrer endlich einen Freund, Rathgeber und Leiter.

Nun fing er an, die Handelskunst theoretisch und praktisch zu lernen. Mittlerweile ward Belgrad bereits 1806 von den Serbiern genommen, und Symeon, dem sein erwählter Beruf wenig zusagte, gelang es, in der Senatskanzlei als Schreiber (pisar, Schreiber oder Sekretär) angestellt zu werden. Hier blieb er bis zum Falle Serbiens 1813. Nachdem Alles verloren war, floh er mit den übrigen Anführern nach Oesterreich, begab sich über Pesth, Wien, Triest, Dalmatien, wo er im Dorfe Stermica drei serbischen Knaben eine Zeit lang Unterricht ertheilte, nach Bosnien, und kam über Grahowo und Kupres glücklich bei seinem Taufpathen Stojan Despotowics in Sarajewo an. Bald darauf erwachte, durch der Henker-Türken Gräuelthaten angeregt, der Heldensinn der Serben unter Milosch Obrenowitsch zu neuen Thaten, und Syma eilte dem Drange des Herzens folgend, nach Belgrad, wo er auf Verwendung des braven Bulgaren, Peter Radowan aus Sophia, beim serbischen Wladyka (Bischof) als Schreiber angestellt ward. Syma geht in eine neue Verschwörung gegen die Türken im Herbste 1814 ein, und verläßt den Wladyka, sieht sich aber bald darauf gezwungen, bei einem hergelaufenen griechischen Päderasten, Daniil Phanariot, ehemals Räuber und Panduren, nun Wladyka von Schabatz und

*) Gegenwärtige Notiz ist, bis auf das Urtheil über die Werke des Dichters und den Bericht über die Reise nach Montenegro, aus der ausführlichen, auf Verlangen der Freunde eigenhändig niedergeschriebenen Selbstbiographie desselben mit buchstäblicher Treue ausgezogen.

**) Noch vor fünfzig Jahren war es, nach der Aussage glaubwürdiger Zeugen, in den serbischen Schulen Ungarns und Slavoniens allgemein herrschende Sitte, die Schüler wegen jeder „Bresposlica“ in sogenannte Falanzen, d. i. Sperrhölzer für die Füße (Block) einzuschließen, und den Söhnen gemeiner Leute fünfzig, denen der Honoratioren aber dreißig Ruthen-, Stock- oder Peitschenhiebe auf den Hintern oder auch auf die Fußsohlen abzumessen. Bei größern Vergehungen wurden die Kinder bei den Füßen aufgehenkt, und mit Ruthen über den Bauch gestreichelt. Solche Operationen wurden täglich vorgenommen. (Anm. des Epitomators.)

Uzice, als Schreider Dienst zu nehmen. Das Verhältniß des „Delipapas" (närrischen Pfaffen, so wurde er von den Türken genannt) zu einem siebenzehnjährigen griechischen mädchenschönen Jüngling, dem Opfer der viehisch-schändlichen Lust und bald auch der sündetollen Wuth dieses sodaritisch-konischen Türken-Derwisches, und Judas Ischariotes in Einer Person, mag man bei Milutinowics selbst nachlesen. *) Der Wladyka nimmt, als der letzte Aufstand losbrach (1815), heimlich die Partei der Türken, sperrt sich mit ihnen in einer Verschanzung bei Woljewo ein, und behält den Syma, dem er schon früher unter dem Vorwand eigener Rathserholung das Geheimniß der Hinneigung zu den Patrioten entlockt hatte, unter wachsamen Augen bei sich, der auch keine Gelegenheit zu entweichen fand. Nachdem die Türken die Schanze verlassen, und der Bischof nach Zwoenik sich begeben, verließ ihn hier Syma, und floh über die Drina nach Serbien zurück, wo er in der Nähe des Klosters Radowaschnica mit einer Schaar von Waldrittern verweilte, bis der Krieg geendet. Nach Bezwingung hartnäckiger Krankheiten, ward er aufs neue Schreider beim Nationalsenat in Belgrad. Von da machte er eine Reise nach Kraljewo (Krajowa) in der Walachei; um seinen Vater aufzusuchen, der inzwischen auf einem andern Weg nach Belgrad zurückgekehrt, und von da nach Bessarabien ausgewandert war. Mißmuthig geht Syma nach Widin, um dort dem Vater nachzuspüren oder Weiteres abzuwarten; die Noth zwingt ihn, hier bei einem Türken, Aufseher des Gartens des Pazwan Oglu, Gärtnergehülfe zu werden. Zu Tausenden trug er Gurken auf den Schultern zum Markte, und ward bald darauf seines Gärtnertalents wegen zum Feld- oder Melonen-Garten-Aufseher (Bostandschi) befördert. Im Herbst 1816 wurde er mit den Christen in Widin näher bekannt. Sie wählten ihn zum Lehrer, gaben ihm Schule und Kinder, und darin verstrich der Winter.

---

*) Delipapas kam als griechischer Priester nach türkisch-Orschawa. war hier Pandur beim Redjep Pascha, hierauf Buljubascha über die Panduren des Pascha gegen die Serben und Russen. Kurz darauf drängte er sich dem Belgrader Bischof auf, den er als Protosyncel ganz beherrschte. und sich den Beutel füllte. Redjep nahm ihn mit sich nach Konstantinopel. und bald darauf kam er mit einem großherrlichen Ferman als Bischof von Schabac und Uzice in Serbien an. — Ueber diesen Delipapas, oder richtiger Diabolopapas. enthält Wuk Stephanowics Karadzic's Danica 1827. 115 — 116 die interessantesten Nachrichten. woraus wir nur noch beifügen wollen, daß er nach der Wendung der serbischen Sache zum Bessern als Metropolit von Serbien. über Oesterreich und die Walachei nach Konstantinopel entwich. — Wir möchten Sr. Hochgeheiligtheit in ihrem neuen Aufenthaltsorte folgende Stellen aus den Byzantinern zum fleißigen Nachlesen empfehlen: Theophanes ed. Ven. 120, Cedrenus ed. Ven. 291., Jos. Malalas ed. Ven. II. 58. (Anm. des Epitomators.)

(Schluß folgt.)

Ausflüge am schwarzen Meer.

2. Reise längs dem Kuban nach Jekaterinodar.

(Schluß.)

Nur einem solchen Befehl verdankten wir die Möglichkeit, die barometrische Nivellirung des Landes zwischen dem schwarzen und Azowschen Meere längs des Kubans wo man so vielen Gefahren ausgesetzt ist, in's Werk zu richten. Wir fanden bei den Kosaken nicht allein eine gute Aufnahme, sondern auch jeden möglichen Eifer, die Hindernisse, die sich unserer Reise entgegenstellten, zu beseitigen. Ein Flächenraum von 60 Wersten quer über die Niederungen war größten Theils überschwemmt und das Wasser an manchen Orten so tief, daß es unsren Pferden bis an den Gurt ging, und dieselben ihren Weg oft schwimmend zurücklegen mußten; unser Wagen drohte jeden Augenblick wegen des oben aufgeschichteten Gepäckes umzuschlagen, woran ihn nur die zu beiden Seiten reitenden Kosaken hinderten. Ein Versuch über den Kalans zu setzen, der ungewöhnlich hoch angeschwollen war, hatte kurz zuvor der Post vier Pferde gekostet, die in den Wellen ertranken; man war hiedurch vorsichtiger geworden, und hatte Anstalten getroffen, um jede Gefahr zu vermeiden. Menschen und Gepäcke wurden auf einem Boote übergesetzt; die Pferde schwammen ledig neben her, und nachdem sie auf dem jenseitigen Ufer angekommen waren, zogen sie den Wagen mittelst Seilen, die man von einem Ufer bis zum andern gespannt hatte, leicht hinüber.

Nachdem wir so glücklich einen Uebergang dieser Art bewerkstelligt, konnte uns der Anblick des Gerüstes mit dem Wachthäuschen des Kosaken nicht anders als erfreulich seyn, weil sich daraus auf die Nähe einer Redoute schließen ließ, wo wir uns Ruhe und Erholung versprechen durften. Die Offiziere der Kosaken nahmen uns so gut auf, als es in ihren Kräften stand, sie theilten mit uns ihr frugales Mahl, und für die Nacht überließen sie uns ihr kleines Zelt, unter welchem man unmöglich den Bissen der Schnacken entgehen konnte selbst nicht im wachen Zustande. Diese Zelte sind von Leinwand oder grobem Mussellin, zwei bis drei Fuß hoch und an zwei in die Erde geschlagenen Pfählen befestigt. Fast alle Kosaken waren mit solchen Zelten versehen und da im Sommer Jedermann unter freiem Himmel schlief, so hatte die Redoute das Ansehen eines kleinen unregelmäßigen Feldlagers, in dessen Mitte die Pferde standen, umgeben von angezündeten Grashaufen, durch deren Rauch man die Thiere gegen die Stiche der Pferdbremsen sichern will.

Mit Vergnügen erinnern wir uns eines Abends, den wir auf der Staroïredoute bei einem Kosakenobrist zubrachten; er nahm uns so freundschaftlich auf, daß wir ganz darauf vergaßen, daß wir am folgenden Tag wieder wie Tags vorher unsern Weg durch kaltes Wasser fortsetzen mußten; seine kleine Wohnung war so bequem eingerichtet, daß wir fast nicht mehr daran dachten, wo wir uns befanden, hätte eine nächtliche Scene uns nicht wieder daran erinnert. Nach dem Abendessen führte uns der Obrist in den Hof, wo man zunächst an den brennenden Grashäusen Sitze bereitet hatte, und das Schauspiel begann, sobald die Gesellschaft Platz genommen hatte. Aus einer dichten Rauchwolke tönte der Klang zweier Geigen hervor, die von den melancholischen Melodien der Nationalgesänge bald zu lustigen Tanzweisen übergingen. Anfangs setzten sich bloß einzelne Kosaken in Bewegung, bald aber rief der ermunternde Zuspruch des Obristen eine noch größere Anzahl in den fröhlichen Kreis, und endlich wurde die Munterkeit so allgemein, daß aus dem Dunkel der Nacht plötzlich auch bärtige Gesichter zum Vorschein kamen, die sich in den Tanz mischten, ohne dabei den Ernst

ihrer Züge abzulegen. Der schwache Schimmer, der diese Gruppe in einer sehr dunkeln Nacht beleuchtete, die Waffen und Pferde umher, der eintönige Ruf der Schildwachen, der von Zeit zu Zeit die Musik unterbrach, und die Vorsichtsmaßregeln jeder Art, die man traf, um gegen einen nächtlichen Ueberfall gesichert zu bleiben, dieß Alles gab der Scene eine Mischung von nachdenklichem Ernst und sorgloser Heiterkeit, die ungeachtet ihres Gegensatzes den Soldaten doch so gewöhnlich sind.

Ueber Koppl hinaus verläßt die Poststraße die Linie der Sicherheitswachen, und führt auf die höher gelegene Steppe, auf der sie bis nach Jekaterinodar fortläuft, wo sie sich von Neuem dem Kuban nähert. Dieser hat sich dort durch ein Thal von hohen Ufern gebrochen, doch hat er noch immer ein sumpfiges Bette, das noch breiter ist, als das, welches er bei seinem Austritte einnimmt. Die Steppe ist wenig angebaut; auf einen Flächenraum von 80 Wersten, den man durchwandert, stößt man auf nicht mehr als vier Dörfer, die von Erde oder bloß aus Röhricht erbaut, und nach Verhältniß ihrer Größe von sehr kleinen Grundstücken angebauten Feldes umgeben sind. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner scheint die Viehzucht zu seyn; die Heerden finden in der Ebene eine reiche Waide, die ohne große Mühe erzielt wird; denn gleich den Bergbewohnern des Kaukasus, zünden sie im Herbste jenen Theil der Steppe an, der im Sommer weder abgehütet noch gemäht worden ist, und im folgenden Jahre finden sie hier herrliches Gras; zuweilen säen sie während des Winters ihr Getreide in diese ausgebrannten Strecken.

Die historischen Denkmäler in Frankreich.

(Schluß.)

Skulptur. — In Frankreich war man bis jetzt kaum noch von dem Vorurtheile zurückgekommen, daß von den Zeiten der Antonine bis auf Franz I in Europa von plastischen Werken nicht die Rede seyn könne. Zu dieser irrigen Ansicht, bei welcher man die große und herrliche Bildhauerschule des Mittelalters völlig übersah oder verkannte, wurde man zum Theil durch die Seltenheit der Skulpturen aus jener Zeit verleitet. Die Bildwerke sind noch mehr durch die Unbild der Zeit gefährdet, als die massiven Schöpfungen der Architektur. Nicht bloß durch den Protestantismus und die Revolution, die beide als Ikonoklasten hervortraten, wurde eine unendliche Zahl von Statuen vernichtet; diese sind größtentheils an den Außenseiten der Kirchen angebracht, insbesondere an Portalen, und deßhalb zumeist der Wetterseite, dem Regen und Winde, dem Steinfraß und den Flechten ausgesetzt; wodurch sie allmählich entstellt oder zerstört worden sind.

Das älteste und zugleich roheste Denkmal der Skulptur fand Herr Vitet in einem Taufstein des neunten Jahrhunderts, der sich in einer alten Kirche zu Saint-Venant, bei Bethune, befindet, und auf welchem die ganze Leidensgeschichte abgebildet ist. Einen andern Taufstein, aber aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts, fand er in der Kirche von Tracy. Zu Saint-Omer sieht man an den untern Wänden der Kathedrale Steinplatten, auf denen Chimären, Meerweiber, Fragmente des Thierkreises, Gott der Vater in der Erschaffung der Welt begriffen, Ritter, Pilgrime u. s. w. abgebildet sind. Ein anderes Basrelief von großer Schönheit ist noch zum Theil erhalten zu sehen an der Gefängnißpforte zu Coucy. Es stellt die Heldenthat eines aus dieser Familie, Enguerrand's I dar, der mit einem Löwen kämpft. Das Ungeheuer, gegen das der tapfere Ritter seine Kraft versucht, erinnert durch seine kühne Stellung an die Löwen, die man in Griechenland an dem Thore von Mycenä erblickt. Zu Laon, in der Martinskirche sieht man das Grabmal und die kolossale Bildsäule eben desselben Enguerrand in seiner Waffenrüstung hingestreckt. Eine seltsame Legende knüpft sich an dieses Denkmal. Die Mönche von dem Stifte des heil. Martin verweigerten der Leiche des Entseelten, der ihnen bei seinen Lebzeiten manche Unbill zugefügt haben mochte, die Aufnahme in den geweihten Boden ihrer Kirche. Die Nachkömmlinge des Löwenbändigers stritten sich darum ein ganzes Jahrhundert lang mit den hartnäckigen Mönchen und diese ganze Zeit über blieb das Grab vor der Pforte der Kirche. Endlich gezwungen nachzugeben und dem verhaßten Enguerrand, der ihnen auch im Tode noch keine Ruhe ließ, aufzunehmen, rissen die boshaften Mönche die Vorderseite ihrer Kirche nieder und bauten sie einige Klafter weiter vorwärts über den Grabstein hinaus. Diesen neugewonnenen Raum aber weiheten sie nicht ein, so daß ihr Feind dennoch in ungeweihter Erde liegen blieb.

Einige Figuren aus dem vierzehnten Jahrhundert schmücken das Portal dieser Kirche. Herr Vitet bemerkte in derselben Stadt noch eine herrliche kleine Statue der heil. Jungfrau aus dem dreizehnten Jahrhundert, die aber ganz verstümmelt ist und benutzt wurde, um daran eine Straßenlaterne zu befestigen. Zu Soissons fand er in dem Dreiecke, das sich über dem Portale von St. Jean des Vignes erhebt, eine Reihe kleiner Statuen, die höchst zierlich und anmuthvoll in Stein gehauen sind. In der Kirche St. Remis zu Rheims tragen sechs Säulen des Schiffes statt der Kapitäler kleine Figuren in sitzender Stellung.

Bei dem Besuche der Kathedrale von Rheims aber war Herr Vitet so glücklich, den wichtigsten plastischen Fund zu machen. Das Portal wurde gerade ausgebessert, wodurch es ihm möglich wurde, auf einem dazu errichteten Gerüste bis zur halben Höhe der Façade hinaufzusteigen. Hier fand er in Vertiefungen mit Spitzbögen eine Menge Basreliefs und Statuen, die dem Auge von unten hinauf kaum sichtbar und von ausgezeichneter Meisterhand geschaffen sind. Gewänder und Styl verrathen ihre Abkunft aus dem dreizehnten Jahrhundert, dem goldenen Zeitalter der nationalen Plastik. Herr Vitet, in dem löblichen Eifer, die großen plastischen Meister, deren Meißel die Kathedrale von Rheims mit so köstlichen Werken ausschmückte, und überhaupt die Künstler des dreizehnten Jahrhunderts wieder in ihr Recht einzusetzen, schlägt dem Ministerium vor, das gegenwärtig errichtete Gerüste zu benützen, die schönsten Statuen abgießen und die Abgüsse derselben in den Museen, in den Schulen der schönen Künste und in den Zeichnungsschulen der Departemente aufstellen zu lassen. Mit Recht hofft er, daß so durch das Studium der nationalen Plastik ein volksthümlicher Geist geweckt, und der ewigen Wiederholung der antiken Vorbilder durch eine todte mechanische Nachahmung gesteuert werden könne. Wenn es wahr ist, was Herr Vitet von den Verstümmelungen der Statuen am Portal der Kathedrale zu Rheims bei Gelegenheit der letzten Krönung im Jahre 1824 erzählt, so hätte sich Karl X außer dem Beinamen des kahlen und einfältigen auch noch den des Ikonoklasten verdient. „Die Architekten,“ sagt Herr Vitet, „die im Jahre 1824 beauftragt waren, in der Kathedrale von Rheims die nöthigen Vorbereitungen zur Krönung zu machen, ließen an beiden Thürmen Seile befestigen, und in daran angebrachten Schleifen fünf oder sechs Maurer herabsenken, um mit Hämmern alle Köpfe der Heiligen herabzuschlagen, die sie erreichen konnten. Man fürchtete, der Kanonendonner und das Freudengeschrei des Volkes möchte die Luft so erschüttern, daß einem oder dem andern Heiligen der Kopf wackelig werden und auf das gesalbte Haupt des Königs herabstürzen könnte, wenn er in die Kirche träte. Durch diese zarte Vorsicht für die Legitimität kamen einige hundert Heilige um ihre Köpfe, die unten auf dem Pflaster zerschmetterten.“

Eine andere Art von Denkmälern, aus denen man die Stufe der bildenden Kunst des Mittelalters kennen lernen kann, sind die Siegel an den Urkunden jener Zeit. Es läßt sich an ihnen ersehen, daß die größere oder geringere Vollkommenheit des Grabstichels gleichen Schritt mit den Werken der Skulptur und der Baukunst hält. Im zwölften Jahrhundert findet man durchgehends eine Steifheit der Zeichnung, die wie ein durch Herkommen oder Vorschriften der Schule angenommener Typus beibehalten ist; im dreizehnten Jahrhundert herrscht eine freie und reine Zeichnung, Zierlichkeit und richtiges Maaß in den Einzelnheiten vor, im vierzehnten Uebertreibung des Styls, Ueberladung und Ueppigkeit in den Nebensachen, im fünfzehnten übertriebene Verfeinerung, gesuchte und bizarre Ausführung. Auch dieser Zweig mittelalterlicher Kunst entging nicht Vitet's Aufmerksamkeit. Die Archive und Sammlungen, die er in den Städten Laon, Cambrai, Lille, Arras und Saint Omer untersuchte, gaben ihm

Belege für diese Ansicht von den Stufen der Kunst in den gedachten Zeitaltern.

Malerei. — Auch die Malerei des Mittelalters blieb nicht von dem Gesichtskreise des Herrn Vitet ausgeschlossen. Fast nur auf den gebrechlichsten Stoffen, auf Glas, Holz und Pergament, hat das Mittelalter seine schönsten Werke des Pinsels, die an sich schon hinfällig und vergänglich sind wie der Wechsel des Lichtes und der Farbe, den sie nachzuahmen streben, auf uns vererbt. In Frankreich ist diese Epoche der Kunst so gut als unbekannt. Die Vorläuferin der Malerei unserer Tage, die Bücher- und Glasmalerei konnten bis in die neueste Zeit als verlorne Künste betrachtet werden. Nur in den Psalterien und Meßbüchern, einige Heldenbücher abgerechnet, sind uns diese kostbaren Ueberreste einer glühenden Farbengebung, wie sie kaum der Palette eines unserer neuern Künstler entquillt, aufbewahrt worden. Indeß bestehen neben diesen sinn- und gemüthvollen Miniaturgemälden auch große und erhabene Schöpfungen des Pinsels in Wand- und Deckengemälden der Kirchen und Schlösser, an denen die damaligen Künstler Gold, Arabesken und Figuren in reichem Maaße verschwendeten. Vom siebenten bis zum neunten Jahrhunderte hatte diese Freude an prachtvollen Farben einige Fortschritte gemacht; seit den Kreuzzügen aber wurde der Geschmack daran vorherrschend. Die Farbenherrlichkeit des Orients lebte in den Schlössern und Kirchen des Abendlandes wieder auf. Das Licht des Tages selbst mußte in buntem Farbenspiele durch gemalte Glastafeln in die Gebäude strahlen. Herr Vitet hat in seinem Werke die Ueberreste dieser mittelalterlichen Malerei bis in ihre leisesten Spuren verfolgt. Hier das Verzeichniß der Gebäude, an denen er noch dergleichen fand: 1) das Portal der Kathedrale von Senlis; 2) das Portal der alten Kirche der Minderbrüder zu Compiegne; 3) mehrere Partien der Kathedrale zu Noyon; 4) die Ruinen der St. Peterskirche zu Soissons; 5) eine Pforte mit Bildwerken aus dem 14 Jahrhundert und vollkommen gemalt an dem Kloster von St. Jean-des-Vignes zu Soissons; 6) das Portal von St. Yvo zu Braisne; 7) mehrere kleine Statuen der Kirche des heil. Remigius zu Rheims; 8) die Ruinen von St. Bertin zu St. Omer; 9) das Portal der Martinskirche zu Laon. Aber die Ruinen des bewunderungswürdigen Schlosses von Coucy sind es, besonders das Innere seiner vier schönen Thürme und des kolossalen Schloßthurmes, der sich mitten unter ihnen erhebt; wo die kostbarsten Ueberreste jener Architektur-Malerei zu finden sind. Hier erblickt man Rosetten, goldene Felder, Blumengewinde und fantastisches Laubwerk — Alles in einem so ungeheuren Maaßstab, daß diese Ornamente selbst an den gigantischen Gewölben den größten Effekt hervorbringen. Diese prachtvollen Feste des Mittelalters überraschten Herrn Vitet dergestalt, daß er den Entschluß faßte, diesen Ueberresten eine Bemühung zu weihen, deren man bisher nur die antiken Kunstwerke würdig hielt: er will ihre Wiederherstellung versuchen.

In Valenciennes fand Herr Vitet auf den Kornböden des Stadthauses ein alterthümliches Denkmal anderer, aber nicht minder kostbarer Art; es ist eine der bewundrungswürdigen Tapeten, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte den Ruhm der flandrischen Fabriken ausmachten. Dieselbe stellt ein Turnier vor; die Kostume sind aus den Zeiten Maximilians; wahrscheinlich wurde sie gegen das Jahr 1500 gewirkt. Zu Rheims sah Herr Vitet noch eine große Anzahl anderer Tapeten aus derselben Zeit, sie gehören der Kathedrale und der Kirche des heil. Remigius. Außerdem fand er im Spitale dieser Kirche auch große gemalte Leinwandvorhänge, die wahrscheinlich den Tapetenverfertigern als Muster dienten. Diese Gemälde sind vom höchsten Werthe und ausgezeichnete Meisterwerke. Wahrscheinlich stammen sie aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Herr Vitet fand leider, daß sie an einem Orte aufgestellt sind, wo sie in wenigen Jahren von der Feuchtigkeit bis auf die letzte Spur zu Grunde gerichtet werden würden.

Außer den Denkmalen der Baukunst, der Skulptur und Malerei, die den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift ausmachen, besuchte Herr Vitet auf seiner Reise auch die Bibliotheken und Archive, von deren Schätzen er zahlreiche Nachrichten giebt. Mit vieler Umsicht und Sachkenntniß verbreitet er sich über die Art und Weise, wie dieselben zum allgemeinen Besten am zweckmäßigsten eingerichtet werden dürften. Ueberhaupt hat Hr. Vitet Frankreich mit einem Werke beschenkt, das eine wesentliche Lücke in der französischen Kunstgeschichte ausfüllt und dem Geschichtsforscher wie dem Freunde alterthümlicher Kunst einen reichen Schatz bisher unbekannter Mittheilungen eröffnet.

Vermischte Nachrichten.

Schon seit vielen Jahrhunderten stürzt sich der atlantische Ocean bei den West- und Nordwestwinden mit der größten Gewalt auf die Abendseite von Medoc, und hat im Laufe der Zeit ungeheure Waldungen, Städte, Häfen, Dörfer, angebautes Land verschlungen oder mit Sandbergen überdeckt. So sind Noviomagus, der Wald von Lesparre, die Insel Antros, das alte Soulac, die Ortschaft Lilhan und eine Unzahl anderer kleiner Niederlassungen verschwunden, und gegenwärtig bietet das Seegestad von Nieder-Medoc nichts als eine nackte öde Küste dar, die von Dünen durchschnitten ist, auf denen ein junger Anflug von Fichtengehölz zu wurzeln begonnen hat. Vormals erstreckte sich das alte Soulac weit über seine Kirche hinaus gegen Westen hin, gegenwärtig wird sie abwechselnd überschüttet und wieder aufgedeckt von den nach Osten fortrückenden Dünen; schon befindet sie sich ganz nahe am Meere und wird in Kurzem völlig von ihm verschlungen seyn. Gegenwärtig aber droht einem Theil der Erdzunge zwischen der Gironde und dem Meere durch den Andrang des letztern zwischen der Pointe de Graves und Soulac große Gefahr. Einer Ortschaft, les Huttes genannt, steht es bevor, in Kurzem von den Fluthen verschlungen zu werden; man fürchtet sogar, das Meer könnte den Damm der dreifachen Dünenlinie durchbrechen, die Ebene von Soulac überschwemmen und sich mit der Gironde vereinigen; so daß der Landstrich von Verdon und Pointe des Graves eine Insel bilden würden, die der nach Danville's Hypothese früher im Ozean gestandenen Insel Antros gleichen würde.

•

Die Nachricht von der Juliusrevolution gelangte nach Pondichery erst in der Nacht vom 2 auf den 3 Dezember. In dieser Nacht wüthete dort gerade ein Organ, wie man sich seit Menschengedenken keines erinnerte. Die Gassen der Stadt waren zu Strömen geworden, das Meer war aus seinen Ufern getreten und überfluthete die Promenaden des Quais. Am andern Morgen sperrten entwurzelte Bäume, welche die Stadt mit ihren Schatten umgeben hatten, die Straßen. Alle Kabanen der Indier waren eingerissen. Die Neuigkeit von der französischen Revolution wurde allgemein mit der größten Freude aufgenommen. Obgleich der Statthalter keine offizielle Nachricht erhalten hatte, so ließ er doch am 16 Dezember schon die dreifarbige Fahne aufpflanzen. Die Bürger machten Zusammenschüsse für die Verwundeten der Juliustage und die Wittwen und Waisen der Gefallenen. Zu ihrem Andenken wurde ein Leichengottesdienst gefeiert. — Auch zu Madras und Calcutta wurde diese Nachricht mit der höchsten Freude vernommen. Zu Calcutta fand ein Festmahl von mehr als fünfhundert der vornehmsten Einwohner statt. Eine für die Opfer der glorreichen drei Tage veranstaltete Sammlung trug 2610 Rupien ein.*) Die Namen Lafayette, Lafitte, Dupont de l'Eure, des Herzogs von Choiseul, Odillon Barrot tönen bis zum Ganges wieder; die zu Madras erscheinende englische Zeitung enthält täglich Artikel zum Lobe dieser edlen Bürger.

•

Die phrenologische Gesellschaft zu Paris hat den Kopf des Bischofs Grégoire in Gips abgießen lassen. Der Schädel des Verstorbenen zeigte die Organe der Güte, der Theosophie und der Festigkeit in einer merkwürdigen Ausbildung. Das Organ des Stolzes fehlte ganz. Die Standhaftigkeit, mit der Grégoire im Laufe von fünfzig Jahren die Sache der Neger und Juden und aller Unterdrückten verfocht; die unerschütterliche Anhänglichkeit desselben an seinen religiösen und politischen Glauben machen dieß Mal die Lehre Galls nicht zu Schanden.

•

Zu Paris sah man Valentin Benard, einen Patrioten des Julius, der in jenen Tagen drei Mal verwundet wurde, am 7 Junius auf dem Platz des Justizpalastes — am Pranger ausgestellt. Das Verbrechen des Unglücklichen bestand in Widersetzlichkeit gegen die Nationalgarde. Schade, daß die Exekution nicht zwei Monate später vorgenommen wurde, so wäre sie doch mit dem Jahrestage der glorreichen Revolution selbst zusammengetroffen.

---

*) Das Ausland wird in einer seiner nächsten Nummern Nachricht von der bei dieser Gelegenheit statt gefundenen Feste geben

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 178. 27 Junius 1831.

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie. *)

Nachstehende biographische Notizen, scheinen von Zeit zu Zeit, so wie die Begebenheiten sich ereigneten, von dem jedesmaligen Haupt der Familie, deren Geschichte sie enthalten, niedergeschrieben und von einem der jüngern Söhne, dessen Name La-uddin, sich am Ende des Manuskriptes findet, geordnet und geschlossen worden zu seyn. Das Datum ist nicht beigesetzt, allein da der Name des Engländers, auf dessen Wunsch die Reinschrift gefertigt wurde, bemerkt ist, und da man weiß daß dieser um das Jahr 1788 Statthalter in dem Distrikt war, wo der Schreiber dieser Nachrichten seinen Wohnsitz hatte, so ist jener Mangel hiedurch hinreichend ergänzt. Bedeutender hingegen ist der Umstand, daß sich im ganzen Manuskript keine Angabe der Jahre, in welchem die verschiedenen Ereignisse vorfielen, findet, obgleich die Zeiträume zwischen jedem derselben genau bemerkt sind; doch auch hier ist größtentheils durch die zufällige Erwähnung öffentlicher Begebenheiten **) geholfen, nach denen sich bestimmen läßt, daß die ereignißvollste Periode dieser Erzählung sich zwischen den Jahren 1756 bis 1766 zusammendrängt, wo Herr Carter, dessen Schutz die Familie suchte, bei der Regierung von Bengalen angestellt war.

Ohne allen Anspruch auf politische oder literarische Wichtigkeit, fehlt es diesen Denkwürdigkeiten doch keineswegs an Interesse, welches dadurch erhöht wird, daß die Feder eines Eingebornen es ist, die hier eine treue Schilderung malayischer Sitten und Gewohnheiten entwirft, wodurch die Darstellung lebenskräftiger und man kann sagen, dramatischer ward, als ein Fremder sie zu geben im Stande gewesen wäre.

Das Manuskript kam im Jahr 1791 nach England und erhielt von dem Uebersetzer, der damals mit Ausarbeitung eines malayischen Wörterbuchs beschäftigt war, die Gestalt, in der es unter dem angeführten Titel im vorigen Jahre zu London erschien. Persönliche und politische Rücksichten, unter welchen letztern die damaligen Mißhelligkeiten zwischen den englisch- und holländisch-ostindischen Compagnien die bedeutendsten waren, sind die Ursachen der so lange verzögerten Herausgabe dieser Denkwürdigkeiten, die wir jetzt unsern Lesern im Auszug mittheilen.

Ein Malaye, geboren zu Bayang *) im Königreich Menangkaben, bezeichnet durch den Namen Nakhoda Makuta, unternahm eine Handelsreise nach Java. Nachdem er sämtliche Häfen dieses Landes befahren hatte, besuchte er die Insel Karimata, zwischen Pasir und Banschar **) gelegen, wo er eine zahlreiche Niederlassung malayischer Familien fand, die hierher gezogen waren, theils weil sie den Platz ihren Handelsunternehmungen gelegen fanden, theils wegen eines Gerüchtes von Goldminen, welches damals bei den Eingebornen im Umlauf war. Da nun Makuta sich überzeugte, daß hier der Ort sey, wo man in Ruhe seinen Geschäften leben könne, so ließ er sich auf der Insel nieder und heirathete. Kaum drei Jahre nach seiner Ankunft erschien eine Flotte (von Praws, Kriegsfahrzeugen) aus dem Lande der Bugis (Celebes), von Pangllma Tnasah befehligt vor der Insel und eröffnete sogleich die Feindseligkeiten, da der bekannte Wohlstand der Bewohner, der plünderungssüchtigen Mannschaft reiche Beute versprach. Einen Monat lang wurden die Angriffe der Flotte abgeschlagen, da jedoch die Angreifenden immer neue Unterstützung erhielten, so mußten sie endlich siegen und den Einwohnern blieb nichts übrig als Flucht zur See oder nach dem Innern des Landes. Nakhoda Makuta schlug den ersten Weg ein; er bestieg ein Praw, segelte bei Nacht und entkam glücklich nach Tayan im Lande Banschar (Borneo).

Hier gebar ihm sein Weib, ungefähr ein Jahr nach seiner Ankunft, einen Sohn, den er Inchi Tayan nannte. Als der Knabe drei Jahre alt war, beschloß Makuta einen andern Aufenthaltsort zu wählen, um im Fall seines Todes das Kind nicht hülflos in einem Lande zu lassen, wo er weder Freunde noch Verwandte hatte. Er baute daher ein Schiff, befrachtete es und ging mit seiner Familie nach Lampong ***) unter Segel. Sie stiegen in Pis-

*) Memoirs of a malayan family, written by themselves and translated from the original by W. Marsden. London 1831.

**) Vorzüglich die Eroberung der englischen Niederlassungen in Sumatra durch ein französisches Geschwader unter dem Grafen d'Estaing, im April 1760, und deren Wiedereroberung im folgenden Jahr

*) Ein Ort, wenige Meilen südöstlich von Padang, an der westlichen Küste von Sumatra.

**) Hafen von Borneo; allein die hier beschriebene Lage paßt eher auf Puto Laut als auf Karimata, welches auf der westlichen oder entgegengesetzten Seite der großen Insel liegt.

***) Ein Distrikt, der die äußersten südlichen Punkte von Sumatra in sich begreift; allein gewöhnlich wird dieser Name einer Bai zwischen der Sunda und Samangka-Straße beigelegt.

bong *) ans Land, wo sie eine Anzahl Malayen unter der Herrschaft eines Pangeran (eingebornen Häuptlings eines Distrikts) fanden, der seine Bestallung als Pangeran Sucabawa vom Sultan von Bantam (Java) erhielt. Nachdem Makuta dem Pangeran seine Aufwartung gemacht und ihm seine Schicksale, an denen dieser vielen Antheil zu nehmen schien, erzählte hatte, sagte der Pangeran: „Nakhoda **) du wirst klug handeln, wenn du in meinem Land dich niederlässest und dein unstätes Leben aufgiebst, denn du bist nicht mehr jung, und deine Neigung zu Spekulation und Gewinn betreffend, so gibt der Handel zwischen diesem Platz und Bantam die Gelegenheit genug sie zu befriedigen.“ Makuta nahm den Vorschlag an, schiffte seine Waaren aus und baute nahe der Mündung des Flusses Piabong ein Haus, in welchem er sich förmlich als Kaufmann etablirte. Hier wußte er sich durch Leutseligkeit und Offenheit in Wort und That die Zuneigung der Eingebornen sowohl als der Malayen zu gewinnen, die sie ihm, während seines ganzen Aufenthaltes unter ihnen, auf mannichfache Art bewiesen.

Als sein Sohn das nöthige Alter erreicht hatte, unterrichtete er ihn in den Grundsätzen der Religion und im Schreiben, und ließ ihn dann sieben Jahre lang reisen. Der Vater, der nach Verlauf dieser Zeit, bei seinem vorgerückten Alter den Sohn nicht mehr auf so lange Zeit von sich lassen wollte, wünschte daß derselbe künftig nur kleine Handelsreisen von Piabong nach Bantam, wohin er Ladungen Pfeffer führen könnte, machen und seine übrige Zeit dem Anbau des Reis widmen möchte. Tayan fügte sich diesen Wünschen, und da ungefähr ein Jahr später ein Geschlechtsname ihm verliehen wurde, so unterschied man ihn von da an durch den Namen Nakhoda Muda.

Nach ein bis fünf Jahren ward sein Vater von einer gefährlichen Krankheit befallen; er ließ den Sohn an sein Lager treten, und richtete folgende Worte an ihn: Mein Kind, Frucht meines Herzens, Licht meiner Augen, bewahre als ein heiliges Vermächtniß die Lehre die ich dir jetzt gebe. Wenn der Allmächtige über mich gebietet, und Du durch meinen Tod Dein eigener Herr wirst so hüte Dich ja vor Allem Schulden zu machen. Reichen Deine Fonds für Deine Spekulationen nicht aus, so fälle Bauholz in den Wäldern, fange Fische in der See, verkaufe beides und gründe Dir so ein Kapital, nur mache nicht leichtsinnig Schulden, weder bei dem Sultan, noch bei der Kompagnie, noch bei irgend Jemand; beherzige diese Lehre, theurer Sohn. Bald nach diesen Worten starb Nakhoda Makuta und Nackhoda Muda hielt des Vaters Lehre heilig und handelte stets darnach.

Drei Jahre nach diesem Vorfall heirathete er, nach der Weise die man Semanda ***) nennt, ein Mädchen von Samangka, das einzige nachgelassene Kind des Nakhoda Paduka. Zwei Jahre nach dieser Heirath als er von einer Reise nach Samangka zurückkam, sagte er zu seinem Weib, wenn sie Sehnsucht nach ihrem Vaterlande habe, so sey er bereit sie dahin zurückzuführen; da diese nun versicherte daß ihr nichts angenehmer seyn könnte, als Samangka, wo sie noch einige von ihrer Familie ererbte Pflanzungen von Kokos und andern Fruchtbäumen besäße, wiederzusehen, so schiffte er sich sogleich mit ihr und seinem ganzen Mobiliare nach jenem Orte ein, wo er gleich nach seiner Ankunft ein Haus baute. Da der Anbau des Pfeffers in jener Gegend sehr ergiebig ist, so fand er in der Ueberfuhr dieses Artikels nach Bantam, wo er sich ebenfalls verheirathete, hinlängliche Beschäftigung. Seine Familie in Samangka bestand damals aus neun Kindern, drei Töchtern und sechs Söhnen. Die beiden ältesten waren Töchter Namens Juchi Pisang und Juchi Tenun, dann ein Knabe, Wasub; der darauf folgende war zu Bantam geboren und wurde Wasal genannt; hierauf wieder zu Samangka zwei Knaben, Bantan und La-uddin, dann kam die dritte Tochter Brisih genannt und hierauf zwei Söhne Muhammed und Raff-uddin, also im Ganzen, den zu Bantam gebornen Wasal mitgerechnet zehn Kinder. Außer diesem hatte er noch drei mit Beischläferinnen erzeugte, einen Knaben Robu und zwei Mädchen Si-Rhami und Si-Khamis. Von dem Zeitpunkt seiner Uebersiedlung nach Samangka an, nahm die Zahl der malayischen Ansiedler daselbst fortwährend zu.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein unbedeutender Ort an der Lampong-Bai.

**) Ein Persisches, von den Malayen angenommenes Wort, welches einen Mann bezeichnet, der Seefahrer und Eigenthümer eines Schiffs zugleich ist; ein Stand der bei diesem handeltreibenden Volk in höchster Achtung steht.

***) Nach dieser den Malayen eigenthümlichen Weise ihre Heirathen zu schließen, sind die Rechte beider Parteien gegenseitig, wodurch sie sich vor den Urbewohnern des Landes auszeichnen.

Der serbische Dichter Symeon Milutinovics.

(Schluß.)

Im Frühling 1817 insinuirten sich zwei Fremdlinge aus der Walachei in seine Bekanntschaft und warben ihn für eine Verschwörung; er wich aber aus, weil er sah, daß man „mit fremder Stirn die Wand durchbrechen, und nicht sich, sondern den Freund dem Krokodil in den Rachen werfen wollte,“ *) zeigte es durch den Senatssekretär Miolowics dem Fürsten Milosch an, empfing seinen Dank dafür, und ward gewarnt, sich von da zu entfernen. Symeon säumte; im September desselben Jahres erschien ein Bojar des walachischen Beg unerwartet in Widin, kerkerte den Syma ein, und bat den Wessir, ihm denselben auf Verlangen nachzuschicken. Die zwei Werber wurden auch aufgestochen und eingekerkert. Gequält vom Wessir, gesteht er ihm endlich den Vorfall mit den zwei Werbern und Milosch. Der Wessier war mit dem Betragen des Milosch und Syma zufrieden; verlangte aber Milosch's Brief. Syma versetzte, er hätte ihn in den Abtritt geworfen. Da ergrimmte der Wessir, ließ den Syma bei der Gurgel packen, in einen tiefen Kerker werfen, und ihm mit Martern drohen, wenn er den Brief nicht herausgäbe. Man band seinen Fuß mit Stricken

*) Milutinovics Luchsaugen durchblickten also den Plan, den uns Blaquier und andere Berichterstatter enthüllt haben, daß die Griechen vor dem Beginn der Revolution die Serbier vorschieben und sich zur fertigen Tafel setzen wollten, indeß sie ihnen 1804 — 1815 unter ganz andern Umständen ruhig zugeschaut hatten. Crny Djordje unterlag den pelasgischen Künsten, und fand darin sein Verderben. (Anm. des Epitomators.)

an einen Balken, und bedeutete ihm, er würde kopfabwärts aufgehenkt, gepeitscht und mit untergelegtem Feuer gebraten werden. So stand er auf einem Fuß 4 Stunden lang und beharrte bei seiner Aussage. Endlich ließ der Wessir den Brief im Koth aufsuchen, der zusammengelegt, wie er hineingeworfen war, herausgezogen und getrocknet wurde. Nun war der Wessier besänftigt; im vollen Divan, wo der Brief vorgelesen worden, sprach der siebzigjährige Attileide mit liebreicher Gebährde zum Schulmeister: „Syma, du bist mein Musaschir (Gast!) Vergiß, was du gelitten für die Wahrheit. Siehe, ich bin Wessir seit dreißig Jahren, und ich habe keinen rechtschaffenern, redlichern und rechtlichern Menschen gesehen als du bist.“ Er beschenkte ihn mit einigen Dukaten, ließ ihn sorgfältig pflegen, und schickte ihn bald darauf auf Verlangen des Begs nach der Walachei. Hier wurde er eine Woche lang in Eisen gehalten, dann verhört und als unschuldig mit einem Geschenk von 15 holländischen Dukaten nach Widin zurückgeschickt. Der Wessir ermunterte ihn, Türkisch zu lernen, um ihn beständig an seiner Seite haben zu können; Syma willfahrte seinem Verlangen, aber bald rief den Wessir sein Stern nach Kleinasien ab. Syma kehrt im folgenden Jahre (1818) nach Serbien zurück, wird in Belgrad bei Milosch's Bruder, Ephrem, angestellt, begiebt sich nach anderthalb Jahren (1819) zu Wasser auf eigenem Kahne nach Galaz und Bessarabien, und findet dort seine Eltern wieder, von denen er bereits, als todt in Widin, beweint worden war. An der Rückkehr nach Serbien durch die walachisch-griechischen Unruhen verhindert, verweilte er hier einige Jahre im Genusse eines Gehaltes von der Gnade des russischen Kaisers, verfaßte seine Serbianka und andere Gedichte, und ging (1825) nach Leipzig, um sie dort, aus Censurrücksichten, zu drucken. Seine Werke erschienen unter dem Titel: Serbianka Simeonom Milutinowitjem Sarajliom socinjena, u Lipsku u knigopec. Breitkopfa i Hertela 1826. 4 B. 12. 150, 191, 176, 189 S.; ferner: Nekolike pjesnice, stare, nowe, prewedene, socinjene S. M. S., u Lipsku etc. 1826. 12. 96 S. Außerdem verfertigte er eine große Anzahl Gedichte, worunter auch Dramen, im MS. *) Die Serbianka ist eine Sammlung lyrisch-epischer, historisch-treuer Gesänge über die letzte Kriegsepoche des serbischen Volkes unter Crny Djordje und Milosch Obrenowitsch (1804 bis 1815); die Pjesnice enthalten lyrische Gedichte vermischten Inhalts; beide im nationalen Naturton, doch mit kühner Originalität in Gedanken, Sprache und Styl. Dasselbe gilt von dem später erschienenen Gedicht: Zorica, u Budimu 1827. 32. S. 8. In Leipzig besuchte der Dichter auch die Vorlesungen Krug's und anderer berühmten Männer, und leistete dem Legationsrath Herrn Wilh. Gerhard bei der Bearbeitung seiner: Wila, serbische Volkslieder und Heldenmährchen, Lpz. b. Barth 1828. 2 Bd. 8, thätige Hülfe. Im Frühling des Jahres 1827 kehrte derselbe von Leipzig über Prag, Wien, nach Zemlin zurück, in der Absicht, nach Serbien zu gehen; aber daran verhindert, begab er sich nach Montenegro, wo er von dem hochberühmten Metropoliten Petrowitsch gastfreundlich aufgenommen ward. Die Frucht seines hiesigen Aufenthalts ist eine neue sehr reichhaltige Sammlung serbischer Volksgesänge, die er zum Drucke vorbereitet, und dem Vernehmen nach Herrn Milowuk, Kaufmann in Pesth, bereits wirklich zugesendet hat.

*) Niedergelegt bei dem nun verstorbenen Professor Magaraschewitsch in Neusatz.

Paganini's erstes Konzert in London. *)

Die außergewöhnlichen Forderungen, welche Paganini für die Eintrittspreise in der italienischen Oper in London gemacht, hatten ihn bekanntermaßen in eine falsche Stellung gegen das dortige Publikum gebracht. Wäre er auf diesem Versuche, die englische Großmuth zu mißbrauchen, bestanden, so würde ihn selbst sein Talent nicht vor den Ausbrüchen allgemeiner Mißbilligung geschützt haben; allein das Publikum war durch seine Nachgiebigkeit bereits halbentwaffnet, und sein Spiel ließ für kein Gefühl mehr Raum als Bewunderung und Entzücken. Nichts kann vollständiger seyn, als sein Triumph. Das Haus war zum Ersticken voll, und wohin das Auge sich wendete, erblickte es ausgezeichnete und in der Musikwelt berühmte Personen. Das Orchester war vortrefflich besetzt, und Madame Lalande, Lablache und andere ausgezeichnete Künstler unterstützten das Konzert. Nach der Ouverture und einer Arie Lablache's kam die Reihe an den Helden des Tages. Alle Augen waren begierig nach dem Eingang gerichtet. Nach einer kleinen Pause trat die wunderlich anzuschauende Person herein, deren Aeußeres der Welt durch Beschreibungen oder Kupferstiche hinlänglich bekannt ist. Er stolperte zu einer der Flügelthüren herein, machte eine Reihe von Verbeugungen, die zwar etwas unbehülflich, aber nicht ohne Würde waren, und gab dem Kapellmeister das Zeichen zum Anfang, während er einige Noten spielte, um das Tempo zu bezeichnen. Schon diese wenigen Töne klangen so herrlich, daß sie Aufmerksamkeit erregten, und als das Solo begann, trat eine Todtenstille im Saale ein. Die erste Abtheilung des Konzertes, ein Allegro maestoso, war in schönem, großem italienischen Style, und das erste Solo zeichnete sich durch die Grazie und Eleganz aus, mit der es gespielt wurde. Paganini schien zeigen zu wollen, wie anmuthig sein Spiel seyn kann, wenn er keinen Gebrauch von den ungeheuern technischen Mitteln machen will, die ihm zu Gebote stehen. In den folgenden Solopassagen entfaltete er stufenweise die Wunder seiner Kunst. Er war so überraschend, daß, wenn das Auditorium in eine Extase von Bewunderung versetzt wurde, man einen Augenblick später bemerkte, daß die so eben als etwas in Ausführung und wunderbarer Wirkung unbegreifliches applaudirte Stelle, weit hinter dem folgenden Wunder zurückblieb. Allein dieser Anfang hatte seine Erstaunen erregende Kraft bei Weitem nicht erschöpft. Obschon seine Doppelgriffpassagen, die gleich den Tönen einer Aeolsharfe ätherischen Harmonien ähnlich dahinschwanden, seine Staccatoläufe, bei denen er den Bogen nicht aus seiner Richtung brachte, und doch eine Schnelligkeit entwickelte, gegen die Kalkbrenners Finger auf dem Piano träge sind, und endlich seine gehaltenen und geschwellten Noten, bei denen sein Bogen kein Ende zu haben schien; obschon all dieses Glänzende glauben machte, daß man nun Alles gehört, was in den Gränzen der Möglichkeit liegt, so fand man doch in den spätern Leistungen, daß man erst auf der Schwelle seiner Wunder angelangt war. Das ganze erste Konzertstück sollte offenbar nur den Beweis liefern, was er mit gewöhnlichen Mitteln und durch Geschmack und Ausdruck auszuführen vermag. Weniger befriedigte das folgende Adagio appassionato, wovon man sich eine zu hohe Vorstellung gebildet hatte. Es wurde zwar sehr schön, und mit ausnehmend vollem Ton und viel Gefühl vorgetragen, doch erinnerte man sich, Adagios gehört zu haben, die in der Ausführung sich mit diesem vergleichen ließen, ihm aber in Hinsicht auf Komposition unbestritten überlegen waren. Seine folgende Leistung, eine kriegerische Sonate auf der vierten Saite gespielt, war nicht nur die wundervollste, sondern auch die schönste von allen. Sie begann mit einer Art leidenschaftlicher Recitative, in einer Weise gespielt, oder vielmehr gesungen, die des größten Sängers auf einer italienischen Bühne würdig wäre; edel und heroisch, gleich dem deklamatorischen Gesange in Tancredi. Hierauf folgte ein brillantes Allegro, worin er Passagen auf Einer Saite gab, die kein anderer Violinspieler auf vieren zu machen vermöchte, worin er demungeachtet ganz den Charakter der Vokalmusik vorherrschend erhielt.

*) Aus englischen Blättern als Beitrag zur Beurtheilung dieses Künstlers in England.

und die Wirkung einer dramatischen Scene hervorzauberte. Sein letztes Stück, Variationen über die Arie: „mich fliehen alle Freuden," war ohne Orchesterbegleitung, und kann eine Aufhäufung aller Wunder seiner Kunst genannt werden. In mehreren Variationen verwebte er die Melodie, die er sich durch ein reiches Tremolando und durch ein Pizzicato begleitete, das einer Guitarre gleichlautete. Indessen war dieses, wenn es gleich das meiste Erstaunen erregte, der mindest schätzenswerthe Theil seiner Leistungen, deren Hauptverdienst in besiegten Schwierigkeiten besteht. Alles Vorgetragene war von der Komposition des Konzertgebers. Sie ist nicht mit den Werken Mozarts oder Beethovens zu vergleichen, besitzt aber Ausdruck und Effektkenntniß und verräth, wenn auch nicht tiefes Studium, doch großes Genie. Der Enthusiasmus des Publikums war gränzenlos. Der Schluß jedes Solo's wurde mit stürmischem Applaus belohnt, dem zuweilen jenes konvulsivische Lachen voranging, das der Eindruck entzückender Wundererscheinungen zu erzeugen pflegt. Paganini wurde am Ende des Konzertes hervorgerufen; er machte seine dankbaren Verbeugungen unter betäubendem Beifallsgeschrei, und unter dem Schwenken der Hüte und Taschentücher der begeisterten Versammlung.

G u i a n a.

Ueber Guiana liest man in dem Journal du Commerce folgende Nachrichten aus den Mittheilungen eines Staatsdieners in jener Kolonie: „Die Bevölkerung Guiana's wechselt sehr, vorzüglich in Betracht der weißen Einwohner. Gegenwärtig beläuft sich dieselbe auf 1280 Weiße, 2200 farbige Freie, 16.000 schwarze Sklaven. — Nach offizieller Zählung betrug sie im Jahre 1827 1102 Weiße, 117 freie Ureinwohner, 1331 freie Schwarze und Farbige, 18,234 Sklaven. — Die Weißen und die farbigen Freien haben seit fünf oder sechs Jahren eine Zunahme erfahren; dagegen sind die schwarzen Sklaven fortwährend in Verminderung begriffen; ihr Nachwuchs hält nicht ihrer Sterblichkeit das Gleichgewicht; das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen ist mehr als eins zu drei. Indeß kann die Kultur dieser Kolonie nur von Menschen betrieben werden, die die sengenden Sonnenstrahlen des Aequators auszuhalten gewohnt sind. Die Europäer sind des Todes sicher, wenn sie nur einige Stunden diese Hitze sich aussetzen. In dieser Beziehung ist das Klima von Guiana bei Weitem lebensgefährlicher als das der Antillen. Mehrere Niederlassungen von Weißen wurden versucht, die aber alle aufgerieben wurden. Die reißend schnelle Abnahme der schwarzen Sklavenbevölkerung läßt sonach keinen Zweifel übrig, daß dieses Land dem Mutterstaate in kurzer Zeit nichts mehr nutzen wird, da aus Mangel an Händen zum Anbaue es nicht ein Mal nur den Vortheil gewähren wird, weßwegen seefahrende Nationen gewisse Punkte an den Küsten kolonisiren, um nämlich in Kriegszeiten einen schützenden Ankerplatz zu haben. Cayenne ist der einzige günstig gelegene Punkt von Guiana; aber dieser Hafen, der nur Schiffen unter 150 Tonnen zugänglich ist, würde einen ungeheuern Aufwand erfordern, wenn man das Land mit einem Quai und Dammbauten, gegen die Einbrüche der Fluth schützen wollte, die es allmählich überschlammt. Ueberdieß ist die Lage von Cayenne von der Seeseite her nicht zu vertheidigen, weil eine 150 Meilen lange Küste dem Feinde tausend Landungsplätze bietet. Es ist betrübend, eine Kolonie wie diese zukünftig mit unausbleiblicher Vernichtung bedroht zu sehen. Ein fruchtbarer, mannichfaltiger, unermeßlicher, jeder Agrikultur fähiger Landstrich, reich an Gewürzen und Kaffee, der noch zu wenig bekannt ist und dem von Bourbon nicht nachsteht; vortrefflich geeignet zu Zuckerplantagen — und solch ein gesegnetes Land vermag kaum seine Bewohner zu ernähren, und kann nur durch Hülfe von Außen produziren, die ihm noch dazu in Kurzem mangeln wird. — Dieser bevorstehende Verfall der Kolonie ist, nach der Ansicht des Berichterstatters, nur in dem Widerspruche der Gesetze bedingt, die auf der einen Seite den Sklavenhandel verboten haben, ohne auf der andern auch den in der Kolonie befindlichen Sklaven die Freiheit zu geben. Hierdurch wurden zwar die Sklaven für den Anbau des Landes erhalten; allein sie werden nicht wieder ergänzt. Wenn man die Lebensdauer eines Sklaven auf zehn Jahre annehmen kann, so ist es wahrscheinlich, daß, ohne Aushülfe des Schmuggelhandels, zehn Jahre nach dem Verbote des Sklavenhandels die Kolonie von den zu ihrem Anbaue unentbehrlich nothwendigen Händen entblößt seyn werde. Was würde Schlimmeres geschehen seyn, wenn die Legislatur, mit sich selbst weniger im Widerspruche, das Prinzip der Freiheit vollständig ausgesprochen hätte? Die Eigenthümer würden zwar ihre Sklaven verloren haben, über die sie ohnehin nur allzu lang eine abscheuliche und ungesetzliche Macht sich angemaßt, aber das Land würde an Bürgern gewonnen haben. Nicht das Klima ist es eigentlich, das die akklimatisirten Menschen aufreibt; die Neger leben unter dem Aequator unter keinem unerträglichern Himmel, als in ihrer Heimath; wenn sie sich daher nicht in dem Verhältnisse mit andern Völkern fortpflanzen, so ist Dieß nicht allein körperlichen Leiden zuzuschreiben. Der Sklave hat keine Familie; seine Kinder gehören nicht ihm; nicht die Früchte seiner Arbeit, nicht einmal seinen Sparpfennig, kann er vererben; seine Ehe ist keine geheiligte und feste Verbindung. Sein Herr trennt nach Willkür die Bande des Familienlebens; entreißt die Frau dem Manne, die Kinder dem Vater, und wenn er nicht das Recht hat, die Mütter von ihren Säuglingen zu trennen, so läßt er sie ihr doch nur, um sie aufzuziehen, und nimmt sie, sobald sie brauchbar sind. Kann man sich also noch wundern, wenn diese Unglücklichen weniger dem Gebote der Natur gehorchen, und die Bevölkerung abnimmt? Man gebe dem Neger bürgerliche Rechte; man lasse ihm ein Weib, und Kinder, die ihm in seinem Alter Trost und Stütze zu werden versprechen; kurz, man lasse ihm eine Familie, und seine Familie wird sich auch vermehren; seine Kinder werden unter seiner Obhut den mancherlei Ursachen des Todes entgehen, denen sie bei ihrer Trennung unterliegen. Diese Maßregel würde zwar damals, wo das Gesetz sich gegen das Prinzip der Sklaverei aussprach, nützlicher gewesen seyn als gegenwärtig, wo das Land zum Theil schon entvölkert oder von einer gealterten und marklosen Generation bewohnt ist. Aber auch jetzt noch bleibt sie das einzige Mittel, die Kolonie von ihrem Untergange zu retten.

Vermischte Nachrichten.

Unter den Gelehrten, die sich unlängst um die Stelle eines Mitgliedes des Dreieinigkeitskollegiums an der Universität zu Oxford bewarben, erhielt Herr Hamilton — ein Blindgeborner — den Vorzug. Dieser junge Mann, bewandert in den klassischen Sprachen wie in allen Zweigen der Literatur, setzte die Prüfungskommission durch den Reichthum seiner Kenntnisse in das höchste Erstaunen. Die ausgebreitete Gelehrsamkeit eines von Geburt aus blinden Menschen übertraf alle Erwartung. Herr Hamilton ist mit einem so ungeheuern Gedächtnisse ausgestattet, daß er nur ein Mal ein Buch vorlesen zu hören braucht, um Wort für Wort seinen Inhalt zu wiederholen.

*

Der Nestor der französischen Literatur Felix Nogaret (geb. zu Versailles 1740) hat am 2 Juni zu Paris seine lange Laufbahn geschlossen. Die Klassiker haben an ihm ihren Patriarchen verloren. Nogaret ist auch unter dem Namen „der französische Aristhenes bekannt, und hat unter demselben mehrere Schriften herausgegeben. Man kann von ihm sagen, daß er auf der Bresche gefallen ist; denn seine letzte Flugschrift: „Aristhenes an Herrn Notret," die vor einigen Wochen erschien und das Datum „im Januar 1831" trägt, war eine Kriegserklärung gegen die Romantiker.

*

In dem Konkurse, der in diesem Monate für die Errichtung einer Statue Napoleons auf der Vendomesäule eröffnet wurde, sind sechs und dreißig Bewerber aufgetreten, die zu Paris ihre Modelle ausgestellt haben. Es scheint, daß die meisten der Künstler außer Augen verloren, was sie eigentlich darstellen sollten. Es galt Napoleon Bonaparte von 1805 — nicht Napoleon den Cäsar, eben so wenig einen griechischen oder römischen Feldherrn, sondern den Soldaten von Austerlitz, den Kaiser von Presburg. Sechs Künstler stellten Napoleon von Allegorien umgeben, in antiker Tracht, mit Viktorien auf der Hand u. s. w. vor. — Die meisten Stimmen theilen sich unter zwei Künstler Emil Seurre, der den Kaiser den Kopf etwas auf die Brust gesenkt, die linke Hand in die Weste eingeschoben, die rechte ungezwungen herabhängend mit dem Fernglase im Ueberrocke darstellte; — und Champagne, der Kaiser desselben steht mit entblößtem Haupte, eine Hand auf den Degenknopf gestützt, die andere auf den Hals eines Adlers, der, eine Weltkugel unter den Klauen, zu ihm emporblickt. Seltsam genug ist es, daß man unter den Bewerbern keinen Namen der ältern und schon bekannten Künstler liest.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 179. 28 Junius 1831.

Ausflüge am schwarzen Meer.

3. Jekaterinodar und die tschernomorzischen Kosaken.

Jekaterinodar, die Hauptstadt der tschernomorzischen Kosaken, der Siz ihres Attamans und der Verwaltung (Woiskowaia kanzellaria) ist eine regelmäßig gebaute Stadt mit geraden und breiten Straßen und zwei großen Plätzen. Von beträchtlichem Umfang, ohne jedoch völlig ausgebaut oder sehr bevölkert zu seyn, zählt sie 2500 Einwohner. Die große Ausdehnung einer Stadt von so geringer Bevölkerung rührt von den Gärten und weiten Hofräumen her, die fast alle Häuser umschließen, so wie von einer Menge leer gelassenen Grundes. Die vielen elenden Hütten, die sie in ihrem Umkreis einschließt, geben ihr überdieß mehr das Ansehn eines Dorfes. Das einzige Gebäude von Bedeutung ist die Kirche, die ziemlich reich ausgestattet ist; sie steht in der auf dem steilen Ufer des Kuban erbauten Citadelle, die von mehrern Geschützen vertheidigt wird. Längs des Flusses sind von hier aus Sicherheitswachen aufgestellt und in der Nähe befindet sich der Landungsplaz für die Transportschiffe, die von Zeit zu Zeit mit Kriegsbedarf von Phanagoria hier anlegen. Pallas hat einer Flotte der Tschernomorzen erwähnt, von der aber nirgends eine Spur zu sehen ist.

Im Sommer bietet Jekaterinodar mit seinen vielen Gärten und Baumgruppen keinen unangenehmen Anblick dar; auch giebt ihr der hier von einigen armenischen und russischen Kaufleuten getriebene Handel ein gewisses Leben; aber wie ganz anders wird man von ihr urtheilen, wenn man gegen Ende des Herbstes oder im Winter sie gesehen hat. Dann sind die Straßen mit einem grauen flüssigen Kothe bedeckt, in den die Pferde bis an den Bauch einsinken; nur die armen Leute sieht man in dieser Jahreszeit zu Fuße; ihre Wasserstiefeln reichen ihnen bis über die Hälfte der Schenkel hinauf, wo sie sorgfältig festgebunden werden, damit sie ihnen nicht in dem zähen Kothsumpfe stecken bleiben. Nur Schritt für Schritt können sie darin vom Flecke kommen, wobei sie mit einer langen Stange vor sich her den Grund untersuchen müssen, um nicht, wie es zuweilen den Reitern begegnet, von einem Abgrund verschlungen zu werden. Wer Jekaterinodar um diese Zeit besucht, müßte auf den Gedanken kommen, daß die Tschernomorzen (czerne schwarz und Morze Meer) ihren Namen von diesem schwarzen Kothmeer angenommen haben, in welchem sie mit der größten Kaltblütigkeit wie in ihrem Elemente sich fortwühlen, wenn er nicht auch in den übrigen Städten der Steppe, zu Odessa, Rostow Tscherkask am Don, zu Georgiewsk und anderwärts aus Erfahrung schon wüßte, daß an allen höhern Orten, wo das Wasser keinen Ablauf hat, die Erde dergestalt in einen Brei aufgelöst wird, daß Fußgänger und Wagen auf gleiche Weise Gefahr laufen, darin unterzusinken.

Obgleich das Gebiet von Jekaterinodar nur aus einer Steppe besteht, so ist es doch an seiner nördlichen Grenzmark, die der Lauf des Jeia bezeichnet, besser angebaut, als die Bezirke des Landes der Tschernomorzen, deren früher Erwähnung geschah. Die Ursache hievon sind wahrscheinlich die vielen Flüsse, die diese Gegend von Ost nach West durchschneiden, wie der Jeia, der Kunur, der Kirpil, Beison und Tschalbas; denn der Wassermangel in den Steppen zwingt die Menschen sich an den Ufern der Seen und Flüsse niederzulassen, wo sie auch Röhricht finden, das bei ihnen die Stelle des Holzes vertreten muß.

Diese Flüsse haben einen eigenthümlichen Charakter; jeder derselben besteht eigentlich aus einer Kette von kleinen Seen, die unter einander durch natürliche Kanäle verbunden sind, deren Fall oft so stark ist, daß davon Mühlen getrieben werden; die Thäler, in denen sie dahinströmen sind breit, flach und übervoll von Röhricht. Man erblickt hier große Dörfer, namentlich zwei derselben am Ufer des Beison, auch ein ansehnliches Kloster findet man daselbst. Der Kirpil bespült die Stanitza von Medwedowka, und der Jeia die von Tscherbinowka, welche die beiden Hauptorte der zwei Kreise sind, in die sich das Land der Tschernomorzen theilt. Die Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit Viehzucht, doch sieht man zuweilen wohl angebaute Felder und einige Kosaken haben ein wohlhäbiges Ansehn. Die Straße von Jekaterinodar nach Azow ist sehr schlecht da wo sie Flüsse durchschneidet, weil die Dämme in den Sumpfthälern so schmal sind, daß kaum drei Pferde nebeneinander darauf Plaz haben; und doch braucht man vier, um einen nur einigermaßen bepackten Wagen fortzuschaffen, in der nassen Jahreszeit kann man sich ohnehin nur der Ochsen bedienen.

Die Tschernomorzen verdanken ihren Ursprung der Veränderung des politischen Zustandes der zaporogischen Kosaken. Bekanntlich waren diese eine Kolonie der Kosaken von Kleinrußland, die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, um das Gebiet der ukrainischen Kosaken besser gegen die Einfälle der Tataren zu decken, übereinkamen, daß

ein Theil der unverheiratheten Männer an der mittäglichen Gränzmark nahe bei der Mündung des Dnepers, fortwährend sein Lager aufschlagen sollte. Die polnische Regierung begünstigte die Vermehrung dieser Grenzwächter und König Sigismund verlieh ihnen im Jahre 1540 oberhalb der Katarakte dieses Flusses für ihre Kriegsdienste eigenthümliches Land. Ihre Anzahl vermehrte sich durch Flüchtlinge von allen Nationen und namentlich von Russen, die den Quälereien der Polen, der damaligen Herren von Kleinrußland, zu entfliehen suchten. Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bildete sich auf dem Gebiete, das ihnen abgetreten worden war, ein Militärstaat, der sich völlig von den Kosaken Kleinrußlands trennte, deren Attaman sie unterworfen waren. Seit 1661, wo jene sich der Herrschaft des russischen Czars unterwarfen, gehorchten die Zaporogen bald den Tataren, bald Polen, bald den Türken, bald den Russen. Da sie an dem Aufstande Mazeppa's Theil genommen hatten; so zerstörte Peter der Große ihren Setscha oder Hauptort, der an den Katarakten des Dnepr lag. Später vereinigten sie sich wieder unter der Schutzherrschaft des Chans der Krimm, und im Jahre 1737 wurden sie als Vasallen des russischen Reiches anerkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Jenseits der Hügel welche sich tiefer im Lande erheben, lebte ein Volk unter dem Namen Abung bekannt, welches zehn Dörfer inne hatte, und bei welchem die eigene Gewohnheit herrschte, daß alle junge Männer, welche sich verheirathen wollten, sich einer Prüfung eines Jahres unterwerfen mußten, ehe ihre Werbungen Gehör fanden. Dieser Sitte zufolge bildeten sie Abtheilungen von je ungefähr zehn Mann, deren jeder mit einem Speer, einem Schwert und einem Kris bewaffnet war, und so gingen sie auf Unternehmungen aus. Ihre Provisionen bestanden aus drei Gallonen Reis und Zucker, aus dem sie durch Vermischung mit faulem Holz eine Komposition bereiteten, von der sie sich nährten, wenn der Reis zu Ende ging. Der Zweck ihrer Züge war, allen denen die ihnen auf ihrem Weg begegneten, die Köpfe abzuschlagen, und sie streiften oft bis an die Meeresküste in die Nähe von Samangka. Kaum ein Monat verging, daß nicht mehrere der Einwohner ihr Leben verloren, deren enthauptete Körper man in den Wäldern fand, und kam die Zeit die Reispflanzungen zu besuchen oder Bauholz zu fällen, so wagte man sich aus Furcht vor diesen Abungmännern *) nie anders als in Begleitung von vier bis fünf tiefer ins Land.

War die Streifpartei hinlänglich mit Köpfen versehen, so kehrten sie in die Heimat zurück, wo ihre Landsleute, ihre Ankunft erwartend, Kokosschalen mit Milch gefüllt an die Fußsteige stellten die nach den Dörfern führten. Die jungen Männer, welche Trophäen aufzuweisen hatten, wurden auf dem Zug nach ihren Hütten von Schaaren junger Mädchen begleitet, die ihrer am Wege harrten, und unter den mannichfaltigsten Beweisen ihrer Freude den Wunsch äußerten, sich mit den glücklichen Abenteurern zu verbinden. Diejenigen hingegen welche mit leeren Händen zurückkehrten, schämten sich, wenn sie die am Wege aufgestellten Kokosschalen mit Milch erblickten, in die Dörfer zu gehen, denn jene Ceremonie hatte für sie die Deutung, daß man sie wie Hunde betrachten *) und füttern müsse, und häufig betraten sie nie mehr den heimatlichen Boden. Die Verwendung der eroberten Schädel war folgende: der junge Mann, der sich verheirathen wollte, legte etwas Gold oder Silber in einen derselben um ihn den Eltern seiner Erwählten zu überreichen; während der Vermählungsceremonie wurde er dann mit dem Saft des Palmbaumes gefüllt, von dem Braut und Bräutigam abwechselnd tranken. Nur auf diese Weise konnte dem Ritus Genüge geschehen, denn eine Vermählung, bei welcher dieser Gebrauch unterblieben wäre, würde einem Konkubinat und eine solche Frau nie einer gesetzlich Getrauten gleichgeachtet worden seyn. **)

Die fortdauernde Gefahr, welcher auf solche Weise die Bewohner von Samangka ausgesetzt waren, bewog Rathoda Muda sich mit Kria Minjam, dem Agenten des Sultans von Bantam, über die Nothwendigkeit eines Angriffs auf die Dörfer der Abung zu berathen, welcher einverstanden mit diesem Unternehmen, vorschlug ihre beiderseitigen Angehörigen zu versammeln, und die Chefs der Landes von diesem Vorhaben zu unterrichten. Diese Chefs waren vier Pangerans, Wei Ratna von Benlawang, dessen Jurisdiktion zwanzig Kampongs (Dörfer mit Pallisaden umgeben) begriff; Laut Darasanta von Bidu Lungu welcher achtzehn, Jaya Kasuma von Padang Rata welcher zehn und Wei Lamangkal welcher dreizehn stark bevölkerte Dörfer unter sich hatte. Als diese Häuptlinge nach ungefähr fünf Tagen sich in Samangka versammelt hatten um die vorgeschlagene Unternehmung zu berathen, redete Kria Minjan sie folgender Maßen an: „Der Gegenstand, dessen Berathung Rathoda und mich veranlaßte euch zu berufen, ist ein Angriff auf die Abungs der nach unserer Meinung durchaus nöthig ist, um den Bewohnern dieses Landes Ruhe und Sicherheit zu gewähren, damit jeder Einzelne ungestört seine Pfeffer- und Reispflanzungen bebauen könne.

---

*) In der Geschichte von Sumatra welche 1785, also einige Jahre vor Ankunft dieser Denkwürdigkeiten, in London erschien, wird dieses wilden Völkerstammes bereits gedacht.

*) Die Urbewohner der malayischen Inseln trinken weder Milch noch bereiten sie Butter. Dasselbe behauptet man von den Chinesen.

**) Diese Erzählung welche sehr das Gepräge des Fabelhaften trägt, möchte wohl auf folgende einfache Thatsache zu reduciren seyn: die Bewohner der Hügel und des Flachlandes leben, wie das häufig der Fall ist, in fortwährender hartnäckiger Feindschaft, die bei jeder Gelegenheit zum Ausbruch kam, und gaben sie sich gegenseitig keinen Pardon. Die Hügelbewohner, obgleich stark durch ihre natürliche feste Stellung, waren hinsichtlich der Zahl und der Vertheidigungsmittel doch schwach gegen ihre Feinde; sie mußten also vor Allem einzeln herumstreifende zu überfallen, und ihre jungen Männer für diesen kleinen Krieg dadurch zu befeuern suchen, daß sie ihre Töchter vorzugsweise nur denjenigen verheiratheten, welche sich bei solchen Gelegenheiten besonders auszeichneten. Beweiß der größeren Auszeichnung lag in der Zahl der mitgebrachten Köpfe und die Schande mißlungener Unternehmung, obgleich oft zufällig, trägt nichts besonders Charakteristisches an sich.

was, wie bekannt, bis jetzt ohne Lebensgefahr nicht möglich war. Die Pangerans erwiederten einmüthig: „die Umstände, Kiria Minjan, sind ganz so wie ihr sie schildert, und wir theilen vollkommen Eure Meinung der Nothwendigkeit eines Angriffs; allein die geeigneten Waffen, Feldstücke und Musketen fehlen uns gänzlich und wir haben nichts als lange Lanzen, deren Unzweckmäßigkeit in einem gebirgigen Lande erwiesen ist.“ *) Die Waffen, erwiederte Muda sollen unser Unternehmen nicht hindern, die Unterthanen der Häuptlinge, welche mich begleiten, können mit den gewöhnlichen kurzen Lanzen versehen werden; die langen sind unnütz. Er ward hierauf zum alleinigen Führer der Expedition ernannt, deren Stärke vierhundert Mann betrug, von denen achtzig mit Musketen, die Uebrigen aber auf verschiedene Weise bewaffnet waren, und weder Kiria Minjan, noch einer der Pangerans begleiteten ihn. Nach einem Marsch von drei Tagen durch unbewohnte Wälder kamen sie in die Nähe der Abungdörfer. Hier wurde Kriegsrath gehalten. Muda befahl den Leuten der Landeshäuptlinge Halt zu machen, während er mit denen die Musketen trugen vordringen würde, daß sie aber auf den ersten Flintenschuß zu ihm stoßen sollten. Sie gingen nun in geschlossenen Reihen auf eines der Dörfer, Minjang genannt, los, hier ließ er Feuer geben und drang dann in das Dorf ein, fand es aber leer, da die Einwohner sich bereits nach allen Richtungen geflüchtet hatten; die Reserve kam bald darauf nach und plünderte die Hütten. Nakhoda Muda ging jetzt mit seiner ganzen Mannschaft nach den übrigen Dörfern, deren Namen nicht angegeben sind, eroberte alle zehn und ließ sie niederbrennen. Zwei Monate lang wurden die Flüchtigen verfolgt, ohne daß einer entdeckt werden konnte, denn sie hatten sich während des Ueberfalls in den Wäldern verborgen und wagten nicht den geringsten Widerstand; so groß war der Schrecken den ihnen die Feuergewehre, die ihnen gänzlich unbekannt waren, eingejagt hatten. Während der ganzen Expedition wurden nur vier von den Abungs durch Flintenschüsse getödtet, und von der Mannschaft welche Muda befehligte verlor Keiner das Leben, ein Einziger nur wurde durch einen Ranjau im Fuß verwundet. **) Nach dieser Expedition hörte man von den Flüchtigen nichts weiter, als daß sie bis an das Meer auf die entgegengesetzte Seite der Insel geflohen wären und sich daselbst niedergelassen hätten. Muda kehrte mit seiner Mannschaft nach Samangka zurück, wo er Kiria und die Pangerans traf, die sich den ganzen Feldzug auf das genaueste berichten ließen. Vier bis fünf Tage wurden hierauf Festen und Vergnügungen aller Art gewidmet, dann reisten die Pangerans froh und mit leichtem Herzen nach ihren Dörfern zurück.

*) In der Geschichte von Sumatra findet sich eine Beschreibung dieser Lanzen; jede derselben mußte von drei Mann getragen werden.

**) Ranjau ist ein scharf zugespitzter Bambusstab, der in den Boden gesteckt wird um den verfolgenden Feind zu verletzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bekenntnisse eines Piraten.

In den Gefängnissen von New-York harrt gegenwärtig ein Seeräuber seinem Urtheil entgegen, dessen Leben mit einer Reihe von Greuelthaten befleckt ist, wovon die Geschichte menschlicher Verbrechen noch kein Beispiel aufzuweisen hat. Amerikanische Blätter enthalten die Bekenntnisse dieses Mannes, dessen Seele wild wie die See und grimmig wie ihre Stürme in eine Verwilderung versank, wie sie nur auf diesem furchtbaren Elemente möglich gedacht werden kann.

Charles Gibbs (unter diesem Namen ist der Seeräuber in Amerika bekannt, obgleich man vermuthet, daß es nur ein angenommener ist) wurde im Staate von Rhode Island geboren. Aus seinen Geständnissen, die sorgfältig mit schon früher bekannt gewordenen Thatsachen verglichen wurden, geht die schreckliche Gewißheit hervor, daß er der Plünderung von mehr als vierzig Schiffen sich schuldig gemacht und mehr als zwanzig sammt ihrer ganzen Mannschaft zerstört hat. Viele der letztern hatten Reisende an Bord, so daß mit aller Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß auf Gibbs Seele die Blutschuld der Ermordung von mehr als vierhundert Menschen lastet.

Seiner Angabe zufolge diente er zuerst auf der nordamerikanischen Flotte, und war am Bord des Kriegsschiffes Chesapeake, als es vom Feinde genommen wurde. Nach seiner Auswechslung war er des Seelebens überdrüssig und schien jeden Gedanken daran aufgeben zu wollen; er kehrte nach Rhode Island in seine Heimath zurück. Aber schon nach einigen Monaten trat er wieder in Dienst. Der Tod eines Oheims setzte ihn um diese Zeit in den Besitz eines Vermögens von zweitausend Dollars, mit denen er zu Boston ein Spezereigeschäft anfing, das aber keinen sonderlichen Fortgang hatte, so daß er sich von Neuem entschloß, zur See zu gehen. Er nahm Dienst am Bord des kolumbischen Kreuzers Maria, unter Kapitän Bell, und hier beginnt die Geschichte seiner Verbrechen. Das Schiffsvolk, mißvergnügt, daß man es an seinen Prisengeldern verkürzte, machte eine Meuterei, in Folge deren es sich des Schooners bemächtigte und die Offiziere nahe bei Pensacola an's Land setzte. Eine Zeit lang kreuzten sie ohne Erfolg, so daß sie endlich einstimmig den Entschluß faßten, die schwarze Fahne aufzuhissen und allen Nationen den Krieg zu erklären. Doch wurde ihr blutiger Vorsatz nicht sogleich ausgeführt. Mehrere Schiffe wurden zwar von ihnen angehalten, aber da sich weder baares Geld noch sonst ihnen anständige Ladungen darauf befanden, wieder ungekränkt entlassen. Endlich kam einer des Schiffsvolkes, Namens Antonio, auf den Gedanken, man könne mit einem sichern Manne zu Havana ein Uebereinkommen treffen, das beiden Theilen zum Vortheil gereichen würde; er sollte von ihnen alle erbeuteten Güter erhalten, sie verkaufen und dann mit ihnen den Gewinn theilen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und Antonio bei dem Kastell Moro an's Land gesetzt. Vorher aber schon war Gibbs die Leitung des Schiffes übergeben worden. Antonio's Unterhandlungen hatten den gewünschten Erfolg, und das Kap Antonio wurde als der Ort bestimmt, wohin sie ihre Beute bringen und an den Kaufmann absetzen sollten, der fortan die Landung und Fracht der Güter nach Havana besorgte, und diesen Handel mit den Piraten länger als drei Jahre trieb.

Die Maria stach nun in die See mit einer Schiffsmannschaft von fünfzig Köpfen, größtentheils Spanier und Amerikaner, alle von der besten Hoffnung auf glücklichen Erfolg beseelt. Das erste Schiff, das in ihre Hände fiel, war die „Indispensable," ein englisches Schiff, das nach Havana bestimmt war. Es wurde genommen und nach dem Vorgebirg Antonio gebracht, nachdem man zuvor das Schiffsvolk ermordet hatte. Wer von diesem Widerstand leistete, wurde in Stücke gehauen, die übrigen wurden gefangen genommen, um nach Gelegenheit erschossen oder über Bord geworfen zu werden. — Bald darauf bemächtigten sie sich einer französischen Brigg, mit einer kostbaren Ladung von Wein und Seide. Das Schiff wurde verbrannt, die Mannschaft umgebracht.

Gibbs wurde nun einstimmig zum Anführer für alle künftigen Unternehmungen erwählt. Ebenso faßte man den Beschluß, keinen Gefangenen am Leben zu lassen und die geplünderten Schiffe ohne Rücksicht bis auf die letzte Spur zu zerstören, auf daß Nichts übrig bliebe, was jemals gegen sie als Zeuge ihrer schwarzen Thaten auftreten könnte.

Nun richteten sie ihren Lauf an die Küsten von Bahama, wo sie eine Brigg aufbrachten, wahrscheinlich „der William," der von New-York

nach einem Hafen von Mexiko unter Segel war; er führte eine Ladung von Hausgeräthen, die nach Ermordung der Schiffsmannschaft an das Kap Antonio geschafft und nach Havana befördert wurden. Während dieser Kreuzerfahrt wurden die Piraten fast einen ganzen Tag lang von einem bewaffneten Schiffe der Vereinigten Staaten, wahrscheinlich dem John Adams, verfolgt, entkamen aber, indem sie die vaterländische Flagge aufhißten. Zu Anfang des Sommers 1817 nahmen sie den Earl von Moria, ein englisches Schiff mit einer Ladung von frischen Waaren. Das Schiffsvolk verblutete unter ihren mörderischen Händen, das Schiff wurde zerstört und die Ladung nach Cap Antonio gebracht. Dießmal hielten sie Abrechnung mit ihrem Handelsfreunde, woraus der Gewinn der Uebereinkunft zufolge getheilt wurde.

Gibbs selbst begab sich nach Havana, trat bei dem Kaufmann ein und schloß einen neuen Vertrag, um auch fürderhin sein furchtbares Geschäft mit Vortheil betreiben zu können. Während seines Aufenthaltes daselbst wurde er mit englischen und amerikanischen Schiffsoffizieren bekannt, die er über den Fortgang der verschiedenen Maßregeln zur Unterdrückung der Seeräuberei ausforschte, so wie über die Schnelligkeit ihrer Schiffe und deren etwaige Bestimmung. Bei seiner Rückkehr an das Cap Antonio fand er seine Genossen in hellem Aufruhr; es war unter ihnen zum Handgemenge gekommen, worin einige ihren Tod gefunden hatten. Seine kühne Entschlossenheit stellte die Ordnung wieder her, und Alle erklärten sich bereit, fortan seinen Befehlen unbedingt zu gehorchen und jede Widerspenstigkeit mit dem Tode zu bestrafen.

Während ihrer Fahrten gegen Ende des Jahres 1817 und zu Anfang des folgenden eroberten sie ein holländisches Schiff, das eine Ladung indischer Waaren und Silberplatten an Bord hatte. Auch dießmal ermordeten sie die Schiffsmannschaft, dreißig an der Zahl bis auf ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, das auf den Knien Gibbs um ihr Leben anflehte. Die grimmige Seele des Räubers fühlte eine augenblickliche Rührung; von ihren Thränen erweicht, versprach er, ihrer zu schonen, obgleich er einsah, welche Gefahr er selbst hiebei von Seite seiner Untergebenen zu befürchten hatte. Die Unglückliche wurde nach Cap Antonio gebracht und hier eine Zeit lang in Gewahrsam gehalten; allein das Mißvergnügen unter dem Schiffsvolke nahm dergestalt zu, daß eine Meuterei ausbrach, wobei einer der Räuber, welcher das Mädchen bereits ergriffen hatte, um ihr den Kopf zu zerschmettern, von Gibbs durch einen Pistolenschuß todt zur Erde gestreckt wurde. Indeß sah sich Gibbs am Ende doch genöthigt, ihr Schicksal der Entscheidung eines Kriegsgerichtes zu unterwerfen, welches erkannte, daß ihre eigene Sicherheit dieses Opfer gebieterisch verlange, worauf er diesem Ausspruche sich fügend, Befehl gab, sie durch Gift aus dem Wege zu schaffen, was denn auch ohne Weiteres vollzogen wurde. Diese That erschütterte den Seeräuber seinem eigenen Geständniß zufolge mehr, als irgend eine andere seines schuldvollen Lebens und über sie allein fühlte er lange noch Gewissensbisse. Vater und Mutter des Mädchens waren zuvor schon am Bord des gekaperten Schiffes ermordet worden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Direktion des Coventgarden-Theaters, gegenwärtig unter Herrn Kemble, hat an das Londoner Publikum folgende Anzeige erlassen: „Ein neues Drama in fünf Aufzügen, Napoleon, wird demnächst auf unserer Bühne erscheinen. Dasselbe ist von Herrn Lacy nach verschiedenen Schauspielen, die unter diesem Titel zu Paris mit so großem Beifall gegeben wurden, bearbeitet werden. Die wichtigsten Momente aus dem Leben des großen Feldherrn werden mit einer überraschenden Nachahmung der Wirklichkeit gegeben werden. Die wirklichen Kleider des vormaligen Kaisers und der andern Hauptpersonen, die in dem Drama auftreten, wurden jüngst von Herrn Kemble zu Paris angekauft und sind bereits im Coventgarten angelangt. Eine bedeutende Anzahl von Pferden wird gleichfalls auf der Bühne erscheinen, um bei vielen der außerordentlichen Begebenheiten die gehörige Wirkung hervorzubringen. Doch nicht bloß die Ereignisse werden dargestellt werden, die die aufsteigende Laufbahn des Kaisers mit ihrem Glanze bestrahlten, auch jene werden dem Zuschauer vorgeführt werden, die seinen Sturz zur Folge hatten und begleiteten. So genau hielt man sich an die geschichtliche Wahrheit, daß man eine Zeit lang zweifelte, ob die obrigkeitliche Erlaubniß zur Aufführung jener Scenen erfolgen würde, die dem Publikum vorführen sollen, was sich auf St. Helena begeben hat. Allein auch diese Bedenklichkeit hat sich gehoben und man darf einer glänzenden Aufführung entgegensehen. Herr Ward wird die Rolle des Helden spielen.“ — Ein englisches Blatt macht sich über diesen theatralischen Küchenzettel mit folgenden Bemerkungen lustig: „Also Napoleon in seinen wirklichen Hosen! Herr Ward wird im vierten Akt dritter Scene in der Weste erscheinen, die der Held in der Schlacht bei Austerlitz getragen hat. Man wird an der rechten Tasche derselben die Spuren von dem Tabake sehen, den der Kaiser so häufig zu nehmen gewohnt war — und zwar so deutlich, daß auch der Zwölfpfennig-Gallerie nicht der braune Flecken entgehen wird! Murat mit den ächten Pantalons, die im Jahre 1826 von einem Kammerdiener an einen alten Kleidertrödler verkauft wurden! Marschall Ney mit dem Ueberrocke, der auf dem Rückzuge aus Rußland von dreizehn Flintenkugeln durchlöchert wurde, jedes Loch mit einem authentischen Zeugniß versehen! Herr von Talleyrand ist vielleicht so gütig, dazu seine diplomatischen inexpressibles herzuleihen!“

•

Man hat aus genaueren Nachforschungen berechnet, daß sich die Anzahl gewisser Frauenzimmer zu London, die aus der Liebe ein Handwerk machen, auf 80,000 beläuft. Deßgleichen hat man gefunden, daß sich in der großen Babylon gegenwärtig 15,000 Mädchen befinden, die von armen Leuten geboren, weder einen bestimmten Unterhalt, noch Obdach und Wohnung haben und deßhalb größtentheils in alle Arten von Lastern versinken. Aus denselben Berechnungen geht hervor, daß die Zahl der weiblichen Dienstboten in London 165,732 Köpfe beträgt; von diesen bleibt im Durchschnitte berechnet jede 462 Tage bei einer und derselben Herrschaft in Dienst und 358 wechseln ihren Dienst täglich. Sieben von zehn derselben sind junge Mädchen vom Lande.

•

Nachrichten aus Alexandrien in den Maltheser Zeitungen melden, daß die neulich von dem Pascha von Aegypten zusammenberufenen Kammern bereits von ihrer Sprechfreiheit Gebrauch zu machen anfangen, indem das Oberhaus bei dem Pascha eine Vorstellung gegen die ungeheuern Ausgaben für den Bau von Kriegsschiffen einzureichen wagte. Ein Linienschiff von hundert Kanonen ist nämlich bereits vom Stapel gelaufen, drei andere von gleichfalls hundert Kanonen werden demnächst vollendet seyn und zu drei neuen ist bereits schon der Anfang gemacht. Auf die von dem Oberhause geäußerte Besorgniß, eine so große Ausgabe könne zum Ruin des Landes gereichen, erwiederte Se. Hoheit, er werde mit der Zeit die Gründe darlegen können, die ihn zu diesen Rüstungen veranlaßten. Von nicht geringerem Umfang sind die Rüstungen des Pascha zu Lande. In Folge der Truppenentsendungen nach Kandia wurde eine neue Aushebung von 25,000 Mann angeordnet und zur Errichtung von noch zwei Reiterregimentern, die jetzt an der Zahl neun oder 4500 Mann, nach europäischer Taktik eingeübt, ausmachen, Befehl ertheilt.

Witzstacheln des Figaro.

Der Friedensfürst weiß nicht mehr, wo er in Europa bleiben soll. Er ist nach Neuholland gegangen, wo er endlich den Frieden zu finden hofft.

•

Die Regierung will Paris täfeln lassen, weil die Pflastersteine so unruhige Köpfe sind.

•

Was geht nur vor? Kouriere kommen und gehen; die Minister versammeln sich; die Hunde heulen; die Völker murren; die Erde bebt; der Krieg ist in der Luft.

•

Bei der Frohnleichnamsprozession zu Neuilly sah man auf einem Ruhaltar Christus zwischen den Bildnissen Ludwigs XVIII und Karls X; wahrscheinlich wollte man ihn zwischen zwei Schächern darstellen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 180. 29 Junius 1831.

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstück.

(Ein Beitrag zur Sittenschilderung der Korsen.)

Es war im Jahr 1821 als ich allein den ziemlich steilen Pfad hinanritt, der auf dem Fiumorbo von Matra nach Ampriani führt, ich verließ mich dabei ganz auf den Instinkt meines Pferdes, zu dem ich das Vertrauen hatte, daß es mich mit heiler Haut den Weg hinaufbringen würde — einer Art in Felsen gehauener Leiter, auf der seine Gemsläufe sicherer und geschwinder fortschritten, als es die Beine irgend eines Christenmenschen vermochten. So hatte ich ihm die Zügel auf den Hals fallen lassen, und ganz in die wilde Schönheit der Gegend versunken, in der tiefen Einsamkeit und Stille, die mich umgab, fast vergessen, daß außer mir noch andere Menschen dieses seltsame Land bewohnten, das manchmal so unbewohnt scheint wie eine Insel des stillen Ozeans, so daß man Meilen weit seinen Weg zurücklegen kann, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Ein plötzlicher Ruck weckte mich aus meinen Träumereien; mein kleines korsisches Pferd schritt wie ein Jagdhund, hatte wahrscheinlich einen Eber oder einen Menschen gewittert; es war auf ein Mal vor einem dichten Erdbeerbaumgesträuche stutzig geworden, das mit seinen blutrothen Beeren wie ein ungeheuer Büschel von Erdbeeren anzusehen war: das Auge des Thieres funkelte, seine aufgeblasenen Nüstern schnaubten, seine Haare sträubten sich, und die Beine gegen den Weg angespreizt schien es eine nahe Gefahr andeuten zu wollen. In der That ließ sich auch in den Macchien (macchie heißt man nämlich in Korsika jene unermeßliche Forste von Mastixbäumen, Myrthen und Zwergbäumen deren üppigwuchernde Vegetation den ganzen Boden des Landes überzieht) ein Geräusch hören, und eben so schnell trat aus dem Gebüsche ein Mann hervor, etwas verlegen, wie es schien, so unvermuthet aus seinem Hinterhalte aufgestöbert worden zu seyn. Obgleich er ein Gewehr trug, was auf allen Wanderungen der unzertrennliche Gefährte eines Korsen bleibt, hatte sein Aeußeres doch Nichts, was Besorgniß erregen konnte; es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, stämmigen Wuchses, der auf dürren Beinen ruhte, die aber im Schritt hurtig wie die meines Pferdes schienen. Seine Kleidung war zum Theil die der Gebirgsbewohner, zum Theil die eines Städters und bestand aus einer kurzen Weste von Ziegenfell, dem gewöhnlichen Kleidungsstück der korsischen Bauern; aber ein Koller von schwarzem Sammt, ein weißes Hemd von feinem Perkal anstatt der gewöhnlichen groben Leinwand, die man hier zu Lande trägt, und nicht ein Mal jeden Sonntag wechselt, endlich ein Beinkleid von feinem Tuch und Halbstiefel — machten Anspruch auf eine gewisse Eleganz. Ein frisch geschorner Bart ließ einen Gedanken an „Vendetta" bei Niemand aufkommen, der in dieser Beziehung mit der alten Landessitte bekannt ist. Ein prächtiges Gewehr mit Doppelläufen, reich mit Silber ausgelegt, diente ihm zugleich als Reisestock, ein langes Sattelpistol hing durch den Gurt seiner „Carghera" gesteckt — der korsischen Patrontasche, die man von Vorne trägt — an seiner linken Hüfte; es war im Ganzen die gewöhnliche Nationaltracht. Nur ein einziges Stück seiner Bewaffnung war mir verdächtig — ein Dolch, der dem Korsen durch die französischen Gesetze öffentlich zu tragen verboten ist, stak in seinem Gurt. Indeß wenn man seine Gestalt näher betrachtete, so waren seine außerordentlich feinen und zarten Gesichtszüge, seine blonden Haare, seine Adlernase, sein geschornes Kinn und seine Hand, so weiß wie die eines Weibes, eben nicht geeignet, Besorgniß einzuflößen; nur seine kleinen grauen Augen, die eine auffallende Beweglichkeit hatten, gaben seinem Gesichte einen Ausdruck der Unruhe, der bisweilen drohend wurde; doch gewahrte ich Dieß nicht sogleich auf den ersten Blick.

Nach einigen ziemlich wohlgesetzten Entschuldigungen über den Aufenthalt, den er mir verursacht, gesellte sich der Mann zu mir und schlug ohne weitere Umstände denselben Weg ein. Die Unterhaltung bewegte sich fast durchgehends um sein Vaterland, ein Thema, über das der Korse am liebsten plaudert. Indem mein neuer Reisegefährte über sein caro paese mit jener ein wenig schwülstigen Beredsamkeit sich aussprach, die alle seine Landsleute, selbst bis zu den ungebildetsten hinab, stets in ihrer Gewalt haben, entwickelte er die mannichfaltigsten Kenntnisse; er schien völlig vertraut mit den politischen Interessen des Landes, mit der Bevölkerung jedes Bezirkes, selbst mit Gegenständen der französischen Verwaltung und dem Strafgesetzbuch. Ueber Alles sprach er ohne Bitterkeit, und mit der Offenherzigkeit eines Menschen, der im Gespräch mit einem Fremden sich auf neutralem Boden zu befinden glaubt; auch über die bürgerliche Gesellschaft und die Gesetze sprach er mit einer Unbefangenheit, die keinen Menschen verrieth, der mit ihnen im Kriege lebte; er scherzte sogar einige Mal ziemlich gutmüthig über die Gendarmen, die auf die Banditen Jagd ma-

chen, obgleich zuweilen, wie er lächelnd hinzufügte, das gehetzte Wild ihnen die Hörner zeige; auch gab er darin der Regierung seinen Beifall, daß sie den mühsamen Dienst dieser Leute als Feldzugjahre anrechne.

Dieß brachte meine Muthmaßungen vollends von aller Spur ab; ein Bandit konnte doch unmöglich so kaltblütig von seinen alten Bekanntschaften — amici sviscerati — sprechen; und obgleich das ausdrucksvolle Lächeln meines Begleiters nicht ein besonderes Wohlwollen gegen dieselben an den Tag legte; so schien dieß doch mehr den überhaupt gegen die Polizei üblichen Widerwillen anzudeuten, ja ich war fest überzeugt, hätte er in dem Augenblick diesen Spürhunden der Gerechtigkeit, eine Kugel zusenden müssen, er würde es mit der nämlichen Höflichkeit gethan haben, wie jene französischen Offiziere bei Fontenoy, mit abgezogenem Hute und der Bitte: „meine Herren, schießen Sie zuerst, wenn es beliebt.“

Inzwischen näherten wir uns Ampriani, wo ich meine Morgenrast zu halten gedachte, und ich zählte schon darauf, daß mein einiger Maßen verdächtiger Begleiter, nicht mit mir dahin zu gehen wagen würde. In dem Augenblick, wo wir um eine Krümmung des Pfades beugten, und die Rauchfänge der ersten Häuser des Dorfes dampfen sahen, warf ich unwillkürlich einen forschenden Blick auf ihn; ich war begierig zu sehen, welchen Eindruck der Anblick eines menschlichen Wohnortes auf denjenigen machen würde, der, wie mir ahnete, doch nicht im besten Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft leben mochte. Auch malte sich wirklich bei dem Anblick dieser weißen Mauern, die er wahrscheinlich mit demselben lebhaften Gefühle betrachtete, wie ein französischer Emigrirter im Jahre 93 Frankreich von dem rechten Rheinufer aus, eine ziemlich lebhafte Bewegung auf seinem Gesichte, seine dunkeln Augenbraunen zogen sich zusammen und in Bogen aufwärts, seine kleinen Augen funkelten, und ein unbeschreibliches Lächeln zuckte um seine Lippen; aber diese Bewegung dauerte kaum einen Augenblick und wurde sogleich wieder von dem diplomatischen Gesichte verdrängt, das der gemeinste korsische Bauer als ein Geschenk der Natur besitzt. Plötzlich blieb er stehen, indem er sich auf seine Flinte wie auf den Arm eines Freundes, stützte, jetzt glaubte ich sey die schicklichste Gelegenheit gekommen, ihn außer Fassung zu bringen, wenn ich ihn fragte: ob sich in dem Dorfe ein Gendarmerieposten befinde? Ein schnelles Zusammenziehen der Augenbraunen und ein mißtrauischer Seitenblick waren die einzige Antwort auf diese Frage dann aber wieder völlig seiner Herr geworden, ging sein ganzes Gesicht in einem Lächeln auf; und indem er seine Hand mit einer Vertraulichkeit, die mir so wenig behagte, als die Schmeichelei eines Tigers, auf meine Schulter legte, sagte er in einem Tone, der aus Verlegenheit und Stolz gemischt war: „Wissen Sie, wer ich bin?“ —

Nun war die Reihe zu lächeln an mir. „Nein,“ erwiederte ich, indem ich mit einem Blicke seinen seltsamen Anzug überflog, „aber ich ahne es.“ „Ich bin Galluchio,“ sagte er, ohne noch einen Zusatz nöthig zu haben: es war der Name des berüchtigtsten Banditen von Korsika, ein Name, der in aller Mund war, von Bonifacio bis St. Florent, von Ajaccio bis Bastia; nach Bonaparte sprach man nur von ihm. Ich musterte ihn mit der Aufmerksamkeit eines Gendarmen, der ein Signalement vergleicht; er hatte seine kleine Figur aufgesträubt wie ein Hahn, der sich auf die Sporen setzt, sein Auge blitzte, seine Nasenlöcher schnoben auf über dem gerüsselten Munde; es war der letzte Ausdruck des befriedigten Stolzes, wenn er sich bescheiden auszusehen zwingt; doch lag in diesem Manne, der Tausende erzittern machte, wirklich eine gebieterische Würde; vielleicht war es der Gedanke an das Böse, das er schon verübt hatte was ihm diese Uebermacht verlieh; denn auch dieß ist bei uns hienieden ein Maßstab der Achtung. Die zwei Millionen Menschen, die Bonaparte Frankreich gekostet hat, trugen vielleicht nicht wenig dazu bei, seinen Namen furchtbar zu machen.

„Sie fürchten sich nicht?“ frug er mit einem Tone der Herablassung.

„Nein,“ antwortete ich, „schon lange hegte ich den Wunsch, den berühmtesten Mann von Korsika zu sehen.“ Obgleich Dieß nicht ganz die Wahrheit war, so schien er doch durch diese Artigkeit sich geschmeichelt zu fühlen.

„Sie wollen bei dem Pfarrer von Ampriani frühstücken, so nahm er jetzt mit einer Art zutraulicher Freundlichkeit das Wort; „allein er hat heute Geschäfte; es soll meine Pflicht seyn, Sie zu bewirthen. In dem Dorfe dort liegt kein Gendarmerieposten,“ fügte er hinzu, da er mir das Erstaunen ansah; „und wenn ich einem oder dem andern Gendarmen einzeln begegnete, so würde ich mich auch nicht fürchten — er schlug hiebei auf seine Flinte — und wären mehrere derselben in der Nähe, so wäre ich von meinen Spionen davon unterrichtet. Aber Sie wollen vielleicht nicht mit einem Banditen zu Tische sitzen?“ sagte er lächelnd mit einigem Schwung.

„Warum nicht?“ erwiderte ich, und somit setzten wir unsern Weg weiter fort.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge am schwarzen Meer.

5. Jekaterinodar und die tschernomorzischen Kosaken.

(Fortsetzung.)

In dem Kriege gegen die Türken, der durch den Vertrag von Kutschuk-Keinardschi am 22 Julius 1774 beendigt wurde, wankten die Zaporogen in ihrer Treue gegen die russische Regierung und verriethen Neigung, sich unabhängig zu machen. Diese kühnen Absichten, so wie ihre Liebe zum Raube und ihr hartnäckiger Widerstand gegen jede heilsame Reform in ihrer Landesverfassung, bestimmte endlich Katharina II ihren Staat mit Gewalt aufzulösen. Man stellte ihnen frei, entweder eine andere Lebensart zu wählen, oder das Reich zu verlassen; die Einen thaten dieß, die andern jenes. In dem Kriege, der sich durch den zu Jassy am 9 Junius 1792 geschlossenen Vertrag endigte, hatten sich mehrere Regimenter im Dienste Rußlands dergestalt ausgezeichnet, daß ihnen die Kaiserin durch Ukase vom 30 Junius 1792 die Halbinsel Taman und das ganze Gebiet zwischen dem Kuban und azowschen Meer, bis an die Ufer des Jei und den Zusammenfluß des Laba und Kuban abtrat, Provinzen, von denen die Kaiserin so wie von der Krim

Besitz genommen hatte, als der letzte Chan derselben, Chahin Gerai, durch Manifest vom 8 April 1783 auf sie verzichtete.

Die Zaporogen erhielten zu gleicher Zeit mit dem abgetretenen Gebiete den Namen Kosaken des schwarzen Meeres oder Tschernomorzen, und eine neue Regierungsform, die jener der donischen Kosaken ganz ähnlich ist. Der Kaiser wählt aus einer Reihe von dem Heere der Tschernomorzen ihm vorgeschlagener Kandidaten einen Attaman auf Lebenszeit, der ihr Oberhaupt und Vorstand der Woiskowaia kancellaria oder höchsten Verwaltung ist, von der alle Civil- und Militärangelegenheiten abhängen. Von den Attamanen unabhängig besteht sie aus zwei lebenslänglichen Mitgliedern und vier Beisitzern, die alle drei Jahre gewählt werden. Diese Verwaltungsbehörde steht unter dem Generalgouverneur von Tauris.

Das Heer der Kosaken des schwarzen Meeres ist nach Maßgabe der Bevölkerung, die man im Durchschnitt auf 20 bis 25000 Seelen anschlägt, in zehn Regimenter Infanterie, eben so viel Kavallerie und 1000 Mann Artillerie abgetheilt, die im Ganzen ein Heer von 14000 Mann bilden. Von diesem werden jährlich vier Regimenter Kavallerie und zwei Regimenter Infanterie, in die sechsundzwanzig Redouten auf dem rechten Ufer des Kuban vertheilt, dessen Länge sich, die Krümmungen mit eingerechnet, von seiner Mündung bis an den kaukasischen Regierungsbezirk 450 Werste weit erstreckt. Auch im Jahre 1811 befand sich unter der Armee von Moldau ein Regiment Tschernomorzen und hundert Mann derselben dienten unter den Gardekosaken in Petersburg. Während der Dienstzeit erhält jeder Offizier und Soldat den Sold eines Husaren, Lebensmittel und Schießbedarf; doch muß er selbst für Kleidung und Pferd sorgen. Ihre Waffen bestehen wie die der übrigen Kosaken in einer Lanze, einer leichten türkischen Flinte und einem tscherkessischen Säbel. Ihre Kleidung hat Aehnlichkeit mit der polnischen Nationaltracht und besteht aus einer langen Weste, einem Ueberrocke mit geschlitzten Aermeln, einem weiten Beinkleid und einer flachen Mütze aus Schaffell. Jeder Kosak ist gewöhnlich auch mit einem Mantel aus kaukasischem Filz und einem Baschlyk oder einer tuchenen Kapuze gegen das Regenwetter versehen. Ihre Lieblingsfarben sind blau und roth; indeß haben sie keine eigentliche Uniform und ihre Regimenter sehen buntscheckig aus; nicht selten sieht man Leute unter ihnen mit zerrissenen Kleidern. In Friedenszeiten dient der Kosake, der kein bürgerliches Amt bekleidet, ein Jahr, und kann dann wieder zwei Jahre zu Hause verweilen; eben so ist es mit denen der Fall, die als Postknechte und zur Handhabung der Polizei angewiesen sind.

Das Gebiet der Tschernomorzen theilt sich in vier Distrikte; Jekaterinodar, Taman und Temriuk, Medwedoskaia, Tscherbinowka. Jeder Distrikt hat seinen Inspektor, der alle drei Jahre von Neuem gewählt wird und zwei Assessoren und seine Amtsstube hat. Jedes Dorf hat seinen Attaman, den die Gemeinde aus ihrer Mitte wählt; die Attamane von mehrern Ortschaften stehen unter der Aufsicht eines abgedankten Offiziers, der unter ihnen lebt.

Die Mitglieder der Woiskowaia kancellaria und die Distriktsinspektoren beziehen ihren Gehalt aus dem Einkommen der Bezirke, das aus der Verpachtung des Branntweinverkaufes, der Salzsee, des Fischfanges im azowschen Meer, des Tauschhandels mit den Gebirgsvölkern und der Zölle gewonnen wird. Diese Verpachtungen, die von Russen übernommen wurden, haben nach dem letzten Markte 240,000 Rubel in Bankassignaten eingetragen, von denen 40,000 aus der Abgabe von dem Tauschhandel an der Quarantaine von Redoutskoi eingingen.

Jeder Kosake kann aus den Salzseen soviel Salz ziehn als er will, wenn er davon den zehnten Theil als Abgabe entrichtet, auf soviel ist nämlich der Pachtertrag berechnet; auf diese Weise zieht die Bezirkskasse einen Vortheil, der die Einzelnen nicht beeinträchtigt; eben so ist es mit der Fischerei, Jedermann kann in allen Seen und Flüssen fischen; so werden auch durch dieses Monopol die Einwohner nicht gedrückt und der Pächter, der die Konsumtion derselben nicht in Anschlag bringt, sendet seine Fische nach Rußland. Der Tauschhandel an der Quarantaine von Redoutskoi, in der Nähe des kaukasischen Regierungsbezirkes, besteht meistentheils aus Schaffellen, Rauhwerk und Honig, und bringt dafür Getreide und vorzüglich Salz zu Markte; der von letzterem zum Voraus erhobene Zehentheil findet hier sichern Absatz. Hierher werden auch oft die von den Tscherkessen entführten oder kriegsgefangenen Kosaken gebracht, um sie gegen Salz loskaufen zu lassen. Die Woiskowaia kancellaria handelt ihre Unterthanen gegen Salz wieder ein, ohne von den unvermöglicheren dafür einen Ersatz zu verlangen. Die Staatskasse bezieht keine andere Einkünfte, als die oben erwähnten, kein Kosake zahlt der Krone oder einem Herrn eine Abgabe. Jeder kann in diesem Lande sich niederlassen, und so viel Grund und Boden in Besitz nehmen, als er anbauen zu können gedenkt; er hat dafür an die Verwaltung Nichts zu entrichten und bloß sich auszuweisen, daß die Krone nichts an ihn zu fordern und ihm die Erlaubniß gegeben hat im Gebiete der Tschernomorzen sich niederzulassen. Es bleibt dem neuen Ankömmling frei gestellt, ob er in das Heer eintreten will oder nicht.

(Schluß folgt.)

Eine Abendgesellschaft bei Lafayette.

(Blätter aus dem Tagbuche eines Engländers.)

Um die französische Gesellschaft ganz nach Verdienst zu würdigen, muß man ihre Soirées besuchen, wo sich die Anmuth und Lebhaftigkeit des geselligen Umgangs im vollsten Lichte zeigt; wo Jeder — beneidenswerthes Vorrecht! — thun kann, wie ihm sein Herz gebietet. Während der letzten Saison zu Paris waren die Abendgesellschaften bei Lafayette im Ganzen genommen die interessantesten der Hauptstadt. Bei Cuvier fand sich Alles, was Frankreich von hochbegabter Größe in der Literatur aufzuweisen hat — bei Gerrard versammelten sich die schönen Geister und Künstler — doch bei Lafayette sah man eine Mischung aus allen diesen und dabei jene Männer, deren Namen bereits ein Eigenthum der Geschichte geworden sind, und deren Erscheinen in der Gesellschaft so glänzend ist als ihr Ruhm. Es war eine geraume Reihe von Jahren verstrichen, seit ich den General nicht mehr gesehen hatte, und mit gespannter Erwartung harrte ich der Stunde der Soirée entgegen. Obgleich diese auf halb neun Uhr angekündigt war und bereits die Glocke von Notre Dame neun geschlagen hatte; so fand ich doch den Salon noch nicht sonderlich gefüllt, und genoß auf diese Weise das Vergnügen, einem der außerordentlichsten Männer dieses und vielleicht aller Jahrhunderte die Hand zu drücken, um so ungestörter. Abgesehen von Lafayette's enthusiastischer Politik — und ich muß gestehen, daß ich von der politischen Intelligenz eines Mannes nicht sonderlich viel halten kann, der Alle, die in irgend einem bekannten oder unbekannten Theile der Welt die Throne der Könige zu stürzen versuchen, als seine Kinder betrachtet und liebt, ohne sich weiters auf die Frage einzulassen, warum sie eine Veränderung in ihrer Verfassung herbeiwünschen — aber

sehen von seiner Politik, muß man auf den ersten Blick den herrlichen alten General lieb gewinnen. Noch weht uns in seiner Nähe der wohlthätige Hauch jener geistvollen Liebenswürdigkeit an, die einst in dem Adel Frankreichs sich verkörpert darstellte — es ist der allein noch in ihm übrige Geist der Ritterlichkeit, und wenn Lafayette stirbt, so wird der letzte französische Ritter zu Grabe getragen werden.

Seine Unschlüssigkeit — ich würde sagen seine Feinde werfen sie ihm vor, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er keinen persönlichen Feind hat — dieses unentschiedene Schwanken in seinem Charakter gründet sich auf seine Herzensgüte, die ihn nie in die Ausführung eines Planes willigen läßt, der mit Blutvergießen verbunden ist. Lafayette fehlt zu einem größeren Manne nur ein härteres Herz. Er giebt einen schlagenden Beweis für den bekannten Spruch: „Dem Reinen ist Alles rein." Ohne eine Ahnung von bösem Willen in Andern wird er nicht selten das Spielzeug des Truges und der Täuschung, worüber man oft in seiner zahlreichen und liebenswürdigen Familie zu scherzen pflegt. Es ist Lafayette's Unstern, daß er einige Jahrhunderte zu spät geboren worden ist; nach Verdienst könnte er nie gewürdigt werden. hätte er in den Tagen der Kreuzzüge das Licht der Welt erblickt — wo „Lieb' und Ruhm" des Helden Sinnspruch war, dort würde der General als Stern erster Größe geglänzt haben, und als Lieblingsheld der Minstreis in ihren Liedern bis auf unsere Tage gefeiert worden seyn.

Die liebevolle Aufnahme, mit der der Greis mich willkommen hieß, rührte mich bis zu Thränen, und ich brauchte einige Augenblicke, bis ich seinen Gruß erwiedern konnte. Schmerzlich berührte es mich auch, nur die Trümmer noch zu sehen von Allem, was hochherzig und gut genannt werden kann. Was sollen wir noch beständig nennen und als hohe Gaben preisen an dem Sohne des Staubes, wenn selbst an die edelsten Kleinode seines Seyns die Zeit ihre Hände legen darf? Kein Gemälde, keine Büste von Allen, die mir noch zu Gesichte kamen, giebt ein wahres Bild von Lafayette, allen fehlt diese unaussprechliche Milde, die den untern Theil seines Antlitzes bezeichnet; sein Lächeln ist das liebevollste, das sich denken läßt, und wenn es verschwindet, so wundert man sich, was es nur gewesen seyn möge, das einen so verklärten Schimmer auf diese harten und runzlichen Züge geworfen hat, die mehr mit einem Beile als sonst einem zarten Werkzeuge gehauen scheinen; seine Nase ist kurz und dick; seine Augen etwas vorliegend und sein Kopf nur auffallend, weil er mit einer schwarzen Perrücke bedeckt ist; seine Gestalt war einst schön, und hatte eine kriegerische Haltung; jetzt ist sie zusammengedrückt und das aufrechtgestandene Haupt vorwärts gebeugt, als fehlte es dem Nacken an Kraft, es zu tragen. Nichts fand ich an ihm unverändert als seine Herzlichkeit und Güte; doch muß ich gestehen, daß ich ein wenig in Verlegenheit kam, als mich der würdige Mann einer Schaar seiner niedlichen Enkelinnen als seinen alten Bekannten vorstellte. Es wäre mir lieber gewesen, hätte er mich den Sohn seines alten Bekannten genannt, obgleich ich dann vielleicht von ihrer Seite minder herzlich empfangen worden wäre; denn die französische Gesellschaft hält die unverheiratheten Frauenzimmer unter einem strengen Späherblicke, und nicht wohl ist es diesen erlaubt, mit einem jungen Manne sich zu unterhalten. Sein Enkel, der erst jüngst sich vermählte, ein gutmüthiger, aber etwas albern aussehender junger Mann, ließ mich zunächst an der Thüre des Vorzimmers Platz nehmen, um Jedermann, der eintrat oder wegging, sehen zu können; in dem nämlichen Augenblicke wurde ich eines alten Freundes ansichtig, dem alle Löwen — der Wissenschaft, der Politik und des Kriegs — wohl bekannt waren; diese Begegnung war mir höchst erwünscht, und ich beeilte mich sogleich, sie zu benutzen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Handel von Syrien, der alle Elemente in sich vereinigt, die zu einem gedeihlichen Aufblühen desselben nothwendig sind, siecht aus Mangel an Schutz und Pflege allmählig dahin. Der ganze Handel von Yemen und Mecca würde seinen unermeßlichen Reichthum über die syrischen Provinzen ergießen und einen viel verzweigten Verkehr hervorbringen, wenn er frei und beschützt wäre, während die Regierung des Landes sich alle Mühe zu eben scheint, ihn zu ersticken, da sie dem Reisenden nicht nur keine Sicherheit gewährt, sondern ihn im Gegentheil unaufhörlichen Erpressungen preis giebt, deren Druck vorzüglich jene trifft, von denen man glaubt, daß sie durch den Handel zu einigem Vermögen gekommen sind. Der ganze Handel hat sich daher größtentheils Aegypten zugewendet, obgleich die Seehäfen Syriens seine natürlichste Ausmündung bilden. Deßhalb verfolgt auch der Waarenzug aller Hindernisse ungeachtet noch immer seinen alten Weg, und die Karawanen von Bagdad nach Damaskus und umgekehrt sind noch immer zahlreich. Meistentheils bestehen dieselben aus 3 bis 5000 Kamelen. Der Seehafen von Damaskus ist Beyruth; zwar ist diese Bay nicht besonders gut gelegen, allein zur Winterszeit können die Schiffe in einem Flusse fünf Meilen davon sicher vor Anker liegen. — Abdallah, der Pascha von St. Jean d'Acre, hat dem Handel von Syrien ein unerträgliches Joch aufgelegt. Zwar erhielt er vor unlängst von der Pforte Befehl, seinen Regierungssitz nach Saïd zu verlegen, was dem Volke dieser Gegenden einige Erleichterungen zu versprechen schien; allein durch die Dienste, die er neuerdings der Pforte leistete, indem er vorzüglich dazu beitrug, ihr gesunkenes Ansehen in diesen entlegenen Theilen ihres Reiches wieder herzustellen, bewirkte er eine Abänderung des großherrlichen Firmans. Abdallah drückt diese Provinzen und die ganze Seeküste von Alexandretta bis Jaffa, die seinem Befehl unterworfen ist, mit den härtesten Auflagen. Auch von den Bewohnern des Libanon forderte er Abgaben; aber dahin reicht die Hand des Despotismus noch nicht, und er mußte deßhalb in seinen Forderungen einigermaaßen bescheiden seyn. Die Bevölkerung des Berges Libanon steht unter einem Fürsten, Emir Beghir genannt, der zwar dem Scheine nach dem Pascha von Acre unterworfen, in der That aber völlig von ihm unabhängig ist. Dieser Basall der Pforte hat ein Heer im Solde, das auf 12 bis 15,000 angeschlagen wird, wohlgeübt und von Natur aus kriegerisch, und in diesen Bergen unüberwindlich ist, da der Angreifer hier erst furchtbare Hindernisse zu besiegen haben würde. Außerdem könnte Emir Beghir ganz leicht in kurzer Zeit ein Heer von 40.000 Mann auf die Beine bringen, das bereit wäre, die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen. Alle Gegenden des Libanons sind gut angebaut, und die Bevölkerungen leben bloß durch die wenige Freiheit, deren sie genießen, im besten Wohlstand und vollkommener Zufriedenheit. Jeder syrische Flüchtling, der den Libanon erreichen kann, findet hier ein sicheres Asyl. Nach der Schlacht bei Navarin suchten alle in Syrien wohnhaften Europäer eine Zuflucht in den Gebirgen, wo sie sich gegen zwei Jahre ungestört aufhielten. — Damaskus bietet kein solches Bild von Elend dar wie die übrigen Städte Syriens; hier hat der Reformgeist des Sultans bereits gedeihlichere Wirkung geäußert, und die Behörden wagen es weniger, mit dem Eigenthum der Einwohner despotisch zu schalten. Die Bevölkerung von Damaskus beläuft sich bis auf 170 oder 180,000 Seelen, unter denen sich 120 bis 150,000 Türken befinden; von den 25 bis 30,000 Christen gehören fünf Sechstheile der katholischen Kirche an.

*

Unter Denen, die das Julinsdenkzeichen erhalten haben, bemerkt man auch den jungen Robert, einen Knaben von vierzehn Jahren, der den 28 Julius bei dem Kampfe auf dem Grèveplatz die ausgezeichnetste Unerschrockenheit bewiesen hatte. Er ist der älteste von fünf Geschwistern, deren Vater, ein schlichter Handarbeiter, siebenzehn Jahre im französischen Heere gedient hat.

*

Zu London ist die berühmte Schauspielerin Siddons (geb. 1755) am 8 Junius mit Tod abgegangen. Sie war die Tochter des Direktors einer herumziehenden Schauspielergesellschaft und die Schwester des gefeierten mimischen Künstlers John Kemble. Nachdem sie lange auf Provinztheatern mit ihrem Manne, dem Schauspieler Siddons, gespielt hatte, trat sie zum ersten Male auf dem Drury-Lane-Theater zu London im Jahre 1775 auf, wo sie aber wenig Eindruck machte. Hiedurch bewogen, noch ein Mal zu den Theatern in der Provinz zurückzukehren, versuchte sie erst im Jahre 1782 wieder ihr Glück zu London, wo sie auch volle Anerkennung fand. Im Jahre 1803 kam sie an das Coventgarden-Theater, zog sich aber bald darauf von der Bühne zurück. Nur zuweilen trat sie noch in Benefizvorstellungen auf; doch gab sie noch im Jahre 1817 die Lady Macbeth mit einer Kunst, die Nichts zu wünschen übrig ließ. Vorzüglich Shakespeare's Dramen aber waren es auch, wo sie die erstaunlichste Wirkung hervorbrachte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 181. 30 Junius 1831.

Erinnerungen aus Korsika.

Das Banditenfrühstück.

(Fortsetzung.)

Bald erreichten wir das Dorf; es war kein Sonntag und doch waren diese engen und krummen Straßen von einer eigenen Bewegung belebt; der große Platz vor der Kirche war mit Volk bedeckt; man bemerkte darunter eine gute Anzahl Schwarzröcke von mehr oder minder schmutzigem Aussehn, in denen man die Landpfarrer auf eine Meile in die Runde erkennen konnte. Uebrigens bewegten sich alle diese Figuren in der Weste, wie im Ueberrocke, mit geschornem und ungeschornem Kinn, nach der Kirche zu. Wir folgten in einiger Entfernung dem Menschenstrom; ein Haufe neugieriger Bergbewohner in Mützen so spitzig wie ihr Kirchthurm, trat hinter uns als Gefolge her, doch immer in ehrerbietiger Entfernung; sie hatten meinen Gefährten erkannt und schienen keinen besondern Drang zu fühlen, sich ihm zu nähern. Dieser aber beeilte sich, die wogende Volksmenge zu durchschneiden, die sich nicht minder schnell vor ihm auseinander that. In wenigen Augenblicken standen wir Beide im dunkelsten Winkel des Kirchenschiffes; ein dreifacher Wall von Weibern umgab und verbarg uns; doch nach ihren unruhigen Blicken, nach ihren zu wiederholten Malen geschlagenen Kreuzen hätte man eher glauben sollen, der Teufel selbst sey an dem heiligen Orte unter ihnen erschienen. Die kleine Kirche von Ampriani, die ohnedem zu enge war, um alle Andächtigen zu fassen und zu der noch immer mehr Gebirgsvolk heranströmte, bot einen Anblick einzig in seiner Art dar, den ich Zeitlebens nicht vergessen werde. Neugierig zu sehen, was denn eine so zahlreiche Versammlung hierher führen konnte, stellte ich mich zu großem Aergerniß meiner frommen Nachbarinnen auf einen Kirchenstuhl. Der Chor war schwarz ausgeschlagen, eine Bahre erhob sich in seiner Mitte, die auf einer Erhöhung stand und mit einem großen schwarzen Tuche überhangen war. Alles um diesen Katafalk her flammte und schien den Tag an Helle überbieten zu wollen, so viele Kerzen von jeder Dicke und Länge waren da aufgesteckt; man hätte bei dem Begräbniß eines Königs keine größere Verschwendung treiben können. Wolken von Weihrauch oder Harz qualmten aus den Rauchfässern, und in den Chorstühlen erblickte man einige zwanzig ehrwürdige Pfarrer, gleich den Kerzen nebeneinander aufgepflanzt. Um das Geländer, das den Chor von dem Schiffe schied, drängte sich eine Anzahl geistlicher Lehrlinge oder Abbatini von 15 bis 25 Jahren, die man mit eben so vielen großen schwarzen summenden, geschäftigen Stechfliegen hätte vergleichen können. Ein voller und mächtig brausender Gesang erscholl aus diesen vielen zum Kirchengesang wohl eingeübten Lungen. Sicherlich wird in keiner Kathedrale einer großen Stadt das De Profundis so vollstimmig und mit so viel Erbauung abgesungen.

Ich sah meinen Gefährten mit einem Blicke an, der um eine Erklärung bat; ein unbeschreibliches Lächeln zuckte um seine Lippen: Stolz, Traurigkeit, Verachtung, selbst Lustigkeit, aber jene bittere und sarkastische, mit der er von den Gendarmen gesprochen hatte, lagen in diesem Lächeln. „Sehen Sie diesen Sarg," sagte er endlich, „es ist der meines Vaters. Seit drei Tagen ist er todt, und hat mir und meinem Bruder nichts zurückgelassen als Schulden und Vendette. Gern hätte man Stein für Stein sein Haus und seinen magern Garten verkauft, wären daraus nur die Kosten für den Kirchendienst zu erlösen gewesen. Doch ich wollte nun einmal nicht, und Jedermann hat seine Eitelkeit, daß die Seele des Vaters Galluchio's ohne das gehörige Geleite dort oben ankommen sollte. Dieß würde mir auch in den Augen meiner Landsleute sehr geschadet haben. Endlich faßte ich folgenden Entschluß. Ich schrieb an alle Pfarrer der pievi (Landpfarreien) auf zwanzig Miglien in die Runde ein Umlaufschreiben in folgenden Worten: „„Ich Galluchio, Befehlshaber der freien Männer des Fiumordo, mache dem Herrn Pfarrer zu . . . . zu wissen, daß derselbe bei dem Leichengottesdienste, der zu Ampriani für die Seele meines verstorbenen Vaters gehalten werden soll, an den Tag und der Stunde daselbst sich einzufinden hat, um durch seine Gegenwart und mit seinem Gebete den Gottesdienst zu unterstützen. Seine christliche Liebe wird es ihm ohne Zweifel zur Pflicht machen, diesem guten Werke beizuwohnen; würde er sich aber dessen weigern, dann wehe, wehe, wehe." Darunter setzte ich mein Siegel, zwei gekreuzte Dolche, das auf der ganzen Insel so gut ist, als das Siegel des Königs. Ein ähnliches Einladungsschreiben schickte ich an die Dorfgemeinden umher, in welchem ich sie bat, ein Jeder möchte, um dem armen Pfarrer von Ampriani einen zu großen Aufwand zu ersparen, ein halb Pfund Wachs mit zum Opfer bringen. Sie sehen, wir gewissenhaft sie diesen Liebesdienst mir erweisen; wenn man sie dafür bezahlt hätte, könnten sie nicht eifriger gewesen seyn. Iura di Dio, ein jeder hat seine Kerze mitgebracht und hätte er dazu die Oster-

kerze an seiner Bettstätte nehmen müssen!“ Bei diesen Worten stieg er gleichfalls zu mir auf die Bank, von woaus sich die ganze Kirche übersehen ließ. Ich stand an seiner Seite; aber kaum hatte man vom Chore aus über diesen wogenden Wald von braunen Köpfen unsere zwei Gesichter hervorragen sehen, von denen das eine wenigstens nur allzu bekannt war, als sich unter der schwarzen Schaar der frommen Herrn eine eigene Bewegung kund gab. Der dumpfe und etwas schläferige Psalmengesang, der unter dem Kirchengewölbe leise verhallend hinstrich, wurde auf einmal munter und lebhaft; die Pausen wurden kürzer, die Antworten folgten sich schneller. Verstohlene und unruhige Blicke, die von allen Seiten her auf uns gerichtet wurden, verriethen nur allzu gut den Eindruck, den der Anblick meines gefürchteten Nachbarn hervorbrachte. Gallucchio bemerkte dieß so gut als ich; aber er sprach kein Wort, nur ein schnelles spöttisches Lächeln, das selbst dem Munde eines Mephistopheles nicht übel gestanden haben würde, krümmte seine schmalen scharfen Lippen. Er stieg herab und gab mir ein Zeichen, das Gleiche zu thun; wir gingen durch die Menge hin, die uns scheu auswich und verließen die Kirche.

„Wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen in mein kleines Haus einzutreten,“ sagte Gallucchio, indem er auf eine Casa am Ende des Dorfes losging, „so wird es mir ein Vergnügen seyn, sie mit einem kleinen Frühstück zu bewirthen. Dort gedenke ich auch den Herrn Pfarrern, die sich meinetwegen so weit herbemüht haben, einen kleinen Schmaus zu geben, der jedoch vielleicht nicht ganz nach ihrem Geschmack seyn wird.“ Begierig zu sehn, welchen neuen Streich er den armen Pfarrern zu spielen im Sinne hatte, von denen mancher zwölf Miglien weit hergekommen und einen bedeutenden Aufwand von Kerzen und Lungen gemacht hatte, folgte ich ihm ohne ein Wort zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit nach diesen Kriegsthaten Nakhoda Muda's, wofür er von dem ersten Minister des Sultans zu Bantam große Lobsprüche und das Amt erhielt, bei künftigen Streitigkeiten der Pangerans und Proatins (Häuptlinge der Dörfer) des Distriktes Samangka, die Untersuchung zu führen, und auf der Stelle Recht zu sprechen, Fälle von Todtschlag ausgenommen, deren richterliche Entscheidung sich der Sultan selbst vorbehalten, kam es in Bantam zwischen dem Sultan und den Gebirgsbewohnern zum Krieg. Der Anführer der Insurgenten war Ratu Bagus Buang, ein thätiger, verwegener Mann, dem keiner der Häuptlinge sich zu widersetzen wagte und dessen Befehlen Alle auf unbegreifliche Weise gehorchten. Sie versammelten sich unter ihm zu einem Angriff auf die Hauptstadt und bald hatten sie alle kleineren Städte in deren Umgebung im Besitz. Selbst in der Residenz war Alles, was nicht unmittelbar mit dem Hof in Verbindung stand, für Ratu Bagus gestimmt und nur drei feste Plätze, wovon einer Gadong Intam, dem Sultan und zwei, Pitchi (?) und Karang den Holländern gehörten, blieben, da die Besatzung Stand hielt, uneingenommen. Der Sultan hatte inzwischen Hülfe von Batavia erhalten, aber dennoch wurde der Krieg durch zwei Jahre mit unglaublicher Hartnäckigkeit geführt, da Ratu Bagus, der die Kunst verstand auf die Gemüther seiner Untergebenen zu wirken, ihnen vorgespiegelt hatte, daß sie nach Einnahme der Hauptstadt, weder dem Sultan noch der Kompagnie irgend eine Abgabe mehr zu entrichten hätten.

Als Kiria Minjan Nachricht von der Belagerung und wahrscheinlichen Einnahme der Hauptstadt Bantam erhielt, verließ er Samangka, um sich, da er in den Gebirgen von Bantam geboren war, der Partei Ratu Bagus anzuschließen. Der Ratu *) forschte nach der Stärke der malayischen Bevölkerung von Samangka, und auf Kiria's Versicherung daß sie leicht 250 waffenfähige Männer betrage, deren Anführer Nakhoda Muda sey, befahl ihm der Ratu schleunig nach Samangka zurückzukehren und ihm alle diese Malaven zuzuführen. Auf Kiria's Einwendung daß er nicht dafür stehen könne, ob auch alle geneigt seyn möchten, unter den Befehlen Sr. Hoheit zu dienen, erwiderte der Ratu: Wenn nicht Alle Dir folgen wollen, so bringe mir wenigstens 150 mit Güte oder mit Gewalt, und sollte ein Geist der Widersetzlichkeit sich zeigen, so sendest Du mir den Kopf des Anführers.

Nach dieser Unterredung schiffte sich Kiria von Kwala Charingan mit zwei großen Booten, von der Art die man Panchalang nennt, nach Samangka ein, und begab sich gleich nach seiner Ankunft zum Pangeran Wei Ratna von Beniawang, den er, als den angesehensten unter den Häuptlingen des Landes, von seiner Unterredung mit dem Ratu in Kenntniß setzte, ihm vertraute daß er eine Reise durch das Land mache, um die Gesinnungen der übrigen Chefs zu erforschen, und zuletzt noch mit dem Befehl des Ratu rücksichtlich der Malayen bekannt machte. Der Pangeran erwiderte, daß wenn die Hauptstadt sich dem Ratu unterwerfen müsse, so bleibe den Häuptlingen wohl keine Wahl, da jeder, der als Sultan in Bantam herrsche, das Recht habe Treue und Gehorsam zu fordern. — Zufällig wurde diese Unterredung von einem Mann Namens Radin Sapang, der dem Nakhoda Muda besonders zugethan war, belauscht und diesem sogleich mitgetheilt, der auf der Stelle alle Schiffseigner der Malayen, zehn an der Zahl, in seinem Hause versammelte, ihnen Das was Radin Sapang gehört hatte mittheilte, und sie aufforderte, ihre Meinung zu erklären. „Euer Entschluß, setzte er hinzu, muß augenblicklich gefaßt werden, denn eben jetzt ist Kiria Minjan bei dem Pangeran Wei Ratna um Bewaffnete zu sammeln, die er hieher führen wird.“ Mehrere der Anwesenden stimmten dafür, daß es das Beste sey, das zu bewilligen was der Agent des Ratu ihnen vorschlagen werde, während andere der entgegengesetzten Meinung waren. Da nun auf diese Art keine schnelle Vereinigung der Meinungen zu erwarten war, so schlug einer der Aeltesten vor, Muda's Rath zu hören, worauf dieser nach Zustimmung der Uebrigen sagte: „Nach meiner Meinung würde es sehr unklug von uns seyn, so lange der Sultan von Bantam unbesiegt ist, und die holländische Kompagnie noch zu Batavia besteht, uns für Ratu Bagu zu erklären. Was Kiria betrifft, wenn er es versuchen sollte, gegen uns anzurücken, so halte ich es für

*) So viel als ein Fürst der seine Besitzungen vom Landesherren zu Leben trägt.

gerathener ihm offene Gewalt entgegen zu setzen, als ihn durch Unterhandlungen hinzuhalten, denn ich bin fest überzeugt, Bantam wird nicht erobert, so lange der Sultan noch Beistand von Batavia erhält. Hier habt ihr meinen Rath.“ Einstimmig ward derselbe von der Versammlung angenommen, die nun auseinander ging, um sich und die Ihrigen ohne Zeitverlust zu bewaffnen, und die Stellungen, wo dem Feind am besten zu widerstehen war, zu besetzen.

Nakhoda Muda ließ sogleich zwei Praws ausrüsten, sie wohl mit Waffen und Munition versehen und gab jedem zwei erfahrne Leute an Bord, welche angewiesen waren die Mündung des Flusses zu besetzen, um Kiria Minjan's Boote aufzufangen. Das Schiffsvolk bestund aus gewählten Leuten unter Anführung Nakhoda Malini's der sich bei früheren Zügen gegen die Baju's *) hinlängliche Kenntniß vom Seekrieg erworben hatte, dann fertigte Muda ein kleines Fahrzeug nach Bantam, mit einem Schreiben an den Sultan und einem anderen an den holländischen Gouverneur Mynheer Sambirik **) ab, worin er beide von dem Vorgefallenen und dem Widerstand, den die Malayen den Insurgenten zu leisten entschlossen wären, unterrichtete. Der Ueberbringer dieser Briefe war Nakhoda Tangab, der zugleich ein Geschenk von getrockneten Fischen, Reis und reifen Betelnüssen für den Sultan und für den Gouverneur einiges Geflügel mit sich führte. Die Briefe kamen glücklich an; die Behörde schickte ohne Verzug zwei Schiffe, einen Drei- und einen Zweimaster, mit 300 Soldaten, Europäer und Bugis ***) an Bord ab, welche 8 Tage nach Absendung der Briefe bereits vor Samangka erschienen.

---

*) Eigentlich Waju's, ein Volk welches die Flüsse von Borneo und Celebes befuhr, größtentheils in seinen Booten lebte und der Seeräuberei beschuldigt wurde.

**) Dieser Name, welcher nach malayischer Schrift nicht anders gelesen werden kann, ist wahrscheinlich verstümmelt.

***) Eigentlich die Eingebornen eines Distrikts von Celebes; doch wird dieser Name gewöhnlich den eingebornen Soldaten, die auf den östlichen Inseln für europäischen Dienst geworben werden, beigelegt

(Fortsetzung folgt.)

Die Feier der pariser Juliustage zu Calcutta.

Dem Kanonendonner, der in den Juliustagen die Wiedergeburt der Freiheit durch die Welt rief, tönte aus allen Theilen der Erde das Jubelgeschrei der Völker als Widerhall entgegen. Die europäischen Nationen vergaßen und vergaben das Unglück, das Frankreich, dem eiteln Phantom des Ruhmes nachjagend, in zwanzigjährigen Kriegen über sie gebracht; selbst England öffnete die geballte Faust des alten Hasses und reichte versöhnt die Hand seinen Brüdern jenseits des Kanals; denn Alle fühlten, daß für Aller Heil der große Wurf gelungen; daß für Alle auf den Straßen von Paris das Ungethüm des Despotismus zu Boden geworfen worden.

Nach Calcutta gelangte die Nachricht von den drei glorreichen Tagen gegen Anfang dieses Jahres. In den ersten Tagen des Januars wurde dort ein Maskenball mit einem Mahle gegeben, zu dem gegen achthundert der vornehmsten Einwohner geladen waren. Der Saal, wo dieses Fest begangen wurde, war mit dreifarbigen Musselindraperien ausgeschmückt, und in der Höhe ober dem Orchester bemerkte man eine Trophäe, die aus den Fahnen Frankreichs und Englands und der mit ihnen verbündeten freien Nationen gebildet war. Den Fuß dieser Embleme bildete eine königliche Krone, unter der man die Worte las: „Konstitutionelle Monarchie, Charte, Charta magna.“ Neben der Krone erhoben sich zwei Schilde von in einander geschlungenen Händen gehalten, mit der Inschrift: 1688 und 1830, als Hinweisung auf die denkwürdigen Epochen, in denen die zwei mächtigsten Nationen Europa's ihre Freiheit vollkommen errungen.

Eine große Anzahl von Damen hatte in ihrem Putz die drei Farben auf mannichfaltige Weise angebracht. Die Männer trugen die dreifarbige Kokarde auf der Brust. Auch der birmanische Gesandte, mit einigen aus seinem Gefolge, wohnte dem Feste bei. Nach dem Mahle brachte Sir J. Hayes einen Toast auf das Wohl des Königs von England, „des ersten Seemannskönigs des vereinigten Königreiches“ aus, worauf der Obrist Baker den Toast auf das Wohl der französischen Nation mit folgenden Worten begleitete:

„Meine Herren und Damen! In dem Auftrage unsers Präsidenten, Ihnen den zweiten Toast vorzuschlagen, liegt für mich so viel Ehre als Vergnügen. Meine Herren aus Frankreich, einst unsere Nebenbuhler und stets mit uns im Kampfe auf dem ruhmvollen, aber traurigen Felde der Waffen, endlich sind wir, dem Himmel sey Dank, durch einen fünfzehnjährigen Frieden vereinigt. Es besteht zwischen uns keine Nationaleifersucht mehr als in den Künsten, in den Wissenschaften, in nützlichen Kenntnissen und in der Freiheit.

„Nachdem ich glückliche Jahre in Ihrem schönen Lande, in Ihrer prachtvollen Hauptstadt verlebt habe, gewährt es mir jetzt ein großes Vergnügen, Ihnen bei Gelegenheit der heldenmüthigen Thaten Ihrer Mitbürger, zu deren Feier wir uns hier vereinigt haben, unsern Glückwunsch und unsere Freude ausdrücken zu können. Fortan, hoffen wir, sollen unsere Fahnen vereint wehen, und das französische Trikolor mit dem dreifarbigen Kreuze Englands durch dauerhafte Freundschaft verbunden bleiben. Mögen sie stets die Fahnen der Freiheit der Welt und ihres Glückes bleiben!

„Ehre und Ruhm der tapfern Bevölkerung der Stadt Paris, die auf den Zuruf ihres Vaterlandes ihre Tyrannen zum zweiten Male wegen derselben Frevelthat gestürzt, die ihr Blut vergossen hat auf den Trümmern des Altars der Freiheit, um ihn herrlich unter dem Hause Orleans wieder aufzubauen.

„Endlich (wir dürfen uns mit diesem Glauben schmeicheln) werden die glorreichen Beispiele, die unsere zwei Nationen der Welt gegeben haben, an den Ufern der Donau, des Tajo und der Newa Nacheifer erwecken. Der Geist der Freiheit wird aus der ganzen Welt nur eine Republik bilden, in der die Gesetze herrschen und die Künste und die Wissenschaften. Wir werden keine Zwistigkeiten mehr haben; wir werden in philosophischer Ruhe über die traurigen Ursachen unserer alten Kriege, über unsere Verluste und unsere gegenseitigen Mißgriffe nachdenken. Ich gebe mir die Ehre, Ihnen als Toast vorzuschlagen: Auf das Wohl der französischen Nation, ihr Heil und ihre Wohlfahrt!“

Der französische Kapitän Guezenec erwiederte hierauf mit folgenden Worten:

„Verzeihen Sie dem Gefühle des Stolzes, der die hier versammelten Franzosen antreibt, den der französischen Nation ausgebrachten Toast zu erwiedern. Indem wir der Ereignisse gedenken, die unserm theuern Vaterlande sein Recht zur Freiheit und zum Glücke sichern, verkündigt uns auch der von Ihnen ausgebrachte Toast, daß die englische Nation die Gefühle theilt, von denen die Franzosen zu so großen patriotischen Thaten befeuert wurden. Diese Eintracht der Meinung, diese Vereinigung der Gedanken — muß sie nicht die sicherste Bürgschaft für die Dauer des Friedens und der gegenwärtigen Freundschaft zwischen Völkern seyn, die sich achten gelernt haben?“

Hierauf wurde die Gesundheit Ludwig Philipps ausgebracht, wobei der Kapitän Luco sich in folgenden Worten aussprach:

„Nach einem Siege, der über die Feinde der Freiheit und des menschlichen Glücks errungen wurde, hat die französische Nation einen Bürgerkönig auf ihren Schild erhoben, und indem sie ihn berief, einen Thron einzunehmen, auf dem fortan Freiheit und Gerechtigkeit sitzen müssen, zog sie das öffentliche und Privatleben Dessen in Erwägung, den sie als ihren ersten Bürger ausgerufen hat. Das Jahrhundert, dem er angehört, seine Erziehung, seine ersten Waffenthaten im Dienste der Freiheit unter der dreifarbigen Fahne und in der Reihe unserer republikanischen Schaaren rechtfertigen diese Wahl. Er hat die Mißgriffe gesehen, die den Thron zwei

Mal gestürzt haben. Seine Einwilligung ihn zu besteigen sagt uns, daß er sie zu vermeiden wissen wird; daß er der Nation, von der er die beste Legitimität erhielt, bei den Rechten erhalten will, die sie verdient. „Die Charte wird eine Wahrheit seyn," sagt er. Dieses Wort allein muß ihm die Herzen gewinnen. Die Herzen Englands geben ihm ihren Beifall; Sie, unsere Freunde in der Freiheit, wissen zu würdigen, was in diesem Worte des Prinzen Großes und Edelmüthiges liegt."

Während des Mahles ließ die Musik abwechselnd die Nationallieder Frankreichs und Englands hören; sie spielte das God save the King, die Marseillaise, vive Henri IV, und All Good Lasses.

Nach der Entfernung der Damen setzten die Männer die Mahlzeit bis in die späte Nacht fort, und trennten sich erst, als die Kanone des französischen Schiffes Diana den ersten Sonnenstrahl begrüßte.

Die Bekenntnisse eines Piraten.

(Schluß.)

Der seeräuberische Schooner wurde bald darauf nahe bei dem Cap Antonio an's Gestade geworfen und so beschädigt, daß man es für nöthig hielt, ihn vollends in den Grund zu bohren. Ein neuer Schooner wurde für sie von ihrem Freunde zu Havana besorgt und an das Cap gesendet. Auf diesem, die Picciana genannt, kreuzten sie mit vielem Glücke länger als vier Jahre Im Verlaufe dieser Zeit fiel eine Menge größerer und kleinerer Schiffe in ihre Hände und wurde wie gewöhnlich sammt der Bemannung vernichtet. Nur die Providence, ein Schiff aus Providence auf Rhode Island, kam mit einer Plünderung von 10.000 Dollars davon. „Es war ihm unmöglich, in die Ermordung seiner Landsleute zu willigen." Seine gegen jedes Mitleid verhärtete Seele konnte einer Regung der Vaterlandsliebe nicht widerstehen. Bald darauf erhielt er durch einen neuen Schooner „die Margarita" eine Verstärkung auf seinen Raubzügen.

„Als ich mich auf dem Schooner Margarita befand, erzählt der Pirat in seinen Geständnissen, „nahmen wir das amerikanische Schiff Karoline, und trieben es bei dem Cap Antonio auf den Strand. Aber bevor wir noch die Beute daraus an's Land schaffen konnten," wurden wir der „Entreprise" eines Kriegsschiffs der Vereinigten Staaten, ansichtig, das einen Theil seiner Mannschaft landen und uns angreifen ließ Ein Gefecht entspann sich, worin mehrere von meinen Leuten und unsern Gegnern getödtet wurden. Endlich in die Flucht geschlagen und ins Gebirge getrieben hielten wir uns hier einige Tage verborgen. Dann trennten wir uns, die Einen begaben sich nach Trinidad, auf der Südseite von Cuba, die Andern nach Havana. Die Mannschaft der Entreprise zerstörte unser Fort, und nahm die Ladung der Karoline, wie die unserer beiden Schooner, der Picciana und Margarita mit sich."

Bemerkenswerth ist Gibbs Antwort, als man ihn vor Gericht fragte, wie er so viele Menschen mit kaltem Blute habe morden können, während er doch schon im Besitz seiner Beute war.

„Die Gesetze," sagte er, „sind die Ursache so vieler Mordthaten. Der Seeräuber an sich wird schon mit dem Tode bestraft wie der Mörder; ich hatte also keine schwärzere Strafe zu erwarten, wenn ich mich Aller entledigte, die je gegen mich Zeugniß geben konnten. Fest überzeugt bin ich, daß bei Weitem weniger Mordthaten verübt würden, wäre nicht die Bestrafung für beide Verbrechen dieselbe."

Zu einer Zeit kreuzte Gibbs länger als drei Wochen an den Vorgebirgen von Delaware, in der Hoffnung, auf die Rebecca Sims, ein Schiff aus Philadelphia, zu stoßen, das, wie sie wußten, eine große Summe baares Geld an Bord hatte. Allein das Schiff lief in einer Nacht aus und die Beute entkam so ihren Händen.

Im Laufe des Jahres 1819 verließ Gibbs Havana und begab sich nach den Vereinigten Staaten mit einem Vermögen von mehr als 50.000 Dollars, das ihm sein blutiges Gewerbe eingetragen hatte. Nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen zu New-York ging er nach Boston, von wo aus er auf dem Schiffe Emerald nach Liverpool sich einschiffte. Bevor er jedoch an Bord ging, hatte er bereits einen großen Theil seines Blutschatzes durch Verschwendung und im Spiel verloren. Er hielt sich einige Monate zu Liverpool auf und kehrte dann nach Boston zurück. Sein damaliger Aufenthalt zu Liverpool ist außer seinem eigenen Geständnisse noch durch die Aussage einer Frau hergestellt, die dort mit ihm bekannt war und gegenwärtig in New-York sich befindet. Nach ihrer Angabe lebte er in Liverpool wie ein Mann von Stande und großem Vermögen. Eben über dieses Weib äußert sich Gibbs in seinem Geständniß mit folgenden Worten: „Ich faßte damals eine Leidenschaft für ein Weib, das ich für die Tugend selbst hielt; aber sie betrog mich, und leider muß ich bekennen, daß mein Herz, das nie erschüttert wurde bei dem Anblicke von Mord und Blutvergießen, weich wie ein Kind wurde. Ich stürzte mich in Zerstreuungen, um der Qualen los zu werden."

Nach seiner Ankunft zu Boston begab er sich nach Havana und begann sein Seeräuberleben von Neuem. Im Jahre 1826 besuchte er die Vereinigten Staaten, und da gerade zwischen Brasilien und Buenos-Ayres der Krieg ausgebrochen war, so faßte er den Entschluß, sein Glück in der Vertheidigung der Republik zu versuchen. Bei seiner Ankunft zu Buenos-Ayres stellte er sich dem Admiral Brown vor und gab sein Verlangen zu erkennen, im Seedienste eine Anstellung zu erhalten. Gibbs wurde auf einem Schiffe von 34 Kanonen, „Der fünf und zwanzigste Mai," als fünfter Lieutenant angestellt, auf dem er in dieser Eigenschaft vier Monate diente. Da es ihm gelungen war, das Vertrauen des Admirals Brown zu erwerben, so wurde ihm von diesem der Befehl über einen eigenen Schooner übertragen, auf welchem er von Buenos-Ayres auslief und mit zwei guten Prisen glücklich wieder dahin zurückkehrte. Hierauf kaufte er sich die Hälfte eines Baltimore Schooners und ging von Neuem unter Segel. Allein er gerieth sieben Tage darnach in Gefangenschaft und wurde nach Rio Janeiro gebracht, wo er bis zum Friedensschlusse blieb und dann nach Buenos Ayres und von da nach New-York zurückkehrte.

Ein Jahr später, während dessen er bald da bald dort sich aufhielt, erregte der Krieg Frankreichs mit Algier seine Aufmerksamkeit. Da er wußte, daß Frankreichs Handel reiche Beute hoffen ließ, so entschloß er sich, nach Algier zu gehen und dem Dey seine Dienste anzubieten. Er schiffte sich in dieser Absicht auf der Sally Anna nach Barcelona ein, von wo aus er sich nach Port Mahon begab, in Erwartung einer Gelegenheit, um nach Algier zu entkommen. Die Wachsamkeit der französischen Flotte hinderte ihn jedoch, sein Vorhaben auszuführen, und er begab sich nach Tunis. Von hier aus schiffte er sich nach Marseille ein und kehrte endlich wieder nach Boston und von da nach New-Orleans zurück. Hier nahm er unter der Schiffsmannschaft der Brigg „Vineyard" als gemeiner Matrose Dienst. Als man ihn befragte, wie er, bisher gewohnt, selbst zu befehlen, sich als gemeiner Seemann habe verdingen können, erwiederte er; er habe Beschäftigung gesucht, um den Schrecken der Erinnerung zu entfliehen.

Gibbs war zu Buenos-Ayres verheirathet, wo noch ein Kind von ihm lebt. Seine Frau ist gestorben. Durch eine seltsame Fügung des Zufalls theilt jetzt das nämliche Weib, mit der er zu Liverpool in Verbindung stand, mit ihm ein und dasselbe Gefängniß zu New-York. Seit seiner Verhaftung hat er an sie schon mehrmals Briefe geschrieben.

Hartnäckig verweigerte bis jetzt der Pirat, den Namen von irgend Jemand zu nennen, der an seinen Raubzügen Theil hatte. Doch gestand er, daß Viele seiner Genossen gegenwärtig in den Vereinigten Staaten leben. Obgleich er, setzt der amerikanische Berichterstatter hinzu, keine Spur einer Zerknirschung blicken läßt, so ist es doch nicht zu verkennen, daß er nur mit Abscheu seiner schuldbefleckten Vergangenheit gedenkt. Seit seinem Prozesse ist seine Gestalt einigermaaßen eingesunken, sein Gesicht blässer und das Feuer seiner Augen etwas erloschen; aber noch sind die Züge seiner kühnen, verwegenen und wilden Seele unverkennbar. Er ist gesprächig und mittheilend, und nur wenn er lächelt, nimmt der Ausdruck seines Gesichtes eine solche Milde und Freundlichkeit an, daß Niemand dahinter den grauenvollen Missethäter errathen würde.

Witzstacheln des Figaro.

St. Aulaire ist der Schutzpatron der Gehenkten.

*

Man sagt, Herr von Semonville hat der Regierung angeboten, auf seine Kosten eine Legion des Todes zu errichten, die ganz aus französischen Pairs bestehen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.


Google

